Wilhelm v. Kügelgen. Selbstbildnis.

Wilhelm v. Kügelgen

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wilhelm von Kügelgen

Erinnerungen

1802—1867

Erster Band:

Jugenderinnerungen eines alten Mannes

1802—1820

*

Zweiter Band:

Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes

1820—1840

*

Dritter Band:

Lebenserinnerungen des Alten Mannes

1840—1867

Verlag von K. F. Koehler, Leipzig

Wilhelm von Kügelgen

Jugenderinnerungen eines alten Mannes

1802–1820

V.E.S. 130 ck 1/1

Nach dem Original-Manuskript mit reichem, zumeist noch unveröffentlichtem Bilderschmuck herausgegeben von Professor Dr. Johannes Werner

*

24 J 1433

Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1924

W 1098

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Inhaltsverzeichnis

Über die neue Kügelgen-Ausgabe V
Die Kapitel-Einteilung der „Jugenderinnerungen“ VIII
Chronologische Inhaltsübersicht der „Jugenderinnerungen“ IX
Verzeichnis der Faksimiles und Bilder X
Der Familienkreis. Lebensdaten und Zusammenhang der in den „Jugenderinnerungen“ erwähnten Familienglieder XIII
Ein Blick in die Entstehung der „Jugenderinnerungen“ XIV
Zur Einführung: Das Leben des Vaters bis zu Beginn der „Jugenderinnerungen“ – Über die Herkunft der Familie und des Namens Kügelgen XVIII

*

Jugenderinnerungen eines alten Mannes ..... 1—353

*

Nachwort 353
Register 355

Folgende Bücher werden mit abgekürztem Titel angeführt:

Hasse = F. Ch. A. Hasse: Das Leben Gerhards von Kügelgen. Leipzig 1824.

Lebensbild der Mutter = Marie Helene von Kügelgen, geb. Zoege von Manteuffel. Ein Lebensbild in Briefen. Leipzig (jetzt Stuttgart) 1900. Wird zitiert nach der 8. Auflage 1922.

Copyright 1924 by K. F. Koehler, Leipzig
Nachdruck der aus dem Manuskript neu veröffentlichten Stellen und Berichtigungen verboten!

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Über die neue Kügelgen-Ausgabe

Diese neue, in ihrer äußeren Gestalt den im Herbst 1923 erschienenen „Lebenserinnerungen des Alten Mannes" angepaßte Ausgabe seiner „Jugenderinnerungen" bietet die erste ungekürzte und getreue Veröffentlichung des Original-Manuskriptes und darf zugleich als die erste kritische Ausgabe bezeichnet werden.

Die Handschrift der „Jugenderinnerungen" ist in unseren Besitz gelangt zugleich mit dem reichen Schatz von Briefen und Tagebüchern, Gedichten und anderen unveröffentlichten Manuskripten, Bildern und Zeichnungen, der uns von den Familien v. Kügelgen und Krummacher in ihren verschiedenen Zweigen, auch von Angehörigen der Familie Zoege v. Manteuffel und vielen anderen Seiten her anvertraut worden ist, um durch dessen Verwertung das Lebensbild Wilhelm v. Kügelgens abrunden und unsere Kenntnis seiner Persönlichkeit und seines Werks vertiefen und erweitern zu können.

In erster Linie soll jenes reiche Material dazu dienen, aus diesen Selbstzeugnissen das Lebensbild Wilhelm von Kügelgens während der Jahre seiner Entwicklung zu gestalten. Dieser neue Band wird unter dem Titel „Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes 1820–1840" in Kürze im gleichen Verlage erscheinen und dann die Lücke schließen, die bisher zwischen den mit dem Tode des Vaters 1820 abbrechenden „Jugenderinnerungen" und den erst mit dem Jahre 1840 einsetzenden „Lebenserinnerungen" bestand. Die Selbstbiographie Wilhelm v. Kügelgens (1802–1867) wird dann vollständig in drei Bänden vorliegen. In dieser Reihe werden fortan die „Jugenderinnerungen" (1802–1820) als erster, der in Vorbereitung befindliche Band über 1820–1840 als zweiter, und die bereits erschienenen „Lebenserinnerungen 1840–1867" als dritter Band zählen.

■

Unsere Ausgabe der „Jugenderinnerungen" ist seit der 1870 von Philipp v. Nathusius besorgten Ur-Ausgabe die erste, die wieder auf dem Original-Manuskript des Alten Mannes beruht; denn all die inzwischen erschienenen Ausgaben haben die Handschrift nicht zur Verfügung gehabt, sondern lediglich aus der Erstausgabe schöpfen können.

Bei der Vergleichung des Original-Manuskripts mit dem jetzt üblichen Texte ergab sich zunächst die überraschende Tatsache, daß in letzterem einige längere Partien fehlen, die bereits der Herausgeber der Erstausgabe gestrichen hat – wie es scheint, teils aus übertriebener Prüderie, teils aus Rücksichtnahme auf das Bernburger Herzoghaus, das damals in der erst 1902 verstorbenen Herzogin-Witwe Friederike noch bestand. Wir haben diese Stellen selbstverständlich in den Text aufgenommen. Neben diesen größeren Streichungen fanden sich in der Erstausgabe aber auch noch eine erhebliche Anzahl von kleineren Auslassungen sowie von Lesefehlern und Mißverständnissen, die dem Setzer und dem Herausgeber

untergelaufen sind. Auch diese Abweichungen von der Handschrift des Alten Mannes sind von den bisherigen Ausgaben durch die Jahrzehnte weitergeschleppt worden. Wir haben die Auslassungen überall ergänzt und die Fehler berichtigt.

Sodann zeigte sich, daß schon v. Nathusius, später in noch stärkerem Maße andere Herausgeber sich berufen gefühlt haben, das Deutsch des Alten Mannes zu „verbessern" und den Text sprachlich korrekter zu gestalten. Wir haben überall die ursprüngliche Lesart wiederhergestellt. Man lasse doch dem Alten Manne seine reizvolle persönliche Art, zu schreiben, die anmutet, als ob er behaglich am Kaminfeuer erzähle, und schulmeistere ihn nicht! – zum korrekten Normallesebuch für Schulen lassen sich die „Jugenderinnerungen" bei der Eigenart ihres Stils und ihrer volkstümlichen Ausdrucksweise nun doch einmal nicht frisieren.

So darf sich unsere Ausgabe mit Fug und Recht die erste ungekürzte und getreue Veröffentlichung der Handschrift des Alten Mannes nennen. Nur in einem Punkte sind wir bewußt von dieser abgewichen. Die oft recht willkürlich und unbekümmert um die Exaktheit geschriebenen Personennamen sind überall da, wo die richtige Schreibweise sich feststellen ließ, stillschweigend berichtigt worden.

Noch eins! Wilhelm v. Kügelgen schrieb Wörter wie „Jeder", „Alles", „Keiner" mit großen Anfangsbuchstaben. Das bietet gegenüber der nivellierenden modernen Schreibweise oft den Vorteil, daß der Sinn zumal verwickelter Sätze leichter und rascher verständlich ist und daß Wörter, die sonst gesperrt gedruckt werden müßten, schon durch diese Schreibweise betont erscheinen. Wir haben deshalb die Schreibweise des Alten Mannes vielfach beibehalten, auf die Gefahr hin, daß dadurch in unsere eigene eine gewisse Ungleichmäßigkeit hineingekommen ist.

*

Auch der Inhalt der „Jugenderinnerungen" ist genau nachgeprüft worden. Die Gelegenheit dazu bot namentlich der in unserer Hand befindliche Familienbriefwechsel. Sodann ergab auch die Vergleichung des biographischen und historischen Materials über die in den „Jugenderinnerungen" geschilderten Personen und Ereignisse die Möglichkeit, die Erzählung des Alten Mannes in ihren Einzelheiten auf ihre Richtigkeit hin zu kontrollieren.

Diese Nachprüfung des Inhalts ist keineswegs professoraler Pedanterie entsprungen, sondern galt der wichtigen Frage: Sind die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" als eine historisch zuverlässige Selbstbiographie zu werten oder als eine liebenswürdige Mischung von Wahrheit und Dichtung? Schon der Umstand, daß der Alte Mann all die vielen Einzelheiten fünfzig und vierzig Jahre, nachdem er sie erlebt, rein aus der Erinnerung ohne alle Unterlagen niedergeschrieben hat, berechtigte zu einigem Zweifel an der Zuverlässigkeit des Berichteten. Bestärkt wurde dieser Zweifel durch die eigenen Äußerungen (s. S. XV) in Briefen des Verfassers, daß er so Manches habe „erfinden"

müssen. Trotzdem hat die gewissenhafte Nachprüfung ergeben: Wohl sind dem Alten Manne einige nebensächliche Verwechselungen und kleine Irrtümer untergelaufen und haben sich ihm hier und da die Erinnerungen zeitlich etwas verschoben – aber, als Ganzes betrachtet, entspricht der Inhalt durchaus der historischen Wirklichkeit. Nicht nur in allem Wesentlichen, sondern auch in fast allen kleinen Details stimmt die Erzählung mit den aus anderweitigen Quellen festzustellenden Tatsachen und Verhältnissen überein. Die „Jugenderinnerungen" sind also nicht nur ein liebenswürdiges Unterhaltungsbuch, sondern als getreue und zuverlässige biographische und zeitgeschichtliche Quelle zu werten. Die Poesie hat ihren Inhalt vergoldet, aber nicht beeinflußt.

Aus unserer Nachprüfung des Textes und Inhalts wie aus dem Bedürfnis nach Erläuterungen hat sich eine erkleckliche Anzahl von Anmerkungen ergeben. Um dadurch nicht den einen Teil der Leser zu erschrecken, sei von vornherein betont: Wer lediglich die Absicht hat, sich an der gemütvollen Erzählung, ihrer plastischen Darstellung und kraftvollen, bilderreichen Sprache zu erfreuen, an dem Ernst und der Frömmigkeit des Alten Mannes sich zu erbauen, an seinem trockenen Humor sich zu erquicken, an seiner Lebensweisheit sich zu bereichern – der lasse die Anmerkungen, wie auch unsere „Einführung" und anderen Zutaten, ruhig bei Seite! Sie sind für den Genuß des Buches nicht erforderlich. Willkommen aber werden sie denen sein, die bei der Lektüre zugleich biographisch und kulturgeschichtlich interessiert sind; und geboten erschienen sie uns, nachdem die „Jugenderinnerungen" nunmehr den ersten Band einer dreibändigen Selbstbiographie bilden.

Im Register ist, damit man sich jederzeit über eine im Text vorkommende Person orientieren kann, bei jedem Namen diejenige Stelle, an der die biographische Notiz zu finden ist, durch ein Sternchen bezeichnet. Da ferner auch eine Anzahl von Erläuterungen, die wir erst während der Drucklegung erlangten, im Register untergebracht ist, wird dieses wohl in jedem Falle die gewünschte Auskunft vermitteln. Auch die Seiten, bei denen die Abbildungen stehen, sind im Register angegeben.

Den besonderen Stolz dieser Ausgabe bildet ihr reicher und intimer Bilderschmuck. Wir danken ihn der gütigen Bereitwilligkeit und freudigen Unterstützung, die unser Bestreben bei den vielen, im Bilderverzeichnis genannten Gönnern unseres Werkes in allen deutschen Gauen vom Rhein bis Riga und Reval gefunden hat, insbesondere aber dem Enkel des Alten Mannes, Herrn Oberstleutnant a. D. Wilhelm v. Kügelgen, der uns den unerschöpflichen Schatz des künstlerischen Nachlasses seines Großvaters zur Verfügung gestellt hat. Daß der Verlag die Sammlung und Reproduktion dieser Bilderfülle in großzügiger Weise ermöglichte, werden ihm die Freunde des Alten Mannes besonders danken.

Leipzig, 30. September 1924 Joh. Werner

Die Kapitel-Einteilung der „Jugenderinnerungen"

Erſter Teil: Seite 1–45

Kap. I: Der Anfang. Das Harm'ſche Haus. Der Schreihals. Die Königspfalz: 1 – Kap. II: Vor dem Seetore. Paradieſespforten. Halluzinationen: 8 – Kap. III: Der Komet von 1806. Dienſtboten. Ein Hageſtolz. Andere Freunde: 15 – Kap. IV: Die Mutter. Ich falle unter die Mädchen. Ein Blick auf den Vater: 22 – Kap. V: Zuwachs. Die Reiſe nach dem Norden. Das Dörfchen. Der Geburtstag: 28. Kap. VI: Das Amtshaus. Das Krankenzimmer: 38

Zweiter Teil: Seite 45–100

Kap. I: Die Kaiſerlichen: 45 – Kap. II: Ob Herr Senff ein Heiliger geweſen. Unterricht. Beluſtigungen. Kurioſes Zeug. Die Töpfer. Der Sprachloſe: 48 – Kap. III: Abermals eine Luſtreiſe. Der Pfarrgarten. Gelehrtes über die Moritzkirche. Lorchen. Der Eßſchlaf und die erſte Leiche. Mein Geheimnis. Die Harzreiſe: 60 – Kap. IV: Der Komet und Margarete. Napoleon: 73. – Kap. V: Von kleineren Größen. Chriſtliche Influenzen: 78. – Kap. VI: Die Neuigkeit des Stiefelputzers. Die Exploſion. Die Ruſſen: 86. – Kap. VII: Die Preußen und die beiden Ateliers: 93 – Kap. VIII: Goethe: 96

Dritter Teil: Seite 100–158

Kap. I: Das Haan'ſche Inſtitut und Kanonaden. Der Rückfall: 100 – Kap. II: Zelebritäten. Gemüts- und Fußbewegung: 105 – Kap. III: Bedrängniſſe und Schreden. Ein Kindermord und ſeine Folgen. Mein Vater will ſich nicht einſperren laſſen: 112 – Kap. IV: In Ballenſtedt. Ein Beſuch bei Hofe. Schul- und Straßenleben: 117 – Kap. V: Die jugendlichen Verbrecher: 128 – Kap. VI: Die Erhebung. Ich mache Ernſt: 131 – Kap. VII: Mein Bruder verändert ſich. Mein Schweſterchen. Die Thüringſche Reiſe: 135 – Kap. VIII: Hummelshayn. Jagdfreuden. Der Hetzgarten. Oheim und Muhme: 141 – Kap. IX: Der Oelzweig. Nur eine ganz kurze Geſchichte. Die Aſiaten: 148 – Kap. X: Rieſeneck und Orlamünde. Drakendorf: 154

Vierter Teil: Seite 159–195

Kap. I: Die Rückkehr des Königs. Die Angerſche Schule. Der Genius der Kunſt. Die Kindesmörderin: 159 – Kap. II: Gewinn und Verluſt: 168 – Kap. III: Das Begerhaus. Die Nachkommen des Pontius Pilatus. Die Geiſterpoſt. Eine Beſchwörung: 174 – Kap. IV: Franz. Der Tod: 185 – Kap. V: Marie und Marianne. Ein Wunder. Die Betörten: 189

Fünfter Teil: Seite 195–224

Kap. I: Die Tabakspfeife. Rollers Herkommen: 195 – Kap. II: Unterricht und Arbeit. Die Mahlzeit. Geſellige Freuden. Geheime Elternkraft: 206 – Kap. III: Die Konfirmation. Die Nachleſe: 216

Sechſter Teil: Seite 224–274

Kap. I: Täuſchungen. Der Dom. Der Schloßbeden. Der erſte Roman: 224 – Kap. II: Ballenſtedt: 234 – Kap. III: Ankunft in Bernburg. Die Hausgenoſſen. Wie man ſich bei Damen inſinuiert. Muſikaliſche Leiſtungen. Zwei Kanzeln. Die Schule: 238 – Kap. IV: Eine Entſcheidung fürs Leben. Der Verfaſſer ergibt ſich der Demagogie. Meine Wirkſamkeit bei Hofe. Das Aktenſtück. Die Heimreiſe: 255

Siebenter Teil: Seite 274–353

Kap. I: Berufsſtudien. Meine Kommilitonen. Der Künſtlerverein. Die Bedeutung des altdeutſchen Rockes: 274 – Kap. II: Warum es wieder nach Lauſa geht. Die Hausväter. Roller und ſeine Gemeinde. Wie es weiter in Lauſa herging: 291 – Kap. III: Gegenſätze. Anderweitige Folge. Der letzte Sommer: 306 – Kap. IV: Die Nachtwandler. Der Held wird müde. Ich werde clairvoyant. Wie es weiter wurde. Der Krüppel von Hohenſtein. Die Reiſeabenteuer gehen zu Ende: 316 – Kap. V: Der Grundbeſitz: 337 – Kap. VI: Ein guter Lehrer. Der Aktſaal. Die Ohren gehen mir auf: 339 – Kap. VII: Noch ein Blick auf Lauſa: 347 – Schluß: 351

Chronologiſche Inhaltsüberſicht

zu den

Jugenderinnerungen eines alten Mannes

1802–20

Kindheit 1802/9

1802–1805:	In Rußland und am Rhein	1
Seit Mai 1805:	In Dresden im Teymannſchen Hauſe	8
Sommer 1808:	Landleben in Lotzdorf	31
Seit Herbſt 1808:	Im „Gottesſegen" zu Dresden	35

Knabenzeit 1809/17

Seit Juni (Okt.) 1809:	In Herrn Senffs Zucht	45
Sommer 1811:	Im Pfarrhaus zu Halle	60
1812–1813:	Die Napoleoniſche Zeit	75
Aug. 1813/Febr. 1814:	In Ballenſtedt	115
Febr./Aug. 1814:	In Hummelshain	141
1815–1817:	In der Angerſchen Schule zu Dresden und auf dem Begerhäuschen	159
März 1817:	Bei Koller in Lauſa zur Konfirmation	195

Gymnaſiaſt 1817/18

April 1817:	Auf dem Merſeburger Schloß	224
Frühjahr 1817:	Auf Schloß Ballenſtedt	234
Johanni 1817/18:	Auf dem Gymnaſium zu Bernburg, im Hauſe des Atti	238
Weihnachten 1817:	In Dresden: Berufsentſcheidung S. 255.	
Pfingſten 1818:	Auf Schloß Ballenſtedt S. 264.	

Kunſtſchüler 1818/20

Johanni 1818	Im Zeichenſaal und (ſeit Okt.) in der Gipsklaſſe der Dresdener Kunſtakademie	274
Winter 1818/9:	Exil in Lauſa	294
	Die Wendung des Vaters zur Kirche S. 306.	
Frühjahr 1819:	Junggeſellenleben mit dem Vater	311
Sommer 1819:	Wanderung nach Hummelshain und Hohenſtein und der neue Weinberg	316
Winter 1819/20:	Als Schüler des Vaters im Gipsſaal und im Aktſaal	339
März 1820	Konfirmation des Bruders und Tod des Vaters	347

Verzeichnis der Faksimiles und Bilder

Faksimiles

Der Anfang der Handschrift der „Jugenderinnerungen“ . . . . . S. XXIV
Kurkölnischer Reisepaß von 1791 für Gerhard und Carl Kügelgen . . bei S. XVI
Eintrag Pastor Rollers im Konfirmandenbuch der Kirche zu Lausa . . S. 218
Brief des Vaters zu Wilhelms Konfirmation . . . . . S. 219
Musikalische Komposition eines Gedichtes des Atti von A. Harder . . S. 241
Glückwunschbrief der Eltern zu Wilhelms Geburtstag 1817 . . . . . S. 256
An die Kusine Lilla. Jugendgedicht von Wilhelm v. Kügelgen 1818 S. 304
Glückwunschverse Wilhelms zum Geburtstag der Schwester 1818 . . . S. 305

Familienbilder

Wilhelm v. Kügelgen. Selbstbildnis 1823 in Pell für die Kusine Sophie v. Stackelberg. Ölgemälde, im Besitze des Herausgebers Titelbild

Wilhelm v. Kügelgen und das Schwesterchen Maria. Miniaturen von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover. Photogr. von Odemar-Tiedemann in Dessau bei S. 1

Wilhelm v. Kügelgen mit dem Bruder Gerhard 1806. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, in gleichem Besitz. Photogr. von Rob. Preil in Hannover . . . . . „ S. 16

Die Geschwister Wilhelm, Gerhard und Adelheid. Ölgemälde von Caroline Bardua, vollendet von Gerhard v. Kügelgen. In gleichem Besitz. Photogr. von Rob. Preil in Hannover . . . . . „ S. 113

Wilhelm v. Kügelgen. Selbstbildnis aus der Studienzeit. Tuschzeichnung, im Besitz des Städtischen Kunstmuseums zu Riga. Photogr. von Arnold Calit in Riga . . . . . „ S. 353

Der Bruder Gerhard. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Dr. med. Ernst v. Kügelgen in Reval . . . . . „ S. 65

Der Bruder Gerhard. Getönte Bleistiftzeichnung von Gerhard v. Kügelgen, in gleichem Besitz . . . . . „ S. 240

Der Bruder Gerhard sechzehnjährig. Bleistiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen, im Besitz von Fräulein Welly v. Kügelgen in Berlin „ S. 352

Der Vater Gerhard. Selbstbildnis 1791. Ölgemälde, im Besitz der Lesegesellschaft zu Bonn. Photogr. von Heinr. Rose in Bonn . . „ S. XVI

Der Vater Gerhard und sein Zwillingsbruder Carl 1794 in Rom. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, in gleichem Besitz. Nach einer Kopie im Besitz des Herrn Pfarrer em. Lic. Constantin v. Kügelgen in Chemnitz. Photogr. von Pickenhahn & Sohn in Chemnitz . . . „ S. XVI

Der Vater Gerhard. Selbstbildnis 1807. Ölgemälde, im Besitz des Herrn Generalarzt Dr. Krummacher in Kassel. Photogr. von Ernst Braun in Kassel . . . . . „ S. 17

Der Vater Gerhard. Selbstbildnis 1814. Ölgemälde, im Besitz des Herrn Oberstleutn. v. Kügelgen. Photogr. von Rob. Preil in Hannover „ S. 161

Der Vater Gerhard. Selbstbildnis. Rötelzeichnung, in gleichem Besitz. Photogr. von Rob. Preil in Hannover . . . . . „ S. 161

Die Mutter Helene (Lilla) Marie, geb. Zoege v. Manteuffel. Jugendbildnis, Ölgemälde von (?) Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Dr. Kurt Zoege v. Manteuffel, Direktor des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn in Dresden . „ S. 12

Die Mutter Helene Marie. Miniatur von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz von Frau Pfarrer Rothfuchs, geb. Smend, in Burgsteinfurt in Westfalen. Photogr. von Rothe & Kiepker in Burgsteinfurt . „ S. 81

Die Großeltern Kügelgen. Zwei Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Dr. Ernst v. Kügelgen in Reval . . bei S. XVII
Die Großeltern Zoege v. Manteuffel. Zwei Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Dr. Kurt Zoege von Manteuffel in Dresden. Photogr. von Markert & Sohn in Dresden . bei S. XXIV
Der Onkel Heinrich Zoege v. Manteuffel. Getönte Bleistiftzeichnung von Gerhard v. Kügelgen 1804, in gleichem Besitz. Photogr. von Markert & Sohn in Dresden . . . . . bei S. 12
Der Onkel Georg v. Bock. Nach einer alten Sepiaskizze, im Besitz der Baronesse Lizzie Zoege v. Manteuffel in Berlin . . . . . „ S. 96
Der Onkel und die Tante v. Ziegesar. Zwei Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz von Frau Mense v. Breitenbuch, geb. Freiin v. Münchhausen, auf Brandenstein bei Ranis in Thüringen. Photogr. von G. E. Seige in Pößneck . . . . . „ S. 145

Bekannte und Freunde

Erbprinz Alexander Carl von Anhalt-Bernburg, achtjährig. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Herzoglichen Hauses Anhalt. Photogr. von G. Bernhard in Ballenstedt . . . . . „ S. 128
Erbprinz Alexander Carl, zwölfjährig. Ölgemälde von Hofmaler Kehrer oder Gerhard v. Kügelgen, im Besitz von Herrn Dr. H. Siebert in Bernburg. Photogr. von A. Mandler in Bernburg . . . . . „ S. 240
Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg. Ölgemälde von (?) Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Herzoglichen Hauses Anhalt. Photogr. von G. Bernhard in Ballenstedt . . . . . „ S. 128
Caroline Bardua. Nach der Zeichnung von Anton Graff . . . . . „ S. 129
Die Gräfin zu Dohna. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen 1819. Nach einer Kopie in Fürstlich Stolbergschem Besitze, Schloß Wernigerode „ S. 81
Der Maler Anton Dräger. Zeichnung von Joseph Hermann, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn „ S. 273
Der Maler Caspar David Friedrich. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz von Fräulein Adelheid Krummacher in Kassel. Photogr. von Ernst Braun in Kassel . . . . . „ S. 80
Goethe. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Freiherrn Alexander v. Bernus auf Stift Neuburg bei Heidelberg . . . . „ S. 97
Prof. Ferdinand Hartmann. Selbstbildnis. Zeichnung, im Besitz des Stadt-Museums zu Dresden. Photogr. von B. Schulze . . . . . „ S. 336
Theodor Körner. Zeichnung von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Körner-Museums zu Dresden. Photographie von Markert & Sohn „ S. 112
F. A. Krummacher. Bleistiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover . . . . „ S. 256
F. A. Krummacher mit seiner Frau. Scherenschnitt von Mathilde Krummacher, im Besitz des Herrn Landrat a. D. Geheimrat Dr. Krummacher in Wernigerode. Photogr. von K. A. Hellmund daselbst „ S. 257
Onkel Leis. Nach einem alten Stiche, im Besitz des Herrn Ingenieur Pfleumer in Loschwitz . . . . . „ S. 13
Prof. Friedrich Müller. Selbstbildnis. Zeichnung, im Besitz des Stadt-Museums zu Dresden. Photogr. von B. Schulze in Dresden . . . . „ S. 336
Pastor Roller. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen 1817, im Besitz der Kirche zu Lausa. Photogr. von Markert & Sohn in Dresden . . „ S. 208
Fräulein Schäfer in Ballenstedt. Ölgemälde von Hofmaler Kehrer, im Besitz des Herrn Oberzollinspektor Hengstenberg in Osnabrück. Photogr. von Rud. Lichtenberg in Osnabrück . . . . . „ S. 129
Der Jugendfreund August Schönberg. Bleistiftskizze von Wilhelm v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Oberstleutnant von Kügelgen „ S. [illegible]

Adolf Senff. Bleistiftzeichnung von (?) Wilhelm v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Ingenieur Pfleumer in Loschwitz . . . . . bei S. 48
Superintendent Dr. Senff in Halle. Zeichnung von Gerhard v. Kügelgen, gestochen von Carl Senff. In gleichem Besitze . . . . . „ S. 13
Senator Dr. Wilhelm Volkmann und seine Frau Friederike Tugendreich, geb. Zink. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Professor Hans v. Volkmann in Karlsruhe . . . . . „ S. 49
Alfred Volkmann. Pastellporträt von (?) Adolf Senff, in gleichem Besitze „ S. 65
Der Maler Simon Wagner. Zeichnung von August Richter, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn. „ S. 272

Landschaften und Gebäude

Im Park von Alt-Harm. Nach einem alten Aquarell, im Besitz von Frau Pastor Smend, geb. Krummacher, in Bielefeld. Photogr. von H. Baumann in Bielefeld . . . . . „ S. 5
Schloß Ballenstedt. Nach einem alten Aquarell, im Besitz des Herrn Geheimrat Starke in Ballenstedt . . . . . „ S. 241
Das Begerhäuschen in Loschwitz. Nach einem alten Aquarell, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover . . . . . „ S. 193
Die Superintendentur in Bernburg. Photogr. R. Mandler in Bernburg „ S. 241
Das Haus „Gottessegen" in Dresden-Neustadt. Nach einer Photogr. „ S. 33
Hummelshain. Nach einem alten Aquarell, im Besitz des Herrn Hofmarschall v. Breitenbuch auf Weißeneck bei Rudolstadt . . . . . „ S. 144
Der Schloßhof von Hummelshain, vor dem Brande von 1820. Nach einer Porzellanmalerei in gleichem Besitze. Photogr. von Hugo Löfche in Rudolstadt . . . . . „ S. 144
Der Friedhof zu Pawlosk. Ölgemälde von Carl v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Pfarrer em. Lic. Constantin v. Kügelgen in Chemnitz. Photogr. von Pickenhahn & Sohn in Chemnitz . . . . . „ S. 4

Gemälde und Zeichnungen

Ferdinand Berthold: Am Sonntag. Zeichnung 1830/31. Aus der bei C. G. Börner in Leipzig erschienenen Mappe, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn . . . . „ S. 273
Heinrich Cotta. Vier Radierungen. Im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn in Dresden . . . . „ S. 289
Gerhard v. Kügelgen: Der Sturz des Luzifer (Napoleon). Nach der im Besitz des Herrn Geheimrat Starke in Ballenstedt befindlichen Skizze des Künstlers zu seinem Ölgemälde 1814 . . . . . „ S. 160
J. N. Perour: Mad. Hendel-Schütz in ihren Attitüden. Entnommen dem im Besitz des „Vereins für Theatergeschichte" in Berlin befindlichen Werke „Pantomimische Stellungen von H. Hendel, gezeichnet von Jos. Nicolaus Perour" (25 Kupfertafeln. Frankfurt a. M. 1809) „ S. 192
Raffaels Loggien-Fresko „Scheidung von Land und Meer" nach der Radierung von Nicolas Chapron. Aus der im Besitz des Dresdener Kupferstichkabinetts befindlichen Ausgabe von Robert-Dumesnil. Photogr. von Markert & Sohn in Dresden . . . . . „ S. 32
Raffaels Sixtinische Madonna. Original in der Gemäldegalerie zu Dresden, im Jahre 1808/9 kopiert von Gerhard v. Kügelgen . . „ S. 64

Jugendkompositionen Wilhelm v. Kügelgens

sämtlich im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover.

Der erste Ritter Kügelgen. Getönte Zeichnung . . . . . „ S. 337
Totenpredigt im Dome zu Merseburg. Aquarellierte Zeichnung . . „ S. 209
Skizze zu Goethes Ballade „Der Totentanz". Aquarellierte Zeichnung „ S. 288
Genovefa. Farbige Skizze . . . . . „ S. 288

Bibl. Universitäts Ljpz.

Wilhelm v. Kügelgens Familienkreis

Lebensdaten und Zuſammenhang der im Buche erwähnten Familienglieder.

Alexander Georg Wilhelm v. Kügelgen, * 20. XI. 1802 in St. Petersburg, † 25. V. 1867 als Kammerherr und Profeſſor in Ballenſtedt, ſeit 1833 Hofmaler daſelbſt, × 18. VI. 1827 mit **Julie Krummacher** (1804–1909), Tochter des Atti.

Eltern: **Gerhard v. Kügelgen**, * 6. II. 1772 in Bacharach, † 27. III. 1820 als Profeſſor an der Kunſtakademie in Dresden, × 15. IX. 1800 mit **Helene (Lilla) Marie Zoege v. Manteuffel**, * 24. XI. 1774 zu Eigſtfer (Eſtland), † 24. V. 1842 in Ballenſtedt.

Großeltern: **Franz Kügelgen**, * 6. IX. 1738 (? 1727) in Bacharach als Sohn des Saalſchultheiß Ferdinand Kügelgen (1694–1756), † 1788 daſelbſt als Kurkölniſcher Hofkammerrat, × mit **Maria Juſtina Högg**, * 27. XII. 1744 als Tochter des Schultheiß Joh. Sebaſtian Högg in Rhens a. Rhein, † Ende März oder April 1805 daſelbſt.

Wilhelm Johann Zoege v. Manteuffel, Kaiſerl. Ruſſ. Garde-Hauptmann a. D., Erbherr auf Eigſtfer, Poll, Neu-Harm, Kurküll, Herr auf Alt-Harm in Eſtland, * 9. III. 1745 zu Poll, † 16. III. 1816 zu Kurküll, × 1770 mit **Helene Henriette v. Bock** (Tochter des Livländiſchen Landrats Bernhard Johann v. Bock, † 1768), * 30. VII. 1749 zu Kerſel, † 21. V. 1833 in Reval.

Geſchwiſter: **Maria** * 19. V. 1801 in St. Petersburg, † 20. VII. 1802 in Pawlosk bei St. Petersburg.

Gerhard * 11. V. 1806 in Dresden, † 28. XII. 1883 in Reval, Landwirt, zuerſt Herr auf Ferſenau, dann Verwalter des Adligen Fräuleinſtifts Finn in Eſtland, × 1827 mit ſeiner Kuſine **Wilhelmine v. Kügelgen** (1808 bis 1889), Tochter des Onkels Carl.

Adelheid, * 10. II. 1808 in Dresden, † 11. XI. 1874 in Osnabrück, × 1835 mit **Julius Krummacher** (1807–1893), Pfarrer in Tecklenburg, Sohn des Atti und Bruder von W. v. K.s Frau.

Onkel: **Carl v. Kügelgen**, Zwillingsbruder von W. v. K.s Vater, * 6. II. 1772 zu Bacharach, † 9. I. 1832 in Reval als Kaiſerl. Ruſſ. Hofmaler, × 1807 mit **Emilie Zoege v. Manteuffel** (1783–1835), Schweſter von W. v. K.s Mutter.

Onkel: **Heinrich Zoege v. Manteuffel**, Bruder von W. v. K.s Mutter, * 1779 zu Woiſeck, † 1833 zu Kurküll, × 1818 mit **Anna Gräfin Ducker**.

Onkel: **Georg v. Bock** * 1791 in Riga, † 1872 in Genf, wo er als Kaiſerl. Ruſſ. Oberſt a. D. ſchon ſeit Jahrzehnten lebte, unvermählt, hochmuſikaliſch, auch Komponiſt; er war ein direkter Vetter von W. v. K.s Mutter, indem ſein Vater Georg v. Bock auf Woiſeck ein Bruder von W. v. K.s Großmutter, geb. v. Bock, war.

Tante: **Marie Freifrau v. Ziegeſar**, geb. v. Berg, * 3. VII. 1786 zu Eiſeküll, × 1806 mit Oberforſtmeiſter **Friedrich v. Ziegeſar** in Hummelshain, † 16. IX. 1821 zu Reval; ſie war eine Kuſine zweiten Grades von W. v. K.s Mutter, indem ihre Mutter, eine geb. v. Sivers, die Kuſine von W. v. K.s Großmutter, geb. v. Bock, war.

Kuſine: **Helene (Lilla) Kügelgen**, Tochter von W. v. K.s Vatersbruder Joſeph (1770–1821), * 1. XII. 1804 zu Rhens a. Rhein, † 15. V. 1858, × 1823 mit ihrem Vetter Karl Holthoff, Sohn der älteſten, mit dem Regierungsrat Franz Holthoff verheirateten Vatersſchweſter Marianne Kügelgen.

Ein Blick in die Entstehung der „Jugenderinnerungen"

Wilhelm v. Kügelgen hat die Aufzeichnung seiner Jugenderinnerungen im Jahre 1854 oder 1855 begonnen und das Manuskript zu Ende 1864 oder Anfang 1865 vollendet. Es sind die Jahre, da er als Kammerherr seinen kranken Herzog betreute, seit 1855 im weltfernen Schlosse Hoym, und dann die Zeit des durch seine Außerdienststellung nach dem Tode des Herzogs 1863 und durch die zunehmende eigene Kränklichkeit bedingten Stillebens eines alten Mannes, dem „das Schreiben" die „einzige Ressource" ist (Lebenser. S. 362). In diesen Jahren des absteigenden Lebens sind die bunten Bilder seiner Jugend vor seinem Auge wieder aufgestiegen, er hat sie gestaltet, mit dem Zauber seiner Persönlichkeit erfüllt und so dem deutschen Volke ein geistiges Kleinod beschert, sich selbst damit, ohne es zu ahnen, ein monumentum aere perennius schaffend.

Die Entstehung des Werkes läßt sich in W. v. K.s Briefen bis ins einzelne verfolgen. Einige Stellen seien hier angeführt. Sie zeigen u. a., wie der Alte Mann sich über die Art seiner Schilderung von vornherein klar gewesen ist, über die zeitliche Grenze aber, bis zu der er die Schilderung fortführen solle, lange geschwankt hat, und sie offenbaren, mit welcher Treue, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit er an seinem Manuskript gestaltet und gefeilt hat, bis es ihm selbst genügte.

An die Schwester Adelheid

Ballenstedt, 7. Febr. 1855. Mit der Geschichte meines Lebens bin ich jetzt fertig bis zu meinem sechsten Jahre, das macht sechs Bogen. Ich dachte es bis zu meiner Ankunft in Ballenstedt 1833 fortzuführen und „Erinnerungen aus dem Leben eines Malers" zu betiteln oder ähnlich. Weiter würde es sich wenigstens für den Druck nicht eignen. Das Herz schwillt einem manchmal recht an, wenn man sein Leben so Schritt für Schritt wieder durchgeht. Es ist gar wunderlich und nochmals wunderlich und abermals wunderlich. Hätte man nicht mit der enormen technischen Schwierigkeit der Form zu kämpfen, so würde man's gar nicht aushalten. Bei meinem erfolglosen Leben muß übrigens die Form der Erzählung für den Inhalt eintreten, und ich habe gefunden, daß die einfachsten Sachen doch interessant werden, wenn man ihnen nur den rechten Ausdruck giebt. – Der größte Fehler, den man bei Biographieen machen kann, ist übrigens, daß man zuviel ordnet und klassifiziert. Ich erzähle alles durcheinander, wobei es freilich oft sehr schwierig wird, die einzelnen Gegenstände mit einander zu verbinden; dafür gewinnt aber das Bild den munteren und buntscheckigen Charakter der Wirklichkeit. Blüher [s. S. 196 Anm.] hat Rollers Leben in lauter einzelne Quartiere abgeteilt: im einen wohnen seine Freunde, im andern seine Feinde, im dritten seine Freuden,

im vierten seine Leiden; seine Amtstätigkeit, Kinderzucht usw. alles besonders, und nur das Interessanteste, seine Sonderbarkeiten und Ungezogenheiten sind ausgelassen worden. Das werde ich denn nachholen, soweit ich kann.

An den Bruder Gerhard

Schloß Hoym, 1. April 1856. Ich plage mich jetzt seit etwa einem Jahre mit der Aufzeichnung meiner Lebensgeschichte herum. Es ist so lange her mit den alten Geschichten, sie müssen alle von neuem erfunden werden, und wenn ich gewußt hätte, wie schwer das ist, so würde ich mich gar nicht damit befaßt haben. Nun habe ich aber einmal angefangen und, wenn Gott mich leben läßt, will ich's auch vollenden, d. h. wenigstens die erste Jugendgeschichte. Später müßte ich zu sehr in mein inneres Leben steigen, wozu Männer keine Lust haben, und von meinen äußeren Erlebnissen müßte ich das Interessanteste verschweigen. Solche Rückblicke sind ebenso süß als bitter, besonders beschwerlich aber in Beziehung auf schriftliche Darstellung. In meiner Erinnerung schwimmt alles noch chaotisch durcheinander und muß vorerst gesondert und geordnet werden, wobei mir mein geistiges Tastvermögen hilft. Ich wundere mich selbst, wie ich mich so zurechtfinden kann. Auch der Stil macht mir weit mehr Not als bei den beiden kleinen Schriften abstrakten Inhalts, die ich bereits verfaßt habe; vielleicht weil bei meinen unbedeutenden Erinnerungen Alles auf die Darstellung ankommt. Nicht das Was, sondern das Wie ist hier die Hauptsache. Ganz nichtige Begebenheiten können durch die Art der Relation interessant werden. Meine Aufgabe ist, aus Nichts etwas zu machen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Es geht langsam, und im besten Falle schreibe ich in vierzehn Tagen einen Bogen. Könnte ich Dir's doch vorlesen!

An den Bruder Gerhard

Schloß Hoym, 25. Juni 1856. Ich muß sehr langsam arbeiten, wenn ich etwas zustande bringen soll, und das ganze Gemälde gleich möglichst fertig wie Mosaik zusammensetzen. Am meisten Arbeit machen mir die Übergänge und Verbindungen. Jetzt stecke ich in der Hummelshayner Periode. Davon sind mir allerlei zerstreute Eindrücke von Personen, Sachen und kleinen nichtswürdigen Begebenheiten geblieben, die unter sich in gar keinem Zusammenhange stehen. Diesen Zusammenhang muß ich erfinden, muß von einem Dinge aufs andere überleiten, und das ist unendlich schwer. Dann gibt es immer wieder einzuschalten, wegzustreichen, und ein Bogen muß oft zehnmal umgearbeitet werden, bis ich ihn nach einer wohldurchschlafenen Nacht ohne Ekel lesen kann. Genügt es endlich, so ist es doch nur eine elende Kindergeschichte, und oft frage ich mich, ob diese der vielen Tinte wert sei. Übrigens will ich gar nicht, wie Du vorauszusetzen scheinst, mein ganzes Leben beschreiben; es sollen nur Jugenderinnerungen werden, und ich bin noch ungewiß, wo ich aufhören

soll, ob bei der Verheiratung oder mit der ersten estländischen Reise oder mit des Vaters Tode. Für jede dieser Möglichkeiten habe ich Gründe und ebenso gegen jede.

An die Kusine Helene v. Kügelgen in Finn

Ballenstedt, 11. April 1857. Mit meiner Biographie geht es sehr langsam. Ich komme so selten in die rechte Stimmung, die alte Geschichte ruhig und sorglos zu rekapitulieren, und dann mißfällt mir, was ich gebaut, so daß ich immer am Umwerfen bin. Jetzt bin ich bei der Schilderung meiner Konfirmation und ungewiß, ob ich das Ganze damit beschließen oder noch einen Teil bis zum Tode meines Vaters hinzufügen soll.

An den Bruder Gerhard

Ballenstedt, 22. Januar 1864. Ich habe jetzt Aussicht, endlich mit der überaus schwierigen Arbeit zustande zu kommen, mit welcher ich mich seit Jahren herumbalge, das ist die Beschreibung meiner eigenen Jugendgeschichte bis zu des Vaters Tode. Als ich anfing, dachte ich, in höchstens einem Jahre damit fertig zu werden, und nun sind fast zehn Jahre darüber ins Land gegangen, und ich bin es noch nicht, obgleich ich selten daran feierte. Das Anordnen, Verbinden und Zusammenstellen der Begebenheiten ist schon schwer genug, dann die Ausarbeitung und Färbung und die Ausmerzung des Faden und Langweiligen, und endlich habe ich bei jeder neuen Redaktion das Ganze immer wieder umschmeißen und von neuem machen müssen. Oft sollte es in den Ofen, dann aber dachte ich: Nein, erst fertig machen, zum Verbrennen findet sich schon Zeit. Vergangenen Frühling dachte ich endlich, ich wäre fertig und ging ans Mundieren. Da aber zeigte sich die Abgeschmacktheit erst recht deutlich, und fast jede Seite mußte neu gefaßt werden. Leider bellten mich die Fehler aber immer erst beim Abschreiben an, und so kam es, daß ich manchen Bogen viermal, im Durchschnitt jeden zweimal abgeschrieben habe, und das Schreiben war am Ende das Wenigste dabei. Jetzt endlich habe ich 82 Bogen fertig, etwa 30 fehlen noch, dann ist es beendet bis auf einzelne Flickereien, die wohl noch folgen werden. Gern würde ich es Jemand zur Beurteilung vorlegen, dessen Urteil mir von Wert wäre. Das wärest eigentlich Du allein – und das ist nicht zu machen.

*

Die Entstehung der „Jugenderinnerungen" ist also so zu denken, daß W. v. K. in den fünfziger Jahren das Ganze niedergeschrieben und es dann in den sechziger Jahren zu der uns vorliegenden Gestalt redigiert hat. Das ergibt sich auch aus den wenigen Stellen des Buches, die für dessen Abfassung einen Anhalt bieten. Bei der [nach dem Briefe an die Schwester Adelheid] bereits 1855 niedergeschriebenen Kindheitsgeschichte sagt W. v. K. auf S. 13 über die vom Onkel Leis veranlaßten, in das Jahr 1806/7 fallenden nächtlichen Halluzinationen, daß ihm diese Eindrücke „noch heute nach 56 Jahren lebendig vorschweben". Während die Roller- und

Die Zwillinge Carl und Gerhard.

Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen 1794. Vergleiche S. XVIII.

Mein Vater lebte in Petersburg in einem Kreise der vorzüglichsten Menschen, vor allem aber lag sein Zwillingsbruder ihm am Herzen, der ihm aus brüderlicher Liebe nachgezogen war. S. 2.

Der Vater Gerhard. Selbſtbildnis.

Ölgemälde 1791 für den Kurfürſten von Köln.

Vergleiche Seite XIX.

Wir Maximilian Franz,

von Gottes Gnaden Erzbischof zu Köln, des heiligen römischen Reichs durch Italien Erzkanzler und Kurfürst, gebohrner Legat des heiligen apostolischen Stuhls zu Rom, königlicher Prinz von Hungarn und Böheim, Erzherzog zu Oestereich, Herzog zu Burgund und Lothringen ꝛc. Administrator des Hochmeisterthums in Preußen, Meister Deutschen Ordens in Deutsch- und Welschen Landen, Bischof zu Münster, in Westphalen und zu Engern Herzog, Graf zu Habsburg und Tyrol ꝛc. Burggraf zu Stromberg, Herr zu Odenkirchen, Borkelohe, Werth, Freudenthal und Eulenberg ꝛc. ꝛc.

Gesinnen an aller auswärtigen Herrschaften, Kommendanten, Befehlhabern, Kriegs-Offiziers, Civil- und Militair-Beamten und Bedienten, auch sonst jedermann nach Stands-Gebühr und in Gnaden hiemit, denen Uns Untergebenen aber befehlen Wir kraft dieses gnädigst, Vorweiser [illegible] Kugelgen [illegible] aller Orten frey, sicher und ungehindert paß: [illegible] zu lassen, welches Wir gegen die Auswärtigen in dergleichen Begebenheiten zu erwidern erbietig sind, die Uns Untergebene aber verrichten Unsern gnädigsten Befehl. Geben [illegible] den 26ten April 1791.

Kurfürstlich Kölnischer Reisepaß

für die Reise der Zwillinge nach Rom. S. XIX.

Die Großeltern Kügelgen.

Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen.

Der Großvater: Bildschön, bescheiden, ordentlich und streng sittlich. Die Großmutter: Lieblich und liebreich, frisch und heiter mit fröhlichem Gesang und guter Rede, von Herzen gottesfürchtig. S. XVIII.

Konfirmationszeit [nach dem Briefe an die Kusine Helene; vgl. auch unten S. 201] bereits 1857 geschrieben ist, setzt die Bemerkung auf S. 204, daß die Döbernitzer „Gemeinde noch heute, da ich dieses schreibe, ihren ehemaligen Pastor [Roller] in wertem Andenken hält“, den in den „Lebenserinnerungen“ S. 293 geschilderten Besuch in Döbernitz im Sommer 1860 voraus. Bei der Schilderung des Winters 1816/7, der zeitlich vor der 1857 geschriebenen Konfirmationszeit liegt, wird auf S. 192 erwähnt, daß Marianne Thierhoff noch 1861 aus Australien Briefe gesandt habe.

*

Der Alte Mann hat die Veröffentlichung seiner Jugenderinnerungen nicht erlebt. Daß er immerhin an die Möglichkeit einer solchen gedacht hat, beweist die Bemerkung in dem obigen Briefe an die Schwester Adelheid, daß sich die Schilderung seines späteren Lebens nicht für den Druck eignen würde. Anderseits fand sich in seinen Briefen bisher noch keine Spur, daß er seinerseits Schritte getan hätte, das Ganze zur Veröffentlichung zu bringen. Wohl aber hat er einen Teil, die Erinnerungen an Roller, dem damals als konservatives Gegenstück zu der demokratischen „Gartenlaube“ neu begründeten „Daheim“ angeboten, aber von der klugen Redaktion eine Ablehnung erfahren (vgl. „Lebenserinnerungen“ S. 365).

Drei Jahre nach W. v. K.s Tode sind dann von treuer Freundeshand die „Jugenderinnerungen“ im Jahre 1870 erstmalig veröffentlicht worden. Wir danken das Philipp v. Nathusius, dem Kreuzzeitungsmann und Neinstedter Philanthropen, der mit sicherem Blick den Wert des Buches erkannte und die, namentlich in der Familie vorhandenen, bei der Intimität der Schilderung noch lebender oder eben erst verstorbener Personen damals wohl erklärlichen Bedenken überwand. Diese Erstausgabe ist bei Wilhelm Hertz in Berlin erschienen und im Jahre 1898 mit dessen gesamtem Verlag an Cotta in Stuttgart übergegangen. Das Buch hat sofort großen Erfolg gehabt, 1876 erschien bereits seine achte, 1898 seine achtzehnte Auflage.

Als dann mit dem Jahre 1897 die dreißigjährige Schutzfrist (nach dem Tode des Verfassers) ablief, setzte die Flut der Nachdrucke durch andere Verleger ein. Voran gingen gleich 1898 Reclam und Wöpke (jetzt Belser). Wir zählen zwischen der Ur-Ausgabe und unserer neuen Original-Ausgabe nicht weniger als neunzehn Ausgaben verschiedener Verleger. Solche Zahlen reden. Sie zeigen die weite Verbreitung des Interesses für den Alten Mann, das durch unsere Fortsetzung seiner Selbstbiographie noch eine erhebliche Steigerung erfahren hat.

Wenn der bescheidene, zurückhaltende Alte Mann es wüßte, was seine Persönlichkeit jetzt, sechzig Jahre nachdem er schwach und krank im stillen Kügelgenhaus zu Ballenstedt mit Bienenfleiß an seinen „Jugenderinnerungen“ feilte, dem deutschen Volke bedeutet, und daß die Selbstbezeichnung, die er mit stiller Resignation und leiser Ironie prägte, ihm längst schon zum in Alldeutschlands Gauen volkstümlichen Ehrennamen geworden ist!!

Zur Einführung

Das Leben Gerhard v. Kügelgens bis zu Beginn der „Jugenderinnerungen" – Über die Herkunft der Familie und des Namens v. Kügelgen

Im Jahre 1794 erregte in Rom ein I gemini (die Zwillinge) benanntes Doppelporträt [ſ. d. Abbildung bei S. XVI] zweier junger Maler aus Deutſchland viel Aufſehen: es ſtellte die Brüder Gerhard und Carl Kügelgen dar und war von Gerhard, dem um eine Viertelſtunde älteren der Zwillinge, gemalt. Die beiden ſchönen Jünglinge glichen in Geſichtsbildung und Geſtalt einander derart, daß ſelbſt ihre näheren Bekannten ſie nicht ſicher zu unterſcheiden vermochten, wie denn ſchon in ihrer frühen Kindheit die eigene Mutter durch verſchiedenartige Bänder einer Verwechſelung hatte vorbeugen müſſen. Bei aller Ähnlichkeit tritt aber doch auf jenem Bilde ſchon der Unterſchied, der ihr Weſen wie ihren Lebensgang[1] kennzeichnet, leiſe hervor: ein tiefer, faſt ſchwermütiger Ernſt und durchgeiſtigter Ausdruck bei Gerhard, dem Vater des „Alten Mannes", und die geniale unbeſorgte Lebensfreude bei Carl.

Die Brüder waren im Jahre 1772 in Bacharach geboren, als drittes und viertes der acht Kinder des kurkölniſchen Hofkammerrates Franz Kügelgen und ſeiner Ehefrau Maria Juſtina geb. Högg aus Rhens am Rhein. „Bildſchön, beſcheiden, ordentlich und ſtreng ſittlich" hat Wilhelm v. Kügelgen auf dem von ihm angefertigten Stammbaum der Familie zu den Lebensdaten ſeines Großvaters hinzugeſetzt, „gleichfalls ſehr wohlgeſtaltet, lieblich und liebreich, friſch und heiter mit fröhlichem Geſang und guter Rede, von Herzen gottesfürchtig" zum Namen der Großmutter.

Trotz der frühzeitigen Liebhaberei und offenbaren Begabung der Zwillinge für das Malen ſchickte ſie der die feſtgebahnten Wege liebende Vater doch auf das Gymnaſium zu Bonn, damit ſie dort zu einem Studium vorbereitet würden. Erſt nach dem Tode (1788) des Vaters gewährte die Mutter zunächſt Gerhard, dem bereits ein Bildnis ſeines Vaters wohl gelungen war, dann auch Carl den Wunſch, Maler zu werden.

---

[1] Vgl. F. Ch. A. Haſſe: Das Leben Gerhards von Kügelgen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1824. – Conſtantin v. Kügelgen: Gerhard v. Kügelgen als Porträt- und Hiſtorienmaler. Leipzig (jetzt Stuttgart) 1901. – Marie Helene v. Kügelgen, geb. Zoege v. Manteuffel, ein Lebensbild in Briefen. Hrsg. v. Anna u. Emma v. Kügelgen. Leipzig (jetzt Stuttgart) 1900.

Seine erste Ausbildung erhielt Gerhard bei dem Historienmaler Januarius Zick (1734–1797) in Coblenz, von diesem gut geführt, Carl bei dem bereits etwas abgelebten Landschaftsmaler Christian Schütz (1731 bis 1791) in Frankfurt am Main. Seit 1790 genossen beide Brüder die Schule des Porträt- und Historienmalers Christoph Fesel (1737–1805), eines Mengs-Schülers, in Würzburg. Schon damals entschieden sie sich für das Sondergebiet, dem jeder sein Leben lang treu geblieben ist: Gerhard für die Porträt- und Historienmalerei, Carl für die Landschaft.

Die raschen Fortschritte der erst neunzehnjährigen Kunstbefliſſenen erregten die Aufmerksamkeit ihres Landesherrn, des (letzten) Kurfürsten von Köln, Erzherzog Maximilian Franz, jüngsten Sohnes der Kaiserin Maria Theresia. Der Kurfürst war schier verwundert über die beiden sich völlig gleichenden schönen Jünglinge, als diese mit zwei großen Bildern, die sie ihm überreichen wollten, vor ihm standen. Carl brachte eine große Leinwand, auf der „die ganze Stadt" Würzburg dargestellt war, Gerhard sein Selbstporträt als lebensgroßes Kniestück [s. d. Abbildung]. Mit keckem Übermut hatte Gerhard auf diesem Bilde seine äußere Lage angedeutet, indem er dort in seiner Hand ein Blatt mit einer Zeichnung hält, auf der ein mit Palette und Pinsel ausgestatteter beflügelter Genius zu einer auf Wolken thronenden Göttin emporstrebt, aber von der Armut in Gestalt einer in Lumpen gehüllten Bettlerin an einer Kette zurückgehalten wird.

Mit einem kurfürstlichen Stipendium von jährlich 200 Dukaten zogen die Zwillinge im Mai 1791 nach Rom [s. d. Faksimile des Reisepasses]. Hier lebten sie in enger Freundschaft mit Heinrich Gentz († 1811 als Professor der Baukunst an der Berliner Akademie), einem Bruder des späteren Politikers und Publizisten Friedrich v. Gentz, und mit Hans Schwarz, dem Sohne eines angesehenen Rigaer Hauses, Neffen des Bürgermeisters Schwarz, dem Herder in seiner Rigaer Zeit nahe stand. Gerhard war auch mit dem um zwanzig Jahre älteren Kunstgelehrten Ludwig Fernow befreundet, der ihm später in Weimar die Wege ebnete.

Die Freundschaft mit Schwarz ist von entscheidender Bedeutung geworden, nicht nur für das ganze Leben der Zwillinge, sondern auch für die Geschichte der gesamten Familie v. Kügelgen, die in Rußland eine zweite Heimat gefunden hat.

Drei Jahre lang hatten die Brüder in Rom eifrig studiert und geschaffen, Gerhard u. a. einen David mit der Harfe, eine heilige Cäcilie und zahlreiche Porträts, als die Kriegswirren ihrem Aufenthalt ein vorzeitiges Ende bereiteten. Das Rheinland befand sich in voller Auflösung, der Kurfürst war 1794 vor den Franzosen geflohen, die Subsidien von dort hörten infolgedessen auf; auch über die Alpen her drohten die französischen Waffen. Da überredete Schwarz seine Freunde, ihn in seine Heimat zu begleiten und von dem sicheren Hafen seines väterlichen Hauses aus dort ihr Glück zu versuchen. Carl zwar fand durch große Aufträge, die ihm ein reicher, etwas abenteuerlicher Lord Bristol zuwandte,

Gelegenheit, noch länger (bis 1796) in Rom zu bleiben, und ist erst im Herbst 1798, nachdem er sich noch in Berlin bei Freund Gentz aufgehalten, nach Rußland nachgekommen. Gerhard aber begab sich im Februar 1795 mit Schwarz auf die Wanderschaft und ist im September 1795 mit diesem in Riga eingetroffen, nachdem er die Sommermonate, während Schwarz in der Schweiz weilte, in München studiert und porträtiert hatte.

Über zwei Jahre ist Gerhard in Riga geblieben, fleißig schaffend (nach Hasse 54 Bilder, zumeist Porträts, auch einige Allegorien) und unter angenehmsten geselligen Verhältnissen, namentlich mit den Familien Schwarz und Klein, in deren Besitz noch von Dresden aus viele seiner Bilder übergingen, und dem Rigaer Arzt Stoffregen, späterem Leibarzt der Kaiserin Elisabeth, nahe befreundet. Zu Anfang 1798 folgte er dann der Einladung eines ihm ebenfalls befreundeten Herrn v. Polmann auf dessen Rittergut Koddil nahe Reval.

Hier in Reval hat eine zufällige Begegnung Gerhards Leben entscheidend gestaltet. Er traf in einem Konzert den ihm von Riga her bekannten Kreismarschall v. Bock, der den liebenswürdigen jungen Künstler alsbald in dem kunstliebenden Hause seines Schwagers Zoege v. Manteuffel einführte (März 1798). Auch letzterer war von dem schönen und genialen jungen Manne entzückt, nahm diesen sowohl in seinem Revaler Hause wie auf seinem Rittergut Alt-Harm aufs herzlichste auf und bat ihn auch, seiner Tochter Lilla bei ihrem Zeichnen und Malen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Aus diesem künstlerischen Verkehr zwischen Gerhard und Lilla erwuchs in beiden die Liebe. Aber diese Liebe war nicht nach dem Sinne des Vaters, dem ein nichtadliger, noch dazu katholischer, unbegüterter junger Maler ohne feste Aussichten als Schwiegersohn nicht genehm erschien. Beistand fand Lilla durch ihre älteste, mit einem Baron Stackelberg vermählte Schwester Sophie und bei ihrer prächtigen Mutter, die W. v. K. auf seinem Stammbaum folgendermaßen charakterisiert: „Wohlgestaltet, blond, von Herzen demütig, weich, gut und mütterlich, sorglich auch für ihre Bauern, evangelisch gläubig, eine treue Beterin, jungfräulich schüchtern bis ins höchste Alter." Die Geschichte der Liebe Gerhards und Lillas bis zu der endlichen Vereinigung des Paares im September 1800 mutet wie ein Roman an, den man in den Briefen Lillas (im „Lebensbild" S. 12–66) nachlesen mag oder auch bei Hasse, der es für gut befand, diese intime Herzens- und Familienangelegenheit schon zu Lillas Lebzeiten vor der Öffentlichkeit auszubreiten.

Im Dezember 1798, nachdem nun auch der Bruder Carl nach Reval nachgekommen war und sie am 24. November noch den Geburtstag Lillas gefeiert hatten, zogen die Zwillinge nach St. Petersburg, um hier ihr Glück zu suchen. Sie haben es rasch und reich gefunden. Carls Erfolge als Landschafter trugen ihm bald die festbesoldete Stellung eines Kaiserlichen Hofmalers ein. Gerhard durfte gleich nach seiner Ankunft eine Miniatüre der Großfürstin, späteren Kaiserin Elisabeth und im Jahre 1799 die Porträts des Kaisers Paul und der Kaiserin Marie malen. Nachdem

ihm noch ein Gruppenbild der kaiſerlichen Familie, elf Perſonen in halber Lebensgröße, wohl gelungen war, wurde er in kurzer Zeit der Mode-Porträtmaler der vornehmen Petersburger Geſellſchaft.

Am 15. September 1800 hat dann in Alt-Harm die Vermählung mit Lilla ſtattgefunden. Die Art, wie das geſchah, zeigt ſo recht die in rauher Schale verborgene Herzensgüte des Vaters Manteuffel, den der Alte Mann ſo hübſch mit einem „Schaltier, das die Knochen auswendig hat" vergleicht. Es war eine große Geſellſchaft geladen, um die Verlobung Lillas zu feiern; auch der Paſtor war erſchienen. Auf Lillas Wunſch fand die Feier auf ihrem Lieblingsplatze im Parke ſtatt, an derſelben Stelle, auf der ſpäter die Gedächtnisurne für Lillas verſtorbenes Töchterchen Maria aufgeſtellt wurde [ſ. d. Abbildung]. Als aber der Paſtor zur (wie man annahm) feierlichen Verlobung des Paares auftrat, vollzog er auf Geheiß des Vaters, der damit ſogar die am nächſten Beteiligten überraſchte, vielmehr die kirchliche Trauung.

Das geſchah, obwohl die zweite der drei Bedingungen, die der Schwiegervater geſtellt hatte: daß Gerhard ein hinreichendes Einkommen nachweiſen, ſich den Adel erneuern und die evangeliſche Erziehung etwaiger Kinder verſprechen müſſe, noch nicht erfüllt war. Die Verleihung des Adels an die Zwillinge iſt erſt durch das aus Wien, 16. Februar 1802 datierte, vom letzten Römiſchen Kaiſer Deutſcher Nation Franz II. unterzeichnete und von Graf Colloredo-Mannsfeld gegengezeichnete Adelsdiplom erfolgt. Die „Erhebung in des heiligen Römiſchen Reichs Adelſtand" wird im Diplom ausdrücklich damit begründet, daß ſchon die Vorfahren den Adel beſeſſen hätten. Wie es ſcheint, hat die Familie dieſen in der allgemeinen Verarmung nach dem Dreißigjährigen Kriege fallen laſſen.

*

Hier iſt wohl die Stelle, wo ein Wort über die Herkunft der Familie und ihres Namens zu ſagen iſt, da dieſe Fragen für Manche von Intereſſe ſind. Nach der Überlieferung verdankt die Familie, die in dem ihr 1802 verliehenen Wappen ein ſilbernes abgehauenes Manneshaupt auf blauem Grunde führt, ihren alten Ritterſtand einem Vorfahren, der im 15. Jahrhundert nach heldenmütiger Verteidigung einer weſtfäliſchen Stadt (genannt wird Münſter) in Feindes Hand gefallen und von dieſem enthauptet worden iſt. Wilhelm v. Kügelgen, der auf dieſen ſagenhaften Ritter auch in den „Lebenserinnerungen" S. 242 Bezug nimmt, hat dieſen Stoff in einer ſeiner frühen Kompoſitionen [vgl. S. 286] dargeſtellt, in einer ſo phantaſiereichen Weiſe, daß unſere Wiedergabe dieſes Blattes in anbetracht der ſpäteren zahmen Malart des Alten Mannes ebenſo überraſchen wird, wie das die weiteren in dieſem und dem folgenden Bande zu veröffentlichenden Jugendkompoſitionen tun werden. [S. d. Abbildung. Über dem Tore ein Wappen mit abgehauenem Kopfe!]

Wie dieſe Legende, ſo führt auch der vom Alten Mann nach der Familienüberlieferung aufgeſtellte Stammbaum nach Weſtfalen. Er nennt als

erste seiner Vorfahren einen Bernhard im 16. Jahrhundert, der als „Münsterscher Richter und Gaugraf von Wildhausen in Westfalen", und dessen Sohn Johann († 1659), der ebenfalls als „Richter in Westfalen und Gaugraf" bezeichnet wird und „1619 zu Münster Hochzeit machte."

Trotzdem wird nicht Westfalen, sondern das Rheinland als die Heimat der Kügelgens anzunehmen sein; möglich ist aber, daß einzelne von hier nach Westfalen gekommen sind. Jedenfalls finden wir die Kügelgens seit dem 17. Jahrhundert als angesehene kurkölnische Beamtenfamilie am Rhein[1]. Der erste urkundlich Nachgewiesene ist Bernhard, der [nach dem Fürstlich Wiedischen Archiv] am 19. I. 1684 gestorben ist; er ist offenbar derselbe, den der Alte Mann auf seinem Stammbaum als Sohn des obengenannten Johann angibt, lediglich mit den Daten „in Westfalen, geb. 1621, † 1684." Dieser Bernhard saß auf der Burg Altenwied im oberen Wiedtale (nicht zu verwechseln mit der Burg Altwied unterhalb Rengsdorf) und nennt sich in seinem Stammbuch, von dem das Fürstlich Wiedische Archiv eine beglaubigte Abschrift besitzt, selbst: Gräflich Isenburgischer Landrentmeister, Kurfürstlich Kölnischer Rentmeister und Landschultheiß des Amtes Altenwied. Dazu besaß er, wie auch seine Nachkommen, das Krumbachsche Lehen vom Erzbischof von Köln. Sein Sohn Ernst zog Ende des 17. Jahrhunderts nach Linz und wird im Bruderschaftsbuch der Pfarrei Neustadt a. d. Wied bezeichnet als „dero churfürstl. Durchlaucht zu Cöllen Rhentmeister des Ambtes Altenwied, Lintz und Unkell und der Herligkeit Laar." Nach dem Taufbuch derselben Pfarrei erscheint bei der Taufe seines ältesten Sohnes „Marcus Josephus Ignatius a Kugeltgen" am 1. IV. 1693 eine Muhme „Clara Maria Veronica a Kugeltgen" als Patin. Ein anderer Sohn jenes Ernst war Ferdinand (1694–1756), der gleich seinem Sohne Franz Saalschultheiß zu Bacharach war, — der Großvater der Zwillinge.

Auch das Urteil der Sprachkundigen weist auf die rheinische Herkunft der Familie. Die Namenendung gen (statt chen) taucht Ende des Mittelalters zuerst am Niederrhein auf. Außer diesem könnte für die Entstehung des Namens nur Mitteldeutschland, wo sich das „gen" schon im 17. Jahrhundert verbreitet hat, in Betracht kommen, nicht aber Westfalen oder Bayern. Damit entfällt die Hypothese einer bayrischen Abstammung, auf die jene in den „Lebenserinnerungen" S. 242 erwähnte Spur in Landshut und die Versuchung, den Namen von Kogel (= Berg) abzuleiten, führen könnte. Hingegen würde die Lesart, daß der Name aus dem holländischen „van der Gilgen" entstanden sei, damit nicht in Widerspruch stehen. Jedenfalls hat der Name nichts zu tun mit „Kugel" im heutigen Sinne, obwohl nicht nur das jetzige Wappen auf dem Schildrand mit acht blauen Kugeln belegt ist, sondern auch schon die Reverse, die jener Bernhard am 15. VI. 1667 usw. dem Erzbischof von Köln über

[1] Vgl. Eugen Imhoff: Die Familie Kügelgen in Linz (Nachrichten der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, Köln, Bd. I, Nr. 1, Mai Juli 1923). — Dem Herrn Verfasser habe ich auch wertvolle briefliche Mitteilungen zu danken.

das Krumbachſche Lehen ausgeſtellt hat, mit einem Petſchaft geſiegelt ſind, das zwei durch einen Stab verbundene Kugeln führt. Das Wahrſcheinliche iſt, daß der Name von dem heute veralteten Wort „Kugel" (cuculla) = Kapuze abzuleiten, alſo von der Tracht hergenommen iſt, analog dem Namen der zu Ende des Mittelalters entſtandenen, nach ihrer Kopfbedeckung benannten religiöſen Gemeinſchaft der Kugel- oder Kogelherren.

Nach dieſer Abſchweifung bleibt noch übrig, unſere Skizze des Lebens Gerhard v. Kügelgens kurz bis zu dem Punkte zu führen, wo die Jugenderinnerungen ſeines Sohnes einſetzen. Nach der Rückkehr mit ſeiner jungen Frau nach St. Petersburg ſtieg Gerhards Ruf und Ruhm als Porträtmaler immer höher, namentlich durch ſein Bildnis des 1801 zur Regierung gelangten Kaiſers Alexander I., das als das beſte Porträt dieſes jugendſchönen und von ſeinem Volke angebeteten Fürſten galt und deshalb in unzähligen Kopien begehrt wurde. Nach Haſſe hat Gerhard in den Jahren 1801/3 164 Bilder gemalt, nicht gerechnet die vielen, damals ſehr beliebten Miniaturen, für die er eine beſondere Meiſterſchaft beſaß. So ergaben die Einnahmen in kurzer Zeit ein Vermögen, das ihn völlig unabhängig machte. Des leidigen Porträtmalens überdrüſſig und ſich nach freiem Geſtalten der ihn erfüllenden Ideen als Hiſtorienmaler ſehnend, auch mit Rückſicht auf das Klima von St. Petersburg, verließ er dieſes, um ſich nach einem Aufenthalt in Alt-Harm nach Deutſchland zu wenden. Der Abſchied war doch ſchwer. Gerhard gab nicht nur eine ſichere Stätte reichen Wirkens und eine angeſehene geſellſchaftliche Stellung auf, ſondern auch einen treuen Freundeskreis, aus dem er in ſeinen Briefen immer wieder den Kollegienrat, ſpäteren Staatsrat v. Beck und einen jungen Gardeoffizier, den ſpäteren General Georg Graf von Sievers an erſter Stelle nennt. Vor allem aber bedeutete dieſer Abſchied die Trennung von dem Bruder Carl, der als Kaiſerlicher Hofmaler in Rußland blieb und ſich 1807 mit Lillas jüngſter Schweſter Emilie vermählt hat, ſo daß die Zwillinge nun auch noch zu Schwägern wurden. Kurz vor der Abreiſe nach Deutſchland kam Carl noch einmal zum Abſchiednehmen nach Alt-Harm. Es iſt der letzte Abſchied geweſen. Gerhard hat ſeinen Zwillingsbruder und den ruſſiſchen Boden, ſo oft auch die Reiſe geplant wurde, nie wiedergeſehen. —

Damit haben wir bereits den Boden der Erzählung des Alten Mannes betreten. Es iſt ein beſonderer Beweis ſeiner ſchriftſtelleriſchen Kunſt, wie er das alles, was wir hier zu Nutz und Frommen derer, die es ausführlicher hören wollen, des langen und breiten berichtet haben, ſeinerſeits in wenigen prägnanten Sätzen, aber inhaltlich zur Orientierung völlig ausreichend, in den erſten Zeilen ſeiner Jugenderinnerungen folgendermaßen zu ſagen weiß:

Jugenderinnerungen eines alten Mannes.

Erster Theil.

Cap. I.

Der Anfang.

Die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren für das Rheinland verhängnißvoll geworden. Unter den Hammerschlägen der französischen Revolution begannen die Stützen des alten Staatenbaus zu sinken. Verwirrung und wilder Streit erfüllten das schöne Land und mancher Sohn der dort zu Hause war entfremdete seiner Heimath.

So auch mein Vater. Als er von Rom wo er als Maler seine Studien beendet hatte, zog es ihn nicht zurück nach seinem Vaterlande, vielmehr wandte er sich in Folge der Einladung eines Freundes dem Norden zu. Er lernte in Reval meine Mutter kennen, gewann ihre Hand

Die erste Seite des Original-Manuskriptes

Die Großeltern Zoege v. Manteuffel. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen.

Von Herzen demütig, weich, gut und mütterlich, sorglich auch für ihre Bauern, evangelisch gläubig, eine treue Beterin, jungfräulich schüchtern bis ins Alter. S. XX.

Er war kohlschwarz von Aug' und Haaren mit gelblicher Gesichtsfa und zwar klein von Person, aber doch ein „Teufelskerl", wie er s von sich bekannte. S. 4.

Wilhelm und sein Schw

Miniaturen von Gerha

Aus der Ehe meiner Eltern bin ich das zweite Kind, da s
Maria verloren hatten. Nach den Erzählungen der Mut
storbene Schwester einem überirdischen kleinen Wesen, w
kurzes Lebensziel gest

esterchen Maria.

v. Kügelgen.

kurz vor meiner Geburt ihr ältestes Töchterchen
r und noch vorhandenen Bildern glich die ver-
e man das wohl bei Kindern findet, denen ein
ckt ist. S. 1.

Erſter Teil

1. Kapitel — Der Anfang

Die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren für das Rheinland verhängnisvoll geworden. Unter den Hammerſchlägen der franzöſiſchen Revolution begannen die Stützen des alten Staatenbaus zu ſinken. Unordnung und wüſter Streit erfüllten das ſchöne Land, und mancher Mann, der dort zu Hauſe war, entfremdete ſeiner Heimat.

So auch mein Vater. Von Rom, wo er als Maler ſeine Studien beendet hatte, zog es ihn nicht zurück nach ſeinem Vaterlande, vielmehr wandte er ſich infolge der Einladung eines Freundes dem Norden zu. Da lernte er in Reval meine Mutter kennen, gewann ihre Hand und zog mit ihr nach Petersburg, wo er viel Arbeit fand.

Aus dieſer Ehe bin ich das zweite Kind, da meine Eltern kurz vor meiner Geburt ein älteres Töchterchen verloren hatten. Nach den Erzählungen der Mutter und noch vorhandenen Bildern glich die verſtorbene Schweſter einem überirdiſchen kleinen Weſen, wie man dgs wohl bei Kindern findet, denen ein kurzes Lebensziel geſteckt iſt. Sie iſt auf dem ländlichen Gottesacker bei Pawlosk[1] begraben, und auf den kleinen Hügel ſetzten die Eltern ein Kreuz mit dem Namen „Maria".

Doch war ihr Gedächtnis nicht mitbegraben und lebte namentlich in der Erinnerung der Mutter ſo lebhaft fort, als ſei ſie nie geſtorben. Ja mehr als ihr Gedächtnis: die ſelige Schweſter ſelbſt ſoll ab und zu noch ſegnend in den Kreis der Familie eingetreten ſein. Wenigſtens erzählte meine Mutter des öftern, wie bald nach der Geburt ihrer jüngeren Kinder eine Lichtgeſtalt erſchienen ſei und die neuen Ankömmlinge umleuchtet und begrüßt habe. Dieſe Erſcheinung hatte in der ſichtbaren Welt nichts Analoges; dennoch erkannte die Mutter ihr heimgegangenes Kind. Sie hatte ſich ja die Selige als Schutzengel erbeten für die Kinder, die durch Gottes Gnade etwa folgen ſollten, und zweifelte an der Erhörung ihrer Bitte nicht.

Dem ſei nun wie ihm wolle, die Mutter hatte nach der Geburt meiner jüngeren Schweſter ſogar noch eine Zeugin für dieſes liebliche Erlebnis, indem die Wärterin, die allein mit ihr im Zimmer war, dasſelbe ſah. So war denn oft die Rede von der Dahingeſchiedenen, und wohl erinnere ich mich, daß ich als kleiner Junge manche Übertretung mied, um den Engel nicht zu betrüben, der mir beigegeben war.

---

[1] Das Schweſterchen iſt am 20. Juli 1802 geſtorben. Pawlosk, nahe Petersburg, war ein Luſtſchloß der Kaiſerin-Witwe, wo der Vater damals arbeitete. Das von dem Onkel Carl gemalte ſtimmungsvolle Bild des Friedhofs [ſ. d. Abbildung] hat neben dem S. 3 erwähnten aus dem Harm'ſchen Parke ſtets im Wohnzimmer der Eltern gehangen.

Als ein ſehr unzulänglicher Erſatz für dieſes Himmelskind ward ich am 20. November des Jahres 1802 in Petersburg geboren und zwar zur Unzeit, indem ich dem Programme meiner Mutter um zwei Monate zuvor kam: ein Umſtand, der auf meine ſpätere Entwicklung nur nachteilig influieren konnte.

Getauft ward ich am 9. Dezember desſelben Jahres durch den Dr. Hammelmann, Paſtor an der lutheriſchen St. Petrigemeinde. Zwar war mein Vater Katholik; aber vollſtändig gleichgültig gegen alle Unterſcheidungen in Gebrauch und Lehre der chriſtlichen Welt, hatte er bei ſeiner Verheiratung keinen Anſtand gefunden zu verſprechen, ſämtliche Kinder dem Bekenntniſſe der Mutter folgen zu laſſen. Als nun das geweihte Waſſer meinen kleinen Kahlkopf überſtrömte, faltete ich die Hände wie ein alter Chriſt, zur Erbauung meiner guten Mutter, die hierin ein Amen für die Bitten ſah, welche ſie für mich zum Himmel ſandte. Ich empfing die Namen Wilhelm Georg Alexander, letzteren zum Gedächtnis jenes jugendlich liebenswürdigen Kaiſers, welcher kaum ein Jahr vor meiner Geburt den ruſſiſchen Thron beſtiegen und die Hoffnung aller dortigen Menſchenfreunde belebt hatte.

Mein Vater hatte unterdeſſen, den Aufenthalt in der reichen Stadt ſowie die Gunſt damaliger Verhältniſſe gewiſſenhaft benutzend, in wenig Jahren ein Vermögen erworben, das ihn zum ſelbſtändigen Manne machte. Nun aber auch des Treibens müde und der läſtigſten Art künſtleriſcher Tätigkeit, des Porträtierens, herzlich ſatt, gedachte er der Früchte ſeines Fleißes froh zu werden und fürs erſte mit den Seinigen an den Rhein zu gehen, um ſeine Mutter zu beſuchen, die dort noch lebte. Wo man ſich endlich bleibend niederlaſſen würde, ſtand in den Sternen; die Umſtände ſollten es entſcheiden.

Das war ein guter Plan, nicht zu weit und nicht zu enge; doch hatte die Trennung von Petersburg auch ihren Stachel. Mein Vater lebte dort in einem Kreiſe der vorzüglichſten Menſchen, unter denen er nicht wenig wahre Freunde zählte; vor allem aber lag ſein Zwillingsbruder ihm am Herzen, der ihm aus brüderlicher Liebe nachgezogen war und jetzt allein zurückbleiben mußte, weil er mittlerweile als Kaiſerlicher Cabinetsmaler angeſtellt und für den Hof beſchäftigt war. Man hoffte indeſſen, wenn erſt jener gute Plan zur Reife gekommen, ſich auf eine oder die andere Weiſe wieder zu vereinen, und meine Eltern traten ihre Reiſe an.

So kam es, daß ich meinen Geburtsort ſchon nach einigen Monaten wieder verlaſſen mußte und in einem Alter auf Reiſen ging, da andere Kinder etwa erſt geboren werden.

Das Harm'ſche Haus

Zu Schlitten kamen wir nach Eſtland und langten wohlbehalten in Alt-Harm, einem väterlichen Gute meiner Mutter, an. Hier ſollte geraſtet werden, um beſſere Jahreszeit abzuwarten und meiner angegriffenen Mutter wie auch mir, der ich ein ſchwächliches Kind war, Zeit zu geben,

für die weitere Reiſe zu erſtarken. Dazu war Harm der Ort. Meine Eltern verweilten hier im Kreiſe zahlreicher und liebenswürdiger Verwandten weit länger, als ſie anfangs wollten; ja mein Vater fühlte ſich durch die Eigentümlichkeit des dortigen Landlebens ſo mächtig angezogen, daß er zur großen Freude meiner Mutter und ihrer ganzen Familie den Entſchluß faßte, ſich nach ſeiner Rückkehr von Deutſchland in Eſtland anzukaufen, um hier zu leben und zu ſterben.

So ſchien der Lebensplan nun fertig, und da noch obendrein der Zwillingsbruder meldete, er werde auch bald bei Vermögen ſein und ſich am Gutskaufe beteiligen, blickte man befriedigt in die Zukunft, den Segen deſſen erwartend, der aller Menſchen Schickſal leitet.

Im Harm'ſchen Hauſe ſah es übrigens recht einfach aus. Man hatte weiße Kalkwände, grüne Türen, Strohſtühle, und von Gardinen wußte man im ganzen Lande nichts. Dafür aber war das Haus geräumig und bot der zahlreichen Familie und Hausgenoſſenſchaft nicht nur jede erwünſchte Bequemlichkeit, ſondern in ſeinen Sammlungen und Werkſtätten auch die mannigfaltigſte Gelegenheit für Beſchäftigung und Unterhaltung.

Mein Großvater hatte nämlich, behufs der Ausbildung ſeiner Kinder, Lehrer der verſchiedenſten Art an ſich gezogen, Handwerker, Künſtler und Gelehrte, die alle unter ſeinem Dache wohnten und dem Hauſe das Anſehen einer kleinen Akademie gaben. Neben wiſſenſchaftlichen Diſziplinen wurden neuere Sprachen getrieben, man malte, modellierte, kupferſtecherte, drechſelte, tiſchlerte, klempnerte und machte ganz vortreffliche Muſik. Die ſchönen Quartette, an Winterabenden von der Familie ausgeführt, haben im Andenken der Nachbarſchaft noch lange fortgelebt.

Um endlich der kümmerlichen Natur, wenigſtens in nächſter Nähe, mehr Reize abzunötigen, hatte der Hausherr ſein einſames Gehöft mit einem weiten Park umſchloſſen, in dem man Gärtnerei trieb oder ſich mit Waſſerfahrten und auf alle Weiſe zu beluſtigen pflegte.

Dort hatte er – meine Mutter zu überraſchen – auf künſtlichem Hügel eine ſteinerne Urne errichtet, mit der Inſchrift „Maria". [S. d. Abbildung] Junge Tannen ſtanden darum herum. Da ſaß die Mutter oft mit mir in ſchöner Jahreszeit, ſich der Ausſicht auf weite Wieſen und fernen Wald erfreuend. Von dieſen Stunden hat ſie mir oft erzählt, wie ſie ſich nach langem Aufenthalte in der Stadt der wiederkehrenden Sonne, der erwachenden Natur und meiner Entwicklung gefreut habe, während ich zu ihren Füßen im trocknen Sande wühlte. Vielleicht, daß dieſe erſten unbewußten Eindrücke Grund einer faſt idioſynkratiſchen Vorliebe geworden ſind, die mir für Tannen, für Sand und für die einfachſte Natur geblieben iſt.

Ich war indeſſen in der beſten Pflege, obſchon ſehr langſam, zu einem leidlich geſunden Jungen erſtarkt, als meine Eltern ſich nach fünfvierteljährigem Aufenthalte endlich zur Weiterreiſe anſchickten. Man ſchied mit dem Verſprechen baldiger Wiederkehr; zwei Jahre längſtens, ſo war's beſchloſſen, und ich ſaß bereits im Reiſewagen auf dem Schoße der weinenden Mutter, als mein Großvater noch einmal an den Schlag trat und mir

eine kleine Tabakspfeife von Bernstein, die er selbst für mich gearbeitet, in die Hand steckte. „Faß' zu, Junge! – sagte er – und daß du mir brav rauchen lernst!" Ich faßte damals krampfhaft zu und hielt die Pfeife fest auf der ganzen weiten Reise; ich biß mir die Zähne daran durch und habe sie auch festgehalten mein Lebelang.

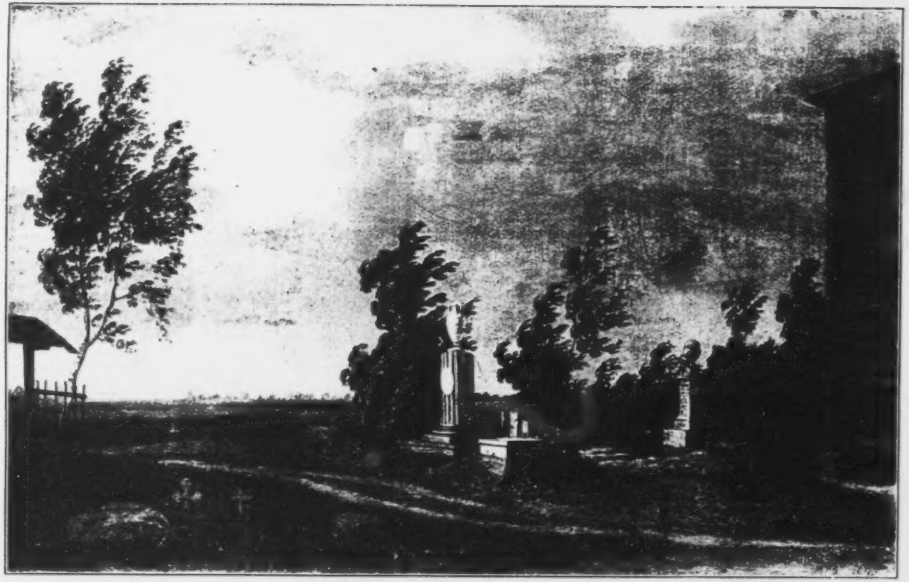
Meine Mutter behauptete später, der Großvater habe es mir angetan mit Rauchen; und in der Tat war er ein Mann, der einem wohl was hätte antun können. Nicht daß er das gewesen wäre, was man gewöhnlich liebenswürdig nennt; vielmehr war er schroff und kantig, aber desto siegreicher und bezaubernder, wenn sein gutes Herz einmal hindurchbrach. Gewissermaßen glich er einem Schaltier, das die Knochen auswendig hat, und man mußte ihn genauer kennen, um durch die Herbigkeit und Kälte, mit denen er sich umgab, nicht verletzt zu werden. Selbst die Liebe zu seinen Kindern war die letzte Eigenschaft, die diese an ihrem Vater zu entdecken pflegten.

Dennoch schien ihm Alles zu fehlen, wenn jemand von den Seinigen abwesend war, bis er ihn wieder zurückerwarten konnte. Dann trieb die freudigste Erwartung ihn im Hause um, und er konnte, wenn er nicht bemerkt zu sein glaubte, stundenlang mit dem Fernrohre dem Kommenden entgegensehen; hatte er diesen aber glücklich erspäht, so legte sich die Spannung, die harte Schale klappte wieder zu, und man sah ihn irgend etwas beginnen, das keine Unterbrechung litt. Er goß dann etwa Bleikugeln, nahm irgendeine Kleberei vor oder dergleichen und hatte keine Hand frei, sie dem Eintretenden zu reichen, ja kaum einen Blick für ihn.

Ihn selbst dagegen nach längerer Abwesenheit zurückzuerwarten, hatte die Familie selten das Glück, weil er fast nie verreiste. Er ließ die Leute lieber zu sich kommen und verkehrte im allgemeinen so einsiedlerisch nur mit nächsten Nachbarn und Verwandten, daß, als es ihm einmal einfiel, seinen Sitz im Ritterhause zu Reval einzunehmen, Niemand ihn kannte und man sich fragte, wer dieser Italiener sei; denn wider die Art seiner hochblonden Landsleute war er kohlschwarz von Aug' und Haaren mit gelblicher Gesichtsfarbe, und zwar klein von Person, aber doch ein „Teufelskerl", wie er selbst von sich bekannte. [S. d. Abbildung]

Schon in der Wiege hatte er eine Weihe eigener Art empfangen. Die Kaiserin Elisabeth bereiste nämlich damals ihre Ostseeländer und übernachtete unter anderem auch in Waikûll, dem Gute, da seine Eltern lebten. Da fand die hohe Frau denn solches Wohlgefallen an dem kleinen runden Teufelskerl, daß sie ihn hoch in die Luft hob und ihm einen herzhaften Kuß auf sein derbes Hinterteil versetzte, eine Auszeichnung, auf die er stolz war und deren sich sonst wahrscheinlich Niemand im ganzen russischen Reiche rühmen durfte.

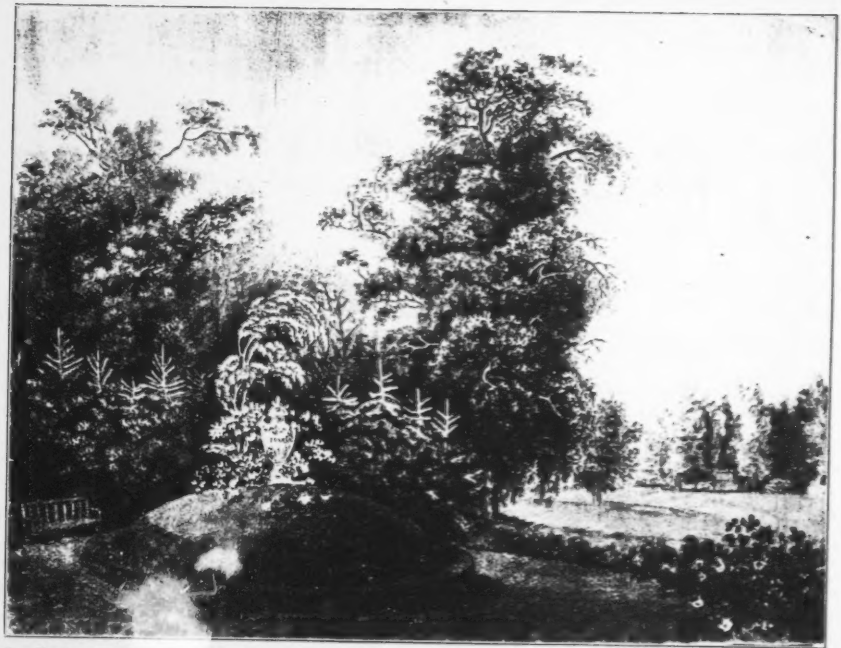
Damit ließ es die Kaiserin übrigens nicht bewenden, sondern steckte dem beneidenswerten Säugling überdem noch ein Patent als Gardefähnrich in die Windeln, so daß er mit achtzehn Jahren gleich als Capita in bei seinem Regimente eintreten konnte. Er verließ indes den Dienst bald wieder, um



Der Kirchhof zu Pawlosk.

Ölgemälde von Carl v. Rügelgen.

Das Schwesterchen ist auf dem ländlichen Gottesacker bei Pawlosk begraben und auf den kleinen Hügel setzten die Eltern ein Kreuz mit dem Namen Maria. S. 1.



Im Park zu Alt-Harm hatte der Großvater — meine Mutter zu überraschen — auf künstlichem Hügel eine steinerne Urne errichtet, mit der Inschrift „Maria“. Junge Tannen standen darum herum. S. 3.

die Familiengüter anzutreten, die ihm durch den Tod seines Vaters zugefallen waren. Nun heiratete er meine Großmutter, eine schöne, weiche, kindlich fromme Frau, wirtschaftete mit Einsicht und nahm sich besonders tätig seiner Bauern an. Er besuchte sie fleißig, übersah ihre Wirtschaft und griff ihnen mit Rat und Tat, ja, wo es dienlich schien, nach Peter des Großen glorreichem Vorgang sogar mit höchsteigenhändiger Handhabung des Stockes unter die Arme, und die Erfolge waren glänzend. Das Harm'sche Gebiet zeichnete sich bald vor anderen durch Zucht und Wohlstand aus, und der Gutsherr erfreute sich nicht nur des unbedingten Zutrauens seiner eigenen Leute, sondern stand auch weit und breit bei Edelleuten und Bauern in hoher Achtung. Davon gab der folgende Vorfall Zeugnis:

Zu Anfang der neunziger Jahre waren, aus mir unbekannter Veranlassung, die Bauern in mehreren Kirchspielen aufgestanden, hatten sich zusammengerottet und bereits einige Edelhöfe in Asche gelegt. Da füllte sich das Harm'sche Haus mit flüchtigen Nachbarn, die bei dem Ansehen des Gutsherrn Schutz zu finden hofften. Als aber die mordbrennerischen Haufen nun dennoch auch gegen Harm heranzogen, die Auslieferung der Flüchtlinge fordernd, und guter Rat teuer war, warf sich mein Großvater aufs Pferd, ritt allein und unbewaffnet der aufständischen Rotte entgegen, und auf sein Wort – er mußte es ihnen angetan haben – zerstreuten sich die Bauern nach ihren heimischen Dörfern. Das Kosakenregiment, das nächster Tage eintraf, fand nichts zu tun, als ein paar Rädelsführer einzufangen und auszuklopfen.

Der Schreihals

Die große deutsche Reise ging denn also vor sich, und zwar in einem zweisitzigen strohgelben Scheibenwagen, den mein Vater aus den Effekten eines abgehenden englischen Gesandten in Petersburg erstanden hatte. Das Reisepersonal bestand aus meinen Eltern, aus mir und meiner Wärterin, einem Harm'schen Mädchen, das Leno hieß und auf dem Bock plaziert war. Von dieser Reise habe ich natürlich keine Erinnerung mehr, doch mochte sie, wenigstens bis Berlin hin, nicht sehr angenehm gewesen sein, da Gasthäuser und Wege schlecht waren und die Gegend so reizlos, daß meine Mutter nicht begreifen konnte, warum die russischen Verbrecher nach Sibirien geschickt würden und nicht lieber hierher, da Preußen doch so nahe sei. Endlich mochte auch meine jugendliche Wenigkeit nicht allzuviel zu den Agrements der Reise beitragen, da ich viel schrie und weinte und die stete Aufmerksamkeit, die man mir schenken mußte, aller Unbequemlichkeit die Krone aufsetzte.

Wenn ich nicht irre[1], war's in Landsberg an der Warthe, wo wir eines Abends in ziemlich desolater Verfassung anlangten. Ein böses Wetter tobte auf den öden Fluren, mein Vater war des Fahrens satt, die zarte

[1] Nach einem unveröffentlichten Briefe der Mutter, in dem die Begegnung mit dem Bruder Heinrich geschildert wird, fand diese schon in der Nähe von Riga statt.

Mutter ſehr erſchöpft, Leno in Gefahr, vor Schläfrigkeit vom Bock zu fallen, und ich mußte trotz meiner Bernſteinpfeife wohl Zahnweh haben, denn ich heulte wie ein Schakal und wollte mich nicht tröſten laſſen.

Es ſchien daher ſehr wünſchenswert, die Nacht über hier zu raſten, und der Poſtmeiſter ward um ein ruhiges Zimmer angegangen. Der aber erklärte bedauernd, daß die einzigen disponibeln Piecen ſoeben von einem fremden Herrn bezogen ſeien, ſich auch im Orte kein Gaſthaus fände, was den beſcheidenſten Wünſchen Genüge leiſten könne. Darüber ward nun hin und her geredet, und meine Mutter war ſchon halb entſchloſſen, ſich notdürftig im Paſſagierzimmer einzurichten, als jener Reiſende, zufällig unterrichtet, ſich perſönlich einfand, um auf die zuvorkommendſte Weiſe ſeine Zimmer anzubieten. Er habe durchaus keine Bedürfniſſe, verſicherte er, und ſei mit jedem Stuhl zufrieden.

Während ſolcher Rede war meine Mutter aufmerkſam geworden und noch hatte der Fremde nicht geendet, als ſie ihm zum Schrecken meines Vaters mit dem Ausruf: „Heinrich!“ um den Hals flog. Hatte ſie doch plötzlich ihren zärtlich geliebten jüngeren Bruder erkannt, der im Auslande ſeine Studien abſolviert hatte, dann längere Zeit gereiſt war und nun nach langjähriger Abweſenheit ins Vaterland zurückging.

An Schlaf und Ruhe war nun nicht zu denken; aber man bedurfte ihrer auch nicht mehr, da die Freude des Wiederſehens ausreichende Erquickung gab. Man blieb die ganze Nacht im lebhaften Geſpräch beiſammen, während deſſen mein Vater ein ähnliches, noch in meinem Beſitz befindliches Porträt [ſ. d. Abbildung] von jenem liebenswürdigen Schwager zuſtande brachte, den er hier zum erſten und zum letzten Mal in ſeinem Leben ſah. „Wäre Heinrich weniger ritterlich geweſen – ſchrieb meine Mutter nach Hauſe –, ſo wären wir uns vorbeigereiſt, obgleich wir unter einem und demſelben Dache waren.“

Mir freilich wäre das damals gleich geweſen und Leno vielleicht auch, denn wir beide hatten nichts von dieſer Begegnung. Ich war unter dem Geſange des treuen Mädchens bald entſchlummert, und da die ſehr Ermüdete der Natur nun gleichfalls ihren Zoll entrichtete, konnte es geſchehen, daß ich gegen Morgen mit ſchrecklichem Gepolter aus dem Bette fiel. Da war der Teufel wieder los. Ich ſchrie wie am Spieße, ward auch ſchreiend in den Wagen getragen und ſchrie den ganzen folgenden Tag bis nach Berlin, wo uns der ſpäter als politiſcher Schriftſteller ſo bekannt gewordene und meinem Vater ſehr befreundete Friedrich Gentz[1] in ſeinem Hauſe gaſtlich aufnahm. Daß ich ihm ein ſehr erwünſchter Zuwachs ſeiner häuslichen Freuden geweſen, muß ich bezweifeln, denn trotz der Ruhe und ſorgſamſten Pflege, die man mir angedeihen ließ, ſchrie ich doch ohne Unterbrechung, daß die Fenſter klirrten. Die ſehr beſorgten Eltern konnten kaum

[1] Der Gaſtfreund wird vielmehr der dem Vater von Rom her nahe befreundete Profeſſor der Baukunſt an der Berliner Akademie und Sekretär derſelben Heinrich Gentz († 1811) geweſen ſein; deſſen Bruder Friedrich iſt bereits im Juni 1802 von Berlin nach Wien übergeſiedelt.

anders denken, als daß ich mir ein Glied zerbrochen hätte, aber der herbeigerufene Hufeland erklärte tröstend, daß dies Schreien nicht vom Fall herrühre, sondern bloß vom Zahnen – ein Ausspruch, der sich bald bewahrheitete, da schon andern Tages drei Zähne dicht hinter einander hervorbrachen. Damit hatte denn der Greuel ein Ende, und die Reise konnte fortgesetzt werden.

Die Königspfalz

Wir langten endlich alle wohlbehalten zu Rhens am Rhein bei der Mutter meines Vaters in der alten Wackelburg an. So nannte man im Volke mein großelterliches Haus, in dessen Mauern vorzeiten deutsche Könige residiert haben sollen und auf dessen Territorium auch noch heute der bekannte Königsstuhl steht. Als ich den Rhein sah, entzückte mich der große Strom dermaßen, daß ich, während die Anderen sich umarmten, mit ausgebreiteten Armen geradewegs hineinlief. Die gute Leno aber sprang mir nach bis an den Gürtel und rettete mich mit eigener Gefahr.

Sonst weiß ich herzlich wenig von jener Zeit. Die Großmutter besaß Weinberge, Gärten, Feld und Wald. Da ward herumgezogen mit Geschwistern und Verwandten meines Vaters, gegessen und getrunken, gesungen und geklungen. Man machte Rheinpartien und dehnte solche Exkursionen, um alte Freunde zu besuchen, bis Mainz und Köln aus. Überdem kopierte mein Vater für sich eine Sammlung von etwa zwanzig alten Familienbildern, die sich im Saal der Wackelburg noch fanden, und meine Mutter widmete sich mit demütig kindlicher Unterordnung der Unterhaltung und Pflege ihrer geliebten alten Schwiegermutter.

Etwa drei Vierteljahre mochte man auf diese Weise in Rhens verlebt haben, als meine Großmutter auf den Tod erkrankte. Sie war bis dahin immer kerngesund gewesen, und meine Mutter bewunderte die Stille und Ergebung, mit denen sie jetzt dem Tode ins Auge sah. Da sie so schwach und sterbend war, brachte ich ihr Schneeglöckchen auf ihr Bett. Sie reichte mir die Hand und sagte: „Gelt, Wilhelm! im Himmel sehen wir uns wieder?" Da schlug ich unbedenklich ein und sagte: „Ja, Großmama!" Ich hoffe auch, daß mein Erlöser sein Fiat unter diesen Kontrakt gesetzt habe.

Nachdem die Lebenskraft der Sterbenden erloschen, schien sie sanft einschlafen zu wollen. Da schrie der Priester, der nach katholischem Ritus die Sterbegebete verrichtete, ihr zu wiederholten Malen und mit gellender Stimme in die Ohren: „Verstehen Sie mich auch noch, Frau Kammerrätin?", wodurch sie wieder aufgeschreckt und unfähig, zu leben und zu sterben, in so peinliche Unruhe geriet, daß ihr Todeskampf um ganze vierundzwanzig Stunden verlängert schien. An dem Eindrucke dieser bornierten Barbarei hatte meine Mutter ihr Lebelang zu tragen und oft pflegte sie zu sagen, wie man bei Sterbenden sich jedes Geräusches, selbst des lauten Weinens zu enthalten habe, und wie grausam es sei, den Tod zu stören.

Mein Vater war damals nicht gegenwärtig. Er hatte einen Abstecher nach Paris gemacht, um die von Napoleon zusammengeraubten Kunstschätze in Augenschein zu nehmen, als die Nachricht von dem bedenklichen

Erkranken seiner Mutter ihn zurückrief. Bei seiner Ankunft fand er sie tot[1], und da ihm ohnedies sein Vaterland durch die Franzosenwirtschaft und mehr noch durch die französischen Sympathien seiner Landsleute verleidet war, entschloß er sich, für die noch übrige Zeit seines deutschen Aufenthaltes nach Dresden zu gehen, dessen Kunstschätze ihn anzogen.

Er ordnete noch mit den Geschwistern den Nachlaß der Mutter und machte sich dann mit den Seinigen davon. Man weilte längere Zeit in Schlangenbad, das meiner Mutter gut tat, und auch in Weimar, wo interessante Bekanntschaften angeknüpft wurden. Von alledem weiß ich nichts mehr, erinnere mich aber einer Zeit, da ich von dem Totaleindrucke, den jene Reise auf mich machte, namentlich von dem dumpfen Dröhnen des verschlossenen Wagens noch Bewußtsein hatte, so wie mir auch ein schwaches, aber sehr liebliches Bild von der seligen Großmutter geblieben war, das sich später verwischt hat.

2. Kapitel — Vor dem Seetore

In Dresden mieteten meine Eltern die erste Etage des Tepmannschen Hauses, das vor dem Seetore in der „Halben Gasse" gelegen war. Diese Halbe Gasse führte den Namen mit der Tat, denn sie erfreute sich nur einer Reihe Häuser, die eben deswegen freie Aussicht auf die gegenüberliegenden Gärten gewährten, und meine Mutter, die auf dem Lande aufgewachsen städtischem Lärme abhold war, fühlte sich wohl in dieser blühenden Umgebung. Die Besitzerin des Hauses, eine Witwe Tepmann, trieb Landwirtschaft, hielt Pferde, Kühe, Schweine und Geflügel, wodurch der Aufenthalt im Hofe für mich genußreich wurde. Aus dem Hofe trat man in den Garten, der von der Katzbach, einem schmalen, aber tiefen Wasser durchschnitten war. Diesseits des Wassers war ein ausgedehntes Gemüsewesen, jenseits Wiesen, Obstbäume und Gebüsch. Über die alte Gartenmauer erhob sich aus Holundersträuchen ein Lusthaus, und daneben führte ein Pförtchen aufs Feld hinaus und weiter nach den Höhen von Räcknitz und Plauen.

Noch steht mir das alles in so zauberischem Lichte vor der Seele, als wäre es ein rechtes Paradies gewesen, und das war es auch. Es war der schöne Garten Eden, in welchem ich den Morgentraum der ersten Kindheit träumte.

Meine erste einigermaßen deutliche Erinnerung beginnt mit dem 20. November 1805, an welchem Tage ich drei Jahre alt wurde. Als ich am Morgen die Augen aufschlug, strahlten mich drei kleine Wachskerzen an, die auf weißgedecktem, mit Immergrün garniertem Tische um einen prachtvollen Kuchen standen. Daneben lagen bunte Sachen, unter denen

[1] Die Reise des Vaters nach Paris hat nur von Anfang Sept. bis Okt. 1804 gedauert. Die Großmutter Kügelgen ist erst Anfang April 1805 gestorben. Aber der Vater war bei dem Eintritt ihres Todes nicht gegenwärtig, weil er gerade die ebenfalls erkrankte Schwester Cordula nach Koblenz zum Arzt brachte. Vgl. die Briefe im „Lebensbild" der Mutter S. 96, 98, 105 f.

mir eine Arche Noae und besonders ein Bilderbuch erinnerlich ist, dessen Hauptstück den Onkel Nachtwächter mit Spieß und Laterne zeigte. Das Entzücken, das ich empfand, mag Ursache der Unvergeßlichkeit jenes großen Augenblicks gewesen sein. Meine Mutter gab mir die Hand und sagte, daß mein Geburtstag sei. Dann wusch sie mich, scheitelte mir das Haar mit Sorgfalt und kleidete mich an. Der offnen Weste wurden ein Paar weite Hosen angenestelt, die hinten offen und mit Schleifen versehen waren; darüber kam ein türkischer Spenzer mit kurzen Ärmeln und an die Füße ein Paar Schnallenschuhe. So war der Anzug vollendet, der übrigens im Sommer wie im Winter Hals, Brust und Arme bloß ließ.

Nichts in der Welt ist Kindern schmeichelhafter, als sich bei allem, was Pflege heißt, in der Hand der Mutter zu wissen; mir wenigstens war es ein Hochgenuß, wenn meine Mutter mich selbst anzog oder mich zu Bette brachte, was sie auch in der Regel tat, wenigstens solange ich noch das einzige Kind blieb. Später freilich mußte ich es mir gefallen lassen, daß mir dergleichen Dienste von einer Kinderfrau geleistet wurden, welche Frau Venus hieß. Diesen hochberühmten Namen führte sie übrigens keineswegs wegen irgendeiner Ähnlichkeit mit jener Göttin, sondern bloß deshalb, weil ihr seliger Eheherr „Herr Venus" geheißen hatte.

Frau Venus war eine ehrsame Witwe und wurde bisweilen von ihren beiden Söhnen besucht, welche, obgleich bedeutend älter als ich, doch ganz willig mit mir spielten. „Die andern Jungens", wie ich sie im Gegensatze zu mir selber nannte, waren meine ersten Freunde. Ich bewunderte ihre Kraft und Unerschrockenheit, und ich liebte es, mich in ihrer Gesellschaft auf der Straße zu zeigen; doch entwuchsen sie mir schnell und ich verlor sie wieder aus den Augen.

Näher stand mir bald ein anderer Knabe von meinem Alter, mit dem ich fortan täglich spielte. Seine Mutter, die Witwe eines Predigers aus dem Erzgebirge namens Engelhard, welcher auf einer winterlichen Berufswanderung seinen Tod im Schnee gefunden hatte, war ebenfalls ins Tepmannsche Haus gezogen, wo sie wie eine rechte Witwe still und eingezogen lebte und sich und ihren Sohn mit Strohhutflechten ernährte.

Mein Freund Ludwig Engelhard erschien mir in jeder Hinsicht vorzüglicher als ich und als die „andern Jungens", denn meine Mutter stellte mir ihn stets als Beispiel vor. Ich schloß mich ihm daher sehr herzlich an und wir verkehrten miteinander aufs verträglichste. Nur eines einzigen Streits entsinne ich mich, der auch sogleich in Prügelei ausartete; und allerdings war es empörend, wenn Ludwig behaupten wollte, daß sein Vater den meinigen wie nichts bezwungen haben würde, wenn er noch lebte. Meinen Vater! mein Ideal von Kraft und Würde! Frau Venus riß uns auseinander, und Ludwig ging zerzaust zu seiner Mutter. Die meinige aber stellte mir das begangene Unrecht so beweglich vor und wußte mich dermaßen zu erweichen – zumal sie mir zu bedenken gab, wie so gar elendiglich der Vater des armen Jungen im Schnee erstickt sei –, daß ich, von Leno geleitet, reumütig zu Engelhards hinaufging und wegen meiner Heftigkeit

Abbitte tat. Seit der Zeit waren wir erſt rechte Freunde, und überhaupt gibt's keine wahre Freundſchaft, die ſich nicht erſt wund geriſſen und wieder ausgeheilt hätte an dem Bewußtſein geſühnter Schuld.

Zur Sommerzeit ſpielten wir, von Leno und, ſeit dieſe in die Küche avanciert war, von Frau Venus beaufſichtigt, in Hof und Garten; im Winter war das Zimmer meiner Mutter oder die angrenzende Kinderſtube unſer Tummelplatz. Hier ſtellten wir unſere Tiere auf, kutſchten, balgten, und was uns ganz beſonderes Vergnügen machte, hier „ſchinderten" wir auch. Dies „Schindern" iſt ein Dresdner Ausdruck, den mich ſowie die ganze Sache Ludwig lehrte, und bedeutet ſoviel, als auf dem Eiſe hingleiten. Nun war im Kinderzimmer zwar kein Eis; wir hatten aber zum Verdruß der Kinderfrau eine Planke der Diele durch fleißiges Glitſchen ſo abgeglättet und poliert, daß ſie von Erwachſenen nur mit Vorſicht betreten werden konnte. Dieſe Planke nannten wir „die Schinder", und noch ſehe ich meinen Freund Ludwig, wie er mit hochgerötetem Geſicht und fliegenden Haaren als Meiſter darauf hinglitt. Auf dieſe Weiſe lernte ich frühzeitig, noch ehe ich aufs Eis kam, mich darauf behaben, ähnlich wie man in franzöſiſchen Schwimmſchulen ohne Waſſer ſchwimmen lernt.

Paradieſespforten

Wenn wir im Garten ſpielten, ſchloß ſich uns häufig als Dritter im Bunde noch ein kleiner Barfüßler von unſerem Alter, der Sohn des Gärtners an. Er hieß Fritz Petzold und gewann durch folgenden Vorfall für mich Bedeutung.

Eines ſchönen Morgens nämlich weiß ich nicht, wo Frau Venus hingekommen war, genug, ſie ließ uns ohne Aufſicht; wir aber amüſierten uns mit einigen zugelaufenen Nachbarskindern, welkes Laub aufzuleſen und dieſes über das Geländer der kleinen Brücke in die Katzbach zu werfen. Dann liefen wir einige dreißig Schritte abwärts, wo zum Behuf des Waſſerſchöpfens an tiefer Stelle ein ſchmales Brett über den Bach gelegt war, um auf dieſem kauernd die kleinen goldenen Schiffchen wieder aufzufangen. Mit welchem Eifer wir dies trieben und wie wir dabei ſchrien und uns erhitzten, wird Jeder ermeſſen können, der auch einmal ein kleiner Junge war. Ich war den Anderen vorausgeeilt und hockte bereits jubelnd auf dem ſchwanken Stege, als dieſer umſchlug und ich kopfüber ins Waſſer ſchoß. Die erſchrockenen Freunde ſtoben auseinander, verſchwanden durch Hecken und Zäune, wo ſie hergekommen waren, und ich ſelbſt gab mich ſogleich verloren.

Nicht ſo Fritz Petzold. In dem Augenblicke, als ich verſank, ſprang er entſchloſſen auf den Steg, griff in die Tiefe, packte meine Haare und ſchrie, daß ihm die Lungen berſten wollten, nach ſeinem Vater. Zwar brachte er mich mit dem Kopfe übers Waſſer, doch nicht weiter, und ich dachte jeden Augenblick ſamt meinem Freunde zu ertrinken, denn das kleine Brettchen ſchwankte hin und wieder wie eine Schaukel.

Dennoch erinnere ich mich ſehr deutlich, daß ich keine Angſt empfand, mich vielmehr freute, nun alſogleich in den Himmel einzugehen und mit

meiner lieblichen Schwester Maria vereint zu werden. Fast glaube ich, daß ich bereits Wasser geschluckt hatte und halb tot war, denn ich verhielt mich völlig leidend und tat selbst nicht das Geringste zu meiner Rettung. Aber das weiß ich, daß mir's zumute war wie Kindern, die am Weihnachtsabend in dunkler Kammer an der Türe drängen: Gleich wird sie aufgehen und der Baum in seinem Glanze stehen.

Indessen sollten mir die Paradiesespforten noch verschlossen bleiben, und der Cherub, der den Eintritt wehrte, war Fritz Petzold. Sein Mark und Bein durchdringendes Zetergeschrei hatte endlich das Ohr des Vaters erreicht, der nun wie ein angeschossener Kater mit weiten Sätzen über seine Gemüsebeete herbeiflog und mich herauszog. Triefend und mit schwarzem Schlamm überzogen hing ich wie ein erschlagener kleiner Maulwurf in seinen Händen, als er mich den Eltern brachte.

Ob diese Lebensrettung ein Glück für mich gewesen, muß ich dahingestellt sein lassen, da allerdings Fritz Petzold die Regel meiner Mutter gröblich übertreten hatte; denn nicht nur hatte er überlaut geschrien bei einem Sterbenden, sondern diesen sogar bei den Haaren gerauft. Die Mutter war freilich deshalb nichts weniger als ungehalten, beschenkte vielmehr den guten Jungen nach ihren Kräften, und unsere Kinderherzen blieben lange treu verbunden.

Halluzinationen

In reiferen Jahren sind Altersgenossen die genußreichsten Gefährten, in der Kindheit keineswegs; man gibt und nimmt zu wenig von einander. Daher schließen sich Kinder auch am liebsten an Erwachsene an, wo sie bei diesen nur einige Neigung finden, sich mit ihnen zu bemengen. Solche Neigung aber zeigten mir zwei treffliche Mitbewohner unseres Hauses.

Es war ein großer Vorteil dieses Hauses, daß unsere besten Freunde gleich mit darin wohnten, und zwar nicht nur kleine Leute, wie Ludwig Engelhard und Fritz Petzold, sondern auch solche, an denen sogar die Eltern aufzusehen hatten. Ich nenne hier zuvörderst den nachmals durch seine Schriften sehr bekannt gewordenen Naturphilosophen Gotthilf Heinrich Schubert, welcher sich als junger Ehemann mit seiner Frau und seinem kleinen Töchterchen Selma damals vorübergehend in Dresden aufhielt[1]. Schubert wohnte gerade über uns, und im täglichen Verkehr der Hausgenossen gestaltete sich eine Freundschaft, welche bis ans Grab gehalten hat und an welcher auch ich mein Teilchen fand. Wer jenen überaus liebenswürdigen Gelehrten, namentlich in jüngeren Jahren, gekannt hat,

[1] G. H. (v.) Schubert (1780—1860), der später berühmte Münchener Naturphilosoph, lebte von Okt. 1806 bis Herbst 1808 als Arzt in Dresden, hielt hier auch naturphilosophische Vorlesungen und veröffentlichte seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (Dresden 1808). Vgl. Selbstbiographie 3 Bde. Erlangen 1854/6. In seinem „Lebensbild in Briefen" (hrsg. v. N. Bonwetsch, Stuttgart 1918) bringen S. 256–327 seine Briefe an Gerhard und Lilla v. Kügelgen. – Seine Tochter Selma (1806–1878), ∞ 1826 mit Heinrich Ranke († 1876 als Oberkonsistorialrat in München), einem Bruder Leopold v. Ranke's.

wird es begreifen, daß ein kleiner Junge mit ſchwärmeriſcher Neigung an ihm hängen konnte. Oft ſaß ich ſtundenlang mit Selma auf ſeinen Knien, den wunderſamen Geſchichten horchend, die er zum beſten gab; dann wieder lehrte er mich Purzelbäume ſchießen oder ich ritt auf ſeinen breiten Schultern und ſchrie Zeter, wenn er mit mir durch den Garten raſte.

Ein zweiter, ebenfalls literariſcher Hausgenoſſe, den meine Eltern ſchon von Petersburg her kannten, wo er ſich früher als Erzieher aufgehalten, hieß Onkel Leis [1]. Obgleich noch ein junger Mann, lebte Leis kränklichkeitshalber doch ſehr zurückgezogen. In ſeinem Dachſtübchen war er immer anzutreffen, ſtudierend oder für Journale ſchreibend, in Mußeſtunden aber oder des Abends ſuchte er Aufheiterung in unſerem Familienkreiſe und gab ſich dann namentlich gern mit mir ab. Er machte Feuerwerk, Papierlaternen, Drachen, lehrte mich Kartenſchlöſſer bauen, mit der Armbruſt ſchießen und dergleichen Kurzweil mehr. Das Beſte entſtand jedoch an traulichen Winterabenden. Während meine Mutter vorlas und mein Vater kleine Götter- und Heroengeſtalten aus Wachs modellierte, pappte Leis für mich eine elegante Ritterrüſtung, die er mit Silberpapier beklebte und welche ſehr viel ſchöner ausfiel als alles, was man damals für Geld kaufen konnte. Dazu wurden Schwert und Lanze und ein ausgelaſſenes Steckenpferd gefertigt, das nur mit Mühe zu regieren war.

So ausgerüſtet pflegte Onkel Leis den jungen Ritter des Abends durch dunkle Zimmer und Gänge nach den entfernteſten Regionen der Wohnung auszuſenden, um gewiſſe Ungeheuer, die ſich dort aufhalten ſollten, zu erlegen. Dann freute er ſich an den lebendig dargeſtellten Erlebniſſen des allezeit ſiegreich Zurückkehrenden und war unerſchöpflich in neuen Aufträgen und Erfindungen.

Meine Mutter warnte des öftern aus mehrfachem Grunde. Ihr waren die koloſſalen Lügen, zu denen ich gewiſſermaßen genötigt wurde, ſehr bedenklich; beſonders aber fürchtete ſie eine zu frühzeitige Überreizung der Phantaſie, wie ihr denn überhaupt jede aufregende Unterhaltung für Kinder nachteilig zu ſein ſchien. Leis beſtritt ihre Gründe als Pädagog vom Fach. Er wollte ja nur Mut und Nerven ſtählen und behauptete, daß das Edelſte im Menſchen, der ſchaffende Geiſt, nicht frühzeitig genug und am beſten ſpielend zu wecken ſei. So nahmen denn jene abendlichen Unterhaltungen ihren Fortgang, und Leis teilte ſchließlich das Schickſal der meiſten gelehrten Pädagogen ſeiner Zeit, indem er ſo ziemlich das Gegenteil von dem erreichte, was er wollte.

Ich ritt allabendlich meine dunklen Wege mit größter Zuverſicht, weil ich ſehr wohl wußte, daß alles doch nur Spiel war und die Feinde, die ich zu beſtehen hatte, nicht exiſtierten; doch wurde meine Phantaſie in unnatürliche Spannung geſetzt, und es fehlte fortan nur ein Anſtoß, ſie vollends krank zu machen. Dieſen herbeizuführen, ſtand auch Leis nicht lange an.

[1] J. W. F. Leis, * 1768 in Arnſtadt, cand. theol., Erzieher bei Etatsrat Stoffregen in St. Petersburg, dann Litterat in Dresden, † 1808 in Leipzig. (S. d. Abbildung).

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

Jugendbild der Mutter.

Ölgemälde von (?) Gerhard v. Kügelgen.

Ich erinnere mich der Mutter aus jener Zeit als einer jungen, sehr wohlgebildeten Frau mit edlen Gesichtszügen, hellen, geistvollen Augen und einer großen Fülle des schönsten blonden Haares. S. 22.

Der Onkel Heinrich.

Getönte Zeichnung von Gerhard v. Kügelgen.

Man blieb die ganze Nacht im lebhaften Gespräch beisammen, während dessen mein Vater ein Porträt von jenem liebenswürdigen Schwager zustande brachte, den er hier zum ersten und letzten Male sah. S. 6.

Superintendent Dr. C. F. Senff.

Zeichnung von Gerhard v. Kügelgen.

Senffs Vater war der erste Pastor, den ich Gelegenheit hatte von nahem zu besehen, und der erste und älteste in einer langen Reihe guter Männer, die ich später in diesem Stande kennen lernte. S. 62.

Der Onkel Leis.

Nach einem alten Stiche.

Der Onkel Leis gab ſich namentlich gern mit mir ab, machte Feuerwerk, Papierlaternen, Drachen, lehrte Kartenſchlöſſer bauen, mit der Armbruſt ſchießen und dergleichen Kurzweil mehr. S. 12.

Als ich eines Abends von meiner abenteuerlichen Fahrt zurückkehrend ein dunkles Zimmer zu passieren hatte, barst plötzlich jener Mentor aus einem Verstecke vor, grunzend und auf allen Vieren laufend wie ein wilder Eber. Er mochte erwartet haben, daß ich sogleich vom Leder ziehen und ihm zu Leibe gehen würde; statt dessen aber bestand ich die Probe schlecht und hatte fast den Tod vor Schreck. Von da an blieb ich lange Zeit ein Hase. Ich traute mich in kein dunkles Zimmer mehr und war unvermögend, des Abends einzuschlafen oder auch nur in meinem Bette auszudauern, wenn nicht jemand bei mir blieb. Ja mehr noch: das Edelste im Menschen, jener schaffende Geist, war wie mit einem Zauberschlage geweckt; die Bilder meiner Phantasie objektivierten sich, und häufig sah ich mich umgeben von Schreck- und Spukgestalten, die mir das lebhafteste Entsetzen einflößten.

Die erste Erscheinung dieser Art mochte ich von einem Spielzeug, einer unschuldigen kleinen Scheibe entlehnt haben, nach der ich mit der Armbrust schoß. Traf ich ins Schwarze, so sprang, durch eine Feder aufgeschnellt, ein greulicher Rüpel hervor mit fletschenden Zähnen und blutroter Zunge. Diesen nun sah ich bald nach jener Schreckensstunde, als mich Frau Venus auszog, lebensgroß und mit drohender Gebärde hinter den Fensterscheiben des Schlafzimmers aufsteigen. Ich schrie auf und barg mein Gesicht in den Schoß der Wärterin, welche, ihrerseits nicht wissend, was mir fehlte, mich zur Mutter trug. Beide hatten genug zu tun, mich einigermaßen zu beruhigen. Von nun an fürchtete ich mich oft den ganzen Tag vor der Stunde des Zubettgehens, da entsetzliche Phantome mich selbst im Beisein Anderer schreckten.

Ganz unvergeßlich in dieser Beziehung ist mir eine Nacht geblieben, deren Eindrücke und Gesichte mir noch heute nach 56 Jahren so lebendig vorschweben, als wenn alles erst gestern vorgefallen wäre. Mitten in der Nacht erwachte ich und schlug die Augen auf. Das Nachtlicht war erloschen, doch konnte ich die Umrisse der Dinge deutlich sehen. Mir zunächst standen die Betten meiner Eltern, welche, von einem gemeinschaftlichen Vorhange umzogen, ein besonderes Sanktuarium im Schlafzimmer darstellten. Hinter der halb verschobenen Gardine unterschied ich noch die Züge des mir zunächst liegenden Vaters.

Bald aber unterschied ich auch noch etwas ganz anderes. Unter dem Bette der Eltern begann es sich zu regen und zu bewegen und – siehe da! – ein scheußliches Gesicht erschien, das eines Bären. Dann folgte eine ungeheure Tatze, und im Umsehen war die ganze Ungestalt des Raubtieres vorgekrochen. Ihm folgten andere Tiere, und es war unglaublich, was aus dem engen Raume unter den Betten alles vorquoll. Da waren Wölfe, Panther, Löwen, Vielfraße, Ameisenlöwen, Dachse, ja der ganze Inhalt meiner Arche Noae war zu natürlicher Größe angeschwollen.

Das größte Entsetzen flößte mir ein Kalb ein. Es nahte sich meinem Bett auf sehr bedenkliche Weise, und die Schandtat sah ihm aus den Augen. Ich wollte schreien; doch mußte ich fürchten, mich dieser Bestie nicht noch

bemerklicher zu machen, und hielt ein Weilchen an mich. Bald aber ſteigerte ſich die Angſt dermaßen, daß ich, mit Hintanſetzung aller klugen Rückſicht, dennoch laut und vernehmlich in die Lärmtrompete ſtieß.

Mein guter Vater hatte ſich in der Regel während des Tages ſo weidlich abgearbeitet, daß er einer ungeſtörten Nachtruhe ſehr bedürftig ſein mochte; doch ſchalt er nicht, ſuchte mich vielmehr ſehr freundlich zu beruhigen. Ich hätte geträumt, ſagte er, und weiter wäre es nichts.

Das fatale Kalb aber ſtrafte ihn Lügen; es drängte immer näher und glotzte mich jetzt mehr als Kalbsaugen an. Da ſchrie ich laut, und der Vater verließ das Bett, um Licht zu machen. Zu dieſem Behufe mußte er aber, weil kein Feuerzeug vorhanden, ins Nebenzimmer gehen, und als ich nun die väterliche Geſtalt im kurzen Hemdchen durch das Gedränge der Quadrupeden hinſchreiten ſah, vergaß ich über der ſeinigen die eigene Gefahr und bat ihn flehentlich zurückzukommen.

Da! – hatte ich's der ruchloſen Beſtie doch gleich angeſehen: das Kalb ſprang zu, und in dem Augenblicke, als der teure Vater die Klinke ergriff, um die Türe zu öffnen, ſchnappte es nach ihm und biß ihn mitten durch. Der ganze Oberkörper ſamt Hemd und Nachtmütze ſank lautlos zur Erde nieder, die Beine aber entwiſchten mit beſonderer Behendigkeit durch die ſich raſch wieder ſchließende Türe.

Nun brach der gerechteſte Schmerz bei mir erſt recht aus, ſo daß die Mutter, welche mittlerweile ebenfalls aufgeſtanden war, mich tröſtend in die Arme ſchloß. Aber was konnte das jetzt helfen! Da lag er ja, der unvergleichliche Vater, mitten durchgebiſſen, drei Schritte vor uns am Boden, beſchnopert von dem ſiegreichen Kalbe, das alle Neigung zeigte, ihn vollends zu verſchlingen. Die Mutter zwar wollte es in Abrede ſtellen; aber gegen den Augenſchein iſt ſchlecht predigen. Wir ſtritten lebhaft, bis ſich die Türe wieder auftat und der ganze, vollſtändig gegliederte Vater im blendendſten Lichtſchein eintrat.

Freudigeres Entzücken erinnere ich mich ſpäter niemals wieder empfunden zu haben. Mit dem hellen Glanz des Lichtes war der ganze Spuk verſchwunden; ich hatte meinen geliebten Vater wieder und entſchlummerte ſüß an ſeiner Seite.

Gegen Geſpenſterglauben pflegen Gouvernanten einzuwenden, daß ſinnliches Erkennen nur möglich ſei von ſinnlichen Objekten, und Geiſter demnach nicht wahrgenommen werden könnten. Hier aber war ein noch viel größeres Mirakel, da die Geiſter, die ich mit eigenen Augen zu ſehen kriegte, gar nicht einmal exiſtierten.

Welche Bewandtnis es übrigens in Wahrheit mit alle dem haben mag, was wir als objektive, d. h. gegenſtändliche Welt betrachten, das iſt noch gar nicht ausgemacht und wird es wahrſcheinlich auch niemals werden. Die alte, tiefſinnige Philoſophie der Inder bezeichnet den geſamten Inbegriff der Äußerlichkeit oder Leiblichkeit mit dem Worte „Maya", welches nichts anderes heißt als Täuſchung, und wenn alle Religionen wie auch die meiſten wiſſenſchaftlichen Syſteme der Neuzeit darin übereinſtimmen,

daß die Welt aus Nichts geschaffen sei, so wird das ungefähr dasselbe heißen und die Folgerung ganz richtig sein, daß aus Nichts nichts wird, es sei denn etwa eine Maya. So läge denn der Unterschied zwischen dem Kalbe, das dort beim Fleischer aushängt, und jenem nächtlichen Gespenste, das mich erschreckte, wesentlich nur darin, daß ersteres aus einer allgemeinen, das andere nur aus einer speziellen, d. h. hier subjektiven Täuschung resultierte.

Doch dem sei, wie ihm wolle: immerhin mag angenommen werden, daß die schöpferische Tätigkeit des aus Gott emanierten Menschengeistes in Fällen wie der meinige ihre gesetzlichen Schranken momentan durchbrochen habe. Sie arbeitet dann gewissermaßen außerhalb der ihr angewiesenen Werkstatt, eine nichtige, nur von ihr selbst erkannte Welt erzeugend. Andauerndes Verharren in solcher Tätigkeit ist Wahnsinn.

Mich trug indes die Schonung meiner Eltern sanft über jene Klippen und später bin ich von dergleichen schöpferischen Zufällen gänzlich frei geblieben.

3. Kapitel — Der Komet von 1806

Wenn ich nun im vorigen Kapitel meiner Altersgenossen und väterlichen Freunde gedacht habe, zu denen allen ich mit einiger Bewunderung aufschaute, so wird's nun Zeit, auch von einem Jüngeren zu berichten, der seinerseits zu mir aufschaute, und nur deshalb habe ich bis dahin meinen lieben Bruder Gerhard ignoriert, weil ich mich seines Eintritts in die Familie nicht entsinne. Er taucht vielmehr in meiner Erinnerung ganz ohne Anfang auf, war da, wie auch ich da war, und schien sich ganz von selbst zu verstehen wie ein kategorischer Imperativ.

Proportioniert wie Raphaelische Kindergestalten mit starken Gliedern und vollen roten Backen, war er etwa drittehalb Jahr jünger als ich, entwickelte sich aber bei weitem kräftiger und schneller. Als er zehn Monate alt war, entdeckte man zufällig, daß er laufen konnte, und zwar ohne alles vorhergegangene Studium. Ein Fremder, der ihn seiner Größe wegen für zweijährig hielt, setzte ihn, da er ihm auf dem Schoße beschwerlich ward, ohne weiteres auf die Füße, und die erschrockene Mutter, welche glaubte, daß er fallen würde, war nicht wenig erstaunt, den kleinen Stöpsel ganz selbständig fortpilgern zu sehen.

Die Geburt dieses Bruders war übrigens wie der Aufgang eines kriegbringenden Kometen gewesen. Im Mai des Jahres 1806 hatte er das Licht der Welt erblickt, und schon im Oktober desselben Jahres übten die kriegerischen Ereignisse der Zeit den ersten Stoß auf Dresden.

Es war ein schöner Herbsttag, als mein Vater nach seiner Windbüchse langte und mit mir in den Garten ging, um Sperlinge oder anderes vogelfreie Geflügel zu erlegen, was er des öfteren tat. Er war ein großer Schütze, nicht weniger mit der Büchse als mit dem Pinsel, denn, ob er gleich nur mit Kugeln schoß, fehlte er sein Vögelchen nur selten.

Heute aber wollte sich keins zeigen, daher beschlossen wurde, den Garten zu verlassen und aufs Feld zu gehen, wo man bisweilen Krähen antraf. Still und wild durchschlichen wir die kleine Pforte in der Mauer

und ſpähten ringsumher. Krähen waren nicht da – aber etwas ganz anderes nahm die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Mein Vater horchte auf; dann ſtreckte er ſich nieder auf den Feldrain und ſchien mit dem Ohr am Boden dieſem ein Geheimnis abzufragen. Ich machte natürlich alles nach und empfand mehr, als daß ich's hörte, ein Zittern des Bodens, ein ſeltſam dumpfes Dröhnen, das ſich periodiſch wiederholte.

„Das ſind Kanonen!" ſagte der Vater, warf die Büchſe auf den Rücken und ging mit mir zur Mutter.

Es war eine große, verhängnisvolle Schlacht, deren fernes Grollen wir vernommen hatten, die Schlacht von Jena. Bald kannte man das Reſultat in Dresden, und der erſchrockenen Bevölkerung ward Plünderung angeſagt durch ein im Anmarſch begriffenes Korps von Bayern.

Da hielten meine Eltern ſich in ihrer exponierten Wohnung nicht mehr ſicher und beeilten ſich, inmitten der Altſtadt ein anderes Logis zu mieten, welches an der Kreuzkirche gelegen war. Ich war beim Vater, der im neuen Hauſe die von der Mutter fortwährend expedierten Sachen empfing und ordnete. Da man indeſſen bei dem allgemeinen Trubel wenig auf mich acht hatte, ſo konnte es geſchehen, daß ich plötzlich fort war.

Mein Vater glaubte, ich ſei nach Hauſe gelaufen, und als er mich dort nicht vorfand, beauftragte er die Packträger, mich zu ſuchen, durchrannte in ſeiner Beſorgnis auch ſelbſt die Stadt nach allen Richtungen. In der Tat mag ſeine Verlegenheit nicht ganz gering geweſen ſein. Ich konnte Schaden nehmen, der Umzug geriet ins Stocken, und Hannibal ſtand vor den Toren. Wenn er daher geſonnen war, mich mit ein paar tüchtigen Ohrfeigen zu begrüßen, ſo war das wohl erklärlich. Als er mich aber endlich auf dem Neumarkt fand, und zwar laut ſingend und vor Entzücken über das Durcheinander von Vieh und Menſchen in die Hände klatſchend, fing er an zu lachen und hatte mir die Deſertion verziehen.

Es war indes nichts weniger als ungünſtig geweſen, daß unſer Umzug ſich durch dieſen Zwiſchenfall verzögert hatte, da er überhaupt nun unnütz wurde. Der Kurfürſt hatte ſich mittlerweile beeilt, in Napoleons Bundesgenoſſenſchaft einzutreten, und die erwartete bayriſche Kavallerie zog friedlich ein.

Mir ſchenkte damals Onkel Leis eine als bayriſchen Ulanen koſtümierte Puppe, gar vollſtändig und ſchön mit der ganzen Armatur. Mein Vater aber erlaubte mir, dieſen Balg zu töten als einen Franzoſenfreund, und lieh mir dazu ſeinen Stockſäbel, mit dem er auch zerhauen wurde. Unendlich viele Kleie ſtrömte zu meiner Verwunderung aus den Wunden. Solche Begebenheit iſt gefeiert worden auf einem lebensgroßen, mich und meinen unvordenklichen Bruder darſtellenden Bilde, welches mein Vater in jener Zeit malte und ich noch beſitze. Der Bruder iſt ſitzend auf einem Kiſſen abgebildet, ein ausgeſtopftes Lämmchen, das ſein Entzücken war, an die Bruſt drückend. Ich dagegen ſtehe hinter ihm, entſchloſſen, den Bayern mit einem ungeheueren Säbel abzutun. [S. d. Abbildung]

Die Brüder Gerhard und Wilhelm.

Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen 1806.

Der Bruder iſt ſitzend auf einem Kiſſen abgebildet, ein ausgeſtopftes Lämmchen, das ſein Entzücken war, an die Bruſt drückend. Ich dagegen ſtehe hinter ihm, entſchloſſen, den Bayern mit einem ungeheuren Säbel abzutun. S. 16.

Der Vater Gerhard.

Selbſtbildnis, Ölgemälde 1807.

Wie meine Mutter den Norden repräſentierte, ſo der Vater den Süden, denn er war brünett mit ſchwarzem Haar, mit feurigen, ſehr dunkelbraunen Augen, und ſein ſchmales geiſtvolles Geſicht erinnerte an Spanien. S. 26.

Dienstboten

Es schien, als ob mein guter Vater damals durch doppelt angestrengten Fleiß die Unruhe zu beschwichtigen gesucht hätte, die ihm das Schicksal seines deutschen Vaterlandes machte, denn fast gleichzeitig mit jenem Familienbilde führte er noch mehrere große akademische Stücke aus, deren allgemeine Anerkennung ihn in die erste Reihe der Künstler seiner Zeit stellte. Als Richtmaß und Regulatoren für seinen Geschmack benutzte er die ungewöhnlich reichen Dresdner Sammlungen, in denen er seine Augen häufig stärkte, und wo er Natur brauchte, bediente er sich eines schönen jungen Mannes von den Gardegrenadieren, den ich ebenfalls zu meinen nächsten Freunden zählte. Er hieß Talkenberg, und weil er sich gescheit und anhänglich zeigte, wurde er, soweit sein Dienst es gestattete, auch zu anderen Dingen verwendet und gab den Aufwärter in unserem Hause ab.

Mir gefiel dieser Mars sehr wohl wegen seines freundlichen Gesichtes, seiner scharlachroten Uniform und blank geputzten Waffen, so daß ich mich stets freute, wenn ich ihm zum Behufe des Spazierengehens anvertraut ward. Er nahm mich dann gesellig bei der Hand und, neben ihm hertrabend wie eine Bachstelze neben einem Reiher, war ich stolz auf meinen herrlichen Begleiter, der mir lustige Geschichten erzählte, mich Steine werfen lehrte und Sperlinge mit Salz beschleichen. Weniger schmeichelhaft war seine Neigung, sich auf die Finger zu spucken und Katzenwäsche mit mir anzustellen, wenn er mich an Händen oder Gesicht beschmutzt sah. Da ich dies aber Leno klagte, in die er sehr verliebt war, nahm sie ihn dergestalt ins Gebet, daß er in sich schlug und fortan von solchem Laster abstand.

Bald nach dieser mir erwiesenen Wohltat schied das gute Mädchen für niemals Wiedersehen aus unserem Hause. Meine Mutter hatte sie einst von ihrem Vater als Leibeigene zum Geburtstagsgeschenk erhalten, sie sorgfältig für ihren Stand erzogen und sie immer als zur Familie gehörig betrachtet; wie denn überhaupt in angestammter Leibeigenschaft ein Band zu liegen scheint, das leiblicher Verwandtschaft ähnelt. Es ging ihr wohl bei uns, und gesetzt, dies wäre nicht der Fall gewesen, so war sie in Sachsen immer in der Lage, sich loszuketten, denn sie stand hier unter dem Schutz eines Gesetzes, das von Sklaverei nichts wußte. Auch fehlte es ihr keineswegs an Freunden, die jeden Augenblick geneigt waren, Gut und Blut mit ihr zu teilen, da nicht allein Talkenberg ihr den Hof machte (was wenig sagen wollte), sondern auch ein paar achtbare Handwerker, die für unser Haus arbeiteten, keinen Anstand nahmen, wiederholt um sie zu werben.

Wunderlicherweise aber schlug sie alles aus und hatte nur den einen und einzigsten Gedanken, nach Estland zurückzukehren, wo sie wieder Sklavin geworden wäre und nicht einmal mehr Angehörige hatte, denn sie war als elternlose Waise auf den Harm'schen Hof gekommen. Leno war eben heimwehkrank geworden und drohte jener aller Vernunft spottenden Sehnsucht zu erliegen, die um so heftiger ist, je weniger Grund sie hat, indem sie vorzugsweise die Bewohner wilder und unfruchtbarer Gegenden anpackt.

Nicht nur Schweizer, auch Finnen, Lappen, Kamtſchadalen und Eskimos, das ſind die Leute, die bei uns im Mittelpunkte der Ziviliſation vor Heimweh ſterben, während Deutſche in den roheſten Ländern proſperieren. So zeichnen ſich auch die Eſten durch eine krankhafte Abhängigkeit von den Einflüſſen ihres abgelegenen Landes aus, das etwa wie Dänemark für die Dänen, für ſie die Welt iſt oder das All, und daher auch gar keinen Namen hat. Der Eſte nennt ſein Land ganz einfach „Ma", das heißt überhaupt Land, hier das Land der Länder, ſo wie die Bibel auch keinen andern Namen hat als „das Buch", weil ſie das Buch der Bücher iſt.

Nun war mein Vater zwar nur für kurze Zeit nach Deutſchland gekommen, und obgleich ſein Aufenthalt ſich unerwartet verlängert hatte, war doch die Idee, demnächſt zurückzukehren, nichts weniger als aufgegeben. Die Eltern lebten in Dresden gewiſſermaßen auf reiſendem Fuße, und von der Rückreiſe war ſtets die Rede. Ja, mein Vater hatte ſogar ſchon ſeinen ſtrohgelben Wagen durch den auf der Seegaſſe wohnenden – als Aſtronom wie als Wagenbauer gleich berühmten – Sattlermeiſter Eule vergrößern und in eine vierſitzige Karoſſe umwandeln laſſen, um für die anwachſende Familie Raum zu ſchaffen. Da nötigte ihn der Krieg in Preußen, die projektierte Reiſe wieder aufs Ungewiſſe hinauszuſchieben.

Leno, mit dem Bohrwurm ihres Heimwehs am Herzen, hatte eben wie wir anderen den neuen, jetzt dotterfarbigen Wagen in Augenſchein genommen und geprüft. Sie hatte ſich auf den Bock geſchwungen und mit dem ganzen Geſicht geleuchtet, als blicke ſie ſchon ins Land der Länder. Aber als meine Mutter ihr nun ankündigen mußte, daß ſo bald nichts aus der Reiſe werden könne, war ſie in ihrem Gemüt und Weſen wie zerbrochen und machte ernſtlich Sorge. Der armen Mutter ſelbſt mochte es kaum weniger ſchmerzlich ſein, ihren liebſten Wünſchen zu entſagen; aber ſie ſchickte ſich in die Notwendigkeit und fand für ihre Leno einen Ausweg.

Meine Eltern verkehrten damals fleißig mit einer livländiſchen Familie v. Löwenſtern, die ein Landhaus in Brießnitz bewohnte. Wenn wir bei ihnen waren, gab es immer allerlei Luſtbarkeiten, kleine Elbfahrten, Illumination des Gartens, Feuerwerk und dergleichen Dinge, die ganz meinen Beifall hatten. Meiner nahmen ſich dann beſonders die Töchter des Hauſes an, ſchöne junge Mädchen, die mich mit Süßigkeiten ſtopften und mit mir ſpielten. Mit ihnen entſinne ich mich eines Abends ein ſeltenes Phänomen geſehen zu haben. Es war ſchon dunkel, als wir vor der Terraſſe des Hauſes, tief unter uns auf den Elbwieſen, kleine herumſchlüpfende Lichter bemerkten, ſechs Flämmchen, die bisweilen paarweiſe, dann wieder auseinanderfahrend luſtig umherſchweiften, und zwar mit einer Schnelligkeit wie laufende Menſchen. Das ſeien Irrlichter, ſagten die Mädchen, die ſähen ſie hier öfter. Sie erklärten mir auch die Sache, ſo gut ſie konnten, und ſprachen von „fixer Luft", über welchen Ausdruck ich ſehr lachen mußte; doch begriff ich ſchon, daß fixe Luft etwas Apartes ſein müſſe. Wenn wir uns nicht täuſchten, ſind dies die erſten und letzten Irrlichter geweſen, die mir in meinem Leben vorgekommen ſind.

Löwensterns nun sahen sich genötigt, trotz Krieg und Kriegsgeschrei nach Wolmarshoff, ihrem Stammsitz in Livland, zurückzugehen, und da Frau v. Löwenstern zufälligerweise in Verlegenheit um eine Jungfer war, so lag es nah, ihr Leno anzubieten. Meine Mutter wollte diese jedoch nur als freies Mädchen in fremde Hände geben und überraschte sie daher bei ihrem Abzug mit einem in aller Form Rechtens ausgestellten Freibrief.

Daß es Fälle gibt, wo die Erfüllung unserer heißesten Wünsche uns doch aufs schmerzlichste berührt, hätte ich hier lernen können, denn das arme Mädchen weinte bitterlich, als sie unser Haus verließ, und ich und meine Mutter weinten auch. Talkenberg aber begleitete sie, ihre Effekten tragend, zu ihrer neuen Herrschaft. Hier nahm er Gelegenheit, sie bis zu ihrer Abreise noch ab und zu zu sehen, dann aber ging er hin, betrank sich und schmetterte, ingrimmig wie er war, dem Posten an der Hauptwache eine faule Birne ins Gesicht, wofür er zu meinem Leidwesen Stockprügel und Arrest erhielt. Leno fand übrigens ihr Glück in ihrer Heimat. Sie blieb nur kurze Zeit bei Löwensterns und heiratete dann einen wohlhabenden deutschen Bürgersmann in dem Städtchen Wolmar, mit dem sie ein zufriedenes Leben führte.

Ein Hagestolz

Die gerichtliche Ausfertigung des obgenannten Freibriefs hatte meine Eltern in Berührung mit einem Manne gebracht, der bald nebst seiner ganzen Familie zu den besten Freunden unseres Hauses zählte. Dies war der Hofrat Näcke, Chef des Dresdener Justizamtes, ein guter, treuer Mensch und sehr geachteter Beamter. Von ihm erzählte man sich folgendes:

Näcke stand in früheren Jahren als Justitiarius in Freiberg, war lange Junggesell geblieben und wegen der amtlichen Erfahrungen, die er in Ehesachen gemacht, bei dem Entschlusse angelangt, auch Junggesell zu bleiben. Wie ist es möglich – mochte er denken –, sich für sein ganzes Leben blindlings an ein Ding zu ketten, das man nicht kennt, genau genommen niemals gesehen hat; denn daß die Liebe blind macht, wußten schon die Heiden. Und bliebe man denn wenigstens noch blind; aber zur Unzeit gehen einem doch die Augen auf, und man findet sein Täubchen als Geier wieder, der einem die Leber abfrißt.

Nun trug sich's zu, daß dieser Ehrenmann an einem Weihnachtsabend aus der Kirche kam. Ein kalter Schneesturm tobte durch die Gassen Freibergs, daß man kaum aus den Augen sehen, kaum atmen konnte, daher sich Näcke fest in seinen Pelz gewickelt hatte. Wie er nun dem Unwetter entgegen gedankenlos so vor sich hinkämpfte, mochte es sich zutragen, daß sein Blick für einen Augenblick vom Schnee und Eise frei ward: kurz er bemerkte ein kleines notdürftig gekleidetes Mädchen, das vom Sturm um und um gedreht sich in hilflosester Lage befand. Das Kind hatte, sein Gesangbüchelchen unterm Arme, die Hände in die Schürze gewickelt und schien sich vergebens anzustrengen, gegen die Gewalt des Wetters standzuhalten. Hunderte von Kirchgängern wirbelten teilnahmlos vorüber; unser

Freund aber, der trotz ſeiner abgeſchmackten Eheſtandsbegriffe doch ein gutes Herz hatte, griff zu, ſchlug ſeinen Pelz um die Kleine und führte ſie halb, halb trug er ſie nach der entlegenen Wohnung, die ſie ihm angab. Das Mägdlein war vom Froſt ſo durchgeſchüttelt, daß ſie kaum reden konnte, doch fühlte Näcke ihren Dank auf ſeiner Hand, die ſie mit Inbrunſt küßte.

Das arme Würmchen! am Heiligen Abend ſo zu frieren! — Der menſchenfreundliche Beamte ſchickte ihr auf der Stelle zum Weihnachtsangebinde einen Mantel und einen Stollen. Da kam ſie denn am andern Morgen ſich zu bedanken — ein überraſchend hübſches Mädchen — und war ſo zutraulich, ſo niedlich und beſcheiden, daß Näcke, der ſich in eine längere Unterhaltung mit ihr eingelaſſen, den Vorſatz faßte, ſich der elternloſen Waiſe, die bei unbemittelten Verwandten an Allem Mangel litt, tatkräftig anzunehmen. Er ſetzte ſich mit jenen in Vernehmen, und man geſtattete es mit Freuden, daß er ſein Pflegetöchterchen in einem anſtändigen, ihm befreundeten Hauſe unterbrachte und jede weitere Sorge auf ſich nahm. Von jetzt an ſah ſie Näcke täglich, leitete ſelbſt ihren Unterricht und ſchloß die Kleine, welche mit unbegrenzter Liebe und Verehrung an ihrem Wohltäter hing, dermaßen in ſein Herz, daß ihm der Gedanke unerträglich wurde, jemals wieder von ihr getrennt zu werden.

Dazu gab es aber nur ein einziges Mittel, und er ergriff es. Als das Töchterchen herangewachſen war, ſchlug Näcke ſeine Junggeſellenweisheit in die Schanze und machte ſie zu ſeiner Frau. Es hat ihn das auch niemals gereut, denn nun wurde ſie erſt recht zum Stern ſeines Lebens und lehrte ihn die Möglichkeit von guten Ehen.

Als meine Eltern mit ihm bekannt wurden, war Näcke bereits ein Greis, ſeine Frau aber in noch rüſtigen Jahren und immer noch recht hübſch, obgleich ſie fünf zum größeren Teile ſchon erwachſene Kinder hatte, zwei Töchter und drei Söhne [ſ. im Regiſter]. Der Umſtand endlich, daß der zweite ſehr talentvolle Sohn, mit Namen Heinrich, ſich zum Maler bildete, vermehrte noch die Beziehungen des Näckeſchen Hauſes zu dem unſern.

Andre Freunde

Überhaupt mochte die damalige Periode in geſelliger Beziehung eine der angenehmſten im Leben meiner Eltern ſein. Ohne Zwang und Gene verkehrten ſie auf herzliche Weiſe mit den vorzüglichſten und intereſſanteſten Leuten, meiſt Fremden, die ſich zu jener Zeit in Dresden aufhielten, und wie würdig ſie eines ſolchen Umgangs waren, beweiſt der Umſtand, daß faſt alle, mit denen ſie in Berührung kamen, ihnen auch fürs Leben Freunde blieben.

Ich nenne hier den bekannten Adam Müller [1], der damals im Verein mit Schubert und Böttiger [2] die ſchöne Welt mit tiefſinnigen Vorleſungen

[1] Adam Müller (1779—1829), der Berliner, ſpäter Wiener Publiziſt, unter dem Einfluß der Romantik zur kath. Kirche übergetreten, lebte 1806/9 als Erzieher des Prinzen Bernhard von S.-Weimar in Dresden.

[2] Karl Aug. Böttiger (1760—1835), Archäolog, bis 1804 Gymnaſialdirektor in Weimar, dann in Dresden als Leiter der Pagen-Schule und ſeit 1814 des Antiken-

erbaute, den liebenswerten Theologen Köthe[1], Schuberts intimsten Freund, den geistreichen Rühle von Lilienstern[2], die Geologen Moritz von Engelhardt[3] und Karl von Raumer[4] und den störrigen Wanderer Seume, der zwar eigentlich in Leipzig wohnte, den Weg von da nach Dresden aber als Spaziergang ansah und schneller als die Post zu Fuß durchschritt.

Außer diesen sehr bekannten Männern erinnere ich mich noch mancherlei anderer, weniger namhafter Freunde aus jener Zeit, unter denen ich hier nur noch zweier gedenken will: des Bildhauers Ulrich, der durch ein sonderbares Abenteuer unvergeßlich wurde, und des durch abenteuerliche Sonderbarkeiten aller Art bemerkenswerten Philosophen Dr. Wetzel.

Ulrich[5], der des Abends viel in unsrem Hause war und gern etwas über die Zeit blieb, hatte die Unart an sich, wenn er zur Nachtzeit durch die öden Straßen ging, sein Liedchen wie ein Gassenjunge vor sich hin zu pfeifen, und zwar so vernehmlich, daß die anwohnenden Leute aus dem Schlafe fuhren. Da er nun eines Abends spät von uns nach Hause schlenderte und nach seiner Gewohnheit überlaut pfeifend die Schloßgasse passierte, geschah es, daß ihm sehr unvermutet eine mondsüchtige Person auf den Kopf fiel oder vielmehr in seine unwillkürlich ausgebreiteten Arme und ihn zu Boden riß. Es sei gewesen, erzählte er, als er andern Tages krank lag, als wenn einer von einer Bombe getroffen werde, nur mit dem Unterschiede, daß diese nicht krepiert wäre und er auch nicht. Das unglückliche Mädchen hatte, ganz harmlos nachtwandelnd, oben an den Dachrinnen herumgespukt und war durch den Lärm, den Ulrich mit seinem Pfeifen machte, erwacht und herabgestürzt.

Was endlich den Philosophen Wetzel[6] anlangt, der, wenn ich nicht irre, durch Schubert eingeführt war, so erregten seine Eigentümlichkeiten meiner

---

Museums, „der schöngeistige Salonredner" des damaligen Dresden. H.'s Rede am Grabe Gerhard v. K.s erschien im Druck (Arnold'sche Buchh., Dresden 1820); auch bei Hasse S. 403ff. abgedruckt.

[1] August Köthe (1781—1850) aus Lübben, 1810 außerord. Prof. der Theologie und Diakonus in Jena, 1814 ∞ mit Silvia v. Ziegesar, 1819 Superintendent in Allstedt, weilte seit 1806 zu kirchengeschichtlichen Studien in der Dresdener Bibliothek daselbst. Biogr. in seinen von C. B. Meißner hrsg. (Leipzig 1851) „Geistlichen Liedern".

[2] Rühle v. Lilienstern, † 1841 als preuß. Generalleutnant und Generalinspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, an den Freiheitkriegen mit Feder und Schwert hervorragend beteiligt, lebte 1807/11 als Gouverneur des dem sächs. Heere angehörenden Prinzen Bernhard von S.-Weimar in Dresden, philosophisch und naturwissenschaftlich interessiert.

[3] Moritz v. Engelhardt aus Estland (1779—1842), seit 1829 Prof. der Geologie in Dorpat, wo W. v. K.'s Bruder Gerhard 1822/3 in seinem Hause lebte; war 1801/9 in Dresden und Freiberg als Schüler Werners.

[4] Karl v. Raumer (1783—1865), seit 1827 Prof. der Geologie in Erlangen.

[5] Friedr. Andreas Ulrich, geb. um 1750 bei Meißen, Schüler von Schadow, Hofbildhauer des Prinzen Heinrich in Rheinsberg, schuf 1806 in Dresden eine Büste des Kaisers Alexander nach dem Gemälde von Gerhard v. K., wurde Mitglied der Dresdener Akademie, ging 1809 nach Moskau, wo er seit dem Brande verschollen ist.

[6] Friedr. Gottlob Wetzel, * 1780 in Bautzen, Studienfreund von Schubert, starb jung als Herausgeber des „Fränkischen Merkur" in Bamberg. „Gesammelte Gedichte" hrsg. von Funk (Leipzig 1838).

guten Mutter mancherlei Bedenken. Das Studium des Altdeutschen war damals sehr in Aufnahme gekommen, und Wetzel hielt es für nötig, unsere moderne Sprache, die er ausgeartet fand, möglichst auf ihre geschichtlichen Anfänge zurückzubiegen. Es sei an der Zeit, fand er, den eigentümlichen Genius des vaterländischen Idioms wieder freizumachen, und hierin müsse jeder Anderen mit gutem Beispiel vorgehen. Er drückte sich daher oft so urdeutsch aus als Tronje Hagen oder der Spielmann Volker, und wollte auch Anderen die moderne Redeweise nicht leicht gestatten. Da jemand z. B. von der Sonne sprach, fuhr er sogleich dazwischen: dies heroische Gestirn heiße ursprünglich und nach reiner Redeweise „Sunno" und sei männlichen Geschlechtes; es zum Weibe zu machen, sei unverantwortlich, und man müsse sagen: der Sunno scheint. Nicht weniger befremdlich war es der Mutter, daß Wetzel seine würdige Frau nie anders nannte als „Henne" und sein niedliches Töchterchen „Forelle". Er dagegen behauptete, unsere gewöhnlichen Taufnamen seien gar zu albern und hätten nicht die geringste Bedeutung. Unter Amalie, Charlotte, Luise, Franz und Balthasar und wie die Leute all hießen, könne sich kein Mensch was denken. Namen müßten das Ding bezeichnen, gewissermaßen abmalen, und wenn er seine Frau Henne nenne, so hätte Jedermann damit ein treues Bild ihres Wesens und ihrer Beschäftigungen, wie denn auch seine Tochter eine veritable Forelle sei. Meine Mutter fand das alles, von dem Sunno bis zur Forelle, nicht wenig abgeschmackt und stand deshalb in einem fortwährenden kleinen Kriege mit dem gelehrten Herrn, während es dem duldsameren Vater zweifelhaft blieb, ob man nicht Jedem volle Freiheit lassen dürfe, sich nach Belieben auszudrücken und seine Kinder zu benennen, wie es ihm gefiele.

4. Kapitel — Die Mutter

Meine geliebte Mutter, von welcher Wetzel sagte, sie müsse weniger Helene heißen als vielmehr Laterne, weil sie durchsichtig und leuchtend sei, war damals noch gesund und jugendlich. Ich erinnere mich ihrer aus jener Zeit als einer jungen, sehr wohlgebildeten Frau mit edlen Gesichtszügen, hellen, geistvollen Augen und einer großen Fülle des schönsten blonden Haares. Ihre Gestalt war von mittlerer Größe und proportioniert, ihr Wesen und Benehmen einfach und wahrhaftig, ihr Urteil treffend. Sie hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, war ungewöhnlich kenntnisreich, und ihre vielseitige Bildung befähigte sie, nicht nur die Vorzüge einer guten Gesellschaft zu würdigen, sondern auch das Gespräch der ausgezeichneten Männer, die ihr Haus besuchten, anzuregen und zu beleben.

Letzteres geschah indessen mit soviel weiblicher Zurückhaltung, daß die wenigsten ihrer Gäste die ganze Fülle ihres geistigen Reichtums ahnen mochten; und von ihrer hohen künstlerischen Begabung, deren sie sich als einer vorzugsweise männlichen Eigenschaft fast schämte, wußten kaum die allernächsten Freunde. Ihre schönen Sepiabilder, die sie noch als Mädchen zu eigner Lust und meist nach eigenen Ideen

ausgeführt, ſchmückten die Wände der Schlaf- und Kinderzimmer, die nur von Hausgenoſſen betreten wurden, und ihre Harfe wie ihr Flügel tönten nur vor Mann und Kindern.

Dieſe liebe Mutter ſtrebte nach keiner anderen Ehre, als der einer guten Frau und Mutter. Mit ihren Kindern beſchäftigte ſie ſich treu und unabläſſig und war gewiſſenhaft bemüht, nichts zu verſäumen, was zu unſerer Menſchenbildung dienlich ſchien. Aus dieſem Grunde ſtudierte ſie auch fleißig die geprieſenſten pädagogiſchen Werke ihrer Zeit, aus denen ſie freilich wenig Nutzen ziehen mochte; denn eine halbwegs geſcheite Mutter weiß ſchon allein, wie ſie ihre Kinder zieht — wo nicht, ſo lernt ſie es ſchwerlich, weder von Campe noch von Peſtalozzi. Sie mochte vielmehr von dieſer unerquicklichen Lektüre den Nachteil einer faſt krankhaften Steigerung[1] ihrer ohnedem ſchon allzu regen Sorglichkeit haben, denn ſie lernte alle erdenklichen Jugendfeinde Leibes und der Seele kennen, eine Legion unabläſſig anſtürmender Teufel, vor denen ihre Kinder zu bewahren die Kraft der beſten Mutter doch nie ganz ausreicht.

Was ſie indeſſen konnte, tat ſie mit Treue. Sie lehrte uns die Hände falten und beten, leitete uns zu gewiſſenhafteſter Wahrheitsliebe an, belog uns nie, auch nicht im Scherz und Spiele, und ließ uns ganz beſonders niemals müßig gehen. Den Reiz des Spieles zu ſchärfen, mußten wir von früheſter Kindheit an ſogar ſchon arbeiten, d. h. täglich einige Stunden mit ſogenannten nützlichen Beſchäftigungen, nämlich mit Garnwickeln, Schnurenmachen, Läppchenzupfen und dergleichen üblen Dingen hinbringen. Und hier erinnere ich mich mit ganz beſonderem Vergnügen noch einer allerliebſten, von meinem Großvater ſelbſt verfertigten Phiole aus Elfenbein, durch die das Garn — damit es nicht beſchmutzt werde — beim Wickeln durchlief, und deren ich mich zur Belohnung für beſondere Artigkeit bedienen durfte, da in der Regel nur eine buchsbaumene verabfolgt wurde.

Dieſe nützlichen Beſchäftigungen nahmen natürlich, je nach dem Grade unſerer geiſtigen Entwicklung, auch einen geiſtigeren Charakter an. Die Mutter lehrte mich nach der Lautiermethode leſen, und ehe ich das fünfte Jahr erreicht hatte, konnte ich meinen Vater an ſeinem Geburtstage bereits mit Vorleſung einer Gellertſchen Ode überraſchen. Desgleichen wurden Schreibübungen beliebt, gezählt, gerechnet und ein kleiner Anfang in der Geographie gemacht.

Hatte ich dann das Meinige getan und die Mutter war zufrieden, ſo ging ſie etwa mit mir an jenen Schrank, der ſo viel Köſtliches enthielt, und langte dies und jenes daraus hervor; am beſten ihren ſchönen engliſchen Farbenkaſten, der das Ausſehen eines Buches hatte und die ſauberſten Utenſilien enthielt, elfenbeinerne Palette, ſilbernen Zirkel, Parallel-Lineal, Maßſtab und eine Auswahl der appetitlichſten Farben. Von letzteren rieb

[1] Die Schwärmerei der Mutter für Peſtalozzi ging ſo weit, daß ſie in einem Brief vom 4. Jan. 1809 („Lebensbild" S. 143 f.) ihren Mann beſtürmt, Wilhelm nach Yverdon in Peſtalozzi's Anſtalt zu geben.

die Mutter mir das Nötige auf die Palette, während ich mich an ſie drängte und mit Luſt den Rundlauf des Farbenſtückchens auf dem weißen Elfenbein verfolgte. Dann zeichnete ſie mit leichter Hand ein Tier, einen Soldaten, eine Landſchaft und überließ die Farbengebung mir. O, wie entzückte mich namentlich das Gummi-Gutti, ſchon beim Aufreiben und vollends beim Gebrauch! ich wandte es übermäßig an und erfuhr die tadelnde Kritik der Mutter, die in Allem Maß gehalten wiſſen wollte.

In ihrem Weſen blieb meine Mutter ſich immer gleich. Es lag nicht in ihrer Natur, die Zärtlichkeit zu zeigen, die ſie im Herzen trug; ſie tändelte nie mit mir und ließ mir keine Unart durch, aber ſie erſchreckte mich auch nie durch Launen und Heftigkeit und gab mir das Bewußtſein, daß niemand in der Welt mich lieber habe als ſie. Zum höchſten Lohn für außerordentliche Tugend durfte ich einen Kuß auf die Stirn von ihr erwarten, und dieſer war denn auch von ſo durchgreifender Wirkung, daß mein Vater ihn mir gleich anzuſehen pflegte, wenn er ins Zimmer trat.

Nur ſelten ſtrafte meine Mutter, ſuchte mich aber immer zur Einſicht meines Unrechts zu bringen und war ein ſo geſchickter Bußprediger, daß ich mich ſtets beſchämt und ganz geneigt fand, Abbitte zu tun. Für dies Verfahren danke ich ihr noch heute, denn es lehrte mich jene Reſte im Gewiſſen tilgen, die der Offenheit des Charakters ſo ſchädlich werden können. Mußte ein Vergehen ernſtlicher geſühnt werden, ſo wurde ich auf ein Stündchen oder darüber an ein Tiſch- oder Stuhlbein angekettet, zwar nur mit einem Zwirnsfaden, den ich aber nimmer zu zerreißen wagte, ſo groß war der Reſpekt vor meiner Mutter; und ſelbſt dann löſte dieſe ſolche Feſſel nicht, wenn mittlerweile Beſuch eintrat. Oder auch ſie band mir nach Maßgabe des Vergehens ein paar lange, aus ſteifem Notenpapier gefertigte Eſelsohren um den Kopf, welche ich auch während des Mittags- und Abendtiſches umbehalten mußte.

Kam mein guter Vater dann zum Eſſen, ſo ſah er mir freilich dieſe Midasohren noch mit leichterer Mühe als jenen Stirnkuß an und wußte dann ſeinen edlen Geſichtszügen einen ſo bekümmerten Ausdruck zu geben, daß es mir immer durch die Seele ging. Namentlich einmal, als er wegen Zahnweh mit verbundenem Kopf erſchien, rührte mich jener Ausdruck bis zu Tränen. Der arme Vater! er hatte Schmerzen und mußte obendrein an ſeinem Sohne ſolche Schmach erleben. Ich konnte keinen Biſſen eſſen, obgleich es Dampfnudeln nach echtem bayriſchen Rezept gab; aber meine Mutter ließ die Ohren ſitzen.

Ich falle unter die Mädchen

Geſchlagen ward ich nur für gröbliche Widerſetzlichkeiten. Doch mochte dies einmal, wenn wirklich die Sache ſo zuſammenhing, wie ich mich ihrer erinnere, ziemlich unzweckmäßig geſchehen ſein, denn gerade mittelſt dieſer Strafe ſetzte ich meinen Willen durch.

Aus mir gänzlich unbekannten Gründen hielt es meine Mutter für geraten, mich etwa in meinem fünften Jahre eine öffentliche Schule beſuchen

zu lassen und sonderbarerweise zwar eine Mädchenschule. Möglich, daß die genaue Kenntnis von den Lastern kleiner Knaben, die sie aus ihrer Erziehungslektüre schöpfte, diesen sonst so unerklärlichen Gedanken erzeugt hatte; kurz die Sache war fest beschlossen. Ich wurde weiter nicht befragt und wußte überhaupt nicht recht, was mir bevorstand, als meine Mutter mir eines schönen Morgens ein wohleingewickeltes Butterbrot mit Gewalt in die zu enge Hosentasche bohrte, mich bei der Hand nahm und mit mir abzog. Sie konnte sich ja auf mich verlassen, da ich wahrscheinlich der gehorsamste Knabe war, der damals in Dresden existierte.

Jene Schule oder Privatanstalt befand sich auf der Seegasse in einem hohen düsteren Hause und in den Händen einer gewissen Mamsell Claß, die, mit der Hofrätin Näcke sehr befreundet, von dieser als geeignete Persönlichkeit empfohlen war. Schon auf der Treppe, die nach Dresdner Art stockdunkel und unsäglich stinkend war, wurde mir das Ding bedenklich und ich schlug vergeblich vor, ob wir nicht lieber umkehren und in unser schönes helles Haus in der Vorstadt zurückgehen wollten. Als wir nun aber erst in die Zimmer traten und ich die vielen Mädchen sah, die gleich ihrer Lehrerin sämtlich Titusköpfe hatten und mich mit den Augen fast verschlangen, wurde es mir gelb und grün und jämmerlich ums Herz, und ich bat die Mutter flehentlich, mich wieder mitzunehmen. Mamsell Claß nahm mich indessen in die Arme, herzte mich, sprach mir auf sächsisch zu, und währenddessen war meine Mutter weg.

Worauf es nun bei dieser Sache eigentlich abgesehen war, kann ich nicht sagen, genug, die Lehrerin gab mir Spielsachen, und während ich an einem Seitentischchen meine Tränen verschluckend einen kleinen Meierhof aufbaute, setzte jene ihren Unterricht mit den Mädchen fort. Soweit ging alles leidlich; ich nahm die Sachen wie sie waren, schickte mich in die Zeit und wurde endlich so vertraut mit meiner Lage, daß ich sogar Versuche machte, mein Butterbrot hervorzuziehen, was jedoch nicht gelang. In der Freiviertelstunde aber, als Mamsell Claß uns auf kurze Zeit verließ, drangen die kleinen Mädchen mit ihren Pudelköpfen lachend und kreischend auf mich ein, ja, sie fielen recht eigentlich über mich her wie Bacchantinnen über einen Orpheus, rissen sich um mich, und wer mich erwischen konnte, liebkoste mir und küßte mich. Ich spreizte meine Glieder wie ein Mistkäfer, den man in hohler Hand hält, hieb und stieß mit allen Vieren um mich, bis die Lehrerin wieder eintrat und der Greuel sich legte.

Man mag hieraus ersehen, daß ich eben noch ein dummer Junge war, ein Idiot, ohne jede Würdigung der großen Güte, die man mir erzeigte, denn ohne Zweifel waren alle diese Mädchen von sehr mütterlichen Gefühlen gegen mich erfüllt. Vergessen habe ich sie freilich nicht; sie hinterließen mir einen so unauslöschlichen Eindruck, daß ich die Physiognomien von mehreren der kleinen Plagegeister noch heute im Gedächtnis habe.

Als mich nun meine Mutter am andern Morgen wieder in diesen Türkenhimmel versetzen wollte, erklärte ich sehr entschieden, daß ich nicht wolle. Die Mutter redete mir freundlich und mit den überzeugendsten

Gründen zu, dann auf ſehr ernſte Weiſe, und befahl mir ſchließlich, ihr zu folgen: ich blieb bei meinem Satze. Endlich, beſtürzt über ſo unerhörte Renitenz, führte ſie ihre Kerntruppen ins Feuer und fragte mich, was ich lieber wolle, ein Produkt Ruten – wie ſie ſich ausdrückte – oder in die Schule gehen? und damit hatte ſie das Spiel verloren. Ein Blick im Geiſte auf die vielen Mädchen und ihre Zärtlichkeiten ließ mich nicht ſchwanken – ich wählte das „Produkt". Das mochte zwar gehörig „anziehen" – wie man in Dresden ſagt –, ja, ich erinnere mich, daß es ſogar über Erwarten anzog, doch aber konnte es im Vergleich zu jenem, mir ſo überaus widerwärtigen Mädchenzwinger nicht in Betracht kommen. Ich war nun frei, und meine Mutter ſtellte mir nie wieder dergleichen Alternative.

Ein Blick auf den Vater

Mein Vater war das gerade Gegenteil von ſeiner Frau, ſchon nach der äußeren Erſcheinung. Zwar waren ſie beide, was man ſchöne Leute nennt; aber wie die Mutter durchweg den Norden repräſentierte, ſo er den Süden, denn er war brünett mit ſchwarzem Haar, mit feurigen, ſehr dunkelbraunen Augen, und ſein ſchmales geiſtvolles Geſicht erinnerte an Spanien.

Der innere Unterſchied war dem entſprechend. Die liebe Mutter, zwar unausgeſetzt tätig und mit einem Herzen voll warmer Menſchenliebe, war dennoch eine vorwaltend kontemplative und kritiſche Natur, überall ihr Richtmaß anlegend, an ſich ſelbſt, an Andere und vorzugsweiſe an ihre Kinder. Der durchweg produktive und wenig wähleriſche Vater konnte dagegen über eignem Schaffen die Schattenſeiten an Menſchen und Dingen leichter überſehen und war in der Regel mit jedermann zufrieden, der ihm nicht gerade auf die Füße trat. So überſah er denn auch meiſt die Sünden ſeiner kleinen Kinder und zeigte wenig Neigung, die Abnormitäten unſeres Verhaltens ernſtlich nach Grund und Folgen zu beachten. Zwar wenn er ſich beläſtigt fühlte, fuhr er wohl einmal dazwiſchen, doch weniger um uns zu fördern, als ſich ſelber Ruhe zu verſchaffen. Im allgemeinen ſchien er unſere Ausſchreitungen mehr von der lächerlichen Seite aufzufaſſen, und es mag ſeinem harmloſen, für das Komiſche äußerſt empfänglichen Sinne oft bitterböſe angekommen ſein, bloß aus Gefälligkeit gegen meine Mutter jenes bekümmerte Geſicht zu erzwingen, deſſen ich oben gedacht habe. Indeſſen hatten wir Kinder doch einen heiligen Reſpekt vor ihm, hüteten uns, ihn zu erzürnen und gehorchten ihm aufs Wort. Es war eben ein anderes Genre von Edukation.

In der Tat, wenn es möglich wäre, willkürliche Wege bei Erziehung von Kindern einzuſchlagen, ſo fragte es ſich, welches Verfahren den Vorzug verdiene, das der Mutter oder des Vaters. Ich genoß inzwiſchen beides und hätte demnach jedenfalls recht wohl geraten können; aber es ſprachen bei der Erziehung noch ganz andere Faktoren mit, das ſind die äußeren Lebensverhältniſſe, die man nicht machen kann und die ſehr häufig gerade da am nachteiligſten influieren, wo ſie vorher am günſtigſten erſchienen.

Mein Vater war als Künstler hochbegabt, und sein eiserner, durch Nichts, selbst nicht durch Krankheit unterbrochener Fleiß hatte ihm schon bei jungen Jahren zu einem hohen Grade öffentlicher Anerkennung verholfen. Dazu war er ein Mann von seltener Herzensgüte und von so überaus einnehmendem Wesen, daß ihm trotz seines leicht aufflammenden Temperaments überall, wo er sich zeigte, die Freunde und Verehrer wie Tau aus der Morgenröte geboren wurden. Den Kurfürsten etwa ausgenommen, erschien mir daher mein Vater als der vornehmste und verehrungswürdigste Mann in der sächsischen Residenz, und wenn's ihm einfiel, sich mit mir abzugeben, fühlte ich mich hoch erhoben.

So war ich denn auch sehr glücklich, wenn ich ihm ausnahmsweise, z. B. an meinem Geburtstage, im Atelier Gesellschaft leisten durfte. Da gab es so viel Herrlichkeiten, Statuen, Bilder, Kupferstiche, alte Knochen, Gliederpuppen, sonderbare Geräte und Stellagen. Ich sah dann der Arbeit zu und durfte fragen, was ich wollte; oder auch der Vater gab mir irgendwas zu meiner Unterhaltung preis. Dann setzte ich mich kreuzbeinig auf die Diele wie ein Türke und spielte mit zum Teil sehr wertvollen Sachen oder ich durchblätterte die schönsten Kupferhefte, am liebsten die Raphaelischen Logen[1] von Chapron, ein Werk, das mit seinen biblischen Objekten die Ähnlichkeit hat, sowohl Kinder als Weise anzuziehen und zu befriedigen.

Adam und Eva, die Arche Noae, die Geschichten der Erzväter und des Moses, diese uralten, ewig neuen Sachen erfüllten mich mit Teilnahme und mit Staunen. Am merkwürdigsten war mir Gott Vater über der Erdkugel schwebend, nicht nur wegen dieses beneidenswerten Schwebens, sondern ich war auch bemüht, mir seine Gesichtszüge einzuprägen, damit ich wisse, wie er aussehe, wenn ich mein Gebet hersagte. [S. d. Abbildung]

Da kam mir einst ein sehr natürlicher Gedanke, den freilich eben wie das folgende Gespräch mehr das Gedächtnis meines Vaters als das meinige bewahrt hat. Ich fragte nämlich, woher man es denn wisse, daß Gott die Welt erschaffen habe.

Ob ich denn glaube, erwiderte der Vater, daß das Bild, an dem er male, ebensogut auch von sich selbst entstehen könne? „Nein – sagte ich – du mußt es malen." – „Nun denn, wenn ein so kleines Ding nicht ohne Meister sein kann, wie sollte da die ganze große Welt von selbst entstanden sein?"

Ich wandte ein, ob sie nicht jemand anderes gemacht haben könne? Aber der Vater sagte, der Meister sei allezeit größer als sein Werk; wer aber größer als die ganze Welt wäre, könne niemand anderes als der liebe Gott sein.

Ein Blick auf mein Bild bestätigte mir die Wahrheit dieser Worte, denn allerdings war Gott hier größer als der angedeutete Kreisabschnitt der Erde, über der er schwebte.

---

[1] Der französische Maler Nicolas Chapron radierte 1649 unter Poussin's Leitung die Loggienfresken Raffaels in 54 Blättern. — Statt „Logen", wie im Manuskript, steht in der Urausgabe von 1870 durch ein Versehen das kaum verständliche Wort „Bogen", das seitdem immer wieder treulich nachgedruckt worden ist.

„Wer aber – fragte ich weiter – wer hat denn eigentlich den lieben Gott gemacht?“ Da antwortete mein Vater, der ſei von Ewigkeit, ohne Anfang und ohne Ende, wandte ſich herum und malte weiter.

Dieſe Worte imponierten mir. Ohne Anfang, ohne Ende! – Ich ſah mein Bild genau darauf an und war ſehr nachdenklich geworden. Endlich ſagte ich: „Das wäre aber eine ſchöne Geſchichte, Vater! wenn wir nun ſterben und in den Himmel kommen, und am Ende wäre gar kein lieber Gott da!“

Dafür nannte mich mein Vater einen dummen Jungen, jedenfalls das Geſcheiteſte, was er geſprochen hatte, und die gelehrte Unterhaltung war zu Ende. Später aber, da er durch Gottes Gnade ſeinen damaligen Standpunkt überwunden hatte, geſtand er, wie jener Kindereinfall, ſo natürlich aus ſeiner Deduktion hervorgegangen, ihn in Verlegenheit gebracht, da er nichts anderes enthalten habe, als ſeinen eignen Hintergedanken.

Glücklicherweiſe beruht auch unſer Glaube nicht auf klugen Folgerungen und Schlüſſen, die, wenn ſie ihn auch oft beſtätigen mögen, ihn ebenſo oft auch widerlegen und nach Kant nichts anderes ſind als Fehlſchlüſſe. Ein beſſeres Zeugnis gibt Gott ſelbſt von ſeinem Namen auf allerlei Weiſe, und gerade in jener ernſten Zeit, von der ich ſchreibe, hat er ſich in vieler Menſchen Herzen offenbart.

5. Kapitel Zuwachs

Meine Kindheit fällt in eine der mörderiſchſten Geſchichtsperioden. Während unſere kleine Familie auf der Halben Gaſſe ein Friedensbild häuslichen Glücks darſtellte, trank die weite Erde das Blut ihrer Kinder in Strömen, und entſetzliche Hekatomben wurden dem Ehrgeiz eines Einzelnen hingeopfert, vor deſſen Hauche alles Leben welkte wie das Gras vor dem Samum der Wüſte. Das alte tauſendjährige Römiſche Reich war in Scherben zerfallen, Preußen mit den Mittelſtaaten in den Staub getreten oder abhängig geworden, und nur Öſterreich friſtete ſich noch eine Art von kümmerlicher Selbſtändigkeit.

Meine Eltern litten ſchwer hierunter, allein wir Kinder empfanden es nicht. Wir ſaßen warm und wohlig im mütterlichen Neſt, und ich erinnere mich, daß jener fürchterliche Krieg mir damals nur als Hindernis unſerer Reiſe nach Rußland beklagenswert erſchien. Für dieſe hatte jedoch der Tilſiter Friede endlich neue Ausſicht eröffnet. Mein Vater mochte nicht länger Zeuge der Schmach des deutſchen Landes bleiben; er nahm die alten Pläne wieder auf und wollte reiſen, ſobald es irgend tunlich.

Die Sache ſchien jetzt bittrer Ernſt zu werden. Der Reiſewagen ward von neuem nachgeſehen und aufmerkſam geprüft, mein Vater ließ ſeine Piſtolen inſtand ſetzen und ich putzte mit Kreide meine blecherne Trompete und den Meſſingknopf an meiner Peitſche, damit das alles ſpäterhin keinen Aufenthalt verurſache. Indeſſen blieb doch immer noch Einiges zu bedenken. Die Arbeiten des Vaters, die erſt vollendet ſein wollten, zogen ſich in die Länge; es wurde Winter, und endlich ſchien es nötig, vor allen

Dingen noch ein Ereignis abzuwarten, das von größerer Wichtigkeit als jene Reise war und mir für meine Person eine Bekanntschaft verschaffen sollte, die gleich mit Bruderliebe anfing und als herzliche Freundschaft noch heutigen Tages besteht.

Ich spielte eines schönen Morgens oben bei Engelhards mit meinem Freunde Ludwig und war eben im Begriff, ein sehr wohlgeborenes Exemplar von Seifenblase zu vollenden, als mein Vater eintrat und mich abrief. Ich konnte mich aber nicht wohl entschließen, die köstliche, sich immer noch steigernde Farbenpracht eines Werkes zu zerstören, das an meinem Atem hing, und bat daher durch Nasentöne und Zeichen mit der linken Hand um Aufschub, bis ich erfuhr, es sei soeben ein Schwesterchen vom Himmel angekommen, was ich begrüßen solle.

Da ließ ich die Seifenblase platzen und ging an der Hand des Vaters hinab zur Mutter, deren Bette ich mich leise mit verhaltenem Atem nahte. Sie strich mir die Haare aus der Stirn und zeigte mir das Angesicht der Schwester, die ich mit Ehrfurcht betrachtete, weil sie so frisch aus Gottes Hand hervorgegangen. Die weiß gewiß noch, dachte ich, wie es im Himmel bei der seligen Maria aussieht.

Danach ward auch mein Bruder hergeführt, die Novität in Augenschein zu nehmen; und da es Nacht ward, stieg vielleicht ein seliger Geist vom Himmel nieder, um bei der Begrüßung der Geschwister nicht zurückzustehen. Oder wäre jene liebliche Erscheinung etwa nur von der phantastischen Natur des obenerwähnten Kalbes gewesen?

O nein! wir wollen die alte Geschichte von den Engeln, die bei der Wiege der Kinder sind, für keine Fabel halten. Zwar unser stumpfer und zerstreuter Blick vermag es in der Regel nicht, den Schleier zu durchbrechen, mit welchem die Beschränkung unserer Sinnlichkeit eine obere oder innere Natur verhüllt. Doch mag es immerhin Momente geben, wie deren auch die Heilige Schrift erwähnt, da sich das Dasein einer feineren jenseitigen Leibhaftigkeit dennoch offenbaren und auch an unserem groben Organ erscheinen kann, wie ein Silberblick auf träger Schlacke.

Wem aber ausnahmsweise, wie meiner Mutter in jener Nacht, eine solche Wahrnehmung geworden, um dessen Seele ist gewiß ein heiliges Band geschlungen, welches gleich einem stetigen Verlangen das Herz nach der ewigen Heimat hinzieht. Hier wenigstens war dies der Fall, denn meine Mutter fragte fortan noch ernstlicher als vordem dem nach, was aller Menschen Seelen not tut, und fand vorerst durch Herder, auf dessen Schriften Schubert hingewiesen, einiges Verständnis für die unendliche Schönheit des geoffenbarten Gotteswortes. Die Schönheit aber lieben wir und Liebe lernt leicht glauben. So dankten meine Mutter und durch sie wir alle dem teuren Herder großes Gut.

Die Reise nach dem Norden

Die große Freude, nun auch ein Schwesterchen zu haben, hätte sich uns leicht in Leid verkehren mögen, denn die Mutter erkrankte sehr bedenklich

und erholte sich nur langsam. Bei so bewandten Umständen erklärte unser Arzt und treuer Hausfreund, der Dr. Pönitz[1], die russische Reise vorderhand für unausführbar und verordnete statt dessen den Gebrauch der Radeberger Eisenquelle.

Nun traf es sich, daß meine Eltern in letztvergangener Zeit die Bekanntschaft einer Familie gemacht hatten, welche ein Abdruck der unsrigen war. Der Senator Dr. W. Volkmann[2] aus Leipzig – Sohn des bekannten Reisenden in Italien – war in Geschäften seiner Stadt für längere Zeit nach Dresden delegiert und hatte Frau und Kinder mitgebracht, zwei Knaben in meinem und meines Bruders Alter und ein Schwesterchen, das etwa mit dem unsrigen zugleich geboren war. Die Mutter Volkmann, mit der meinigen gleich alt, hieß „Tugendreich", und dieser Name war gut angeschlagen, da Frau Tugendreich nicht arm an allen besten Eigenschaften war. Der Vater Volkmann seinerseits war, wie der meinige, ein Zwilling, mit ihm in einem Jahr, in einem Monate und fast auf einen Tag geboren. Sie hatten auch in einem und demselben Jahr geheiratet, und ihre Hochzeitstage lagen sich so nah, daß sie sie miteinander feiern konnten. Zu solchen Ähnlichkeiten kamen endlich noch die wesentlicheren des Geschmackes und der Gesinnung, daher sich zwischen beiden Familien ein genußreicher Umgang gestalten konnte, der bald in treue und ausdauernde Freundschaft überging. [S. d. Abbildungen]

Da nun die Mutter Volkmann, in gleicher Lage wie die meinige, von ihrem Arzt zu gleicher Radeberger Brunnenkur verurteilt ward, so beschloß man, gemeinschaftliche Sache zu machen, und mietete sich nicht im Badeetablissement selbst, sondern im benachbarten Lotzdorf ein. Das gab doch wenigstens eine Reise von anderthalb Meilen, ein gut Stück Wegs nach Norden hin und, da es nicht anders sein konnte, immerhin einen annehmbaren Ersatz für die aufgegebene größere.

Unser dottergelber Reisewagen ward nun hoch bepackt mit allem Nötigen, mit Koffern, Waschen und darüber hingeschnallten Bettsäcken, vier Pferde wurden vorgelegt, und die ungeheure Maschine setzte sich in Bewegung, in ihrem Innern die beiden Frauen mit ihren sechs Kindern, die Venus und ein Mädchen auf dem Bocke, der Postillon im Sattel, und die Väter blieben mit dem Versprechen zurück, uns zu besuchen so oft sie könnten.

Wir Kinder waren selig wie die Götter und segneten den tiefen Sand

[1] Sein von Gerhard v. K. gemaltes Ölporträt ist im Stadt-Museum zu Dresden.

[2] Dr. jur. Wilhelm Volkmann, * 10. Febr. 1772 auf dem Rittergut Zschortau, † als Senator der Stadt Leipzig 1856, seit 1808 als Ratsdeputierter bei der Landeskomission und später beim Sächs. Landtag viel in Dresden, ⚭ 16. Sept. 1800 mit Friederike Tugendreich Zink († 1812) und 1814 mit Antonie Hübel aus Dresden. Die erwähnten Kinder sind: Alfred (1801–1877), der spätere Hallenser Physiolog, mit dem W. v. K. ebenso wie mit dem Vater W. zeitlebens in naher Freundschaft verbunden geblieben ist, Julius (1804–1873, wurde Jurist), und Clara (1809–1887), ⚭ 1833 mit dem Leipziger Professor Gustav Fechner, Verfasserin des Märchenbuchs „Die schwarze Tante". Vgl. „Die Jugendfreunde des ‚Alten Mannes': Joh. Wilh. und Fried. Tugendreich Volkmann. Nach Briefen und Tagebüchern" (hrsg. v. Ludwig Volkmann. Leipzig 1924) und „Die Familie V." (Leipzig 1895), S. 76–95.

der Heide, durch welchen der schwere, in seinen hohen Federn schwankende Wagen sich nur mühsam durcharbeitete, denn er verlängerte das außerordentliche Vergnügen des Reisens. Wir fanden uns in einer neuen Welt. Die nordische Landschaft des rechten Elbufers war uns noch fremd und unsere Spannung steigerte sich, je tiefer wir in die Dunkelheit der Kiefernwälder eindrangen. Das war der rechte Ort für Außergewöhnliches. Was konnte man nicht alles erleben und zu sehen kriegen, vielleicht wilde Schweine, und unter glücklichen Umständen: wer wollte wissen und ermessen was noch sonst!

Es zeigte sich indessen gar nichts, die Erfahrung etwa abgerechnet, daß keine Rose ohne Dornen ist. Der jüngere Volkmann nämlich war nach und nach verstummt und nachdenklich geworden. Dann bekam er einen fatalen magenverderblichen Ausdruck, legte den Kopf in den Schoß der Mutter, und das Übrige wird man sich denken. Es war entsetzlich! das Schaukeln des Wagens hatte seine Kraft gebrochen, das Übel steckte an, man mußte halten, und der stumme Wald vernahm das Angstgestöhn der Menschenkinder. So war die kleine Reise ein rechtes Lebensbild, mit Übermut begonnen und mit Angst beendet, aber der Himmel folgte.

Das Dörfchen

Das kleine Lohdorf mochte an und für sich recht wenig Reize haben. Doch hierin urteilt Jeder anders. Für Kinder hat nur das Nächste ein Interesse, sie leben vorzugsweise im Vordergrunde. Da unterhält sie jede Kleinigkeit, und die Ferne mag beschaffen sein, wie's Gott gefällt. In Lohdorf gab's gar keine Ferne; alles, was die Gegend darbot, lag nah und war zu greifen. Ich hatte ein Verständnis für diese einfache Natur und denke noch heute mit wehmütiger Lust des flachen Baches mit seinem Kieselgrunde, der kleinen Waldschlucht, in die er sich geheimnisvoll verlief, des hohen Feldrains mit seinen Brombeersträuchern und der warmen Hänge, an denen wir mit unsern Müttern lagerten. Diese hatten sich am äußersten Ende des Dorfes in benachbarten Häusern eingerichtet. Bei Leineweber Ulbrichs hausten Volkmanns, wir bei Maurer Großmanns, achtungswerten und vermöglichen Leuten, die mit ihrem einzigen Töchterchen, namens Lore, ihr Haus nicht füllten und ein paar Zimmer missen konnten. Meine Mutter bewohnte bei ihnen eine große bäuerliche Stube mit frisch gekalkten Wänden, an welchen eine lange weißgescheuerte Holzbank rings herum lief. Dielen, Tische, Stühle glänzten von Sauberkeit, und durch die niedrigen, von Blumen und Weinlaub dicht umrankten Fenster stahl sich das Sonnenlicht zu mancherlei Farben gebrochen. Der Raum aber hinter dem Ofen war doch das Schönste; wie in allen sächsischen Bauernstuben, fand er sich durch ein etwa drei Fuß hohes Podium ausgefüllt, welches „die Hölle" genannt wurde und zum Schmoren des Hausvaters am Feierabend bestimmt war. Diese Hölle ward mir zu meiner Einrichtung überlassen und fand sich an Regentagen wie geboren zur Fabrikation von kleinen Ringen und Ketten aus Pferdehaar, die Lore mich flechten lehrte.

Bei ſchönem Wetter dagegen kümmerte man ſich nicht um Pferdehaare; wir trieben uns dann mit Volkmanns und hinzugeſellten Bauernkindern, mit oder ohne Aufſicht faſt den ganzen Tag im Freien umher, und meine ſonſt ſo ängſtliche Mutter ließ hier geſchehen, was ihre Freundin gut hieß, erwägend, daß die unſchuldige Dorfjugend mit der verderbten Brut der Städte nicht zu vergleichen ſei. Auch muß ich meinen ländlichen Freunden aus jener Zeit das Zeugnis geben, daß ich gewiß von ihnen nichts Schlimmeres gelernt habe als ſie von mir. Denn daß ſie etwa die kleinen glatten Schmerlen, die ſie mit den Händen haſchten, ſowie auch die ſogenannten Butterkrebſe, ja alle Krebſe, die ſie fingen, roh und lebendig verzehrten, war gewißlich keine ſittliche, vielleicht nicht einmal eine Geſchmacksverirrung. Sie lehrten auch uns dieſe Waſſerjagd und lachten uns aus, daß wir unſern Fang erſt durch den Umweg des Kochtopfes in den Magen brächten, wodurch die beſte Kraft verloren ginge. Wenn ſie endlich etwas abergläubiſch waren, ſo teilten ſie dieſes Laſter wenigſtens mit Julius Cäſar, Wallenſtein, Napoleon und anderen großen Herren, die doch zweifelsohne zur beſten Geſellſchaft gerechnet wurden.

So lag z. B. unfern des Großmannſchen Hauſes auf einer ſandigen, mit Gras bewachſenen Anhöhe eine morſche Hütte, bewohnt von einem alten Ehepaar mit Namen Burkhard. Dieſe Leute, vielleicht durch eigne Schuld heruntergekommen, gehörten zu den Parias im Dorfe. Niemand verkehrte mit ihnen, und wegen ihrer mürriſchen Gemütsart waren ſie der Schreck der Kinder, die ſich die ſinnloſeſten Geſchichten von ihrer Grauſamkeit erzählten. Auch ſahen ſie beide wie Krautteufel aus, zur Zeit der Reife in Erbſenfeldern aufgeſtellt, daher wir ihnen bei zufälligen Begegnungen ſchon in angemeſſener Ferne auszuweichen pflegten.

Von der Frau wurde halblaut erzählt, daß ſie eine alte Hexe ſei – worunter wir uns nichts anderes dachten, als etwas ganz Entſetzliches – und daß ſie nachts, bisweilen ſplitternackt, auf Nachbarsäckern Unfug treibe. Was eigentlich? das wußte keiner. Das aber wußten die Kinder, daß niemand anders als ſie das große Irrlicht geweſen ſei, durch das verlockt die Radeberger Botenfrau vergangenen Herbſt den Hals gebrochen. Der Mann aber – ſagten ſie – würde auch wohl wiſſen, wie es zugehe, daß er ohne Arbeit ein Wohlleben führen könne. Auf letzteres wurde großes Gewicht gelegt und ich fand es auch recht übel. Wenn man freilich – ſo wurde behauptet – eine gewiſſe Kröte von der Größe eines ledernen Tabaksbeutels, die tief unter dem Hauſe niſte, beſeitigen könne, ſo würden die Leute ihre Kraft verlieren.

Nun weiß ich nicht, ob wir wirklich die Abſicht hatten, jene verderbliche Kröte auszugraben, oder was uns ſonſt bewog – kurz, wir begaben uns mit unſeren kleinen Schaufeln friſch ans Werk, die Bauernkinder halfen, und nach mehrtägiger Arbeit hatten wir einen Stollen in jenen Hügel eingetrieben, der groß genug war, uns alle aufzunehmen. Unterdes hatte aber auch der alte Burkhard bemerkt, daß er unterminiert wurde, und ſeine Vorkehrung getroffen.

Raffaels Loggien-Fre

Nach d

Am merkwürdigsten war mir Gott Vater über der Erdkugel
bemüht, mir seine Gesichtszüge einzuprägen,

ko: Die Scheidung von Land und Meer.

r Radierung von Nicolas Chapron.

hwebend, nicht nur wegen dieſes beneidenswerten Schwebens, ſondern ich war auch
mit ich wiſſe, wie er ausſehe, wenn ich mein Gebet herſagte. S. 27.

Das Haus Gottesſegen.

Das Haus, vor etwa hundert Jahren vom Grafen Zinzendorf gebaut, trug mit großen goldenen Buchſtaben die an dem ganzen Sims hinlaufende Inſchrift „An Gottes Segen iſt alles gelegen" und wurde kurzweg „der Gottesſegen" genannt, den wir auch ſämtlich drin gefunden haben. S. 35.

Wir, nichts Schlimmes ahnend, hockten in unsrer Höhle und sangen ein Liedchen, das unter den Dorfkindern sehr im Schwange war. Noch entsinne ich mich der anziehenden Stelle: „Schöne Dame Kummeran, laß mich sehen deinen Schein." Kummeran war übrigens kein Name, sondern nur eine Korruption von: Komm' herein! – Da plötzlich! als wir so recht con amore sangen, da erschien vor dem Eingang der Höhle der alte Burkhard wie ein schwarzer Höllengeist und machte sich mit seiner Hacke unverweilt daran, den Eingang zu verschütten.

So mochte es dem Häuflein des Ulysses zu Sinn gewesen sein, als Polyphem sich zeigte. Wir waren wie vom Blitz getroffen und hatten keinen Laut mehr in der Kehle, denn es schien uns nur die Wahl zu bleiben, entweder lebendig begraben zu werden oder jenem Mörder unter die Hacke zu laufen. Endlich löste sich der Krampf, und die Höllenangst brach in Geschrei aus.

Da hielt der alte Burkhard inne. „Ja so – sagte er – seid Ihr da drinnen, ihr gottverdammte Höllenbrut? Nun wart', ich will euch!"

In der Tat mag dieser Auftritt dem armen Manne, der es wohl nicht so ernstlich meinte, eine süße Genugtuung für die Nichtachtung gewesen sein, die er von seiten der Jugend erfuhr. Auch tat er uns weiter nichts zuleide, sondern begnügte sich damit, für angebliche Schändung seines Grundstückes von unseren Müttern einige Groschen zu erpressen.

Diese Mütter waren übrigens durch den Gebrauch des Bades und den wohltätigen Einfluß der Landluft zusehends erstarkt und sehr bald imstande, den größten Teil des Tages mit uns und unseren Freunden im Freien zuzubringen. Unter ihrer Führung sammelten wir im nahen Holze große Quantitäten wilder Beeren, die mit einem Aufguß von frischer Milch zum Abendbrot verschmaust wurden. Wir lagerten dann im Grase um einen mächtigen Holztrog und löffelten mit den Bauernkindern unsere Kalte Schale ohne Ekel. Dann faßten wir uns Alle bei den Händen, drehten uns tanzend in großen Kreisen oder durchzogen in langen Schlangenlinien singend das Dorf, während die alten Bauern mit ihren Tabakspfeifen schmunzelnd vor den Türen saßen.

Kamen aber erst die Väter von Dresden heraus und brachten sie wohl noch Freunde mit, wie z. B. den Landschaftsmaler Friedrich[1] und den allgemeinen Liebling Kraft[2], einen jungen Estländer, der sich unter meines Vaters Leitung ebenfalls zum Maler bildete, so gab es großartigere Lustbarkeiten, als z. B. Kegelschieben auf der Gänseweide oder Vogelschießen mit trefflichen Schnappern, die Volkmann lieferte. Dazu ward stets auch die Dorfjugend eingeladen, und die gewonnenen Preise, als Taschenmesser, Brummeisen, Sonnenringe und dergleichen, beglückten dergestalt, daß mancher vor Freuden verstummte und sich wegschlich, um des Besitzes sicher zu werden.

[1] Caspar David Friedrich (1774–1840), aus Greifswald, seit 1798 in Dresden, 1816 Mitglied (nicht Lehrer) der Dresdener Akademie. S. d. Abbildung. Über seine hervorragende Kunst vgl. die Monographie von W. Wolfradt (Berlin 1924).

[2] A. Kraft, Predigerssohn aus Riga, seit 1805 in Dresden, † 1809.

Eines ſchönen Nachmittags ſchlug Friedrich uns Kindern ein ganz beſonderes Vergnügen vor, nämlich mitten im Waſſer einen Turm zu errichten. Mit Begeiſterung ſchleppten wir, den flachen Bach durchwatend, die Bauſteine herbei, und Friedrich, in einer Art von Fiſcheraufzug wie ein hochbeiniger Reiher in der Flut ſtehend, ordnete ſie zur Pyramide oder Säule, die bald mannshoch aus dem Waſſer aufſtieg. Die übrige Geſellſchaft war hinzugekommen und ſchaute, am Ufer gelagert, dem Jubel zu; und hier gedenke ich einer merkwürdigen, unſerem Hauſe ſchon ſeit längerer Zeit befreundeten Geſtalt, die mir bei dieſer Gelegenheit zuerſt in die Erinnerung tritt.

Henriette Courtan, in jüngeren Jahren mit der uns ebenfalls befreundeten Familie des Buchhändlers Hartknoch von Königsberg in Dresden eingewandert, lebte hier ſelbſtändig von den Zinſen eines kleinen Vermögens und in ſehr ausgedehnten Freundeskreiſen, in denen ſie ſich mit Eifer einer großen Humanitätstätigkeit hingab. Wo Hilfe not tat, Unterſtützung, Pflege, Fürſprache, Rat und Tat, da war die Courtan bei der Hand mit eignen oder fremden Mitteln, über welche letztere ſie mit ſeltener Virtuoſität zu disponieren wußte.

In der Tat brauchten auch Betrübte ſie nur anzuſehen, um ſich augenblicklich aufzuheitern, denn ſie ſtrahlte wie die liebe Sonne in gelb und feuerroten Farben und verdeutlichte ſich noch mehr durch höchſt phantaſtiſche Gewinde von ſchleierartigen Bandagen um Kopf und Schultern. Da ſie nun übrigens ganz verſtändig und nichts weniger als hübſch war, ſo blieb es unbegreiflich, was ſie zu einem ſo herausfordernden Koſtüm bewegen konnte, an dem die Damen alles auszuſetzen, die Herren aber beſtändig Veranlaſſung fanden, ſich mit ihr herumzunecken. Wir Kinder nannten ſie ihrer ſchwarzen Haare wegen die „Schwarze Tante". So hieß ſie auch bald allgemein und es hat lange gedauert, bis ich entdeckte, daß ſie auch noch einen andern Namen hatte.

Heute nun war die Schwarze Tante mit den Dresdener Freunden zu uns herausgepilgert, lagerte mit den Übrigen am Ufer und ſchaute mit ſteigendem Intereſſe dem babyloniſchen Turmbau zu. Das Rufen Friedrichs, das Geſchrei der Knaben, der Jubel im Waſſer ward immer berauſchender, und lockend plätſcherte die kühle Welle über die bunten Kieſelſteine des Baches. Das alles mochte ſie gezogen und bewogen haben, kurz, auf einmal war die Tante barfuß, und ehe man ſich's verſah, ſtänderte auch ſie hochgeſchürzt und glückſelig wie eine Bachſtelze in der Flut umher.

Nun wollten zwar die Frauen ſchelten, aber ſie ſtörte ſich nicht daran, weil ſie es natürlich finden mochte, daß Fröhliche natürlich würden. Iſt aber einer nur erſt recht natürlich, ſo kann man gar nicht wiſſen, wo es enden wird. Die Schwarze Tante war auf den glatten Steinen nicht recht ſicher und geriet in immer tieferes Waſſer.

Da ſprang Friedrich zu, unbarmherzige Waſſergüſſe um ſich ſprühend. Er wollte die Nymphe haſchen, um ſie auf ſeinen Turm zu ſetzen, zu ihrer eigenen Sicherheit, wie er behauptete. Sie ſchrie vernehmlich, ſuchte zu

entrinnen, glitſchte, fiel und wurde triefend ans Land gefiſcht. Die Frauen enteilten mit der eingeweichten Freundin.

Damit war indes die Freude nicht zu Ende, kam vielmehr nun erſt recht zum Ausbruch. Man wollte nämlich weder der Zeit noch böſen Buben die Ehre gönnen, Friedrichs Kunſtwerk wieder zu zerſtören, dies vielmehr ſelbſt beſorgen; und alles ſtieg ins Waſſer. Volkmann zwar, als obrigkeitliche Perſon und Ratsherr, vergab dem Dekorum nicht ſo leicht etwas; heute aber zog er dennoch mit den Übrigen Rock und Stiefel aus, ſprang in den Bach und raffte Steine aus der Tiefe.

Es begann nun eine treffliche Kanonade und ein unſägliches Vergnügen, denn im Zerſtören iſt große ſchöpferiſche Luſt für Jedermann. Die Geſchoſſe, aus ſtarker Fauſt entſendet, prallten von allen Seiten gegen das Denkmal, mit abgeriſſenen Trümmern zurück ins Waſſer ſtürzend. Dies ſprühte mannigfach zerklüftet um den dunkeln Bau, Staubregen und Kaskaden bildend, in welchen der Strahl der Abendſonne zitterte, bis die Zerſtörung vollendet war und ein ländliches Mahl vor Volkmanns Türe die Feſtlichkeit beſchloß.

So lebten wir in Lotzdorf ganz zufrieden und ohne ſonderliche Gravität und Gene, nicht nur wir Kleinen, ſondern auch die Großen, die ſich dadurch von wirklich Großen unterſchieden, bis endlich Alle mit Bedauern aus dem kleinen Dörfchen ſchieden.

Der Geburtstag

Wir waren ſämtlich nach der Stadt zurückgekehrt, gekräftigt und gebräunt, und meine Mutter fand ſich ſo gebeſſert, daß ſie ſich einem unbequemen Werke, das ihrer wartete, gefahrlos unterziehen konnte. Die kleine Schweſter nämlich ſchien mehr Platz zu brauchen als wir andern alle; unſere Wohnung war wenigſtens zu eng geworden, und man hatte ſich nach einer anderen umſehen müſſen, was übrigens mit um ſo leichterem Herzen geſchehen konnte, als unſere bisherigen lieben Hausgenoſſen ſchon früher ausgeflogen waren. Schuberts waren abgereiſt, Engelhards umgezogen und Leis ſeiner Kränklichkeit erlegen. Ich hatte daher beim Abſchied nur Fritz Petzold zu umarmen, der mich jedoch des Sonntags noch ab und zu beſuchte.

So bezogen wir denn im Spätſommer des Jahres 1808 die zweite Etage des Brelingſchen Hauſes an der Neuſtädter Allee, der ſchönſten und freundlichſten Straße Dresdens. Dies Haus, vor etwa hundert Jahren vom Grafen Zinzendorf erbaut, trug mit großen goldenen Buchſtaben die an dem ganzen Sims hinlaufende Inſchrift: „An Gottes Segen iſt Alles gelegen" und wurde kurzweg „der Gottesſegen" genannt, den wir auch ſämtlich drin gefunden haben[1].

Wir Kinder waren mit dem Wechſel ſehr zufrieden, wir durchrannten mit Geſchrei die neuen Räume, und da das Gebäude ſich im Viereck um den

[1] Das Haus trägt heute noch ſeinen Spruch, dazu die Inſchrift „Kügelgen-Haus"; jetzt Neuſtädter „Hauptſtraße" Nr. 13. S. d. Abbildung.

Hof zuſammenſchloß, war es ein Staatsvergnügen, ſo immerzu zu laufen und doch unfehlbar wieder am Ausgangspunkte anzulangen wie Weltumſegler. Auch bot die ſchöne Promenade vor den Fenſtern willkommenen Raum zum Spielen, ſo wie der wüſte, mit Wegerich bewachſene kleine Garten, in dem wir wühlen und machen konnten, was wir wollten. Nicht ſehr entfernt am Wieſentore wohnten Volkmanns, und Eltern und Kinder verkehrten täglich miteinander, je mehr und mehr zu einer einzigen Familie verwachſend.

Das alles war nicht übel; in andrer Art aber hätte ich mich beklagen können, wenn ich den Verſtand dazu gehabt hätte. Die regelmäßigen Beſchäftigungen nämlich, zu denen ich früher angehalten worden, hatten wegen Krankheit der Mutter ſchon im Tepmannſchen Hauſe eine Unterbrechung erlitten. Vielfache Zerſtreuungen waren nachher hinzugekommen, der Badeaufenthalt, neue Bekanntſchaften, endlich der Umzug. Da nun die treue Mutter ihren Unterricht wieder beginnen wollte, zeigte es ſich, daß ich Alles vergeſſen hatte und überhaupt nicht mehr der alte war. Wieder von vorne anzufangen, machte Unluſt, man plagte ſich von beiden Seiten, ich lernte nichts, und als die Mutter obendrein von neuem erkrankte, kam ich aus Rand und Band, nahm zu an Torheit und Ungunſt bei den Menſchen, ganz beſonders bei Frau Venus.

Dieſe arme Kinderfrau mochte damals bittere Tage haben. Die Mutter meiſt bettlägerig, der Vater von ſeiner Arbeit abſorbiert, ſollte ſie allein nicht nur die Schweſter warten, ſondern auch auf mich und meinen kleinen Bruder achten, der ebenfalls den Sündenpfad der Ungezogenheit zu betreten anfing. In der Tat mochte es allein ſchon eine Aufgabe ſein, nur das mit einem Saugſchwamm verſehene Milchfläſchchen zu hüten, aus dem die Schweſter genährt ward, denn die gute Frau brauchte eben nur den Rücken zu wenden, ſo waren wir wie die Kälber drüber her und ſogen's aus. Schalt ſie, ſo lachten wir und dachten auf neuen Unfug, verſteckten ihre Sachen, brannten Papier und Haare an und prüften ihre Geduld auf jede Weiſe. Kurz, der alte Adam entfaltete ſich dermaßen, daß es mir ſelbſt bisweilen leid tat, doch konnte ich's nicht wohl ändern.

Solcher Leichtſinn ward durch einen Trauerfall gedämpft, der mir zu Herzen ging. Ein Schüler meines Vaters nämlich, der ſchon genannte Kraft, den ich ſehr liebte, war ſchwer erkrankt. Mein Vater, meine Mutter und alle Freunde taten alles, was ſie konnten, ihn zu erhalten; doch ſtarb er ſchon nach einigen Tagen, und zwar infolge eines Wäſchewechſels, den er in einem unbewachten Augenblicke gegen das Gebot des Arztes unternommen hatte. Er wurde in unſerem Hauſe betrauert wie ein Sohn und Bruder.

Einige Tage nach dieſer Kataſtrophe fiel mein Geburtstag. Als ich des Morgens früh erwachte, war mein erſter Gedanke an Kraft, der heute[1] begraben werden ſollte. Dann bemerkte ich Licht im Zimmer und wie die

[1] Nach Briefen der Mutter vom 19. und 24. Dez. 1808 an den Vater nach Weimar (vgl. „Lebensbild" S. 138, 139) kann Kraft, der den Weihnachtsabend bei K.s verlebt, erſt ſpäter geſtorben ſein. Akten der Akademie: „ging 1809 mit Todte ab."

Mutter leise herumwirtschaftend bereits das Bett verlassen hatte. Nun fiel mir auch der Geburtstag ein und der Gedanke, daß die mütterliche Liebe für mich ungezogenen Jungen schon so früh bemüht sei, rührte mich nicht wenig. Ich lag mit dem Gesicht gegen die Wand, um aber der geliebten Mutter die Freude der Überraschung nicht zu verderben, kniff ich die Augen noch obendrein gewaltsam zu und hütete mich, mein Wachsein zu verraten.

Endlich rief die Mutter, ich solle aufstehen, es wäre Sieben — und von den verschiedenartigsten Gefühlen bewegt wandte ich mich herum. Aber in der Erwartung geburtstaglichen Glanzes war ich freilich sehr überrascht, nichts als ein heruntergebranntes Talglicht zu finden, bei dem die Mutter sich angekleidet hatte. Vom Geburtstag schien gar keine Rede sein zu sollen. Ich tröstete mich indessen mit der Wahrscheinlichkeit, daß bei einem alten Knaben von sechs Jahren, wie ich nun einer war, die bisherige Bettbescheerung unstatthaft geworden und ich am Frühstückstische beschenkt werden würde, wie der Vater. Als ich indes auch dort nichts fand und die Mutter mir statt der Geburtstagsschokolade gleichgültige Milch vorsetzte, mußte ich mir Gewalt antun, um meinen Schreck nicht zu verraten. Es war ein kummervolles Beieinander. Keiner sprach etwas und genossen wurde wenig.

Endlich ließ die Mutter sich vernehmen: „Du armer Junge! Du hast heute einen traurigen Geburtstag!"

Ach ja wohl! das war es eben. Meine Mutter hatte dem Faß den Boden ausgestoßen und das Salzwasser schoß mir aus den Augen. Jene fuhr fort, erzählte mir von Kraft, wie der diesen Morgen begraben werde, und wie das keine Stunde sei für Lust und Festlichkeit. Übrigens würde ich es ja wohl selbst am besten wissen, ob mein Betragen seit Lotzdorf so gewesen, daß man Freude an mir gehabt und wünschen könne, mir welche zu machen; sie hoffe aber, ich würde von nun an Sorge tragen, mich zu bessern, dann würden auch die Geburtstage wieder besser werden.

Die Mutter sprach sehr ernsthaft und ausführlich, und ich armer Schächer fühlte mein Unrecht äußerst lebhaft, so daß es mir unnatürlich vorgekommen wäre, noch obendrein beschenkt zu werden. Ich faßte aber die trefflichsten Vorsätze, und wenn diese auch mannigfach zu meiner Beschämung ausliefen, so mag doch Hinfallen und Wiederaufstehen uns armen Menschenkindern dienlicher sein als Aufstehen und nicht wieder Hinfallen.

Unterdessen stieg allgemach der Tag auf über die Dächer der gegenüberliegenden Häuser, die Lichter auf dem Frühstückstische verloren ihren Schein, und von der stillen Straße herauf dröhnte das dumpfe Rollen eines sich schwerfällig fortbewegenden Fuhrwerks. Wir traten ans Fenster und sahen eine lange Reihe dunkler Gestalten, den Vater an der Spitze, hinter dem Sarge des Freundes vorüberziehen. Meine Mutter trocknete sich die Augen, und auch ich weinte, denn ich hatte ihn sehr lieb gehabt.

Als am Abend desselben Tages Volkmanns mit noch anderen Freunden kamen und meine Mutter den Tee bereitete, schickte sie mich ins Neben-

zimmer nach der vergeſſenen Zuckerdoſe. Ich nahm ein Licht und öffnete die Türe. Aber – wie ſoll ich das Außerordentliche einer ſolchen Überraſchung ſchildern? Ich ſtand wie geblendet von der Herrlichkeit der Lichter, der Blumen und Geſchenke, die auf weißgedeckter Tafel vor mir ausgebreitet waren. Ich mußte nach Luft ſchnappen, dann warf ich mich der Mutter in die Arme.

Die gleichfalls überraſchte Geſellſchaft drängte nun heran, man bewunderte, man freute ſich mit mir, unterſuchte die einzelnen Gegenſtände und amüſierte ſich ein Weilchen, ihren Gebrauch zu prüfen: als auf einmal die Stimme meines Bruders laut ward. Er hatte die ganze Zeit über, die Fäuſte in den dicken Backen und die Ellbogen auf den Tiſch geſtemmt, vor dem Kuchen geſtanden und ſeine Blicke in dem Zuckerguſſe wurzeln laſſen, bis er nun endlich in die langſam akzentuierten Worte ausbrach: „Geht denn das Eſſen noch nicht los?"

Das war Allen aus der Seele geſprochen, der Kuchen wurde abgeſchlachtet, und uneingedenk der Eindrücke des Morgens ſchmauſte ich behaglich mit den Andern und wußte nicht, welch ein Komplott die Großen unterdes an ihrem Teetiſch machten. Sie waren nämlich übereingekommen, einen Informator anzunehmen, der bei uns wohnen, die kleinen Volkmänner aber mit unterrichten und uns Kinder alleſamt in Zucht halten ſollte. Den rechten Mann zu ſolchem Werke glaubte Vater Volkmann in einem jungen Theologen namens Senff in Leipzig bereits zu kennen und eröffnete mit ihm ſofort die nötige Unterhandlung. Gleich nach Oſtern ſollte der neue Lehrer bei uns eintreffen, und wir Kinder ſahen ihm als etwas Neuem gern entgegen, nicht ahnend, daß dieſer Senff auch ſeine Schärfe haben könne.

6. Kapitel — Das Amtshaus

Mein Vater war für den größten Teil des Winters nach Weimar gegangen, um dieſe Stadt für eine Sammlung auszubeuten, die ſeine Werkſtatt illuſtrierte. Er hatte nämlich ſeit Jahren den Aufenthalt namhafter Zeitgenoſſen in Dresden benutzt, um ſie zu malen, und beſaß bereits die lebensgroßen Bruſtbilder von Schubert, Werner[1], Rühle, Fernow[2], Böttiger, Leis, Morgenſtern[3], Seume, Öhlenſchläger[4] und anderen.

---

[1] Abraham Gottlob Werner (1750–1817), ſeit 1775 Prof. der Mineralogie an der Bergakademie Freiberg, Begründer der neuen Wiſſenſchaft der Geognoſie, Lehrer Schuberts, v. Engelhardts und v. Raumers.

[2] Karl Ludwig Fernow (1763–1808), Kunſtgelehrter, 1793–1804 in Rom, dann in Weimar Bibliothekar der Herzogin Amalie. In ſeiner von Johanna Schopenhauer hrsg. Biographie (Tübingen 1810) S. 355 ff. Briefe Fernows an Gerhard v. K., der ihm von Rom her nahe befreundet war, auch im Dezember 1808 an ſein Krankenlager eilte, aber erſt am Tage des Begräbniſſes in Weimar eintraf.

[3] Karl Simon Morgenſtern (1770–1852) aus Magdeburg, ſeit 1802 Profeſſor der klaſſiſchen Philologie in Dorpat, 1808 auf längerem Urlaub in Dresden.

[4] Der däniſche Dichter Öhlenſchläger (1779–1850) weilte auf einer längeren Auslandreiſe ſeit 1805 in Deutſchland.

Jetzt ſollten die weimariſchen Koryphäen die Sammlung krönen. Der treffliche Meiſter verlebte ſchöne Tage im kleinen Muſenſtädtchen an der Ilm und ſchrieb zufriedene Briefe. Goethe und Wieland ſaßen bereitwillig in eigener Perſon; die Bilder Schillers und Herders dagegen konnten, weil beide bereits das Zeitliche geſegnet, nur nach den Totenmasken, nach ſchon vorhandenen Bildern und nach der Beſchreibung nächſtſtehender Freunde gemalt werden, galten jedoch gleichfalls für ſehr gelungen. Es waren vier herrliche, überaus charakteriſtiſche Gemälde, die der rückkehrende Meiſter ſeiner berühmten Sammlung einverleibte.

Inzwiſchen war gegen Ende der Abweſenheit meines Vaters die Mutter erkrankt, wahrſcheinlich infolge verfrühten Wochenbettes. Wir Kinder erfuhren nur, daß ſie unpaß ſei und größte Schonung nötig habe; wenigſtens verlangte der Arzt von uns, wir ſollten da ſein, als exiſtierten wir nicht, und da das ſeine Schwierigkeiten hatte, ſo ward beſchloſſen, wenigſtens mich und meinen Bruder einſtweilen ganz aus dem Hauſe zu tun. Volkmanns, die allerdings das nächſte Anrecht zu ſolcher Beläſtigung gehabt hätten, waren damals nicht vorhanden, indem ſie einen vorübergehenden Aufenthalt in Leipzig machten, aber die Hofrätin Räcke nahm uns gern in ihre Hütten auf.

An ihrer Hand zogen die kleinen Erulanten in dem altehrwürdigen Amthauſe in der Pirnaiſchen Gaſſe ein, wo ſie alles anders als zu Hauſe fanden, nämlich ſchlechter, wie ſie meinten. Der Unterſchied lag, abgeſehen davon, daß das Amthaus nicht der Gottesſegen und Räckes nicht unſere Eltern waren, vorzüglich in der Einrichtung. Meine Mutter bewohnte ihre beſten Zimmer ſelbſt, helle, luftige Räume mit einfarbigen Wänden, deren Schmuck ſich auf wenige gute Bilder beſchränkte. Nichts war bei uns verhangen, verſchleiert und verkramt, keine Vögel, keine Blumen, keine Gerüche und nichts, was bloß des Putzes wegen dageweſen wäre. Sehr einfach waren auch die Möbel, im rechtwinkligen Kaſtenſtil der Zeit, den man griechiſch nannte und der mich ganz befriedigte.

Anders war es im Amthaus. Die heiteren, nach der Straße gelegenen Räume der ſchönen Wohnung wurden nicht bewohnt und ſchienen nur ihrer ſelbſt wegen da zu ſein. Es waren glänzende Putzgemächer, zu ſchade zum Gebrauch. Die Familie beſchränkte ſich vielmehr auf einige enge Zimmer, die nach dem düſtern, von hohen Gebäuden umſtellten Hofe ſahen, deſſen Ödigkeit ſich durch das eintönige Plätſchern eines Röhrbrunnens noch bemerklicher machte. Die Fenſter gaben daher nur wenig Licht, das überdem noch durch bunte Gardinen gebrochen war. Die gedrängten Möbel, im Zopfſtil phantaſtiſch geſpreizt und ausgeſchweift, waren mit Porzellan, mit Muſcheln und allerlei unnützen Nichtswürdigkeiten beſetzt. Auf den Fenſterbrettern ſtanden Balſaminen, Geranien und Nelken; gelangweilte Goldfiſche in gläſernen Kugeln zierten die Spiegeltiſche, abwechſelnd mit Potpourris, welche die Zimmeratmoſphäre mit ſtarken Gerüchen füllten. Das Hauptſtück aber und die Krone aller Langweiligkeit war ein Vogelbauer von Golddraht, deſſen Inſaſſe, ein alter Dompfaffe, unabläſſig den Anfang des Deſſauer Marſches pfiff.

Fremdartiges widersteht anfänglich. Doch gewöhnten wir uns bald nach Kinderweise und wurden heimisch bei den guten Menschen, die es sich angelegen sein ließen, uns den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm zu machen als sie konnten. Jeden einzelnen von ihnen, besonders den alten Vater und die drei Söhne, schloß ich ins Herz und freute mich der heiteren Unterhaltungen am Mittagstische, der die ganze Familie zu vereinen pflegte.

Die Gegenstände des Gespräches sind fast in jedem Hause andere. Bei uns z. B. war vom Essen nie die Rede. Meine Mutter hatte dafür entweder selbst wenig Sinn oder wollte ihn in uns nicht wecken. Was sie für leicht verdaulich hielt, das schmeckte ihr und mußte uns am besten schmecken, und da in dieser Hinsicht nichts über unschmackhafte Speisen geht, so wurden diese für gewöhnlich vorgezogen. Mein guter Vater hatte zwar seine Vorurteile für Spargel, für Blumenkohl und Krebse, die stillschweigend berücksichtigt wurden; sonst aß er stillschweigend auch alles andere.

Bei Näckes dagegen war das Essen nichts weniger als ein verschwiegenes Kapitel und wurde stets zum Gegenstande lebhafter Unterhaltung. Jedweder hatte da nicht nur sein Lieblingsessen, womit er der Reihe nach bedacht ward, sondern am Fisch und Braten sogar sein Lieblingsstückchen, um das daher kein Streit sein konnte. Die allgemeine Leidenschaft war zarter Karpfen aus den Moritzburger Teichen, eine Schüssel, bei deren Erscheinen die allgemeine Stimmung augenblicklich in Fischmoll überging. Ein jeder wußte dann sein Kopf-, Schwanz- oder Mittelstückchen fast mit Rührung zu verspeisen und so herauszustreichen, daß man glauben konnte, es sei die Rede von ganz verschiedenen Gerichten. Uns Kindern legte man, wahrscheinlich wegen der Gräten, bloß Milch und Rogen vor, uns einredend, daß diese wohlschmeckendsten Teile nur Gästen verabfolgt würden. Auch mundeten mir besagte Eingeweide ganz vortrefflich, nur daß ich mich des unverdienten Vorzugs schämte.

Es waren heitere Mittage im Kreise dieser freundlichen Menschen, die es so wohl verstanden, Kleines groß zu machen, ja, wenn nichts anderes dagewesen wäre, ein Butterbrot zum Lukullischen Mahle geadelt hätten. Man würde dann nur gestritten haben, ob Rinde oder Krume, dick- oder dünngestrichene Butter den Preis verdiene.

Dieser Fähigkeit der Illusionen, die sich keineswegs nur auf Speisen beschränkte, verdankte die Familie viele gute Stunden sowie freilich, namentlich in späteren Jahren, auch manchen Schmerz, welcher mitunter ebensowenig begründet sein mochte als die Vorzüglichkeit eines Fischkopfes vor dem Schwanzstück. Damals aber war es ein glückliches Zusammenleben: zwei Töchter und drei erwachsene Söhne von verschiedenem Berufe, alle wohlbegabt und geistvoll, mit den Eltern unter einem Dach, mittags und abends ihre Erlebnisse gegenseitig austauschend.

Besonders liebenswert erschien der Hausvater selbst, wenn er mit seinem gepuderten Kopf, in Kniehosen und Schnallenschuhen aus den Geschäftslokalen unter die Seinigen trat. Redlichkeit und Güte leuchteten

aus ſeinen grauen Augen, ſein anſpruchsloſes Weſen legte keinerlei Zwang auf, und immer ſtimmte er gern in die gute Laune ſeiner Kinder ein. Auch gegen uns, die fremden Kinder, die ihre Füße unter ſeinen Tiſch hingen, war er gleichmäßig gut. Bisweilen nahm er uns ſogar, vielleicht aus Erbarmen gegen ſeine Frau, mit ſich in ſein Arbeitszimmer und duldete unſere lauten Spiele, während er amtliche Erlaſſe las und unterzeichnete. Die Akten ſtanden da zu Schanzen aufgetürmt. Dahinter verſteckte ich meinen Bruder, und wenn ich dann klagte, daß er verloren ſei, und der Alte ihn fruchtlos rief und ſuchte, bis er laut lachend aus ſeinem Verſteck hervorbrach, konnte der würdige Mann ſo erſtaunt ausſehen, daß wir immer glaubten, ihn getäuſcht zu haben.

Um in jenes abgelegene Arbeitszimmer zu gelangen, hatte man einen winkligen Korridor zu paſſieren, der zum ausſchließlichen Gebrauch der Amtmannsfamilie eine Nebenverbindung unter den verſchiedenen Teilen des labyrinthiſchen Gebäudes herſtellte und deſſen myſteriöſes Dunkel uns Kindern je nach der Tageszeit mehr oder minder Bangigkeit einflößte. Man hatte uns nämlich davon in Kenntnis geſetzt, daß dort der Niemand hauſe, dem alle ſchon begegnet ſein wollten.

Nun wäre ich möglicherweiſe alt genug geweſen, um mich nicht vor Niemandem zu fürchten, wenn nicht das Weſen der Geſpenſterfurcht gerade in der Furcht vor Nichts beſtände. Man ſcheut ſich, etwas wahrzunehmen, was nicht da iſt, und wird ſogleich beruhigt, ſobald man ſich nur überzeugt, daß wirklich etwas da iſt. Indem ich nun den Bruder zu fürchten machte, fürchtete ich mich ſelbſt am meiſten, und wir ſpielten gewiſſermaßen mit der Gefahr, wenn wir uns des Abends damit amüſierten, ſo lange aus der halbgeöffneten Tür in jenen dunkeln Gang zu blicken und den Niemand anzuſchreien, bis uns das Entſetzen überkam und wir die Türe eilig zuſchlugen.

Dieſe Unterhaltung mochte der Mutter Nädel wegen einſtrömender Kälte und des Lärmes, den wir machten, wenig zuſagen. Sie gebot uns deshalb häufig Ruhe, hatte ſich neuerdings ſogar bis zu der Drohung verſtiegen, wenn wir bei ihr nicht gut tun wollten, uns gänzlich wegzutun, etwa zu Mamſell Claß; dennoch vergaßen wir uns fort und fort und fingen, der Bilderbücher und des Stillſitzens überdrüſſig, immer wieder an zu wildern und die Neckereien mit dem Niemand fortzuſetzen.

Eines ſchönen Abends nun, da das Gruſeln nicht recht gelingen wollte, trieb ich den Vorwitz ſo weit, das Zimmer zu verlaſſen und den unheimlichen Korridor entlang zu wandeln, als wäre das ein Kinderſpiel. So recht in der Verfaſſung, dem Niemand zu begegnen, ſchritt ich leichtſinnig fürbaß, während mein Bruder mir in vorgebeugter Stellung mit an die Knie geſtemmten Händen nachſah, jeden Augenblick bereit, laut aufzubrüllen.

Unweit der Stubentür machte der Gang ein Knie, von welchem der Schein einer entfernten Lampe ſichtbar wurde, die vor dem Arbeitszimmer des Oberamtmanns brannte: Da! – wahrhaftig, da war Etwas! Ich unterſchied ganz deutlich eine kleine verteufelte Geſtalt, die mir

entgegenhuſchte. Ich prallte zurück und meinen Bruder über den Haufen werfend ſtürzte ich ins Zimmer. Der Kleine entwiſchte ſchreiend auf allen Vieren, während die Hofrätin Näcke ihre Brille abnahm und ernſtlich ſcheltend von ihrer Arbeit aufſtand. Gleichzeitig war aber auch der Niemand eingedrungen.

Da löſte ſich der Zauber, denn bei Licht beſehen war dieſer Niemand niemand anders als Mamſell Claß, die ich ſeit meinem Abenteuer in der Mädchenſchule hier zum erſten Mal wiederſah. Sie mochte beim Oberamtmann ein Geſchäft gehabt und dann, vertraut mit der Gelegenheit des Hauſes, jenen Gang benutzt haben, um die befreundete Familie zu beſuchen. Daß mir's ganz wohl bei dieſer Verwandlung geweſen wäre, kann ich nicht ſagen, da es der Mutter Näcke jetzt leicht einfallen konnte, ihre Drohung wahrzumachen. Indes, es ſchien ihr dies doch nicht einzufallen, und alles löſte ſich in Wohlgefallen auf, bis auf den Umſtand, daß Mamſell Claß mich auf den Schoß riß und mich küſſen wollte – Strafe genug für meine Unart.

Beim Abendeſſen traf mich freilich der Spott der Tiſchgenoſſen; aber der Hausvater nahm mich in Schutz. Er mochte ſich erinnern, daß auch er in früheren Zeiten vor Frauenzimmern geflüchtet war und es verzeihlich finden, daß ich ein Weib für ein Geſpenſt gehalten.

Wie lange wir bei Näckes hauſten, hab' ich vergeſſen: den Eindrücken nach, die mir geblieben, ein halbes Jahr, in Wahrheit vielleicht nicht länger als acht Tage; aber die Erinnerung weilt mit dankbarer Liebe und mit Wehmut bei dieſen guten Menſchen, deren glückliches Familienleben nur zu ſchnell zu Ende ging. Die Engel des Hauſes, die beiden Eltern, ſtarben bald nach jener Zeit kurz hintereinander, das alte trauliche Amthaus, da man ſo heimiſch geweſen, mußte verlaſſen werden, und die Wege der Geſchwiſter gingen auseinander. Sie waren ſämtlich liebenswerte Menſchen, die Söhne ausgezeichnet und geachtet in ihrem Beruf, die Töchter jeder Teilnahme der Freunde gewiß; dennoch begann ſich mehr oder weniger in ihnen allen ein Gefühl des nicht Zugehörigen und Fremdſeins zu entwickeln, das ſie vereinſamte und je mehr und mehr von anderen Menſchen iſolierte. Unverheiratet blieben ſie alle und ſind nun ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren aus einem Leben geſchieden, das ſeinen Glanz für ſie verloren hatte.

Das Krankenzimmer

Die Trennung von der Mutter war uns durch Beſuche, die wir bisweilen an der Hand der Pflegerinnen machen durften, erleichtert worden. Dennoch zogen wir, als ſie geneſen, mit Befriedigung wieder in unſer altes Neſt ein. Auch kam der Vater nun zurück, und unſer Leben, das ſo lange aus dem Geleis gewichen, hätte ſich wieder regeln mögen, wenn nicht neue Störung eingetreten wäre.

In Dresden gingen die Spitzblattern um, und wir drei Geſchwiſter erkrankten gleichzeitig daran. Das war nun keine ſonderliche Freude, doch

hatten gerade wir Patienten die wenigste Unbequemlichkeit davon. Es ging uns in der Tat nichts ab; unsere kleinen Betten, gegen das Herausfallen mit Geländern versehen, standen gesellig nebeneinander in einem freundlichen, mit unterhaltenden Bildern versehenen Zimmer. Die pflegende Mutter war immer bei uns, der Vater ab und zu, und während das Schwesterchen mit seinen eignen Händen spielte oder an der von Weimar mitgebrachten Kinderklapper kaute, besahen wir andern die vom Vater mit großer Munifizenz gespendeten Kupferwerke, schnitten Papierfiguren aus und kneteten allerlei Blumen und Gestalten aus buntem Wachs, mit denen wir die Ränder unserer Bettstellen beklebten. Unter solchen Umständen läßt sich's schon krank sein, und ich hätte auch heute nichts dagegen, wenn Spitzblattern das einzige Übel wären, was den Menschenleib betreffen könnte.

Die angenehmste Erinnerung aus jener Krankheitsperiode knüpft sich an die Abendstunden, wenn die Rouleaux herabgelassen, die Lichter angezündet waren und die Schwester schlief. Dann fand die Mutter Ruhe, sich mit ihrem Strickstrumpf zwischen uns zu setzen, und wir plauderten von allem, was uns einfiel. Am liebsten war's uns, wenn die Mutter was erzählte, namentlich von ihrer fernen Heimat, die wir auch als die unsrige betrachteten, von jenem abgelegenen Küstenlande mit seinen dunkeln Wäldern und schimmernden Wiesenflächen, mit seinen frischen Quellen und ewigen Morästen, durchirrt von Elentieren, Bären, Wölfen, wo auch die Großeltern hausten und zahlreiche liebe Verwandte unsrer dachten und wohin wir selbst auch bald zurück sollten.

Die wilden Bestien waren jedoch das Beste, und namentlich wußte meine Mutter von Wölfen sehr effektvoll zu berichten. Ob sie auch Kinder fräßen, fragten wir, und es erfolgte nachstehende wahre oder doch aus wahren Umständen zusammengesetzte Geschichte, denn mit Märchen ließ die Erzählerin sich nie ein.

Es war einmal ein kleiner Junge, der war vier Jahre alt und hieß Jnrik. Seine Eltern waren Bauersleute und wohnten in einem abgelegenen Walddorf. Der Jnrik war aber nicht so angezogen wie die Lotzdorfer Bauernjungen; er hatte nichts am Leibe als ein kurzes Hemd von grober Leinwand.

Nun traf sich's, daß die Mutter Piroggen gebacken hatte, das sind kleine runde oder viereckige Kuchen von Brotteig, gefüllt mit Sauerkraut oder auch mit Möhrenbrei, wie sie die Leute dort zu Lande lieben. Von diesen Piroggen band die Mutter welche in ein Tuch, gab es dem kleinen Jnrik in die Hand und sagte: Geh, bring's dem Vater auf das Feld; aber eile dich, damit er's warm kriegt.

Der Kleine faßte den Knoten des Tuches fest und sprang wohlgemut in seinem Hemdchen davon. Er mußte aber durch einen großen Wald laufen, wo viele Erdbeeren standen, doch weil ihm die Mutter gesagt hatte, daß er sich eilen sollte, so rührte er keine an und kam bald zu seinem Vater. Der ruhte im Schatten am Rande des Waldes, an den sein Feld stieß. Er ruhte

von der Arbeit und wollte eben ſein Veſperbrot, die mitgebrachte ſaure Milch, verzehren, als Inrik bei ihm anlangte. Da freute ſich der Vater über den Kleinen und über die Piroggen, ließ ihn neben ſich niederſitzen und gab ihm auch davon.

Das war eine hübſche Geſchichte, ſagte mein Bruder, und er wolle auch Perücken eſſen. Aber die Mutter bedeutete ihn, die Geſchichte ſei ja noch nicht zu Ende, und erzählte weiter.

Als nun die Feldarbeit wieder anging, machte ſich der Inrik auf den Rückweg und da er keine Eile hatte, pflückte er von den ſchönen roten Erdbeeren, die am Wege ſtanden. Die ſchmeckten ihm ſo ſüß und immer ſüßer, je mehr er davon aß, daß er endlich an nichts anderes dachte als an die Erdbeeren und, je nachdem ſie wuchſen, immer tiefer in den Wald lief. Da er nun ſatt war, pflückte er auch noch ein Sträußchen für die Mutter und wollte dann zurückgehen auf den Weg. Aber er hatte die Richtung verfehlt und geriet in dichtes Geſtrüpp, aus dem er ſich nicht wieder herausfinden konnte. Da wurde er ängſtlich und irrte mit ſeinem Erdbeerſträußchen kreuz und quer und ſtundenlang umher, bis ſeine kleinen nackten Füßchen von Dornen zerriſſen und er ſo müde war, daß er nicht weiter konnte. So ſetzte er ſich denn weinend unter eine alte Fichte und, traurig und erſchöpft wie er war, ſangen ihn die Droſſeln bald in Schlaf.

Er hatte ſich nur etwas ausruhen wollen und dann weitergehen; aber er ſchlief ſo feſt und lange, daß, als er endlich erwachte, der Nachtwind bereits die Wipfel der Birken wiegte. Da fing der arme Junge bitterlich zu weinen an und rief laut nach ſeiner Mutter, die ihn freilich nicht hören konnte. Aber ein paar ſchärfere Ohren hörten ihn.

Es war ein Moraſt in der Nähe, in deſſen Mitte eine alte Wölfin auf dem Lager lag. Die hörte den Hilferuf des kleinen Inrik, ſtreifte ihre Jungen von ſich ab, erhob ſich und zog leichten Schrittes mit hohlem Leibe über den bruchigen Boden hin. Plötzlich fühlte der jammernde Knabe ſich von einer kräftigen Tatze zu Boden geſtreckt und war faſt des Todes, als er die glühenden Augen des Raubtieres dicht an den ſeinigen erblickte. Die Wölfin beſchnoperte den Knaben, der in ſeiner Angſt ſtill wie ein Toter dalag. Dann faßte ſie ihn mit ihren ſcharfen Zähnen bei ſeinem Hemdchen und trat den Rückzug mit ihm an.

Eilig ging's nun fort über Stock und Block, durch Dick und Dünn. Halb trug die Wölfin den geraubten Knaben, halb trieb ſie ihn durch Peitſchen mit ihrem dicken Schwanze zum Selberlaufen an. Endlich legte ſie ihn zwiſchen drei kleinen Wölfen mit breiten Köpfen und kurzen Schwänzen auf ihr Lager nieder und leckte ſeine Füße, während die Kleinen mit ausgelaſſener Freude kreuz und quer über ihn wegkrochen. Wahrſcheinlich ſollten ſie noch etwas mit ihm ſpielen, ehe er gefreſſen würde, aber Inrik hatte dazu wenig Luſt, kaum wußte er, was mit ihm vorging.

Da knackte es in den dürren Äſten, die auf dem Moraſt zerſtreut umherlagen, die Wölfin ſpitzte die Ohren, fuhr auf und ſchoß einem großen ſchwarzen Hund entgegen. Unter Geheul und Bellen entſpann ſich nun

ein fürchterlicher Kampf; Hund und Wolf hatten ſich gegenſeitig gepackt, riſſen ſich nieder und wälzten ſich blutend im Moraſte, daß das Gewäſſer hoch aufſpritzte. Indem wurden Männerſtimmen laut und Bauern mit Äxten eilten herbei.

Inriks Vater war, geängſtet über das Verſchwinden ſeines Kindes, mit Nachbarn und Hunden ausgezogen und hatte ſchon ſeit Stunden den Wald durchſucht. Jetzt, allen übrigen voran, ſchlug er den Wolf tot.

Der muß hier ſein Neſt haben, ſagten die Männer und begaben ſich ans Suchen. Da fand man das halbnackte Kind mit ſeinem Erdbeerſträußchen in der Hand wie tot unter den kleinen Wölfen, die ihre dicken Köpfe ängſtlich ineinandergeſchoben hatten. Der Vater riß ſein Söhnchen an ſich, ſchloß ihn ans Herz und fing laut an zu jammern, denn er dachte, daß er tot wäre. Aber Inrik ſchlug bald die Augen auf, klammerte ſeine Ärmchen um den Hals des Vaters und ſagte weiter nichts als: „Ein großer Hund hat Inrik gebiſſen!" Die jungen Wölfe aber verkaufte man dem Gutsherrn, der ſeine Freude daran hatte und ſie als Kettenhunde groß zog.

Bei der zweiten Hälfte dieſer Erzählung war auch mein Vater eingetreten und hatte ſich, die Hände auf dem Rücken, vor dem Kachelofen aufgepflanzt. Jetzt ſagte er, er könne vor dem Inrik keinen rechten Reſpekt haben. Ein Junge, und ganze vier Jahre alt, ſollte ſich was ſchämen! Wäre er keck aufgeſprungen und hätte den Wolf mit einem fürchterlichen Blicke angeſehen, ſo würde der ſich bald aus dem Staube gemacht haben.

Die Mutter bezweifelte, daß der Wolf ſich daran gekehrt haben würde; aber der Vater blieb bei ſeiner Meinung. „Der kleinſte Menſch – ſagte er – kann Wunder tun, wenn er nur den Mut dazu hat. Hätte der Wolf ihn aber doch gefreſſen, ſo wäre er wenigſtens mit Ehren umgekommen."

Mit dieſer Spitzblattergeſchichte ſchließt die Periode der erſten ungeſchulten Maitage meiner Jugend ab, und das Kennzeichen des Knabenalters, die Plage regelmäßigen Unterrichts in dem, was niemand zu wiſſen begehrt, in den abſtrakten Formen der erſten Elemente, ließ mich fortan einen leiſen Vorgeſchmack vom Ernſt des Lebens gewinnen.

Zweiter Teil

1. Kapitel — Die Kaiſerlichen

Wenn man Erinnerungen aus früherer Zeit fixieren will, um ſie aufzuzeichnen, ermißt man erſt, wie ſie chaotiſch ſind, wie ſchwer zu ordnen, und wie wenig des Erlebten man behalten hat. Mir wenigſtens iſt es bei Abfaſſung dieſer Blätter oft zumute, als durchſchiffte ich ein Nebelmeer, nur hin und wieder einzelne hervorragende Wipfel gewahrend, die als feſte Punkte Dazwiſchenliegendes erraten laſſen.

So finde ich mich auch jetzt, da ich von der Ankunft des langerwarteten Lehrers berichten möchte, gar ſehr im Dunkeln[1], denn ich weiß nichts mehr davon, ebenſowenig als von ſeiner Abreiſe, die etwa drittehalb Jahr ſpäter erfolgt ſein mag. Im Bilderbuch alter Erinnerung erſcheint er mir wie eine Wolke, die am blauen Himmel aus nichts entſtanden und wieder in nichts zerronnen iſt, doch aber Spuren ihres Segens auf der Flur zurückließ.

Das Bild meines lieben Lehrers Senff[2] tritt mir zum erſtenmal bei Gelegenheit eines abendlichen Spazierganges entgegen, den er mit uns und den kleinen Volkmännern am Elbufer machte. Es war ein ſchöner Juniabend des Jahres 1809. Wir hatten unter Anleitung des Lehrers einen Steindamm in den Strom hinausgebaut, auf deſſen Spitze von zuſammengetragenen Reiſern ein Feuer angezündet wurde. Das flammte hoch auf, und wir hatten unſere Freude daran, bis wir durch einen vom andern Ufer heranrudernden Schiffer mit harten Worten angeherrſcht und weggewieſen wurden.

Zwar hatten wir Knaben, der Kraft unſeres Mentors vertrauend, vorgeſchlagen, den Wüterich mit einem Steinhagel zu begrüßen; Senff aber meinte, der Mann ſei ohne Zweifel in ſeinem Recht, wo nicht, ſo pflege bei Streitigkeiten der Klügere nachzugeben. Wir zogen uns alſo zurück, noch ehe jener das Land erreichte, aber von Schmähungen verfolgt, die nicht zu ſchmeichelhaft klangen und mich beſonders in Senffs Seele kränkten, denn man vernahm da Worte wie: „Großer Bengel" und „Dummheiten machen" und „Komm nur wieder, du Tauſendſchockſchwerenöter, daß ich dir ans Schafsleder lange!"

Wir taten indeſſen, als ob wir taubſtumm wären, ſchritten eilig weiter und waren bald dem Bereiche jenes Störenfrieds entronnen; freilich nur, um einem andern Feind ins Garn zu gehen. Wir fanden nämlich, als wir die Stadt erreichten, zu unſerer größten Überraſchung das Tor geſperrt. Zwei fremdartige Reiter, ein kohlſchwarzer und ein ſtrohgelber, hielten da mit blanker Waffe und wieſen jedermann zurück. Die Stadt war offenbar in irgend eine Hand gefallen, ob in Freundes oder Feindes Hand, war vorläufig einerlei und erwies ſich ſo auch ſpäter. Genug, wir waren ausgeſperrt, und Senff mochte ſich abermals in einiger Verlegenheit befinden. Für uns Kinder hatte jedoch dies Abenteuer auch ſeine ſchmeichelhaften Seiten, denn immerhin war's doch ein tüchtiges Erlebnis, ſo mitten in den Krieg geraten und ordentlich exiliert zu ſein.

Was nun werden ſollte, wohin wir uns zu wenden hätten und auf welche Weiſe wir die Nacht verbringen würden, vielleicht in einer Dorfſchenke oder bloß im Walde unter Kieferbüſchen, das waren intereſſante

[1] Nach einem Briefe der Mutter vom Sept. 1809 („Lebensbild" S. 156) wird die Ankunft Senffs erſt „im Herbſt" erwartet; trotzdem kann der längſt Engagierte im Sommer beſuchsweiſe dageweſen ſein.

[2] Adolf Senff, * 1785 in Halle, zuerſt Theologe, bis 1809 Bürgerſchullehrer in Leipzig, Dez. 1810 bei der Dresdener Akademie inſkribiert, 1820–1846 in Rom, Freund Thorwaldſens, † 1863 in Oſtrau bei Halle. S. die Abbildung. — Sein etwa 1770 geb. Bruder Carl war ſeit 1803 Univerſitätskupferſtecher in Dorpat.

Fragen, die wir untereinander diskutierten, während Senff ſeine Beredſamkeit fruchtlos erſchöpfte, um die Paſſage freizukriegen, bis dies endlich uns und Anderen durch die Dazwiſchenkunft eines höheren Offiziers gelang und wir ohne weitere Fährlichkeiten nach Hauſe kamen.

Der Krieg von 1809 mochte der populärſte ſein, den Öſterreich jemals führte. Zwar hatte der hartbedrängte Kaiſerſtaat die Waffen faſt des ganzen Weltteiles wider ſich, die Sympathien aber für ſich, und namentlich in Deutſchland begrüßte man die anfänglichen Fortſchritte der öſterreichiſchen oder der „Kaiſerlichen" Kriegsheere mit hoher Freude. So war es auch in dem politiſch mit Napoleon verbündeten Sachſen. Auch hier freute man ſich der Fortſchritte des Feindes und ſchenkte der gerechten Sache, für die er kämpfte, die wärmſte Teilnahme.

Als daher jetzt der öſterreichiſche General Am Ende, ganz unerwartet von Böhmen ausbrechend, das unbewachte Dresden überrumpelt hatte und beſetzt hielt, erwies man dieſen ungebetenen Gäſten von ſeiten des Publikums die ungeheucheltſte Feindesliebe. Ganz beſonders intereſſierte der edle, ſeiner Erbländer beraubte Herzog von Braunſchweig, der ſich mit ſeinem Freikorps den Kaiſerlichen angeſchloſſen hatte. Ihn und ſeine ſchwarzen Huſaren umleuchtete ganz vorzugsweiſe der Nimbus patriotiſcher Opferfreudigkeit, und es fehlte auch in Dresden nicht an begeiſterten jungen Leuten, die ſich unter ſeine Fahne ſtellten.

Auf dem freien Platze zwiſchen Wieſentor und Jägerhofe wurde die Dresdener Mannſchaft eingeritten, unter welcher ich zu meiner Freude bald ein paar wohlbekannte Geſichter entdeckte, die ſogenannten „andern Jungens", die ich ſehr lange nicht geſehen hatte und die bereits vollſtändig eingekleidet mit dem ſilbernen Totenkopf am Hute auf feurigen Roſſen einherbrauſten. Da ſie mich bemerkten, hob mich der eine auf ſein Pferd und verſchaffte mir dadurch das ſtolze Bewußtſein, mit den berühmten Totenköpfen auch einen Ritt gemacht zu haben.

Als er mich abgeſetzt, wollte er ſich zeigen und trieb ſein Pferd durch Peitſchenhiebe zu ſolchem Raſen an, daß es mit ihm ſtürzte und der arme Junge wie tot vom Platze getragen ward. Bald darauf verließ der Herzog Dresden, ſich mit ſeiner Heldenſchar nach Franken wendend, und ich habe von dem Schickſal jener beiden jungen Leute, deren Mutter uns damals ſchon verlaſſen hatte, etwas Weiteres nie mehr gehört.

Nun aber rückte öſterreichiſche Landwehr ein, ſchmuckloſes und vierſchrötiges Volk in grauen Waffenröcken und grüne Zweige an den Mützen. Dieſe Leute exerzierten Tag für Tag vor unſern Fenſtern, und ich trieb mich gern unter ihnen herum, indem ich mich beſonders für einen Einzelnen intereſſierte, der eigentlich gar nicht zu ihnen gehörte und ſeiner Kompagnie als ein recht unverdauter Biſſen im Magen liegen mochte. Dieſer Menſch war ein richtiger Franzoſe, der als Kriegsgefangener den öſterreichiſchen Fahnen nur gezwungen folgte. Er ſaß gewöhnlich allein für ſich auf einer der Bänke unter den Linden, trug den Arm in der Binde und ſah entſetzlich elend aus. Als ich mich an ihn machte, ließ er mich das

grobe filzartige Tuch seines Waffenrockes fühlen und sagte: „Français fein — kaiserlik art slekt", und da wir Zeugen von der Art und Weise wurden, mit der die österreichischen Unteroffiziere ihre Leute behandelten, bemerkte er: „Corporal français, sie ist öflik, aber Autrichien viel große Stock."

In der Tat war es wohl anerkennenswert, mit welcher Geduld die damaligen Franzosen ihre Rekruten übten, was wir später im Jahre Dreizehn, da in Dresden viele junge Mannschaft lag, oft zu beobachten Gelegenheit hatten, und an so anständige Behandlung gewöhnt, mochte jener arme Kerl sich allerdings in deutschen Händen nicht zum wohlsten fühlen. Ich erzählte meiner Mutter von ihm und ward durch sie in den Stand gesetzt, ihm zuweilen etwas Geld und Nahrung zuzustecken, wodurch er so gerührt ward, daß er im Eifer seines Dankes den wenigen deutschen Worten, die er kannte, vollends den Hals brach.

Inzwischen machte der Waffenstillstand von Znaim diesem Umgang bald ein Ende, und mein armer Franzose räumte mit seiner österreichischen Gesellschaft das gastliche Dresden[1]. Dafür aber rückte nun Talkenberg mit dem sächsischen Kontingente ein und trat wieder seinen Dienst in unserem Hause an. Er war siegreich zurückgekehrt und wußte Haarsträubendes zu erzählen, namentlich von der Wagramer Schlacht. Doch war es nicht das, was ihm das Herz meines Vaters gewann, sondern daß er seines Sieges nicht recht froh war, vielmehr versicherte, wie jede Patrone, die er für die Franzosen abgebissen, ihm noch jetzt im Leibe kollere.

Bei uns fand Talkenberg mancherlei verändert. Frau Venus zwar, die während seiner Abwesenheit weggekommen, vermißte er wenig und nahm's nicht übel, statt ihrer ein jüngeres Wesen anzutreffen; aber Senffs Erscheinen stand ihm nicht zu Sinn. „Dein Vater — sagte er mir — hätte dir ein Pack Bücher unter den Arm schieben und dich in die Schule schicken sollen, das wäre gescheiter gewesen. Dann wären wir so wie sonst miteinander spazieren gegangen, und es hätte ein rechter Kerl aus dir werden können."

2. Kapitel — Ob Herr Senff ein Heiliger gewesen

Mein Umgang mit dem alten Freunde Talkenberg war freilich jetzt so ziemlich auf nichts reduziert, denn für Feier- und für Arbeitsstunden war ich dem Lehrer übergeben, wohnte mit auf seinem Zimmer, ging mit ihm aus und ein und spielte auch gewöhnlich unter seiner Aufsicht. Das alles war kein Nachteil, denn Senff war ein trefflicher und frischer Mensch, und nichts konnte verfehlter sein als Talkenbergs Annahme, daß ich unter seiner Zucht verprinzeln und die Anwartschaft auf einen rechten Kerl verlieren würde. Senff hatte vielmehr ganz entschiedenen Widerwillen gegen jede Art von Verweichlichung, gegen alles verschrobene und gemachte Wesen wie gegen Affektation und angelernte Manieren. Er wollte, daß wir uns

[1] Die österreichische Okkupation Dresdens während des französisch-österreichischen Krieges 1809 dauerte mit einer Unterbrechung durch den Einzug des Königs Jérôme am 1. Juli vom 11. Juni bis 21. Juli.

Adolf Senff.

Bleistiftzeichnung von (?) Wilhelm v. Kügelgen.

Senff war ein trefflicher und frischer Mensch. Ich lernte einsehen, daß er es gut mit mir meinte, gewann ihn lieber und halte ihn noch heute wert in meinem Herzen. S. 48 50.

Senator Wilhelm Volkmann und seine Frau Friederike Tugendreich. Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen.

Der Vater Volkmann war wie der meinige ein Zwilling, mit ihm in einem Jahre, in einem Monat und fast auf einen Tag geboren. Sie hatten auch in demselben Jahre geheiratet und ihre Hochzeitstage lagen sich so nah, daß sie sie miteinander feiern konnten. Zu solchen Ähnlichkeiten kamen noch die wesentlicheren des Geschmacks und der Gesinnung. S. 30.

zeigen ſollten, wie wir eben waren, gewöhnte uns an ſtrenge Wahrheit unſerer Ausdrucksweiſe und duldete keine Äußerung, die nicht im Einklange mit unſerer Empfindung und Einſicht geweſen wäre. Fiel dergleichen bei anderen Kindern vor, ſo machte er uns aufmerkſam und lachte darüber. Freilich wurden bei ſolchen Wahrheitsbeſtrebungen ſo manche hergebrachte Formen konventioneller Höflichkeit mit anderen Affektationen in einen Topf geworfen, und ich wuchs unvermerkt in eine Richtung hinein, die mir im ſpäteren Verkehr mit Menſchen hinderlich geworden; denn die Geſellſchaft will nichts weniger als Wahrheit, mit der ſie nicht beſtehen kann. Dafür blieben wir aber auch alleſamt von jenem gemachten Weſen frei, das, bei Männern wie bei Frauen widerwärtig, jede freundſchaftliche Annäherung unmöglich macht.

In ſolcher Natürlichkeit verſtanden wir Kinder uns vollkommen mit unſerem Lehrer und machten es ihm daher auch ganz vollkommen zu Dank. In anderer Hinſicht mußte namentlich ich mich erſt gewöhnen lernen. Zwar daß Senff beim Unterricht auf Ordnung halten, mich meiſtern und durch Beſſerwiſſen moleſtieren würde, hatte ich anders nicht erwartet, daß er aber auch die Anmaßung haben würde, meine Spiele zu beherrſchen, das war mir überraſchend und außerordentlich zuwider. Doch mochte er gerade damit den beſten Einfluß üben, indem er nicht nur eine mir angeborene unſtete Leidenſchaftlichkeit in meinen Liebhabereien zu zügeln und mir durch ſein tätliches Eingreifen allerlei praktiſche Kenntniſſe und manuelle Geſchicklichkeiten beizubringen wußte, ſondern mich auch nötigte, bei allem, was ich tat, mir meines Tuns bewußt zu werden und mit der gewiſſenhafteſten Akkurateſſe zu verfahren.

Inzwiſchen war mir die Unbequemlichkeit ſolchen Zwanges einleuchtender als deſſen Nutzen. Ich fühlte mich in der gewohnten Freiheit allzuſehr beſchränkt, und da Senff noch obendrein ſeiner Neigung, mich bei den Ohren zu zauſen, nicht immer Einhalt tat, mich auch hin und wieder mit Püffen und Kopfnüſſen regalierte, ſo vereinigten ſich alle dieſe Umſtände, mich irre an ihm zu machen, und ich fing nachgerade an, ihn in meinem Herzen für einen Böſewicht zu halten.

Dieſe Annahme wurde jedoch beizeiten durch eine ſeltſame Erſcheinung paralyſiert. Es traf ſich nämlich, da ich meinem Lehrer in der Rechenſtunde gerade gegenüber ſaß, daß ich einen wunderbaren Schein um ſeinen Kopf bemerkte. Vielleicht daß der Kontraſt ſeiner dunkelbraunen Locken zu dem hellerleuchteten Hintergrunde einer gelben Wand an der Grenze beider den Anſchein einer Lichtverſtärkung bewirkte, oder was es ſonſt ſein mochte, genug, ich ſah eine Glorie wie um gemalte Heiligenbilder und geriet darüber in die eigentümlichſten Vermutungen.

Die beſten Menſchen waren bei ihren Lebzeiten für Böſewichter gehalten und hingerichtet worden, das wußte ich aus einem die Martern der Heiligen darſtellenden Kupferwerke meines Vaters, und war es daher nicht denkbar, daß auch Herr Senff ein Heiliger und nur von mir verkannt ſei, wie jene von ihren Zeitgenoſſen? Heute wenigſtens war doch ein

ſo blieb es; ich faßte gegen das Kopfrechnen einen unüberwindlichen Abſcheu, wurde damit nicht weiter gequält und zu der Mechanik des Zifferrechnens übergeführt, worin ich jedoch nur ſehr geringe Fortſchritte machte.

Inzwiſchen wurde auch das Lateiniſche angefangen, Geſchichte, Geographie und Naturgeſchichte getrieben. Doch muß ich zu meiner Schande bekennen, daß es mir damals ziemlich einerlei war, wie die Römer ihre Tiſche benannt hatten, ob mensa oder anders, ob Sardanapal ein Weichling oder ein Held geweſen, ob die Erde eine Scheibe, eine Kugel oder ein Triangel ſei, und ob die Fiſche ihre Jungen ſäugten oder mit Kuhmilch auferzögen. Mit einem Wort, es fehlte mir an Wißbegierde, und am liebſten hätte ich den ganzen Tag gezeichnet oder andere praktiſche Dinge getrieben, bei denen doch etwas herauskam.

Beluſtigungen

Mein lieber Schulgenoſſe und Freund Alfred Volkmann [ſ. d. Abbildung], ein hübſcher und braver Junge, war mir bald der liebſte unter den Geſpielen meiner Kindheit geworden, wie er denn auch der ausgezeichnetſte und begabteſte war. Etwas älter, aber ungleich verſtändiger als ich und mir in allem überlegen, zeigte er ſchon damals Eigenſchaften, die für ſein Fortkommen in der Welt Erfreuliches erwarten ließen. Namentlich verband er mit einem klug aufmerkenden Sinn in allem, was er trieb, gewiſſenhafte Ausdauer und viel Energie des Fleißes; daher er mir denn auch nicht ſelten als Muſter vorgehalten wurde. Nachdrücklicher noch mochte indes ſein Beiſpiel wirken, wie ich mich unter anderem eines Falles erinnere, da er mich zwar nicht durch Fleiß und Einſicht, wohl aber durch eine allerliebſte Aufmerkſamkeit gegen ſeine Mutter ſehr in Schatten ſtellte.

Wir hatten nämlich, ich weiß es nicht durch welchen beſonderen Glücksfall, ein jeder einige Groſchen klingender Münze in unſeren Beſitz bekommen. Was ich für meine Perſon damit machen ſollte, war mir nicht zweifelhaft. Ich ließ mich in der Portechaiſe über die Brücke tragen und wieder zurück, vorausſetzend, daß Alfred ſich ſein Leibeſſen, nämlich warmen Quarkkuchen, vom Bäcker kaufen würde. Statt deſſen aber hatte er, um ſeine damals etwas leidende Mutter zu erquicken, vom Konditor aus der ſogenannten Grünen Bude ein Glas Eis geholt, das ſie beſonders liebte. O, wie mich das beſchämte! Hatte ich nicht auch eine kränkelnde Mutter? und es war mir noch niemals eingefallen, zu ihrer Erquickung etwas beizutragen.

Die Achtung, die mein Freund mir abnötigte, hinderte mich indeſſen nicht, ihm gelegentlich auch einmal die Fauſt zu zeigen. Alfred, der freilich das Meiſte beſſer wußte als ich, war rechthaberiſch und konnte, wenn er Widerſpruch erfuhr, ſehr malitiös werden; ich aber war ſo empfindlich wie eine Spinne, und beide waren wir heftig. Aber an Veranlaſſung zum Streite fehlt es ja bekanntlich unter Kindern ebenſowenig als unter Potentaten, und ſo geſchah es denn, daß wir uns im beſten Spiele plötzlich an den Kragen fuhren und uns ſo lange prügelten und zerrten, bis wir aus

Erschöpfung wieder Friede machten. Mit keinem meiner Freunde habe ich mich öfter und ernstlicher entzweit als gerade mit diesem Alfred, doch aber wüßte ich nicht, daß wir je als Feinde auseinandergegangen wären. War die Balgerei vorüber, so war es auch die Feindschaft, und in Liebe und Haß blieben wir uns unentbehrlich, solange wir beieinander waren.

Auch Alfreds Lieblingsbeschäftigung war das Zeichnen. Er exzellierte sogar in dieser Kunst, und ich bestrebte mich, es ihm darin in Sauberkeit und Akkuratesse gleichzutun. Gewöhnlich kopierten wir gemeinschaftlich einen und denselben Reiter oder sonst eine Figur aus den damals erschienenen Kriegsszenen von Sauerweid, und ich erinnere mich, daß es mir dabei weniger darum zu tun war, das Original zu erreichen, als vielmehr den Reiz wiederzugeben, den die Kopien meines Freundes gleich bei der ersten Anlage für mich hatten.

Unsere künstlerische Tätigkeit beschränkte sich übrigens nicht bloß aufs Zeichnen, wir schnitzten auch aus Holz und kneteten allerlei Gelungenes aus buntem Wachs, z. B. kleine nackte Neger mit Palmbäumen und Kochfeuern, welche letztere aus brandgelbem Wachse dargestellt wurden. Endlich machten wir auch Papparbeiten und verfertigten überhaupt fast alle unsere Spielsachen selbst nach Anleitung des Lehrers, der sehr richtig urteilte, daß eben dieses Anfertigen das Beste bei der Sache sei.

Das Genußreichste, was Senff uns lehrte, war die Kunst, gewisse kleine trianguläre Gestalten, sonst Krähen genannt, aus Papier zu falten, bei deren Anfertigung jedoch der letzte vollendende Bruch so schwierig war, daß er gar nicht gelehrt werden konnte; es mußte einem vielmehr wie zum Verständnis der Schellingschen Identitätsphilosophie erst eine glückliche intellektuelle Anschauung kommen oder mit anderen Worten ein großer Seifensieder aufgehen, ehe man es vermochte, die sorgfältigst vorbereitete Krähe durch jene letzte schöpferische Quetschung zu vollenden. Diese Vollendung pflegten wir daher geraume Zeit hindurch dem Altmeister Senff zu überlassen, bis wir endlich selbst, einer nach dem andren, hinter die Schliche kamen. „Kannst du schon den letzten Bruch machen?" – das war lange die brennende Tagesfrage unter uns, während es uns doch ganz einerlei war, ob einer schon die fünfte Deklination konnte oder nicht.

Inzwischen sollten jene Papierfiguren nach Senffs Willen nichts weniger als Krähen darstellen, mit denen sich nichts anfangen läßt, sondern vielmehr Soldaten, als welche unsere gehorsame Phantasie sie denn auch willig gelten ließ, da ihre völlig indifferente Form jedwede Deutung zuließ. Ja, unser guter Wille verbiß sich dergestalt in diese kleinen kantigen Gestalten, daß sie uns bei weitem natürlicher erschienen als jene bleiernen Flachköpfe, die das Ansehen haben, als seien sie aus Herbarien entronnen.

Durch verschiedene Papierfarbe und kleine Veränderungen im Bruch stellten wir nun alle Waffengattungen, selbst Reiter dar, da Senff die Erfindung gemacht hatte, jene Soldaten durch eine höchst geniale allerletzte Manipulation dergestalt zu verändern und auszudehnen, daß sie ein fast transzendentales Aussehen gewannen und Pferden reichlich so ähnlich

ſahen als früher Menſchen. Man brauchte eben nur das Fußvolk drauf zu ſetzen. Endlich wurden aus Federpoſen und Fiſchbeinbügeln kleine Wurfgeſchütze gemacht, die für Kanonen galten und ihre Geſchoſſe mit Vehemenz durchs Zimmer trieben.

Kaum wüßte ich, daß mir jemals irgend etwas in der Welt mehr Vergnügen gemacht hätte, als die Ausrüſtung dieſer Papierarmee und das Spiel damit. Wir brachten es nach und nach ein jeder auf die ungeheuere Zahl von achthundert bis tauſend Mann, für deren Aufſtellung wir Riſſe und Spezialkarten mit Kreide auf die Diele zeichneten. Wer nach zehn Schüſſen die meiſten Leichen hatte, verlor an ſeinen Grenzen, und ſtündlich veränderte ſich die Landkarte in unſerem Zimmer, wie draußen in der weiten Welt.

So arbeiteten und ſpielten wir uns in den Spätherbſt und Winter hinein, bis die Weihnachtszeit ſich mit ihrem wunderbaren Treiben nahte und auch unſere Beſchäftigungen mit dem Stempel des Geheimniſſes bezeichnete. Das gemeinſchaftliche Spielen hatte nun ein Ende, jeder kramte und kleiſterte nun für ſich, und keiner durfte hinſehen, was der andere machte. Zu letzterem verpflichtete man ſich durch Eide, die ſehr leicht zu halten waren, da jeder, genugſam von ſeinem eignen Werk erfüllt, wenig Neigung hatte, von dem Anderen Notiz zu nehmen oder etwas davon zu erwarten. Auch mag ſich der alte Satz, daß Geben ſeliger als Nehmen ſei, am meiſten in den gegenſeitigen Geſchenken bewahrheiten, die ſich Kinder machen, deren Gaben außer dem ſogenannten pretium affectionis, was jedoch nur der Geber damit verbindet, nicht den geringſten Wert zu haben pflegen, wie denn auch der Empfänger immer ſicher iſt, daß jener ſich das Ding gewißlich nicht vom Herzen geriſſen hat, ſondern ſelber nicht gebrauchen konnte.

Wo nun die eigene Kunſtfertigkeit nicht ausreichte oder es an Material fehlte, kauften wir das Fehlende auf dem Weihnachtsmarkt, der in Dresden nach einem eigentümlichen Backwerke der Striezelmarkt genannt wird. Acht Tage vor dem Feſte pflegte ſich der Dresdener Altmarkt mit einem ganzen Gewimmel höchſt intereſſanter Buden zu bedecken, die abends erleuchtet waren und große Augenluſt gewährten. Das Glitzern der mit Rauſchgold, mit bunten Papierſchnitzeln und goldenen Früchten dekorierten Weihnachtsbäume, die hellerleuchteten kleinen Krippen mit dem Chriſtuskinde, die geſpenſtiſchen Knechte Ruprechts, die Schornſteinfeger von gebackenen Pflaumen, die eigentümlich weihnachtlichen Wachsſtockpyramiden in allen Größen, endlich das Gewühl der Käufer und höfliche Locken der Verkäufer, das alles regte feſtlich auf.

Hier drängten auch wir uns des Abends gar zu gern umher, ſchwelgend in dem ahnungsreichen Dufte der Tannen, der Wachsſtöcke, Pfefferkuchen und Striezeln, die in einer den Wickelkindern entlehnten Geſtalt, reichlich mit Zucker beſtreut, vor allen zahlreichen Bäckerbuden auslagen und Löwenappetit erregten. Nach genauſter Prüfung alles Vorhandenen kauften wir dann einige kleine grüne oder rote Wachsſtockpyramiden auf

Kartenblätter gewickelt, das Stück zu einem Pfennig, ſogenannte Pfefferkuchenzungen zu demſelben Preis oder ein paar Bogen bunten Papiers, um unſere Privatbeſcherung damit auszuſtatten.

Inzwiſchen konnten wir in unſrem Eifer den vom Kalender angegebenen Zeitpunkt nie ganz erwarten und fingen ſchon an vorhergehenden Abenden an, in Alkôven oder andren verdachtloſen Winkeln unſern Kram geſchmacklos aufzuſtellen, zündeten einige Wachsſtockſchnittchen dabei an und überraſchten uns dann gegenſeitig unaufhörlich, bis der wahre Heilige Abend herankam und uns alle überraſchte.

Kurioſes Zeug

In dem geräumigen Wohnzimmer meiner Mutter ſtand ein ſchönes Bild, das, auf einigen Stufen erhöht, den mittleren Teil der Hauptwand faſt bis zur Decke füllte. Es war dies eine Kopie des berühmten Dresdener Raphael, die mein Vater unlängſt vollendet und der Mutter geſchenkt hatte. Dieſe Kopie wurde damals dem Originale gleichgeſtellt. [S. d. Abbildung] Es ſchien dasſelbe, nur ohne die Mängel, welche Zeit und frühere Verwahrloſung hinzugetan hatten. Große Summen waren ſchon vor der Vollendung dafür geboten worden, allein mein Vater wollte ſich nicht davon trennen; es ſollte das Palladium ſeines Hauſes werden und unter dem himmelreinen Auge dieſer Mutter Gottes ſollten ſeine Kinder heranwachſen. Auch knüpfen ſich ſehr ſelige Kindererinnerungen an dieſes Bild, unter dem wir ſaßen und das ich anzublicken pflegte, wenn die Mutter am Sonntagmorgen aus der Heiligen Schrift vorlas und uns aufmerken lehrte auf die Worte unſeres Erlöſers. Seinen vollen Zauber entfaltete es indeſſen erſt am Weihnachtsabend, wenn die vielen Kerzen brannten und das magiſch beleuchtete, wie von innerem Licht durchglühte Bild zu leben ſchien.

Dieſes herrlichen Anblicks erfreuten wir uns zuerſt im Jahre 1809, da Volkmanns und Senff den erſten Weihnachten mit uns verfeierten. Die ganze kleine Geſellſchaft ſchien die Augen nicht wieder abwenden zu wollen, und faſt hätte es not getan, uns Kinder zu erinnern, daß es heute noch andere Intereſſen für uns gab.

Unterdeſſen wir uns nun unſeren Tiſchen nahten und die Herrlichkeiten in Augenſchein nahmen, mit denen man uns beſchenkt hatte, wurde Senff vermißt. Man hörte aber, daß er gebeten habe, ihm nicht zu folgen, und ſiehe da! – als die Kerzen des Lichterbaumes im Erſterben waren, da flogen plötzlich die Flügeltüren auseinander und ein Lichtmeer ſtrahlte uns entgegen. Senff hatte den Fußboden des großen Vorſaales dicht beſetzt mit Hunderten von kleinen Lampen, die er aus Nußſchalen gebildet und zu einem rieſigen Halbmond vereinigt hatte. In die Höhlung dieſes Türkenſterns, der wie Pontius ins Credo in unſeren Weihnachtsabend paßte, hatte er die kunſtvoll gefertigten Geſchenke aufgeſtellt, die er für uns Kinder gearbeitet hatte: für mich einen Prachtſchild mit ſilbernem Adler, für Alfred einen nicht minder ſchönen Löwenſchild. Der Effekt des Ganzen war ſehr überraſchend, doch noch nicht genügend für Senffs Erfindungsgabe.

Als man ſich ſatt geſehen, ſchlug der ideenreiche Künſtler der Geſellſchaft vor, ihm nach dem Hinterhauſe zu folgen. Dort befand ſich ein zweiter Vorſaal, der zu den Gemächern meines Vaters führte, und hier hatte Senff auf der Diele aus kleinen von Papier gemachten Häuſern, Paläſten und Moſcheen die Stadt Konſtantinopel aufgebaut. Man konnte nichts Saubereres ſehen als dieſe Papierſtadt. Dichtgeſtreuter weißer Sand bezeichnete das Land, blauer das Meer, das von kleinen Schiffen belebt war.

Nachdem nun Senff eine ſkizzenhafte Erklärung der hervorragendſten Punkte gegeben, bemerkte er, daß Konſtantinopel häufig abzubrennen pflege, und damit legte er einen Zunder unter das erſte Haus der Vorſtadt Pera. Bald brach die Flamme aus, ergriff das nächſte Gebäude und die ganze Straße, verzweigte ſich nach anderen Straßen, ſprang in die Brunnen, die mit Spiritus gefüllt waren, und verbreitete ſich über die ganze Stadt. Zuletzt wurde das Serail ergriffen, deſſen zahlreiche Türmchen als Miniaturfeuerwerk aufſprühten, die Vorſtellung mit Knalleffekt beſchließend.

Auf ſolche Weiſe wußte unſer Lehrer uns ſtets neuen Stoff zuzuführen, denn natürlich waren wir begierig, alles nachzumachen, von den kleinen Rußlampen an bis zu den kleinen Schiffen und Papiergebäuden. Die Feſtungen und Städte, die wir für unſere Kriegsſpiele bis dahin nur als Grundriſſe verzeichnet hatten, erhoben ſich jetzt zu allen Dimenſionen des Raumes, und wir nahmen zu an mancherlei Kenntnis und Geſchicklichkeit.

Die Töpfer

Auch im Freien wurden wir zu zweckmäßigen Übungen angehalten. Unſere Spaziergänge mit Senff waren wegloſe Entdeckungsreiſen durch die Wälder, welche den Ortsſinn übten; wir badeten, kletterten, liefen Schlittſchuh und Stelzen. Freilich geht es mit manchen dieſer Dinge wie mit den Näckeſchen Fiſchgerichten, ja wie mit allem in der Welt, das ſchmackhaft gemacht werden ſoll, es muß aus eignem Vermögen etwas Salz, d. h. etwas Täuſchung hinzugetan werden. So z. B. ſtelzten wir nicht ſchlechthin wie die Marſchbauern, ſondern unſere Stelzen waren Pferde und wurden als ſolche ordentlich abgewartet, in die Schwemme geritten, geſtriegelt und geliebt. Daß dergleichen Pferde aus zwei unzuſammenhängenden Hälften beſtanden, ſtörte nicht im geringſten. Wir ſelbſt waren auch nichts weniger als Knaben, ſondern große Herren und Ritter, die gegeneinander turnierten. Auf einzelner Stelze hüpfend, gebrauchten wir die andere als Lanze und ſuchten uns damit gegenſeitig umzuſtoßen. Überhaupt erlangten wir große Geſchicklichkeit, wir liefen, ſprangen und tanzten auf unſeren Stelzen faſt ſo flink und ſicher wie zu Fuße. Aber der beſte Schwimmer ertrinkt, ſagt man, und der beſte Fechter wird erſtochen. So konnte es denn geſchehen, daß auch ich mit meiner Stelzerei beinah den Hals brach.

Die Straßenjugend hatte auf der winterlichen Promenade vor unſerem Hauſe eine Glitſchbahn eingefahren oder – mit dem techniſchen Ausdruck –

eine Schinder ausgerissen, die mich natürlich auf den Einfall brachte, meinem Gaul das Schindern beizubringen. Einen Anlauf nehmend sprang ich frisch auf die Bahn; aber anstatt gleichmäßig fortzugleiten, fuhren die langen Stelzenbeine nach verschiedenen Weltgegenden auseinander, das Gerüst schlug unter mir zusammen und ich dermaßen aufs Eis, daß die Besinnung augenblicklich weg war.

Die Frau des benachbarten Töpfermeisters Thomas hatte im Fenster gesessen und mich stürzen sehen; sie eilte heraus, nahm mich in die Arme und trug mich der nicht wenig erschrockenen Mutter zu; denn ob ich tot oder lebendig sei, war auf den ersten Blick nicht zu erkennen. Ich erholte mich indessen schnell und war bald so weit genesen, daß ich der Frau Nachbarin persönlich meinen Dank abstatten konnte. Da wurde denn gleich große Freundschaft geschlossen, und von dieser Zeit an verfehlte ich nicht, die Töpfersleute häufig zu besuchen. Es waren freundliche Menschen; aber mehr noch zog mich die Werkstatt an, wo keineswegs bloß Töpfe, sondern auch Köpfe und mannigfaltige andere Kunstwerke gefertigt wurden. Die schönen, aus weichem Ton geformten Arabesken, Löwen, Greife, Sphinxe und niedlichen Gewandfiguren nach antiken Mustern gefielen mir fast besser als die Bilder meines Vaters, wenn sie so überraschend fertig und wohlgeboren, wie die Minerva aus dem Haupt des Jupiter, aus ihrer klumpigen Form hervorgingen.

Daß mein Bruder, sobald er von diesen Wundern hörte, mich zu begleiten pflegte, ist selbstverständlich. Wir gingen wie andere ernste Arbeitsleute in der Werkstatt ein und aus, und während die Töpfer töpferten, kneteten wir nicht minder allerlei Kuriosa aus ihrem Ton, wobei wir nicht allein ihre Mienen und Gebärden nachzuahmen strebten, sondern auch alle Werkzeuge beanspruchten, deren jene sich bedienten. Für solche Teilnahme luden uns die guten Leute denn auch wohl Sonntags zu ihrer Mahlzeit ein. Dann war im Töpferhause alles neu und anders, die Werkstatt geschlossen, in Flur und Zimmern weißer Sand gestreut, und selbst der Meister Thomas – an Werkeltagen von seinen Tonklumpen wenig unterschieden – erschien im veilchenblauen Frack mit buntgeblümter Weste und weißer Binde. Er war ein korpulenter, etwas schnaufender Mann, der mir in seinem Staate den vollkommensten Respekt einflößte.

Es mochte sein, daß die Obersachsen damals das gebildetste Volk in Europa waren, wenigstens hielten sie sich selbst dafür, und wirklich zeichnete sich der Bürgerstand, vorzugsweise der Dresdener, durch angeerbte Urbanität und eine Höflichkeit aus, die, so oft sie auch von den Barbaren verlacht ward, im Grunde doch Jedermann wohltat. Unsere Töpfersleute aber konnten in jeder Beziehung als Sachsenspiegel gelten, daher meine Mutter uns ohne Sorge mit ihnen verkehren ließ. Nicht nur mit Fremden, sondern auch unter einander benahmen sie sich aufs wohlanständigste; nie hörte man ein unbemessenes Wort, und der ganze Hausstand zeugte nicht nur von Wohlstand, sondern auch von althergebrachter guter Zucht und Ordnung.

Vor jeder Mahlzeit wurde von der Hausmutter laut gebetet. Dann erſt ſetzte man ſich und verſpeiſte zwar die meiſten Gerichte auf nächſtem Wege gleich aus der Schüſſel, aber doch mit ſolcher Sauberkeit, daß mich kein Ekel ankam. Dazu ſah man's den Leuten an, daß ihnen der Biſſen, den ſie in den Mund ſchoben, nichts weniger als ſelbſtverſtändlich war, ſie ihn vielmehr als Gottes Gnadengabe reſpektierten. Beſondere Ehrfurcht wurde dem Brote gezollt, welchem man eine Art von Heiligkeit beizulegen geneigt ſchien. Kugeln daraus zu drehen oder es ſonſt zur Beluſtigung zu kneten, galt für den heilloſeſten Frevel, daher mir, als ich gelegentlich in dieſe Sünde verfiel, eine ernſte Rüge zuteil ward. Zum Kneten, ſagte mir Frau Thomas, wäre der Ton; das liebe Brot aber ſei eine Gabe Gottes, nicht zum Spielen, ſondern zur Notdurft und Nahrung des Leibes. Wer es nicht achte, zeige, daß er ſatt ſei; den Satten aber werde Gott auch andere Speiſe entziehen und ſie den Hungrigen geben.

Dieſe Rede beſchämte mich nicht wenig und machte mir daher ſo tiefen Eindruck, daß ich ſie nicht vergeſſen habe. Frau Thomas würde zwar nicht geſcholten haben, wenn ich die Kugeln aus Wachs gedreht und hernach weggeworfen hätte, obgleich man mehr Geld für Wachs zahlt als für Brot; auch hatte ſie nichts dagegen, daß ich meine Knallbüchſe mit Stücken roher Kartoffeln lud, die ſie mir zu dieſem Zweck ſelbſt lieferte, obgleich Kartoffeln doch auch zur Notdurft und Nahrung des Leibes dienen. Es iſt aber weder der Geldwert noch die Genießbarkeit, die dem Brote dieſen Nimbus gibt, ſondern die Idee, die wir, ſeitdem man das Vaterunſer betet, damit verbinden, die hohe Idee nämlich des Inbegriffs aller von Gott zu erbittenden leiblichen Bedürfniſſe, zu welchem Brote Luther ſogar „fromm Gemahl, gut Regiment uñd gute Nachbarn" zählt.

Jahrelang bin ich bei meinen lieben Thomaschriſten ein und aus gegangen, bis der Tod auch ihr Familienleben ſprengte. Ich habe dort nur Dankenswertes genoſſen und fühle mich daher auch jenem Stelzenſturz verpflichtet, der mich zu ihnen führte, wie ich denn überhaupt die Erfahrung gemacht habe, daß ſogenannte Unfälle häufig weiter nichts ſind als die Eintrittspreiſe zu großen Freuden. Zunächſt war es ein anderer nicht minder halsbrechender Sturz, dem ich das Vergnügen meiner erſten Fußreiſe verdankte.

Der Sprachloſe

Unſer Hauswirt mußte Gelegenheit gehabt haben, ſehr wohlfeil Holz zu kaufen, denn in dem Gärtchen hinter ſeinem Hauſe ſtand ein reicher Vorrat für viele Jahre aufgeklaftert. Dies öde Gärtchen, ohnedem ſchon ein Bild des verfluchten Ackers, hatte damit den höchſt denkbarſten Grad von Ödigkeit erreicht. Aber Kinder und Wahnſinnige fragen wenig nach dem Ausſehen der Wirklichkeit, die ihrer ſchöpferiſchen Phantaſie doch nur zur Unterlage dient, unwirkliche Luftſchlöſſer daran aufzubauen. So vertrug auch ich mich prächtig mit jenen Holzſtößen, die ich nicht hätte miſſen mögen, und die mir unendlich mehr Genuß gewährten als elegante Blumenrabatten und alles, was man ſonſt zum Schmuck der Gärten

rechnet. Ich kletterte daran herum, überstieg sie wie Gebirge oder sah sie für Schlösser und Kastelle an, die man stürmen und verteidigen konnte.

Von der höchsten dieser Burgen hatte ich förmlichen Besitz ergriffen. Sie lehnte sich an die Gartenmauer und reichte bis unter die Kronen der alten Linden des Nachbargartens, die ihr Laubdach darüber breiteten. Unter diesem Blätterdache, vor aller Welt versteckt, verträumte ich die genußreichsten Stunden, hörte aus nächster Nähe die Maikäfer im Gezweige brummen und roch den süßen Duft der jungen Lindenblätter.

Als ich nun eines schönen Nachmittags dort oben im labendsten Laubschatten sitzend mir aus der reichlich vorhandenen Kiefernrinde ein Schiffchen schnitzte, bemerkte ich über mir etwas, das einem Neste glich. Um besser sehen zu können, schob ich mich weiter rückwärts und immer weiter, bis ich in völligem Vergessen meiner Situation dem Rande des Holzstoßes so nahe kam, daß der Schimmel plötzlich alle war. In einer Hand das offene Messer, in der anderen das angefangene Rindenschiffchen, schlug ich hintenüber und stürzte etwa sieben Fuß tief, gerade auf den Rücken.

Durch Gottes gnädige Bewahrung hatte ich nicht den Hals gebrochen. Ich sprang sogleich wieder auf und wollte auf den Schreck tief aufatmen – aber die Respirationswerkzeuge versagten ihren Dienst. Nach mehrmaligen vergeblichen Anstrengungen, Luft zu schöpfen, erfaßte mich eine Höllenangst. Ich lief zu meinem Bruder, der im verfallenen Lusthäuschen hockte und Maikäfer aufmarschieren ließ, ihm meine Not zu klagen; aber ich vermochte keinen Laut hervorzubringen und mühte mich mit verzweifelten Gestikulationen fruchtlos ab, nur einigermaßen verständlich zu werden. Darüber ward der Kleine, der keine Ahnung von meinem Unfall hatte und alles für Narrenteiding hielt, dermaßen aufgeheitert, daß er sich fast überschlug vor Lachen. Um ihn zum Ernst zu zwingen, war ich in meiner Todesangst schon nahe daran, ihm in die Haare zu fahren, als endlich das Hindernis zu weichen schien und ich mit Mühe einige Luft bekam. O! besser hat mir nie ein Labetrunk geschmeckt, als dieser halbe Kubikzoll Lebensluft, für den ich ja gern alle meine Papiersoldaten hingegeben hätte.

„Ich bin von der Burg gefallen" sagte ich. Da merkte der Kleine auf und wurde nun ebenso teilnehmend, als er vorher lustig gewesen war, rieb mir auf mein Verlangen auch den Rücken aus Leibeskräften, bis die Respiration sich wenigstens insoweit hergestellt hatte, daß der Gang ins Haus und die Treppen hinauf unternommen werden konnte.

Der herbeigerufene Arzt verlangte fortgesetzte Bewegung in freier Luft, und schon am nächsten Morgen machte Senff sich mit uns und den Volkmannschen Kindern auf den Weg nach dem etwa drei Meilen entfernten Tharandt. Von dieser kleinen Reise ist mir wenig und doch sehr viel geblieben, die Erinnerung nämlich einer ungewöhnlichen Glückseligkeit. In der Tharandter Gegend wanderten wir unausgesetzt umher, zwischendurch an schönen Punkten lagernd, bis meine Beklemmung nach vier bis fünf sonnigen Frühlingstagen ziemlich spurlos verschwunden war und wir zu unserer gewohnten Lebensordnung nach Dresden zurückkehrten.

3. Kapitel — Abermals eine Luſtreiſe

In der politiſchen Welt gab's ausnahmsweiſe Frieden, aber wie Napoleon ihn zu machen pflegte, einen Frieden, der die Keime neuen Krieges in ſich trug. Die beiden Machthaber jener Zeit, Napoleon und Alexander, hatten ſich zwar zu Erfurt mit brüderlicher Liberalität um den Weltteil vertragen, aber die Folgen dieſes Vertrages ſchienen beiden bald nicht mehr erträglich. Schon im folgenden Jahre entfremdete man ſich wieder, denn weder hatte Rußland während des öſterreichiſchen Krieges von 1809 den franzöſiſchen Erwartungen genug getan, noch entſprach der Wiener Frieden den ruſſiſchen. Die darauf folgenden Übergriffe Frankreichs in Norddeutſchland endlich ſowie die fortgeſetzte Umgehung der Kontinentalſperre von ſeiten Rußlands waren nicht geeignet, das gegenſeitige Vernehmen wiederherzuſtellen. Zwiſchen beiden Mächten erfolgte ein unfruchtbarer Notenwechſel, und unſere eſtländiſchen Verwandten mahnten ſchon im Sommer 1810 ernſtlich zur Rückkehr, damit mein Vater von ſeinen Kapitalien, die in Rußland ſtanden, nicht abgeſchnitten würde.

So geſchah es denn, daß die alten Pläne wieder auftauchten. Der gelbe Wagen wurde abermals aus ſeiner Remiſe gezogen, genau geprüft und dem Sattler behufs einiger noch anzubringenden Bequemlichkeiten übergeben. Man ſprach davon, das Mobiliar ſamt allem Entbehrlichen unter dem Hammer zu verkaufen, und wegen der Spedition der Bilder und anderer Sachen, von denen man ſich nicht trennen wollte, ward mit Sachverſtändigen beraten. Daß die Reiſe mit nächſtem Frühjahr fortgehen werde, konnten wir Kinder daher kaum bezweifeln, und unſere Phantaſie entzündete ſich im voraus an den Freuden und Gefahren weiter Wanderung.

Indeſſen lag es in der Eigentümlichkeit des Vaters, daß er, durch augenblickliche Eindrücke angeregt, Pläne entwerfen und bis ins Detail verfolgen konnte, die ſich nachher ganz von ſelbſt verzettelten und vergeſſen wurden. So entſinne ich mich, daß etwa im Jahre 1808 mit großer Entſchiedenheit von einer Überſiedlung nach Rom geplant und alle Freunde dadurch alarmiert wurden; ja, ſogar von Konſtantinopel war die Rede, als von dem ſchönſten Fleck der Erde, wo man wohnen müſſe, nur daß man warten wollte, bis die Ruſſen es erobert hätten.

Mein Vater war ein ſelbſtändiger Mann; er konnte wohnen, wo er wollte, und es mochte ihn erquicken, ſich dieſer ſeiner Freiheit von Zeit zu Zeit bewußt zu werden. Im Grunde aber war er doch mit ſeinem dermaligen Aufenthalte ſo zufrieden, daß er ſogar einen ſehr vorteilhaften Ruf an die Berliner Akademie ausſchlug, es vorziehend, in Dresden Titularprofeſſor ohne Gehalt zu werden[1]. So waren denn auch die ruſſiſchen

[1] Gerhard v. K.s äußere Erfolge: 1804 auswärtiges Mitglied der Berliner „Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften", wie es in dem vom 4. Sept. datierten Diplom heißt, das links von Hardenberg als „dirigirender Miniſter und Curator der Akademie", rechts u. a. von G. Schadow und Gentz (K.s. Freund, den er im Frühjahr 1804 in Berlin beſucht hatte; ſ. oben S. 6 Anm.) unterzeichnet iſt. –

Pläne, als die Zeit herankam, wieder verdampft, diesmal vielleicht wie immer aus ſehr vernünftigen Gründen, denn bei näherer Erwägung mochte es einleuchten, daß der Aufenthalt in einer vorausſichtlich friedlich bleibenden Stadt einer Anſiedlung auf dem Kriegsſchauplatze mit Kind und Kegel vorzuziehen ſei.

Ich freilich, in den bereits die Unruhe des Wandervogels gefahren war, dachte anders. Die Luſt nach einer Ortsveränderung war mir in Saft und Blut gedrungen, und das gewohnte Leben hatte ich bereits ſo ausdrücklich zu Grabe getragen, daß mir dieſe wiederauflebende Leiche faſt entſetzlich war. Ich griff daher mit Freude nach einer kleinen Schadloshaltung, die mir die Gunſt der Umſtände gewährte. Mein Lehrer Senff wollte nämlich ſeine alten Eltern beſuchen, die in Halle lebten, und hatte ſich's erbeten, mich mitzunehmen. Das gab doch wenigſtens eine Reiſe, und wie ich heute glaube, war es die genußreichſte, die ich in meinem Leben machte.

Wohl mancher geht zu ſeinem Vergnügen nach Paris und London und kehrt enttäuſcht zurück, weil er wie Nicolai in Italien wohl Hitze, Unbequemlichkeit und Flöhe, aber nicht das gefunden hatte, was er ſuchte, nämlich das Vergnügen. Ich dagegen fand davon viel mehr, als ich erwartet hatte. Halle iſt zwar eigentlich ein Ort, den Keiner zum Vergnügen aufſucht. Wenn man die berühmten Namen einiger Lehrer der Hochſchule abzieht, möchte wenig Nennenswertes übrig bleiben, und Lehrer ſind kein Gegenſtand des Verlangens für Knaben meines Alters. Die Güte und Freundlichkeit aber, welche ich damals dort erfahren, hat mir die düſtere Braunkohlenſtadt ſo lieb gemacht, daß mir das Herz noch heute warm wird, wenn mein Weg mich durchführt.

In einem leichten Korbwägelchen, das Senff ſelbſt regierte, verließen wir Dresden an einem ſchönen Sommermorgen des Jahres 1811. Wir rollten vergnügt zum Weißen Tor hinaus, die Elbe entlang bis Meißen, wo wir Mittag machten und den berühmten Dom beſuchten, deſſen Inneres mir trotz meines Unverſtandes, ja vielleicht auch gerade wegen dieſer Eigenſchaft, den lebhafteſten Eindruck machte. Ganz beſonders nämlich intereſſierte mich ein Gegenſtand, der von Kennern ſonſt nicht ſonderlich beachtet wird und auch uns nur im Vorübergehen gezeigt ward. Es war dies ein altes Tabernakel des Hohen Chors, deſſen Schmuckloſigkeit ſich von einem gewöhnlichen kleinen Wandſchränkchen, um Brot und Käſe zu verwahren, in gar nichts unterſchied. Aber ſehr deutlich vernahm das Ohr zu jeder Zeit in ſeiner Höhlung einen ſonderbaren Ton, ſehr ähnlich

1806 ordentl. Mitglied der Kaiſerl. Ruſſiſchen Akademie der Künſte in St. Petersburg, unter gleichzeitiger Verleihung von Rang und Uniform eines Capitains, die v. K. z. B. 1808/9 in Weimar bei Hofe getragen hat. – 1811 Ehrenmitglied der Königl. Sächſ. Akademie der Künſte zu Dresden, wohl eine Anerkennung für die Sammlung der Porträts der Weimarer Heroen und ſeiner Freunde, die den Glanzpunkt der Dresdener Kunſtausſtellung von 1810 bildete. – 1814 außerordentlicher Profeſſor und Lehrer an der Kunſtakademie zu Dresden. – 1818 ordentlicher Profeſſor mit feſtem Lehrauftrag; vgl. unten Teil VII, Kap. 6.

dem Wogen und Wallen gewaltiger Feuerflammen. In katholischen Zeiten, erzählte der Küster, habe man geglaubt, es sei dies ein vermauerter Zugang zum Fegefeuer, während man jetzt nicht wisse, wie jener Ton entstehe. Nun behauptete zwar Senff, daß alles ganz natürlich sei. Es könne angenommen werden, meinte er, daß sich hinter der Rückwand dieses Schränkchens ein unterirdischer Gang hinziehe, der einen Luftzug ermögliche, durch welchen der flackernde Ton veranlaßt würde, vielleicht eine Vorrichtung aus alter Zeit, das abergläubige Volk zu schrecken. Aber die erbaulichen Eindrücke des alten Doms, unter deren Einflüssen ich stand, schienen mir so profane Deutung nicht wohl zuzulassen, und weil ich überdies meinte, Luftzüge von Feuerflammen unterscheiden zu können, neigte ich mich still für mich jener katholischen Ansicht zu und entsinne mich kaum, daß mir in meinem späteren Leben je eine Bußpredigt tieferen Eindruck gemacht hätte als diese demonstratio ad aures, die alle Zweifel über den Haufen warf. Fegfeuer und Hölle verwechselte ich freilich, und warum, dachte ich, sollte es nicht möglich sein, daß die Alten einen Zugang zur Hölle gefunden? und warum auch hätten sie sonst den Schlund vermauert, der sich nach Senffs Meinung hinter der Nische befand?

Ich war nicht wegzubringen von dem Loche. In vorgebeugter Stellung, mit verhaltenem Atem, mit runden Augen und offenem Munde horchte ich in die rätselhafte Höhlung hinein, dem gespenstischen Lodern unsichtbarer Flammen lauschend, bis Senff mich bei der Hand ergriff und wegzog. Aber wie ein Träumender durchwanderte ich fortan die weiten Räume, indem meine Gedanken einzig bei jenem schauerlichen Orte weilten, da keine Liebe mehr ist, kein Glaube und keine Hoffnung.

Der Pfarrgarten

Nach drei Tagen, die sehr heiß und staubig waren, langten wir mit unserem Pferdchen in Halle bei Senffs Eltern an, die mich freundlich bei sich aufnahmen. Senffs Vater[1] war der erste Pastor, den ich Gelegenheit hatte, von nahem zu besehen, und der erste und älteste einer langen Reihe guter Männer, die ich später in diesem Stande kennen lernte. Die heitere Würde seines Wesens wie die sorgliche Güte seiner Frau ließen mich so schnell heimisch werden, daß ich die beiden lieben Alten nach ihrem Wunsche schon am ersten Abend Großvater und Großmutter nennen konnte.

Nicht minder gefiel mir ein drittes Figürchen, ein niedlicher Backfisch von etwa dreizehn Jahren, namens Lorchen, wenn ich nicht irre eine verwaiste Verwandte des Senffschen Hauses, an der die treue Sorgfalt der Großmutter Senff sich für spätere Jahre Trost und Stütze erzog. Lorchen nahm mich bald bei der Hand und führte mich durch die Hintertür des Hauses in den Garten, dessen Schönheit mich höchlich überraschte. Die abendliche Kühle, die einem hier entgegenduftete, durchwürzt vom Wohlgeruch

[1] Dr. C. F. Senff (1739–1814), Pastor primarius an der Moritzkirche und Superintendent in Halle. Sein von Gerhard v. K. gemaltes und von seinem Dorpater Sohne gestochenes Porträt s. Abbildung.

der weißen Lilien, die in nie gesehener Fülle zwischen Zentifolien blühten, war nach der heißen Fahrt auf staubigen Chausseen so erquicklich, daß man denken konnte, ins Himmelreich versetzt zu sein. „Hier wollen wir alle Tage spielen – sagte Lorchen – und ich will dir Alles zeigen."

Der Garten mochte in der Tat recht schön sein, wenigstens war er im Vergleich zu unserem Dresdener Holzstall ein Paradies. Von hohen Mauern eingefriedigt glich er jenen kleinen traulichen Klostergärtchen, deren Hauptreiz in ihrer Heimlichkeit besteht. Im Rücken hatte man das Pfarrhaus mit seinen Nebengebäuden. Rechts lief eine Langwand der altersgrauen Moritzkirche hin mit ihren Spitzfenstern und Strebepfeilern, deren tiefe Winkel mit Syringen und anderen Gesträuchen ausgepflanzt waren. Demgegenüber erhoben sich ein paar mit Efeu verkleidete Brandmauern benachbarter Gebäude, und geradeaus war es ein Teil der alten krenelierten Stadtmauer, der das Ganze von der vorüberströmenden Saale abschloß. Das Innere des Gärtchens war seiner altertümlichen Einfassung ganz angemessen. Rechtwinklige, mit Buchsbaum eingefaßte Kieswege, an die sich blumige Rabatten schlossen, durchschnitten die üppigen, hier und da mit Zwergbäumen bestandenen Erdbeer- und Gemüsequartiere, und um das Lusthäuschen, das sich an die obberegte Stadtmauer lehnte, standen in Kübeln Myrten, Oleander und Lorbeerbäumchen. So wenigstens schwebt mir die Örtlichkeit noch vor.

Wir gingen den breiten Hauptweg hinunter und traten in das Gartenhäuschen. Ein süßer Blumenduft erfüllte das kleine Gemach, und auf dem Tische stand ein Tellerchen mit Erdbeeren, die Lorchen vorsorglich für mich gepflückt hatte. Sie lehrte mich auch, die zarten Früchte mit steifem Grashalm spießen und zierlich verspeisen und half selbst dabei getreulich. Dann erkletterten wir miteinander die Stadtmauer, uns umzublicken. Wir nahmen Platz in einer alten, halb verfallenen Schießscharte, aus deren Gestein eine Fülle wilder Blumen, Kamillen, Kampanulen und wilder Salbei hervorwucherten, und waren bald die besten Freunde. Lorchen erklärte mir die Aussicht auf Strom und Vorstadt, deren wir uns hier erfreuten, und wußte von den Halloren Erstaunliches zu erzählen, bis mein Auge und meine Fragen endlich an der alten Kirche hafteten. Die wollte sie mir auch noch zeigen, und wir durchschritten abermals den Garten, im Vorübergehen die dicken Stachelbeeren prüfend, die eben zu reifen begannen. Durch ein kleines Seitenpförtchen, welches Lorchen öffnete, traten wir in die Kirche ein.

Gelehrtes über die Moritzkirche

Ob die Moritzkirche, die ich seit jener Zeit nicht wiedersah, dem Bilde gleicht, das mir von ihr geblieben, weiß ich nicht zu sagen; sie imponierte mir aber damals sehr. Das Halbdunkel des weiten Raumes, die hohen Gewölbe, der Hall unserer Tritte, die alten Fahnen und Epitaphien wie das rote Licht der scheidenden Abendsonne, das hin und wieder am Gestein der alten Pfeiler spielte, das alles erfüllte mich mit ehrfurchtsvollem

Staunen, ſo daß ich unwillkürlich meine Mütze zog und ſchweigend neben der hellen Geſtalt der Führerin hinſchritt, die meine Empfindung nicht zu teilen ſchien und, als wäre ſie hier zu Hauſe, von einem Gegenſtand zum anderen eilend mich mit lauter Stimme auf alles Bemerkenswerte aufmerkſam machte. Da fiel mir eine in Mannshöhe an einem Pfeiler befeſtigte dunkle Figur auf, ein ſchwarzer Ritter, ſchwer gewappnet vom Kopf bis zu den Füßen, der mit ſeinem beſtäubten Antlitz gleichgültig in den Raum hinausſtierte. An dem ausgezackten Saume ſeines Waffenrockes hingen nach dem Geſchmack des Mittelalters viele kleine Glöckchen oder Schellen. Lorchen erhob die Hand und ſagte, das ſei der Ritter Moritz, der habe die Moritzkirche erbauen laſſen.

Ich fand, daß er ein ſchlechtes Geſicht habe, und Lorchen wollte wiſſen, daß er auch gar kein guter Mann geweſen ſei. „Aber warum – fragte ich – hat er denn die vielen Klingeln an ſeinem Rock?“ Lorchen erwiderte, das wäre nötig geweſen, damit man ſich vor ihm habe hüten können, und das wolle ſie mir erzählen. Zu dieſem gegenſeitigen Genuſſe des Erzählens und Sicherzählenlaſſens machten wir es uns ſo bequem als möglich; wir ließen uns neben einander in einem Kirchſtuhl nieder, gerade vor dem böſen Ritter, den ich mir mit Muße anſah, während meine liebenswürdige Begleiterin ſich etwa folgendermaßen vernehmen ließ:

Der Ritter Moritz wohnte drüben auf der Moritzburg, einem alten Schloſſe, das wir uns auch beſehen wollen. Er war ein ſtörriger Mann, der in der Gegend hierherum viel Unfug trieb und mit Jedermann in Feindſchaft lebte. Er hatte aber eine fromme Schweſter namens Elsbeth, die ging umher, beſchenkte die Armen, heilte die Kranken, und wenn der böſe Bruder einen beſchädigt hatte, ſuchte ſie es wieder gutzumachen.

Nun traf es ſich, daß der Ritter einſt bei Tafel mit ſeinem Burgkaplan in Streit geriet. Der war nicht weniger ſtörrig als der Ritter, aber ein alter, gebrechlicher Menſch, und da ſie nun beide vollauf gegeſſen und getrunken hatten, fing der Ritter an, über Pfaffen und Kirche zu ſpotten und zu lachen. Der Alte entgegnete mit harter Rede. Da gab ein Wort das andere, bis Beide wie wütende Truthähne ausſahen und Fräulein Elsbeth vor Angſt und Schrecken bleich ward. Endlich ſchlug der Ritter mit ſeiner Eiſenfauſt auf den Tiſch, daß die Becher umſtürzten, nannte den Pfaffen einen Schlauch und ſchrie ihn an, daß, wenn er je wieder Klöße eſſen wolle und einen Trunk dazu tun, ſo ſolle er zuſehen, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen. Der Pfaffe aber fürchtete ſich weder vor Gott noch Menſchen; vielmehr verachtete er den Ritter, weil der weder leſen noch ſchreiben konnte und in der Beichte vor ihm knien mußte, richtete ſich auf, ſo hoch er es vermochte, ſtreckte dem Burgherren ſeine kralligen Finger entgegen und ſprach einen Fluch über ihn aus, der ſo ſchrecklich geweſen ſein ſoll, daß Fräulein Elsbeth faſt den Tod davon hatte. Da warf der Ritter den ganzen Tiſch um, ergriff den Pfaffen, hob ihn in die Luft und ſchleuderte ihn mit ſolcher Macht gegen eines der Saalfenſter, daß Fenſterrahmen, Glasſcheiben, Pfaffe und alles miteinander hinunter in den

In dem geräumigen Wohnzimmer meiner Mutter ſtand ein ſchönes Bild, das, auf einigen Stufen erhöht, den mittleren Teil der Hauptwand faſt bis zur Decke füllte. Es war dies eine Kopie von Raphaels Sixtiniſcher Madonna, die mein Vater unlängſt vollendet und der Mutter geſchenkt hatte. Es ſollte das Palladium ſeines Hauſes werden. S. 55.

Alfred Volkmann.
Ölgemälde von (?) Adolf Senff.

Der Bruder Gerhard.
Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen.

Mein lieber Schulgenosse und Freund Alfred Volkmann war ein hübscher und braver Junge und mir bald der liebste unter den Gespielen meiner Kindheit. S. 52.

Burggraben polterten. Als er das getan hatte, blieb er, ohne sich zu rühren, wie versteinert mitten im Saale stehen.

Da stand er wie eine Rolandssäule; bis die gute Elsbeth, die hinuntergeeilt war, wieder eintrat. „Der Pfaff ist tot" sagte sie. Dann brach sie in einen Strom von Tränen aus, rang die Hände und beschwor den Bruder, er solle eilig seinen Frieden mit der Kirche machen, sonst werde man ihn von Land und Leuten bringen, noch ehe der Wind über die Haferstoppel gehe.

Als das der Ritter hörte, schüttelte er sich, daß die Ringe an seinem Panzerhemde klirrten, ließ seinen Rappen satteln und ritt hinauf nach dem Petersberge, wo sonst ein großes Kloster stand. Da lebte ein alter heiliger Abt, dem beichtete er alles und verlangte die Absolution von ihm. Der Abt entsetzte sich und schwur bei seinem Schutzpatron dem hl. Petrus, daß der Ritter gebannt sein solle und ausgeschlossen von aller christlichen Gemeinschaft für Zeit und Ewigkeit, bevor er nicht zu Gottes und des heiligen Moritz Ehren eine Kirche aufgerichtet hätte, so lang und breit, daß sie weder im Thüringer noch im Meißner Lande ihresgleichen hätte.

Fortan wurden die Bauern aus allen Dorfschaften des Ritters aufgeboten und mußten Steine schleppen mit ihrem Fuhrwerk, die Maurer und Steinmetzen schwangen ihre Hämmer, die Zimmerleute ihre Äxte und der große Bau stieg wie ein Wunder in die Höhe. Der Ritter aber stellte sich zu allen Stunden auf dem Bauplatze ein und trieb die Arbeiter zur Eile an, denn er hatte keine Ruhe in seiner Seele und konnte es nicht erwarten, daß die erste Messe in der neuen Kirche abgesungen und der Bann von ihm genommen würde. Wenn er dann die Leute nicht beim Werke oder auch nur lässig fand, so warf er einen nach dem andern nieder und prügelte sie windelweich.

Da sann die gute Elsbeth auf eine List, wie sie die armen Bauleute schützen möge. Sie nähte dem Ritter kleine Glöckchen an seinen Harnisch, und weil sie ihm sagte, das ließe kriegerisch und schön, so ließ er sich's gefallen. Wenn er nun aus seiner Moritzburg heraustrat, konnte man's auf dem Bauplatze gleich hören, und Alles war in voller Arbeit, wenn er angeklingelt kam. Aber trotz der größeren Ruhe rückte die Arbeit jetzt schneller fort als vordem, wo die Arbeiter vor lauter Angst zu keiner Überlegung kommen konnten, und nach drei Jahren war der große Bau vollendet. Darauf hielt der Ritter eine Rede und belobte den Baumeister über alle Maßen; in der Nacht aber ließ er ihn heimlich aufgreifen und im Hohen Chor vermauern, so daß man lange Zeit nicht wußte, wo er geblieben war.

Die Geschichte schien hiermit zu Ende, denn Lorchen stand auf und führte mich ins Chor, wo ich den leichenhaften Kopf eines Menschen mit einer viereckigen kleinen Mütze aus der Mauer herausstarren sah. „Hier steckt er drin" sagte sie. Auf meine Frage, was denn der Baumeister getan habe, erwiderte sie, daß sie's nicht wisse; aber möglicherweise habe der Ritter besorgt, daß der geschickte Meister irgendwo anders noch eine

ſchönere Kirche bauen könne, die größer und breiter als die Moritzkirche ſei. Übrigens ſei dies das letzte Verbrechen geweſen, das er begangen habe, nicht wegen eingetretener Beſſerung, ſondern während der Einweihungsfeierlichkeit der neuen Kirche habe er ſo viel Wein getrunken, daß ihn der Schlag gerührt und er der Länge nach tot hingeſchlagen ſei.

Ich ſah nun auch den Leichenſtein des Ritters Moritz, und die langgeſtreckte Figur eines geharniſchten Mannes in halberhabener Arbeit ſchien mir die Worte meiner Führerin „der Länge nach hingeſchlagen" zu beſtätigen. Auf einem benachbarten Steine lag die vermummte Geſtalt der guten Elsbeth, die ebenfalls ein ziemlich ſchlaggerührtes Ausſehen hatte, und dann verließen wir die dunkelnde Kirche.

Lorchen

Die Tage in Halle verfloſſen angenehm und ſchnell. Mit Arbeit pflegte mein Lehrer mich nicht zu übernehmen, zu meiner und wohl auch ſeiner Schonung. Ich ſchrieb des Morgens mit halbzölligen Buchſtaben an meinem Tagebuch, welches von Zeit zu Zeit unter Senffs witziger Aufſchrift „Meiſter Wilhelms Wanderjahre" an meine Eltern abging. Das war alles; und übrigens tat ich, was ich wollte, wenn ich's nicht vorzog, zu tun, was Lorchen wollte, die ſich gern mit mir befaßte und deren ſanftem Kommando ich willig unterlag.

Unter dieſen Umſtänden geſchah es, daß ich eines ſchönen Nachmittags beim Kaffee, den ich nicht trinken durfte, und gelangweilt vom Geſpräch der Großen, das ich nicht verſtand, mit der Hand in meine Taſche fuhr und darin ein Stückchen Bindfaden fand. Das gab ſogleich Ideen. Ich verlief mich in den Garten, zäumte eine zerbrochene Bohnenſtange als Reitpferd auf und wandelte ein Nelkenſtäbchen mittels angehefteter Parierſtange zum Schwert um. Für die Koppel wollte der Faden nicht mehr reichen. Ich ſteckte daher die Waffe bloß durchs Knopfloch, und ſo ausgerüſtet ſprengte ich meiner Freundin ritterlich entgegen.

Lorchen beſah mein Schwert, lobte es und ſchenkte mir ein ſchönes himmelblaues Band, das ſie mir als Wehrgehenke um die Achſel ſchlang. Dann brach ſie einen Lilienſtengel voll duftend weißer Glocken und gab ihn mir mit dem Bemerken, daß Ritter Lilien in der Hand haben müßten. Übrigens – ſagte ſie – wohne ſie dort im Gartenhäuschen, und wenn ich mich müde geritten, ſollt' ich ſie beſuchen.

Ich warf mein Pferd herum, tummelte es durch alle Wege, ließ es über die Rabatten ſpringen und war noch gar nicht müde, als ich ſchon zum Gartenhäuschen einſchwenkte. Lorchen ſaß mit einem Buche auf der Schwelle. Ihre friſchen Farben und ihr dunkles Haar, in das ſie mittlerweile ein weißes Röschen eingeflochten, harmonierten lieblich mit ihrem himmelblauen Kleide, und ich ſah zum erſtenmal, daß meine Freundin ſchön war.

Sie habe da eine herrliche Geſchichte, rief ſie mir entgegen, die wolle ſie mir vorleſen, wenn ich's möchte. Wohl mochte ich das und ließ mich

gern an ihrer Seite nieder, während ſie mit heller Stimme den Handſchuh von Schiller vortrug und mich damit die erſte Bekanntſchaft des großen Dichters machen ließ. O wie umhüpften dieſe wohlklingenden Verſe mein Ohr ſo leicht und lieblich und umgaukelten die Phantaſie mit buntem Wechſel der lieblichſten Bilder! Etwas Schöneres glaubte ich nie gehört zu haben und täuſchte mich auch ſchwerlich.

Lorchen fragte, wie mir's gefallen. „Hübſch!" ſagte ich, ſchwang mich auf die Bohnenſtange und jagte wieder durch den Garten. Ich war natürlich der Ritter Delorges, Lorchen die Kunigunde; aber ich dachte: verlaſſen werde ich ſie deswegen doch nicht. Als ich zurückkam, ſollte das Leſen zur Abwechſlung an mir ſein. Ich nahm das Buch und las ſtandhaft wie ein Kantor, während Lorchen gefaßt gen Himmel blickte und den Lilienſtengel, den ſie mir abgenommen, auf und nieder wiegte. So ging es Tour um Tour, und ich fand Wohlgefallen an ſo gelehrter Unterhaltung.

Ähnliche Spiele wiederholten ſich fortan faſt täglich. Ich raſte durch den Garten mit einer Haſt, als hätte ich meilenweite Strecken zurückzulegen, um zu dem Pavillon zu kommen, wo Lorchen mich empfing, mich mit Erdbeeren, Stachelbeeren, Pflaumen ſtärkte und wir dann miteinander in den Zauberhain der Dichtung traten. Wir laſen Schillerſche und Bürgerſche Balladen und anderes, was ich vergeſſen habe. In der Tat weiß ich es nicht, wo jenes gute Mädchen die Geduld hernahm, ſo ausdauernd mit mir dummen Jungen zu verkehren. Freilich ſtand ſie ſelbſt damals den träumeriſchen Phantaſien der Kindheit wohl noch näher als den Intereſſen reiferer Jahre, und in der Einſamkeit ihres zurückgezogenen Lebens mit zwei alten Leuten mochte meine Geſellſchaft ihr lieber ſein als keine. Ohne ſie wäre ich damals ſchwerlich vom Heimweh freigeblieben, zu dem ich immer neigte; ſie aber gab jenen Tagen in der Fremde Blumenduft und Schimmer und war ſo allerliebſt und gut mit mir, daß ich ihrer freundlichen Geſtalt noch heute nicht ohne Rührung denken kann.

Der Eßſchlaf und die erſte Leiche

Unter den aushäuſigen Vergnügungen, die mir in Halle zuteil wurden, ſtand eine Erkurſion nach Friedeburg [ſ. Regiſter] am Fuß des Petersberges obenan, wo ein älterer Bruder meines Lehrers Paſtor war. Die Großeltern und Lorchen waren mit und es fehlte nicht an jeder ländlichen Kurzweil, d. h. man ging ſpazieren, ſpeiſte im Freien, machte und empfing Beſuche uſw. Am beſten gefiel es mir im Pfarrgärtchen bei den Stachelbeeren, in deren Dickicht ich und Lorchen auch meiſt anzutreffen waren. Da zehrten wir ärger als die bösartigſten Raupen. Als wir uns nun einmal bei dieſem Geſchäft der Geißblattlaube nahten, wo die Alten Kaffee tranken, rauchten und unſrer nicht achten mochten, kam es vor, daß ich mit Eſſen feierte und auf die ſonderbaren Geſchichten horchte, die der ältere Bruder Senff und ſeine Frau zum beſten gaben.

Dieſe Mitteilungen galten einer Erſcheinung, die dazumal das allgemeinſte Intereſſe erregte, weil man ſie als endlichen Erfahrungsbeweis

für die Selbſtändigkeit der Menſchenſeele begrüßen zu dürfen glaubte, und von der ich hier zum erſtenmal Kenntnis nahm.

Daß die Friedeburger Senffs eine Tochter hatten, welche in jüngſter Zeit langwierig krank geweſen und endlich auf rätſelhafte Weiſe geneſen war, wußte ich zwar ſchon aus Lorchens Munde. Sie wäre nämlich, erzählte dieſe, von ihrer Mutter ſo lange geſtreichelt worden, bis ſie geweisſagt und ſelbſt die Mittel zu ihrer Heilung angegeben hätte, und das wäre eine neue Methode. Hier unter dem Stachelbeerbuſche erfuhr ich nun das Nähere.

Die Kranke nämlich, ein junges Mädchen von Lorchens Alter oder vielleicht auch ein paar Jahre älter, war ganz von ſelbſt in jenen rätſelhaften Zuſtand verfallen, da die Seele ohne ſinnliche Vermittlung eine deutliche ſtoffdurchdringende Wahrnehmung der objektiven Welt haben ſoll, und hatte ſich ſelbſt während dieſer Clairvoyance eine fortgeſetzte magnetiſche Kur verordnet, welche übrigens nicht der Arzt ausführte, ſondern die eigen von jenem angewieſene Mutter. Der Rapport, welcher ſich infolgedeſſen zwiſchen Mutter und Kind gebildet hatte, war überaus lieblich und wurde davon viel erzählt. Beide führten fortan unter gegenſeitig geſteigerter Zuneigung ein gewiſſermaßen gemeinſchaftliches Seelenleben, und ſchlafend ſah die Kranke ihren mütterlichen Engel in ſo leuchtend herrlicher Geſtalt, daß ſie keine Worte fand, ſie zu beſchreiben. Wohl aber beſchrieb ſie klar und deutlich die Mittel zu ihrer Geneſung und beſtimmte Tag und Stunde, da ſie wieder geweckt ſein wollte. Unter dieſem „Wecken" verſtand ſie aber das, was man im gemeinen Leben beſſer „Einſchläfern" nennen würde, denn merkwürdigerweiſe bezeichnete ſie den todähnlichen magnetiſchen Schlaf mit dem Worte „Wachſein", während ſie den normalen wachen Lebenszuſtand „Eßſchlaf" nannte. Als ſie nun, ſchon in der Beſſerung, zum letztenmal in ihrer Weiſe wach war, wußte ſie dies und beklagte es bitter, daß ihr von nun an der Anblick der verklärten mütterlichen Geſtalt entzogen ſein ſollte. „Erſt im Himmel, Mutter — hatte ſie weinend geſagt — werde ich dich wiederſehen wie heute, ſo ſchön, ſo herrlich ſchön!"

Die Kranke war nun ſchnell und vollſtändig geneſen, und als wir nach Friedeburg kamen, befand ſie ſich — vielleicht zu einer Nachkur — bei einer befreundeten auswärtigen Familie im ununterbrochenſten Eßſchlaf, daher ich ſie nicht ſah.

Das war es, was ich damals aus dem Geſpräch der Großen auffing und mir ſpäter bei reiferen Jahren von Senff beſtätigt ward — immerhin genug, in dem Gehirne eines phantaſtiſchen Knaben die mannigfachſten Gedanken anzuregen. Namentlich glaubte ich jetzt den Schlüſſel zu jener Glorie zu haben, die ich unlängſt um meines Lehrers Haupt geſehen hatte. Ich konnte damals wohl ein wenig ſomnambul geweſen ſein und durfte mich in dieſem Falle einer Fähigkeit erfreuen, die ich gern einmal zur Perfektion gebracht hätte, namentlich um meine Mutter in ihrer himmliſchen Geſtalt zu ſehen. Die Eindrücke jener Zeit drängten und verdrängten ſich indes ſo raſch, daß ich am einzelnen nicht lange haften konnte.

So brachten wir, nach Halle zurückgekehrt, unter anderem einen Abend bei Senffs zweitem Bruder zu, welcher Anatom und Profeſſor an der Klinik war [ſ. Regiſter]. Was mir zuerſt hier auffiel, war ein gewiſſes ſüßlich widerliches je ne sais quoi, das mir ſchon auf der Treppe auffiel und alle Räume der Wohnung durchwebte. Die Urſache lag übrigens zu Tage, denn an den Wänden des Vorſaales prangte eine reiche Sammlung anatomiſcher Präparate, die in waſſerhellem Spiritus alle Gattungen und Arten des Unausſprechlichſten enthielt.

Kinder haben bei ihren Sammlungen kaum andere Zwecke als äſthetiſche, ſie pflegen ihre Schmetterlinge und Siegel nur zur Augenweide aufzuſtellen; was aber einen erwachſenen Mann bewogen haben konnte, dergleichen ekelhafte Mißgeburten, Geſchwülſte und Geſchwüre nicht nur ſorgfältig zu bewahren, ſondern obendrein noch damit zu prunken, wie das hier der Fall ſchien, war mir unverſtändlich. Inzwiſchen mußte dieſe Sammlung dennoch ihren Reiz haben, vielleicht war es der franzöſiſcher Romane, der Reiz des Gräßlichen, denn während die Großen ſich im Nebenzimmer lachend unterhielten, ſtand ich noch lange allein vor jenen Gläſern und ſchaute mit genußvollem Abſcheu an, was mir ſo ſehr mißfiel. Schon etwas übelig ward ich zum Eſſen gerufen, wo meiner eine neue Prüfung wartete. Man war glücklicherweiſe ſchon beim Nachtiſch, als ein Bürgersmann hereintrat und dem Profeſſor ein anſehnliches Paket in blauem Zuckerpapier überreichte. Dieſer ſchien darüber in ſo hohem Grade erfreut, daß ich auf einen tüchtigen Pfefferkuchen oder Stollen ſchloß, den vielleicht ein dankbarer Bäcker für empfangenen ärztlichen Beiſtand ſpende. Statt deſſen lag nach Entfernung aller Emballagen ein kleiner nackter Kinderleichnam auf dem Tiſche, mit grünem hochaufgetriebenem Bauche. Sichtlich befriedigt befühlte und beſtreichelte der Gelehrte dieſen ohne Zweifel nicht wenig inſtruktiven Leib, gab dem Manne Geld und ſprach zur Magd: „Trag's in den Keller."

Ob nun noch andere Gründe hinzukamen, weiß ich nicht, kurz, in der Nacht fand in meinem Bette eine Eruption ſtatt, die das ganze Haus alarmierte.

Mein Geheimnis

Daß Halle ein Ort iſt, wo junge Leute was profitieren und zu neuen Anſchauungen gelangen können, muß ſchon aus dem Vorhergehenden erhellen, und dennoch bin ich mit dem Wichtigſten noch im Rückſtand.

Meine Mutter, die in ihrer Kindheit mit abſtraktem Religionsunterrichte, den eine alte Gouvernante erteilte, ſchrecklich gelangweilt worden, mochte wünſchen, uns vor gleicher Beläſtigung zu bewahren. Im Einverſtändnis mit dem Vater und unſeren Miteltern Volkmanns war die Religion daher von unſerem Schulplan abgeſetzt. Das Heilige ſollte nicht wie lateiniſche Grammatik traktiert werden; es durfte nicht zur Schulplage werden, ſollte uns vielmehr Herzensſache, Erhebung, Troſt und Freude bleiben — und allerdings, wenn die Mutter gelegentlich in ſtillen Feierſtunden mit uns Kindern von göttlichen Dingen ſprach, ſo war dabei kein

Leiden, nur herzerhebende Erbauung. Daß dieſe Unterhaltungen, die wir alle liebten, nichts anderes als die Religion zum Gegenſtande hatten, ahnten wir nicht im geringſten. Unter Religion dachten wir uns vielmehr etwas ganz Apartes, für Kinder Unzugängliches, wovon nur zu reden unſererſeits die äußerſte Affektation verraten würde. Als daher Ludwig Engelhard einmal unter den Lehrgegenſtänden ſeiner Schule auch der Religion gedachte, ſo ſchien uns dies für ſeine Jahre ebenſo unpaſſend, als wenn er in der Aſtrologie oder Kabbala unterrichtet würde, und wir befragen unſeren Lehrer, ob es wohl wahr ſein könne.

Um uns alſo die Religion nicht zu verleiden, verſchonte man uns mit ihrer ſchulgerechten Unterweiſung, und aus ähnlichen Gründen mochten wir denn auch in keine Kirche kommen, mit Ausnahme der katholiſchen, die Senff der geiſtlichen Konzerte wegen, welche dort gegeben wurden, ab und zu mit uns beſuchte. Der mit den Eltern ganz einverſtandene Lehrer mochte denken, daß wir von der Predigt doch nichts verſtehen, uns langweilen und endlich einen Widerwillen vor öffentlichen Gottesdienſten in unſere reiferen Jahre mit hinübernehmen würden, vor welchem Nachteil man uns bewahren wollte. Daß gerade das Gegenteil damit erreicht wurde, lehrte ſpäter die Erfahrung.

Obgleich ich nun in Halle mitten in einem Pfarrhauſe lebte und dieſes wie ein Sperlingsneſt am Gotteshauſe angeheftet war, wurde ich hier dennoch nach denſelben unkirchlichen Grundſätzen behandelt; und als am erſten Sonntagsmorgen, den ich hier verlebte, die Anderen alle zur Kirche gingen, ſchien es mir ganz ſelbſtverſtändlich, daß ich zu Hauſe blieb. Ich wußte es nicht anders und hatte kein Verlangen nach einer Sache, die ich nicht kannte. Allein gelaſſen, ſchrieb ich vorerſt einige Zeilen an meinem Tagebuche und ſchlenderte dann aus Langerweile im Hauſe herum, bis ich zufällig die offene Bodentreppe fand.

Rumpelkammern und Bodenräume haben für Kinder ein bedeutendes antiquariſches Intereſſe. Ich machte mich ſogleich ans Werk, den alten Trödel des Hauſes zu durchſtöbern, als meine Aufmerkſamkeit ſich plötzlich einem anderen Gegenſtande zuwandte. Mir war's, als hörte ich ſprechen. Ich horchte auf – da ſchwieg die Stimme, aber es umſchwebte mich ein wundervoller Klang, immer mächtiger anſchwellend gleich den Orgeltönen, die ich zu Dresden in der katholiſchen Kirche gehört hatte. Darauf ging es in Harmonien über, und bald durchbrauſte ein mächtiger, vollſtimmiger Geſang aus Hunderten von Kehlen den einſamen Boden – ich aber ſtand da, mit offenem Mund und Ohren, wie ein Beherter. Doch bald erwachte der von Senff gepflegte Forſchungstrieb; ich mußte der Sache auf den Grund gehen und examinierte die Lokalität ſo lange, bis ich dort oben in der Giebelwand eine viereckige Öffnung gewahrte, die nicht ins Freie zu gehen ſchien. Von dort drang offenbar der Töneſtrom herein. Ich baute mir ein Treppchen von ein paar Kiſten, kletterte hinauf und ſchmiegte meinen kleinen biegſamen Körper in die tiefe Fenſterbrüſtung, die ich faſt gänzlich ausfüllte. Da hockte ich wohlgeborgen wie eine junge

Mauerſchwalbe und blickte in den oberen Raum der Moritzkirche, ſogar bis auf die Kanzel, wenn ich mich vorbog, was übrigens des Hinunterfallens wegen vermieden wurde.

Ich war bis dahin, wie geſagt, ein Fremdling im Hauſe meines Gottes geweſen, ich hatte keine Idee von einem öffentlichen Gottesdienſt gehabt und wußte weder was ein Choral noch was eine Predigt war. Von alledem ward ich heute zum erſtenmal Zeuge, und was ich dabei empfand, iſt unausſprechlich. Kinder ſind eines hohen Aufſchwungs ihrer Gefühle fähig, und möglich, daß ich bei aller meiner Religionsloſigkeit in meinem Mauerloche andächtiger war als irgendeiner der erzentriſchen Schreier, die da drinnen Gott mit lauter Stimme prieſen. Hätte ich mitten in der Gemeinde geſeſſen, ſo wäre ich vielleicht weniger gerührt geweſen, aber dieſer Gottesdienſt hatte für mich zugleich den Reiz der Heimlichkeit, die von Salomo geprieſene Niedlichkeit des geſtohlenen Brotes, und „keine Kohle, kein Feuer kann brennen ſo heiß als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß", welche Liebe man auch in Andacht transponieren kann.

Da ſchwieg die Orgel, und es begann die Predigt. Ich beugte mich neugierig vor und ſtürzte zwar nicht hinunter, wohl aber erblickte ich die ehrwürdige Geſtalt des alten Senff in ſeinem ſchwarzen Chorrock. Ich konnte alle ſeine Worte hören, und ſie dünkten mich ſehr fromm und gut, obgleich ich ſchwerlich verſtand, wovon die Rede war; doch iſt das Nebenſache, wenn man ſich nur erbaut.

Als das Amen geſprochen wurde und die Kirchengebete begannen, fühlte ich übrigens, daß es genug ſei. Ich ſchob mich aus meinem harten Neſte heraus und kletterte herab, dehnte und ſtreckte mich mit Behagen und gelobte mir, mein köſtliches Geheimnis für mich zu behalten. Dies gelang auch bis zum nächſten Sonntag, wo Lorchen mich hier entdeckte und es nicht leiden wollte, daß ich ferner in das Loch kroch. Sie ſaß noch mit mir auf der Kiſte, bis der Geſang zu Ende war; dann kam ich niemals wieder her.

Die Harzreiſe

Nach etwa vierzehntägigem Aufenthalte in Halle ſollte unſere Wanderſchaft mit einer Tour in die Berge beſchloſſen werden, auf welcher Senffs alter fünfundſiebzigjähriger Vater wie auch der Bruder Profeſſor uns begleiteten, ſo daß wir gerade einen Wagen füllten.

Profeſſor Senff war ein ziemlich wohlbeleibter, etwas pockennarbiger jovialer Menſch mit breiter Bruſt und kurzem Halſe, einer von denen, die gern in Hemdärmeln ſind, niemals ein Halstuch umlegen und den Hut auf dem Stocke tragen, ein guter Schwimmer und rüſtiger Fußgänger. Er war voll Witz und guter Laune und hatte mich ſo in der Gewalt, daß ein Blick genügte, mich zum Ausplatzen zu bringen. Wenn er wollte, konnte er entſetzlich dumm ausſehen, und dieſe Dummheitsflagge ſteckte er auf, wenn die Geſellſchaft im Wagen ſtumm und faul ward; dann brach alles in Lachen aus. Auch konnte er zwei Schock Kirſchen eſſen, ohne die Kerne auszuſpucken; dann aber zählte er dieſe einzeln wieder aus dem Munde,

und siehe da, es fehlte keiner. Dieses Kunststück nachzumachen, bemühte ich mich die ganze Reise, brachte es aber nicht weiter als bis auf zwanzig, und hintennach taten einem noch die Backen weh.

Wir fuhren über Mansfeld und machten Mittag auf dem alten Grafenschlosse, wo damals, in Westfälischen Zeiten freilich, nur ein Gastwirt hauste. Von der geschichtlichen Bedeutung der Mansfelder Grafen hatte mir Senff das Nötige gesagt, so daß ich nicht ganz unvorbereitet die einfachen, halbverfallenen Räume ihrer ehemaligen Residenz durchwanderte. Ganz besonders interessierten mich die Souterrains, die weitläufigen Keller und Gänge, in denen wir bei Lampenlicht umherirrten. In dem großen Gewölbe unter der Kirche, wenn ich nicht irre, der ehemaligen Grabstätte der Grafen, hatte ich mich, den Anderen voraneilend, etwas zu weit vorgewagt, als mich ein „Halt, junger Herr!" des Führers andonnerte, und noch zu rechter Zeit erwischte mich Professor Senff beim Kragen, sonst wäre ich wie Hamlets Geist versunken und in einen Schacht gestürzt, der dicht vor meinen Füßen steilrecht in die Tiefe ging.

Dergleichen Löcher sollte es nach Aussage des Führers in diesen Kellern viele geben, um tiefer liegenden Gängen, deren Ende man nicht kenne, Luft zuzuführen, und die Vorstellung einer so endlosen, unterirdischen Welt, die selbst den Bewohnern des Schlosses unbekanntes Land war, erfüllte mich mit ehrerbietigem Staunen. Überhaupt war mir's auf dem Mansfelder Schlosse, der ersten alten Burg, die ich zu sehen bekam, gar wundersam zumute, als sei ich der Gegenwart entrückt, als berühre mich eine längst verflossene, aber große Zeit mit geisterhaftem Flügelschlage und schlösse mich in träumerische Umarmung. Mit einer mir bis dahin unbekannten, nach dem, was unwiderruflich vergangen war, zurückgerichteten Sehnsucht verließ ich zögernd, noch oft umblickend, die altersgrauen Mauern des berühmten Schlosses.

Nicht minder haben sich mir, wenn nicht die Begebenheiten, doch die Gemütseindrücke der übrigen Reise eingeprägt. Ich sah das erste Gebirge, stand hoch auf dem Brocken, weit aufatmend über Nebeln und Wolken, und stieg, durchrieselt von den Schauern der Unterwelt, hinab in die kristallnen Eingeweide der Erde.

Wie lebhaft Kinder doch empfinden mögen! Ich habe das später alles ohne sonderliche Emotion wiedergesehen und namentlich kaum begreifen können, wie das feuchte, dunkle Loch der Baumannshöhle mir damals einen so mächtigen Eindruck machen konnte. Aber freilich war das alles auch unendlich schöner und charakteristischer als jetzt. Der Harz war noch ein abgelegenes Waldgebirge mit ungebauten Wegen, die sich malerisch durch die Täler zogen. Geradlinige Chausseen mit schattenlosen Obstalleen oder gar, wie heutzutage, Schienenwege gab's noch nicht. Im Bodetale sah man weder Kellner noch Hotels, man hörte dort noch nichts vom Lärm der Kegelbahnen und kein Konditor hatte sich unter jenen Felsenhängen angesiedelt. Unverziert und unverschnörkelt stand der Falkenstein noch in seiner ursprünglichen Einfalt da, und die Tropfsteinwände

der Höhlen, jetzt geſchwärzt vom Dampf der Feuerwerke, waren rein und weiß wie Zucker. Man reiſte freilich unbequemer, aber ebendeswegen mit reichlicherem Genuß, denn mit dem Preiſe, den wir dafür zahlen, ſteigt der Wert der Dinge.

Der letzte Ort am Harz, den wir berührten, war Ballenſtedt. Gleichgültig ſah ich das weiße Schloß mit ſeinen Gärten an, nicht ahnend, daß ich als Flüchtling bald hierher zurückkehren ſollte, und noch weniger, welche tief einſchneidende Bedeutung dieſer kleine Ort einſt für mein ſpäteres Leben haben würde.

Von Halle aus ging's dann weiter und ohne Aufenthalt zurück nach Dresden.

4. Kapitel — Der Komet und Margarete

In Dresden wollte es mir anfangs nicht gefallen; nicht etwa weil ich nun die Welt geſehen, Halle, Ballenſtedt, Brocken und Baumannshöhle, ſondern weil ich die gewohnte Häuslichkeit nicht vorfand. Schmerzlich vermißte ich meine Mutter. Sie hatte nach beendigter Kur im Radeberger Bade, das ſie jährlich brauchte, auf Verlangen des Arztes noch einen Weinberg bezogen, um dort mit meiner Schweſter den Reſt des Sommers zu verleben. Der Vater leiſtete ihr meiſt Geſellſchaft, und da auch Volkmanns von einem Aufenthalte auf ihrem Gute Zſchortau bei Leipzig noch nicht zurück waren, blieben mein Bruder und ich vorerſt allein in Dresden am Senffſchen Schultiſch übrig.

So verödet, wie wir waren, hatten weder Studien noch Spiele Reiz. In ſteter Sehnſucht nach Eltern, Genuß und Freiheit zählten wir die Wochentage als bloße Nullen ab, den Zähler Sonntag vollzumachen, den wir gemeinſchaftlich in Loſchwitz auf dem Weinberge zu verfeiern pflegten. Und in der Tat war es kein Hund – wie die Studenten ſagen – nach ſechstägiger heißer, mühſam durchgeplagter Schulzeit am Sonntagmorgen auf freier Bergeshöhe im Paradieſe Gottes zu erwachen. Da fuhr man ungeweckt in aller Frühe ſchon vor 5 Uhr aus dem Bette, während man ſich doch in Dresden, trotz Senffs Geſchrei und Rütteln, kaum um 7 Uhr ermuntern konnte.

Mein Erſtes war dann, wie ich war und aus den Federn fuhr, hinaus ins Freie zu treten, wo mich in der Regel ſchon der Winzerjunge, Gottlieb Braun, ein derber Junge meines Alters, erwartete. Auch er pflegte in dieſer frühen Stunde nicht anders als im Negligé, nämlich im bloßen Hemde zu erſcheinen. Wir gingen dann mit nackten Füßen behaglich durch das tauige Gras zum Röhrbrunnen hin, in deſſen friſchem Waſſer wir uns wuſchen. Hierin war Gottlieb Meiſter. Er lehrte mich den Mund voll Waſſer ziehen und dieſes geräuſchvoll in ſtarken Strahlen gegen die ausgebreiteten Hände blaſen, von denen es ins Geſicht ricochetierte. Ich übertraf indes den Meiſter bald, indem ich mit ganzem Leibe in den Trog ſprang, was jener mir nicht nachtun konnte, weil er von ſeinem Hemde unzertrennlich war. Seine Mutter pflegte ihm nämlich am Johannistage

jeden Jahres ein ganz neues Hemd auf den Leib zu nähen, welches er zwölf Monate lang tragen mußte, um es dann als abgenutzten Lumpen über den Zaun zu werfen.

Wenn wir gebadet hatten, drängte eine Lust die andere und man konnte es radikal vergessen, daß es auch noch Rechenstunde und lateinische Grammatik in der Welt gebe. Um die Mutter freilich, auf die ich mich doch zumeist gefreut, bekümmerte ich mich wenig. Wenn wir Kinder uns herumtrieben, den Abfluß des Röhrbrunnens abdämmten und Überschwemmungen machten oder Höhlen in den Sand des Weinbergs gruben, in denen uns kein Burkhard schrecken durfte, war sie beim Vater und den Freunden, die sie Sonntags zu besuchen pflegten; doch aber war es wesentlich das Bewußtsein der mütterlichen Nähe, das mir jene Tage so verklärte, Spiel und Speisen würzte und das Scheiden schwer machte. Wenn dann der spätere Abend herankam und sie mir beim Abschied noch den verwüsteten Hemdkragen glattstrich und mich auf die Stirn küßte, dann fühlte ich's erst recht, wie lieb ich meine Mutter hatte, und schonte meinen Kragen auf dem ganzen Wege, damit er möglichst lange bliebe, wie er von ihrer Hand gelegt war.

Bei diesen nächtlichen Wanderungen in die Stadt, die wir teils zu Fuße machten oder auch in größerer Gesellschaft zu Wasser, erschien dann regelmäßig am Himmel unter tausend und abertausend kleinen Sternen die Feuerrute des riesigen Kometen von 1811.

Gottlieb hatte mir gesagt, daß das Krieg bedeute, und weder Senff noch die übrigen aufgeklärten Freunde unseres Hauses widersprachen, denn leider war der einsame Segler dort oben nicht der einzige Prophet, der damals Unheil und schwere Zeit verkündete. Das mächtige Kaiserreich Napoleons rüstete jetzt offenbar in allen seinen Teilen, und auch Rußland raffte sich auf und wies die Zähne. Es rief die Reichswehr zu den Waffen und konzentrierte imposante Kräfte an den Grenzen. Durch Allianzen suchten beide Mächte sich zu stärken, und im Spätherbst 1811 mochte wohl niemand mehr ernstlich an die Erhaltung des Friedens glauben. Große und kleine Leute fühlten sich beängstigt und zürnten dem Blutmenschen Napoleon und seiner ruhelosen Nation, die in ihrer Tobsucht nimmer müde wurde, die erschöpften Völker in immer neue Händel zu verwickeln.

Da geschah es, daß um jene Zeit des bittersten Franzosenhasses eine blutjunge Pariserin von kaum siebzehn Jahren nicht nur in unser Haus verschlagen ward, sondern auch festen Fuß bei uns faßte. Wir Kinder, die wir einen eigentlichen Unterschied zwischen Spitzbuben und Franzosen nicht anzunehmen vermochten, sahen dies neue Familienglied mit scheelen Blicken an und mußten unseres ungefügen Benehmens wegen zu mehrerer Artigkeit ernstlich vermahnt werden. Bald aber faßten wir Zutrauen zu dem heiteren Mädchen und überzeugten uns, daß Marguerite Neff[1] oder Margarete, wie wir sie mit deutscher Betonung nannten, an allen Übeltaten ihres Volkes ebenso unschuldig war als unsere kleine Schwester.

[1] Vermutlich eine jüngere Schwester der Mutter Timo Neff's [vgl. Bd. III („Lebenserinnerungen"), S. 60], die eine nach Estland gekommene Französin war.

Margarete hatte eine harte Jugendzeit durchlebt. In den Schreckenstagen der Revolution geboren, war sie erst im dritten Jahre, und zwar heimlich im Keller unter Weinfässern, getauft und somit ihr eigener Taufzeuge geworden. Dann hatte sie ihre Eltern verloren, war von unbemittelten Verwandten lieblos erzogen und endlich ins Ausland gejagt worden, um sich mittelst ihrer Sprache selbständig zu erhalten. Rat- und freundlos kam sie nach Dresden und Gott weiß wie in unser Haus, wo meine Mutter sie aus Erbarmen mit ihrer Jugend zurückhielt, bis sich eine bessere Stelle für sie gefunden hätte. Da ging es denn an ein tüchtiges Parlieren mit Großen und mit Kleinen, und wir Kinder legten wenigstens in der Aussprache guten Grund zu ferneren Studien.

In unserer Feindschaft gegen Napoleon störte Margarete uns übrigens mit keinem Blick. In ihrem Reiseköfferchen verwahrte sie unter anderem Plunder, den sie uns gern vorwies, auch ein gleich einer Omelette zusammengerolltes Ölbild, ein männliches Porträt mit rotem Kragen, bloß mit Lokalfarben angestrichen und ganz geeignet, die Sperlinge damit zu schrecken. Nichtsdestoweniger pflegte Margarete diesen Götzen mit zerstörenden Küssen zu bedecken, denn er stellte ihren einzigen Bruder vor, der in Spanien von fanatischen Bauern wie ein Schwein geschlachtet worden war. Er sei so gut und brav gewesen, sagte sie mit heißen Tränen, und habe doch so ganz entsetzlich enden müssen!

Dann wieder hielt sie uns die Fratze neckend vor die Augen, daß wir entsetzt zurückfuhren, und frug, ob wir nicht fänden, daß man sich davor fürchten könne? Es sei entsetzlich häßlich ausgefallen und gar nicht ähnlich. Aber der Bruder sei zu arm gewesen, einen Maler zu bezahlen, und ein Kamerad hätte es nur aus Gefälligkeit gemacht.

Die traurige Katastrophe des geliebten Bruders gab Margarete übrigens weniger den Mördern, als Napoleon schuld. Frankreich, sagte sie, sei schön und groß genug, und man hätte jene spanischen Kannibalen in Frieden lassen mögen; aber der Kaiser bezwecke nicht das Glück der Franzosen, sondern den Ruin der ganzen Welt, und sie hasse ihn de tout son coeur. Das taten wir denn auch soweit als kindermöglich und gewannen Margarete dabei immer lieber, die bald wie eine ältere Schwester unter uns waltete, und während der Kriegsdrangsale, die unser warteten, durch ihre Sprache und Landsmannschaft mit dem Feinde dem ganzen Hause von mancherlei Nutzen war. Sie war ein prächtiges Mädchen, französische Beweglichkeit mit deutscher Solidität verbindend, und hat es meine Eltern nie bereuen lassen, daß sie sich ihrer angenommen.

Napoleon

Da wir nun unsere kleine Sauvegarde im Hause hatten, so dauerte es auch nicht lange, als im Westen schwere Wetterwolken aufstiegen, und schon im Frühjahr 1812 wälzten sich die Heersäulen der krieggeübten französischen Armeen nach Norden. Durch Dresden zogen sie in dichtgedrängten Massen. Noch schweben mir die langen, dunklen Züge der Alten Garde

mit ihren ſtolzen Adlern, hohen Bärenmützen und martialiſchen Geſichtern wie düſtere Traumgebilde vor; vorweg der kriegeriſche Lärm der Trommeln und Pfeifen, dann die geſpenſtiſchen Geſtalten der Sappeure mit blinkenden Äxten und langen ſchwarzen Bärten, und hintennach endloſe Reihen von Troſſen.

So ging es täglich unter unſeren Fenſtern durch, Mann an Mann und Brigade an Brigade. Ich bekam faſt alle Waffengattungen des großen Heeres zu ſehen, die hohen Küraſſiere mit beſchweiften Helmen und goldenen Panzern, die leichtberittenen Chaſſeurs, Ulanen, Dragoner, Huſaren, Voltigeurs, alle Gattungen von Infanterie und Artillerie mit guter Beſpannung, endlich lange Züge von Pontons und Kriegsgerät. Es war eine gar treffliche Armee, wie ſie die Welt noch nicht geſehen, wohlverſorgt und ausgerüſtet mit allem Nötigen; ſogar an Winterſchuhe hatte man gedacht und an grüne Brillen gegen die Blendungen des Schnees. Endlich ſahen wir noch ein ganzes Geſchwader von jungen Nähterinnen auf kleinen Pferden folgen, vielleicht um die Soldaten im rohen Rußland vor Verwilderung zu bewahren.

Aber auch die deutſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Truppen, die dem Machtgebot des Zwingherrn folgten, ſahen kriegeriſch und trotzig drein. Sie hatten ſeine Siege mit erfochten, teilten die Ehren ſeiner Armee und ſollten mit dieſer auch die letzte Kataſtrophe teilen.

Zu Anfang Mai[1] erſchien Napoleon ſelbſt und empfing, von zahlreichen anderen Vaſallenfürſten umgeben, auch die Beſuche ſeiner hohen Verbündeten, des Kaiſers Franz und Königs Friedrich Wilhelm. Letzterem begegnete ich bei Gelegenheit eines Spazierganges auf der Brühlſchen Terraſſe und ſchloß ihn gleich ins Herz, weil er ſo würdig ausſah und ſo traurig und Senff mir ſagte, er ſei ein guter königlicher Herr.

Es gab überhaupt damals recht viel zu ſehen in Dresden. Die Anweſenheit ſo vieler Kriegsherrn erfüllte die Stadt mit kriegeriſchem Pomp; Glocken und Kanonen ſpielten zum Empfang der Fürſten auf, großartige Paraden und Manöver unterhielten ſie, und bei Nacht erſtrahlte die Stadt im Zauberglanze tauſendfältiger Lampen. Ich weiß es nicht, ob es bei dieſer oder einer anderen Napoleoniſchen Gelegenheit war, daß ſich ein von bunten Papierlaternen komponierter breiter Regenbogen in allen Farben des Lichtes vom Elbſpiegel aus hoch über die Brücke ſpannte – das reizendſte, was man von nächtlichen Lichteffekten ſehen konnte. Auch Feuerwerk durchpraſſelte die Luft, Tempel und Namenszüge flammten in Brillantfeuer, und jedenfalls mochte man klug tun, im voraus zu triumphieren, da ſich nachher keine Veranlaſſung mehr dazu finden wollte.

Dabei lagen alle Häuſer voll Militär, das faſt in allen Zungen Europas durcheinander lachte, ſprach und fluchte. Auch wir, obgleich nur Mietsleute, hatten einen General im Quartier, der mit ſeinem Gefolge faſt die Hälfte unſerer Räume einnahm, und die bedrängte Mutter erſchrak nicht

[1] Napoleon traf am 17. Mai 1812 in Dresden ein und zog am 29. weiter.

wenig, als sich eines schönen Morgens zum Überfluß auch noch ein Flügeladjutant des neben uns residierenden Königs von Neapel einfand. Während ein Arrangement getroffen wurde, ihn unterzubringen, entspann sich zwischen ihm und meiner Mutter die folgende Unterhaltung.

Wenn Madame vielleicht den Kaiser sehen wolle, sagte der Fremde, so möge sie nur ans Fenster treten, er werde gleich vorbeireiten. Vielmehr werde sie sich, erwiderte meine Mutter, mit Erlaubnis ihres Gastes in die Hofzimmer zurückziehen, da sie wenig Neigung fühle, den Mann zu sehen, der im Begriffe sei, ein armes Volk zu zertreten, das ihm nichts getan habe. Jener lachte und sagte: es würde auch zu nichts führen, als die Augen wieder abzuwenden. Darauf fügte er vertraulich hinzu: „Glauben Sie mir, Madame, ich teile Ihren Geschmack und könnte Sie um solche Hofzimmer wohl beneiden." Dies Bekenntnis war etwas unerwartet von einem Offizier der Großen Armee, und meine Mutter brach das Gespräch ab.

Bei näherer Bekanntschaft zeigte es sich indessen, daß der vermeintliche Franzose ein Italiener und als solcher vielleicht nicht ganz unberechtigt war, sich dem Beglücker seines Vaterlandes aus dem Wege zu wünschen. Mit meinem Vater, der Italienisch mit ihm sprach, wurde er schnell vertraut und wußte beim Glase Wein als Augenzeuge schauerliche Dinge zu berichten. Er nannte Napoleon einen Geist der Finsternis, der im Himmel und auf Erden nichts respektiere als sich selbst. Am besten wüßten das die ihm am nächsten stünden, seine Marschälle und Verwandten, welche oft versucht sein möchten, sich in Hof-Hinterzimmer zu wünschen, wenn sie sich für ihre Fürstentitel buchstäblich mit Füßen müßten treten lassen. Bei seinem endlichen Abmarsch sagte er meiner Mutter: „Ich wünsche Ihnen Glück, Madame, zu diesem klugen Kriege, der Ihre Feinde auffressen wird. Sie sehen schwerlich viele von uns wieder."

Was meine Wenigkeit anlangt, so teilte ich zwar aufrichtig den Widerwillen meiner guten Mutter gegen den Helden des Jahrhunderts, doch hatte mich das nicht abgehalten, mich an jenem Morgen auf die Straße zu begeben, um mir den hochgewaltigen Mann, dessen Name auf allen Lippen war, möglichst von nahem zu besehen. Auch war es mir gelungen, in einem Augenblicke, da er anhielt, um eine Meldung anzuhören, nicht weit von seinem Pferde Fuß zu fassen. Da blickte ich ihm lange in sein gelblich fahles, damals schon gedunsenes Gesicht, das mir den Eindruck eines Leichenfeldes machte. Seine festen, imperatorischen Züge waren kalt und ruhig, sein Auge tot, und gleichgültig ruhte sein trüber Blick ein Weilchen auch auf dem kleinen, ihn neugierig anstarrenden Knaben. Dann ritt er langsam weiter, von seinem glänzenden Stabe gefolgt.

Neben ihm war Murat, der König von Neapel. Er sah phantastisch aus wie ein Theaterprinz, trug ein Barett mit Straußenfedern, gestickte Schnürstiefel und einen kurzen, reich mit Gold belegten Waffenrock. Aber neben der einfachen Gestalt des Kaisers entschwand er dem Blicke schnell. Jenem blickte ich lange nach, dem kleinen, unscheinbaren, großen Manne in seinem schlichten Überröckchen. Das also war er! dacht' ich.

Napoleon ritt ſeitdem noch oft vorüber, doch meine Mutter ſah ihn nie. Wie nachteilige Speiſen ihr nicht ſchmeckten, auch nicht die delikateſten, ſo mochte ſie auch nichts ſehen, was ihr verderblich ſchien, wenn es auch noch ſo intereſſant war. In ihren Augen war jener große Mann nichts anderes als eine dem Abgrunde der Hölle entſtiegene Schreckgeſtalt, ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder, ein Vielfraß an Ländern, Blut und eitler Ehre. Seine Größe bewunderte ſie am wenigſten. Was ſie davon erkannte, ſchrieb ſie lediglich dem Zorne Gottes zu, der ihn als einen giftigen Skorpion vom Staube aufgerafft, die Welt mit ihm zu geißeln. Man kann ſich daher ihr Befremden denken, als ſie erfuhr, daß eine Dame unſerer Bekanntſchaft voll Begeiſterung ausgerufen habe: „O, daß ich ihm die Füße küſſen dürfte und — dann ſterben!"

„Vedere Napoli — e poi morir!" parodierte mein Vater. Er ſeinerſeits hatte übrigens jede Gelegenheit wahrgenommen, den großen Mann zu ſehen, ſo oft er konnte, nicht, um daran zu ſterben, ſondern nur, ſich ſeine Züge einzuprägen. Dann malte er ein ſchönes düſteres Bild, das er ſeiner Sammlung von Zeitgenoſſen einverleibte.

5. Kapitel — Von kleineren Größen

Die Franzoſen waren abgezogen, und hinter ihnen wirbelte der Staub auf, wenigſtens in unſrem Hauſe. Es ward mit Beſem[1] gefegt, geſcheuert und gelüftet; dann erfreute man ſich wieder der altgewohnten Lebensordnung und des ungeſtörten Verkehrs mit zahlreichen Freunden und Bekannten, deren Gemeinſchaft die Laſt der Zeit erleichterte.

Konventionellen Umgang waren meine Eltern ſo glücklich nicht zu kennen, und doch auch waren ſie ſo wenig als irgend jemand in der Lage, ſich ihre Geſellſchaft ganz willkürlich zu wählen; was ihnen aber davon zufiel, war meiſtens von der Art, daß ſie Genuß daran hatten, den zum großen Teil ſogar wir Kinder mitempfanden. Unter den künſtleriſchen Freunden unſeres Hauſes aber ſtand uns Kleinen jedenfalls der Landſchaftsmaler Profeſſor Friedrich obenan, vielleicht weil er ſich am meiſten mit uns einließ, und, was mich anbelangt, ſeine Eigentümlichkeit mir ſchon damals nichts weniger als unverſtändlich war und mich ganz beſonders anzog.

Friedrich war ein ſehr aparter Menſch. Mit ſeinem ungeheuren Koſakenbarte und großen düſteren Augen hatte er ein treffliches Modell zu einem Bilde meines Vaters gegeben, das den König Saul darſtellte, über den der böſe Geiſt vom Herrn kommt. Doch wohnte in ihm vielmehr ein Geiſt, der keine Fliege kränken, viel weniger geneigt ſein konnte, den frommen Harfeniſten David zu erlegen, ein ſehr zarter, kindlicher Sinn, den Kinder und kindliche Naturen leicht erkannten, mit denen er daher auch gern und zutraulich verkehrte. Im allgemeinen war er menſchenſcheu, zog ſich auf ſich ſelbſt zurück und hatte ſich der Einſamkeit ergeben, die je länger je mehr ſeine Vertraute ward und deren Reize er in ſeinen Bildern zu verherrlichen ſuchte.

[1] Beſem = alte, im Baltiſchen damals noch erhaltene Form für Beſen.

Dergleichen Bilder waren früher nicht geweſen und werden ſchwerlich wiederkommen, denn Friedrich war ein Einundeinzigſter in ſeiner Art, wie alle wirklichen Genies. Es iſt ſchade, daß man Kunſtwerke nicht beſchreiben kann; man kann eben nur ihren Stoff andeuten, und es war ſonderbares Zeug, was Friedrich malte. Nicht paradieſiſche Gegenden voll Reichtum und lachender Pracht, wie Claude ſie liebte und alle diejenigen gern ſehen, die nur Stoff und Machwerk anſehen. Sehr einfach, ärmlich, ernſt und ſchwermutsvoll, glichen Friedrichs Phantaſien vielmehr den Liedern jenes alten Keltenſängers, deſſen Stoff nichts iſt als Nebel, Bergeshöhe und Heide. Ein Nebelmeer, aus dem eine einſame Felſenkoppe ins Sonnenlicht aufragt, ein öder Dünenſtrand im Mondſchein, die Trümmer eines Grönlandfahrers im Polareiſe – ſo und ähnlich waren die Gegenſtände, die Friedrich malte und denen er ein eigentümliches Leben einzuhauchen wußte.

Mein beſondrer Liebling unter dieſen Bildern war ein junges Kiefernbäumchen im wirbelnden Schneewetter. Dichter Schnee lag oben darauf und fußhoch darum herum. Darunter aber im Schutz des Nadeldaches war es ſehr heimlich, da war der Schnee nicht hingelangt, da ſchliefen die Kinder des vergangenen Sommers, Heidekraut und welke Halme und ein paar zuſammengekrochene Schneckenhäuschen, im tiefſten Frieden. Das war das ganze Bild.

Mit ſo einfachen Mitteln große Wirkungen zu machen, vermag nicht Jeder, und doch liegt es ſo nahe, Einfaches und Bekanntes darzuſtellen, wenn man verſtanden ſein will. Ein Kiefernbäumchen iſt uns jedenfalls verſtändlicher als ein Palmbaum, den wir nie geſehen. Inzwiſchen hatte Friedrich doch immer nur ein kleines Publikum, weil er, wennſchon mittelſt bekannter Formen, dennoch etwas zur Anſchauung brachte, was die meiſten Menſchen fliehen, nämlich die Einſamkeit. Hätte mein Vater die Fremden, die ſeine Werkſtatt beſuchten, nicht regelmäßig auf Friedrich verwieſen und überall Lärm für ihn geſchlagen, ſo würde der bedeutendſte Landſchaftsmaler ſeiner Zeit gehungert haben.

Dieſer originelle Meiſter entſtammte traditionell einem alten Grafengeſchlecht, das evangeliſchen Bekenntniſſes wegen vor Zeiten aus ſeinem Stammſitz Friedrichsdorf in Schleſien ausgewieſen, ſich nach Pommern gewandt und dort der Seifenſiederei ergeben hatte. Auch unſer Friedrich war der Sohn eines Greifswalder Seifenſieders, und von den Eigenſchaften ſeiner Ahnen hatten ſich nur die inneren Werte tapferer Wahrheitsliebe, ſtolzen Freiheitsſinnes und einer hohen moraliſchen Selbſtändigkeit auf ihn vererbt. Im übrigen war er ſo arm wie Kepler, von dem der Dichter ſingt: „Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen, drum ließen ihn die Leiber ohne Brot.“ Auch Friedrich kam aus ſeiner bedrängten Lage nie heraus, weil er zu menſchenſcheu und unbeholfen, vielleicht zu gut für dieſe Welt war. Namentlich nach dem Tode meines Vaters geſtaltete ſich ſein Leben immer trüber, aber der Adel ſeiner Seele blieb ungebrochen. Die Felſenkoppe, die aus Nebel nach der Sonne ſchaut, das war ſein Bild.

Näher noch als Friedrich, mit dem er nicht allzuviel Berührungspunkte hatte, ſtand meinem Vater ein anderer namhafter Maler, der geiſt- und kenntnisreiche Profeſſor Hartmann[1], derzeit Direktor der Akademie, um die er große Verdienſte hatte. Wie Friedrich und wie faſt alle Menſchen, ſtammte auch Hartmann aus einem Hauſe, das ſeine Adelstitel abgelegt hatte, nämlich von dem alten, durch Leier und Schwert berühmten ſchwäbiſchen Geſchlecht der Hartmann von der Aue. Hoch und ſtattlich gewachſen, von freier Haltung und feinen Manieren, gewandt und liebenswürdig, ehrenhaft in allen Beziehungen und ſehr wohlgeordnet in ſeinen Finanzen, trug er von Kopf bis auf die Füße das Gepräge eines vornehmen Mannes. Er war auf der Karlsſchule zu Stuttgart erzogen, für den Staatsdienſt vorgebildet und beſaß einen Schatz gelehrter Kenntniſſe, den er fortwährend mehrte. Als Künſtler hatte er ſich einen Namen gemacht, und obgleich ſeine Bilder mehr meditiert als erfunden waren, ſo hielt mein Vater ihn doch ſehr hoch als gründlich durchgebildeten Hiſtorienmaler und bediente ſich gern ſeines Rates. Ebenſo ſchätzte er ihn als tüchtigen Menſchen und liebenswürdigen Geſellſchafter, kam faſt täglich mit ihm zuſammen und freute ſich ſeines ſprudelnden Witzes. Hartmann gehörte zu den treueſten Freunden unſeres Hauſes, übernahm nach meines Vaters Tode die Vormundſchaft über uns Kinder und hat uns, ſolange er lebte, ſeine Teilnahme nicht entzogen.

Außer den beiden oben Genannten ſprachen auch noch andere Kunſtgenoſſen im „Gottesſegen" ein und wurden wertgehalten. So der bekannte Sepiazeichner und Erfinder dieſer Manier, Profeſſor Seydelmann[2] und ſeine geiſtvolle Frau, eine Venezianerin, die ebenfalls malte, ein ſchwarzes Schnurrbärtchen und ſogar auch den Profeſſortitel hatte, den irgend eine Akademie ihr aus Courtoiſie verliehen haben mochte. Dann der bekannte Schlachtenmaler Sauerweid[3], der namentlich des Abends auf dem Weinberge als geſchickter Feuerwerker ſehr geſchätzt war, die talentvolle Thereſe aus dem Winkel[4], der beſcheidene Bildhauer Kühne, Friedrichs Spezialfreund, und der Galerieinſpektor von Demiani[5], ein Ungar, der ſich indeſſen mehr durch Sachkenntnis und Gefälligkeit in ſeiner amtlichen Stellung als durch eigene künſtleriſche Leiſtung hervortat. Ein

---

[1] Ferdinand Hartmann (1774–1842), ſeit 1803 in Dresden, 1810 Prof., ſpäter auch Direktor der Dresdener Kunſtakademie. S. d. Abbildung.

[2] Jacob Crescentius Seydelmann (1750–1829), Schüler von Caſanova und Mengs, lange in Rom, dann Prof. an der Dresdener Akademie. Seine Frau Apollonia (1767–1840) unterſtützte ihn in ſeinen Sepia-Kopien; ſie hat nicht den Profeſſortitel, aber die Mitgliedſchaft der Dresdener Akademie verliehen erhalten.

[3] Alex. Sauerweid (1782–1844), aus Kurland, Schlachtenmaler, ſtudierte und lebte in Dresden, bis ihn Kaiſer Alexander hier kennen lernte und 1814 als Prof. an die Akademie der Künſte in St. Petersburg berief.

[4] Thereſe aus dem Winkel (1784–1867), eine Offizierstochter aus Weißenfels, Malerin und Harfeniſtin, lebte ſeit 1807 in Dresden und wohnte im Italieniſchen Dörfchen. Hübſche Schilderung bei Louiſe Seidler [ſ. S. 140 Anm.] S. 67/9.

[5] Carl Friedrich v. Demiani (1768–1823), geb. in Breslau, ſeit 1811 Inſpektor der Dresdener Gemäldegalerie. Das erwähnte Ölgemälde heißt (als Nr. 203) im „Verzeichnis" der Ausſtellung von 1810: „Ein Engel erſcheint der Hagar".

Caſpar David Friedrich.

Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen.

Unter den künſtleriſchen Freunden unſeres Hauſes ſtand uns Kleinen jedenfalls der Landſchaftsmaler Profeſſor Friedrich obenan, vielleicht weil er ſich am meiſten mit uns einließ und ſeine Eigentümlichkeit mir ſchon damals nichts weniger als unfreundlich war und mich ganz beſonders anzog. S. 78.

Die Mutter.
Miniatur von Gerhard v. Kügelgen.

Die Gräfin zu Dohna.
Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen 1819.

In der Gräfin glaubte meine Mutter die Realisierung ihres höchsten Ideals von weiblicher Anmut und Würde zu erkennen und sie liebte und verehrte sie daher vor allen Frauen ihrer Bekanntschaft. Wir Kinder blickten zu ihr auf wie zu einem höheren Wesen. S. 83.

größeres Bild sollte er jedoch gemalt und auch ausgestellt haben, welches im Kataloge als eine Hagar in der Wüste bezeichnet worden. Es war eine öde, mannigfach zerklüftete Berglandschaft, so wie man etwa geneigt ist, sich die Sinaitische Wüste vorzustellen; im Hintergrunde aber sonnte sich auf moosigem Felsen ein auffallend dickes Hippopotamus. Auf die Frage: wo denn die Hagar wäre, wurde man auf jenes ferne Ungeheuer verwiesen, welches sich denn auch bei näherer Besichtigung als die Gruppe einer Frau mit einem Kinde auswies.

Unter den Künstlern habe ich hier noch des berühmten Kupferstechers Professor Müller[1] zu gedenken, der gerade damals mit Ausarbeitung seines bekanntesten Blattes, der Sixtinischen Madonna, beschäftigt war. Mein Vater hatte den Umriß dazu selbst gezeichnet; er interessierte sich sehr für diese Arbeit, besuchte Müller fleißig und nahm auch mich bisweilen mit. Da konnte ich mich denn nicht sattsehen an den edlen Gestalten jenes Bildes, das ich zwar zu Hause täglich vor Augen hatte, das mir aber hier aus hell poliertem Kupfergrunde mit ganz neuem Reize, wie aus einem Lichtmeer entgegentrat. Der Abdruck auch des besten Stiches hat mehr oder minder immer etwas von dem kalten und sterilen Charakter der Federzeichnungen; auf der Platte aber ist Wärme, Licht und Leben, man vermißt die Farbe nicht und empfindet einen Zauber, der, wenigstens in meinen Augen, die Wirkung bunter Bilder noch übertrifft oder doch nur ausnahmsweise und nur von den größten Koloristen erreicht worden ist.

Bei einem dieser Besuche schenkte mir Müller eine kleine Kreidezeichnung, die er in Rom nach Raphael gemacht hatte. Es war dies ein jugendlicher Kopf aus der „Schule von Athen", mit wenig Strichen meisterhaft aufs Papier geworfen und vollendet. Die Zeichnung sah so leicht und selbstverständlich aus, daß ich dachte, es könne dergleichen keine Hexerei sein, und mich ans Kopieren gab. Aber wohl zwanzigmal, zuletzt mit Tränen, habe ich das schöne Köpfchen nachgezeichnet und es in allerlei Fratzen verwandelt, die weder mit dem Original noch untereinander die geringste Ähnlichkeit hatten, bis ich endlich erkannte, daß es doch eine Hexerei war, und mich mit der gewonnenen Einsicht meines Unvermögens begnügen mußte. Das Müllersche Original aber verwahre ich noch heute als ein teures Andenken an den Geber und bewundere es jetzt mehr als damals.

Unter den wissenschaftlichen Zelebritäten Dresdens mochte meinem Vater der als einer der ersten Archäologen seiner Zeit bekannte Hofrat Böttiger am nächsten stehen, ein Mann, dessen hervorragendste Eigenschaften nächst einer überaus großen Gelehrsamkeit seine Freigebigkeit mit derselben und eine Dienstfertigkeit waren, die alle Vorstellung überstieg. Es sei ganz unmöglich, wurde gesagt, auch nur fünf Minuten lang mit Böttiger zu verkehren, ohne irgend etwas gelernt oder einen dankenswerten Dienst von ihm empfangen zu haben.

[1] Friedrich Müller, * 1782 in Stuttgart, Hofkupferstecher daselbst, seit 1814 Prof. an der Dresdener Akademie, nach Vollendung seiner Sixtina erkrankt [vgl. unten S. 192 f.], † 1816 in der Anstalt Sonnenstein bei Pirna. S. d. Abbildung.

Andere gelehrte oder literarische Freunde waren: der alte freundliche Bibliothekar Daßdorf[1], der meine Mutter mit jeder gewünschten Lektüre aus der Königl. Bibliothek zu versorgen pflegte, der Professor Hasse[2], nachmaliger Biograph meines Vaters, der Graf von Loeben[3], in seinen Poesien Isidorus orientalis geheißen, der Minister von Nostitz[4], der sich Arthur vom Nordstern nannte, der Hofrat Winkler[5], Herausgeber der Abendzeitung, der nachmalige Dichter des Freischütz Hofrat Kind[6] und der durch seine Erfindung künstlicher Mineralwasser sehr bekannt gewordene Apotheker Dr. Struve.

Letzterer beschäftigte sich damals mit Versuchen einer Zuckerbereitung aus Kartoffeln, um den immer teurer werdenden Rohrzucker zu ersetzen. Eines Abends brachte er uns ein Pröbchen davon mit. Da aber der Hals des Fläschchens zu eng war, den dicken Sirup zu entlassen, war man genötigt, eine Rabenfeder hineinzutauchen, die wir der Reihe nach ableckten, erst die Großen, dann die Kinder. Die Mutter zwar zog es vor, davon zu bleiben; alle anderen aber waren sehr befriedigt und nicht weniger verwundert, wie es möglich gewesen, der herben Knolle eine solche, wenn auch etwas brenzlige Süßigkeit zu entlocken.

Weniger bekannte Namen als die vorgenannten übergehe ich hier und will in folgendem nur noch Einzelner gedenken, die auf die innere Entwicklung meiner Eltern und durch diese auch auf uns Kinder einen für alle Zukunft maßgebenden Einfluß übten.

Christliche Influenzen

Die durch Geist und Herz wie durch jeden persönlichen Wert gleich ausgezeichneten Brüder Joseph und Karl von Zedlitz[7], beide im höheren

---

[1] Karl Wilh. Daßdorf (1750–1812), Oberbibliothekar in Dresden, veröffentlichte u. a.: „Numismatisch-hist. Leitfaden zur Übersicht der sächs. Geschichte" (1801).

[2] Friedr. Christ. Aug. Hasse (1773–1848), seit 1803 Prof. der Geschichte am Kadettenhaus in Dresden, seit 1828 Prof. der histor. Hilfswissenschaften in Leipzig. Seine Biographie Gerhard v. K.'s erschien 1824 bei Brockhaus in Leipzig.

[3] Graf Heinrich v. Loeben (1786–1825), Studienfreund Eichendorffs, spätromantischer Dichter, religiös-enthusiastisch.

[4] Gottlob Adolf Ernst v. Nostitz und Jänkendorf (1765–1836), seit 1806 Oberkonsistorialpräsident in Dresden, seit 1809 Minister, veröffentlichte Lyrik, Epen und Balladen. Gedicht auf Gerhard v. K. s. bei Hasse S. 348 f.

[5] Karl Gottlieb Theod. Winckler (1775–1856), bekannter unter seinem Pseudonym Theodor Hell, Dichter, Archivbeamter, Theaterintendant, gab mit Kind die „Abendzeitung" heraus, eigene Dramen und Übersetzungen fremdsprachiger Bühnenwerke.

[6] Friedrich Kind (1768–1843), aus Leipzig, seit 1793 Advokat in Dresden; schuf Dramen, Erzählungen, Operntexte. Seine Gedichte auf Gerhard v. K. s. bei Hasse S. 414 ff. Über ihn und die 3 Vorgenannten vgl. Herm. Anders Krüger: Pseudoromantik. Friedrich Kind und der „Dresdener Liederkreis" (Leipzig 1904).

[7] Joseph v. Z. (1775–1817), gest. als Kreishauptmann des Meißnischen Kreises, ∞ 1806 in Gnadenfrei mit Agnes Freiin v. Seidlitz († 1834). – Karl v. Z. (1777–1854), 1805–22 in Dresden als Beamter des Geheimen Kabinetts, seit 1822 in Bautzen, zuletzt als Appellationsgerichtspräsident, ∞ 1810 mit Luise v. Heynitz († 1814) und 1816 mit deren Schwester Emilie († 1820).

Staatsdienſt und etwa um jene Zeit durch Amt und Beruf nach Dresden geführt, hatten ſich meinen Eltern ſchnell befreundet. Sie ſowohl als ihre liebenswürdigen Frauen gehörten nach Geburt und Neigung der Brüdergemeinde an, welche damals vorzugsweiſe eine Trägerin reiner und geſunder Gotteserkenntnis war, und nach dieſer Richtung hin erſchloſſen ſie jetzt auch unſerm Hauſe ganz neue Kreiſe von Ideen und Menſchen. Durch ſie wurden die Eltern mit einer Klaſſe von Perſonen bekannt, welche die Welt zu allen Zeiten mit den unliebſamſten Bezeichnungen als Heuchler, Frömmler uſw. zu brandmarken und zu kreuzigen pflegt, und namentlich war meine Mutter aufs freudigſte überraſcht, gerade unter ſolchen die trefflichſten Menſchen zu finden, einem Geſchlechte angehörig, nach welchem ſie bis dahin in unbeſtimmter Herzensahnung vergeblich ausgeſehen hatte.

Die hervorragendſte Erſcheinung unter dieſen neugewonnenen Freunden und Bekannten war eine hochgeſtellte Dame, eine Burggräfin zu Dohna[1], geborene Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, in welcher meine Mutter die Realiſierung ihres höchſten Ideals von weiblicher Anmut und Würde zu erkennen glaubte und die ſie daher bald und zumeiſt vor allen Frauen ihrer Bekanntſchaft liebte und verehrte. Wir Kinder blickten zu ihr auf wie zu einem höheren Weſen, und mein Vater wünſchte ſie katholiſch, damit der Papſt ſie kanoniſieren könne. [S. d. Abbildung]

Auf dem ſchönen Gute Hermsdorf, zwiſchen Dresden und Königsbrück, lebte die Gräfin in häuslicher Stille und Zurückgezogenheit mit ihrem gleichgeſinnten ſtreng kirchlichen Gemahl, mit welchem ſie nur ſelten in die Stadt kam, dann aber immer bei uns vorſprach. Sie war eine Frau in ihren beſten Jahren, von einnehmendſtem Äußeren, mit weichen dunklen Augen, etwas bräunlichem Teint und einem Geſichtsausdruck ſo ſtill und würdig, wie etwa Perugino ihn ſeinen heiligen Frauen zu geben wußte. Auf ihrer ganzen Erſcheinung lag eine Weihe, die mehr oder weniger Alle berührte, die ſich ihr nahten, und wer von ihr ging, nahm ſicherlich auch einen Segen mit.

Nicht daß dieſe teure Gräfin gepredigt hätte wie ihre berühmte Zeitgenoſſin die Frau von Krüdener, aber die wunderbare Hoheit ihres durchaus demütigen Weſens, die herzliche Teilnahme im Ausdruck ihres ſchönen Auges, die Treuherzigkeit im Ton der Stimme, und am rechten Fleck ein gutes Wort der Aufmunterung, des Troſtes, der Anerkennung oder Bitte, ſowie auch eine ſtets ſich gleichbleibende Heiterkeit des Geiſtes, das waren ebenſo unabſichtliche als ſtarke Zeugniſſe von der Kraft und Herrlichkeit des Glaubens, der in ihr lebte und Geſtalt gewonnen hatte. Die Leiden und ſelbſt die Sünden Anderer, auch die an ihr begangenen, fühlte ſie als ihre eigenen. Sie hatte daher Entſchuldigung für Alles und herzliches Erbarmen für jeden Irrenden, inſonderheit auch für die Feinde des Namens Jeſu, deren Feindſchaft ſie doch auch ſelbſt nicht ſelten traf. Denn ſo hoch die Gräfin von denen verehrt ward, die das Glück hatten, ihr perſönlich nahen zu dürfen, ſo traf dennoch auch ſie die Schmach Chriſti von ſeiten ſo

[1] Gräfin Friederike * 1776, † 1868 in Gnadenberg. Vgl. Bd. III („Lebenserinnerungen"), S. 254.

Mancher, die ſie nicht kannten, und die Verleumdung ward nicht müde, recht bösartige Gerüchte über ſie in Umlauf zu ſetzen. Sie war aber darüber weder verwundert noch erbittert, da es ja ihrem heiligen Herrn und Meiſter nicht anders ergangen und ihr als ſeiner Jüngerin nichts Beſſeres verheißen war. Dergleichen Perſönlichkeiten aber predigen durch ihr bloßes Daſein eindringlicher und beſſer als alle Eloquenz der Kanzeln; doch wußte die Gräfin auch zu reden, wo ſich's paßte, und Rechenſchaft zu geben von ihrem Glauben. Zu ihren Freunden ſprach ſie gern von dem, was ihr das Herz erfüllte, und meiner Mutter öffnete ſie den Blick in eine ſelige Welt troſtreichen Erkennens.

Es iſt mancherlei geredet und geſtritten worden über den Begriff und Wert der Tradition in chriſtlicher Kirche. Man hat einerſeits eine Kette von Menſchenſatzungen als Zeugniſſe des Heiligen Geiſtes dem Worte Gottes gleichgeſtellt, andrerſeits ebenſo irrtümlich angenommen, daß die Heilige Schrift an ſich ſchon genugſam zu ihrem Verſtändniſſe ausreiche, für ſolche wenigſtens, die den guten Willen zu verſtehen hätten. Doch habe ich mehrfältig erfahren, wie der Sinn des geſchriebenen Wortes ſelbſt dem reinſten Willen verborgen bleiben konnte, bis das lebendige Zeugnis der gläubigen Gemeinde dem Verſtändniſſe zu Hilfe kam.

Dieſes perſönliche Zeugnis lebendiger Menſchen von ihrem Erkennen, Glauben, Lieben und Hoffen möchte ich mir erlauben die rechte, zum Verſtändniſſe der Schrift unerläßliche Tradition zu nennen. Sie iſt nicht bei dieſer oder jener Konfeſſion, wenigſtens nicht zu allen Zeiten und nicht immer in gleicher Reinheit; ſie iſt bei der ganzen gläubigen Chriſtenheit aller Konfeſſionen, mit anderen Worten bei der allgemeinen chriſtlichen Kirche. Sie iſt das Licht und das Zeugnis des Heiligen Geiſtes, der bei der Gemeinde bleiben und durch ſie zeugen wird bis an das Ende aller Tage.

Meine Mutter war eine jener glücklichen Naturen, die eine natürliche Affinität zum Worte Gottes haben. Von ihrer Kindheit an hatte ſie ſich mit wunderbarer Liebe zu der heiligen Perſon des Kinderfreundes Jeſu hingezogen gefühlt, deſſen Vorbild und Geboten ſie nachzuleben ſtrebte, ſo gut ſie konnte. Obſchon ſie im väterlichen Hauſe unter Einflüſſen hatte leben müſſen, die ihrem Verlangen nach geiſtlichem Wachstum die Nahrung möglichſt entzogen, hatte ſie dennoch die vereinzelten Strahlen chriſtlicher Wahrheit, die an ſie herandrangen, immer ohne Widerſtreben in ſich aufgenommen. Sie glich einer harmoniſchen Saite, die mitklingt, wenn verwandte Töne angeſchlagen werden, hatte ein ſehendes Auge und hörendes Ohr und lernte in der Regel, wo ſie gute Lehre fand.

Demohngeachtet aber und obgleich meine liebe Mutter die Quelle in der Hand hielt und die Bibel fleißig las, beſonders ſeit ihr dieſe durch manches, was ſie von Herder geleſen, lieb und wert geworden, hatte ſie doch bis dahin gerade die beſeligendſten Ausſprüche derſelben kaum bemerkt, und erſt jetzt, im perſönlichen Verkehr mit gereifteren Chriſten und durch dieſe hingewieſen auf eine ſpezifiſch chriſtliche Literatur, begann ihr allgemach die Decke von den Augen zu fallen. Sie wurde angeſteckt durch

das Kontagium einer ewigen Heilung und trat ein in die Vorhallen des auf Golgatha erbauten Heiligtums, da Jesus Christus selbst das Hochamt hält.

Wesentlich aus der Hand jener unvergeßlichen Gräfin nahm meine Mutter den Schlüssel zu dem offenkundigen Geheimnis der Erlösung, und nun erst fing sie an, die Heilige Schrift auch zu verstehen, sie als Wort Gottes zu begreifen und zu glauben. Nicht daß sie damals gleich von vornherein zu einer fertig abgeschlossenen theologischen Ansicht gelangt wäre, zu der sie es überhaupt nie brachte; es waren eben nur Anfänge christlichen Anschauens und Erkennens, das seiner Natur nach niemals abschließt.

Inwiefern nun meine liebe Mutter bei solcher Bereicherung ihres inneren Lebens einer Selbsttäuschung erlegen oder nicht, darüber mochten die Ansichten ihrer älteren Freunde auseinandergehen. Ich kenne es aber nicht anders und zwar nach einer langen Reihe von Erfahrungen, als daß alle diejenigen, denen es durch Gottes Gnade gelang, den Christenglauben zu ergreifen, eine köstliche Perle gefunden zu haben meinten, in deren Besitz sie sich beseligt und versöhnt mit Gott und Menschen fühlten. Umgekehrt aber habe ich es auch stets erfahren, daß Gläubige, die in ihrem Glaubensleben gestört wurden, dies immer auch in ihrem Seelenfrieden waren. Was meine Mutter anbelangt, so bekannte sie selbst von sich, nicht etwa, daß sie besser und vollkommener geworden, sondern daß sie in ein Element geraten, in welchem es ihr wohl war und da sie volle Genüge fand. War das Täuschung, so möchte ich allen Menschen solche Täuschung wünschen.

Die stillen Sonntag-Morgen, die wir Kinder bei der Mutter zu verbringen pflegten, wurden jetzt immer segensreicher für uns. Wir saßen dann um den runden Tisch, wir Brüder zeichnend, die Schwester mühsam Strümpfe strickend für ihre Puppe, während die Mutter uns irgend etwas Erbauliches vorlas, etwa aus den damals erscheinenden Krummacherschen Kinderschriften, „dem Sonntage", dem „Festbüchlein" und anderen, oder auch Geschichten aus der Heiligen Schrift. Dann unterhielt sie sich mit uns über das Gelesene auf eine Weise, die wir wohl verstehen konnten, und in solchen Stunden schlang sich um die natürliche Liebe der Familie noch ein anderes, heiligeres Band, das unser aller Herzen trotz mannigfaltiger späterer Verirrung nicht nur unter einander, sondern, wie ich hoffe, auch mit unsrer ewigen Heimat auf immer fest verknüpft hat.

Auch der Vater fand sich jetzt bisweilen, namentlich wenn wir auf dem Lande waren, mit irgend einer leichten Arbeit zu diesen kleinen Hausgottesdiensten ein. Er hatte keinen Widerspruch in seiner Seele und hörte freundlich zu, sich anfänglich wohl nur des ruhigen Beisammenseins mit den Seinen freuend. Da kam es auch über ihn, und allgemach ward auch er von jener wunderbaren Ansteckung ergriffen, die aus tugendhaften Leuten arme Sünder macht und das Herz zu einer Liebe entzündet, die nicht von dieser Welt ist. Doch es mögen dies eben auch nur die ersten Lockungen der Gnade, die ersten Anfänge himmlischer Berufung gewesen sein. Das entschiedene Ergreifen der geoffenbarten Wahrheit blieb einem späteren Lebensabschnitt vorbehalten.

6. Kapitel — Die Neuigkeit des Stiefelputzers

Die politiſchen Ereigniſſe gingen ihren Gang und wurden in unſerem Hauſe aufs lebhafteſte beſprochen. Zwar las mein Vater keine Zeitung, weil er keine Zeit dazu zu haben meinte; unſer Hausarzt aber und treuer Freund, der Dr. Pönitz, las dafür jede. Er war, wie viele ſeiner Fachgenoſſen, ein lebendiges Tageblatt und kam zur Zeit und Unzeit, das Haus mit Nagelneueſtem zu alarmieren.

Meine Eltern hatten die koloſſalen franzöſiſchen Armeen, geführt von dem größten Feldherrn der Zeit, nicht ohne Beſorgnis nach Rußland ziehen ſehen; daß aber dies rieſige Reich ſo raſch und faſt im Umſehen erobert werden würde, hatten ſie ſich nicht träumen laſſen. In der Dresdener Hofkirche ward ein Tedeum nach dem andern abgeſungen zur Verherrlichung der ſiegreichen Fortſchritte des großen Kaiſers, bis endlich der Sturz des altehrwürdigen Moskau die Alleinherrſchaft Napoleons über den Kontinent zu begründen ſchien.

Nichtsdeſtoweniger baute meine Mutter noch auf Alexanders kaiſerliches Wort, daß er nicht Frieden ſchließen werde, ſo lange ſich ein feindliches Bajonett auf ruſſiſcher Erde zeige. Allein der Vater meinte, Napoleon ſei jetzt Herr in Rußland, und der Friede werde ſich ganz von ſelber ſchließen, eine Ausſicht, die troſtloſer als jeder Krieg ſchien.

Da brachte der getreue Pönitz, anfänglich zwar nur als unverbürgtes Gerücht, die ſich bald beſtätigende Nachricht von dem ſchauerlichen Brande Moskaus. Man kannte den Hergang jedoch nicht und wußte nicht, ob man dies Ereignis zum Vorteil oder Nachteil deuten ſolle, bis ein Brief aus der fernen Heimat meiner Mutter den Weg zu uns gefunden und von dem Aufſchwunge der öffentlichen Meinung wie von der Siegeszuverſicht erzählte, welche infolge jenes Brandes ganz Rußland belebe und alle Stände zu jedem Opfer begeiſtere.

So durfte man denn wieder hoffen. Es war nicht unwahrſcheinlich, daß ſolche Entſchloſſenheit Erfolge haben müſſe, und dieſe Hoffnung ſchien ſich denn auch bald in allerlei Gerüchten zu realiſieren, die ſich mit Eintritt des Winters häuften und raſch von Mund zu Munde flogen. Jetzt wußte Pönitz viel zu ſagen von ernſtlichen Verlegenheiten der Großen Armee, von Hunger, Froſt und Blöße, von ſchrecklicher Bedrängnis, unglücklichen Gefechten, Rückzug und Flucht, und immer lauter und kecker wurden die Gerüchte, obſchon die offiziellen Berichte noch längere Zeit zu täuſchen ſuchten. Gewiſſes war nicht zu erfahren und die Spannung ſteigerte ſich ins Ungeheuere.

„Was gibt es Neues?“ das war die herrſchende Phraſe jener Zeit und die gangbare Rede, mit der ſich Jedermann begrüßte. „Was gibt's Neues, Blanke?“ ſo pflegte mein Vater auch ſeinen Stiefelputzer anzureden, einen alten verdroſſenen Mann, der für den abermals zu Felde liegenden Talkenberg vikarierte und, wenn es ihm überhaupt zu antworten beliebte, ſich wohl herbeiließ, etwas von den Neuigkeiten mitzuteilen, die er auf ſeinen

Gängen in die Stadt erfuhr. Nun mochte es etwa gegen die Weihnachtszeit sein, als der Alte sich auf obige Frage hinter den Ohren kratzte und gleichgültig erwiderte, er wisse nischt, außer etwa nur das, daß der Napoleon in der Nacht eingepassiert wäre.

„Wer sagt das?" rief mein Vater, indem er aufsprang und den alten Brummbär bei den Schultern packte. „Nu, nu! – erwiderte der – wer soll's denn sagen; die Leute sprechen's."

Der Vater ließ alles stehen und liegen, eilte in die Stadt und kam bald mit der Bestätigung der großen Novität zurück. Napoleon war wirklich angekommen, unangemeldet, allein und ohne alte oder junge Garde. Ganz überraschend war er halberfroren bei seinem Gesandten vorgefahren, hatte diesen aus den Federn geschreckt, sich in sein warmes Bett gelegt und war vor Tagesanbruch schon wieder abgereist. Der Hiobspost von dem Untergange der Armee vorauseilend hatte er Norddeutschland wie ein Blitz durchzuckt, um in ein Dresdener Bett zu schlagen; dann zuckte er weiter bis Paris.

Der alte Blanke bekam für seine Nachricht einen Taler, und die zahlreich vorsprechenden Freunde tranken vom besten Rheinwein, den wir im Keller hatten. So wackere Gesichter hatte man lange nicht gesehen, denn wenn Napoleon als sein eigener Kurier die Armee verlassen hatte, so mußte ihm das Wasser reichlich an die Kehle gehen.

Die Explosion

Nun folgte eine Neuigkeit der andern; die früheren Gerüchte bestätigten sich und wurden von der Wahrheit noch überboten. Wir hörten jetzt offiziell von dem grauenhaftesten aller Rückzüge, ja von der völligen Vernichtung der unüberwindlichen Armee. General York ging über. Russische Heere drangen unaufhaltsam vor. Das niedergetretene Preußen erhob sich mit jugendlicher Kraft, und immer näher rückte auch uns die langersehnte Befreiung. Schon zu Anfang März ward der Wintzingerodesche Vortrab an der Elbe erwartet; der König von Sachsen verließ seine Residenz, und das schwache französische Kommando, das unter Regnier Dresden noch besetzt hielt, zog sich in die Altstadt mit der offenkundigen Absicht, die Brücke hinter sich zu sprengen. Die schöne Brücke! den Stolz des ganzen Landes wollte man zerstören und mit ihr vielleicht die halbe Stadt!

Es ist begreiflich, daß die Aufregung der ohnehin franzosenfeindlichen Einwohnerschaft durch solchen Vandalismus aufs äußerste gesteigert ward. Als daher das Pflaster aufgerissen wurde, um die Mine anzulegen, rottete sich das Volk zusammen und hinderte die Fortsetzung der Arbeiten mit Gewalt. Wie heute erinnere ich mich eines lauten tumultuarischen Geschreis auf den Straßen. Man rief nach Hilfe wider die Franzosen, und da wir gerade beim Abendessen saßen, griff mein Vater in der Eile nach dem Tranchiermesser, barg es unter seinem Rock und rannte mit Sturmeseile fort. Die Mutter rief und blickte ihm schwer geängstigt nach; aber glücklicherweise hatten die Franzosen, dem Andrang weichend, ihr Zerstörungswerk bereits sistiert. Bewaffnete Bürgerhaufen bewachten die Brücke.

Da zog am andern Morgen der Marſchall Davouſt von Meißen her mit einer impoſanten Macht von 12000 Mann, die das Gerücht auf 20000 ſteigerte, in Dresden ein und ſtellte ſich drohend à cheval der Brücke auf. Der Altſtädter Schloßplatz mit den angrenzenden Straßen ſowie der Neuſtädter Markt und die Lindenallee vor unſern Fenſtern füllten ſich mit Militär, das vom Eilmarſch ermüdet die Gewehre zuſammenſtellte und ſich zum Biwak auf offener Straße anließ.

Ich lag mit meinem Bruder im Fenſter, auf das Gewimmel blickend. Da zog leiſe, faſt unbemerkt ein ſchweres, zu dieſer Jahreszeit ſehr ungewöhnliches Gewitter die Elbe herauf, und plötzlich rollte ein majeſtätiſcher Donner über die Stadt hin. Die überraſchten Franzoſen reckten die Köpfe in die Höhe, ſperrten die Mäuler auf, und wie auf ein verabredetes Zeichen äfften Tauſende von Stimmen den Donner des Himmels nach. Aber in demſelben Augenblicke ſchlug ihnen auch ein ſo energiſcher Sturzregen in die Zähne, daß ſie fluchend unter ihre Mäntel krochen und ſich zu bergen ſuchten, wie ſie konnten. Die armen Menſchen könnten ihr faſt leid tun, ſagte meine Mutter, wenn ſie nicht allzuſehr geläſtert hätten, denn ſie gehörte noch zur alten Schule, die im Donner Gottes Stimme vernahm.

Unterdes erfuhr man, daß die Vorſtellungen des Magiſtrats den Marſchall bewogen hatten, die Anlegung der Pulvermine in der Brücke ſachverſtändigen Bergleuten zu vertrauen, was einigermaßen beruhigend wirkte. Doch aber ward der geſamten Einwohnerſchaft aufs ſtrengſte anbefohlen, ſich am nächſten Morgen weder auf der Straße noch in den Fenſtern betreffen zu laſſen. Letztere zu öffnen wurde angeraten, damit ſie nicht zerſprängen.

Wir Kinder freuten uns dieſer eigentümlichen Situation ganz kindiſch. Wir hatten andere Intereſſen als die Großen, und auf einen Schaden mehr oder weniger kam es uns auch nicht an. Wir hofften, daß die katholiſche Kirche und das Schloß einſtürzen, unſere Wohnung wenigſtens wanken werde, und freuten uns unſäglich darauf, ſämtliche Fenſter auf die Straße fliegen zu ſehen. Die Mehrzahl der Hausbeſitzer mochte fürchten, was wir hofften.

Nun dämmerte der verhängnisvolle Morgen über die wohlbekannten Dächer der gegenüberliegenden Häuſer herauf. Die Straßen waren öde und verlaſſen, und in banger Erwartung einer großen Kataſtrophe ruhte alle Arbeit. Man hörte keinen Laut in der weiten Stadt. Die Fenſter ſtanden offen trotz des friſchen Morgens, doch ließ ſich niemand blicken, und nur der aufſteigende Rauch aus den Feueressen bezeugte, daß die Einwohnerſchaft nicht ausgeſtorben ſei.

Wir hatten uns ſämtlich in einen Alkoven zurückgezogen, der an das Wohnzimmer der Mutter ſtieß, um uns vor den Quaderſteinen der Brücke zu ſichern, von denen man annehmen zu dürfen glaubte, daß ſie wie Vögel durch die Luft fliegen und in die Außenwände der Häuſer ſchlagen würden. Es waren Augenblicke der höchſten Spannung, denn die nächſte Minute konnte über Tod und Leben entſcheiden, und wir Kinder

fingen an, dem vernünftigen Wunſche Raum zu geben, daß doch alles recht gut ablaufen möchte.

Da geſchah ein dumpfer Schlag. Die Mutter faßte nach uns Kindern; doch waren mein Bruder und ich bereits beim Vater am Fenſter und ſahen eine dicke Rauchſäule über der Brücke aufwirbeln. Gleichzeitig flogen alle Haustüren auf und die Bewohner drängten auf die Straße, den Schaden zu beſehen. Aber ſiehe da! Zwei Bogen und ein Pfeiler fehlten freilich an der Brücke, ſonſt war dieſe unbeſchädigt, und auch die umliegenden Gebäude hatten nicht gelitten. Die Franzoſen waren drüben in der Altſtadt abgeſperrt und nur eine kleine Abteilung ſächſiſcher Infanterie bei uns zurückgeblieben. Mein Vater rieb ſich die Hände: „Gottlob! – ſagte er – nun ſind die Affen fort, und hoffentlich für immer.“

Die Ruſſen

Der „Gottesſegen“ war ein hohes Haus, außer dem Erdgeſchoß noch vier Etagen übereinander; dann folgte erſt der Dachboden, an welchem alle Mietsleute ihren Anteil und Verſchluß hatten. Hier oben war eine romantiſche Welt, ein Labyrinth von dunklen winkligen Gängen, Verſchlägen und Rumpelkammern, voll alten, weggeſetzten Hausrates und voll Reiz für Kinder. Überdem erfreute man ſich aus den Dachluken einer weiten Ausſicht auf die Meißener Gegend wie auch nach Norden über das Schwarze Tor hinaus bis auf die waldigen Höhen der Radeberger Heide.

Indem mein Bruder und ich nun eines Morgens hier unſer Weſen hatten, fiel es uns ein, doch einmal auszuſchauen, ob die Ruſſen noch nicht kämen. Wir blickten angeſtrengt und lange in die Ferne und wollten eben die Köpfe wieder einziehen – da! – nein, es war keine Täuſchung: da zeigten ſie ſich wirklich! Am Saum des fernen Kiefernwaldes, wo dieſer an eine öde Sandfläche grenzte, die ſich bis zur Stadt heranzog, war plötzlich ein neuer Gegenſtand erſchienen, ein dunkles Etwas, das ſich lebhaft hin und her bewegte. Dann waren es zwei und immer mehrere. Bald ſchwärmte es wie ein Mückenſchwarm der Stadt zu.

„Die Ruſſen! die Ruſſen!“ frohlockten wir, und fort ging's mit Sturmeseile, den Eltern das entzückende Ereignis zu verkünden. Mein Bruder krallte ſich feſt an meine Jacke, ſchreiend, er wolle es auch mit ſagen, denn er habe es zuerſt geſehen, was auch nahe an die Wahrheit ſtreifte. So wirbelten wir gekoppelt und gedoppelt die Treppe hinunter und drangen atemlos in das Arbeitszimmer des Vaters, der empört über unſer Ungeſtüm den Maßſtock hob und uns die Flegelei verwies. Da er aber den Grund unſerer Aufregung erfuhr, eilte er, die Arbeit vergeſſend, mit uns auf den Boden und blickte mit ſeinem ſcharfen Auge in die Ferne. Wir hatten recht geſehen: es waren Koſaken, die luſtig auf dem Sande ſchwärmten und ſich der Feſtung immer kecker nahten.

Ob wir hier Zeugen des erſten Schuſſes wurden, der aus der Stadt fiel, oder ob meine Phantaſie die Erzählung Anderer zum eigenen Erlebnis umgeprägt, kann ich nicht ſagen; doch glaube ich geſehen zu haben, wie

einer der Koſaken, nahe an die Paliſaden heranreitend, auf den Knall einer Flinte taumelte und dann tot vom Pferde fiel, das ruhig neben ihm ſtehen blieb. Plötzlich aber war er wieder lebendig, ſprang in den Sattel, ſchwenkte ſeine hohe Mütze gegen ſeine Mörder und jagte dann zurück zu ſeinen Kameraden. Dies Stückchen gefiel uns dermaßen wohl, daß wir es nachher, um es Margareten und Anderen anſchaulich zu machen, des öfteren wie eine Komödie aufgeführt haben. Ich kam auf einer Fußbank angeſprengt, mein Bruder feuerte hinter dem Holzkorb vor und dann geſchah alles ſo wie dort.

An demſelben Morgen ſahen wir aus unſern Fenſtern, wie zwei ſchlanke hechtblaue Sachſenleutnants einen kleinen ſtämmigen Koſakenoffizier mit verbundenen Augen vorüberführten.

„Sie haben ihn ins Geſicht geſchoſſen – ſagte mein Bruder ruhig – und ihn dann gefangen.“ Aber der Vater belehrte uns, daß das ein Parlamentär ſei, den man zum Kommandanten führe. Ich ſah den kleinen ſtraffen Parlamentär mit ſo lebhaftem Intereſſe an, daß er mir mit ſeinen feſten kurzen Schritten, ſeinem breiten Nacken und der ſtolzen Haltung ſeines verbundenen Kopfes noch heute ganz lebendig vor den Augen ſteht. Nach einigen Stunden verbreitete ſich die ſehr willkommene Nachricht, daß die Neuſtadt am folgenden Morgen übergeben werden ſolle.

Nächſten Tags in aller Frühe zog denn auch die ſächſiſche Beſatzung ab, während ſich unſere Neuſtädter Honoratioren am Schwarzen Tor verſammelten, um die Koſaken zu empfangen. Dieſe, geführt vom Obriſten Prendel [ſ. Reg.], etwa 800 Mann ſtark, zogen in guter Ordnung ein und machten unweit des Tores auf dem damals noch freien Platze zwiſchen Kirche und Kaſerne halt. Auch mein Vater war mit uns Knaben hingegangen.

„Das ſind deine Landsleute“ ſagte er mir, in welcher Bezeichnung für mich eine Aufforderung zu ungemeſſener Zärtlichkeit lag. Gern hätte ich wenigſtens Einigen die Hand gedrückt, da ich's nicht Allen konnte, wenn mein Vater mich nicht an der ſeinigen feſtgehalten und die ſtrenge Haltung dieſer wilden Krieger mir nicht einiges Bedenken eingeflößt hätte.

Inzwiſchen dauerte die anfängliche militäriſche Erſtarrung des jovialen Koſakenvölkchens nicht allzu lange. Was irgend Beine hatte in der Neuſtadt, war nach dem Tore geeilt, und von allen Seiten drängten die Bürger mit freudigem Zuruf auf ihre Befreier ein. Dieſe Ruſſen waren als Feinde der Franzoſen teure Freunde und Geſinnungsgenoſſen; ſie wurden wie Brüder empfangen und enthuſiaſtiſches Jauchzen erfüllte den Platz. Der Branntwein ſtrömte; Jeder hatte ihn mitgebracht und Jeder wollte der erſte ſein, den langerſehnten Barbaren den Hals damit zu füllen. Halb zog man ſie, halb ſanken ſie im Freudentaumel aus den Sätteln. Man umarmte, man küßte ſich und ſprach in Zungen, bis die Quartierbilletts verteilt waren und die glücklichen Wirte mit ihren Mannſchaften abzogen. Es war ein Funke der weltgeſchichtlichen Begeiſterung einer großen Zeit, der in die Herzen des Dresdener Volkes gefallen war.

Meinen Eltern ward ein Offizier zugeteilt, mit dessen Burschen wir Kinder wie mit den übrigen Kosaken im Hause bald gute Freundschaft machten. Unsere gegenseitige laute und ununterbrochene Konversation war zwar sehr überflüssig, da wir uns nicht verstanden, doch gab es andere Mittel, sich zu befreunden, und Taten sind mehr wert als Worte. Wir schleppten unseren Freunden Lebensmittel zu, schenkten ihnen unsere ersparten Kupfermünzen und gingen ihnen zur Hand, so gut wir es vermochten. Sie dagegen schnitzten uns hölzerne Lanzen und Säbel, zeigten uns ihre Waffen, unter denen uns besonders ihre langen, in diversen Türkenkriegen erbeuteten und zum Teil sehr reich mit Silber eingelegten Pistolen wohlgefielen, und ließen uns auf ihren kleinen Pferden reiten.

Diese Kosaken aus den Freiheitskriegen waren gutartige, kindliche Burschen, zwar etwas diebisch und sehr versoffen, wie unser Hauswirt finden wollte, aber doch dabei recht fromm. Als einer von ihnen mit einer Meldung an seinen Offizier zu uns ins Zimmer trat und das große Marienbild erblickte, bekreuzte er sich sogleich und blieb mit aufgerissenem Munde wie angenagelt an der Türe stehen, keinen Blick von jenem Heiligtum verwendend. Der Offizier ersuchte meine Eltern in französischer Sprache, dem armen Kerl, der noch nie in seinem Leben ein so schönes Bild gesehen, zu gestatten, daß er näher hinzuträte, und meine Mutter, in aller Eile die Trümmer ihres halbvergessenen Russisch zusammenraffend, lud ihn nun selbst in seiner eigenen Sprache dazu ein.

Da überwog fürs erste die freudigste Überraschung jede andere Empfindung. Die heimischen Laute entzückten den Weithergekommenen, er krümmte und schmiegte sich mit lauten Exklamationen vor meiner Mutter bis zur Erde, küßte und streichelte den Saum ihres Kleides und suchte auf alle Weise seine Freude zu bekunden. Dann wieder betrachtete er das Bild mit größter Verwunderung und erbat sich schließlich die Erlaubnis, auch einige Kameraden herzuführen.

So dauerte es denn nicht lange, daß ein ganzer Haufe von Kosaken mit ihren Schleppsäbeln die Treppe herauf rasselten. Sie nahten sich dem Bilde aufs ehrerbietigste, warfen sich auf die Knie, bekreuzten sich und verrichteten ihre Andacht wie in der Kirche. Dann besprachen sie sich leise über das Wunderwerk, vor dem sie standen, und zogen sich dankend mit vielen Verbeugungen wieder zurück. Dasselbe wiederholte sich an demselben Tage noch öfter.

Der im vergangenen Jahre bei uns einquartiert gewesene französische General hatte sich vor demselben Bilde schmunzelnd eine Köchin gewünscht, die der Maria gleiche, worauf seine Adjutanten lachten und dem Gespräch eine so frivole Wendung gaben, daß meine Mutter das Zimmer verließ. Unsere Kosaken waren indes keine Generale, sondern nur gemeine Russen, denen man noch etwas Ehrfurcht vor dem Heiligen zugute halten konnte. Außerdem waren sie ein frisches, fröhliches Völkchen, voll Gesang und guter Laune und, wie gesagt, bisweilen auch voll Branntwein. Nüchtern aber oder trunken gingen sie doch immer ihrem Feinde

keck zu Leibe, und täglich erzählte man ſich von der unerſchrockenen Gewandtheit, mit der ſie ihre Streiche auszuführen wußten. Auf ihren unermüdlichen Pferden ſchwammen ſie über den Strom, erſchienen plötzlich im Rücken der Franzoſen, die ſie unabläſſig neckten und erſchreckten und ihnen Abbruch taten, wo ſie konnten. Bei Nacht gelang es ihnen ſogar, zahlreiche am anderen Ufer verſteckte Kähne wegzunehmen und nach der Neuſtadt überzuführen.

Der ſchlaue Führer dieſes kecken Haufens, Obriſt Prendel, war wunderlicherweiſe ein Deutſcher und intereſſierte demnächſt durch ſeinen ungeheuren Bart, der an üppiger Vegetation alle Vorſtellung übertraf und ihm bis zum Gürtel reichte. Prendel hatte dem Vernehmen nach früher in öſterreichiſchen Dienſten geſtanden, wo er, wie man ſagte, ſich genötigt geſehen, jenen reglementswidrigen Auswuchs, da er ihn nicht abſchneiden wollte, in langen Flechten unter die Uniform zu knöpfen. Als ihm aber auch dies verleidet worden, habe er endlich in der Vorliebe für ſeinen Bart ſeinen eigentlichen Beruf erkannt und ſei Koſak geworden. In Dresden erfreute ſich dieſer bärtige Obriſt einer dreifachen Huldigung. Die nichts von ſeiner Herkunft wußten, feierten ihn als Ruſſen und furchtbaren Barbaren, die Anderen als wohlgeſinnten deutſchen Landsmann, und alle, die mit ihm in Berührung kamen, freuten ſich ſeiner kräftigen und jovialen Perſönlichkeit. Er ward ſchnell zum Löwen des Tages; aber obſchon man ihn nach Kräften zu fetieren ſuchte, konnte er ſich doch mit dem faulen Leben nicht vertragen. Er mußte vorwärts und die Nachhut der Franzoſen weiterdrängen.

Der Marſchall Davouſt war zwar unmittelbar nach Sprengung der Brücke mit dem Kerne ſeiner Truppen abgezogen, doch ſtanden in der Altſtadt immer noch 3000 Mann, die mit der Pudelmütze nicht wegzuſchlagen waren. Da geſchah es aber, daß wir, etwa in der zweiten Nacht nach Prendels Ankunft, durch ſtarken Trommelwirbel und ein ſchwerfälliges Geraſſel aus dem Schlafe aufgeſtört wurden. Jedermann dachte an den Einmarſch eines Armeekorps mit zahlreicher Artillerie, und man war daher nicht wenig erſtaunt, am nächſten Morgen die Straßen leer und Alles beim Alten zu finden. Der ganze Spektakel war nichts anderes geweſen als ein Geſpenſt, das Prendel heraufbeſchworen, um die Franzoſen aus der Altſtadt wegzuſchrecken. Er hatte nämlich aus den benachbarten kleinen Städten und Ortſchaften die ſämtlichen Trommler der Schützengeſellſchaften zuſammentreiben und durch die Straßen der Neuſtadt wirbeln laſſen. Hinter ihnen fuhren mit Steinen ſchwer beladene Leiterwagen. Die Franzoſen aber hatten richtig Schein mit Sein verwechſelt; ſie waren abgezogen, und Prendel ſchwamm mit ſeinen Koſaken durch den Strom, ſie zu verfolgen. Erſt hinter ihnen ſchloß ein interimiſtiſcher Holzbau die große Breſche in der Brücke.

Jetzt brachte jeder Tag ſein Neues. Auf die Koſaken folgten reguläre ruſſiſche Truppen. Das Wintzingerodeſche Armeekorps zog größtenteils durch Dresden und zwar in beſter Haltung mit Sang und Klang, mit

fliegenden Fahnen und umgeben von dem Nimbus der gerechten Sache, für die es ſtritt. Solche Durchmärſche mit anzuſehen wäre an und für ſich ſchon gut genug geweſen; wir Kinder aber hatten dabei noch ein ſpezifiſches Intereſſe. In der ruſſiſchen Armee dienten nämlich viele Livländer, unter denen ſich leicht Verwandte finden konnten, eine Menſchenklaſſe, die uns Kindern bis dahin fremd geblieben war, da die Familien des Vaters wie der Mutter ſo weit von uns zu Hauſe waren. Wir ſahen daher jeden ruſſiſchen Offizier darauf an, ob nicht vielleicht ein Onkel in ihm ſtecke, ſuchten auch Einzelnen, die uns wohlgefielen, durch vertrauliches Zunicken eine Entdeckung zu erleichtern, an der ihnen, wie wir meinten, ebenſoviel gelegen ſein mußte als uns ſelbſt. Auf dieſe Weiſe erhielten wir manchen freundlichen Gruß zurück, ohne jedoch zu unſerm Zweck zu kommen.

Aber die rechten Onkels ſtellten ſich ganz von ſelber ein, und o! wie klopfte mir das Herz, als ich eines Morgens in der Haustür ſtehend von einem anreitenden Huſarenoffizier gefragt ward, ob hier mein Vater wohne. Es war ein Vetter meiner Mutter, namens Georg von Bock[1], ein wunderſchöner, junger Mann vom ſtattlichſten Ausſehen. Faſt verſchlang ich ihn mit den Augen und hatte eine Freude, die nur durch die vergangene Verwandtendürre erklärlich werden konnte. An ſeinem Arme ging ich ſtolz durch die Straßen bei den präſentierenden Poſten vorüber und fühlte mich nicht ſchlecht geſchmeichelt, wenn begegnende Soldaten Front vor uns machten. Das war doch anders als mit Talkenberg! Und o wie anziehend waren die Geſpräche dieſes Onkels für Groß und Klein! denn er hatte die ganze Campagne in Rußland mitgemacht und erzählte in trefflicher Weiſe als Augenzeuge von den Schlachten bei Smolenſk, bei Moſhajſk, bei Malojaroſlawez und von den Greueln an der Bereſina. Leider konnte er nicht immer bleiben, er mußte weiter, wie andere liebe Verwandte, die ihm folgten, und wie ein Traumbild ſind mir dieſe erſten Ruſſen mit ihren Onkels hingeſchwunden.

7. Kapitel — Die Preußen und die beiden Ateliers

Es war eine große, herzerhebende Zeit, der wir entgegengingen, das Aufleuchten eines unvergleichlich herrlichen Morgens. Die erſten Strahlen deutſcher Freiheit flammten blutigrot im Oſten auf, begeiſternde Verheißung ſpendend, und wie auf den Ruf der letzten Poſaune regten ſich die weiten Totengefilde des großen deutſchen Vaterlandes zu neuem Leben, aber auch zu blutiger Arbeit. Das Wort Friedrich Wilhelms hatte ſein ſcheintot darniederliegendes Volk aus ſchwerem Traum erweckt, und in friſch erſtarkender Kraft ſchüttelte es die mächtigen Glieder und zerſprengte ſeine Ketten, um wie ein einziger Mann zu ſeinem Könige, zur deutſchen Sache und zu ſich ſelbſt zu ſtehen.

Ich war ein Kind und meiner kindiſchen Meinung nach ein Ruſſe, aber dennoch fühlte auch ich mich von dem gewaltig heranbrauſenden Sturm

[1] S. d. Abbildung. – M. v. K.'s Großmutter mütterlicherſeits war eine geb. v. Bock.

berührt, in welchem ſich das Erwachen des nationalen deutſchen Geiſtes damals ſo herrlich manifeſtierte. Das deutſche Blut in meinen Adern behauptete ſein Recht und mit Entzücken ſah ich das erſte freie deutſche Heer in Dresden einziehen.

Auf Wintzingerode folgte Blücher mit den Preußen, und waren die Ruſſen von der Bevölkerung gut empfangen worden, ſo freute man ſich jener doppelt, da man ſie mit Recht als die Repräſentanten neuerſtehender Ehre und Selbſtändigkeit des allgemeinen deutſchen Vaterlandes anſah. Beſonders erweckte gerade in dieſer Beziehung das Erſcheinen der Lützowſchen Jäger den größten Enthuſiasmus. Ein ſolches Korps aus lauter gebildeten, für nationale Freiheit glühend begeiſterten jungen Männern hatte die deutſche Welt kaum je geſehen. Dieſe friſchen Jünglinge ſchienen den Freiheitskämpfern des alten Griechenlands zu gleichen, denn wie jene zogen ſie jung und heiter, ſchön und todesfreudig in den Kampf fürs Vaterland und ſeine Ehre. Man ſchwärmte laut für ſie, und da ſie nicht für die Sonderintereſſen irgend eines deutſchen Stammes, ſondern für die allgemeine deutſche Sache ſtreiten wollten, ſo fehlte es nirgends und auch in Dresden nicht an jungen Helden, die ſich in ihre Reihen drängten. Unter dieſen mochte der damals ſchon in weiten Kreiſen bekannte und perſönlich ſo beliebte junge Dichter Theodor Körner eine der glänzendſten Erſcheinungen ſein. Den ſehe ich noch, wie er Abſchied nehmend vor meinen Eltern ſtand. Seine ſchöne Geſtalt im Schmuck der Waffen, der begeiſterte Blick ſeines Auges, ſein freundliches Weſen ſowie die gute Meinung, die jeder von ihm hatte, das alles machte mir den lebhafteſten Eindruck, und dankbar empfand ich's, daß er auch mich in ſeine Arme ſchloß.

Näher als Körner, den wir wenig kannten, ſtand uns ein anderer Freund, der jetzt ebenfalls im Begriff war, Dresden mit den Lützowern zu verlaſſen. Es war dies ein junger Maler, von Geburt ein Pommer, namens Kerſting[1], ein friſcher, joovialer, für ſeine Kunſt begeiſterter Menſch, der ſoeben angefangen hatte, durch eigentümlich anſprechende Bilder die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Er malte nämlich in kleinem Format auf Holztafeln ſehr ſaubere Porträts, ganze Figuren, und in einer Umgebung, die ebenfalls Porträt war.

Es iſt von unleugbarem Intereſſe, geliebte oder ausgezeichnete und denkwürdige Perſonen in der ihnen eigentümlichen und ihrem Berufe angemeſſenen Umgebung zu ſehen, die, wo ſie ſich auf charakteriſtiſche Weiſe geſtaltet hat, keine Zufälligkeit mehr iſt, ſo wenig als das Haus der Schnecke, das aus ihr ſelbſt hervorgeht. Dies aber war in hohem Grade der Fall bei meinem Vater, wie auch bei dem ſchon früher genannten Freunde unſeres Hauſes, dem Landſchaftsmaler Friedrich, welche Beide Kerſting in ſeiner Weiſe malte.

Das eigentliche Arbeitszimmer meines Vaters, das jedoch fremden Beſuchern, die er im Vorzimmer unter ſeinen fertigen Bildern zu empfangen

[1] Friedr. Georg Kerſting (1783–1847), aus Güſtrow in Mecklenburg, Porträt- und Genremaler, ſeit 1818 Malvorſteher an der Porzellanmanufaktur zu Meißen.

pflegte, verſchloſſen blieb, enthielt eine Welt der verſchiedenartigſten Gegenſtände. Die Wände waren hageldicht bedeckt mit Gipſen, mit Studien und allerlei künſtleriſchen Kurioſitäten, mit ſeltenen Kupferſtichen, Handzeichnungen berühmter Meiſter und dergleichen mehr. Aber auch Handwerksgeräte wie jeder es im Hauſe brauchen kann, paradierte über einer Hobelbank in reicher Auswahl, als Sägen, Beile, Feilen, Meißel und andere Utenſilien. Desgleichen fielen die vielen Waffen auf, für die mein Vater große Liebhaberei hatte. Da ſah man Armbrüſte, Kugelbüchſen, Piſtolen, Flinten und ſehr koſtbare Windbüchſen von verſchiedener Konſtruktion, auch Hieb- und Stichinſtrumente bis zum Stockdegen herab. In den Ecken ſaßen oder hockten Gliederpuppen von verſchiedenen Größen; hochaufgerichtet aber ſtand unter Schädeln und Gebeinen ein vollſtändiges menſchliches Skelett, das Entſetzen der Dienſtmädchen, wenn ſie mit Aufträgen von der Mutter durch die halbgeöffnete Tür ſchauten. Endlich türmten ſich reiche Sammlungen von Kupferſtichen und Paſten nebſt ſelbſtgefertigten Modellen aus Ton oder Wachs in Schränken wie auf Tiſch und Stühlen auf, zwiſchen Farbenkäſten, Reibſteinen, Paletten, Staffeleien und künſtleriſchem Geräte aller Art.

So mochten Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, Architekten, Archäologen, Zimmerleute, Tiſchler, ja auch Krieger hier das Meiſte finden, was ſie brauchten, mit Ausnahme von Büchern, denn mein Vater hatte niemals weder Zeit noch Luſt zum Leſen und hatte es auch nicht nötig, da Böttiger für ihn Gelehrtes, meine Mutter Belletriſtiſches und Theologiſches und Pönitz das Politiſche las. Denn dazu habe man Freunde, pflegte er zu ſagen, daß ſie für einen läſen.

In jenem chaotiſchen Arbeitszimmer war indeſſen dennoch keine eigentliche Unordnung, da jedes Ding ſich ſo ziemlich immer wieder auf demſelben Platze oder Stuhle fand und mein Vater, was er brauchte, im Finſtern greifen konnte. Er fühlte ſich aber behaglich in ſolcher Anhäufung und behauptete, daß bei leeren Wänden und in aufgekramten Zimmern jede Phantaſie verkümmern müſſe.

Friedrichs Atelier dagegen war von ſo abſoluter Leerheit, daß Jean Paul es dem ausgeweideten Leichnam eines toten Fürſten hätte vergleichen können. Es fand ſich nichts darin als die Staffelei, ein Stuhl und ein Tiſch, über welchem als einzigſter Wandſchmuck eine einſame Reißſchiene hing, von der Niemand begreifen konnte, wie ſie zu der Ehre kam. Sogar der ſo wohlberechtigte Malkaſten nebſt Ölflaſchen und Farbenlappen war ins Nebenzimmer verwieſen, denn Friedrich war der Meinung, daß alle äußeren Gegenſtände die Bilderwelt im Innern ſtören.

Ebenſo verſchieden als die Arbeitszimmer war denn auch das Ausſehen der beiden Arbeiter ſelbſt. Mein Vater, brünett mit glattraſiertem Kinn, war ſtets ſehr ordentlich gekleidet, während der hochblonde und koſakenbärtige Friedrich ſich bei der Arbeit mit einem langen, grauen Reiſemantel zu begnügen pflegte, der es zweifelhaft ließ, ob er ſonſt noch etwas darunter habe; und wer ihn kannte, wußte, daß dies nicht der Fall war.

Somit war es ein glücklicher Gedanke, diese beiden namhaften Männer mit ihren Ateliers als Gegenstände zu behandeln und auszustellen. Die Bilder verkauften sich auf dem Flecke, und andere Bestellungen folgten, so daß der wackere Kersting allerdings ein großes Opfer brachte, gerade jetzt seine künstlerische Tätigkeit zu unterbrechen. Indessen freute sich mein Vater seines Entschlusses und schenkte ihm nicht nur die Kugelbüchse zu seiner Equipierung, sondern übte ihn auch täglich im Schießen, bis er abzog.

Bald hörten wir, daß er beim Sturme der Erste auf der Schanze gewesen, daß er Offizier geworden und das Eiserne Kreuz erhalten habe. O, wie begeisterten mich dergleichen Berichte! Ich wäre gar zu gern auch mitgezogen; aber ich war zu klein und hatte mich vorderhand nur mit Grammatik und Vokabeln herumzuschlagen.

8. Kapitel — Goethe

Nach den Preußen unter Blücher rückte Tschernitscheff nach Dresden vor. Die schöne Zeit der Onkels kehrte wieder. Russische Garden zogen ein, an ihrer Spitze Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm. Gleichzeitig aber fand sich noch ein anderer hoher Gast ein, ein Machthaber und Gewaltiger sondergleichen, der zwar über Roß und Reiter nicht verfügte, dessen Stimme auch im Rate der Monarchen nicht gehört ward, der aber dennoch in einer anderen Sphäre fast unumschränkte Macht ausübte.

Solange ich denken konnte, hatte der Name Goethe in dem Freundeskreise unseres Hauses einen mehr als königlichen Klang gehabt. Er war ja auch der Jupiter des deutschen Olymps, seine Worte waren Sprüche von kanonischer Bedeutung, sein Urteil die letzte Instanz in allen Gebieten des Schönen, in der Gedankenwelt und aller Weisheit der Menschen. Goethe war der einzige deutsche Dichter, an welchem mein Vater Geschmack fand, weil er der einzige sei, der deutsch schreibe, sagte er, und so weit ging er in der Wertschätzung seines Lieblings, daß er den Goetheschen Faust gleich an die Bibel reihend für das zweitbeste Buch der Welt erklärte.

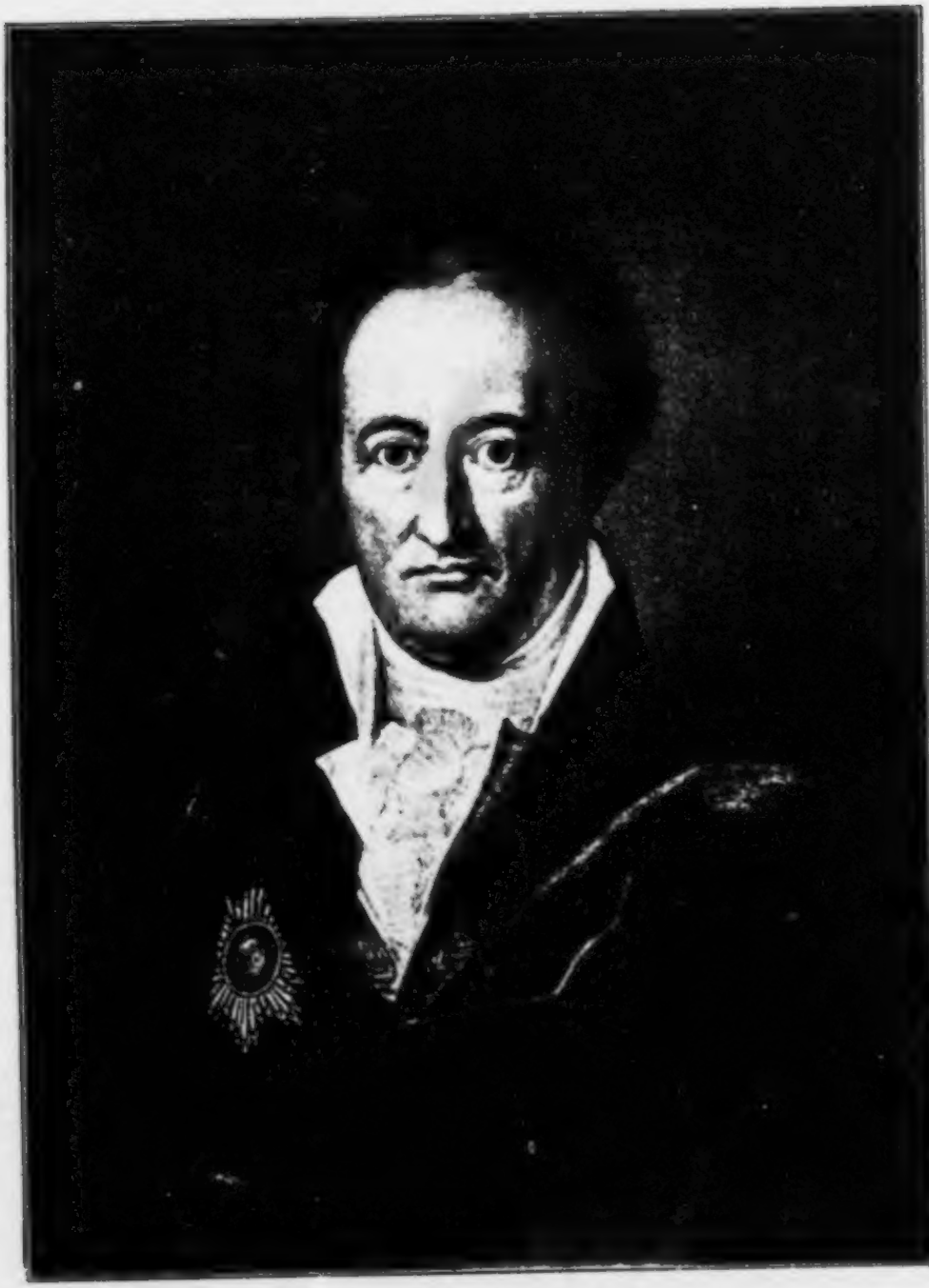
Nicht so die Mutter. Für sie waren die Dichtungen des großen Meisters mannigfach verletzend. Zwar erkannte sie die Pracht und Wahrheit der Goetheschen Darstellung, den Wohlklang und die Einfalt der Sprache vollkommen und vielleicht mit größerem Verständnis an als die meisten unbedingten Anbeterinnen jenes geistigen Leviathans; aber es schien ihr diese hohe Meisterschaft zumeist an unwürdige Stoffe verschwendet, und es betrübte sie, allerlei Unsauberkeit der Sünde mit derselben, ja mit noch größerer Liebe behandelt zu sehen als sittlich Reines und Schönes. Sie wollte, daß so herrliche Kräfte allein im Dienste Gottes tätig wären, wie sie dies an Klopstocks und Herders Muse rühmte, die sie deshalb entschieden vorzog.

Dagegen nahm mein Vater seinen Liebling aufs wackerste in Schutz. Er entgegnete etwa, daß Goethe weder Schulmeister noch Pfaffe, sondern Dichter und als solcher wie alle Künstler nur mit seinem eigenen Maß zu messen sei. Er schildere die Dinge weder wie er wünsche, daß sie sein

Georg v. Bock als ruſſiſcher Offizier.

Nach einer alten Scherzzeichnung.

Der Huſarenoffizier war ein Vetter meiner Mutter, ein wunderſchöner junger Mann von ſtattlichſten Ausſehen. An ſeinem Arme ging ich ſtolz durch die Straßen und fühlte mich nicht ſchlecht geſchmeichelt, wenn begegnende Soldaten Front vor uns machten. S. 93.



Goethe.

Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen

Ich rückte dem großen Manne immer näher und ſtarrte ihn an wie einer, der zum erſten Male einen Walfiſch oder Elefanten ſieht. Er aber zog mich an ſich, legte die Hand auf meine Schulter und fragte mich dies und jenes. S. 98.

möchten, noch wie Gott ſie etwa fordern möge; er ſtelle ſie vielmehr ganz einfach bloß nach ihrer Wahrheit dar, ſo wie ſie wirklich wären, ohne ſich ein Richteramt darüber anzumaßen. Was Allen bekannt ſei, was Jeder habe und beſitze, heiße es nun Glück oder Unglück, Gutes oder Böſes, das ſtelle er als Wirkliches und Unausweichliches dar, und zwar in einem verſöhnlichen Lichte, bei deſſen Schönheit und Liebenswürdigkeit man ſich beruhigen könne.

Inzwiſchen blieb die Mutter bei ihren Sätzen. Wenn Dichter nur nach ihrem eigenen Maß bemeſſen werden dürften, ſagte ſie, ſo habe keiner einen Vorzug vor dem anderen. Überdem: So ſei es keine Kunſt, den Glücklichen mit ſeinem Loſe auszuſöhnen. Wem es wohlgehe in dieſer Welt, wie dem Beſprochenen ſelbſt, der ſei gar leicht befriedigt. Unglückliche aber würden ſchwerlich Troſt in Goethes Schriften finden und ſittlich Verirrte keine Stütze. Die letzteren aber mit ihren Zuſtänden noch obendrein verſöhnen zu wollen, ſei ganz unverantwortlich.

So ſtritt man hin und wieder mit vielem Recht auf beiden Seiten; aber dem Ruhm des großen Mannes geſchah dadurch kein Abbruch. Der Dichter, wie ihn meine Mutter ſuchte, fand ſich eben nirgends, und immer blieb es wahr, daß, wenn Künſtler nur nach eigenem Maße zu bemeſſen ſeien, allein das Maß des Genies, nicht das des moraliſchen Wertes ihrer Werke oder Perſonen entſcheiden dürfe.

In meinen Kinderaugen gewann der Vielbeſprochene durch ſolche Diskuſſionen nur an Bedeutung. Ich hatte nichts von ihm geleſen, und doch erſchien er mir auf Autorität des Vaters hin wie eine Sonne, vor deren Glanz jedwedes andere Geſtirn verbleichen müſſe. Ja, er war allgemach in meiner Vorſtellung zu einem ſolchen Koloß angewachſen, daß ich ſelbſt für den einziehenden Kaiſer Alexander nur ein halbes Auge hatte, da ich zwei Minuten vorher den hochgefeierten Dichter geſehen, an ſeiner Seite geſtanden und freundliche Worte aus ſeinem Munde vernommen hatte.

Goethe war nämlich am Morgen des Einzugs der Monarchen ganz zutraulich bei uns eingetreten und da er den Vater, der ihn anderwärts ſuchte, nicht zu Hauſe fand, hatte er die Mutter um Erlaubnis gebeten, bei ihr bleiben zu dürfen, um aus ihren Fenſtern und vom Straßengedränge unbeläſtigt den erwarteten Einzug mit anzuſehen. Er werde in keiner Weiſe ſtören, hatte er hinzugeſetzt, wolle ſich ganz ſtill verhalten und bitte keinerlei Notiz von ihm zu nehmen.

Die Mutter glaubte zu verſtehen, daß er ſelbſt unbeläſtigt ſein wolle. Sie überließ ihm daher ein Fenſter, ſetzte ſich mit ihrer Arbeit in ein anderes und drängte ſich ihm mit keiner Unterhaltung auf. Da ſtand er denn, der prachtvoll hohe Mann in ſeinem langen Überrock, und blickte, die Hände auf dem Rücken, behaglich auf das bunte Gewühl des drängenden Volkes nieder. Er ſah ſehr heiter aus, und meine Mutter glaubte es ihm abzufühlen, wie dankbar er ihr für die Schonung ſei, mit der ſie ihn gewähren ließ, denn ſie wußte, wie ſehr der ſeltene Gaſt bis dahin von der bewundernden Zudringlichkeit ſchöngeiſteriſcher Damen beläſtigt

und gequält geweſen. Er pflegte ſonſt immer von großer Cortege umgeben zu ſein, und da er ſo allein gekommen, nahm meine Mutter an, daß es ihm gelungen, ſich, vielleicht vom Gedränge begünſtigt, aus ſeiner anbetenden Umgebung wegzuſtehlen und hierher zu retten, um die feierlichen Eindrücke eines geſchichtlichen Ereigniſſes ungeſtörter in ſich aufzunehmen.

Sie rief daher auch mich hinweg, der ich dem großen Mann immer näher rückte und ihn anſtarrte, wie einer, der zum erſten Male in ſeinem Leben einen Walfiſch oder Elefanten ſieht. Er aber zog mich an ſich, legte die Hand auf meine Schulter und fragte mich dies und jenes, unter anderm auch, ob ich mich darauf freue, den Kaiſer von Rußland zu ſehen.

Ich ſagte: Ja, ich freue mich darauf, weil er mein Pate wäre, und allerdings hatte ich bis jetzt in dieſer glücklichen Illuſion gelebt, bloß weil ich eben auch Alexander hieß. Meine Mutter gab indes ſogleich die nötige Aufklärung und Goethe fragte nun manches über Rußland. So war ſie dennoch mit ihm ins Geſpräch gekommen.

Indem ward heftig an der Klingel geriſſen. Ich ſprang fort, um die Tür zu öffnen, und herein drang eine unbekannte Dame, groß und ſtattlich wie ein Kachelofen und nicht weniger erhitzt. Mit Haſt rief ſie mich an: „Iſt Goethe hier?"

Goethe! Das war kurz und gut. Die Fremde gab ihm gegen mich, den fremden Knaben, weiter kein Epitheton, und kaum hatte ich die Zeit, mein einfaches Ja herauszubringen, als ſie auch ſchon, mich faſt überſegelnd, unangemeldet und ohne üblichen Salutſchuß wie ein majeſtätiſcher Dreidecker in dem Zimmer meiner Mutter einlief.

Mit offenen Armen auf ihren Götzen zuſchreitend rief ſie: „Goethe! ach Goethe, wie habe ich Sie geſucht! Und war denn das recht, mich ſo in Angſt zu ſetzen?" Sie überſchüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Vorwürfen.

Unterdeſſen hatte ſich der Dichter langſam umgewendet. Alles Wohlwollen war aus ſeinem Geſichte verſchwunden und er ſah düſter und verſteinert aus wie eine Rolandsſäule. Auf meine Mutter zeigend, ſagte er in ſehr prägnanter Weiſe: „Da iſt auch Frau v. Kügelgen."

Die Dame machte eine leichte Verbeugung, wandte dann aber ihrem Freunde, deſſen üble Laune ſie nicht bemerkte, ihre Breitſeiten wieder zu und gab ihm eine volle Ladung nach der andern vor Freudenbezeugungen, daß ſie ihn glücklich geentert, beteuernd, ſie werde ſich dieſen Morgen nicht wieder von ihm löſen.

Jener war in ſichtliches Mißbehagen verſetzt. Es mochte ihm etwa zumute ſein, wie einmal meiner Wenigkeit in der Mädchenpenſion, und ohne Zweifel würde auch er, wenn er die Wahl gehabt, ein heimliches Produkt Ruten der aufdringlichen Zärtlichkeit ſeiner ekſtatiſchen Freundin bei weitem vorgezogen haben. Er knöpfte ſeinen Oberrock bis ans Kinn zu, und da mein Vater eintrat und die Aufmerkſamkeit der Dame, die ihn kannte, für einen Augenblick in Anſpruch nahm — war Goethe plötzlich fort.

Entsetzt eilte die Getäuschte ihm nach, sich jeden Abschied sparend. Ob sie ihn noch erreichte, weiß ich nicht, da in demselben Momente die Ankunft der Monarchen das ganze Interesse von uns Rückbleibenden fesselte.

Während seines damaligen Aufenthaltes in Dresden habe ich indes den großen Dichter noch öfter anzustaunen Gelegenheit gehabt und zwar stets mit einer Ehrfurcht, die sein königliches Wesen ganz von selbst hervorrief. Er schenkte meinen Eltern einen Mittag, und außerdem erinnere ich mich, daß wir die Rüstkammer miteinander besehen haben[1].

Diese ungemein reiche Sammlung alter Waffen befand sich damals noch in ihrem ursprünglichen Lokale, einem alten burgartigen Gebäude auf der Schössergasse, und ward von uns Kindern jeder anderen Sammlung, auch der Bildergalerie, bei weitem vorgezogen. Wollte der Vater uns recht hoch beglücken, so ging er mit uns hin.

Gleich unten auf der dunklen Hausflur standen vor dem Treppeneingang als Schildwachen zwei schwer geharnischte Figuren, die einen schon im voraus in die erforderliche Stimmung brachten. Dann ging es die steinerne, mit alten Hellebarden dekorierte Wendeltreppe in die Höhe durch drei verschiedene Etagen, deren Säle mit Dolchen, Schwertern, Speeren, Campagnen- und Turnierharnischen, Fahnen, alten Feuergewehren und historischen Andenken aller Art gefüllt waren. Die Waffen standen und hingen da sämtlich noch ohne Gepränge und Ostentation, wie zu der Zeit, da sie im Gebrauch gewesen, und auch die Luft schien noch dieselbe, die Johann Friedrich und Kurfürst Moritz schon geatmet, wenn sie durch diese Räume schritten. Aber gerade dieser Moderduft schien mir das Beste; er war die Melodie des Heldenliedes, das die Wände sangen.

Später, nach 1830, als der Fortschritt auch in Sachsen einbrach, wollte man es besser machen und stellte diese Waffen (etwa ein Drittel davon veräußernd, um die Kosten des Umzugs zu bestreiten) in den hohen, hellen Korridors des Zwingers auf. Man ordnete nun die alten Mordgewehre zu glänzenden Sonnen oder freundlichen Rosetten und Guirlanden an den Wänden, verbannte jenen mysteriösen Geruch der Vorzeit und nahm der Sammlung endlich selbst den Namen, indem sie jetzt ganz elegant „Historisches Museum" heißt. Das ist der Fortschritt des Geschmackes.

Goethe sah die Rüstkammer noch in ihrem alten Graus und freute sich daran. Noch sehe ich seine majestätische Gestalt mit der lebendigsten Teilnahme unter den gespenstischen Harnischen herumwandeln, welche wie lebendige Recken auf prachtvoll geschnitzten Streitrossen sitzend in den niedrigen Räumen des alten Lokales fast riesengroß erschienen. Einer besonders imposanten Gestalt nahm Goethe den von Edelsteinen funkelnden Kommandostab aus der Eisenfaust, wog ihn in der Hand und zeigte ihn uns Kindern.

[1] Goethe reiste 1813 am 17. April von Weimar nach Dresden ab und am 26. April von da nach Teplitz weiter. Die ihn verfolgende Dame ist Frau v. Grotthus gewesen. Der Besuch der Rüstkammer fand wohl schon bei Goethes Aufenthalt in Dresden im Sept. 1810 statt, während dessen er Gerhard v. K. zum zweitenmal (das erstemal im Winter 1808/9 in Weimar) zum Porträt saß. S. d. Abbildung.

„Was meint ihr, – ſagte er – mit ſolchem Zepter zu kommandieren muß eine Luſt ſein, wenn man ein Kerl danach iſt!“ und er ſah gerade aus, als wenn er ſelbſt der Kerl danach wäre.

Das ſind die dürftigen Erinnerungen eines Kindes von dem größten Genius ſeiner Zeit. Mit ihnen will ich dieſen zweiten Abſchnitt meines Jugendlebens ſchließen.

Dritter Teil

1. Kapitel — Das Haan'ſche Inſtitut und Kanonaden

Für die Erziehung von Kindern und Blumen iſt eine der erſten Bedingungen Stabilität. Ein und derſelbe bleibende Standort, ein und dieſelbe pflegende Hand verbürgen ihr Gedeihen am beſten. Über meiner Jugend waltete aber der Wechſel. Nicht der Wille meiner Eltern, ſondern die Unruhe der Zeit trieb mich aus einer Schule in die andere und durch vieler Lehrer Hände, ſo daß ich der beklagenswerten Blumenſtaude eines Kindergärtchens glich, die von der Haſt und Ungeduld der kleinen Gärtner jeden Augenblick ausgehoben und verſetzt wird.

Des Zeitpunktes, da mein erſter Lehrer mich verlaſſen, erinnere ich mich nicht mehr. Er war Volkmanns nachgezogen, die ſich nach Leipzig zurückgewendet hatten. Ein anderer Lehrer, namens Gremberg, hatte ihn abgelöſt, doch war dieſer wieder verſchwunden, nur ſtumpfe Erinnerung hinterlaſſend. Endlich vertrauten uns die Eltern einer öffentlichen Anſtalt an, dem in der Altſtadt gelegenen Haanſchen Privatinſtitute, das ihnen zwar ſehr gerühmt war, ſich mir aber gleich in den erſten Wochen durch folgenden Vorfall ſchlecht empfahl.

Wir hatten lateiniſche Exerzitien eingereicht, bei deren Rückgabe es ſich zeigte, daß meine Arbeit die fehlerfreiſte war. Den Lehrer konnte dies inſofern befremden, als ich mein Antrittsexamen aus Blödigkeit nicht ſonderlich beſtanden hatte und demzufolge wahrſcheinlich unterſchätzt und zu tief geſetzt war. Indem er mich nun ſcharf fixierte, fragte er, ob ich mir auch von meinem Vater hübſch habe helfen laſſen? Die ganze Klaſſe blickte auf mich hin.

Kinder können, auch wenn ſie unſchuldig ſind, bei dem Gedanken, daß man ſie in Verdacht habe, leicht in Verlegenheit geraten, und mir ſtieg das Blut ins Geſicht, als ich meine alleinige Autorſchaft beteuerte. Der Lehrer nahm dies für ein Symptom der Schuld. Wer die Wahrheit ſpräche, ließ er ſich vernehmen, brauche nicht bis an die Ohren rot zu werden, und die ſchlechteſte Arbeit ſei immer beſſer als eine Lüge. Damit warf er mir mein Heft verächtlich zu.

Mir war es zumute wie der Jungfrau von Orleans im Schiller, da ſie ſich plötzlich im Verdacht der Hexerei ſieht. Mein Selbſtbewußtſein ruhte weſentlich auf meiner Ehrlichkeit. Eltern und Geſchwiſter hatten mir bis

dahin allezeit aufs Wort geglaubt, und nun sah ich mich plötzlich vor der ganzen Klasse als feigen Lügner angeprangert. Ich war aufs äußerste empört, doch nicht gewillt, mich weiter zu verteidigen. Einerlei, dacht' ich, was der von einem denkt, und fortan soll er an mir den liederlichsten Schüler haben, weil er's nicht besser will. Ich wollte meine Arbeiten geflissentlich mit Fehlern spicken und ihm dann sagen, ich hätte das getan und würde es auch weiter tun, weil er einem Lügner ja doch nicht glauben werde, daß er's besser könne. Politische Zwischenfälle verhinderten inzwischen diese Rache.

Als wir eines Tages aus der Schule kamen, es mochte der vierte Mai des Jahres 1813 sein, gewahrten wir ein befremdliches Rennen und Laufen der Leute auf der Straße. Bald sahen wir Haufen russischer Soldaten, untermischt mit Fuhrwerk jeder Art. Alles eilte von der Altstadt her der Brücke zu. Wie wir diese selbst passieren konnten, begreife ich heute nicht mehr, denn lange Züge von Menschen, Pferden, Wagen und Geschützen drängten sich in buntem Durcheinander drüberhin; die Kosaken ritten selbst auf den Trottoiren.

Zu Hause angekommen fanden wir den Onkel Georg, ermüdet von dem Ritte und als Augenzeuge von der Lützener Schlacht berichtend. „Geschlagen sind wir nicht, – sagte er – aber wir gehen zurück bis an die Oder." – „Besser, ihr wäret geschlagen – erwiderte mein Vater – und gingt bis an den Rhein vor."

O es war recht trostlos, die Armeen weichen zu sehen, bei deren Fahnen die Freiheit war, um von neuem französischer Botmäßigkeit zu verfallen. In Eilmärschen warfen sich die Russen durch die Stadt, und der hölzerne Neubau der Brücke flammte im Angesicht des nachdrängenden Feindes auf. Die Altstadt Dresdens war wieder in Napoleons Hand.

In Neustadt blieb von Russen nichts zurück als eine reitende Batterie nebst einer Schwadron Husaren und dem Onkel Georg. Letzterer hatte sein Hauptquartier bei uns aufgeschlagen und sagte, daß man die Elbe noch drei Tage halten werde. Da sah ich denn den Krieg recht aus der Nähe.

Die russischen Kanonen standen auf der Klosterwiese, von wo aus sie den Strom beherrschten und die Bresche in der Brücke bestrichen. Von drüben herüber feuerten die Franzosen und ihre Geschosse pfiffen die Straße entlang. Sogar schlug eine Büchsenkugel durch eins unserer Fenster. Da dieses nicht in der Schußlinie lag, so mußte sie von irgendeinem Gegenstande, etwa von einem Ast der Linden vor dem Hause, abgeworfen sein. Sie war gegen die Rückwand des Zimmers geschleudert und von da auf das Bett meiner Mutter gefallen, das diese soeben verlassen hatte. Die Kugel war formlos, abgeplattet, zackig und mit Holzteilchen behangen und mochte auf ihrem weiten Wege von mindestens tausend Schritten schon mancherlei Beschädigung erlitten, vielleicht auch angerichtet haben.

Der Eindringling ward sehr genau betrachtet, und ich erinnere mich, daß unser Hauswirt, durch den Augenschein verleitet, die Ansicht geltend

machte, dies mörderiſche Projektil ſei nicht nur mit kleinen Widerhaken verſehen, ſondern auch, um die Wunde zu verunreinigen, mit Sägeſpänen gefüllt geweſen. Wozu der Haß im Kriege führen könne, ſei gar nicht zu ermeſſen, ſagte er.

Wenn ich mich nun in unſere damalige Lage zurückverſetze, ſo kann ich nicht begreifen, wie mein guter Vater auf den Gedanken verfallen konnte, den Onkel mit uns Kindern zu den Kanonen auf der Kloſterwieſe zu begleiten. Wir ſahen hier die ruſſiſche Batterie aus nächſter Nähe feuern, bis ſehr unerwartet auch von gegenüber ein Geſchütz aufkrachte, welches in demſelben Augenblick erſt angelangt ſein mochte. Wir hörten das Sauſen der Stückkugel, die, an uns vorüberfahrend, in die Mauer des Hübelſchen Gartens einſchlug.

„Sehen die Eſel denn nicht, daß hier Menſchen ſtehen?“ ſagte mein Vater, nahm uns Kinder bei den Händen und eilte mit uns fort, ſo ſchnell er konnte.

Zu Hauſe angelangt entſchädigte uns indeſſen ein großartigeres Schauſpiel, das wir aus den Bodenfenſtern gefahrlos überſehen konnten. Napoleon wollte unterhalb Dresdens den Übergang erzwingen; aber die Ruſſen hielten feſt und ſchoſſen ihm mehrere Brücken in den Grund. Es war eine raſende Kanonade, keine Schüſſe mehr, ein einziger unabläſſig rollender Donner. Der ganze Weſten hüllte ſich in Pulverdampf.

Ein Erlebnis jagte nun das andere. Am nächſten Morgen ſahen mein Bruder und ich die auf der Kloſterwieſe poſtiert geweſenen Kanonen nebſt den Huſaren, alſo unſere ganze Beſatzung, im ſchlanken Trabe abziehen. Der Onkel ſaß am Flügel und phantaſierte. Ich ſchrie ihm zu, daß Alles fliehe, aber er hatte keine Ohren für mich. Seit längerer Zeit mochte er kein Inſtrument angetroffen haben und ſchien jetzt ganz vertieft in muſikaliſche Reminiſzenzen und Gedanken. Ich konnte ſeine Ruhe nicht begreifen und lief zu meinem Vater; der aber kramte und packte in einer Kiſte und wollte auch nichts von mir wiſſen. Da begegnete ich dem Stiefelputzer, der eben Brot vom Bäcker brachte. Aus purer Menſchlichkeit hatte der Alte dies Geſchäft der Köchin abgenommen wegen der Kugeln, die einem auf der Straße wie Bremſen zu begegnen pflegten. „In einer Viertelſtunde – ſagte er – ſind ſie da. Sie haben ſchon ein Schiff im Waſſer, und der Ruſſe gibt Perſengeld.“

Nun rannte ich wieder zu dem Onkel, der ſich, als gäbe es gar keine Franzoſen, immer noch in ſanften Harmonien wiegte. „Sie haben ſchon ein Schiff im Waſſer, Onkel! – ſchrie ich – und werden dich gewiß noch fangen!“ Indem trat auch ſein Reitknecht ein und rapportierte. Da endlich ſtand der Onkel auf, ſchnallte ſeinen Säbel um und eilte fort; ich lief mit ihm die Treppe hinunter. Im Hofe ſtanden ſeine Pferde, er ſchwang ſich auf und dahin flog er wie auf Sturmes Flügeln.

Meine Mutter, die in der Wirtſchaft beſchäftigt geweſen, war durch die Nachricht von dem plötzlichen Aufbruch ihres Vetters faſt verletzt. Sie öffnete das Fenſter und bog ſich weit hinaus. Der Onkel war nicht mehr zu ſehen.

Da plötzlich, es konnten keine fünf Minuten vergangen ſein, da ſtürmte in raſender Karriere die zurückkehrende Batterie nebſt Onkel und Huſaren wie ein raſches Traumbild unter unſeren Fenſtern weg, und gleich darauf hörten wir wieder den Donner der Geſchütze. Es folgte Schuß auf Schuß und mitten auf der Elbe verſank ein großes Schiff. Man ſprach von 300 Franzoſen, die ihr Leben dabei eingebüßt hätten.

„Heute halten wir uns noch," ſagte eine Stunde ſpäter der Onkel Georg, „aber morgen müßt ihr euch für die Franzoſen einrichten."

Mit dieſer Einrichtung waren übrigens alle Hände im Hauſe ſchon ſehr beſchäftigt, denn man erwartete Plünderung, und Jeder war bemüht, ſein Hab und Gut zu bergen. Auch war unſere Wohnung zu heimlichen Verſtecken wie geboren, denn ſie enthielt nicht weniger als vier dunkle Piecen, ſo angelegt, daß, wenn man Zeit behielt, ein paar Tapetentüren zu verkleiden, Niemand ihre Exiſtenz ſo leicht erraten konnte. Dahinein hatten meine Eltern ihre wertvollſten Sachen gerettet, und auch wir Kinder hatten unſeren Kram dazugelegt. Namentlich war die kleine Schweſter ſehr beruhigt, ihre geliebte Puppe Sally, einen faſt lebensgroßen Balg, in Sicherheit zu wiſſen. So mochten die Plünderer denn kommen, die Schweſter hätte nichts verraten.

Der Rückfall

Es war am Morgen des 10. Mai, als die ruſſiſchen Kanonen ihre letzten Adieus nach der Altſtadt ſandten, und bald darauf beſtand die ganze ruſſiſche Beſatzung unſerer Neuſtadt wieder einmal nur aus dem Onkel Georg und ſeinem Reitknecht. Er war abermals allein zurückgeblieben, vielleicht um den Genuß verwandtſchaftlichen Beiſammenſeins ſo weit als möglich auszudehnen. Unterdeſſen bauten die Franzoſen – die keine Schiffe mehr ins Waſſer ließen – ſehr eifrig an der Brücke. In kürzeſter Friſt konnten ſie erwartet werden.

Unter ſolchen Umſtänden imprimieren ſich die Erlebniſſe. Mein Vater und der Onkel ſchritten Arm in Arm durchs Zimmer, die nächſte Zukunft beſprechend, die Mutter ſaß ſchreibend an ihrem Pult. Sie wollte ihrem Vetter einige Zeilen der Empfehlung an Graf Dohna's mitgeben nach Hermsdorf, das er paſſieren mußte. Wir Kinder aber verließen das Fenſter nicht, beharrlich ausſchauend, ob ſich noch keine Franzoſen auf der Brücke zeigten. Dort ſaß Napoleon, wie wir wußten, in einem Pfeiler, mit der Uhr in der Hand die Zimmerleute treibend.

„Da kommt ſchon einer" rief mein Bruder, und alles ſprang ans Fenſter. Von der Elbſeite her jagte ein einzelner Reiter die Straße herauf und ſaß vor unſerem Hauſe ab. Ob Feind oder Freund – wer konnte es wiſſen. Aber da ging auch ſchon die Türe auf, und herein trat ein trefflich ſchöner Mann von ritterlichem Ausſehen. Ähnlich den Braunſchweiger Huſaren, war er ganz ſchwarz gekleidet, trug eine breite eiſerne Kette um den Hals und ein Schwert an der Seite. Ich glaubte einen Helden aus der Ehrenzeit des weiland Deutſchen Reiches zu ſehen, und empfangen

ward er, als wäre er ein ſolcher. Er wurde Graf Gröben genannt und war, wie ich ſpäter erfahren, derſelbe Gröben, der ſchon Anno 9 im Verein mit dem Herrn v. Dörnberg den heſſiſchen Aufſtand leitete[1]. Wie er ſich zu uns gefunden und ob er überhaupt meine Eltern oder den Onkel ſchon früher kannte, weiß ich nicht; ich hörte nur, daß er, ſeit Tagen von den Seinigen verſprengt, ſoeben durch die Elbe geſchwommen ſei. Bei dieſer Gelegenheit war nach ihm geſchoſſen worden, auch war ſein Pferd verwundet und er ſelbſt mochte der Erquickung wohl bedürftig ſein, welche die Mutter ihm eilig reichte. Doch war eigentlich Er es, der die übrigen erquickte, denn ſein ganzes Weſen trug das Gepräge ungebeugten Mutes und ſeine Worte waren die eines gottbegeiſterten Propheten, der die Ketten ſeines Volkes fallen ſieht und Gott im voraus preiſt. Ein herrlicher Menſch, dem unſer aller Herzen zuflogen.

Als der Graf etwas gegeſſen und es zum Abſchied kam, ſtand er noch lange vor dem Bilde der h. Jungfrau, die mit ſeliger Ruhe auf ihn niederblickte, und konnte ſich an dem Anblicke dieſes ſtillen Friedensangeſichtes nicht ſatt ſehen, bis mein Vater ihn hinwegzog. Wir gingen alle mit hinab in den Hof. Die Pferde ſtanden am Röhrbrunnen; das des Grafen blutete und ſchien müde; als es aber ſeinen Reiter fühlte, warf das edle Tier den Kopf auf und trug ihn an der Seite ſeines Kameraden ungefährdet nach dem benachbarten Hermsdorf, wo beide Kriegsgenoſſen, gaſtlich empfangen, noch einen ſchönen Friedenstag verlebten. Uns aber war es zumute, als hätten die Engel Gottes uns verlaſſen.

Kaum waren unſere Freunde fort, ſo ſchloß ſich der „Gottesſegen" gleich einer Zitadelle. Die eiſernen Fenſterläden des Erdgeſchoſſes wie die ſchweren Flügel der Haustüre wurden eingeriegelt und letztere überdem noch von innen mit ſtarken Balken geſperrt. Das kleine Pförtchen in der Gartenmauer, das auf die einſame Ränitzgaſſe führte, konnte im Notfall zur Flucht dienen. Man dachte ſich die Franzoſen ſehr erboſt wegen des jubelnden Empfanges, den die Koſaken in der Neuſtadt gefunden hatten.

Etwa zehn Minuten nach Abzug unſerer letzten Beſchützer ſahen wir aus der Ferne das Aufblitzen und Funkeln der franzöſiſchen Bajonette. Es hatte von unſerem Fenſter aus den Anſchein, als ob ſich ein breiter Lichtſtrom von der Brücke in die Neuſtadt wälze, die denn auch in wenigen Minuten von Franzoſen überſchwemmt war. Wir waren in die Botmäßigkeit Napoleons zurückgeſunken.

Unſere Beſorgniſſe wegen Plünderung erwieſen ſich übrigens als eitel. Die Franzoſen hielten gute Ordnung und zogen weiter, wie ſie kamen, den Ruſſen auf der Bautzener Straße folgend. Andere Regimenter rückten freilich nach, und die Stadt blieb überfüllt mit Militär. Dresden ward

[1] Karl Graf von der Groeben (* 1788, † 1876 als General der Kavallerie und Majoratsherr auf Neudörfchen in Weſtpreußen, × 1816 mit Selma Freiin v. Dörnberg) hat, wie er ſeiner Zeit Ph. v. Nathuſius mitteilte (ſ. Erſtausgabe, 3. Aufl., S. V Anmerkung), nicht den heſſiſchen Aufſtand, ſondern den Zug unter Dörnberg bis Lüneburg im April 1813 mitgemacht.

zum Waffenplatz und zur Basis aller weiteren Operationen Napoleons, und da bei so bewandten Umständen an eine baldige Wiederkehr eines ruhigen Verkehrens auf den Straßen nicht zu denken war, ein Sieg der Verbündeten auch die Neustadt von der Altstadt abermals getrennt hätte, so mußte für uns Kinder von der entlegenen Haanschen Schule abgesehen werden. Die Eltern nahmen uns dort wieder weg, und ich sagte diesem Institute gern Valet.

2. Kapitel

Zelebritäten

Dem „Gottessegen" gerade gegenüber wohnte eine Familie, die meinen Eltern schon von Rußland her bekannt war. Herr Schönberg, ein geborener Dresdener, hatte in Petersburg reich geheiratet und als Kaufmann glückliche Geschäfte gemacht. Dann hatte er sich nach seiner Vaterstadt zurückgezogen, um hier zu privatisieren und seine Kinder zu erziehen. Die letzteren waren mit uns in gleichem Alter. Der älteste Sohn August, ein braver Junge von robustem Körperbau und ehrlichem geraden Wesen, war mein Spezial. Er war sogar gleich mir in Petersburg geboren, daher wir uns schon durch Landsmannschaft verbunden glaubten und treulich zueinander hielten. Ich erinnere mich nicht, daß ich mich je mit ihm veruneinigt hätte. Wir blieben Freunde bis ins Mannesalter und wären es heute noch, wenn ihn mir nicht der Tod entrissen hätte. [S. d. Abbildung.] Sein jüngerer Bruder Eduard, ein zarter, geistig sehr begabter Knabe, war wie der meinige ein Dresdener Kind. Wir nannten diese beiden „Sächsers" und sie uns „Peters". Ein dritter Bruder endlich und ein Schwesterchen waren noch sehr klein, belebten aber unsern Kinderkreis auf ihre Weise.

In diesem reichen Hause verlebten wir sehr frohe Stunden. Es gab da Alles, was das Herz sich wünscht: Schaukelpferde, sehr natürliche, mit Fell überzogen und glänzenden Geschirren, Federbälle, Brummkreisel, Kegelschub und Billard, und nicht das Schlechteste war der schöne Garten mit schattigen Alleen und blühenden Gesträuchen, mit Kinderbeeten, Schaukeln und vielem Raum zum Wildern und Stelzengehen. Es war ein Kinderhimmel, der sich auch noch dadurch empfahl, daß die weiche, bis zur Schwäche gütige Hausfrau unsere Spiele zwischendurch und häufig durch ein Tellerchen mit Obst, mit Kuchen oder anderen Delikatessen zu unterbrechen wußte.

Die Mutter pflegte uns aus Grundsatz wenig Leckereien und niemals außer der Zeit zu essen zu geben, wofür ich ihr noch heute danke. Dafür freilich vertrugen wir's in fremden Häusern desto besser, und namentlich bei Schönbergs, die sehr gut lebten. Herr Schönberg hielt persönlich was auf gute Küche. Er urteilte in Geschmackssachen weniger illusorisch als reell, und man sah Männer an seiner Tafel, die auf ein Butterbrot nicht einzuladen waren, selbst große Herren wie den russischen Fürsten Putjatin, der seit langer Zeit in Dresden domizilierte.

Besagter Fürst war für uns Kinder im höchsten Grade bemerkenswert, da er jenen schätzbaren Originalen angehörte, über deren Aussterben

neuerdings so viel geklagt wird, mit denen Dresden aber dazumal noch reichlich versehen war. Sie fanden sich in allen Klassen der Gesellschaft, und es steht wohl nichts im Wege, diese Blätter mit den Umrissen einiger der hervorragendsten Gestalten dieser Art zu illustrieren.

Wer Peter Groll war, wußte jedes Kind. Daß dieser Mann aber weder Peter hieß noch auch Groll und nur die Kinder ihm seiner grollenden Gemütsart wegen diesen Namen angelästert hatten, das wußten nur Wenige. Früher war er Schirrmeister bei der Post gewesen, jetzt aber privatisierte er, aus mir unbekannten Gründen, wahrscheinlich seiner Grobheit wegen.

Peter Groll war einer von denen, die Falstaff gespaltenen Rettichen vergleicht, ein kleiner Mensch mit übergroßem Kopf und kurzen Säbelbeinen. Dazu trug er ein paar Kanonenstiefel mit Sporen, einen ungeheueren Stürmer und einen sauerkrautfarbenen Frack, der bis an die Ferſen reichte. Die Frackschöße, in denen seine Fäuste steckten, standen weit ab vom Leibe, weil sie vollgepfropft mit Steinen waren. Nicht daß er Mineralog gewesen wäre; er war nur bewaffnet und hatte dies der Kinder wegen nötig, die ihm wie Krähen einem Käuzchen in hellen Haufen folgten, unablässig „Peter Groll" schreiend. Plötzlich drehte er sich dann um, fuhr mit vollen Fäusten aus den Taschen, und die Kartätschen sausten unter die zerstiebende Brut, die ihm im nächsten Augenblicke wieder schreiend folgte. Er brauchte daher sehr viele Steine.

Man hätte denken sollen, daß solche Lebensart unangenehm gewesen wäre; doch mußte Groll es anders ansehen, denn wenn er zufällig einmal ungeschoren blieb, schien ihm doch etwas zu fehlen. Mein Bruder war einmal Zeuge, daß er in den Taschen rasselnd stehen blieb, sich rund umsah und wie Goliath gegen die Philister ausrief: „Will denn alleweile keener kummen? Wo sein denn heite alle Luderſch!"

Der schen genannte Hofrat von Zezschwitz pflegte es gern zu erzählen, wie auch er die Bekanntschaft jenes Mannes gemacht hatte. Von einem Ausflug in die Oberlausitz, wo er begütert war, heimkehrend, lag Zezschwitz am heißen Nachmittage schlummernd in der Wagenecke, während der Postillon an einer Waldschenke, der Schenkhübel geheißen, die Pferde verschnaufen ließ. Da ward der Schlag aufgerissen und ein Unbekannter schwang sich ein. Zezschwitz rieb sich die Augen. Er habe nicht das Vergnügen, sagte er, den Herrn zu kennen, und müsse bitten, ihm seinen Wagen allein zu überlassen. Jener aber legte seine Frackschöße auf den Knien zusammen und erwiderte: „Ich will se was sagen, heren se, und das kennen se sich überlegen: Das da hier is Bostgeschirre, und meine Berson is Scherrmeister bei der Bost gewest. So wäre ich wohl ooch noch dermit fahren kennen, so gut wie euer, heren se!"

„Lieber Schwager! – redete Zezschwitz jetzt den herantretenden Postillon an – vielleicht kannst du den Herrn Schirrmeister hier überreden, daß er sich lieber auf den Bock verfügt." Aber der Schwager hatte seinen Mann schon bei den Stiefeln. „Luder!" schrie Peter Groll. Doch damit lag er

auch ſchon unten, und dahin rollte der Wagen, von einem Steinhagel verfolgt. Herr von Zezſchwitz wunderte ſich am meiſten darüber, daß der Poſtillon über den ganzen Vorfall auch kein einziges Wort verlor.

So entſinne ich mich auch, daß mein Bruder bei Gelegenheit einer Fahrt nach Loſchwitz ſehr entzückt aufſchrie: „Schnell, Mutter! da geht Peter Groll!“ Die Mutter, die von dieſem wohl gehört, ihn aber nie geſehen hatte, bog ſich aus dem Wagen und fuhr ſogleich entſetzt zurück. Ihr Blick war in nächſter Nähe einer blutroten, weit ausgeſtreckten Zunge begegnet — von der Größe einer Rindszunge, wie ſie behauptete — welche ſich ihr aus dem weiten Rachen eines kirſchroten Nußknackergeſichtes entgegenſchwang. Dies kleine Erlebnis war ihr trotz ihres gerechten Schreckens ſo lächerlich geweſen, daß ſie ſich noch in ſpäteren Jahren daran zu erheitern pflegte.

Nicht minder berühmte Figuren waren die alte Marliſe und der Buchhändler Helmert. Erſtere, die mit Meerſchweinchen, Kaninchen und Kanarienvögeln auf offenem Markte höferte, lag ebenfalls in ewiger Fehde mit der Jugend und überdem mit jeder Art von Straßenhunden, die eine unwiderſtehliche Neigung zeigten, ihre Hinterbeine an den Meerſchweinbauern aufzuheben. Die Kinder dagegen machten unabläſſige Verſuche, ohne Geld zu kaufen, bloß um ſich an dem entſetzlichen Schelten der Alten zu ergötzen und bei dieſer Gelegenheit manchen erquicklichen Hieb davonzutragen, dergleichen das erboſte Weib, ohne ſich zu erheben, mit ihrer langen Angelrute austeilte, einerlei wo's hinkam, über Köpfe oder Bäuche.

Helmert dagegen war der große Liebling aller Kinder. Die Tradition berichtete, daß er vorzeiten eine eigene Verlagshandlung beſeſſen habe; da er aber vermöge ſeiner großen Gutmütigkeit den Vorteil ſeiner Kunden mehr als ſeinen eigenen im Auge hatte, ſo war er nachgerade ſo heruntergekommen, daß ſein ganzes Vermögen ſich endlich auf den Haufen alter Bücher beſchränkte, mit denen er zu meiner Zeit am Neumarkt an einem offenen Tiſche marktete.

Als ich auf meinem Wege nach der Haanſchen Schule das erſtemal an ihm vorüberkam, wich ich ihm ſeines Ausſehens halber aus. Ein ſchwarzes Tuch, turbanartig um den kleinen greiſen Kopf gewunden, die übrige Mumie aber mit einem langen feuerroten und talarartigen Schlafrock bekleidet, glich er einem Hexenmeiſter, der durch ein Wunder dem Brandpfahle entſprungen iſt. Da ich ihn indeſſen bei öfterem Vorübergehen im freundlichſten Verkehr mit Kindern fand, faßte ich Zutrauen. Ich kaufte einiges bei ihm und ward Zeuge, wie er armen Knaben, die blaß und hungrig ausſahen, die abgenutzten Schulbücher, um die ſie handelten, ganz unentgeltlich überließ. Daß er nur ein einziges Geſchirr beſäße und auch aus dieſem ſpeiſe, erzählte ſich die Jugend im Vertrauen.

Dergleichen vorurteilsloſe Leute gab es außerdem noch mehrere. Unter allen aber der merkwürdigſte war ohne Zweifel jener ruſſiſche Fürſt Putjatin[1], den ich zwar täglich auf der Straße ſah, der mir aber im Schönbergſchen

[1] Fürſt Nikolaus Putjatin (* 1749 in Kiew, † 1830 in Dresden), zuerſt ruſſiſcher Offizier, dann, ſeine techniſche Begabung verwertend, Oberbauintendant, lebte ſeit

Hauſe im Verkehr mit andern Menſchen doppelt intereſſant war. Der Fürſt gehörte der vornehmſten Geſellſchaft an, er war ein gebildeter, geiſtvoller und ſehr kenntnisreicher Herr, doch aber etwas ganz Apartes und ſeine Erſcheinung ſo auffällig, daß ich nicht weiß, wem es mehr zur Ehre gereichte, ihm oder der Straßenjugend, wenn dieſe ihn nicht nur ungehudelt ließ, ſondern ihm ſogar mit Achtung auswich.

Meine Dresdener Zeitgenoſſen werden ſich erinnern, daß ihnen jezuweilen bei Regenwetter ein wandelndes Schilderhaus oder ein Pavillon von ſchwarzem Taft begegnet iſt. Das war der Fürſt. Sich bei Exponierung des ganzen übrigen Körpers nur allein den Kopf zu ſchützen, hielt er nicht für zuträglich und erfand daher dieſe Veranſtaltung, welche, mit kleinen Glasfenſtern verſehen, die ganze Geſtalt bis an die Knöchel bedeckte.

Bei ſchönem Wetter war etwas mehr zu ſehen. Der Fürſt trug alsdann eine zweckmäßige, ſehr großſchirmige Mütze, blaue Brillen, das breite ſchwarze Halstuch übers Kinn gezogen, und einen langen, bis an die Füße reichenden, feſt zugeknöpften Überrock. Rechts von der Bruſt herab hing an einem ſilbernen Haken das anſehnliche Paket jenes kompendiöſen Schirmes, links aber eine elegante Hundepeitſche und eine große Flöte oder Schalmei. Vor ihm her bewegten ſich ein paar Möpſe, welche toub zu ſein ſchienen, denn ſie kehrten ſich ebenſowenig an die ſtarken Signale, die der Fürſt ihnen von Zeit zu Zeit auf ſeiner Schalmei gab, als er ſich an ihren Ungehorſam. Er begnügte ſich, ihnen ſeinen Willen kundzutun, es ihnen überlaſſend, ob ſie ſich fügen wollten oder nicht. Ohne ſeine Hunde aber ſah man ihn nie. Er liebte und bewunderte ſie wie ihr ganzes Geſchlecht und pflegte zu behaupten, die Hunde ſeien die eigentlichen Menſchen, die Menſchen eigentlich Hunde.

Übrigens war es nur Wenigen bekannt, daß man unter dem langen Überrock des Fürſten vergebens nach Beinkleidern geſucht haben würde. Putjatin nannte beſagtes Kleidungsſtück die unlautere Urſache vielfacher Unluſt. Es wäre ihm nicht unwahrſcheinlich, ſagte er, daß ſowohl Römer als auch Bergſchotten ihre bekannte Mannhaftigkeit nur der Sansculotterie zu danken hätten, und Rückſichten, die man ſich ſelber ſchulde, ſeien Grund, ſie abzulegen. Auch ging Se. Durchlaucht hierin allen mit gutem Beiſpiel voran, indem er ſich begnügte, beide Beine von oben bis unten gleich Wickelkindern mit Leinwandſtreifen zu umwinden. Dieſe Art von Toilette, die er ſich herbeiließ, eines Abends bei Schönbergs vorzuweiſen, glich einem geſchienten Knochenbruche und flößte uns Kindern Entſetzen ein.

Überhaupt hatte der Fürſt ſo ſeine eignen Sanitätsmaximen. Zum Beiſpiel genoß er niemals Brot im primären Zuſtande, wie es der Bäcker liefert, ſondern nur geröſtet, in welcher Form er es auch in fremde Häuſer mit ſich führte, ſogar an den Hof. Er hatte nämlich ermittelt, daß im rohen Brote, wie er es nannte, wenn auch nicht chemiſch nachzuweiſen, doch ein verzweifelt ſcharfer Giftſtoff ſtecke, welcher die Not der Skrofeln

1793 in Dresden, im Sommer in dem von ihm erbauten originellen Landhaus in Klein-Zſchachwitz. Vgl. die Broſchüre von R. v. Lyaw: Fürſt P. (Dresden, Baenſch. 1883).

erzeuge und nur durch Röſten zu paralyſieren ſei. Auch hörte man ihn dartun, der offenbare Grund ſehr vieler Übel ſei der, daß man die Haut unausgeſetzt durch Kleidung oder Betten den Einwirkungen der Luft entzöge. Nun ſei es leider nicht tunlich, durchgehends nackt zu gehen wie die Kaffern, doch wolle er Herrn Schönberg hiermit allen Ernſtes tägliche Luftbäder angeraten haben. Daß Se. Durchlaucht dieſe ſelbſt brauche, war ſehr bekannt. In ſeinem Empfangszimmer hatte er ſich ein Entreſol oder Zwiſchendeck erbaut, auf welchem er, unſichtbar für die Beſucher, die er im untern Raume annahm, ſich mit ihnen beſtens unterhaltend in puris naturalibus umherzuwandeln pflegte. Auf dieſe Weiſe glaubte er, die verlorene Zeit der Viſiten am zweckmäßigſten auszunutzen.

Man mag aus alledem entnehmen, daß es dem Fürſten nicht an Ideen fehlte; er triefte vielmehr von Erfindung. Wenn er zur Winterszeit nach Hofe fuhr, ſo ſah man Dampf aus ſeinem Wagen gehn, weil er ihn heizbar gemacht hatte. Bei ſchönem Sommerwetter dagegen zeigte er ſich in zurückgeſchlagener Kaleſche – wie weiland König Richard III. zwiſchen den beiden Biſchöfen – zwiſchen zwei anſehnlichen Blasbälgen, welche, durch die Bewegung der Wagenräder in Tätigkeit geſetzt, ihm Kühlung ſpendeten, und zwar ſo energiſch, daß er ſich genötigt ſah, den Hut zu halten.

Für ſeine zweckmäßigſte Erfindung aber hielt der geiſtreiche Herr eine gewiſſe Zuckerſägemaſchine, welche er eines Abends im Schönbergſchen Hauſe arbeiten ließ. Wir Kinder wurden gerufen und ſtaunten die neue Maſchine beſcheiden an. Auf dem Tiſche ſtand ein kleiner Sägebock von poliertem Buchsbaum, zuſammengeſetzt aus einer niedrigeren und einer höheren Gabel, auf denen der Zuckerhut wagerecht zu liegen kam, den zwei Livreebediente mittelſt einer gewöhnlichen Säge in zollſtarke Scheiben zerteilten. Es war ihnen jedoch keineswegs geſtattet, ſchlechtweg zu ſägen, wie man Holz ſägt, ſondern es mußte dies in einem vorgeſchriebenen Takt geſchehen, den ich nicht anders zu bezeichnen wüßte, als mit drei Viertelnoten und einer Viertelpauſe. Davon hing Alles ab, ſagte der Fürſt. Endlich wurden die abgeteilten Scheiben nach demſelben Takte mit Meſſer und Hammer in gleichmäßige Würfel zerſchlagen.

Worin der Vorteil dieſer Maſchine läge? flüſterte mir Auguſt zu. Ich wußte es aber nicht.

Gemüts- und Fußbewegung

Nach dieſen Abſchweifungen wende ich mich nun wieder dem Schönbergſchen Hauſe zu und dem Anteile, den es an meiner Menſchenbildung hatte. Zu jener Zeit nämlich, als wir das Haanſche Inſtitut verließen, hatten Schönbergs meinen Eltern das freundnachbarliche Anerbieten gemacht, uns Kinder an dem häuslichen Unterrichte der ihrigen Anteil nehmen zu laſſen; ein Vorſchlag, der dankbar angenommen wurde. Namentlich war ich ſehr einverſtanden mit dieſem Arrangement, da mir der Lehrer, Herr Magiſter Schulz, wegen ſeines freundlich ſanften Weſens ſchon früher wohlgefallen hatte. Ich war ihm gut und lernte daher auch gut bei ihm.

Zum erstenmal fand ich jetzt Vergnügen am Lateinischen, und selbst die Rechenstunde war zu ertragen. Wir rechneten um Pfeffernüsse; wer's zuerst hatte, steckte seine Nuß ein. Und wie sehr interessierte mich die mathematische Geographie! zu hören, wie die Erde sich am unsichtbaren Faden um die Sonne schwinge, wie Tag und Nacht entstehen und die verschiedenen Jahreszeiten. Auch in der Logik machten wir einen Anfang zur Regulierung der Begriffe. Geschichte und Naturgeschichte waren angenehme Promenaden durch die Wunder Gottes im Menschengeiste und in der Natur.

Vor allem aber zogen mich die Religionsstunden an, die ersten in meinem Leben, vielleicht, weil sie weniger regelrechtem Unterrichte als vielmehr Erbauungsstunden glichen, bei denen man sich ganz passiv verhalten konnte. Der Lehrer wirkte ausschließlich aufs Gefühl, ohne uns mit Memorieren oder Schreibereien zu belästigen. Er las uns zu dem Ende einen Abschnitt aus den Evangelien vor und sprach darüber oft so rührend, daß ich mich entsinne, wie wir bisweilen alle miteinander, nicht nur wir Kinder, sondern auch der Herr Magister selbst mit seinem tiefbewegten pockennarbigen Gesicht, in Tränen der Rührung zerflossen.

Schulz war Rationalist; er konnte uns deshalb nichts Positives geben und ließ uns in der Tat ganz unwissend in allen wesentlichen Elementen des Christenglaubens. Was er indessen selber hatte, das gab er uns. Er erwärmte unsere Herzen für die Schönheit der Tugend Christi und suchte uns zur Nachfolge anzureizen. Auch sprachen seine gemütlichen Vorträge mich in so hohem Grade an, daß sie mich zum wiederkäuenden Tiere machten. Was ich behalten, schrieb ich nachher zu Hause aus eignem Antrieb nieder, mich noch einmal daran erbauend.

Mit diesen Stunden hoher Weihe kontrastierten andere, welche zunächst nicht die Rührung des Herzens, sondern die der Füße bezweckten. Die Schönbergschen Kinder waren nämlich auch mit Tanzunterricht behaftet, an dem wir gleichfalls teilnehmen durften. Zu dem Ende erschien zweimal in der Woche ein entsprungener russischer Leibeigener, namens Jededoff, der in Dresden als Tanzmeister blühte, und stülpte unsere Füße von den Hacken auf die Spitzen.

Ich gestehe frei, daß diese Sache anfänglich nicht ohne Bedenken für mich war, weniger wegen des Zwanges, den ich dabei zu erleiden hatte, als vielmehr wegen der vier kleinen Mädchen aus der Schönbergschen Verwandtschaft, die sich mit weißen Handschuhen und netten Kleidern dazu einzufinden pflegten. Nicht daß sie so fürchterlich gewesen wären, auch ging Freund August zutraulich genug mit ihnen um, aber ich konnte ihm das nicht nachtun. Die kleinen bunten Wesen waren mir zu fremd, sie genierten mich, und ich dachte, daß ich in ihren Augen ein Einfaltspinsel wäre.

Dennoch geschah das Wunder, daß gerade sie es waren, oder vielmehr war es Eine von ihnen, die mich mit der Tanzstunde versöhnte. Diese kleine Hexe hieß nach ihrer Tante Schönberg Katharina, wurde auch Kathinka oder Käthchen genannt, wie's gerade kam, und war ein feines Kind. Mir

fiel zuerſt die Grazie ihrer Bewegungen auf, dann ihr eigentümlich zartes Ausſehen, das ich der Blüte des Sauerklees vergleichen möchte. Je öfter ich ſie ſah, je beſſer gefiel ſie mir, ſie ſtahl ſich immer tiefer in mein Herz, und ich hatte bald nur Augen für ſie allein. Dennoch wagte ich es nicht, ihr zu nahen, ja, ſo erhaben ſchien ſie mir in ihrer Anmut, daß, als wir endlich von den erſten Vorübungen, den Verbeugungen, Knickſen und einzeln einſtudierten Pas zum eigentlichen Tanzen übergingen, mir der Mut fehlte, gerade ſie aufzufordern.

In der Tat, wenn die Mädchen nicht aggreſſiver wären als wir, ſo achte ich dafür, es ſei unmöglich, daß jemals ein Paar zuſtande käme. Käthchen fing ſelbſt an. Sie war es, die mir eines Morgens mit großer Freundlichkeit das erſte Tänzchen proponierte. O, da ging's prächtig! Der Meiſter Jedeboff rief „Bravo!" und Käthchen flüſterte mir zu, ſie hätte mich recht lieb, und ich ſollte ſie bald wieder holen. Hatte mich doch vordem ſchon der bloße Anblick ihres Hütchens oder Schleiers bewegt, wenn ich dieſe Dinge im Vorzimmer liegen ſah, und nun hielt ich gar das kleine Weſen ſelbſt in den Händen, flog mit ihr durch den Saal hin, und ſie nahm mir's gar nicht übel, wenn ich ihr ſagte, daß ich mit ihr am allerliebſten tanze.

Zu weiteren Erklärungen zwiſchen uns kam's nicht, und ſie wären auch unnütz geweſen, da ſie nur Wiederholungen der erſten ſein konnten. Aber Katharina war fortan meine Kaiſerin. Ich lebte ihr zu Dienſt, ich tat ihr Alles an den Augen ab, und vor dem Hauſe, da ſie wohnte, ging ich mit gezogener Mütze vorüber, obgleich ich wußte, daß ihre Zimmer nach dem Garten lagen. Mein einziger Vertrauter in dieſer Sache aber ward mein Bruder, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Der Hofrat Zezſchwitz hatte einen wahren Engel von kleinem Töchterchen mit Namen Sally[1], nach welcher auch die vor den Franzoſen gerettete Puppe meiner Schweſter benannt war. Bei ihrem zarten Alter aber – ſie zählte erſt drei Jahre – war ſie von uns Knaben nicht eben ſonderlich beachtet worden. Nun traf es ſich, daß jener liebe väterliche Freund uns beide Brüder eines Abends in froher Laune gemeinſchaftlich umfing, verſichernd, Einer von uns müſſe ſein Schwiegerſohn werden, er habe es auch dem Fräulein ſchon geſagt und ſie ſei einverſtanden. Mein Vater ſagte augenblicklich Ja dazu, ſo ſolle es ſein, und ich als der Ältere ſolle mich zuerſt entſcheiden.

In großer Aufregung zerrte ich den Bruder ins dunkle Nebenzimmer, und indem ich ihm hier die Vorteile dieſer Verbindung auseinanderſetzte, beſtürmte ich ihn mit dem Verlangen, daß er ſich melden ſolle.

Ich ſei aber doch der Ältere, ſagte der Kleine, ich müſſe anfangen, und ich meinerſeits verſicherte, daß ich das auch wolle, aber nicht mit Sally, auf welche ich zu lange warten müſſe. Darauf ließ ich mir die heiligſte Verſchwiegenheit geloben und, von der Dunkelheit begünſtigt, entdeckte ich meinem Bruder, daß ich ſchon eine andere liebe, nämlich Käthchen.

[1] Sally v. Zezſchwitz (1808–1839), ſeit 1835 vermählt mit W. v. K.s Vetter, dem Landſchaftsmaler Conſtantin v. Kügelgen.

Eine Weile war er still, dann sagte er ganz trocken: „Die liebe ich aber auch."

Das war entsetzlich! „Lieber Dicker!! – sagte ich – ich habe dir immer viel zu Gefallen getan, nun tu mir nur das und nimm die Sally. Dann kannst du machen, was du willst, du kannst auch mit meinen Sachen spielen und mit meinem Farbenkasten malen."

Da reichte der Edle mir die Hand und sagte fest: „Ich will sie heiraten."

3. Kapitel — Bedrängnisse und Schrecken

Auf dunklem Grunde erscheinen oft die schönsten Farben, und schlimme Zeiten können den kleinen Freuden, die sie übrig lassen, wohl zur Folie dienen. So war auch mein liebes Dresden im Frühjahr 1813 eigentlich kein Ort für Spiel und Tanz, und die Zeit so böse, daß ich heute nicht begreife, wie wir Kinder überhaupt nur ungefährdet zu einander über die Straße kommen konnten.

Die mörderische Schlacht von Bautzen war geschlagen. Der Schnitter Tod hatte eine reiche Ernte im Schoße der Erde geborgen, und was er übrig ließ, hatten die Ährenleser aufgesammelt. Zwanzigtausend mehr oder minder verstümmelte Muttersöhne wurden in die Dresdener Hospitäler eingespeichert, und viele Hunderte von Wagen, angefüllt mit den Jammergestalten Verwundeter, passierten unsere Fenster täglich. Die Stadt glich einem einzigen großen Lazarette, und aus den allerwärts, selbst in Privathäusern, dazu hergerichteten Lokalen tönte das Geschrei der armen Opfer, die von neuem unter den Messern der Chirurgen bluteten. Selbst wir Kinder wurden jezuweilen unfreiwillige Zeugen solcher Szenen, die noch lange Zeit danach in meine Träume reflektierten. Der Pöbel aber, welcher des Entsetzens nie genug hat, fabelte noch überdem von ganzen Ladungen unheilbar Kranker, die, um mit ihnen zu räumen, nachts in den Strom geschüttet würden. Man haßte die Franzosen wie den Tod, man traute ihnen Alles zu und glaubte Alles. Wahrhaftig nein, das waren keine Zeiten für die Gedanken eines Freiers.

Es waren aber nicht allein die Kranken, auch die Gesunden zehrten an dem Mark der Stadt. Die Häuser waren dermaßen mit Einquartierung überfüllt, daß im „Gottessegen" allein ab und zu bei fünfhundert Mann auf einmal lagen und wir uns auf wenige Hinterzimmer reduziert sahen. Auf den Straßen tobte ein ununterbrochenes kriegerisches Durcheinander; zahlreiche, fortwährend aus dem Westen anlangende junge Mannschaft wurde einexerziert, Adjutanten, Kuriere, Ordonnanzen jagten durcheinander, Batterien rasselten, und arme Bauern, die Vorspann leisten mußten, prügelten ihr müdes Vieh und wurden von französischen Kommissären und Gensdarmen selbst geprügelt. Mord und Totschlag fehlten auch nicht.

So schallte eines Abends, da wir eben zu Bett gehen wollten, von der entfernten Ränitzgasse über unsern Garten herüber der furchtbar grelle Schrei: „Herr Jesus Christus!" Dies Wort ward trotz der Entfernung

Theodor Körner als Student.

Zeichnung von Gerhard v. Kügelgen.

Theodor Körner ſehe ich noch, wie er Abſchied nehmend vor meinen Eltern ſtand. Seine ſchöne Geſtalt, der begeiſterte Blick ſeines Auges, ſein freundliches Weſen ſowie die gute Meinung, die Jeder von ihm hatte, das alles machte mir den lebhafteſten Eindruck, und dankbar empfand ich's, daß er auch mich in ſeine Arme ſchloß. S. 94.

Die Geſchwiſter Adelheid, Wilhelm und Gerhard.

Ölgemälde von Caroline Bardua, vollendet von Gerhard v. Kügelgen.

deutlich von uns allen verstanden, und mir fuhr's durch Mark und Bein, als gleichzeitig mein Vater aufsprang und sagte: „Da ist ein Mensch erschlagen!"

Am andern Morgen erfuhren wir, daß zwei französische Grenadiere sich eines Mädchens bemächtigt hatten; sie rief um Hilfe, und ein des Weges gehender sächsischer Dragoner, der ihr beistehen wollte, war unter obigem Geschrei mit gespaltenem Schädel zusammengebrochen.

Dergleichen Unordnungen erschreckten jezuweilen die Bevölkerung, obgleich man andrerseits den französischen Behörden hinsichtlich ihrer Sorge für die öffentliche Sicherheit Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Sie zeigten guten Willen und mochten tun, was sie konnten; aber die Zusammenhäufung von Kriegsvolk in der verhältnismäßig kleinen Stadt war zu bedeutend und diese jüngste französische Armee zum großen Teile aus Gesindel aller Art zusammengesetzt. Eine eiserne Disziplin, wie sie die Russen hielten, mochte bei den damaligen Franzosen nicht möglich sein.

Zu solchen Drangsalen kam noch die Furie der Teuerung. Die unentbehrlichsten Lebensmittel waren kaum für Geld zu haben, und die Not erreichte eine solche Höhe, daß der Magistrat den Brotverkauf selbst an sich nahm. Mein Vater mußte in jener Zeit täglich in Person aufs Rathaus gehen, um zu erhalten, was ihm nach gewissenhafter Teilung zukam, und befremdlich genug sah es aus, wenn der treffliche Mann, unter jedem Arm ein Brot, nach Hause kam. Ein Sack Erbsen oder ein Pfund Reis waren damals namhafte Geschenke, die wohlhabende Familien sich unter einander machten.

Ich erinnere mich der Freude, die wir Kinder hatten, als es am 11. Mai, dem Geburtstage meines Bruders, der guten Mutter gelungen war, für Geld und gute Worte den ganzen Vorrat einer benachbarten Konditorei auszukaufen, der doch nur in drei kleinen altbackenen Brottörtchen, das Stück zu einem Sechser, bestand. Damit schloß sie uns in eine Kammer, um zu verhindern, daß die herumlungernden Franzosen die Leckerei witterten. Wir aber dünkten uns an eines Königs Tafel. Die kleine Schwester neigte den Kopf zur Seite und verspeiste ihren Anteil brockenweis mit halb geschlossenen Augen, mein Bruder machte sich vier gleiche Teile und zählte zwischen jedem Teil bis fünfzig, und ich verschlang die ganze Herrlichkeit auf einmal.

Diese Not an Lebensmitteln ward durch den zehnwöchentlichen Waffenstillstand, der mit Anfang des Monats Juni eintrat, nicht wesentlich gemildert. Immer noch lebte die große Mehrzahl der Erwachsenen mehr von Angst und Ärger als vom Brote. Die ganze Umgegend war verwüstet und aufgezehrt. Dreißigtausend Garden mußten fortwährend allein von der Stadt erhalten werden, und der altangeerbte Wohlstand der meisten Hausbesitzer ging in die Wicken. Zwar brachte der Glanz des kaiserlichen Hoflagers viel Geld in Umlauf, aber kein Brot, und auch jenes floß wesentlich in die Taschen auswärtiger Spekulanten. Die hohen Gäste und die vielen Herrlichkeiten, die man zu sehen kriegte, wie z. B. die besten Kräfte der Pariser Bühne, halfen wohl verzehren, aber nicht ernähren.

Ein Kindermord und seine Folgen

Weniger nachteilig als die lebendigen Schauspieler wirkte in konsumtiver Beziehung ein großes, ebenfalls von Paris herangewandertes Marionettentheater. Etwas Vollkommeneres war noch nicht gesehen worden, und Jedermann, der Zeit und Muße fand, ergötzte sich daran. Uns Kinder brachte eines Abends der von Leipzig angereiste Vater Volkmann hin.

Wir hatten noch niemals ein Theater gesehen; aber obgleich wir eigentlich nicht recht wußten, was da vorgehen würde, erwarteten wir doch immer etwas recht Erkleckliches, dem vielen Geld entsprechend, das Volkmann an der Kasse gezahlt hatte. Auch sprachen uns der dekorierte Saal, der Kronleuchter, die vielen Menschen und der schön gemalte Vorhang, den wir für eine Wand hielten, schon recht an. Ich nahm die Vereinigung dieser Dinge für die Komödie selbst und saß in der behaglichsten Stimmung auf meiner Bank. Beim Beginn der Ouvertüre sahen mein Bruder und ich uns bedeutungsvoll an. Wir fanden, daß eine Komödie ein Staatsvergnügen sei.

Wer aber beschreibt unsere Überraschung, als es nun klingelte, die bunte Rückwand vor unseren Augen aufrollte und dem Blicke freie Aussicht auf die herrlichsten Paläste gestattete. Wir sahen abwechselnd Jerusalem und Bethlehem, denn das Stück stellte den Bethlehemitischen Kindermord vor. Ich war ganz wie bezaubert. Das Unnatürliche und Steife in den Bewegungen der Puppen störte mich nicht. Vielmehr war es mir ausgemacht, daß diese Würde und Einfalt der Manieren vor zwei Jahrtausenden wirklich gang und gäbe gewesen sei. Auch ist es nicht zu leugnen, daß die Volkspoesie der Puppenspiele wegen ihres fürchterlichen Ernstes und ihres Mangels an spielender Reflexion sich der Großartigkeit des alten Heldenliedes nähert. Wie prächtig war dieser dunkelrote König Herodes! Wie zermalmend sein Grimm, als er sich vom Throne erhob und zornig mit seinem Reichsapfel Fangeball spielte! Und wie rührend sah es aus, als die beklagenswerten, in tiefe Trauer gehüllten Mütter ihre Kinder zur Schlachtbank führten! Es war ein langer Zug, den das Orchester mit einem sanften Trauermarsch begleitete. Ohne Aufhören und Ende zogen sie vorüber, während man hinter der Szene das gräßlichste Massacre hörte.

Zu Hause hatte ich nichts Eiligeres zu tun als alles nachzumachen. Es wurde ein Theater konstruiert, gepappt, gekleistert und angestrichen. Auf Notenpapier malte ich den König Herodes und die Übrigen, wie sie mir im Gedächtnis waren, und schnitt sie sauber aus. Dann wurde mit der Aufführung des Kindermordes vorgegangen. Die Geschwister gaben Publikum und Orchester zugleich ab. Mein Bruder trompetete schmetternd mit dem Munde und schlug die Pauken auf seinem eignen Leibe, und auch die kleine Schwester machte tapfere Musik, bis ich klingelte und die Vorstellung ihren Anfang nahm.

Inzwischen wurden wir des einfachen Sujets bald überdrüssig. Ich fing an, mich in eigenen Ideen zu ergehen, und nun erst gewann die Sache rechten Reiz für mich. Ich wurde ein berühmter Puppenspieler unter

meinesgleichen, ja selbst Margarete verfehlte nicht, mir zuzusehen mit assez bien und fort joli! Und da ich Alles selbst machen mußte, Text, Malereien und Aufführung, so hatte ich immerhin auch meinen Nutzen von diesen Spielereien.

Mein Vater will sich nicht einsperren lassen

Der Monat Juli war zu Ende, desgleichen die Friedenshoffnungen, die sich an die Unterhandlungen in Teplitz, Prag und Dresden geknüpft hatten, und der Wiederausbruch der Feindseligkeiten stand in Aussicht. Es war nicht unwahrscheinlich, daß die Verbündeten – gestärkt durch den Anschluß Österreichs und Schwedens – jetzt darauf ausgehen würden, den Feind in seiner Operationsbasis anzugreifen, und mein Vater, der seine Familie den Drangsalen einer möglichen Belagerung nicht aussetzen wollte, entschloß sich, Dresden mit den Seinigen zeitweilig zu verlassen. Ein Brief aus Anhalt gab uns die Direktion.

Bei Gelegenheit meiner Harzreise habe ich des freundlich am Fuße des Gebirges gelegenen Ballenstedt schon gedacht. Hier wohnte eine Schülerin meines Vaters und sehr werte Freundin unseres Hauses, die talentvolle, nachmals in weiten Kreisen bekannt gewordene Caroline Bardua[1]. Sie hatte sich zum Zwecke ihres Studiums längere Zeit in Dresden und zwar in unserem Hause aufgehalten, wo sie sich der größten Wertschätzung erfreute. Selbst meine Mutter, die sonst für weibliche Genies sehr wenig Sympathien hatte, machte hier doch eine Ausnahme. In der Tat war Caroline auch eine von den Naturen, die in keinerlei Klassenbegriff aufgehen, man konnte sie mit hergebrachtem Maßstab nicht bemessen. Sie war etwas für sich und etwas Ganzes, was Jedermann gern respektiert. Gutmütig, lebhaft, keck, ideenreich und hochbegeistert für Menschen und Dinge, kehrte sie sich im persönlichen Verkehr zwar nicht allzu streng an hergebrachte Formen und Redensarten, aber es lag nichts Anstößiges in dieser Freiheit, weil die geniale Frische und höchst achtbare Solidität ihres Wesens jede Überschreitung ausglich. Für die Kunst hatte Caroline Bardua entschiedenen Beruf. An Ausdauer, Fleiß und Konzeptionsfähigkeit übertraf sie ihr Geschlecht und zeichnete sie sich aufs vorteilhafteste vor allen übrigen Schülerinnen meines Vaters aus, der sich ihrer daher auch mit besonderem Interesse angenommen hatte und sich ihrer Erfolge herzlich freute, solange er lebte. [S. d. Abbildung]

Jetzt nun hatte uns die dankbare, für ihren Meister und die Seinigen besorgte Schülerin seitens ihrer Eltern eingeladen, nach Ballenstedt zu kommen, wo das schön gelegene Barduasche Haus für Alle Raum bot.

[1] Caroline Bardua (1781–1864), Porträt- und Historienmalerin, in Weimar (zwei Porträts von Goethe) und 1808/11 in Dresden ausgebildet, lebte seit 1818 mit ihrer Schwester Wilhelmine (1798–1865) in Berlin, wo die Beiden in den literarischen und künstlerischen Kreisen eine gewisse Rolle spielten, seit 1852 wieder in der alten Heimat Ballenstedt. Vgl. ihr „Jugendleben", hrsg. von W. Schwarz (1874) sowie Westermanns Monatshefte Bd. 81 (1896/7).

Auch war jene saubere Bergstadt damals der rechte Ort für kriegsmüde Menschen, denn bis hierher war kein feindliches Bajonett gedrungen. Abgelegen und entfernt von großen Straßen, glich das Bernburgsche Oberherzogtum einer Insel, deren glückliche Gestade der stürmische Ozean nicht überschreiten darf. Freilich hatte der Herzog als Rheinbundfürst auch seine Kontingente stellen müssen. Seine Truppen hatten sich in Tirol und Spanien geschlagen, und seine Kassen mochten den Krieg wohl fühlen; im allgemeinen aber erfreute das Land sich aller Segnungen des Friedens und nahm trotz der erhöhten Steuern an Wohlstand zu, da es seine reichen Ernten bei hohen Preisen vorteilhaft verwerten konnte.

Unter diesen Umständen waren meine Eltern schnell entschlossen und trafen die nötigen Vorbereitungen zur Reise. Vor allem mußte für die zurückbleibende Margarete gesorgt werden, die keinen Platz im Wagen gefunden hätte. Sie wurde Schönbergs übergeben, welche gleich uns Dresden verlassen wollten, um sich eventualiter und fürs erste auf dem Ploßen niederzulassen. So hieß ein reizender Weinberg mit stattlichen Wohngebäuden und schönen Gärten, den Herr Schönberg in der Meißener Gegend besaß. Zwar hatte er es schicklich erachtet, dies Besitztum nach dem Namen seiner Frau in „Katharinenhof" umzutaufen, doch kehrte sich kein Mensch an die Verbesserung, selbst nicht die eigenen Kinder. Der alte gerechte Name triumphierte.

Margarete war somit wohl versorgt. Es wurde gepackt, und zwischendurch umarmte man die Schwarze Tante und andere Freunde, die Abschied nehmend ab und zu gingen. Bei dieser Unruhe des Aufbruchs fand mich mein Vater eifrig zeichnend. Ich kopierte aus einem Almanach mit mühsamen Sepiapunkten die Gestalt eines kleinen Mädchens, das am Wasserfalle sitzend Vergißmeinnicht zum Kranze windet.

Für wen das werden solle, fragte der Vater. „Ach!" sagte ich gedehnt, „die Käthchen hat mich um ein Andenken geplagt." — „Nun, so mache auch etwas Gutes" erwiderte der Vater, nahm mir den Pinsel ab und arbeitete mir selbst hinein. Die Zeichnung gelang weit über mein Vermögen, und August übernahm es, sie an ihre Adresse zu befördern.

Es war in der Mitte des August des Jahres 1813, als wir unsere Reise in dem Mietwagen des Lohnkutschers Hempel antraten. Das Reisepersonal bestand aus der Familie und einem Mädchen meiner Mutter mit Namen Rose, die beim Kutscher saß. Ich erinnere mich der Abfahrt nicht mehr; wohl aber mögen meine Eltern Gott gedankt haben, als sie die Stadt im Rücken hatten, die damals ihren schwersten Ängsten, der Schlacht bei Dresden und der späteren Belagerung, entgegenging.

Aber auch auf freiem Felde fehlte es nicht an Waffenlärm und Spuren der Verwüstung. Wir fuhren zunächst durch zerstörte Dörfer, und eine Brandstätte betrachtend hatte meine Mutter sich etwas vorgebeugt. Sie schien aber kein Glück mit Aussichten zu haben, denn sogleich fuhr sie mit dem Ausrufe zurück: „Nun helf uns Gott, da kommen gar die Türken!"

Auch sahen wir uns in wenig Augenblicken von dicht gedrängten Haufen türkischer Reiter umgeben. Inzwischen erklärte mein Vater sie nur für

verkleidete Franzosen. Es war das bekannte Mameluckenkorps, das Napoleon zum Andenken an Ägypten in den Ländern der Christenheit umherschweifen ließ. Meine Mutter schloß die Augen. Vor wirklichen Türken würde sie sich ohne Zweifel mehr gefürchtet haben, aber ihr Anblick hätte sie weniger verletzt als der von Christen, die als Türken gegen Christen zogen und jeden Augenblick gewärtig sein mußten, in ihrem Narrenkleide zu verenden.

Diesem Mameluckenmarsch entgegen konnten wir stundenlang nur langsam vorwärtskommen. Auch waren die Leute zum Teil betrunken, fingen Händel mit dem Kutscher an, schrien, fluchten, flunkerten mit blanker Klinge durch den Wagen und molestierten das Mädchen auf dem Bock, bis mein Vater Plätze mit ihr tauschte. So blieb die Reise bis Leipzig sehr beschwerlich, da wir überall Truppenabteilungen begegneten, die sich auf Dresden zogen. Alle Gasthäuser waren mit Offizieren überfüllt, das Nachtlager in Oschatz ganz abscheulich.

Dafür ward mir am zweiten Abend die Freude in Leipzig, meinen alten Lehrer Senff und den Freund Alfred zu umarmen. Wir blieben einen ganzen Tag bei Volkmanns, und ohne Zweifel sah ich in Leipzig recht viel Neues, doch hafteten nur Dinge, an denen nichts gelegen ist. So z. B. machte Alfred mich aufmerksam auf einen Herrn, der uns gegenüber im offenen Fenster lag und Tabak rauchte. Der Mann sah ganz wohl aus, hatte schwarzes Haar und schwarze Augen, eine große feingebogene Nase und trug einen dunkelblauen Rock.

Ich solle ja nicht lachen, warnte Alfred, es wäre ein französischer Spion. Einen Spion hatte ich noch nie gesehen, wußte nur, daß man dergleichen aufzuhängen pflegte. Ich sah daher den Mann in seinem blauen Rocke schon am Galgen und gönnte ihm von Herzen diese Erhöhung.

4. Kapitel — In Ballenstedt

Ungefährdet hatten wir das Ziel unserer Reise erreicht und waren im Barduaschen Hause aufs beste aufgenommen. Man hatte uns die ganze obere Etage eingeräumt, einfache, helle und geräumige Zimmer, wie die Mutter sie liebte, mit freier Aussicht nach allen Seiten. Gegen Morgen sah man über Gärten weit in das Land hinaus bis auf die fernen Türme Bernburgs. Nach Abend baute sich das nah gelegene Ballenstedter Schloß hoch und stattlich auf seinem grünen Wallberge auf, und gegen Mittag begrenzten die waldigen Berge des Tiergartens unmittelbar den kleinen wohlgepflegten Küchengarten des Hauses. Da endlich mein arbeitsamer Vater gleichfalls nach Norden freies Licht zum Malen fand, so entsprach diese Wohnung allen Bedürfnissen und Wünschen aufs allerbeste, und man richtete sich gar behaglich darin ein.

In der unteren Etage hausten unsere Gastfreunde, bei denen wir auch speisten. Der Hausvater Bardua, schon ziemlich hoch in Jahren, war herzoglicher Kammerdiener. Er war ein würdiger, freundlicher und bescheidener Mann, von seinem Fürsten und von Jedermann geschätzt. Wir Kinder wurden schnell mit ihm vertraut und nannten ihn Großvater. Da

ihn indessen sein Beruf fast unausgesetzt an die Person des Fürsten knüpfte und er wenig zu Hause war, hatte die Sorge für die Familie von jeher vorzugsweise in den Händen seiner klugen Frau gelegen. Diese war in ihrer Art sehr ausgezeichnet. Lebhaft und tatkräftig hatte sie sich in jüngeren Jahren tüchtig gerührt, und Alles, was sie unternommen hatte, war gelungen. Sie hatte den Wohlstand des Hauses geschaffen und ihn durch die Erziehung ihrer sehr begabten Kinder auch für die Zukunft gesichert. Ihr ältester Sohn war bereits in Coswig bei einer Landesbehörde angestellt, der jüngere besuchte noch das Bernburger Gymnasium. Wir fanden somit nur die beiden Töchter vor, die wackere Malerin Caroline und ihre jüngere Schwester Minchen, ein sehr geistvolles, wohlaussehendes Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, das sich mit uns Kindern gern zu schaffen machte.

Außer dem obberegten Hausgärtchen besaßen Barduas noch einen großen Obstgarten – von der Bienenzucht, die früher dort betrieben worden, der „Bienengarten" genannt – welcher als Enklave des herzoglichen Tiergartens mitten im Walde lag. Dieser Garten war seines herrlichen Obstes wegen berühmt, und namentlich war er reich an Pflaumen aller Arten und Gestalten. Hierher brachte Minchen uns vor allen Dingen, und während sie, mit der kleinen Schwester spielend, Puppengärtchen baute, fraßen wir Knaben uns tief in die Reineclaudenbüsche ein. Auch die gelben Pflaumen mit rotgesprenkelten Bäckchen, die großen Eierpflaumen und Muskatellerbirnen schmeckten uns recht sehr. Es ist unglaublich, welche Massen Obstes Kinder vertragen können; wir hatten das früher selbst nicht so gewußt und hielten Göttermahle, die unvergeßlich blieben.

Waren wir satt, so schwand das Interesse an dem Garten, er wurde uns zu eng trotz seiner Größe. Wir zogen dann die nächste Umgebung vor, ein bergiges, mit Niederholz bestandenes Terrain, weite Blicke von den Höhen und in den Niederungen trauliche Verstecke – was konnte es zum Spielen Besseres geben! Mein Bruder und ich gefielen uns so in dieser Wildnis, daß wir beschlossen, uns hier ansässig zu machen. Wir bauten an der Planke des Bienengartens ein Ding von Steinen, das wir, gelehrt wie wir waren, arx nemorosa, die Hainburg, nannten. Behufs des Burgfriedens wurden Gesetze erfunden, als deren wesentlichstes ein unverbrüchliches Schweigen galt, nicht nur, damit jeder denken konnte, was er wollte, sondern auch, um Vögel und andere Tiere nicht zu verscheuchen.

Als wir fertig waren, bezogen wir das Schloß, das freilich nur aus Grundmauern bestand; aber wir dachten uns das Übrige hinzu. Dort legen wir regungslos in tiefster Stille, blickten in das grüne Laubdach der überhängenden Birkenzweige, horchten dem Flüstern des Waldes, dem Hämmern des Spechtes und freuten uns des zarten Goldgitters, das die Sonne auf den rasigen Boden malte, wie der bunten Schmetterlinge, die darüber hin irrten. Wer uns so gesehen, hätte uns für tot halten mögen, und vielleicht tat dies auch die schlanke weiße Hirschkuh, die eines Morgens ganz in unserer nächsten Nähe aus dem Dickicht trat, wenn sie uns überhaupt bemerkte.

Aber im Augenblick waren wir lebendig und ſprangen auf das Tier ein wie die Pardel. Das ſtutzte, ſchreckte kurz auf, wandte ſich auf den Hinterläufen und fort ging die Jagd durch Dick und Dünn. Hatte das Wild ſeinen Vorſprung, ſo blieb es ſtehen und ſah ſich neugierig um. Dann duckten wir uns ins Heidekraut und ſuchten es auf allen Vieren zu beſchleichen, bis es aufs neue flüchtig ward.

Der Großvater Bardua hatte geſagt, daß man mit der Hand gefangene Hirſche behalten dürfe, nur müſſe man ſie beim Wedel faſſen, dann ſeien ſie gleich verloren. Solche Hoffnung gaben wir bald daran, aber wir hatten von unſerer Jagd doch den Vorteil, das ſchöne Tier recht lange in Sicht zu behalten, und dieſes vergnügte ſich vielleicht nicht minder mit uns zu ſpielen, bis ihm endlich die Sache nicht mehr anſtand und es auf Nimmerwiederſehen abging.

Der Hirſch war fort und wußte wahrſcheinlich, wo er war; wir wußten weder dies noch wo wir ſelbſt waren. Wir ſtießen indeſſen bald auf einen Jagdweg, und ſiehe da! ein leichtes Fuhrwerk flog daher, auf weichem Raſenteppich geräuſchlos hinrollend. Man hörte kaum den Tritt der großen Rappen, nur hin und wieder das Anſchlagen des Lederzeugs mit ſeinen ſilbernen Schnallen. Im Wagen ſaß ein ſtattlicher Herr im grünen Uniformsüberrocke und neben ihm ein Livreejäger, der die Kugelbüchſe hielt. Hintenauf war die Beute gebunden, ein ſchöner Damhirſch.

Wir traten zur Seite und grüßten ehrerbietig, denn darin waren wir einig, daß wir den Landesherrn[1] geſehen hatten, von dem im Barduaſchen Hauſe fortwährend die Rede war. Als wir bei Tiſch viel Redens davon machten, wurde unſere Vermutung beſtätigt, zugleich verwarnte man uns aber, von unſern Jagden als von polizeiwidrigen Freveln abzuſtehen. Den Herzog ſollten wir bald deutlicher zu ſehen kriegen.

Ein Beſuch bei Hofe

Der alte Bardua brachte die Nachricht mit vom Schloſſe, es habe ihn der Herzog nach uns Kindern gefragt, und da Se. Durchlaucht nichts ohne Urſache täte, ſo glaube er, daß wir in den nächſten Tagen zum Erbprinzen eingeladen werden würden. Das war eine wichtige, faſt ſchreckliche Neuigkeit, die uns in große Spannung ſetzte. Zwar hatten wir ſchon mancherlei Potentaten geſehen, den König von Sachſen, Napoleon und andere, aber nur von weitem auf der Straße, wie man Kirchtürme und ferne Berge anſieht, die einen weiter nichts angehen; dergleichen aber ordentlich zu beſuchen und mit ihnen zu ſprechen wie mit andern Leuten — ob das ein Vergnügen ſein werde? Die Mutter bezweifelte es. Sie fand überhaupt ſo vornehmen Umgang wenig geeignet für uns und wäre gern ausgewichen; der Vater aber meinte, wenn wir eingeladen würden, ſo bliebe doch eigentlich nichts anderes übrig als hinzugehen.

---

[1] Herzog Alexius Friedrich Chriſtian von Anhalt-Bernburg (1767–1834), ∞ 1794 mit Friederike Prinzeſſin von Heſſen-Kaſſel, geſchieden 1817, regierte ſeit 1796.

Inzwiſchen machte uns der Erbprinz[1] erſt einen Probebeſuch in Begleitung ſeines Gouverneurs, des Hofrats Beckedorff[2], welch letzterer, ſich mit meinem Vater in ein Geſpräch vertiefend, uns ſeinen Zögling überließ. Der Prinz war ein wohlgebildeter Knabe, ſchlank, von durchſichtig zarter Geſichtsfarbe und hochblond. Er mochte damals etwas über acht Jahre alt ſein und ſtand ſomit in der Mitte zwiſchen mir und meinem Bruder. Wir ſahen ihn uns genau an, etwa wie einen jungen Vogel Strauß, ohne daß er das Intereſſe, das wir ihm zeigten, zu erwidern ſchien. Er zeigte uns vielmehr die aufrichtigſte Gleichgültigkeit, bis es gelang, ihn unter die Pflaumenbäume des Gartens zu bewegen. Da wurde er handlicher. Er habe Ziegenböcke, ſagte er, und einen Fuchs, und wir könnten ihn am Nachmittag auf dem Schloſſe beſuchen.

Ziegenböcke und ein Fuchs ſind liebenswürdige Eigenſchaften. Wir ſahen den reichen Prinzen bewundernd an und freuten uns auf die Genüſſe des Nachmittags. Als ſich die Stunde indeſſen nahte und wir uns anziehen ſollten, fanden wir doch wieder einiges Bedenken. Der Prinz für ſeine Perſon zwar war uns nun bekannt, wie wir aber den Herzog und die Herzogin beſtehen ſollten, falls wir mit dieſen hohen Herrſchaften zuſammenträfen, das ſtand auf einem andren Blatte. Wohl waren wir bis dahin nicht in der ſchlechteſten Geſellſchaft aufgewachſen, nach dem Maßſtabe der großen Welt jedoch immer nicht in der beſten, und wer konnte wiſſen, was in jenen höchſten Kreiſen für feine Sitte herrſchte. Wir hatten davon die abenteuerlichſten Vorſtellungen und quälten uns mit hypochondriſchen Beſorgniſſen vor möglichen Flegeleien, die wir begehen könnten. Wir erkundigten uns daher ausführlich bei der Mutter, wie wir uns zu benehmen hätten.

Da trat der Vater ein und ließ ſich überaus tröſtlich vernehmen. Er ſagte, wir ſollten uns gar nicht benehmen, ſondern ſein wie immer, und wenn wir etwas weniger ungezogen wären, würde es nichts ſchaden. Man würde uns fragen, wie alt wir ſeien, wie wir hießen, wie unſere Schweſter hieße und ob wir ſie recht lieb hätten, vielleicht auch, ob es uns in Ballenſtedt und bei Barduas gefiele. Die Antworten würden wir wohl auswendig wiſſen. Im übrigen würden wir mit dem Prinzen ſpielen und dabei mehr auf ſein Vergnügen als auf das unſrige bedacht ſein.

So ausgerüſtet und geſtählt, wie auch aufs ſauberſte gekleidet,

[1] Alexander Carl (1805–1863), ſeit 1834 Herzog. Vgl. Bd. III (Lebenserinn.).

[2] Georg Philipp Ludolf (v.) Beckedorff, * 1778 in Hannover, ſtudierte Theologie, dann Medizin, 1799 Dr. med., verkehrte 1808 in Dresden im K.ſchen Hauſe, 1811–1818 Erzieher des Erbprinzen in Ballenſtedt, wurde infolge ſeiner Schrift: „An die deutſche Jugend. Über die Leiche Kotzebues“ (Hannover 1819) in den preußiſchen Staatsdienſt gezogen, war als Vortragender Rat im Kultusminiſterium Leiter des preußiſchen Volksſchulweſens, trat 1827 zur kathol. Kirche über, wurde infolgedeſſen penſioniert; wandte ſich nun der Landwirtſchaft zu, wurde nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. unter Verleihung des Adels zum Präſidenten des neu errichteten Landes-Ökonomie-Kollegiums ernannt, † 1858 auf ſeinem Gut Grünhof in Hinterpommern. B. veröffentlichte: „Jahrbücher des preuß. Volksſchulweſens“; „Geſammelte landwirtſchaftliche Schriften“ (2 Bde., 1849/51).

gewaſchen und gekämmt, folgten wir dem Hoflakaien, der uns abzuholen kam, paſſierten reſpektvoll den am Schloßtor aufgeſtellten Poſten und traten ſo ernſt wie Tiere in das Portal ein. Dann wurde eine Türe aufgeriſſen und wir traten in ein helles Zimmer mit weiter Ausſicht über Berg und Tal. Hier trat uns der Hofrat Beckedorff entgegen und begrüßte uns wie hübſcher Leute Kinder, und auch der Prinz erſchien und war viel zutunlicher als am Morgen. In ſeinem Geſicht lag ein herzgewinnender Ausdruck von Freundlichkeit und ungeſcheut entwickelte er einen neuen Reichtum liebenswürdiger Eigenſchaften.

Er führte uns zuvörderſt an ſeinen Schrank und zeigte auf, was er beſaß. Da ſahen wir Dinge, von deren Möglichkeit ſich unſereins nichts hätte träumen laſſen, z. B. einen Deutſchen Reichsadler aus lauter kleinen Muſcheln zuſammengeſetzt, eine mit goldenen Scharnieren verſehene Walnußſchale, aus welcher ſich ein Paar lederne Handſchuhe entwickelten, die dem Prinzen paßten, ein Petſchaft, welches beim Druck des Siegelns ein muſikaliſches Ständchen von ſich gab, und mehr dergleichen Kurioſitäten. Es war ein Vergnügen des Staunens, wie Reiſende es beim Beſchauen des Grünen Gewölbes zu Dresden empfinden. Auch an eigentlichen Spielſachen war kein Mangel, man ſah Bleiſoldaten von den ſchlankſten Proportionen, Kreiſel, Federbälle und Kegelſpiele. Aber auf meinen gefälligen Vorſchlag, damit zu ſpielen, erwiderte der Beſitzer, man beſähe das nur.

Dagegen nötigte der Prinz uns bald hinaus in den Schloßhof, den Fuchs zu begrüßen, der in einer Ecke an der Kette lag gleich einem Hündchen und Roſſel hieß. Roſſel ſtank gewaltig, was beſonders intereſſierte, demnächſt war er leichtfüßig und gewandt und vergnügte uns durch graziöſe Sprünge, bis ein Wagen vorfuhr, der uns in die Berge führen ſollte. Zwar hatten wir eigentlich erwartet, auf den Ziegenböcken zu reiten, aber der Prinz belehrte, die ſeien im Marſtall und man reite nur des Morgens. So ſtiegen wir denn in den Wagen, und es war auch zu ertragen, ſo bequem und leicht durch die waldigen Täler hinzufliegen. Unſere Zuneigung zum Prinzen blieb im Wachſen.

Aber der hinkende Bote kam hinterdrein. Um die Teezeit zurückgekehrt, wurden wir zur Herzogin beſchieden. Beckedorff nahm ſeinen Hut und wandelte vor uns her mit einer Zuverſicht, als ginge es zu Tiſche; wir Andern folgten, und die langen Korridors durchſchreitend blieb Zeit genug, zu überlegen, wie es anzufangen ſei, ſich nach der Weiſung meines Vaters gar nicht zu benehmen. Das Herz ward immer ſchwerer, und ziemlich engbrüſtig betrat ich Hand in Hand mit meinem Bruder das grünſeidene Audienzzimmer der Herzogin, welche mit ihrer Tochter, der Prinzeſſin Luiſe, und einer Hofdame allein war. Beckedorff ſtellte uns als ſächſiſche Refugiés vor.

Die Herzogin war eine Prinzeſſin aus dem heſſiſchen Kurhauſe, Tochter des patriotiſchen, durch Napoleon entſetzten Kurfürſten Wilhelm mit dem Zopf. Sie ſchwebt meinem Gedächtniſſe als eine ſchöne, hochherzige und gebildete Dame vor. Ihre Geſichtszüge trugen das Gepräge des Adels

und der Anmut; aber es spielte ein Anflug der Trauer hindurch, deren Grund teils in dem Jammer des Vaterlandes, teils in persönlichen Verhältnissen liegen mochte, die erst später begriffen werden konnten.

Die hohe Frau empfing uns mit mütterlicher Güte, und da sie obendrein gerade die Fragen an uns richtete, die von der Welterfahrung meines Vaters vorausgesehen waren, so schwand die anfängliche Beklommenheit sehr schnell. Ich atmete freier auf und gewann ein Auge für die vornehme Gesellschaft, in der ich mich befand.

Vor allem gefiel mir die Prinzessin Luise[1]. Sie war erst kürzlich konfirmiert und mochte nicht über sechzehn Jahre alt sein. Zwar sprach sie wenig, sah aber so reizend aus, daß es Mühe machte, sie nicht in einemfort anzusehen. Ihre regelmäßigen Züge hatten den freundlich träumerischen Ausdruck eines Heiligenbildes, und da mein Vater sie bald nachher malte, urteilte Beckedorff von dem sprechend ähnlichen Bilde, daß man es getrost über jeden Altar hängen könne.

Als der Tee getrunken war, wurden wir Kinder in das anstoßende Vorzimmer verwiesen, wo allerlei Spielzeug zur Disposition stand. Unter diesen Dingen zog mich als Sachverständigen besonders ein kleines Puppentheater an mit herrlichen Figürchen und Dekorationen. Der Prinz genehmigte ein Schauspiel. Ich würde mich allerdings heutzutage nicht zu einem solchen Wagnis drängen, aber damals war ich in der Übung und brannte vor Verlangen, mit so auserlesenem Material zu hantieren. Ich fühlte mich in meinem Elemente und, während ich die vorhandenen Mittel überschaute und die Püppchen sonderte, erfand ich nach Beschaffenheit derselben einen Stoff, der mir geeignet schien, den Prinzen zu amüsieren.

Ich hatte nur moderne Figuren vorgefunden, keine Helden, keine Ritter oder Räuber; daher entschloß ich mich, ein Lustspiel aufzuführen. Kasper und Christel, die unverschämten Dienstboten eines kranken Herrn, sollten diesen durch Impertinenz, durch Zank und Widersetzlichkeit so lange reizen, bis er sie im Übermaß des Zornes beide zum Fenster hinauswerfen würde. Ein Schluß, von dem ich mir Effekt versprach.

Der Prinz und mein Bruder saßen bereits auf ihren Plätzen und ich bat letzteren, die Ouvertüre zu beginnen. Er zeigte aber nach der offenen Tür der Herzogin und traf andere Auskunft, die ihn weniger genierte. Er besaß nämlich die Fertigkeit, mit seinen dicken, kreuzweis in einander gelegten Händen wie mit einem Blasebalg zu operieren und Töne herauszuquetschen, die dem Prinzen so neu waren, daß er sich vor Lachen fast überschlug. Dadurch kam er gerade in die rechte Stimmung; ich zog den Vorhang und das Stück begann. Der kranke Herr erschien, klagte seine Leiden und rief nach Christel. Da brach der Prinz von neuem aus. Er hatte jene in seiner Gegend nicht gewöhnliche Abbreviatur noch nicht gehört, und sein Lachen wiederholte sich, so oft der Name genannt ward. Als ich dies bemerkte, sah ich ein, daß ich mir andere Witze sparen könnte,

[1] Prinzeß Luise von Anhalt-Bernburg (1799–1882), × 1817 mit Prinz Friedrich von Preußen, einem Brudersohn des Königs Friedrich Wilhelm III.

ließ die Christel unaufhörlich von allen Seiten rufen, und der Prinz kam gar nicht aus der Freude. So wohlfeilen Erfolg hatte ich in meiner Komödiantenlaufbahn noch nicht gehabt und nie mit größerem Genusse gespielt — als plötzlich die Flügeltüren nach der Galerie zu auseinander flogen, und gestützt auf eine schwarze, mit Silber beschlagene Krücke ein Herr hereintrat, den ich sogleich für den schon im Tiergarten entdeckten Landesfürsten erkannte. Er trug denselben dunkelgrünen Überrock mit Silberknöpfen und Aufschlägen von hellgrünem Sammet, kurzgeschorene gepuderte Haare und hohe Stiefel von weichem Leder.

Der Herzog Alexius war lahm von Kindheit an, und zwar durch einen Sturz, den er, wie man sich erzählte, aus der Wiege getan. Er gehörte aber zu denjenigen Menschen, denen das, was sie sind, wohl ansteht, und die ihn kannten, fanden ihn nicht entstellt durch sein Gebrechen. Vielmehr gab die gestützte Haltung seiner kräftigen Gestalt einen Ausdruck imposanter Ruhe, welcher die festen Züge seines imperatorischen Gesichtes sehr wohl entsprachen. Er war ein ernster, verschlossener, aber wohlmeinender Herr, der sein schönes Land aus angeborener Machtvollkommenheit ganz selbständig regierte und als Landesfürst im In- und Auslande in Achtung stand.

Der Erbprinz war beim Eintritt seines Vaters aufgesprungen und alle drei standen wir in tiefster Devotion vor dem hohen Herrn, der einige Fragen an mich tat und mir befahl, in meinem Spiele fortzufahren. Die kleine Gesellschaft im Teezimmer war ebenfalls hereingetreten, um den Herzog zu begrüßen, mein Mut aber auf Null gesunken. Dennoch ward ich zur Fortsetzung genötigt. Ich spielte mit Todesverachtung weiter, aber der Prinz lachte nicht mehr bei dem Zauberworte Christel, und da sich die Übrigen noch obendrein laut unterhielten, verließen mich alle Gedanken. Ohne irgendeine Entwicklung herbeigeführt zu haben, ließ ich den Vorhang fallen, indem ich dunkelrot und mit brennenden Augen erklärte, das Stück sei aus. Ich hatte unter aller Kritik gespielt, aber dennoch wurde ich von den Damen sehr gelobt, was mir die ungerechte Meinung gab, daß sie wenig von der Kunst verständen. Auch weiß ich nicht, was bitterer ist, unverdienter Tadel oder unverdientes Lob. Am schwersten zu ertragen sind jedenfalls verdienter Tadel und verdientes Lob.

Der Herzog pflegte des Abends für sich allein oder mit einigen seiner Herren zu speisen. Als das Souper serviert werden sollte, verzog er sich daher wieder in seine Gemächer. Ich war damit ganz einverstanden, denn Respekt und Appetit sind ziemlich unverträgliche Gesellen. Gerade weil ich den hohen Herrn so tief verehrte, hob er sich jetzt wie ein Gewicht von meinem Magen, und mit merklicher Erleichterung konnte ich nun dem ersten Fürstenmahl entgegengehen, das mir geboten ward.

Man sagt den russischen Bauern nach, sie glaubten, daß der Kaiser nichts als Schweinebraten äße und geschmolzene Butter dazu tränke. Einen solchen Luxus trauten wir unseren Herrschaften zwar nicht zu, aber wir dachten doch, es würde Dinge geben, die unsereiner weder dem Namen

nach, noch von Geschmack und Ansehen kenne. In der vornehmen Welt hat inzwischen auch beim Essen die Form den Vortritt vor dem Inhalt. Der Wert fürstlicher Tafeln liegt weniger in goldenen Äpfeln als in silbernen Schalen, weniger in Speisen als in Tellern, Schüsseln und sonstigem Gerät, und billig hätten wir erstaunt sein müssen über die Menge schweren Silbers, das den kleinen Tisch bedeckte, wenn wir nicht alles für Zinn gehalten hätten, wie das bei Nackens Brauch war. Die Speisen glaubten wir zu kennen. Es waren dieselben, die wir auch zu Hause hatten, nämlich saure Milch, Eier, Fleisch, Kartoffeln und Obst. Wir bemerkten aber dennoch einen anderen, sehr schmeichelhaften Unterschied. Wir fanden nämlich ein jeder vor seinem Couvert ein kleines Kristallfläschchen voll goldhellen Weines, eine Perle, deren Wert wir nicht verkannten. Auch verschmähten wir keineswegs, Gebrauch davon zu machen. Wir schenkten uns fortwährend ein, weniger des Trinkens, als des Einschenkens wegen, und nur tropfenweise, damit es länger fließen sollte. Ich bemerkte, daß mein dicker Bruder dabei den Kopf ein wenig auf die Seite legte und den Mund vorstreckte, wie der Vater dies zu tun pflegte, wenn er sich sein Gläschen füllte. Mein Glas war nimmer leer und nimmer voll und ich selbst so sicher im Benehmen wie ein alter Türke, der Opium im Leibe hat.

In dieser meiner selbstvergessenen Stimmung reichte mir der neben mir sitzende Prinz sein Brötchen, es durchzuschneiden. Das Messer war so scharf wie Gift. Ich durchschnitt das Brot, aber zugleich auch das obere Glied meines linken Ringfingers fast zur Hälfte, so daß es hing. So böse war der Schnitt, daß der herzogliche Leibarzt, Hofrat Heinecke, gerufen wurde, der mich schiente und verband; und erst zehn Jahre später bekam der Finger seine frühere Haltung wieder. Da ich viel Blut verloren hatte, ließ die Herzogin uns aus übergroßer Sorge nach Hause fahren.

Als wir, voll der interessantesten Erlebnisse, bei den Eltern eingetroffen waren und ich nach gewohnter Weise Bericht abstatten wollte, schrie mein Bruder mich an: „Heute laß mich erzählen, heute gelingt's mir!"

Schul- und Straßenleben

Jener nach unserer Meinung in der großen Welt verlebte Abend war der erste unter vielen folgenden. Wir waren von nun an häufig auf dem Schlosse, begleiteten den Prinzen auf Promenaden und Ausfahrten und – was uns besonders vergnügte – nahmen teil an seinen Übungen auf der Reitbahn.

Ich habe noch keinen Knaben gesehen, der nicht gern auf Ziegenböcken gesessen hätte. Die prinzlichen waren schöne, hochbeinige Tiere mit stolzen Bärten und Gebärden; auch fehlte es ihnen nicht an Kräften, weder uns zu tragen noch auf den Sand zu setzen, was letzteres den Prinzen, der wie ein alter Husar im Sattel klebte, nicht wenig amüsierte. Als wir beiden Neulinge etwas schließen lernten, wurde Karussell geritten; vorweg Beckedorff als Vorbild auf hohem Pferde und hintennach wir Kleinen auf Ziegenböcken, einer hinter dem andern, mit Degen nach dem Ringe stechend.

Es waren ſchöne Jugendtage, vergoldet von jener Romantik, die für Anfänger in dem Verkehr mit hohen Perſonen liegt, und nicht minder gewürzt durch die nebenbei laufende Plage regelmäßigen Unterrichts, der uns auch hier wie überall verfolgte. Auf den Rat eines trefflichen Mannes, des herzoglichen Oberhofpredigers Starke[1] (Verfaſſers der „Häuslichen Gemälde", einer damals viel geleſenen Sammlung kleiner moraliſcher Novellen), hatten die Eltern uns der Ballenſtedter Ortsſchule anvertraut und daran jedenfalls ſehr wohlgetan. Öffentliche Schulen mögen ſein wie ſie wollen, wenn die Zucht darin nicht ganz aus Rand und Band iſt, ſind ſie privatem Unterrichte immer vorzuziehen. Sie entkleiden die Jugend jeden äußerlichen Vorzuges, deſſen ſie ſich etwa erfreuen mag, und laſſen ihr nichts anderes übrig als Kopf und Fäuſte oder was ſonſt niet- und nagelfeſt an einem Knaben iſt. Ein Jeder ſteht da Allen als ſeinesgleichen gegenüber, nur perſönliche Vorzüge gelten und müſſen erſtrebt werden, wo ſie fehlen. Die Schule und die Wildnis ſind die einzigen Orte, wo der Menſch an ſich was gilt, allein auf ſich geſetzt iſt und der Charakter ſich entwickelt.

Was nun die Ballenſtedter Schule anbelangt, ſo war zunächſt der Rektor Eisfeld ein Mann, deſſen Wert nicht vorſchnell in die Augen ſprang. Korpulent, von gedrungenem Gliederbau und derbgeſchnittenen Geſichtszügen, verriet ſein Ausſehen wenig vom Gelehrten. Das zurückgekämmte Haar, der grobe Überrock und die hohen rindsledernen Stiefel gaben ihm vielmehr einen bäuerlichen Anſtrich, dem auch ſeine Manieren und ſeine maſſive Redeweiſe ganz entſprachen. Er bediente ſich durchweg des Dialekts der unteren Volksſchicht und trug dieſe bequeme Nachläſſigkeit der Rede ſogar auf fremde Sprachen über, indem er z. B. das Schluß-s in pars (der Teil) wie sch ausſprach, den Vokal aber langzog und paarsch ſagte.

Seine Schüler pflegte dieſer Lehrer weder mit Du, noch Sie, noch Ihr, noch Er anzureden. Man ſollte meinen, es bliebe nichts anderes übrig; doch half ſich Eisfeld mit Der. „Der dekliniere einmal ars (die Kunſt)!" befahl er mir, als wir uns behufs vorläufiger Prüfung das erſtemal auf ſeinem Zimmer eingefunden hatten. Seine Ausſprache war aber der Art, daß uns weniger die Kunſt als etwas ganz Anderes dabei einfiel. Ich dachte, es handle ſich um eine deutſche Deklination mit der und des und dem, ſtockte und hatte auch genug zu tun, mir die Füße meines Bruders vom Leibe zu halten, die mich unter dem Tiſche ſuchten. Anſehen durfte ich den Kleinen gar nicht. Aber der Rektor wiederholte ſeine Vokabel noch breiter und gediegener als zuvor. Sie ginge nach der dritten, ſagte er, und zu lachen ſei gar nichts dabei.

Nach ſchwach beſtandenem Examen führte der Scholarch uns in ſeine Schule ein. Dieſe war noch ganz nach altem Zuſchnitt und mochte ſich ſeit Albrecht des Bären Zeiten nicht ſonderlich verändert haben. Ein einziges ſehr großes, von den Jahrhunderten geſchwärztes Zimmer ver-

[1] Gotthelf Wilh. Chriſtoph Starke (1762–1830), ſeit 1799 Hofprediger, 1817 Oberhofprediger in Ballenſtedt; ſeine „Gemälde aus dem häuslichen Leben" erſchienen in 4 Teilen 1793/8; auch als Dichter geiſtlicher Lieder bekannt.

einigte die Lateiner von mensa bis zum Cornelius Nepos mit einer Anzahl von Seminariſten, aus denen fertige Lehrer für die Kantorſchulen hervorgingen. Es gehörte in der Tat Talent dazu, eine ſo ungleichartige Maſſe von Kindern und Jünglingen gleichzeitig zu unterrichten und zu regieren. Hat aber Einer dies Problem gelöſt, ſo war es der Rektor Eisfeld. Seine Schüler machten ihm in der Regel alle Ehre, wenn ſie aufs Gymnaſium kamen oder ihre reſpektiven Schulämter antraten.

Für uns Fremdlinge hatte die öffentliche Schule noch den Vorteil, daß wir auf leichte Weiſe mit den eingebornen Knaben des Ortes bekannt wurden und zahlreichen Umgang fanden, der uns verhinderte, auf dem Schloſſe zu verprinzeln. Schon gleich am erſten Morgen fiel mir ein ſchmucker Junge, Adolf Kirchner, auf. Wir ſaßen nebeneinander, tauſchten unſer Butterbrot und machten Freundſchaft. Dieſer Adolf hatte die liebenswürdige Eigenſchaft einer eigenen, kleinen Ziegenbocksequipage, mittelſt welcher er ſich, namentlich bei ſchlechtem Wetter, den weiten Schulweg abzukürzen pflegte. Davon hatte er mir ſchon während des Unterrichts das Nötige zugeflüſtert, mir auch in der Freiviertelſtunde die Tiere gezeigt, die im Stall des Rektors, ſeines Verwandten, ſtanden, und da wir denſelben Weg hatten, ſich erboten, uns nach Hauſe zu kutſchieren.

Glückſelig wie die Heimchen ſaßen wir auf dem kleinen Wagen, den zwei kräftige Böcke dahinriſſen. Der Regen hatte ſich verzogen, blauer Himmel lachte nieder und das Bild der lieben Sonne funkelte in den Pfützen, die an den eiligen Rädern aufſpritzten. Es war herrlich! und nimmer hätten wir gedacht, daß wir ſchon nach zwei Minuten über neuer Luſt den neuen Freund nebſt ſeinen Ziegenböcken vergeſſen würden. Als wir aber mit unſerm Fuhrwerk in die Nähe des an der Kaſtanienallee gelegenen Gaſthauſes „Zur Stadt Bernburg" kamen, ſtanden da zwei fremde Knaben vor der Tür, die Hals und Augen nach uns ausſtreckten, als hätten ſie noch niemals ihresgleichen geſehen. Schon wollten wir böſe werden, da riefen ſie uns beim Namen – und nun war's aus mit der Fuhre. Wir flogen aus dem Wagen, und während Adolf Kirchner unbeachtet weiterrollte, begrüßten wir aufs tumultuariſchſte ein Paar alte Dresdener Freunde.

Die neuen Ankömmlinge, Julius und Moritz Kaskel, waren die Söhne eines in Dresden ſehr angeſehenen Mannes, des Bankiers Michael Kaskel. Die Bekanntſchaft dieſer Familie hatten wir im Radeberger Bade gemacht und in Dresden weiter fortgeſponnen. In dem geſelligen Kaskelſchen Hauſe auf der Wilsdruffer Gaſſe wie im Koſelſchen Garten an der Elbe, den die Familie im Sommer bezog, hatten wir Stunden reichen Genuſſes erlebt. Nach Volkmanns und Schönbergs mochten die Kaskelſchen Kinder uns am nächſten geſtanden haben, und ſie daher hier in der Fremde ſo unerwartet vorzufinden, war übergroße Freude.

Die ſteigende Kriegsnot in Dresden hatte den Vater unſerer Freunde, der ſelbſt ſein Geſchäft nicht verlaſſen konnte, veranlaßt, wenigſtens Frau und Kinder wegzuſchicken, und unſer Weg war auch der ihrige geworden.

Während wir beim Rektor Eisfeld deklinierten, waren sie sehr unvermutet in der „Stadt Bernburg" eingelaufen.

Madame Kaskel mietete sich mit ihrem Häuflein in unserer Nähe ein und hielt gute Nachbarschaft. Namentlich teilten wir Kinder fortan Freud und Leid auf allen Wegen, in Schule, Feld und Wald, beim Spielen auf der Straße wie in den Kämpfen mit der Straßenjugend, die uns oft hart bedrängte. Es waren namentlich die Kantorschüler, die mit uns Rektorschülern und Lateinern in herber Feindschaft lebten. Der ganze männliche Nachwuchs des Ortes war durch die Schulen in zwei Lager geteilt, und es war wunderbar, woher die Händel alle kamen. Ich glaube nicht, daß wir sie suchten, wir mieden sie aber auch nicht; aber wir führten sie mit Eifer und wurden selbst darüber zur Straßenbrut.

Bei diesen Kämpfen konnte ich in eine Leidenschaft geraten, die mich aller Vernunft beraubte. Ich entsinne mich, daß ich den einen meiner Feinde, einen großen, starken Jungen, der mich durch einen wohlgezielten Steinwurf in helle Wut versetzt hatte, bis in das Haus seiner Eltern verfolgte. Ich drang mit ihm zugleich ins Zimmer, schlug ihm meinen Bücherriemen um die Ohren und merkte erst, wo ich war, als sein Vater, ein herrschaftlicher Kutscher namens Westphal, die Hetzpeitsche von der Wand riß. Da prallte ich ernüchtert zurück und war schon auf der Straße, als ich hinter mir den Knall der Peitsche und das Grollen des alten Löwen hörte.

Infolge der ungewohnten Freiheit, die wir genossen, war unsere frühere hausbackene Gesittung wunderschnell in wildes Wesen umgeschlagen. Mit Kaskels, die bis dahin gleichfalls unter informatorischer Zucht gestanden, war's nicht anders. Zwar taten wir eigentlich nichts Böses, aber durch wilde Auftritte, wie der obige, wurden wir so berühmt, daß alle etwaigen Vorkommnisse auf unser Konto kamen und nicht das kleinste Steinchen mehr ins Fenster fliegen konnte, ohne daß die „Dresdner Brut", wie man uns nannte, in den Verdacht der Täterschaft geraten wäre. Die Eltern konnten dem nicht steuern, denn Isolierung ist in kleinen Orten ganz unmöglich; auch hatten sie in die Natur und in den außerordentlichen Reichtum unserer Erlebnisse keine Einsicht und tadelten höchstens, daß wir erhitzt aussähen. Ich aber kann nicht leugnen, daß es mir selbst machmal zu arg ward und ich schon deshalb gern aufs Schloß ging, weil ich mich dort von meiner eigenen Ungezogenheit erholen konnte.

Manche brave Bürgersfrau, die unserem Treiben auf der Straße zusah, mochte damals mit dem Oberrichter in Heinrich IV. seufzen: „Gott gebe unsrem Prinzen bessere Gesellschafter!", während wir doch selbst mitunter so undankbar waren, den Strumpf mit Falstaff umzudrehen und den Gesellschaftern einen besseren Prinzen zu wünschen. So lieb wir diesen Fürstensohn auch hatten, so gern wir in der Regel zu ihm gingen und so schmeichelhaft uns sein Umgang war, so konnte er doch gelegentlich auch recht beschwerlich werden, namentlich wenn er jedweden Abend dieselbe Komödie sehen wollte.

Ich hatte gerade damals viele Ideen zu neuen Stücken, die ich mit dem vorhandenen, durch mich ansehnlich bereicherten Materiale aufzuführen vor Verlangen brannte; aber der Prinz wollte immer wieder Kasper und Christel sehen. Wenn ich ihm sagte, wir wollten heute dies oder das aufführen, erklärte er ganz einfach, es würde doch wohl Kasper und Christel werden. Und so wurde es denn auch immer, denn meine Mutter hatte es mir fest eingebunden, nie zu vergessen, daß ich des Prinzen wegen Komödie spiele, er nicht meinetwegen zusähe.

Mein Vater fand, daß ich im umgekehrten Falle jenes Malers zu Dordrecht sei, der nichts anderes malen konnte als eine Glocke, womit er alle Kneipenschilder seiner Vaterstadt zu dekorieren pflegte. Der einzige Unterschied lag in der Farbe: Zur blauen, zur roten, zur gelben Glocke; und anders wußten es die unschuldigen Dordrechter nicht seit Menschengedenken – bis endlich ein junger, von der Wanderschaft heimkehrender Gelbschnabel den tollen Einfall hatte, statt der beliebten Glocke einen spanischen Reiter auf seinem Schilde sehen zu wollen. Der Maler sträubte sich: es würde sich schlecht machen, sei wider die Mode und den guten Ton, die Leute würden sich daran stoßen, sie würden das Bild mit Kot bewerfen, und es sei unerhört und ganz unmöglich. Da aber der junge Gelbschnabel dennoch ganz unerschütterlich auf seinem Willen verharrte, so rief der Künstler endlich ungeduldig: „Nun, wenn Mynherr es denn nicht anders haben will, so kann's ja auch ein spanischer Reiter werden, das aber sage ich ihm, viel anders aussehen als eine Glocke wird's darum doch nicht."

5. Kapitel — Die jugendlichen Verbrecher

Unter dem buntesten Wechsel von Hof-, Schul- und Straßenleben war der Sommer vergangen; die Tage wurden frischer, das Laub färbte sich, und aus den Tälern stiegen herbstliche Nebel, die zuweilen die ganze Welt zu bedecken schienen.

In diese Nebelmeere auszulaufen war unsere Lust. Dann war der Tiergarten ein neues, unbekanntes Land, in welchem man das Vergnügen, sich zu verirren, leichtlich genießen konnte, bis man etwa ans gegenseitige Wildgatter gelangte, an welchem man sich wieder orientieren konnte. Da staunten wir denn hindurch in den alten Hochwald, der sich von hier aus über alle Kämme des Gebirges bis zum Brocken hinzog.

Dieser majestätische Wald, mit uralten Eichen und Buchen bestanden, war für uns ein unbekanntes Thule und ein Paradies, aus dem wir ausgeschlossen waren, denn es war streng verboten, das Gatter zu übersteigen. Wir blickten aber hindurch in die kolossalen Säulengänge und Gewölbe der vom Nebel verschleierten Baumriesen und horchten in feierlicher Stille dem unsichtbaren Fallen der reifen Eicheln oder auch, wenn das Glück uns wohlwollte, dem Schreien der wilden Edelhirsche, deren es innerhalb des Tiergartens keine gab. Schluchzend hob es an und röchelnd wie ein sterbender Leviathan, dann folgte ein langgezogener, in allen Dissonanzen der Baßskala tremulierender Schrei, haarsträubend und unvergleichlich.

Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg.

Ölgemälde von (?) Gerhard v. Kügelgen.

Er war ein ernster, verschlossener, aber wohlmeinender Herr, der als Landesfürst im In- und Auslande in Achtung stand. S. 123.

Erbprinz Alexander Carl.

Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen.

Der Prinz war ein wohlgebildeter Knabe, schlank, von durchsichtig zarter Gesichtsfarbe und hochblond. S. 120.

Fräulein Schäfer.

Ölgemälde von Hofmaler Kehrer.

Ein besonderes Interesse zeigte sie für meinen Bruder, wohl weil er ebenso gesund und strotzend aussah als sie selber blaß und mager war. Sie nannten sich beim Vornamen und Du. Ich aber nannte ihn „Herr Schäfer". S. 136/7.

Caroline Bardua.

Zeichnung von Anton Graff.

Caroline Bardua war etwas für ſich und etwas Ganzes, was Jedermann gern reſpektiert. Gutmütig, lebhaft, keck, ideenreich und hoch begeiſtert für Menſchen und Dinge, hatte ſie für die Kunſt entſchiedenen Beruf. S. 115.

Kinder sind glückselige Poeten. Der frische Spiegel ihrer Seele reflektiert noch alle Wunder der Natur mit gleicher Schärfe, und überall ist eine Fülle des Genusses.

Eines Sonntags morgens war ich mit meinem Bruder auf solcher Wanderung in einen Teil des Niederwaldes geraten, der „die Lohden" genannt wurde. Ein Luftzug hatte sich erhoben und die Nebel zogen hin und wieder ihre Schleier ab; einzelne Sonnenstrahlen spielten hindurch und warfen bleiche Lichter auf den grasigen, betauten Fußpfad. Im Vollgenusse sonntäglicher Freiheit durchschritten wir das zartbeleuchtete Gebüsch, nicht ahnend, daß wir wenige Minuten später reif zum Kerker sein würden. Aber man ist nie vergnügter als unmittelbar vor einer begangenen Dummheit.

Siehe! da zeigte sich, eingeklemmt zwischen Zweigen des Gebüsches, ein kleiner, glatter Sprenkel, in dessen Pferdehaarschlinge ein toter Vogel hing. Da er noch warm war, löste ich die Schlinge und versuchte ihm Luft einzublasen, aber der arme Narr blieb tot. Wohl hatten wir gehört, daß es herzlose Buben gäbe, die Vögeln nachstellten, und hielten jetzt den Beweis in Händen; aber wenigstens sollten sie ihrer Schandtat nicht froh werden. Wir nahmen den Vogel mit, um ihn der Schwester mitzubringen, knickten den Sprenkel ein und ergingen uns in harten Reden über die Brutalität des Vogelstellens.

Wie aber beschreibe ich unsere Empörung, als wir nun weiterziehend einen Sprenkel nach dem andern fanden und es damit kein Ende nehmen wollte. Alle waren sie mit der Lockspeise der roten Vogelbeeren wohlversehen und in vielen hingen Vögel. Wir hätten die Kinder, die das getan, ohrfeigen können, bis ihnen die Backen abgeflogen wären.

Unser Spaziergang bekam nun einen praktischen Zweck. Die Nebelträume waren vergessen, und ergrimmt über die Bosheit vogelstellerischer Mitkinder, beseitigten wir alle Sprenkel und Vögel, die wir fanden, um sie als Trophäen mit nach Hause zu bringen. Und kaum wüßte ich, daß mir vor dem Richterstuhle meines Gewissens jemals eine Tat gerechtfertigter erschienen wäre als gerade diese. So auch sah mein kleiner Bruder, der mit Sprenkeln beladen in seiner runden Jacke vor mir herschritt, wie die Ehrenhaftigkeit selbst aus. Selbst von hinten sah man ihm das gute Gewissen an, und er tat sehr respektable Äußerungen, daß wir's dem Prinzen sagen wollten, und der würde es seinem Vater sagen, und was dann weiter werden würde, sollte uns schon recht sein.

In dieser selbstzufriedenen Stimmung begegnete uns ganz wie gerufen ein Jägersmann, den wir sogleich zum Zeugen des entdeckten Frevels machen konnten. Kaum aber hatten wir den grünen Jüngling – er hieß Krummhaar – angelächelt, um ihn zu grüßen, als er uns auch schon beim Kragen hatte, uns verdammte kleine Strolche nannte und uns fragte, wie wir uns unterstehen dürften, herzogliche Dohnenstiege auszurauben?

Was Dohnenstiege waren, ahnten wir nicht. Wir wußten gar nicht, daß es eine landesherrliche Prärogative sei, zu dieser Jahreszeit Sprenkel

oder Dohnen in den Forſten auszuſtellen, um die heimziehenden Droſſeln zu berücken. Wir hatten es ja für bloße Büberei gehalten und ſagten dies. Aber unſere Entſchuldigungen machten keinen Eindruck; Dohnen und Vögel wurden uns abgenommen und wir mit der Verheißung entlaſſen, daß man uns ſchon zu finden wiſſen werde. Und in der Tat erhielt mein Vater ſchon am Nachmittage ein Forſtamtliches Schreiben des freundlichen Inhaltes, daß ſeine Söhne, weil bei Plünderung des Dohnenſtieges Ihrer Durchlaucht der Herzogin betroffen, geſetzlich in Gefängnisſtrafe verfallen ſeien. Auf Höchſten Spezialbefehl jedoch ſolle in Berückſichtigung unſerer Jugend und Unerfahrenheit für diesmal von allem weiteren Verfahren gegen uns Abſtand genommen werden, was hierdurch ganz ergebenſt zur Kenntnis des Herrn Profeſſors gebracht ſei.

Damit wären wir denn der väterlichen Rache überantwortet geweſen; doch aber hatte glücklicherweiſe für den geſtrengen Vater ſowohl die Natur der Miſſetat ſelbſt als die Vorſtellung von der Einkerkerung ſeiner kleinen Familie ſo viel Erheiterndes, daß wir wenig um ſeinen Zorn bekümmert waren. Sehr ſchwer jedoch fiel uns die Sache auf, als wir faſt unmittelbar nach jener amtlichen Rüge für den Abend aufs Schloß befohlen wurden. Wie ſollten wir's denn fertigbringen, gerade heute der von uns geplünderten Fürſtin oder gar dem Herzoge in den Wurf zu kommen? Es lag ein Hohn in dieſer Einladung, der uns nahezu empörte, und wir fühlten keine Neigung, mit denen zu Tiſche zu ſitzen, in deren Belieben es ſtand, uns in den Turm zu werfen oder nicht. In ähnlicher Erregung ſingt Prometheus: „Erhebet ein Streit ſich, ſo ſtürzen die Gäſte geſchmäht und geſchändet in nächtliche Tiefen", und ſolchen Ausgang zu vermeiden, hielten wir es fürs beſte, unſern Schloßverkehr ganz abzubrechen. Hatten wir doch Kaskels und die ganze Ortsjugend! was brauchten wir mit vogelſtelleriſchen Fürſten umzugehen! Wir baten die Mutter, keine Einladung für uns mehr anzunehmen. Aber ſie erwiderte, wenn wir Männer werden wollten, ſo dürften wir uns nicht ſchämen, die Folgen unſerer Taten auf uns zu nehmen, und ſagte für den Abend zu.

So blieb nichts anderes übrig, als ſich ſtark zu machen. Ich ſpreizte meine Stacheln wie ein Igel und ſagte meinem Bruder, die Herzogin ſei eine Frau, und damit Holla! Was brauche ſie auch den Vögeln nachzuſtellen, und mache ſie uns Vorwürfe, ſo wollten wir die Wahrheit ſagen. Mein Bruder war ſehr einverſtanden und ſah feſt und böſe aus.

In trotziger Stimmung gingen wir aufs Schloß, wo wir inzwiſchen Alles anders fanden, als wir erwartet hatten. Der Krammetsvögel ward gar nicht gedacht, und die unerwartete Huld und Freundlichkeit der Herzogin ſchmolz uns ſehr ſchnell die Hornhaut von der Seele. Anſtatt des gefürchteten Verdruſſes fand ich die weichſte Freude und wurde um ſo vergnügter, als ſich heute auch die ſchöne Prinzeſſin zu unſerm Spiel geſellte. Ich war um ſo mehr in meinem Elemente, als wir Komödie ſpielten. Wir führten nämlich Sprichwörter auf, welche die Herzogin mit wunderbarer Schnelligkeit erriet.

Da trat zu unſerem Schrecken auch der Herzog ein. Aber auch er erwähnte nichts, weder von Dohnenſtiegen noch von Ketten und Banden. Er war vielmehr in der allerhumanſten Verfaſſung und da er hörte, was wir machten, entſchloß er ſich ſogar, auch mitzuſpielen, und riß zu dieſem Ende ſogleich die Direktion an ſich. Seine Idee war kurz und gut und fürſtlich. Er ordnete uns in eine Reihe, die Kleinſten voran, dann die Prinzeſſin, er ſelbſt mit ſeiner Krücke machte den beſcheidenen Schluß. So zogen wir ins Teezimmer, einer hinter dem andern, und defilierten im Gänſemarſche bei der Herzogin vorüber. Was das vorſtellen ſollte, dacht' ich; aber die Herzogin riet: „Das dicke Ende kommt nach!" und der Herzog lachte hart auf.

Dieſe liebenswürdige Teilnahme des hohen Herrn verſöhnte mich einigermaßen mit ſeiner Macht, und als wir nach Hauſe kamen, war ich der Anſicht, daß uns das Forſtamt falſch beſchuldigt haben müſſe, denn hätten wir wirklich am Eigentum der Herzogin gefrevelt, ſo wäre ſie nicht ſo freundlich geweſen, auch hätte der Herzog nicht gerade heute mit uns geſpielt, was er ſonſt nie tat. Meine Mutter aber ſagte, es ſei weiter nichts, als daß die Herrſchaften zu viel Lebensart hätten, um ihren Verdruß zu äußern, was uns den höchſten Begriff von ſolcher Lebensart beibrachte.

6. Kapitel — Die Erhebung

Die politiſchen Stürme, welche, den Aufgang eines neuen Tages verheißend, damals ſchon die größere Hälfte des Vaterlandes durchtobten, hatten die Ballenſtedter Gegend noch nicht berührt. Der Herzog war noch Rheinbundfürſt, und ſeine Länder, eingeſchloſſen von der unnatürlichen Kompoſition, die man das Königreich Weſtfalen nannte, lagen noch mit dieſem zu Napoleons Füßen. Es laſtete daher ein ſchwerer Druck auf den Gemütern, wenn auch nicht der Schuljugend, doch aller Patrioten, an denen Anhalt nicht ärmer war als andere deutſche Gauen, und mit Verlangen blickte man nach den Wetterwolken aus, die ſich im Oſten zuſammenballten. Da fuhr die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig wie ein Blitz durch die Schwüle und reinigte die Atmoſphäre mit einem einzigen Schlage.

Die Herzogin Friederike hatte ihrer ganzen Individualität und Lage nach an der Schmach des deutſchen Landes beſonders ſchwer getragen. Saß doch ein König Jérôme auf ihres erlauchten Vaters altem Stuhle, mit ſeinen Kreaturen eine Wunderwirtſchaft treibend, die ſie empörte, und war doch ihr Gemahl ſo wenig Herr in ſeinem Lande, daß er genötigt werden konnte, ſeine Fahne gegen deutſche Freiheit zu entfalten. Fürwahr, am ſchwerſten waren unſere Fürſten von der Fremdherrſchaft betroffen, und davon hatte wenigſtens die Herzogin Friederike ein lebendiges Bewußtſein. Nun aber nach den Leipziger Tagen gab ſich die hohe Frau dafür auch einer ganzen vollen Freude hin, vielleicht der ungetrübteſten in ihrem freudearmen Leben.

Der Herzog Alexius ſchloß ſich unverweilt den alliierten Mächten an zu Schutz und Trutz. In großer Eile ward ein ſchönes, freiwilliges Jäger-

korps gebildet, die Landwehr aufgeboten und durch alle Ortſchaften des Herzogtums ein Landſturm organiſiert. Fröhlicher Waffenlärm erfüllte bald das ganze Land, alle Werkſtätten erklangen von kriegeriſchen Liedern, und alle Kräfte regten ſich im Dienſte einer guten und gerechten Sache. Ein ſchöner, friſcher Frühlingsmorgen war auch für Anhalt angebrochen.

Es handelte ſich inzwiſchen gegenwärtig nicht nur ums Dreinſchlagen, ſondern auch ums Heilen und um die Pflege zahlloſer Verwundeter. Die ſächſiſchen Spitäler waren überfüllt, und ihr Hilferuf drang namentlich ins Herz der Frauen, die in wohltätigen Vereinen zuſammentraten, Schmuck, Geld, Kleider, Wäſche und allen Fleiß der Hände mit Freuden opfernd. Binden und Bandagen, Bettwäſche und warme Decken wurden in Fülle angefertigt, und wer nichts Beſſeres zu tun hatte, tat das Beſte und zupfte Charpie. Dieſe letztere Art von Handarbeit ward epidemiſch, in allen Häuſern wuchſen Berge von Charpie an und beſonders eifrig war der Hof. Da ſaß die ganze Geſellſchaft, Kinder wie Erwachſene, um den runden Tiſch, ein jeder ſein Läppchen in den Fingern und vor ſich einen großen Ameiſenhaufen von gezupften Fäden. Dazu las Beckedorff die Zeitung oder ſonſt was vor und zwiſchendurch ward Tee getrunken und mit allen Stimmen ein weithin ſchallendes franzoſenfeindliches Lied geſungen.

Das alles war ganz in der Ordnung. Befremdlich aber ſchien es mir, wenn auch ein franzöſiſches Herz genötigt wurde, an ſolchem Aufſchwung teilzunehmen. Die Herzogin hatte vor Jahren das Unglück gehabt, auf einer Reiſe durch die franzöſiſche Schweiz den Fuß zu brechen und war in dem Hauſe eines Landgeiſtlichen von deſſen Tochter mit ſo hingebender Liebe gepflegt worden, daß ſie dieſelbe nicht wieder von ſich laſſen wollte. Sie hatte daher ihre Nobilitierung bewirkt und ſie dann als Hofdame an den Hof gezogen.

Solange nun Napoleons Herrſchaft in Deutſchland andauerte, hatte das Fräulein, vielleicht aus Zartgefühl und weil ihr eigenes engeres Vaterland ja unter gleicher Knechtſchaft ſeufzte, nichts weniger als franzöſiſche Sympathien gezeigt; jetzt aber, nach der blutigen Niederlage ihrer Stammgenoſſen, mochte ſie dennoch durch den triumphierenden Jubel der Gebieterin etwas verletzt ſein, entzog ſich wenigſtens der Teilnahme an dieſem Jubilieren, wo ſie konnte. Nun ſollte eines Abends ein ganz neuer patriotiſcher Hymnus geſungen werden, den die Herzogin beſonders begünſtigte, weil er in Ballenſtedt gedichtet und komponiert war. Wir Kinder waren angewieſen, ſo recht aus voller Kehle mit allen Regiſtern loszugehen und umſtanden bereits das Inſtrument – als die Hofdame vermißt ward. Sie ward gerufen, geſucht und fand ſich endlich im Nebenzimmer etwas verſchnupft und hoch beteuernd, daß ſie dieſes Lied nicht ſingen könne.

Aber die Herzogin wollte keinen Widerſpruch ertragen. Sie mochte der Meinung ſein, daß, wenn Germanen ſieben Jahre lang für franzöſiſche Triumphe geläutet, kanoniert, illuminiert und banketiert hätten, ſich nun wohl auch einmal eine galliſche Stimme in deutſche Freude miſchen könne, und zwar um ſo mehr, als es doch nur eine helvetiſche und neutrale war.

Das arme Mädchen wurde herbeigeschallt und mußte singen. Wenn ich nicht irre, so waren es zwölf lange Verse, die ihr abgemartert wurden. Aber damit schien denn auch die Sünde ihrer Nationalität vollständig abgebüßt, und die Betrübte ward umarmt, geküßt und auf das liebenswürdigste versöhnt.

Ich mache Ernst

Unterdessen war der Krieg bis in das Herz der Varduaschen Familie eingedrungen. Der jüngere Sohn Louis[1] war von Bernburg herbeigeeilt, um sich als Freiwilliger zum Jägerkorps zu stellen. Sein Vater hatte nichts dagegen, die Schwestern lobten ihn, aber die Mutter war in Verzweiflung.

Der Krieg, zürnte sie, sei für Soldaten, nicht für hübscher Leute Kinder. Der Herzog habe Gesindel genug im Lande, das nichts Besseres wert sei als totgeschossen zu werden. Sie aber habe ihre Söhne nicht dazu geboren, bestrickt, beflickt und für teures Geld unterrichten lassen, daß sie wie die dummen Töffel Theriaks hinter dem Kalbfell hergehen sollten. Wenn Se. Durchlaucht keine gescheiten Leute mehr im Lande dulden wolle, so könne er sie auch ohne Krieg loswerden; sie aber brauche ihren Sohn, „und du bleibst — schloß sie — und marschierst zurück auf deine Schule".

Louis aber war ganz obstinat und es gab Gegenreden, Bitten, Streit und Tränen die Fülle, bis der geängstete Vater, der den Unfrieden nicht länger ertragen konnte, sich endlich an den Herzog wandte mit dem Ersuchen, um der Mutter willen den Sohn zurückzuweisen. Aber der Herzog hatte an seine Krücke geschlagen und gesagt, wenn die nicht wäre, so stünde er selbst längst vor dem Feinde. Er wolle dem braven Louis nicht im Wege sein.

Damit war alle Opposition gebrochen. Die treue Mutter fand sich in die Notwendigkeit und besorgte die Equipierung für den geliebten Sohn mit gewohnter Umsicht. Louis aber belebte nun das ganze Haus mit seiner Kriegeslust. Er war ein geistreicher und hübscher Junge, dessen Gesichtszüge lebhaft an Theodor Körner erinnerten. Mein Vater zeichnete ihn für die Zurückbleibenden in seinem Waffenschmucke, und o wie glücklich schien er mir, in diesem glänzenden Gepränge für Recht und Freiheit auszuziehen.

Zahlreiche Kameraden kamen öfter ins Varduasche Haus, gemeinschaftliche Angelegenheiten mit Louis zu beraten. Dann träumten sie von Ruhm und Fährlichkeiten, lachten, sangen, führten kecke Reden und verhöhnten die Muttersöhnchen, die zu Hause blieben. Deren waren freilich nur sehr wenige. Fast in allen Häusern wurde gerüstet, wurden Waffen und Lederzeug geputzt, Kugeln gegossen und Tornister zugerüstet. Aus dem ganzen Lande, ja aus aller Herren Länder lief Botschaft ein, wie die Jugend scharenweis zu den Fahnen ströme. Selbst von jungen Mädchen hörte man, die, von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen, sich verkleidet in den Kriegsdienst eingestohlen hatten. Die ganze Nation hatte einen mächtigen Aufschwung genommen in allen ihren Schichten, mit

[1] Ludwig Barduа, * 1795, † 1848 als Kammergerichtsrat in Berlin.

Hab und Gut, mit Leib und Leben und mit allen ihren Kräften zu ſich ſelbſt zu ſtehen.

Und ich? Glühenden Auges und klingenden Ohres hatte ich das alles mit angeſehen und angehört. Sollte ich nun allein zu Hauſe bleiben, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil ich erſt elf Jahre alt wurde, während Andere, die doch ganz vor kurzem auch nicht älter waren, ihre Haut friſchweg zu Markte trugen? Durch meine Straßenkämpfe war ich ſehr erſtarkt, ich fühlte mich faſt unüberwindlich, und meine Kugel, dachte ich, würde grade ſo weit als eine andere fliegen. Auch beſaß ich bereits ein Mordgewehr, nämlich einen alten Stutzen, den ich auf dem Boden gefunden und vom Großvater Barbua zum Geſchenk erhalten hatte.

Zwar ähnelte dieſe Waffe einigermaßen dem Lichtenbergſchen Meſſer, denn ſie beſtand eigentlich nur aus einem Ladſtock und einem Schaft. Das Rohr war weg und auf das Schloß konnte ſich kein Menſch im Hauſe mehr beſinnen; doch war es eben noch ein Stutzen, ſo gut als Louis XVIII. damals ein König war, nämlich erſtens von Rechts wegen und dann, weil beide nach Umſtänden reſtauriert werden konnten. Ich phantaſierte mir einſtweilen das Rohr hinzu, putzte die Beſchläge am Kolben ſpiegelblank, und Louis übte mir die Griffe ein.

Durch den Beſitz gefälliger Werkzeuge können latente Gelüſte, Gaben und Kräfte geweckt werden. Goethe bekannte, durch ein Bund friſch geſchnittener Federn allezeit zu dichteriſcher Arbeit angeregt zu ſein, und Achilles ward durch ein Schwert zum Mann und Helden. So mochte es denn zunächſt auch jener Stutzen ſein, der es mich als meinen Beruf erkennen ließ, etwas Franzoſenblut zu vergießen. Die brennendſte Begier, den Feldzug mitzumachen, verzehrte mich, und nur ein einziges frommes Bedenken hielt mich noch zurück, der Blick auf meine Mutter. Zwar konnte ſie nicht „Nein" ſagen, wenn ſie gar nicht gefragt ward, und Louis wollte mich „unter der Hand" mitnehmen — aber wenn ſie nun geweint hätte, wie Louis' Mutter weinte? Mit meiner Mutter hatte ich mich vor allen Dingen zu verſtändigen.

Ich erzählte ihr, der Louis würde nun bald abziehen, und frug, ob ſie auch recht traurig ſein würde, wenn er ihr Sohn wäre? Sie ſagte: Freilich wohl; aber noch viel trauriger würde ſie ſein, wenn er zu Hauſe bleiben wollte, denn jetzt ſei es die erſte Pflicht eines jeden Deutſchen, für ſein Vaterland zu ſtreiten.

Das klang nicht übel, ich faßte mir ein Herz, vertraute mich der edlen Mutter und beſtürmte ſie um ihre Einwilligung. Sie redete mancherlei dagegen, aber ich wußte alle ihre Einwürfe zu beſeitigen. Endlich ſtrich ſie mir nach ihrer Weiſe die Haare aus der Stirn, legte mir den Hemdkragen zurecht und hieß mich, mein Heil verſuchen. Wenn der Hauptmann v. Voß mich annehmen wolle, ſagte ſie, ſo habe ſie nichts dawider, und dabei ſah ſie ſo heiter wie ſpartaniſche Mütter aus.

Herz und Füße hüpften mir vor Freude, und im Umſehen war ich auf der Kommandantur. Der Hauptmann hörte mich geduldig an, obgleich

ich ſo weitläufig wie ein Leineweber war, denn ich hielt es für geraten, ihm alle ſeine etwaigen Einwürfe ſchon im voraus abzuſchneiden. Ich ſagte ihm von der Einwilligung meiner Mutter und wie auch der Vater „Ja" ſagen würde, wenn ich nur erſt Soldat wäre. Zwar wäre ich noch klein, aber ſtark und beſäße auch einen Stutzen; mit dieſem könnte ich bei der Bagage bleiben und hinter dem Packwagen vorfeuern.

Der Hauptmann führte mich unter das Militärmaß, das ich mich ſtreckend auszufüllen ſtrebte, und Beide ſahen wir uns prüfend in die Augen, ſo ernſthaft wie die Käuzchen. Endlich ſagte er das große Wort: „zum Train nicht untauglich."

Zum Train! — Recht klar war mir die Sache nicht; doch dachte ich, der Hauptmann werde ohne Zweifel das Richtige getroffen haben. Zur Deckung der Bagage, ſo verſtand ich's. Ich blieb dann bei den Wagen, konnte fahren, wenn ich müde war, und gewiſſermaßen hinter Schanzen fechten.

Freilich, bemerkte Herr v. Voß, komme bei Soldaten auch etwas auf die Bewaffnung an, ich ſolle ihm daher vor allen Dingen meinen Stutzen holen. Der war geputzt und reichlich eingeölt; er konnte ſich wohl ſehen laſſen und war ſchnell herbeigeſchafft. In weniger als einer Viertelſtunde war ich wieder da. Ich fand den Hauptmann ſchreibend und blieb reſpektvoll in der Türe ſtehen. Als das Schreiben couvertiert und zugeſiegelt war, winkte Herr v. Voß mich heran, beſah das Flintenwrack und ſchien zufrieden. Schloß und Lauf müßt' ich mir freilich noch dazu erobern, ſagte er; ich ſei übrigens angenommen und hier ſei das Patent, das möchte ich meinem Vater bringen.

Berauſcht von meinen Erfolgen ſchwebte ich nach Hauſe. Im Vorübergehen zeigte ich der Mutter das großgeſiegelte Couvert, das ich dem Vater überbrachte. Als dieſer aber das Schreiben auseinanderfaltete, glaubte ich Verſe zu bemerken. Der Hauptmann wird doch keinen Spaß mit mir getrieben haben? Ach ja freilich! Die Züge des leſenden Vaters erheiterten ſich ja mehr und mehr: dann reichte er das Blatt der Mutter, die mir gefolgt war, und ſagte lachend: „Wilhelm iſt Trainknecht geworden!"

Bei dieſem Titel und der Art, wie mein Vater ihn prononcierte, fielen mir die Schuppen von den Augen; aber anſtatt Gott zu danken wie Don Quixote und andere Narren, wenn ſie zur Vernunft erwachen, war ich vielmehr aufs äußerſte verletzt. Ich entwich auf den Boden und erhing mich hier zwar nicht, warf aber meinen Verführer, den Quaſiſtutzen zurück in den Rummel, aus welchem ich ihn erſt kürzlich erlöſt hatte, um ihn niemals wieder anzuſehen.

7. Kapitel — Mein Bruder verändert ſich

Die Bernburger Bataillone waren ausgerückt und den zurückgelaſſenen Trainknecht tröſtete die vorgerückte Jahreszeit. Es fror und ſchneite greulich, und jedes Kind konnte begreifen, daß es zu Hauſe beſſer war als auf dem Marſche. Ich verſchmerzte, was nicht zu ändern ſtand, ging in die Schule und ergab mich nebenbei den mannigfaltigen kleinen Freuden, die

auf dem Eise und im Schnee blühen. Wir schlittschuhten, schneeballten und ganz besonders glitten wir fleißig und in großer Gesellschaft auf Handschlitten die Berge hinab.

Letzteres Vergnügen möchte ich noch heute für die Vollendung aller Knabenfreude halten. Die Füße wie Pistolenhalfter steif nach vorn gestreckt, sitzt man in zurückgelegter Stellung rittlings auf dem kleinen, aus drei Brettchen zusammengeschlagenen Schlitten, greift mit den Fäusten in die Zügel und durch Anstreichen der Schneebahn mit dem Absatz sich frei dirigierend schießt man abwärts wie ein Geier. So jagen eine Menge kleiner Schlitten schreiend und lärmend hinter einander her, bemüht, sich auszuweichen, zu haschen, anzurennen oder umzuwerfen, und hierin liegt für die wilde Unruhe der Knabenseele unendliche Befriedigung.

Dies würde auch mein Bruder nicht bestritten haben. Er war ein echter Junge und kannte die Sache aus Erfahrung; auch war er kein Spielverderber und gönnte Andern die Freude von ganzem Herzen — für seine Person aber beteiligte er sich seit kurzem an dergleichen Wilderungen nur mäßig, isolierte sich und ging seine eigenen Wege. Die seine Verhältnisse nicht kannten, mochten denken, er sei duselig oder stolz geworden. Die Sache hing aber anders zusammen.

Barduas gerade gegenüber lag eins der schmuckſten Häuser der Stadt, das von einer einzeln stehenden Dame bewohnt ward. Diese, eine Mamsell Schäfer[1], schien kränklichkeitshalber auf ihr Zimmer reduziert und ging, soviel ich mich erinnere, niemals aus. Sie amüsierte sich aber bisweilen unseren Spielen aus ihrem Fenster zuzusehen, und wurde von uns hochgeschätzt, weil sie stets zur gelegensten Zeit, d. h. immer, wenn sie uns gewahrte, Brezeln und sonstige Leckerbissen zur Hand hatte, mit denen sie nicht kargte. Ein besonderes Interesse aber zeigte sie für meinen Bruder, entweder weil er ebenso gesund und strotzend aussah, als sie selber blaß und mager war, oder auch weil sie ihn überhaupt am meisten sah; denn solange sie sich am Fenster zeigte, pflegte er sich, seiner materiellen Gesinnung halber, nicht allzuweit zu entfernen. Sie blickte ihn dann wohl huldvoll an, öffnete das Fenster und steckte ihm der Gaben allerbeſts zu, bis sie den kleinen Schmarotzer soweit gekirrt hatte, daß er sich in einem unbewachten Augenblicke sogar bewegen ließ, zu ihr ins Haus zu treten. Da hatte sie ihm denn allerlei vorgespiegelt und damit geendet, ihm ihre Hand anzubieten.

Ob mein Bruder auf diese Verbindung aus eigentlicher Neigung oder eigentlich aus Eigennutz einging, weiß ich nicht zu sagen; allerdings aber ging er darauf ein und hielt sich allen Ernstes für gebunden. Die Vermählung wurde mit Schokolade und Biskuit vollzogen, beide Eheleute

[1] Fräulein Schäfer war früher eine intime Freundin des Herzogs Alexius gewesen. Ihr vom Hofmaler Kehrer gemaltes Porträt (s. d. Abbildung) wurde in den 40er Jahren von der späteren Herzogin Friederike, der Gemahlin Alexander Carls, aus dem Schlosse entfernt und dem Hofprediger Hoffmann, der auch Bibliothekar der Herzogin war, übergeben, aus dessen Nachlaß es an den jetzigen Besitzer, seinen Enkel, gekommen ist. Habent et imagines sua fata.

nannten ſich beim Vornamen und Du, und mein Bruder bezog in dem ſchönen Hauſe ſeiner Gemahlin ein eigenes, reichlich mit Spielſachen ausgeſtattetes Kabinett, wo er fortan einen großen Teil ſeiner freien Zeit verbrachte. Ich aber nannte ihn „Herr Schäfer", was er bei den großen, ihm zugefallenen Vorteilen gern mit in den Kauf nahm.

Mein Schweſterchen

Da doch immer eine gewiſſe Reife dazu gehört, die Vorzüge eines fremden Ortes zu würdigen, ſo iſt anzunehmen, daß meine kleine ſchwarzäugige Schweſter nur geringen Vorteil von ihrem Ballenſtedter Aufenthalte haben konnte. Es mochte ihr etwa wie den Leuten gehen, die ohne genügende Vorkenntniſſe nach Italien reiſen und dort im beſten Falle nichts anderes finden, als was man überall fürs Geld hat, nämlich Nahrung, Obdach und gute Freunde.

An alledem fehlte es denn auch nicht in Ballenſtedt und die anſpruchsloſe Reiſende ſchien ganz zufrieden. Sie war mit einigen gleichalterigen Knoſpen bekannt geworden, beſuchte und wurde beſucht, machte ſich mit ihren Freundinnen kleine Kuchen von Milch und Semmel mit geringer Zutat von Zucker oder von Korinthen, küßte und ſtritt ſich mit ihnen und trieb's wie andere Kinder. Doch war ſie anders als die meiſten andern kleinen Mädchen. Gedankenvoll und ernſt und voller Energie des Vorſtellungsvermögens war ihr Spiel in allen Fällen volle Wahrheit. Namentlich wenn ſie allein war, konnte ſie ſo wahrhaft mütterlich und innig mit ihrer dicken, einſt vor den Franzoſen geborgenen Puppe Sally verkehren, daß ſie mir, obgleich ich ſelbſt Phantaſt und Komödiant war, ebenſo betört vorkam, wie etwa ich dem Hauptmann Voß erſcheinen mochte. Allen Ernſtes glaubte ſie dann, Mutter zu ſein, und wirtſchaftete raſtlos flüſternd in Ecken und Winkeln mit ihrem Kind, ganz unbekümmert um die Geſellſchaft der Großen, wenn dieſe auch noch ſo angeregt und laut war.

An einem Novemberabende beſprach man in dem kleinen Teezirkel der Eltern die traurige Lage des von den Franzoſen immer noch beſetzten Dresdens. Die Briefe des Bankier Kaskel waren ausgeblieben, aber die Zeitungen berichteten Grauſenvolles. Hungersnot und Elend aller Art hatten in der belagerten Stadt faſt die Grenzen der Möglichkeit erreicht. Aus Düngerhaufen wühlte das arme verhungerte Volk Kartoffelſchalen und anderen Wegwurf, und dazu wütete das Lazarettfieber in allen Klaſſen der Bevölkerung, wöchentlich an fünfhundert Menſchen dahinraffend. Die Geſellſchaft war in betrübter, ſorgenvoller Stimmung, Madame Kaskel aufs äußerſte beängſtigt, und ſelbſt wir Knaben waren einigermaßen betreten über das Schickſal unſerer armen Heimatſtadt.

Da flog die Tür auf und herein trat ein Bekannter, der joviale Aſſiſtenzrat Gottſchalk[1], der ſich ſpäter durch ſein Werkchen über die Harzburgen

[1] Kaſpar Friedrich Gottſchalk, * 1772 in Sondershauſen, Juriſt, ſeit 1793 Archivar in Ballenſtedt, 1802 Aſſeſſor am Hofmarſchallamt, 1812 Aſſiſtenzrat, 1829 Hofrat, lebte ſpäter in Dresden. Gab u. a. heraus: „Die Ritterburgen und Bergſchlöſſer

und durch ſein Adelslexikon bekannt gemacht hat, haſtig verkündend, daß Dresden über ſei; die Garniſon habe ſich den Öſterreichern mit allem Kriegsgerät ergeben. Das war nun ganz was Prachtvolles. Mein Vater ſchickte nach Champagner, und Gottſchalk wurde gefeiert und umhalſt, als wenn er Dresden ſelbſt befreit hätte. Da es inzwiſchen an einem Stuhle für ihn fehlte, ſo entfernte Beckedorff die Puppe Sally, welche auf einem noch vakanten Seſſel unter Shawls und Tüchern begraben war, und rückte dieſen an den Tiſch.

In demſelben Augenblicke aber ſchoß auch meine kleine Schweſter ſchon aus irgendeinem entfernten Winkel herbei und barg Zeter ſchreiend ihr Geſicht im Schoß der Mutter. Die ganze Geſellſchaft war erſchrocken; Alle fuhren auf und drängten ſich, den Schaden zu beſehen. Man war der Meinung, das Kind habe ſich verletzt, vielleicht ein Auge ausgeſtoßen, und es dauerte lange, ehe es der Mutter gelang, die krampfhaft Weinende aufzurichten, zu beſehen und zum Sprechen zu bewegen. Endlich wurde unter Schluchzen und Verſchlucken der folgende Jammer offenbar: die am Scharlach ſchwer erkrankte Puppe Sally hatte im größten Schweiß gelegen, und während nun die arme Mutter, die Niemanden zu ſchicken hatte, ſelbſt nach der Apotheke gerannt war, hatte Beckedorff das todkranke Ding aus ſeinen Decken geriſſen und es im bloßen Hemde aufs kalte Fenſterbrett gelegt. „Und nun – ſchloß die verzweifelte Mutter und erſtickte faſt an dieſem Satze – und nun hat Sally ſich gewiß erkältet!"

So ernſthaft war die Szene, daß Niemand lachte. Vielmehr war Jedermann bemüht zu tröſten und Mittel anzugeben, wie die Erkältung unſchädlich zu machen ſei. Auch mag hier noch bemerkt werden, daß die Puppe von allen nachteiligen Folgen verſchont blieb.

Die Thüring'ſche Reiſe

Kaskels hatten Ballenſtedt ſchon ſeit längerer Zeit verlaſſen, als auch wir im Februar des Jahres 1814 zum Aufbruch rüſteten. Die Eltern dachten jedoch nicht auf dem nächſten Wege nach Dresden zurückzukehren, da eine Couſine meiner Mutter, die an den herzoglich Gotha'ſchen Oberforſtmeiſter von Ziegeſar[1] verheiratet war, ſie eingeladen hatte, den Rückweg über ihren im Altenburgſchen gelegenen Wohnſitz Hummelshayn zu nehmen.

Uns Kindern war es in Ballenſtedt ſo wohl geworden, daß wir um ſo weniger gern ans Scheiden dachten, als wir nicht direkt nach Dresden gehen, ſondern das uns völlig fremde Hummelshayn erſt überwinden ſollten, und beſonders war wohl anzunehmen, daß meinem Bruder der

Deutſchlands", 9 Bde., 1810/35; „Genealogiſches Taſchenbuch", 18 Jahrgänge, 1829 bis 1848; „Almanach der Ritterorden", 3 Bde., 1817/9; „Taſchenbuch für Reiſende in den Harz" 1806, desgl. für Dresden und die Sächſiſche Schweiz (1842); „Das Alexisbad" (1819; gemeinſam mit dem Badearzt Dr. G. Curtze). Vgl. Bd. II dieſes Werkes.

[1] Friedrich Freiherr v. Ziegeſar (1779–1832), herzogl. Sachſen-Gotha-Altenburgiſcher Oberforſtmeiſter, in zweiter Ehe vermählt 1806 mit Marie v. Berg (* 1786 in Eiſelküll, † 1821), die als Hofdame der Erbgroßherzogin Marie Pawlowna mit nach Weimar gekommen war. S. d. Abbildungen.

Gedanke ſchwer fiel, eine Verbindung wieder aufgeben zu ſollen, die ihm ſo nützlich war. Inzwiſchen waren wir noch nicht fort und mancherlei Hinderniſſe ſtellten ſich der Abreiſe entgegen, an welche ſich die Hoffnung knüpfte, den Frühling vielleicht doch noch in Ballenſtedt zu erleben.

Das Geſchlecht der Lohnkutſcher war nämlich für Ballenſtedt noch unerſchaffen und die Ökonomen, die ſonſt für Geld und gute Worte anzuſpannen pflegten, wollten ihr Geſchirr an dieſe Jahreszeit nicht wagen. Poſtpferde gab es auch nicht, und wären ſie dageweſen, ſo fehlte wieder ein Vehikel. Durch die Luft fliegen konnten wir aber ſo wenig, als zu Fuße gehen, und ſo ſollte denn die Reiſe wirklich noch verſchoben werden — als ſich ſehr unerwartet und zum Schreck des jungen Ehemanns plötzlich ein gewiſſer Bäcker meldete, der uns für ſchweres Geld bis Erfurt fahren wollte. So mußte es denn doch geſchieden ſein. Man ſagte allerſeits den Freunden Lebewohl, die Koffer wurden gepackt und bei träufelndem Tauwetter hielt der bewußte Bäcker zur beſtimmten Morgenſtunde vor der Haustüre.

Sehr einladend ſah die Gelegenheit nicht aus. Der Wagen, von unbeſchreiblichen Proportionen, hing altersſchwach und lahm in ſeinen Federn, die Schläge waren mit Bindfaden befeſtigt und die hart eingetrockneten Fenſterladen weder einzuknöpfen noch zurückzuſchnallen. Die Pferde ſtanden da mit tiefgeſenkten Häuptern, dem Anſchein nach halb ſchlafend oder tot, und niemand konnte begreifen, wie ſie nur bis hierher gelangt waren. Aber, ſeine Pferde wären gut, ſagte der Kutſcher, begrüßte jedoch jeden Koffer, der ihm zugetragen wurde, mit ſchweren Seufzern.

Endlich war Alles fertig, und Barduas wurden umarmt, ſoweit dies anging, denn wenigſtens wir Kinder konnten die Arme nicht ſehr rühren, da wir verpackt und eingewickelt waren wie Kokons. So wurde einer nach dem andern in den höchſt jammervollen Kaſten verladen, bis ſich zuletzt auch noch das Mädchen aus der Fremde, wie ſie in Ballenſtedt genannt wurde, nämlich die getreue Roſe darſtellte, um gleichfalls aufzuſteigen. Sie hatte, um ſich vor Kälte und ihre ſieben Sachen vor dem Verderben des Einpackens zu ſchützen, Alles auf den Leib gezogen, was ſie an Wäſche und Kleidern beſaß, und ſah wie das Heidelberger Faß aus. Der Kutſcher hatte jeden Einſteigenden im Geiſte gewogen und zu ſchwer befunden. Als er aber dieſes Ungeheuers von Mädchen anſichtig wurde, tat er einen ſchauderhaften Fluch und ſchwur, ihn ſolle dieſer oder jener holen, wenn er ſie in den Wagen ließe.

So möge er ſich denn hinpacken, wo er hergekommen wäre, ſchrie ihn der Vater an, ließ wieder abladen, und dieſer erſte Anlauf war geſcheitert.

Mamſell Schäfer hatte aus ihrem Fenſter das ganze Mißgeſchick mit angeſehen. Sie hatte mit ihren Schwiegereltern ſo gut wie keinen Umgang gehabt und kannte namentlich meine Mutter, die ebenſo einhäuſig als ſie ſelbſt war, nur von gelegentlichen nachbarlichen Fenſterbegrüßungen. Nichtsdeſtoweniger fühlte ſie ſich nun zu einer Tat bewogen, welche über die notwendigſte Nächſtenliebe noch hinausging. Sie bot uns nämlich

ihren eigenen Reisewagen an und wußte sogar Pferde aus einem benachbarten Dorfe aufzutreiben, so daß unsere Abreise sich schon am nächsten Morgen erfüllen konnte.

Aber trotz bester Equipage war es doch immer nicht die beste Fuhre. Die Wege gingen auf und der Wagen taumelte wie ein Trunkenbold von einer Seite auf die andere, bis er schließlich in der Naumburger Gegend in einem Schneeloch stecken blieb. Mein Vater und der Kutscher sprangen ab. Sie durchnäßten sich fast bis zum Halse, indem sie mit Geschrei und Prügeln taten, was sie konnten, auch legten sich die Pferde mit allen Kräften ins Geschirr und taten ebenfalls, was sie konnten; aber der Wagen stand wie eingenietet.

Da schien es denn ein Glück zu sein, daß ganz in nächster Nähe ein Haufen Schneeschipper arbeitete. Mein Vater sprach sie an; sie sagten aber, sie wären angestellt, die verschneiten Gräben auszuschaufeln, daß kein Wagen hineinpoltere, und das Übrige ginge sie nichts an. Der Kutscher entgegnete, die Löcher auf der Straße wären schlimmer als alle Gräben, und sie sähen doch, daß wir schon drin stäken; aber es war so wenig mit ihnen anzufangen als mit der Armsäule am Wege, die eben auch zwei unnütze Pfoten in die Luft streckte, und weder Bitten noch Geld konnten sie bewegen, ihren Beruf verständiger aufzufassen.

So saßen wir denn abermals fest, und keine Mamsell Schäfer guckte zum Fenster heraus. Mein Vater und der Kutscher hielten Kriegsrat, und es schien nichts anderes übrigzubleiben, als den Wagen zu entleeren und abzupacken – eine schlimme Aussicht für die kränkelnde Mutter und uns alle. Aber siehe! da nahte sich mit fröhlichem Gesange ein kleines auf dem Marsch begriffenes Detachement von etwa zwanzig russischen Soldaten. Als diese sahen, was hier los oder vielmehr stecken geblieben war, legten sie unaufgefordert und augenblicklich Hand an. Ein paar starke Kerle krochen unter den Wagen und hoben ihn mit ihren Rücken, daß er in den Fugen krachte, während andere schoben, schrien und in die Pferde hieben. Im Augenblicke waren wir aus dem Pfuhl heraus und unsere Retter zogen beschenkt und singend weiter.

Diesmal hatte der rohe Russe den rohen Deutschen überflügelt. Auch erinnerten sich die Eltern aus ihrem früheren Leben in Rußland ähnlicher Beispiele rascher, uneigennütziger Hilfeleistung und meine Mutter nannte die Russen gutherzige Menschen. Der Vater stimmte bei, nur sagte er, dürften diese gutherzigen Menschen nicht vornehm werden.

Ohne weitere Fährlichkeiten gelangten wir nach Jena, wo mehrere Tage gerastet wurde. Wir waren in dem Hause des Stallmeisters Seidler abgestiegen, dessen talentvolle Tochter Luise[1], eben wie die Bardua, Schülerin meines Vaters war und jetzt Alles aufbot, unsern Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Von hier aus waren wir sehr viel unter

[1] Luise Seidler (1786–1866), weimarische Hofmalerin. Vgl. „Erinnerungen und Leben" der L. S., aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt von Herm. Uhde (2. Aufl. Berlin 1875).

Menſchen, am meiſten bei der ſchon von Dresden her befreundeten Familie des Buchhändlers Frommann, der eins der angenehmſten Häuſer in Jena machte. Hier fanden auch wir Kinder unſere Rechnung, da die eben heranwachſende Tochter Alwina ſich unſerer aufs dankenswerteſte annahm. Alwina war anmutsvoll, dienſtfertig, lebendig, jeder Zoll an ihr ein Mädchen, was ihr ungemein zuſtatten kam, da ſie kein Junge war. Sie trieb ſich wacker mit uns herum, haſchte und verſteckte ſich, zeichnete und zeigte Bilder und hockte, Geſchichten erzählend, mit uns in Winkeln.

Als wir wieder im Wagen ſaßen, um die letzten Meilen nach Hummelshayn zurückzulegen und die Eltern untereinander von den mancherlei intereſſanten Menſchen ſprachen, die ſie in Jena kennen gelernt, richtete der Vater das Wort auch an uns Kinder und fragte, wer denn uns von Allen am beſten gefallen habe? „Alwina!“ ſagten wir wie aus einem Munde. Da lachte der Vater und ſagte, wenn er ſich recht beſänne, ginge es ihm ebenſo, und die Mutter pflichtete ihm vollſtändig bei. Ein junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren hatte den Preis über alle Genies der Muſenſtadt davongetragen. Das iſt die wunderbare Macht, die auch die jüngſten Mädchen üben, wenn ſie nur weiblich ſind.

8. Kapitel

Hummelshayn

Von dem Städtchen Kahla aus, wo wir Mittag gemacht hatten, führte unſer Weg unausgeſetzt durch Hochwald, der die Ausſicht erſt dicht vor dem Ziele unſerer Reiſe freigab. Wir fuhren durch das wohlgelegene Dorf nach dem Herzoglichen Schloſſe, welches Herr von Ziegeſar als Amtswohnung innehatte, und wurden von dieſem aufs beſte empfangen. Die Tante freilich fanden wir nicht. Sie war bei einem Beſuche am Weimarſchen Hofe gewiſſermaßen auf dem Herzen der Erbgroßherzogin geſtrandet. Dieſe hatte die Freundin nicht entlaſſen wollen, und es ſei da nichts zu machen, wurde geſagt, man müſſe warten, bis ſie wieder flott werde.

Ich freute mich, daß wenigſtens die Kinder zu Hauſe waren, die uns mit Wohlwollen begrüßten. Sie ſtanden uns an Zahl und Jahren gleich und waren die erſten einigermaßen verwandten Altersgenoſſen, die wir mit Augen ſahen. Der älteſte Sohn Hermann ging uns zwar eigentlich nichts an, da er aus einer früheren Ehe ſeines Vaters ſtammte, doch wurde er als vollgültig mit angenommen. Sein gutes Ausſehen wie ſein ehrenfeſtes Weſen gewannen mich auf der Stelle, und auch die beiden jüngeren Geſchwiſter, Otto und Mariechen, ließen das Beſte erwarten[1].

Mariechen lebte noch wie meine Schweſter im Kinderparadieſe zwiſchen Traum und Wachen. Sie war jedoch ſehr niedlich und lebendig und rühmte ſich, daß der Rieſe Goliath Gevatter bei ihr geſtanden habe. Als

[1] Hermann Freiherr v. Ziegeſar, * 1803 aus der erſten Ehe ſeines Vaters mit Eliſabeth v. Kampz, † 1869 als Altenburgiſcher Geh. Finanzrat. – Otto v. Ziegeſar, * 1807, † 1837 als Großherzogl. Hofjunker und Lieutenant; Marie v. Ziegeſar (1809–1856), × 1829 mit Heinrich v. Helldorff, † 1871 als Miniſterialdirektor in Weimar.

wir's nicht glauben wollten, fing sie an zu weinen und sagte, es wäre wahrhaftig wahr. Da gaben wir es zu.

Es war ein wahres Vergnügen, sich so anzusehen und mit einander bekannt zu werden. Aber, o wie bedauerten wir die arme Tante, daß sie an dieser Lust behindert war; hatte Hermann doch gesagt, daß sie sich so auf uns gefreut habe. Wir sprachen ziemlich lieblos über diejenigen, die sie zurückhielten, und wie denn Kinder ganz ernstlich von den untunlichsten Dingen handeln können, so entwarfen wir für den Fall, daß sie nicht bald käme, die abenteuerlichsten Pläne gewaltsamer Befreiung. Des Umstandes, daß hierzu scharfe Hirschfänger nötig waren, die von den Jägerburschen geliehen werden sollten, erinnere ich mich noch deutlich.

Unter solchen, zum Teil sehr aufregenden Gesprächen durchwanderten und besichtigten wir die Räumlichkeiten des Hauses. Das Hummelshayner Schloß komponierte sich damals aus dem corps de logis oder dem eigentlichen Schloß, das mit seiner altertümlichen Einrichtung für gewöhnlich leer stand, und einem modernen Seitenflügel, den Ziegesars bewohnten. Beide Schloßteile umfaßten mit den dazugehörigen Ställen und Remisen drei Seiten eines weiten steinernen Hofes; die vierte begrenzte das Staket eines freundlichen Gartens. [S. d. Abbildung].

In diese Lokalitäten wurden wir Neuangekommenen so eingefugt, daß meine Eltern mit der Schwester einige wohlgelegene Piecen des alten Schlosses bezogen, wir Knaben aber ein erwünschtes Unterkommen in den Mansarden des Seitenflügels fanden, wo die Vettern mit Herrn Bäring, ihrem Lehrer, hausten. Da wir uns alle vier in ein und dieselbe Kammer gebettet fanden, so war die Aussicht auf die Nächte sehr erfreulich, denn Kinder lieben beim Einschlafen die größtmöglichste Geselligkeit, weil sie gerade in den Augenblicken, die dem Verluste der Besinnung vorhergehen, am stärksten leben. Auch lärmten und spektakelten wir entsetzlich, warfen uns die Kissen an die Köpfe und pflegten uns erst zu beruhigen, wenn Herr Bäring dräuend eintrat.

Jagdfreuden

Gleich in der ersten Nacht trug sich ein Umstand zu, der sich in Raffs Naturgeschichte[1] nicht ganz unvorteilhaft würde ausgenommen haben. Ich erwachte von dem Schelten meines Bruders, der sehr ungehalten schien und mir auf Befragen mitteilte, es habe ihn was gebissen. Ich entgegnete, es möchte eine Wanze gewesen sein. Er sagte aber: „Nein, etwas ganz Großes!" und Hummelshayn wäre ein Nest!

So lamentierte er und wollte sich nicht beruhigen, bis Herr Bäring aus der Nebenstube mit Licht eintrat. Da fand sich denn die strotzende Backe des armen Herrn Schäfer zunächst dem Auge blutig geschunden und geschrunden, daß es häßlich zu sehen war, und der Mörder fand sich auch:

[1] Der Göttinger Lyzealdirektor G. Chr. Raff (1748–1788) veröffentlichte 1778 eine in unterhaltender Form abgefaßte „Naturgeschichte für Kinder", die in zahlreichen Auflagen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreitet gewesen ist.

nämlich eine frisch verreckte und noch warme Maus. Der Kleine hatte sie, vom Schmerz geweckt, noch halb bewußtlos ergriffen und an die Wand geschleudert.

Daß diese Maus – es war eine ganz natürliche mit scharfen Schneidezähnen, klaren Ohren und perfidem Geruch – nirgends anders als zur Türe hereingekommen und daß es draußen auf dem Boden viele gäbe, darüber waren Herr Bäring und die Vettern einig. Wir eröffneten daher vom nächsten Morgen an den schonungslosesten Vertilgungskrieg gegen dieses menschenfressende Ungeziefer. Nicht allein stellten wir zahlreiche Studentenfallen auf, sondern lagen in unseren Mußestunden persönlich im Hinterhalt mit Armbrüsten und Blaserohren. Die Sache wurde zur Passion und wir erlegten viele Mäuse.

In der Folge stellten wir zu unserem Beistand sogar noch einen Unterförster an, einen Igel nämlich, den wir im Wald aufgegriffen hatten. Wir mästeten ihn nebenbei mit Milch, damit er stärker und kühner würde, und bauten ihm eine bequeme Höhle, so daß es ihm eigentlich an nichts gebrach. Dennoch war er eines Morgens aufs unheimlichste verschwunden.

Zu wissen, daß sich ein Igel irgendwo an einem bestimmten Fleck aufhält, hat wenig auf sich; weiß man dagegen bloß, daß einer im Hause ist, so ist es bedenklicher, weil man ihm ganz unvorbereitet an den allerunpassendsten Orten begegnen könnte. Durch diese Vorstellung war namentlich die weibliche Hausgenossenschaft geniert, und wir suchten den Entschwundenen tagelang, um ihn wieder in den Wald zu tragen, aber er wollte sich nicht finden lassen. Übrigens wäre es gut, daß wir den Schweinigel los wären, sagte die Köchin, denn wenn er böse würde, schösse er seine Stacheln auf zehn Schritt und weiter, und wohin er träfe, wäre ihm egal. Daß dies eine im thüringischen Volke verbreitete Annahme war, erfuhr ich später.

Der Hetzgarten

Da ich doch einmal wie Wachs in vieler Meister Hand war, so freute ich mich jetzt, in keine schlimmeren als in die Herrn Bärings gefallen zu sein. Er war ein Informator, den man sich gefallen lassen konnte, ein weicher, liebenswürdiger Mensch und tüchtiger Lehrer, bei dem wir wacker lernten. Überdem empfahl er sich noch dadurch, daß es ihm nicht einfiel, unsere Spiele zu beherrschen, was ich nach Senffs Analogie am sichersten erwartet hatte; er ließ uns vielmehr darin frei gewähren und begnügte sich bloß, uns fleißig vom Mäuseboden zu verscheuchen, um sich Ruhe und uns an die Luft zu schaffen.

Wir verfügten uns dann gern in den sogenannten Hetzgarten, einen weiten, von Mauern eingefriedigten und an die Rückseite des Schlosses angelehnten Plan, zwar lediglich zum Zwecke fürstlicher Sauhetzen bestimmt, in Ermangelung jagender Prinzen aber wie geboren zum freien Tummelplatz für Knaben, die man hier sorglos dem Schutze der Waldgötter anvertrauen zu dürfen glaubte. Es war dies eine herrliche Wildnis,

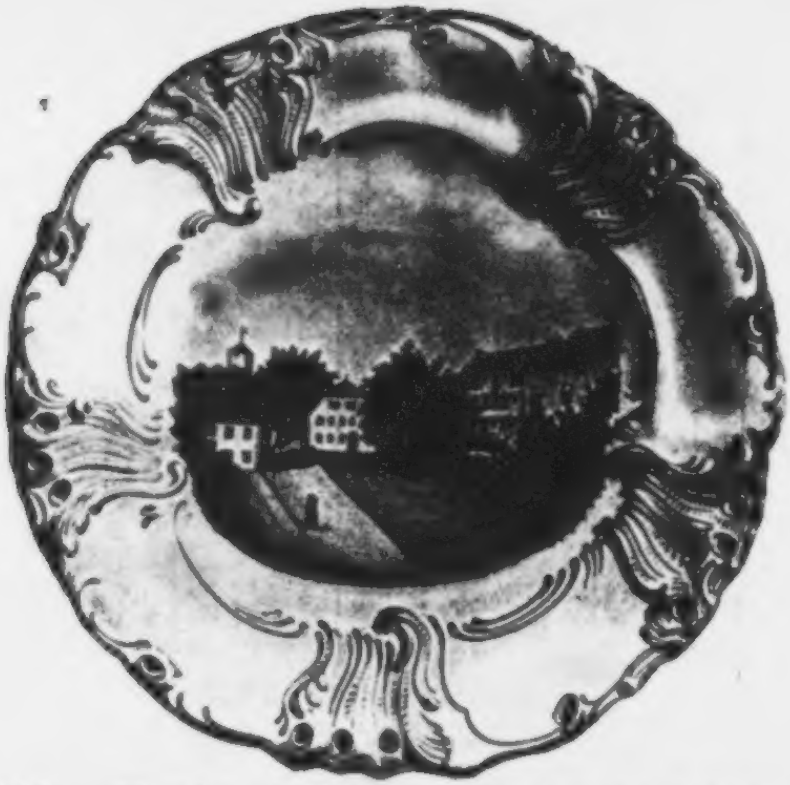
weglos, steglos, nur Anger, Busch und Gestrüppe, voll Disteln, Kletten und jeglichen Unkrauts. Da gab's nichts zu verderben, jedweder mochte sich behaben, sich bahnbrechen und herumwüsten, wie er wollte; ein guter Ort für jede Art von kriegerischen Manövers.

Hermann und ich pflegten uns beim Soldatenspiele kreuzweis in unsere Brüder zu teilen. Ich kommandierte den kleinen Otto, der sich in den Spiegelwänden seiner und meiner Phantasie zu einer ganzen Schwadron Dragoner multiplizierte, während Hermann an meinem Bruder den gleichen Schatz besaß. Damit kam jeder auf seine Rechnung; wir älteren Brüder waren mächtiger, die jüngeren waren mehr. Auf Stöcken einhersprengend suchten wir uns zu beschleichen und prallten dann mit Furie auf einander. Köstliche Stunden verlebten wir so, das Übermaß der Kräfte in heftigster Bewegung verwertend.

Zu solchen Spielen fand sich täglich noch ein fünfter Held von unserem Alter ein, dessen Vater, ein Herr v. Schmertzing, in Hummelshayn begütert war. Wie alle Schmertzings hieß er Hannibal[1], wozu wir, da er immer zur Hand war, noch den Beinamen ante portas fügten. Hannibal Anteportas war ein braver Junge, an dessen Umgange wir Geschmack fanden, hatte gediegene Fäuste und prügelte sich, an unsern Spielen teilnehmend, wacker mit uns herum. Er repräsentierte dann die dritte Macht, war Schwadron und Kommandeur in einer Person, und seine Bundesgenossenschaft war sehr gesucht. Dieser Hannibal brachte eines Tages noch anderweitigen Besuch mit, einen Verwandten namens Stockhausen, der preußischer Kadett war, einen kleinen Schleppsäbel trug und, obgleich nur wenig Jahre älter als wir, doch schon mit aller Anmut und Würde eines jungen Offiziers geziert war. Natürlich konnte in Gegenwart eines so gesetzten Fremden von kindischem Soldatenspiel nicht wohl die Rede sein. Wir schlenderten vielmehr mit ihm ganz wohlanständig und gesetzten Wesens im Hetzgarten umher und unterhielten uns von großen Dingen, wobei es denn auf mehr oder weniger kleine Prahlereien nicht gerade ankommen mochte.

Bei dieser Gelegenheit erzählte ich, daß während unseres Aufenthaltes zu Ballenstedt ein gewaltig großer Adler durch das offenstehende Fenster der Schloßküche auf einen toten Hasen gestoßen sei und diesen vor der Nase des bestürzten Kochs, der ihn eben abziehen wollte, entführt habe. Von der Wahrheit dieser interessanten Geschichte war ich so überzeugt wie von meinem Leben, weil sie im Barduaschen Hause erzählt worden, und daher recht wesentlich verletzt, als Stockhausen sie als Aufschneiderei ins Lächerliche zog. Darüber gerieten wir in Wortwechsel, die Freunde hetzten, und ich, an Umgang mit Offizieren nicht gewöhnt, mochte die Worte wenig wählen. Da schlug mein Gegner an seinen kleinen Schleppsäbel, beteuernd, daß, wenn ich Soldat wäre, er nicht umhin können würde, mir auf der Stelle einige Unzen Blutes abzuzapfen.

[1] Kaspar Hannibal Freiherr v. Schmertzing, * 1801, † 1866 als Altenburgischer Oberforstmeister.



Das Schloß Hummelshayn komponierte ſich damals aus dem corps de logis oder dem eigentlichen Schloß und einem modernen Seitenflügel, den Ziegeſars bewohnten. S. 142.

Ein prächtiger Hochwald, der die ganze Dorfflur einſchloß, zog ſich bis an den Herrgarten heran. Dieſer Wald war Anfang und Ende unſrer Hummelshayner Ausflüge. S. 154.

Oberforſtmeiſter v. Ziegeſar und Frau Marie.

Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen.

Der Oheim war ein Ehrenmann von altem Schrot und Korn, als welcher er auch weit und breit im Lande reſpektiert ward. S. 146. – Die Tante war eine noch ſehr junge Frau von einnehmendſtem Äußeren, mehr anmutig als regelmäßig ſchön, mehr herzlich als geiſtreich, eine urſprüngliche Natur, harmoniſch in ſich ſelbſt und durchaus wahr. S. 145.

Sogleich wollte ich zu Dienst sein, rannte ins Schloß, entlehnte meines Vaters Stockſäbel, denſelben, mit dem ich ſchon vor acht Jahren den Bayern abgetan, und ſtellte mich zum Kampf. „Macht keine Dummheiten!“ gebot Hermann, auch Anteportas ſuchte zu vermitteln; aber Stockhauſen zog und ſpottete. Da drang ich mit Schwadronhieben auf ihn ein, er deckte ſich und die Klingen ziſchten aneinander hin wie giftige Schlangen. Daß wir uns nicht verletzten, war wunderbar; aber es mochte doch noch ein Reſt von Vorſicht in der Wut ſein. Ein zufälliger Treffer freilich würde dieſe ſo geſteigert haben, daß ohne die Dazwiſchenkunft einer höheren Macht notwendiges Unheil erfolgt wäre.

Unter dieſen Umſtänden erſchien Herr Bäring wie gerufen. Von einem Spaziergange heimkehrend, durchwandelte er den Garten, und da er den Klang der Waffen hörte, ſprang er zu und riß uns auseinander. Der Zweikampf hatte übrigens die gewöhnliche Wirkung. Stockhauſen reichte mir die Hand und wir waren wieder die beſten Freunde.

Oheim und Muhme

Nach etwa acht bis zehn Tagen, die wir uns ohne ſie behelfen mußten, war denn auch die Tante von Weimar zurückgekehrt und mit einem Jubel empfangen worden, als ſei ſie von der Leuchtenburg entſprungen. Auch zweifelte ich nicht, daß es ihr ſelbſt ſo zumute ſei, denn als ſie uns in tiefer Bewegung und mit Tränen in die Arme ſchloß, glaubten wir, ſie weine nachträglich noch darüber, daß man ſie ſo lange von uns zurückgehalten habe.

Die Tante war eine noch ſehr junge Frau von einnehmendſtem Äußeren, mehr anmutig als regelmäßig ſchön, mehr herzlich als geiſtreich, mehr leidenſchaftlich als beweglich, eine urſprüngliche Natur, harmoniſch in ſich ſelbſt und durchaus wahr. Ein eigentümlicher Kontraſt, in welchem ihre lebhafte, faſt ſtürmiſche Empfindung zu der wohltuenden Ruhe ihrer Sprache und aller ihrer Bewegungen ſtand, gab ihrer Erſcheinung das höchſte Intereſſe. Wie meine Mutter ſtammte auch ſie aus einer jener deutſchen Familien, die, obgleich ſeit Jahrhunderten in Eſtland anſäſſig, ſich dennoch ihre vaterländiſche Sprache und Art erhalten haben. Sie hatte das Glück, im Schoße der Ihrigen aufzuwachſen, jedoch nicht genoſſen, ſondern war ſchon als Kind dem Kaiſerlichen St. Katharinenſtift in Petersburg übergeben worden, das ſie erſt verließ, um die nach Weimar heiratende Großfürſtin Marie Pawlowna als Hofdame zu begleiten. Am Weimarſchen Hofe lernte ſie Ziegeſar kennen und folgte ihm auf ſein einſames Waldſchloß.

Meine Mutter befreundete ſich ſchnell mit dieſer ihr bis dahin perſönlich fremd gebliebenen Couſine, deren offenes, ungeſchminktes und doch ſo graziöſes Weſen Jedermann anzog. Beide Frauen fanden in ihren Anſichten und Erlebniſſen reichliche Berührungspunkte und regten mit ihrer Geiſtesfriſche auch die Väter an. Die Unterhaltungen am Teetiſch oder des Abends nach dem Eſſen in des Onkels Zimmer mögen guter Art geweſen ſein, wenigſtens war keine Langeweile dabei, und wenn meine durch

Arbeit und Spiel sehr reichlich besetzte Zeit es erlaubte, so lauschte ich gern dem Gespräch der Alten. Wenn aber die Tante sich ans Instrument setzte und mit ihrer glockenreinen Stimme ein geistliches Lied intonierte, dann vergaß ich vollends jedes Spiel und hockte mich still zuhorchend in eine dunkle Ecke. Wie ist das deutsche Kirchenlied doch so voll Kraft und Seele! Man hörte damals im Gesellschaftsleben nicht viel anderes als Goethesche Lieder, für welche Kinder mit Ausnahme des Erlkönigs kein Verständnis haben; das Kirchenlied war aus den Häusern ausgewandert. Diese Art des Gesanges trat mir hier als etwas Neues entgegen und machte auf mich vielleicht gerade deshalb um so tieferen Eindruck.

Frau von Ziegesar hatte durch ihre Erziehung, durch Erinnerung und Familienbande zwar warme Sympathien für Rußland behalten, aber aus deutschem Blut entsprossen und mit einem deutschen Mann verbunden, teilte sie die vaterländische Begeisterung des Volkes, dem sie nun auch bürgerlich angehörte, um so aufrichtiger, als die später aufgekommene Idee, Rußland als den Erbfeind Deutschlands anzusehen, noch nicht erfunden war. Das deutsche Bewußtsein setzte sich damals vornehmlich französischer Nationalität wie deren Eigentümlichkeit entgegen, welche mit jeder denkbaren Untugend identifiziert wurde. Deutsch sein hieß dagegen: tadellos sein, unerschrocken, wahrhaftig, treu, fromm und wohlanständig. Dies Deutschtum pflegte die Tante im Gegensatz zu dem, was man Französisch nannte, mit Sorgfalt in uns Kindern und wußte uns dermaßen für Vaterländisches zu begeistern, daß wir uns sogar der allereingebürgertsten französischen Worte schämten. Mein Bruder und ich nannten sie daher nicht Tante, sondern Muhme, und konnten gewiß sein, ihr damit zu gefallen.

Ebenso ließ Herr von Ziegesar sich gern Oheim nennen. Um eine halbe Kopflänge höher als andere große Gestalten, mochte er jener Riese Goliath gewesen sein, dessen Mariechen sich von ihrer Taufe her erinnern wollte. Dieser treffliche Oheim war ein Ehrenmann von altem Schrot und Korn, als welcher er auch weit und breit im Lande respektiert ward. Mir imponierte er vornehmlich als Hausherr, da er ein strenges Regiment führte und sich, ganz im Gegensatz zu meinem Vater, um Alles kümmerte, was vorkam. Die kleinste Unordnung und Ungehörigkeit ward auf der Stelle gerügt, wenn auch mit großer Ruhe und ohne Poltern, doch mit sehr anzüglicher Satire.

Vernachlässigte Körperhaltung war streng verpönt. Wir mußten vor jeder Mahlzeit einen langen, vom Speisezimmer auslaufenden Korridor mit methodisch auf den Rücken verschränkten Armen in gerader Haltung dreimal auf und nieder marschieren, ehe wir uns setzen durften, und dann erst wurden wir für genügend ausgestreckt gehalten, um bei Tisch gerade zu verbleiben. Vergaßen wir uns dennoch, so saß uns auch schon der Gabelstiel des Oheims auf dem Rücken, oder wenn er uns etwa nicht erreichen konnte, so hörte man ihn von Schneidergesellen, Fiedelbogen und anderen krummen Dingen murmeln und fuhr betroffen auf. Ich saß und wandelte damals so gerade wie ein Ladstock, da doch früher die mannigfachen Ermahnungen

meiner treuen Mutter niemals etwas Aufrichtendes für mich gehabt hatten. Gewiß ist auch mit Spott und Gabelstielen mehr auszurichten.

Nach gleicher Methode wurde man auch zu jeder anderen Wohlanständigkeit gezwungen. Wer mit Tintenflecken, langen Nägeln oder sonst nicht ganz probemäßig bei Tisch erschien, konnte nicht lange ausdauern. Der Oheim sprach dann etwa von Leuten, die aussähen, als wären sie hinter dem Zaun geboren, und der Getroffene machte, daß er fortkam, um sich zu korrigieren. Flatterhaftigkeiten, Prahlereien, leeres Geschwätz und gefräßiges Schmatzen dämpfte er schnell durch vergleichsames Reden von Franzosen, Unaufmerksamkeit und Verdrossenheit bewunderte er als Eskimosche Temperamentsvorzüge, und ließen wir es gar an irgendeiner Ehrerbietung fehlen, so erkundigte er sich höflich, wo wir studiert hätten, in Flegelstadt oder Lümmelburg.

Dergleichen Korrektionen waren kurze Zügelgriffe mit rascher Wirkung, obgleich der Oheim uns kein saures Gesicht dabei zeigte. Nur einmal hatte ich den Eindruck, als sei er wirklich aufgebracht gewesen, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Herr Bäring hatte spartanische Geschichte mit uns getrieben, bei welcher Gelegenheit wir für Abhärtungen aller Art begeistert wurden. Insonderheit bewunderten wir die Standhaftigkeit, mit welcher die Knaben ihre periodischen Geißelungen ertrugen. Dem Schmerz so ohne Zuck und Muck zu trotzen, erschien sehr männlich, und wir verlangten nach ähnlicher Übung. Da aber Herr Bäring hierauf nicht eingehen wollte, so bläuten Hermann und ich uns gegenseitig mit einer alten Reitpeitsche ab, wobei die jüngeren Brüder als Ephoren gegenwärtig sein und aufpassen mußten, ob wir Schmerz verrieten. Zur Belohnung wurden sie dann auch gedroschen.

Nun wohnte im benachbarten Försterhause ein Jagdjunker v. Ende, der uns mancherlei Vergnügen machte. Er fertigte uns dreieckige Hüte von Pappe, schenkte uns altes Riemenzeug zu Koppeln für unsere Schwerter, lehrte uns Sporen von Weidenzwieseln schneiden und dergleichen mehr. Hermann und ich besuchten ihn daher fleißig, um ihm Gelegenheit zu geben, uns durch irgend etwas zu erfreuen, und fanden in der Regel unsere Rechnung dabei.

Bei einem dieser Besuche zeigte uns Herr v. Ende ein paar Ordenskreuze, die er aus Blei gegossen und mit bunten Bändern versehen hatte. Diese Dekoration, sagte er, wolle freilich verdient sein, und nur der könne Anspruch darauf erheben, der, ohne mit den Augen zu zwinkern, drei markige Hiebe mit seinem Kantschu ertrüge. Das war das richtige Wasser auf unsere Mühle. Wir hatten gute Vorstudien gemacht, drängten uns zur Probe und wurden beide dekoriert.

Beim Abendessen fragte der Oheim, was wir da für Kreuze hätten, und ich erzählte den Hergang. Da legte jener den Löffel weg und versicherte in sanft melancholischem Tone, daß ihm jeder Appetit vergehe. Dann aber fuhr er auf und fragte, ob wir denn Türken oder Schranzen oder was wir wären, daß wir uns für unseren Vorteil malträtieren ließen!

O der greulichen Schande, ſich ſchlagen zu laſſen um ſolchen Tand! Und daß er das an ſeinen eigenen Kindern und Tiſchgenoſſen erleben müſſe, ſei entſetzlich.

Wir waren wie mit Blut übergoſſen und zerrten an unſeren Bändern, um die fatalen Kreuze loszuwerden, die jetzt wie Feuer brannten. Bäring zwar nahm uns in Schutz. Jedes Ding, ſagte er etwa, habe zwei Seiten, ſei Ehre oder Schande, je nachdem man es begriffe, und er könne nichts ſo Entſetzliches drin finden, wenn wir uns beſtrebten, jenen welthiſtoriſchen lacedämoniſchen Knaben nachzueifern. Der Oheim aber erwiderte: was für ein Pack die Spartaner geweſen, könne man ſchon aus ihrer ſchwarzen Suppe ſehen, und er glaube, daß die polniſchen Wölfe ſie in jeder ihrer Tugenden bei weitem übertrafen. Wir aber wären Deutſche! Wir hätten uns deutſchen Begriffen von Ehre und Schande zu bequemen.

Wir hatten eine ausreichende Lehre empfangen und waren ganz einverſtanden damit, daß unſere Orden durch Herrn Bäring mit dem Erſuchen zurückgeſandt wurden, uns für die Folge mit derlei Auszeichnungen zu verſchonen.

9. Kapitel — Der Ölzweig

Meine Eltern fühlten ſich ſo wohl in Hummelshayn, daß fürs erſte keine Rede vom Weiterreiſen war, der Vater ſich ſogar zu ſeiner gewohnten Tätigkeit einrichtete und zu malen begann. Unter anderem entwarf und vollendete er hier ein Gemälde von halb prophetiſcher Natur, das mir noch lebhaft vorſchwebt. Das Bild ſollte zunächſt den Sturz des Luzifer[1] durch

[1] S. d. Abbildung. Das jetzt anſcheinend ganz unbekannte Bild befand ſich (nach Haſſe S. 370) im Jahre 1824 im Beſitz des mit Gerhard v. K. befreundeten Herrn Klein in Riga. Ein Zufall ließ uns in einer vergilbten Federzeichnung die Skizze zu dem Bilde finden. Sie weicht von der Schilderung des Alten Mannes nur inſofern ab, als dieſer von einem Schwerte und nicht Speere ſpricht. Doch liegt hier wohl eine Erinnerungstäuſchung vor, denn ſowohl ein Brief der Mutter Lilla wie die ausführliche Schilderung Haſſes (auf S. 272 f.) ſprechen von einem Speere. Hingegen ſcheint der Künſtler bei der Ausführung des Gemäldes hinſichtlich der Gewandung des Luzifer von ſeiner Skizze abgewichen zu ſein.

Zum näheren Verſtändnis der Allegorie ſei aus dem Briefe der Mutter Lilla an ihre Eltern, datiert: Hummelshayn, am 20. April 1814, zitiert: „Gerhard hat während meiner Krankheit ein großes Bild gemalt: eine Jünglingsgeſtalt, die vereinigte Macht der Alliierten perſonifizierend, ſtürzt Napoleon vom Throne in einen Ort der Qual hinab. Im Sturze ſucht er noch eine große giftige Schlange auf den Jüngling zu ſchleudern, doch die beißt ihn ſelbſt in den Arm. Der Jüngling, der den nie fehlenden Speer dem Feinde nachwirft, hat das Georgenkreuz auf der Bruſt und ein Gewand mit Rußlands Farben, ſein Mantel iſt umſäumt mit Preußens Schwarz und Weiß und in den Zipfeln iſt das Eiſerne Kreuz angebracht. Der Schild iſt mit dem Thereſienkreuz bezeichnet und die leichte Fußbekleidung hat die ſchwediſchen Farben. Sein Helm trägt das alte Sinnbild Deutſchlands — den Vogel Greif und iſt mit friſchem Eichenlaub umkränzt. Die Weltkugel, mit einer eiſernen Kette gefeſſelt an den goldenen Thron des Unholds, erhebt ſich ſchwebend und frei — denn die Kette iſt geſprengt! Dieſes ſehr ſchöne Bild, das mein Gerhard in einer wahren Begeiſterung in drei Wochen vollendet hat, ſandte er ſogleich im März nach Dresden zur Ausſtellung. Furchtſame Seelen fanden dies ſehr gefrevelt und glaubten immer, der Unhold käme

den Erzengel Michael vorstellen. Aber die dämonisch schönen Gesichtszüge des Luzifer erinnerten lebhaft an das Felsenantlitz des Helden von Korsika wie die des Engels an den Kaiser Alexander; eine Beziehung, die heute vielleicht abgeschmackt sein würde, damals aber um so zulässiger erschien, als man in beiden Imperatoren die historischen Träger sich entgegengesetzter Prinzipien erblicken wollte und nicht abgeneigt war, den nordischen Kaiser als Repräsentanten der großen Hilfe Gottes anzusehen, die man bereits erfahren hatte.

Wenn aber der Sturz Napoleons auch von Rußland her datierte, so konnte er doch nur durch die gemeinsame Anstrengung der Verbündeten vollendet werden. In der Bewaffnung, in den Farben und sonstigen Attributen des Engels fanden sich daher speziellere Beziehungen auf jede der alliierten Mächte, auf England, Österreich, Preußen. Der Schild z. B. mit dem Marien-Theresienkreuze deutete auf Österreich, das Adlerschwert auf Preußen, der Greif über dem Helm auf die sich keck erhebende Volkskraft usw.

Man konnte damals noch gerecht sein, weil man unter den gewaltigen und wahren Eindrücken der Ereignisse stand. Man durfte sich gegenseitig gelten lassen, weil man sich gegenseitig noch brauchte. Aber schon ein oder zwei Jahre später wurde alles anders, und ein Bild wie dieses, welches Gott die Ehre gab und Jedem seinen Anteil, wäre kaum noch da verstanden worden, wo man am wenigsten geprahlt hat, nämlich in Wien und Petersburg. Um ein Berliner Verständnis zu ermöglichen, hätte der Engel einem preußischen Landwehrmann gleichen müssen, während John Bull ebenfalls nicht abgeneigt war, sich ganz allein für den großen Michael zu halten.

Als jenes Bild begonnen wurde, war der Ausgang des Krieges, obgleich man sich bereits auf französischem Boden schlug, doch noch sehr zweifelhaft; aber die Ereignisse rechtfertigten die Voraussicht meines Vaters, die Verbündeten zogen in Paris ein, Napoleon stürzte von seinem Kaiserstuhl ins Meer, der Friede wurde unterhandelt, und endlich erlebten wir eine Nacht, deren herzerhebende Feier mir immer unvergeßlich bleiben wird.

Es mochte neun Uhr abends sein, als wir Alt und Jung noch sämtlich auf dem Hofe waren, um uns der Kühlung des Abends zu erfreuen. Über das Staket des Gartens hingen die Blütentrauben des Cytisus und der Syringen, vom Hetzgarten herüber ertönte das Lied der Nachtigall und über das Dorf der ferne Froschteich. Die Eltern saßen im Gespräche bei einander auf der breiten Freitreppe des alten Schlosses, und wir Kinder rannten umher, mit Haselstöcken Kröten erlegend, die um diese Stunde ihre Promenade zu beginnen pflegten — als der pastor loci, ein kleiner,

---

bald wieder und würde diese Unbill nicht ungerächt lassen — doch kann das Bild auf der Ausstellung noch kaum aufgehängt und gesehen worden sein, so kamen die glücklichen Nachrichten Schlag auf Schlag nacheinander, und ich denke, gerade der Umstand, daß dieses Bild vor dieser glücklichen Entwicklung gemalt wurde, soll es um so berühmter machen."

runder Mann, sehr eilig und erhitzt mit Hut und Wanderstab durchs Schloßtor schwenkte.

Ich habe den Namen dieses Herrn vergessen, vielleicht nie gehört, da er bloß „der Herr Pastor" genannt wurde. Ziegesars hatten wenig Umgang mit ihm, daher man ihn eigentlich nur auf der Kanzel zu sehen bekam, wenn er seine Predigt hersagte. Desto häufiger erblickten wir die Frau, wenn auch nur aus der Vogelperspektive. Unsere Mansardenfenster hatten nämlich die Aussicht auf den Pfarracker, wo sich die Frau Pastorin fleißig zeigte, und zwar in Reiterstiefeln, mit hochgeschürzten Röcken und einem dreieckigen Bauernhute auf dem Kopfe. So trieb sie unter hott! und hü! ein Joch Milchkühe mit dem Pfluge vor sich her oder auch sie düngte, hackte und beschaufelte das Feld. Sie besorgte allein die ganze Ökonomie des Pfarrhofs und war recht eigentlich der Großknecht wie auch der Großherr ihres Mannes, der für einen menschenscheuen und unbeholfenen Weisen galt, mit dem im praktischen Leben nichts Sonderliches anzufangen sei.

Heute war der Herr Pastor aber wie ausgetauscht. Er kam zu Fuß von Jena angerannt, wo er gelehrte Freundschaft begrüßt haben mochte, und brachte den Frieden mit. Diese Nachricht hatte er, einen Teil des Dorfes durcheilend, schon in die Fenster geschrien, und viele Leute folgten. Der nächtliche Schloßhof füllte sich mit Männern, und der Oheim ersuchte den von Freude berauschten, über sich selbst erhobenen Friedensboten, ein Dankgebet zu halten. Da verlieh ihm Gott ein fröhliches Auftun seines Mundes und er sprach begeisterte Worte. Nach dem Amen aber stimmte er mit allem Volk das herrlich deutsche Volkslied an „Nun danket alle Gott!" Ziegesars Jäger fielen mit ihren Waldhörnern ein, und weithin schallte der Lobgesang über das Dorf hinaus in die stille Frühlingsnacht.

Wir Kinder hatten den Krieg gar nicht als Last empfunden; jetzt aber war es uns doch zumute, als sei der Teufel aus der Welt gefahren, und da die Großen händeschüttelnd durch die Reihen der Leute schritten und Alles sich beglückwünschte und umarmte, umarmten auch wir Kleinen uns untereinander und die Eltern und den Pastor und die Bauern und hatten großen Jubel. Die Männer aber hoben ihren Pfarrherrn auf die Schultern und trugen ihn nach seiner Wohnung.

Es war nun Friede in Europa! und allerwärts ward er gefeiert mit Orgelton und Glockenklang, mit Kuchen und unendlich vielem Schießen. Man glaubte einer herrlichen Zukunft entgegenzugehen, und eine Zeitlang ließ sich's auch so an — aber diese Erde ist kein Himmelreich; sie ist es nie gewesen und wird es nie werden. Die Franzosen war man freilich los; aber der Geist der Verneinung, dessen Repräsentanten sie gewesen, blieb, erstarkte mehr und mehr und führte eine innere Feindschaft und einen Krieg der Ansichten und Meinungen herbei, der aufreibender ist als jeder andere und nachgerade unser Staats- und Kirchenleben in seinen Grundfesten erschüttert hat.

Nur eine ganz kurze Geſchichte

Faſt unmittelbar an jene Friedensnacht reiht ſich die Erinnerung an ein Erlebnis anderer Art, das die Hummelshayner Phyſiognomie für kurze Zeit ſehr weſentlich veränderte. Der Erbgroßherzog von Weimar machte nämlich mit ſeiner Gemahlin einen mehrtägigen Aufenthalt bei Ziegeſars, womit, wenn ich nicht irre, die Frau Erbgroßherzogin noch den Nebenzweck verband, ſich von meinem Vater malen zu laſſen. Da prangte das Schloß in Blumen und Guirlanden, die Herren in Uniformen, die Dienerſchaft in Treſſen, und wir Kinder traten in den Hintergrund. Wir waren von den Tafeln ausgeſchloſſen und durften überhaupt nur wenig ſichtbar werden, denn die Hofetikette läßt die Kindlein ferne bleiben. Auch hatten wir gar kein Verlangen vorzutreten und waren ganz zufrieden, uns hinter den Kuliſſen von den angenehmen Schnippelbrocken zu ernähren, die uns die Tante reichlich zukommen ließ.

Inzwiſchen geſchah es, daß die Frau Erbgroßherzogin uns eines Tages ganz privatim zu ſich befahl. Uns allen und beſonders mir mit meiner Senfffſchen Natürlichkeit war wenig an dieſer Ehre gelegen; aber die Güte, mit der wir empfangen wurden, die milde Schönheit und der ganze feine kaiſerliche Nimbus der hohen Frau verſöhnten uns in ſolchem Grade, daß wir höchſtderſelben alles Übrige verziehen hätten, wenn wir darum angegangen worden wären.

Der Erbgroßherzog dagegen würde ſich wahrſcheinlich in keiner Weiſe um uns gekümmert haben, wenn nicht einer von uns genötigt worden wäre, ſich ganz unwillkürlich ſelber vorzuſtellen. Das ging ſo zu:

Nachdem wir Kinder aus reſpektvoller Entfernung Zeugen vom erſten Empfange der hohen Herrſchaften geweſen waren, hatte ſich eins von uns in der Freudigkeit ſeines Herzens veranlaßt gefunden, ein Aſyl aufzuſuchen, deſſen notwendige Exiſtenz ein offenkundiges Geheimnis in allen Häuſern iſt. Da er aber vergeſſen hatte, den Riegel vorzuſchieben, ſo konnte es geſchehen, daß ihn ein Kammerdiener überraſchte, der hohen Beſuch vermeldete. Der erſchrockene Junge wollte entwiſchen, wie er eben war, aber der raſch eintretende Fürſt hielt ihn zurück und fing in dem geräumigen Gemach ſogleich zu konverſieren an. Aufs wohlwollendſte fragte er nach Namen, Alter und Ausſichten und ob man dieſen Ort oft zu beſuchen pflege.

Es gibt ſo manche Parallelen zwiſchen den höchſten und niedrigſten Ständen, unter denen die Unbefangenheit in natürlichen Dingen obenan ſteht. Dieſe Unbefangenheit hatte den überraſchten Neuling ſchnell zutraulich gemacht, und während Beide auf entgegengeſetzte Weiſe mit ihrer Toilette beſchäftigt waren, ging die Unterhaltung leicht und gut von ſtatten. Ich hatte übrigens den Vorteil von dieſer improviſierten Audienz, daß mir bei anderweitigen zufälligen Begegnungen als altem Bekannten freundlich zugenickt wurde.

Die Aſiaten

Meine arme Mutter war recht ſchwer erkrankt, und ich erinnere mich, daß ich bisweilen große Sorge um ſie hatte und manche Träne weinte, beſonders wenn ich ſie ſo gar nicht ſehen durfte oder wenn der Arzt geheimnisvollen Angeſichts aus ihrem Zimmer trat und mit dem Vater flüſterte. Aber Kinder ſind nur momentaner Sorge fähig. Wenn ich dann wieder mit den Andern wilderte, ſah mir kein Menſch was an. Die Mutter lag am Nervenfieber und war in ihren Phantaſien umgeben von den Eindrücken der letzten Jahre, von Krieg und Kriegsgeſchrei, ſah Truppen ziehen und hörte die Fanfaren der Hörner und Trompeten unausgeſetzt bis zur Erſchöpfung.

Wir Anderen erlebten unterdeſſen Ähnliches in Wirklichkeit, was namentlich für die Tante nicht viel weniger erſchöpfend als Phantaſien ſein mochte. Verſchiedene auf dem Rückmarſch begriffene Koſaken- und Baſchkirenregimenter paſſierten nämlich nacheinander Hummelshayn und raſteten daſelbſt. Das Schloß lag voll von fremden Reitern, und das arme Mühmchen hatte viel zu ſchaffen, um allen Anforderungen zu genügen, die aus Küche und Keller wie aus der Krankenſtube ohne Unterlaß an ſie ergingen.

Ich war durch dieſe friedlichen Kriegsſzenen nur angenehm zerſtreut. Wir Knaben trieben uns, ſoviel wir konnten, unter dem fremden Volk umher, befreundeten uns mit einzelnen der Leute und hatten ſogar das Glück, daß ein beſonders liebreicher Baſchkire, ein unproportionierlich dicker Kerl, uns nicht allein den Gebrauch ſeines Bogens lehrte, ſondern uns ſogar ſelbſt dergleichen ſchnitzte, die trefflich ſchoſſen. Der Dienſt, den unſer dicker Gönner uns damit erwies, war aber um ſo dankenswerter, als er nicht wie unſereiner ſo ohne weiteres zu ſeinem Taſchenmeſſer kommen konnte, ſondern erſt viel Umſtände damit hatte. Wir fahren brevi manu in die Taſche und holen heraus, was uns beliebt; jener Baſchkire aber hatte zu unſerem Erſtaunen erſt drei Paar weite Hoſen ab- und drei lange Unterweſten aufzuſtreifen, ehe dasjenige Kleidungsſtück erreicht war, in deſſen Taſche ſeine ſieben Sachen waren. Wie viele Hüllen unter dieſer noch zu beſeitigen geweſen wären, um bis zum Menſchen an ſich zu kommen, konnte nicht ermittelt werden; doch dachte ich, daß, wenn der Kerl erſt ganz vollſtändig abgewickelt wäre, ſo würde er vielleicht ſo ſchlank ſein wie ein Aal.

Alle dieſe Aſiaten ſchienen ſich in Hummelshayn beſonders zu gefallen. Denn nicht allein, daß die Tante jezuweilen mit ihnen in ihrer Mutterſprache koſte, ſie beköſtigte ſie auch mit nationalen Speiſen, mit Roggenbrei, mit Sauerkraut, mit Zwiebeln, Kohl und Salzfiſchen, ſo daß ſie die meiſte Zeit den Hof mit ihrem Jubel füllten, ſangen, tanzten, auf dem Kopf ſtanden und ſich balgten.

Ein junger Koſak ſpielte die tatariſche Leier, die Balalaika, als Meiſter und ſang dazu wie Orpheus. Die anderen tanzten dann und waren dabei ſo natürlich, daß Rouſſeau ſeine Freude daran gehabt hätte. Sie glichen

überhaupt dem Ideale jenes Philoſophen ziemlich und hatten alle Eigenſchaften der Wilden, mit Ausnahme des eigentlichen Kannibalismus. Ein Reſt zwar war auch von dieſem noch geblieben, aber doch nur in ſublimierteſter Geſtalt, indem ſie nicht ſich ſelber verſpeiſten, ſondern nur, etwa zum Nachtiſch und während der Sieſta, ihr gegenſeitiges Ungeziefer. Mein Vater fand, es gäbe dies den wahren Kreislauf der Säfte, wie wenn Kühe mit ihrer eigenen Buttermilch gefüttert würden.

Mir hatte die Balalaika ganz außerordentlich gefallen. Sie klimperte ſo hell und luſtig, und es erſchien mir keine Hexerei, ſie zu ſpielen. Ich fabrizierte mir daher auch eine, welche wohl gelang und wenn auch gerade nicht fürs Auge und noch weniger fürs Ohr, doch ausreichend für mein Bedürfnis war. Ich befeſtigte nämlich ein Lineal auf eine alte Schachtel und ſpannte darauf freilich nicht zwei Saiten, als welche auf eine richtige Balalaika gehören, ſondern nur eine, weil mehr nicht aufzutreiben waren. Auch brachte ich die Verſchiedenheit der Töne nicht durch Fingerdruck, ſondern dadurch zuwege, daß ich das gefällige Lineal mehr oder weniger zurückbog, wodurch die Spannung der Saite verändert ward. Ich hatte ein ganz neues Inſtrument erfunden, auf welchem ich ſo viel Geſchicklichkeit erwarb, daß Hermann bisweilen, wenn auch mit Anſtrengung, die Melodien erraten konnte, die ich vortrug. Die Koſaken lobten mich ſehr ausdrucksvoll und legten mir nichts in den Weg, wenn ich den zweiten Diskant zu ihren Tänzen klimperte.

Kurz vor dem Abzug des fröhlichen Völkchens erlebten wir noch eine kleine Untat und deren Korrektion. Es wurden ein Paar Löffel, ein Betttuch und andere Kleinigkeiten vermißt, die ſich ſämtlich in den weiten Hoſen des Balalaikakünſtlers wiederfanden. Dafür ließ ihn ſein Hetman vor das Schloßtor führen und ihn ohne alle Kommiſeration zerdreſchen. Ein paar Kameraden packten den Delinquenten bei den Haaren, riſſen ihn zu Boden und walkten ihn dermaßen mit ihren Kantſchus ab, daß der Jagdjunker v. Ende ihm wenigſtens hundert bleierne Kreuzchen als Äquivalent geſchuldet hätte. Der arme Kerl wand ſich im Staube wie ein Wurm, und ſeine Kleider, Bart, Haare und Geſicht überzogen ſich mit allen Elementen des Fahrweges, bis die Fürſprache des zufällig dazukommenden Oheims ihn befreite.

Es war das erſtemal in meinem Leben, daß ich einer ernſtlichen Prügelexekution beiwohnte. Der Eindruck war überaus empörend. Daß Menſchen eine Gewalt über ihresgleichen übten wie über Hunde, ſchien mir ſchimpflich. Man hätte meiner Meinung nach den Mann vermahnen mögen ſo eindringlich und beweglich, als man irgend wollte, oder auch ihn einſperren bei geſunder Koſt und in geſunden Räumen – ſich aber an ihm vergreifen, das ſchien aller Menſchenwürde Hohn zu ſprechen und entehrend für beide Teile.

Mein Koſak ſchien ſich inzwiſchen an ſeiner Ehre ſo wenig gekränkt zu finden als etwa ein Korpsſtudent, der aus dem Karzer tritt. Als er ſich kniend bei ſeinem Offizier für Strafe und bei dem Oheim für deſſen

Fürſprache bedankt hatte, zogen die Kameraden mit ihm davon. Sie achteten ihn gerade wie zuvor und tanzten auch am Abend wieder nach ſeiner Balalaika.

10. Kapitel. Rieſeneck und Orlamünde

Die Mutter war unter der Behandlung des ſeinerzeit berühmten Hofrat Stark[1] in Jena ſo weit geneſen, daß ſie zu nachträglicher Stärkung eine Badereiſe antreten konnte. Sie wählte die ihr bekannte Radeberger Quelle und der Vater mit dem Schweſterchen begleitete ſie dahin. Warum mein Bruder und ich nicht auch von der Partie ſein konnten, weiß ich nicht. Wir blieben in Hummelshayn zurück, wo es nun recht einſam ward; denn da nun auch der Oheim ſich nach Karlsbad, Herr Büring aber auf eine Vergnügungsreiſe begab, ſo war die Hausgenoſſenſchaft ſehr eingeſchmolzen. Die liebenswürdige Tante war Alles in Allem; ſie war aber auch Erſatz für Alles, ſie gab ſich uns jetzt gänzlich hin, wir arbeiteten und ſpielten meiſt unter ihren Augen und freuten uns den ganzen Tag auf die ſchönen Erkurſionen, die ſie des Abends mit uns machte.

Die Lage Hummelshayns begünſtigte dergleichen. Ein prächtiger Hochwald, der die ganze Dorfflur einſchloß, zog ſich bis an den Hetzgarten heran. Dieſer Wald war Anfang und Ende unſrer Ausflüge. Wir pilgerten aufs Geratewohl durch Dick und Dünn, durch feuchte Gründe und über würzige Höhen, von denen ſich mitunter die ſchönſten Fernſichten ergaben ins Saaletal hinein und auf die Leuchtenburg. An irgendeinem bequemen Platze ward gelagert. Aus Heidekraut und Moos bereiteten wir der Tante einen Sitz, ſchleppten Holz herbei, zündeten Feuer an, brieten mitgebrachte Kartoffeln in der Aſche oder ſchmorten Steinpilze, die wir unterwegs geſammelt hatten. Durch Geplauder und Geſang ward das Mahl gewürzt, oder auch die Tante erzählte uns Geſchichten aus alter Heldenzeit, die ſie zum großen Teil ſelbſt erfinden mochte, die uns aber immer für Vaterland, für Ehre und Manneswürde begeiſterten.

Sehr liebten wir alle einen abgelegenen Ort im Walde, da vorzeiten ein im Dreißigjährigen Kriege zerſtörtes Dorf geſtanden hatte. Noch jetzt zirpten die Heimchen im Dickicht unter verſunkenen Feuerſtellen. Das Dorf hatte Rieſeneck geheißen; jetzt trug dieſen Namen eine von Tannen und Buchen umſtandene Waldwieſe, die mit Heuraufen und Krippen zum Behuf der Hirſchfütterung verſehen war. Ein einſames Jagdhaus ſtand am Rande, aus deſſen Fenſtern man die Wieſe überſah. Von hier liefen unterirdiſche Gänge aus, dicht vor jener Futterſtelle in kleine mit Schießfenſtern verſehene Raſenhügel aufſteigend. Dieſe Vorkehrung hatte den Zweck, das Wild aus nächſter Nähe zu betrachten oder auch fürſtlichen Perſonen einen ſicheren und mühelosen Schuß zu gewähren. O welche Luſt, wenn nun das Waldhorn ſeine weichen, langgezogenen Töne in den Forſt hinausrief und die Hirſche ſich ſtolz und langſam, einzeln und in

[1] Joh. Chriſtian Stark (1799–1837), Prof. der Chirurgie und Gynäkologie ſowie Großherzoglicher Leibarzt in Jena.

Rudeln der Futterung nahten, und wir ſtaken mit verhaltenem Atem in den Löchern ſo nahe, daß wir den Spiegel im Auge der edlen Tiere ſahen! Sperlinge, Krähen und Rebhühner habe ich ſpäter genugſam und ohne ſonderliche Kommiſeration erlegt, die Haſen, die ich geſchoſſen, taten mir ſchon leid; aber auf einen Hirſch zu ſchießen, hätte ich mich ohne Hungersnot nicht wohl entſchließen können, und zwar wegen der näheren Bekanntſchaft, die ich damals auf dem Rieſeneck mit dieſen edlen Tieren gemacht hatte.

Über den Rieſeneck hinaus lag eine Höhe, von wo man über Tannenwipfel das ferne Orlamünder Grafenſchloß erblickte. Hier lagerten wir eines Abends im Heidekraut um das verglimmende Feuer. Die blaſſe Mondesſichel hing am Himmel und aus der Tiefe ſtiegen Dünſte. Die Rede kam natürlich auf die Weiße Frau von Orlamünde, wie ſie im Berliner Königsſchloß, zu Weimar und anderwärts bis in die neueſte Zeit unzweifelhaft geſehen worden. Und hier im Angeſicht der alten Mauern, die ſie bewohnt hatte, erzählte uns die Tante etwa die folgende Legende:

Vor alten grauen Zeiten, als in deutſchen Landen noch die Fauſt regierte, lebte in jenem Schloſſe eine junge verwitwete Gräfin mit zwei kleinen Knaben, deren Vormund der junge ritterliche Burggraf Friedrich von Hohenzollern war. Der kam bisweilen angeritten, um nach ſeinen Mündeln zu ſehen, und weil er ein gar ſtattlicher Herr war von edler Sitte und voll Achtung für die Frauen, ſo geſchah es, daß die Gräfin ihn ſehr lieb gewann. Wenn er daher nach Orlamünde kam, bezeigte ſie ſich ſo freundlich und demütig gegen ihn, daß ſie auch ſein Herz gewann und er ſie gar zu gern zur Frau genommen hätte. Er war aber ein guter und getreuer Sohn und da er merkte, daß ſeine Eltern gegen die Verbindung waren, ſo ſchwieg er ſtill und wollte warten, bis die verehrten Eltern anderen Sinnes würden. So verlief ein Jahr nach dem anderen — der Graf blieb immer ſtumm und dem Anſchein nach ſo kalt wie ein Marmorſtein gegen die ſchöne Witwe, die er doch von Herzen liebte.

Da hörte die tiefbetrübte Frau von einem Mönch, der ihr Vertrauter und in ihren Geſchäften auf dem Hohenzollern geweſen war, daß der junge Graf geäußert habe: die Gräfin Orlamünde ſei die ſchönſte Blume in deutſchen Auen; ſolange ſich aber nicht vier Augen ſchlöſſen, könne er ſie nicht in ſeine Krone flechten. Damit mochte er ſeine Eltern gemeint haben, die Gräfin aber deutete die Rede auf ihre Kinder. Da fuhr der Satan ihr ins Herz, daß ſie dieſelben heimlich erwürgte. Sie beweinte ſie aber öffentlich und begrub ſie mit Gepränge.

Inzwiſchen war die Sache ruchbar geworden und vor ein heimliches Gericht gebracht, das bei nächtlicher Weile einen Span aus dem Orlamünder Schloßtor hieb und die Gräfin verfehmte. Graf Friedrich aber war Schöffe des Gerichtes und wurde mit der Ausführung des Spruches beauftragt, der auf Tod lautete. Er allein unter allen Richtern mochte den Grund des Verbrechens erraten und ſollte nun diejenige opfern, die ihn mehr geliebt hatte als ihre eigenen Kinder. Aber er war ein Mann

und pflichtgetreuer Richter. Die Gräfin fiel von ſeiner Hand. Als ruheloſer Schatten durchwandert ſie nun Unheil verkündend die Häuſer derer, die von dem geliebten Mörder ſtammen.

Die Tante hatte uns dieſe tragiſche Geſchichte ſo vorgetragen, daß wir entzückt waren von der Tat des Grafen. Wir ſprachen davon noch lange auf dem Rückwege und zweifelten nicht, daß wir uns bei ähnlicher Gelegenheit nicht weniger mannhaft zeigen würden.

Drakendorf

Jenes trauliche Waldleben wurde durch eine Ortsveränderung unterbrochen, die ſchon den ganzen Sommer über in Ausſicht geſtanden und keine geringen Erwartungen angeregt hatte. In der Gegend von Jena nämlich liegt am Fuße der alten Lobdaburg das ſchöne Drakendorf, damals ein gemeinſchaftliches Ziegeſarſches Gut, welches alljährlich die verſchiedenen Glieder der Familie für einige Sommerwochen zu vereinigen pflegte. Nach Bärings Rückkehr ſiedelten wir dahin über.

So ſchön es in Hummelshayn geweſen war, ſo war doch Drakendorf noch ſchöner, nicht nur wegen der größeren Heiterkeit ſeiner Umgebungen, ſondern beſonders weil es neu und anders war. Ein freundliches modernes Wohnhaus, ein ſonniger, weitausgedehnter Park, lachende Fluren von fließendem Waſſer durchzogen und umkränzt von Laubholz, endlich die maleriſchen Ruinen des alten Bergſchloſſes mit weiter, entzückender Ausſicht, das alles war gar einladend und ſchön. Nicht minder erfreute uns hier die größere Geſelligkeit. Es fanden ſich nämlich mit den Hummelshaynſchen in Drakendorf auch noch andere Glieder der Ziegeſarſchen Familie zuſammen, nämlich der Bruder des Oheims mit Frau und Kindern und eine jüngere noch unverheiratete Schweſter namens Silvia.[1] Dazu kamen täglich Gäſte aus dem nahe gelegenen Jena, Leute guter Art und jeden Standes, deren Namen und Bilder meinem Gedächtniſſe leider meiſt wieder entſchwunden ſind.

Ich entſinne mich indeſſen, daß die Frau Erbgroßherzogin eines Tages mit ſechs wunderſchönen Iſabellen vor das Schloßtor ſauſte. Die hohe Dame verſchwand am Arm der Tante im Innern des Hauſes. Mich Draußenſtehenden aber nahm die begleitende Hofdame bei der Hand und trug mir Grüße an meinen Vater auf, den ſie von Weimar her gut kennen wollte. Weil ich jedoch während dieſer mir ſehr gleichgültigen Sache weniger die Dame anſehen mochte als vielmehr die herrlichen Pferde, die mit der leichten Equipage langſam im Hofe kreiſten, ſchärfte jene mir ihren Auftrag wohl zehnmal ein, damit ich's ordentlich begreifen und beſtellen ſollte. Sie heiße Baumbach, ſagte ſie, und ganz unmöglich würde ich dies vergeſſen können, wenn ich an einen Baum denken wollte, der am Waſſer ſei. Ich beſtellte meinem Vater ſpäter viele Grüße von Fräulein Weidewaſſer.

[1] Silvia Freiin v. Ziegeſar (1785–1856), × 21. Juni 1814 mit F. August Köthe [ſ. S. 21, Anm. 1].

Lebhafter interessierte ich mich für drei russische Kavallerieoffiziere, die zufällig in Drakendorf zusammentrafen und dort längere Zeit verweilten, bildschöne junge Leute, und alle drei untereinander vervettert wie auch der Tante nahe verwandt. Sie hießen Ferdinand, Frommhold und Fritz v. Sivers und schnitten mit einem dreimaligen „F. S." ihre Namen, einen unter dem andern, in den weißen Stamm einer Buche im Park. Vierzig Jahre später, während des westmächtlich-russischen Krieges, nannten die Zeitungen den einen von ihnen als Kommandeur des finnischen Armeekorps.

Nicht weniger anziehend erschien mir ein anderer junger Estländer, namens Walter[1]. Er studierte in Jena, kam öfter von dort nach Drakendorf herüber und ist nachmals in seinem Vaterlande zu den höchsten kirchlichen Würden gelangt. Damals hatte er eine tolle Studentengeschichte, welche die Neuigkeit des Tages war, in die pathetische Form eines Epos gebracht, und gern erinnere ich mich des Entzückens, mit welchem ich der Deklamation des jungen Dichters lauschte, wenn er dies Heldengedicht, je nachdem es vorrückte, im Drakendorfer Freundeskreise vortrug.

Der tägliche und gefeiertste der Gäste, die von Jena kamen, war indes der Professor Köthe, nachmaliger Superintendent zu Allstedt, der Jugendfreund unseres geliebten Schubert und auch unserem Hause aus früherer Zeit von Dresden her befreundet. Er war ein liebenswürdiger Gelehrter, bescheiden, sanft und klug, und gehörte zu den rüstigsten Vorkämpfern des wiedererwachenden Glaubens in der Theologie. Als Gottesgelehrter war Köthe von Gott gelehrt, als natürlich edler Charakter von Gott geadelt, und diesen Adel hatte vor allen Fräulein Silvia anerkannt. Sie hatte sich ihm verlobt, und Beide waren entschlossen, ihre Pilgerreise fortan selbander fortzusetzen.

Nach der Rückkehr des Oheims von Karlsbad wurde eine glänzende Hochzeit ausgerichtet. Drakendorf füllte sich mit Freunden und Verwandten. Die reich bekränzte Kirche prangte und duftete vom Schmuck der Blumen. Dahin ging der Brautzug über die breiten, mit Laub und bunten Blüten bestreuten Kieswege des Gartens. Hermann und ich waren Brautmarschälle. Mit unseren weißen Stäben schritten wir feierlich und ernst vor der edlen weißverschleierten Gestalt der Braut einher; wir blieben auch am Altar zu ihrem Trost an ihrer Seite und hatten uns vorgenommen, Jeden über den Kopf zu hauen, der sich unterstehen würde, ihr auch nur ein Haar zu krümmen. Nichtsdestoweniger aber war sie doch sehr bewegt; sie weinte und, wie mir's schien, recht schmerzlich, was ich mir nicht anders erklären konnte, als weil sie von dem dicht vor ihr stehenden Pastor so angeschrien wurde. Auch würde ich es heute noch für Wohltat halten, wenn die Herren Pastoren bedeutet würden, ihre Stimme in nächster Nähe nicht mehr zu erheben als nötig ist.

[1] Julius Walter, * 1794, † 1834 als Prof. der Theologie in Dorpat. Der „zu den höchsten kirchlichen Würden Gelangte" ist vielmehr sein Bruder Friedrich (1801 bis 1869), der 1855 Generalsuperintendent von Livland wurde, hier aber nicht in betracht kommen kann, da er erst 1819 in Dorpat zu studieren begonnen hat.

Nach beendigtem Gottesdienſte war ſolenne Kirchenparade. Hermann hatte die ſämtlichen Bauernjungens des Dorfes zu einer auf Stöcken reitenden Schwadron vereinigt. Er ſelbſt war Rittmeiſter und zeichnete ſich durch eine beneidenswerte Ulanenmütze von rotem Sammet wie auch durch einen veritabeln kleinen Säbel vor uns Anderen aus, die wir nur mit ſelbſtgemachten Papierhüten und Stöcken armiert waren. Der Sohn des Gerichtshalters, ein ernſter Knabe, war freilich noch durch Achſelſchnüre von gelbem Federbindfaden als Adjutant beglaubigt. Ich war Quartiermeiſter, als welcher ich, da wir ewig auf dem Marſche waren, mit vielem Hin- und Herjagen von allen die reichſte Motion hatte.

Als wir aus der Kirche kamen, fanden wir die Schwadron unter dem Kommando des Adjutanten bereits vor dem Schloſſe aufmarſchiert. Hermann ſetzte ſich an die Spitze, und nun durchraſten wir den Garten wie verrückt, ohne daß das Brautpaar oder ſonſt jemand weiter auf uns geachtet hätte.

Bei Tafel imponierte mir die Zahl der Gäſte, der Kuchen und der große kreiſende Familienpokal mit ſeinen Toaſten. Ich gewann von der Würde des jungen Paares eine noch höhere Vorſtellung, als ich vordem ſchon hatte, und fühlte mich nicht wenig geſchmeichelt, als der Bräutigam, dem ich gegenüber ſaß, das Wort auch an mich zu richten geruhte. Er ſagte aber nichts Geringeres, als daß er bei Gelegenheit der Kirchenparade bemerkt habe, wie ich ohne eigentlichen Säbel ſei, und er wolle mir einen Koſakenſäbel ſchenken, den er von ohngefähr beſäße.

Vor Freude konnte ich's kaum aushalten bei Tiſch und ſehnte mich nach Einſamkeit, um ohne zerſtreuende Eindrücke der Außenwelt meines zukünftigen Säbels zu gedenken. Ich träumte mich in alle erdenklichen Situationen mit jenem Säbel und dachte, wie er mir als Quartiermeiſter ziemen würde und wie ſehr als Rückreiſender nach Dresden. Ich dachte an den Koſakenſäbel wachend, ſchlafend, tagelang, wochenlang; ja monatelang erwartete ich ihn noch in Dresden mit der Poſt, bis ich mich endlich überzeugte, daß er vergeſſen war.

Nicht lange nach jenen hochzeitlichen Tagen zogen wir nach Hummelshayn zurück und lebten dort in hergebrachter Ordnung, bis etwa um die Zeit der Pflaumenreife die Eltern wiederkehrten, uns abzuholen. Vom Abſchiede, von der Reiſe und der Ankunft in Dresden weiß ich nicht das Geringſte mehr. Das Ende jener ganzen Lebensperiode wie der Anfang einer neuen iſt mir mit Nacht umfloſſen; immer aber werde ich mit wärmſtem Herzen meines geliebten Hummelshayn gedenken, ſeiner dunklen Wälder, ſeines alten Schloſſes und der trefflichen, mir ewig teuren Menſchen, die dort hauſten. Bis auf einen Einzigen, den ehrenfeſten Hermann, ſind ſie nach manchen bittern Kämpfen und Verluſten, die ihrer harrten, bereits alle in eine beſſere Welt gegangen, dahin ihre Hoffnung, ihre Liebe und ihr Glaube ſchon hier auf Erden ſtand.

Vierter Teil

1. Kapitel — Die Rückkehr des Königs

In Sachsen hatte sich während der Zeit unserer Abwesenheit sehr viel verändert. Die Zustände waren besser und schlechter geworden. Zwar waren es harte Drangsale gewesen, denen das geängstete Land im Jahre Dreizehn fast erlag; aber jetzt, da es freier aufatmend sich den Schweiß vom Angesicht wischte, erblickte es vornehmlich nur das Unrecht, das seine Befreier ihm anzutun gedachten.

Gerade jetzt, da endlich die fremden Dränger ausgetrieben waren, die übrigen deutschen Stämme, den Frieden und das wiederkehrende Recht begrüßend, in jugendlicher Freiheit erstanden und allerlei geraubter Besitz zurückging in die Hände der rechtmäßig Besitzenden, sah das arme Sachsen sich mit seinem Könige von solcher Gerechtigkeit ausgeschlossen. Der edle König saß im fremden Lande als Gefangener, büßend für die Sünden, die wesentlich nicht Er, sondern die begangen hatten, die ihn gefangen hielten. Nicht seine Schuld war es gewesen, daß die Eifersucht deutscher Großmächte die Hoheit des Reiches unter die Hand eines Fremden beugte, und nicht Er hatte, wie so manche Andere, partikulären Vorteils halber mit der Gunst des Auslandes gebuhlt. Er war ganz ehrenhaft mit den Waffen in der Hand unterlegen und hatte sich dem Feinde erst dann verbündet, als er sich von seinen Riesenarmen umklammert fand. Und endlich – was konnte er dafür, daß er der Letzte war, den der Übermächtige aus jener tödlichen Umarmung entließ?

Ebensowenig konnte man dem Lande einen Vorwurf machen. Das Volk war immer deutsch gesinnt, nichts weniger als verblendet durch die Vorteile, welche die französische Allianz gewährte. Es hatte die Befreiungsheere mit offenen Armen empfangen, ihnen jeden Vorschub geleistet, und selbst die Armee hatte bei Leipzig den schmerzlichsten Beweis geführt, daß sie nur deutsch sein wollte.

Wenn also Sachsen dennoch als Feindesland behandelt wurde, so blieb kaum etwas anderes zu denken übrig, als daß Europa einzig und allein gegen Sachsen Krieg geführt; denn daß dies gegen Frankreich nicht geschehen, hatten die Mächte nicht allein erklärt, sondern die Natur des Friedensschlusses hatte es auch bewiesen. Frankreich war als befreundete Macht mit der zartesten Schonung behandelt worden; aber Sachsen sollte mit seinem Herzblut zahlen. So urteilte man damals in Dresden, wahrscheinlich auch heute noch, und ob mit Recht oder Unrecht, mögen diejenigen entscheiden, die sich die Geschichte jener Tage genauer angesehen haben als der Schreiber dieses.

Wir fanden vorerst ein russisches Gouvernement im Lande. Aber obschon dieses die gesprengte Brücke aus Landesmitteln restaurierte, auch von der Brühlschen Terrasse herab auf den Schloßplatz eine schwerfällige

Treppe niederführte, ſo war die Stimmung, wie geſagt, doch ſehr verbittert und verbitterte ſich noch mehr, als im November an die Stelle der ruſſiſchen eine preußiſche Verwaltung trat. Gleichzeitig begannen auch die Sitzungen des Wiener Kongreſſes. Von dort ſollte die Entſcheidung kommen, und welche es auch ſein mochte, ſo ahnte man es doch in Sachſen, daß der ſchwarzweiße Storch den grünen Elbfroſch auf eine oder die andere Art verſpeiſen würde.

Rußland, dreimal größer als ganz Europa, mochte immer noch zu eng ſein, um ſich an ſich ſelber genügen zu laſſen. Es verlangte noch Lohn zu ſeiner Befreiung. Aber zu großmütig, dieſen von Frankreich zu nehmen, gegen das es ja keinen Krieg geführt hatte, ſchien es ihm angemeſſener, ſich, wie beim Tilſiter Frieden, an ſeinem Bundesgenoſſen zu erholen; es beanſpruchte Warſchau, und Preußen mochte ſich dafür an Sachſen ſchadlos halten, das zufälligerweiſe Niemandem gehörte. Die Sache war einfach genug, und man ſchien nur noch zu ſtreiten, was beſſer ſei, Alles zu nehmen oder bloß das Meiſte. Darum ſtritt man auch in Dresden, und es waren gewiß nicht die ſchlechteſten Patrioten, die das völlige Aufgehen des Landes in Preußen einer Zerſtückelung vorzogen. Dieſer Anſicht war auch mein Vater. Er fürchtete Verkümmerung für den zurückbleibenden Reſt eines geteilten Landes und ward dafür von Anderen hart getadelt, die ihrem geliebten Könige, damals vielleicht dem edelſten und gewiſſenhafteſten Monarchen der Welt, lieber jenen Reſt als Nichts erhalten wollten ſowie einem Teil der Bevölkerung wenigſtens den altberühmten Namen.

Die letztere Partei trug eiſerne Ringe mit des Königs Bildnis, Kokarden an den Hüten, verachtete die Andersdenkenden und haßte Preußen wie den Tod – dasſelbe Preußen, das vor kurzem noch als Vorkämpfer deutſcher Freiheit ſo bewundert, ſo ehrenwert und groß geweſen, nun aber ſeinen Lohn dahinzunehmen ſchien. Ob es nun die Ringe taten, die Kokarden und der Haß, kurz, dieſe ſächſiſche Partei behielt den Sieg, und Sachſen ward geteilt. Der größere und fruchtbarſte Teil des alten Kurlandes ward abgeriſſen und die altangeſtammte Treue der Untertanen umgeſchworen. Was aber übrig blieb, empfing und ehrte den endlich im Juni zurückkehrenden König wie einen vom Tode auferſtandenen Vater.

An dieſem herzlichen Empfange beteiligte ſich ein Jeder nach Maßgabe ſeiner Begeiſterung, ſeiner Mittel und ſeines Geſchmackes. Einheimiſche und Fremde wetteiferten mit einander, dem gekränkten Könige ihre Teilnahme zu beweiſen. Allen zuvor an Sinnigkeit und perſönlicher Dahingabe aber tat es der obberegte Fürſt Putjatin.

Der König kam von Böhmen her und hatte unweit Pirna das dem Fürſten gehörige Landgut Zſchachwitz zu paſſieren. Hier angelangt fand er ſich durch ſingende Schulkinder aufgehalten, und zwar unmittelbar unter einer Ehrenpforte, in deren Wölbung eine koloſſale Blumenkrone ſchwebte. Darin wiegte ſich wie in einer Schaukel höchſtſelbſt der alte Fürſt und begrüßte den erſchrockenen Monarchen von oben herab mit einer franzöſiſchen Jubelrede, ihn reichlich mit Roſen beſtreuend. Aus Furcht vor dem

Entwurf zum „Sturz des Luzifer".

Federskizze von
Gerhard v. Kügelgen.

In Hummelshain entwarf und vollendete mein Vater ein Gemälde von halb prophetischer Natur. Das Bild sollte zunächst den Sturz des Luzifer durch den Erzengel Michael darstellen. Aber die dämonisch schönen Gesichtszüge des Luzifer erinnerten lebhaft an das Felsenantlitz des Helden von Korsika wie die des Engels an den Kaiser Alexander. S. 1489.

*

Ölgemälde 1814.

Der Vater G

Selbstbildnis

rhard.

Rötelzeichnung.

Blumenhagel soll der König gar nicht aufgeblickt und nichts erwidert haben. Erst beim Weiterfahren äußerte er gegen den neben ihm sitzenden Cavalier, der Prinz Putjatin scheine ihm etwas mentecapt zu sein.

Ich war damals ein Junge von zwölf Jahren, nahm aber lebhaften Anteil an den Dingen, die ich täglich verhandeln hörte. Bei dem Enthusiasmus, den ich von meinen Reisen für alles Deutsche zurückgebracht hatte, ärgerte und irrte mich sowohl das Verhalten Preußens gegen Sachsen als auch die brudermörderische Stimmung Sachsens gegen Preußen. Recht eigentlich Partei zu nehmen vermochte ich daher nur gegen die freilich erst durch Provokation wachgerufenen undeutschen Sympathien, die sich hin und wieder, und namentlich nach Napoleons Rückkehr von Elba, selbst unter Schulkindern zeigten. Von neuen Siegen des erkannten Erbfeindes Besserung zu erwarten, schien zu empörend und diente sächsischer Landsmannschaft nicht gerade zur Empfehlung. Wer aber undeutsch war, der war zu solcher Unnatur erst durch das Unrecht angestiftet, das Deutsche Deutschen angetan, und solches Unrecht ist von alten Zeiten her der alleinige Grund der großen Demütigungen gewesen, die unser teures Vaterland vom Auslande zu erdulden hatte.

Die Angersche Schule

Als wir von Hummelshayn zurückgekehrt waren, fanden mein Bruder und ich uns sogleich wieder in jenem eigentümlichen Gedränge bunten Lehrerwechsels, der wie ein Schicksal an unserer Jugend haftete. Fürs erste hatte man uns von neuem den Unterricht im Schönbergschen Hause teilen lassen, aber nur auf kurze Zeit, da der Magister Schulz ein Pfarramt annahm und Freund August der Schnepfentaler Anstalt übergeben wurde. Hierauf ein abermaliger Durchgang durch das Haansche Institut, bis wir aus vergessenen Gründen auch von dort wieder weggenommen und der in nächster Nähe gelegenen Neustädter Rektorschule übergeben wurden.

Das gute Ansehen, in welchem diese Schule stand, dankte sie dem Talente und Verdienste des derzeitigen Rektors Anger[1], eines trefflichen Schulmannes, dessen Liebenswürdigkeit und natürliche Würde zwanglose Disziplin hielt. Die Schüler wurden im Lateinischen bis zur Quarta, wohl auch zur Tertia der Gymnasien gefördert, während der Standpunkt dieser Gymnasialklassen in den Realien überschritten wurde.

Der Religionsunterricht, vom Rektor selbst erteilt, ward jeden Morgen mit einem Choral eröffnet, welchen der musikalische Mann auf der wohlklingenden Schulorgel zu begleiten und mit einem Vorspiel einzuleiten pflegte. Diese Präludien waren jedenfalls das Beste an der Sache; es waren freie, die Ausdehnung gewöhnlicher Vorspiele weit überschreitende Phantasien, in welche der Spielende die ganze Fülle seiner religiösen Empfindung ausströmte, und zwar so gründlich, daß für den darauffolgenden Unterricht davon nichts mehr übrigzubleiben schien.

[1] Gotthard Friedrich Anger war 1804–1838 Rektor der Neustädter Höheren Bürgerschule.

Was Anger uns lehrte, war weniger Chriſtentum als vielmehr Angertum. Zwar wurde jedem Vortrag ein Kapitel aus den Evangelien zugrunde gelegt, nicht aber als Glaubensbaſis, ſondern wunderlicherweiſe als Gegenſtand einer das Verſtändnis der Klaſſe weit überbietenden Kritik, welche ermitteln ſollte, was in dem verleſenen Abſchnitt Wahrheit, was temporärer und lokaler Glaube und was offenbarer Unverſtand ſei. Als Wahrheit blieb dann eigentlich nur das zurück, was ſich für Jedermann, der ſich nicht gerade Ohrfeigen zuziehen will, von ſelbſt verſteht.

Es trat mir hier zum erſtenmal in meinem Leben der nackteſte Rationalismus ohne alle Heuchelei mit offenem Viſier entgegen; ich erkannte aufs deutlichſte den Unterſchied zwiſchen dem Bekenntnis meiner Mutter und dem Bekenntnis Angers und fühlte mich zu ſehr entſchiedenem Widerſpruche aufgeregt, den ich mich denn auch gelegentlich nicht enthalten konnte lautwerden zu laſſen.

Mein lieber Anger – ich kann nicht leugnen, daß ich ihn trotz ſeiner Neologie noch heute lieb habe – pflegte in ſeinen Religionsvorträgen nicht ſelten naturgeſchichtliche, phyſikaliſche und phyſiologiſche Exkurſionen zu machen, um uns zu zeigen, was ſein könne und was nicht. So hatte er uns einmal die Lebensbedingungen des menſchlichen Körpers und die Veränderungen geſchildert, welchen derſelbe im Tode unterworfen ſei, um die Unmöglichkeit zu erweiſen, wirklich Totes wiederzubeleben. Da trieb mich's auf von meinem Sitze und, ſo verlegen ich auch war, brachte ich's doch glücklich heraus, daß was vor Menſchen unmöglich ſei, doch wohl dem allmächtigen Gott gelingen möge, und ob denn Chriſtus nicht auferſtanden ſei?

Ein beifälliges Gemurmel ging durch die Klaſſe, und der arme Rektor mochte in einiger Verlegenheit ſein, da er trotz des herrſchenden Rationalismus doch ſo weit nicht gehen durfte, die Auferſtehung Chriſti vor Schulkindern zu leugnen. Was er erwiderte, weiß ich nicht mehr, mochte es auch kaum verſtanden haben. Vielleicht ſagte er, daß ein erwieſenes Wunder wie dieſes allerdings nicht zu bezweifeln ſei, daß aber der großen Unkenntnis alter Zeiten Manches als Wunder erſchienen ſein möchte, was ganz natürlich oder vielleicht auch gar nicht zugegangen ſei und bloß auf ſuperſtitiöſem Hörenſagen beruht haben möge. Jedenfalls nahm er mir dergleichen Einwürfe nicht übel und blieb mir immer freundlich.

Mit beſſerem Erfolg als die Religion behandelte Anger die übrigen Zweige ſeines Unterrichtes, namentlich Phyſik und Geometrie, die meine Lieblingsdiſziplinen wurden. Die geometriſchen Wahrheiten ließ er uns, wie ehedem Senff die arithmetiſchen, ſoviel als möglich ſelbſtändig finden und regte uns überdem noch durch Privataufgaben zu eigenem Forſchen an. Daß ich damals die Quadratur des Zirkels nicht erfunden habe, war nicht meine Schuld; gebrütet habe ich ſehr darüber. Einmal erlaubte ich mir ſogar recht triumphierend in der Schule zu erſcheinen, weil ich endlich das Problem gelöſt zu haben glaubte. Ich war auf den ingeniöſen Gedanken geraten, einen Zwirnsfaden genau um einen pappenen Zylinder zu paſſen und dann denſelben Faden mittels Stecknadeln in ein Quadrat

zu ſpannen. Das Quadrat war leicht zu meſſen, und es ergab ſich daraus, daß ein Zirkel von ſoundſoviel Diagonaldurchmeſſer ſoundſoviel Quadratmaß halten müſſe. Ich wurde aber nur ausgelacht mit meinem Fündlein.

Ganz beſonders und vorzugsweiſe intereſſierte mich die Phyſik, welche Anger auf ſo klare Weiſe vortrug, daß mir das damals Erkannte großenteils noch heute geläufig iſt. Hierzu mochte der Umſtand helfen, daß die Schule ohne allen phyſikaliſchen Apparat war. Der Lehrer war genötigt, die fehlenden Inſtrumente in allen ihren Teilen ſcharf und genau an die Schultafel zu zeichnen, und indem ich ſie nachzeichnete, begriff ich ſie vollſtändiger, als dies durch das Anſchauen wirklicher Maſchinen gelingen mochte. Durch ſo erlangte Einſicht fand ich mich befähigt, mir mancherlei Inſtrumente ſelbſt anzufertigen und dann für mich das in der Schule Erlernte zu erproben. Ich ſtudierte die Schwingungen des Pendels und der Darmſaiten, machte Verſuche mit der Chladni'ſchen Tafel, fabrizierte eine Waſſerwage aus Wachs und brachte aus Pappe, Staniol und Pech ein Elektrophor zuſtande, das ſo wohl geriet, daß ich es mit Ehren in der Schule präſentieren konnte.

Da nun mein Vater ſah, mit welchem Eifer ich dieſen Studien nachhing, ſchenkte er mir eine veritable kleine Elektriſiermaſchine. O welch ein Glück war das! Ich vergaß darüber ſogar den Koſakenſäbel und frappierte die ganze Hausgenoſſenſchaft von den Eltern an bis hinab auf Talkenberg (der wieder Stiefel putzte) durch derbe elektriſche Schläge. Den Apparat vervollſtändigte ich von Tag zu Tag, machte ganze Batterien von Leidener Flaſchen, Blitztafeln, Iſolierſchemel und dergleichen und gab Vorſtellungen, die auch die Großen mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen geruhten.

Endlich ward durch das Intereſſe, welches Alle an dieſen Wundern nahmen, auch unſer Hausarzt Dr. Pönitz bewogen, mit ſeinem reichen Apparate bei uns zu experimentieren. Da ſah ich die erſte Voltaſche Säule und ſpürte ihre Zauberwirkung, ich lernte die Kräfte des Magnetes kennen, ſah Stahlfedern in Sauerſtoff verbrennen und mehr dergleichen Sonderbarkeiten. Es entſtanden mannigfache Fragen, und wenig fehlte, ſo hätte ich mich entſchloſſen, mein künftiges Leben gänzlich dem Studium der Naturkräfte zu widmen.

Der Genius der Kunſt

Aber auch zu künſtleriſchen Leiſtungen regte mich die Schule an. Mehrere Schüler waren nämlich auf den Einfall gekommen, den Geburtstag unſeres ſehr verehrten Rektors durch ein Schauſpiel zu zelebrieren, und hatten auch mich zu ihren Beratungen gezogen. Welches Stück wir gewählt hatten, weiß ich nicht mehr, nur erinnere ich mich, daß ein Dieb durchs Fenſter ſteigen mußte. Nun hatten wir zwar kein eigentliches Theater und wollten die Kuliſſen nur durch ſpaniſche Wände herrichten, die meine Mutter liefern ſollte; wegen des Diebes war aber doch eine Wand mit einem Fenſter nötig, Dinge, die wir uns ſelber machen mußten,

und ein anſtelliger Junge, Sohn eines Stubenmalers namens Lehmann, übernahm die Leitung dieſes Werkes. Als Atelier benutzten wir die Klaſſe nach geſchloſſener Schule. Die Bänke wurden weggeräumt und bei dem matten Schein von ein paar mitgebrachten Talglichtern gingen wir mit Holzleiſten, Nägeln, Kleiſter, Leim und Pappe, mit Schneiden, Hämmern und Farbereiben friſch ans Werk. Jeder tat ſein Beſtes, und wie der Rektor ſich endlich freuen würde, war gar nicht auszuſprechen. Freilich würde die Überraſchung noch größer ſein – ſchloſſen wir –, wenn der Gefeierte die ſchöne Dekoration erſt beim Anfange des Stücks zu ſehen kriegte; aber dazu war ein Vorhang nötig, und woher den nehmen? „Der wird von Papier zuſammengeklebt!" ſagte ich und vermaß mich des weiteren zu verſprechen, daß wenn die Andern nur wüßten, wie er anzubringen ſei, ſo wollte ich ihn wohl malen. Ich dachte: wenn der Sohn des Stubenmalers die Wand mit dem Fenſter zwingt, ſo wird der Sohn des Hiſtorienmalers wohl auch den Vorhang zwingen.

Mein Vorſchlag wurde mit Applaus gelohnt. Lehmann umarmte mich ſogar. „Ich male – ſagte ich trocken – den Genius der Kunſt, ſchwebend mit ſeiner Leier auf himmelblauem Grunde, und Lehmann faßt das Ganze mit einer Wein- oder Hopfenguirlande ein oder wie er will, denn ich verſtehe mich nur auf Figuren." Sogleich ſkizzierte ich den Schweber auf ein Blatt Papier, Lehmann entwarf etwas wie eine Guirlande darum, und dieſe erſte Erfindung übertraf die Erwartung Aller, auch meine eigene; ich brannte vor Begierde, ſie auszuführen.

Die nächſten Abende fanden uns in voller Arbeit. Wir leimten erſtlich Papiere an Papiere, verkleiſterten uns dabei die Hände, die Hoſen, Jacken und Haare, und am Ende klebte die ganze Geſchichte unlösbar feſt am Boden. Es war entſetzlich! Nur in Fetzen brachten wir den Vorhang wieder los und verbrauchten den ganzen Reſt des Abends mit Reinigen des Fußbodens. Aber immerhin hatten wir jetzt gelernt, wie man's nicht machen müßte, und das nächſtemal ging's beſſer. Die tabula rasa brachten wir wirklich zuſtande, und es fehlte jetzt nur noch eine Kleinigkeit, der Genius nämlich, den man von meiner Geſchicklichkeit erwartete.

Ich überzog nun – wie es der Vater machte – die Skizze mit gelehrten Quadraten, desgleichen auch den Vorhang und begann mein Werk ins Große aufzuzeichnen. Ich war durchglüht von Schöpferluſt und arbeitete mit Begeiſterung. Nie habe ich ſpäter wieder ſo kecke und markige Kohlenſtriche gemacht. Die Anderen umſtanden mich ſtaunend, und als nun nach und nach die deutlichen Umriſſe einer lebensgroßen Geſtalt erſchienen, erquickte mich aufrichtiger Beifall. Nur das Geſicht ließ noch zu wünſchen übrig. An dem ſeinigen, das er verzerrte, zeigte mir einer, wie es ſich ausnähme. Ich ſagte aber, das gäbe ſich bei der Ausführung.

Darauf verließ ich die Werkſtatt, zwar ſehr befriedigt von dem, was ich bis dahin geleiſtet hatte, aber doch mit einiger Beſorgnis, die nicht bloß jenem Geſicht galt: ich wußte überhaupt nicht, wie es weiter werden ſollte. Wohl konnte ich einen Umriß zeichnen, der mir und meinesgleichen ge-

nügte; ihn aber mit Farben, Licht und Schatten, und noch dazu in ſo bedeutender Größe auszufüllen, das fing mir an bedenklich zu werden. Indeſſen war der Hintergrund das Nächſte, und das Weitere, hoffte ich, würde ſich finden. Auch fand ſich's wirklich.

Der treffliche Lehmann hatte einen großen Topf voll Farbe gerieben, ſchöne himmelblaue von erſter Qualität, und in Strümpfen auf dem Bilde umherkriechend begannen wir den Anſtrich. Ich umzog die Umriſſe, Andere füllten; und in Zeit von einer einzigen Stunde war Alles radikal verdorben. Unſer bis dahin ſo wohlgeratener Vorhang war mit Falten überzogen wie ein Sturmmeer, welches verknöchernd die Farbe fleckig auftrocknen ließ. Trotz unſerer phyſikaliſchen Gelehrtheit waren wir mit der Natur des Papiers doch zu unbekannt geblieben.

Mir fiel ordentlich ein Stein vom Herzen und den Andern auch; denn ſo wenig ich mich einer weiteren Ausführung gewachſen fühlte, ſo wenig wußten Jene, wie und wo ſie den großen Vorhang befeſtigen und auf welche Weiſe ſie ihn zum Auf- und Niederrollen bewegen wollten. Es machte mir daher Keiner einen Vorwurf, und nach einiger Überlegung wickelten wir unſer Tableau zuſammen, um es auf dem Schulboden bis zum nächſten Geburtstage zu verwahren. Bis dahin konnten ſich wohl Mittel finden, es zu glätten. Die Komödie führten wir ohne Vorhang auf.

Die Kindesmörderin

Nach ſo mannigfaltigen Bereicherungen meiner Erfahrung ſollte ich in jener inſtruktiven Zeit auch noch mit einem andern Genre des Ruhmes bekannt werden, nämlich mit den Künſten graziöſer Gebärdung. Die berühmte Madame Hendel-Schütz[1] war nach Dresden gekommen und erfüllte die Stadt mit Geſpräch. Auch bei uns hatte ſie Beſuch gemacht und meinen Eltern zwei Billetts zu einer Theatervorſtellung verehrt. Meine Mutter zwar, deren nüchternem Weſen dergleichen eitle Schauſtellungen ebenſo zuwider waren als die Perſon der Schauſtellerin ſelbſt, wollte keinen Gebrauch davon machen, der Vater aber ging hin, und damit das Billett nicht umkäme, nahm er auch mich mit.

Da ſahen wir denn den wunderbarſten Wechſel von lebenden Bildern, zuletzt die Künſtlerin ſelbſt als ſelige Mutter Gottes unter einer Schar von Engeln gen Himmel fahren. Mein Vater gloſſierte zwar über ungemalte Gemälde, die überall ſo reichlich vorhanden ſeien, daß man ſich ihrer gar nicht erwehren könne, dennoch aber ging er nach beendigter Vorſtellung mit mir auf die Bühne, um ſeine höfliche Anerkennung auszuſprechen.

In ihren leichten Himmelfahrtsgewändern trat uns die blendend ſchöne Frau mit prachtvoll langem aufgelöſtem Haar entgegen, umgeben von

[1] Henriette Hendel-Schütz (1772–1849), geb. Schüler, viermal verheiratet und dreimal geſchieden, 1806 ∞ mit Militärarzt Hendel, 1810 mit dem Hallenſer Prof. der klaſſiſchen Philologie K. J. Schütz (1747–1832), bildete als Schauſpielerin, beſonders von dem Frankfurter Maler Georg Pforr († 1798) angeregt, ihr Talent für mimiſch-plaſtiſche Darſtellungen aus und wurde dadurch eine Berühmtheit. S. die Abbildungen.

jungen Mädchen, welche die Engel gemacht hatten. Sie hatte die hübſcheſten Backfiſche der Stadt mit ſicherem Griffe zuſammengerafft und ſie in täglicher Übung vollbereitet, was mein Vater eine Magdalenenſchule nannte. Ich glaubte, nie etwas Schöneres geſehen zu haben als dieſe ganze himmliſche Geſellſchaft, und ganz verblüfft, wie ich war, ſtellte mich mein Vater der Himmelskönigin vor.

„Ja — rief Madonna — das iſt des Meiſters Sohn!", breitete mir die Arme entgegen und ſchloß mich an ihr Herz. So habe ich denn, ebenſo wie ich in aller Unſchuld einen Ritt mit den berühmten Totenköpfen machte, auch die Umarmungen jener ſchönſten Frau gekoſtet. Ich war aber ſpröde wie ein Käfer und ſehr zufrieden, als ſie mich wieder losließ. Ich wiſchte mir den Mund mit der Kehrſeite der Hand und ſtarrte die hellen jugendlichen Engel an, die mir viel beſſer gefielen.

Inzwiſchen ſuchte die gütige Künſtlerin den Vater wegen Abweſenheit ſeiner Frau, die er entſchuldigt hatte, zu beruhigen. Wenn ihre Freunde nicht zu ihr kämen, ſagte ſie, ſo käme ſie doch zu ihnen, und gewiß ſollte die Mutter nichts verlieren, da ſie ſich ein Vergnügen daraus machen werde, bei ihr in ihren eigenen Zimmern eine Vorſtellung zu geben — und recht viel liebe gute Menſchen möge mein Vater dazu laden. Dieſer deprezierte mit Eloquenz; da er aber nur Beſcheidenheitsgründe hatte, ſo blieb endlich nichts anderes übrig, als die ſeinem Hauſe angebotene Ehre anzunehmen.

Auf dem Rückweg ſagte er, die Mutter werde gewiß verreiſen, wenn ſie's höre. Er brachte ihr die Neuigkeit mit zarteſter Schonung bei, Alles ihrem eigenen Ermeſſen anheimſtellend. Sie kam ihm aber aufs freundlichſte entgegen und richtete ihre Zimmer für den Kultus jener fremdartigen Prieſterin ein. Das nötige Arrangement war bald getroffen. Unter einem Kronleuchter von Argandſchen Lampen — eine neue Erfindung damals — ward ein erhöhtes Podium errichtet und mit Teppichen belegt, der grünſeidene Vorhang vor dem großen Raphaelſchen Bilde aber ſorglich zugezogen, um einen ruhigen Hintergrund zu gewinnen und vielleicht auch, daß die heiligen Augen des Chriſtuskindes den Spuk nicht ſähen. Zahlreiche Stühle wurden geordnet und ein Büfett durch Schirme verſteckt. Die geladenen Freunde fanden ſich zahlreich ein, und mit beſonderer Auszeichnung ward die von ihrem Manne, dem Profeſſor Schütz, begleitete Künſtlerin empfangen; doch bat meine Mutter dringend, bei der beabſichtigten Vorſtellung von jeder Mitwirkung ihrer Kinder abſehen zu wollen. Zögernd und bedauernd gab Madame Hendel-Schütz nach.

Als die herrliche Geſtalt das Podium beſtieg, war Alles Auge, und nun begannen die wunderbaren, ſo berühmt gewordenen Gewandwandelungen, an denen mein Vater ſich aufrichtig ergötzte. Alle weiblichen Koſtüme des klaſſiſchen Altertums, prieſterliche und profane, vornehme und geringe, ägyptiſche, griechiſche, römiſche wechſelten ſchnell vor unſeren Augen in den Attitüden bekannter antiker Bildwerke, und immer war die Künſtlerin höchſt reizend. Jede Stellung, jeder Faltenwurf ſtand ihr wohl an, und

ſelbſt meine Mutter ſchien ihr mit wachſendem Intereſſe zuzuſehen. Ich hing mit trunkenem Blicke an der götterartigen Erſcheinung.

Da öffnete ſich geräuſchlos die Außentür, an der ich lehnte, ſo daß ich faſt gefallen wäre, und herein trat, von weiten Reiſen kommend, ein ſehr lieber Freund unſeres Hauſes. Es war dies ein Privatgelehrter namens Przyſtanowſki[1], ſeines Zeichens Mineralog und Geolog und nebenbei ein großer Kunſt- und Kinderfreund. Der Unausſprechlichkeit ſeines eigentlichen Namens wegen wurde er im allgemeinen Preſtanowſki genannt, im vertraulichen Verkehr auch nur Preſtano. Als er die große Geſellſchaft und die befaltete Marionette auf dem Tritt ſah, malte ſich das dümmſte Erſtaunen auf ſeinem Geſicht; da ich ihm aber eine Erklärung zuflüſtern wollte, hielt er mir den Mund zu und ſchlüpfte ungeſehen hinter den Reihen der Zuſchauer weg, ſich im Büfett verbergend. Ich folgte leiſe nach und ſagte ihm von der berühmten Perſon, die ſich hier ſehen laſſe, aber er war nicht wegzubringen. Er blieb in ſeinem Verſteck, fing an zu eſſen und behauptete, man ſei am beſten blind, wo ſo verrücktes Zeug vorgehe.

Die Vorſtellung nahm unterdeſſen ihren ungeſtörten Fortgang. Als Sibylle imitierte die Künſtlerin ein bekanntes Bild meines Vaters. Dann ſtreckte ſie ſich nieder auf die Eſtrade und unter ihren weiten Schleiern ſchienen die mächtigen Glieder einer Löwin zu ſchwellen: ſie ſtellte eine Sphinx dar. Die Sphinx aber ward zur Jammergeſtalt einer büßenden Magdalena mit langem aufgelöſtem Haar, und dieſe erhob ſich dann als mater dolorosa, um ſich endlich in eine heitere, ſtrahlend ſchöne Himmelskönigin zu verklären. Ein Zuck und Ruck in den Gewändern — und die Verwandlung war ſtets vollſtändig vollbracht.

Gleich beim Eintritt hatte Madame Hendel-Schütz gefragt, warum das herrliche Marienbild verhangen ſei, und nun, indem ſie ſich ſelbſt zur Himmelskönigin wandelte, wußte ſie ihre Drapierung ſo zu werfen — oder war es Zufall? — daß ſie den Vorhang auseinandertrieb und das hohe, ſtille, ſchneereine Geſicht der Raphaelſchen Maria über dem ihrigen hinwegſchaute, wie der Mond aus Wolken über einem Küchenfeuer. Das Raphaelſche Geſicht war nur fingiert, das andere wirklich und wirklich ſchön — doch aber war dies etwas, was man ſehen mußte, um ſich des Unterſchiedes zwiſchen Wahrheit und Manier recht voll bewußt zu werden. Ich begriff jetzt plötzlich etwas von dem Zorn des Trefflichen, der hinter dem Schirm ſaß, und ſelbſt Profeſſor Schütz ſchien ſo geſtört, daß er herbeiſchlich und hinter dem Rücken ſeiner Frau den Vorhang leiſe wieder zuzog.

Nun aber geſchah das Überraſchendſte. Die Züge der Aktrice verdunkelten ſich, ihr Auge ſtierte, ihr Haar geriet in Unordnung, die ſchwereren Gewänder fielen ihr vom Leibe, und in wüſtem, liederlichem Aufzug ſchien ſie heißen Gewiſſenskampf zu kämpfen. Sie kniete nieder, wollte beten, aber der Himmel war verſchloſſen, die Hölle ſiegte. Da plötzlich

[1] Nach Karl v. Raumer (Selbſtbiographie S. 73), der mit ihm in Halle und Freiberg ſtudiert hat, hieß er Rudolf v. Przyſtanowſki. Im Dresdener Adreßkalender von 1831 iſt ein Rudolph v. Przyckanowſky verzeichnet.

ſchoß ſie wie ein Lämmergeier herab auf meine kleine Schweſter, packte ſie, riß ſie mit feſtem Griff vom Schoß der Mutter und ſprang zurück mit ihrem Raube. In ihrem Geſicht malten ſich Wahnſinn und Verzweiflung, ein Dolch blitzte auf, und das vor Schrecken halb tote Kind hing, den Kopf zuunterſt, über dem nackten fleiſchigen Arm der Kindesmörderin. Das alles war das Werk von ein paar Augenblicken und dieſe Darſtellung vielleicht die glänzendſte und beſte; aber meiner Mutter war es doch außer allem Spaße. Erſchrocken ſprang ſie auf und nahm ihr Kind ſanft aus den Händen der Furie zurück.

Mit ſolchem Knalleffekte war die Schauſtellung beendet, es ward ein Butterbrot gegeben, und Preſtano ging zur freudigſten Überraſchung ſeiner Freunde ungeſchädigt an Leib und Seele hinter ſeinem Schirm hervor.

Die Folge von dieſen Vorgängen war natürlich, daß ich und mein Bruder alles nachmachten. Wir übten uns in Gebärdung und Drapierung und waren bald imſtande, unſeren Freunden eine Vorſtellung zu geben, an welcher ſelbſt Preſtano nichts auszuſetzen hatte. Madonnen und Magdalenen ließen wir weg, die Sphinx aber gelang nicht übel, und ganz vortrefflich war mein dicker Bruder als Sibylle. Plötzlich ſprang er jedoch aus ſeinen Schleiern, fuhr ſich mit allen zehn Fingern durch die Haare, und mittelſt eines räuberiſchen Sprunges der Schweſter, die als kleinſte Zuſchauerin voran ſaß, die Puppe Sally entreißend übertraf er ſich ſelbſt als Kindesmörderin. Ich glaube nicht, daß die Kleine bei dieſer Szene weniger empfand als vordem ihre Mutter; auch ſchalt ſie den Bruder laut und ernſtlich, beſonders weil er in der Tat der Puppe eins verſetzt hatte.

2. Kapitel — Gewinn und Verluſt

Freud und Leid ſind ſonderbare Geſellen. Nicht ſelten tritt das, was uns am ſchwerſten ſchädigt, zuvörderſt in Geſtalt von Luſt und Freude auf, wie umgekehrt die Freude, namentlich die tiefere, innere und heiligere Freude ſich häufig in der Todesmaske ſchweren Leidens einführt. Es war ein harter Schlag, der unſer Haus im Spätherbſt 1815 traf; in ſeinen Folgen aber war er ſo freudenreich, daß er als beſondere Gnadenführung Gottes erkannt werden durfte.

Mein Vater hatte in den Kriegsjahren durch das Fallen der ruſſiſchen Wertpapiere und anderweitige Störungen nicht unbedeutende Verluſte an ſeinem Vermögen erlitten. Wir ſahen ihn oft geängſtigt und voll Sorge, bis der Friede neue Hoffnung brachte. Es ſchien möglich, daß, wie die Sachen eben lagen, wenigſtens der Reſt erhalten, wohl auch Verlorenes wieder eingebracht werden mochte. Statt deſſen erhielt er nun die Hiobspoſt, daß durch wohlgemeinte, aber unglückliche Unternehmungen eines Freundes[1]

[1] Der vom Verf. ſchonend nur als „Freund" Bezeichnete war der Zwillingsbruder Carl. Dieſer hatte ſein und des Bruders Vermögen einem ihm befreundeten Großgrundbeſitzer an der Wolga, namens v. Slobin, für deſſen großzügige Unternehmungen anvertraut und nach deſſen Zuſammenbruch durch den Bau einer Zuckerfabrik weitere Verluſte erlitten. Näheres vgl. „Lebensbild" der Mutter S. 159, 162, 202ff. Der Bruder hat ſpäter ſeine Schuld in großzügiger Weiſe getilgt.

fort und er ſo arm wie damals ſei, als er von Rom aus in die Welt
a viel ärmer, da nicht allein die friſchere Kraft der Jugend fehlte,
rn jetzt auch eine Familie zu ernähren war.
ir ſaßen gerade bei Tiſch, als jener Schreckensbrief einlief. Mein Vater
ch ihn und war tief erſchüttert. Der Atem verſagte ihm, er riß ſich das
uch ab und hielt ſich für zugrunde gerichtet. Das ganze Vermögen
en! Fürwahr, es iſt nichts Kleines für einen Familienvater, ſich und
einen plötzlich den Boden unter den Füßen weggeſchlagen zu ſehen.
ärmſte ſprach vom Bettelſtab und Hunger. Die Mutter tröſtete; ſie
Worte des Glaubens und Vertrauens, und wir Kinder verſchluckten
noch den Biſſen, der uns zwiſchen den Zähnen ſaß – dann legten
wir die Gabeln nieder und blickten verlegen und dumm ins Leere.
s wir uns bald darauf allein fanden, brach zuerſt die Schweſter das
eigen: „Werden wir nun betteln müſſen?“ – „Wenn ich betteln
erwiderte der Bruder – ſo hänge ich mich auf!“ Wir verfolgten den
nſtand und fanden, daß wir, wenn es zum Äußerſten käme, am
tun würden, uns mit mimiſch-plaſtiſchen Darſtellungen zu ernähren,
Madame Hendel-Schütz, die keine Mangel zu leiden ſchien. Darüber
en wir ganz heiter und fingen wieder an zu eſſen.
n guter Troſt im Unglück bleibt immer das Planen, wie man wieder
käme. Das taten auch die Eltern. Sie überlegten klüglich, und
Mutter war aufs freudigſte zu jeder Einſchränkung bereit, berech-
um wie viel billiger man leben könnte. Auch beſtimmte ſie den Vater
die teure Miete und manches Andere aufzugeben, deſſen man ſich
hin erfreuen konnte; nur Badereiſen und Sommerwohnung, meinte
en unerläßlich für die immer ernſtlicher kränkelnde Frau. Dieſe aber
ptete, daß Niemand etwas nötig habe, was ihm verſagt ſei, und ſetzte
re Paragraphen durch.
waren nun acht Jahre her, daß wir im „Gottesſegen“ wohnten.
ging mancher Schrecken währenddem durchs Haus, aber Troſt und
weilten. Die Zeit vergoldete jegliches Erlebnis und Alle hingen
it Zärtlichkeit an unſerer lieben Wohnung. Es mochte daher ein
er Weg für meinen Vater ſein, als er die Miete zu kündigen ging.
Hauswirt[1] nahm dieſe Kündigung indeſſen nur zur Hälfte an. Wenn
viel Raum hätten, hatte er ſich verlauten laſſen, ſo wolle er uns
berfluß abnehmen, und zwar von Stund' an; er könne alles in ſeinem
verwenden, bis wir wieder danach verlangen würden. Das war
nkenswerter Freundſchaftsdienſt.
nnach entſchloſſen ſich die Eltern, den nach der Straße zu gelegenen,
item größeren und ſchöneren Teil der Wohnung abzutreten und ſich
enige Hinterzimmer zu beſchränken. Ebenſo wurde der Weinberg
geben, ein Dienſtmädchen entlaſſen, und was uns Kindern und ihm
eſonders naheging – auch Talkenberg. Dieſer Troſtloſe bekam jedoch

[1] er Kauf- und Handelsherr Joh. van der Breling.

Erſatz, indem mein Vater ihm durch den Einfluß ſeiner Freunde die Stelle eines Königlichen Floßinſpektors in Elſterwerda verſchaffte. Einen dankbareren Menſchen hat die Sonne nicht beſchienen. Er konnte nun ſein Mädchen zur Frau Floßinſpektorin machen und war ein gemachter Mann.

Was uns anlangte, ſo würden die obigen Einſchränkungen bei dem laufenden Verdienſte des Vaters wohl ausgereicht haben, um unſere Subſiſtenz zu ſichern; aber der ſorglichen Natur des trefflichen Mannes war das Bewußtſein unerträglich, aus der Hand in den Mund zu leben. Dazu kam ein Vorgefühl, das ihn von ſeiner früheſten Jugend an durch ſein ganzes Leben begleitet hatte, nämlich das eines frühzeitigen Todes. Obgleich er kerngeſund war und meine Mutter kränklich, ſo zweifelte er doch niemals, daß ſie die Erziehung ihrer Kinder ohne ihn zu vollenden haben würde, und glaubte ſich daher verpflichtet, dazu die nötigen Mittel zu hinterlaſſen. Zu dieſem Zweck mußte er aber bedeutend mehr verdienen, als verbraucht ward, ja ſeiner ganzen bisherigen Tätigkeit, ſeinen teuerſten künſtleriſchen Intereſſen entſagen, um ſich noch einmal wie in den Tagen ſeiner Jugend dem Handwerk mit dem goldenen Boden zuzuwenden.

So nannte mein Vater die Porträtmalerei, weil er ſie lediglich des Vorteils halber trieb. An und für ſich iſt ſie das freilich ſo wenig, daß nur die genialſten Künſtler imſtande ſind, ihre Aufgabe zu löſen. Das Individuelle charakteriſtiſch zu faſſen und auf eine Weiſe darzuſtellen, die nicht beleidigt ſondern erfreut, iſt nicht bloß Sache des nachahmenden Talentes, ſondern eine Arbeit des ſchaffenden Geiſtes. Das Porträt iſt das ſchwierigſte Objekt der bildenden Kunſt.

Indeſſen war es nicht dieſe Schwierigkeit, die meinen Vater ſchreckte. Er war ein geborener Porträtmaler; ſeine beſten Bilder waren Porträts und alle ſeine Porträts waren Kunſtwerke. Die unbedeutendſte Natur fand unter ſeinen Händen für Bekannte wie für Fremde ihren Reiz; aber wir achten das am wenigſten, was wir am beſten können. Mein Vater war ſich, wenn er porträtierte, ſeines künſtleriſchen Schaffens kaum bewußt; er würde ebenſo gern gedroſchen haben, gehackt und gegraben, wenn dieſe Beſchäftigungen ebenſo lukrativ geweſen wären. Die Ideen drängten ſich dergeſtalt in ſeiner Seele, daß er ſich oft ſechs Hände wünſchte, um ſchneller damit zu räumen. Aber die Herren und Damen, die ihm ſaßen, waren nicht ſeine Ideale. Wenn er ſie auf ſeine reine Leinwand abſchrieb — die er deshalb ſtets beklagte — hatte er mit Hamlet weder Luſt am Weibe noch am Manne und konnte es niemals recht begreifen, warum die Leute ſich nicht lieber etwas Schöneres malen ließen als ihre eigenen Kleider und Geſichter.

Dieſer Vorwurf traf zwar nie die Dresdener, welche nach der Meinung meines Vaters zu geſcheit waren, ſich von ihm malen zu laſſen; wenigſtens war der Fall noch niemals vorgekommen und ſtand auch jetzt nicht zu hoffen. Um daher zu ſeinem Zweck zu kommen, mußte der verarmte Meiſter nicht nur eine Tätigkeit aufgeben, die ihn beglückte, ſondern auch das noch ſchwerere Opfer des heimiſchen Herdes bringen. Wie ein junger Burſche mußte er

auswandern, um ſein Brot zu ſuchen, und ob er es finden würde, ſtand dahin, da nach ſolchem Kriege überall mehr Hunger als Brot vorrätig war.

Unter dem Vorwande, die Juſtinianiſche Galerie[1] zu ſehen, die damals in Berlin war, ging mein Vater fürs erſte dorthin. Es war ein dunkler, naßkalter Novembermorgen, als er von uns Abſchied nahm, und um ſo betrübter waren wir Rückbleibenden, als wir nicht allein den Vater verloren, ſondern gleichzeitig unſeren Rückzug aus den altgewohnten Räumen anzutreten hatten. Kaum war der Reiſewagen abgefahren, ſo begann die Kramerei. Faſt die Hälfte der Möbel wanderte auf den Boden, Vieles wurde verkauft, und der Stolz des Hauſes, das herrliche Marienbild, fand fürs erſte in dem Atelier des Vaters ein gedrücktes Unterkommen. Im folgenden Jahre ward es ſogar verkauft und verſchwand für immer aus unſeren Augen[2]. Das war ein Todesfall in der Familie.

Wir fanden uns nun, wenn man die Zimmer des Vaters abrechnet, von denen er keins entbehren konnte, auf drei kleine Piecen reduziert. Senffs ehemaliges Zimmer avancierte zum Salon, nebenan ſchliefen Mutter und Schweſter, mein Bruder und ich in der nach dem Hofe gelegenen Küchenſtube, die bei Tage die Köchin innehatte. Unſer Leben zog ſich eng zuſammen, es wurde kleiner und bedingte allerlei ungewohnte Tätigkeit. Mit einer Aufwärterin, die des Morgens auf einige Stunden kam, teilte meine Mutter die Dienſte des entlaſſenen Stubenmädchens, und wir Knaben wurden unſere eigenen Stiefelputzer. Aber niemals hatten wir glänzendere Stiefel als gerade in jener ärmlichen Periode.

Ich kann nicht leugnen, daß, nachdem die erſte Wehmut überwunden, dieſe Beſchränkungen auch ihre Reize hatten. Das engere Aneinander erwärmte Leib und Seele. Es war, als wenn man ſich auch geiſtig näher gerückt wäre, und das Bewußtſein, den Vater zu erleichtern, wog den verlorenen Raum auf. Selbſt die Mutter, die am meiſten hergegeben, ſchien nichts zu vermiſſen. Sie war immer heiter und dankte Gott für Alles, denn ſein wunderbarer Ratſchluß wandelte ihr bereits das Leid in Freude.

Der treffliche Friedrich, aus deſſen Landſchaften immer tiefer Sinn ſprach, hatte in jener Zeit ein ſchönes Bild vollendet. Auf hohem Felſenkegel, der aus dunkler Tiefe aufſteigend in den heiteren Morgenhimmel ragt, ſteht ein Kreuz. Daran klammert ſich mit der einen Hand ein Weib, während ſie die andere hilfreich dem nachkletternden Manne reicht. Das war ein rührendes Kapitel aus der Geſchichte der Menſchheit und insbeſondere die Geſchichte meiner Eltern. Die Mutter war vorangepilgert auf dem Glaubenspfade. Sie erreichte zuerſt die Höhe, da ihres Herzens Troſt ſtand, und zog jetzt den Mann nach, den ſie liebte.

[1] Die von dem Marcheſe Vincenzo Giuſtiniani im 17. Jahrhundert geſammelte, beſonders durch ihre Gemälde der Caraccis und des Michelangelo Caravaggio berühmte Galleria Giuſtiniana in Rom gelangte 1807 durch die Familie nach Paris und wurde hier 1815 für das Königliche Muſeum in Berlin angekauft.

[2] Die berühmte Kopie der Sixtina ging 1816 für den Preis von 2500 Taler in den Beſitz des kunſtſinnigen Fürſtbiſchofs von Ermeland, Fürſt Joſeph von Hohenzollern-Hechingen († 1836), in Oliva über.

Es ist schon gesagt worden, daß in der Seele meines Vaters kein Widerspruch gegen die Richtung seiner Frau war. Im Gegenteil schien er das Christentum von Jahr zu Jahr mehr zu respektieren und konnte sich mitunter an geistlichen Gesprächen sehr erwärmen. Aber zwischen einem „Nicht nein" und einem „Ja" ist noch ein Unterschied. Das Wort vom Kreuz war ihm zwar keine Torheit, aber zu einer Kraft Gottes war es ihm auch noch nicht geworden; er verachtete es nicht, liebte es vielmehr, mochte es aber ansehen, wie er auch den griechischen Mythus ansah, in dem er vorzugsweise lebte, nämlich als Bild und Gleichnis, als ein Stammeln von schönen, unaussprechlichen Dingen.

Nun ward das Alles anders. Auch meinem Vater wurden die Augen aufgetan und seine Briefe gaben Zeugnis, daß er das heilige Brot des Lebens, welches ihm so lange nur Schaugericht gewesen, jetzt wirklich ergriffen habe, es genieße und daran erstarke. Er wußte es, daß auch sein Name eingetragen sei in das Buch des Lebens, und dies Bewußtsein verjüngte ihn, daß er auffuhr wie ein Adler. Er war ein neuer Mensch geworden.

Wie solches zugegangen? Wer mag das sagen! Gott läßt sich nicht in seine Werkstatt schauen und mein Vater mochte es selbst nicht wissen. „Der Wind bläst, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt; also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist." Es ist unmöglich, den Hergang dessen, was wir Bekehrung nennen, an sich und Anderen zu begreifen. Unbewußte und unerkannte Kräfte influieren, und was den Einen fördert, hindert den Anderen. „Wenn Sie ein Schlachtfeld gesehen hätten," sagte meinem Vater der russische General Cancrin, „Sie würden nicht an Gott glauben." — „Und wenn ich niemals an ihn geglaubt hätte," erwiderte Onkel Georg, „auf dem Schlachtfelde hätte ich ihn erkannt."

Dasselbe wirkt nicht dasselbe, und man sieht, daß Schlachtfelder es nicht allein tun. Es kommt Alles auf die Leute und auf den Zug der Gnade an. Der zerbrochene Wohlstand meines Vaters, der plötzlich wie ein lockeres Gerölle unter seinen Füßen wich, hätte ihn auch in den Abgrund reißen, seine Seele verbittern und erschlaffen können; aber das Kreuz stand über ihm, und die Hand der Mutter war auch noch da.

So viel wissen wir, daß das Evangelium den Armen gepredigt ist, und daher mochte es auch mein Vater besser verstehen, als er arm ward. Am Geiste arm d. h. kindlichen und demütigen Sinnes war er zwar immer, daher er auch keine Feindschaft gegen Gottes Wort empfand; aber seine Zuversicht stand weniger zu dem lebendigen Gott, als zu dem metallnen Fundamente, auf das sein Haus gebaut war. Dieser Mammon war nun zerschlagen, und in den Trümmern fand der anfänglich Erschrockene eine köstliche Perle, die ihn weit reicher machte, als er je vordem gewesen. Es war ein heiliges Licht in seiner Seele aufgegangen, das von nun an die letzten Jahre seines reinen Lebens auf das lieblichste verklärte.

So war es, so fanden wir es und so fanden es Alle, die meinem Vater näherstanden. Von Anderen ward er nicht begriffen. „Eine fast zur

Schwermut oder Lebensmüdigkeit sich hinneigende Frömmigkeit – schreibt sein Biograph[1] – erfüllte jetzt ausschließlich sein Gemüt, und die angestrengteste Tätigkeit im Bildnismalen, welches mit seinem künstlerischen Streben in offenbarem Widerspruche stand, verdüsterte seine nur ungern in der Wirklichkeit verweilende Einbildungskraft." Es sitzen eben manchen Leuten wunderliche Brillen auf der Nase, daß es ihnen geht wie jenem Weisen Griechenlands, der den Schnee ganz ernstlich schwarz fand.

Mit dem selbstverleugnenden Fleiße meines Vaters war übrigens der Segen Gottes auch in anderer Art. Kaum war seine Anwesenheit in Berlin bekannt geworden, als er von allen Seiten mit Porträtaufträgen überhäuft ward. Es wurde Mode, ihm zu sitzen, und bald war vorauszusehen, daß ein Winter nicht hinreichen würde, auch nur die Köpfe aller derer auf die Leinwand zu bringen, die gemalt sein wollten. „Die guten Menschen – schrieb der Vater – halten sich für beleidigt, wenn man sie abweist." Er konnte nicht begreifen, wie den Leuten so viel an seiner Pinselei gelegen sei, und neigte sich der Meinung zu, Berlin müsse von einem epidemischen Sitzungsfieber heimgesucht sein. Die alten Petersburger Preise fand er hier zwar nicht; aber wenn er der Anstrengung nicht unterliege, schrieb er der Mutter, und nur noch einige Jahre lebe, so hoffe er gewiß, sie nicht mittellos zu hinterlassen, und jedenfalls möge sie schon jetzt wieder eine Sommerwohnung suchen, denn auch ihm würde nach der angestrengten Arbeit Landluft und Ruhe gut tun.

So flatterte denn wieder ein buntes Fähnlein am Lebensschiff und mit Wonne segelten namentlich wir Kinder dem Frühlinge entgegen, der den Vater wiederbringen sollte und auch den Weinberg – als plötzlich ein sehr unerwarteter Zwischenfall meinen Bruder über Bord warf. Der Herzog von Bernburg machte nämlich die Proposition, ihm denselben als ständigen Gesellschafter für seinen Erbprinzen abzutreten, wogegen Se. Durchlaucht sich verpflichten wollte, die Zukunft des jungen Herrn in seinen Landen gnädigst zu versorgen.

Immerhin war dies ein glänzendes Anerbieten, und mein Vater legte die Entscheidung in die Hand der Mutter, welche durch den zu fassenden Entschluß nicht wenig beunruhigt war. Ihrem Herzen widerstand es ganz entschieden, den kleinen Jungen in so zartem Alter wegzugeben, namentlich an einen Hof; von der anderen Seite aber trug sie auch Bedenken, ihrem Manne in seiner bedrängten Lage durch eine vielleicht unbegründete Ängstlichkeit die Beruhigung zu rauben, eines seiner Kinder, und zwar so vorteilhaft, versorgt zu wissen. Diese Erwägung sowie die besonderen Umstände, der ernste, zuverlässige Sinn des Herzogs, der würdige Charakter der Herzogin, Beckedorffs aufrichtige Freundschaft und Starkes nahes väterliches Auge gaben endlich den Ausschlag. Es wurde meinem Bruder angekündigt, was ihm bevorstand.

---

[1] Hasse [s. S. 82, Anm. 2]: Das Leben Gerhards v. K. (Leipzig 1824), S. 282 f.

Uns Kindern machte dies Ereignis natürlich großen Eindruck. Die kleine Schwester weinte um den Verlust des Bruders, ich aber hätte ihn um seine glorreiche Karriere beneiden können, wenn er nicht mein geliebter Bruder gewesen wäre, dem ich von Herzen alles Gute gönnte. Er selbst war schwankend zwischen der Anhänglichkeit an Heimat und Familie und dem Gelüsten nach des Prinzen Ziegenböcken, im ganzen aber gar nicht abgeneigt, sich in der Welt zu versuchen und sein eigenes Brot zu essen.

Im Frühjahr 1816 brachte mein Vater, gleich nach seiner Rückkehr von Berlin, den jungen Cavalier nach Ballenstedt.

3. Kapitel — Das Vegerhaus

Die Trennung von meinem Bruder ward mir schwerer als ich geglaubt hatte. Wäre er freilich nur verreist gewesen, etwa auf vierzehn Tage oder auch vier Wochen, so würde ich die zeitweilig gewonnene Ruhe dankbar genossen haben, denn er hatte einen neckischen Geist und übte vielen Schabernack: nun war er aber auf immer fortgegangen und gänzlich losgetrennt vom Hause, mir nur die kärgliche Aussicht hinterlassend, ihn ab und zu besuchsweise wiederzusehen wie einen Fremden.

Nach solchem Abschied lernen Geschwister es erst erkennen, was sie an einander hatten und wie der brüderliche Umgang durch Nichts, auch nicht durch Freundschaft zu ersetzen ist. Ich putzte nun des Morgens meine Stiefel allein, trank meine Milch allein und ging allein mit meiner Mappe in die Schule. Manch Brünnlein des Humors versiegte und tausend kleine Erlebnisse, die außer dem verlorenen Bruder kein Anderer so würdigen und belachen konnte, mußte ich fortan für mich behalten. Ich wußte nichts mehr anzufangen mit meinem eigenen Witz. Dazu kam freilich, daß ich mich unwohl fühlte. Schon im Winter hatte ich an bösartigen Beängstigungen gelitten, und die Mutter, welche die Ursache in zu anhaltender Beschäftigung mit der Elektrisiermaschine suchte, hatte diese weggeschlossen, ohne jedoch das Übel damit zu bessern. Jetzt wurde der Arzt gefragt. Er glaubte ein Nervenleiden zu erkennen und verordnete Landluft mit Faulenzerleben. Soviel als möglich sollte ich mich in freier Luft bewegen, graben, hacken und mich vergnügen — eine Kur, die ich, sobald der Weinberg bezogen werden konnte, Gelegenheit hatte, auf das gewissenhafteste durchzuführen.

Unsere neue Sommerwohnung war zwischen den Dörfern Loschwitz und Wachwitz auf der Höhe des damals v. Poncetschen Weinbergs gelegen. Es war ein kleines zweistöckiges Haus, nach einem früheren Bewohner das Vegerhaus[1] genannt, mit hübschen geräumigen Zimmern und an den Berg so angelehnt, daß man aus der oberen Etage geradeswegs auf eine Weinterrasse trat, die, von alten Walnußbäumen gegen die Mit-

[1] Das noch heute ziemlich unveränderte und von seinem jetzigen Besitzer pietätvoll in seinem alten Zauber erhaltene Vegerhäuschen liegt auf Loschwitzer Gebiet (jetzt: Kotzschweg 1) unmittelbar an der Wachwitzer Grenze und der Königlichen Villa. S. d. Abbildung. – Auch das Poncetsche Haus (S. 177) steht noch an alter Stelle.

tagssonne geschützt, dennoch den Blick in die Ferne freigab. Die Lage war unvergleichlich. Etwa dreihundert Fuß hoch über der Elbe, gewährte sie weiten Einblick in ein buntes, traumartig schönes Land. Man übersah den Lauf des Stromes in einer Ausdehnung von wenigstens vier Meilen, und darüber hinaus das weite Elbtal mit der fernen Hauptstadt und Hunderten von Dörfern, Kirchen und blinkenden Landsitzen, weithin bis an die Kämme des Erzgebirges und der böhmischen Berge.

In dieses liebliche Paradies zog der Vater mit uns hinaus, um hier eine Anzahl noch unvollendet gebliebener Berliner Bilder mit Muße auszuführen. Er malte Mäntel, Orden, Shawls und ländliche Hintergründe, und die Mutter, welche trotz ihrer Kränklichkeit ein unverwüstliches Sprechorgan besaß, las ihm häufig dabei vor, Geistliches und Weltliches, und unter anderem auch die Flegeljahre von Jean Paul, die ihn in so hohem Grade amüsierten, daß er oft den Pinsel mußte ruhen lassen, um sich auszulachen.

Inzwischen erheiterte den rastlos Fleißigen auch noch ein anderer Umstand. Ich weiß zwar nicht, ob angenommen werden dürfe, daß mein Vater damals während seiner Arbeit ein Hühnerei ausgebrütet habe; so viel aber ist gewiß, daß ihm eines Morgens ein kleines gelbes kugelrundes Küchchen mit krallen Augen aus dem Jabot hervorlugte und mit allgemeinem Jubel begrüßt ward. Er trug es fortan immer an sich wie eine Busennadel und versorgte es mit mütterlicher Zärtlichkeit. Beim Frühstück und nach dem Mittagessen ward es hervorgelangt und auf den Tisch gesetzt, wo es die Brosämlein aufpickend von einem zum andern spazierte. So wuchs es gedeihlich im Familienkreise auf und war bereits zur Ahnfrau eines künftigen Hühnerhofes ernannt, als es zum allgemeinen Schrecken zu krähen anfing. Es setzte Schwungfedern an und wurde ein so gewaltiger menschenfeindlicher Hahn daraus, daß kein Auskommen mehr mit ihm war und er weggegeben werden mußte.

Was mich nun anbelangt, so ging ich jeden Morgen auf ein paar Stunden bergabwärts nach dem nahen Loschwitz, um vom pastor loci geschult zu werden. Außerdem war ich ganz frei und konnte machen, was ich wollte. Vergnügen machte mir die Gärtnerei, die freilich wenig schulgerecht betrieben wurde. Ich legte für meine Schwester ein Labyrinth aus Bohnenstangen an, enge, kraus verschlungene Gänge, die sich mit Feuerbohnen bezogen und zum traulich verborgenen Bänkchen führten, das ich gezimmert hatte. Da saßen wir Beiden, uns der Einsamkeit erfreuend, und sprachen von Geheimnissen.

Auch Wanderungen wurden angetreten, die zum Teil sehr lieblichen Seitentäler des Bergzuges zu durchforschen oder auf den Höhen im Tannenwalde Pilze zu suchen, die dort in großen Nestern wuchsen und in der Küche stets willkommen waren. Bei Gelegenheit solcher Pilzjägd, die den Blick zur Erde zog, entdeckte ich ein eigentümliches Insekt, das ich anderwärts nie wieder angetroffen habe, den sogenannten Ameisenlöwen. Das sandgraue Tierchen ist von der Größe einer Buschwanze und bildet, indem es sich in den lockeren Sand wühlt, einer kleinen, sehr regelmäßigen,

etwa zollliefen Trichter, in deſſen Tiefe es, unter Sand verborgen, unſichtbar lauert. Sobald ſich nun eine Ameiſe am Rande des Trichters zeigt, ſo ſpritzt das Untier Sand auf, der den kleinen Wanderer ziemlich ſicher hinab in die Tiefe reißt. Vergebens ſucht er ſich wieder herauszuarbeiten, neue Kartätſchen erreichen ihn unausbleiblich, und immer rollt er wieder hinab in den Schlund, bis es dem Räuber gelingt, ihn mit ſeinen geſpenſtiſchen Fangarmen zu faſſen und zu ſich in die Unterwelt zu ziehen.

Um meiner Schweſter dies zu zeigen, ſetzte ich eine Ameiſe an den Rand eines ſolchen Höllentrichters. Alsbald begann die Kanonade aus verborgener Batterie und das arme Tierchen war ſeinem Schickſale verfallen. Die Schweſter tadelte meine Grauſamkeit. Wer konnte auch wiſſen, wie tief Ameiſen empfinden und wie ſchmerzlich dergleichen Opfer von den Ihrigen vermißt werden mochten? Waren es nicht gar kluge kleine Tiere! Sahen wir nicht, mit welcher Sorgfalt ſie ihre großen Eier an die Sonne trugen und wieder wegſchleppten, wenn es regnen wollte? Bewunderten wir nicht die Rieſenſtärke dieſer Zwerge, und wie ſie in Staaten bei einander wohnen, da Jeder ſein Amt und ſeinen Beruf zu haben ſcheint? Da ſchleppten Zwei gemeinſchaftlich einen lebhaften Wurm hin, zehnmal größer als ſie Beide zuſammen, Andere trugen Tannennadeln zum Bau herbei oder räumten Sandkörner beiſeite, und Jeder ſchien zu wiſſen, was er tat und wollte.

Auf der großen Heerſtraße, die zur Hauptſtadt führte, entſtand Tumult. Der Haufe der ab und zu laufenden Arbeiter trieb auseinander, und es bildete ſich ein Kreis, in deſſen Mitte zwei ritterliche Kämpen auf Leben und Tod turnierten. Es mußte dies ein Zweikampf ſein, wahrſcheinlich infolge mündlicher Beleidigung, denn Tatſächliches hatten wir nicht wahrgenommen. Da brach der eine Streiter tot zuſammen, die Umſtehenden eilten herbei, die Leiche wegzuräumen, und die Strömung auf der Chauſſee nahm wieder ihren ordentlichen Verlauf, als wäre nichts geweſen.

Dagegen zeigte mir die Schweſter denn auch, was ſie entdeckte, ein Rotkehlchenneſt zum Beiſpiel in der Weinbergsmauer. Niemand durfte es außer uns wiſſen als die Eltern und die Köchin, und ſonſt war niemand da. Wir ſahen die Alten brüten, dann füttern, und freuten uns an dem Familienleben der kleinen Weſen. Dergleichen Beobachtungen können Kinder auf dem Lande täglich machen und Etwas dabei lernen und gewinnen, nämlich ein reſpektvolleres Erkennen des lebendigen Lebens in der Natur, welche Städtern leichtlich nur als gemalte Kuliſſe erſcheint. Was aber in Form und Geſtaltung erfreut, iſt doch immer nur das Leben, das ſich in ihnen ausprägt.

Die Nachkommen des Pontius Pilatus

Die Eltern hatten das Begerhaus auf einige Wochen verlaſſen. Sie waren mit dem Schweſterchen ins Bad gezogen, hatten mich jedoch nicht mitgenommen, damit der Unterricht beim Paſtor nicht gleich wieder ins Waſſer fiele. Ich blieb in Koſt und Wohnung bei den Beſitzern des Wein-

bergt, zwei steinalten Fräuleins v. Poncet, die mit einem greisen Bedienten und einer ebenfalls alternden Pflegetochter Winter und Sommer auf ihrer ländlichen Besitzung hausten.

Alle vier zusammen mochten diese würdigen Menschen etwa dreihundert Jahre alt sein; aber auch in heraldischer Beziehung gehörte die Familie zu den ältesten. Die Poncets stammten angeblich aus altrömisch konsularischem Geschlecht, führten einen Legionsadler im Wappen und ihren Stammbaum zurück bis auf Pontius Pilatus. Gewiß schien, daß sie seit unvordenklichen Zeiten in der Gegend von Marseille, dem traditionellen Verbannungsorte ihres berühmten Ahnherrn, ansässig gewesen. Später ihres Calvinismus wegen landesflüchtig, hatten sie sich nach Genf gewandt, und von dort war schließlich der Vater meiner lieben alten Fräuleins als Uhrmacher und Juwelier in Dresden eingewandert. Er muß ein ausgezeichneter Mann gewesen sein, wenigstens wußte er die Aufmerksamkeit des Hofes in so hohem Grade auf sich zu ziehen, daß der damalige Kurfürst und König von Polen August III. ihm nicht nur die Aufsicht über das Grüne Gewölbe anvertraute, sondern ihn auch zum Geheimrat machte und mit einem adeligen Gut in Polen belehnte.

So war Herr v. Poncet zu Ansehen und Reichtum gelangt; aber das Glück hielt ihm nicht stand. Unfälle verschiedener Art, die polnischen Kriege, vor allem die Krankheit jener Zeit: das trügerische Forschen nach dem Stein der Weisen, dem er mit Leidenschaft oblag, hatten ihn nachgerade so heruntergebracht, daß er als armer Mann gestorben war. Der sehr verschuldete Weinberg, auf welchem jetzt die letzten Reste der Familie ihrem Ende entgegenwelkten, war Alles, was er den Seinigen hinterlassen hatte.

Das Haus, das meine Pflegemütter bewohnten, lag etwa vierhundert Schritte abwärts vom Begerhäuschen. Es war von dem alten Geheimrat für die Bedürfnisse einer zahlreichen und vornehmen Familie hergestellt und fand sich noch jetzt mit einer Fülle altmodischer, aber kostbarer Möbel ausgestattet. Die Ahnenbilder an den Wänden in verschnörkelten Goldrahmen, die Schränke und Tische von Nußbaum mit zierlich eingelegter Arbeit, die großen Venezianischen Spiegel in facettiertes Glas gefaßt und anderer kostbarer Hausrat gaben Zeugnis von dem ehemaligen Wohlstand der Familie.

Mir gefiel es gar wohl unter diesen alten Sachen und Menschen, die mir keinerlei Zwang antaten. Ich durchstöberte nach Belieben Keller und Bodenräume, besorgte die Kirschbäume nach Herzenslust und verschmierte Küche und Geschirr mit Kleister, Kohle, Salpeter, Schwefel und Schießpulver, um Feuerwerke zu bereiten, mit denen ich die Hausgenossen erfreuen wollte. Noch heute begreife ich die Herablassung der alten Damen nicht, mit der sie mir eines Abends in Mänteln und Kapuzen vor die Haustüre folgten, um die mageren Funken zu bewundern, die ich sprühen ließ.

Den Beschluß des Vergnügens sollte das Abbrennen einer großen Pulverschlange machen. Da aber die Masse, die schon einige Zeit auf der feuchten Erde gelegen, nicht gleich Feuer fangen wollte, so ließ ich aus meinem

Pulverhorn noch etwas trockenes Pulver auf den glimmenden Zunder laufen. Ein betäubender Knall! Ich ward von unsichtbaren Händen mit solcher Vehemenz zu Boden geschleudert, daß mir Hören und Sehen verging.

Die erschrockenen Zuschauer waren herbeigeeilt, mich toten Leichnam aufzuheben; aber siehe da, ich atmete, die Besinnung kehrte bald zurück und kein Finger tat mir weh. Die Festigkeit des aus einer Kokosnuß bestehenden Pulverhornes hatte mich gerettet, es war nicht gesprungen, nur der aufgeleimte Abguß war abgeflogen. Anderen Tages fand ich beide Teile unversehrt im Weinberg wieder, und zwar zu meiner großen Befriedigung, da besagte Pulvernuß als eigene Arbeit des Harm'schen Großvaters sehr wert gehalten wurde. Mein Vater hatte sie mir nebst einer alten Sattelpistole hinterlassen, um die Sperlinge damit aus den Kirschen zu schrecken; aber damit war's nun aus, wie auch mit allem Feuerwerkern, da das Pulver natürlich bis auf das letzte Korn verpufft war.

Die guten alten Fräuleins ließen mich den Schreck, den ich ihnen verursacht hatte, in keiner Art entgelten. Sie sagten mir kein böses Wort, bedauerten mich vielmehr nur wegen meines Un- und Umfalles, wie denn eine ganz ungemeine Herzensgüte der hervorstechendste Zug in den Charakteren der sonst sehr verschiedenen Schwestern war. Die älteste, Fräulein Fritze, trug, obgleich tief in den Achtzigern, immer noch die Spuren großer Schönheit. Außerdem war sie ziemlich stark, ziemlich nachlässig in Anzug und Manieren, ziemlich hinfällig und sehr pflegebedürftig. Gewöhnlich saß sie still in ihrem Lehnstuhl, den Klemmer auf der Nase, las Ritterromane oder schlief. Gelegentlich konnte sie freilich auch recht gesprächig werden; dann duzte sie Jedermann, wie ein Lateiner oder Tiroler, und war überraschend derb. Ihre Gäste forderte sie zum Fressen und zum Saufen auf, nannte den sehr förmlichen Herrn Pastor „lieber Junge!" und die fünfzigjährige Pflegetochter „Wettermädel!" Von sich selbst pflegte sie, eine Prise nehmend, nicht ungern zu bekennen, daß sie in ihrem ganzen Leben nicht das Geringste gelernt habe und doch nicht dümmer sei als andere Schafsköpfe auch.

Als ganz besonderer Liebling ihrer schwachen Eltern war das gute Mädchen möglichst mit dem verschont geblieben, was man Erziehung nennt. Man hatte sie tun lassen, was ihr beliebte, und es beliebte ihr, den Kopf nicht anzustrengen. Anstatt ihren Lehrern standzuhalten, hatte Fräulein Fritze es stets vorgezogen, sich in Küch' und Keller umzutreiben, hatte die Betten gemacht, am Waschtroge gestanden und den Mägden scheuern helfen. Mit besonderer Passion aber hatte sie sich vergnügt, des Morgens in der Frühe, wenn Alles noch schlief, die Gasse vor der Haustüre zu kehren, bei welcher Beschäftigung sie von einem in der Nähe wohnenden Königlichen Pagen, dem jungen Grafen Marcolini[1], bemerkt worden war.

[1] Graf Camillo Marcolini (1739–1814), aus dem Kirchenstaat stammend, kam 1752 als Silberpage des Kurprinzen Friedrich Christian nach Dresden, gewann nach dessen Tode (1763) rasch das Vertrauen des Kurfürsten Friedrich August III., wurde 1769 Oberhofmeister, 1772 Wirkl. Geh. Rat, 1780 Generaldirektor der Künste und

Diesem hatte das wunderhübsche Mädchen wohlgefallen, er hatte sich zu ihr gesellt, hatte ihr den Kehricht weggeräumt, mit ihr gelacht, sich von ihr schelten lassen und schließlich damit geendet, ihr einen Kuß zu rauben, wofür sie ihm ihrerseits eine schallende Ohrfeige versetzte, die ihr noch in ihrem hohen Alter wohltat.

Inzwischen beruhigte dies den Grafen nicht, und da er sein Mädchen des Morgens nicht mehr auf der Straße fand, so wußte er sich im Hause einzuführen, wo er endlich förmlich um sie anhielt. War er auch mittellos zur Zeit, so konnte ja noch Alles aus ihm werden, was er zu seinen Gunsten anzuführen nicht verfehlte. Aber trotz dieser bestechenden Aussichten hatte der Geheimrat v. Poncet doch nichts anderes zu erwidern, als daß es ihm ganz gleich sei, ob er seine Tochter in die Elbe würfe oder an den Hals eines Habenichts von Pagen, und wenig fehlte, daß er dem unzeitigen Werber zur Treppe hinuntergeleuchtet hätte.

Dieser war dermaßen beleidigt, daß er von nun an nicht allein das Poncet'sche Haus mit keinem Fuße mehr betrat, sondern nicht einmal mehr zum Fenster heraussah, wenn Fräulein Fritze vorbeiging. Er wuchs aber rasch in der Gunst des Königs, stieg von einer Würde zur anderen, bis er endlich allmächtiger Minister war und König und Land beherrschte. In gleichem Verhältnis sank Poncets Stern immer tiefer durch Dämmerung zur Nacht, und zwar, wie die Familie vielleicht mit Unrecht annahm, nicht ohne feindliches Bemühen des zurückgewiesenen Freiers. Es kam soweit, daß Fräulein Fritze es für ein Glück erachten mußte, an einen Landgeistlichen mit Namen Scholz verheiratet zu werden. Sie hätte somit füglich Frau Pastorin heißen mögen; aber schon so lange war sie Witwe, daß man sich ihres Mannes gar nicht mehr erinnerte. So passierte sie denn immer noch als Fräulein Poncet und nahm's nicht übel, wenn man sie so nannte, ebensowenig als dies die Pflegetochter, Fräulein Male, tat, welche auf den Familiennamen wahrscheinlich gar keinen Anspruch hatte.

Von ganz verschiedenem Gepräge war die etwas jüngere, noch in den Siebzigern stehende Schwester, Fräulein Lore. Sie hatte eine leichte zierliche Gestalt, ein feines Benehmen und war die personifizierte Sauberkeit in Kleidung, Worten und Werken. Immer heiter, fleißig und geschäftig, führte sie das Hauswesen, teilte sich mit Male in den Dienst der oft sehr wunderlichen Schwester und bediente sogar den uralten Bedienten, der als väterliches Erbteil in Ehren gehalten wurde, aber niemanden mehr bedienen konnte. Fräulein Lore hatte den Unterricht im väterlichen Hause besser benutzt als ihre ältere Schwester. Sie war mehrerer Sprachen mächtig und wohlbewandert in verschiedenen Wissenschaften. Durch Selbststudium wie durch häufigen Verkehr mit Ärzten, die sie vor anderen Gelehrten schätzte und, wo sie ihrer habhaft werden konnte, nach Kräften auszubeuten pflegte, hatte sie sich schon als junges Mädchen eine Menge medizinischer Kenntnisse erworben, die sie bis ins hohe Alter zu erweitern

Kunstakademien, 1807 Cabinetsminister; bekannt als Schöpfer der „Marcolini-Periode" der Meißner Porzellankunst.

ſtrebte. Aus Kräutern, die ſie ſelbſt ſammelte, bereitete ſie Salben, Labwergen, Tränkchen und Eſſenzen und gab ſich mit warmer Menſchenliebe einer ausgebreiteten und völlig uneigennützigen Praxis hin, zu welcher ſie ſich durch das Vertrauen der armen Winzerbevölkerung, in der ſie lebte, berechtigt und berufen fühlte. Quackſalbern würde man es heute nennen und ohne weitere Rückſicht auf den Ausfall vielleicht verbieten. Fräulein Lore blieb indeſſen unangefochten und hatte ſo treffliche Erfolge, daß die in ſchweren Fällen von ihr ſelbſt herbeigerufenen Ärzte ihr das kluge Verfahren dankten, mit dem ſie ihnen in der Regel ſchon vorgearbeitet hatte. Aber nicht nur bei leiblichen Unfällen, ſie wurde überall zu Rate gezogen, wo Rat und Hilfe not taten; ſie war die gute alte Fee der ganzen Gegend, unendlich verehrt von Allen, die ſie kannten, und ſchwerlich gab es einen Menſchen in den Loſchwitzer Bergen, der das gute Fräulein Poncet nicht gekannt hätte.

Die Geiſterpoſt

Nach dem Abendeſſen pflegte die kleine Hausgenoſſenſchaft noch auf ein Stündchen geſellig bei einander zu ſitzen und auch der alte neunzigjährige Bediente war nicht ausgeſchloſſen. Dieſer, ein veritabler polniſcher Edelmann, ein Herr v. Franziſec, hatte vorzeiten in ſeinem Vaterlande – das signum nobilitatis, den Säbel, an der Seite – an Reichstagen, Königswahlen und Revolutionen ganz wacker teilgenommen, obgleich er nie was anderes geweſen war als ein Bedienter. Jetzt ruhte er von Ehren wie von Dienſten, ſaß abends in der Ecke, ſchnitt Späne und ſchlief regelmäßig dabei ein. Ich meinerſeits machte Schwefelhölzer für die Küche oder zeichnete, Fräulein Fritze drehte ihre Tabatière zwiſchen den Fingern, die beiden anderen Damen ſpannen. Dabei ſprach, fragte oder erzählte Jedes, was ihm einfiel, aber das Beſte wußte immer Fräulein Lore. Sie ſprach wie ein Buch, und mit Luſt hing mein Auge an ihrem alten, reinlichen Geſicht, wenn ſie ſo Wunderbares aus der Vergangenheit berichtete. Sie erzählte meiſt von ihren eigenen oder ihrer Eltern und Verwandten Erlebniſſen, alte kurioſe Hofgeſchichten, und wie die Schweden ins Land gefallen oder Friedrich der Große Dresden bombardiert hatte. Leider ſind die beiden folgenden Hiſtörchen das einzige Zuſammenhängende, was mir von alledem wenigſtens der Subſtanz nach geblieben iſt. Die Ausführung ergänze ich je nach der Individualität der Geſprächsteilnehmer.

Die Rede war auf den berüchtigten Schrepfer[1] gefallen, der ſeinerzeit in Dresden Aufſehen machte. Ich fragte, wer er eigentlich geweſen ſei und was er getan habe, und Fräulein Lore ließ ſich etwa folgendermaßen vernehmen:

[1] Joh. Georg Schrepfer, eine Art Seitenſtück zu Caglioſto, * 1730 in Nürnberg, Kaffeehauswirt in Leipzig, vertrat hier in Freimaurerkreiſen die ſich mit geheimen Künſten beſchäftigende Roſenkreuzer-Richtung, erregte an verſchiedenen Orten und beſonders in Dresden, wo er von den Hofkreiſen protegiert wurde, durch ſeine Geiſterbeſchwörungen großes Aufſehen, endete ſein Leben 1774 durch Selbſtmord im Roſental bei Leipzig.

Schrepfer – hub sie an – war seines Zeichens ein erzschlauköpfiger Leutebetrüger und verstand sein Handwerk aus dem Grunde. Er wußte die Menschen so zu verblenden, daß sie das Unwahrscheinlichste für wahr hielten und mit ihm nach dem Stein der Weisen suchten. Dieser Stein – fügte Fräulein Lore zu meiner Belehrung hinzu – war aber eigentlich gar kein Stein; vielmehr wurde das Geheimnis einer gewissen Essenz oder Flüssigkeit nur so genannt, welche freilich schon des Nachsehens wert gewesen wäre, denn sie sollte alle Krankheiten heilen, alte Menschen verjüngen, Blei in Gold verwandeln und mit Geistern in Verbindung bringen.

„Dummheiten waren's – unterbrach Fräulein Fritze – und es hätte Mancher besser getan, davon zu bleiben, so hausten seine Töchter nicht auf Weinbergen, wären heute noch gute Partien, so alt sie sind, und das Wettermädel, die Male, säße auch auf einem breiteren Gestell".

Es hätte ja wohl Manches besser sein können – fuhr die Erzählerin fort – wenn's anders gewesen wäre; aber wer konnte denn dafür. Im Fieber deliriert man, und man hatte damals eine Art von Wechselfieber. Man wollte Blei in Gold verwechseln, und es waren nicht die Dümmsten, die das wollten. Wenigstens waren es die Angesehensten und Reichsten, denn um die Armen, die es am nötigsten gebraucht hätten, bekümmerte Herr Schrepfer sich so wenig, als ob sie gar nicht auf der Welt gewesen wären. Aber mit Fürsten, Grafen und hohen Staatsbeamten fand er sich zusammen, verschloß sich mit ihnen in heimliche Goldküchen, vertröstete sie von einem Jahr aufs andere und preßte sie endlich gründlich.

„Und merkten sie's denn gar nicht?" fragte ich.

Ebensowenig – fuhr die Alte fort – als ich und du was gemerkt hätten. Er hatte sie zu sehr verblüfft, denn er machte Dinge, die kein Mensch begreifen konnte. So z. B. lebte damals in Dresden ein gewisser Herzog Karl von Kurland, ein Prinz aus dem sächsischen Hause, den die Russen von Mitau vertrieben hatten[1]. Der residierte in dem schönen Palais am Wall zwischen dem Gewandhause und dem Pirnaischen Tor, was jetzt die Chirurgische Akademie ist. Dort versammelte sich bisweilen des Abends eine kleine Gesellschaft von Herren, die im Vertrauen des Herzogs standen, unter ihnen auch mein Vater. Es waren zwanglose kleine Soupers; man aß und trank und lachte und plauderte ohne Gêne.

„Unnützes Zeug nämlich – ergänzte Fräulein Fritze, indem sie eine Prise nahm – horrende Geschichten von Liebschaften und dergleichen. Merke dir's, junger Bengel! daß du dich nie mit Liebschaften breit machst!"

Fräulein Lore streichelte mir das Haupt und sagte: Das wird er ja wohl niemals tun! Dann fuhr sie fort: Die Unterhaltung jenes Abends brachte der Gesellschaft freilich keinen Nutzen. Herr Schrepfer, der damals anfing die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, war ebenfalls anwesend, und da er sich mit den kurländischen Verhältnissen nicht unbekannt zeigte, so beschränkte

[1] Prinz Karl von Sachsen (1733–1796), der Lieblingssohn des Königs von Polen August III., von diesem 1758 zum Herzog von Kurland eingesetzt, mußte nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth der Bironschen Partei weichen.

ſich die Unterhaltung bald auf dortige Erinnerungen, denen ſich der Herzog mit Vergnügen und in beſter Laune hingab. Hundert Dukaten – rief er – indem er ſein Glas auf den Tiſch ſtieß, gäbe er drum, zu wiſſen, was jetzt eben die tolle Gräfin X. mache.

Der Herzog mochte das freilich nur ſo hingeſagt haben, denn wer hätte ihm Auskunft geben ſollen! Aber um ſo mehr war man erſtaunt, als Herr Schrepfer ſich erbot, die gewünſchte Nachricht zu ſchaffen. Er wolle augenblicklich, ſagte er, einen Brief nach Mitau befördern, nur müſſe der Herzog zurückdatieren, damit die Sache dort nicht auffiele, und mit der Antwort dreißig Minuten Geduld haben.

Unmöglich! rief mein Vater; der beſte Renner könne in dreißig Minuten keine drei Meilen machen, geſchweige denn dreihundert, und die Antwort wolle auch geſchrieben ſein.

Die dreißig Minuten, ſagte Schrepfer, ſeien nur für die Antwort, ſein Bote brauche gar keine Zeit. „Schreiben Ew. Durchleucht! – fügte er hinzu – ich ſetze hundert Dukaten gegen die Ihrigen.“

Da ſchickte der Herzog nach Papier und Feder, ſchrieb, ſiegelte, adreſſierte, und Schrepfer reichte den Brief mit unverſtändlichem Gemurmel zur Tür hinaus. Der Herzog aber ſagte leiſe zu meinem Vater: „Behalte Er die Augen offen, daß der Kerl uns keinen Streich ſpielt.“

Nun wußte Niemand, ob es Zufall war oder was ſonſt, aber indem der Brief verſchwand, erhob ſich draußen ein Orkan. Der Sturm ſchlug wie mit Fäuſten gegen die Fenſter, polterte im Kamin und riß Ziegel von den Dächern; es war ein ſchrecklicher Aufruhr in der Natur. „Ein ſchlimmes Wetterchen!“ bemerkte Herr Schrepfer, indem er ſich die Hände rieb und die Unterhaltung in früherer Weiſe fortzuführen ſuchte. Den anderen Herren war die Sache unheimlich. Geſpannt, was werden würde, zogen ſie ihre Uhren aus den Taſchen, und das Geſpräch ward ſchleppend; bald ſchwieg man gänzlich. Das Unwetter draußen hatte ſich gelegt und auch im Zimmer war es ſo ſtill geworden wie in einer Uhrmacherwerkſtatt. Es war nichts zu hören als das Ticken der Taſchenuhren, deren Jeder die ſeinige vor ſich liegen hatte, um den Gang des Minutenzeigers zu verfolgen.

„Nur noch drei Minuten! – ſagte der Herzog endlich – Er wird ſich daran halten müſſen, Monſieur Schrepfer!“ In demſelben Augenblicke fuhren alle Köpfe auf und Aller Augen ſtarrten nach dem hohen Fenſter des Gemaches, an welchem man ein ſcharfes Pochen vernahm, wie von dem Schnabel eines großen Vogels. Schrepfer eilte hin, ſchob den Vorhang zurück, öffnete und langte einen Brief herein, den er dem Herzog überreichte.

Der Herzog unterzog das Couvert genauer Prüfung. Es mochte ihm auffallen, daß das Siegel ſchwarz und die Aufſchrift von fremder Hand ſei. Ob das Schreiben auch nichts Unangenehmes enthalten werde, fragte er. Schrepfer erwiderte, Se. Durchlaucht könnte es ja ungeleſen in den Kamin werfen, würde aber natürlich die Wette damit verloren geben. Da brach der Herzog das Siegel auf und entfaltete den Brief. Aber ſeine Züge verfinſterten ſich, er fuhr ſich ein paarmal mit der Hand über die

Stirn, warf sich zurück in seinen Lehnstuhl und sagte: wenn das etwa ein Spaß sein solle, so finde er ihn nicht sonderlich ergötzlich. Darauf reichte er das Blatt an meinen Vater, es vorzulesen.

Das Schreiben war von einem Bruder der Gräfin und enthielt nur einige Zeilen mit der Anzeige, daß letztere vor ein paar Stunden gestorben sei. Bei der dringenden Eile des Couriers, der sogleich wieder abreisen wolle und auf Antwort bestehe, sei ein Mehreres nicht möglich. Nach einigen Wochen bestätigte sich die Nachricht.

„Und diese Fabel lehrt – fügte Fräulein Fritze hinzu – daß der Gottseibeiuns dem Monsieur Schrepfer seinerzeit den Hals umgedreht hat, im Rosental bei Leipzig."

Die Pflegetochter Male bemerkte jetzt, sie könne so etwas nicht glauben. Der Schrepfer habe sich ganz natürlich erschossen und ebenso sei auch die Briefgeschichte, selbst wenn sie ganz so vorgefallen, wie erzählt worden, natürlich zu erklären. Der Herzog und Schrepfer würden wohl unter einer Decke gespielt haben, um die Gesellschaft anzuführen.

„Ei du verwetterter kleiner Gelbschnabel – erwiderte Fräulein Fritze – wie klug du bist! und woher sollten sie wissen, daß das kurländische Mensch vor zwei Stunden abgefahren war?" – „Nun, die konnte ja eine erdichtete Person sein und der Herzog die Bestätigung der Nachricht späterhin nur vorgeben."

„Im Rosental bei Leipzig!" schloß Fräulein Fritze und schüttelte nachdenklich mit dem Kopfe.

Eine Beschwörung

Am nächsten Abende kam die Rede auf denselben Gegenstand zurück und Fräulein Lore erzählte noch die folgende Geschichte:

Unser seliger Vater legte, wie viele Herren, einigen Wert aufs Essen, welches deshalb stets mit größter Sorgfalt bereitet werden mußte. Auch hatte er meist so guten Appetit, daß er die Zeit nicht erwarten konnte, und es war vorgekommen, daß wir ihn mit der Serviette im Knopfloch auf seinem Platze am gedeckten Tische vorfanden, noch ehe angerichtet war. Es befremdete und erschreckte uns daher nicht wenig, als er eines Tages auf seinem Zimmer blieb und nichts als Brot und Wasser zu sich nehmen wollte. Krank sei er gar nicht, sagte er, aber er habe seine Gründe.

„Und – warf Fräulein Fritze ein – wir Andern möchten für ihn mitschlingen!"

Diese enthaltsame Lebensweise setzte er ohne Barmherzigkeit drei ganze Tage fort. Am dritten Abend aber, in sehr später Stunde, ließ er plötzlich anspannen und fuhr ins kurländische Palais. Was dort vorgegangen, hat er uns erst viele Jahre später erzählt. Die Sache war folgende:

Herr Schrepfer hatte nach und nach das schönste Zutrauen gewonnen, namentlich durch die sonderbare Geschichte mit dem Briefe; die Herren waren sämtlich seine Schüler geworden und er durfte fortan bei den kleinen Soupers des Herzogs nicht fehlen. Hier wußte er durch trügerische

Reden wie durch die Zeichen und Wunder, die er ab und zu zum beſten gab, die Köpfe dermaßen zu verwirren, daß man am Ende keine Einſicht für zu tief hielt, die er nicht hätte haben, und kein Ding für zu ſchwierig, daß er's nicht hätte tun ſollen. So konnte es denn geſchehen, daß eines Abends ein ſehr frevelhaftes Verlangen laut ward: Schrepfer ſollte gewiſſe längſt verſtorbene Perſonen zitieren und erſcheinen laſſen. Anfänglich widerſtand der Herenmeiſter. Er bat die Herren zu bedenken, daß ſie ſelbſt noch zu wenig in die Tiefen der Wiſſenſchaft eingedrungen und daß es nicht ohne Gefahr ſei, Kräfte zu entfeſſeln, deren Herr zu werden man die Mittel noch nicht habe. Aber man ließ dem ſpröden Zögerer keine Ruhe, und endlich gab er denn auch nach, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſämtliche Teilhaber ſich eidlich verpflichteten, drei Tage lang zu faſten und während der Beſchwörung mäuschenſtill zu ſchweigen.

Am verbeſtimmten Tage gegen Mitternacht fand ſich alſo die kleine, durch Faſten etwas heruntergekommene Geſellſchaft im Palais zuſammen und dem Beſchwörer Schrepfer ward das Verzeichnis derer übergeben, die noch fehlten, nämlich der jenſeitigen, von ihm beſonders einzuladenden Gäſte. Es waren lauter hohe Namen, meiſt aus dem Kurhauſe; außerdem aber noch der Doktor Luther. Herr Schrepfer ſchien bedenklich, nicht wegen der fürſtlichen Perſonen, ſondern Luthers wegen; der ſei wohl beſſer wegzulaſſen, meinte er. Dies verlangte auch mein Vater, der ein guter Proteſtant war; aber alle Widerrede war vergebens und Luthers Name blieb auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs.

Man durchſchritt nun eine lange Reihe dunkler Zimmer, der Nekromant voran mit einer Blendlaterne, bis man die Türe des großen Speiſeſaals — jetzt das Anatomiſche Theater — erreichte. Hier machte Herr Schrepfer halt, wandte ſich gegen die Nachfolgenden und legte den Finger an die Lippen. Dann öffnete er. Man trat ſchweigend ein und die Herren nahmen auf bereitſtehenden Seſſeln Platz. Das Licht der Laterne warf ſeinen unſicheren Schein durch den Raum, deſſen Grenzen man kaum erkannte; dann erloſch es und die Geſellſchaft befand ſich in abſoluter Finſternis.

„Und zwar nach Leib und Seele! — unterbrach Fräulein Fritze — Solcher Spuk iſt große Schande für die Leute, die auf zwei Beinen gehen!"

Die Erzählerin fuhr fort: So wartete man einige Minuten, bis es von der nahen Kreuzkirche Zwölfe ſchlug. Mit dem letzten Schlage begann die Beſchwörung, anfangs nur leiſe murmelnd, dann immer deutlicher und lauter und leidenſchaftlicher. Da! — es mag ein Schreck geweſen ſein — da hörte man ein lautes Krachen im Getäfel des Parketts, als berſte es auseinander, und von unten ſtieg weißlicher Dampf auf.

Jetzt rief Herr Schrepfer, von dem unſer Vater glaubte, daß er raſend oder toll geworden ſei, die bezeichneten Perſonen mit ſo lauter Stimme, daß es ein Gebrüll war, und allerlei Geſtalten zeigten ſich im Nebel; aber ihr Anblick war nichts weniger als erfreulich. Faſt alle erſchienen ſie in kläglichem Aufzug und in kläglicher Gebärde. Man hätte ihnen die

prächtigen Herren nicht angesehen, die sie gewesen waren. In Ketten oder nackt und von Flammen umzuckt, fuhren sie rasch wieder zur Tiefe, aus der sie aufgestiegen. Eine Ausnahme machte Friedrich der Weise, der von einem milden blauen Licht umflossen in der Höhe verschwand.

Mein Vater hatte gewissenhaft gefastet und geschwiegen und alles getan, was verlangt worden war, doch war er von Anfang an nicht ohne Mißtrauen gewesen. Der Umstand indessen, daß der Glaube des gegenwärtigen Fürsten so wenig geschont ward, begann seine Zweifel zu zerstreuen. Es war nun bloß noch Dr. Luther übrig, und von der Art, wie der erscheinen würde, ob auch in nackter Jammergestalt oder in würdiger Weise, wollte er seine Meinung abhängig machen.

„Du! weiland Dr. Martinus Lutherus! – brüllte Schrepfer – wo du auch seist, in der Finsternis oder im Lichte oder zwischen beiden – ich rufe dich! Erscheine!" Aber der Nebel verdunkelte sich und es zeigte sich nichts. Noch einmal rief Schrepfer, doch mit unsicherer Stimme, wie einer, den das Fieber schüttelt – und der Nebel verfank.

„Er soll aber doch kommen!" so gebot jetzt eine scharfe Stimme unter den Zuschauern. Da geschah ein fürchterlicher Schlag, als wenn das Haus zusammenbräche, und die Anwesenden prallten erschrocken aus der Türe und verstoben nach allen Seiten, wo sie Wege fanden. Später erklärte Schrepfer, es müsse ihn wundernehmen, daß man so davongekommen.

„Er hat ihn aber nachher doch geholt – sagte Fräulein Fritze – im Rosental bei Leipzig."

4. Kapitel

Franz

Nach der Rückkehr meiner Eltern aus dem Bade war die Mutter mit einer Dame bekannt geworden, welche sich mittlerweile auf dem eine Viertelstunde weiter aufwärts gelegenen Schmidtschen Weinberge – denselben, den wir früher innegehabt – eingemietet hatte, um für einige Monate Landluft zu genießen und Eselsmilch zu trinken. Krank und trostbedürftig wie sie war, lebte sie hier in ziemlicher Verlassenheit, da sie ohne alle Bekannte in den Bergen war und von den Ihrigen nur ein kleines Töchterchen im Alter meiner Schwester bei sich hatte, während ihre beiden Söhne durch die Schule und ihr Mann, ein Dresdener Beamter, durch seine Geschäfte an die Stadt gebunden blieben. Inzwischen war doch Fräulein Lore, die Freundin aller Hilfsbedürftigen, wahrscheinlich auf Sanitätswegen mit ihr bekannt geworden, hatte sie sehr krank gefunden und meine Mutter für sie interessiert, welche sie ihrerseits nun auch aufsuchte, um ihre Dienste und jede Hilfe anzubieten, deren sie etwa bedürftig sein möchte. Die Mutter ward mit solcher Freude aufgenommen, daß sie ihre Besuche von jetzt an täglich wiederholte, das ganz vereinsamte Töchterchen aber, namens Marie, auf den besonderen Wunsch der Kranken soviel als möglich in unser Haus zog.

Mariechen Kriegel war sehr niedlich. Sie sah aus wie Milch und Blut, hatte wundervolle kornblumblaue Augen, dunkles Haar und ein gar

fröhliches Gemüt. Als ſie das erſtemal bei uns war, führten meine Schweſter und ich ſie ins Bohnenlabyrinth, wo ich den Mädchen die Schrepferſchen Geſchichten zum beſten gab. Sie waren ſehr erbaut davon, und meine Schweſter, die kein geringeres Vertrauen in mich ſetzen mochte als jener Herzog in den Teufelsbraten Schrepfer, verlangte, ich ſolle auch einen Geiſt erſcheinen laſſen. Ich verſprach's auf Mariens nächſten Beſuch und empfahl den Mädchen mittlerweile ſtrenges Faſten, was ſie aber nicht genehmigten; ich ſollte es umſonſt tun.

Um einen Geiſt erſcheinen zu laſſen, muß man vor allen Dingen erſt einen haben, und ſo war es denn auch meine erſte Sorge, mir einen zu verſchaffen. Sehr wohl entſann ich mich, wie die Mutter einmal Puppenbälge aus Lappen fabriziert hatte. Dergleichen, dachte ich, könne keine Hexerei ſein, ſuchte mir einige Lumpen zuſammen und wickelte, knetete und nähte daraus ein fingerlanges Männlein, dem ich ein lächerliches Geſicht anmalte.

Als nun die Beſchwörung beginnen ſollte, zog ich einen Kreis in den Sand, deklinierte mensa mit halblauter Stimme ganz durch, und dann überlaut ſchreiend: „Erſcheine, Franz!" ſchleuderte ich mir das Püppchen von hinterrücks über den Kopf, daß es hoch in die Höhe wirbelte und zwiſchen den Mädchen niederfiel. Dieſe warfen ſich ſogleich darüber her, prüften es genau und lachten über die Mißgeſtalt und über das Geſicht und daß der Geiſt ganz nackt ſei. Sie wollten ihm ein Röckchen machen; ich aber meinte, er ſei viel vollſtändiger bekleidet als wir, die wir die Leinwand nur auswendig hätten, während er durch und durch daraus beſtehe. Das Spiel wurde häufig wiederholt. Franz konnte prächtig erſcheinen und lernte es immer beſſer. Er flatterte wie ein Vogel durch die Lüfte, immer höher und weiter, endlich ſo weit, daß wir ihn nicht wiederfinden konnten.

Wir hatten das häßliche Alräunchen ſchon vergeſſen, als eines Abends der ſonnengebräunte Winzer zu unſerem Spiele trat und fragte, ob denn die kleinen Fräuleins nichts verloren hätten, er hätte beim Hacken was gefunden. Damit langte er den Franz hervor.

Das Geſpenſtchen wurde mit Lachen und Geſchrei begrüßt. Ob es wohl noch fliegen könne? Ich warf es hoch in die Luft. O ja! es ging noch gut. Nur beim Niederwirbeln hatte es das Unglück, in den Brunnen zu fallen. Das war inſofern merkwürdig, als nur eins der Bretter, die das Waſſerreſervoir der Plumpe deckten, ſchadhaft war und Franz gerade durch den Schaden durchflog. Wenn er das gewußt hätte, ſagte der Winzer ſchmollend, ſo hätte er ſich's lieber für ſeine Kinder ausgebeten, es ſei ja ſchade drum. Wir aber machten weiter keinen Lärm von der Geſchichte, damit der Vater ſich nicht vor dem Waſſer ekeln ſollte.

Nun hatten wir damals ein geiſtreiches Dienſtmädchen, die, weil ſie mitunter an etwas Anderes dachte, als an das, was ſie gerade machte, bisweilen Dinge machte, an die Niemand gedacht hätte. „Was iſt denn das?" ſagte meine Mutter nicht ohne Entſetzen, als ſie eines Tages beim Aufgeben der Suppe die Selleriewurzel für den Vater ausfiſchte. Dieſer

fuhr mit der Gabel danach — „ein Homunkulus!“ rief er; ich aber erkannte augenblicklich meinen Franz.

Vielleicht daß die Köchin, indem ſie den Eimer unter der Plumpe hatte, an den Sellerie dachte, beim Anſetzen der Suppe aber an die Plumpe. Als ſie endlich die Wurzel zutun wollte, fand ſie, daß dieſelbe ſchon drin war und beruhigte ſich. Es war, als wenn der Geiſt, ſeitdem er einmal heraufbeſchworen, nicht wieder zu bannen und zum Plagegeiſt der Familie geworden ſei.

Jetzt wurde die Köchin hereinbeſchworen und durch Vorzeigen des ſchauderhaften Wurzelwerks vernichtet; doch lachte mein Vater des Fiſchzuges und ging zum Braten über. Franz aber wurde gedörrt und wie ein Zauberer an freier Luft verbrannt.

Der Tod

Die kleine Marie kam jetzt täglich zu uns. Gewöhnlich holte ich ſie ab und ſah dann auch ihre Mutter. Dieſe war eine ſchöne Frau, aber die Hand des Todes hatte ſie gezeichnet. Von Blumen umgeben, lag ſie abgezehrt und fiebernd unter einem offenen Zelte und blickte mit ihren hektiſch klaren Augen hinaus in die weite ſonnige Gotteswelt, die ſie verlaſſen ſollte.

Noch hoffte man freilich; das Ausſehen war bisweilen beſſer, der Zuſtand erträglicher, aber der Weg, der eine Weile aufwärts führte, fiel immer wieder um deſto tiefer ab. Die Kranke glich der kleinen Ameiſe, die bisweilen dem Zaubertrichter faſt entronnen ſchien, durch erneute Anfälle des Unholds in der Tiefe aber ſtets von neuem zurückgeſchleudert ward, bis jener ſie mit ſeinen grauen Fangarmen ergriff und ihr das Leben ausſog.

Wohl ſah ich, daß Madame Kriegel recht ſehr krank war, aber ich ſah den Tod nicht, der aus der Tiefe nach ihr langte. Wenn ich Marien abzuholen an ihr Lager trat und ſie mich an ſich zog, mich ſtreichelte und mir mit ihrer leiſen Stimme ſchmeichelnde Worte ſagte, konnte ich es mir nicht denken, daß ſie in wenigen Tagen unter der Erde ſein werde. Noch weniger Ahnung hatte Marie von dem lebensgefährlichen Zuſtande ihrer Mutter. Sie küßte ihr fröhlich die Hand beim Abſchied und wanderte dann in ihrem feuerroten Kleidchen und weißen Hütchen wohlgemut mit mir von dannen, um unter unſerem alten Nußbaum am Vogerhäuschen mit uns zu ſpielen und zu lachen.

Bald zog Mariechen ganz zu uns. Ihre Mutter, deren Krankheit ſo ernſte Wendung nahm, daß Niemand im Hauſe auf das kleine Mädchen achten konnte, hatte darum gebeten. Bei uns empfing ſie die Todesnachricht und weinte ſich ſatt in den Armen meiner Mutter.

Als nun die Beerdigung geſchehen ſollte, nahm mein Vater mich mit ins Trauerhaus und trat mit mir vor den offenen Sarg. Die Leute ſagten, es wäre eine ſchöne Leiche; ich aber ſtarrte ſie ſchaudernd an. Aus dieſen einſt ſo freundlichen Zügen grinſte jetzt der kalte Hohn des Todes mit ſcheußlichem Triumph. Mir war's zumute, als wenn mein eignes Leben

stecke, als sei überhaupt alles Leben nur Lug und Trug, der Tod die einzige Wahrheit. Die kaum überwundenen Beängstigungen des Winters kehrten mit doppelter Kraft zurück.

So folgte ich dem Leichenzuge, der sich in glühender Mittagshitze zwischen niedrigen Weinbergsmauern langsam durch heißen Sand zog. Die Brombeersträuche am Wege, der Gundermann, der wilde Hopfen und die Kletten, die an den Mauern wucherten und rankten, gaben keinen Schatten, ebensowenig als die verworrenen Phantasien, die mein erhitztes Hirn erzeugte, Trost gewährten. Zwischen den beiden Söhnen der Verstorbenen einhergehend, sah ich den hochgetragenen Sarg in unmittelbarer Nähe vor mir hinschwanken. Ich träumte, sie trügen meine Mutter fort oder den Vater, und sah mich um, ob er noch folge. Dann war ich selbst in dem engen Kasten mit kaltem Blut und starren Gliedern, aber mit vollem Bewußtsein, und wer konnte wissen, ob es mit anderen Toten anders sei? Auch stellte ich mir vor, die Leiche möchte, plötzlich das hintere Giebelbrett des Sargs durchbrechend, mit wildem Scheinleben herausfahren, und dergleichen Unsinn mehr, welchen die voranziehende Dorfschule mit öden Grabgesängen begleitete.

Auf dem Gottesacker fanden wir die halbe Bevölkerung der Berge versammelt, das Grab neugierig umdrängend; aber gern wichen Alle einer auffallenden Gestalt aus, einer kleinen mageren Figur im weißen Kleide, weißem Shawl und einem hohen, gleichfalls weißen, zylinderförmigen Turban, aus dessen Spitzen lange kohlschwarze Locken ringelten.

„Eine Wöhnsche!“ (Zigeunerin) murmelten die Winzer; ich aber erkannte unschwer schon von weitem die Schwarze Tante. Sie war mit der Verstorbenen etwas bekannt gewesen und jetzt von Dresden herausgewandert, ihr die letzte Ehre zu erweisen. Mir war ihr Anblick tröstlich, sie erinnerte mich an lebensfrohe Tage, und ich freute mich zu hören, daß sie uns ins Vogelhaus begleiten wollte, um einige Tage da zu bleiben.

Die Unwesenheit der Schwarzen Tante zerstreute mich indes nur wenig; die Gespenster des Todes und der Verwesung folgten mir auf Schritt und Tritt, betzten mein Gemüt wie Furien, gingen zu Bett mit mir und peinigten meine Träume. Ich scheute mich vor dem Essen, konnte namentlich kein Fleisch ersehen, weil es ja alles Leichenfleisch war, und meine Kräfte schwanden um so mehr, als ich, von Angst und Unruhe getrieben, den ganzen Tag umherlief. Ich durchrannte aber die herrliche Gegend wie ein Blinder. Die Natur sowohl als die tröstlichen Glaubensworte der Mutter waren mir zur inhaltslosen Phrase geworden, und der Tod, diese größte der Lügen, blieb immer die alleinige und ausschließliche Wahrheit.

Aus dieser Hölle führte mich endlich die Hand meines Vaters auf gar wunderliche Weise. Er konnte wohl den Köder, nach dem ich schnappen würde, als er mir eines Abends aus der Stadt allerlei Utensilien zum Feuerwerken mitbrachte. Das war eine Freude! Wenn ich saß und kleisterte oder die wohlgeratenen Patronen lud, so wich die Angst von mir. Es war mir dann zumute wie einem, den seine Mutter tröstet, während

doch der wirkliche mütterliche Zuspruch ganz ohne Wirkung blieb. Es war eine kindische Heilung einer sehr kindischen Krankheit.

Noch wirksamer aber erwies sich jenes Mittel, als ganz unerwartet mein alter Freund Alfred Volkmann bei uns einkrat. Er kam von der Meißener Fürstenschule, um seine Ferien bei uns zuzubringen, und da auch er sehr passionierter Feuerwerker war, so war es doppelt lohnend, mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten. Wir machten Frösche, Schwärmer, Bombenröhren, Erdschläge und sogar Feuerräder, welche letzteren sich zwar immer nicht recht drehen wollten. Zwischendurch liefen wir auf die Höhen der Berge, entdeckten Aussichten, suchten Pilze und fütterten die Ameisenlöwen, über deren merkwürdige Lebensart wir nicht aus dem Erstaunen kamen. Auch schlichen wir mit meines Vaters preisgegebener Satteltpistole auf die Jagd und hätten Mancherlei erlegen können, einmal sogar eine prachtvolle Ohreneule, die fest auf niederem Aste schlummerte, wenn die Pistole nicht fast regelmäßig versagt hätte. Davon war denn zu Hause viel Erzählens.

Unter so angenehmen Zerstreuungen verschwanden die beängstigenden Fratzen meiner kranken Phantasie, und die gewohnte Lebenszuversicht kehrte zurück. Dennoch aber erkrankte ich im späteren Leben mehr oder weniger jedesmal von neuem, so oft ich eine eingesargte Leiche sah, und immer waren es leichte mechanische Beschäftigungen, durch welche ich mich wieder heilte.

5. Kapitel

Marie und Marianne

Der Verlust, den die arme kleine Marie erlitten, war eine Bereicherung für unser Haus. Nach einem letzten Wunsche ihrer sterbenden Mutter ward dies fremde Blümchen gänzlich in unseren Familiengarten eingepflanzt und fühlte die Versetzung kaum, da der neue Standort ihr schon vordem heimisch war. Sie fand nach Kinderweise ihre Heiterkeit bald wieder und schloß sich zutraulich an meine Mutter, an meine Schwester und an uns Alle an. So zog sie denn auch im Herbst mit uns nach Dresden, wo sich unser Aller Leben neu gestaltete. Der Vater ging wieder nach Berlin, ich in die Schule, und auch die beiden Mädchen verlangten jetzt stärkere Kost als Puppenspiel. Ein geordneter Unterricht für sie schien an der Zeit, und meine Mutter, die sie nicht zur Schule schicken wollte, sah sich nach einer Lehrerin um.

Nun war sie schon vor Jahren mit einer jungen Dame bekannt geworden, die mit ihrer Mutter, einer verwitweten Pastorin Thierhoff aus Hamburg, sehr zurückgezogen lebte. Sie hieß Marianne, war zwar kränklich, doch von frischem Geist und Wesen, wohlwollend, gottesfürchtig, sehr kenntnisreich und jedes Vertrauens wert. Jetzt hatte sie ihre Mutter verloren, war durch Nichts gebunden und ließ sich für die Erziehung der beiden Mädchen gern gewinnen. Im vierten Stock des „Gottessegens“ wurden einige Zimmer zugemietet, wo fortan Elevinnen und Gouvernante mit einander hausten und sausten.

Noch ein viertes Persönchen nahm dieser Mädchenzwinger für ein paar Jahre auf, eine kleine Verwandte Mariannens, von welcher ich vergessen habe, ob sie deren oder meiner Mutter Pflegekind war. Ich weiß überhaupt nichts mehr von ihr, als daß sie Dasein hatte, das Gedränge im Hause vermehrte und sich ihrerseits nicht unbehaglich zu fühlen schien. Desto lebendiger aber schwebt mir Mariens Bild und Wesen vor. Sie war nicht gerade reich begabt, doch aber ganz gescheit, ein gutes, anspruchsloses Mädchen, bequem, gefällig und, wie gesagt, sehr niedlich. Mit kindlicher und schwesterlicher Treue teilte sie Freud und Leid und hing vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an uns Allen – wie auch wir an ihr – mit einer Liebe, die nur mit ihrem Leben endete. Sie war wie unsere rechte Schwester – so vertrauten wir ihr, so liebten und so hudelten wir sie, und könnte sie heute wieder zu uns treten, würden wir sie so begrüßen. Mit jedem Jahre ward sie hübscher, daß ich sie oft mit Bewunderung ansah; doch mochte unser offenes geschwisterliches Verhältnis einer romantischeren Neigung nicht günstig sein. Wir blieben wie vom Anfang an immer unbefangen und schlecht und recht miteinander, und erst später, wenn ich der längst Verstorbenen gedachte, wie sie war, ward mir dies rätselhaft.

Marie mochte etwa acht Jahre bei uns gewesen sein, als sich endlich unser alter Plan realisierte und wir nach Rußland zogen.[1] Dahin konnte sie uns nicht folgen; sie ging zurück in ihres Vaters Haus, und weiter kann ich ihrer ohne Wehmut nicht gedenken. Ihr ferneres Leben gestaltete sich ernst und traurig. Zwar blieb sie immer gut und schlicht und gottergeben, doch traf sie bitterer Herzenskummer, dessen mannigfache Gründe anzuführen ich unterlassen muß. Ich will nur sagen, daß sie bald hintereinander ihre beiden Brüder verlor und dann auch ihren Vater. Die Verlassene reichte ihre Hand nun einem Landprediger im Erzgebirge, der ihre Erwartung vielfach täuschen mochte, und starb als blutjunge Frau im ersten Wochenbett. Nach Aussage des Arztes, der sie behandelte, soll sie in ihrer Sterbestunde ausgesehen haben so wie man sich die Heilige denkt, deren Namen sie trug.

Damals freilich, als die kleine fröhliche, fast wilde Marie dort oben im Mädchenzwinger mit meiner Schwester unter Puppen und Schulbüchern ihr Wesen hatte, dachte Niemand an so Trauriges, denn die blühendste Gesundheit strahlte ihr aus Aug' und Wangen, und ihr glückliches Temperament wie auch – was immerhin in diesem Leben mitspricht – der Reichtum ihres Vaters schienen die beste Zukunft zu verbürgen. Weit mehr mochte man sich um Marianne sorgen, die sehr schwächlich und gebrechlich war. Sie sah blaß und elend aus, und ihr abgezehrter kleiner Körper wurde fast unablässig von irgendeinem Schmerz gefoltert. Dennoch konnte man kein heitereres, frischeres und tatkräftigeres Wesen sehen. Mit gänzlicher Nichtachtung ihrer mannigfaltigen Beschwerden war sie

[1] Zwei Jahre nach dem Tode des Vaters, im Juli 1822 zog die Mutter mit ihren Kindern zu den Verwandten nach Estland, kehrte aber nach einem Jahre nach Dresden zurück. Vgl. Bd. II: „Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes".

doch immer auf dem Zeuge, beſorgte ihren Unterricht mit Treue, nahm meiner Mutter, wo ſie konnte, jede wirtſchaftliche Mühe ab, leiſtete ihr Geſellſchaft, wenn ſie krank war, und war unermüdlich, bis ſie denn plötzlich durch irgendein zu lange unterdrücktes Übel doppelt heftig niedergeworfen wurde. Dergleichen Anfälle ließen meiſt den Tod befürchten, aber immer genas die Kranke wieder, und immer kränklich, immer leidend lebt ſie noch heute, da ich dieſes ſchreibe, während die kerngeſunde Marie ſchon über dreißig Jahre in ihrem Grabe liegt.

Unter den ſchweren Krankenlagern Mariannens bot eines ſehr merkwürdige Momente dar. Ohne daß im entfernteſten an magnetiſche Behandlung gedacht war – eine Kurart, die meiner Mutter eben wie auch unſerem Arzt ein Greuel war – verfiel die Kranke bisweilen ganz von ſelbſt in einen Zuſtand, der alle Symptome des magnetiſchen Schlafes zeigte. Dann erging ſie ſich als Improviſatrice in dichteriſchen Ergüſſen, eine Gabe, die ihrer nüchternen Natur ſonſt fremd war, oder ſie nahm weit entfernte Dinge und Ereigniſſe wahr, als wären ſie im Zimmer. Freunde, die ſie beſuchten, ſah ſie von weitem kommen, markierte alle Stationen, die ſie paſſierten, den Altmarkt, die Brücke, die Allee. Jetzt träte der Kommende ins Haus, ſagte ſie, jetzt ſei er auf der Treppe, nun vor der Tür und ſchneuze ſich – und ſiehe da! da zog die Klingel an.

Der intereſſanteſte Fall mochte der folgende ſein. Marianne erblickte ein jenſeits der Elbe wohnendes Ehepaar in anſcheinend großer Trauer. Die Frau hatte das Geſicht ins Sophakiſſen gedrückt, während ihr Mann mit einem offenen Briefe bei ihr ſtand. Das Zimmer aber, in welchem beide ſich befanden, ſchien der Kranken unbekannt. Da ſie ſich nun mit der Frage quälte, was dort vorgefallen, ſo eilte mein Vater nach der Altſtadt, um jene Perſonen aufzuſuchen. Es waren dies ein Konſiſtorialrat Nauwerk und ſeine Frau, eine Tochter des bekannten Leipziger Profeſſors Platner[1]. Beide fand mein Vater in Tränen, da ſie ſoeben die Nachricht von Platners Tode erhalten hatten. Das Zimmer aber war neu tapeziert und die Möbel umgeſtellt.

Wohl weiß ich, daß man dergleichen Geſchichten gern ins Fabelbuch verweiſt; auch kann ich nicht als Augenzeuge reden, da ich damals nicht in Dresden war; dennoch aber glaube ich, auf die Autorität des Arztes und meiner Eltern hin, die obige Begebenheit hier als wohlverbürgte Wahrheit geben zu dürfen.

Marianne genas auf den Gebrauch von Mitteln, die ſie ſich in ihrem hellſehenden Zuſtande ſelbſt verordnete, und blieb in unſerer Familie, ſolange wir in Dresden lebten. Dann hauſte ſie eine Zeitlang mit Marien, bis Beide ſich bald nach einander verheirateten. Von da an trafen auch ihr Herz ſehr harte Schläge und übergenug des Jammers; doch blieb ſie ungebeugt und tatkräftig wie vordem. Auch als ihr Mann ſtarb und ſie mittellos mit kleinen Kindern zurückließ, fand ihre Energie noch Wege.

[1] Ernſt Platner (1744–1818), Prof. der Medizin und ſeit 1801 der Philoſophie in Leipzig.

Trotz ihrer vorgerückten Jahre und körperlichen Hinfälligkeit begab ſie ſich von neuem an die Arbeit und legte eine Mädchenſchule an, deren Frequenz ſie in den Stand ſetzte, ihre Kinder zu erziehen.

Der älteſte ihrer Söhne begründete ſich in der Folge einen eigenen Hausſtand zu Richmond in Auſtralien, Mutter und Schweſter nach ſich ziehend, welche letztere ſich dort verheiratete. Aus jenem fernſten Weltteile ſchrieb Marianne noch im Jahre 1861 als hochbetagte Frau, daß es ihr wohlgehe mit den Ihrigen. Möge Gott ihr alle Treue lohnen, die ſie an unſerem Hauſe getan hat!

Ein Wunder

Mein Vater war in Berlin von allen Klaſſen der Geſellſchaft wiederum ſo ausgezeichnet und mit Aufträgen überhäuft worden, daß er voll Dank und Lobes war. Auch vom Bruder und über ihn lief gute Nachricht ein; er ſchien der Liebling ſeiner neuen Umgebungen zu ſein und war zufrieden. Die Mädchen waren unter Mariannens Zucht ſehr wohl verſorgt und ich befand mich wohl in meiner Schule beim milden Anger.

Somit hätte Alles gut ſein mögen, wenn die Mutter nicht erkrankt wäre. Was ihr fehlte, weiß ich nicht, nur daß ſie arge Schmerzen ausſtand, wochenlang zu Bett lag und die Freunde zweifelhaft waren, ob es nicht Pflicht ſei, den Vater zurückzurufen. Der Arzt kam täglich dreimal, Marianne und die Schwarze Tante pflegten, und wir Kinder ſchlichen auf den Fußſpitzen einher wie Diebe.

Nun traf es ſich, daß eines Abends die ganze Hausgenoſſenſchaft, Pflegerinnen, Schweſtern und Dienſtmädchen ſich für den Augenblick ſämtlich verlaufen hatten und ich allein im Nebenzimmer bei der Kranken war. Draußen war finſtere Nacht, und Sturm und Regen raſſelten dermaßen mit den Fenſtern, daß ich es für angemeſſen hielt, mich zum Troſt der kranken Mutter bisweilen in der offenen Türe ihres Zimmers zu zeigen. Sie ſollte ſehen, daß ſie nicht verlaſſen ſei.

Da wurde die Klingel heftig angezogen. Ich öffnete, und vor mir ſtand in Hut und Mantel mein lieber Profeſſor Müller, derſelbe, der mir einmal die ſchöne Kreidezeichnung geſchenkt hatte. Er war aber unheimlich verändert, ſah widerwärtig aus und fragte mich barſch nach meiner Mutter. Daß ſie krank ſei, Niemand ſehen möge und weder ſprechen könne noch dürfe, ließ er nicht gelten. Er wiſſe Alles, ſagte er, ſchob meine Wenigkeit bei Seite und drang vorwärts. Der Arzt habe jeden Beſuch verboten, rief ich, aber der Schauerliche war unaufhaltſam. Den Hut auf dem Kopfe wie ein Quäker, erſchien er plötzlich vor der Kranken, an deren Bett er in ſeinem Regenmantel ohne weitere Förmlichkeiten Platz nahm.

Da ſaß das Nachtgeſpenſt ſo gerade wie ein Ladeſtock und ſah mich ſträflich an. „Geh hinaus! – ſagte er – ich habe mit deiner Mutter allein zu reden.“ Ich zögerte, aber die Kranke winkte mich mit der Hand fort. So ging ich denn, und da ich die Beiden ruhig miteinander ſprechen hörte, ſetzte ich mich wieder an meine Arbeit.

Oben:
Kassandra flieht vor Ajax.

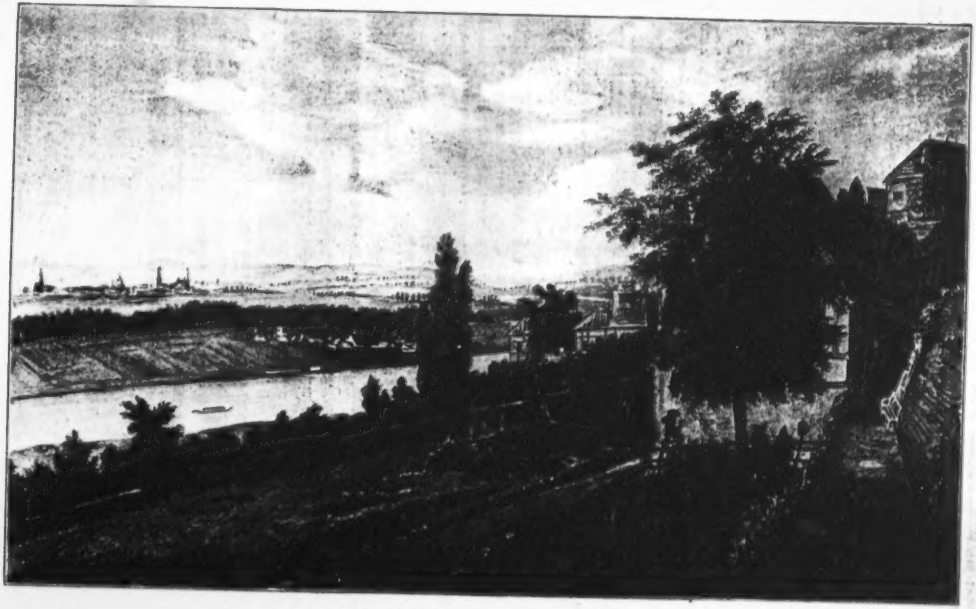
Links:
Ariadne sieht die Sonne aufgehen.

Rechts:
Mater dolorosa.

Unten:
Die Verklärung.

Rad. Hendel-Schütz
in ihren Attitüden.
Vergleiche S. 165.

Zeichnungen
von J. N. Peroux.
Gestochen von
Heinrich Ritter.



Das Begerhäuschen. Nach einem alten Aquarell.

Die Lage war unvergleichlich. Etwa dreihundert Fuß über der Elbe, gewährte sie weiten Einblick in ein buntes, traumhaft schönes Land. Man übersah den Lauf des Stromes und darüber hinaus das weite Elbtal mit der fernen Hauptstadt und Hunderten von Dörfern, Kirchen und blinkenden Landsitzen. S. 175.

Ob der Herr Professor nicht den Hut abnehmen wolle, da es so warm im Zimmer sei, hatte meine Mutter gefragt, der aber erwidert: der Hut werde fortan nur noch vor der Himmelskönigin gezogen. Diese habe ihn großer Offenbarungen gewürdigt. Sie sei ihm in der letztvergangenen Nacht erschienen und habe ihm ein Gebot gegeben. Demgemäß werde er mit zwölf reinen Jungfrauen in weißen Kleidern und mit Kränzen in den Haaren vor Sr. Majestät dem Könige erscheinen, um von Höchstdemselben die Konzessionierung einer eigens für Kupferstecher zu errichtenden Akademie zu verlangen. Die nötigen Gelder seien sofort von Freunden der guten Sache zu entnehmen, von uns zweitausend Taler — und darum sei er hier.

Meine Mutter war in übler Lage. Vor Wahnsinnigen hatte sie die größte Furcht und auf den ersten Blick erkannt, wie krank Müller sei. Wie sollte sie sich schützen, wenn er rasend wurde? Konnte die Himmelskönigin ihm nicht gebieten, sie oder mich zu opfern, das Haus in Brand zu stecken und jedes erdenkliche Unheil anzurichten? Ihn nicht zu reizen, hatte sie mich weggewiesen und zeigte bewundernswerte Fassung.

Wegen des Geldes, sagte sie, solle schleunig an ihren Mann geschrieben werden; aber — fügte sie unvorsichtigerweise hinzu — woher er, Müller, es denn wisse, daß jene Maria kein Traumbild gewesen?

Da richtete der sich hoch auf und seine Gestalt schien bei dem matten Schein der Kerze riesenhaft zu werden. „Woher ich's weiß? — sagte er — Daher weiß ich's, weil die Jungfrau mich mit Kräften ausgerüstet hat, die nicht von Träumen kommen." — „Das ist was anderes!" erwiderte die Mutter, die nicht im geringsten zweifelte, daß diese Kräfte ausreichen würden, sie auf der Stelle zu erwürgen. Jener fuhr in feierlichem Ton fort: „Sie sind sehr krank, Madame! und Ihr Arzt ist so gescheit als andere; dennoch wird er Ihnen in Ewigkeit nicht helfen. Ich aber tue es auf der Stelle!"

Die Mutter war in Angstschweiß gebadet, als Müller jetzt, seinen Filzhut abziehend, ihr die Hand aufs Haupt legte und unter häufiger Nennung des Namens Maria lateinische Sätze murmelte. Darauf setzte er seinen Hut wieder auf und sagte: „Nun stehen Sie auf und wandeln Sie, Sie sind gesund!" — „Vollkommen!" bestätigte die Mutter. „So schreiben Sie Ihrem Manne, was Ihnen geschehen ist, und danken Sie es der Jungfrau." Mit diesen Worten entfernte sich der Unheimliche ohne Gruß, wie er gekommen. Ich leuchtete ihm hinaus und eilte dann zu meiner Mutter zurück, die ich in Tränen fand.

„Der arme Müller! — sagte sie — er hat den Verstand verloren!"

Inzwischen war so viel richtig, daß die Mutter in der Tat gesund war. Der Schreck, die Angst und die Spannung aller Seelenkräfte hätten ihr verderblich werden können, hatten sie aber in diesem Fall wahrscheinlich genesen lassen. Sie stand wirklich auf und wandelte, die rückkehrenden Hausgenossen fast erschreckend.

Die Betörten

Müller war an jenem Abende nicht in sein Haus zurückgekehrt, sondern trotz Sturm und Regen spazierte er im Vollgenusse seiner Wunderkraft zum Tore hinaus, weithin durch die sogenannte Heide bis nach dem anderthalb Meilen entfernten Hermsdorf. Dort wußte er nämlich einen gichtkranken Leinweber, den er ebenfalls kurieren wollte. Da er aber das Haus verschlossen fand, auf sein Poltern und Rufen auch niemand öffnete, zerschlug er ein Fenster und ward beim Einsteigen vom Dorfwächter verhaftet. Glücklicherweise kannte ihn der Guts- und Gerichtsherr, Burggraf zu Dohna, wenigstens von Ansehen und brachte ihn noch denselben Abend in seinem Wagen zurück nach Dresden, wo er unter Aufsicht gestellt ward.

Übrigens hatte Müller im Laufe des Tages bereits seine Proselyten gemacht. Unterstützt von dem leichtbetörten reformierten Prediger Stieffelius[1], dem er sich zuerst anvertraute, war es ihm gelungen, mehrere junge Damen zu überreden, sich bei dem projektierten Aufzuge zu beteiligen. An ihrer Spitze stand ein uns bekanntes liebenswürdiges Mädchen, eine junge Bremerin, die sich in Dresden aufhielt, um sich zur Malerin auszubilden. Diese, von Müllers nächtlicher Exkursion nichts ahnend, begab sich folgenden Morgens zu ihm mit Proben weißen Zeuges, in das die Prozession sich kleiden sollte. Zu ihrem Schrecken fand sie den Propheten strieng bewacht und in ärztlicher Behandlung. Den obstinaten Doktor aufzuklären, wollte ihr nicht gelingen. Sie war außer sich. Ob man denn niemals aufhören werde, hatte sie gefragt, die Werkzeuge des Himmels zu kreuzigen und zu verfolgen. Da sie aber hörte, daß ihr Heiliger sich rühmte, meine Mutter geheilt zu haben, faßte sie schnell den Plan zu seiner Rettung.

Wir saßen noch beim Frühstück, als das arme Mädchen in Begleitung des Herrn Pastor Stieffelius, von dessen Existenz wir bis dahin nicht die geringste Kenntnis hatten, bei uns einbrach und sich, durch Tränen lächelnd, der genesenen Mutter um den Hals warf.

„Sie sind gesund!“ rief der gleichfalls entzückte Geistliche, und da die Mutter dies nicht leugnete, bestürmten Beide sie mit aller Wut der Überredung, sogleich mit ihr aufs Stadtgericht zu eilen, um durch ihr Zeugnis den verkannten Müller zu befreien. Schon warte die mitgebrachte Portechaise in der Hausflur, fügten sie hinzu.

Es waren tolle Augenblicke; meine Mutter war ebenso entsetzt über die Verworrenheit ihrer Gäste, als diese vor Freude berauscht waren über das Wunder, das sie vor Augen sahen. Und stand die gestern noch halbtot gewußte Frau denn nicht in Wahrheit frisch und gesund vor ihnen? und mußte Müller nicht aufs glorreichste triumphieren, wenn sie als lebendiger Beweis von Müllers hoher Wunderkraft vor der Obrigkeit erschiene?

[1] Wilhelm Stieffelius war 1815–1818 zweiter Prediger der Reformierten Gemeinde zu Dresden (vorher in Berlin), legte im Okt. 1818 sein Amt nieder.

Die guten Menschen kannten meine Mutter wenig, die ebenso gern im Ballett aufgetreten wäre, als sich in der Eigenschaft eines Wunderobjektes vor der Obrigkeit zu präsentieren. Zudem erklärte sie sich ihre Genesung ganz natürlich. Zwar war sie weit entfernt, es in Abrede stellen zu wollen, daß Gott auch heute noch Propheten erwecken könne; aber den Professor Müller hielt sie für keinen solchen, sondern nur für einen Kranken, den man bemeinen, nicht aber in seiner Tollheit bestärken möge. Verletzt durch solche Skepsis zogen sich endlich die beiden Proselyten samt ihrer mitgebrachten Portechaise wieder zurück, und meine Mutter klagte, daß die ganze Welt verrückt geworden sei. Es wären ja nur Drei im ganzen, erlaubte ich mir zu bemerken, aber sie entgegnete, es reiche das schon aus, und wieviele außerdem noch angestellt wären, könne man gar nicht wissen.

Unsere Wohnung glich nun einem Jahrmarkt, so drängte sich's und wogte, da sich Bekannte und Unbekannte von dem flatgehabten Wunder persönlich überzeugen wollten, und vielleicht hätte es nur von meiner Mutter abgehangen, dem armen Thaumaturgen eine Gemeinde zu gewinnen. Müller selbst versank unterdessen immer tiefer in die schauerlichen Abgründe des Wahnsinns. Mit seinem Prophetenamte begnügte er sich nicht mehr, hielt sich für Christus, fing an zu toben und mußte auf den Sonnenstein gebracht werden, wo er bald verstorben ist.

So endete einer der harmlosesten und liebenswertesten unserer Dresdener Bekannten. Er machte den Eindruck eines stillen, bescheidenen Menschen, dessen Leben keinerlei Ausschweifung darbot und dessen Denkungsweise von Schwärmerei weit ablag. Vielleicht aber, daß die Riesenarbeit seines letzten Werkes (der so berühmt gewordene Kupferstich nach der Sixtinischen Madonna), an welchem er sieben Jahre lang mit rastlosem Fleiße gearbeitet, durch Überanstrengung sein Nervenleben gestört und ihm das erste Trugbild zugeführt hatte.

Fünfter Teil

1. Kapitel — Die Tabakspfeife

Ich bin hiermit vor einem Abschnitt meines Jugendlebens angelangt, welcher vorzugsweise durch das Bild eines Mannes illustriert ist, dessen fremdartige und doch sympathische Art entschiedenen Einfluß auf meine Entwicklung übte, eines teuren Lehrers und sehr werten Freundes, freilich von sonderbarem Außenwerke und oft verkanntem inneren Werte – doch eines Edelsteins vom reinsten Wasser.

Zu schildern vermögen wir nur, was wir begreifen und verstehen, daher kein Mensch vom anderen ein getreues Bild zu entwerfen vermag, ja keiner von sich selbst. Es sind nur Bruchteile, die wir an einander erkennen, um so geringere, als die uns entgegenstehende Natur die

unſrige überragt, und ſolche Bruchſtücke können es denn auch nur ſein, die ſich in meiner Erzählung von den Perſonen finden, die ich ſchildere.

Ich war im vergangenen Herbſte vierzehn Jahre alt geworden und ſchien alt genug und ausreichend gelehrt, um kommenden Frühlings die Kreuzſchule oder ein auswärtiges Gymnaſium zu beziehen. Über die Wahl der Schule war noch nichts entſchieden. In jedem Falle ſollte ich vorher konfirmiert werden, und meine Mutter ſah ſich nach einer geeigneten Vorbereitung für mich um. In Dresden wollte ſich nichts finden, wohl aber wurden wir durch Freunde, namentlich durch die Gräfin Dohna, auf einen Landgeiſtlichen namens Roller hingewieſen, der, wie wir jetzt erfuhren, für den einzigen gläubigen Theologen der Umgegend galt. Er war Pfarrherr zu Lauſa, einem Dorfe, das zu dem Dohnaſchen Gute Hermsdorf gehörte, und ſehr empfehlend ſchien es, daß der regierende Graf zu Stolberg-Wernigerode ſich entſchloſſen hatte, zwei ſeiner Söhne von weitem herzubringen, um ebenfalls von dieſem Manne unterrichtet und konfirmiert zu werden. Mich an ſo ausgezeichneter Unterweiſung teilnehmen zu laſſen, ſchien wünſchenswert, und meine Mutter war daher nicht wenig erfreut, als Roller ſich bereit erklärte, mich in ſein Haus zu nehmen.

So wurde denn mein Köfferchen gepackt, und eines ſchönen Nachmittags fuhr meine Mutter mit mir hinaus nach Lauſa. Ich war in jener Gegend völlig fremd, hatte aber von Menſchen und Dingen die günſtigſte Erwartung, beſonders von der Perſon des Herrn Paſtors ſelbſt, den ich mir nach Allem, was ich gehört hatte, als einen Heiligen dachte, ſtrahlend und mild, noch liebreicher und ſanfter als meinen ehemaligen Lehrer Schulz. Ich freute mich auf die Freiheit, die ich unter dem milden Regimente eines ſo guten Mannes genießen würde, auf das Landleben, auf Wald und Flur, auf das Dohnaſche Haus und den Umgang mit den beiden jungen Grafen.

Wir waren lange durch Tannenwald gefahren, als ſich dieſer endlich lichtete und das hübſch gelegene Kirchdorf Lauſa in einiger Entfernung ſehen ließ. Rechts ab vom Wege zeigte ſich ein blauer See, der Großteich genannt, umkränzt von Wald und Wieſen, die größte Waſſerfläche, die ich bis dahin geſehen hatte. Es lag kein Schnee, die liebe Sonne blickte warm und freundlich über den Tannenhügel, und der Gedanke, an jenen einſamen Geſtaden täglich zu ſpazieren und zu ſchwärmen, entzückte mich nicht wenig. Mit ſo angenehmen Vorausſetzungen rollte ich im Pfarrhof ein.

Der Paſtor Samuel David Roller[1] war ein kleiner, unterſetzter Mann, von breiten Schultern, hoher Bruſt und markigem, ſehr ſtarkem Glieder-

[1] Samuel David Roller (1777–1850), ſeit 1812 Pfarrer von Lauſa. Sein Lebensbild ſchrieben ſein Freund Paſtor M. A. Blüher (Dresden 1852) und ſein Amtsnachfolger A. H. Rühle (Leipzig 1878). S. d. Abbildung. Dieſes im Jahre der Konfirmation W. v. K.'s von deſſen Vater gemalte Porträt offenbart deutlicher, als das bisher allein bekannte, mehr behagliche Bild aus ſpäterer Zeit, die Kraft der Perſönlichkeit Rollers und erklärt deren Eindruck auf Kreiſe wie die Familien Dohna, Stolberg und Kügelgen.

bau. Sein großes, männlich ſchönes Geſicht, deſſen feſte Züge aus Stein gehauen ſchienen, trug den Stempel unwandelbarer Kraft, deren Starrheit jedoch durch einen Zug des Leidens um die dunklen Augen wie durch das lange, glatt gekämmte Haar gemildert wurde, das bis über den Rockkragen fiel. Der Frack von grobem Tuch, kurze Kniehoſen und hohe rindsleberne Stiefel gaben ſeiner Erſcheinung einen bäuerlichen Anſtrich. In ſtraffſter Haltung, wie ein Korporal, trat er uns entgegen, verbeugte ſich vor meiner Mutter und reichte mir die Hand, die ſich wie Büffelhorn anfühlte; dann richtete er mich gerade. Endlich, ſehr bedächtig redend, legte er mir gleichgültige Fragen vor und entließ mich. Ich ſollte zu ſeinen Schweſtern gehen oder in den Garten, bis ich gerufen würde.

Dieſe Schweſtern mochten irgendwo vorhanden ſein, aber den Garten ſah ich vor mir und ging hinein. Ein ſonderbarer Mann! dachte ich, der freilich meinem Ideale von einem Heiligen wenig gleichkam. Ich war zweifelhaft, ob er mir gefallen ſollte, und mit ſehr gemiſchter Empfindung durchſtöberte ich den weitläufigen, noch ſehr winterlichen Garten.

Siehe! da langte ein Fliederzweig nach meiner Mütze, hätte ſie mir faſt vom Kopfe geriſſen. Halt! dachte ich, riß ihn ab und ſchnitt mit meinem Taſchenmeſſer ein Stück davon, um aus Langerweile das Mark herauszuſchälen. Aber nein, es konnte auch ein Pfeifenköpfchen daraus werden! Voll plötzlichen Intereſſes ſchnitzte ich es ſo ſauber und zierlich aus, als ich vermochte, ſteckte ein Schilfrohr dran, das ich am Ententümpel fand, und gefiel mir darin, kalt zu rauchen, bis man mich ins Haus rief.

Ich fand die ganze Pfarrgenoſſenſchaft beiſammen, der ich nun vorgeſtellt wurde. Der Junggeſelle Roller hauſte mit drei unverheirateten Schweſtern und einem Bruder, ſämtlich älter als er. Die Schweſtern waren wie ehrbare Bäuerinnen gekleidet, denen ſie auch im Weſen und Benehmen glichen. Luiſe und Charitas teilten ſich in die materielle Pflege des Bruder Paſtor, indem ſie der Haus- und Feldwirtſchaft vorſtanden, während die kränkliche, aber ſehr lebhafte Marianne ſeine geiſtigen Intereſſen pflegte und ihn durch ihre Munterkeit erheiterte. Sie unterſtützte ihn in ſeinen Liebhabereien, hielt ſeine mancherlei Sammlungen in Ordnung, liebte und lobte ſeine Blumen und machte die Honneurs im Hauſe. Mir kamen ſie alle freundlich entgegen, ſelbſt die kleine windſchiefe Geſtalt des Bruder Jonathan, der ſehr wider ſeine Neigung zu meiner und meiner Mutter Begrüßung herbeigeſchleift und uns unter dem Prädikate eines Ökonomen präſentiert ward. In der Tat war er gelernter Schneider, hatte aber ſein Handwerk wegen Leibesſchwäche aufgegeben. Jetzt verrichtete er allerlei Dienſte im Hauſe, tat Botengänge und war wie der Papſt servus servorum oder mit anderen Worten Hausknecht. Endlich hatte ich noch drei Mägden die Hand zu reichen, nachdem ſie ſich die ihrigen gehörig an den Schürzen abgerieben hatten. Sie wurden unter der Benennung von Hauskindern herbeigerufen und unmittelbar nach der Begrüßung wieder weggeſcheucht. Die älteſte, etwas verwachſene führte, wie die jedesmalige Großmagd des Hauſes, den Namen Rhode aus der Apoſtel-

geſchichte, weil eine ihrer Vorgängerinnen den Grafen Dohna, als dieſer eines Abends ſpät zur Pfarre kam, während man ihn doch verreiſt glaubte, für ein Geſpenſt gehalten hatte. Die jüngſte, Chriſtiane, war von ihrem vierten Jahre unheilbar taub geweſen und, als Roller ſie nach dem Tode ihrer Mutter aus Barmherzigkeit zu ſich nahm, hatte ſie ſogar die Sprache vergeſſen. Doch war es ſeinen Bemühungen gelungen, ſie nicht allein notdürftig ſprechen, ſondern auch die Rede Anderer mit den Augen abſehen zu lehren. Sie ſchrieb und las geläufig, war in der Religion unterrichtet, konfirmiert und hing mit ſchwärmeriſcher Verehrung an ihrem Lehrer. Nach der naiven Art der Taubſtummen begrüßte ſie mich mit beſonderer Emphaſe, drückte meine Hand ans Herz und ſchrie mir mit weit aufgeriſſenem Munde zu, ſie werde meine Stiefel putzen und meinen Rock ausklopfen.

Auf dieſe Präſentationen folgte der Abſchied von meiner Mutter, mit welcher ich am liebſten wieder nach Dresden zurückgefahren wäre, da ich an meinen ſämtlichen neuen Hausgenoſſen, ſowohl an den Brüdern als an den Schweſtern und nicht minder an den ſogenannten Hauskindern nur ſehr wenig Geſchmack fand. Ich ſtellte mich aber getroſt und folgte den ſchwerfälligen Schritten des Paſtors die Holztreppe hinauf in ſein Studierzimmer, wo ich mich, während jener ſeinen Rock wechſelte, als künftiger Mitbewohner zu orientieren ſuchte.

Dies Studierzimmer war ein längliches Gemach mit zwei Fenſtern in der Front und einem im Giebel. Von dem letzteren zog ſich durch das halbe Zimmer eine ſchmale, mit Wachstuch überzogene Tafel, während der untere Raum für beliebige Zwecke frei blieb. Ein kleines Schreibepult, ein Spiegeltiſch ohne Spiegel mit einer Stutzuhr, ein Bücherbrett, mehrere Stühle und ein Sopha bildeten das übrige Mobiliar. Über dem Sopha hing ein Immortellenkranz, der ein lebensgroßes Bruſtbild einſchloß, von Roller ſelbſt in Paſtell gemalt. Es ſtellte ſeine verſtorbene Mutter dar, erdfahl, mit halbgeſchloſſenen Augen und einer großen widerwärtigen Haube.

Roller beleuchtete dies Kunſtwerk mit ſeiner blechernen Küchenlampe und ſah mich forſchend an. Da ich nichts äußerte, ſagte er in ſeiner langſamen Weiſe: „Nun, mein Sohn! wenn es dir nicht gefällt – ich kann auch Tadel ertragen!“ Ich erwiderte, es möchte wohl recht ähnlich ſein. Roller lachte hart, ſetzte die Lampe auf den Wachstuchtiſch und ſagte: „Es iſt ſchon gut!“ Er hatte augenſcheinlich Lob erwartet, worüber ich mich nicht genug verwundern konnte.

Darauf bemerkte er mein ſelbſtgemachtes Tabakspfeifchen, das ich noch immer in der Hand hielt. Er nahm es mir ab und ſchien im Anſchauen verloren, worüber ich abermals verwundert war, da dergleichen Allotria bei mir zu Hauſe nich' beachtet wurden. Für Roller aber hatte alles Ding Intereſſe, ſelbſt das geringſte, und faſt mit gleicher Aufmerkſamkeit konnte er ein wirkliches Kunſtwerk wie auch ein Paar neue Stiefel prüfen und betrachten bis ins Detail. So zerlegte er denn auch mein Pfeifchen in

seine Teile, die er seiner Kurzsichtigkeit wegen einzeln zum Auge führte und schweigend der genauesten Besichtigung unterwarf.

Dies stumme Examen dauerte so lange, daß ich wegen des Endurteils besorgt ward. Aber nein! mein Pastor schien befriedigt. Ob ich denn schon rauche? fragte er sanft. Ich verneinte, fügte aber hinzu, daß ich sehr große Lust dazu hätte.

„Diese Lust – erwiderte Roller – liegt in der männlichen Natur, soweit sie nämlich unverderbt ist. Nur Weichlinge und Schwachköpfe verleugnen sie und halten die Pfeife für ein unreines Tier, was jüdisch ist und nichts beweist; denn als Petrus einmal auf dem Dach saß wie ein Sperling, hatte er eine große Offenbarung. Ein Tuch voll unreinen Gewürmes schwebte zu ihm nieder und es geschahe eine Stimme aus den Wolken, die sprach: Schlachte und iß! So stopfe denn, mein Sohn, und zünde an!"

Mit diesen Worten schob er mir den bleiernen Tabakskasten zu, und wer war glücklicher als ich! Es war der erste Augenblick in diesem Hause, zu dem ich hätte sagen mögen: Bleibe! du bist so schön! wenn ich nicht vielmehr gewünscht hätte, daß er schon vorüber wäre und die Pfeife brenne.

Während ich nun stopfte, bereitete mein Pastor alles zur ersten Lektion vor, die sogleich beginnen sollte. Der öffentliche Unterricht hatte nämlich *schon vor vierzehn Tagen angefangen, und ich mußte privatim nachgefördert* werden. Zwei Kammern mündeten in das Studierzimmer. Die eine war Schlafstube, die andere, mit Büchern, Naturalien, Kuriositäten und allerlei Trödel angefüllt, hieß das Museum. Dahinein war Roller jetzt gegangen, um, wie er sagte, die notwendigsten Requisiten herauszuholen. Ich dachte, es würde eine Bibel sein; aber statt dessen kam er mit einem alten, unüberzogenen Schafspelz zurück, den er sorgfältig vor dem Ofen ausbreitete, das Fell nach oben. Er habe ihn vom Nachtwächter gekauft, sagte er, für einen Taler, und jener von den Kosaken für fünf Groschen und vier Pfennige; doch könne ihn der König tragen, wenn er wolle.

Hierauf untersuchte Roller meine Pfeife, fand sie zu lose gestopft und drückte den Tabak fester ein. „So wenig als möglich Luft! – belehrte er – damit die Saugwerkzeuge sich mit aller Kraft dagegen legen und das edle Gut nicht zu schnell abbrennt." Dann zündete auch er sich eine Pfeife an.

Endlich waren alle Vorbereitungen beendet. Der Pastor blies die Lampe aus und öffnete die Ofentüre, aus welcher ein mächtiger Feuerschein hervorbrach, dessen rote Glut dem alten Fell des Pelzes das Ansehen eines Goldenen Vlieses gab. Wir aber streckten uns darauf nieder wie ein paar Seehunde, ein alter und ein junger, die sich am Strande sonnen, und in dieser Situation empfing ich rauchend meinen ersten Katechumenen-Unterricht.

Roller begann mit einem Examen. Er fragte mich nach dem ersten Gebot – ich kannte es nicht. Ich wußte auch vom ersten Glaubensartikel nichts, hatte nie davon gehört, und selbst das Vaterunser war mir fremd. Endlich mußte ich sogar die sehr allgemeine Frage nach dem, was ich denn

eigentlich wiſſe, unbeantwortet laſſen, teils weil vielleicht der Hochgenuß des Rauchens mich zu ſehr in Anſpruch nahm, beſonders aber weil ich in der Tat gar nichts zu wiſſen glaubte. Meine bisherigen Lehrer hatten mir nichts Poſitives gegeben, ſie hatten mein Gedächtnis leer gelaſſen, und auch meine Mutter hatte mehr das Herz als den Kopf bedacht. Von Katechismus und Geſangbuch hatte ich nie Notiz genommen und war ganz formlos.

Stadtkinder, ſagte Roller entſchuldigend, wüßten freilich in der Regel wenig und die kleinſten Bauernmädchen in ſeiner Schule mehr als ich. Zwar ſähe er, daß ich kein Wilder oder Anthropophage ſei, ſonſt würde er nicht ſo ruhig bei mir auf dem Fell liegen, aber viel gelehrter ſei ich auch nicht. Doch, fügte er hinzu, das ſchade wenig, da er dennoch einen Grund in mir legen wolle, an dem ſich Welt und Teufel zu Schanden kratzen ſollten. Nach ſolcher Einleitung ging er ſogleich ans Werk, ſagte mir die Gebote mit der Lutherſchen Erklärung vor und ließ ſie mich wörtlich nachſprechen. Da ſchien es mir denn, daß ich dennoch mehr wiſſe, als ich gedacht hatte, denn ich kannte den Inhalt ſämtlicher Gebote, nur nicht dem Wortlaute nach und nicht nach der Reihe.

„Iſt es nicht genug – ſagte ich – wenn ich den Sinn weiß, auf die Worte kommt ja nichts an!" Aber Roller erwiderte: „Hier liege ich und da liegſt du! Wenn du's beſſer weißt, ſo unterweiſe mich. Aber – fuhr er auf – was iſt denn das mit deiner Pfeife?"

Ich blickte nieder – mein Pfeifenkopf war eine glühende Kohle. Ich hatte den Tabak aufgeraucht und, ohne es zu merken, den Fliederkopf dazu. Roller nahm mir die Brandſtätte ab und warf ſie in den Ofen.

Ob mir's nicht übel ſei? Aber ich war kerngeſund.

„Dergleichen! – ſagte Roller ganz verwundert – dergleichen! dergleichen!", zündete die Lampe an, ging ins Muſeum und kam mit einer niedlichen kleinen Tabakspfeife zurück, die er mir ſpendete, weil ich – wie er ſagte – zum Raucher geboren ſei. Zu meinem Entzücken fügte er hinzu, ich könne rauchen, ſoviel ich wolle. Dann ergriff er ſeinen vier Fuß langen, aus einer faſt armsdicken Weinrebe geſchnittenen Stab und wanderte nach dem eine halbe Stunde entlegenen Hermsdorf zu Dohnas, wo er mit Ausnahme der Dienstage und Sonnabende jeden Abend zuzubringen pflegte. Mich aber ſchickte er mit meiner Pfeife hinunter zu ſeinen Geſchwiſtern.

Rollers Herkommen

Lieber wäre ich freilich mit nach Hermsdorf gegangen oder hätte mich für mich beſchäftigt, doch verging der Abend beſſer als ich dachte, und der befremdliche Eindruck, den die Hausgenoſſen mir anfangs machten, verlor ſich gänzlich. Die Schweſtern waren ſchlecht und recht, ſo auch der Bruder Jonathan, und Allen konnte ich das Beſtreben abfühlen, mir den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen. Sie fragten mich nach meinen Gewohnheiten und Bedürfniſſen und klärten mich über die Ordnungen des Hauſes auf. Unter anderem erfuhr ich, daß ich beim „Bruder", wie der

Hausherr par excellence genannt ward, ſchlafen und arbeiten, auch allein mit ihm ſpeiſen würde, im übrigen könne ich mich aufhalten, wo ich wolle, und wolle ich allein ſein, fügte Jonathan hinzu, ſo möge ich zu ihm kommen; er wohne drüben über den Hof im Auszug.

Als wir zu Abend gegeſſen hatten – ein treffliches Mahl von Kartoffeln und ſauren Gurken, mit friſchem Ziegenkäs zum Nachtiſch –, kamen auch die Hauskinder mit ihren Spinnrädern herein, ſetzten ſich um den Kachelofen und fingen an zu ſchnurren wie die Kater. Luiſe und Charitas ſpannen ebenfalls, doch nicht am Rade, ſondern mit der Spindel, worin ſie große Meiſterſchaft beſaßen, Herr Jonathan, den Klemmer auf der Naſe, flickte einen Rock für den Bruder, und nur Marianne, welche an der Gicht litt, ſaß untätig im Lehnſtuhl. Ich zeichnete und hörte den Dorfgeſchichten zu, die man ſich erzählte und die faſt ſo natürlich waren als die Auerbachſchen.

Unter anderem ſollte Dahlheims Eve Roſine zu dem ſäbelbeinigen Gottlieb Menzel geſagt haben, er wäre gut im Kriege. „Na warum denn, Evchen?“ – „Darum, daß dir die Kugeln zwiſchen den Beinen durchfahren.“ – „So hätte das Menſch zu mir nicht ſprechen ſollen!“ bemerkte die Großmagd Rhode.

„Wäre auch keine Urſache geweſen – ſagte Jonathan – und was die Antwort anbelangt, die würdeſt du nicht ſchuldig geblieben ſein.“ – „Nu freilich nicht, Herr Roller! Um die hätte ich mich noch lange nicht geniert, wenn ich der Gottlieb wäre.“ – „Der iſt aber beſſer – ſagte Jonathan – er hat die Jungfer heute früh bloß beim Bruder angezeigt.“ – „Recht ſo, wie ein Schuljunge!“ – „Oder wie ein Bräutigam – fuhr Jonathan fort – als ſeine Braut hat er ſie angezeigt. Im Mai wollen ſie Hochzeit machen.“

Rhode riß ihre ſchwarzen Augen auf. „Ich habe nichts dagegen“ ſagte ſie und ſpann ihr Fädchen weiter.

Noch lange gloſſierten die Hauskinder über dieſe und andere erſtaunlichen Begebenheiten; ich aber rückte näher zu Marianne, welche angefangen hatte, mir von ihrer Familie zu erzählen. Sie ſprach inſonderheit vom Bruder David, wie der ſich den Pfarrherrn habe ſauer werden laſſen und nun die Stütze der Familie ſei. Was mir davon ſowie aus ſpäteren Mitteilungen Rollers noch erinnerlich iſt, mag hier auf die Gefahr hin folgen, daß (da 50 Jahre zwiſchen damals und heute liegen) manche meiner Angaben vielleicht nicht aktenmäßig erfunden werden möchten.

Der Vater der Rollerſchen Geſchwiſter war Paſtor in Heynitz bei Meißen geweſen und früh verſtorben. Er hatte eine Witwe mit ſieben Kindern hinterlaſſen, von denen nur der älteſte Sohn, mit Namen Benjamin, verſorgt war. Dieſer hatte ſtudiert und ſtand als Hauslehrer in Polen. Dagegen war das jüngſte Kind, unſer Samuel David, erſt ſechs Jahre alt, als die Mutter, den Heynitzſchen Pfarrhof verlaſſend, ſich mit ihrem Häuflein nach dem Dorfe Söbrigen bei Pillnitz wandte, wo ſie für ein paar hundert Taler, die ſie aus dem Verkaufe der Sachen ihres Mannes

wie aus ihrem Anteil an der letzten Ernte zog, ein kleines Anweſen erwarb. Von hier aus gingen die heranwachſenden Töchter nach und nach in Dienſte, während der zweite Bruder, Jonathan, fürs erſte ein Unterkommen im Halleſchen Waiſenhauſe und ſpäter in einer Schneiderwerkſtatt fand. Sich ſelber und den kleinen David mußte die Witwe mit einer Jahrespenſion von etwa zwanzig Talern und ihrer Hände Arbeit durchzubringen ſuchen, ſo gut und übel es gehen wollte. David beſuchte die Dorfſchule und war ein Wunder an Fleiß und Fähigkeit. Daß er Paſtor werden wollte, darüber kam kein Zweifel in ſeine Seele. Wie ſein ſeliger Vater, ſo wollte auch er, wenn er groß wäre, im Prieſterrock und Kragen vor der horchenden Gemeinde ſtehen und des Abends mit würdevollem Grüßen durchs Dorf ſpazieren. Auch ſetzte er ſeine Mutter des öfteren in Erſtaunen, wenn er ſich Sonntags nach der Kirche vor ihr aufpflanzte und die Predigt faſt wörtlich wiederkäute oder auch eine eigene hielt, daß ihm die Weisheit nur ſo vom Munde floß. Da mochte es der armen Frau ſchon manche Träne koſten, wenn ſie dachte, daß bei ihrer großen Armut aus dem David doch nichts anderes werden könne als ein Winzer oder Dreſcher.

Inzwiſchen war der Paſtor Löffler in Hoſterwitz, zu deſſen Gemeinde Söbrigen gehörte, auf den fähigen Jungen aufmerkſam geworden. Er nahm ſich ſeiner an und ließ ihn an dem Unterrichte teilnehmen, den ſeine eigenen Söhne am Vormittage durch einen jungen Kandidaten namens Müller erhielten. Von nun an rannte David jeden Morgen nach dem benachbarten Hoſterwitz hinüber, wo er ſich Kopf und Magen füllte, denn zur Ehre der Hoſterwitzer Pfarrfrau ſei es geſagt, daß ſie den armen Jungen nicht ohne Mittagsbrot entließ. Des Nachmittags blieb er in Söbrigen, und da ihn alle ländlichen Arbeiten ſehr vergnügten, ſo half er Winzern und Gärtnern bei Schnitt und Pflege des Weinſtocks und der Obſtbäume, draſch, als er ſtärker wurde, mit den Dreſchern oder ſtand dem alten Fährmann auf der Elbe in ſeiner Profeſſion bei.

Das Schifferweſen hatte für den ſtämmigen Burſchen beſonderen Reiz, und wenn, wie das nicht ſelten vorkam, die großen Elbkähne in Söbrigen anlangten, ſo machte David ſich hinzu und war unter dem Schiffsvolk wohl gelitten, weil er Alles richtig angriff und rudern konnte wie ein Seehund. Als er heranwuchs, nahm ein befreundeter Schiffer ihn ſogar auf verſchiedenen Fahrten mit nach Torgau, Wittenberg und Magdeburg und lohnte ihn wie andere Knechte. Von ſolchen Reiſen erzählte Roller ſpäter mit Vergnügen, ſowohl von der harten Arbeit des Ruderns, Stoßens und Ziehens, was die Brotſuppen würzte, als auch von der Behaglichkeit des Segelns, das Muße zum Studieren gab. Wenn ſich der Wind in die große graue Leinwand legte und das ſchwere, mit Pirnaiſchen Quadern beladene Schiff wie eine Flaumfeder auf dem Strom hinblies, dann zog der gelehrte Matroſe ſeinen Horaz hervor oder ſein griechiſches Teſtament und erbaute ſeinen Geiſt, während der Leib ſich in bequemer Ruhe auf einem Sacke ſtreckte.

Faſt iſt es unbegreiflich, wie ein Dorfjunge unter anſtrengender Feld-, Garten- und Schiffsarbeit mittelſt einiger, oft unterbrochener Privatſtunden doch ſoweit gefördert werden konnte, daß er es wagen durfte, ſich mit achtzehn Jahren auf der gelehrten Kreuzſchule in Dresden zum Examen zu melden. Aber er beſtand es und erhielt das Maturitätszeugnis. Dieſer ſeltene Fall mochte Aufmerkſamkeit erregt haben und zu den Ohren des Miniſters Grafen Hohenthal[1] von Königsbrück gekommen ſein, welcher ſich bewogen fand, dem angehenden Studenten eine Studienunterſtützung auf drei Jahre zu gewähren. Ein Bauer in Söbrigen ſchenkte das Reiſegeld mit einem Taler und acht Groſchen, und damit machte der glückſelige Jüngling ſich auf den Weg zur Muſenſtadt.

In Leipzig ging es an ein tüchtiges Studieren, wenn auch unter mancherlei Entbehrungen, denn das Stipendium war, nach Art von dergleichen Hilfen, ſo knapp zugeſchnitten, daß damit weder zu leben noch zu ſterben war. Obgleich der eifrige Studioſus durch Unterrichtgeben noch zuverdiente, konnte er doch, wenn er nicht nackend gehen und verhungern wollte, die nötigen Kollegiengelder nicht erſchwingen. Er mußte ſich auf Publika wie auf ein paar geſchenkte Vorträge beſchränken, und was den Tiſch anlangte, ſo glich er des Juden Eſel, dem das Freſſen abgewöhnt werden ſollte. Da gedachte er denn wohl der kräftigen wohlgeſchmalzten Brot- und Zwiebelſuppen auf dem Schiffe, und die ſonſt ſo heiteren Studentenjahre waren die bitterſten ſeines Lebens.

Roller war indeſſen aus feſtem Holz geſchnitten; er überwand Hunger und Blöße wie auch die Neologie ſeiner Lehrer und Genoſſen und rettete den Glauben ſeiner Väter aus dem Schiffbruch der damaligen Theologie. Endlich abſolvierte er zu Dresden ſein Examen, und zwar in naſſen Hoſen, weil er unterwegs einer in die Elbe gefallenen Bauernfrau nachgeſprungen war und ihr ſamt ihrem Korbe wieder herausgeholfen hatte. Jetzt ſtand der Weg zur Kanzel offen.

Fürs erſte mußte freilich gehauslehrert werden, und ſpäter befähigte das Vertrauen verſchiedener Dresdener Familien den überaus tüchtigen Kandidaten, mit Hilfe ſeiner Schweſter Marianne ein eigenes Erziehungsinſtitut anzulegen, was den beſten Fortgang hatte. In dieſer Lage fühlte er ſich ganz zufrieden und dachte vorderhand nicht an Veränderung — als ihn eines ſchönen Morgens der alte Gönner Graf Hohenthal zu ſich entbieten ließ und ihm das Pfarramt auf ſeinem Gute Döbernitz bei Delitzſch übertrug. Das war nun freilich beſſer als Schulmeiſter ſein. „Es war mir zu Sinne — ſagte Roller zu ſeiner Schweſter — da ich vom Herrn Miniſter fortging, als fielen die Häuſer über mich, ſo tanzte mein Herz!“

Döbernitz war zwar nur eine kleine Stelle, allein ſie genügte den Bedürfniſſen, die Roller für ſich und die Seinigen hatte, umſomehr als ihm eine Anzahl ſeiner Penſionäre dahin folgte. Mit dieſen teilte er nun ſein Leben wie in Dresden, blieb ihnen Vater, Lehrer und Geſpiele, durch-

[1] Peter Karl Wilhelm Graf von Hohenthal (1754–1825), ſeit 1807 Cabinetsminiſter, eifriger Förderer gemeinnütziger Beſtrebungen.

ſchweifte die Umgegend mit ihnen nach Pflanzen, Schmetterlingen und Inſekten, lehrte ſie den Garten bauen, fiſchte und krebſte mit ihnen in Teichen und dem kleinen Erlenbach, der das Döbernitzer Gebiet durchirrt. Dazu der Vollgenuß der erſten Amtsführung und eine Anhänglichkeit der Gemeinde, die heute, da ich dieſes ſchreibe, ihren ehemaligen Paſtor noch in wertem Andenken hält. Es war die glücklichſte Periode in Rollers Leben, von der er gern erzählte, wie auch von der ſeltſamen Art und Weiſe, mit welcher ſie ſchon nach vier Jahren wieder abſchloß.

Als unſer Paſtor nämlich eines Sonntags aus der Kirche kam, fand er einen unbekannten Herrn auf ſeinem Zimmer. Es war eine hohe, zugeknöpfte Geſtalt von ariſtokratiſchem Typus. Die tiefliegenden Augen wie das dunkle, ins Geſicht gezogene Kopf- und Barthaar gaben dem Fremden ein auffallend düſteres Ausſehen. Geradeſo hatte ſich Roller die Stuhlherren heimlicher Gerichte des Mittelalters gedacht, wenn ſie ſich einen recht darauf anſahen, ob ſie ihn ſpießen oder würgen ſollten.

Inzwiſchen ſtellte ſich der Fremde nur als Burggraf zu Dohna[1] vor und gewann noch mehr in Rollers Augen durch Annahme einer Pfeife Tabak. Das Geſpräch war bald im Gange. Der Graf war in der Kirche geweſen und knüpfte an die Predigt an, ſich mannigfaltige Erläuterung erbittend; es war, als wolle er die Geſinnung des Anderen bis auf den Grund erforſchen. Aber überall begegneten ſich die gleichen Sympathien, und die dunklen Geſichtszüge des Grafen klärten ſich nachgerade zu einer ſo herzgewinnenden Freundlichkeit auf, daß Roller bald die wärmſte Zuneigung zu ihm empfand.

Als die Pfeifen ausgedampft hatten, erhob ſich der Graf und langte nach ſeinem Hute. Er ſei eigentlich gekommen, ſagte er, dem Herrn Paſtor die in ſeinem Kirchdorfe Lauſa vakant gewordene Pfarrſtelle anzutragen, und hoffe zuverſichtlich, derſelbe werde ihn nicht abſchläglich beſcheiden.

Roller ſtutzte und erwiderte kein Wort. Als aber der Andere in ihn drang, ſich zu entſcheiden, ſagte er, er kenne weder Lauſa noch den Grafen noch dies und das. Die Sache wolle überlegt ſein.

Der Graf dagegen ſchien vom Überlegen nichts zu halten. Er mochte denken, daß ein richtiges Ding auch gleich ſein Ja und Amen in der Taſche habe, und wo das fehle, ſei das Ding nicht richtig; kurz, er umarmte den Paſtor herzlichſt und verließ das Zimmer. Jener folgte, bittend, er möge bleiben und ihm und ſeinen Schweſtern verzehren helfen, was Gott etwa beſcheren werde; auch könne nach dem Schluß des Nachmittagsgottesdienſtes noch manches gute Wort am Platze ſein. Aber der Rückzug des Grafen war gar nicht aufzuhalten. Er habe Eile, ſagte er, und ſtieg in ſeinen Wagen. Da ſchwang ſich Roller nach, ſo wie er eben war, und fort ging es im ſchärfſten Trabe.

---

[1] Heinrich Ludwig Burggraf zu Dohna-Schlodien, * 1772 zu Condehnen, × 1806 mit Friederike Gräfin von Stolberg-Wernigerode, zuerſt Generalbevollmächtigter der Beſitzerin von Hermsdorf, Gräfin Charlotte Sophie von Hoym, dann ſelbſt Beſitzer (bis 1824) dieſer Herrſchaft, † 1833 in Herrnhut.

Graf Dohna war ein Enkel Zinzendorfs, und wenn er diesem großen Manne auch weder an Genialität noch an praktischem Geschick gleichkam, so doch gewiß an ungefärbter Frömmigkeit wie auch an treuer Sorgfalt für das geistliche Gedeihen seiner Untertanen. Die Besetzung der Pfarr- und Schulämter auf seinen weitläufigen Besitzungen war ihm daher ein Gegenstand gewissenhaftester Bemühung. Aber wenn er auch nur bekenntnistreue Männer berief, so konnte doch auch unter solchen fehlgegriffen werden, daher es wohl zu denken wäre, daß er sich im gegenwärtigen Falle ein rasches, ja ein augenblickliches Entgegenkommen Rollers als ein Zeichen höherer Ratifikation gesetzt hätte.

Doch dem sei, wie ihm wolle. Jetzt saßen die beiden trefflichen Männer neben einander im Wagen und mochten nicht wenig erstaunt über einander sein – Roller über das kurz angebundene Wesen des Grafen, und dieser, Rollern ohne Hut an seiner Seite zu sehen. Anfänglich fand Keiner das Wort, bis Roller endlich fragte, ob Lausa in Polen oder in Schweden liege? „Über der Elbe – lautete die Antwort – zwischen Dresden und Königsbrück!"

Als Roller darauf nach anderen, unwesentlicheren Fragen nun auch die tat, ob die Gemeinde sich auch zur Kirche hielte, erzählte der Graf von einer uralten Kanzel, an welcher ein Gebetlein eingegraben stehe, daß Gott sie allezeit vor falscher Lehre bewahren wolle. Das sei denn auch in Gnaden so geschehen und dieser Predigtstuhl vielleicht der einzige in Sachsen, von welchem seit dreihundert Jahren das Wort Gottes unverkürzt und ohne Unterbrechung verkündet worden. Wo das der Fall sei, da hielten sich die Leute auch zur Predigt und zum Sakrament, und so groß sei in Lausa der Andrang der wachsenden Gemeinde, daß jüngst die Kirche habe erweitert werden müssen. Jetzt wolle er – der Graf – noch einen neuen Turm darauf setzen, der weit ins Land hinein locken solle.

Immer mehr des Guten ward berichtet; das Bestechendste aber blieb immer die Persönlichkeit des Grafen, dessen Eigentümlichkeit unsern Pastor im hohen Grade befriedigte. Mit einem Kollator Hand in Hand zu gehen, der in solcher Weise im Worte Gottes lebte und Gottes Werk zu fördern strebte, das mußte eine gesegnete Amtsführung geben. Nach einer Meile Weges ließ Roller halten und stieg aus. Daß er nach Lausa käme, stehe fest, sagte er. Der Graf rief erfreut zurück, das sei ein gutes Ding! und fort flog die leichte Chaise. Die Sache war abgemacht.

Wenn Jean Paul die Menschen ganz einfach in zwei Klassen teilt, nämlich in Arkadier und Schafmeister, so war Roller unbedingt ein Arkadier vom reinsten Blute. Er wußte daher, als er nach Döbernitz zurückkam, auch nicht, ob er sich pekuniär verbessert oder verschlechtert habe, weil er zum Schrecken seiner Schwestern vergessen hatte, nach den Lausaer Pfarreinkünften zu fragen. Doch fand er nachmals eine Stelle, die ihn in den Stand setzte, nicht nur seine Mutter reichlicher zu unterstützen als bisher, sondern auch nach deren bald erfolgtem Tode alle seine unverheirateten Schwestern nebst dem kränklich gewordenen Schneider Jonathan zu sich

ins Haus zu nehmen. Die älteste Schwester Concordia hatte sich von Döbernitz aus an einen schon bejahrten Delitzscher Pastor, einen Magister Faber, verheiratet. Als dieser sich nun bald nach Abzug seines Schwagers altershalber pensionieren ließ und Graf Dohna ihm sein nahe bei Lausa gelegenes Schloß Grünberg zum Wohnsitz anwies, hatte Roller die Freude, mit Ausnahme des Bruders Benjamin, der eine Rektorstelle in Marienwerder innehatte, alle die Seinigen, wenn nicht unter seinem Dache, doch so nahe zu haben, daß er sie täglich sehen konnte. So standen die Sachen, als ich nach Lausa kam.

2. Kapitel — Unterricht und Arbeit

Mein Leben gestaltete sich anders, als ich erwartet hatte. Von sanften Rührungen war ebensowenig die Rede als von einsamen Spaziergängen an Teichen. Ich wurde kurz gehalten; jeder Schritt war vorgeschrieben und meine Freiheit mehr geschmälert als je zuvor. Ich fühlte mich daher in den ersten Tagen nichts weniger als behaglich. Aber nach und nach gewöhnte ich mich; ja, ich fand so viel Verwandtes, Wohlverständliches und Anregendes in der Persönlichkeit meines Pastors, daß er mein Herz gewann und sein Haus mir heimisch wurde.

Um sieben Uhr des Morgens stand ich auf und trat ins Studierzimmer, wo Roller, das Kosakenvlies am Leibe und als Myops über seine Schreiberei weit hingebeugt, schon seit fünf Uhr tätig war. „Salve!" pflegte er zu grüßen, schob mir ein Buch zu, faltete die Hände, und ich las eine kurze Morgenandacht von Luther vor, welcher der Pastor bisweilen noch ein freies Gebet zufügte. Dann erhob er sich, schob mit dem Fuße einen an der Diele angebrachten Schieber zurück und rief durch die Öffnung hinunter nach dem Frühstück, mich gleichzeitig belehrend, daß dieses Loch nicht „Loch", sondern anständiger „Gatter" genannt werde, wonach ich mich zu richten habe.

Das Frühstück bestand für den Pastor in einem Kochtopf mit aufgeweichtem Schwarzbrot. Dazu goß er etwas Milch und löffelte es mit einem Blechlöffel gleich aus dem Topfe, während ich reine Milch erhielt. Außerdem ward noch ein flaches Becken, gleichfalls mit Milch, serviert — für die Kammerjäger, sagte Roller — und auf den Ruf einer Handglocke fanden sich drei schöne weiße Katzen ein, die gewohnte Spende zierlich aufzulecken. Nichts hindere sie zu kommen, sagte der Hausherr, und wären sie auch im Keller, auf dem Boden oder in der Scheune, da alle Türen mit Katzengittern versehen seien.

Waren die Katzen abgefüttert, so öffneten wir ein Fenster, vor welchem ein Taubenbrett angebracht war. Dieses wurde zuvörderst mit der Kelle von den Rückständen gereinigt, welche die unschuldigen Tiere darauf zurückzulassen pflegten, und mit Erbsen, Wicken oder anderem Gesäme bestreut. Darauf schwirrten auf den Pfiff des Pastors etwa dreißig der schönsten Tauben von den Dächern, drängten sich auf dem kleinen Brett zusammen und trommelten die Körner mit großer Gier auf. Jede von

dieſen Tauben hatte ihren Namen, meiſt nach engliſchen Staatsmännern, die Roller ſich auf dieſe Weiſe merkte. Da gab es einen Caſtlereagh, Cathcart, Thiſtlewood [ſ. Regiſter] und andere dergleichen mehr. Mit älteren Naturgeſchichten anzunehmen – ward ich belehrt –, daß Tauben keine Galle hätten, ſei lächerlich. Ich ſähe ſelbſt, wie ſie ſich lieblos hackten und verdrängten. Sie ſeien auch nichts beſſer als Parlamentsmitglieder und Miniſter und brauchten daher auch keine beſſeren Namen.

Nach ſo getaner Fütterung von Menſch und Tieren zündeten wir uns Beide unſere Pfeifen an, und zwar der Paſtor eine lange, die bis zur Erde reichte. Damit ſetzte er ſich wieder an ſeine Arbeit, während ich ihm gegenüber Platz nahm, mich mit Katechismus und Geſangbuch auf den nachfolgenden Unterricht vorbereitend. Für Knaben gibt es in der Welt Nichts, was dem kleinen Lutherſchen Katechismus an Langweiligkeit gleichkäme, wenn er nämlich an und für ſich ohne weitere Zutat genoſſen wird; die Pfeife aber verſüßte ihn mir dergeſtalt, daß jenes Morgenſtündchen mir das liebſte am ganzen Tage war.

Gegen neun Uhr ſtellten ſich denn auch die beiden jungen Grafen Stolberg[1] ein, mit friſch geröteten Backen von Hermsdorf kommend, ein paar ſchlanke und hochbeinige Raſſegeſtalten. Der ältere Bruder, ein lebensfriſcher, heiterer, nach außen gerichteter Knabe, hieß zwar Hermann, aber Roller, dem es bei den natürlichen Namen ſeiner Zöglinge nie recht wohl ward, nannte ihn „Herr Mann" und lachte über die Lüge, da er weder das eine noch das andere ſei. Der jüngere, Bernhard, ein zartes, ſtilles, in ſich gekehrtes Gemüt und von uns Dreien jedenfalls der frömmſte, wurde Benzig genannt, ich Schwimm. Unter dieſen Spitznamen ſtellte Roller uns auch einander vor. Unſre Väter, fügte er hinzu, möchten ebenſo namhafte als mannhafte Leute ſein, wir aber ſeien noch gar nichts, wenn nicht etwa trunci oder Klötze, aus denen jedoch im guten Falle noch etwas werden könne, und am Behauen wolle er's nicht fehlen laſſen.

Während ſolcher und anderer anzüglicher Redensarten pflegte unſer Paſtor ſich zu raſieren und den Pelz, der ihm das Anſehen eines Troglodyten gab, mit einem anſtändigen braunen Überrocke zu vertauſchen. Draußen im Vorſaal verſammelten ſich unterdes die Bauernkinder, etwa vierzig an der Zahl, und wenn ſie zu laut wurden, mußte Herr Mann, als älteſter unter den Konfirmanden, eine Geſangbuchnummer durch die Tür ſchreien. Dann ſangen ſie mit heller Stimme, bis es vom nahen Turme Neun ſchlug und wir alle miteinander, der Paſtor an der Spitze, in unſern Hörſaal, die ſogenannte ſtille Stube, einzogen.

Dieſe ſtille Stube, ſo genannt von ihrer ſtillen Lage nach dem Kirchhof, iſt mir ſehr lieb geworden. Hier ſchwiegen die mannigfaltigen Zer-

[1] Hermann Erbgraf zu Stolberg-Wernigerode (1802–1841), ∞ 1833 mit Emma Gräfin von Erbach-Fürſtenau, kam nicht zur Regierung, da ihn ſein Vater Henrich (1772–1854) überlebte. – Graf Bernhard * 1803, abſolvierte 1822 im Blochmannſchen Inſtitut zu Dresden, ſtudierte Jura, ſtarb nach längerer Krankheit bereits im März 1824.

ſtreuungen, die kleinen Sorgen und jeder Lärm der Außenwelt; der Friede der Gräber blickte durch die hellen Fenſter und der verborgene Menſch des Herzens merkte auf den Ernſt der Worte, die hier geſprochen wurden. Hier zog auch Roller einen neuen Menſchen an. Was er an ſonderbaren und zerſtreuenden Eigenheiten haben mochte, war im Koſakenpelz zurückgeblieben und hatte der wohltuendſten Würde Platz gemacht.

Übrigens konnte ich mich gleich in der erſten Stunde überzeugen, wie ſehr die Bauernkinder, obgleich ſämtlich jünger, mir doch an Kenntnis überlegen waren. Sie hatten nicht allein den Lutherſchen Katechismus feſt im Kopf, ſondern auch einen reichen Schatz an Sprüchen und Liedern und damit ein geordnetes Fachwerk für Alles, was ihnen an geiſtlicher Erkenntnis noch werden konnte, während mein derartiger Beſitz ziemlich unordentlich umherwilderte.

Auf den Grund des Katechismus baute Roller das ganze Gebäude ſeiner Unterweiſung auf. Er warf uns die Gebote ins Gewiſſen und pflanzte uns die Heilswahrheiten ins Gedächtnis, nicht deklamatoriſch, nicht ſentimental, auch nicht ſehr herzlich, aber einfach, nüchtern, ernſt und mit der impoſanten Ruhe eines alten Praktikers, der an die kräftigſte Wirkung deſſen glaubte, was er zu geben hatte. Ja, wenn er merkte, daß er weich ward oder wir es wurden, ſo lenkte er augenblicklich ein und ließ uns ſingen oder Sprüche ſagen, da Rührungen ſeiner Meinung nach zu nichts anderem führen könnten, als Heuchler zu machen oder Schwärmer. Vielleicht daß Roller, dem es ſo wenig an Herz fehlte, daß er ſich vielmehr vor deſſen Regungen zu fürchten hatte, in dieſer Furcht zu weit ging; aber jedenfalls war er in anderer Lage als mein erſter Religionslehrer Schulz, der im Dunkeln unſichern Schrittes einherging, mit der Wünſchelrute das Gold zu ſuchen, das Roller ſchon in der Taſche hatte und nur verteilte. Schulz ſchürfte gemeinſchaftlich mit ſeinen Schülern nach unbekannter Wahrheit und mochte wohltun, ihr weniger mit dem Kopfe als mit dem Herzen nachzugehen; Roller dagegen fing gleich da an, wo jener im beſten Falle aufgehört haben würde, indem er uns die ſchon gefundene Wahrheit ſo kategoriſch vortrug, wie etwa Anger die Phyſik. Gründete ſich doch auch ſein Glaube nicht auf Spekulation, ſondern auf Geſchichte, und von allen geſchichtlichen Tatſachen war ihm die Offenbarung Gottes die wohlverbürgteſte. So gab er ſie auch ſeinen Schülern, und ſchwerlich war einer unter uns, der in jenen Stunden ſeines Glaubens nicht gewiß geweſen wäre. Nicht müde und gelangweilt, noch weich und weinerlich, ſondern friſch und getroſt verließen wir um Elf die ſtille Stube, um in den Lärm der Alltäglichkeit zurückzugehen.

Wenn dann die beiden Stolbergs nach dem ſchönen Hermsdorf abzogen, beneidete ich ſie anfänglich wohl um ihre Freiheit, da ich geneigter war, mit jenen oder allein ein Stündchen umherzuſtreichen, als die Liebhabereien meines Paſtors zu teilen, d. h. Dünger und Sand auf Beete und Wege zu karren, Entwäſſerungsgräben zu ziehen, Bäume zu pflanzen oder zu beſchneiden, Holz im Pfarrbuſche zu ſchlagen, Eichenklötze zu

Samuel David Roller.

Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen 1817.

Sein großes, männlich schönes Gesicht, dessen feste Züge aus Stein gehauen schienen, trug den Stempel unwandelbarer Kraft. — Er sah wie ein Felsen aus vom ersten Schöpfungstage, wie ein Denkstein aus uralter Zeit. Die feste Gestalt, das unwandelbar edle Gesicht, die ruhige Haltung, die objektive Rede — das alles hatte etwas Apostolisches. S. 197 und 217.

Die Totenpredigt im Dome zu Merseburg.

Jugendkomposition von W. v. K. Erläuterung siehe S. 227 und 286.

ſprengen, Gartenbänke und Fenſterladen anzuſtreichen und dergleichen Freuden mehr. Das alles wäre ja ganz hübſch geweſen, wenn ich's hätte für mich als freie Kunſt betreiben können; der Frondienſt aber ermüdete um ſo mehr, als mein Meiſter in ſolcher Luſt kein Maß hielt. Weder Sturm noch Regen noch Mittagsglocke wurden für etwas geachtet, der Hunger für weniger als nichts. Wir aßen nicht eher, als bis das angefangene Werk vollendet war, nämlich um drei oder vier, um eins oder zwölf, wie's gerade kam. Dann aber hätte man an unſerm Appetit ermeſſen können, daß uns ſolche Lebensweiſe wenigſtens keinen Schaden brachte.

Die Mahlzeit

Daß Leute von ſo unregelmäßiger Tiſchzeit, als mein Paſtor und ich, nicht mit den übrigen Hausgenoſſen zuſammen ſpeiſen konnten, ſieht Jeder ein. Mit Ausnahme der Sonntage, wo die Handarbeit ruhte und Familientafel ſtattfand, pflegten wir beiden Gartenknechte daher nachzuexerzieren. Zu dem Ende fanden wir die lange Wachstuchtafel im Studierzimmer nicht gerade gedeckt, wohl aber friſch abgewaſchen und glänzend reinlich hergeſtellt. Tiſchtücher hielt Roller nicht für praktiſch. Wenn ſie auch alle Tage gebadet würden, pflegte er zu ſagen, ſo blieben ſie doch immer voll widerwärtiger Faſern, die ſich nicht allein ans Brot hingen und zum Nachteil für die Därme mit eingeſchlungen würden, ſondern auch die Kleider ruinierten; und tagtäglich könne man es in allen Tiſchtuch- und Servietten-häuſern ſehen, daß die Leute ſich mit ſchwarzen Hoſen ſetzten und mit weißmelierten wieder aufſtünden. Naß abgewaſchenes Wachstuch ſei dagegen ſo reinlich als ein abgewaſchener Teller und ſo ſehr der rechte Grund und Boden für alle Speiſen, daß man dieſe im Notfall auch ohne Schüſſel unmittelbar darauf aufſtellen könne.

Auf dieſe reinliche Tafel wurden alle Gänge auf einmal aufgeſetzt, teils um den Appetit danach zu bemeſſen, teils jede weitere Bedienung überflüſſig zu machen. Dann aßen wir, die Mahlzeit nach Belieben von hinten oder vorn anfangend, alles hintereinander weg, die feſten Speiſen von beſonderen Tellern, Gemüſe und Brei aber gleich aus der Schüſſel, und zwar vermittelſt kleiner Brotſchaufeln, die an die Gabel geſteckt und jedesmal mit verſpeiſt wurden. Roller war vergnügt und guter Dinge, gab allerlei zum beſten und wußte auch mich, namentlich durch paradoxe Behauptungen, nicht allein zum Mitſprechen, ſondern auch zum Streiten anzuregen.

Er behauptete zum Beiſpiel, daß Unvernunft vernünftiger als Vernunft ſei, Grobheit höflicher als Höflichkeit, daß Chauſſeen die Kommunikation hemmten, und bloße Füße wohlanſtändiger als bloße Hände ſeien. Auch ſtritt ſich's hübſch darüber, was beſſer ſei, die Suppe mit den Schweden zuletzt oder mit den Sachſen vorweg oder endlich nach Rollers Hausordnung gar nicht zu eſſen. Endlich tiſchte mein Wirt beim Nüſſeknacken wohl noch etliche Rätſel auf, deren er viele und zwar alle nach ein und derſelben Schablone auszuhecken pflegte. Einiges der Art möge hier zur Probe folgen.

„Welcher Vogel niſtet in der Kirche?“ Ich riet natürlich auf Sperlinge und Tauben. Die Auflöſung war aber: „Der Orga- oder Storchaniſt!“

„Welches reißende Tier iſt unentbehrlich bei jedem öffentlichen Gottesdienſt?“ Man hätte denken mögen, es ſei der alte Adam, welcher gewiſſermaßen wie eine wilde Beſtie durch die Predigt zu erlegen ſei. Die richtige Antwort war aber: „Das Kanter- oder Panthertier!“

„In welche Stadt dürfen die Beine nicht mit hinein?“ Hierin war ich ganz Unwiſſenheit, aber Roller ſchrie mich an: „Peterwardein! oder die Beine müſſen draußen ſein!“

Über ſolche Auflöſungen konnte ich ungemeſſen lachen und ward darum gelobt. Andere – ſagte mein Paſtor – lachten zwar auch, nämlich Schulmeiſter und Kandidaten aus Höflichkeit, Superintendenten, Konſiſtorialräte und ſonſtige Honoratioren aus Ärger, die Gräfin Dohna aus Mitleid; ich aber aus dem ff, und das ſei die ſchmeichelhafteſte Tonart. Überhaupt ſchien mein guter Paſtor nicht ganz unzufrieden mit mir zu ſein. Er erwies mir viel Freundlichkeit, und gewiß hätte ich mich ihm gleich von Anfang zutraulicher angeſchloſſen, wenn ſeine Derbheit mich nicht allzu oft verletzt hätte. Ein Beiſpiel mag genügen.

Nachdem wir unſer erſtes Mittageſſen ſehr friedlich miteinander abſolviert hatten, wurde mir geboten, in die Unterſtube hinabzuſchreien: „Nehmt die Speiſung weg! Aber vernehmlich! – fügte Roller hinzu – denn nicht immer hören meine Schweſtern leicht.“

Ich öffnete das Gitter und den Mund. Da mir indeſſen jener kategoriſche Satz gegen die alten Damen nicht zu ziemen ſchien, ſo überſetzte ich ihn ins Reſpektvollere und rief hinab: „Der Herr Paſtor läßt bitten, das Eſſen abzutragen!“ Doch hatte ich kaum ausgeſprochen, als Roller mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, daß die Teller tanzten. „Heißt das Aufträge ausrichten – polterte er mich an – oder lügen?“ Ich ſah ihn erſchrocken an. „Ja! – tobte er weiter – gelogen haſt du!“

Das hieß mir an die nackte Seele greifen. Mein unerfahrenes Gewiſſen ſprach mich von jenem feigen Laſter völlig frei und ich war ſtolz auf meine Ehrlichkeit. Ich entgegnete daher mit einiger Empörung, ich löge nie. „O weh! – erwiderte Roller gedehnt – zweimal in einem Atem gelogen; erſtens durch falſche Beſtellung und zweitens durch heuchleriſches Bekenntnis!“ – „Und drittens – fügte ich mit bebender Stimme hinzu – habe ich in meinem Leben nicht gelogen und lüge auch jetzt nicht.“ Damit griff ich nach meiner Mütze und wollte das Zimmer verlaſſen. Aber Roller rief mir ſein gebieteriſches „Halt!“ zu und hielt mir etwa folgende Predigt:

„Du biſt empfindlich, mein Sohn – begann er in ruhigem Tone – weil ich die Pflicht der Freundſchaft gegen dich übe und dir deine Fehler ſage. Wenn du aber zu weichlich für ein wahres Wort biſt, wie willſt du denn jemals Unrecht ertragen? Und das muß Jeder lernen, der ein Mann werden will. Nein, unterbrich mich nicht! Ich gab dir einen Auftrag. Den konnteſt du ablehnen; übernahmſt du ihn aber, ſo mußteſt du ihn wort-

getreu ausrichten, durftest ihn nicht verbrämen und lackieren. Das ist Weiberwerk! Aber du wolltest dich niedlich machen, und darüber hast du Dinge gesagt, die meine Schwestern in das gerechteste Erstaunen setzen mußten. Sie sind nicht gewohnt, daß ich sie bitte, ihre Schuldigkeit zu tun, und ebensowenig pflegen sie das Essen wieder abzutragen, es sei denn, daß sie es versalzen oder verbrannt hätten. O, mein Lieber! Das Essen hatten wir verzehrt, und was übrig bleibt, Geschirre, Löffel, Gläser, heißt nicht Essen, sondern Speisung. Endlich sagtest du, du hättest nie gelogen. Das war das Schmerzlichste, denn damit machtest du den zum Lügner, welcher bezeugt hat, daß alle Menschen Lügner sind. Da merke auf, mi lili! und laß dir raten, daß du den selbstgerechten Mönch nicht mästest in deinem Herzen."

Die gute Absicht der Verständigung versöhnte mich und ich konnte allenfalls den Lügner tragen, der auf allen Menschen saß. „Ich kann Ihren Schwestern keine Befehle geben" sagte ich; „wenn ich aber nicht jeden Auftrag zu übernehmen brauche . . ." — „Nein, beileibe nicht! — rief Roller in seiner jovialsten Weise — wenn dir's nicht ansteht, sträube dich!"

Gesellige Freuden

Wegen des späten Essens waren die Nachmittage sehr beschränkt. Roller machte gewöhnlich Hausbesuche und mir ward irgendein Vergnügen oktroyiert wie zum Beispiel, in der alten holländischen Bilderbibel nicht mehr und nicht weniger als drei Bilder zu besehen, von denen ich nachher Rechenschaft zu geben hatte, oder die Äxte zu schleifen für den morgenden Gebrauch, oder, was besser war, die Spatzen mit der Windbüchse zu molestieren. Aber am besten nahm ich's auf, wenn ich den Ackergaul Peter aus dem Stalle ziehen und nach Grünberg zu den alten Fabers reiten durfte.

Außer auf prinzlichen Ziegenböcken hatte ich noch nicht geritten; aber Roller war sehr sorglos. Er lehrte mich das Aufzäumen und Satteln und überließ mich dann der Willkür des Pferdes, das, alt und lebensmüde, keine sonderlichen Allotria mehr trieb. So mußte die Übung meine Lehrerin werden oder vielmehr ward Peter mein Lehrer, und ich ergab mich seiner Leitung. Je nachdem er es für angemessen hielt, ging er entweder seinen imperturbabeln Ackergaulsschritt oder er erfreute sich wohl auch an einem für mich mehr schmerzhaften als scherzhaften Hundetrabchen. Roch er endlich den Grünberger Stall, so setzte er sich in Galopp, und ich hatte kein Verdienst dabei und konnte es auch nicht hindern, wenn ich wie ein Ordonnanzoffizier in den Schloßhof einsprengte.

Die Frau Magisterin Faber kam mir gewöhnlich schon vor der Haustüre entgegen und empfing mich mit einer Auszeichnung, als wäre ich der Graf Dohna selbst gewesen. Dann führte sie mich ins saubere Wohnzimmer, wo ihr alter Mann, stets fein bekleidet mit schneeweißer Halsbinde, im Lehnstuhl saß und mir die Hand entgegenhielt.

Die alten Fabers waren die vortrefflichsten Menschen. Sie hatten ihr Leben hinter sich und ruhten einer in des andern Pflege aus. Er, der

Magiſter, ſollte ſeinerzeit ein tüchtiger Paſtor geweſen ſein und war noch ein tüchtiger Gelehrter, wenigſtens in meinen Augen, da er ſich immer von gelehrten Sachen mit mir unterhielt. Wir ſprachen einſichtsvoll von ablativis absolutis, vom accusativo cum infinitivo, von Stamm- und abgeleiteten Wörtern und dergleichen ſprachlichen Verhältniſſen. Auch von Cäſars Feldzügen, von ſeiner Kriegskunſt und ſeinen Kriegsmaſchinen, von römiſchen Legionen und von mazedoniſcher Phalanx war die Rede, und ich bekam die wertvollſten Aufſchlüſſe. Dazu wurde aus Kallpfeifen ein Tabak geraucht, der, zu einem Drittel mit Kornblumen gemiſcht, ſo wohltätig für die Augen ſein ſollte, daß ich ordentlich fühlen konnte, wie die meinigen ſich erquickten. Auch Kaffee, Bier und Milch gab's da, nebſt Kuchen, Butterbrot und Honig, und viel Bedauern, daß man nichts Beſſeres habe.

Die Magiſterin Faber gehörte zu den barmherzigen Seelen, die nie glücklicher ſind, als wenn ſie ſich für Andere aufreiben können, und freute ſich daher jedes Menſchen, der in ihre Hände fiel, ihm zu dienen, ihn zu pflegen und zu füttern. Mir tat ſie alles Dreies in einem Grade, als wenn ich ein vornehmer Herr, ein alter hilfloſer Magiſter und ein junger Vielfraß in einer Perſon geweſen wäre. Kaum wußte ich, wie ich mich meinerſeits für alle dieſe Güte ausreichend demütigen ſollte, und bin in meinem Leben nicht beſcheidener geweſen als gegenüber dieſer unbeſchreiblich guten Frau.

Den Rückweg ſchlug ich gewöhnlich über Hermsdorf ein, um wenigſtens im Vorüberreiten nach dem ſtattlichen dreigetürmten Schloſſe hinzublicken, das ſo lockend über die Waldung ſeines Parkes hervorſah. Gern wäre ich dort bisweilen eingeſprochen, wo Menſchen und Sitten mich beſonders anheimelten, aber gerade dahin ward ich niemals dirigiert. Sei es nun, daß Roller in dieſer Zeit jugendlichen Umgang zu zerſtreuend für mich fand oder daß er beſorgte, es werde mich das vornehme Haus verekeln – kurz, ich betrat das Schloß nur dann, wenn ich ausnahmsweiſe mit meinem Paſtor zu Tafel geladen war. Ich hätte daher die jungen Stolbergs außer den Unterrichtsſtunden kaum geſehen, wenn nicht gewiſſe Geſellſchaftsabende geweſen wären, die regelmäßig jeden Dienstag im Pfarrhauſe abgehalten wurden.

Auf dieſe Abende freute man ſich die ganze Woche. Die Gäſte beſtanden aus der gräflichen Familie, dem Schulmeiſter Kantor Eckhart mit ſeiner Frau und aus Fabers. Das Dohnaſche Haus war ziemlich reich vertreten, da außer dem Grafen und der Gräfin nebſt Herrn Mann und Benzig auch noch zwei junge Komteſſen Stolberg und ein paar alte Hausbeamte, nämlich der Sekretär des Grafen und eine Wirtſchaftsdame, dazu gehörten.

Die letztere, Mamſell Gera, eine korpulente, hochbetagte Perſon mit grauem Haar und grauem Bärtchen, ſollte einige Verdienſte um das gräfliche Haus haben und ward deshalb ſehr rückſichtsvoll behandelt. Als Tochter eines Organiſten war ſie in der Muſik bewandert, ſpielte Flöte,

Violine, Cello und mit Meisterschaft die Orgel. Letzteres Instrument hatte sie jedoch aufgegeben, da es ihr am verflossenen Erntefeste begegnet war, bei Gelegenheit eines heroischen Pedalläufers das Übergewicht zu verlieren und zum Entsetzen des Kantors rücklings von der Orgelbank zu schlagen. Teils wegen dieser Geschichte, die mir Roller einmal beim Nachtisch anvertraut hatte, und andernteils wegen ihrer idiosynkratischen Scheu vor Katzen war mir die alte Dame merkwürdig. Wenn sie in Lausa erwartet wurde, fing man vor allen Dingen erst die Katzen ein und sperrte sie in Jonathans Zimmer, der ihrer treulich hütete. Dennoch geschah es, daß die stets Besorgte eines Abends nicht ins Zimmer wollte, versichernd, sie spüre Katzen und könne sich nicht täuschen. Alle Beteuerungen, die Katzen seien wie immer wohlverwahrt bei Jonathan, blieben fruchtlos, bis dieser arme Sünder endlich selbst erschien, ängstlich bekennend, daß der Kater ihm allerdings entsprungen sei, und zwar durchs Fenster, da er dieses geöffnet habe, um hinauszuspucken. Wirklich fand sich auch das Tierchen hinter dem Ofen harmlos schlummernd.

Der alte Sekretär des Grafen, namens Zeidler, ein kleines, dürres Männchen von etlichen siebzig Jahren, ward seines Alters halber ebenfalls in Ehren gehalten. Daß er viel und langweilig von seiner adligen Abkunft sprach, übersah man schonend. Er hatte nämlich in des Grafen Bibliothek ein altes Adelslexikon entdeckt, in welchem unter anderen sächsischen Geschlechtern auch eins seines Namens mit Wappen, Emblemen und historischen Notizen verzeichnet war. Daß er dieser vornehmen Familie entstamme, darüber kam ihm gar kein Zweifel. Er ließ sich sofort das Wappen stechen und teilte Jedermann im Vertrauen mit, daß eigentlich auch seine Wenigkeit von Adel sei. Gegen Bürgerliche pflegte er, gutmütig mit den Fingern schnalzend, hinzuzufügen: „doch denke ich, als Adam drasch und Eva spann, wer war damals ein Edelmann!"

Der Kantor Eckhart[1] endlich, ein hochgewachsener, wunderschöner Greis, mit ernstem Blick und silberweißem Haar, vom Grafen Dohna sehr bezeichnend „der getreue Eckhart" genannt, galt für einen in seinem Fache höchst ausgezeichneten Mann. Er hatte die größten Verdienste um die Ortsschule wie auch um viele andere Schulen des Königreichs, indem er eine ganze Anzahl junger Leute zum Lehrfach vorbereitet hatte, die seiner Zucht die größte Ehre machten. In Ansehung dessen hatte ihm denn auch das Konsistorium den Kantortitel verliehen, eine Auszeichnung, die zu jener Zeit für Dorfschulmeister selten vorkam. Ich hatte diesen Mann sehr lieb und stattete ihm bisweilen Besuche ab, um mir vom Siebenjährigen Kriege erzählen zu lassen, dessen Drangsale er zum Teil mit durchgemacht hatte.

[1] Joh. Georg Eckhart († 1837) hat später, als W. v. K. 1831–33 in Hermsdorf lebte, ihm nahe gestanden; vgl. Bd. II. Rollers Eintrag im Kirchenbuch zu Lausa nach Eckharts Tode lautet: „im Amte gestanden 63 Jahre, davon in Lausa 1816–33, vorher 12 Jahre lang Direktor des gräflich Dohnaschen Schullehrer-Seminars in Uhyst a. d. Spree. Schrieb ein nützliches Schulbuch, das 5 Auflagen bereits gesehen hat."

Das waren, außer den schon bekannten, die hervorragenderen Mitglieder der Dienstagsgesellschaft, lauter gute Leute, die sich trotz mancherlei kleiner Schwächen sämtlich untereinander achteten und liebten. Nachdem am langen Wachstuchtische der Tee getrunken war, wurden wir jungen Leute gewöhnlich unter Aufsicht einer Rollerschen Schwester oder jener alten Katzenfeindin abgesondert, uns untereinander mit Bilderbesehen oder geselligem Spiel zu unterhalten. Das waren freundliche Stunden. Die beiden jungen Gräfinnen, Lenorchen und Carolinchen [1], die bei der Tante Dohna in Hermsdorf ihre ganze erste Jugendzeit verlebten, waren liebliche, harmlos heitere Mädchen von zwölf bis sechzehn Jahren, fromm und verständig und immer zum Lachen geneigt. Wenn die von Roller vorgeschriebenen vier bis fünf Bilderbibelbilder bis zum Überdruß durchstudiert waren, so machte es den jungen Damen besonderes Vergnügen, die alte Haushälterin zur Leerung ihrer Taschen zu bewegen, um sich immer wieder von neuem über die Fülle des Inhaltes zu verwundern. Auch war es ganz erstaunlich, was da alles herauskam, Medikamente und Pflaster aller Arten, Verbandzeug, Tabaksdosen, Bestecke, Etuis mit den charmantesten Utensilien, Bücher, Wachsstöcke, Feuerzeug, Lakrizenbonbons gegen Trockenheit im Munde, sogar einige einfache Nahrungsmittel für den Fall plötzlichen Heißhungers. Es nahm kein Ende, und mit Interesse besahen wir alle diese Gegenstände, uns den Gebrauch erklären lassend.

Durften wir unter den Großen bleiben, so hatten wir zwar meist zu schweigen, langweilten uns aber keineswegs, da Roller Rücksicht nahm auf Alles, was ihn umgab und seine Unterhaltung für Jedermann verständlich war. Gewöhnlich ließ er irgendeine Kuriosität von Hand zu Hand gehen, ein seltenes Insekt, das er gefangen, eine römische Lampe, ein buntes Steinchen aus der Mosaik der Sophienkirche in Konstantinopel, eine Südseemuschel, eine Zeichnung, eine Jericho-Rose, immer Dinge, denen er den höchsten Wert beimaß und denen er allgemein ansprechende Seiten abzugewinnen wußte. Überraschend schnell schlug dann die achte Stunde, da denn die teueren Gäste sämtlich den Pfarrhof wieder verließen, um bei sich zu Hause ihre Abendsuppe einzunehmen.

Geheime Elternkraft

Unter die Vergnügungen, denen ich in Lausa ausgesetzt war, muß eine Beschäftigung gezählt werden, die an und für sich zwar nichts weniger als amüsant war, aber durch die Beteiligung Rollers, welcher auch die geistlosesten Arbeiten cum grano salis zu genießen wußte, dennoch einigermaßen erträglich wurde. Wir setzten uns nämlich, mein Pastor und ich, einander gegenüber an die Wachstuchtafel, ein gewisses schwarzes Pulver zu gleichen Gewichtsteilen in ebenfalls gleich große Papierhülsen füllend,

[1] Eleonore, Gräfin von Stolberg-Wernigerode (1801–1827), ⚭ 1819 mit Heinrich LXIII. Fürst von Reuß-Köstritz (auf Klipphausen), der sich 1828 mit ihrer Schwester Caroline (* 1806) wieder vermählte.

und dabei pflegte Roller mit ganz beſonderem Vergnügen ſich ſelbſt als Doktor, mich aber als Subjekt und Pharmazeuten zu verhöhnen und allerlei ſonderbare wie auch ſehr ärgerliche Erlebniſſe zu erzählen, die auf die Sache Bezug hatten.

Von Jonathans Kränklichkeit iſt ſchon die Rede geweſen; derſelbe war ein äußerſt gebrechlicher Menſch, der früherhin an böſen Krämpfen gelitten hatte, die für epileptiſch galten. Ärztliche Behandlung wie kluger Freunde Rat waren lange Jahre hindurch erfolglos geblieben, als endlich ein fremder Handwerksburſche, der zufällig fechtend auf den Hof kam und Zeuge eines ſolchen Anfalles wurde, ſich folgendermaßen vernehmen ließ: Jede Krankheit – ſagte er, indem er einem Topf mit Zwiebelſuppe zuſprach, den Charitas ihm ſpendete – ſei ein Übermaß des Feuers in Blut und Nerven. Inzwiſchen habe jedes Feuer auch ſein Waſſer, das es löſche, wenn man's nur kenne. So gäbe es denn auch ein kleines Tierchen, welches das böſe Weſen dämpfe und vertilge, und nicht ehrlich wolle er ſein und zeitlebens keinen Speckkuchen mehr eſſen, wenn er nicht ſelbſt dadurch geheilt worden ſei. Auch ſei beſagtes Tierchen überall zu Hauſe und habe ſo viel Namen, daß es gar nicht zu verfehlen ſei. Es heiße nämlich: Elſter, Alſter, Alkaſter, Schalaſter, Heiſter oder Heſter. In den heiligen zwölf Nächten, wo die Natur – denn es ſei ein Naturmittel – ihre ganze Kraft beiſammen habe, ſchieße man dies nützliche Vögelchen; danach werde dasſelbe im Backofen verkohlt und pulveriſiert. Von ſolchem Pulver müſſe man täglich eine Meſſerſpitze voll in Waſſer nehmen, dabei ohne Wandel leben, nicht tanzen und ſich nicht beſaufen; ſo werde man die Krankheit bald vermiſſen.

Den Verſuch zu machen, war Roller nichts weniger als abgeneigt. Zur angegebenen Zeit ſchoß er die erſte Elſter und behandelte den Bruder mit ſolchem Glück, daß jenes fürchterliche Leiden ſchon nach Monatsfriſt gehoben ſchien und auch nicht wiederkehrte. Die Kur machte Aufſehen im Dorf; es meldeten ſich andere Kranke und genaſen gleichfalls. Zu meiner Zeit verkohlte Roller jährlich ſchon an hundert Schalaſtern, die ihm von allen Seiten, ſogar vom Harz und aus Schleſien, durch Freunde eingeliefert wurden, und verſandte die Pulver bis Hamburg, Königsberg und Wien. Dieſe ausgedehnte Praxis nahm ihm einen bedeutenden Teil ſeiner Zeit, denn faſt täglich überliefen ihn die Pulverleute, wie er ſie nannte, oder hatte er ſein ſchwarzes Mittel brieflich zu verſenden. Da er aber von der Wirkſamkeit feſt überzeugt war, ſo freute er ſich, daß Gott ihm einen Weg eröffnet habe, ſich für die Heilung ſeines Bruders dankbar zu erweiſen, und wies beharrlich jede Gegenleiſtung ab. Er verlangte nichts von ſeinen Patienten als gewiſſenhaften Bericht, wie es bekommen ſei, und da dieſer häufig ausblieb, andrerſeits aber immer neue Verſuche gemacht wurden, Geld und Geſchenke anzubringen, ſo war auch recht viel Ärger bei der Sache.

„Daß dieſe Stadtleute verdammt wären mit ihrem Geldel – ſagte er dann wohl – für Alles wollen ſie's entweder haben oder geben; aber daß

ſich einer dankbar erweiſen und wie ein vernünftiger Menſch melden ſollte, wie ihm was bekommen, dazu ſind ſie doch zu einfach in ihren Sperlingsköpfen. Wenn ich – fuhr er fort – dem dümmſten Kerl im Dorfe einen Scheffel Weizen zur Ausſaat ſchenke mit der Bedingung, daß er mir hernachmals anſage, das wievielte Korn er geerntet habe, ſo kann ich einen körperlichen Eid darauf tun, daß er mir kein Geld anbietet; er nähme lieber noch etwas dazu. Aber zu ſeiner Zeit pocht es an meine Tür, und mein Mann ſtellt ſich richtig dar und ſagt: mit Verlaub, Herr Paſtor, das dritte Korn, oder das ſiebente, oder wenn er guten Dung hat und ein großmäuliger Kerl iſt, ſo ſind es wohl auch eine Mandel von jedem Korn geweſen. Nun: ſolche Klugheit kann man freilich von Städtern nicht erwarten, aber mit ihrem Gelde ſollen mir dieſe Krämer doch vom Leibe bleiben!"

Dergleichen Reden hielt der uneigennützige Arzt nicht ſelten und daß es jeder hören konnte, aber ſeinen Zweck erreichte er nicht, denn die Leute boten ihm immer wieder Geld an. So eine Dresdener Dame, deren Sohn er geheilt hatte. Dieſe ſchickte zwanzig Taler Gold mit der ergebenen Bitte, der Herr Paſtor möge, wenn er das Geld für ſich nicht nehmen wolle, einen beliebig wohltätigen Gebrauch davon machen.

„Daß dich!!" ſagte Roller in großer Entrüſtung und expedierte die Summe ſogleich zurück, begleitet von einem obligaten Handſchreiben, welches ſeiner Meinung nach ausreichend deutlich war, um es auf immer mit jener undankbaren Frau zu verderben. Nichtsdeſtoweniger erſchien am andern Tage ein Fäßchen Wein, zwar ohne Angabe des Abſenders, doch vermutlich aus derſelben Quelle, und die Schweſtern, welche häufig vornehme Gäſte zu bewirten hatten, empfingen es mit ungeheuchelter Freude. Der Bruder aber erkannte den Feind auch in dieſer Verkappung, und wenn ihn nicht die Würde ſeines Amtes hindere, ſagte er, ſo würde er das Weib in ihrem eignen Wein erſäufen. Sofort ließ er das Fäßchen, trotz aller Fürbitte der Hausgenoſſen, auf die Treppe legen, den Krahn daran und einen derben Henkelkrug daneben; allen Pulver- und Bauersleuten aber, die von ihm gingen, empfahl er, ſich im Vorübergehen zu bedienen und ſich dabei nicht etwa von der Beſcheidenheit übermannen zu laſſen. Im Umſehen war's ſoweit, daß auch der pfiffigſte Küfer kein Tröpfchen mehr herausgezapft hätte, und das war die Strafe jener Dame.

3. Kapitel — Die Konfirmation

Am Palmenſonntag war ich früh aufgeſtanden und hatte die neuen Kleider angezogen, die meine Mutter tags zuvor geſchickt. Des Fracks zwar ſchämte ich mich, weil ich bis dahin nur Jacken getragen hatte, aber weil die jungen Stolbergs in Escarpins ſein würden, ſagte Roller, ſo ſei der Frack das Geringſte, was ich tun könne.

Mich an mich ſelbſt zu gewöhnen, ging ich in den Garten. Es war ein herrlicher Morgen. Die Frühſonne ſtrahlte feſtlich durch das knoſpende Geſträuch und funkelte in den geſchwollenen Fruchtaugen der Obſtbäume.

Die Stachelbeeren hatten sich bereits in grüne Florschleierchen gehüllt, die Weiden trugen gelbe Kätzchen, Erlen und Nüsse ihre wunderlich geschwänzten Blüten, die Lerchen tremulierten in hoher Luft, und aus den Wipfeln der alten Linden pfiff die Drossel. Die Natur beging ganz augenscheinlich ihren Geburtstag.

Ich Ärmster aber war im Frack und sollte öffentlich vor der ganzen Gemeinde examiniert werden. Letzteres lag mir besonders schwer im Gemüte wegen des Katechismus, der, wo er nicht in früher Kindheit überwunden wird, schwer ins Gedächtnis eingeht. Ich hätte den Frack daran gegeben, wenn ich das Examen losgewesen wäre.

In dieser Stimmung trafen mich Herr Mann und Benzig. Sie sahen in ihren Kniehosen und mageren Beinen auch nicht zum Verlieben aus, doch waren wir allesamt zu feierlich gestimmt, um uns mit Lächeln aufzuhalten. Etwas durchfröstelt von der kalten Morgenluft, überhörten wir uns den Katechismus unter reichlichem Schneuzen und versammelten uns dann mit allen Bauernkindern zum letztenmal in der stillen Stube. Hier trat Roller zu uns im vollen Ornat und führte uns unter dem Geläute der Glocken in feierlicher Prozession über den Kirchhof, zwischen Gräbern hindurch und hinein in die festlich bekränzte Kirche. Mein erster Blick fiel auf das andächtige Gesicht meiner Mutter. Sie war in aller Frühe mit meiner Schwester, Marien und Mariannen ausgefahren und in Hermsdorf abgestiegen, von wo sie mit Graf Dohnas zur Kirche kam. Die Orgel intonierte prächtig, und unter dem Begrüßungsgesange der Gemeinde schaarten wir uns um den Altar, welcher mit ein paar hohen Palmenzweigen, einer Spende meiner Mutter, dekoriert war.

Vor uns stand Roller. Es war an diesem Menschen nichts Modernes, nichts Gestutztes und Gemachtes. Er sah wie ein Felsen aus vom ersten Schöpfungstage, wie ein Denkstein aus uralter Zeit. Die feste Gestalt, das unwandelbar edle Gesicht, die ruhige Haltung, die objektive Rede, aus der nicht die Zerrissenheit menschlicher Meinungen, Vermutungen und Gefühle, sondern die majestätische Gewißheit ewig unwandelbarer Wahrheit sprach: das alles hatte etwas Apostolisches. Sein dunkles Auge lag auf uns mit dem Ausdrucke nicht des Stolzes, sondern der sorgenden Liebe, und als er nun aus der Tiefe seines Herzens zu uns sprach, stahl sich eine Träne nach der andern über das steinerne Gesicht. Diese innere Bewegung eines Mannes, der seine Empfindung sonst unter Schloß und Riegel hielt, ergriff mich mehr noch als die Worte, die er sagte, und sehr bald fand ich mich so tief eingetaucht in die Feier jener heiligen Stunde, daß ich auf Worte kaum noch hörte.

Zu einigem Aufmerken kam es erst wieder, als ich kniend auf den Stufen des Altars, meine Hand in Rollers rechter, seine linke auf meinem Haupte fühlte und den Segen der Kirche empfing.

„Gibst du dich dem Herrn Jesu mit Leib und Leben zum Eigentum hin?" So fragte mich Roller, und ich sagte: „Ja!" und meinte es aufrichtig und ehrlich.

Namensverzeichniß
der confirmirten Kinder
während meiner Amtsführung allhier.

Samuel David Roller.

Im Jahr 1817.

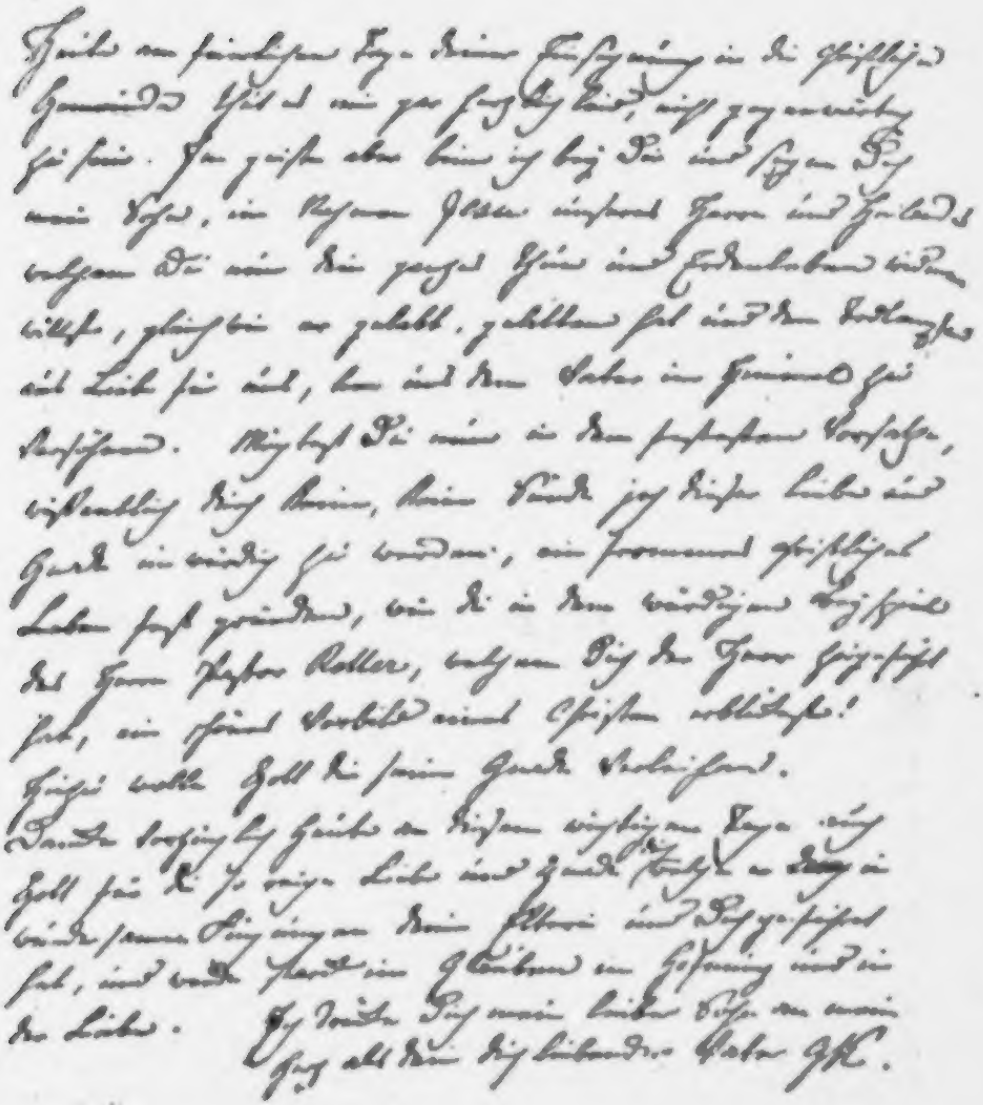
57. Hermann, Graf zu Stolberg-Wernigerode. } Söhne des Erbgrafen Henrich.
58. Leonhard, Graf zu Stolberg-Wernigerode
59. Wilh. Georg Alexander von Kügelgen. (Dresden.)
60. Carl Friedr. Adolph Schulze. F. } [illegible]
61. Joh. Christian Teuscher. W.

Gedenkspruch: 1. Petr. 4, 18. 19. Im Jahr 1820.

86. Botho Graf zu Stolberg-Wernigerode aus Wernigerode.
87. Carl Otto Gerhard von Kügelgen aus Dresden.
88 Johann Gottlieb Thorwirth aus L.

Aus dem Kirchenbuch zu Lausa. Eigenhändige Eintragungen Rollers

Mein lieber Sohn Wilhelm!



Brief des Vaters aus Berlin an Wilhelm zur Konfirmation

Darauf sprach er weiter: „Selig sind, die reines Herzens sind! Soll mir's hart ergehen – laß mich feste stehen – und selbst in den schwersten Tagen – niemals über Lasten klagen – denn durch Dornen hier – geht der Weg zu dir."

Roller pflegte sich auf die Sprüche und Verse, die er seinen Konfirmanden bei der Einsegnung sagte, nicht vorzubereiten, sondern sich dabei ganz dem zu überlassen, was der Augenblick ihm zuführte. Er wußte daher nachträglich selbst nicht, was er gesprochen hatte, aber Angehörige und Freunde schrieben solche Worte, die wie Orakel angesehen wurden, nach, und so waren denn auch mir jene Sprüche erhalten worden, die mir durch mein langes Leben vielfach mahnend und stärkend zur Seite gestanden haben.

Ich war nun eingetreten in die Reichsritterschaft der Kirche und, ihrer Gnadengüter teilhaftig, hatte ich am Grünen Donnerstage mit der ganzen Gemeinde und unter Absingung des Liedes „Schmücke dich, o liebe Seele" zum erstenmal das Sakrament des Altars empfangen. Auch hatte ich an Erkenntnis zugenommen, gelernt, was recht und falsch sei, gut und böse; im übrigen aber war ich unverändert geblieben, das heißt, ein lieber, guter Junge in meinen eigenen Augen, und wenn etwas von der Aussaat aufgegangen sein sollte, die ein treuer Lehrer damals in meine Seele legte, so würde dies doch erst einer viel späteren Periode meines Lebens angehören, da ich aus eigener Erfahrung mit dem heiligen Antonius bekennen lernte, daß der wesentlichste Fortschritt, dessen wir als Christen fähig sind, in der fortschreitenden Erkenntnis unseres eigenen inneren Verderbens liegt.

Die Nachlese

Meine Mutter war mehrere Tage im gastfreien Hermsdorf verblieben, um an der Kommunion mit teilzunehmen. Danach war sie nach Dresden zurückgegangen; ich aber sollte noch in Lausa bleiben, bis im Mai der Vater von Berlin zurück sei und eine längst projektierte Familienreise zum Bruder Gerhard angetreten werden könne. In Ballenstedt sollte dann mit Beckedorff und Starke über meine nächste Zukunft beraten werden, namentlich über die Wahl eines Gymnasiums, das meine Eltern aus vielfachen Gründen in der Nähe des Bruders wünschten.

Ich war in Lausa völlig eingebürgert und erfreute mich überdem seit kurzem der Gesellschaft eines jugendlichen Genossen, daher ich desto lieber zurückblieb. Mein neuer Freund, nur wenig Jahre älter als ich, hieß Otto v. Loeben[1]. Frühzeitig verwaist, war er Roller übergeben worden und in dessen Hause verblieben, bis er die St. Thomasschule in Leipzig beziehen konnte. Roller sah ihn daher wie einen Sohn an, und wie gewöhnlich verbrachte Otto auch diesmal seine Ferien bei dem Pflegevater.

Dieser Otto war ein frischer, bildschöner Bursche, der von nun an Freud und Leid, Vergnügen und Arbeit mit mir teilte. Wissenschaftlich

[1] Otto v. Loeben, * 1799, † 1873 als Domprediger in Meißen und Pfarrer von Rüsseina.

ward freilich damals nichts getan. Roller hatte seine Arbeit hinter sich, Otto verfeierte seine Ferien, und uns alle umgab das Jauchzen des anbrechenden Frühlings – wer konnte da studieren! Wir gruben, pflanzten, angelten und krebsten, schlämmten den Gartenteich mit weitaufgestreiften Hosen und fuhren mit dem alten Peter Holz aus dem Busche, das wir selbst geschlagen, und dampfenden Dünger aufs Feld. Es waren dies lauter Vergnügungen nach Rollers Ansicht, für uns mitunter böse Klippen, da leicht ein ungeschicktes Anfassen oder andere Versehen vorkommen konnten, die bei der aufbrausenden Gemütsart unseres Herrn und Meisters unangenehme Auftritte zur Folge hatten. Aber in Gemeinschaft trägt sich Alles, und Otto verstand es so prächtig, Verdrießlichkeiten abzuschütteln und wegzulachen, daß ich die Meinung von ihm faßte, er sei durch gar nichts weder zu kränken noch zu betrüben.

Auf meinen Vorschlag sollte bisweilen auch spaziert werden, wovon ich mir mehr Vergnügen und bessere Unterhaltung versprach als vom bloßen Düngen oder Holzhacken; aber Roller hatte davon so wenig einen Begriff als seine Bauern, daher diese Art von Naturgenuß auch nie so recht gelingen wollte. Wohl machten wir uns öfter auf den Weg, kamen aber selten weiter als fünfzig Schritte über den Pfarrhof hinaus, weil es überall so viel zu sehen gab.

So wie mein lieber Pastor sich nämlich für Menschenwerke jeder Gattung interessierte, so daß er ebensowenig bei einem am Fenster ausgestellten Holzpantoffel als bei dem Belvederischen Apoll ohne die umständlichste Besichtigung vorbeigegangen wäre, so und noch viel lebhafter für alle Werke Gottes, und zwar – vielleicht weil er Myops war – zunächst für die kleinsten. Während ich, gern ins Weite schweifend, mich an Totaleindrücken ergötzte, übten auf Jenen Sandkörnchen, Staub, Schimmelpflanzen, Blattläuse, Erdflöhe und dergleichen Kleinigkeiten die größte Anziehung. De minutis rebus – pflegte er zu sagen – denke mein Unverstand viel zu gering. Weil aber diese Scheidemünze der Natur überall so verschwenderisch verstreut ist und stets genauster Prüfung unterlag, so hemmte sie uns auf Schritt und Tritt, und was man einen Spaziergang nennt, der nichts zum Zwecke hat, als sich aus der Stelle zu bewegen und die Herrlichkeit der Schöpfung aufs Gemüt wirken zu lassen, kam nie zustande.

Mehr nach meinem Geschmacke waren gewisse Gänge, die bei Nacht unternommen werden mußten. Otto und ich pilgerten nämlich jeden Abend gegen zehn Uhr in Begleitung der beiden Hofhunde nach Hermsdorf, um unseren Pastor abzuholen, der, wie schon gesagt, dort allabendlich verkehrte. Wir gingen dann aber weder ins Schloß noch auch nur in den Hof hinein, sondern warteten bescheiden draußen, unter alten, unbelaubten Pappeln auf dem Erdboden liegend, der Kühlung wegen ein Jeder mit einem Hunde zugedeckt, bis der schwere Schritt des Pastors und das Aufstampfen seines ungeheueren Knotenstockes vom Hofe her erschallte.

Roller hatte stets eine laute Freude, uns vorzufinden, nannte uns Fledermäuse, Finsterlinge, Nachtgespenster und trat den Rückweg in bester Laune an. Im Dunkeln war er am genießbarsten. Wenn ihm die Außenwelt entschwand mit ihren minutis rebus, die ihn zerstreuten, dann offenbarte sich erst der Reichtum seines inneren Lebens und seine Rede wurde oft erbaulich. Zu sehen gab's zwar auch im Dunkeln; aber es ist doch nicht ganz gleich, was wir ins Auge fassen, den Orion oder eine Käsemilbe. Der Glanz des nächtlichen Himmels hat uns stets das Herz auf und Roller wußte gut Bescheid dort oben, kannte die Sternbilder mit Namen, den Gang der Planeten und den höchst sonderbaren Lauf des Mondes. Das waren schöne Gänge, und wenn wir uns drauf niederlegten in Rollers dunkler Kammer und er den Abendsegen betete, da war's mir oft zumute, als sei die Seele durch ein frisches Bad gegangen. Die einfachen Worte des Gebetes hallten fort in meinem Herzen, bis ich einschlief.

Als meine Zeit in Lausa abgelaufen war und ich die Tauben noch einmal gefüttert, dem Bruder Jonathan, den Schwestern und allen Hausgenossen die Hand gereicht und den Hunden über die Schnauzen gestrichen hatte, fuhr mich Roller selbst in seinem Planwägelchen nach Dresden, indem er mich unterwegs vom Raupenfraß und den Mitteln dagegen[1] unterhielt. Im „Gottessegen" angelangt, wollte er sich nicht aufhalten, verlangte aber von meiner Mutter ein Glas Bier, „denn – sagte er – wenn junge Leute von einander gehen, so tun sie einen Trunk". So schieden wir.

Mein lieber Pastor Roller glich einer Shakespeareschen Dichtung aus derber Laune und schwerem Ernst gewoben, deren vielfache Ungehörigkeiten wir über dem unerschöpflichen Interesse vergessen, das uns das Ganze einflößt. Wenn mich die harten Kanten seiner primitiven Natur auch oft verletzten, so übte diese andrerseits doch wieder den größten Reiz auf mich. Ich hatte mich daher schon während dieses unseres ersten Zusammenlebens dem seltsamen Manne recht eng angeschlossen. Ich hatte ein Verständnis für seine Besonderheit, er für die meinige, und trotz aller Verschiedenheit der Jahre umschlang uns bald ein Band gegenseitigen Wohlgefallens und Vertrauens, das nachmals zu fester, unwandelbarer Freundschaft wurde. Dreißig Jahre lang haben wir miteinander persönlich und brieflich im zutraulichsten Verkehr gestanden, dem erst der Tod des alten treuen Kirchenmanns ein Ende machte.

Zum Schlusse dieses Abschnittes mögen hier noch zwei Gedichte und ein Brief des seligen Roller[2] stehen, in denen sich die ganze Eigentümlichkeit des Mannes nach allen Seiten ausprägt. Die ersten beiden Strophen in

[1] Das „Landesmuseum für Sächsische Volkskunst" in Dresden bewahrt in seinem Roller-Schrein neben anderen Roller-Reliquien (wie den Mörser für das Elsternpulver, den dicken Stock, eine mächtige Tabakspfeife u. a.) auch ein Exemplar seiner Druckschrift: „Von den schädlichen Obstraupen und den sichersten Mitteln, sie zu vernichten. Auf 40jährige Erfahrung gegründet" (Dresden, Walthersche Buchhandlung. 1829).

[2] Roller ist auch der Dichter des schönen Liedes, das in manchen kirchlichen Gesangbüchern Aufnahme gefunden hat: „Wie sie so sanft ruh'n all unsere Seligen". Weitere Briefe von Roller s. in Bd. II und III dieses Werkes.

Knittelverſen hatte Roller noch als Kandidat gemacht, vielleicht um ſeinen Schülern den Nutzen der Geſtalt unſerer Erde klarzumachen. Es lautet:

Die Welt iſt rund,
Und das iſt uns geſund,
Denn hätte ſie Ecken und Spitzen,
Könnten wir nicht ſo bequem drauf ſitzen.
So kann auch das Waſſer herunterlaufen,
Sonſt müßten wir Alle darunter erſaufen.

Daß ſie aber rund iſt und wir länglich,
Darüber ſei ja Niemand bänglich,
Denn — wären wir von einerlei Statur,
So kugelten wir durch die ganze Natur.
So aber trotzt man der ganzen Welt,
Wenn man die Beine der Quere ſtellt.

Die nachfolgenden reizenden Verſe ſchickte mir mein alter Freund mit einer kleinen Dedikation im Jahre 1823 zu meinem Geburtstage:

Ich möchte dir zum Morgenliede ſingen
Mit tauſend Stimmen meinen Dank!
Die Seele fliegt mit Adlerſchwingen —
Und wär' ſie müde, matt und krank:
O Jeſu! deine Siegeskraft
Mir Freude, Mut und Kräfte ſchafft.
Was füllt mir ſonſt mein Herz bis oben,
Daß es von Frieden überfließt
Und ſich in Danken, Lieben, Loben,
Als wie ein Tränenſtrom ergießt?!

Der Brief endlich iſt an mich und meinen Bruder gerichtet, da wir im Jahre 1843 auf einer gemeinſchaftlichen Reiſe unſere Vaterſtadt Dresden beſuchten und von hier aus durch einen expreſſen Boten bei unſrem alten Lehrer angefragt hatten, ob wir ihn anderen Tages beſuchen dürften. Er lautet:

Lauſa bei Dresden den 21. Martii 1843.

Du Mann! Du Mann! Kinder Gottes!

Halt! werde ich Euch noch umfangen können in meiner natürlichen Dürftigkeit? Ihr ſeid über das Maß gewachſen, länder-, völker-, wälderkundige Leute! Da ſtehe ich noch an meiner Schwelle und wundre mich über die Fliege an der Wand, daß ſie ruckweiſe geht und fein ſummet und haben jede Gattung ander Geäder in den Flügeln, darüber ſich ihr gläſernes Pergament ſpannt — Holla! ihr Fliegen an der Wand, irret mich nicht!

Ihr ſeid morgen, Ihr Brüder, unausſprechliche Male willkommen, wöllkommen, wohlgekommen. Bis um zehn Uhr habe ich nur die

Confirmanden-Seelchen, doch wird wieder um zwölf Uhr ein entſetzlich kleines Kind unter die Erde gebracht, abgeſungen mit drei Verſen, hinausgewiegt bis auf den Gottesacker, dort nach dem Morgenſegen mit Sand und Raſen und Haidekraut zugedeckt, bis es wieder warm wird.

Vier Arten Blumen blühen Euch in meinem Garten entgegen: Helleborus drei Arten, Galanthus eine, desgleichen meine Hauskinder in mühſeligen Gewändern, aber ameiſig. Meine Schweſtern ſtrecken Euch treue mütterliche Hände entgegen. Eſſet Ihr Schinken?

Das Zeichen am Himmel, als ein Lichtſtreifen unter dem Riegel des Orion vom Kopf des Haſen ausgehend, ſchräg ab nach dem Horizont, deutet mir. Forſchet fleißig nach, wie es Verſtändige anſehen; es iſt mir was Ungeſehenes in meinem ganzen Leben auf dieſem Rund. Forſchet fleißig nach! Drei Abende ließ es ſich ſehen, geſtern nur ſchwächer und breiter.

Mehr nicht heute. Gott zum Gruß und Abſchied. Schon höre ich das Rauſchen Eurer Füße! Kommet und bleibet ſo bald und lange als möglich.

G. D. Roller.

Sechſter Teil

1. Kapitel

Täuſchungen

Mein Vater wurde durch gehäufte Arbeit in Berlin ſo feſtgehalten, daß er für ſeine Perſon von der Ballenſtedter Reiſe abſehen mußte; er hatte jedoch die Mutter autoriſiert, ſich mit uns Übrigen allein auf den Weg zu machen und wegen des Gymnaſiums eine Wahl für mich zu treffen. Ich war daher von Lauſa mit der angenehmen Erwartung heimgekehrt, ſofort eine ſchöne Frühjahrsreiſe anzutreten, und ſehr unangenehm überraſcht, ſtatt deſſen als Patient ins Bett wandern zu müſſen.

In Dresden graſſierte das Scharlachfieber, und da ſämtliche Hausgenoſſen meine Stimme verändert, rauh und übeltönend fanden, ich auch nicht leugnen konnte, daß mir der Kopf ein wenig eingenommen ſei, ſo ſchien die Vorſicht meiner Mutter nicht ganz grundlos. Der Arzt war leider über Land, aber was er anordnen würde, glaubte man zu wiſſen, nämlich Bettwärme und Fliedertee. Beides ward auf der Stelle angewandt, ich ſchwitzte wie ein Braten, und gegen Abend war nicht allein der Puls beſchleunigt, ſondern es ſchien auch, als röte ſich die Haut. Ich fühlte mich ſehr unbehaglich, und mit Teilnahme wünſchten mir die Mädchen gute Nacht, während die beſorgte Mutter ſich im anſtoßenden Alkoven zur Ruhe legte.

Ich kann nicht leugnen, daß ich wie ein Sack ſchlief. Als mich am anderen Morgen die Sperlinge mit ihrem Morgenliede wach ſchrieen, war ich vorerſt ganz angenehm überraſcht, mich nicht in Rollers Kammer, ſondern in einer Umgebung zu finden, an der die ſüßeſten Erinnerungen

meines Lebens hafteten, im Wohnzimmer der Mutter. Dann fiel mir ein, daß ich das Scharlachfieber habe. Ich besah Brust und Arme; aber da war keine Spur von Ausschlag. Ich fühlte mich so gesund, wie die Spatzen in den Linden, sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster, die frische Luft in vollen Zügen einzuatmen. Ein glänzender Morgen! Drüben aus dem Schönbergschen Hause stieg der von der Sonne durchleuchtete Rauch wie eine Lichtgestalt auf, Marktleute zogen durch die Straßen, und über die Elbe her riefen die katholischen Glocken zur Frühmesse. Es war herrlich. Ich gedachte des Wiedersehens mit meinem Bruder, dem nun nichts mehr im Wege stand, und fühlte mich sehr selig.

Mittlerweile war auch die Mutter aufgestanden und ins Zimmer getreten. Als sie den Patienten fast unbekleidet am offnen Fenster sah, mochte sie glauben, das Delirium sei schon in voller Blüte, und rief mich erschrocken beim Namen. Ich wandte mich um; ich wollte sagen, daß ich wieder ganz gesund sei – aber da ich zu sprechen begann, befremdete es mich selber, wie Bässe, Gurgellaute und Diskante durcheinander pfiffen. Ich war in der Tat sehr heiser und wurde ohne Kommiseration wieder ins Bett gesteckt. Jedenfalls sollte ich liegen bleiben, bis der Doktor entschieden haben würde. Der kam auch endlich, besah und examinierte mich genau. Dann sagte er schmunzelnd, ich sei nicht kränker als ein junges Hähnchen, das zu krähen beginne; die Stimme bräche sich, und das sei alles.

So war ich denn nun offiziell für gesund erklärt, und der Reise stand nichts mehr im Wege. Der unbequeme Wagen des Lohnkutschers Hempel war hoch aufgepackt worden, die Mutter, Marianne, Marie, meine Schwester und ein Dienstmädchen nahmen Platz im Innern und ich schwang mich zum Kutscher auf den Bock mit meiner Pfeife.

„Rauchst du denn?" fragte meine Mutter. „Nur mäßig! – rief ich zurück – ich habe es vom Pastor Roller gelernt."

Da mußte ich wieder absteigen und die Pfeife dem Hausmann in Verwahrung geben. Es sei dasjenige von dem bei Roller Erlernten, sagte die Mutter, was ich vergessen müsse, bis der Vater darüber entschieden haben würde.

Am dritten Tage gegen Abend langten wir in Merseburg an. Als der Reisepaß am Tore vorgezeigt worden, bemerkte der wachthabende Unteroffizier, er habe Befehl, eine Dame dieses Namens anzuhalten und mit ihrer Begleitung aufs Schloß zu führen.

Meine Mutter protestierte und berief sich auf den Regierungspräsidenten v. Schönberg, der sie kenne und für sie bürgen werde. Aber Jener ließ sich auf Erklärungen nicht ein; er täte nur seine Schuldigkeit, sagte er, und bäte, ihm das nicht übelzunehmen. Ich ward nun zu den Übrigen in den Wagen verpackt, ein Kriegsknecht nahm an meiner Stelle Platz auf dem Bocke, und so karrten wir langsam als Gefangene durch die Straßen. Meine liebe Mutter war sehr verwundert, sich in dieser Lage zu sehen, und Marianne seufzte über die Rücksichtslosigkeit in Preußen, während es uns Kindern ganz gelegen kam, zur Abwechselung einmal etwas

Kerkerluft zu riechen, zumal der mächtige Herr v. Schönberg uns ja bald befreien mußte.

Endlich raſſelten wir in den weiten Schloßhof ein und hielten am Portale; ein Diener riß den Schlag auf, und lachend über ſeinen gelungenen Anſchlag trat uns Herr v. Schönberg[1] entgegen, der, was wir nicht ahnten, ſeine Amtswohnung hier hatte. Er entſchuldigte die Gewalttat, welche er ſich gegen uns erlaubt, damit, daß ihm in der Eile ein anderes Mittel, ſein Haus eines erwünſchten Beſuches zu verſichern, nicht eingefallen ſei, und führte uns hinauf zu ſeiner Gemahlin. Dieſe war eine Schweſter der Gräfin Dohna, durch welche ſie erſt tags zuvor von der Reiſe meiner Mutter unterrichtet worden, und wie denn der hervorragendſte Zug ihres Charakters eine ungemeine Herzensgüte war, ſo mochte ſie den Wunſch haben, den Reiſenden bei dieſer Gelegenheit ſo viel Gutes zu erweiſen, als in ihren Kräften ſtand. Meine Mutter hatte dieſe treffliche Frau in Hermsdorf kennen lernen, war auch in Dresden, wo Herr v. Schönberg während des preußiſchen Guberniums eine einflußreiche Stellung innehatte, in einiger, die Armenpflege betreffender Geſchäftsberührung mit ihr geweſen und liebte ſie ſo ſehr, daß ſie ihr keinesfalls vorbeigereiſt wäre. Ein Beſuch im Schönbergſchen Hauſe lag allerdings im Reiſeplan, und wenn auch nicht im allerentfernteſten daran gedacht worden, dort zu herbergen, ſo erlagen wir doch jetzt recht gerne der Gewalt. Es ward beſchloſſen, einen Tag in Merſeburg zu raſten.

Schönbergs hatten ein einziges Töchterchen namens Auguſte[2], ein feines, kleines Mädchen mit klugen Augen und langen, blonden Locken. Dieſe nahm ſogleich meine Schweſter und Marien in Beſchlag, während die Großen ſich zurückzogen und ich mir ſelbſt überlaſſen blieb. Verlegen klemmte ich mich in einer Fenſterniſche umher, den Blick bald auswärts auf die Gegend, bald einwärts auf die Mädchen werfend, bis ich daſelbſt ein derbes altes Buch entdeckte, eine Chronik von Merſeburg, und bald war ich in dieſe Lektüre ſo vertieft, daß ich nichts mehr von Verlaſſenheit wußte. Es waren wunderliche Geſchichten, für deren Wahrheit ich nicht einſtehen möchte, dazumal aber glaubte ich Alles, weil das Buch ſo ernſt und fromm war. Unter anderem ſtand da ſchwarz auf weiß mit Angabe aller Namen und Data die folgende Begebenheit verzeichnet:

In der heiligen Oſterzeit, des Morgens früh, da es noch dunkelt, wabert der alte Küſter des Domſtifts mit ſeinem Laternchen über den Schloßhof, um zur Frühmette zu läuten. Da! beim Eingang in die Kirche, huſcht Etwas an ihm vorüber; er blickt auf und ſieht ſich umgeben von ſchattenartigen Geſtalten, unter denen er mehrere erſt jüngſt begrabene Perſonen

[1] Moritz Haubold v. Schönberg (1770–1860), 1815–1823 Regierungspräſident zu Merſeburg, ſpäter Oberpräſident von Pommern und von Schleſien, ∞ 1807 mit Luiſe Gräfin von Stolberg-Wernigerode (1771–1856), die Klopſtock, Gleim, Herder und dem Körnerſchen Kreiſe in Dresden nahe ſtand und auch ſelbſt literariſch tätig war (vgl. Allg. Deutſche Biogr. Bd. 32, 264/7).

[2] Auguſte v. Schönberg (1808–1890), 1828 ∞ mit Friedrich Magnus Graf von Schlieffen; vgl. Bd. III („Lebenserinnerungen"), 254ff.

erkennt. Entſetzt läßt er ſein Laternchen fallen und entwiſcht zurück ins Kämmerlein. Beim Anbruch des Tages aber wird er zum Biſchofe entboten, der ihn hart anläßt, ſeiner Erzählung keinen Glauben beimißt und ihn mit ſchwerer Strafe bedroht, wenn er je das Läuten wieder verträumen ſollte.

In der zweiten Nacht geht der beängſtete Küſter denſelben Weg, ſieht weder rechts noch links, obgleich ihm Manches verdächtig iſt, und tritt an allen Gliedern zitternd in den Dom. Hier blickte er auf und findet das Schiff der Kirche angefüllt von einer geſpenſtiſchen Gemeinde; auf der Kanzel aber ſteht im weißen Predigerhemdchen ein ſchlotterndes Gerippe, das dem Eindringlinge ſeine dünnen Knochenhände entgegenſchwenkt[1].

Die Domherren hören abermals kein Läuten, und der ergrimmte Biſchof läßt beim Anbruche der dritten Nacht den Geiſterſeher ſamt ſeinem Bette in die Sakriſtei ſperren, damit er's ja nicht wieder verſchliefe, und ſollte es auch zum drittenmal nicht läuten, ſo würde er's mit ſeinem Kopfe büßen, wird ihm verſichert. Aber es hat dennoch nicht geläutet, und der Küſter war verſchwunden. Keine Spur war von ihm übrig, nur vor dem Hochaltare fand ſich ein Häufchen Aſche.

Der Dom

Unterdeſſen mochte unſere gütige Wirtin ſich meiner doch erinnert haben, denn kaum hatte ich die obige Geſchichte beendet, als ſie zu mir trat und mir einen Schlüſſel überreichte. Wenn es mir Vergnügen mache, ſagte ſie, die Kirche zu beſehen, ſo ginge der Weg durch jene Türe und immer weiter; die letzte Türe öffne der Schlüſſel.

Das hieß meinen Geſchmack ins Schwarze treffen. Ohne Verzug machte ich mich auf den Weg, und daß ich ſo allein war, war das Beſte, denn bei Beſuchen, die man der Vorzeit abſtattet, braucht man keine Zeugen. Ich konnte fühlen, denken und träumen, was ich wollte, erinnere mich auch, daß ich dachte, wie die alten Regenten des Domſtiftes ohne Zweifel mit demſelben Schlüſſel denſelben Weg gewandert ſeien, wie ehrwürdig ſie etwa dabei ausgeſehen haben könnten mit ihren Krummſtäben, hohen Mützen und goldenen Gewändern, und wie ſchade es ſei, daß ſie ſich jetzt in bloße Regierungspräſidenten verwandelt hätten.

Unter dergleichen elegiſchen Betrachtungen durchwanderte ich eine Reihe von Gemächern und Gängen, bis ich an die verſchloſſene Türe gelangte, die richtig meinem Schlüſſel wich und mir den Eintritt in einen kleinen weißgekalkten Durchgang voll ſonderbarer Schildereien geſtattete. Das war denn etwas ganz Verwunderliches! In alten wurmſtichigen Rahmen hing hier Bild an Bild, neben, unter und über einander, daß die Wände davon bedeckt waren. Es waren lauter Stilleben; nicht aber, was die Maler ſo zu nennen pflegen, gerupftes Geflügel, tote Haſen und

[1] Dieſe Legende hat ſich ſpäter dem jungen Künſtler zu einer ſeiner früheſten Kompoſitionen [vgl. S. 286] geſtaltet. S. d. Abbildung: „Die Totenpredigt."

dergleichen – nein, es waren vielmehr die toten Herren Biſchöfe des Stiftes ſelbſt. In Lebensgröße, mit eingeſunkenen Augen und hippokratiſchen Geſichtern, an denen die Verweſung bereits genaſcht zu haben ſchien, waren ſie da in ihren Särgen liegend abgebildet, einer beim andern. Ich hatte keine Liebhaberei für Leichen und dennoch war ich hier wie feſtgebannt. Ich las die Namen, beſah die Wappen und empfand ein tiefes Mitleid mit dieſen abgefallenen welken Blättern und mit mir ſelber, der ich ja auch dereinſt ein ſolches werden ſollte.

Mühſam riß ich mich los und gelangte mittelſt einer kleinen gewundenen Steintreppe hinab in eine altersgraue Sakriſtei, wo mir ſogleich ein Gegenſtand ins Auge fiel, der mich verſteinerte. Dem Treppchen gegenüber war mit Eiſenklammern ein hohes Kreuz an die Wand geheftet und daran hing unter Staub und Spinnweben ein lebensgroßer, aus Holz geſchnittener Leichnam, angeſtrichen mit der Farbloſigkeit des Todes, voll Blut und Schwielen. Wirkliche Dornen umflochten das natürliche Haar, das über den vorgebeugten Kopf herabfiel und das Geſicht bedeckte. Der tote Chriſtus ſchien leibhaftig dazuhängen – aber dergleichen Leibhaftigkeit erweckt mehr Schauder als Erbauung. Ich mußte des Küſters denken, der hier ſchlafen ſollte und deſſen Bett vielleicht gerade unter jenem Bilde ſtand. Da war's natürlich, daß nichts übrig bleiben konnte, als ein Häufchen Aſche.

Wie aus einem Grabe trat ich gedankenvoll und wohl vorbereitet aus der Sakriſtei hinaus in die Hallen des altehrwürdigen Domes. Ich durchſchritt den weiten geheimnisvollen Bau nach allen Richtungen, durchforſchte die Seitenſchiffe und Kapellen, faltete meine Hände am Hochaltare, beſah die Bilder, Schnitzwerke, Fahnen und Wappen an den Pfeilern und wich, nachdem ich mich etwa eine Stunde umhergetrieben, erſchrocken zurück vor einem zweiten lebensgroßen Kruzifix, das mir aus einer dunklen Ecke unerwartet entgegenſtarrte.

Der ſinkende Abend wob bereits ſeine Schleier um die Gewölbe und es begann mir etwas unheimlich zu werden; doch tritt ein Knabe zur Abwechſlung recht gern einmal heraus aus der gewohnten Lebenszuverſicht, und ich genoß das Gruſeln wie eine Kaltſchale zur Sommerszeit, beſonders vor einem gewiſſen hohen, reichverzierten Eiſengitter, hinter welchem ſchwarze Nacht war. Als mein Auge ſich jedoch gewöhnte, unterſchied ich die Umriſſe mehrerer hoch aufgebauter Laden, wahrſcheinlich die Särge der Biſchöfe, die vor alters hier in Merſeburg ihr Weſen hatten. Da lagen ſie nun weggepackt wie alte abgelegte Mäntel in engen Koffern, vielleicht – wie denn manche Grüfte wohl konſervieren – noch mit denſelben Geſichtern, die ich eben geſehen. Über das alles hatte ich meine Gedanken, und die Totenpredigt der Chronik fiel mir auch wieder ein. Dunkel genug war's dazu ſchon, wie es mir ſchien, und ſo gut wie vor vierhundert Jahren konnte der geſpenſtiſche Prädikant auch heute ſeine Knochenhände ſchwingen, wenn er wollte. Ein kalter Grabeshauch ging durch die Eiſenſtäbe und ein Geräuſch ließ ſich vernehmen wie das

Knarren eines Kastendeckels, den man mit Vorsicht öffnet. Rüsteten sie sich vielleicht da drinnen schon, die Predigt anzuhören?

Jetzt wurde meine Kaltschale mir zu frisch, und ich trat den Rückzug an, wiewohl bedächtig und gemessenen Schrittes, denn ich wagte nicht zu eilen, um das Entsetzen nicht zu wecken und zu reizen, das sich hinter mir zu erheben drohte wie ein bissiger Hund. Das Schlimmste war die Passage durch die dunkle Sakristei mit ihrem Bildwerk; aber man muß nur bei solchen Gelegenheiten den Kopf nicht wenden und sich nicht umsehen. Ich kam glücklich durch, wie auch durch die Leichengalerie, die Türe flog ins Schloß und bald befand ich mich wieder in bewohnten Räumen. Inzwischen sollte meine Mannhaftigkeit noch auf eine härtere Probe gestellt werden.

Der Schloßboden

Herr v. Schönberg galt für einen Mann von gutem Humor. So komisch sei Papa, hatte die kleine Auguste meiner Schwester vertraut, daß es ganz einerlei sei, was er sage, und wenn er auch nur nach dem Salzfasse verlange, ausplatzen müsse man. Ich fand dies auch bestätigt; der liebenswürdige Herr war während des Abendessens so wohl aufgelegt, daß ich vor Lachen kaum schlucken konnte und mich in der sorglosesten Stimmung befand — als ein einziges Wort der Hausfrau mich plötzlich aus allen Himmeln warf.

Frau v. Schönberg fragte mich nämlich, ob ich mich auch fürchte, allein auf dem Boden zu schlafen, sonst möchte ich's sagen, und es würde andrer Rat zu schaffen sein.

Ich — und allein auf dem Boden dieses großen alten Schlosses?! Alle Leichen, Gespenster und Schreckнisse des Domes fielen mir plötzlich wieder auf die Seele und ich fürchtete mich entsetzlich. Aber wer wird so etwas sagen!

„Ich fürchte mich niemals" log ich tapfer trotz meiner gerühmten Ehrlichkeit, sagte Gute Nacht und folgte schaudernd dem Bedienten, der mich hinaufgeleitete.

Der Schloßboden, den wir weithin durchschritten, war allerdings der richtige Ort für jedes denkbare Entsetzen. Er erschien mir als ein großer schwarzer Raum ohne Anfang und Ende; nur hin und wieder streifte der Schein der Laterne die Balken des Dachstuhls und das schräg auflaufende Gemäuer eines kolossalen Schornsteins. Und wohin ging denn endlich meine Reise? Ich hoffte allerdings nicht in dieser unheimlichen Grenzenlosigkeit verbleiben zu müssen, hatte aber von der Kammer, in die man mich etwa führen würde, auch gerade nicht die glänzendste Erwartung. Da öffnete mein Begleiter eine Türe und ich ward sehr angenehm durch ein allerliebstes, sauber möbliertes Zimmer überrascht, dessen freundliche Tapete beim Schein der beiden Kerzen, die jener anzündete, hell aufleuchtete. Mit einer weniger als die meinige durch Chroniken und Bischofsgrüfte erfüllten Phantasie hätte es einem hier ganz behaglich werden können.

Inzwischen waren da ein paar verwünschte Seitentüren. Ich untersuchte sie und fand, daß sie zwar einzuklinken, aber nicht zu verschließen waren. „Wer schläft denn dort?" fragte ich in der Hoffnung, der Diener werde dies von sich selber oder einem seiner Mitknechte bekennen. Schon eine Magd wäre mir zum Trost gewesen. Aber jener erwiderte lakonisch: „Leere Bodenkammern!" und es wollte mich bedünken, als wenn er unheimlich dazu gelächelt habe.

Der scheint mehr zu wissen, dachte ich, als wünschenswert ist, und sagte: „So wird einen hier wohl niemand stören!" — „Niemand, es ist Keiner auf dem ganzen Boden als der junge Herr." Damit zog der gefühllose Mensch mir die Stiefeln aus, und ich entließ dies letzte lebendige Wesen mit schwerem Herzen, um mit meinen Einbildungen, vielleicht mit Schlimmerem allein zu bleiben.

In der Tat befand ich mich in einer Lage, die nur ganz phantasielosen Knaben gleichgültig sein konnte; aber die Notwendigkeit ist die beste Gouvernante. Ich faßte mich, so gut es gehen wollte, betete den Paul Gerhardtschen Vers „Unverzagt und ohne Grauen", löschte mein Licht aus und kroch ins Bett. Dann suchte ich mir die angenehmsten Dinge vorzumalen, ich dachte an meine Tabakspfeife und an Rollers Schmerlbach und war bereits dem Einschlafen ganz nahe — als sich etwas ereignete, was mir urplötzlich mein volles Bewußtsein zurückgab. Es war mir nämlich, als hörte ich Atemzüge, wie von einem zweiten Schläfer.

Befremdet fuhr ich auf und horchte — es ward laut geatmet.

„Ist jemand hier?" rief ich mit meiner übergeschnappten Stimme. Da war's ganz stille.

Vielleicht hatte ich mich doch betrogen, wie bei den Gesichtstäuschungen meiner Kindheit. Ich entsann mich aber, daß damals alles verschwunden war, wenn ich die Augenlider schloß. Ähnlich konnte es ja auch mit dem Gehöre sein, und da ich leider keine Ohrenlider hatte, so mußte das Kopfkissen als ein solches dienen. Ich kroch darunter und zog die Decke über Alles. So lag ich eine Weile und dünkte mich gesichert, wie der Vogel Strauß, wenn er seinen Dummkopf in den Sand steckt.

Aber dennoch! War's da nicht wieder? Ja wahrhaftig! Durch Decken und Kissen atmete es hindurch, und immer deutlicher und kräftiger, so etwa, als wenn einer zwar tonlos, aber recht aus tiefer Brust geseufzt hätte.

Ich streckte den Kopf wieder vor. Wach war ich ganz vollständig und konnte nicht an Täuschung denken; ich dachte aber auch nicht mehr an Spuk. Es drängte sich mir vielmehr in diesem Augenblicke eine natürliche Erklärung auf. Hatte doch der Diener bei Erwähnung der Seitentüren nichts weniger als unverdächtig ausgesehen, und war es daher nicht sehr wohl anzunehmen, daß nebenan eine scheintote Leiche liege? und daß diese, im Begriff sich zu ermuntern, schwer mit dem Atem ringe?

Ich mußte mir dies zugeben, wie auch die weitere Konsequenz, daß nämlich besagte Leiche jeden Augenblick ins Zimmer treten und sich in

ihrem halbtoten Zuſtande zu mir ins warme Bett legen könne. Mit ſolchen Ausſichten aber liegen zu bleiben und einzuſchlafen, war ganz unmöglich. Ich ſchleuderte alles ab, was auf mir lag, ſprang aus dem Bett und fuhr in meine Kleider, in die Strümpfe nämlich, denn alles Übrige hatte der Bediente mitgenommen, und ſo gerüſtet tappte ich nach der Türe und trat hinaus in die abſolute Finſternis des Bodens.

Glücklicherweiſe fehlte mir der Ortsſinn nicht. Ich wußte, wo ich hergekommen war, und mit Händen und Füßen vor mich fühlend erreichte ich die Treppe, aus welcher mich eine tröſtliche bewohnte Luft anhauchte. Jetzt war mein Plan gemacht: ich wollte hinab in die Hausflur ſteigen und mich bis zum Tagesanbruch im Domeſtikenzimmer verhalten, das ich leer glaubte, dann aber unbemerkt in meine Manſarde zurückgehen. Als ich jedoch die Türe öffnete, ſchimmerte mir Licht entgegen, und umgeben von geputztem und ungeputztem Schuh- und Stiefelwerk, den Kopf auf den Tiſch gelegt und ſchlafend fand ich den Mann, der mich ſo furchtlos zu Bett gebracht, und faſt hätte ich's bereut, ihn angerufen zu haben, alſo erſchrak er. Da ich ihm nun die Erlebniſſe des Bodens mitgeteilt und den Entſchluß zu erkennen gegeben hatte, hier unten zu verbleiben, war er zwar nicht ohne Teilnahme, wußte mich aber doch zu überreden, daß es namentlich wegen des Aufſehens vernünftiger ſein würde, wieder hinauf zu gehen. Er wolle mich begleiten, ſagte er, und bei mir bleiben, bis ich mich überzeuge, daß es der Wind ſei, der etwa in Schornſteinen oder Dachſchiefern röchle, oder irgend etwas anderes. Ja wohl, was Anderes! Das dachte ich eben auch.

Daß mein Tröſter mit mir ging, war noch das Beſte. Wir durchſtöberten fruchtlos die Seitenkammern und alle Umgebungen des Zimmers. Dann ſetzten wir uns neben einander hin und horchten; ich in großer Spannung, jener abgeſpannt und unſchlüſſig, wie lange er eigentlich zu bleiben habe. Er war entſetzlich ſchläfrig. Um ihn feſtzuhalten, befleißigte ich mich der anziehendſten Unterhaltung, ähnlich wie jenes Mädchen in Tauſendundeiner Nacht, das dem mörderiſchen Sultan endloſe Geſchichten erzählte, um ihre Hinrichtung zu verzögern. Dennoch aber rieb er ſich die Augen, gähnte und erhob ſich endlich. Ich ſei ja nun beruhigt, ſagte er, und würde mich nicht mehr fürchten. Das war freilich keine ganz richtige Vorausſetzung; doch ſchämte ich mich, den armen Kerl länger zu beläſtigen. Er zündete ſein Laternchen an, wünſchte mir abermal Gute Nacht und wandte ſich, die Türklinke zu erfaſſen – Da!

Da ſtrich noch rechtzeitig und ſehr vernehmlich wieder einer jener geiſterhaften Seufzer durchs Zimmer hin. Der abgehende Burſche ſtutzte. „Meiner Siren! – ſagte er – es iſt an dem!" Beide lauſchten wir in atemloſer Stille den ſchauerlichen Tönen.

In Geſellſchaft iſt ſo Etwas erträglicher, man iſt vernünftiger und geneigter zu beſonnener Forſchung. Das Atmen ſchien vom Fenſter herzukommen, und als wir dieſes geräuſchlos geöffnet hatten, hörten wir es deutlicher.

Es war ſchon tröſtlich, daß es draußen war, und da mein Beſchützer jetzt nach einigem Beſinnen den Grund erriet, ſchwand jegliche Beſorgnis. „Davor können Sie ruhig ſchlafen — ſagte er — das ſind die alten Eulen in den Dachluken, die blaſen ſo!"

Ich blieb nun gern allein und horchte nicht allein in dieſer, ſondern auch in mancher andern Nacht dem ſonderbaren Schnaufen mit Befriedigung; rührte es doch von lebendigen Weſen her, die in meiner Nähe wachten. Meine nächtliche Flucht blieb übrigens verſchwiegen, ſo daß ſich wenigſtens keine Schmach zur ausgeſtandenen Angſt geſellte.

Der erſte Roman

Meine arme Mutter war in jener denkwürdigen Nacht noch ſchlimmer dran geweſen. Zwar hatte ſie keine Eulen gehabt, wohl aber Schmerzen; ſie war an einem Herzübel erkrankt, von dem ſie ab und zu ohne merkliche Veranlaſſung beläſtigt und umgeworfen wurde. Ans Weiterreiſen war jetzt nicht zu denken, und unſere Wirte hätten Gelegenheit gehabt, ihre eigenmächtige Gaſtfreundſchaft zu bereuen, wenn ſie nicht die Menſchenfreundlichkeit ſelbſt geweſen wären.

Was mich anbelangt, ſo war ich mit dem verlängerten Aufenthalt wohl zufrieden, denn von Tag zu Tag gefiel es mir beſſer in Merſeburg, und daß ich viel allein war, kränkte mich am wenigſten. Genoß ich doch zum erſtenmal in meinem Leben die Süßigkeiten eines eigenen Zimmers, das mir, ſeitdem ich mich mit den Geſpenſtern abgefunden, immer heimiſcher und lieber wurde. Sagt doch das Sprichwort, eigener Herd ſei Goldes wert; aber auch ſchon ein eignes Zimmer iſt was Großes, eine Welt, in welcher auch ein Knabe König ſein und herrſchen kann. Die Untertanen ſind Träume und Gedanken von großer Schönheit, wenn man jung iſt; ungehindert heißt man ſie gehen und kommen, geſtaltet und wandelt ſie ganz nach Belieben; und überdem, ſo ſtört man Niemand, wenn man ſich ein Liedchen dazu pfeift, und macht man ſich's bequem, etwa die Beine auf den Tiſch gelegt, ſo darf es einem Keiner verweiſen.

In ſolcher überaus günſtigen Lokalität ſaß ich nun ſtundenlang mit einem Büchlein, das die ſorgliche Dame des Hauſes mir gegen die Langeweile verordnet und verehrt hatte, indem ſie es zugleich, um ihm mehr Wert zu geben, als eine Lieblingslektüre ihres Mannes bezeichnete. So brauchte ich mich denn ſeiner auch nicht zu ſchämen, obgleich es eigentlich ein Kinderſchriftchen war. Es führte, wenn ich mich recht erinnere, den Titel „Geſchichte der heiligen Genovefa, für die Jugend bearbeitet von dem Verfaſſer der Oſtereier"[1] und war meines Wiſſens der erſte Roman, den ich zu leſen kriegte[2].

[1] „Genovefa. Eine der ſchönſten und rührendſten Geſchichten des Altertums, neuerzählt für alle guten Menſchen, beſonders für Mütter und Kinder". Augsburg 1810, 3 Aufl. 1817. — „Die Oſtereier. Eine Erzählung zum Oſtergeſchenke für Kinder. Vom Verfaſſer der Genovefa" [Johann Chriſtoph Schmid]. Landshut 1810.

[2] Auch dieſes Merſeburger Erlebnis hat bald darauf dem jungen Künſtler den Vorwurf zu einer ſeiner erſten farbigen Skizzen gegeben. S. d. Abbildung.

Romane werden für nachteilig gehalten, weil ſie die Phantaſie erhitzen, in welcher Beziehung ſelbſt zwiſchen guten und ſchlechten ein Unterſchied nicht ſtattfindet, und auch der meinige, ein recht guter, trug in der Einſamkeit des eigenen Zimmers dieſelbe Frucht. Die mich umgebende Wirklichkeit nahm ein romantiſches Gewand an, indem ich unwillkürlich die Züge des Geleſenen in ſie hineintrug. Das alte Schloß, in welchem ich herbergte, wurde mir zur Burg von Simmern, Frau v. Schönberg zur Gräfin Siegfried und die kleine Auguſte mit ihren langen Goldlocken und feinen geiſtvollen Geſichtszügen zur kleinen, von frommen Eltern in gottesfürchtiger Häuslichkeit erzogenen Genovefa. Umgeben von dem Strahlenkranz der letzteren ſtahl ſich das allerliebſte Mädchen mir ins Herz, und willig hätte ich Taten getan und Blut verſpritzt, wenn ich das liebliche Kind dadurch vor allen Golo's, Felſenlöchern und Hirſchkühen hätte ſchützen können, die möglicherweiſe ihrer Zukunft drohten. Das war aber keineswegs der ganze Vorteil, den ich aus meiner Lektüre und gehobenen Stimmung zog.

Ich würde mir Unrecht tun, wollt' ich behaupten, daß ich meine Zeit nur mit Zimmerhocken zugebracht hätte. Ich trieb mich vielmehr ſehr umher, allein und mit den Mädchen, und Alles, was ich ſah, gefiel mir. Zwar glaube ich kaum, daß Merſeburg mit ſeinen nächſten, überaus nüchternen Umgebungen damals für gewöhnliche Reiſende viel Anziehendes haben konnte; ich aber ſah es im Zauberlichte der Romantik, und das war der weſentlichſte [illegible]il, den ich von meinem Romane hatte. Das alte Schloß zwar und die Kirche hatte jedenfalls Intereſſe für Jedermann, aber die kahlen Weidenufer der Saale, welche zur Sommerszeit hier nur ein Bach iſt, die kleine baufällige Brücke, über die wir täglich ſpazierten, die öde Windmühle und der Galgenberg, von welchen Höhen aus die ſpitzgetürmte Stadt betrachtet wurde, das alles und mehr dergleichen mochte an ſich ſelber gleichgültig genug ſein; für mich aber bildeten alle dieſe Punkte die Szenerie zu dem ſchwärmeriſchen Aufſchwung, den ich genommen, und dem damit verbundenen Gefühle eines ungewöhnlichen inneren Wohlſeins.

Ich hatte bis jetzt, und keineswegs als Blinder, in einem der ſchönſten Teile des Elbtales gelebt und mich doch nie verſucht gefühlt, nach der Natur zu zeichnen, weil ich dachte, ich hätte dazu keine Fähigkeit; jetzt aber, begeiſtert von Merſeburgs Gänſeweiden, ſollte ich erkennen, daß der Menſch bei weitem mehr zu leiſten vermag, als er gewöhnlich denkt, ſobald ihm nur die rechte Luſt ankömmt. Die Luſt iſt das Talent.

In dieſer Beziehung erzählte mir Koller einſt die folgende Epiſode aus ſeinem Leben. Bis in ſein fünfundzwanzigſtes Jahr hatte er nie gemalt, wie er ſich ausdrückte, weil er dachte, er könne es nicht. Da ſchenkte ihm jemand ganz zufällig einen Rotſtift, um Korrekturen anzuſtreichen. Koller hatte noch niemals einen Rotſtift beſeſſen; er war neugierig auf ſeine Wirkung und konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ihn noch vor Schlafengehen mit einem ſcharfen Meſſer anzuſchneiden und zu probieren.

Lichtenberg hat geſagt, es mache jedermann Vergnügen, Stanniol mit der Schere zu ſchneiden. Es iſt der weiche Schnitt, der ſo vergnügt; aber ebenſo vergnügt auch der fette Strich des bunten Rötels. Dies war es auch, was Roller reizte, und da es gerade nichts zu korrigieren gab, ſo zog er ziemlich gedankenlos die Umriſſe einer Aurikel nach, die vor ihm im Waſſerglaſe blühte. Es war ihm anfänglich nur um die Luſt des fetten Striches zu tun; bald aber wurde er warm bei ſeiner Arbeit, denn zu ſeiner eignen Überraſchung wollte das Bild faſt ähnlich werden, und mit ſteigendem Eifer ſchraffierte er drauf los, bis die Aurikel ſamt dem Glaſe wie ein Wunder auf dem umgedrehten Briefcouvert ſtand, das er dazu benutzt hatte. In der glücklichſten Stimmung ſchickte ſich Roller nun zum Schlafengehen an, aber ehe er das Licht löſchte, trieb es ihn noch einmal aus der Kammer, und noch einmal würdigte er die Zeichnung ſeines ungeteilten Beifalls. Am andern Morgen, als er aus dem Bette fuhr, war die Aurikel ſein erſter Griff, und ſo gelungen fand er ſie, daß, wenn er nicht ſein eigner Zeuge geweſen wäre – einem Anderen würde er's gar nicht geglaubt haben, daß er das ſelbſt gemacht hätte. „Von da an konnte ich malen" ſagte mein alter Freund.

Ähnliche Überraſchungen erlebte ich nun auch an mir. Wie Jenen das Handwerkszeug, ſo hatte mich das Objekt gereizt; ich wagte mich dran und übertraf meine Erwartungen. Das erſte war die Saalbrücke, die ſchon mit einigen Strichen daſtand, weil die gefällige Phantaſie alle Auslaſſungen ſupplierte. Ich zeichnete nun viel im Freien, und wenn ich dann in meine Bodenkammer zurückgekehrt die Mappe aufſchlug, glaubte ich die Sachen ſelbſt zu ſehen, die Brücke, das Schloß, die Mühle, den alten Turm im Garten und anderes. Es war eine glückſelige Zeit, da mir das alles gelang und ich nicht müde wurde, meine eignen Aurikeln zu betrachten. Kleinmut und Mißlingen lernte ich erſt ſpäter kennen, denn Anfänger bedürfen des Mutes, um fortzuſchreiten, und Fortgeſchrittene der Demut, um nicht zurückzugehen.

2. Kapitel — Ballenſtedt

Die Mutter war geneſen. Wir hatten Merſeburg verlaſſen und waren am Orte unſerer Beſtimmung angekommen. Mein Bruder ſah geſund und kräftig aus, ja er war ſo ſtrotzend, daß ihm, wie man ſich erzählte, ab und zu die Backen platzten. Dennoch konnte ich ihn anfänglich nicht ohne Bewegung anſehen, da er ſich mit ſeinen kurzgeſchorenen Haaren und dem bunten Kragen an ſeiner Jacke wie ein Miniatur-Lakai ausnahm. Zwar waren es die Farben der Hofuniform, wie ſie ebenfalls auch der Erbprinz, ja ſelbſt der Herzog trug; ich aber konnte nichts anderes darin erblicken als ein Abzeichen der Dienſtbarkeit. Und daran reihte ſich noch die Erwägung, daß der jüngere Bruder vom väterlichen Herd verſtoßen ſei, ſich unter Fremden ſein Brot zu ſuchen, während ich, der vier Jahre Ältere, noch als Neſtvöglein gefüttert, es ſo viel beſſer hatte. Das war's, was mich ſo rührte.

Die Sklaverei hatte übrigens den Mut des jungen Herrn so wenig gebrochen, daß man sich vielmehr allerlei von seinem kecken Gehaben zu erzählen wußte. So unter anderem war er eines Abends etwas verspätet, erhitzt und mit dunkelroten Backen ins Teezimmer der Herzogin getreten. Der Prinz, der auffallend blaß und zart aussah, rief ihm entgegen: „Guten Abend, Junker Feuersbrunst!" und: „Guten Abend, Prinz Nachtlicht!" erwiderte der Begrüßte, ruhig seinen Platz einnehmend. Man habe nicht gewußt, wohin sehen — bemerkte die referierende Hofdame — um das Lachen zu unterdrücken.

Ein anderes Mal, als die Herzogin in gesprächiger Laune viel von ihren Reisen in der Schweiz erzählte und sich dann plötzlich unterbrechend mit der Frage an meinen Bruder wandte, warum er denn heute so schweigsam sei, sagte er lakonisch: „Kann ich denn zu Worte kommen?"

Napoleon I. erzählte dem Las Casas als Beleg, wie weit die Unverschämtheit der Hofleute ginge, folgende Anekdote: Der Kaiser hatte die Gewohnheit gehabt, einen gewissen Kammerherrn zu fragen, wieviel Kinder er habe, und jedesmal zur Antwort erhalten: Drei. Einmal gab der so Befragte jedoch Sieben an, und da der befremdete Kaiser ihm einwarf, es seien ja ganz vor kurzem nur Drei gewesen, erwiderte jener: „Ich fürchtete Ew. Majestät zu langweilen, wenn ich immer dasselbe sagte."

Die Antworten meines Bruders hätten als weitere Belege für Napoleons Behauptung dienen können; aber am Ballenstedter Hofe scheint man damals nachsichtiger gewesen zu sein, wenigstens blieb der kleine Cavalier unangefochten und war Jedermanns Liebling. Auch hatte es den Anschein, daß er sich selbst in seiner Lage wohlgefiel, daher ich mich über seinen bunten Kragen bald zu trösten wußte. Jetzt schenkte man ihm viel freie Zeit, so daß er den größten Teil des Tages mit uns zusammen sein und sich mit Mutter und Geschwistern laben konnte.

Über mich ward unterdessen ein Beschluß gefaßt, der auch mich befriedigte und dem Bruder den abermaligen Abschied sehr erleichtern mußte. Die Mutter hatte mit Beckedorff und Starke über die Wahl eines Gymnasiums konferiert und war von beiden Freunden dahin bestimmt worden, den Landessuperintendenten Dr. Krummacher aus Bernburg abzuwarten, der demnächst in Ballenstedt zu predigen hatte. Das Bernburger Gymnasium war ihrer Meinung nach vortrefflich, und wolle Krummacher mich ins Haus nehmen, so sei nichts Besseres für mich auszudenken.

Meine Mutter hatte für Krummacher[1] eine ähnliche Verehrung wie für Klopstock, Herder, Schubert und Pestalozzi, welche alle ihrer Meinung nach nicht Beifalls oder eitler Ehre wegen schrieben, sondern lediglich

[1] Friedrich Adolph Krummacher, * 1767 in Tecklenburg, † 1845 in Bremen, 1812–1824 Oberpfarrer an der Ägidienkirche, Konsistorialrat und Landessuperintendent in Bernburg, ∞ 1794 mit Eleonore Möller (1763–1844), Tochter des Bürgermeisters Arnold Möller in Hamm. S. d. Abbildungen.

getrieben von dem Eifer, ihren Mitmenschen nützlich zu werden. Die Aussicht, mich vielleicht der Obhut eines so trefflichen Mannes anvertrauen zu können, erfüllte sie daher mit frohester Hoffnung.

Bald kam auch der Ersehnte und trat in unserm Gasthof ab. Meine Mutter ließ ihn zu sich bitten und ich ward gerufen. Ich fand einen Mann von kleinem, aber kräftigem und ebenmäßigem Körperbau. Seine edle Haltung, das leicht gepuderte Haar und die feine schwarze Kleidung, die er trug, gaben ihm das Aussehen eines kirchlichen Würdenträgers; das prächtige Gesicht aber voll Geist und Leben und freundlicher Würde entzückte mich. Als ich meine respektvolle, in der Tanzstunde erlernte Verbeugung vollendet hatte, ergriff er mich bei beiden Schultern und, mich weit von sich abhaltend, sah er mir mit stiller Frage lange und scharf ins Auge; dann schloß er mich herzlich in seine Arme und erklärte sich bereit, mich bei sich aufzunehmen.

Inzwischen konnte ich vor Johanni bei Krummachers nicht einziehen, und da meine Mutter ihre Rückreise gleich nach Pfingsten anzutreten hatte, so wurde das Anerbieten Beckedorffs, mich unterdessen seiner Fürsorge zu überlassen, mit Genehmigung des Herzogs dankbar angenommen. Ich bezog ein Zimmer auf dem Schlosse mit herrlicher Aussicht auf die waldigen Berge und verlebte abermalige Freudentage, an die ich nicht nur wegen des Zusammenseins mit meinem Bruder und der verschiedenen Agrements, die mir das Hofleben gewährte, sondern ganz besonders wegen des täglichen Verkehrs mit einem Manne wie Beckedorff aufs dankbarste zurückdenke.

Der Gouverneur des Prinzen, Hofrat Beckedorff, gehörte zu den hervorragendsten Persönlichkeiten, die ich gekannt habe. Ein imponierendes und doch gefälliges Äußere, ritterliche Fertigkeiten und Manieren, umfassende Kenntnisse, Genialität und spielender Witz, das waren Eigenschaften, durch die er die Gesellschaft dominiert, während sein ehrenhafter und wohlwollender Charakter ihm die Achtung näherer Bekannten sicherte. Wenn dergleichen glänzende Gestalten es nicht unter ihrer Würde halten, sich jungen Leuten freundlich zuzuwenden, so wird ihnen in der Regel eine begeisterte Verehrung zuteil, was in meinem Falle um so mehr zutraf, als dieser ausgezeichnete Mann sich nicht etwa nur gönnerhaft zu mir herabließ, sondern sich fast brüderlich zu mir stellte und auf Spaziergängen und allerwege, wie die Spenersche Zeitung, „von gelehrten und anderen Dingen" mit mir plauderte. Es waren dies Unterhaltungen, die mir um so mehr gefielen, als sie mich über mich selbst erhoben und meine geistige Entwicklung fast über meine Jahre förderten.

So weit ich sehen konnte, schien sich das Interesse Beckedorffs vorzugsweise der Kirche und ihrer Zukunft zuzuwenden. Auch er war berührt von dem Geiste des zu jener Zeit wieder erwachenden Glaubenslebens, aber er war es in anderer Weise als andere gottesfürchtige Freunde meiner Eltern. Den letzteren war das Christentum vorzüglich eine innere Herzensangelegenheit; sie suchten es für sich selbst zu fassen und Anderen zugänglich

zu machen; welcherlei Gestalt es aber im Staate finden und wie es seinerseits den Staat gestalten möge, darum sorgten sie sich wenig. Beckedorff dagegen verlangte vor allem nach der Kirche. Der subjektive Glaube ohne die Garantien eines äußeren festbegründeten Institutes war ihm ein leibloser Geist, der gelegentlich verwehen und sich wie die Wolken des Himmels auf's mannigfaltigste verwandeln mußte. Die verschiedenen, in protestantischen Ländern zu Recht bestehenden Kirchenformen aber schienen ungenügend, da sie nicht nur selbst im Fluß begriffen waren, sondern auch den Geist verloren hatten, den zu halten sie bestimmt gewesen, und sie zu bessern fehlte jegliche Autorität.

In der katholischen Kirche aber, die mit ihrer Vergangenheit nie gebrochen hatte, glaubte Beckedorff die geschichtliche Entwickelung der apostolischen zu sehen. Sie war in seinen Augen die Kirche Christi, und trotz allen lokalen und temporellen Mißbrauchs, der nicht abgeleugnet wurde, war sie die einzig mögliche[1]. Sie war ein Postulat der Zeit, nicht nur für die einzelne Seele, sondern ganz besonders für den Staat, der nur in ihr sein sittliches Fundament zu suchen hatte. Da es nun aber bei gangbaren Vorurteilen sehr unwahrscheinlich schien, daß die protestantischen Staaten ihren Vorteil so bald begreifen würden, so stand für die nächste Zukunft eine Periode der gewaltsamsten Umwälzungen in Aussicht, welche für schöne Wissenschaft und Kunst wenig oder keinen Raum lassen konnte, daher mein väterlicher Freund mir ernstlich von einer Kunstkarriere abriet, auf die mich meine Neigung hinwies. Seiner Meinung nach sollte ich mich vielmehr dem öffentlichen Leben widmen, da man wohlgesinnte Männer für den Staatsdienst bald mit der Laterne suchen würde.

Das etwa mochten die Gegenstände sein, über welche sich Beckedorff am häufigsten gegen mich ausließ, sowie auch die Gedanken, die ihn später selbst in den Staatsdienst und in die Arme der römischen Kirche trieben. Hätte ich länger unter dem Einflusse dieses überlegenen Geistes gestanden, so möchten auch für mich dieselben Konsequenzen eingetreten sein, aber ich ging, wie schon gesagt, durch vieler Lehrer Hände, die in sehr verschiedener Weise auf mich influierten. Immerhin erweiterte sich mein Gesichtskreis und ich gedenke jener Ballenstedter Tage als einer angenehmen Zeit des Erwerbens und der Bereicherung.

Nachdem ich nun auf solche Weise in Merseburg und Ballenstedt ein Weilchen als großer Herr in Schlössern gelebt und mit geistvollen Männern altkluge Unterhaltung gepflogen hatte, sollte ich zur Abwechselung einmal wieder Schulkind werden. Der Tag meiner Abreise rückte heran und Beckedorff schenkte mir zum Andenken ein schönes Buch, eine damals von Köthe herausgegebene Übersetzung der „Nachfolge Christi". Daß ihm, dem jovialen Hofmanne, beim Abschiede die Tränen in die Augen traten, werde ich ihm nie vergessen.

---

[1] Beckedorff ist später zur katholischen Kirche übergetreten. Vgl. S. 120, Anm. 2.

3. Kapitel — Ankunft in Bernburg

Bernburg, die Kapitale des Herzogtums, iſt ein an beiden Seiten der Saale wohlgelegenes Städtchen, das zu jener Zeit etwa ſiebentauſend Einwohner zählen mochte. Über der Stadt thront maleriſch auf einem Felſen das uralte Schloß, die Krone Anhalts. Mit ſtattlichen Mauern, ſtarken Türmen und einer Mannigfaltigkeit von Gebäuden ſelbſt einem Städtchen gleichend, blickt es hinab auf den Ort und den Strom, welcher jenen durchſchneidend ſich zwiſchen Rebenhügeln, grünen Wieſen und lieblichen Laubgehölzen hinzieht. Unfern des Schloſſes und mit demſelben in gleicher Höhe erhebt ſich die Kathedrale des Landes, die Schloß- oder Ägidienkirche, welche von einem geräumigen Raſenplatz umgeben iſt. Hier liegt in faſt ländlicher Einſamkeit die Wohnung des Superintendenten [ſ. d. Abbildung].

Vor dieſem Hauſe fuhr ich am Johanni-Abend des Jahres 1817 auf meinem Gepäck ſitzend, beſtäubt und müde in einem einſpännigen Leiterwägelchen vor. Die Poſt, welche jetzt zweimal täglich auf glatter Chauſſee in wenigen Stunden von Ballenſtedt nach Bernburg hinrollt, ging damals nur zweimal in der Woche, und zwar des Nachts, wo ſie denn auf den böſen Wegen ſo oft umzuſchlagen pflegte, daß nur Wagehälſe ſich dieſer Gelegenheit bedienten. Beckedorff hatte daher ein eigenes Fuhrwerk für mich gemietet mit einem beſonnenen Kutſcher, der auf dem fünf Meilen langen Wege zwar ſeine richtigen zwölf Stunden unterwegs blieb, mich aber dafür auch mit unzerbrochenen Knochen am Beſtimmungsorte abliefern konnte.

Die Herzlichkeit, mit der mich Krummachers empfingen, erfreute mich nicht weniger als die heitere Schönheit des hübſch gelegenen Hauſes, denn ich hatte mir unter einer Superintendentenwohnung, nach Art der Dresdener Superintendentur, ein gar geſpenſtiſches Kaſtell gedacht. Ich ward ſogleich in ein freundliches Eckzimmer geführt mit drei hellen Fenſtern, die teils nach dem Garten, teils auf die Kirche und den grünen Kirchhof blickten. Hier ſollte ich wohnen, und zwar gemeinſchaftlich mit zwei wackeren Söhnen des Hauſes[1], dem Primaner Emil und dem Sekundaner Eduard, welcher letztere, kaum ein Jahr älter als ich, mir gleich zum voraus wie ein richtiger Spezialiſſimus ausſah. Der älteſte Sohn, der nachmals durch ſein eminentes rhetoriſches Talent ſo rühmlich bekannt gewordene Friedrich Wilhelm, ſtudierte damals ſchon in Jena, und der jüngſte mit Namen Julius, obgleich ſchon Quartaner, gehörte ſeinen Jahren nach noch ſo ziemlich in die Kinderſtube und logierte bei der Mutter. Außer dieſen vier Söhnen zählte die Familie noch zwei

[1] Emil Krummacher (1798–1886), Pfarrer in Duisburg. — Eduard (1803 bis 1891), Arzt in Bremen. — Friedrich Wilhelm (1796–1868), Hofprediger in Potsdam. — Julius (1807–1893), Pfarrer zu Tecklenburg, ∞ 1836 mit W. v. K.'s Schweſter Adelheid.

Töchter[1], die ältere Marie, ein liebliches, auffallend hübsches Mädchen von achtzehn Jahren, und das kleine Julchen, das noch in die Ferkelschule lief und weitere Ansprüche auf Beachtung nicht erhob; indessen half es dasein, und wenn es fehlte, gab's eine Lücke am Familientische.

Eine Bowle Maitrank, kunstvoll von Mariens Hand bereitet, dazu Gesang und muntere Reden, ließ mich den neuen Hausgenossen schnell bekannt werden. An so fröhlichem Tische glaubte ich noch nicht gesessen, mit liebenswerteren Menschen nie verkehrt zu haben. Arm in Arm mit Eduard und Emil schwelgte ich um zehn Uhr abends die Treppe hinauf nach unserem Zimmer und ging fröhlich schlafen als ein zufriedener Junge.

Die Hausgenossen

In den weitesten Kreisen, wenigstens soweit die deutsche Zunge reicht und auch wohl weiter, hatte der Name Krummacher den besten Klang. Der Verfasser der Parabeln, des Sonntags-, des Festbüchleins, des Neujahrsfestes, der Paragraphen[2] und anderer Schriften war in deutschen Landen als Schriftsteller sehr allgemein bekannt und hochgefeiert; wie liebenswürdig er aber als Mensch war, das wußten nur die Hausgenossen und nächsten Freunde, und hierin unterschied er sich sehr wesentlich von vielen anderen berühmten Männern. Am Hof und in der Gesellschaft, die er notgedrungen ab und zu besuchte, galt er für einen würdigen und feinen Mann, doch mußte man ihn des Abends in seiner weißen Pikeejacke und mit der Pfeife bei Weib und Kindern sehen, um den Dichter, ja weit mehr in ihm zu finden, als man auch nach seinen besten Schriften erwarten konnte.

Des Morgens stand er sehr früh auf und war den Tag über tätig in seinem amtlichen Beruf als Landesbischof oder in seinem natürlichen als Dichter; von acht Uhr abends aber bis zur Schlafenszeit lebte er ganz regelmäßig und ausschließlich der Familie. Da saß er zu Häupten der Tafel mit der vollen Würde des Hausvaters, aber auch mit jener freundlichen Hingebung, die das Vertrauen der Kinder weckt, hörte mit Interesse an, was sie ihm mitzuteilen hatten, und war unerschöpflich in Darreichung der reichsten Gaben aus den Schatzkammern seines Kopfes und Herzens. Fehlte es einmal an Anregung zur Unterhaltung, so las er einen Abschnitt aus seinen Lieblingsdichtern Klopstock, Claudius oder Hebel vor, und eine Freude war's und gab jegliches Verständnis, ihn dabei anzusehen, wie sich auf seinem herrlichen Gesicht voll Geist und Leben, voll Offenheit und feinster Erregung alle Nuancen der Dichtung widerspiegelten. Oder auch, er sagte uns ein Lied, eine Ode, einen schönen Vers vor, bis wir sie aus-

[1] Maria Krummacher (1799–1880), ∞ mit Pfarrer Natorp in Düsseldorf. — Julie * 1804, seit 1827 W. v. K.'s Lebensgefährtin, † 1909 im Alter von 105 Jahren.

[2] „Parabeln" (1805). — „Das Festbüchlein, eine Schrift fürs Volk." Bd. I: „Der Sonntag" (1808); Bd. II: „Das Christfest" (1810); Bd. III: „Das Neujahrsfest" (1819). — „Paragraphen zur heiligen Geschichte" (1818). — „Melodien zu dem Festbüchlein. I. Bändchen, für Klavier von A. Harder (Duisburg, Baedeker, 1809).

wendig wußten. Ward ein Familienfeſt gefeiert, ein durchreiſender Freund bewirtet oder gab es ſonſt einen fröhlichen Anlaß, ſo ward Punſch getrunken und im Chor dazu geſungen, am liebſten die eigenen Lieder des Hausvaters, welche von einem jungen vielverſprechenden Muſiker namens Harder[1], der nur allzufrüh verſtorben iſt, in liebliche Muſik geſetzt waren. Das waren herrliche Stunden! Die Krummacherſchen Kinder ſangen ſämtlich hell und rein wie Glocken, trafen mit Leichtigkeit die Mittelſtimmen nach Gehör, und der Vater ſang den Baß, markierte mit der Hand taktierend alle Schönheiten des Textes oder der Muſik und war dabei ſo ſelbſtvergeſſen und ergriffen, daß ihm häufig die Tränen der Rührung in die Augen traten. Dann wieder ſcherzte und lachte er mit uns und riß uns zu enthuſiaſtiſcher Fröhlichkeit hin.

Ich reſpektierte und liebte dieſen wahrhaft liebenswürdigen Mann ſehr bald wie keinen außer meinem Vater; ja, ich liebte ihn mit Begeiſterung und konnte deshalb nicht „Herr Doktor!" zu ihm ſagen, wie ihn Andere nannten. Ich gab ihm daher den Namen „Atti", den Vaternamen der alemanniſchen Gedichte, und ſo auch nannten ihn ſpäter faſt alle ſeine jüngeren Freunde nach meinem Vorgang.

Aber auch die getreue Hausfrau [ſ. die Silhouette] hielt ich lieb und wert. Sie war einfach, ſchlecht und recht, lebte ihrer Wirtſchaft, verſorgte das Haus aufs Beſte und war voll guter Laune, luſtiger Gemeinplätze und Familienwitze, trank auch gern ein Gläschen Punſch mit ihren Kindern und lachte mit ihnen wie mit Geſchwiſtern. Daß ich ein Fremder war, ließ ſie mich nur inſofern empfinden, als ſie mir einen gewiſſen höflichen Vorzug einräumte und mich doppelt fütterte.

Auch Marie war ſehr gut und pflegſam und, wie geſagt, ſehr hübſch. Infolge dieſer Eigenſchaften war es natürlich, daß ich mich bei Tiſch an ihrer Seite wohl plaziert fand; doch außerdem bekam ich ſie ſowohl als ihre Mutter nur wenig zu Geſicht. Knaben wiſſen noch mit Jungfrauen nichts anderes anzufangen, als daß ſie ein heimliches Verlieben zu ihnen tragen, und das war auch mein Fall.

Deſto leichter aber war mir der Verkehr mit meinen beiden Stubengenoſſen. Ich fand in ihnen ein paar prächtige Burſchen, herzlich, geſellig und unverdorben, forſche Kerls nach unſrer damaligen Ausdrucksweiſe. Der Primaner Emil, der ſich zum Abiturientenexamen vorbereitete, war ein lebhafter Sanguiniker, ein feuriger, überaus jovialer Jüngling. Er führte über uns die Herrſchaft des Seniorates, des Fauſtrechtes und der Intelligenz, was wir uns gern gefallen ließen, da er der Ältere, der Stärkere und Gelehrtere war. Da er als Primaner die Erlaubnis zu rauchen hatte, ernannte er mich zu ſeinem Pfeifenſtopfer; ein Amt, dem ich nicht ohne Eifer vorſtand, weil die Befugnis damit verbunden war, die Pfeife anzurauchen, die dann ſo trefflich mundete, daß ſie mir nur mit

[1] Auguſtin Harder (1775–1813), erſt Student der Theologie, dann Muſiker in Leipzig, komponierte volkstümliche Lieder (beſonders von A. Krummacher) mit Gitarrebegleitung. S. das Faksimile.

Der Bruder Gerhard.

Aquarellierte Zeichnung von Gerhard v. Kügelgen.

Erbprinz Alexander Carl.

Ölgemälde von (?) Hofmaler Karl Christ. Kehrer.

Mein Bruder sah so gesund und strotzend aus, daß ihm, wie man sich erzählte, ab und zu die Backen platzten. Eines Abends trat er etwas verspätet, erhitzt und mit dunkelroten Backen ins Teezimmer der Herzogin. Der Prinz, der auffallend blaß und zart aussah, rief ihm entgegen: „Guten Abend, Junker Feuersbrunst!" und „Guten Abend, Prinz Nachtlicht!" erwiderte der Begrüßte, ruhig seinen Platz einnehmend. S. 234/5.

Schloß Ballenstedt.

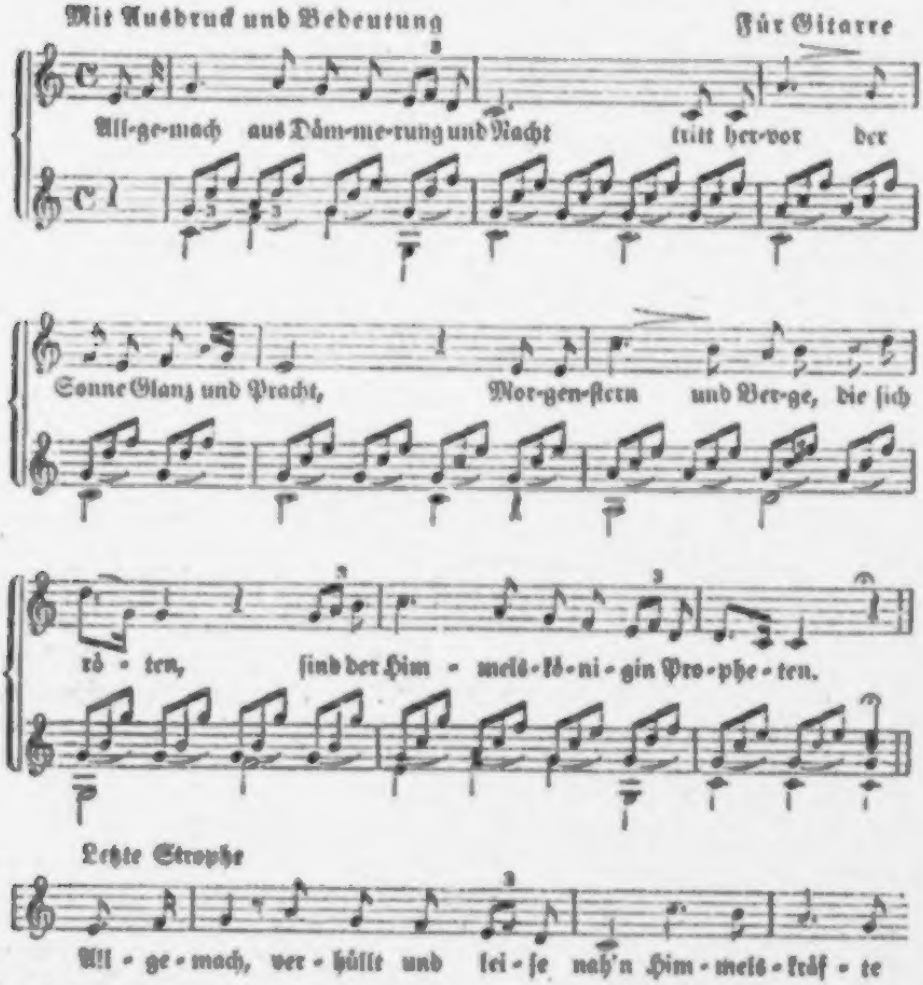
Nach Westen baute sich das nahegelegene Ballenstedter Schloß hoch und stattlich auf seinem grünen Wallberge auf. S. 117.

Das Pfarrhaus des Atti in Bernburg.

Vor diesem Hause fuhr ich am Johanni-Abend des Jahres 1817, auf meinem Gepäck sitzend, bestäubt und müde in einem einspännigen Leiterwägelchen vor. S. 238.

Die Propheten der Natur

Dichtung von Krummacher, Kompoſition von Harder



2

Allgemach aufs harrende Gefild [hüllt,
Schwebt der Frühling, vom Gewölk um-
Lerchenlieder und der Amſel Flöten
Sind des Lenzes fröhliche Propheten.

3

Allgemach bekränzet die Natur
Wieſ' und Wald, Gebirge, Tal und Flur,
Zarte Düfte und der Knoſpe Röten
Sind des füllen Blumenreichs Propheten.

4

Allgemach an warmer Mutterbruſt
Keimt des Säuglings Dank, der Mutter Luſt!
Seiner Wange Lächeln und Erröten
Sind der Liebe Boten und Propheten.

5

Allgemach, verhüllt und leiſe nah'n
Himmelskräfte ſich der Erde Bahn,
Wie die leiſen Liſpel den Propheten
Einſt auf Horebs Felſenſpitz' umwehten.

Gewalt wieder abgejagt werden konnte. Dabei ließ ich's jedoch bewenden und übertrat das Gebot der Mutter weiter nicht.

Der jüngere Bruder Eduard war klein von Gestalt, aber kräftig. Er hatte eine breite Brust, ein plutonisches Lockenhaupt und großes, treuherziges Gesicht mit ein paar ehrlichen Augen. Ausdauernd fleißig und streng sittlich in Worten und Werken, war er ein ernster, energischer Mensch, ruhig, aber nachhaltig in Haß und Liebe. Sehr großes Wohlgefallen hatte er an derbem deutschen Witz und war selbst reichlich gesegnet mit starken Einfällen und Vergleichungen, daher wir oft hart mit einander lachten. Das bindet junge Leute am schnellsten. Wir schlossen uns ehrlich an einander und wurden gute Brüder.

Einmal freilich bekam diese Freundschaft auch ihr Loch. Der Grund des Zwistes muß unerheblich gewesen sein, da ich gar keine Erinnerung mehr davon habe. Ich weiß nur, daß wir uns bei den Gurgeln hatten, und wenn auch die Klauen bald wieder losließen, so blieb doch der Friede aus. Eduard sagte, mein Freund sei er gewesen. Das war sein letztes Wort, und ich dachte: So fahre hin! – und ging allein spazieren. Wir gönnten uns fortan keinen Blick mehr, sprachen kein Wort mehr mit einander und setzten solchen Brudermord acht ganze Tage und acht Nächte fort, obgleich wir an einer Tafel speisten, an einem Tische arbeiteten und in einem Bette schliefen. Wäre freilich damals der ältere Bruder noch bei uns gewesen, so möchte es soweit nicht gekommen sein; der hatte aber bereits die Universität bezogen, und ohne Vermittelung konnten wir uns nicht wieder zusammenfinden.

In meiner Eigentümlichkeit lag nichts Unversöhnliches, und mein Zorn wäre bald verdampft gewesen, wenn der Andere nicht gar zu entschlossen ausgesehen hätte. Dem mochte es ebenso gehen, und Beide wollten wir uns in jeder Bedeutung des Wortes nichts vergeben. Zufälligerweise hatten wir damals ein Exemplar des Don Quixote auf unserm Zimmer. Wer gerade Zeit hatte, bemächtigte sich des Buches und schwelgte einsam in den Prügelsuppen und sonstigen Erquickungen des Helden. Da ging es denn bisweilen nicht anders, als daß man, die Gegenwart des Feindes und alle bösen Geister vergessend, laut ausplatzen mußte; und wie leicht konnte sich nicht hieran die selbstvergessene Mitteilung der Stelle oder die Frage knüpfen: „Worüber lachst du?" – dann wäre Alles gut gewesen. Aber die bösen Geister dominierten, der Haß war Ton geworden, und wenn der Eine sich vergaß und lachte, besann sich doch der Andere und sah doppelt sauer drein.

So lebten wir, ohne wahrscheinlich selbst zu wissen warum, in einer Art von Hölle, aus der wir uns selbst nicht mehr erlösen konnten. Dies tat jedoch der Atti. Eines schönen Abends nämlich führte er uns hinaus, die Saale aufwärts nach den sogenannten Bornaschen Bergen, wo eine Obstplantage zum Kirschenessen einlud. Wir ahnten nicht im entferntesten, daß er von unsern gegenseitigen Gefühlen Kenntnis habe, als er uns plötzlich mitten im Genuß der Kirschen durch das höchst auffällige Verlangen

in Erſtaunen ſetzte, wir ſollten uns umhalſen. Er wiſſe, ſagte er, daß wir eine elende Dummerei mit einander hätten; das müſſe raſch und gründlich abgetan werden.

Wir zögerten und ſahen trübe drein; aber der geſtrenge Friedensdränger ſtampfte ungeduldig mit dem Fuße, und an Entrinnen war nicht mehr zu denken. Da taten wir die Arme auf wie Automaten, klappten ſie wieder zu und befühlten uns ſo vorſichtig als möglich. Nichtsdeſtoweniger war dies kalte Scheinmanöver doch ausreichend geweſen, die zerriſſene Freundſchaft wieder zuſammenzuflicken. Schon auf dem Rückwege lächelte gelegentlich der Eine zu des Andern Witzen und beim Schlafengehen ward zutraulich geplaudert.

Wie man ſich bei Damen inſinuiert

Bernburg war damals durch die Schönheit ſeiner Töchter ſehr ſtattlich illuſtriert, aber Aller Preis und Krone war doch Eduards ältere Schweſter, die achtzehnjährige Marie. Dies liebliche Mädchen war die Bewunderung der ganzen Schule und, wie ſchon angedeutet, hatte ſie auch in meinem Herzen ihr verſtohlenes Altärchen mit Opferdienſt und Weihrauch. Sie mochte freilich davon nicht das Geringſte merken, denn naturwüchſige Knaben behalten ihre zarteren Empfindungen für ſich, wennſchon das Bedürfnis, dem geliebten Gegenſtande bemerklich zu werden, nicht immer ganz zu unterdrücken iſt und ſich gelegentlich in Flegeleien kundgibt. In dieſem Falle mochte mein Freund Auguſt Schönberg ſein, als er einmal der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, der Königin ſeines Herzens an ihrem Geburtstage eine lebendige Maus in den Strickbeutel gleiten zu laſſen. Es ſollte dies keine Ungezogenheit bedeuten, ſondern war nur die den Jahren und Fähigkeiten meines Freundes angemeſſene Form, ſich in Erinnerung zu bringen, und überglücklich war er, die entſprechende Anerkennung dieſer Huldigung auf der Stelle mit ein paar ſcharf gepfefferten Ohrfeigen davonzutragen. Mit ähnlicher Courtoiſie Marien aufzuwarten, plagte denn auch mich der Teufel.

Sie hatte nämlich das Vergnügen, eines ſchönen Abends eine zahlreiche Geſellſchaft von jungen Mädchen bei ſich zu ſehen, welche ſie in einem Zimmer bewirtete, das mit dem unſrigen auf gleicher Flur lag. Eduard war ausgegangen, ich ganz allein. Die hellen Stimmen drangen lockend zu mir herüber und ich konnte des Verlangens nicht Herr werden, auch meinerſeits etwas zur Unterhaltung beizutragen. Mittelſt gebrauchter Wäſche ſtopfte ich meine Kleider zu einer menſchlichen Geſtalt aus, malte ein Papiergeſicht daran und ſtülpte einen alten Dreimaſter des Atti drauf, den ich von einem Schranke des Vorhauſes entlehnt hatte. Dieſen Krautteufel trug ich leiſe in den Flur hinaus und ſetzte ihn dicht vor das Zimmer der Mädchen auf einen Stuhl, ſo daß er in die Augen fallen mußte, wenn die Türe aufging. Dann lauſchte ich mit unendlicher Geduld wenigſtens eine Stunde lang am Schlüſſelloch.

Endlich öffnete sich die Paradiesespforte, und Marie selbst trat heraus, prallte aber augenblicklich mit einem so durchdringenden Schrei zurück, daß auch ich erschrak und statt eines Vergnügens ein Unglück angerichtet zu haben glaubte. Es folgte ein gewaltiger Tumult, Öffnen und Zuschlagen der Türe mit abwechselndem Zeter-, Chor- und Sologeschrei; ich aber stand die größere Angst aus und war eben im Begriffe, mich hinauszuwagen, um den Spuk hinwegzuräumen, als Christine, die Köchin, mit ihrer Küchenlampe die Treppe herauf zu Hilfe eilte. Anfänglich stutzte auch sie; bald aber rief sie lachend die jungen Damen heraus, stieß das Spektrum mit dem Fuße um, und das Entsetzen ging nun in die ausgelassenste Lustigkeit über.

Schrecklich war die Rache, welche die übermütigen Mädchen sich jetzt an diesem leblosen Scheusale zu verüben gestatteten. Unter hellem Gelächter ward der arme, hilflos am Boden liegende Balg beleuchtet, verhöhnt, herumgerissen und zu meiner größten Beschämung sogar ausgeweidet. Ein Stück alter Wäsche nach dem andern zogen sie ihm aus dem Leibe, besahen jedes aufs ausführlichste und von jedem ward mein eigener, deutlich eingenähter Name laut verlesen, so oft er dastand. Ich müsse herbei und exemplarisch abgestraft werden, rief eine Stimme; aber fort war ich durch die Hintertüre und kam den ganzen Abend nicht mehr zum Vorschein. Ich schämte mich entsetzlich.

Die Mädchen mochten sich trotz allen Schreckens nicht übel amüsiert haben, ich aber hatte eigentlich nichts davon, als daß Marie mir am andern Morgen im Vorübergehen leichthin mit dem Finger drohte und ich errötend niederblickte, wegen der Wäsche. Der Atti sagte mir noch obendrein ganz trocken, ich sollte künftig solche Witze lassen.

Musikalische Leistungen

Marie hatte eine überaus herrliche Sopranstimme und sang mit größtem Beifall, namentlich ihres Vaters, der häusliche Musik sehr liebte; doch war es ihr beschwerlich, sich selber zu begleiten, ein Hindernis, an dem die Freude öfters scheiterte. Ich meinerseits hatte schon seit ein paar Jahren Klavierstunden gehabt, die auch in Bernburg weitergingen, nicht weil ich besondere Freude an der Musik gehabt hätte, am wenigsten an derjenigen, die ich selber machte, sondern weil die Eltern es so haben wollten. Jetzt kam ich auf den Gedanken, diese Stunden zur Einübung der Begleitungen für Mariens Gesänge auszubeuten, und das gab neuen Eifer. Mit einer solchen Sängerin zusammenzuwirken war herzerhebend, schmeichelhaft und auch sehr dankbar, denn der Atti hörte seine Tochter nun um so öfter singen. Marie sang mit Lust für ihren Vater, mit größerer Lust spielte ich für sie, und so kamen wir alle Drei auf unsere Rechnung.

Je besser aber unsere Hauskonzerte jetzt von Tag zu Tag klangen und gelangen, je mehr auch wuchs mein Interesse für die Musik an sich, und es entstand zu Zeiten ein immer wärmeres Verlangen nach selbständigerer Leistung. Nur das Klavier schien mir dazu nicht recht geschaffen. Wohl

r es insoweit gar nicht übel, als es mich in zweckmäßigere Berührung
t Marien brachte, als jener ingeniöse Einfall mit dem Popanz dies ver-
ocht hatte, außerdem aber und für sich selber langweilte mich der herz-
s hämmernde Ton desselben umsomehr, als sich der Klang damaliger
nstrumente zu den heutigen noch obendrein wie Kindertrommeln zu
esselpauken verhielt. Welch eine andere Lust und welch himmlisches
ergnügen, dachte ich, müßte es sein, wenn diese Tasten sängen, etwa wie
ariens Stimme oder wenn es auch nur wie Violinensaiten wäre. Mein
aviermeister, ein Herr Schmelzer, welcher Organist an der Ägidienkirche
ar, warf mir vor, daß ich zu wenig übe. „Ja! – seufzte ich – wenn
s Ding nur besser klänge, aber dieses Klimper-Klamper ennuyiert einen
f die Länge." Da schlug der gute Mensch mir auf der Stelle Orgel-
nden vor.

Wer war glücklicher als ich, als wir zuerst das Orgelchor erstiegen und
chmelzer mich vor allen Dingen in die Eingeweide des Rieseninstru-
entes führte, mir dessen Mechanismus zu erklären. Da standen die
feifen wie Regimenter aufmarschiert, eiserne und hölzerne, dickleibige
d schlanke, fingerlange Zwerge und haushohe Giganten in dichtgedräng-
n Reihen neben, über und unter einander – eine gewaltige Heerschar,
d wenn sie alle auf einmal ihre Stimmen erheben wollten, sagte Schmel-
r, so würden die Kirchenfenster platzen wie beim Kanonendonner.

Im Kommando dieser braven Schreier sollte ich nun geübt werden und
dmete mich dem neuen Studium mit allem Eifer. Zwar verursachte
ir die ungewohnte Handhabung oder vielmehr Fußhabung des Pedales
fänglich einige Wadenkrämpfe, die jedoch überwunden wurden, und
on nach Wochen munterte mich mein Lehrer auf, demnächst beim Aus-
nge des Gottesdienstes den Ausfeger zu spielen, indem er bemerkte, daß
r derjenige den rechten Vollgenuß an einer Kunst habe, der sich ge-
aue, sie auch öffentlich auszuüben. Ein leichtes Stückchen ward zu diesem
wecke bis zum Überdrusse eingeschult, so daß ich's mit geschlossenen
ugen spielen und der Öffentlichkeit mit Zuversicht entgegensehen konnte.

Als die Zeit sich aber erfüllt hatte, als der Atti Amen sagte und der
chlußvers gesungen war, da war's anders. Eine widerwärtige Unsicher-
it fuhr mir in die Eingeweide und mühsam kroch ich auf die Orgelbank.
un war auch der Segen gesprochen, der Atti schwieg und – gleicher-
aßen schwieg die Orgel. Da stieß mich Schmelzer an: „So treten Sie
ch los!" und los trat ich. Ob es die rechten Tritte waren und ob das
anual recht einfiel? ich muß das ungesagt sein lassen; aber die Kirche
erte sich im Umsehen.

Während des Mittagessens äußerte der Atti sein Befremden über jenen
odus der Orgel. Schmelzer, sagte er, wähle zu gelehrte Musik, und
che Dissonanzen seien fast unerträglich. Da errötete ich aufs lieblichste
d gestand: ich sei's gewesen. „Nun – erwiderte der Atti – beruhige
h, mein Jungelchen! Kein Meister wird geboren, und immerhin hast
die Gemeinde schnell genug hinausgebracht." Auch ließ ich mich durch

dies Debut von meiner Orgel nicht verſcheuchen und rettete meine Ehre wenigſtens inſoweit, als ich in der Folge zu mehrerer Zufriedenheit des Atti ſpielte.

Zwei Kanzeln

Ich will nicht leugnen, daß ich an proteſtantiſchen Gottesdienſten die meiſte Zeit nur wenig Geſchmack gefunden habe. Endloſe Predigten und Lieder verſetzten mich, gleich ſchlafloſen Nächten, leichtlich in Zuſtände peinlicher Ungeduld. In Bernburg ging es übrigens damit noch leidlich, obgleich die Kirche ſelbſt, vom Fürſten Victor Amadeus zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts neu erbaut, an Geſchmackloſigkeit exzellierte und ein Wahrzeichen des frivolen Sinnes jener Zeit war. Nach reformierter Weiſe ohne Altar und jegliches geiſtliche Symbol, glich ſie mit ihren doppelten Logenreihen und blaugeſprenkeltem Anſtrich etwa dem Redoutenſaale eines mittleren Gaſthauſes, an den nicht viel gewendet worden. Das einzige Bildwerk, das ſie aufzuweiſen hatte, war ein koloſſales Wappen, das nächſt der herrſchaftlichen Loge die ganze Altarwand bedeckte und von zwei hochaufgerichteten rieſenhaften Bären mit ſchwarzem Pelz und goldenen Kronen gehalten wurde, welche ſich als die eigentlichen Gegenſtände der Verehrung zu präſentieren ſchienen.

Als ich ſpäter[1] in Tirol reiſend von einem dortigen Bauern gefragt wurde, welches Tier ich anzubeten pflege – ſein Pfaffe hatte ihm geſagt, der ganze Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten beſtehe darin, daß erſtere Gott anbeteten, letztere aber Tiere, die je nach den Ortſchaften verſchieden ſeien – fiel mir allerdings die Bernburger Schloßkirche wieder ein. Dieſe hatte auch damals keinen Reiz für mich und noch weniger die Lieder, die darin geſungen wurden, deren altklug aufgeklärte Proſa mich vielmehr ennuyierte; aber einmal dauerte der Gottesdienſt nur halb ſo lange als in dem lutheriſchen Sachſen, und dann war der Prediger niemand anders als mein geliebter Atti.

Dieſer mochte damals in einem Übergang begriffen ſein von ſubjektiver Herzensfrömmigkeit zu dem Glauben an das geoffenbarte Gotteswort, und demgemäß trug ſeine Predigt wie ſein ganzes Weſen auch den doppelten Charakter der Frage und Antwort, des Suchens und Findens. Sowohl die Demut des einen als die Freudigkeit des andern ſprachen ſich in ihm und ſeiner Rede aus.

Rollers Predigt ruhte, ja bisweilen ſchlief ſie auf dem objektiven Grunde einer feſt und fertig kriſtalliſierten kirchlichen Dogmatik, während Krummacher Entdeckungen machte und dann aufs tiefſte ergriffen und mit hoher Begeiſterung von demjenigen zeugte, was ihm perſönlich klar geworden war. Geiſtloſe Begeiſterung freilich langweilt noch ſchmerzlicher als ſchläfrige Rede, wenn letztere nur einen tüchtigen Gegenſtand hat; aber mein teurer Atti war Dichter von Gottes Gnaden, er war ein genialer Menſch, hatte allezeit Salz bei ſich, und ſeine Worte waren Kraft und

[1] W. v. K. iſt nur einmal, auf der Reiſe nach Rom im Herbſt 1825, in Tirol geweſen.

Leben und durchglüht von einem Hauche jener lebendigen Liebe und herzlichen Teilnahme, die zu Herzen geht.

Dazu mußte man diesen Prediger ansehen. Er trug zwar keinen Chorrock aus dem sechzehnten Jahrhundert wie die Lutheraner, sondern stand nach reformierter Weise nur im schwarzen Frack auf seiner Kanzel mit jenem, damals zur geistlichen Kleidung gehörigen seidenen Küstermäntelchen, das in leichten Falten vom Rücken niederfiel; doch sah er wie ein echter Kirchenmann aus, und der verklärte Ausdruck seines herrlichen Gesichtes predigte nicht minder als seine Worte. Ich wäre ihm gern bisweilen um den Hals gefallen, wenn er auf seiner hohen Kanzel zu erreichen gewesen wäre.

Als ich jedoch zu diesem Zwecke einmal gleich nach der Kirche auf sein Zimmer ging, fand ich ihn in augenscheinlicher Bewegung; es schien, als habe er geweint, vielleicht gebetet. Ich wollte mich zurückziehen, wie ich gekommen; allein er rief mich an und da er hörte, was mich hergeführt, schloß er mich mit Herzlichkeit in seine Arme. In späteren Jahren hat er mir bekannt, wie ich ihm damals zum Trost gewesen sei, weil er die Kanzel in der mutlosesten Stimmung verlassen habe. Seine große Kirche war stets gedrängt voll Menschen, sie saßen Kopf an Kopf und hörten ihren Bischof mit Erbauung an, während dieser selbst sich doch anklagte, daß ihm alle Begabung fehle, die Wahrheit an den Mann zu bringen. Blöden Kandidaten pflegte er zwar zu sagen, sie sollten frisch das Maul auftun und denken, daß es lauter Kohlköpfe seien, die da unten säßen; er selbst aber war so weit davon entfernt, die Gemeinde für ein Kohlfeld zu halten, daß er sie ihres ungeschickten Predigers halber oft bitterlich beklagt hat.

So bescheiden war dieser Mann, daß er es selbst mir, dem unbärtigen Knaben, nicht verargte, wenn ich an dieser oder jener Äußerung, die sich mit der mir anerzogenen Ansicht nicht vertragen wollte, Anstoß nehmend ihn befragte. Er ließ sich immer freundlich mit mir ein, berichtigte mich oder gab mir wohl auch recht. „Du hast den Buchstaben für dich — sagte er einmal — und vielleicht fährst du damit am besten. Bleibe bei dem, wie du gelehrt bist!"

Im Grunde genommen störte es mich wenig, daß die Reformierten den Begriff der Sakramente anders faßten als wir Lutheraner; hatten sie doch die Sache und schienen sie sich doch dem Tische des Herrn mit derselben Beugung und mit demselben Glauben an die genugtuende Kraft des Blutes Christi zu nahen, wie auch wir. Wenn die Krummachersche Familie kommunizierte, schloß ich mich daher nicht aus, und weder ich noch Andere sahen darin einen Abfall von meiner Kirche. Zwar gab es in Bernburg noch eine Anzahl Lutheraner, denen das heilige Abendmahl von Zeit zu Zeit in der kleinen, ihnen eingeräumten Kapelle des Gottesackers durch einen lutherischen Geistlichen verabreicht wurde, und dorthin wollte auch mich der Atti anfangs weisen. Ich fühlte aber schon damals, daß Glaubensgemeinschaft bindender sei als eine bloß äußere kirchliche Zugehörigkeit, und der aufrichtige Herzensglaube meines hochverehrten

Pflegevaters war mir erbaulicher als die orthodoxe Spendeformel, die in jener Kapelle wohl geſprochen, aber keineswegs geglaubt wurde. Auch kann ich in der Tat nicht ſagen, daß ich damals an dem einfachen Tiſche der Reformierten durch die heilige Handlung weniger ergriffen worden wäre als an den heimiſchen Altären.

Inzwiſchen ließ ich mir an den Gottesdienſten der Ägidienkirche doch nicht ſo ganz genügen; ich ſuchte vielmehr bisweilen noch einen andern Prediger auf, deſſen Rede mir nicht weniger zu Herzen ging als die des Alttis. Dieſer Andere war Katholik und ſeine Kanzel hing draußen an der Schloßmauer hoch über der ſchäumenden Saale, wie ein Schwalbenneſt. Darin hockte die Gemeinde, aus mir allein beſtehend, und zog ſich den Prediger aus der Taſche.

Um die ſchönen Sommerſonntage beſtens auszunutzen, ſtand ich früher als gewöhnlich auf und ging noch vor dem Frühſtück hinaus ins Freie, am liebſten in den nahgelegenen Schloßgarten, der eingefriedigt von hohen krenelierten Mauern mit ſeinen Orangenkübeln, Zwergbäumen und geſchorenen Hecken den größten Reiz für mich hatte. Die Ausſicht in die Ferne fiel natürlich weg; es war aber durch die alte Mauer ein Pförtchen gebrochen, das auf einen kleinen, ſteinernen Altan führte, der außerhalb frei über dem Abhange des Felſens ſchwebte. Trat man hier hinaus, ſo tat ſich ein weites, überraſchend ſchönes Bild auf. Faſt ſteilrecht blickte man hinunter auf die Saale, die durch Wieſen, Büſche und Gehölze hingleitend am Fuße des Schloßfelſens in ihrer ganzen Breite ſchäumend über ein Wehr ſtürzt und dann mit tanzender Welle zwiſchen die Alt- und Bergſtadt Bernburgs einläuft. Die maleriſchen Häuſergruppen der Stadt, ihre Türme, Gaſſen und Plätze liegen wie Spielzeug an den Ufern, und darüber hinaus erblickt man Rebenhügel und Felder, endlich die Landſchaft krönend den fernen Brocken wie ein Dunſtgewölk.

Die Entdeckung dieſes Plätzchens achtete ich für einen Hauptgewinn meines Bernburger Lebens. Ich beſuchte es fleißig und lauſchte hier in verſtohlener Einſamkeit der ſanften Predigt des alten Myſtikers, deſſen Büchlein von der Nachfolge Chriſti[1] mir Beckedorff geſchenkt hatte und deſſen Worte mein jugendliches Herz wie Äolsharfenklang berührte. Dann leuchtete der Morgen um mich her ſo zauberhaft in Licht und Farben, es dampfte die Stadt und rauſchte tief unter mir der Strom, und ich zerfloß in ſüßer Schwärmerei. O, es iſt unbeſchreiblich, welcher Entzückungen und Seligkeiten eine Knabenſeele fähig iſt, wenn ſie den Staub der Schule abgeſchüttelt.

Mein Chriſtentum war freilich weit mehr Sache des kindiſchen Spielens und Genießens, als einer ernſten Beugung unter die Zucht des göttlichen Wortes, und darüber hinaus kam ich zeit meiner ganzen Jugend

[1] Die „Vier Bücher von der Nachfolge Chriſti" (de imitatione Christi) des Thomas a Kempis (1380–1471, aus Kempen am Niederrhein) ſind trotz ihres mittelalterlich-mönchiſch-asketiſchen Charakters durch ihre geſunde Myſtik ein (in mehreren tauſend Ausgaben erſchienenes) interkonfeſſionelles Erbauungsbuch geworden.

nicht. Die Seele durchlebte paradieſiſche Feierzeiten, da der Bräutigam noch bei ihr war, daher ſie aß und trank und jauchzte und es ſich wohl ſein ließ. Ich war gut unterrichtet, kannte ſehr wohl die Glaubensſätze meiner Kirche und zweifelte nicht im geringſten an der Verderbtheit meiner Natur; aber ich ließ mir keine grauen Haare darum wachſen, weil ich die Macht des Böſen tatſächlich noch zu wenig an mir ſelbſt erfahren hatte. Die Sünde ſchlief noch guten Teils in meinen Gliedern, und wo ſie etwa erwachte, erkannte ich ſie kaum oder doch ihr Gift nicht. Ich glaubte ihrer mit Leichtigkeit Herr werden zu können, ſobald es mir beliebte, und dem philoſophiſchen Kaiſer Marc Aurel konnte es kaum natürlicher erſcheinen, ein guter Menſch zu ſein, als mir. Ja, wenn ich an der Bruſtwehr des Altans lehnte, die Herrlichkeit der Schöpfung um mich her zum Tempel Gottes wurde und aus den milden Worten des alten Pater Thomas die Lockſtimme des Erlöſers an mein Herz ſchlug, ſo war ich feſt entſchloſſen, ein Heiliger zu werden. Ich kannte weder die Feſtigkeit des Himmels noch meine Schwäche und wußte nicht, wie Hochmut, Selbſtſucht und Sinnlichkeit mich an die Tiefe ketteten.

Gewöhnlich dauerten dieſe Wallungen auch nur ſo lange, als ich auf dem Altan weilte, die Saale brauſte, die Stadt zu meinen Füßen im Morgenlichte dampfte und die Zauber einer uralten Myſtik mich umſpannen. Anders wieder war meine Stimmung, wenn das Leben mir wirkliche Gelegenheit zur Heiligung bot.

Die Schule

Zur Schule war's ein weiter Weg, der viermal des Tages durchmeſſen wurde, und zwar im Trabe, was hinwärts keine Kunſt war, da es bergab ging, zurück aber eine Probe geſunder Lungen. Die ganze Bergſtadt durch, über die Brücke und den Markt, faſt bis zum Ende der Altſtadt: da lag die uralte, gotiſche Marienkirche und dicht dabei die Schule, die eben auch nicht zum jugendlichſten ausſah. Es war ein düſteres Gewinkele, eine dunkle Katakombe, ſo alt und reizlos als die Leichname, die man hier ausgrub und verehrte, tote Sprachen nämlich und Grammatik. Beim erſten Eintritt dachte man, daß alle grüne Weide jetzt ein Ende habe.

Dennoch lobe ich mir jene alten rußigen Schulhäuſer von damals, die viel beſſer waren als ſie ausſahen. Hinter ihren grämlichen Geſichtern war nach deutſcher Weiſe doch ein recht munterer Geiſt, und jugendlicher Frohſinn gedieh gewiß nicht ſchlechter als in der kalten Vornehmheit moderner Schulpaläſte. Gearbeitet aber wurde auch nicht weniger als in dieſen, wenn auch in anderer Façon. Man hatte nicht ſo viele Lehrobjekte, zerſplitterte ſich weniger und geſtattete dem Privatfleiß freieren Raum. Heutzutage wird ohne Frage mehr gelehrt, als gelernt werden kann — dazumal war's umgekehrt. Ein weſentlicher Wert ward eigentlich nur dem Studium der lateiniſchen Sprache beigemeſſen, welche ſich zu den übrigen Diſziplinen wie der Jupiter zu ſeinen Satelliten verhielt und maßgebend war für alles Übrige. Zwar lernte man auch Anderes, wenn man wollte,

Lateiniſch aber auch, wenn man nicht wollte, und wer die Schule durchgegangen, nahm wenigſtens dieſe eine Sprache als ſicheren Erwerb und Grundlage alles weiteren Studiums für ſein Leben mit.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft war ich vom Rektor ſelbſt einer lateiniſchen Prüfung unterworfen und infolge davon als Ultimus nach Tertia geſetzt worden. Über dies beſcheidene Ergebnis freute ich mich inſoweit, als ich bei meinem vielfach unterbrochenen Unterrichte trotz meiner vierzehn Jahre doch nur auf Quarta rechnen durfte. Andrerſeits war es freilich beſchämend, daß ſich unter den neunundzwanzig Tertianern über mir ſo manches faſt jugendliche Kindlein mit feiner Vogelſtimme fand. Ich mußte mich daher zuſammennehmen, um bei der nächſten Verſetzung aufzuſteigen, und tüchtig arbeiten, wobei mir denn freilich die anregende Perſönlichkeit des Klaſſenlehrers ſehr zuſtatten kam.

Dieſer, der Profeſſor Fr. Günther[1], ein noch junger, doch der gelehrten Welt bereits bekannter Mann, war der geborenſte Magiſter. Mit angenehmem Äußeren, feinen Manieren und liebenswürdig jocoſem Weſen verband er die außerordentlich glückliche Gabe, faſt allen ſeinen Schülern ein gutes Gedächtnis beizubringen, indem er ſie für die Gegenſtände ſeines Vortrags wahrhaft zu intereſſieren wußte. Ich war fleißig wie nie vordem in meinem Leben und kam ſchnell vorwärts, ſogar im Griechiſchen, das ich früher nie getrieben hatte, nun aber privatim mit ſo gutem Erfolge nacherexzierte, daß ich ſchon nach wenigen Monaten am Klaſſenunterrichte teilnehmen konnte.

Zu Michaelis war Verſetzung; einige Tertianer wanderten nach Sekunda, und Quartaner, unter denen auch Julius Krummacher war, füllten die Lücken. Darauf geſtaltete ſich die Klaſſe zur Klauſur und ſchrieb ein lateiniſches Proloco, um danach die Kräfte zu bemeſſen und demgemäß die Sitze zu verteilen. Es war ein Wettlauf, in welchem Jeder ohne Zweifel ſein Beſtes tat. Am andern Morgen ſtreifte mich Günther auf dem Schulwege an und gratulierte; doch wußte ich nicht wozu, bis ich, in der Schule angelangt, von den bereits anweſenden Mitſchülern als Primus angeſchrien und begrüßt ward.

Primus! Es ſind zwar nur zwei kleine Silben; aber wer iſt wohl durch die Schule gelaufen und kennt nicht die Größe ihrer Bedeutung? Der Primus iſt der König beim Scheibenſchießen und muß ſchon für den beſten Schützen gelten; er iſt der Erſte unter Allen und der Großwürdenträger der Klaſſe. Mir war's wie einem Träumenden. Daß ich nicht der Letzte bleiben würde, hatte ich wohl gedacht; aber der Erſte?! Nun konnte ich meinen Eltern ſchreiben, daß ich was geworden, und überdem von jetzt an in dem angenehmen Eckchen ſitzen, dicht unter dem Katheder, wo ſich mein Vorgänger, ein gewiſſer Stieler aus Berlin, ſo ſtattlich ausgenommen hatte. Das war des Glücks genug! und

[1] Georg Friedrich Günther (1787–1825), als klaſſiſcher Philolog wie Pädagog bekannt, namentlich durch ſeine Hebung des Helmſtedter Gymnaſiums, deſſen Direktorat er 1822 übernahm. Vgl. Allg. Deutſche Biogr. X, 168.

dennoch – es war auch nichts anderes als ein Traum und eine Täuſchung, wie alles Erdenglück.

Wohl war ich Primus oder „Biermops", wie's der Schulwitz traveſtierte, und nahm fürs erſte auch meinen Platz als ſolcher ein, jedoch nur auf Grund von Günthers alleiniger Korrektur, welche, wie ich jetzt erfuhr, die Schüler keineswegs auf Treu und Glauben anzunehmen, ſondern allerhöchſtſelbſt noch einer Kontrolle zu unterziehen hatten. Jede Arbeit ging noch einmal durch jede Hand, und Jeder tat ſein Beſtes, ſeinen Vordermännern womöglich noch eins anzuſtreichen. Es war eine erbarmungsloſe Ährenleſe von etwa überſehenen Schnitzern.

Gerechnet wurde nach ganzen und nach halben Fehlern, und zwar ſo, daß Sprachfehler für ganze, Schreibfehler für halbe galten. Ich, der ich gar keinen Fehler gehabt und daher auch kein Intereſſe hatte, die unter mir Sitzenden noch zu verſchlechtern, blickte gleichgültig in die mir vorgelegten Hefte – als plötzlich die Stimme meines Nachbars laut ward. Dieſer, der wegen ſeines hochgeſtellten Organs den Beinamen „Piepvogel" führte, war ſo glücklich geweſen, in meiner Arbeit noch drei halbe Fehler, vergeſſene i-Punkte und dergleichen, aufzuſtöbern, und da er ſelbſt nur einen ganzen, wenn auch ſehr ſündlichen Sprachfehler hatte, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß er der wahre Biermops war.

Es hatte eine höhere Gerechtigkeit entſchieden, denn dieſer Piepvogel war in der Tat gelehrter als ich. Ich mußte aus meinem vornehmen Eckchen weichen, in welchem ſich Jener ſogleich zurechtfand, als wenn er da geboren wäre. Günther reichte ihm glückwünſchend die Hand, indem er bedauerte, mir falſche Hoffnung gemacht zu haben, und das war das Ende dieſer lehrreichen Geſchichte.

Nach Günther gefiel mir unter den Lehrern, die in Tertia unterrichteten, am beſten unſer Rektor, der Profeſſor Gottfried Herzog. Er mochte damals ein Mann von etlichen und fünfzig Jahren ſein; doch ſchien er wegen ſeiner gebeugten Haltung und grauen Haare bedeutend älter. Beide Übel waren, wie man ſagte, urplötzlich über ihn gekommen, da einer ſeiner Penſionäre, der Sohn ſeines Jugendfreundes, beim Baden in der Saale ertrunken war. Der Schmerz hierüber wie über die Unverſöhnlichkeit der Eltern ſoll ihn auch bis ins Grab begleitet haben. Herzog war urſprünglich Theolog geweſen, aber, auf der Univerſität ſchon am Glauben irre geworden, hatte er in ehrenwerter Gewiſſenhaftigkeit kein geiſtliches Amt begehrt, ſondern die Schule vorgezogen, bei welcher er des Supranaturalismi entraten zu können meinte und auch entriet. Übrigens war er ein tüchtiger Schulmann, der die Anſtalt weſentlich gehoben hatte und ſich ohne Poltern oder ſonderliche Strenge bei Lehrern und Schülern in dem Anſehen zu erhalten wußte, das ihm als Rektor zukam. Zwar nannten wir ihn unter uns nie anders als den „alten Gottfried", aber es ſollte dies ebenſowenig eine Reſpektloſigkeit ſein, als es in Preußen die vulgäre Bezeichnung „alter Fritz" für einen großen König iſt.

Alles, was ich in Tertia lernte, dankte ich vorzugsweise dem Einflusse dieser beiden Männer, die mich namentlich für die alten Sprachen so zu begeistern wußten, daß ich mehr darin tat, als ich nötig hatte, z. B. den ganzen ledernen Eutropius, der in der Schule nicht gelesen wurde, zu meinem Privatvergnügen schriftlich ins Deutsche übertrug. Die übrigen Lehrer und Kollaboratoren, die mir geringeren Eindruck hinterließen, brachten wenigstens keinen Schaden, ja ein paar von ihnen, der Kantor und der Franzose, verhalfen in entgegengesetzter Weise der Klasse erst recht zum Vollgenuß des Schülerlebens, indem sich der moralische Zwang, den die Bernburger Schule so gut wie jede andere auferlegte, an ihnen gewissermaßen bezahlt machen konnte.

Immerhin mag es einem Kantor schwer genug sein, sich auf gelehrten Schulen auch nur den notdürftigsten Respekt zu verschaffen; wenigstens hatte der unsrige nicht diese Gabe. In seinen Schreib- und Rechenstunden wurden, wenn die Klasse sich einer Erholung bedürftig fühlte, sehr reichliche Allotria getrieben, die gegen ihn gelegentlich auch außerhalb der Schule fortgesetzt wurden. Vieles ertrug er auch geduldig, teils aus Bequemlichkeit, teils aus physischer Kurzsichtigkeit; wurde ihm aber doch einmal das Ding zu bunt, so ruinierte ihn seine maßlose Heftigkeit vollends.

So war es vorgekommen, daß während der Freiviertelstunde, in der die meisten Dummheiten vorkamen, ein Schüler über mannshoch an der äußeren Kirchwand aufgeklettert war, um einem kleinen dort postierten Heiligen sein Butterbrot in den Mund zu stecken. Seit multis saeculis, sagte er, sperre jener das Maul auf und es sei Zeit, ihm endlich etwas hineinzuschieben. Indessen war es Winter, und die steinernen Vorsprünge der Kirche waren so kalt, daß der mitleidige Kletterer mit verklommenen Händen bald wieder abfiel. In diesem Augenblick aber schwenkte der Herr Kantor um die Ecke. Er hatte das Klettern an der Kirche oft verboten, und da seine blöden Augen gerade einen lichten Moment haben mochten, so empfing er Jenen mit einer dreimal gepfefferten kantorhaften Ohrfeige, welche auf der Stelle erwidert wurde.

Eine derartige Erwiderung war ein Attentat, das vor den Schulsenat gehörte, aber obgleich der Frevler, anstatt relegiert zu werden, nur das Karzer zu besehen kriegte, so schien uns dieses doch wieder einer neuen Genugtuung zu bedürfen. Schlag für Schlag, so meinten wir, das hätte gerade ausgereicht; aber das Karzer war eine neue Auszeichnung, die erst abverdient werden mußte. Es ward daher beschlossen, dem Herrn Kantor dafür noch ein besonderes Promemoria angedeihen zu lassen.

Als besagter Herr sich demnächst auf der Eisbahn blicken ließ, wurde er höflichst ersucht, im Stuhlschlitten Platz zu nehmen. Dies war eine Artigkeit, die wir den beliebteren Lehrern zu erzeigen pflegten, an die jener aber nicht gewöhnt war. Er mochte daher denken, daß er wegen der Ohrfeige, die er empfangen, vollends versöhnt werden sollte, nahm die Einladung mit feinem Lächeln an und — fort flog er, wie vom Sturm dahingerissen. Wer ihn eigentlich schob, wußte er nicht, kaum wußten wir

es ſelbſt, denn ſechs bis acht kräftige Läufer umſchwärmten den flüchtigen Schlitten, der ſich jeden Augenblick in anderer Hand befand. Es ſchien, als wolle Keiner dem Andern die Ehre gönnen, den Herrn Kantor zu bedienen. So raſten wir mit ihm dahin, daß ihm und uns die Sinne faſt vergingen, bis bei einer plötzlichen Wendung das leichte Fuhrwerk umſchlug und der unglückliche Inſaſſe zehn Schritte weit auf ſeiner eigenen Gelegenheit fortſchoß.

Laut ſcheltend über die heilloſe Unvorſichtigkeit desjenigen, der etwa ſchuld ſei, baten wir tauſendmal um Verzeihung, halfen dem Gefallenen auf, nötigten ihn wieder in ſein Stühlchen, und das Spiel begann von neuem. Anfangs fuhren wir langſam, dann immer ſchneller, bald aber ſchwärmten wir wieder dahin wie eine Windsbraut, und da lag der Schlitten mit Ach und Krach zum zweitenmal auf dem harten Eiſe. Zum drittenmal einzuſteigen war der Gefeierte nicht zu bewegen, ſondern hinkte ſich zu Fuß an den entfernten Landungsplatz.

Ich muß bekennen, daß, obgleich ich damals die Nachfolge Chriſti ſtudierte, mir bei dieſer Eisfahrt doch kein Gedanke an ein Unrecht kam. Man kann eben, je nachdem es die Gelegenheit gibt, abwechſelnd fromm und ruchlos ſein, und jedenfalls hatte ich es lediglich der Gnade Gottes zu danken, daß ich bei dieſer Gelegenheit nicht zum Mörder wurde.

Mehr noch als unſerem Kantor war es dem franzöſiſchen Sprachmeiſter gegeben, die Beſtialität der Klaſſe zu erwecken. Er war ein Naturalfranzoſe, ein kleiner, vertrockneter Mann mit pechſchwarzen Haaren und limonenfarbenem Teint, welchen letzteren wir jedoch geneigt waren nicht bloß ſeiner keltiſchen Abſtammung, ſondern vielmehr dem Umſtande zuzuſchreiben, daß Monſieur ſich niemals wuſch; denn wie der obberegte Fürſt Putjatin in Dresden alle Miſere des Lebens dem Genuſſe ungeröſteten Brotes zuſchrieb, ſo er dem Waſchen. Er hielt dies geradezu für menſchenmörderiſch, und allerdings führte er an ſich ſelber den Beweis, daß ſeine Unreinlichkeit ihm wenigſtens nicht auf den Magen fiel, denn er hatte einen berühmten Appetit, konnte eſſen zur Zeit und Unzeit, ſoviel er wollte, und es bekam ihm Alles trefflich wohl. Daß er einſt in Prima vor Aller Augen einen ganzen gebratenen Puter zu ſich genommen habe, welchen ihm ein Schüler vom Lande zum Frühſtück angeboten habe, wurde erzählt. Nach der Mahlzeit habe er ſeinen erbsfarbenen Überrock mit Stolz auseinandergelegt und ſich zum Zeichen, daß noch Raum vorhanden, auf den hohlen Unterleib geſchlagen.

Dieſer Gelehrte hatte eine Lieblingsidee, zu der die Anſchauungen romaniſcher Raſſe überhaupt zu neigen ſcheinen. Wie der berühmte Carteſius ſich bewogen fühlte, die Tiere für bloße Maſchinen zu halten, und Fontenelle[1], als man ihm vorwarf, daß er ſeinen Hund malträtiere, ſagte: „Cela ne sent rien", ſo behauptete auch unſer Franzoſe, ganz im

[1] Fontenelle (1657–1757), populariſierender franzöſiſcher Philoſoph, ſeit 1691 Mitglied der Akademie.

Widerſpruche mit der Bedeutung des Wortes „animal", daß die animaux keine Seelen hätten.

„Das Tier hat keiner Seelen!" pflegte er uns zu belehren und war ſo felſenfeſt in dieſer Anſicht, daß ihn alle die geiſtreichen Züge, die wir zur Abkürzung der Stunde von Hunden, Katzen, Ratten und Kanarienvögeln anzuführen hatten, nicht im geringſten zu erſchüttern vermochten. Seine Gründe waren gewiſſermaßen Pietätsgründe. Er wolle, ſagte er, auch das allertoteſte Aering nicht mehr herunterſchlucken, wenn es beſeligt waren, und wenn wir Butter und Käſe äßen, das von einer Seelen gemacht iſt, ſo wären wir Kannibalen. Trieben wir es mit unſrem Widerſpruche zu weit, ſo konnte er in die ergötzlichſte Berſerkerwut geraten, mit dem erſten beſten Lineale über die erſten beſten Köpfe hauen, was ihm Keiner übelnahm, und die deutſche Sprache aufs grauſamſte zerfleiſchen.

Am aufgebrachteſten ſah ich dieſen Gallier übrigens bei einer ganz anderen Gelegenheit. Wir hatten einen baumlangen Menſchen in der Klaſſe, von circa 18 Jahren, einen gutartigen Jüngling, der aber aus mangelnden Fähigkeiten in Tertia gewiſſermaßen geſtrandet war. Dieſer wurde, obgleich er nichts weniger als Überfluß an Witz zeigte, wie lucus a non lucendo „Kiau" [ſ. Regiſter] genannt. Er hatte eine auffallend lange und weit aus dem Geſicht hervorragende Naſe, mit welcher er unabläſſig geneckt ward. Unter anderem ſagte ihm der platte Schulwitz nach, daß er abends nach Sonnenuntergang an der Saale kühlem Strande lagernd ſeine Naſe ins Waſſer gleiten ließe, da dann die Fiſche, nicht nur Schmerlen und Gründlinge, ſondern auch Karpfen, Lachſe, ja Störe danach ſchnappten und mit Leichtigkeit herausgezogen würden. Von der Fiſchmaſt ſei er ſo groß geworden. Bei ſolchen und ähnlichen Verleumdungen konnte er mit dem ehrlichſten Geſichte von der Welt beteuern, es ſei gar nicht wahr.

Nun traf ſich's einmal in der Zwiſchenſtunde, daß dieſer Kiau, die Hände auf dem Rücken, hochaufgerichtet am Ofen lehnend gedankenlos ins Leere ſtarrte. Unterdeſſen erkletterte ein Mitſchüler, ein ſehr kleiner und außerordentlich behender Menſch mit Namen Fiedler den Ofen von der entgegengeſetzten Seite, ſchob ſich oben auf dem Bauche fort, bis ſeine Augen über Kiaus Naſe waren, und dann plötzlich von oben herab dem Träumeriſchen in die Nüſtern greifend riß er dieſem den Kopf gewaltſam in die Höhe.

Der arme Kiau, der weder wußte, wie ihm geſchah, noch wie er ſich von dieſer Angel befreien ſollte, brüllte ſehr vernehmlich, während die zunächſt Stehenden mit Linealen und Bücherriemen ſo lange auf ſeinen Peiniger einhieben, bis dieſer losließ. Aber damit war's noch nicht genug; der kleine Fiedler ward vom Ofen gezogen und in großmütiger Aufwallung für den unſchuldig mißhandelten Kiau verurteilte die Klaſſe ihn einſtimmig zum Galgen. Schnell waren einige Schnupftücher zuſammengebunden, dem Delinquenten unter den Armen durchgezogen und er über dem Katheder aufgehangen. Da hing er mitten auf der ſchwarzen Tafel, wie ein Schauſtück, aber nicht ſo ruhig. Wütend ſchleuderte er

Arme und Beine und ſprudelte – weniger aus Schmerz, als weil ihm Gewalt geſchehen – reichliche Ströme aus allen fünf Quellen ſeines empörten Angeſichts.

In dieſem Augenblick klinkte das Türſchloß und Alle waren wir auf unſern Plätzen. Der ſehr verſpätete Franzoſe trat ein und war wie verdonnert beim Anblick des Gerichteten. Als er aber vollends in dieſem ſeinen fleißigſten Schüler und Mignon erkannte, brach er in hellen Zorn aus. Es ſeien höchſt erbärmliche Spitzbübereien, ſchrie er, und wir ſollten augenblicklich das Kind abhängen. Keiner rührte ſich. Es ward entgegnet, das ſei kein Kind, ſondern ein ſeelenloſes Tier. „Ein Fiſch – rief einer – der an Kiaus Naſe angebiſſen hat!" Ein Dritter belehrte, es ſei eigentlich ein Parricida, weil der Größe und dem Alter nach Kiau ſein Vater ſein könne. Endlich ſchrie Alles durcheinander, und der betäubte Franzmann, der nur halb verſtehen konnte und am wenigſten begreifen mochte, was Kiau mit ſeiner geſchwollenen Naſe bei der Sache ſolle, ſtürzte racheſchnaubend aus der Klaſſe, um den Rektor zu holen.

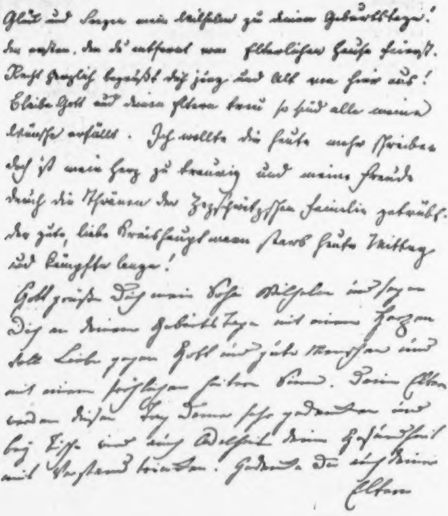
Nun war es Zeit, das Fiſchlein abzuhängen, wir wiſchten ihm eilig das Geſicht ab, ſtauchten es auf ſeinen Platz, und als der Rektor eintrat, ſaßen wir alle ſittig hinter unſeren franzöſiſchen Heften. Ich als der zeitige custos morum mußte referieren, was vorgefallen. Ich tat es der Wahrheit gemäß, und mit alleiniger Ausnahme des tugendhaften Kiau hatte zur Genugtuung des Franzoſen die ganze Klaſſe ein Stündchen nachzuſitzen.

4. Kapitel — Eine Entſcheidung fürs Leben

Aus dem vorhergehenden Kapitel iſt zu erſehen, daß es ſich einer in Bernburg ſchon gefallen laſſen konnte. In Kirch' und Schule, in Haus und Garten, einſam und in Geſellſchaft, überall fand man ſeine Rechnung und ich war mir deſſen wohl bewußt; aber dennoch wollte mir die Zeit bis Weihnachten, wo ich nach Hauſe reiſen ſollte, wie eine Ewigkeit erſcheinen. Sie abzukürzen, verfiel ich endlich auf einen glücklichen Gedanken: an jedem Abend nämlich übertünchte ich in meinem Wandkalender den abgelebten Tag mit Bleiweiß, ihn ſo gewiſſermaßen noch einmal vernichtend. Dies Verfahren will ich anderen ungeduldigen Schülern hiermit empfohlen haben, da ſie ſich auf ſolche Art das immer merklichere Abnehmen des unvertilgten Reſtes am leichteſten veranſchaulichen werden.

Endlich kam der letzte Pinſelſtrich. Mit frohem Herzen und guten Zenſuren ausgerüſtet, ſtieg ich in den Poſtwagen und langte gerade am Heiligen Abend in Dresden bei den Meinigen an. Das war denn eine Freude mit Alt und Jung! Der Bruder fehlte freilich, doch dafür mußte der Lichterbaum entſchädigen mit ſeinem Glanz und ſeinen Gaben.

Auf meinem Tiſche ſtand unter den obligaten Wachsſtöcken und Pfefferkuchen ein überaus ſauberes Käſtchen von duftendem Zedernholz mit zwei Kolonnen der feinſten engliſchen Farben, ſo ſchön, daß einem das Herz beim bloßen Anblick lachte. Es war etwas ganz Herrliches und reizte mich, wie einſt der Rotſtift meinen Lehrer Roller, zu augenblicklichem Verſuche.


Glück und Segen mein Wilhelm zu deinem Geburtstage!
Du ersten, den du entfernt vom elterlichen Hause feierst.
Recht freudig begrüßt dich jung und alt von hier aus!
Bleibe Gott und deinen Eltern treu so sind alle meine
Wünsche erfüllt. Ich wollte dir heute mehr schreiben
doch ist mein Herz zu traurig und meine Freude
durch die Thränen der Zezschwitzschen Familie getrübt.
Der gute, liebe Kreishauptmann starb heute Mittag
nach längster Lage!

Gott grüße Dich mein bester Wilhelm und segne
Dich an deinem Geburtstage mit einem Herzen
voll Liebe gegen Gott und gute Menschen und
mit einem fröhlichen heitern Sinne. Deine Eltern
werden diesen Tag Deiner sehr gedenken und
bey Tische und auf Wohlsein deine Gesundheit
mit Verstand trinken. Gedenke du auch deiner
Eltern

Geburtstagsgruß der Mutter und des Vaters nach Bernburg 1817.

Der Kreishauptmann, dessen Tod am Schlusse der Zeilen der Mutter erwähnt wird, ist Joseph v. Zezschwitz, † 15. Nov. 1817 auf dem Familiengute Deutsch-Baselitz bei Kamenz in Sachsen.

Der Atti.

Bleiſtiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

Die edle Haltung, das leicht gepuderte Haar und die feine ſchwarze Kleidung gaben ihm das Anſehen eines kirchlichen Würdenträgers; das prächtige Geſicht aber voll Geiſt und Leben und freundlicher Würde entzückte mich. S. 236.

Der Atti und seine Frau.

Scherenschnitt von Mathilde Krummacher.

Wie liebenswürdig der Verfasser der Parabeln aber als Mensch war, das wußten nur die Hausgenossen und nächsten Freunde. Die getreue Hausfrau war einfach, schlecht und recht, lebte ihrer Wirtschaft, versorgte das Haus aufs Beste und war voll guter Laune.

S. 239/40.

Noch beim Scheine des Lichterbaumes und in aller Ungeduld und Eile den Pinsel nur im Mund feuchtend, ging ich ans Werk. Es sollte nichts Bestimmtes werden; ich wollte nur Natur und Wirkung der neuen Farben kennen lernen und fuhr auf einer kleinen Elfenbeinplatte gleichgültig mit dem Pinsel hin und wieder. Bald aber interessierte mich die Arbeit, denn es begann sich, hervorblickend aus Wolken, das Brustbild einer mater dolorosa mit Heiligenschein und Schleiern zu gestalten. Das sah gar nicht wie von mir aus und ich dachte, wenn einer darunter schriebe: Carlo Maratti oder Dolce, Giulio Romano, Tintoretto und wie sie alle heißen, so würde niemand was dagegen haben. Mein Vater wollte sehen, was ich da machte. „Das kannst du mir schenken" – sagte er und nahm die Zeichnung an sich.

Am andern Morgen war ich sehr unwillkürlicher Zeuge einer schmeichelhaften Unterhaltung. Mein Vater, der keine Ahnung hatte, daß ich im Nebenzimmer alles hören konnte, wo ich mit Tassos Befreitem Jerusalem in einer Kanapee-Ecke schwelgte, zeigte mein Farbenpröbchen seinem Freunde Hartmann. „Das – sagte er – hat mein Sohn gestern Abend beim Lichterbaum mit etwas Spucke gemalt." Hartmann lachte. „Den Jungen fräße ich auf – erwiderte er – wenn ich wie Du wäre. Da steckt ein Maler drin."

Es ist oft schwer, zu unterscheiden zwischen dem, was wir mit Selbstständigkeit zuwege bringen, und dem, was nur zufällig und vereinzelt durch uns entsteht. Wir können sogar ganze Reihen von Erfolgen haben, an denen wir so unschuldig sind wie die Engländer am Siege von Waterloo, und schreiben wir uns deshalb besondere Begabung zu, so können wir sehr niederschlagenden Enttäuschungen entgegensehen. Auch meine Schmerzensmutter mochte von keiner anderen Herkunft sein als von der eines bloß zufälligen Gelingens; wenn aber die alten Meister darin ein Wahrzeichen des Genius erkennen wollten, so war es mir wenigstens nicht zu verargen, daß ich ihnen glaubte.

Von meiner Kindheit an war es in der Familie angenommen und auch mir ein Glaubensartikel gewesen, daß ich Maler werden würde. Doch hatten die Warnungen Beckedorffs mich neuerdings geirrt; auch hatte ich, fortgerissen von der lateinischen Strömung der Schule, die Studien bereits liebgewonnen, so daß mir der Gedanke, vielleicht ganz bei ihnen zu verbleiben, nichts weniger mehr als fremd war. Ich hatte meinen Eltern bereits Mitteilung darüber gemacht und konnte gewiß sein, daß sie meiner Neigung, wohin sie sich auch wende, kein Hindernis in den Weg legen würden. Wenn ich es mir aber nun auch sehr löblich dachte, am grünen Tische oder von der Kanzel das Beste meiner Mitmenschen fördern zu helfen, so konnte ich doch eine gewisse Vorstellung nicht loswerden, die mich zu keinem rechten Entschlusse kommen lassen wollte. Ich dachte mir nämlich den Fall, daß ich dereinst, wenn es zu spät sei umzukehren, als wohlstudierter Mann zufällig in eine Malerwerkstatt geriete und sähe die Bilder und Geräte und röche wieder den

heimiſchen Duft der Firniſſe und Farben — ob ich dann nicht in einen Strom von Tränen ausbrechen und meine Wahl aufs ſchmerzlichſte bereuen würde? Und umgekehrt, wenn ich nun wirklich Maler geworden wäre und es zeigte ſich nachträglich, daß es mir nicht beſſer ginge als neun Zehnteln aller Maler, das heißt: daß mir die nötige Begabung fehle — was ſollte ich dann beginnen?

So zweifelnd war ich noch zum Weihnachtsfeſte nach Dresden gekommen; aber jenes zufällig erlauſchte Lob ſo kompetenter Richter wie die ganze künſtleriſche Atmoſphäre des väterlichen Hauſes verfehlten nicht eine entſcheidende Wirkung auf mich auszuüben, und da nun in traulicher Dämmerſtunde die Rede auf meine Zukunft kam, erklärte ich meinen Eltern, daß ich am liebſten Maler werden möchte. Damit hatte ich ihren eigenen Herzenswunſch getroffen; aber freilich, meinte der Vater, müſſe ich dann, was mir immerhin nicht leicht ward, der Schule bald entſagen, denn man könne nicht erſt Magiſter und dann noch Meiſter werden, und wer mit zwanzig Jahren noch kein Bild male, möge die Hand vom Pinſel laſſen. Es ward mir indeſſen doch noch einige Friſt für Bernburg geſtattet, da es für ſchicklicher erachtet wurde, erſt von Sekunda abzugehen. Soweit hatte es ſeinerzeit mein lieber Vater auch gebracht und damit fürs Leben ausgereicht; es war kein Grund da, weder mich dümmer noch gelehrter ſein zu laſſen, als er es ſelbſt war.

Die wichtigſte Entſcheidung für mein Leben war nun getroffen; ich freute mich aufs kindiſchſte meines künftigen Berufes, und mit goldener Ausſicht in die Zukunft zog ich eines ſchönen Morgens von Dresden wieder ab. Begleitet von meinem Vater, der mir dieſe ganze Ferienzeit mehr Teilnahme geſchenkt hatte als je zuvor, ging ich der Lohnfuhre, in die ich eingemietet war, ein gut Stück Wegs zu Fuß voraus, und jener war ſo ganz beſonders gut und mild, daß er mir proponierte, mir zum Abſchied noch eine Gnade auszubitten. Ich bat natürlich um die Erlaubnis zu rauchen und erhielt ſie mit der Einſchränkung, daß es nicht mehr als eine Pfeife in der Woche werde, was ich verſprach. Als der Wagen uns jedoch eingeholt hatte und ich einſtieg, rief mir der gute Vater doch noch nach: „Kannſt du's einmal nicht laſſen, ſo ſtopfe eine zweite und ſprich dabei: Mein Vater hat mir's zwar verboten, ich tue es aber doch!" In dieſem Wort war Weisheit, es ſchärfte mein Gewiſſen, indem es mich doch von der Kette band.

Auf der Mittagsſtation in Meißen angelangt, rannte ich ſogleich zum Drechſler und kaufte mir eine Pfeife, und zwar eine recht geräumige, denn zwar wollte ich pflichtgetreu nur einmal in der Woche ſtopfen, aber nicht nur einmal rauchen, vielmehr imſtande ſein, unter Umſtänden jeden günſtigen Moment dazu wahrzunehmen. So hielt ich's Jahre lang und am Ende der Woche war die Pfeife ſtets ſo vollkommen ausgeraucht, daß aus der Aſche auch der kleinſte Bruchteil eines Tabaksblättchens nicht mehr herauszufinden geweſen wäre. Auch kaufte ich mir eine Tüte Tabak, und dieſe in der einen, die langgequaſtete Pfeife in der andern Hand ſchlenderte ich

den Domberg hinan, um der schönen Kirche vor dem Essen noch einen Besuch abzustatten.

Die Kirchtüre stand offen, und wennschon auf dem Orgelchore einige Knaben sangen, so hatte ich doch kein Arg darin und meinte, der Kantor übe etwa seine Schule. Ich wanderte daher in dem völlig leeren Schiff der Kirche mit meiner langen Pfeife sehr ungeniert umher, ging von einem Gegenstand zum andern und machte zuletzt vor dem Altare halt, um mir das uralte Bild zu betrachten. Da hörte ich eine ernste Stimme hinter mir: „Es ist hier Gottesdienst!" Ich fuhr herum und vor mir stand ein Geistlicher im Ornat.

Beschämt verzog ich mich in den nächsten Kirchstuhl, hörte die Vorlesung eines Abschnitts der Heiligen Schrift mit an samt den darauffolgenden Responsorien und konnte es mir eigentlich nicht besser wünschen, denn man erkennt den rechten Wert der Dinge erst beim Gebrauch. Der Dom ward jetzt gebraucht, und seine schlanken Säulenbündel und himmelhohen Spitzgewölbe wurden jetzt erst recht verständlich durch die heiligen Worte, die vom Altar gesprochen wurden, so wie diese durch die hehre Majestät des königlichen Baues an Würde nur gewannen. Ich versank in Andacht und konnte mich nicht losreißen, besonders da nun wieder die Orgel erklang und einen neuen Choral intonierte.

Noch einen Vers, dacht' ich, und dann eilig fort, um vor der Abfahrt noch etwas zu essen. Dazu war's allerdings die höchste Zeit, und schon zog ich die Füße an, um aufzustehen und mich davonzumachen — siehe! da stülpte die schwarze Gestalt des Pastors dicht vor mir auf der Kanzel auf; ich aber streckte die Beine wieder aus, denn unmöglich konnte ich es über mich gewinnen, als einziger Zuhörer dem einsamen Prediger so gerade vor der Nase durchzubrennen. Aber ebenso unmöglich war's auch zu bleiben, wollte ich nicht anders der Mahlzeit quitt gehen oder gar zurückgelassen werden. Abermals zog ich die Füße an und abermals streckte ich sie wieder von mir, bis ich endlich in großer Gemütsschwäche sitzen blieb wie ein Jean Paul'scher Narr. Ich war gefangen.

Vielleicht, dachte ich, werde der Kutscher warten oder der Prediger aufhören. Dieser hätte allerdings, unsern beiderseitigen Vorteil bedenkend, mit dem Segen anfangen und schließen mögen; vielleicht aber hatte er lange keinen Zuhörer gehabt. Er ergriff daher die Gelegenheit beim Schopf und sagte ohne Erbarmen alle drei Teile seiner Predigt her.

Man sagt, daß der, welcher redet, sich in der Gesellschaft am besten amüsiert. Dies war hier augenscheinlich der Fall, denn während ich nur Worte hörte, die wie Sandkörner auf mich niederrieselten, mich zu verschütten und zu ersticken drohten, deklamierte Jener mit steigender Freudigkeit und Breite. Je eifriger er mir die Ohren füllte, desto hohler ward ich in meinem Innern, und je fester er auf seiner Kanzel einwurzelte, desto lockerer saß ich auf meiner Bank. Ich glaubte, er sei entschlossen, dort oben zu leben und zu sterben wie weiland Simon Stylites auf seiner Säule, rückte von einer Seite auf die andere, steckte die Hände in die Taschen und

zog ſie wieder heraus, ſchneuzte mich und zweifelte, ob ich die Rede überleben würde.

In dieſer verzweifelten Lage überraſchte mich faſt noch das Amen, das einem Zauberſchlage gleich die ganze Situation veränderte und meine Ketten ſprengte. Wie ein Sperling aus der geöffneten Hand des Vogelſtellers entflatterte ich mit meiner langen Pfeife, ſchoß den Domberg hinunter und hörte ſchon von weitem den ungeduldigen Kutſcher mit der Peitſche knallen. Die ganze Geſellſchaft ſaß bereits im Wagen und auf meine entſchuldigende Erzählung ward ich belehrt, daß jedenfalls jener Paſtor durch mich nicht weniger geniert geweſen ſei, als ich durch ihn, denn, ſagte man, wenn ich nicht dageſeſſen hätte, würde er kein Narr geweſen ſein, zu predigen. Zu meinem Troſt tat ich die erſten Züge aus meiner neuen Pfeife und freute mich aufs Abendeſſen.

Die weitere Reiſe muß nichts zu wünſchen übriggelaſſen haben, da ich mich ihrer nicht mehr erinnere. Nach Bernburg zurückgekehrt, hatte ich aber nicht viel anderes mehr im Kopf als Zeichnen und Malen und konnte es nicht laſſen, mich in freien Stunden ſogleich vor Eduards erſtaunten Blicken zu ernſter künſtleriſcher Tätigkeit anzuſchicken. Fürs erſte brannte ich Reiskohle, beſpannte ein altes umgedrehtes Blumenbrett mit grauem Packpapier und verfinſterte das Zimmer ſehr unnützerweiſe wie eine Malerwerkſtatt. Wie unbeſchreiblich ſelig fühlte ich mich nun, als alles vorbereitet war und ich mich eines Sonntags Nachmittag vor meinem Papiere niederließ, um mit einer lebensgroßen Schmerzensmutter zu debütieren! Aber Eduard opponierte. Ich ſollte doch lieber etwas Kräftiges malen, ſagte er, einen Ajax, Diomedes oder am beſten einen zürnenden Propheten.

Künſtler ſind immer abhängig von ihrem Publikum, und außer Eduard hatte ich keins. Ich mußte mich ſeinem Verlangen fügen und zeichnete einen maſſiven Männerkopf mit ſtruppigen Haaren, wüſtem Bart und rollenden Augen, ähnlicher einem Raſenden, wie ich jetzt glauben möchte, als einem zürnenden Propheten. Die Arbeit ging raſch von der Hand und das Publikum nahm den lebhafteſten Anteil. Nur mit dem Koſtüm ſchien Eduard nicht ganz einverſtanden, da ſich ſeiner Meinung nach für einen ſo männlichen Propheten eine nackte haarige Bruſt gehörte. Ich willfahrte auch dieſer Forderung, öffnete das Gewand und ließ ein Geſtrüpp von krauſen Locken ſehen. Jetzt rief Eduard: „Herrlich!“ und ſchien ganz befriedigt; mir aber flößte mein Opus anderen Tags ſchon ſolchen Widerwillen ein, daß ich es vernichtete. Mit ähnlichen Erfolgen ward noch manches andere Bild in Angriff genommen und viel Zeit damit verdorben; aber trotz dieſer künſtleriſchen Allotrien vernachläſſigte ich doch auch meine Schularbeiten ſo wenig, daß ich bei der Oſterverſetzung ſamt meinem Nachbar Piepvogel nach Sekunda aufrückte.

Nach Sekunda! Es iſt dies das wichtigſte Avancement, was auf Lateiniſchen Schulen vorkommt, der Eintritt aus den Propyläen in den eigentlichen Tempel. Wohl gibt es ſchon in den niederen Klaſſen viel

staunenswerte Weisheit, aber erst in Sekunda beginnt man zu begreifen, warum man etwas weiß, weil das Gewußte hier zu einiger Anwendung gelangt und seine Frucht trägt; und daher stellt sich gemeiniglich auch erst in dieser Klasse der rechte Trieb zur Arbeit ein. Ich freilich gehörte der Schule nur noch mit halbem Herzen an, und wenn ich mich des raschen Eintritts in die höhere Klasse freute, so doch wesentlich nur deshalb, weil ich sie als den ersten Schritt und als Bedingung meines demnächstigen Austritts aus der Schule ansah. Ich meldete meinen Eltern, daß ich nun so weit sei, und sah der nächsten Zukunft mit ungeduldiger Erwartung entgegen: der unaussprechlichen Herrlichkeit, nicht nur in Nebenstunden, sondern zu allen Stunden nichts anderes zu tun, als Zeichnen und Malen.

Der Verfasser ergibt sich der Demagogie

Um jene Zeit war Eduards ältester Bruder Friedrich nach beendigten akademischen Studien von Jena zurückgekehrt. Lang, hager, blaß, das tiefliegende Auge von starkem inneren Leben glühend, trat er in sogenannt altdeutscher Tracht mit gefiedertem Barett und lang abwallendem Haar wie eine Erscheinung aus verflossenen Jahrhunderten in unsern Kreis, Kernworte der Trauer und des Ingrimms sprechend: der Trauer über den Verlust der akademischen Freiheit, des Ingrimms über das Philisterium, dem er verfallen. Friedrich war ein hochbegabter und genialer Mensch, dessen übermächtige Persönlichkeit uns Jüngeren nicht wenig imponierte, daher er uns auch schnell zum Propheten und Apostel eines nagelneuen Evangeliums werden konnte, das er aus Thüringen mit heimgebracht. Er war tief eingetaucht in jene phantastische Strömung, welche damals die deutschen Hochschulen durchflutete und die Köpfe der besten jungen Leute mit sich fortriß. War er doch eine der Koryphäen der glorreichen Jenenser Burschenschaft gewesen, hatte die Fahne getragen beim Zuge nach der Wartburg[1] und sich dort nach des begeisterten Studenten Riemanns Worten mit allen Genossen aufs feierlichste verschworen: „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend!", und solche Tugend war es, welcher er jetzt das Wort redete vor den Ohren Aller, die es hören und nicht hören wollten.

Worin sie eigentlich bestand, diese menschliche Tugend, ist schwer zu sagen, da ihr Begriff sich ebensowenig aus jener Bezeichnung als aus Beispielen der Geschichte deduzieren läßt. Eine andere Tugend hatte Cäsar und eine andere Brutus, und Diogenes hatte eine andere als Cato und Epicurus[2]. Soll man von christlicher Tugend absehen, so ist die menschliche

[1] Das Wartburgfest am 18. Okt. 1817 zur Säkularfeier der Reformation und zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht fand mit Genehmigung des Großherzogs Karl August und in Gegenwart der Jenaer Professoren Oken, Fries u. a. statt, endete aber mit der feierlichen Verbrennung unliebsamer Schriften von Schmalz, Kotzebue u. a. sowie eines Schnürleibes und Zopfes. Die Programmrede hielt der stud. theol. Riemann aus Mecklenburg.

[2] Der Setzer der Erstausgabe hat statt Epicurus irrtümlich Scipio gelesen, der seitdem durch alle Ausgaben der „Jugenderinnerungen" als merkwürdiges Gegenstück zu Diogenes fortgelebt hat.

und vaterländiſche an ſich ein wunderlicher Proteus und kann ebenſogut Mord und Totſchlag bedeuten als gut Eſſen und Trinken. Darin zwar war man einig, daß den Tugenden der Tapferkeit, der Wahrhaftigkeit und Keuſchheit nachzujagen ſei, und das war das Löbliche bei der Sache; ob aber z. B. die menſchliche und vaterländiſche Tugend es gebot, zum Zweck der Herſtellung eines einigen und freien Vaterlandes die ſämtlichen deutſchen Fürſten nebſt ihren Helfern und Helfershelfern um einen Kopf zu verkürzen, oder ob es hinreichen würde, dieſelben mit beſcheidenen Penſionen – für den König von Preußen wurden in Jena 300 Thaler vorgeſchlagen – zu bourgeoiſieren, darüber ſtritt man wie über vieles andere. Die ganze Bewegung glich einer unklaren und verworrenen, von den heterogenſten Sympathien getragenen Konfuſion. Mit derſelben Begeiſterung für Deutſches Mittelalter wie für die modernſten Revolutionsideen der Franzoſen ſtreckte man die Arme gleichzeitig nach hinten und nach vorne aus und ſchwärmte für eine Vorzeit, die man nicht kannte und deren Bedingungen, Ordnungen und Formen man nach Herzensluſt mit Füßen trat. Man war vom Allerneueſten, wie Goethe ſagte, indem man alt ſein wollte, und am allerwenigſten war man Deutſch.

Was mich anlangte, ſo verſtand ich von dem ganzen Wirbel wenig mehr, als daß es eine Herrlichkeit ſondergleichen war und daß man recht von Herzensgrunde Deutſch ſein müſſe; ähnlich auch mochten es alle diejenigen meiner Mitſchüler verſtehen, die überhaupt begeiſterungsfähig waren. Recht Deutſch ſein aber hieß: recht trotzigen Mut und feſte Fäuſte haben, und uns zu dieſen vaterländiſchen Tugenden zu verhelfen, war Friedrich ſehr erbötig. Mit Enthuſiasmus ſprach er von dem frommen, friſchen, freien und fröhlichen Turnerweſen und weckte das Verlangen, uns unter ſeiner Leitung mit der Geſamtheit aller Schüler zu einer ordentlichen Turngemeinde zu organiſieren.

Um die Erlaubnis hierzu wie um Abtretung eines zum Turnplatz geeigneten Landſtückes ward der Herzog angegangen, vorläufig aber im Hofraume der Superintendentur eine kleine Turngelegenheit improviſiert. Hier ſtellten wir mit des Ättis Erlaubnis aus gemeinen Mitteln die notdürftigſten Gerüſte her, an denen wir des Abends unſere Kräfte übten, und ergötzten uns nebenbei an allerlei friſchen und fröhlichen Turnſpielen, die unſer Meiſter Friedrich leitete. Dazu verſchafften wir uns ungeſchwänzte Anzüge von grauem Sackdrell, nahmen einen ungeſchliffenen Kärrnergang an, wie er deutſchen Flegeln zu ziemen ſchien, und ſahen Jedermann keck ins Angeſicht. Leider aber mußte unſer Verhalten ſich nur allzuwenig empfohlen haben; beſonnene Männer traten gegen die Neuerung auf und erhoben ſogar im Wochenblatt den Wächterruf. Ich zweifle nicht, daß ihre Beſorgniſſe gegründet waren; aber mit Gegengründen betrat Friedrich jetzt das Schlachtfeld. Sie replizierten, er replizierte wieder; es bildeten ſich Parteien, ſelbſt unter Lehrern und Beamten, und immerhin brachte dieſer gelehrte Hader einiges Leben unter die Bernburger Menſchheit.

Mit Beckedorff war ich in ſtetem Briefwechſel geblieben. Ich war es gewohnt, ihn von Allem zu unterrichten, was mich bewegte, und ſuchte ihn jetzt um ſo mehr über den Nutzen des Turnens aufzuklären, als ich annahm, daß er nicht ohne Einfluß auf die Entſchlüſſe des Herzogs ſei, von deſſen Erlaubnis doch endlich Alles abhing. Wie ſollten wir künftig, ſo argumentierte ich etwa, das Vaterland verteidigen, wenn wir nicht deutſche Knochen und Fäuſte hätten?! Von einem auf Schulbänken verkümmerten und verblähten Geſchlecht — als das wir uns plötzlich erkannt hatten — ſeien Heldentaten ſchwerlich zu erwarten, und überdem würde dem Landesfürſten eine beſſere Gelegenheit, die Jugend zu verpflichten, ſo leicht nicht wieder geboten werden. Aber Beckedorff ſchien von alledem nichts weniger als erbaut. Zwar war er nicht ſo weit verblendet, daß er das Turnen nicht für recht geſund gehalten hätte; ob jedoch die Jahn'ſchen Turngemeinden mit ihren ſpezifiſchen Geſetzen und Gebräuchen zu dulden und ob es zweckmäßig ſei, der männlichen Jugend in rein monarchiſchen Staaten eine entſchieden republikaniſche Richtung zu geben, das gab er zu bedenken. Schließlich riet er, wir möchten vor allen Dingen zeigen, daß die Turnerei fleißiger, beſcheidener, gehorſamer und liebenswürdiger mache, ſo würden wir, alle Bedenken zerſtreuend, unſere Widerſacher in Freunde und Gönner verwandeln.

Schwärmereien iſt indeſſen mit Vernunft nicht beizukommen. Beckedorffs Rat erſchien mir dem großen Ziele gegenüber, das ich vor Augen hatte, allzu philiſtrös, denn ich war der Meinung, daß irgend etwas faul ſei in deutſchen Landen, und daß dem weder durch Beſcheidenheit noch Liebenswürdigkeit, ſondern einzig und allein durch die unbeſcheidenſte Kraftentwicklung abzuhelfen ſei. In der Art ſchrieb ich auch zurück und war feſt überzeugt, daß Jedermann das einſehen müſſe, ſelbſt der Herzog. Doch hierin hatte ich mich geirrt, wie ich denn auch durch mein übriges Leben die Erfahrung gemacht habe, daß Niemand ſich von etwas überzeugen läßt, was nicht in ſeinen Kram paßt. Der Herzog war ſo frei, den Turnplatz zu verweigern und das Gezänk im Wochenblatte zu verbieten. Das war befremdlich! Es ſah faſt aus, als lege es der Landesvater eigens darauf an, die Kraft des Volkes abzuſchwächen und ſich die Herzen der Jugend zu entfremden. Wir räſonnierten ganz unſäglich.

Glücklicherweiſe teilte wenigſtens der Ätti nicht die Bedenken der herzoglichen Räte. Soweit er ſich überhaupt um die Angelegenheit gekümmert hatte, war er geneigt, die beſſeren Seiten aufzufaſſen, freute ſich des friſchen Sinnes der jungen Leute und hielt die revolutionären Waſſerreiſer, die wir trieben, für eitel Kindereien. Zu einer wohlkonzeſſionierten Turngemeinde und einem öffentlichen Turnplatz konnte er uns freilich nicht verhelfen, doch hatte er nichts dagegen, daß wir unſere Kraftübungen nach wie vor in ſeinem Hofraum fortſetzten. Trotz unſres Kummers über den unerwarteten herzoglichen Beſcheid unterließen wir daher nicht, daſelbſt allabendlich zu laufen und zu ſpringen, zu wippen und kippen, exerzierten die Bein- und Rückenwelle, das Neſt, den Schwebehang, den Katzen- und

den Karpfenſprung; und obgleich wir dieſe Künſte keineswegs mit der Harmloſigkeit von Eichhörnchen oder Seiltänzern betrieben, ſondern vielmehr mit dem Hochgefühle Deutſcher Jünglinge, welche die freie Bruſt im Morgenrot der Zukunft baden, ſah die Behörde dennoch durch die Finger. Es waren ſchöne Stunden, die wir ſo im Bewußtſein ſchwellender Muskelkraft und trotzigen Mutes verſprangen und verſchwangen, und ſonderlicher Nachteil iſt auch nicht daraus erwachſen, es ſei denn für die Speiſekammern der Hausfrauen und Mütter; denn einen Knaben, der vom Turnen kommt, zu ſättigen, iſt nahezu unmöglich.

Meine Wirkſamkeit bei Hofe

So waren die Pfingſtferien herangekommen, die mich auf einige Tage wieder mit meinem Bruder vereinten. Wahrſcheinlich um dieſem eine Freude zu machen, vielleicht auch mir den Kopf zurechtzuſetzen, war Beckedorff auf den geſunden Einfall geraten, mich mit des Herzogs Erlaubnis auf einige Tage nach Ballenſtedt zu entbieten. Trotz meiner oppoſitionellen Richtung hatte er doch den willigſten Gehorſam gefunden, und leichten Herzens und Ranzens – in letzterem nur etwas Wäſche – machte ich mich eines ſchönen Morgens zu Fuße auf den Weg.

Es war ein herzerquickender Gang. Himmel und Erde funkelten im Glanz der Morgenſonne, Lerchen tremulierten über grünen Saaten und in der Ferne winkte die ahnungsvolle Herrlichkeit des blau aufſteigenden Gebirges. Ich aber ſchritt geflügelten Fußes voran, als würde ich von Adlersfittichen getragen. Dazu ſang ich mit den Lerchen um die Wette, daß es weithin durch die Fluren ſchallte; aber nicht etwa ein ſich geziemendes Morgenlied, wie z. B. „Wach auf, mein Herz, und ſinge" oder „Die Sonn' hat ſich mit ihrem Glanz" – ich kann dergleichen leider nicht berichten; vielmehr ſang ich die trotzigen Verſe des Goetheſchen Prometheus, die ich kurz zuvor – mich dünkt in Moritz' Götterlehre [1] – mit Entzücken geleſen und teilweiſe im Kopf behalten hatte. Die Melodien improviſierte ich nach Bedürfnis, und ſingend erſchienen mir die gewaltigen Worte noch ſo viel prächtiger, daß ich nicht müde wurde, ſie immer wieder von neuem abzuſingen; wüßte auch kaum, daß Schönheit und Macht der deutſchen Sprache mich jemals wieder ſo ergriffen hätten, als in der Kraft und Freudenfülle jenes Morgens mit ſeiner Frühlingsluſt.

Als ich des Nachmittags bei guter Zeit in Ballenſtedt einſtürmte, tadelte Beckedorff mich meiner Kleidung wegen. Es war ihm ganz unfaßlich, wie man an den Hof kommen und nichts anderes mitbringen könne, als ein Reiſeröckchen von grünem Futterkattun und ein Paar Drellhoſen.

---

[1] „Götterlehre oder mythologiſche Dichtungen der Alten" (Berlin 1791, 10. Aufl. 1851, neue Ausgabe in der Reclam-Bibliothek) von Karl Philipp Moritz (1757 bis 1793), dem Verfaſſer des pſychologiſchen Romans „Anton Reiſer" (4 Bde., Berlin 1785/90), in dem er ſeine Jugendgeſchichte beſchreibt, Goethes Reiſegenoſſe in Italien 1786 und Gaſt in Weimar 1788, durch ſeinen Einfluß 1789 Prof. der Altertumskunde an der Kunſtakademie in Berlin.

Unmöglich ſchien es ihm, daß ich mich in dieſem Aufzuge vor dem Herzoge könne blicken laſſen, der doch von meinem Kommen wiſſe und die Gnade gehabt habe, mich ſchon im voraus zur Abendtafel einzuladen.

Ich erfuhr nun, daß die Herzogin ſchon ſeit längerer Zeit verreiſt ſei und der Prinz in ihrer Abweſenheit des Mittags zwar allein mit Beckedorff auf ſeinem Zimmer ſpeiſe, wo allenfalls mein Anzug zu ertragen ſei, des Abends aber in Geſellſchaft ſeines erlauchten Herrn Vaters tafele. Unterdeſſen, fügte Beckedorff hinzu, könne ich das Vergnügen haben, an meinen eignen Pfoten zu ſaugen, bis meine Kleider von Bernburg nachgekommen. Und doch hatte ich gerade dieſen Anzug gewählt, weil er nagelneu war und ich mir ganz beſonders wohl darin gefiel. Jetzt ſchien er mir plötzlich bettelhaft, ich ſchämte mich ſeiner und war ſehr einverſtanden, Sr. Durchlaucht damit aus dem Schuß zu bleiben.

Beckedorff tat nun die nötigen Schritte, mich wegen ungeeigneter Toilette zu entſchuldigen; aber ſehr unerwartet kam der höchſte Befehl zurück: ich ſolle kommen, wie ich wäre. „Ich tue es nicht, — ſagte ich — ich will zurück nach Bernburg!" Aber Meiſter Beckedorff lachte mich aus. Er bewies mir, daß ich wollen müſſe, und ſehr contre coeur begleitete ich den Prinzen in den Speiſeſaal.

Obgleich ich nun ein trotziger Prometheus war und ein feſtes Herz zu haben glaubte, ſollte ich es dennoch jetzt erfahren, wie ſehr die Sicherheit unſeres Benehmens von der Meinung abhängen kann, die andere Leute von unſern Hoſen haben. Ich dachte, es müſſe Alles auf mich blicken, und kam mir unter den glänzenden Hofleuten, welche nach damaliger Sitte in Uniform erſchienen, wie ein unreines Tier vor. Ich war verlegen und zugleich erboſt und ziſchelte meinem Bruder zu: wenn ich wieder nach Ballenſtedt eingeladen würde, ſo wollte ich nur meine Kleider ſchicken, auf die es eigentlich doch nur abgeſehen ſei. Mein Bruder erwiderte, er zweifle allerdings nicht, daß, wenn der Herzog mich erblicke, ſowohl er als die Prinzeſſin in Ohnmacht fallen würden.

Da flog die Flügeltüre auf und herein ſchritt mit vortretendem Kammerherrn der alte Löwe des Landes, ſeine Prinzeſſin[1] am Arm. Ihnen folgten einige Damen und während Alles ſich verbeugte, zog ich mich in den Hintergrund. Aber Se. Durchlaucht geruhte, gerade auf mich loszuſteuern, Beckedorff ſtieß mich, ich ſtand verblüfft und der Herzog redete mich an. Ob ich zu Fuß gekommen, ward ich gefragt, und da dies richtig mit „Ja!" beantwortet war: wie lange ich gereiſt ſei?

Auch dieſe Frage wäre kaum über meine Kräfte gegangen, wenn die Hoſen und das Sommerröckchen nicht geweſen wären, und ganz beſonders, wenn mein ungezogener Bruder mir nicht hinter des Herzogs Rücken die lächerlichſten Fratzen zugeſchnitten hätte. Wie lange ich „gereiſt" ſei, hatte Se. Durchlaucht gefragt. Gereiſt! Ich dachte, Reiſen würden nach Tagen abgemeſſen und hatte die Antwort „Einen Tag" ſchon auf

[1] Die Prinzeſſin Luiſe war ſchon ſeit 21. Nov. 1817 mit dem Prinzen Friedrich von Preußen vermählt.

der Zunge, als mir noch rechtzeitig einfiel, daß ich ja nur einen Vormittag und einen halben Nachmittag gebraucht, was nach Adam Rieſe anderthalb macht.

„Anderthalb Tage!" war nun meine Antwort. — „Da ſind Sie wohl zur Nacht in Aſchersleben geblieben?"

Indes hatte ich bereits erwogen, daß der Nachmittag, weil er doch angeriſſen, vielleicht für voll gerechnet werde, und verbeſſerte mich ſchnell, indem ich ſagte, es wären eigentlich zwei Tage geweſen. Mein Bruder wollte ſich faſt überſchlagen; aber Sereniſſimus verzog keine Miene. Er veränderte nur die Frageſtellung und wollte wiſſen, wann ich ausgegangen und wann ich angekommen wäre, was zu beantworten mir endlich wohl gelang.

Der Herzog tat darauf noch einige andere Fragen: wie es mir in Bernburg gefiele, welche Klaſſiker wir in Sekunda läſen und dergleichen mehr. Er war ſehr gut und freundlich, und einigermaßen kalmiert konnte ich mich endlich zu Tiſche ſetzen. Doch ſchämte ich mich gewaltig der Blödigkeit, die mich, den freien fröhlichen Turner, befallen hatte, obgleich ich damit weder mir noch Anderen Schaden zugefügt hatte, und am wenigſten dem Herzoge, der ſich trefflich amüſiert haben mochte. Durch einen entgegengeſetzten Fehler aber, nämlich durch dummdreiſten Vorwitz, ſchädigte ich bald darauf den hohen Herrn ſelbſt, und das ging mir lange nicht ſo nahe.

Beckedorff hatte mir wieder dasſelbe Zimmer eingeräumt, das ich ſchon früher innegehabt. Hier hingen viele alte Familienbilder mit verwunderlichen Geſichtern und Trachten, unter denen mich ein Frauenbild beſonders anzog, das ſehr verräuchert und beſtäubt war. Um deutlicher zu ſehen, befeuchtete ich die dunkleren Stellen mit meinem Waſchſchwamm, und da bei dieſer Gelegenheit viel Schmutz abkam, dachte ich ein gutes Werk zu tun, wenn ich das Bild recht gründlich reinigte. Ich löſte es aus dem Rahmen und wie ich den Vater hatte alte Bilder waſchen ſehen, ſo machte ich es nun auch; nur mit dem Unterſchiede, daß ich, um ſchneller zum Ziele zu kommen, etwas Seife zu Hilfe nahm. Die ſchöne Dame verklärte ſich zuſehends, und ein Liedchen pfeifend wuſch ich drauf los mit ſteigender Luſt.

Da plötzlich! — ich werde nie den Schreck vergeſſen — verſchwand der ganze Liebling, vielleicht eine Urgroßmutter des Herzogs, mir unter der Hand. Nur die helleren Stellen des Geſichtes waren noch einigermaßen kenntlich geblieben, ſonſt alles fort und nichts zu ſehen als das nackte Geſpinſt einer bläulich grauen Leinwand. Ich zerbrach mir den Kopf. Ganz unmöglich konnte ſich die alte knochenharte Farbe ſo ſchnell gelöſt haben. Dennoch ſchien das tintenhafte Waſſer im Waſchbecken gegen mich zu zeugen; ich mußte in der Tat die Urgroßmutter zu radikal behandelt haben.

Eine ähnliche Geſchichte fand ich ſpäter in Goethes Farbenlehre von einem Frankfurter Maler, unter deſſen Schwamm ſich die ſchwarze Kleidung eines Geiſtlichen ebenſo plötzlich in einen hellblauen Flausrock verwandelt hatte. Der Firnis hatte nämlich durch Anwendung der Seife

Wasserteile in sich aufgenommen, war dadurch unklar geworden und lag nun wie ein undurchsichtiges Spinngewebe auf dem Bilde, das nichtsdestoweniger ganz unverletzt war. Derselbe Zufall war nun auch mir begegnet, ohne daß ich jedoch eine Erklärung dafür gefunden hätte; ich glaubte vielmehr die schöne Ahnfrau ruiniert zu haben, und mit dem schlechtesten Gewissen von der Welt hing ich sie wieder an ihren Platz. Sollte die Sache entdeckt werden, so wollte ich bekennen und instruierte deshalb meinen Bruder; mich aber mit meiner Beichte aufzudrängen, hielt ich für Vorwitz. Zum Glück wurden jene Gemächer selten gebraucht und die darin plazierten fürstlichen Ancêtres — obgleich zum Teil wertvolle Bilder — wenig geachtet, daher der Schade unbemerkt bleiben konnte, bis ich nach Verlauf von zwanzig Jahren zufällig dasselbe Zimmer wieder betrat. Mein erster Blick fiel auf das ruinierte Bild. Ich untersuchte es, bat es mir in meinen Gasthof aus und stellte es durch Entfernung des dumm gewordenen Firnisses vollkommen wieder her.

Doch ich kehre zu meinem damaligen Aufenthalt in Ballenstedt zurück, der mich auch abgesehen von den Böcken, die ich schoß, nicht in dem Grade befriedigte wie frühere Besuche. Es hatte sich an dem kleinen Hofe mittlerweile viel verändert. Die Herzogin hatte keineswegs eine Vergnügungsreise angetreten, um demnächst wiederzukommen, wie ich anfänglich glaubte, sondern ernste Mißhelligkeiten zwischen ihr und ihrem Gemahl hatten sie veranlaßt, zu ihrem Vater zurückzugehen, und man sprach von Scheidung [1]. Dieser Umstand gab dem Hofe etwas Verödetes. Namentlich vermißte mein Bruder die hohe Frau, die ihm Sorgsamkeit und Teilnahme bewiesen hatte, und klagte, es sei ledern geworden auf dem Schlosse. Überhaupt hatte er mir jetzt zum erstenmal zu klagen; er sprach von argen Übelständen, und wenn er hierbleiben müsse, meinte er, so würde nicht viel anderes aus ihm werden als ein Galgenstrick. Den sehr ehrenwerten Beckedorff traf kein Vorwurf. Ich konnte daher die Sache frei mit ihm besprechen, und da er die schnellste Abhilfe versprach, trat ich meinen Rückmarsch nach Bernburg beruhigt an.

Aber ich hatte nicht bloß mit Beckedorff gesprochen, sondern infolge eines den Eltern gegebenen Versprechens meine Wahrnehmungen auch nach Dresden berichtet und damit im Herzen der Mutter große Sorge wach gerufen. Sie machte sich von jeher Vorwürfe, ihre Einwilligung zu einer Hoferziehung meines Bruders gegeben zu haben, und jetzt malte sich ihre lebhafte Phantasie alle Nachteile und Versäumnisse aus, die möglicherweise daraus folgen könnten. War es doch vorzüglich die Persönlichkeit der Herzogin gewesen, durch welche sie sich hinsichtlich ihres weggegebenen Kindes einigermaßen beruhigt fühlte — und jetzt fehlte jedes mütterliche Auge.

Nach kurzer Zeit erschien mein Vater in Ballenstedt, um unter allerlei Vorwänden seinen Sohn zurückzunehmen. Es mochte ein schwer Stück

[1] Die Scheidung der Ehe ist bereits am 6. August 1817 erfolgt. Am 1. Nov. 1818 wurde die morganatische Ehe des Herzogs mit Dorothea v. Sonnenberg, Frau v. Hoym, geschlossen.

Arbeit ſein, dieſe Sache ſowohl mit Beckedorff als ganz beſonders mit dem Herzoge ſelbſt friedlich zu erledigen; aber die liebenswürdige Perſönlichkeit des Vaters beſiegte jedes Hindernis. Zwar weigerte ſich der Herzog, den kleinen Cavalier, auf den er ein Recht erlangt zu haben meinte, jetzt ſchon definitiv zu verabſchieden, doch bewilligte er ihm einen unbeſtimmten Urlaub und erklärte, daß er ihn binnen heute und zweier Jahre zu jeder Stunde unter den alten Bedingungen wieder aufnehmen werde.

So kam mein Bruder nach Dresden zurück, wo er in die Kreuzſchule eintrat und hier um ſo raſchere Fortſchritte machte, als er durch ſein früheres Verhältnis zurückgehalten worden war; ich aber blieb noch in Bernburg, um erſt Johanni nachzufolgen.

Das Aktenſtück

Während meines jüngſten Aufenthaltes in Ballenſtedt hatte Beckedorff ſich wiederholentlich und warnend gegen die politiſche Verwirrung altdeutſcher Jugend ausgeſprochen, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, mich meinen Sympathien abwendig zu machen. Ich verharrte in dem anmaßlichen Aufſchwung, den ich gewonnen, und trieb vor meinem Abgange von Bernburg noch eine letzte demagogiſche Blüte, die, wenn ich die Schule nicht gleich darauf von ſelbſt verlaſſen hätte, ganz dazu angetan geweſen wäre, mir eine unfreiwillige Ausweiſung zu bereiten.

Ich hatte eine deutſche Arbeit eingereicht, zu welcher wie billig das mich erfüllende Deutſchtum die Ideen hergeben mußte, während ich den Stoff ganz ſchicklich von der Dresdener Rüſtkammer entlieh. Indem ich nun, einen Beſuch dieſer großartigen Sammlung fingierend, die meiner Meinung nach intereſſanteſten Objekte aufzählte, die ſie enthält, nahm ich von ſo zahlreichen Dokumenten der Vorzeit Veranlaſſung zu allerlei gewagten Parallelen zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart in deutſchen Landen, wobei mein Räſonnement natürlich nur den Vorſtellungen entſprechen konnte, die ich von beiden hatte. Im Mittelalter ſah ich aber eitel Freiheit, Frömmigkeit und Kraft, in der Jetztzeit nur Gottloſigkeit, Erbärmlichkeit und Knechtſchaft, und – wie es einem dann ergehen kann, wenn man ſich ganz allein ſeinem Tintenfaß gegenüber findet – je tiefer ich in meinen Gegenſtand eindrang, je rückſichtsloſer ſchrieb ich. Unter anderem erinnere ich mich, daß ich ſo weit gegangen war, zu ſagen, daß, während man in jenen tüchtigen Zeiten ſchon zehnjährige Knaben in Eiſen gehüllt und in Kampfſpielen gehärtet habe – wie die zahlreichen noch vorhandenen Kinderharniſche bekundeten –, man heutzutage der Jugend die Turnplätze verweigere, um möglichſt markloſe Weichlinge zu erziehen. Noch mehr dergleichen polizeiwidrige Äußerungen mochten ſich in meiner Arbeit finden, doch hatte ich weiter keine Abſicht, als mich zu exekutorieren, und zwar vorzüglich gegen meinen Klaſſenlehrer, welchem die Korrektur der deutſchen Arbeiten zuſtand. Dieſer Lehrer, Profeſſor Sachſe, ein anſehnlicher und gelehrter Mann, war ſonſt beliebt genug geweſen; namentlich bewunderten wir Schüler ſeine kräftige und ſchwungvolle Eloquenz,

und wenn er von Vaterlandsliebe und männlicher Tugend der Alten sprach, konnte er immer sicher sein, die Klasse zum Enthusiasmus fortzureißen. Neuerdings war er uns jedoch verdächtig geworden, weil er sich bei verschiedenen Gelegenheiten unliebsame Bemerkungen über das Turnwesen erlaubt und Äußerungen getan hatte, die einer Rüge nicht ganz unwert schienen.

Als nun die Zurückgabe der deutschen Aufsätze erfolgte und meine Mitschüler die ihrigen einer nach dem andern mit kurzen Kritiken zurückerhalten hatten, ergriff der Professor das letzte Heft; es war das meinige. Es sei noch eine Arbeit übrig, sagte er, ein Aufsatz, dessen eigentümliche Färbung ausführlichere Besprechung fordere. Dazu werde die übliche Zeit nicht ausreichen und die nächstfolgende Stunde daher zu Hilfe genommen werden müssen.

Ein Freudenschein lief über die Gesichter, denn die nächste Stunde war die letzte in der Woche und deren Arbeit somit zu Ende. Zudem konnte aus der Haltung des Lehrers auf ein rhetorisches Ungewitter geschlossen werden, das für die Unbeteiligten Genuß versprach. Die Meisten setzten sich bequem zurecht; ich aber machte mich stark im Geist.

Inzwischen begann der Professor mit Lob, das sich auf die Form und den angewandten Fleiß bezog; dann las er den ganzen langen Aufsatz, ohne weitere Bemerkung, doch mit schärfster Betonung aller tendenziösen Stellen vor. Je weiter er kam, je aufrichtigere Zustimmung sprach sich in den Mienen der Schüler aus; einige von ihnen nickten mir beifällig zu, die nächstsitzenden drückten mir verstohlen die Hand.

Als aber die Vorlesung beendet war, entlud sich ein fürchterliches Ungewitter. Sachse richtete sich hoch auf wie eine Rolandssäule und, gegen mich gewendet, begann er mit mächtiger Stimme: „Wissen Sie, was Sie getan haben, junger Mensch? Ein Aktenstück haben Sie geliefert, das Ihnen den Platz in dieser Schule kosten kann!"

Nachdem dieser Pfropf heraus war, überflutete mich ein Strom der erbarmungslosesten Kritik, welche aus der mächtigen Brust des Redners anfänglich in stoßweisen Eruptionen hervorbrach gleich bahnbrechenden Kanonensalven, dann aber in geschlossener Rede, jeden Widerstand vernichtend, weiter strömte. So hätte Cicero gegen den Erzverräter Catilina reden können, wenn er gewollt hätte; ich aber war durch die Zeichen des Beifalls meiner Mitschüler viel zu berauscht und durch die Heftigkeit des Angriffs zu beleidigt, um mein Unrecht einzusehen. Während der ganzen Kanonade blickte ich dem feindlichen Constabler fest ins Auge, bis ihm endlich die Munition ausging. Er schloß mit der Bemerkung, daß er sich veranlaßt sehen könne, einen Gebrauch von meiner Arbeit zu machen, für dessen Folgen er nicht gut sein möge, sie mir daher auch nicht zurückgeben würde. Darauf verließ er die Klasse hocherhobenen Hauptes.

Jetzt ward der Beifall meiner Mitturner überlaut, sie umdrängten und umhalsten mich, als hätte ich ein Stückchen Vaterland gerettet, und

hocherhobenen Hauptes ging auch ich nach Hauſe, von zahlreichen Genoſſen begleitet.

Als ich jedoch das Ding beſchlafen hatte, wurde mir doch der Gedanke an die möglichen Folgen ungemütlich. Es ſchien mir wenig wünſchenswert, als relegierter Schüler vor meinen Eltern zu erſcheinen, und ich entſchloß mich daher, meinen demnächſtigen freiwilligen Abgang ohne Verzug ſelbſt anzuzeigen. Zuerſt ging ich zum Klaſſenlehrer. Das Herz ſchlug mir, als ich an ſeine Türe klopfte; aber wider Erwarten empfing er mich aufs beſte und nötigte mich zum Sitzen. Ich ſei gekommen, ſagte ich, mich vorläufig zu verabſchieden, da ich die Schule in einigen Tagen verlaſſen würde. Sachſe wollte mich beruhigen. Jener Arbeit wegen, ſagte er, brauche ich nicht abzugehen. Zwar habe es in ſeiner Stellung gelegen, einmal ernſtlich gegen eine Richtung aufzutreten, die von Oben perhorreſziert werde; ich ſei indes bei ihm in Freundeshänden, und wie wenig er daran denke, mir zu ſchaden, möge ich daraus erkennen, daß er das corpus delicti bereits verbrannt habe. Er redete mir nun zu, mich zu beruhigen und zu bleiben; da er indes hörte, daß ich die Schule infolge eines längſt gefaßten Entſchluſſes meines Vaters zu verlaſſen habe, um mich dem Studium der Malerei zu widmen, gab er ſich zufrieden. Er ſprach ſehr anerkennend von dem herrlichen Beruf der Künſtler und ſchließlich mich umarmend entließ er mich mit dem begeiſternden Zuruf: „Fliege, junger Adler! Nur auf den Höhen wohnt die Freiheit!“

Mit warmem Herzen verließ ich den verdienten Mann, welcher übrigens weit entfernt, mein hirnverbranntes Opus zu verbrennen, es vielmehr für ſich behalten hatte, um es in Freundeskreiſen vorzuleſen, ſich mit Anderen der Geſinnung und des Trotzes freuend, die er in der Klaſſe ſchonungslos verdammte.

Die Heimreiſe

Nachdem ich gerade ein Jahr in Bernburg geweſen, ſchied ich zu Johanni 1818 aus dem Krummacherſchen Hauſe, in welchem ich ſo viel Liebes und Gutes erfahren hatte, daß mir nur das Vaterhaus Erſatz ſein konnte. Dahin trat ich nun die Wanderung an, und zwar zu Fuße, fürs erſte die endloſe Pappelchauſſee durchſchreitend, die mich nach Halle führte. Als ich am Abende hier angelangt ſehr ermüdet über das Pflaſter hinkte, frappierte mich ein ſtarker Lärm aus hoher Luft. Ich blickte auf und bemerkte einen mit Stürmer und Kanonen angetanen Bruder Studio, welcher dergeſtalt in einem Fenſter des dritten Stockwerks ritt, daß das eine ſeiner hochgeſtiefelten und geſpornten Beine auf die Straße hinaushing. Dazu knallte er unabläſſig mit der Hetzpeitſche, ſchnalzte, ſchrie und fluchte wie ein Piqueur, der ſeine Meute hetzt. Um nicht inſultiert zu werden, ſahen die Vorübergehenden nur flüchtig auf, und ſo auch ich. Doch kann ich nicht leugnen, daß mir das einſame Vergnügen, welches Jener ſich dort oben machte, wohlgetan und geiſtvoll ſchien.

Im Löwen kehrte ich ein, wuſch mir die Füße mit Branntwein und legte mich mit dem befriedigenden Bewußtſein nieder, daß ich am andern Morgen machen könne, was ich wolle. Ich wollte aber vor meinem Abmarſche dem Pfarrhauſe an der Moritzkirche einen Beſuch abſtatten und freute mich nicht wenig darauf. Wie mochte Lorchen jetzt wohl ausſehen, dachte ich, und ob ſie mich wohl kennen werde, und wenn man mich ſehr drängte, ſollte es mir nicht darauf ankommen, den ganzen Tag zu bleiben. Sehr zeitig war ich auf den Strümpfen und konnte kaum die Stunde erwarten, wo man zu Leuten gehen kann. Um ſieben Uhr ſchien es endlich ſchicklich. Ich hing meinen Ranzen auf den Rücken und ſtiefelte auf wohlbekanntem Wege dem alten lieben Pfarrhaus zu; aber ich fand nicht die Menſchen, die ich ſuchte. Der Paſtor Senff war tot und die Witwe ausgezogen. Die Köchin, die mir dies berichtete, war indes ſo freundlich, mich in den Garten einzulaſſen. Da ſah ich denn die hohe Efeuwand der Kirche wieder und das Luſthaus und die Wege, auf denen ich als Kind herumgetollt — aber es war alles ſo klein geworden und ich hatte kein Recht mehr daran und mußte weinen um den alten Senff.

Ich gab der Köchin ein paar Groſchen und ſie beſchrieb mir die neue Wohnung der verwitweten Paſtorin. Mit Mühe fragte ich mich dahin. Auf mein Klingeln öffnete mir ein junges Mädchen und ſah mich forſchend an; ich ſie desgleichen. Als ich aber nach der Paſtorin Senff fragte, leuchtete jene auf und nannte mich beim Namen. Es war Lorchen, die mich nun wie einen Bruder begrüßte und den alten Kameraden triumphierend zur Großmutter hineinzog. Im freundlichen Gemache mit der Ausſicht auf ein Gärtchen ſaß die alte ſaubere Frau im Lehnſtuhl, angeſchienen von einem bunten Strahl der Morgenſonne, der ſich durch den Blumenſchleier ſtahl, mit dem wahrſcheinlich Lorchens Hand das Fenſter umwoben hatte. Ich ward ſehr wohl empfangen, wertgehalten und gepflegt, mußte Kaffee trinken, Kuchen eſſen, erzählen und mir erzählen laſſen.

Mit lachendem Munde erinnerte ſich Lorchen unſrer gemeinſamen kleinen Erlebniſſe und wiſchte ſich doch dabei zum öfteren die Augen, denn ſeit jener goldenen Zeit hatte ihr das Leben ſchon mancherlei Verluſte gebracht. Ich aber konnte den Blick nicht von ihr wenden. Wie ſchön war ſie geworden, dieſe meine liebe kleine Dame von ehemals, die mich einſt gewaffnet, mir den Lilienſtengel in die Hand gegeben und in deren Dienſt ich Rieſen und Drachen überwunden hatte. O, daß ich noch ihr Ritter ſein könnte! dachte ich, und der Gedanke an den Abſchied ward mir ſo ſchwer, daß ich über die Gebühr lange blieb. Kaum ſchien es möglich, Leipzig noch zu erreichen.

Als ich doch endlich aufbrach, ließ das liebe Mädchen es ſich nicht nehmen, mir ſelbſt den Ranzen aufzuſchnallen. Sie hatte mich noch einmal rüſten wollen wie vor alten Zeiten. Dann geleitete ſie mich hinab bis an die Straße und ſtand winkend in der Haustür.

Ich rannte fort, die Gaſſen entlang und auf die Landſtraße hinaus. Das Herz war mir viel ſchwerer als der Ranzen. Ich hatte keinen anderen

Gedanken als an die ſo ſchnell wieder entſchwundene Geſpielin aus dem Kinderparadieſe, deren ſüße Stimme mir noch in den Ohren klang und deren Worte ich mir alle im Geiſte noch einmal wiederholte. So mochte ich in Träumereien verſunken ein gut Stück Wegs gewandert ſein, als mich eine raſch daherfliegende elegante Chaiſe einholte. Der Wagen hielt und der darin ſitzende Herr rief mich an und machte mir den Vorſchlag, einzuſteigen und mit ihm zu fahren. Zugleich ergriff auch der Kutſcher das Wort: „Ja, ſehen Sie, Musjechen! als Sie ſo vor uns hin machten, da meinten der Herr zu mir, wenn es ein hübſcher Menſch iſt, ſo nehmen wir ihn mit, darum, daß dem Herrn immer die Zeit und Weile lang wird."

Mir war in jenem Augenblicke die Einſamkeit viel lieber als jegliche Geſellſchaft; da ich aber keine Entſchuldigung hatte und auch überlegte, wie ich auf dieſe Weiſe noch nach Leipzig kommen könnte, gab ich einigem Zureden nach und nahm an des Gelangweilten Seite Platz. Dieſer ſchien ein Kaufmann oder Fabrikant und gehörte zu jenen inquirierenden Reiſenden, die nicht mehr als zehn Minuten brauchen, um von Jedem, der ihnen in den Weg kommt, Wohnort, Namen, Stand und zehnerlei anderes zu erfragen, was ſie nicht das geringſte angeht. Mir war dies ärgerlich. Mit einiger Routine hätte ich den unberufenen Frager ablaufen laſſen; doch damals wußte ich mein Inkognito nicht anders zu wahren, als daß ich ihm einen ganzen Sack voll Lügen aufband.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß ich mir auf meine Ehrlichkeit etwas zugute tat, und allerdings hätte ich mich vor mir ſelbſt geſchämt, ſo recht direkt zu meinem Vorteil zu lügen; ein gleichgültiges Erlebnis aber etwas auszuſchmücken, um es genießbarer zu machen, oder zu verſchweigen, was ich nicht ſagen wollte, oder endlich wie in dieſem Falle einen unberechtigten Inquiſitor hinters Licht zu führen, daraus machte ich mir ſchon weniger ein Gewiſſen. Mein Reiſegefährte mußte es ſich daher ſchon gefallen laſſen, zu erfahren, daß ich Jakob Schmidt heiße, meine Eltern früh verloren habe, in Halle auf dem Pädagogio geweſen ſei und jetzt auf den Wunſch meines Vormundes die Kreuzſchule in Dresden beziehen ſolle.

Der Fremde, dem wahrſcheinlich auf dieſem ganzen Erdenrund nichts gleichgültiger war als alles das, wonach er mich gefragt hatte, nahm meine Angaben wie ein guter Menſch auf, der kein Arg bei den Reden ſeines Nächſten hat; auch mochte er glücklicherweiſe mit den Verhältniſſen, die ich berührte, ſo wenig vertraut ſein, daß ſeine weiteren Fragen mich nicht in Verlegenheit ſetzten. Dennoch war mir nicht wohl dabei. Bei fortgeſetzter Unterhaltung nämlich entwickelte Jener ein ſo ehrenwertes Weſen, daß mir die Unwahrheiten, deren ich mich gegen ihn ſchuldig gemacht hatte, von Minute zu Minute ſchwerer aufs Gewiſſen fielen. Dazu kam Leipzig immer näher. Ich überlegte lange, was ich als Ehrenknabe zu tun habe, ob ich mit jenen Lügen aus dem Wagen ſteigen oder mich durch offenes Bekenntnis blamieren ſolle, und beides ſchien unmöglich. So nachdenklich war ich geworden, daß mein unſchuldiger Gönner in der Meinung, ich vertrüge das Fahren nicht, eine Flaſche Wein hervorzog, mich damit zu ſtärken.

Simon Wagner.

Zeichnung von August Richter.

Anton Dräger.

Zeichnung von Joseph Hermann.

Simon war ein gröblicher Stein ohne Schliff aus dem dunklen Schoße der Erde, doch aber ein rechter und echter Edelstein. S. 281.

Von feinem Takt und Geiste hatte Dräger ein schnelles Auge für alles Gute und Echte in der Natur und Kunst, und die besondere Gabe, dies auch Anderen fast augenblicklich zu erschließen. Zu mir ließ der angehende Meister sich aufs freundlichste herab, unterstützte mich mit Rat und Tat und ward mein lieber Freund. S. 285.

Der Zufall ließ uns eine ganze Folge der saubersten Federzeichnungen von Bertholds Hand entdecken, deren Schönheit jede Erwartung übertraf. Es waren zusammengehörige Momente aus dem sonntäglichen Leben des 16. Jahrhunderts. S. 283.

Da faßte ich mir ein Herz. Das ſei es nicht, ließ ich mich nun vernehmen, ſondern daß ich ein ſchlechtes Gewiſſen gegen ihn habe. Er ſah mich mit aufgeriſſenen Augen an; ich aber berichtigte jetzt wahrheitsgemäß alle meine lügenhaften Angaben, als einzige Entſchuldigung geltend machend, daß auf Reiſen Jeder doch am liebſten unbekannt bliebe. Der Andere mochte denken, daß wenn man nicht Hannibal, Cäſar oder Judas Iſchariot heiße und noch dazu ein ſechzehnjähriger Junge ſei, man unter eigenem Namen ebenſo unbekannt als unter fremdem reiſe; doch vertraute er mir das nicht; er ſchmunzelte bloß, reichte mir dann die Hand, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß wir in Leipzig als gute Freunde ſchieden.

Nachdem ich hier bei Volkmanns einen Tag geraſtet hatte, ſetzte ich die fernere Reiſe mit der Poſt fort. Zwiſchen Leipzig und Dresden gingen damals zwei Perſonenpoſten, die ſogenannte gelbe und die grüne Kutſche. Die erſte dieſer Gelegenheiten ſtieß dermaßen, daß Leib und Seele Gefahr liefen, von einander getrennt zu werden, daher beſonnene Leute die andere, etwas gelindere zu wählen pflegten. Doch war auch dieſe noch immer von der Art, daß man bisweilen vor Schmerz laut aufſchrie, und wenn der Schwager nicht an jeder Schenke angehalten hätte, ſo würde man es kaum ertragen haben; mit ſolchen hochnötigen Intervallen war es aber eine geſunde Art zu reiſen. Die heftigen Erſchütterungen, denen man ausgeſetzt war, ſolange das Vehikel in Bewegung blieb, erregten nämlich Löwenhunger, den zu befriedigen jedwede Schenke und Station ihren eigentümlichen und berühmten Leckerbiſſen darbot. Außer den Hauptmahlzeiten nahm man z. B. in Borsdorf einen Sandkuchen zu ſich, der allzeit vorhanden und ſo ſchwer war, daß nur Poſtreiſende ihn zu verdauen imſtande waren; in Wurzen gab es ein dickes, ſchwarzes Bier, in Luppa Ziegenkäſe mit Danziger Goldwaſſer, in Meißen das ſonderbare Gebäck der Fummeln; hier aß man Preßkopf, dort wurden Rühreier verſchluckt und anderwärts mußte Landwein getrunken werden – kurz von Stunde zu Stunde hatte man Gelegenheit, die Löcher wieder zuzuſtopfen, welche Weg und Wagen unabläſſig in den Magen ſtießen.

Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus einem wohlhäbigen dicken Particulier, der wegen Übermaßes von Geſundheit nach Karlsbad wollte, und einem heldenmütigen Leipziger Studenten. Letzterer hatte ein Ausſehen wie der grimme Hagen, ſprach mit Nachdruck und ſchien ſeinen eigenen Erzählungen nach ſich nur Raufens halber in Leipzig aufzuhalten. Auf der Bruſt hing ihm ein ledernes Beutelchen mit Schießpulver, aus welchem er ſein Terzerol lud, um ab und zu aus den Wagenfenſtern herauszufeuern. Der Dicke drückte dann die Augen zu und bat inſtändigſt, wenigſtens das Pulverſäckchen abzuhängen, das Feuer fangen könne. Es ſei allerdings gefährlich, verſicherte der Studio, aber darin läge gerade der Jux. Darauf ſchwur er bei allen ſieben Weiſen Griechenlands, daß, wenn ein einziges Fünkchen aus ſeiner Pfeife dahinein flöge, ſo würden wir augenblicklich Alle ſamt grüner Kutſche, Poſtillon und Pferden wie Elias im feurigen Wagen gen Himmel fahren.

dergleichen, hielt ich das Zeichnen für eine angeborne Kraft, für ein Naturgeſchenk, das nicht erlernt, nur geübt zu werden brauche, und jetzt war ich oft ſo mutlos, daß ich, wenn ich von der Brühlſchen Terraſſe in den Zeichenſaal einſchwenkte, die glücklich vorüberſpazierenden Leute um ihr Unvermögen, mir zu folgen, faſt beneiden konnte.

Inzwiſchen mochten meine Lehrer nachſichtiger urteilen als ich ſelbſt, oder weniger, als ich erwartet hatte, auf die techniſche Fertigkeit des Schraffierens geben; genug, ganz wider Erwarten ward ich ſchon zu Michaelis, und noch dazu mit einem kalligraphiſchen Belobigungsſchreiben in folio, in die zweite Klaſſe, den Gipsſaal, aufbefördert. Nur ein freigeſprochener Lehrjunge mag ermeſſen, was ich empfand, denn nun erſt war ich vollberechtigter akademiſcher Bürger[1] und ſtand den Schülern der oberen Klaſſen gleich, jenen ſtolzen Jünglingen, die, mit Zeichenſchülern keinerlei Gemeinſchaft haltend, mich vordem keines Blickes gewürdigt hatten. In der Freude meines Herzens zerſchnitt ich das Belobigungsſchreiben zu Fidibus, wie ſie nicht Jeder aufzuweiſen hatte, und zündete meine Sonntagspfeife mit der eigenhändigen Unterſchrift Sr. Exzellenz des Königlichen Intendanten aller Kunſtinſtitute, des Grafen von Vitzthum, an.

Leichtſinnig freilich war es, das Schwerere ſo jubelnd zu ergreifen, wo ſchon das Leichtere zu ſchwer geweſen war; aber ich dachte, nach Gips, der keine Striche vorſchreibt, werde ſich das Schraffieren vielleicht von ſelber machen. Und ſiehe da: es machte ſich, denn im Gipsſaale ward gar nicht ſchraffiert; dies Genre der Behandlung war hier völlig antiquiert.

Von meinen Mitſchülern ward ich ſogleich in die Schule genommen und will gern bekennen, daß ich ihnen das Meiſte von dem ſpäter im Gipsſaal Erlernten zu danken hatte, denn die mit der Korrektur betrauten Profeſſoren bekümmerten ſich nur wenig um uns; ob aus Bequemlichkeit oder weil ſie uns als unverbeſſerliche Beſſerwiſſer bereits aufgegeben hatten, kann ich nicht ſagen. Wir waren freilich nicht ganz unberührt geblieben von jenem aufſäſſigen Geiſte, der damals Wiſſenſchaft und Kunſt zu neuem Leben weckte, von dem Geiſte der Treue und des nüchternen Aufmerkens auf das, was die Objekte wirklich zeigten, während die Mehrzahl unſerer Lehrer weniger was ſie ſahen, als was ſie wußten, darzuſtellen ſuchten. Wie einer ſich die Formen angewöhnt, ſo wurden ſie ohne ſonderliche Rückſicht auf die Eigentümlichkeiten des Originals in unſere Zeichnungen einkorrigiert und ebenſo blindlings Licht und Schatten bloß nach allgemeinen Rundungsprinzipien hinzugetan. Der gefürchtetſte dieſer Korrektoren, Profeſſor Pochmann[2], ging ſogar ſo weit, in Gipszeichnungen ſchwarze Augäpfel und dunkelhaarige Locken mit beleckter Naturkreide auf unauslöſchliche Weiſe einzugraben, indem er es uns überließ, dergleichen malträtierte, aller weiteren Ausführung unfähig gewordene Blätter

[1] Nach der Matrikel der Akademie iſt W. v. K.'s Aufnahme am 2. Okt. 1818 erfolgt.

[2] Traugott Leberecht Pochmann, geb. 1762 in Dresden, † 1830 als Prof. an der dortigen Akademie; ſein Selbſtbildnis in der Dresdner Galerie.

wegzuwerfen. Wir sahen uns daher genötigt, vor Eintritt des Herrn Professors unsere Zeichnungen zu verstecken und bloße Scheinarbeiten bereitzuhalten, an denen die Wut der Korrekturen sich ohne Schaden auslassen konnte.

Unter solchen Umständen war es nur löblich, wenn wir den Mangel förderſamen Unterrichts durch gegenseitige Aushilfe zu ersetzen suchten. Von allen hergebrachten Regeln abstrahierend, wollten wir nur machen, was wir wirklich sahen; und was Einer etwa nicht sah, sah doch der Andere. So konnte sich mittels des Einflusses einzelner Talente eine eigentümliche Manier des Zeichnens ausbilden, welche ihre Vorzüge hatte, freilich aber durch allzu mechanisches Verfahren in den entgegengesetzten Fehler der älteren Schule verfiel. Anstatt nämlich mit der Anlage des Ganzen zu beginnen und von diesem zum Einzelnen abzusteigen, machten wir es umgekehrt. Mit irgendeinem hervorragenden Punkte, etwa der Nase, wurde angefangen, und dieser Teil mit Hilfe des Senkels, gedachter Winkel und jeder am Originale möglichen Messung vorerst im Umrisse vollendet. Nachdem die Nachbarn solchen Anfang kritisch durchgesehen und approbiert hatten, fand man von hier aus weiter senkelnd, winkelnd und messend die zunächstliegenden Teile, und so kam endlich, zwar sehr langsam, aber sicher, der detaillierteste, bis auf jede einzelne Locke genau vermessene Umriß des ganzen Kopfes zustande. Die weitere Ausführung wurde auf ähnliche Weise beschafft, die Umrisse der Schatten und Halbschatten genau bezeichnet und dann, von den tiefsten Schwärzen ausgehend, mit einem in Kreidestaub getauchten Lederwischer wie mit einem Pinsel ausgefüllt. Ein so angelegter Kopf glich, weil die verschiedenen Schattentöne obschon in ihrem ganzen Werte, doch ohne Verbindung nebeneinander standen, einer reinlichen Mosaikarbeit und tat aus der Ferne schon seine Wirkung. Mit ungemeiner Lust legte man dann die letzte Hand an, glich die Härten aus und hatte ein Werk geschaffen, dessen Naturtreue überraschte.

Diese Art zu zeichnen hatte, abgesehen von der rein objektiven Weise des Verfahrens, noch den Nebenvorteil, daß die Arbeit sich nie verwirrte, in jedem Stadium gut aussah und allezeit die volle Arbeitslust erhielt; sie hatte aber den Nachteil, daß sie nur auf tote Gegenstände anzuwenden war, daher wir uns ziemlich ratlos finden mußten, wenn uns statt eines Gipsabgusses das lebendige Leben entgegentrat. Wir lernten nicht auffassen, sondern nur nachschreiben, und indem wir grundsätzlich nicht schraffierten, weil keine Striche am Gips zu sehen, sondern uns ausschließlich nur des Wischers bedienten, gelangten wir nur unvollständig und langsam zu einigem Formverständnis. Die spärlichen Warnungen der Professoren blieben ebenso unberücksichtigt als ihre Korrekturen, und da wir in der Tat auf unsere Weise etwas leisteten, so ließ man uns gewähren.

Übrigens wurde angestrengt gearbeitet, trotz mancherlei Allotrien, die mit Singen, Balgen und anderer Kurzweil unterliefen, und nur sehr Wenige waren es, die sich erlaubten, die volle Arbeitszeit nicht einzuhalten.

Diese währte von sieben Uhr früh bis abends sieben mit Ausnahme der Mittagsstunden, und wurde, wie es die Jahreszeit hergab, bei Tages- und bei Lampenlicht allein mit Handhabung der Kohle und des Wischers ausgefüllt. Die einzige Veränderung in diesem Einerlei der Tätigkeit lag in dem Wechsel der Gegenstände und des Lokales, da nicht allein die Sammlungen der Akademie, sondern auch die sehr viel reicheren der Mengsschen Abgüsse und des Antikenkabinetts zu benutzen standen. Für praktische Übung des Auges und der Hand war somit wohl gesorgt; wissenschaftliche Unterweisung dagegen fehlte gänzlich mit Ausnahme eines einzigen Kollegs, welches der Direktor der Chirurgischen Akademie, Professor Seiler[1], von Zeit zu Zeit im Anatomischen Theater eigens für Maler las. Dieser am Kadaver selbst vollzogene Unterricht aber war dafür auch vom entschiedensten Interesse, da die mancherlei Rätsel, welche den Blick eines Anfängers beim Studium des Nackten zu verwirren pflegen, hier die einfachste und verständlichste Lösung fanden. Zum richtigen Sehen genügt das Auge nicht allein, der Verstand muß mitsehen, und wenn man auch nichts darstellen soll, als was zutage liegt und was man wirklich sieht, so sieht man doch erst da recht wirklich, wo man den Grund der Erscheinung kennt. Je deutlicher und je vollständiger aber gesehen wird, je deutlicher wird sich auch dasjenige enthüllen, worauf es beim künstlerischen Sehen vorzüglich ankommt, nämlich die Schönheit. Mir wenigstens kam bei fortgesetzter Übung meines durch wachsende Kenntnis sich mehr und mehr rektifizierenden Auges auch die unendliche Schönheit meiner Objekte, nämlich der herrlichen Gebilde antiker Kunst, von Tag zu Tage mehr zum Bewußtsein. Zwar war ich weit entfernt, schon jetzt das Gesehene nach seinem vollen Wert zu würdigen, aber schon das Wenige, was der Schülerblick erkannte, war reichlicher Gewinn. Mit steigender Begeisterung für die Schöpfungen der Alten zeichnete ich nach ihren Meisterwerken, meine Phantasie erfüllte sich mit Bildern des befriedigendsten Ebenmaßes, und wenn ich des Abends die Augen schloß, umstanden mich die götteralcichen Gestalten antiker Plastik, in deren Anschauen ich entschlummerte. Wie glücklich ist doch dieses erste Erwachen eines wenn auch noch so geringen Verständnisses für Schönheit! – ohne Zweifel eine der lieblichsten Perioden in jedem Künstlerleben.

Meine Kommilitonen

Die Zahl meiner Mitschüler im Gipssaal mochte sich auf zwölf bis fünfzehn belaufen, und da wir alle jung waren, auch unsere Arbeit das Gespräch nicht ausschloß, so blieb man sich nicht lange fremd und lernte bald die Verhältnisse wie die Aus- und Ansichten der Meisten fast so genau wie seine eigenen kennen.

[1] Burkhard Wilh. Seiler (1779–1843), Anatom und Chirurg, bis 1805 an der Universität Halle, reorganisierte 1814 im Auftrag des russisch-preußischen Gouvernements die seit 1748 in Dresden (bis 1864) bestehende Medizinisch-Chirurgische Akademie, seit 1815 Prof. und Direktor derselben.

Eine Ausnahme hiervon machte jedoch mein nächster Nachbar, ein eleganter, junger Mann von vornehmer Haltung, den eigentlich keiner kannte. Zwar seine Sprache verriet den Schlesier, sein Benehmen den Aristokraten, und daß er von Seydlitz hieß, war ebenfalls bekannt; das war aber auch alles, was wir wußten, denn im übrigen entzog er sich der Neugier und hatte ein je ne sais quoi in seinem Wesen, das alle müßigen Fragen fernhielt. Es blieb uns sogar unbekannt, ob Seydlitz[1] gleich uns Anderen Maler werden wollte oder die Akademie nur aus Langerweile frequentierte, für welche letztere Annahme allerdings sowohl die Schwäche seiner Leistungen als sein unregelmäßiger Besuch des Gipssaales zu sprechen schien.

Nichtsdestoweniger war dieser junge Cavalier eine außerordentlich anziehende Erscheinung. Sein feines, weltgewandtes Wesen und eine sich immer gleiche harmlose Heiterkeit wie die zuvorkommendste Anerkennung der Vorzüge Anderer waren jedenfalls so liebenswürdige Eigenschaften, daß sein näherer Umgang Jedem nur erwünscht gewesen wäre; er aber war damit sehr haushälterisch und verkehrte außerhalb des Gipssaales die längste Zeit nur mit einem Einzigen unter uns, einem Hamburger namens Koopmann[2], mit dem er namentlich durch gleiche Neigung für Musik verbunden war. In der Folge zogen diese Beiden indes auch mich bisweilen in ihre Gesellschaft, und mit Vergnügen denke ich noch heute der traulichen Winterabende, die wir miteinander in Seydlitz' komfortabler Wohnung verplauderten und versangen. Namentlich ward ich hier zu einigem vorläufigen Verständnis der Mozartschen Musik angeleitet, welche Seydlitz spielte, Koopmann sang und ich mitzusingen genötigt ward. Daneben entfaltete unser Wirt ein glänzendes Geschick, seine Gäste in behaglichster Stimmung zu erhalten, besonders aber den geistvollen Koopmann so glücklich anzuregen, daß dieser von Witz und Laune übersprudelte und sich in allen seinen geselligen Eigenschaften selbst übertraf.

Koopmann hing an diesem liebenswürdigen Unbekannten, von dessen eigentlichen Verhältnissen er wahrscheinlich ebensowenig etwas wußte als wir Andern, mit einer Leidenschaft, die an Bezauberung grenzte und ihm viele heiße Tränen kostete, als Seydlitz – wie man sich erzählte, eines unglücklichen Duells wegen – plötzlich wieder aus Dresden verschwand, und zwar so radikal, daß ich mich nicht erinnere, jemals wieder etwas von ihm gehört zu haben.

Ich war nun insofern Seydlitz' Erbe, als Koopmann sich mir von jetzt an näher anschloß. Er war nicht unbedeutend älter als ich, und seine Vergangenheit von der meinigen sehr verschieden. Schon in zarter Kindheit

---

[1] Georg Frhr. v. Seydlitz (und Kurzbach), * 1779 zu Kuttlau bei Glogau, „Fach: Historienmalerei, aufgenommen 1819, war zuvor Offizier in K. preuß. Diensten" [nach der Matrikel der Akademie]. In der Kunst ist sein Name nicht bekannt geworden.

[2] Joh. Karl Heinr. Koopmann (1797–1884) aus Altona, 1819–1823 in Dresden, seit 1833 Prof. am Polytechnikum zu Karlsruhe.

hatte er den Vater verloren, der als Schiffskapitän nach Indien geſegelt und mit Mann und Maus verſchollen war. Die Mutter war mittellos zurückgeblieben, aber Fremde ſorgten für eine notdürftige Erziehung des armen Knaben und brachten ihn, nachdem er herangewachſen, freilich ſehr gegen ſeine Neigung, in einem kaufmänniſchen Geſchäfte unter. Hier fühlte er ſich wenig an ſeinem Platze und unglücklich genug; indes erweckten ihm ſeine ſchöne Stimme und ſonſtige künſtleriſche Gaben bald anderweitige Gönner, unter denen ſich ſeiner am tatkräftigſten eine in weiten Kreiſen reſpektierte Dame, die bekannte Luiſe Reichardt[1], annahm. Ihrem Einfluſſe hatte er ſeine Erlöſung aus der verhaßten Rechenſtube und eine Unterſtützung zu mehrjährigem Aufenthalte in Dresden zu verdanken, wofür er ſie denn auch gleich einer Heiligen verehrte.

Koopmann hatte eine unvergleichlich ſchöne Stimme, einen Tenor, welcher die eigentümliche Süßigkeit dieſes Regiſters mit der Kraft einer Poſaune verband. Auch wurden ihm deshalb von ſeiten der Königlichen Oper ſehr ſchmeichelhafte Anerbietungen gemacht, die er jedoch aus Liebe zur Malerei beharrlich ausſchlug. Feſtſtunden waren es, wenn er uns im Gipsſaal ſeine Arien vortrug, die uns entzückten und uns häufig, wie ihm ſelber, die Tränen aus den Augen trieben. Ebenſo konnte er uns aber auch durch launige Geſchichten, mutwillige Einfälle und ſpringenden Witz in die albernſte Stimmung verſetzen und den ganzen Gipsſaal zu andauerndem Gelächter fortreißen. Er war ein genialer, nach jeder Richtung hochbegabter und für alles Schöne laut ſchwärmender Menſch, deſſen mannigfach anregender Umgang den höchſten Reiz für mich hatte. Daß er gern mit mir verkehrte, rechnete ich mir zur größten Ehre und blieb ſein treuer Genoſſe, ſolange unſere Wege miteinander gingen — und dennoch, wie das mit akademiſchen Bekanntſchaften ſo gehen kann, verlor ich ihn ſpäter gänzlich aus den Augen.

Ein dritter, mir ſehr werter Mitſchüler würde Roſa geheißen haben, wenn anders man immer ſo heißen müßte, wie man genannt wird. Wir nannten ihn aber Roſa, wie lucus a non lucendo, wegen ſeines ſchwärzlichen Kolorites. Zimmermann[2], ſo war ſein eigentlicher Name, ſtammte, ſoviel ich weiß, aus einer ländlichen Hütte der Oberlauſitz, hatte gerade kein Übermaß an gelehrter Bildung, ſonſt aber mannigfache Kenntniſſe und gleich Koopmann ſehr viel Witz. Zudem war er ein recht aufrichtig frommer Chriſtenmenſch von gläubig orthodoxer Richtung, die man ihm freilich nicht gleich an der Naſe anzuſehen pflegte, da er, der orientaliſchen Feige gleich, ſeine Blüten nach innen trieb und in eigentümlicher Verſchämtheit das Gold ſeines Herzens zu verkupfern liebte, damit es nicht etwa für vergoldetes Kupfer gehalten werde. Es kam daher nicht ſelten

[1] Luiſe Reichardt (1780—1826), Komponiſtin und Harfenſpielerin, Tochter des Komponiſten Johann Friedrich R., lebte ſeit 1814 in Hamburg als Geſangslehrerin.

[2] Adolf Gottlob Zimmermann (1799—1859), in Niesky erzogen, malte Porträts, hiſtoriſche und religiöſe Stoffe, lebte ſpäter in Münſter i. W., Düſſeldorf, Niesky und Breslau.

vor, daß mein frommer Freund Rosa so unerwartete Dinge sagte, daß andern frommen Leuten die Haare dabei zu Berge standen. So erinnere ich mich, daß er während eines furchtbaren Gewitters, das die Grundmauern der Akademie erschütterte, uns Andern ganz gelassen den holden Wunsch eröffnete, der Blitz möge doch durch alle Säle fahren und mit seiner Ausnahme uns sämtlich auf einen Schlag vollenden, da wir doch auf jede andere Vollendung zu lange würden warten müssen. Nicht leugnen wolle er, daß er uns in diesem Falle gern den letzten Dienst erweisen würde: als Leidtragender hinter der langen Reihe unserer Särge einherzugehen und zu singen. In solchen Ton ging Koopmann mit Vergnügen ein, und nach geschlossener Akademie schlenderten diese beiden Witzknacker Arm in Arm die Brühlsche Terrasse entlang, nicht müde werdend, sich mit größtem Ernst und in verbindlichster Art die niederträchtigsten Grobheiten ins Gesicht zu sagen. Mit Zimmermann habe ich nach beendigter Studienzeit noch lange Jahre in freundschaftlichem Verkehr gestanden, bis uns endlich allzu weite Strecken Landes auseinanderrissen.

Noch eines anderen ganz absonderlichen Heiligen habe ich hier zu gedenken, eines rohen Naturmenschen, der sich jedoch unter uns Allen vielleicht des größten Talentes erfreute. Daß er Wagner[1] hieß, erfuhr ich erst sehr spät und zufällig, weil er von den Genossen Schill genannt wurde oder bei seinem Taufnamen Simon. Den Spitznamen hatte er sich zugezogen, weil er bei jeder Gelegenheit Respekt für seine mit Leder und blanken Knöpfen besetzten Husarenhosen beanspruchte, die er in seiner Vaterstadt Stralsund auf dem Trödel gekauft hatte und mit Hartnäckigkeit für Schills Hosen ausgab.

Dieser Schill oder Simon war ohne alle und jede Schul- oder andere Bildung, ein gröblicher Stein ohne Schliff aus dem dunkeln Schoße der Erde, doch aber ein rechter und echter Edelstein. Kaum konnte man wüster und anstößiger sein und sich betragen, als er es in der Art hatte; aber seine Herzlichkeit, Gutmütigkeit und Treue, wie die Ursprünglichkeit und das Salz in seiner Flegelei machte diese minder beschwerlich und meist vergessen. Er fand sogar recht viele Freunde, was immer etwas sagen will, wenn einer so arm ist, daß, wenn ihn Fremde nicht zu Tische führen, selten etwas anderes als Brot und Wasser in seinen Mund geht. Einst fand ich ihn an einem kalten Wintermorgen mit dem Hieber in seinen Ofen einhauen, weil er nicht wärmen wollte — es fehlte dem armen Schelm an Holz, und somit war er freilich überflüssig.

Simon war zu jener Zeit der Dürftigste unter uns; in der Folge aber ging es ihm besser als den meisten Anderen. Er hatte den Einfall gehabt, Gruppen von Bauern aus der Umgegend Dresdens in ihrer Tracht und heimischen Umgebung treu nach der Natur zu malen. Dies Genre war damals neu, vielleicht von ihm nach niederländischem Muster neu erfunden und erregte einiges Aufsehen. Die Bilder gingen reißend ab und trugen

[1] Simon Wagner, * 1799 in Stralsund, † 1829 in Dresden, malte besonders Soldaten-, Jäger- und Hirtenszenen. S. d. Abbildung.

so viel ein, daß der Künstler sich einen eigenen Hausstand gründen konnte. Er heiratete und pries sein Glück, das ihn veredelte und reifte. Je wohler es ihm ging, je stiller, ernster und bescheidener ward er, durch Gottes Gnade seine sittliche Bedürftigkeit je mehr und mehr erkennend und Hilfe suchend im Christenglauben. Leider ist er sehr früh gestorben an einem Lungenleiden, aber als ein erneuter Mensch und im Aufblick zu seinem Erlöser.

Sehr anders gestaltet als die Obgenannten war der liebenswürdige, gemütvolle Hermann aus Dresden, aus irgendeinem mir unbekannten Grunde „Schneider" genannt – ein stiller, sittlich reiner und harmlos treuherziger Mensch, der Jedermann mit Liebe und offenem Vertrauen entgegentrat und daher von Allen geliebt ward. Fast machte es den Eindruck, als sei er bei der sonst so verschwenderischen Verteilung von Adams Nachlasse vergessen worden oder doch zu kurz gekommen, und diese seine natürliche Reinheit ward in der Folge noch verklärt durch die höhere Weihe, die ihm ein aufrichtiger Christenglaube gab. Hermann[1] war der Einzige von uns Allen, der sich später einen Namen machte. Durch seine Münchener Freskomalereien wie durch die Herausgabe seiner eigentümlich instruktiv zusammengestellten Bilder zur Deutschen Geschichte ist er sehr bekannt geworden.

Endlich gedenke ich hier noch meines lieben Herzensfreundes Ferdinand Berthold[2], wenn ich nicht irre, zu Meißen geboren, wo sein Vater Maler an der Fabrik gewesen. Diesen hatte er früh verloren, war aber von seiner trefflichen Mutter, welche ein Unterkommen als Wirtschafterin in einem Dresdener Hotel gefunden, sorgfältig erzogen worden. Lahm und kränklich von Kindheit auf, hatte er sich schon frühzeitig auf geistige Beschäftigung angewiesen gesehen, zu welcher ihn überdem sein feiner Kopf und die Stille seines Gemütes besonders befähigten. Er war der Einzige unter uns, der das Gymnasium durchgegangen und eine umfassende Schulbildung besaß, welche zu erhalten und zu vermehren er sich auch jetzt noch angelegen sein ließ, ein stiller, tief innerlicher Mensch, bescheiden, überlegt und anständig in Allem, was er tat und sagte, und jedenfalls einer der tüchtigsten Schüler der Akademie.

Trotz dieser Vorzüge suchte ich damals gerade Bertholds Umgang weniger als den mancher Anderen, deren flackernder Geist mir mehr Genuß gewährte, und erst in einer späteren Periode bin ich ihm nahegetreten, da er die Akademie nicht mehr besuchte, dafür aber anfing, ein eigenes Haus zu machen. Diese Hospitalität war jedoch nicht die Folge verbesserter

[1] Carl Hermann (1802–1880), in Dresden Schüler von Hartmann, seit 1822 in München bei Cornelius, in dessen Auftrag er u. a. die Fresken in den Hofgarten-Arkaden, in der protest. Matthäuskirche und in der Ludwigskirche malte; er folgte 1841 seinem Meister nach Berlin. Fünfzehn Bilder, in denen er die deutsche Geschichte von der germanischen Urzeit bis zu den Freiheitskriegen darstellte, erschienen nach seinen Handzeichnungen 1854 bei Perthes in Gotha.

[2] Ferd. Berthold (1809–1838); über W. v. K.'s intimen Verkehr mit B. vgl. auch Bd. II dieses Werkes.

Finanzen, sondern leider nur die einer immer zunehmenden Kränklichkeit. Nur ausnahmsweise konnte der arme Berthold noch das Haus verlassen, empfing aber dafür allabendliche Besuche von Kunstgenossen auf seinem Zimmer. Dahin trieb denn auch mich, zwar anfänglich nur die Teilnahme für den Leidenden, bald aber die aufrichtigste und herzlichste Freundschaft.

Berthold bewohnte mit seiner alten Mutter ein fünf Treppen hoch gelegenes Dachstübchen desselben Hotels, in dem sie diente. Durch eine kleine dunkle Küche trat man ein, allezeit sicher, den Insassen anzutreffen, seiner Gäste harrend, die sich oft so zahlreich um ihn sammelten, daß die vorhandenen Stühle nicht ausreichen wollten und man auf Fensterbrettern Platz nahm. So massenhafte Gäste zu bewirten, war der freundliche Wirt freilich niemals in der Lage. Er gestattete aber, daß Jeder seinen Imbiß mitbrachte und nach Gelegenheit aus freier Hand verspeiste. Der Hausherr selbst genoß unter allen Umständen, sobald es Sieben schlug, in einem dunkeln Winkel seines Zimmers stehenden Fußes und sehr eilig eine für ihn von seinem Mütterchen bereit gehaltene Pfennigsemmel, die er in Bier tauchte. Außerdem saß er den ganzen Abend fest in einer tiefen Mulde seines alten Sophas, von wo aus er die Gesellschaft aufs trefflichste zu beleben und so anzuregen wußte, daß Jeder sein Bestes gab und jene Abende gewißlich für uns Alle zu dem Vorzüglichsten gehörten, was unser Leben uns an geselligem Genuß gewährt hat.

Die Unterhaltung drehte sich zumeist um Gegenstände unseres gemeinsamen Studiums, und wollte man dem Kranken eine Extrafreude machen, so brachte man irgendeine kleine Arbeit eigener Erfindung mit, die dann besehen und kritisch beleuchtet, nach allen Seiten hin getadelt und gelobt ward. Berthold selbst zwar gab aus wunderlicher Verschämtheit dergleichen nie zum besten. Er könne nichts mehr machen, versicherte er, und dennoch war er stets beschäftigt, wenn man ihn allein traf; doch ehe er noch den Eintretenden begrüßte, war auch die Arbeit schon verschwunden. Nur mühsam ertrug sich solche Zurückhaltung, bis uns der Zufall endlich eine ganze Folge der saubersten Federzeichnungen von seiner Hand entdecken ließ, deren Schönheit jede Erwartung übertraf. Es waren zusammengehörige Momente aus dem sonntäglichen Leben einer reichsstädtischen Familie des 16. Jahrhunderts, in welche der fromme Künstler alle seine Ideale eines gottgeweihten, bürgerlichen Hauswesens eingewoben hatte.

Jetzt wurde Lärm geschlagen und Berthold konnte es kaum fassen, als ihm von seiten eines Leipziger Kunsthändlers der Auftrag ward, das Ganze zu radieren und in seinen Verlag[1] zu geben, wußte auch nicht, wie er seine Forderung niedrig genug stellen sollte, um jenen nicht zu schädigen. Die Arbeit kam zur Vollendung und fand verdienten Beifall; aber gerade jetzt, da sich ihm eine rühmliche Laufbahn eröffnet hatte, erlag der arme Junge seiner Krankheit und starb in den Armen der tiefbetrübten Mutter. In

[1] „Der Sonntag." Sechs Radierungen zu einem Gedichte von Ludwig Bechstein. Leipzig bei C. G. Börner, ohne Jahreszahl; die Blätter sind 1829—1832 entstanden (also vor den ähnlichen Ludwig Richters!). S. d. Abbildung.

ſeinem Nachlaß fand ſich ein Heft ſehr lieblicher Dichtungen, von deren Exiſtenz wir ebenfalls keine Ahnung gehabt hatten, meiſt geiſtliche Lieder, wie ſie nur einem vom heiligen Geiſte berührten Gemüte entſpringen konnten, und dies Gemüt war es vor allem, was uns ſo angezogen hatte, ſelbſt diejenigen unter uns, die es nicht ganz verſtanden. Ich kannte wenig Menſchen zeit meines Lebens, deren Umgang mir in gleichem Grade erquicklich geweſen wäre, als der des lahmen Berthold.

Außer den Genannten gab es noch andere gute Leute im Gipsſaal, als die Dresdener Gruner, Törmer, Lindau, die Mecklenburger Schumacher und Lescow, der abenteuerliche Nordfrieſe Harro Harring[1] und andere mehr; doch hat die Länge der Zeit mir das Gedächtnis allzuſehr getrübt, um weitere perſönliche Schilderungen zu wagen. Es waren ſchöne Tage, die wir miteinander verpilgerten, für die Meiſten wohl die ſchönſten ihrer ganzen Künſtlerlaufbahn, von welcher das Wort des Apoſtels ebenfalls gilt, daß Viele laufen, aber nur Wenige gekrönt werden. Wenn es ein Wagnis gibt, ſo iſt es das Ergreifen eines künſtleriſchen Berufes, weil die Befähigung dazu ſo ſehr ſchwer zu bemeſſen iſt und ſelbſt die Befähigtſten verkümmern, wenn ihnen im rechten Augenblick der rechte Sporn fehlt, die Anerkennung nämlich. Wer daher irgend kann, der mag die Hand vom Pinſel laſſen.

Der Künſtlerverein

Mein akademiſcher Umgang beſchränkte ſich übrigens nicht bloß auf die Gipsſaalgenoſſen. Zwei ältere, ſchon ſelbſtändig arbeitende Schüler meines Vaters führten mich nun auch in weitere Kreiſe ein. Sie hießen Dräger und Cotta.

Dräger[2] war ein hochblonder Menſch von unſcheinbarem, etwas abgetragenem Äußern, in welchem Niemand das Genie erkannt hätte. Er ſtammte vom Rheine her, war früher Schreiber geweſen und hatte ſich erſt ſeit einigen Jahren der Malerei gewidmet; aber ſchon jetzt war er der hervorragendſte Schüler der Akademie und hatte bereits einen Namen, der in der Folge zu den beſten zählen mußte, wenn er nicht allzu früh geſtorben wäre. Dieſer ausgezeichnet begabte Menſch war trotz ſeines wenig beſtechenden Ausſehens der Liebling Aller, die mit ihm in Berührung kamen,

[1] Leopold Gruner (1801–1882), ſeit 1856 Direktor des Dresdener Kupferſtichkabinetts und Prof. an der Akademie. — Benno Friedrich Törmer (nicht Törmer, wie fehlerhaft in der Erſtausgabe), * 1804, † 1859 in Rom. — Dietrich Wilh. Lindau, * 1799, † 1862 in Rom, wo er ſeit 1821 lebte. — Karl Georg Chriſtian Schumacher, * 1797 in Doberan, † 1869 in Dresden, mecklenburg. Hofmaler. — Nikolaus Lescow, * 1793 in Hamburg, „Fach: Hiſtorienmalerei, Aufnahme in die Akademie: Juni 1816“ [nach deren Matrikel]. — Harro Harring, * 1798 bei Huſum, † 1870 in London, ſtudierte ſeit 1819 in Dresden, zog 1821 als Freiheitskämpfer nach Griechenland, wurde ſeit der Julirevolution als Opfer ſeiner demagogiſchen Beſtrebungen von Land zu Land bis Südamerika gehetzt; Schlachtenmaler, auch fruchtbarer Schriftſteller auf den Gebieten des Romans, Dramas und der politiſchen Lyrik.

[2] Anton Dräger, * 1794 in Trier, † 1833 in Rom, ſeit 1817 in Dresden, ſeit 1820 in Rom.

und ſtand in höchſter Achtung. Überaus gefällig, ſtill, beſcheiden, von feinem Takt und Geiſte, hatte er ein beſonders ſchnelles Auge für alles Gute und Echte in Natur und Kunſt und die beſondere Gabe, dies auch Andern faſt augenblicklich zu erſchließen. In ſeiner Geſellſchaft Bilder zu ſehen, etwa die Dresdener Kunſtſammlungen, oder die Mappen und Kupferhefte meines Vaters zu durchſtöbern, war daher ein Hochgenuß für mich. Viele Worte pflegte Dräger freilich nicht dabei zu verlieren, er ſagte ſogar in der Regel gar nichts; aber indem er das, was ihm gefiel, unter einem herzlichen, nur ihm allein eignen halblauten Lachen auf höchſt charakteriſtiſche Weiſe mit dem Finger umſchrieb, öffnete ſich auch mir das Verſtändnis, und zwar viel einleuchtender und beſſer, als dies mittelſt der weiſeſten Auseinanderſetzung möglich geweſen wäre. Zu mir, dem tief unter ihm ſtehenden Anfänger, ließ der angehende Meiſter ſich aufs freundlichſte herab, unterſtützte mich mit Rat und Tat und ward mein lieber Freund. [S. d. Abbildung]

Der andere, namens Cotta[1], Sohn eines Malers in Rudolſtadt, war ein langer, pockennarbiger Menſch in hellgrünem Pelzrock und mit grimmigen Geſichtszügen, deren Häßlichkeit man jedoch nicht übelnahm, weil ſie zu der Individualität des Ganzen paßte. Von Dräger ſehr verſchieden, war er laut, derb, faſt roh, doch niemals ſalzlos. Wie jener, welcher Heilige und ſchöne Engel malte, ſich vorzugsweiſe am Idealen begeiſterte, ſo er am Trivialen. Eine gut gemalte Katze, pflegte er zu ſagen, ſei ihm lieber als ein ſchön gedachter Engel, und damit beſchönigte er die Gegenſtände ſeiner Muſe. Er malte nämlich Hunde, Pferde, Koſaken und Baſchkiren, für welch letztere er beſondere Zärtlichkeit empfand, hatte auch bereits ein Heftchen radierter Kriegsſzenen herausgegeben, die von der Künſtlerwelt wohl aufgenommen wurden [S. d. Abbildungen]. Mein Vater hatte Wohlgefallen an dieſem Kraftgenie, ſowohl wegen ſeiner Leiſtungen als wegen ſeines jovialen Weſens; er gehörte daher, ſo wie auch Dräger, zu den begünſtigteren Gäſten unſeres Hauſes und namentlich konnten Landpartien ohne ihn nicht wohl gedacht werden. Dann führte er ſein Skizzenbuch ſtets bei ſich und ſtahl, was vorkam, mit leichtem Strich ſehr ſaubere Bildchen entwerfend. Wenn dann auch ich bei ſolchen Gelegenheiten mich oft vergebens nach paſſenden Objekten umſah, um es ihm gleichzutun, ſo lachte er mich aus, behauptend, daß ich den Wald vor Bäumen nicht erkenne, denn er war der Meinung, daß außer dem, was man gewöhnlich ſchön nenne, auch alles Übrige den höchſten Reiz gewinne, wenn man es nur ſcharf ins Auge faſſe. Dies Übrige, das heißt dasjenige, was man gewöhnlich nicht ſchön nennt, ſprach ihn ſogar beſonders an, namentlich wenn es recht verkommen, verfallen und veraltet war. Ein abgetriebener Gaul, eine liederliche Hütte, ein alter verſoffener Kerl bewogen ihn auf der Stelle ſein Skizzenbuch hervorzuziehen, während er an einem ſchönen arabiſchen Pferde, an Paläſten und am Apoll von Belvedere ungerührt vorüberging.

[1] Heinrich Cotta, Zeichner, Kupferſtecher, und Radierer; Lebensdaten unbekannt.

Als ich ihm deshalb mein Befremden zu erkennen gab, ſagte er: „Recht haſt du! Als Ochſe bin ich geboren und habe es durchgeſetzt, auch einer zu bleiben; du aber biſt ein feines und gelehrtes Männchen.“

Von einem geſelligen Zuſammenſein mit in den Schoß gelegten Händen hatte in unſerem Hauſe niemand einen Begriff. Wenn wir des Abends beieinander ſaßen, ſo hatte Jeder irgend etwas vor, wobei es keinen Unterſchied machte, ob Freunde zugegen waren oder nicht. Mein Vater modellierte in der Regel kleine Wachsfiguren als Vorſtudien zu ſeinen Bildern, mein Bruder ſchnitzte allerlei aus Holz oder zeichnete nach Ridingerſchen Jagdſzenen, ich endlich „inventierte“, wie ich nach Cottas Vorgang das Entwerfen eigner Ideen nannte. An ſolchen fehlte es mir nicht im geringſten; unter den Gipsſaalſchülern, die ſich meiſt an ihren Studienköpfen genügen ließen, die Inſpiration zu eigenem Schaffen geduldig von der Zukunft erwartend, war ich ſogar der reichſte an ſelbſtändiger Erfindung und füllte meine Mappe mit einer Menge kleiner Kompoſitionen[1]. Wenn dieſe auch ſämtlich nicht viel beſſer gedacht als gemacht und nicht viel beſſer gemacht als gedacht ſein mochten, ſo hatten meine beiden Gönner Cotta und Dräger doch ihre Freude daran und überredeten mich, einem Kompoſitionsvereine beizutreten, deſſen Mitglieder ſämtlich älter und weiter gefördert waren als ich. Die Sache war nicht unbedenklich, da in der Regel Niemand aufgenommen werden ſollte, der nicht entweder ſchon ein Bild gemalt oder doch wenigſtens Schüler der erſten Klaſſe, des Aktſaales, war, und in ſolchen Ausnahmefällen ſchloß eine einzige ſchwarze Kugel aus. Aber die Freunde machten Mut: „Der Teufel — ſagte Cotta — ſoll dieſe Steckenpferde reiten, wenn ſie dich gelehrtes Männchen durchfallen laſſen.“ So wagte ich es denn. Ich mußte dreimal hoſpitieren, um bekannt zu werden, und wurde dann mit allen Stimmen akzeptiert.

Auf der Königlichen Akademie wurde außer dem Malen, von dem vorausgeſetzt zu werden ſchien, daß es Jeder ſelbſt erfinden oder privatim erlernen werde, auch das Gewandzeichnen und die Kompoſition gänzlich vernachläſſigt. Es hatte ſich daher jene Geſellſchaft unter der Firma eines „Kunſtvereins“ gewiſſermaßen als Erſatzſchule, wenigſtens für die beiden letztgenannten Diſziplinen, zuſammengetan. Jeden Sonnabend Abend fanden wir uns in einem zu dieſem Zweck gemieteten Lokale ein und begannen unſere Studien zuerſt am Gliedermann.

Für den Meiſter ſind ohne Frage die Köpfe das Schwerſte, danach das Nackte; die Gewänder ſind das Leichteſte. Umgekehrt geht es dem Schüler; daher man in den Arbeiten der Anfänger leidlichere Köpfe als Nacktes, und leidlicheres Nacktes als leidliche Gewandung antrifft. Die Köpfe ſind das Letzte, was ein Meiſter, die Falten das Letzte,

[1] Eine Mappe mit W. v. K.'s eigenhändiger Aufſchrift „Meine früheſten Compoſitionen“ und zahlreicher Skizzen, die vielfach von einer überraſchenden Phantaſie erfüllt ſind, iſt noch vorhanden. Dieſe Skizzen entſtammen teils dieſer Frühzeit, teils den zwanziger Jahren. Wir veröffentlichen hier wie in dem folgenden Band II des Kügelgen-Werks eine Anzahl derſelben.

was ein Schüler begreift; Dilettanten kommen niemals zu einigem Verſtändnis des Faltenweſens.

Von dieſen Schwierigkeiten hatte ich damals noch keinen Begriff und ſetzte mich bei meinem erſten Beſuche im Kunſtvereine ſo ſorglos an die Arbeit wie zu Tiſche. Falten — dachte ich — ſind Falten und brauchen weder ähnlich noch verſtanden zu ſein, weil ſie weder Phyſiognomien noch Muskeln oder Knochen haben. In Zeit von einer halben Stunde hatte ich den ganzen Gliedermann bewältigt mit Allem, was drum und dran hing, und wenn es meiner Arbeit auch an Reiz zu fehlen ſchien, ſo befremdete mich das wenig, da offenbar die Puppe in demſelben Fall war. Gleichgültig erhob ich mich, um Drägers Arbeit anzuſehen, die mich lebhaft überraſchte. Dräger hatte zwar nur einen Teil des Gewandes gezeichnet, doch mit derſelben Genauigkeit und Schärfe, als gälte es die Züge eines menſchlichen Geſichtes; wirkliche und ſchöne Falten waren es, während die meinigen Gedärmen glichen. Auf meine Bitte nahm der Freund jetzt meinen Platz ein; er zeigte mir, wie die Falten, wenn auch gerade keine Anatomie, doch immerhin eine Art von Organismus, das heißt ein Geſetz ihrer Bildung hätten, nach welchem ſie verſtanden werden müßten, und daß ich ſie nur oberflächlich angeſehen hätte. Ich ging mit neuem Eifer und größerem Intereſſe an die Arbeit, aber die Aufgabe ward von Tage zu Tage ſchwerer, und das Rätſel der Falten koſtete mich noch manchen bitteren Seufzer, ehe ſie ſich nur einigermaßen von Wurzeln und Gedärmen unterſcheiden wollten.

Sehr viel mehr Vergnügen machte mir der übrige Teil des Abends. Nachdem ein gemeinſchaftliches Mahl von Kartoffeln und brauner Butter eingenommen war, öffneten ſich die Mappen wieder und die mitgebrachten Kompoſitionen wurden vorgewieſen. Ein und dieſelbe Aufgabe war von Allen in mehr oder weniger ausgeführten Skizzen behandelt worden. Die Motive waren Goetheſchen Dichtungen entnommen[1], und da wir unſerer einige zwanzig waren, ſo brachte ein ſolcher Abend auch einige zwanzig Klärchens, Mignons, Taſſos oder Iphigenias zur Anſchauung. Da war es denn ſehr unterhaltend, zu ſehen, auf wie verſchiedene Weiſe die verſchiedenen Talente ihre Aufgabe gelöſt hatten; dazu erging ſich die Kritik ſehr ungeniert, obgleich in der Regel das einfache Nebeneinander ſchon ausreichen konnte, da ſchwächeres Licht vor hellerem von ſelbſt erbleicht. So erinnere ich mich, daß eines Abends, als Erlkönige an der Reihe waren, die Zeichnung eines gewiſſen Krafft[2], der leider bald darauf geſtorben iſt, ſo allgemein frappierte, daß wir Anderen unſere Blätter ins Feuer warfen. War endlich Alles durchgeſehen und durchgeſprochen, ſo wurde der Reſt des Abends verſungen und verplaudert. Jedweder produzierte dann ſeine ergötzlichſten Seiten und man genoß den Zauber einer

[1] Vgl. unſere Abbildung einer Skizze M. v. K.'s zu Goethes Ballade „Der Totentanz“.

[2] Johann Auguſt Krafft, Genremaler, * 1798 in Altona, ſtudierte 1816/19 in Kopenhagen, ſeitdem unter Hartmann in Dresden, † 1829 in Rom.

Jugendkompositionen von

Ich „inventierte“, wie ich das Entwerfen eigener Ideen
kleiner Kompositio

Es ruckt ſich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Goethes Ballade: Der Totentanz.

Wilhelm v. Kügelgen.

nannte, und füllte meine Mappe mit einer Menge
en. S. 286.

er erſte Roman, den ich zu leſen kriegte, führte den
tel „Geſchichte der heiligen Genovefa".

S. 232.

Geſelligkeit, wie ſie ſo anregend und ungetrübt nur unter jungen Leuten künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Berufs zuſtande kommen mag.

Dem ſittlichen Werte der erſten Stifter, der Strenge der Ballotage und der geſchickten Leitung unſeres trefflichen Seniors, des Kupferſtechers Stölzel[1], war es zu danken, daß unſaubere Elemente ausgeſchloſſen blieben. Wir bildeten, ſoweit ich ſehen konnte, eine ganz löbliche, die Zwecke der Akademie nur fördernde Geſellſchaft, entgingen aber dennoch nicht dem Mißtrauen der akademiſchen Behörde, welche Cotta deshalb von einem Kakodämon beſeſſen glaubte. In der Tat weiß ich es nicht, warum die Königliche Intendanz wie die meiſten Profeſſoren uns entgegen waren, wenn nicht vielleicht nur deshalb, weil wir uns zu einigen der letzteren allerdings wie Konventikel-Leute zu den Paſtoren der Landeskirche verhielten, das heißt durch ihren Unterricht nicht ſehr befriedigt fanden. Auch war es nicht zu leugnen, daß einige von uns altdeutſche Röcke trugen, woraus man auf politiſche Tendenzen ſchließen mochte. Da indeſſen keinerlei wirkliche Gravamina gegen uns vorlagen, ſo mußte man uns einſtweilen und bis auf weiteres ſchon leben und beſtehen laſſen.

Die Bedeutung des altdeutſchen Rockes

Es war allerdings ein wunderlicher Geiſt, der damals in den Köpfen der jungen Leute ſpukte, und daß auch der meinige davon nicht unberührt geblieben, iſt bereits gemeldet worden. Ebenſo wie vordem auf der Schule ſchwärmte ich auch jetzt noch für Rückbildung des Vaterlandes zu ſeiner Vorzeit, namentlich zu deren traditionellen Tugenden der Ehrlichkeit und Treue, des Glaubens, der Tapferkeit und Keuſchheit, und da ich dieſe Eigenſchaften an denen zu erkennen glaubte, die ſich altdeutſch trugen, ſo legte auch ich ſolche Tracht an, um meine Tugend zu bekennen und Gleichgeſinnten kenntlicher zu ſein. Der nüchterne Roſa ſagte zwar: wenn er auch zugeben müſſe, daß wir mit unſeren langen Haaren und kahlen Hälſen wirkliche Altdeutſche und Erzväter aus grauer Vorzeit ſeien, ſo ſei es ihm doch unbekannt, daß ſolche nie getrogen und gelogen hätten, daher er nicht begriffe, wo wir das ungemeine Zutrauen zu unſeren Röcken hernähmen. Ich nahm es ihm nicht übel, denn ſonderbare Sachen zu ſagen war einmal ſeine Art, und fuhr fort, vor ſeinen und aller Leute Augen ganz unbefangen in der lächerlichſten Maskerade umherzulaufen. Ein phantaſtiſches Sammetbarett auf lang abwallendem Haar, eine kurze, ſchwarze Schaupe mit breit darüber gelegtem Hemdkragen, und an einer eiſernen Kette zwar kein Schwert, doch einen Dolch, deſſen Ebenholzgriff auf ſilbernem Totenkopfe ſaß — das war mein Aufzug.

Als ich ſo angetan eines Abends über die Brücke ging, ſtand da im Ausbau eines Pfeilers ein gleich gekleideter Jüngling, bräunlich und ſchön wie der Hirtenknabe David, welcher die Vorübergehenden betrachtete, indem er ſehr behaglich von einem großen Stücke Schwarzbrot abbiß, das

[1] Chriſtian Ernſt Stölzel (1792–1837) aus Dresden.

Radierungen von Heinrich Cotta.

Eine gut gemalte Katze, pflegte Cotta zu sagen, sei ihm lieber als ein schön gedachter Engel, und damit beschönigte er die Gegenstände seiner Muse. Er malte nämlich Hunde, Pferde, Kosaken und Baschkiren, für welch letztere er besondere Zärtlichkeit empfand.

S. 285.

er in der Hand hielt. „Bist du Bursche?“ redete er mich an. Ich stand und bekannte mich als Maler. Das mochte ihm gerade recht sein, da er sich in Dresden, der Stadt der Künste, befand. Zutraulich schlang er seinen Arm in meinen und wir schlenderten miteinander weiter wie gute Brüder. Es war kein Arg unter uns Verkleideten, man traute sich gegenseitig gleich das Beste zu, und Rosa mochte sagen, was er wollte, man täuschte sich auch kaum, denn Jedermann will doch gern sein, wofür er gehalten wird, wofern dies nur was Gutes ist.

Ich hatte in Wahrheit einen prächtigen Jungen aufgefunden, frisch, froh, fromm, frei, wie Vater Jahn es sich nur wünschen konnte. Freilich mochte die Freiheit etwas widerspenstig, die Frömmigkeit etwas willkürlich ausfallen; aber anders war es auch bei den Besten nicht. Mit einigem Stolze präsentierte ich den neuen Freund, Ernst Förster[1] von der Jenenser Burschenschaft, im Kunstverein, und er ward so herzlich aufgenommen, als hätte man es vorausgewußt, daß er selbst bald Maler, trefflicher Schriftsteller im Kunstgebiete und der Schwiegersohn des allgemeinen Liebling Jean Paul Richter werden würde. Vorderhand erfreuten wir uns an einem Rundgesange, den er für uns dichtete, wie an seinem herrlichen Gesicht, das verschiedentlich gezeichnet und gemalt ward. Auch brachte ich ihn zu meinem Vater, der ihm seine Bilder zeigte und sich an seinem geraden Wesen wie an den kernigen Reden vergnügte, die er von sich gab.

„Es ist doch was Besonderes — sagte mein Vater — um diese nagelneue Auflage von jungen Leuten!“ Mein lieber Vater war ein feiner bescheidener Mann von vorwaltend aristokratisch-konservativer Gesinnung, und zwischen ihm und jenen altdeutschen Erzvätern, wie Rosa sie nannte, war außer der jugendlichen Frische, die er sich erhalten, wenig Gemeinsames; ja, wenn er gewußt hätte, wohin der treibende Geist von damals führen werde, er hätte mit allen Kräften wider ihn gestanden. Zu jener Zeit aber versprach er sich noch etwas für die Zukunft von der strengen, wenn auch rauhen Sittlichkeit, für die man schwärmte. Das Übrige belachte er gleich Krummacher als Kinderei und meinte, es würde ganz von selbst an seiner eignen Abgeschmacktheit zugrunde gehen. Er war ein durchaus edler, weitherziger Mensch, der im Grunde nichts als Gemeinheit haßte, und gemein war der Geist damaliger Jugend nicht. Mein Vater störte mich daher auch nicht in meinen Sympathien, wenn er sie gelegentlich auch zu klären und vor Exzentrizitäten zu bewahren strebte.

Weniger bequem in dieser Hinsicht war meine Mutter. Ihrem nüchternen Auge war die Verkleidung, in der wir uns gefielen, zuwider und

[1] Ernst Förster (1800—1885), Historienmaler und Kunstschriftsteller, studierte von Ostern 1818 bis Herbst 1819 in Jena, dann in Berlin, wo er unter dem Einfluß von Cornelius den Entschluß faßte, sich ganz der Kunst zu widmen. In seiner Selbstbiographie „Aus der Jugendzeit“ (Berlin 1887) gedenkt er S. 148 auch der Begegnung mit W. v. K. Diese fand gelegentlich eines kurzen Aufenthalts statt, den J. auf einer Reise von Jena nach Prag in den Osterferien 1819 in Dresden nahm.

ſchmerzlich vermißte ſie gefällige Sitte wie die der Jugend anſtehende Beſcheidenheit im Urteil und Benehmen. Auch glaubte ſie keineswegs, daß ſolche Übelſtände ſich von ſelbſt verzetteln, ſondern vielmehr in die greulichſte Barbarei auslaufen würden. Ich hatte daher des öfteren unter ihrer Kritik zu leiden, bis ein Ereignis eintrat, welches die altdeutſche Kleiderparade in Dresden plötzlich zu Ende brachte.

Eines ſchönen Morgens verbreitete ſich im Gipsſaal die Kunde von Kotzebues Ermordung[1], eines Schriftſtellers, welchem wir alle mit mehr oder weniger Recht und Unrecht von Herzen gram waren. Ich meinesteils hatte weder viel noch wenig von ihm geleſen, doch war es mir nicht im geringſten zweifelhaft, daß er ein literariſcher Giftmiſcher, ein ruſſiſcher Spion, ein Vaterlandsverräter und Abgrund alles Verderbens geweſen. Dieſen Höllenpfuhl mit ſeinem Peſtqualm hatte der Heldenjüngling Sand geſchloſſen, ſich ſelbſt als ein anderer Curtius fürs Vaterland und ſeine heiligſten Intereſſen opfernd. Darüber, dachte ich, möge ſich ſelbſt die Mutter freuen, welche ihren Abſcheu vor der Kotzebueſchen Muſe bei jeder Gelegenheit ausſprach.

Statt deſſen waren beide Eltern jetzt aufs tiefſte empört, nicht nur über Sands unberufene Scharfrichterei, ſondern faſt mehr noch über meine Billigung derſelben. Dahin alſo war es bereits mit unſerer altdeutſchen Tugend gekommen! Sie war zur Mutter eines Meuchelmordes geworden, und die Erzväter zeigten ſich nicht abgeneigt, das Kind zu akzeptieren; wer aber konnte fortan noch ſeines Lebens ſicher ſein, wo hirnverbrannte Knaben Fehmgerichte bildeten?

Die Behörden glaubten anfangs, daß dieſer Mord durch einen Beſchluß der Allgemeinen Burſchenſchaft, als deren Teilhaber man Alles anſah, was ſich altdeutſch trug, veranlaßt ſei; aber wenn auch das nicht: aus dem Geiſte hochmütigſter Selbſtüberſchätzung, der unter jener Firma ſpukte, war er doch hervorgegangen, und ſolchen Geiſt zu dämpfen ſchien geboten. Es fand ſich daher in allen Sälen der Akademie ein Königlicher Befehl ein, die langen Haare, deutſchen Röcke und Waffen abzulegen. Der Rock macht freilich nicht den Mörder; aber immerhin — er war durch eine böſe Tat geſchändet und kein Zeichen mehr von „menſchlicher und vaterländiſcher Tugend".

Ich, als Sohn eines Profeſſors mußte natürlich zuerſt daran glauben, und Friſeur und Schneider vollbrachten ſchnell an mir das Werk einer äußerlichen, mir recht verhaßten Bekehrung. Es war eine ganz erbärmliche Geſchichte, und nie in meinem Leben habe ich mich mehr geſchämt als damals, wo ich die wenigſte Urſache dazu hatte. Geſchoren und im Philiſterkleide heimelte ich zwar nun meine gute Mutter wieder an, wagte mich aber kaum noch vor die Haustüre hinaus. Gerade jetzt, wo ich ausſah wie andere Sachſen, ſchoß ich geſenkten Hauptes durch die Straßen ihrer Hauptſtadt, fürchtend, aller Welt ſehr aufzufallen, und es vergingen

[1] Kotzebue wurde am 23. März 1819 zu Mannheim von dem der Burſchenſchaft angehörenden Studenten der Theologie Karl Sand ermordet.

lange Wochen, ehe ich die Leistungen der Polizei an meiner Toilette verschmerzen lernte und meine Unbefangenheit zurückgewann.

Aber die Untat Sands brachte uns noch wesentlicheren Nachteil. Die strengere Überwachung, welcher infolge der Karlsbader Beschlüsse alle akademischen Anstalten unterworfen wurden, sprengte endlich auch unsern Kunstverein. Man legte uns so viel Schwierigkeiten in den Weg, daß wir uns selbst auflösten; und wenn wir dann auch, besserer Gestirne harrend, noch längere Zeit hindurch ein Scheinleben führten, indem wir, Namen, Statuten und künstlerische Übungen aufgebend, uns ab und zu in anderen Kneipen versammelten, um mit einander ein Glas Bier zu trinken — die Sache war und blieb verloren und der Phönix ist nie wieder auferstanden aus seiner Asche.

2. Kapitel

Warum es wieder nach Lausa geht

Ich habe jetzt in meiner Erzählung um einige Monate zurückzugreifen, da mich ein andrer Verlust betroffen, der weher tat als der von Rock und Haaren. Die fortwährend kränkelnde Mutter hatte den Wunsch gehabt, zu ihrer Hilfe ein junges Mädchen ins Haus zu nehmen, und in dieser Beziehung an eine rheinische Verwandte, die sechzehnjährige Helene K.[1], gedacht, für welche sie sich, als für ihr Patenkindchen, sehr lebhaft interessierte. Helenens Eltern hatten eingewilligt und im Spätherbst des Jahres 1818 konnten wir der Ankunft dieser uns Allen bis dahin völlig unbekannten Cousine entgegensehen. Sie wurde von Jung und Alt mit einiger Spannung erwartet, zumeist vielleicht von mir, da ihr der Ruf von Liebenswürdigkeit und Schönheit vorauslief, ich aber gerade in dem Alter war, wo einem die Augen für dergleichen Vorzüge aufzugehen pflegen. Aber so günstig meine Vorstellung auch sein mochte, so wurde sie doch noch übertroffen, als die Ersehnte endlich anlangte und, aus ihren winterlichen Hüllen ausgeschält, so frisch und lieblich wie ein Maienmorgen vor mir stand.

Ein gleich schönes Äußere hätte mich bei einer Fremden vielleicht verschüchtert und entfernt gehalten; aber Helene war nichts weniger als fremd. Sie war eine nahe Verwandte, mit der man gleich von vornherein auf Du und Du stand, die einem zur Begrüßung um den Hals flog und sich so zutraulich bezeigte wie eine Schwester. Den Umgang einer Cousine hatte ich noch nie gekostet; ich fand ihn allerliebst und freute mich, daß er so leicht von statten ging. Wir waren gleich die allerbesten Freunde, gingen Arm in Arm spazieren, sangen mit einander und konnten ohne Ende mit einander kosen. Helene war ein frisches, heiteres Mädchen, das man gern sprechen hörte, und wenn sie heimische Schnurren in niedlichster Mundart erzählte und selber dazu lachte wie ein Glöckchen, dann tanzte mir das Herz im Leibe vor Vergnügen. Am liebsten hätte ich die ganze Person gleich aufgegessen.

[1] Helene (in der Familie Lilla genannt) Kügelgen, geb. 1804 zu Rhens am Rhein, Tochter von W. v. K.'s Vatersbruder Joseph (1770–182?).

Die Eltern hatten freilich nicht beabsichtigt, durch die Anwesenheit eines so reizenden Wesens Kohlen an ein Pulverfaß zu legen; geschehen aber war es so. Sie mochten ihrem ältesten Sohne kälteres Blut zugetraut haben als er besaß, denn ich war allerdings bis dahin so erfüllt von meinen Gipsköpfen gewesen, daß ich die lebendigen Köpfe kaum angesehen hatte und an den teilweise sehr hübschen jungen Mädchen unserer Dresdener Bekanntschaft ganz teilnahmlos vorübergepilgert war. An Helene aber war nicht so vorbeizukommen. Sie saß ja immer da, und wo ich hinsah, war sie, und ich ward nicht müde, sie anzusehen. Auch redete ich mir natürlich ein, daß das arme Mädchen bei der Unreife und Schulbelastung der Geschwister mit ihren Ansprüchen an Geselligkeit ganz vorzugsweise auf mich angewiesen sei; daher ich alle meine freie Zeit mit ihr verbrachte, sie zu erfreuen suchte, wo ich konnte, und dabei wie ein trunkener Nachtfalter der Flamme, die ich umschwärmte, immer näher kam. Von Liebe war dabei zwar nie die Rede, es schien alles Freundschaft und Verwandtschaft, doch hatte mich der kleine Knabe Amor schon beim Schopfe und immer tiefer ward ich in die Netze der allgewaltigsten Leidenschaft verstrickt, deren verborgenen Stachel ich noch nicht kannte. Ich fühlte mich anfangs nur beseligt und sah die ganze Welt in einem Rosenschimmer, so glanzvoll und so farbig, als sei sie noch der schöne Garten Eden, da unsere ersten Eltern sich umarmten.

Leider aber ist unsere arme Welt kein Paradies mehr, und die Kränze, die sie noch bietet, sind unter Umständen der bedenklichsten Verwandlung fähig. Mein unerfahrenes Herz war allgemach auf jene schiefe Ebene geraten, da es keine Haltepunkte der Ruhe mehr gibt, wo sonst beglückende kleine Konzessionen nicht mehr befriedigen und die heitere Illumination des Herzens in zehrende Glut umschlägt. Ich erschrak jetzt vor mir selber, denn je unverdorbener ich wirklich war, je heißer kochte mein Blut auf und wie ein Verrückter hatte ich bald nur noch einen einzigen Gedanken – der hieß: Helene. Sie war das einzige Element, in dem ich leben konnte, und außerdem war Nichts mehr da und alle Interessen fort an Natur und Kunst, an Eltern und Geschwistern und Freunden. Ich war zur Marionette in eines Mädchens Hand geworden.

So war es, und daß es so nicht bleiben durfte, war mir klar, nicht aber, wie es anders werden sollte. Weder wollte es gelingen, den Herzpfeil wieder auszureißen, noch konnte ich ihn stecken lassen; am allerwenigsten aber an Heirat denken, welche der nahen Verwandtschaft wegen mit der überdies katholischen Helene ganz unmöglich schien. Zwar kämpfte ich nach besten Kräften, wie ich glaube, versuchte zu meiden, was ich liebte, schloß mich meinem Bruder mehr als vordem an, besuchte meine Freunde und führte über mein Verhalten ein Journal; aber alles war vergebens und die Folgen meiner Anstrengungen waren nur Verdrossenheit und üble Laune. Ich ward ungerecht und kränkend sogar gegen diejenige, die ich am liebsten auf Händen durchs ganze Leben getragen hätte, und während

sie weinte, rannte ich mit scheußlichem Gewissen einsam bei Nacht und Nebel durch die Heide wie ein alberner Werther.

Als ich nun eines Abends, nachdem die Andern längst gegessen hatten, abgejagt und müde nach Hause kam und stracks zu Bette gehen wollte, trat mein Vater mit besorgter Miene bei mir ein. Er legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Du hast was auf dem Herzen!" Ja freilich hatte ich das. Ich flog ihm um den Hals und bat um eine Unterredung.

Der Vater nahm mich mit sich auf sein Zimmer, stellte sein halb niedergebranntes Licht auf eine Konsole und entfernte einen Haufen Mappen von dem kleinen, zwischen Skelett und Gliedermann stehenden Divan. Da saßen wir umgeben von allen den tausend Utensilien der Werkstatt, unter denen es mir von Kindheit an stets am heimischsten zumute war. Die Beichte ward erleichtert durch entgegenkommende Fragen und es entspann sich ein Gespräch, das mich gegen meinen Vater mit unaussprechlicher Dankbarkeit erfüllte, da er mir nicht als Richter, sondern als teilnehmender Freund entgegentrat. Übrigens mochte er sich Schlimmeres gedacht haben, als ich zu gestehen hatte, denn allgemach schwand alle Sorge aus seinen Zügen. In solchen Fällen, sagte er, dürfe man sich nicht schämen, das Hasenpanier zu ergreifen, da der einzige mögliche Sieg hier in der Flucht sei. Helene müsse ich vorderhand nicht wiedersehen und morgen mit dem frühesten fort zum Pastor Roller. Niemand, der mich kenne, würde sich wundern, daß mich die Lust habe anwandeln können, einmal zu ungewohnter Stunde in Lausa einzusprechen, und ebensowenig, wenn ich berichte, daß Roller mich nach seiner Weise nicht sogleich wieder entlassen wolle. Das Übrige wollten wir Gott befehlen.

Ich ging zu Bett. Die Unterredung mit meinem Vater hatte mich mit neuen Banden der innigsten und ehrerbietigsten Liebe an diesen meinen besten Freund gekettet und mich gekräftigt. Ich stand dem Feinde in meinem Herzen nicht mehr allein gegenüber wie vordem, sondern hatte einen Bundesgenossen gewonnen, und in diesem Bewußtsein schlief ich ruhig ein.

Am andern Morgen, als noch alles tot im Hause war, trieb mich mein Vater aus dem Bette, übergab mir einen Brief an Roller und hatte es sehr eilig. Ich stob vor Tagesanbruch fort, zum Haus und Tore hinaus, hinein in den Wald. Es war ein frischer Morgen, und um warm zu werden, lief ich wie ein Bürstenbinder, aber es war mir zu Sinn, als trabte ich über lauter Gräber und in allen lag Helene. Ich war so traurig, daß das Herzwasser mir aus den Augen ging und mir die Backen mit Glatteis überzog; doch sah es still und friedlich in mir aus. Wenn der Tote erst begraben ist, so zieht der Trost ein.

Helene machte mir keine Sorge. Wohl dachte ich, daß sie ihren Kameraden vermissen würde, wenn er am Abend nicht, auch morgen und übermorgen nicht zu ihr zurückkehre; doch war ich nicht unbescheiden genug anzunehmen, daß ihr Gefühl dem meinigen auch nur im entferntesten

gleiche – und überdem, so wußte ich, daß meine Eltern, die sie wie eine Tochter liebten, sie nicht entgelten lassen würden, was sie am wenigsten verschuldet.

Die Hausväter

Als ich bei Roller eintrat, verzehrte dieser gerade seine Morgensuppe, wie gewöhnlich in Wasser aufgeweichtes Schwarzbrot mit fetter Milch. Ich hatte angeklopft und er hereingerufen, doch schien er meinen Eintritt nicht zu beachten. Ich konnte warten. Als er endlich aufblickte und mich gewahrte, legte er den Blechlöffel aus der Hand und starrte mich wie einen Geist an.

Darauf entspann sich folgendes Gespräch: Roller: „Unde?" Ich: „Dresdis." Roller: „Bene!" Und jetzt in Lachen ausbrechend schritt der alte Freund unter mehrfach wiederholtem Bene auf mich zu, schloß mich in seine Arme und sagte: „Du bist ein früher Mann, aber jederzeit willkommen! Hast du gefrühstückt?" Auf meine Verneinung stieß er das sogenannte Gatter mit dem Fuße auf und schrie hinunter: „Holla! Schwimm ist da! Bringt Kaffee! – Und nun mi fili! wie lange bleibst du?"

Ich übergab meinen Brief und Roller trat ans Fenster, um zu lesen. Es war ein peinlicher Augenblick. Mir grauste vor allen weiteren Auseinandersetzungen, namentlich mit diesem Manne, von dem ich annahm, daß er von Herzensangelegenheiten die bäuerischsten Begriffe habe. Er las langsam und bedächtig, schloß den Brief dann weg und zündete sich eine Pfeife Tabak an. Endlich begann er: „Dein Vater – sagte er – hat mir alles geschrieben. Es ist dir gegangen wie andern Leuten auch, und brauchst dich deshalb weder zu schämen noch zu grämen. Jonathan soll noch heute nach der Stadt und deine Sachen holen, denn daß du bei mir bleibst, steht fest und ist zugleich das Beste bei der Sache." Übrigens, fügte er hinzu, käme ich ihm heute gerade recht, denn nachmittags habe er die Hausväter, und da könne ich auch mit nach dem Rechten sehen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich wußte nun, daß Roller über diese Angelegenheit nie wieder ein Wort verlieren werde, und setzte mich sehr erleichtert an meinen Kaffee, hielt auch den Moment jetzt für den rechten, das Gebot des Vaters einmal zu übertreten und eine Pfeife übers Maß zu rauchen. Roller war derselben Ansicht und erteilte mir sogar Dispens für alle weiteren Überschreitungen, da man in seinem Hause nach seiner Regel lebe und Nichtraucher ihm lästig seien.

Mit den obenberegten Hausvätern aber hatte es folgende Bewandtnis. Roller pflegte nämlich die sämtlichen Mitglieder seiner Gemeinde regelmäßig zweimal im Jahre bei sich zu sehen, und zwar in einzelnen Abteilungen. Hausväter, Hausmütter, Junggesellen, Jungfrauen und Schulkinder: jede dieser Klassen ward besonders eingeladen. Im Sommer ging man ins Freie, im Winter war Zimmerunterhaltung, welch letztere denn auch heute mit den Hausvätern stattfinden sollte. Zu diesem Zwecke richteten wir schon am Vormittage die große Unterstube her. Alle

transportabeln Möbel wurden ausgeräumt, rings um die Wände Schulbänke gestellt und ein Fäßchen Bier mit angestecktem Krahn auf Böcke gelegt. Inmitten des Zimmers aber stand ein großer Tisch mit diversen Holzschachteln, über deren Zweck sich Roller nicht erklärte.

Zur festgesetzten Stunde fanden sich die Gäste in Fülle ein: Bauern, Gärtner, Handwerker und Arbeitsleute, alle in langen Röcken, hohen Stiefeln und mit runden Kämmen in den Haaren. Der Hausherr hatte für Jeden ein paar joviale Worte der Begrüßung, einen deutschen Händedruck und eine Tonpfeife. Dann wurde Platz genommen: obenan die Bauern und so weiter nach Stand und Ansehen. Was mich anlangte, so schien es mir, daß ich in dieser geschlossenen Gesellschaft nur als Bierzapfer Zutritt finden könne, daher ich mich ans Faß plazierte, allwo ich zapfte und kredenzte, die vollen Krüge weitergehen ließ und die leeren zurück empfing. Der Pastor aber saß am Tische und trug vorerst das Neueste aus der Missionsgeschichte vor. Dann fragte er Einzelne nach ihrer Meinung und forderte sie je nach ihrem Gewerbe zu technischer Erläuterung auf, so daß bald ein allgemeines, sehr lebhaftes Gespräch im Gange war, das Roller mit Geschick zu leiten wußte. Dazu floß und schäumte immerdar mein Bierquell, und die Seltsamkeit der ganzen Sache unterhielt mich dergestalt, daß ich meines Herzenskummers kaum gedachte. Ja es hätte heute für mich nichts Besseres erfunden werden können, als diese Bauerngesellschaft, die zwar nichts von Goethe und von Shakespeare wußte, Beide aber und namentlich den letzteren gewißlich mehr befriedigt haben würde als manche belletristische Reunion der Hauptstadt. Es steckte damals noch eine Fülle guter und gesunder Anschauungen im deutschen Landvolk, eine ehrenfeste Gesinnung und salzvolle Ausdrucksweise, die in dem Aufklärlicht der Neuzeit immer mehr dahinschwinden.

Endlich war mein Fäßchen ausgelaufen und es erfolgte der zweite Akt der Ergötzlichkeiten. Roller hatte sich ein Vergnügen ausgedacht, von dem man schwerlich glauben sollte, daß es dem Geschmacke so ehrbarer und massiver Gäste zugesagt hätte. Die Schachteln auf dem Tische wurden jetzt geöffnet und ein paar hundert hölzerne Soldaten herausgelangt, die ich nach Rollers Anweisung in Schlachtordnung aufzustellen hatte. Danach schoß oder warf man mit einer Bleikugel, die zu meiner und der Bauern stiller Verwunderung von Anfang an wie eine Kreuzspinne an einem Faden über dem Tische geschwebt hatte. Zwei Parteien spielten gegeneinander, und zwar um gebackene Pflaumen, deren ein halber Scheffelsack voll zur Disposition stand. Die Finessen dieses Spieles sind mir in der Länge der Zeit entfallen, das aber weiß ich noch, daß man sich über die Maßen belustigte und die Bauern derben Witz entfalteten, an jedem ungeschickten Wurf Veranlassung nehmend, sich gegenseitig zu persiflieren. Roller selbst nahm als Kombattant nicht teil an diesem Kriege, sondern begnügte sich, an einem Strohhalm kauend (wie Wellington bei Waterloo) die Schlacht zu kommandieren und die Ordnung aufrechtzuerhalten. Nach einem halben Stündchen waren die Soldaten alle tot und, die

Taschen voll gebackener Pflaumen, zogen die Hausväter sich sehr bedankend wieder ab.

„Sie haben sich gefreut – sagte Roller – daß du ihnen Bier zapftest, und wo sie dir begegnen, wird's im guten sein, da Stadtleute auf dem Lande sonst nicht wohl angesehen sind wegen ihres Hochmutes."

Roller und seine Gemeinde

Man sollte meinen, daß ein Verkehr des Pastors mit seinen Pfarrkindern, wie der eben geschilderte, den Respekt gefährden müsse, und allerdings möchte das auch überall der Fall sein, wo einer es sich beikommen lassen wollte, dergleichen zu kopieren. Roller aber war ein König, dem trotz seiner vielfachen Auffälligkeiten Niemand die Achtung zu versagen wagte, die er beanspruchte. Seinen Bauern war er zudem in allen Stücken überlegen, nicht bloß an Charakter, Geist und Bildung, sondern, was sie besonders respektierten: er hatte auch das Zeug, sie in ihrer Wirtschaft zu beraten, und zwar bis auf die kleinsten Handgriffe ihrer Arbeit. Wenn er durchs Dorf ging und bemerkte, daß einer etwas nicht ganz richtig angriff, etwa beim Schnitt des Weinstocks oder der Obstbäume, beim Setzen eines Zaunes, dem Decken eines Strohdachs usw., so legte er auf der Stelle Hand an und zeigte, wie man's besser mache. Endlich wußten es die Leute, daß ihr Pastor auch in Gefahren stets voran war. Der erste bei der Spritze oder auf der Feuerleiter, hatte er schon mancherlei Unglück gemindert und verhindert und während des letzten Krieges mehr als einmal durch entschlossenes Dazwischentreten die Brutalität fremden Volkes in Zaum gehalten.

Als Theolog war Roller, soweit dies ohne Engherzigkeit zu denken ist, von entschieden orthodox-lutherischer Gesinnung und jeder modernen Neuerung in Lehre und Kultus abgeneigt. Er war stolz darauf, daß seine Kirche sich durch den Einfluß ihrer Patrone noch das alte Dresdener Gesangbuch mit den Originalliedern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erhalten hatte, und die Agende, deren er sich bediente, mochte ebenfalls noch aus Luthers Zeiten stammen, daher die Gottesdienste in Lausa noch die volle Würde uralt angeerbter kirchlicher Sitte hatten. Vor allem aber war Roller ein rechter Pastor, unverbrüchlich treu in seinem Amte, das er in Kirche, Schule und Haus mit hoher Lust verwaltete und dessen Ansehen er kräftig aufrechtzuerhalten wußte. Seine Gemeinde liebte er wie eine angetraute Braut, war hilfreich gegen Jedermann ohne Ansehen der Person, niemals in Konflikten wegen Mein und Dein, und wer einen Freund brauchte, wußte, daß er im Pfarrhause zu finden sei.

Einem solchen Manne wird es nie an Achtung fehlen, selbst nicht von seiten seiner Feinde, an denen auch unser Pastor selten Mangel hatte, weil er Jedem ins Gesicht zu sagen pflegte, was er dachte, und dies war bisweilen nichts weniger als verbindlich. Er wußte seinen Widersachern aber stets zu imponieren, und so sehr sie ihn hinterrücks verlästerten, hätte sich doch Keiner unterfangen, ihm Stirne gegen Stirne zu widerstehen; nicht

einmal wagten sie es, seine Einladungen abzulehnen, und indem sie mit ihm wie gute Kinder um gebackene Pflaumen spielten, wurden sie meist wieder versöhnt. Prinzipielle Feinde, d. h. solche, die ihn des Evangeliums wegen haßten, hatte er in der Gemeinde schwerlich, außerdem aber in allen Klassen der Gebildeten und Rohen, und zwar je weiter ab, je reichlicher. Bekannt war er seiner isolierten Glaubensstellung wegen durchs ganze Land, gekannt nur wenig, und wo man ihn nicht kannte, hielt man ihn für einen Heuchler oder Schwärmer, wie jeden, dessen Gedankengänge nicht die der Menge sind. Aus diesen Gründen war ihm auch die geistliche Behörde nichts weniger als hold, aber da weder sein Leben noch seine Amtsführung bemerkliche Blößen boten, seine Predigt auf dem Grunde des zu Recht bestehenden Bekenntnisses fußte und keine Klagen aus der Gemeinde eingingen, so mußte man ihn schon unangefochten lassen. Ihm selber war es gleichgültig, was die Welt von ihm urteilte; ein jeder Beweis von Liebe aber seitens seiner Kirchkinder oder Freunde konnte ihn sehr hoch erfreuen.

Überaus lieblich war der Verkehr dieses anscheinend harten Mannes mit den Kindern, die ihm durchaus verständlich waren und er ihnen. Ihre Art, zu denken und zu empfinden, stand der seinigen viel näher als die der meisten Erwachsenen. „Wenn ich ein Kind sehe — sagte er — so geht mir ein süßer Pfeil durchs Herz.“ Er liebte alle Kinder, die häßlichen wie die schönen, und betrachtete sie mit einer gewissen Ehrfurcht, weil ihre Engel allezeit das Angesicht des himmlischen Vaters sehen. Daher trieb er auch keine Albernheit mit ihnen, neckte sie nicht und wurde gegen sie nie ärgerlich oder heftig, sondern hatte mit ihnen die Geduld und Nachsicht einer Mutter, wofür sie ihrerseits mit der zutraulichsten Zärtlichkeit an ihm hingen. Wenn er zur Feierabendzeit mit seinem hohen, aus einer gewaltigen Weinrebe geschnittenen Stabe durchs Dorf spazierte, um diesen oder jenen heimzusuchen, schossen die Kleinen aus Häusern und Gärten hervor, küßten ihm die Hände, liebkosten ihn und ließen sich von ihm liebkosen. Häufig begleitete ihn ein ganzes Völkchen weithin auf seinen Wegen, indem er sich so ruhig und vernünftig mit ihnen unterhielt wie mit Erwachsenen.

Es war daher ein Fest für alle Kinder, größere wie kleinere, wenn der Herr Pastor mit der Dorfschule spazieren ging. In Reih' und Glied ward ausgezogen, mit Fahnen und Gesang, nach irgendeinem schönen Punkt am Wasser, und während hier die Mädchen Holz zusammentrugen, Feuer machten und das vom Pfarrhaus gelieferte Brot in gleichmäßige Stücke schnitten, durchfischten die Knaben den Bach auf weite Distanzen hin mit Angeln, mit Hamen oder auch mit der bloßen Hand, wie es jeder konnte. Dann wurde der Fang, gewöhnlich ansehnliche Massen von kleinen Schmerlen, Weißfischchen und Gründlingen, in die bereitstehenden Töpfe mit siedendem Wasser geschüttet und mit Zwiebeln, Butter und Salz vollständig zu Brei gekocht. Die größeren Mädchen waren die Köchinnen, der Pastor selbst aber verteilte das fertige Gericht in der Art, daß jedes Kind eine

tüchtige Brotschnitte mit einem Löffel voll darauf gekellter Fischlatwerge erhielt. Wie gut das schmeckte, ist nicht zu sagen.

Nach getaner Mahlzeit wurden von Roller selbst auf bekannte Melodien gedichtete Kinderlieder gesungen und zwischendurch erbauliche oder belustigende Geschichten erzählt, wie es gerade paßte. Man konnte kein heitereres Bild sehen, als diese frischen Bauernkinder bunt durcheinander im sonnigen Heidekraut um ihren stämmigen Pastor gelagert, die Kleinsten ihm zur Seite sich zärtlich an ihn schmiegend und Alle an seinem Munde hängend oder andächtig die Augen niederschlagend, wenn sie sangen.

Wie es weiter in Lausa herging

Während meines damaligen Besuches konnte von Landpartien freilich nicht die Rede sein, sie waren mit und ohne Schulkinder unmöglich, denn es war kalter Winter und aus diesem Grunde ruhten auch die vielfachen Arbeiten, welche Roller sonst so unablässig in Hof und Garten zu betreiben pflegte. Ich war mit alledem sehr einverstanden, da es mir Muße zum Zeichnen und Malen gewährte, was mir doch noch über Hacken und Graben ging. An Objekten fehlte es auch nicht, denn Alles wollte gemalt sein, vom Pastor und seinen Geschwistern bis zu den Hauskindern hinab. Ich zeichnete die ganze Gesellschaft mit bunten Stiften, und Roller hatte seine Freude daran; ja er schenkte dieser Arbeit eine Aufmerksamkeit, als säße Tizian an meiner Stelle und zaubere wunderbare Schildereien. Oft unterbrach er sich in seinen eigenen Geschäften, um meinem Werke zuzusehen, und nicht immer gelang es ihm, sein Lob zurückzuhalten. Wenn Leute zu ihm kamen, Bauern, Knechte, Mägde und sonst jemand, der irgend etwas zu fragen oder zu bestellen hatte, so wurden meine Bilder vorgelegt, fertige und unfertige, und zwar wie Rätsel, zum Raten, wer es sein solle. Manche waren augenblicklich mit der Antwort da. „Ein Mann" sagte einer, als ihm Jonathans Bildnis vor die Glotzaugen gehalten wurde; ein andrer sagte nach einigem Besinnen: „das soll wohl was Gemaltes vorstellen?"

Auf solche Bemerkungen pflegte Roller mit einem mitleidigem „O weh!" die Blätter stille wieder wegzulegen. Aber auch mit den lakonischen Antworten der besseren Kenner, welche die dargestellten Personen zwar richtig nannten, sonst aber gar nichts hinzuzufügen hatten, war er nicht zufrieden. Man sollte seiner Meinung nach Kunstwerke nicht wie das liebe Vieh ansehen, das weder Freude noch Schmerz dabei empfindet und weder A noch B dazu sagt. Die Leute sollten wissen, ob ihnen was gefiele oder nicht und auch warum, daher er ihnen oft sehr hart zusetzte, sich weiter zu explizieren. So gedrängt, erlaubten sich ältere Männer dann wohl zu sagen: der Herr Pastor sähe recht natürlich aus, als wenn er sich gleich ereifern wolle, und daß Mamsell Charitas schwarz unter der Nase sei, das werde wohl so sein müssen, und die Rhode hätte einen dicken Backen, denn man könne sich bei solchem Wetter leicht was holen, und was dergleichen mehr war.

Roller legte ſolchen Urteilen großen Wert bei, weil ſie unbeſtochen ſeien und von Leuten kämen, welche ohne alle künſtleriſche Präokkupation die Natur gerade ſo anſähen, wie ſie wäre. „Keiner von meinen Leuten — ſagte er — wird finden, wenn er die Charitas ſelbſt anſieht, daß ſie ſchwarz unter der Naſe wäre, oder die Rhode, daß ſie einen dicken Backen habe, es ſei denn, daß die eine ſich nicht gewaſchen und der anderen hinter die Ohren geſchlagen hätte, was niemals vorkommt. Dem ſpüre nach, du Lieber!“

Übrigens war mein Paſtor der Meinung, daß ich es dem Landvolk hoch anrechnen müſſe, wenn es meiner Kunſt eine ſo reiche Teilnahme ſchenke, da der gemeine Mann ſonſt an allem, was nicht zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehöre, nur wenig Geſchmack zu verraten pflege. Endlich hielt er mir vor, daß wenn ich auch ſonſt keine Vorteile hätte von meinem Aufenthalt in Lauſa, ſo doch den: ich lerne Lob und Tadel ertragen, und das ſei etwas Großes.

Aus alledem iſt abzunehmen, daß ich meine Tage nicht ohne Nutzen hinbrachte, und nicht weniger erſprießlich vergingen mir die Abende. Ich will hier gar nichts ſagen vom Pulveriſieren und apothekermäßigen Verpacken verkohlter Elſtern, vom Netzſtricken, Angelſchnurflechten und anderen derartigen häuslichen Beſchäftigungen, die Roller vergnügten und zu denen er auch mich heranzog. Mehr hatte es zu bedeuten, daß ich jetzt des öfteren gewürdigt ward, die Abende mit in Hermsdorf zuzubringen.

Das Schloß allein ſchon wäre eines Beſuches wert geweſen. Es war ein großer, mit ſeinen Nebengebäuden durch einen Waſſergraben vom Wirtſchaftshofe und Parke iſolierter dreitürmiger Prachtbau aus älterer Zeit. Nachdem man eine Zugbrücke paſſiert, gelangte man mittelſt eines tiefen Tores auf den inneren Schloßhof, der, zur Sommerzeit mit Bowling-greens[1] und Springbrunnen geziert, den reizendſten Anblick darbot. Weiterhin empfing den Eintretenden im Erdgeſchoß des Schloſſes eine weite ſteinerne Halle, durch welche man zu einer Wendeltreppe gelangte, die im mittleren Turme auflaufend nach den oberen Gemächern führte. Da war's ſo ſchön, ſo ſtill und geräumig, nichts erinnerte an die Beſchränkungen des gemeinen Lebens und nichts an Augenluſt, an Weichlichkeit und Hoffart. Es fand ſich alles, was zum wirklichen Komfort eines behaglichen Lebens gehört, aber nichts Unnützes und nichts, was geblendet oder geprahlt hätte.

Dem befriedigenden Eindruck dieſer Häuslichkeit entſprachen denn auch die Perſonen, die hier hauſten. Der Graf und die Gräfin waren beides Menſchen, wie man ſie ſich zum vertrauteſten Umgang wünſchen möchte, einfach, wahr und wohlwollend und dazu niet- und nagelfeſt in ihrem

[1] Bowling-green (ſprich: Bohling grihn; W. v. K. ſchreibt in ſeinem Manuſkript: Bolangrins) nannte man damals die gepflegten Raſenplätze in Gärten und Parks; urſpr. bedeutet das Wort den für das engliſche Bowling (= Kugel)-Spiel beſtimmten Platz.

ganzen Weſen. Von der großen Welt zurückgezogen, lebten ſie jedoch nichts weniger als einſam, denn ihr Haus war nach und nach ein Sammelplatz geworden für Glaubensbrüder aus allen Kirchen und Konfeſſionen der Chriſtenheit, ein richtiges hospitium ecclesiae dei, da ſich mancher wackere Pilgersmann im Vorübergehen für fernere Wallfahrt Kraft und Segen holte. Was an hervorragenden, für die Ausbreitung des Reiches Gottes tätigen Männern nach Dresden kam, das pilgerte auch hinaus nach Hermsdorf, ſich das hospitium und ſeine Wirte anzuſehen. Da ſah man Brüder aus England, Frankreich, Rußland und Amerika, Miſſionare von den fernſten Orten der Erde, Lutheraner, Reformierte aller Denominationen, ſelbſt Katholiken, und Alle fühlten ſich verbunden durch einen Glauben, eine Liebe und eine Hoffnung.

Es beſtand damals eine in hohem Grade erbauliche Herzensunion unter den Offenbarungsgläubigen aller Kirchen, welche freilich mit der eben zu jener Zeit erfundenen Königlich Preußiſchen Kirchenunion nicht das Geringſte gemein hatte, vielmehr in dieſer nur ihr Zerrbild und ihren Untergang fand. Immerhin iſt es auch ein Unterſchied, ob man ſich mit Einzelnen über den Zaun hinweg die Hand reicht und gute Nachbarſchaft mit denen hält, die jenſeits wohnen, oder ob man den Zaun ganz abträgt und damit Mein und Dein vermiſcht und verwiſcht. Graf Dohna und ſein Paſtor waren entſchiedene Widerſacher jener preußiſchen Gleichmacherei, die jeder inneren Wahrheit bar und ledig ging; ſie erkannten Jeden, der Jeſu Chriſto angehören wollte, als mit ſich auf einem Wege, und wenn er auch ein Quäker oder Wiedertäufer geweſen wäre, zugleich aber hielten ſie das lutheriſche Bekenntnis für das allein korrekte und wollten es dem lutheriſchen Volke ungetrübt erhalten wiſſen. Der Rationalismus war zwar in die lutheriſchen Hürden ſo gut eingebrochen wie in alle anderen, faktiſch herrſchte er ſogar darin, doch aber ſtand das Bekenntnis in Sachſen noch unter dem Schutze des Rechtes, und dieſe Poſition mutwillig aufzugeben ſchien gefährlich. Auf ſolche und andere geiſtlichen Materien kam an jenen Abenden viel die Rede, und ich achtete auf das Geſpräch der Alten und hatte davon wenigſtens den Vorteil, mit den theologiſchen und kirchlichen Fragen der Zeit einigermaßen bekannt zu werden.

Das Dohnaſche Haus war übrigens nicht das einzige, das wir beſuchten. Die trefflichſte Schlittenbahn und vielleicht auch das Verlangen, ſeinen Gaſt zu unterhalten, verlockten meinen Paſtor auch zu weiteren Exkurſionen, und der Ackergaul Peter, zum beſchellten Schlittenpferde transfiguriert, trug uns in ſeinem munterſten Hundetrabchen weit in der Runde he[illegible] den benachbarten Pfarreien. Die Geiſtlichen, die wir beſuchten, waren zwar als Rationaliſten Rollers theologiſche Gegenfüßler, perſönlich aber ſchienen ſie ihm nicht abgeneigt und behandelten ihn mit achtungsvoller Auszeichnung. Auch waren es ſelbſt meiſt achtbare Leute, bei denen es einem recht wohl werden konnte, wie z. B. in Seifersdorf bei dem ſanften kunſtliebenden Hilliger oder bei dem Paſtor Richter

in Ottendorf, welcher als würdiger Patriarch inmitten einer blühenden Familie lebte.

Einer von diesen geistlichen Herren, ein alter knochendürrer Mann, der ohne alle Angehörigen, nur von einer Magd bedient, als Junggeselle lebte, zeichnete sich vor anderen durch eine höchst auffällige Originalität aus. Seinen Namen habe ich vergessen, vielleicht nie gehört, da er gewöhnlich nur nach dem Orte, wo er Pfarrer war, „der Bärnsdorfer" genannt ward. Die meisten Amtsbrüder flohen ihn wegen seiner unbequemen Sonderbarkeiten, und er sie, weil sie ihm zu altklug und zu gewöhnlich sein mochten; mit Roller aber konnte er sich vertragen und letzterer schätzte ihn vielleicht schon deshalb, weil er nicht wie andere Leute war, jedenfalls aber seiner umfassenden naturgeschichtlichen Kenntnisse wegen, welche zu vermehren er sich trotz seines Alters immer noch angelegen sein ließ.

„Du mußt den Mann doch kennenlernen" sagte mir mein alter Freund, und wir machten uns auf den Weg nach Bärnsdorf. Als wir am Pfarrhause vorfuhren, flatterte uns der Pastor im Schlafrock und Pantoffeln, mehr einer Vogelscheuche als einem Menschen ähnlich, mit lautem Freudengeschrei entgegen, umarmte auch mich, den Fremdling, noch ehe ich ihm vorgestellt worden, und führte uns in die einzige bewohnbare Piece des wüsten Hauses, in sein Studierzimmer.

Die vier Ecken dieses großen, saalartigen Raumes waren dergestalt durch Schirmwände verkleidet, daß er fast rund erschien. Hinter dem einen Schirm befand sich die Bibliothek nebst Käfersammlung und anderen Naturalien, hinter dem zweiten stand das Bett des Hausherrn, der dritte diente zum Abschlag für Milch und Brot und sonstige Viktualien, während der vierte gewisse Bequemlichkeiten barg, die in anderen Pfarrhäusern auf den Hof verlegt sind und von denen wir Gebrauch zu machen sogleich eingeladen wurden. In der Mitte des Saales endlich stand ein ungeheurer Familientisch, bepackt mit Büchern, Skripturen, halb ausgerauchten Tonpfeifen, Kaffeegeschirren und den Überresten eines frisch sezierten Rattenkopfes. Mit dem Schlafrockärmel ward dieser Schutt beiseite geschoben, um für einen aus dem Speisewinkel hervorgeschleppten, in Brotteig eingebackenen Schinken Platz zu machen. Davon sollten wir vor allen Dingen kosten, was nicht ganz leicht war, denn die Umstände, unter denen angerichtet, sowohl als der Anblick des Anrichters erregten nichts weniger als Appetit. Indes gestand man sich stillschweigend, daß in anderer Umgebung und zu anderer Tageszeit ein derartiger Schinken gewiß nicht zu verachten sein möge. „Ein Götterfleisch!" versicherte der Wirt, und ginge ihm niemals aus.

Als darauf eine Pfeife Tabak folgte und das Gespräch im Gange war, so weiß ich nicht, durch welche Wendung unser Wirt auf seine amtlichen Verhältnisse kam. Er ergoß sich aber in den bittersten Klagen über die sämtlichen Elemente seiner Gemeinde, die Alten und die Jungen und Alle miteinander, mit verdoppelter Schärfe aber über den Herrn Schulmeister, welch letztere Bestie die ersteren aufhetze, ihm alles gebrannte Herzeleid

anzutun. So habe dieser Ketzer noch ganz vor kurzem, und zwar nach unsäglichen Studien und Mühen, für welche der Teufel ihn begeisterte, eine höchst verdammliche Zauberei, einen sogenannten Morgenstern, an der Orgel zustande gebracht, ein veritables Bildnis Luzifers, so groß als die Sonne, das mit der Vehemenz eines Mühlsteins oder Kreisels rotiere und ein so hirnverwirrendes Geklingel mache, daß kein Mensch wisse, ob er in der Kirche oder im Schlitten sei. Für einen Groschen lasse der Schlingel das Ding ein ganzes Lied durchschnurren, und für kein Lied fehle der Groschen, welchen die gottlosen Burschen des Unfugs wegen mit Freude zahlten. Zwar tue er das Seinige, er predige gegen Morgensterne und reibe dem erbärmlichen Künstler die Ohren zur Zeit und Unzeit, aber es sei in die Luft gesprochen und er werde noch ans Konsistorium gehen müssen.

Roller hatte unterdes den Rattenkopf besichtigt, der ihn anscheinend lebhafter als die Jeremiade seines Amtsbruders interessierte. Jetzt sagte er ziemlich zerstreut, er wolle, er hätte auch so einen Morgenstern an der Lausaer Orgel. Da sprang der Andere auf, fuhr sich mit allen zehn Fingern durch die Haare und schrie: „Er weiß nicht, was er redet, der Mann! Er weiß es wahrhaftig nicht!"

Aber Roller gebot mit ruhiger Würde: „Setzt Euch hierher, Herr Bruder! Hierher auf Euren Stuhl und hört mich an: Ihr sollt wissen, Mann! daß es an vielen Orten Morgensterne gibt, sogar in großen Städten bei den feinen Leuten. Das hat an Dank- und Jubeltagen etwas Festliches und Aufmunterndes für die Gemeinde, die gleich um so viel kräftiger singt. Deswegen ..." – „Aber an Buß- und Bettagen!" rief der Bärnsdorfer dazwischen. „Ich bin nicht taub – fuhr Roller fort – daß Ihr so schreien müßtet; und wenn mein Kantor auf seiner Orgel wollte jubilieren, klingeln und posaunen, wo ich nicht wollte, so würde ich ihn mit dieser meiner Faust ersticken wie einen Floh. Aber Ihr habt keinen Respekt, und daran ist nicht Euer Schulmeister schuld. Ihr seid zu poltrig, Herr Bruder, zu fahrig und tut zu viel mit der Zunge; das ist nicht gut! Und überdem, Mann, wie sieht es in Euerm Hause aus! Was ist das für eine Kaffernwirtschaft da mit den Schirmen! O weh, o weh! – und wenn Leute zu Euch kommen, so will ich nicht gesagt haben, wie Ihr ausseht, aber viel respektierlicher als heute wird's wohl selten sein." Und damit lachte er laut auf.

Unser Wirt grinste mich an wie ein alter Waldteufel. „Ob der Herr Amtsbruder die Schmeicheleien von Ihnen gelernt hat, junger Herr? – Hört, Roller! wenn sich die Leute vor Euch scheuen, so dankt Ihr es wenigstens nicht Eurer Feinheit. Was mich anbelangt, so bin ich viel zu alt und leberkrank, um mich noch sehr zu ändern; auch fehlen mir die vornehmen Leute, die bei Euch aus und ein gehen und Euch ein Ansehen geben. Daß übrigens meine Magd ein Igel ist – setzte er lachend hinzu – das gebe ich zu, Herr Bruder! Das gebe ich zu!"

Auf diese Weise kosten die Beiden, bis das Gespräch sich wandte und unser Wirt uns eine ganz interessante Vorlesung über Art und Natur der

Ratten hielt. Hier war er in seinem Elemente, sprach sehr gut und fließend und sein häßliches Gesicht nahm jenen gewinnenden Ausdruck an, der gescheiten Männern eigen sein kann, wenn sie von etwas reden, das sie verstehen. Darüber trat die Dämmerung ein und wir brachen auf. Mit herzlichen Umarmungen und einem derben, in den Dresdner Anzeiger gewickelten Stück Backschinkens für Rollers Schwestern wurden wir entlassen.

„Dieser Pastor — äußerte ich, als wir im Schlitten saßen — müßte Jemand haben, der ihn und das Seinige in Ordnung hielte. Es ist ein Fehler, daß er nicht geheiratet hat." — „Ein Fehler? — sagte Roller — würdest du ihn denn genommen haben, wenn du ein Weib wärst?" — „Nein, ganz gewiß nicht!" — „Richtig! — erwiderte jener — und ganz ebenso mögen Andere auch gedacht haben. Zum Heiraten gehört vor allen Dingen eine Frau, und die man möchte, kriegt man nicht, die man aber kriegen könnte, mag man nicht." Und damit seufzte der alte Junggeselle tief auf.

Der arme Bärnsdorfer wurde übrigens noch vor Jahresfrist vom Amte suspendiert. Die Gemeinde hatte sich entschieden geweigert, bei ihm zur Beichte zu gehen, und mancherlei Gründe dafür angeführt, unter anderen auch den, daß er bei der letzten Abhaltung des heiligen Abendmahles Kuhmist am Chorrocke gehabt. Er zog nach Dresden, wo er bald darauf verstorben ist.

Nach meinem lieben Dresden zog ich nun auch zurück, doch nicht, um da zu sterben. Fünf Wochen etwa mochte ich in Lausa gewesen sein, als mein Bruder Gerhard mit einem Knotenstocke angewandert kam und mir einen Brief überbrachte, der mich zurückrief. Mein Vater schrieb mir, daß Helenens Eltern diese jetzt zurückverlangten, da ihr Vater, welcher schwer erkrankt sei, sich nach der Tochter sehne. Er selbst werde sie begleiten und, wenn ich diese Zeilen erhielte, bereits über alle Berge mit ihr sein.

Ob meine Eltern diese Entwicklung provoziert hatten oder ob sie zufällig eingetreten war, habe ich nie erfahren, weil ich nicht fragen wollte. Helenens Vater starb allerdings bald darauf; sie aber reichte ihre Hand einem trefflichen Manne, mit dem sie bis an ihr Ende glücklich lebte[1].

[1] Daß die Trennung von seiner Lilla dem Sechzehnjährigen damals doch schwerer gefallen ist, als es nach der Erzählung des Alten Mannes hier den Anschein hat, zeigt sein auf der folgenden Seite im Faksimile beigegebenes Gedicht „An Lilla." Das Faksimile ist, ebenso wie das des Poems zum Geburtstag der zehnjährigen Schwester Adelheid, der Sammlung seiner Gelegenheitsgedichte entnommen, die W. v. K. in den letzten Jahren seines Lebens zusammengestellt hat. Hier findet sich auch noch aus dem Jahre 1821 ein Gedicht an dieselbe Lilla, das vollends beweist, wie tief diese Liebe doch in seinem Herzen gesessen hat; wir werden dieses Gedicht in Band II dieses Werkes veröffentlichen.

Helene Kügelgen verheiratete sich 1823 mit ihrem Vetter Karl Holthoff (die älteste Schwester von W. v. K.'s Vater, Marianne, war mit dem Regierungsrat Franz Holthoff verheiratet). Der Jahrzehnte hindurch vom Alten Mann geführte Notizkalender verzeichnet unter dem 15. Mai: „Helene (Lilla) Gerhardine Holthoff, geb. Kügelgen, † 1858."

An Lilla
1818.

Da Dich erinnert Alles hier
Mich recht zu meiner Qual,
Denn denk' ich Dein, so fehlst du mir
Zu schmerzlich überall.

Wenn ich die Wege wieder geh'
Die Dein Fuß mit mir ging,
Wenn ich die Berge wieder seh'
Daran Dein Auge hing.

Und Alles noch wie damals ist,
Als ich die Wange dir
Die süße Lippe dir geküßt
Und in die Arme mir

Mein zarter Engel schmeichelnd sank,
Und denn an Deiner Brust
Das volle Herz mir fast zersprang
Von aller Wonn' u. Lust:

Ja, wenn denn Alles so laut schreit
Von dem was hier geschehn,
So könnt' ich gleich vor Herzeleid
In tausend Klöster gehn.

Gedicht von Wilhelm auf die Kusine Helene
Vergleiche die Anmerkung zu Seite 303

An
meine Schwester.
Zum Geburtstag 1818.

Deine Brüder, Wickelkind!
Gratuliren dir,
Danke! danke nur geschwind!
Denn man wartet hier

Ach du kleines Menschenkind!
Deine Brüder haben
Vielmehr als du je verdient
Dir verehrt an Gaben.

Höre liebes Wickelkind!
An, was wir Dir sagen:
Man verdirbt sich recht geschwind
Herz u. Kopf u. Magen

Gott erhalt' dir alle drei!
Bleib gesund u. heiter!
Und das Leidchen ist vorbei
Und du spielest weiter.

Zum zehnjährigen Geburtstag der Schwester Adelheid
Vergleiche die Anmerkung zu Seite 303

3. Kapitel — Gegensätze

Bei der sehr ernsten und entschieden christlichen Richtung meiner Mutter konnte es auffällig erscheinen, daß sie ordentlicherweise nie zur Kirche ging und auch uns nicht dazu anhielt. Der Grund mochte ein mehrfacher sein, denn teils war meine Mutter von Jugend auf an kirchliche Bedürfnisse nicht gewöhnt, da der Landadel ihrer Heimat die öffentlichen Gottesdienste wegen der weiten Entfernungen nur sehr ausnahmsweise zu besuchen pflegte, anderenteils war sie später durch ihre leidende Gesundheit sehr behindert, und endlich büßte sie in der Tat nicht viel dabei ein, da die Kirche zu jener Zeit nur wenig oder nichts zu bieten hatte. Fast ausschließlich in der Pflege des Unglaubens, wurde sie eigentlich nur von Leuten besucht, denen das biblische Christentum schon zur Fabel geworden war, oder von solchen, die in kindlicher Unbefangenheit Bekenntnis von Bekenntnis nicht zu unterscheiden wußten. Die aus der Kirche herausgeärgerten, sich ihres Glaubens bewußten Gemeindeglieder lebten dagegen meist als Separatisten oder kamen in von Laien geleiteten Privatversammlungen zusammen, an denen meine Mutter, auch wenn sie gesund gewesen wäre, keinen Anteil genommen hätte, weil sie eine eigentümliche Scheu vor pietistischen Einflüssen, vor Schwärmereien wie vor jeder Art von Schaustellung ihres Glaubenslebens hatte. Ihr Christentum hing überhaupt an keinerlei Art von Formen und Äußerlichkeiten und sie mochte daher den öffentlichen Gottesdienst auch kaum vermissen. Nur ein- oder ein paarmal im Jahre fuhr sie seit meiner Konfirmation mit mir nach Lausa, wo wir vom Pastor Roller das heilige Abendmahl empfingen. Das war eigentlich der ganze Zusammenhang, in dem meine Mutter mit der Kirche stand.

Anders der Vater. Indem sein Herz sich nach und nach wieder für den geoffenbarten Glauben erwärmte, trug ihn zugleich die süßeste Erinnerung zurück zu den Tagen seiner Kindheit, da er noch als kleiner Knabe an der Hand seiner Mutter zur Messe ging und in den Segnungen der Kirche so manchen sittlichen Antrieb, Trost und Erhebung gefunden hatte. Da war es denn natürlich, daß ihn bei wiedererwachendem geistlichen Bedürfnis eine Art von Heimweh trieb, von neuem und an derselben Stelle, wo er sie früher gefunden, himmlische Güter auch jetzt wieder zu suchen und zu erflehen. So begann er denn den lange versäumten Gottesdienst, die Messe, wieder zu besuchen, versuchsweise anfangs, dann immer fleißiger und in den letzten Jahren sogar jeden Morgen. Auch hatte ihn das Bedürfnis seines Herzens in der Person eines würdigen und geachteten katholischen Geistlichen, des Pater Mende[1], einen geistlichen Berater finden lassen, dessen Leitung er sich gern vertraute, und damit war er denn der katholischen Kirchengemeinschaft vollständig wieder angeschlossen.

[1] P. Anton Mende (1785—1839) aus Dux in Böhmen, seit 1816 Kaplan und „Feiertagsprediger" an der Hofkirche zu Dresden, 1822 Hofprediger.

Im Grunde genommen war mein lieber Vater nichts anderes geworden als ein Christ, jedoch in der ihm heimischen Form, deren er sich jetzt mit der hohen Freude eines Menschen freute, der nach langer Trennung die Räume seines väterlichen Hauses wieder betritt und sie alle unverändert findet. Oft hörte man ihn daher rühmen, daß, während sich seit seiner Jugend die ganze Welt zum Nichtwiedererkennen verändert und modernisiert habe und auch der Protestantismus nach Form und Inhalt in solche Wandlung mit einbegriffen sei, ganz allein nur die katholische Kirche sich selber treu geblieben wäre. Bis in das kleinste Titelchen, nicht nur der Dogmen, der Verfassung und des Kultus, sondern auch bis auf die Kleidung und jegliche Ver[illegible]ng des Priesters am Altar habe er — mein Vater — jetzt an der Elbe Alles ganz so wiedergefunden, wie er es in seiner Kindheit am Rhein verlassen. So meinte er nicht zweifeln zu dürfen, daß die ewig unveränderliche, hoch über dem Wechsel menschlichen Geschmackes und menschlicher Gedanken thronende, geoffenbarte Wahrheit in der katholischen Kirche die einzige ihr angemessene Form gefunden habe.

Es mag immerhin ein Unikum gewesen sein, daß mein Vater, der in der Pflege jener Kirche seines Glaubens verlustig gegangen war, durch evangelische Einflüsse zum Glauben, durch diesen aber zum Katholizismus zurückgeführt wurde, und daß er, während er sich nun kirchlich an Rom anklammerte, doch immerdar aus evangelischer Gemeinschaft neue Glaubenskräfte schöpfte. Mit alleiniger Ausnahme seines Beichtigers waren alle Freunde, die auf sein Glaubensleben influierten, Protestanten. Evangelische Schriften von Schubert, Stilling, Lavater, Zinzendorf und andern, welche die Mutter im Familienkreise vorlas, erbauten ihn fast täglich, und ein Besuch, den er mit seinem Freunde Zezschwitz in Herrnhut abstattete, erwärmte sein Herz für lange Zeit. So mochte es sich erklären, daß er trotz seiner römischen Sympathien eine eigentlich feindselige Stellung zur evangelischen Kirche doch nicht einnahm, die er als doktrinäre Erfindung zwar bestritt, ohne jedoch in Roms verdammendes Urteil über ihre Glieder einzustimmen. Er war sehr einverstanden mit der inneren Glaubensrichtung seiner Frau und seiner Freunde, welche er in der Demut seines Herzens alle über sich stellte, aber es tat ihm leid, daß sie der mannigfachen Anregungen und Hilfen verlustig gehen sollten, welche er für sich in seiner Kirche fand. Das Ziel, das sie vor Augen hätten, pflegte er zu sagen, sei auch das seinige, auf dem Wege dahin aber fänden sie zu wenig Aufmunterung. Sie seien genötigt, ein jeder auf seine eigne Faust nach Zion hin zu pilgern, während er sich von der Kirche getragen, gekräftigt und vor Irrwegen behütet wisse.

Mein Vater faßte den Katholizismus ideell auf, d. h. weniger wie er ist, als wie er sich ihn dachte oder wünschte, und ebenso schien es auch sein Beichtvater zu machen. Beide waren geneigt, nur das an ihrer Kirche zu bemerken oder wenigstens nur das für katholisch zu erachten, was ihnen gefiel und sie erbaute; das Übrige ignorierten oder verschmerzten sie als

unvermeidliche Übelstände. Die Mutter dagegen pflegte nach protestantischer Gewohnheit ganz umgekehrt in der katholischen Kirche nur den Aberglauben anzusehen, mit welchem Rom die evangelische Wahrheit untermischt hat. Die Frage nach der Kirche wurde daher in unserm Hause häufig diskutiert, ohne daß jedoch ein Resultat der Vereinigung dadurch gewonnen worden wäre.

Was die Irrtümer und Sünden Roms anlangt, so wies mein Vater auf den Unterschied von Mißbrauch und Gebrauch hin. Die Menschenhand an sich, sagte er, sei nicht zu tadeln, obgleich sie nicht nur segnen, sondern gelegentlich auch einen Mord begehen könne, und ebenso bleibe ein schöner Dom das, was er sei, obschon er zeitweilig durch geschmacklosen An- und Ausbau verunstaltet wäre; auch bräche man nicht ein Haus ab, weil ein paar Schwellen faul geworden oder einzelne Bewohner sich darin betrunken hätten, und endlich sei wenigstens so viel evident, daß die römische Kirche trotz allen eingeschlichenen Mißbrauchs und aller Sünden ihrer Bischöfe und Pfaffen nach fast zweitausend Jahren heute noch aufrecht stehe, während die lutherische nur ein ephemeres Dasein gehabt und bereits Ruine sei. Wohl möge es einst ein Institut gegeben haben, das den evangelischen Anschauungen meiner Mutter und unserer protestantischen Freunde entsprochen hätte; heutzutage aber existiere es nicht mehr. Die gegenwärtige lutherische Kirche widerspräche fast in allen ihren Repräsentanten geistlichen und weltlichen Standes ihren eigenen Bekenntnissen aufs direkteste, und meine Mutter wie andere gottselige Laien ständen isoliert da als vereinzelte Bruchteile eines zerfallenen Ganzen, ohne Zusammenhang und kirchliches Bewußtsein.

Es mußte zugestanden werden, daß unsere arme, von gleichgültigen Fürsten und aufgeklärten Konsistorialräten gegängelte Kirche als solche ebenfalls ihre tiefen Schäden habe, dafür aber wurde behauptet, nähme sie auch keine Unfehlbarkeit für sich in Anspruch und könne sich deshalb wieder korrigieren, während die katholische jeden einmal aufgenommenen Irrtum bis zum Jüngsten Tage mit sich fortzuschleppen hätte. Dieselbe sei freilich ein bewundernswerter Bau, aber damit scheine ihr Ruhm sich auch zu erschöpfen, denn im Grunde genommen sei sie doch nur ein Reich von dieser Welt, durch weltliche Mittel gegründet und erhalten. Die heilige allgemeine Kirche dagegen, die wir gemeinschaftlich mit den Katholiken im Dritten Artikel bekennen, sei weder römisch noch wittenbergisch, sondern umfasse die Gesamtheit aller gläubigen Christen aus allen Konfessionen. Als ein sichtbarlich zusammenhängendes Ganzes sei diese Kirche freilich nicht erkennbar, wohl aber sei sie dies in ihren einzelnen, durch gemeinschaftlichen Glauben, Hoffnung und Liebe unter einander verbundenen Gliedern, in welchen sie zu allen Zeiten gekreuzigt und verfolgt werde, ein Geschäft, an dem sich Rom par excellence beteilige. In jene vom Herrn selbst regierte heilige Gemeinschaft einzutreten und in ihr zu verbleiben, sei uns Protestanten aber leichter als den Katholiken, weil das Wort Gottes in Heiliger Schrift uns nicht entzogen und wir weniger beirrt seien durch

priesterliche Einflüsse und Interessen, die mehr das Gedeihen des Tempels im Auge hätten, als das der darin opfernden Seele.

So ähnlich, nur besser und ausführlicher, ward hin und her geredet, oft lebhaft gestritten, ohne jedoch das Bewußtsein und die gegenseitige Anerkennung der Gliedschaft jenes Gottesreiches zu verleugnen, in welches man nicht durchs Fleisch, sondern durch den Geist geboren wird. Wer namentlich die beiden Eheleute in bewegten Augenblicken bei einander sah und Zeuge war, wie sie Trost und Kraft aus einer und derselben Quelle schöpften, dem hätte es nicht einfallen mögen, daß sie verschiedenen, sich gegenseitig verdammenden Kirchen angehörten.

Anderweitige Folge

Je unverständlicher meiner Mutter die kirchlichen Bedürfnisse und Strebungen des Vaters wurden — und zwar um so unverständlicher, je ernstlicher er sich dem Christentum zuwendete —, um so verständlicher und lieber wurden ihr jetzt seine Bilder. Der Geschmack meines Vaters hatte sich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Rom unter den Einflüssen einer Zeit gebildet, welche in ihrer Hinneigung zu klassischer Kunst mehr noch als die Mediceische den Namen einer Renaissanceperiode verdiente. Man war in die Anschauungs-, Denk- und Darstellungsweise der alten Welt dergestalt verbissen, daß man, das zwischenliegende Christentum ganz ignorierend, den Mythenkreis der Griechen für den allgenugsamsten Stoff hielt, alles dasjenige daran auszusprechen, was überhaupt noch einer Aussprache wert schien. So hatte sich denn auch mein Vater vorzugsweise in allegorisierenden Darstellungen mythologischer Gegenstände wohlgefallen und in diesem Genre viele Bildwerke geschaffen, welche jedoch, obschon sie ihrem Meister einen Namen machten, doch gerade diejenige Person nie recht befriedigen wollten, an deren Beifall ihm besonders gelegen war, und das war meine Mutter. Seiner Frau, hörte man ihn klagen, könne er nun einmal nichts zu Danke machen.

Diese schwer zu befriedigende Frau erkannte zwar sehr wohl, und mit nicht schlechterem Verständnis als die meisten sogenannten Kenner, den künstlerischen Reiz und Wert in jenen Bildern; aber die Gegenstände standen ihr meist nicht an. Der Knabe Ganymedes vom Adler zum Olymp getragen, schien ihr ein Frevel am Ganymed, am Adler und am Olymp. Ein anderes Bild, Diana und Endymion — zwei nackte Personen beiderlei Geschlechts in nächtlicher Einsamkeit zusammengeführt — beleidigte ihr Zartgefühl, wie es dagegen ihr Mitleiden erregte, daß jene arme Psyche, die so sinnig den Schmetterling auf ihrer Hand betrachtete, nicht wenigstens einen Zipfel des sie umgebenden Faltenreichtums zu ihrer Disposition zu haben schien, um ihre Blöße damit zu bedecken.

Nicht daß meine Mutter die Symbolik derartiger Mythen so ganz und gar verkannt hätte: sie wußte so gut als andere, daß z. B. mit der Fabel des Endymion wesentlich nur der schüchterne Zug eines reinen Frauenherzens zu der Unschuld männlicher Jugend und Schönheit gemeint sein

ſollte, und erkannte auch vollkommen die Zartheit an, mit der mein Vater dieſen Gegenſtand behandelt hatte; dennoch aber hielt ſie dergleichen Züge und Bezüglichkeiten der Darſtellung kaum wert, wie ſie denn ihrer ganzen Richtung nach in der griechiſchen Kunſt, wenn ſie auch noch ſo ſauber auftrat, doch wenig anderes zu erkennen vermochte, als eine Apotheoſe des Natürlichen, welches ſie in ſeiner Nacktheit am liebſten unerörtert ließ. Sie ſprach daher ſehr wiederholt den Wunſch aus, daß es dem Vater doch gefallen möge, ſich nach anderen Stoffen umzuſehen, die würdiger und dankbarer ſeien, als jene froſtigen Allegorien einer untergegangenen Welt. Hohe, begeiſternde Tatſachen wollte ſie ſehen, am liebſten erbauliche Momente aus den Geſchichten der Heiligen Schrift, in welchen ſie, je länger je mehr, die tiefſte auf alle Lebensverhältniſſe paſſende Symbolik fand.

Aber wenn der Meiſter ihr denn auch ab und zu einmal den Willen tat und ſie damit ſtets hochbeglückte, ſo hielt er doch im allgemeinen hiſtoriſche Gegenſtände für wenig maleriſch. Es ſei genug, meinte er, daß Tatſachen einmal geſchehen ſeien, und weiter ſei damit nichts anzufangen. Auch in der heiligen Geſchichte hatte er die längſte Zeit nur eine Reihe von Begebenheiten geſehen, deren hiſtoriſche Wahrheit ihm zweifelhaft war und deren tiefere Bedeutung er nicht erkennen konnte, da ihm die innere Welt, deren Stimmungen ſie entſpricht, noch fremd geblieben. Endlich gab er noch zu bedenken, daß man dem Geſchmacke der Käufer doch auch Rückſichten ſchulde, denn das Publikum, glaubte er, langweile ſich an frommen Bildern, die es nicht verſtände, und ihm ſelber ſei nichts unerwünſchter als eine zu feſte Anhänglichkeit ſeiner fertigen Bilder ans Atelier.

Das war nun allgemach ſehr anders geworden. Indem mein Vater anfing, chriſtlicher Erkenntnis Raum zu geben, ſchwanden auch ſeine früheren Bedenken gegen chriſtliche Motive, nach denen das neuerwachte Bedürfnis ſeines Herzens trotz der vorausgeſetzten Langenweile des Publikums ihn jetzt häufiger greifen ließ. Das Repertorium der Werkſtatt ward nach und nach ein anderes, da der Geſchmack des Meiſters ein anderer geworden. Die neuerkannte Wahrheit erſchloß ihm eine neue Welt von Ideen, die ſich fortan zu Bildern geſtaltete, aus denen Buße, Glaubenszuverſicht und jenes himmliſche Erbarmen ſprachen, deſſen nur die Chriſtusliebe fähig macht. Belege hierfür ſind ſeine drei Johannisbilder, des Täufers, des Evangeliſten und des Sehers, ſein letzter Chriſtus, ſein Petrus und ſein Verlorener Sohn, mit deſſen leider unvollendeter Darſtellung er ſelbſt ins Vaterhaus einging, und viele andere Bilder und Skizzen aus der letzteren Zeit. Und wunderbar! So wenig ſchien das Publikum durch die veränderte Richtung ſeines Lieblings gelangweilt, daß trotz der ſchweren Zeiten und der allgemeinen Erſchöpfung nach dem langen Kriege nur ſelten ein Stück Arbeit trocken wurde, ehe es verkauft war.

Der letzte Sommer

Bald nach meines Vaters Rückkehr von der Heimführung Helenens war die Mutter mit dem weiblichen Teile der Familie aufs Land gezogen, während ersterer mit dem männlichen, d. h. mit mir und meinem Bruder, in der Stadt blieb. Hier gestaltete sich nun ein Zusammenleben, wie es zwischen Vater und Söhnen nur sehr ausnahmsweise zustande kommen mag. Wie ein Freund und Bruder war jener unter uns. Er gab sich uns in einer Weise hin, als hätte er gewußt, daß es der letzte Sommer sei, den er mit uns verleben sollte, und kaum erinnere ich mich, je ein bewußteres Glück genossen zu haben, als für mich in dieser Kameradschaft mit dem Vater lag. In solchem Bewußtsein fand mein Herz bald seinen regelmäßigen Pulsschlag wieder und meine Zeit floß still in ungetrübtem Frieden hin.

Unsere Lebensweise war fest geregelt. Sehr früh, um Fünf, ward aufgestanden und gemeinschaftlich gefrühstückt. Darauf verschwand mein Bruder in sein Comtoir, wie er einen Abschlag nannte, den er sich von Schirmen gemacht, um dahinter in holder Einsamkeit und unbeirrt durch Andere seinen Schulaufgaben oder gelegentlichen Allotrien nachzuhängen, und auch ich begab mich in der Regel ans Studieren, indem ich bis gegen sieben Uhr meine Schulgelehrsamkeit zu repetieren pflegte. Des öfteren aber trieb mich auch das Herz, den Vater in die Messe zu begleiten, denn es war mir schmerzlich, ihn, der sonst Alles mit uns teilte, kirchlich so isoliert zu wissen, und immer schien er sich zu freuen, wenn ich mitging. Diese stillen Morgengottesdienste, die dämmernde Kirche, der ferne Hochaltar mit seinen Lichtern, vor welchem der murmelnde Priester sein mysteriöses Werk trieb, und hier und da vereinzelt die andächtig knienden Gestalten der Betenden, das alles war mir sehr erbaulich. Es zog auch mich an des Vaters Seite nieder auf die Knie, und dann fühlte ich mich ihm noch inniger als sonst verbunden und verwandt.

Roller lehrte zwar, die Messe sei ein gotteslästerlicher Götzendienst, und das mag sie auch ihrem sehr willkürlichen Begriff nach sein, der dem Mißbrauch Tor und Türen öffnet; aber ein und derselbe Irrtum kann unschuldig und schlimm sein, je nachdem er angesehen und gebraucht wird. Mein Vater hatte einen täglichen, ohne Zeitverlust zu ermöglichenden Gottesdienst daran, welcher ihm weder durch Widerspruch erregende Predigten noch durch geschmacklose Lieder verleidet ward. Den Meßpriester am Altare sah er an als ein Organ, durch welches in der heiligen Handlung Gott mit der Gemeinde und andrerseits diese mit Gott in eine sakramentale Beziehung trete; durch des Priesters Mund rief die hilfsbedürftige Gemeinde Gott an und durch denselben Mund empfing sie geistig das Versöhnungsopfer Christi und darin Unschuld, Heil und Segen. Mein Vater kommunizierte, seiner Idee nach, jeden Morgen, wenn er zur Messe ging, und in dieser Auffassung vermochte ich ebensowenig Götzendienst und Frevel zu erblicken, als ich sie mir hätte zu eigen machen können. Indessen

kniete ich doch an heiliger Stelle bei meinem Vater und erhob meinen Geist mit ihm zum Throne Gottes, meines Heilandes, was immerhin nichts Schlimmes sein konnte.

Unmittelbar nach diesem Gottesdienste begaben wir uns miteinander in einen Tempel anderer Art, da zwar der Herr des Himmels nicht unmittelbar verehrt, wohl aber die Schönheit seiner Werke zur Anschauung und zum Verständnis gebracht wurde, in die Königliche Gemäldegalerie. Hier hatte mein Vater einige Bilder zu kopieren, und da ihm die öffentliche Arbeitszeit in diesen Räumen, welche erst um acht Uhr morgens geöffnet wurden, nicht genügte, so hatte er sich einen eigenen Schlüssel zu verschaffen gewußt, mittelst dessen er zu jeder Zeit und Unzeit durch eine Nebentüre eintreten konnte; ein Umstand, welcher mir wegen der damit verbundenen Bevorzugung und Heimlichkeit diese Besuche doppelt interessant machte.

Während nun der alte Meister in einer Fensternische des inneren Galeriegebäudes mit seiner Arbeit beschäftigt war, schweifte ich durch die weiten Hallen frei umher unter all den Tausenden von Meisterwerken, an denen ich meine Freude hatte. Musik und Dichtung mögen unter Umständen durch gemeinsamen, geselligen Genuß gewinnen — Bilder verstehen sich am besten in der Einsamkeit. Besuchte ich die Galerie zu öffentlichen Stunden, so zerstreute mich die Gegenwart so vieler anderer Beschauer mit ihrer Aussprache dessen, was sie empfanden oder nicht empfanden. Auch in Gesellschaft von Künstlern interessierte ich mich lebhafter für das Technische, die Zeichnung, das Helldunkel und die Farbe, als daß ich mich ästhetischen Eindrücken hätte hingeben mögen. In dieser einsamen Morgenstille aber wirkten die Kunstwerke auf mich ähnlich wie Naturerscheinungen, die uns bewegen, ohne daß wir fragen, wie sie zustande kommen. Dann sprachen jene toten Meister zutraulicher zu mir und sehr verständlich von dem Besten, was sie wußten, ein Jeder nach seiner Art. Nicht nur Raphael, Correggio, Andrea del Sarto und der deutsche Holbein, auch Rembrandt, Dow[1], Ostade und selbst Hondecoeter[1] mit seinen aufgeregten Hühnern erweiterten mir das Herz auf wunderbare Weise. Ich habe später nie wieder, auch in Italien nicht, wo ich die schöneren Bilder sah, so tiefe Eindrücke durch Kunstwerke empfangen als zu jenen Stunden, da mein Vater und ich die einzigen lebenden Wesen in den eigentümlich endlosen Räumen des damaligen Galeriegebäudes waren.

Wenn dann die tiefe Stundenglocke der Kreuzkirche sieben Uhr anschlug, öffnete der Vater mir das Pförtchen und ich trabte zu meiner ordentlichen Tagesarbeit in den Gipssaal. Gleichzeitig begab sich auch mein Bruder in seine Schule, und während wir beide zweifelsohne an ernstem Wissen und nützlichem Vermögen profitierten, hörten und erlebten wir im Zusammensein mit so viel andern jungen Leuten doch auch

---

[1] Gerard Dou (Dow), holländ. Genremaler, Schüler von Rembrandt, † 1675 in Leiden. — Melchior d'Hondecoeter, † 1695 in Antwerpen, malte fast nur Geflügel.

ſo viel des Ergötzlichen, daß uns bei Tiſch der Stoff nicht ausging, den Vater beſtens zu unterhalten. Dieſer ſeinerſeits erfreute uns dann dergeſtalt durch das ermutigendſte Eingehen in unſer Geplauder, daß ich mich erinnere, wie alle kleinen Erlebniſſe damals ihren vorzüglichſten Reiz für uns in der Vorausſicht des Effektes hatten, den ihre Mitteilung auf den Vater machen würde; und wenn er dann lachte, daß er ſich die Augen wiſchte, wozu ihn beſonders die naive Trockenheit meines Bruders reizte, ſo hatten wir daran die größtmöglichſte Befriedigung.

Es lag auch was Beſonderes in der Art, mit welcher Jener ſeinen Beitrag zum Geſpräch anzubringen wußte. Als die Rede z. B. einmal auf das Kapitel ungeſalzener Witze kam, durch welche fade Menſchen, wenn ſie heiter würden, ſo beſchwerlich fielen, beliebte es meinem Bruder, in ſeiner langſamen Redeweiſe die Mitteilung zu machen, ſie hätten auch ſo einen in der Schule.

Was der denn ſage? fragte der Vater.

Der Kleine zerlegte ſeinen Kartoffelkloß und erwiderte: es höre eigentlich keiner darauf oder man vergäße es doch wieder; doch habe er heute einen anderen Schüler, welcher Polinke heiße, ſehr abgeſchmackterweiſe einen Daktylus genannt. Das habe denn ſo einen Witz bedeuten ſollen.

„Warum denn Daktylus?“ fragte ich. „Nun! — ſagte mein Bruder — man könne doch Pentameter daraus machen, nämlich ſo: „Polinke, polinke, po — linkepo, linkepo, link.“

Der Vater lachte und bemerkte: wenn Jener keine faderen Witze als dieſe mache, ſo werde man ihn ſchon dulden müſſen. „Und ſicher — ſetzte ich hinzu — befindet ſich jener Elende hier am Tiſche. Niemand anders als du macht ſolche Pentameter!“ Da wurde der Kleine rot und murmelte: man müſſe doch erſt abwarten, ob der Vater lachen werde, ehe man ſich ſelber nenne.

Hatten wir uns ſatt gegeſſen und gekoſt, ſo gingen wir alle wieder an die Arbeit bis zum Abend; dann aber ward gewöhnlich ein gemeinſamer, bisweilen noch durch Schüler meines Vaters vergeſelligter Spaziergang unternommen. Es waren dies keine eleganten Promenaden; wir gingen nicht, uns ſehen zu laſſen, und hatten dazu auch keinen Grund — ja, wären die Leute auf der Straße nicht noch vom Kriege her an allerlei phantaſtiſches Volk, an Mameluken, Baſchkiren und Tataren gewöhnt geweſen, wir wären ungehudelt kaum davongekommen.

Mein Vater, deſſen Liebhaberei für Waffen aller Art bekannt war, hatte von einem Herrn von Miltitz-Siebeneichen aus deſſen Rüſtkammer einen mittelalterlichen Schweizerbogen von gewaltiger Kraft und Größe zum Geſchenk erhalten, und damit zu ſchießen machte ihm viel Freude. Wenn wir nun des Abends auszogen, trug er dieſen Bogen in der Hand und an der Seite einen ledernen Köcher mit zwölf ſchlanken gefiederten Pfeilen. Auch wir Söhne ſchleppten uns mit gleichen Bögen, die ein kunſtreicher Tiſchler jenem nachgebildet hatte, und führten überdem noch Wurfſpieße mit eiſernen Spitzen oder Gere, wie ſie die Turner brauchten,

in den Fäuſten. Dazu waren wir alle drei mit türkiſchen, an den Knöcheln zugeſchnürten Pumphoſen angetan, die der Vater eingeführt hatte, weil ſie gegen das Ankriechen der Holzböcke und anderen Ungeziefers ſchützen ſollten.

Ganz unbefangen wandelten wir in ſolchem Aufzuge durch die Straßen der Reſidenz, hinaus nach der ſogenannten Heide, einem weiten Tannenwalde, der noch unberührt geblieben war von allem, wodurch man in der Nähe großer Städte der Natur zu Hilfe zu kommen ſucht, als glatte Wege, ſinnige Plätzchen, Kaffeehäuſer und Kegelbahnen. Es war ein wilder Wald, in deſſen Tiefe ſich meilenweit ein romantiſches Tal einkrümmte, durchſtrömt von der Prießnitz, einem klaren Bergwaſſer, das unter Erlen und Buſchwerk hingurgelte, während die Höhen und Hänge mit alten Kiefern beſtanden waren.

Hier pflegten wir zuerſt zu baden. Zwar war das Waſſer flach, aber wir wühlten uns wie Schlammbeißer bis zum Halſe in den weichen Sandgrund ein. Sprang man dann auf, ſo floſſen Sand und Waſſer miteinander ab, und man war ſo blank geſcheuert wie ein kupfernes Kaſſerol. Sonderlich erquickt griff man nun zu den Waffen, vergnügte ſich, mit Speer und Pfeilen nach dem Ziel zu ſchießen, oder übte ſich im Klettern, Laufen, Springen, und der Vater teilte ſolche Freuden wie ein Jüngling, bis zunehmende Dunkelheit uns nach Hauſe leuchtete. Hier gab's zum Schluß noch ein frugales Abendeſſen und dann ins Bett. Ehe wir uns legten, knieten wir jedoch noch nieder, ein jeder vor ſeiner Schlafſtelle, und der Vater ſprach den Abendſegen. Wie erſt der Leib in die Gewäſſer der Prießnitz, ſo ward nun auch die Seele noch einmal eingetaucht in die Tiefen göttlicher Erbarmung und ſchlummerte reinlich und verſöhnt hinüber in das Reich der Träume.

Dieſe kleine Abendandacht anlangend, fällt mir übrigens noch ein Kurioſum ein. Wenn mein Vater nämlich mit uns betete, ſo hatte er dies die längſte Zeit in einer Art und Weiſe getan, die unſer evangeliſches Bewußtſein nicht befremdete. Speziell Katholiſches war nie hervorgetreten, bis wir vor kurzem im Loſchwitzer Familienkreiſe ein Buch geleſen hatten, welches in uns allen mehr oder weniger katholiſche Sympathien weckte. Es war dies die Biographie des heiligen Vinzentius von Paula, dieſes wunderbar begnadigten Mannes, den uns die warmherzige Darſtellung des Grafen Leopold von Stolberg ſo lieb gewinnen ließ, daß unſere Herzen für ihn brannten und er einer der frequenteſten Gegenſtände unſerer Unterhaltung wurde.

Als wir nun eines Sonntagabends auf dem Rückwege von Loſchwitz mit dem Vater ebenfalls von unſerm Helden ſprachen und ich die Zeitgenoſſen beneidete, die zu ihm pilgern und ſich ſeinen Segen erbitten konnten, pries der Vater die katholiſche Kirche, die auch mit ihren verſtorbenen Gliedern in ſteter Gemeinſchaft bleibe, mit ſolchen wenigſtens, deren Seligkeit ſie ſich vergewiſſert habe. Aber auch wir Proteſtanten, fuhr er fort, glaubten ja nicht an den Tod der Kinder Gottes, ſondern

vielmehr, daß sie erst jetzt in Wahrheit lebten. Lebten sie aber — warum denn sollten wir sie nicht um Segen und Fürbitte ansprechen, da sie uns in dem allgegenwärtigen Gott doch wirklich immer nahe seien? Sprächen wir doch gottselige Freunde um denselben Dienst an, Menschen, welche die Schlacke des Erdenlebens noch gar nicht abgeworfen hätten, den Herrn des Himmels noch nicht sähen von Angesicht zu Angesicht. Er glaube daher, so schloß mein Vater, daß es uns nur erbaulich sein könne, wenn er den heiligen Vinzentius, der uns ja nun kein Fremder mehr sei, im Abendgebete von jetzt an ab und zu um seine Fürsprache anginge; wo nicht, so möchten wir es sagen.

Mir war dieser Vorschlag allerdings befremdlich, doch wußte ich auch nichts Rechtes einzuwenden. Es war ja einleuchtend, daß, wenn es keine Abgötterei sei, lebendige Menschen um geistlichen Beistand zu bitten, dies auch bei Toten nicht der Fall sein könne. Daß wir nicht berechtigt seien, die Allgegenwart Verstorbener anzunehmen, kam mir wohl in den Sinn, allein ich dachte: wenn es denn auch der heilige Vinzenz nicht hört, so jedenfalls ein Besserer, welcher am letzten Ende wohl wissen wird, daß seine Heiligen nur seinetwegen angerufen werden und niemand anderes als er selbst gemeint sei.

Wie mein Bruder über diese Sache dachte, weiß ich nicht; er machte aber keine Einwendungen, und so kann ich denn nicht leugnen, daß wir böse Protestanten eine Zeitlang mit unserm lieben Vater einen katholischen Heiligen angerufen haben. Von meiner Seite und wahrscheinlich auch von der des Bruders geschah dies freilich ohne sonderliche Freudigkeit, da man sich doch des Zweifels nicht ganz entschlagen konnte, ob Jener auch hinlänglich offene Ohren habe; und wenn ich unsere Abendandacht vorhin mit dem Prießnitzbade verglich, so war der heilige Vinzentius wohl nur der Sand, der wieder ablief.

In der Art lebte man an Werktagen. Aber kein Dichter kann beschreiben, mit welchem Festgefühle mein Bruder Sonnabend mittags aus der Schule kam, ich aus dem Gipssaal — wie einen da die Straßen anlachten und die Brücke und der goldene König, und wie seelengut die Menschen alle aussahen! — und doch war's weiter nichts, als daß der nächste Tag ein Sonntag war.

Am freien Nachmittage, der nun folgte, ward etwaige Arbeit fröhlich abgetan, und gegen Abend kam das Beste. Dann ging es mit freiem Herzen fort nach Loschwitz, entlang der Elbe, an lustigen Landhäusern, grünen Weinbergen und dem kleinen Wasserfall vorbei, der in der Abendsonne flimmernd aus dem Mordgrunde herabfiel — herrliche Gänge, reich an Geplauder und Erwartung! Und dann erst draußen am geliebten Vogelhäuschen! Wie flogen uns da die Mädchen entgegen mit hellen Gesichtern, Kleidern und Stimmen! und wie hing die Mutter am Halse des geliebten Vaters! Bis in die Nacht hinein saßen oder promenierten die Eltern miteinander auf blumiger Terrasse, während wir andern unser Wesen unter dem alten Nußbaum hatten mit meiner Schwester, mit

Marie und Marianne und noch einem dritten lieben Hauskinde, deſſen ich hier zum erſten Male gedenke.

Es war dies aber ein nagelneueſter Neuling in unſerem Kreiſe, ein junges, erſt kürzlich für Helene eingetretenes Mädchen namens Guſtchen Götzell. Der Vorſicht halber hatte man ſich jedoch meiner erſt verſichert. Die Mutter brauche Hilfe, ſagte mir mein Vater, und dürfe hoffen, daß die genannte, ihr ſehr empfohlene Auguſte allen Anforderungen entſprechen würde; unglücklicherweiſe aber ſähe dieſelbe wieder gar nicht übel aus. Man habe daher nach den Erfahrungen, die man mit mir gemacht, ein ſehr gerechtfertigtes Bedenken, es mit ihr zu verſuchen.

Mir war der Gedanke, mich als Hindernis der Bequemlichkeit meiner Mutter angeſehen zu wiſſen, ganz unerträglich. Ich bat daher, man möge mir vertrauen, und verſprach, mich ganz gewiß nicht wieder zu verlieben. Wunderbarerweiſe beruhigte dies die Eltern, und die neue Hausgenoſſin zog bei uns ein.

Auguſte war in Helenens Alter und ebenfalls katholiſch, welcher letztere Umſtand keinen von uns ſtören konnte, da wir, von Hauſe aus an kirchlichen Unterſchied gewöhnt, nichts Befremdliches darin fanden. Sie teilte eben wie der Vater mit uns die Glaubensanſichten, die uns als weſentlich erſchienen, und nahm wie jener teil an unſerer häuslichen Erbauung. Übrigens war ſie ein kerngeſundes, herzensgutes Mädchen und allerdings ſo hübſch und blühend, daß es einem jungen Menſchen, der nicht bereits ſo heikelige Erfahrungen gemacht als ich, ſchwer hätte werden ſollen, ihr gegenüber ein freies Herz zu behalten. Jedenfalls kam ihr eigenes treffliches Verhalten meinen Vorſätzen zu Hilfe und es gelang uns, ohne Störung gegenſeitiger Ruhe jahrelang als rechte gute Freunde neben einander hinzugehen. Die Eltern hatten eine gute Wahl getroffen; Auguſte bewährte ſich in jeder Beziehung, hielt treulich bei uns aus in ſchwerſten Zeiten und verließ uns erſt, als ſich der alte Plan, nach Rußland überzuſiedeln, endlich noch realiſierte. Sie ging von uns in eine befreundete Familie über, in deren Verwandtſchaft ſie (obgleich mittlerweile ſelbſtändig geworden) auch noch heute hin und wieder, wo Hilfe not tut, als barmherzige Schweſter tätig iſt[1].

4. Kapitel — Die Nachtwandler

Der regelmäßige Pulsſchlag jenes Junggeſellenlebens mit dem Vater ward meinerſeits durch eine Exkurſion ins Thüringerland unterbrochen. Die Reiſe ging nach Hummelshayn. Was mich dazu veranlaßt, habe ich vergeſſen, wie ich mich denn überhaupt gar keines Anfangs dieſer Sache mehr zu entſinnen weiß, deſto lebhafter freilich der mancherlei eindrücklichen Begebenheiten ihres Fortgangs.

[1] Guſtchen Götzell lebte ſpäter in dem Hauſe des Kriegsrat Friedrich v. Tſchirſchky, deſſen Sohn Adolf mit einer Tochter (Helene) des der Familie v. K. nahe befreundeten Ernſt v. Heynitz vermählt war.

Die erste Erinnerung findet mich bereits in der Postkutsche auf dem Wege zwischen Leipzig und Altenburg. Der sechssitzige Wagen war nur schwach besetzt; außer mir zwei Juden und ein junges Mädchen. Die beiden ersten, gesprächige und anscheinend wohlhabende Handelsleute, hätte Falstaff schwerlich unterlassen, trotz ihrer Ringe, Uhrketten und gewaltigen Vatermörder einem Zwillingspaar von Pavianen zu vergleichen. Das junge Mädchen schien mir auch kein Engel. Ziemlich finster und etwas pockennarbig saß sie mir gegenüber in der Ecke, hielt ihr Bündelchen auf dem Schoße und nahm nicht den geringsten Anteil am Gespräche. Trotz ihrer saubern Kleidung hielt ich sie für irgendeine dienstbare Person und beachtete sie wenig.

Desto größere Aufmerksamkeit aber schenkte ihr der neben ihr sitzende Orientale, welcher durch die abschreckende Kälte, die sie ihm entgegensetzte, nichts weniger als entmutigt schien. Er wandte kaum den Blick von ihr und war ununterbrochen bemüht, sie ins Gespräch zu ziehen, ohne jedoch mehr aus ihr herauszubringen, als ein fast widerwilliges „Ja" oder „Nein." Immer zudringlicher ward der Jude und rückte ihr mit hereinbrechender Dämmerung so nahe, daß seine Ecke völlig frei ward.

Die damaligen Postwagen saßen auf der Achse, die Wege waren nicht zum besten und es gab daher bisweilen Stöße, daß die Passagiere von ihren Sitzen fliegend gegen einander prallten. Eine derartige momentane Verwirrung benutzte Jener, seinen Arm um die erschrockene Nachbarin zu schlingen, und versichernd, daß sie hier weniger von Stößen leiden würde, versuchte er sie auf seinen Schoß zu ziehen. Da sie sich jedoch mit Entrüstung sträubte, legte ich mich ins Mittel und bot ihr einen Platzwechsel an, der sogleich vollzogen wurde. So saß sie nun in meiner Ecke, ich beim Juden.

Der fuhr auf: ob das mein Platz sei? Ich sagte: Ja! und überdem sei ich entschlossen, von jetzt an in anständiger Gesellschaft zu reisen. Der Lümmel murmelte noch etwas in den Bart, und die Unterhaltung erlitt eine kleine Unterbrechung. Bald fingen jedoch die beiden sich jetzt gegenübersitzenden Landsleute unter einander ein halblautes Gespräch „vons Geschäft" an, während meine Schutzbefohlene sich in ihr Tuch gewickelt hatte und zu schlafen schien, ich aber meinen Gedanken Audienz erteilte. Diese Gedanken waren von der angenehmsten Art: sollte ich doch morgen mittag schon in Hummelshayn eintreten, die teuren Verwandten ans Herz zu schließen. Es bemächtigte sich meiner eine so freudige Unruhe, daß ich am liebsten aus dem Wagen gesprungen wäre, um nebenher zu traben.

Es war schon dunkle Nacht, als wir abends neun Uhr in Altenburg anlangten, wo ich zu meinem Schrecken erfuhr, daß die Post hier zwölf Stunden liegen bliebe; ein unerträglicher Gedanke! Der sehr gefällige Wagenmeister erbot sich zwar, mich nach einem, wie er sagte, sehr anständigen und ebenso wohlfeilen Gasthause zu führen, dessen Wirt sein Schwager sei, und wen er empfehle, der hätte es dort so gut wie's einer haben könne. Allein meine Ungeduld, nach Hummelshayn zu kommen,

war ſtärker als dieſe Verlockungen, und ich erkundigte mich nach dem Ronneburger Wege, um auf der Stelle zu Fuße abzuwandern. Natürlich widerriet mir dies der freundliche Schwager des Wirtes. Der Weg ſei weit, bemerkte er, bei Nacht leicht zu verfehlen und überdem nicht ſicher wegen eines jüngſt von der Leuchtenburg entſprungenen Briganten. Ich beharrte indeſſen auf meinem Entſchluß, dankte jenem für ſeine Teilnahme und ſchenkte ihm ein Trinkgeld, womit er ſich entfernte.

Die Juden hatten ſich verlaufen, das junge Mädchen aber mit ihrem Bündelchen anſcheinend wartend dageſtanden. Jetzt, da wir allein waren, trat ſie an mich heran. „Würden Sie mich denn mitnehmen?“ fragte ſie.

„Wohin denn?“ – „O, nur bis Ronneburg, wo ich zu Hauſe bin.“

Ich fiel aus den Wolken und ſagte was von weiten Wegen wie von möglichem Irregehen und Angefallenwerden; aber die Kleine ließ ſich nicht irremachen. Sie erwiderte mir, daß an der Räubergeſchichte mit dem Entſprungenen kein wahres Wort ſei und ebenſowenig an eine Schwierigkeit zu denken, den Weg zu finden. Sie kenne dieſen genau, ſagte ſie, und werde meine Führerin ſein. Wenn ſie freilich gewußt hätte, daß dieſe Poſt hier liegen bleiben würde, ſo hätte ſie ſich anders eingerichtet; nun aber habe ſie Scheu, allein in einem unbekannten Gaſthauſe zu nächtigen, was auch ſonſt nicht ginge.

Indem die Reiſende ſo ſprach, ſchien ſie mir ganz verwandelt; ihre an ſich nicht ſchönen Geſichtszüge belebten ſich auf pikante Weiſe und die Stimme fiel ſo angenehm ins Ohr, daß ich mich unter allen Umſtänden für ſie intereſſiert hätte. Das Zutrauen, das ſie mir ſchenkte, beſtach mich vollends und ſo gewährte ich mit Freuden, was ich ihr doch nicht abſchlagen durfte, ſelbſt wenn ſie mir mißfallen hätte. Wir kamen überein, gleich aufzubrechen; um aber das Nachſehen des Poſtperſonals zu vermeiden, ging meine Reiſegefährtin allein voraus, als wolle ſie ins Gaſthaus.

„Wer war denn das Mamſellchen?“ fragte mich der Wagenmeiſter, als ich mein Bier bezahlte. Ich wußte es nicht und hatte mich ſelbſt noch nicht danach gefragt. Auch ſchien es mir fürs erſte auszureichen, daß ſie ein nettes Mädchen war und mir gefiel. Ich freute mich darauf mit ihr zu wandern, und da ich ſie, als ich das Haus verlaſſen, nicht gleich ſah, beſorgte ich ſchon, es könne ihr leid geworden und ſie mir entwiſcht ſein.

Aber nein! Da ſtand ſie ja am Bäckerladen, wo ſie ſich ein Brötchen eingehandelt, und empfing mich mit heller Freude. Nun ſolle ich ſehen, rief ſie, wie ſie marſchieren könne, und ſchlug einen Schritt ein, den ich ſogleich zu mäßigen ſuchte. „Langſam aus dem Stalle“, ſagte ich, ſei die erſte Regel für jede weitere Entfernung und „Eile mit Weile“ das beſte Beförderungsmittel.

Da meine Begleiterin Beſcheid wußte, kamen wir ohne Frage zum richtigen Tore hinaus, wo ſie vorerſt ihr Brötchen aus der Taſche zog, von dem ſie mir die Hälfte aufdrang. Auch wäre es jetzt wohl angebracht geweſen, wenn wir uns endlich einander vorgeſtellt hätten; doch unterblieb

dies wenigstens der Form nach, und nur ganz allgemach und bruchweise löste sich das gegenseitige Inkognito. Ich erfuhr gelegentlich, daß der Vater meiner Domina Witwer und, wenn ich nicht irre, Pastor oder sonst was Gutes in Ronneburg sei, wie auch, daß sie selbst aus irgendeinem Grunde nach Leipzig fahren mußte, wo sie Verwandte hatte. Aber über ein paar Tage hatte sie nicht bleiben können, denn sie war zu Hause nötig; der Vater konnte nicht hin ohne sie. Bei der Art, wie dergleichen Mitteilungen gemacht wurden, gefiel mir das Mädchen immer besser. Ihre Ausdrucksweise war fein und heiter, ihr Interesse stets angeregt und ihr Benehmen mädchenhaft. So zutraulich sie war, beobachtete sie andrerseits doch alle Zurückhaltung, welche die Umstände erheischten. Sie schlug beharrlich meinen Arm aus, und selbst ihr Bündelchen, das ich so gern getragen hätte, war nicht zu erlangen. Ganz frei und selbständig schritt sie neben mir hin, die Gegenstände der Unterhaltung mit sanguinischer Leichtigkeit wechselnd.

Es war eine schimmernde Sommernacht und wir amüsierten uns, die Sterne zu benennen, die über uns funkelten. Die Pfarrerstochter wußte besseren Bescheid darin als ich, der ich bei Roller mehr auf die Winterhalbe einstudiert war und mich daher nur kümmerlich zurechtfinden konnte. Sie zeigte mir die Leier, den Schwan, die Krone, die Andromeda, den Perseus und andere berühmte Sternbilder, examinierte mich dann und hielt darauf, daß ich's behielte.

Ich glaube, daß niemand, der nicht gerade Astronom ist, die Sterne lange ansehen kann, ohne an die Ewigkeit zu denken. Daß wir beiden in derselben auch einstmalen unser liebliches Erbteil finden würden, daran mögen wir nicht im mindesten gezweifelt haben, wenigstens kamen wir überein, daß wir nach unserem Tode dort oben in jener seligen Lichtwelt wohnen würden. Hierbei gedachte meine Gefährtin ihrer verstorbenen Mutter und weinte etwas. Dann aber fragte sie mich plötzlich wieder ganz heiter, welchen Stern ich mir zum Wohnort wählen würde, wenn ich dürfte?

Ich erwiderte, sie habe ja gesehen, wie wenig ich Bescheid wisse; doch hätte ich eine kleine Vorliebe für die Cassiopeja, weil sie wie ein W aussähe, denn ich hieße Wilhelm. Sie lachte und sagte: aus ähnlichem Grunde könnte ich mich auch in den Wassermann und Widder wünschen, weil sie mit W anfingen. Sie werde aber künftig bei der Cassiopeja meiner denken. Um an Höflichkeit nicht zurückzustehen, ersuchte ich sie, mir gleichfalls ein kleines Andenken am Himmel anzuweisen. Sie sagte aber, sie wisse keins, und es wäre ihr einerlei, in welchen Stern sie käme, wenn es nur recht hell und gut da sei.

So kosten wir und hatten Zeit dazu, denn es ist ein weiter Weg von Altenburg nach Ronneburg. Wir wanderten die ganze Nacht, die mir in dieser niedlichen Gesellschaft wie ein Morgentraum verging. Von den Besorgnissen des Wagenmeisters war nichts in Erfüllung gegangen, denn weder hatten wir uns verirrt noch waren wir durch jenen Entsprungenen

beunruhigt worden, den meine Freundin als eine bloße Legende verlachte, welche in dieſer Gegend täglich neu aufgelegt werde. Etwa bei Sonnenaufgang erreichten wir Ronneburg.

Als ich mich jetzt erkundigte, welchen Weg ich durch den Ort zu nehmen habe, drang meine Begleiterin aufs liebenswürdigſte in mich, es mir für heute in ihrem väterlichen Hauſe bequem zu machen. Es ſei ja ganz unmöglich, nach ſolchem Marſche noch nach Hummelshayn zu gehen, und wollte ich's verſuchen, ſo würde ich in den Wäldern liegen bleiben wie ein forcierter Hirſch. Ja ganz gewiß, das würde ich. Auch müſſe ich doch ihren Vater kennenlernen, der mir für meine Begleitung gewiß gern danken wolle.

Der Vorſchlag wäre gut geweſen, doch mochte ich der Meinung ſein, daß man einen wildfremden Vater zu dieſer Stunde nicht aus dem Bette holen dürfe, um ſeinen Dank zu hören. Zudem trieb mich je länger je mehr die peinlichſte Ungeduld, nach Hummelshayn zu kommen. Ich lehnte alſo ab, beteuernd, ich dürfe mich nicht aufhalten, und Jene beteuerte, ſie dürfe mich nicht laſſen, und wenigſtens eine Taſſe Kaffee müſſe ich bei ihr trinken. Indem wir noch ſo ſtritten, machte meine Gefährtin vor einer Hausture halt und zog die Klingel. Das war der entſcheidende Moment. Ich ergriff ihre Hand, bat ſie, meiner freundlich zu gedenken – und fort war ich.

„Der Weg geht links – rief ſie mir nach – Sie kehren im Löwen ein!" Und links um die Ecke ſchwenkend, grüßt' ich noch einmal zurück.

Da lag der Löwe im Glanz des Morgenlichtes und zeigte ſchon einiges Leben. Eine Magd öffnete die Fenſter der Gaſtſtube, und auf der Hausflur ward ein Pferd angeſchirrt. Ich aber ging vorbei, denn ich dachte, man würde mich dort ſuchen.

Der Held wird müde

Ronneburg lag bald im Rücken und ich war frank und frei; als ich mich aber deſſen freuen wollte, gelang es nicht. Warum hatte ich denn dem guten Mädchen nicht den Gefallen tun können, ihren Vater zu begrüßen, in deſſen Augen das kleine Abenteuer ſeiner Tochter auf ſolche Weiſe die ſchicklichſte Löſung gefunden hätte? Ausruhen mußte ich ja doch irgendwo, konnte unmöglich bis Hummelshayn ſo fort rennen wie ein toller Hund oder von Furien gepeitſchter Ödipus. Ich hätte, wie mir angedeutet worden, ja erſt im Löwen einkehren, ſchickliche Zeit abwarten und dann meinen Beſuch nach Belieben kürzen mögen. Das alles und daß ich grob erſcheinen müſſe und meine Sache herzlich ſchlecht gemacht habe, fiel mir jetzt nachträglich ein, da ich mit ſolcher Weisheit nichts mehr anfangen konnte. Ich ſuchte ſie mir daher auch wieder aus dem Sinn zu ſchlagen und begann einen fröhlichen Marſch zu pfeifen, auf den Text: „Nach Hummelshayn, nach Hummelshayn!"

Zu meiner weiteren Erheiterung konnte freilich der Umſtand wenig beitragen, daß mich ein Kerl einholte, der ſich mir ohne weiteres anſchloß, verſichernd, es marſchiere ſich noch einmal ſo gut in Geſellſchaft. Ich war

entschieden anderer Ansicht, denn dieser Gesellschafter war weder ein zierliches Mädchen wie die Ronneburger Pfarrerstochter, noch überhaupt ein erträgliches Wesen; vielmehr gehörte er zu der unbequemen Klasse inquisitorischer Peiniger, deren Unterhaltung sich wesentlich um die polizeilichen Fragen dreht: woher man kommt, wohin man geht, wie man heißt, was man ist und dergleichen Geheimnisse mehr. Ihn wieder loszuwerden, erlaubte ich mir die deutlichsten Manövers und Andeutungen, doch er war taub für Alles und jedenfalls ein Mann, mit dem man sich nur durch die Lübecker Blume hätte verständigen können.

Mein guter Vater erzählte nämlich gern die folgende Geschichte: Zu Lübeck hatte sich ein Fremder in eine Schenke verlaufen, die sonst nur von Matrosen und anderem Seevolk besucht zu werden pflegte. Harmlos grüßend war er eingetreten; doch kaum hatte er sein Glas Wacholder verlangt, als auch die anwesenden Stammgäste schon die Köpfe zusammensteckten und augenblicklich einig waren, den Eindringling so abzubläuen, daß er das Wiederkommen vergäße. Aber ein alter Schiffszimmermann bedeutete sie: „Nicht gleich so grob, Kinder! ich werde es dem Menschen einmal erst durch die Blume zu verstehen geben.“ Darauf erhob er sich, spuckte in die Hände und brüllte Jenen an: „Was will die Landratte hier? Eppes spionieren? He? Den Augenblick, verfluchter Schweinhund, pack er sich zum Teufel oder ich zerbreche ihm alle Knochen, die er im Leibe hat!“ Der Fremde war wie weggeblasen. Der Alte aber sagte: „Nun seht ihr, Kinder, daß man heutzutage mit etwas Höflichkeit auch noch zu Rande kommt. Das laßt euch zur Lehre dienen.“

Diese Blumensprache hätte mein Begleiter vielleicht auch verstanden; leider konnte ich ihm aber die richtige Raison dazu, die Schiffszimmermannsfaust, nicht zeigen. Ich wußte kein Mittel, ihn abzuschütteln, und mußte mich daher in den Gedanken schicken, den ganzen Tag mit ihm behaftet zu bleiben, denn er wollte nach Kahla und hatte einen Weg mit mir bis Hummelshayn. So trabten wir denn ein gut Stück Weges nebeneinander hin, bis mir der Zufall dennoch einen Ausweg zeigte.

Der einzige Trost, den jener Überlästige mir gegen sich selbst gewährte, war die Versicherung, daß er Bescheid wisse. Als wir nun aber an eine Stelle kamen, wo der Weg sich wie eine Gabel auseinanderzog, zeigte es sich, daß der Führer ebenso dumm war als der Geführte. Wir machten Halt und überlegten, doch es war kein Grund vorhanden, den einen Weg dem andern vorzuziehen. Inzwischen schien mein Führer in der Schule was gelernt zu haben. Er schnallte seinen Tornister ab, und nachdem er unter allerlei Gepäck ein Schnupftuch von Kattun hervorgezogen, streckte er sich ins Heidekraut und breitete jenes vor sich aus. Es zeigte sich, daß eine Karte von Deutschland darauf gedruckt war, die mein Geograph jedoch in die zufällige Richtung unseres Weges, Nord gegen Süd, gelegt hatte. Ich erlaubte mir daher ihm bemerklich zu machen, er müsse seine Karte wenigstens nach der Himmelsgegend wenden, sonst wiese sie uns nach Ronneburg zurück.

„Wollen Sie mich etwa von die Erdkunde belehren?“ erwiderte er, stieß mit dem Daumen in sein Tuch und schwur: „Wenn hier nicht Kahla liegt, soll mich der Teufel holen; folglich wird links geschwenkt! Verstanden?“ Er hätte ebensogut sagen können: folglich wird rechts geschwenkt! und dann wäre ich auf jede Gefahr hin links gegangen. Ich sagte ihm, ich dächte anders, wünschte ihm glückliche Reise und, ehe er noch sein gelehrtes Tuch wieder zusammengepackt hatte, zog ich rechts ab. „Nu! Nu! — rief er mir nach — der Musje wird schon noch an mich denken!“ Und daran hatte er nicht unrecht. War er vielleicht von Anfang an gar nicht im Zweifel gewesen und hatte sich mit seiner Landkarte nur ein Ansehen geben wollen? So viel ist sicher, daß ich falsch ging.

Fürs erste jubelte ich zwar auf. „Beatus qui solus“ sagen die Pastoren, wenn sie ohne Kollegen sind, und diese Seligkeit verstand ich jetzt vollkommen. Singend und pfeifend schritt ich wacker aus, in der Hoffnung, bald auf ein Dorf, ein Haus oder einen Menschen zu stoßen, um mich zu orientieren; ein Stündchen umgelaufen sollte mich nicht dauern. Als aber Stunde auf Stunde verging, die Sonne mir auf Kopf und Ranzen brannte, Hunger und Durst mich anfielen, die Füße schwer wurden und ich immer nichts als Wildnis sah, da schwand allgemach der Jubel und ich fing an besorgt zu werden. Doch machte ich damals eine wichtige Erfindung, die mir auf allen meinen späteren Fußreisen, wenn ich müde wurde, sehr zustatten kam. Ich marschierte nämlich im Dreivierteltakt, was wenigstens die Empfindung wesentlicher Beschleunigung gibt.

Endlich — es mochte Mittag vorüber sein — erreichte ich ein kleines Walddorf, an dessen hübsch gelegener Schenke ein Bierzeichen aushing. Ich schwenkte ein, warf meinen Ranzen auf die Tafel, mich auf die Bank und forderte zu trinken. Das angezeigte Bier war freilich noch nicht ganz vollständig, eigentlich nur Malzbrühe. Es war im Hause gebraut und noch nicht fertig, da sowohl der Hopfenzusatz als die Gärung fehlten, doch war es naß und ging hinunter. Dazu ward Schwarzbrot aufgetragen und frischer Ziegenkäse, und das war alles, was dies Gasthaus leisten konnte. Für einen, der wie ich seit vierundzwanzig Stunden nur vom Fasten gelebt hatte, war es aber eine gute Mahlzeit; und da ich nun obendrein vom Wirt erfuhr, daß ich ganz recht gegangen, was diese Leute immer finden, wenn man nur ihre Kneipe nicht verfehlt hat, so war ich sehr zufrieden und streckte die Beine behaglich von mir. Mein gelehrter Begleiter von heute morgen mußte freilich sehr verirrt sein, samt seinem Schnupftuch; aber das war seine Sache.

Etwas herabgestimmt ward ich indessen, als ich auf weitere Fragen hören mußte, daß es noch sechs gute Stunden sei bis Hummelshayn und der Wirt, obgleich er nicht zugeben wollte, daß ich verirrt sei, da man von hier aus ebensogut als von Ronneburg nach Hummelshayn kommen könne, doch meinte, daß ich gerade nicht den nächsten Weg gegangen. Da war es denn aus mit der kurzen Rast; ich raffte mich auf und trotz der

brennenden Füße ging es wieder vorwärts im Dreivierteltakte über Berg und Tal, durch Wald und Flur, und überall war es zugetroffen, was der Wirt mir vom Wege gesagt hatte, nämlich daß er einsam, lang und sehr beschwerlich sei. Nur das Eine schien nicht zuzutreffen, daß dieser Weg nach Hummelshayn führen sollte.

Schon warf die Sonne ihre längsten Schatten und ich war so müde, daß ich mich kaum noch schleppen konnte – da, meinte ich, wäre es endlich an der Zeit gewesen, anzukommen und sich in den Armen liebender Verwandten auszupflegen. Aber trotz aller Notwendigkeit und alles Weiterschreitens wollte sich von der bekannten Hummelshayner Gegend doch nichts zeigen, noch irgend etwas anderes, woran ich mich hätte zurecht fragen oder finden können. Da ging mir denn ein Licht auf über meine Sünden und ich bereute alles miteinander: daß ich in Altenburg die Post, in Ronneburg das Mädchen und in der Wildnis den Schnupftuchmann verlassen hatte, ja es hätte mir fast leid tun können, daß ich überhaupt die Reise angetreten.

Aber – ist das nicht ein liebes Männlein, was mir da entgegenkommt? Wahrhaftig! das erste zweibeinige Wesen, das mir heute begegnet, seit meiner Trennung vom Geographen. Das Ding kommt immer näher! Zwar sieht's einer rindsledernen Mumie so ähnlich wie ein Ei dem andern – in meinen Augen ist's aber doch ein Engel Gottes, der Rettung bringt.

„Gott grüße, Vater! Wie weit ist's noch nach Hummelshayn?" Das Männlein machte halt: „Nach Hummelshayn? Nu, wo kommt Er denn her?" – „Das ist egal, Väterchen; aber ich will nach Hummelshayn. Seid so gut und sagt mir, wie weit ich noch habe." Der sah mich grinsend an und sagte: „Je nun, mit zwei gesunden Füßen kann's einer in sechs Stunden allenfalls erlaufen."

Das war ein Donnerschlag. Sechs Stunden! Gerade so weit war's vor sechs Stunden auch gewesen und jetzt waren Zeit und Kraft verbraucht.

Ich fragte nun weiter, ob nicht vielleicht ein anderer Ort in der Nähe sei? Aber der Kerl wandte mir den Rücken und ging seines Weges, brummend, ich würde das wohl selbst am besten wissen. Es war nichts weiter mit ihm anzufangen und blieb nur übrig, von neuem auf den müden Beinen Platz zu nehmen und sie zum Weiterhinken anzuspornen. Fiel ich nicht um, so schloß ich, müsse der Weg mich doch irgendwohin führen, und wenn es kein nach nicht Hummelshayn wäre, so würde es jede Schütte Stroh unter Dach und Fach auch tun. Ich war in meinen Wünschen so bescheiden geworden, daß ich nur noch nach Ruhe verlangte, alles Andere sollte mir gleich sein.

Aber siehe da! keine tausend Schritte, so lichtete sich die Holzung und in nächster Nähe vor mir zeigte sich ein Schloß mit einer Gruppe Häuser. Hummelshayn war's freilich nicht, wahrscheinlich Lichtenau, aber immerhin ein sehr erwünschtes Obdach für die Nacht. Ich beflügelte meine

Schritte so gut ich konnte, indem ich jetzt sechs Viertel zählte, und trat bald in eine freundliche Gaststube ein, wo ich zu meiner Überraschung hörte, daß Hummelshayn ganz nahe, etwa nur eine kleine Meile von hier sei.

Ich werde clairvoyant

Ungewißheit und Zweifel ermüden mehr als wirkliche Strapazen. Da ich nun wußte, wo ich war, und ein nahes Ziel vor Augen hatte, kehrten auch die Kräfte wieder und ich wollte auf der Stelle weiter. Doch riet der Wirt, einen Boten mitzunehmen, wenigstens bis zu einer gewissen Stelle, von wo aus man nicht mehr irren könne, und versprach mir, einen aufzutreiben. Bis er erschien, erquickte ich mich mit Butterbrot und Bier; dann brachen wir selbander auf. Mein Führer war ein langer schlotteriger Kerl mit herabhängendem Hosenboden und versoffenem Antlitz. Vor allen Dingen hatte er einen Schnaps auf den Weg verlangt, den ich ihm auch angedeihen ließ, indem ich mir zugleich selbst ein Glas davon in jeden Stiefel goß – ein herrliches Mittel, um ganz erschöpfte Kräfte noch für kurze Zeit zu spannen.

Durch die Rast im Wirtshaus, den Aquavit im Stiefel und die freudige Aussicht, nun bald und sicher bei Oheim und Muhme einzutreffen, war ich wie neugeboren. Ich schritt wieder rüstig in den dunkelnden Wald hinein und amüsierte mich an den Geschichten meines Führers, der durch das letzte Schnäpschen, das schon eine gute Grundlage gefunden haben mochte, ganz begeistert war. Namentlich erinnerte er sich der Kriegszeiten und seiner Fahrten mit den Russen, deren Charakter er sehr lobte. Ganze Kerle wären es gewesen, das müsse er sagen, und hätten gewußt, wo Barthel Most holt; aber die Wege hier im Holze hätten sie doch nicht gewußt. Da hätten sie ihn denn auf ein Pferd gesetzt, ihm einen Sarraß angehangen und sich von ihm anführen lassen. Wie ein General hätte er sich ausgenommen und manches Kopfstück verdient, denn das Geld hätten sie sich nicht dauern lassen.

Da ich mich nun verlauten ließ, daß ich auch so etwas wie ein Russe sei, fiel mir der Schlingel plötzlich um den Hals. „Landsmann! – schrie er – nun laufe ich mit dir hin bis Hummelshayn und sollte ich auch die ganze Grummeternte darum verlieren!" Ich erwiderte, daß, wenn er mich etwa Sie nennen wollte, so nehme ich's auch nicht übel. – Ich wolle ihn wohl nicht anerkennen? – Als Duzbruder nicht, sagte ich, sonst wollten wir ja gute Landsleute und Freunde bleiben.

„Ja! – sprach jener – die Art kann einer schon gebrauchen. Sehen Sie, Herr Landsmann! ich habe Malheur gehabt, wie man zu sagen pflegt: ein bißchen Holz gelesen – kann sein, daß was Grünes mit untergelaufen ist – und dafür eine Tracht Stockprügel auf den nächsten Freitag. Die könnten Sie mir abnehmen, Herr Baron!" Erklärend setzte er hinzu, weil der Herr Oberforstmeister doch meine Freundschaft wären, so könnte ich vielleicht ein gutes Werk tun für einen unglücklichen Familienvater. Ich versprach, mich für ihn zu verwenden.

Unter solchen Reden waren wir durch Dick und Dünn auf schmalem Fußweg an einen Durchhau gelangt, der sich in schnurgerader Richtung weithin durch den Wald zog. Hier machte der Landsmann halt, erklärend, dies sei der Punkt, bis zu welchem er sich verdungen habe. Ich solle nur immer auf der Blöße bleiben, so würde ich in einer kleinen halben Stunde an den Hetzgarten anrennen. Ich erwiderte, er habe mir ja versprochen, mich bis Hummelshayn zu bringen! Aber er verschwor sich hoch und teuer, daß er für seinen Herrn Landsmann schon ein Übriges getan, jetzt aber keine Zeit mehr habe. Ich bot doppelten Lohn. Umsonst, er war nicht zu bewegen. Fehlen, sagte er, könne kein Teufel in solcher Rinne von Durchhau, auch nicht der Dümmste! Er aber müsse retour, käme morgen früh sonst nicht zu rechter Zeit ins Grummet.

Wahrscheinlich hatte dieser Russe sich in seiner Branntweinbegeisterung selbst verlaufen und es mochte ihm der akkordierte Lohn daher viel lieber sein als gar nichts. Ich mußte ihn auszahlen und laufen lassen, wenn er es nicht vorzog, unter dem nächsten Busche auszuschlafen. Nichtsdestoweniger legte ich später die versprochene Fürbitte noch für ihn ein, wiewohl umsonst, denn er war ein liederlicher Strick und höchst verrufener Holzdieb, dem nach Ansicht vernünftiger Leute nichts nachteiliger gewesen wäre als Nachsicht.

Ich war also nun wieder einmal allein im wilden Walde; aber das schöne Sprichwort „beatus qui solus", das mir heute morgen so verständlich gewesen, leuchtete mir jetzt minder ein. Zweifelnd, ob jener zweideutige Kerl mich auch recht gewiesen, setzte ich meinen Marsch in der angegebenen Richtung fort; aber es verging ein halbes Stündchen nach dem andern und der ersehnte Hetzgarten wollte immer noch nicht erscheinen. Dazu war die Branntweinkraft in den Stiefeln verdampft, die Füße waren wund und über die Maßen schmerzhaft und der Ranzen auf dem Rücken lastete wie ein Gebirge. Freilich blinkten auch heute wieder die freundlichen Sterne auf mich nieder wie gestern Abend, aber ich beachtete sie nicht; es war mir gleichgültig, wie sie hießen und ob das Ronneburger Mädchen ihren Liebling darunter hatte oder nicht. Ich hatte nur einen einzigen Gedanken, nämlich daß der Hetzgarten erscheinen möchte, ehe ich, wie jene mir vorausgesagt, am Boden läge.

Dieser Wunsch ging niemals in Erfüllung. Der Durchhau, in welchem ich bis dahin fortgekrochen, nahm zwar sein Ende, aber nicht der Wald. Ich war in einen Sack geraten, ohne Spur von Ausweg. Nach solchem [illegible] überall die gleichen Stämme, das gleiche Heidekraut, die gleiche Finsternis.

Was sollte nun werden? Wäre ich bei Kräften gewesen, so hätte ich mich vielleicht nach dem letztverlassenen Dorf zurückgefunden. Aber seit vierundzwanzig Stunden fast ununterbrochen auf den Füßen, ohne Schlaf und ordentliche Nahrung war ich wie ein verlöschendes Licht. Es war mir unmöglich, mich länger aufrecht zu halten, und ich beschloß daher oder glaubte vielmehr mich darein ergeben zu müssen, die Nacht da zuzubringen,

wo ich mich befand. Dann aber auch zurück, und zwar weiter als bis zur letzten Schenke! Ich war in miserabler Stimmung; zwar resigniert, aber keineswegs ergeben in Gottes Fügung. Es war ein böser Trotz der Schwäche, der sich meiner bemächtigt hatte und mich mit Bitterkeit erfüllte. Was habe ich für einen Beruf, so dachte ich, mit Aufopferung meines Lebens dies alberne Hummelshayn zu suchen, auf das sich ohne Zweifel der Teufel gesetzt hat, es zu verdecken. Möge es denn unter seinen angenehmen Schleiern bleiben, wo es bleibt; ich wenigstens werde es nicht weiter suchen. Soll ich hier sterben, muß ich's leiden; lebe ich aber morgen noch und kann mich rühren, so gehe ich geradewegs zurück nach Dresden, und Ziegesars werden dann zu spät erfahren, welche Freude ihnen entgangen ist.

Mein Gepäck abstreifend kroch ich unter die weitausgestreckten Fächer einer alten Fichte, zog den Ranzen unter den Kopf und, nichts fürchtend, nichts hoffend und nichts denkend, doch im Genusse einer tiefen wohltuenden Ruhe lag ich wie ein Toter da. Auch möchte ein solcher aus mir geworden sein, denn ich war heiß vom Gehen, leicht gekleidet und ohne Mantel – aber jetzt trug sich etwas so Außerordentliches zu, daß ich noch heute eine genügende Erklärung nicht zu finden weiß.

Einer totenähnlichen Ruhe hingegeben, wie man sie etwa nach eingetretener Ohnmacht empfindet, mochte ich etwa zehn Minuten lang dagelegen haben, als eine eigentümliche Veränderung mit mir vorging. Obgleich ich nicht geschlafen, hatte ich dennoch die süße Empfindung allmählichen Erwachens und es war, als würde mir ein Schleier abgezogen, der mir bis dahin längst Bekanntes verborgen hatte. Die nächtlichen, mich zunächst umgebenden Gegenstände erschienen mir plötzlich so heimisch, wie sie es den Kreuzschnäbeln und Finken sein mochten, die hier genistet hatten. Ich war kein Fremder mehr in dieser Wildnis; ich kannte Alles, die alten Wurzeln an meiner Seite, ja ganz speziell die einzelnen Grashalme und Steine, zwischen denen ich lagerte. Und weiterhin der dunkle Wacholder und jener tot herabhängende Ast voll Moos und Flechten – ich wußte, daß das Alles da sein mußte.

Daß ich an dieser Stelle vielleicht schon als Kind gewesen, ist nicht unmöglich, doch entsann ich mich dessen nicht; auch würde diese Annahme weder die genaue Kenntnis alles Einzelnen noch überhaupt meinen Zustand erklären, der ein durchaus ungewöhnlicher und abnormer war. Vorübergehende Momente hat wohl Jeder, da ihm eine neue Situation als wohlbekannt und längst erlebt erscheint; so ähnlich war's mit mir, nur daß die Illusion eine längere Dauer hatte. Natürlich wußte ich jetzt auch, wohin ich mich zu wenden hatte, um nach Hummelshayn zu kommen, und fühlte Kraft und Mut, es noch heute zu erreichen.

Erquickt und neubelebt erhob ich mich wie nach einem guten Schlafe, griff nach dem Ranzen und setzte mich wieder in Bewegung. Weg und Steg waren freilich jetzt ebensowenig vorhanden als früher, auch sah ich mich gar nicht danach um. Quer ging's durchs Holz von einem bekannten

Ding zum andern, und immer wußte ich, daß ich recht ging. Die wunden Füße nicht beachtend durchſchritt ich den finſteren wegloſen Wald mit ſolcher Sicherheit, als wären es die wohlbekannten Räume der väterlichen Wohnung geweſen.

Wie lange ich ſo gewandert, weiß ich nicht, aber endlich brach der Wald ab, ich trat ins Freie — und ohne die geringſte Überraſchung ſah ich die nächtlichen Umriſſe des langerſehnten Schloſſes vor mir mit der Kirche und den anliegenden Gebäuden. Aber nicht, wie ich geſollt hätte, von der Altenburger Seite, ſondern von der entgegengeſetzten, auf dem Wege, der von Kahla kommt, gelangte ich in den Schloßhof. Die Verwandten, die eben im Begriff waren, ſich ſchlafen zu legen, erſchraken vor meinem geiſterhaften Anblick und hörten mit Erſtaunen den Bericht von meinen Abenteuern. Sie erquickten mich mit dem Beſten, was ſie hatten, und ſo aufgeregt war ich von Freude, daß ich ſchließlich mit Gewalt ins Bett getrieben werden mußte.

Wie es weiter wurde

Mein Hummelshayner Leben begann mit einem Schläfchen, das ſechs- unddreißig Stunden währte. Zwar wurde mir nachträglich berichtet, ich ſei mittlerweile einmal geweckt worden und wie ein bewußtloſer Schemen bei Tiſch erſchienen, doch war ich gleich nach der Mahlzeit wieder zu Bett gegangen und hatte von alledem nicht die geringſte Erinnerung.

Nach ſo außerordentlicher Erquickung war's denn kein Wunder, daß Hummelshayn mir im angenehmſten Roſenlicht erſchien, zumal ich die erwünſchteſte Geſellſchaft vorfand. Der Quaſi-Vetter Hermann, derzeit Primaner zu Kloſter Roßleben, hatte wie alle Ferienſchüler nicht nur die beſte Laune, ſondern ſogar noch ein paar andere Kloſterbrüder, v. Wangenheim und v. Scheliha, mitgebracht, denen auch nichts weniger abging als das Vermögen, ihr junges Leben zu genießen. Sogar unſer alter bewährter Genoſſe von ehemals, Herr Hannibal Anteportas, derzeit wohlbeſtallter Page am Rudolſtädter Höfchen, war auf Urlaub bei den Eltern und ſtets mit uns zuſammen. Da ertönten denn die Hallen des alten Schloſſes, in das man uns logiert, deſſengleichen Hof und Garten von jugendlichem Frohſinn, ſtarken Geſängen, wohlgemuten Reden und dem Klirren der Rapiere, die wir fleißig in Bewegung ſetzten; dazu ward zweimal täglich gebadet und demgemäß gegeſſen. Kurz, es war ein Ferienleben wie es im Buche ſteht.

Endlich wurden jene ſchönen Tage noch durch eine Wanderung in die Umgegend beſchloſſen, welche ich mit Hermann allein und zwar zum Zweck des Wiederſehens mit alten Freunden, Gönnern und Bekannten unternahm. Wir beſuchten unter andern in Rudolſtadt den genialen Schlachtenmaler Cotta, von dem ich früher ſchon berichtet, in Katzhütte unſeren ehemaligen Lehrer, den Paſtor Bäring, in Jena Frommanns, Köthens und den Studenten Förſter, bei dem ich abtrat, während Hermann allein nach Drakendorf vorausging, wo ſeine Eltern unſrer warteten.

Unter Förſters Ägide ſah ich von Stadt und Land ſo viel, als die kurze Zeit von ein paar Tagen geſtatten wollte. Auch hoſpitierten wir bei einigen Profeſſoren, unter denen mich Fries am meiſten intereſſierte, den ich übrigens ſchon etwas kannte, da er bei gelegentlicher Durchreiſe durch Dresden unſer Haus beſucht hatte. Von der eigentümlichen Richtung dieſes Mannes war des öfteren bei uns die Rede.

Fries[1] war von Haus aus Herrnhuter und in herrnhutiſchen Anſchauungen großgezogen, wie ſich denn auch in ſeinem ganzen Weſen und Gebaben das eigentümlich freundliche und milde Gepräge jener Gemeinde nicht verleugnete, die ihm zeitlebens teuer blieb. Ihre theologiſche Richtung hatte er freilich längſt verlaſſen. Vor dem Lichte wiſſenſchaftlichen Erkennens war ihm der anerzogene Kinderglaube wie Nebel vor der Morgenſonne weggedampft, wenigſtens in formeller Hinſicht, denn dem Weſen nach behauptete Fries ihn feſtzuhalten und zwar nicht bloß mit dem Herzen, wie der geiſtverwandte Fachgenoß Jacobi, ſondern auch begrifflich, wie der ſpätere Hegel. Es waren ja nur die Tatſachen des Evangeliums wie auch die Dogmen der Kirche, welche ſich ihm zu unweſentlichen Bildern und Formeln der göttlichen Idee verkehrt hatten. Die letztere als das Weſentliche wollte er beibehalten, nur anders begründen, als es die Kirche tat. Was freilich von einer ſo abgezwiebelten Idee noch übrigbleiben konnte, mußte er am beſten wiſſen, indeſſen glaubte er doch an dieſem Reſte das Chriſtentum zu haben, das er von Herzen wert hielt. Er verkehrte daher auch gern mit gläubigen Chriſten, bei denen er ſich allezeit zu Hauſe fühlte, wenn ſie ihn nur in ſeiner Eigentümlichkeit gewähren ließen. Sogar nach Herrnhut zog ihn ſein Herz des öfteren zurück, ſich an den ſchönen Gottesdienſten der Gemeinde zu erbauen, an ihren Liebes- und Abendmahlen teilzunehmen.

Meinen lieben Vater ſetzte ſolche Richtung in einiges Erſtaunen. Er konnte nicht begreifen, wo die Sache herkommen ſollte, wenn die Urſache fehlte, und war der Anſicht, daß, wenn die heilige Geſchichte wirklich geſchehen ſei, ſo ſei ſie wahr und zwar nach Form und Inhalt – wo nicht, nach beiden Seiten falſch. Gegen ſolche Alternative mochten etwa die Äſopiſchen Fabeln ins Feld geführt werden wie alle Mythen der alten Welt, obgleich ſich in beiden auch nichts anderes als die profanſte Erfahrungsweisheit offenbart. Aber es ſchien, daß Fries nicht rechten und Jedem die Anſicht gönnen wollte, die ihn befriedigte, oder daß es ſich ihm, wenigſtens in unſerem Hauſe, nur darum handle, den Vater von der Gleichheit ihrer gegenſeitigen Glaubensrichtung zu überzeugen. Die Faſſung mochte verſchieden ſein – der Edelſtein blieb doch derſelbe. Ob die Evangeliſten die Idee, um die es ſich handelte, in Geſchichten, die Kirche in Dogmen und Gebräuchen, die Kunſt in Bildern, die Philoſophie endlich in Begriffen zu erfaſſen und darzuſtellen ſtrebe, das tangiere oder verändere die Idee ſelbſt nicht im geringſten, und ganz dasſelbe, was mein

[1] Jakob Friedr. Fries (1773–1843), geb. in Barby, ſeit 1816 Prof. der Philoſophie in Jena.

Vater male, das ſei auch das, was er, der Philoſoph, im Hörſaal demonſtriere. Es habe aber ein Jeder ſeine eigene Sprache.

Von ſolchen Reden war mein Vater zwar nicht ſonderlich erbaut geweſen und noch weniger die Mutter, doch ſagte er dieſer ſpäter: „Der Fries wird doch noch einmal Chriſt.“ Er hielt den jedenfalls ſehr liebenswürdigen Mann von Herzen wert.

Ich hörte Fries damals in Jena von der Würde männlichen Charakters reden, die ich denn auch ſogleich in mir verſpürte, und war nahezu entzückt von ſeinem Vortrag. Wie gut, dachte ich, haben es doch die Studenten! Es geht wahrhaftig nichts darüber, ſo überaus behaglich auf bequemer Bank zu ſitzen, ſich von geiſtvollen und gelehrten Männern beſtens unterhalten und wie ein leeres Faß mit aller Weisheit füllen zu laſſen. Von der ſchweren Not, die mancher hat, ſein Faß nachher gehörig zu verſpunden, wußte ich freilich nichts.

Aber noch einen weit berühmteren Mann als Fries es war, ja den gefeiertſten in Deutſchland hätte ich damals ſehen und auch reden hören können, wenn ich gewollt hätte, nämlich den Dichterkaiſer Goethe, der ſich zufällig in Jena aufhielt. Frommanns hatten mich recht eigens auf ihn eingeladen wie auf die größte Delikateſſe, die man einem nicht ganz dummen Menſchen vorſetzen konnte. Ich muß aber doch zu dumm geweſen ſein oder vielleicht war ich auch nur zu blöde, in Reiſekleidern vor dem Miniſter zu erſcheinen – kurz ich entwich entſetzt nach Drakendorf, von wo ich mit der ganzen Ziegeſarſchen Familie nach Hummelshayn zurückkam.

Der Krüppel von Hohenſtein

Mit jener Epiſode war mein Urlaub erſchöpft und ich rüſtete zum Rückzug. Aber nicht wieder über Leipzig wollte ich gehen, ſondern durchs Erzgebirge, und nicht etwa weil dieſe Gegend ein beſonderes Intereſſe für mich gehabt hätte, ſondern nur, um den Verſuch zu machen, dort einen Mann aufzufinden, von dem neuerdings bei uns ſehr viel die Rede geweſen war.

An den Loſchwitzer Sonntagen hatte die Mutter uns ein Buch von Schubert vorgeleſen, das unter dem Titel „Altes und Neues“[1] allerlei erbauliche Züge aus dem Glaubensleben gottesfürchtiger Menſchen mitteilte. Darin geſchieht denn auch eines frommen Mannes aus dem Volke Erwähnung, ſeines Zeichens ein Leineweber mit Namen Steffan, den Schubert perſönlich kannte, da er in ſeiner Vaterſtadt Hohenſtein lebte. Dieſer Menſch war alt und arm und krank. Er hatte ſomit alles, was man gewöhnlich am meiſten ſcheut, und zwar in reichem Maße, denn ſein Alter war beträchtlich, ſeine Armut bettelarm und ſeine Krankheit unheilbar. Nichtsdeſtoweniger war er ein glückſeliger Menſch, und daß er das in Wahrheit ſein konnte, machte ihn nicht wenig intereſſant, weil

[1] „Altes und Neues aus dem Gebiete des inneren Seelenlebens.“ Bd. I. Leipzig, Reclam. 1817.

es ein Beleg für die beseligende Kraft des Christentums zu sein schien, das er bekannte.

Steffan hatte sich nach Schuberts Relation bis in ein vorgerücktes Alter als Junggeselle verhalten – da starb sein Jugendfreund, ein anderer Weber und verheirateter Mann, und nahm ihm sterbend das Versprechen ab, für seine Hinterbliebenen zu sorgen. Um dem nachzukommen, heiratete Steffan die Witwe, deren Aussteuer nur in zwei kleinen Mädchen bestand, von denen das jüngste taubstumm war. Aber Steffan baute auf die Hilfe seines Gottes, die er denn auch bald und zwar in ganz außerordentlicher Weise nötig hatte und erfahren sollte. Der sonst kerngesunde Mann erkrankte, ward unausgesetzt von empfindlichen Schmerzen gepeinigt und endlich dergestalt gelähmt, daß er weder stehen noch gehen und daher das Bett nicht mehr verlassen konnte. Da war's denn aus mit der Weberei und auch die Frau konnte nichts mehr verdienen, da sie weder den Mann noch die taubstumme Tochter aus den Augen lassen durfte. Die Familie schien dem Verderben preisgegeben.

Nun aber trat die wunderbarste Hilfe ein, von welcher Schubert in seinem Buche eine ganze Reihe auffallender Beispiele herzählt. Obgleich dem armen Kranken als Betriebskapital nichts anderes als die Vierte Bitte geblieben war, so reichte diese doch zu aller Notdurft aus, denn es ward ihm stets zu rechter Zeit und zwar meist von unbekannten Händen das Nötigste ins Haus getragen. Es war zwar nur das Nötigste, aber ein Mehreres hatte Steffan auch früher nicht gekannt, und jetzt war er fast überwältigt von der Fülle des Guten, das ihm so unverdient von allen Seiten zufloß.

Von diesem Manne, wie daß ich ihn aufzusuchen dachte, hatte ich in Hummelshayn gesprochen, und da ich nun Abschied nahm, steckte mir die Tante noch ein Sümmchen Geld zu „für den Leineweber", wenn ich es nicht selber brauche. Das war eine Freude! Denn ich war allerdings so abgebrannt, daß ich keinen Groschen missen konnte. Nun brauchte ich nicht mit leeren Händen zu erscheinen.

Nach mehreren heißen Tagemärschen langte ich eines Abends in Hohenstein an. Ob mein Heiliger wohl noch leben würde, dachte ich, und ob Schubert auch den rechten Namen oder vielleicht aus Schonung nur den Taufnamen angegeben habe? Da stand gleich bei den ersten Häusern eine Gruppe Nachbarn, die ich nach Steffan fragen konnte, aber dieses Namens gab es mehrere. Der meinige, sagte ich, sei sehr arm, und das waren sie ebenfalls alle. Da ich endlich den Gesuchten als alt und an den Beinen gelähmt bezeichnete, bemerkte ein herzutretender Arbeiter: das passe schon auf Einen, den er kenne, einen alten Betbruder; aber bei der Art würde ich wohl nichts zu suchen haben. Ich aber suchte gerade bei der Art etwas, war hoch erfreut und ließ mir die Wohnung des Betbruders beschreiben, die am andern Ende des Bergstädtchens gelegen nicht leicht zu verfehlen war.

Vor der Türe des etwas windschiefen Häuschens fand ich eine Frau, die kleingemachtes Holz eintrug und mich auf meine Frage nach dem Leineweber Steffan etwas verwundert die Treppe hinaufwies. Hier trat ich in ein ärmliches Zimmer, dessen wesentlichstes Ameublement in ein paar Betten bestand. In dem einen lag ein auffallend schöner alter Mann, der sich mittelst eines um das Fußende geschlungenen Seils, das er wie einen Zügel in der Hand hatte, aufrecht hielt, und um ihn standen eine Menge Kinder, die er zu unterrichten schien. Er sah mich fragend an.

Ich sagte, ich hätte einen Auftrag an den Webermeister Steffan. „So heiße ich – erwiderte er – aber wenn's nicht allzu eilig ist, so verziehen Sie ein wenig; meine Schule wird gleich aus sein."

So ist er also mittlerweile Schulmeister geworden, dachte ich – wenn es nur der rechte Steffan ist! Ich setzte mich nun still in eine Ecke und jener fuhr in seiner Sache fort. Er fragte den Kindern die Gebote ab und sprach zwischendurch zu ihnen so einfach und mit so rührend warmer Liebe, daß es auch mir zu Herzen ging. Ich konnte nicht länger zweifeln, ob ich in diesem Stübchen recht sei.

Inzwischen wurden die Kleinen bald entlassen und auf den Wink des Alten trat ich ehrfurchtsvoll ans Bett, auf das er sich ermüdet zurückgelassen hatte. Am liebsten hätte ich gleich damit begonnen, mir seinen Segen auszubitten, und war ganz verlegen, ihm statt dessen ein klägliches Almosen einhändigen zu sollen.

„Was haben Sie mir denn zu sagen?" redete Steffan mich jetzt an, indem er mir freundlich die Hand reichte. Ich sagte, eine Dame aus Thüringen, woher ich käme, hätte mir etwas für ihn mitgegeben. Ob ich ihm damit recht käme, wisse ich nicht, aber abgeben müsse ich's, und damit legte ich das Geld der Tante auf die Bettdecke. Es waren drei harte Thaler.

Steffan erwiderte nichts. Er faltete die Hände, und eine Träne nach der andern ging aus seinen Augen. Als aber nun seine Frau eintrat, dieselbe, die mich unten zurechtgewiesen, sagte er mit leiser Stimme: „Sieh doch da, die ganze Miete!"

Ich konnte es nicht hindern, daß Jene mir die Hände küßte, obgleich ich nicht der Geber war; sie löste sich fast auf in Dankbarkeit und ich erfuhr nun, daß schon am nächsten Tage die Exekution wegen rückständiger Miete erfolgen sollte, die von mir überbrachte Summe die Schuld aber bei Heller und Pfennig decke. Nicht mehr und nicht weniger war es, es hatten gerade drei Thaler gefehlt, wegen deren Geringfügigkeit ich mich dem ehrwürdigen Manne gegenüber geschämt hatte. Nun hatten sie dennoch ausgereicht, ihn vor Plünderung zu schützen.

Ich mußte jetzt berichten, wie es zugegangen, daß meine Tante von der Not eines so weit entfernten kleinen Mannes Kenntnis gehabt, und sprach natürlich von Schuberts Buche. Steffan richtete sich verwundert auf. Er konnte sich nicht gleich darein finden, daß von ihm, dem Hohensteiner Weber, etwas in Büchern stehe, ebensowenig, als Schubert es sich gedacht haben mochte, daß jener etwas davon erfahren würde. Indessen

kannte Steffan die Eigentümlichkeit seines alten Freundes und sagte endlich mit besonderem Tone: „Der liebe gute Schubert! Aber unser Vater im Himmel hat wunderliche Kinder und wunderbare Wege!"

Letzteres wußte Steffan nicht erst seit heute Abend; er hatte viel erfahren und sprach gern davon, auf wie merkwürdige Art ihm oft die wunderbarste Unterstützung zugekommen, und immer ohne sein eignes Zutun, denn er hatte nie gebettelt, außer an jener Schwelle, an welcher alle Christen, große und kleine, täglich zu betteln angewiesen sind. „Noch heute! — sagte er — wer konnte wissen, daß wir den letzten Span verbrannt? — da fährt ein fremder Fuhrmann vor und ladet ein ganzes Fuder kleingespaltenen Holzes ab. Daß meine Frau beteuert, wir hätten nichts bestellt und könnten nichts bezahlen, ist in den Wind gesprochen. ‚Wenn's bei dem lahmen Steffan ist, so ist's schon recht!' und damit fährt mein Fuhrmann ab und will keinen Dank mitnehmen. Dann aber kommen Sie, mein junger Freund, vom Thüringer Walde her, um unsere Miete zu bezahlen! Und so ist's nun die ganzen zehn Jahre her gegangen, seit ich mich nicht vom Bette rühre. Wer bin ich, Herr, daß du meiner so gedenkst! Du hast es nie am Öl und Mehle fehlen lassen, obgleich ich müßig liege wie ein Brachfeld."

Aber die Schule, dachte ich, die muß doch ihre Früchte tragen. Als ich ihn indessen hieran erinnerte, sagte er: dafür habe er auch zu danken, daß die Kleinen gerne zu ihm kämen, arme Fabrikkinder, die den Tag über für ihren Unterhalt arbeiten müßten und die Schule nicht besuchen könnten. Da kämen denn ihrer einige am Feierabend zu ihm, und er unterweise sie im Lesen, Schreiben und im Katechismus. Das sei seine Freude und Erquickung.

So wurde denn dieser Ärmste noch der Wohltäter vieler armen Kinder, die ohne ihn verwildert wären. Vielleicht mußte er gerade darum leiblich krank sein, damit er den Samen geistiger Gesundheit in die Seelen dieser Kleinen streue, welche somit möglicherweise noch einen Vorzug vor denen hatten, welche die Ortsschule besuchten, denn dort wurde, wenigstens nach Steffans Ansicht, kein Christentum gelehrt, vielmehr nur Anweisung gegeben, nach dem Vorbild edelmütiger Tiere, wie Löwen, Elefanten und dergleichen, recht zu tun und nichts zu fürchten.

Unter solchen Reden war es ganz finster geworden und die ab und zu gehende Frau hatte ein Blechlämpchen angezündet, das, an einer Drahtkette gerade über der schönen Stirn des Alten schwebend, sein Friedensangesicht ganz wundersam verklärte — ein Raphaelischer Kopf in Rembrandtscher Beleuchtung. Es war ein Bild, das anzusehen ich nicht ermüdet wäre und gern gemalt hätte, wenn das so ginge. Inzwischen ward für mich und Steffan eine Schwarzbrotsuppe serviert, die wir unter uns zweien mit Danksagung und ohne sündliche Überladung des Magens von töpfernen Tellern zu uns nahmen. Die Frau zog sich bescheiden zurück; ob sie sich für zu gering hielt, in meiner Gesellschaft zu speisen, oder mir vielleicht gar ihren eigenen Anteil abgetreten hatte, um selbst zu fasten,

kann ich nicht sagen. Jedenfalls schien es mir nicht zuzukommen, sie auf ihre eigne Suppe einzuladen.

Nach Tische stellte sie sich jedoch ganz freundlich wieder ein, schob ihr Spinnrad aus der Ecke und blieb nun bei uns. Sie hatte auch die oberwähnte taubstumme Tochter mit hereingebracht, die mir grinsend die Hand reichte. Diese war eine auffallend häßliche Person etwa von zwanzig Jahren und trug ein Kind auf dem Arme, das sie unablässig herzte, bis Steffan es ihr abnahm. Ich fragte, ob sie verheiratet sei. Da schüttelte der arme Alte den Kopf und sagte bekümmert, dies Kind trüge keinen Vaternamen, sein Vater sei nicht zu ermitteln.

Also auch dies Entsetzliche hatten die armen Menschen über sich ergehen lassen müssen, und daß es empfunden wurde, kann man sich denken. Doch kam kein hartes Wort, kaum eine Klage über Steffans Lippen. Nicht wunderte er sich nach Art des Unglaubens, wie gerade ihn, den Unschuldigen, dergleichen Unheil treffe, vielmehr wunderte er sich der unverdienten Güte Gottes über ihn und war der Meinung, daß er, dem täglich so viel Gutes zuteil ward, nicht sauer sehen dürfe, wenn es ihm auch einmal nach Verdienst erginge. Es sah lieblich aus, wie der freundliche Alte das kleine Kind in seinen Armen hatte, das er so lange bei sich behielt, als die Ungeduld der Mutter es gestattete.

Unterdessen war die Gesellschaft zahlreicher geworden. Der Mann der älteren Tochter, auch ein Weber, namens Uhlich, nebst seiner Frau und außerdem noch verschiedene andere Personen geringen Standes hatten sich nach und nach zusammengefunden. Sie waren augenscheinlich auf mich eingeladen, wie ich vordem auf Goethe, wenigstens äußerten sie kein Befremden, mich vorzufinden. Wie jeder eintrat, reichte er mir und allen Übrigen die Hand mit zutraulicher Freundlichkeit; dann wurde Platz genommen, wo man ihn fand, das leere Bett als Sopha benutzt. Einer saß sogar noch auf dem Tische.

Die Unterhaltung war sehr bald im Flusse. Es ist natürlich, daß Reisende aufgefordert werden zu erzählen, wie es bei ihnen zu Hause aussieht, und ich hatte von zahlreichen Gesinnungs- und Glaubensgenossen nicht Unerfreuliches zu berichten. Einige Verwunderung dagegen mochte man nicht bergen, da man erfuhr, daß ich, den man für einen angehenden Theologen gehalten, nur Maler werden wolle. Die Kunst wollte diesen einfachen Männern wenn nicht als ein eitles, doch jedenfalls als ein überflüssiges Gewerbe erscheinen. Steffan nahm mich jedoch in Schutz. Jedes Geschäft, sagte er, sei eitel, wenn man es im Dienst der Eitelkeit betriebe, sogar das Predigen; ein Maler aber könne wohl zu gottgefälligen Zwecken malen. Er selbst habe einmal in einer Kirche ein Bild gesehen, das habe ihn mehr als die Predigt erbaut; auch habe er gehört, daß der selige Zinzendorf durch ein Bild erweckt worden sei.

So sprach man hin und wieder und Steffan gab das Beste; aber auch die Andern schienen sämtlich achtungswerte Leute, in deren Gesellschaft man sich wohl und heimisch fühlen konnte. Jeder Quartaner mochte sie

an Gelehrsamkeit übertreffen, und von den konventionellen Formen der oberen Gesellschaft hatten sie auch nichts an sich; indessen gibt das Christentum an sich, da wo es wirklich Herzenssache wird, eine eigentümlich liebenswürdige Bildung, welche das Wesen auch des geringsten Arbeiters zu adeln vermag. Steffan las schließlich noch ein Kapitel aus der Heiligen Schrift vor und entließ dann seine Gäste.

Was mich aber anbelangte, so sollte ich nicht entlassen werden. Der herzliche Alte sowohl als seine Frau drangen in mich, die Nacht bei ihnen zu bleiben; und sie mußten es mir angetan haben – ich blieb sehr gern. Frau Steffan überzog für mich das andere Bett – wahrscheinlich ihr eigenes – mit frischen Laken und entfernte sich dann mit ihrer Tochter, um Gott weiß wo zu bleiben.

Als ich zur Ruhe war, blies der Alte sein Lämpchen aus und fing an zu beten. Er betete mit lauter Stimme in seiner einfachen Weise auch für mich, und zwar so glaubensfroh und zuversichtlich, daß meine Seele emporgetragen ward in den stillen Frieden einer besseren Welt, da es keine Zweifel, keine Sünde und keinen Tod mehr gibt. Es war mir, als fühle ich die Gegenwart der Engel, die das Bett meines lieben Gastfreundes umstehen mochten, bis allgemach der Vorhang sich niedersenkte, der Schlaf und Wachen von einander scheidet.

Was war doch dieser arme Steffan für ein Reicher! Ein Philosoph der alten Welt würde sich an seiner Stelle ohne weiteres entleibt haben, während er, ein gequälter, halb zertretener Wurm, der er war, nicht allein für seine Person heiter und dankbar lebte, sondern von seinem Überflusse auch noch Andere stärkte und auferbaute. Das sind die Wunder des Christenglaubens. Wenn dieser denn auch wirklich eine Täuschung wäre, wie die klugen Leute fabeln, so fragt sich's, ob solche Täuschung nicht jeder Wahrheit vorzuziehen sei, die uns in Not und Sünden stecken läßt. Aber es ist nicht so – ein Steffansglaube wächst nicht auf dem Stamm der Lüge.

Ich hatte fest geschlafen bis zum hellen Morgen, als mich der Ton einer Geige weckte. Im ersten Augenblicke war ich erstaunt, mich in so fremdartiger Umgebung zu finden, Bett an Bett mit einem alten Greise, der mit heller Stimme wie eine Lerche zu seiner Geige sang. Steffan war seiner Gewohnheit gefolgt, den anbrechenden Tag mit einem Danklied zu begrüßen.

Ich war bald auf den Beinen und horchte noch ein Stündchen den Gesprächen des merkwürdigen Mannes, bis Ublich mit noch zwei anderen von der gestrigen Gesellschaft erschien, mir das Geleit zu geben. Da schied ich von dem teuern Alten, nachdem er seine Hände auf mein Haupt gebreitet und mich gesegnet hatte.

Die Reiseabenteuer gehen zu Ende

Die weitere Rückreise war bequem genug. Die Hohensteiner Freunde ließen es sich nicht nehmen, mein Gepäck zu tragen, und begleiteten mich drei oder vier Wegstunden weit, bis nahe an die Tore der Fabrikstadt

Chemnitz, sie wurden nicht müde, von ihrem geistlichen Vater und Propheten, dem alten Steffan, zu erzählen, von seiner Glaubensstärke, seiner Demut und Liebe, wie auch von dem Spott und der Verachtung, welche er wie sie selber von ihren aufgeklärten Mitbürgern zu erleiden hatten. Doch schienen sie damit ganz zufrieden und fanden es selbstverständlich, daß sie als Knechte Christi an der Schmach ihres Herrn und Meisters Anteil hätten.

Zum besseren Fortkommen auf dem Wege zur Seligkeit schenkten mir die Freunde, ehe wir schieden, noch einen gedruckten, in Bunyans[1] Geschmacke abgefaßten Reisepaß, anscheinend vom Herrn des Himmels selber ausgestellt. Darinnen war in wohlgemeinten, wenn auch etwas ungeschickten Versen die Signatur eines richtigen Christen vielleicht ganz richtig angegeben; wenn aber das Wörtlein Paß von passen kommt, so mußte ich mir gestehen, daß diese Beschreibung wenigstens auf mich nicht paßte und jeder gewissenhafte Gensdarm mich darauf hätte festnehmen müssen. So hätte ich Sorge tragen müssen, die angegebenen Kennzeichen in mir wahrzumachen; aber es fehlte mir die Einfalt, mich an solchen religiösen Spielereien ernsthaft zu erbauen.

Der alte Steffan hatte es mir zur Pflicht gemacht, in Chemnitz Schuberts Schwester aufzusuchen, die an den dortigen Bürgermeister Wirth verheiratet sei, was ich nicht wußte. Ich wollte nur im Vorübergehen grüßen, aber die liebenswürdigen Menschen schienen ihren wirtlichen Namen mit der Tat bewähren zu wollen. Ich mußte an meine Eltern schreiben, daß ich hier einige Tage rasten würde, und nun alles sehen, was Chemnitz und seine Umgegend an Herrlichkeiten aufzuweisen hatte. Dergleichen vergißt sich wieder, aber die wohltuende Herzlichkeit meiner lieben Wirthe ist mir in lebendiger und dankbarer Erinnerung geblieben.

Mit Butterbrot und kalter Küche ausgestattet, schied ich am dritten Tage und richtete meine Schritte zunächst auf das romantisch gelegene Augustusburg, in dessen Nähe mich ein einsamer Musterreiter einholte. Der grüßte höflich und knüpfte ein Gespräch an. Da er des Reitens müde war, wie ich des Gehens, so bot er mir einen Tausch an, infolgedessen ich mich auf den Rücken seines Pferdes und er sich meinen Ranzen auf den eigenen schwang. Ob er sich seiner Sicherheit wegen dieser Ranzenunbequemlichkeit unterzogen hatte oder nur sein Pferd erleichtern wollte, das schon einen tüchtigen Mantelsack trug, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich so glücklich wie ein König hoch zu Rosse saß und mit des Andern Benehmen außerordentlich zufrieden war.

Aus dem allen erfolgte übrigens weiter nichts, als daß wir ein paar Stunden lang in großem Frieden neben einander herzogen, bis wir nach dem Städtlein Öderan gelangten, wo wir auf den Vorschlag meines

[1] John Bunyan (1628–1688), englischer Laienprediger. Seine das innere Leben des Christen allegorisch behandelnde „Pilgerreise" (The Pilgrims Progreß, 1678, II. Teil 1685) hat eine weitreichende Wirkung ausgeübt; kein Buch außer der Bibel ist so oft verlegt und in so viele Sprachen übersetzt worden.

Begleiters in einer ziemlich ordinären Kneipe, der sogenannten Garküche, einkehrten. Der Wirt, ein behäbiger Mann in Hemdärmeln und gestrickter Zipfelmütze, empfing uns vor der Haustür und führte uns ins große Gastzimmer. Es war gerade Zeit zum Abendessen und wir speisten mit der Wirtsfamilie Nierenbraten mit geschmorten Pflaumen, Butterbrot und Käse, und dazu ward noch zum Überflusse Flöhaer Bier geschenkt, was damals hoch berühmt war. Ich war sehr guter Dinge und erzählte von meinen Reisebegebenheiten, namentlich vom alten Steffan, dessen Wesen mir den tiefsten Eindruck hinterlassen hatte. Die ganze Gesellschaft hörte mit sichtlicher Erbauung zu, selbst die Kinder des Wirtes hingen mit runden Augen an meinem Munde, und immer mehr wollte man hören von dem kranken Leineweber, der trotz seiner Schmerzen und seiner Bettelarmut doch so vergnügt in seinem Gott war.

Um neun Uhr brachte der Wirt mich auf mein Zimmer, ein hübsches, weiß gekalktes Kämmerchen mit rein gescheuertem Tisch und Stühlen von Tannenholz und einem appetitlichen Bett, in dem sich's prächtig schlief. Am andern Morgen erhielt ich in aller Frühe einen guten Kaffee mit frischem Weißbrot. Es war mir gut ergangen in der Garküche; jetzt aber, wo die Reihe ans Liquidieren kam, beschlich mich einige Sorge. Ich hatte ungefragt gut leben müssen und hatte doch in meinem Beutel nur noch sechzehn Groschen, bis Dresden aber wenigstens noch acht Meilen. Ich griff indessen in die Tasche wie ein Reicher und fragte nach meiner Rechnung.

„Zwei Groschen und acht Pfennige – sagte der Wirt – wenn es dem jungen Herrn nicht zu viel ist." Das war es nicht. Vielmehr war dies die wohlfeilste Zeche, die ich je zu zahlen hatte, und fast muß ich glauben, daß der wohlwollende Wirt mich aus irgendeiner Ursache begünstigt habe, vielleicht der guten Unterhaltung wegen am vergangenen Abend. Wir schieden mit herzlichem Händedruck als gute Freunde, ich dankte für liberale Bewirtung und ließ den Musterreiter grüßen, der hier zurückblieb und noch schlief.

Bei guter Zeit langte ich in Freiberg an und trat bei dem früher schon erwähnten Freunde unseres Hauses, Herrn v. Prtzschtnowski, genannt Prestano, ab, der hier für einige Zeit domizilierte. Er war eben im Begriff, mit einem eigenen Fuhrwerk nach Dresden abzugehen, und nahm mich mit. Der Weg ging über Tharandt und Potschappel, an welchem letzteren Orte mein Begleiter mir die Freude machte, mit mir in eine alte verlassene Kohlengrube einzufahren, um mir den Reichtum an Kristallen zu zeigen, welche die Höhlungen der Gänge an manchen Stellen ganz bedeckten und beim Schein der Grubenlichter ein phantastisches Geflimmer machten.

So hatte ich denn Gelegenheit gehabt, auf dieser Reise die Welt von innen und außen anzusehen, und kehrte wohlbehalten zu den Meinigen zurück. Da gab es viel zu erzählen. Die Mutter interessierte sich besonders für meinen Besuch in Hohenstein, von welchem sie Veranlassung nahm,

Prof. Friedrich Müller. Selbstbildnis, Zeichnung.

Prof. Ferdinand Hartmann. Seldstbildnis, Zeichnung.

Müller war damals mit der Ausarbeitung seiner berühmten Sixtinischen Madonna beschäftigt. Mein Vater besuchte ihn fleißig und nahm auch mich bisweilen mit. S. 81. — Hartmann gehörte zu den treuesten Freunden unseres Hauses und übernahm nach meines Vaters Tode die Vormundschaft über uns Kinder. S. 80.

Der erste Ritter Kügelgen.

Jugendkomposition, getönte Zeichnung von Wilhelm v. Kügelgen. Zur Erläuterung siehe S. XXI.

an Steffan zu schreiben. Er antwortete durch seinen Schwiegersohn, den getreuen Uhlich, welcher die Dresdener Jahrmärkte regelmäßig zu besuchen pflegte und Briefe, Segenswünsche und kleine Geschenke hin und her trug, bis er etwa nach Jahresfrist die Todesbotschaft brachte. Der alte Steffan war zu seiner rechten Heimat eingegangen.

5. Kapitel

Der Grundbesitz

Während meiner Abwesenheit waren die Meinigen auch nicht ganz ohne Erlebnis geblieben; es hatte sich sogar etwas recht Angenehmes zugetragen.

„Willst du was wissen? – sagte mir mein Bruder – du bist Krautjunker geworden!" – „Und du?" erwiderte ich. – „Auch Krautjunker, lauter Krautjunker! Wir haben Land und Leute!" – „Wo liegt das Land?" frug ich. – „Südlich vom Weißen Hirsch." – „Und wer sind die Leute?" – „Ein Winzer mit Familie nebst Kettenhund und Kuh. Merkst du was?"

Schon seit Jahren war der Vater mit dem Gedanken umgegangen, sich anzukaufen. Zwar dachte er nicht an Herrschaften und Rittergüter, wohl aber an Gärten oder Weinberge. Dergleichen „Sommerplaisirs" (wie man's in Dresden nannte) waren des öfteren besichtigt worden und hatten uns Andere auch stets befriedigt, den Vater aber leider nie oder er hatte doch wenigstens mit den Besitzern nicht handelseinig werden können. Wir Kinder hatten uns daher bereits in den Gedanken eingelebt, daß es mit dieser Sache wie mit der russischen Reise gehen würde.

Desto mehr überraschte mich jetzt die Neuigkeit des Bruders, daß wirklich etwas gekauft sei, und zwar etwas ganz Herrliches, nämlich der alte wohlbekannte und geliebte Weinberg, den wir zu Senffs Zeiten mietweise innegehabt und nach welchem unsere Sehnsucht stets zurückgestanden hatte. Diese kleine, etwa vierzig Magdeburger Morgen große und nur ein Stündchen von der Stadt entfernte Besitzung entsprach allen Anforderungen und Wünschen. Das Gehöft mit dem Wohnhause war halbwegs zwischen der Mordgrundbrücke und dem Loschwitzer Dorf in mittlerer Höhe des Bergzugs gelegen, der von der Sächsischen Schweiz längs der Elbe herstreicht. Von hier aus stieg die mit Obstbäumen untermischte Weinanlage aufwärts bis zum Rücken des Berges und verlief dann weiter nach dem „Weißen Hirsch" und der Bautzener Straße zu in Wiesen, Feld und Eichengestrüpp[1]. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß man von der Höhe mindestens sechzehn Quadratmeilen übersah mit noch einmal soviel Ortschaften, unzähligen Schlössern und Landhäusern, Wäldern, Feldern, Bergen und Tälern, den breiten Elbstrom mitten durchgeschlungen. Zählt man zu diesen Eigenschaften noch das pretium affectionis eigenen Besitzes, so konnte unser Weinberg, wie er eben war, uns schon

[1] Der neue Weinberg ist also von dem „Vogelhäuschen" zu unterscheiden; er liegt von Dresden aus vor dem Dorfe Loschwitz, während das „Vogelhäuschen" etwa eine halbe Stunde stromaufwärts jenseits des Dorfes Loschwitz an der Wachwitzer Grenze liegt.

als Paradies erscheinen, und was mußte es erst werden, wenn alle Neubauten und Verbesserungen hinzukamen, die noch im Plane lagen. Das etwas kahlgelegene Wohnhaus sollte mit Blumen- und Boskettanlagen eingefaßt, der Röhrbrunnen (in dessen Troge ich vorzeiten unter Assistenz von Winzers Gottlieb manches bluterstarrende Bad genossen) zum Springbrunnen und das Eichengestrüpp dort oben zum Lustwäldchen umgeschaffen werden; Waldesschatten und Wipfelrauschen sollten uns und unsere Gäste in höchster Höhe laben. Vor allem aber gedachte der Vater, der sich bis dahin mit ungeeigneten Lokalen behelfen mußte, ein großes Atelier mit wandbreitem Fenster anzubauen und konnte es kaum erwarten, wie klar und farbig er in solchem Lichte malen werde. Auch die Wohnzimmer sollten umgestaltet und erweitert, auch einige Gaststuben eingerichtet werden. Der Umbau des Hauses wurde daher zuerst in Angriff genommen, Wände wurden eingerissen, andere aufgeführt und fast täglich ging man hinaus, zu sehen, wie die Sachen sich gestalteten.

Zu diesen Freuden gesellte sich die erste, zwar nicht reiche, aber an Qualität vorzügliche Weinernte. Wir alle legten Hand an, die schöne Gottesgabe einzuheimsen, und eine Lust war es, den Vater glühenden Gesichtes und mit der Kiepe auf dem Rücken wie einen Jüngling durch die Rebenhügel schreiten zu sehen. Die roten Trauben wurden nach rheinischer Weise in sauberen Bütten gekeltert oder durchgebuttert – was nicht so leicht war als es aussah – und erst, nachdem die Masse einige Tage auf der Schale gestanden, kam sie auf die Presse. Da war's denn eine Hauptlust, den rubinroten Saft wie einen mächtigen Bergquell aussprudeln zu sehen, und wer hinzutrat, mochte sich daran laben. Besser noch, obgleich weniger guten Wein gebend, mundete der dickere Saft der weißen Trauben, die ungekeltert aufgeschüttet wurden, sich anfänglich durch eigenes Gewicht auspressend. Mit diesem sogenannten Ausbruch füllten mein Bruder und ich uns so maßlos an, daß der besorgte Winzer die Mahnung an der Zeit hielt: die jungen Herren würden eine schöne Angst im Leibe kriegen. Wir hatten aber nicht gewußt, daß irgend etwas in der Welt so überaus vortrefflich schmecken könne, und dachten, daß der gegenwärtige Genuß der kommenden Angst schon wert sei. Wir tranken daher fort, solange Raum war, und hatten es endlich doch umsonst, denn die angedrohte Angst blieb aus.

Der edle Trank ward im Keller eingelegt und mein Vater behandelte ihn während seiner kritischen Verwandlung mit so aufmerksamer Sorglichkeit, als gälte es die Pflege eines Allerhöchstgeborenen Patienten. Dafür erstand er auch zu seiner Zeit als ein ganz königlicher Gesell, ähnlich dem Aßmannshäuser, und zeigte, wessen die Elbtraube bei richtiger Behandlung fähig sei. Was wir nicht selber brauchten, wurde gut verkauft, und es ließ sich leicht berechnen, daß, wenn auf sieben Jahre auch nur eine volle Ernte kam, der Berg sehr reichliche Prozente tragen würde.

Mein Vater hatte somit einen sorglosen Besitz erworben, den er auf den Namen seiner Frau schrieb, um ihr den Witwensitz zu sichern. Er

glaubte nämlich genau zu wissen, daß sie ihn überleben würde, und zwar infolge einer sehr sonderbaren kabbalistischen Berechnung, die ihm in seiner Jugend ein alter Mönch gelehrt hatte. Kannte man hiernach die Vornamen zweier Eheleute, so brauchte man deren Buchstaben nur in Zahlen zu verwandeln, diese auf gewisse Weise miteinander zu vermehren und zu teilen und erhielt ein Fazit, welches anzeigte, wer von beiden zuerst sterben würde. Meine Mutter sah den Vater dieses Kunststück — dessen Schlüssel er jedoch geheim hielt — in einer größeren Gesellschaft produzieren. Man nannte ihm die Taufnamen ihm unbekannter, bereits verstorbener Eheleute; er rechnete — und das Exempel traf immer zu. Auch in seinem eigenen Falle ist es zugetroffen, und zwar weit eher als er dachte. Er sollte das hübsche kleine Weingut, an welchem er so große Freude hatte, nie bewohnen.

Mein Vater beschleunigte den Bau des Hauses nach Kräften. Auch während des Winters ließ er arbeiten und ging mehrmals wöchentlich hinaus, die Bauleute anzuweisen. Wie freute er sich auf den Frühling, sein Landhaus zu beziehen! Wie freuten wir uns Alle und ich gewißlich nicht am wenigsten, der ich gleichzeitig in die Jüngerschaft des Vaters treten und den Kreidestaub von meinen Händen schütteln sollte, um im neuen Atelier den ersten Pinsel anzufassen! Es war so überreiche Aussicht, daß man nicht wußte, wo zuerst hinblicken, und doch war das Leichentuch schon gewoben, das alle diese Herrlichkeiten bedecken sollte.

6. Kapitel — Ein guter Lehrer

Mein Vater war um jene Zeit in die Reihe der ordentlichen Professoren eingetreten[1]. Er hatte sich von nun an am akademischen Unterrichte zu beteiligen, welcher unter die verschiedenen Meister dergestalt verteilt war, daß jeder nur für einzelne Monate und auch dann nur für einzelne Tagesstunden in Anspruch genommen war. Es war somit kein Dienst, der die eigne Arbeit beeinträchtigt hätte; wohl aber war ein verhältnismäßig hoher, von dreihundert auf tausend Taler steigender Gehalt damit verbunden und die Möglichkeit gegeben, sich um die Ausbildung zahlreicher junger Leute verdient zu machen; daher mein Vater sich der neuen Stellung freute.

Der angehende Professor ordinarius hatte seine Amtsführung im Gipssaal zu beginnen, wo ich seines Eintrittes mit einiger Spannung wartete,

[1] „Seine Königliche Majestät haben durch Allerhöchstes Reskript vom 3. Okt. 1818 geruht, Sie zum ordentlichen Professor bei der Königl. Kunst-Akademie zu ernennen und Ihnen in dessen Gemäßheit gleich den Professoren Pochmann und Rösler sowohl die Unterrichtserteilung im Gipssaale, als die Sublevation im Aktsaale aufzutragen." [Aus den Akten der Akademie] Der Antrag auf Ernennung Gerhard v. K.'s zum Ordinarius ist schon 1816 vom Intendanten der Akademie an den König gerichtet worden; in diesem Schreiben heißt es: „Ew. Königl. Majestät haben diesem Künstler den ihm vom fremden [russisch-preußischen] Gouvernement beigelegt gewesenen Titel eines außerordentl. Professors sowie die damit verknüpfte Besoldung durch das Allerhöchste Reskript vom 6. Dez. v. J. [1815] bestätigt." [Akten der Akademie.]

wie es denn jedem Sohne ein eigentümliches Gefühl ſein mag, zuerſt dem eigenen Vater als amtlichem Vorgeſetzten zu begegnen. Ich war etwas verlegen, als ich dies liebe Hausgeſicht eintreten ſah, und erhob mich mit den Übrigen, dem neuen Lehrer eine reſpektvolle Verbeugung zu machen.

Soweit ging alles gut. Aber werden ſie dieſe väterliche Geſtalt nicht, wie die mancher anderer Profeſſoren, in lächerlichen Attitüden an die Wände zeichnen? — Kunſtwerke, zu denen ſich niemals jemand bekennen wollte und die daher auch niemals nach Verdienſt gewürdigt werden konnten. Ich hätte ſchwer Gelegenheit gefunden, einen deshalb zu koramieren. Inzwiſchen verleugnete ſich der Einfluß, den die Perſönlichkeit des Vaters auf junge Leute zu üben pflegte, nicht. Sein offenes, zutrauliches Weſen, ſeine Urbanität und die Meiſterhilfen ſeiner Korrekturen gewannen ihm die Herzen auf der Stelle. Man drängte ſich zu dieſen Korrekturen, die ebenſo feſt und ſicher als ſchonend waren, und Jeder hatte dabei das Bewußtſein, daß der Meiſter ihm ſeine volle Teilnahme ſchenke und ihn gern fördern wolle. Er machte nicht allein auf Fehler aufmerkſam, ſondern auch auf den Grund derſelben, überall dem Auge durch Verſtand zu Hilfe kommend, und legte er Hand an, ſo wurde es beſonders dankbar erkannt, daß er gefliſſentlich die Sauberkeit der Zeichnung ſchonte, um die Luſt des Weiterarbeitens nicht zu ſtören. Nur mit leichter Kohle deutete er die nötigen Veränderungen an, oder wo dies bei allzu mangelndem Formverſtändnis nicht ausreichte, führte er einzelne Details am Rande aus, und zwar mit ſpielender Leichtigkeit in wenigen Minuten ſchaffend, wozu wir Stunden brauchten. Daß er's beſſer konnte als wir, begriff der Dümmſte auf der Stelle, doch überließ er's Jedem, ob er ſeinem Rate folgen wollte oder nicht; machte es ſogar zur Pflicht, die Korrektur genau zu prüfen und niemals etwas wider das eigene Auge hinzuzeichnen. Auch ein alter Maler könne ſich wohl irren, pflegte er zu ſagen, und wo nicht: ſei doch ein eigner Fehler gar nicht ſchlimmer als eine fremde Tugend. Aber die Prüfung gab dem Lehrer immer recht. Die Korrektur betrachtend war man der Meinung, es ſei, als ob die unfehlbare Natur ſie ſelbſt ſo hingeſchrieben hätte.

Als der letzte Abend des Monats da war, nach deſſen Ablauf die Klaſſe wieder in andere Hände gehen ſollte, mochte es ſtillſchweigend bei Allen feſtſtehen, ſich für ſo treue Unterweiſung zu bedanken. Aber gerade an dieſem Abend fehlte mein Vater, da er zu ſpät mit mir vom Weinberge zurückgekehrt war. Da erſchien andern Tags eine Deputation im „Gottesſegen" und überreichte unter Koopmanns paſſender Anſprache eine Dankadreſſe, die ich ihrer einfach herzlichen Faſſung wegen hier folgen laſſe:

Hochgeachteter Herr Profeſſor!

Wie ſehr haben wir gewünſcht, Sie noch einmal bei uns im Gypsſaale zu ſehen! Ohne es vorher verabredet zu haben, hatte ein Jeder auf eine herzliche Dankſagung geſonnen für die liebevolle Art, mit der Sie uns behandelt und ſich unſerer Fortſchritte angenommen haben. Wir haben es Alle tief empfunden — können daher unmöglich unſerer Rührung und

Dankbarkeit Stillschweigen gebieten. Möchten Sie in unsere Seelen blicken! Sie würden sehen (was wir zu sagen unvermögend sind), welch einen tiefen Eindruck Ihre Milde auf uns gemacht hat! usw." — Alle hatten unterzeichnet[1].

Der Gipssaal stand damals wegen seiner schon erwähnten selbständigen und sich dem Einflusse der Lehrer entziehenden Haltung nicht im besten Rufe bei der akademischen Behörde. Jetzt zeigte es sich indessen, daß dem widerspenstigen Rosse nur der rechte Reiter gefehlt hatte, denn es war nicht möglich, die eben erst beginnende Bemühung eines Lehrers demütiger und dankbarer anzuerkennen, als hier geschehen. Hat aber ein öffentlicher Lehrer erst die Herzen seiner Schüler, so wird ihm Alles doppelt angerechnet, und so konnte es geschehen, daß jene günstige Stimmung durch einen an sich kaum nennenswerten Umstand noch gesteigert wurde.

Der lahme Berthold war auf einem einsamen, bei abendlichem Dunkel unternommenen Spaziergang von einigen jungen, ihm unbekannten und wahrscheinlich weinbegeisterten Offizieren, denen er nicht schnell genug ausweichen konnte oder wollte, ohne Umstände in den Graben geworfen und insultiert worden. Dieser an einem wehrlosen Krüppel verübte Übermut empörte die Genossen fast mehr noch als den Geschädigten selbst, und man spürte den Beleidigern eifrig nach, um sie auf eine Weise zur Rechenschaft zu ziehen, die wahrscheinlich zu allseitigem Nachteil ausgeschlagen sein würde. Namentlich war es Schill, der sich vermaß, er wolle diesen Puppen auf offenem Markte an die Köpfe klopfen, einerlei, was daraus folge. Dabei steckte er die großen Pommerschen Fäuste in die Taschen seiner Reithosen, als wolle er sie an den daran haftenden Erinnerungen zu Taten stärken; und allerdings war er ein Bursche, dem Alles zuzutrauen war.

Mein Vater, der durch mich sogleich von der Geschichte hörte, trug mir auf, dahin zu wirken, daß unsrerseits vorläufig nichts unternommen werde; dagegen tat er selbst persönlich und unverweilt die nötigen Schritte, dem gekränkten Berthold Genugtuung zu schaffen. Dieser saß nun eines Morgens im tiefsten Negligé in seiner Sophamulde und verspeiste eine Pfennigsemmel zum zweiten Frühstück, als er sehr unerwarteten Besuch erhielt. Ein klirrender Offizier trat bei ihm ein, und Berthold, ein neues Attentat erwartend, griff nach seinem Krückstock und erhob sich ernsten Blickes. Doch Jener hatte keine schlechte Absicht. Sehr höflich stellte er sich als Brigadeadjutanten von der Artillerie vor und sprach zuerst sein eigenes, dann auch im Auftrage seiner angeschuldigten Kameraden deren lebhaftes Bedauern über den stattgehabten Vorfall aus, der ihnen Allen herzlich leid sei und der eine Erklärung nur in der Dunkelheit des Abends fände, durch welche getäuscht Berthold für eine andere Person gehalten worden wäre. Endlich teilte er diesem noch seitens seines Generals mit,

[1] Der Abdruck dieses Schreibens bei Hasse, S. 396 f., gibt als Datum „Dresden, den 31. Dez. 1818." an.

daß jene Herren drei Tage Wachtarreſt erhalten hätten, und fragte, ob dieſe Buße als zufriedenſtellend angeſehen werden würde.

Der gutmütige Berthold verſicherte, daß ihm die entſchuldigende Erklärung des Herrn allein ſchon genügt haben würde, und leiſtete für ſich und ſeine Freunde gern das Verſprechen, dieſer Sache fortan eine weitere Folge nicht geben zu wollen.

Damit war die Geſchichte erledigt, Simon zog ſeine Fäuſte aus den Taſchen und Alle hatten das Bewußtſein gewonnen, an ihrem Profeſſor einen väterlichen Freund zu haben. Berthold kam perſönlich ſeinen Dank auszuſprechen und ſich meinem Vater bei dieſer Gelegenheit als ſpeziellen Schüler anzutragen. Dasſelbe tat auch Koopmann und beide ſahen jetzt mit mir dem Frühlinge entgegen, wo wir alle miteinander den erſten Ritt ins luſtige Reich der Farben tun ſollten.

Der Aktſaal

Noch im Laufe dieſes Winters ward ich in den Aktſaal befördert, wenn auch vorläufig nur für den Abend, da ich im übrigen meine Studien nach Gips noch fortzuſetzen hatte. Ich glich ſomit einem nur unvollkommen ausgekrochenen Inſekt; doch kümmerte mich die Puppe wenig, die mir noch anhing, und ich freute mich der Standeserhöhung, wenn auch diesmal ohne ſonderlichen Hochmut, da ich mir der Schwierigkeiten, die meiner warteten, jetzt deutlicher bewußt war, als früher bei meinem Eintritt in die unteren Klaſſen.

Im Aktſaal fand ich mich in einer neuen Welt: andere Genoſſen, andere Gegenſtände und eine andere Art zu arbeiten. War ich bis dahin gewiſſermaßen nur im Scheibenſchießen geübt worden, ſo galt es jetzt bewegten Gegenſtänden. Es handelte ſich hier nicht mehr darum, überaus geduldige Gipsköpfe abzuſenkeln, auszumeſſen und unter traulichen Geſprächen beliebige Zeit auf ihre Nachbildung zu verwenden[1] – die lebendige Natur geſtattete nur kurze Gnadenzeit und wollte im Fluge erhaſcht ſein. Freilich brauchte man mit ſeiner Arbeit nicht weiter zu kommen, als man eben kam, doch wollte natürlich Jeder aus jeder Stellung den größtmöglichſten Gewinn ziehen, und es ward daher im Aktſaal mit jenem Eifer gearbeitet, der allem Naturſtudium eigen iſt.

Das Lokal für dieſe Übungen war ein weiter, von drei amphitheatraliſch aufſteigenden Sitzreihen halbkreisförmig eingefaßter Raum, in deſſen Mitte das hellerleuchtete Modell als Zielſcheibe für dreißig bis vierzig

[1] Das „Verzeichniß der am Auguſtustage den 3. Aug. 1819 in der Königlich Sächſiſchen Akademie der Künſte zu Dresden öffentlich ausgeſtellten Kunſtwerke" (gedruckt bey der Wittwe Gerlach. Preiß: Drey Groſchen. Zum Beſten der Armen) führt unter No 492/5 an: „Der Diskobulus, nach Gips, Kreidezeichnung von Wilh. v. Kügelgen, Schüler des Prof. v. Kügelgen. — Der Kopf des Caracalla. Kreidezeichnung, nach Gips, von demſelben. — Der Kopf des Apollo, eben ſo, von demſ. — Kreidezeichnung, nach Rembrand, von demſ."

Aus den Akten der Akademie: „Nach der Ausſtellung des Jahres 1819 haben erhalten: Ehrenvolle Erwähnung: ... Wilhelm v. Kügelgen."

Schützen stand, deren Blicke rastlos auf und nieder flogen, vom Reißbrett zum Modell und vom Modell zum Reißbrett; und was die Augen eingetragen, das speicherte die Hand auf. Gesprochen und beraten, wie im Gipssaal, ward dabei kein Wort, und außer dem Rasseln der Kohlen- und Kreidestifte und dem Rauschen der Wischer war nichts zu hören als die halblaute Rede des korrigierenden Professors, der, sich von einem Platze zum andern schiebend, stets zugegen blieb. Auch er hatte zu arbeiten, daß ihm der Schweiß von der Stirne floß, wenn er alle die mehr oder weniger verrenkten Gliedmaßen unserer Zeichnungen je nach seiner Einsicht entweder wiedereinrenken oder vollends verdrehen wollte.

Die Professoren waren dieselben, unter deren heroischen Korrekturen ich schon im Gipssaale zu leiden hatte, mit Ausnahme jedoch von zweien: des Direktors Hartmann und des Galerie-Inspektors Matthäi[1], bis dahin die beiden hervorragendsten Lehrer der Akademie. Dies galt vorzüglich von Matthäi, der mit der Gabe zu unterweisen ungewöhnliche Kenntnisse verband und ein Zeichner ganz ohnegleichen war. Seine meisterhaften Korrekturen wurden als Mirabilia angestaunt, und alle Plätze füllten sich, wenn er den Monat hatte. Ihn korrigieren zu sehen, war aber auch ein Vergnügen, welches recht ausführlich zu genießen man sich mit Fleiß verzeichnet hätte, wenn die unwillkürlich begangenen Fehler an sich nicht schon immer vollkommen ausgereicht hätten.

Matthäi war zu jener Zeit bereits ein Mann bei Jahren und mit einem so auffallenden Zittern der Hand behaftet, daß man ihm die Fähigkeit kaum zugetraut hätte, auch nur einen zoll-langen, einigermaßen gleichförmigen Strich zustande zu bringen. Auch kostete es ihm immer einigen Kampf, die Kreide zu vermögen, da einzusetzen, wo er und nicht wo sie es wollte; haftete aber der widerspenstige Stift erst einmal am Papier, so setzte er auch nicht wieder ab und folgte dem Willen des alten Meisters aufs überraschendste. Zwar mit immer zitternder Hand, aber doch mit unfehlbar sicherem, zartem und höchst elegantem Striche umfuhr Matthäi in einem einzigen Zuge die ganze Figur, und es war im Umsehen eine die Arbeit des Schülers mannigfaltig durchschneidende Kontur entstanden, welche die Eigentümlichkeit des jedesmaligen Modells mit spiegelhafter Treue wiedergab.

Nach Feststellung des äußeren Umrisses ging es an die Berichtigung der inneren Formen, namentlich der am wenigsten verstandenen Partien, deren Struktur der Professor stets mit überraschender Klarheit zum Verständnis brachte. Zu dem Ende stellte er in Randzeichnungen zuvörderst den betreffenden Knochenbau und zwar mit einer Präzision dar, als hätte er das nackte Skelett in gleicher Stellung und Beleuchtung vor Augen gehabt, dann zog er mit leichtem Strich die Muskeln drüber und löste so jedwedes Rätsel. Dergleichen korrigierte Blätter führte man in der Regel nicht weiter aus; sie hatten sich in Originalstudien eines großen Meisters verwandelt und wurden als solche aufbewahrt und wert gehalten.

[1] Johann Friedrich Matthäi (1777–1845) aus Meißen, seit 1810 Direktor der Dresdener Akademie, 1823 Inspektor und 1834 Direktor der Gemäldegalerie.

Als Künſtler mochte Matthäi freilich, namentlich was Erfindung und Kolorit anlangte, manchem ſeiner Zeitgenoſſen nachſtehen; in der techniſchen Fertigkeit des Zeichnens aber übertraf ihn wahrſcheinlich Keiner. Ich zweifle wenigſtens, daß es außer ihm noch einen andern Menſchen gab, der es vermocht hätte, auch nur den Umriß einer Hand genau und richtig in einem einzigen Zuge hinzuſchreiben, ſo ſicher wie ein großes A, geſchweige denn eine ganze Geſtalt mit Kopf und Rumpf, zwei Armen und zwei Beinen und zwanzig Fingern an Händen und Füßen. Und doch war dies nichts Auswendiggelerntes; es waren keine angewöhnten Formen, ſondern die des jedesmaligen Modells in ihrer beſtimmteſten Eigentümlichkeit, und wäre zufällig irgend etwas Verkrüppeltes zu ſehen geweſen, etwa ein Plattfuß oder krummer Finger, ſo wären unter der zitternden Hand Matthäis auch ſolche Deformitäten mit ſtaunenswerter Genauigkeit zu Papier gekommen. Der Natur gegenüber ließ er kein Beſſerwiſſen gelten, und hatte ſich's einer einfallen laſſen, ſie zu meiſtern, ſo fuhr die Korrektur erbarmungslos hindurch. Bei ſolcher Gelegenheit hörte ich ihn ſagen, es ſei nicht zu begreifen, warum man in den Aktſaal käme, wenn man's ſchon aus dem Kopfe könne. Zu Hauſe möge jeder zeigen, was er wiſſe, hier, was er ſähe, und man könne ſchneller zum Chineſen werden als man dächte.

Dieſe nüchterne Gewiſſenhaftigkeit influierte günſtig auf alle Klaſſen, und Matthäi ſtand als einflußreichſter Lehrer unter uns in höchſter Achtung. In anderer Hinſicht entging freilich auch er nicht der Kritik der jungen Leute, die ſich in ihrem jugendlichen Weſen und Behaben zu wenig von ihm verſtanden fühlten. Auch galt er für den erbittertſten Widerſacher unſeres Kunſtvereins, und nur ſolche, die ſich mit dieſem in keinerlei Berührung fanden, ſchloſſen ſich ihm als ſpezielle Schüler an. Später, nach Auflöſung jenes Vereins, errichtete er jedoch in ſeinem Hauſe eine eigene kleine Sonderakademie, in welche man gegen Honorar eintrat und die ſehr beſucht geweſen ſein ſoll.

Ungleich beliebter war der joviale, ebenfalls als Künſtler hochgeſchätzte Direktor der Akademie Profeſſor Hartmann. Von ihm als von dem vertrauteſten Kunſtgenoſſen meines Vaters iſt weiter oben ſchon geredet worden; hier will ich nur noch ſagen, daß wir Aktſaalſchüler ſeiner Fürſorge damals einen großen und nachhaltigen Genuß zu danken hatten. Es war nämlich zu jener Zeit ein Franzoſe, namens Lebenier, nach Dresden gekommen, welcher Kraftvorſtellungen gab und durch die Schönheit ſeiner Körperformen die Künſtlerwelt alarmierte. Dieſen Normalmann zum Nutzen des Aktſaales zu verwenden, ſetzte Hartmann alle Hebel in Bewegung, und es gelang ihm auch, trotz Lebeniers den Etat weit überſchreitender Forderung, die Königliche Intendanz dahin zu vermögen, ihn wenigſtens für einige Wochen als Modell zu engagieren. Lebenier ſtand nun jeden Abend und der Zulauf war ungeheuer. Nicht nur Schüler, auch Meiſter drängten ſich herzu, die Unbequemlichkeit beſchränkter Plätze noch für Wohltat achtend. Der Heros imitierte die Attitüden

verschiedener Antiken, und mit begeistertem Feuer fuhren unsere Kreidestifte über das Papier hin, als gälte es eine vorüberrauschende Offenbarung absoluter Schönheit zu fixieren. Als Lebenier sich endlich in die Position des auf der Keule ruhenden Farnesischen Herkules brachte, erreichte die Begeisterung ihren Gipfel. Das war nicht ähnlich, es war Dasselbe. Der griechische Marmor war lebendig geworden und ich wenigstens begriff erst jetzt die ganze Herrlichkeit des alten Kunstwerks in seiner wunderbaren Naturtreue. Mit größerer Befriedigung hat wahrscheinlich keiner von uns je wieder nach der Natur gezeichnet, als dazumal nach jenem Halbgott. Ich träumte nachts von Auerochsen und Titanen und freute mich den ganzen Tag auf die Abendstunden im Aktsaal.

Die Ohren gehen mir auf

In jener gedeihlichen Zeit täglichen Fortschritts und Werdens hatte ich das Glück gehabt, auch noch in einer andern Akademie Zutritt zu finden, nämlich in der nach ihrem Stifter, einem Kantor Dreyßig, benannten Dreyßigschen Singakademie[1], damals dem ersten Singvereine Dresdens. Zwar fehlte mir, wie beim früheren Eintritt in den Kunstverein, auch hier die erste Vorbedingung, denn ich konnte nichts weniger als vom Blatte singen; da es aber der Gesellschaft ihrerseits auch an Etwas fehlte, nämlich an tiefgestellten Bässen, und ich das Contre-C vernehmlich hören ließ, so mochte man ein Einsehen haben und ließ Drei gerade sein. Nach oberflächlicher Prüfung — ich mußte Skala singen und einige leichte Intervallen treffen — wies mir der zeitige Direktor Kantor Weinlig[2], meinen Platz bei den untersten Baßpfeifen an, und abends beim Zubettgehen konnte ich meinen Bruder raten lassen, was ich wieder geworden sei.

Die Dreyßigsche Akademie mochte damals an fünfzig Sänger und Sängerinnen zählen, mit meiner Ausnahme lauter Meister, welche die halsbrechendsten Geschichten mit wunderbarer Unfehlbarkeit vom Blatte sangen. Dazu ein Überfluß an guten, zum Teil selten schönen Stimmen, ein reiches Repertorium, ein schönes, zweckmäßiges Lokal und ein ausreichend grober Direktor — das waren die Mittel, mit denen Ausgezeichnetes geleistet wurde. Gesungen wurde nur Geistliches: Oratorien, Messen, Psalmen, dergleichen ich hier nicht zum ersten Male hörte, da ich die klangreichen Gottesdienste der katholischen Kirche oft besuchte, deren turbulente Orchesterbegleitung mir jedoch das Verständnis verwirrte, so daß ich Opern- und Kirchenweisen nicht recht zu unterscheiden wußte. Hier aber, wo die Begleitung nicht mehr dominierte und die Aufmerksamkeit durch eigene Mitwirkung geschärft war, gingen mir die Ohren weit auf für die Schönheit jenes wunderbaren Musikstils, dessen Gravität, Gebundenheit und Einfalt mir das Herz bewegte und meinen Geschmack dermaßen für

[1] Gegründet 1807 von dem Hoforganisten Anton Dreyßig (1776–1815). Vgl. Th. Seemann: Gesch. der Dreyßigschen Singakademie (Dresden, 1882).

[2] Christian Theodor Weinlig (1780–1842), Kantor an der Kreuzschule in Dresden, seit 1823 Thomaskantor in Leipzig, Lehrer Richard Wagner's.

alle Zeit gefangen nahm, daß mich noch heute ein paar Figuren kanoniſchen Tonſatzes tiefer ergreifen als alle erdenklichen Opern und Symphonien.

Gleich das erſte Kyrie ſetzte mich in Flammen und immer weiter riß ich den Mund auf, meine Stimme mit ſteigender Begeiſterung in den gewaltigen Chor miſchend. Gefahr war dabei keine, weder für mich noch meine Nebenmänner, den Opernſänger Rißße und den durch ſeine künſtlichen Automaten berühmten Mechaniker Kaufmann[1], welche beide mit einer Sicherheit einſetzten wie die Stifte einer Drehorgelwalze und ſich ſo mächtiger Organe erfreuten, daß ich mit dem beſten Willen nicht hätte fehlen können. Auch im ſchnellſten Tempo und durch die verzweifeltſten Figuren riſſen ſie mich im Sturme mit ſich fort, wie ein paar geübte Schlittſchuhläufer einen Anfänger, der ohne dieſe Hilfe Arm und Beine brechen würde.

Dieſe beiden Nachbarn waren mir ſehr freundlich, belehrten und unterſtützten mich nach Kräften. Rißße ergötzte ſich an meinem Eifer und war ſo wenig unzufrieden mit meiner Stimme, daß er ſie ſogar bisweilen für ſich ſelbſt erborgte. Da es ihm nämlich an Tiefe fehlte, pflegte er ſeine Solopartien dergeſtalt mit mir zu teilen, daß er mir die unteren Noten abließ, eine Gaunerei, die ſo vortrefflich glückte, daß ſie ihm Gratulationen wegen Vertiefung ſeiner Stimme zuzog. Mein anderer Nachbar Kaufmann dehnte ſeine Freundlichkeit ſogar noch über die Grenzen unſerer gemeinſchaftlichen Übungen aus. Er lud mich in ſein Haus, zeigte und erklärte mir ſeine merkwürdigen Erfindungen und war überhaupt die Güte und Zuvorkommenheit ſelbſt – für gewöhnlich nämlich, denn bisweilen kannte er mich auch gar nicht und ließ meinen Gruß nicht nur auf der Straße, ſondern ſelbſt in der Akademie unerwidert. Ich glaubte daher, er müſſe unter ſehr eigentümlichen Aufwallungen von übler Laune leiden, bis ich erfuhr, daß er auf einem Auge blind ſei, daher ihm von dieſer Seite auch ſeine beſten Freunde entgehen konnten. Ehe man ein Recht hat, ſich beleidigt zu fühlen, ſoll man daher erſt zuſehen, ob jemandem nicht vielleicht ein ganzer oder halber Sinn fehlt.

Von den übrigen Bekanntſchaften, welche die Singakademie mir eintrug, will ich hier nur noch einer Familie Roſenberg gedenken, die erſt vor kurzem in Dresden eingewandert war. Der Vater Roſenberg war Arzt geweſen, hatte ſich, des Handwerks müde, von der Praxis zurückgezogen und lebte als Privatgelehrter ſeinen Liebhabereien. Seine liebenswürdige Gemahlin war eine Tochter Hamann's, des berühmten Magus des Nordens, übte aber mit ihren drei Töchtern, die wie Muſen ausſahen und wie Engel ſangen, meines Wiſſens keine andere Magie aus als jenen Zauber, welcher weiblicher Schönheit und Anmut von Natur und Rechts wegen eigen iſt und der auch vollkommen ausreichte, die Anziehungskraft

[1] Friedrich Kaufmann (1785–1866) ſetzte das Werk ſeines Vaters (mechaniſche Muſikinſtrumente, Spiel-, Harfen- und Flötenuhren) fort, erfand 1808 den Trompetenautomaten, ſpäter ſein Bellonecon und 1839 das Symphonion, das der Vorläufer des 1851 von ſeinem Sohn Friedrich Theodor K. konſtruierten Orcheſtrions war.

ihres Hauſes zu erklären. Durch Koopmann präſentiert, fand auch ich daſelbſt erwünſchten Zutritt und verlebte angenehme Stunden im Kreiſe intereſſanter Menſchen, unter denen bisweilen ſogar Leute auftauchten, für deren bloßen Anblick Mancher gern Entree bezahlt hätte. So erinnere ich mich, daß ſich hier eines Abends drei illuſtre Namen: Mahlmann, L. Tieck und Jean Paul zuſammenfanden.

Jean Paul zu ſehen, den liebenswürdigen Verfaſſer der Flegeljahre, das war ein Ereignis! Mit größter Spannung ſahen Koopmann und ich dem Eintritt dieſes Leviathans an Witz und Sentimentalität entgegen, in deſſen Geſicht und Weſen, wie wir meinten, etwas ganz beſonders Sublimes zur Erſcheinung kommen müſſe. Aber die Perſönlichkeit des großen Dichters entſprach unſeren Erwartungen ſo wenig, daß, wenn der Dr. Roſenberg nicht geſchworen hätte, es ſei dies wahrhaftig Jean Paul ſelbſt und niemand anderes, wir ſtundenlang in ſeiner Geſellſchaft geweſen wären, ohne etwas Beſſeres in ihm zu vermuten, als höchſtens einen Pächter oder Gaſtwirt vom Lande, der ſich am Teetiſch langweilte. Freilich mochte er wie Hamlet eine Flöte ſein, die nicht Jedermann zu ſpielen verſtand, oder war er vielleicht nur zu haushälteriſch mit ſeinem Beſten, um es für den Druck zu ſparen? Ich weiß nur, daß, mit Shakeſpeare zu reden, das Futteral der Laute wenig gleich ſah.

Von der Singakademie iſt ſchließlich noch zu berichten, daß von Zeit zu Zeit halb öffentliche Aufführungen veranſtaltet wurden, zu welchen jedes Mitglied einen oder ein paar Gäſte mitbringen konnte. Ich brachte meinen Vater mit, als wir das Requiem von Mozart ſangen, und noch ſehe ich ihn daſitzen unter den andern Hörern nach ſeiner Weiſe ſchnurgerade mit gefalteten Händen und freundlichem Geſicht, dem Geſange mit lebhaftem Intereſſe folgend. Die Mozartſche Totenmeſſe war die letzte Muſik, die er auf Erden hörte.

7. Kapitel — Noch ein Blick auf Lauſa

Mein Bruder war unterdes auf jener Altersſtufe angelangt, wo man in evangeliſchen Ländern ſein öffentliches kirchliches Bekenntnis abzulegen pflegt, und daß dies nach meinem Vorgange ebenfalls in Lauſa geſchehen möchte, wünſchte die Mutter. Der Vater hatte nichts dagegen. Er hatte ſich, wie ſchon geſagt, des Rechts begeben, über die Konfeſſion ſeiner Kinder zu verfügen, und unter allen evangeliſchen Geiſtlichen ſeiner Bekanntſchaft war ihm Roller immerhin der liebſte. Schwer mochte es ihm ſchon werden, der lutheriſchen Kirche, die in ſeinen Augen eine Unkirche war, nun auch den anderen Sohn zu übergeben, und allerdings hatte er vorher noch den Verſuch gemacht, denſelben in traulicher Beſprechung zum freiwilligen Übertritte zu bewegen; doch war der Junge feſt geblieben. So ward er denn nun nach Lauſa abgefertigt, um gleich mir mit Bauernkindern und – weil ſich denn doch einmal Alles in der Welt wiederholt – ebenfalls in Gemeinſchaft mit einem jungen Reichsgrafen, dem jüngeren Bruder Herrn Manns und Benzigs, unterrichtet und eingeſegnet

zu werden. Seinem Spitznamen entging auch er nicht; Roller nannte ihn Lappe. Wie der Graf, dessen Taufzeugnis auf den Namen Botho[1] lautete, genannt ward, ist mir entfallen.

Nach meiner Kenntnis der Zustände in Lausa war es mir nicht unwahrscheinlich, daß mein Bruder sich dort schlecht gefallen würde. Sobald ich Zeit fand, machte ich mich daher auf den Weg, ihm zwischendurch einmal mein tröstliches Gesicht zu zeigen, und langte eines schönen Wintertages gegen Mittag auf der Pfarre an. Ich hatte erwartet, Pastor und Katechumenen auf dem Hofe anzutreffen, Schnee schippend oder Gräben ziehend; doch fand ich niemand. Es mußten wichtige Abhaltungen sein, welche die ländliche Arbeit zur gewohnten Stunde ruhen ließen.

Ich trat ins Haus und öffnete die Unterstube. Da stand wenigstens der Pastor inmitten seiner Geschwister, und zwar als Maurer. Er war in Hemdsärmeln, hatte einen ansehnlichen Lederschurz um den Leib und einen Anstreichepinsel in der Hand. Als er mich gewahrte, schritt er fröhlich grüßend auf mich zu und mich bei den Schultern packend drehte er mich mit dem Gesicht gegen den Ofen und rief triumphierend: „Nunc judica mi fili!"

Ich sah, daß der sonst hellgraue Backsteinofen, eines jener Ungeheuer, wie sie in sächsischen Bauernstuben üblich sind, von oben bis unten scharlachrot angestrichen, an der Front aber mit einem lebensgroßen und flügelgespreizten weißen Adler frisch bemalt war. Vom feinsten Geschmacke schien mir die Sache nicht.

„Haben Sie das selbst gemacht, Herr Pastor?" — „Ecce signa!" sagte er, indem er auf die Farbenkleckse an Schurz und Ärmeln wies. „Ich habe es getan, um meinen Schwestern eine Freude zu machen. Nun aber sprich deinen Spruch, du Künstler, ganz unverhohlen und ohne Ansehen der Person."

Rollers Malereien zu beurteilen, waren schlimme Kommissionen. Wie alle Dilettanten war er vom eigenen Gelingen stets etwas überrascht und erwartete daher nichts weniger als Tadel; doch durfte das Lob auch nicht gedankenlos, nicht unbestimmt, am wenigsten zu rasch sein. Man mußte jedes Kunstwerk erst eine Zeitlang auf sich wirken lassen, ehe man sein Urteil abgab; eine Bescheidenheit, die er selbst sogar jedem Jahrmarktsbilderbogen gegenüber übte und die er von Andern auch für sich verlangte. Zu Hilfe kam mir die Erwägung, daß Roller Ornitholog sei. Ich konnte mich darauf verlassen, daß wenigstens kein naturhistorisches Merkmal eines Adlers fehlen würde und, nachdem ich mir den Vogel ein wenig angesehen, glaubte ich mich dahin äußern zu dürfen, daß es ein Adler sei, von der Klaue bis zur Schnabelspitze. „Eine Fledermaus hat's auch nicht werden sollen! — stieß Roller jetzt heraus — aber ich danke dir, mein Sohn, daß du mich vor meinen Schwestern nicht hast zu Schanden machen wollen!"

---

[1] Botho Graf von Stolberg-Wernigerode (1806–1881) ist M. v. K. später am Wallenstedter Hofe wieder begegnet; vgl. Bd. III („Lebenserinnerungen"), S. 249 f.

Damit zog er lachend ab, um sich vor Tische noch zu säubern, und ich, zufrieden, mit so geringem Hohn davongekommen zu sein, gewann jetzt Raum, mich nach meinem Bruder zu erkundigen.

Der sitze für gewöhnlich in seiner Grotte, sagte der Hausknecht Jonathan, und laue am Katechismus. Diese sogenannte Grotte, die man aus den Fenstern sehen konnte, war eigentlich nichts anderes als ein recht respektabler Schneeberg, den die beiden Katechismusschützen im Garten aus zusammengewälzten Lawinen aufgehäuft und ausgehöhlt hatten. Ich solle nur draußen rufen, rief Jonathan, dann kämen sie heraus; der Eingang sei etwas beschwerlich.

Ich ging hinaus und fand die Schlußbemerkung Jonathans bestätigt, aber die Lust, den Bruder zu überraschen, ließ mich alle Beschwerden überwinden. Mittelst eines niedrigen krummgelegten Ganges, den ich auf dem Bauch wie ein Reptil durchkroch, gelangte ich in den inneren Raum, welcher überraschend wohnlich, durch transparentes Licht magisch erleuchtet und so warm wie ein Ziegenstall war.

„Wer da!" rief es mir entgegen, als mein Kopf erschien, und mit „Hurra!" zog ich Leib und Beine nach. Da saßen freudestrahlend auf einem selbstgezimmerten Bänkchen mein Bruder und sein Genosse; aber weit entfernt, den Katechismus zu studieren, war wenigstens Tappe damit beschäftigt, ein Wasserrädchen nebst dazugehörigem Drehmännlein aus Tannenholz zu schnitzen. Diese Sache war übrigens Geheimnis und wurde deshalb an unzugänglichen Orten betrieben. Als aber später das Eis aufging, stellte mein Bruder sein wohlgelungenes Werk an einem kleinen Wasserrinnsal des Gartens auf und überraschte damit den Pastor, der sich an der rastlosen Tätigkeit des lächerlichen Männchens so ergötzte, daß er das Ding bis an sein Ende treu bewahrt hat. Im Museum pflegte er's zu überwintern, zum Frühjahr aber wurde es stets neu gebessert, wieder an seinen Platz gestellt und allen Besuchern vorgewiesen.

Wenn ich mir übrigens den Bruder trostbedürftig gedacht, so war ich damit im Irrtum gewesen; er fühlte sich vielmehr in seiner neuen Umgebung ganz behaglich. Freilich war er auch weniger vereinsamt als ich zu meiner Zeit, da sein Gräflein nicht wie die meinigen bei den Hermsdörfer Verwandten, sondern gemeinschaftlich mit ihm beim Pastor wohnte. Da teilten sie die ganze Last des Lebens mit einander wie auch die oktroyierten Vergnügungen des gestrengen Mentors, mit denen sie jedoch weniger als ich behelligt wurden, weil jener weniger Verpflichtung fühlen mochte, sie zu unterhalten. Dazu das liebenswürdige Naturell des jungen Grafen und der durch denselben vermittelte häufigere Verkehr mit Hermsdorf. Es mochte ein genußreiches Zusammengehen für Beide sein, das abzukürzen sie kein Verlangen trugen.

Inzwischen kürzt sich gute und böse Zeit von selbst; die Osterwoche war herangekommen mit ihrem Palmensonntag. Meine Mutter war bettlägerig und konnte deshalb der Einsegnung nicht beiwohnen; statt ihrer aber fuhr der Vater mit mir heraus und gewißlich nicht mit allzu leichtem

Herzen. Er war einsilbig und still und mochte trauern über seine kirchliche Verlassenheit in der Familie. Ohne auf der Pfarre einzusprechen, gingen wir geradenwegs in die festlich geschmückte Kirche, in welcher die Gemeinde bereits versammelt war. Kopf an Kopf saßen sie da, die Weiber in ihren goldbetreßten Bärenmützen und faltenreichen Röcken, die Männer mit runden Kämmen im langen Haar und thalergroßen Knöpfen an den breitschößigen Fracks, dem Eintritte der Kinder harrend.

Da schlugen die Glocken an, die Orgel intonierte, und ihren Hirten an der Spitze zog die Katechumenen-Heerde paarweise mit gefalteten Händen ein, vorweg Graf Botho Stolberg und der gute Tappe mit den roten Backen, dessen Anblick mich heute einmal wieder lebhaft rührte. Als die Prozession am Altare angelangt war, ging alles Weitere seinen Gang in hergebrachter Ordnung, Wechselgesang der Gemeinde und der Kinder, Examen, Einsegnung und Schlußgesang.

Ob mein Vater außer in Herrnhut, wo ihn der Mangel jeglicher Symbolik befremdete, und in Hummelshayn, wo jegliches Bekenntnis fehlte, sonst noch anderen lutherischen Gottesdiensten beigewohnt, kann ich nicht sagen; hier aber wurden seine Erwartungen weit übertroffen. Die Physiognomie der Lausaer Kirche mit geschmücktem Altar, Kruzifix und Leuchtern, vor allem aber mit ihrer noch von keiner Neuerung berührten althergebrachten Agende war noch katholisch genug oder mit andern Worten noch echt kirchlich, und kirchlicher noch als in katholischen Kirchen war jedenfalls die andächtigere Haltung der Gemeinde, der volle Choralgesang und der Gebrauch der Muttersprache. Dazu ein Priester, wie mein guter Vater ihn nicht erwartet hatte, da er Roller bis dahin nur in Haus und Garten gesehen. Hier aber trat er ihm entgegen als ein echter und rechter Kirchenältester und Bischof, zwar nicht in brokatenen Gewändern, wohl aber angetan mit Salbung aus der Höhe, ein treuer Zeuge ewiger Wahrheit, der, wie er dastand inmitten seiner jugendlichen Heerde und dieser mit einfachen Worten den Ernst und die Freundlichkeit Gottes ans Herz legte, einem Patriarchen des apostolischen Zeitalters gleichsah. Endlich, was einen Katholiken vielleicht am meisten frappieren konnte: die heilige Handlung der Konfirmation an sich, gegen deren tief sittlichen Ernst die römische Firmung zur leeren Zeremonie wird. Mein Vater schien sehr tief ergriffen von Allem, was er sah und hörte.

Wir blieben den ganzen Tag in Lausa, wo sich gegen Abend auch die Hermsdorfschen Herrschaften mit ihren Verwandten und vielen andern gottesfürchtigen Leuten aus den verschiedensten Ständen am langen Tisch des Pastors zusammenfanden. Durch die kirchliche Handlung, der sie am Vormittage sämtlich beigewohnt, waren Aller Herzen noch erwärmt, und mein Vater verlebte Stunden unter ihnen, die ihm zum Vorschmack des Himmels wurden. So, meinte er, würde es einst dort oben werden, wenn vor dem Anschauen Gottes alle Schranken der Meinung, des Standes und Bekenntnisses zusammenbrächen und Christus Allen Alles in Allem sein würde. Die selige Erfüllung stand ihm näher, als er dachte.

Als wir durch die nächtliche Heide nach Hause fuhren, gaben die Gespräche meines Vaters noch auf dem ganzen Wege Zeugnis von den beseligenden Eindrücken, die er empfangen. Er danke Gott von Herzen, sagte er, daß er ihn einen Tag habe sehen lassen wie diesen; nun sei er unsertwegen ganz beruhigt, denn eine Kirche, die noch solche Zeugen, solch ein Bekenntnis und solche Gottesdienste habe, sei nicht vom heiligen Geist verlassen. Wie überglücklich war die Mutter, als sich der Heimgekehrte auch gegen sie in gleicher Weise aussprach!

Schluß

„Wer weiß, wie nahe mir mein Ende,
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod."

So heißt es im alten Liede – und in der Tat, wenn wir uns von irgend etwas überzeugt halten können, so sind es die in diesen beiden Versen enthaltenen Wahrheiten, daß die Zeit dahingeht, der Tod herankommt, wir aber nicht wissen, wie nahe er uns ist. Auch mein Vater wußte nicht, wie nahe ihm sein Ende war, als er andern Tages, am 27. März 1820, seine letzte Palette aufsetzte, um das Bild einer hochgestellten Frau, der regierenden Gräfin Eberhardine zu Stolberg-Wernigerode, zu beginnen; in der rechten Stimmung aber muß er wohl gewesen sein, denn jene Dame versicherte nachgehends, seine Unterhaltung sei gewesen wie Psalmen und Lobgesänge und daß es ihr dabei zu Sinne gewesen wie in der Kirche. Die Gedanken meines Vaters waren überhaupt in letzter Zeit fast ausschließlich geistlichen Dingen zugewandt gewesen, und dazu war seit dem gestrigen Tage noch die lieblichste Beruhigung über die kirchliche Stellung seiner Familie gekommen, die seiner Seele vollen Frieden gab. Dieser Friede leuchtete den ganzen Tag über aus seinen schönen dunklen Augen und gab seinem Angesicht den Ausdruck eines Sehers, der unaussprechliche Dinge sieht. Sein innerer Mensch des Herzens war bereits mit jenem hochzeitlichen Kleide angetan, in welchem er schon nach wenig Stunden am großen Gastmahle seines Königs teilnehmen sollte.

So kam er nach der Arbeit gegen Abend in mein Zimmer. Die Akademie hatte Ferien und ich zeichnete für mich den Moses, der die Schlange erhöht, zu welcher die Gebissenen sich wenden, um zu genesen. Mein Vater betrachtete die Skizze mit Interesse. Er war zufrieden mit meiner Auffassung und versprach mir, ich solle dies Bild in Öl ausführen, sobald ich mit dem Pinsel umzugehen verstände. Dann sagte er: da er mich so gut beschäftigt fände, wolle er mich nicht stören, sonst hätte er mich aufgefordert, ihn nach Loschwitz zu begleiten, wo er nach seinem Hause sehen wolle. Nun hätte mich jene Zeichnung nicht zurückgehalten; aber die Singakademie wollte heute abend eine Passionsmusik probieren, die am Karfreitag zur Aufführung gelangen sollte, und da mochte ich nicht fehlen. Mein Vater ließ dies gelten und ging allein, wie er gewöhnlich tat. Mir aber brannte das Herz, als er mich verlassen; war er doch

Der Bruder Gerhard.

Bleistiftzeichnungen 1822 von

August Schönberg, ein braver Junge von robustem Körperbau und ehrli
ins Mannesalte

August Schönberg.

Wilhelm v. Kügelgen.

em, geradem Wesen, war mein Spezial. Wir blieben Freunde bis

. S. 105.

Wilhelm v. Kügelgen. Selbstbildnis.

zusuchen. Dräger, den ich auf der Straße fand, schloß sich uns an. Am Linkeschen Bade verteilten wir uns zu beiden Seiten der Chaussee; die Hunde revierten vor und zwischen uns. Auf halbem Wege zum Waldschlößchen stand plötzlich der mir zunächst laufende Hund. Ich sprang herzu — da lag mein Vater mit dem Gesicht auf nackter Erde, erschlagen und entkleidet in einer Ackerfurche. Über mich aber und die Meinigen „ging der Grimm des Höchsten und seine Schrecken drückten uns, sie umgaben uns wie Wasser und umringten uns miteinander". Und hiermit mag ein Schleier auf mein weiteres Ergehen fallen.

† † †

Gerhard v. Kügelgen ist am Montag, dem 27. März 1820, auf dem Rückwege von seinem Loschwitzer Weinberg abends gegen 7 Uhr auf der Bautzener Landstraße von einem Soldaten erschlagen worden, der sich vorgenommen hatte, den ersten besten ihm Begegnenden zu berauben. Der Mörder, ein Unterkanonier Kaltofen, aus der Gegend von Roßwein stammend, ist am 24. April 1820 verhaftet, aber erst am 11. Juli 1821 hingerichtet worden. Die Untersuchung hatte sich lange hingezogen, da sie durch das (wahrscheinlich falsche) Geständnis eines angeblichen Mitschuldigen kompliziert wurde. Der kriminalistisch interessante Fall ist mit allen Details der Tat und der Untersuchung ausführlich dargestellt in „Der neue Pitaval" (Leipzig, Brockhaus, 2. Aufl. 1859) 1. Serie, Teil 12, S. 376–421, sowie in „Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder", hrsg. von Anton Vollert (Leipzig, Brockhaus 1863) Bd. 5.

Die Beerdigung fand am Abend des Gründonnerstag, 30. März, auf dem alten katholischen Friedhofe, gegenüber dem ehemaligen Marcolini-Palais, jetzigem Stadtkrankenhause, statt.

Am Morgen dieses Tages empfing der zu Palmarum konfirmierte Sohn Gerhard, von Wilhelm begleitet, das erste Abendmahl. Die Gräfin Stolberg, die damals bei ihrer Schwägerin in Hermsdorf weilte, schreibt darüber in ihrem Tagebuche: „In der Pfarre fanden wir die beiden Brüder Kügelgen. Sie waren gestern Abend mit dem Pastor wieder zurückgekommen. Der Älteste hat sich herrlich benommen, mit männlicher Kraft und Festigkeit des Glaubens; der Kleine tiefgerührt, still wie ein Lamm. Die armen beiden Brüder fuhren gleich nachher nach Dresden. Abends um sieben war das Begräbnis ihres Vaters."

Über dieses berichtet der Biograph Hasse (S. 346f.; hier etwas gekürzt): „Es war ein herrlicher Frühlingstag und die schönste Vollmondnacht, als die öffentliche Teilnahme Männer und Jünglinge aus allen Ständen in und vor dem Hause der Trauer vereinigte. An den Zug der

Zöglinge und Mitglieder der Akademie schlossen sich Viele der ersten Bewohner vom Civil und vom Officiercorps an. Dem Leichenwagen folgten vierundzwanzig Wagen aus der Stadt; achtzig Fackeln, von hundertundfünfzig Zöglingen der Akademie begleitet und getragen, flammten, vom milden Mondlicht gebleicht, dem langen Trauerzuge voran. Dieser bewegte sich aus der Hauptstraße der Neustadt über die Elbbrücke durch die Straßen der Residenz über den Neu- und Altmarkt langsam bis in die Friedrichstadt nach dem katholischen Kirchhofe. Als hier die sterbliche Hülle in der Vorhalle des Friedhofs von den Geistlichen unter leisem Beten der Totenpsalmen eingeweiht und hierauf ins Grab gesenkt war, kniete Wilhelm, der ältere Sohn, in namenlosen Schmerz aufgelöst, an das noch halboffene Grab und sprach biblische Worte des Vertrauens zu dem Gott der ewigen Liebe, um Trost von Oben zu erflehen für sein zerrissenes Herz."

Sodann sprach noch Hofrat Böttiger einen längeren Nachruf (abgedruckt bei Hasse, S. 401–413; auch sep. erschienen: „Andeutungen am Grabe Gerhard von Kügelgens", Dresden, Arnoldische Kunst- u. Buchhandlung). Die „Abendzeitung" brachte an diesem Tage ein Sonett des Ministers v. Nostitz (Arthur von Nordstern) auf Gerhard v. K. (bei Hasse S. 348f.); am selben Abend dichtete Friedrich Kind „Eine Phantasie" über ihn (bei Hasse, S. 414–427). Das Grab hat Caspar David Friedrich's Freundeshand in einer Friedhofszene in Öl gemalt; dieses Bild hat Friedrich im Jahre 1822 vor der Abreise der Familie nach Estland der Witwe zum Andenken gegeben.

Über Wilhelms Worte am Grabe des Vaters berichtet das Tagebuch der Gräfin Stolberg noch: „Als der Sarg eingesenkt war, trat der älteste Sohn ans Grab und sprach mit lauter Stimme den Spruch: ‚Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.' Kügelgen hatte diese Grabschrift des seligen Leopold Stolberg so schön gefunden, daß er sie auch zu der seinigen bestimmte. Es ist viel Gnade, daß dem Sohn dies wieder einfallen mußte und er die Kraft hatte, dies laut zu sagen."

Wie unheilbar tief der Eindruck des furchtbaren Erlebnisses und der Verlust des geliebten Vaters auf das empfindsame Gemüt des Jünglings gewirkt haben, erhellt am deutlichsten daraus, daß jenes Ereignis ihm noch nach vierzig Jahren, als er als alter Mann seine Jugenderinnerungen niederschrieb, derart als Einschnitt in seinem Leben erschien, daß er die Darstellung seines Erlebens hier mitten in seiner Entwicklung als Mensch wie als Künstler jäh abgebrochen hat.

Register

Ein Sternchen * weist auf die Seiten hin, die in Anmerkungen oder auch im Text Erläuterungen über das betreffende Stichwort bringen

Altenburg 317f.
Alt-Harm XXf., XXIII, 2/5. — Bild bei S. 5.
Anger, Rektor *161 ff., 206.
Anhalt-Bernburg, Erbprinz Alexander Carl: *120/4, 127f., 173, 235, XIV. — Bilder bei S. 128, 240.
— Herzog Alexius 116, *119ff., *123, 131f., 173, 262f., 265f. — Bild bei S. 128.
— Herzogin Friederike 120f., 130ff., 235, 265, 267.
— Prinzeß Luise 121, *122, 130, *265.
Anteportas = v. Schmertzing.
Artl = F. A. Krummacher.
Augustusburg 335.

Ballenstedt 73, 115, 117/40, 174, 220, 234/7, 264. — Bild bei S. 241.
Barbua, Familie 115, 117ff., 133f.
— Caroline *115, 118. — Bild bei S. 129.
— Louis 118, 133.
— Wilhelmine *115, 118.
Bäring, Hauslehrer 142f., 145, 147f., 154, 156, 227.
Bärnsdorf, der Pfarrer von 301/3.
Baumannshöhle 72.
v. Baumbach, Hofdame 156.
v. Beck, ruff. Staatsrat: XXIII.
Beckedorff *120/4, 132, 138, 173, 220, 235, *236f., 238, 246, 257, 263, 264ff., 268.
Begerhäuschen *174ff., 315. — Bild S. 193.
Bernburg 238, 248f. — Bild bei S. 241.
Berthold, Ferdinand *282 ff., 341, 342. — Zeichnung bei S. 273.
Blanke, Stiefelputzer 86f.
Blücher 94.
Blüher, Paftor XIV, 196 Anm.
v. Bock, Kreismarschall: XX.
— Georg *XIII, 93, 101/4. — Bild bei S. 96.
Borsdorf 273.
Böttiger, Hofrat *20, 38, *81, 95, 354.
Braun, Gottlieb 73f., 338.
Braunschweig, Herzog Friedrich Wilhelm 47.
Breling, van der 58, 101, 169.
Briessnitz bei Dresden 18.
Briftol, Lord: XIX.
Brocken 73.
Bunyan *335.

Campe, J. H., Pädagog, † 1818 in Braunschweig: 23.
Caftlereagh, Lord (1769—1822), seit 1812 englischer Minister des Äußeren: 207.
Cathcart, Graf (1755—1843), englischer General und Diplomat, bombardierte 1807 Kopenhagen: 207.
Chapron, Nicolas *27. — Radierung bei S. 32.
Chemnitz 335.
Claß, Mamsell 25, 42.
Claude Lorrain 79.
Claudius, Matthias 239.
Correggio 312.
Cotta, Heinrich *285, 286, 288, 327. — Radierungen bei S. 289.
Courtan, Henriette 34f., 116, 188, 192.

Daßdorf, Bibliothekar *82.
Davouft, Marschall 88, 92.
v. Demiani *80f.
Döbernitz, Rollers erfte Pfarre 208.
Dohna, Burggraf zu 83, 194, *204/6, 299f.
— Gräfin Friederike *83ff., 196, 217, 299f., 350. — Bild bei S. 81.
Dordrechter Schildermaler, Gesch. vom 128.
v. Dörnberg 104.
Dow, Gerard *312.
Dräger, Anton *284f., 286f., 358. — Bild bei S. 272.
Drakendorf 156ff., 327, 329.
Dresden 8ff., 46f., 76f., 87ff., 99, 101ff., 106ff., 112f., 137f., 274ff., 353f.
Dreyßigsche Singakademie *345f., 351f.

Eckhart, Kantor *213.
Eisfeld, Rektor 125ff.
Ende, am, öfterr. General 47.
v. Ende, Jagdjunker 147f., 153.
Engelhard, Ludwig 9, 29, 35, 51, 70.
v. Engelhardt, Moritz *21.

Eſtniſche Kindergeſchichte 43ff.
Eule, Joh. Friedr. († 1827), Sattlermeiſter und Aſtronom: 18.

Faber, Mag. u. Frau, geb. Roller 206, 211f.
Fedeboff, Tanzlehrer 110f.
Fernow, Ludwig XIX, *38.
Feiel, Chriſtoph, Maler XIX.
Fiedler, Gymnaſiaſt in Bernburg 254.
Fintlater *352.
Fontenelle *253.
Förſter, Ernſt *289, 327f.
v. Franziſec 180.
Freiberg in Sachſen 336.
Friedeburg, nicht am Petersberg, ſondern an der Saale, nahe Cönnern; doch ſieht man auf dem Wege von Halle nach dort den Petersberg liegen: 67.
Friedrich, Caſp. David *33ff., *78f., 94f., 171, 354. — Bild bei S. 80.
Fries, Jak. Friedr. *328f.
Frommann, Familie 141, 327, 329.

Gellert 23.
Genovefa. Roman 232, Bild bei S. 288.
Gentz, Friedr. v. *6.
— Heinrich: XIXf., *6 Anm.
Gera, Mamſell in Schloß Hermsdorf 212, 214.
Giulio Romano 257.
Goethe 38, 96/9, 266, 295, 329. — Bild bei S. 97.
Gottesſegen-Haus 35f., 169. — Bild, bei S. 33.
Gottſchalk, Friedrich *137f.
Götzell, Gulchen 316.
Gremberg, Hauklehrer 100.
Gröben, Graf von der *104.
Groll, Peter 106f.
Großmann (Lotzdorf) 31.
v. Grotthuß, Frau 98/9 Anm.
Grünberg, Schloß 206, 211.
Gruner, Leopold, Maler *284.
Günther, Prof. in Bernburg *250ff.

Haanſches Inſtitut 100, 105, 161.
Halle 61ff., 270f.
Hamann, Joh. Georg (1730—88), Philoſoph in Königsberg: 346.
Hammelmann, Paſtor 2.
Harder, A. *240. — Kompoſition 241.
Harm ſ. Alt-Harm.
Harring, Harro *284.
Hartknoch, Buchhändler 23.
Hartmann, Ferd., Prof. *80, 257, 343, 344. — Bild bei S. 336.
Haſſe, Prof. *82, 173, 353.
Haydn 352.
Hebel 239.
Hegel 328.
Heinecke, Hofarzt in Ballenſtedt 124.
Heilſehen 68, 191, 326.
Helmert, Buchhändler 107.
Hempel, Dresdener Lohnkutſcher 116, 225.
Hendel-Schütz, Madame *165/8, 169. — Bilder bei S. 192.
Herder XIX, 29, 38, 96, 235.
Hermann, Carl, Maler *282.
Hermsdorf, Schloß 83, 103f., 200, 212ff., 221, 299f.
Herrnhut (Brüdergemeine) 83, 307, 328, 350.
Herzog, Prof. in Bernburg 251f.
Hilliger, Paſtor in Seiferedorf 300.
Hohenſtein am Erzgebirge 330/4.
Hohenthal, Graf *203.
Hohenzollern, Fürſtbiſchof Joſeph 171 Anm.
Hondecoeter, Melchior *312.
Hufeland, Chr. Wilh., ſeit 1801 königl. Leibarzt in Berlin: 7.
Hummelshain 138, 141/156, 316ff., 327. — Bilder bei S. 144.

Jacobi, Friedr. Heinr. (1743—1819), Vertreter der Gefühlsphiloſophie: 328.
Jahn, Turnvater 263, 289.
Jean Paul (Fr. Richter) 95, 176, 205, 259, 280, 347.
Jena 140f., 327/9.
Jerome, König von Weſtfalen 48 Anm., 131.
Jung-Stilling 307.
Juſtinianiſche Galerie (Giuſtiniana) *171.

Kaiſer Franz II.: XXI, 76.
Kaltofen (der Mörder) 353.
Kaskel, Familie 126f., 130, 137f.
Katholiſche Kirche 237, 306 ff., 311, 314f., 350.
Kahhütte 327.
Kaufmann, Friedr. *346, 352.
Kerſting, Maler *94ff.
Kiau 254. Der Spitzname iſt abgeleitet von dem wegen ſeines Witzes und ſeiner luſtigen Streiche berühmten kurſächſiſchen Generalleutnant und Protegé Auguſt des Starken, Friedr. Willy. Freiherr v. Kyau (zu ſprechen: Kjau; 1654—1733), deſſen Anekdoten und Späße damals noch in verſchiedenen Publikationen (z. B. 1800 bei W. Rauk in Leipzig) verbreitet waren.
Kind, Hofrat *82, 354.
Kirchner, Adolf 126.
Klein, in Riga: XX, 148 Anm.
Klopſtock 96, 235, 239.
Koopmann, Maler *279f., 340, 342, 347.

Körner, Theodor 94, 133. — Bild bei S. 112.
Köthe, August *21, 157f., 237, 327.
Kotzebue 290.
Krafft, Joh. Aug., Maler *287.
Kraft, A., Kunstschüler 33, *36f.
Kriegel, Familie 185, 187f.
— Mariechen *185f., 187, 189f., 217, 225.
Krummacher, F. A., der „Attil" 85, *235f., 238, *239f., 246f., 263, 289. — Bilder S. 256, 257.
— Frau, geb. Möller 240. — Bild S. 257.
— Eduard *238f., 242f., 260, 275.
— Emil *238f., 240.
— Friedrich Wilhelm *238, 261f.
— Julie *239.
— Julius *238.
— Maria *239, 243ff.
Krummhaar, herzogl. Jäger 129.
Kühne, Bildhauer 80.
v. Kügelgen, ältere Gesch. d. Familie: XXIff. — Bild: Der erste Ritter K.: bei S. 337.
— Adelheid, Schwester *XIII, 29, 113f., 137f., 168, 176, 186. — Bild bei S. 113, Gedicht 305.
— Carl, Onkel *XIII, XVIIIff., 2, 168 Anm. — Bild bei S. XVI.
— Franz, Großvater *XIII, XVIII, XXII — Bild bei S. XVII.
— Gerhard, Vater *XIII, XVIIIff., 26f., 38, 60f., 85, 94f., 96f., 148f., 168/73, 174, 175, 188, 192, 220, 257, 267f., 286, 289, 293, 306/15, 328, 337/42, 347, 349ff. — Bilder bei S. XVIf., 17, 161; Briefe 219, 256.
— Gerhard, Bruder *XIII, 15, 38, 59, 111, 113f., 118f., 122, 124, 129, 136f., 142, 165f., 173f., 192, 234f., 264ff., 267ff., 286, 303, 311, 313, 347/50, 353. — Bilder 16, 65, 240, 352.
— Maria, Schwester *XIII, 1, 3, 11, 29. — Bild bei S. 1.
— Maria Justina, Großmutter *XIII, XVIII, 7f. — Bild bei S. XVII.
— Helene Marie, Mutter *XIII, XXf., XXIII, 1, 22ff., 39, 69, 83ff., 96ff., 166f., 171, 192ff., 196, 217, 220, 225, 232, 289, 306/9. — Bilder bei S. 12, 81; Brief 256.
— Helene, Kusine *XIII, *291/4, 303. — Gedicht 304.
Kunstverein, akad. 286/8, 291, 344.
Kurfürst Maximilian Franz von Köln: XIX.
Kurfürstl. Reisepaß, Faksimile: zwischen S. XVI u. XVII.
Kurland, Herzog Karl von 181ff.
v. Kyaw s. unter Kiau; vgl. 108 Anm.

Las Casas 235.
Lausa 196, 205, 350.
Lavater 307.
Lebenier, Athlet 344f.
Lehmann, Mitschüler 161f.
Leipzig 117, 273.
Leis, J. W. F. *12, 16, 35, 38. — Bild bei S. 13.
Leno 5, 7, 17.
Lescow, Kunstschüler *284.
Leuchtenburg, die 154, 318.
Lichtenau 323.
Lindau, Maler *284.
Loeben, Graf (Isidorus orientalis) *82.
v. Loeben, Otto *220f.
Löffler, Pastor zu Hosterwitz 202.
Loschwitz, der Pastor von 175, 176.
— Weinberg 73f., 185, 337ff., 351.
— s. a. Liegerhäuschen.
Loydorf 30ff.
v. Löwenstern, baltische Familie 18f.
Lübecker Blume, die Gesch. von der 321.
Luppa 273.
Lützowsche Jäger 94.
Luzifer (Napoleon) 148f. — Bild bei S. 160.

Mahlmann, Aug. (1771—1826), Dichter: 347.
Mansfeld, Schloß 72.
v. Manteuffel s. Zoege v. Manteuffel.
Marattl, Carlo 257.
Marcolini, Graf *178f.
Marlise, die alte 107.
Matthäi, Akademieprof. *343f.
Meißen 61f., 258ff., 273.
Mende, Pater *306, 307.
Merseburg 225/34.
v. Miltitz auf Siebeneichen 313.
Morgenstern, Prof. aus Dorpat *38.
Moritz, Karl Philipp („Götterlehre") *264.
Mozart 279, 347.
Müller, Adam, Publizist *29.
— Friedr., Prof. *81, 192/5. — Bild S. 336.
— cand. theol. in Hosterwitz 202.
Murat, König von Neapel 77.
Musik 146, 240, 244f., 279, 345f., 352.

Näcke (Näle), Justizoberamtmann in Dresden u. Frau 19f., 25, 39/42, 124.
— Aug. Ferd. (1788—1838), seit 1820 Prof. der klassischen Philologie in Bonn 29, 42.
— Gust. Heinr. (1783—1815), Historienmaler, seit 1825 Akademieprof. zu Dresden 29, 42.
Napoleon 28, 60, 74/8, 86f., 101, 109, 131f., 148ff., 235. — Bild bei S. 160.
v. Nathusius, Philipp (1815—72) XVII.
Nauwerck, Konsistorialrat 191.

Neff, Margarete *74f., 115, 116.
Nicolai 61.
v. Nostitz, Minister (Arthur von Nordstern) *82, 354.

Öderan 335f.
Ohlenschläger, dänischer Dichter 38.
Orlamünde, Gräfin von 156f.
Oschatz 117.
Ostade 312.

Pawlosk *1. — Bild bei S. 4.
Pestalozzi 23, 50, 235.
Petersburg XX, XXIII, 1.
Petzold, Fritz 10, 35, 51.
Platner, Ernst, Prof. *191.
Pochmann, Akademieprof. *276f.
Polinke, Kreuzschüler in Dresden 318.
v. Polmann: XX.
v. Poncet, Familie 177/85.
Pönitz, Dr. 30, 86, 95, 163.
Potschappel, Bergwerk 336.
v. Prendel, Victor († 1852), russ. Oberst, 1813/6 Kommandant von Leipzig: 90, 92.
Preußen, Friedrich Wilhelm III.; 76, 93, 96.
Prießnitztal 314.
v. Prztschstnowski *167f., 336.
Putjatin, Fürst 105, *107ff., 160, 253.

Radeberg, Bad 30ff., 73, 154.
Raff, G. Chr. (Naturgeschichte) *142.
Raffael s. unter Chapron und Sixtina.
v. Raumer, Karl *21, 167 Anm.
Regnier, General 87.
Reichardt, Luise *280.
Religionsunterricht 69f., 110, 161f., 208.
Rembrandt 312.
Reval: XX.
Rhens am Rhein 7ff.
Rhode, Rollers Großmagd 197, 201, 298f.
Richter, Pastor in Ottendorf 300f.
Ridinger 286.
Riemann (Wartburgfest) 261.
Riga: XX.
Risse, Opernsänger 316.
Roller, Pastor *196/224, 233f., 246, 294/303, 306, 311, 319, 347ff., 350, XIV. — Bild bei S. 208.
— Benjamin 201, 206.
— Charitas 197, 201, 215, 298f.
— Jonathan 197, 201, 202, 205, 213, 215, 222, 294, 298, 349.
— Luise 197, 201.
— Marianne 197, 201, 203.
Ronneburg, die Pfarrerstochter von 317/20.
Rosa = Zimmermann.
Rose, Hausmädchen bei K.s 116, 139.
Rosenberg, Familie 346f.
Rudolstadt 327.
Rühle von Lilienstern *21, 38.
Rußland, Kaiser Alexander I.: XXIII, 2, 60, 86, 96f., 149.
— Kaiserin Elisabeth († 1762) 4.
— Kaiserin Elisabeth (Gemahlin Alex. I.) XX.
— Kaiserin Marie u. Kaiser Paul: XX.

Sachse, Prof. in Bernburg 268ff., 274.
Sachsen, Friedrich August, Kurfürst, seit 1806 König 87, 159f.
— Prinz Karl, Herzog von Kurland 181ff.
Sand, Karl 290f.
Sarto, Andrea del 312.
Sauerweid, Prof. 53, *80.
Schäfer, Fräulein *136f., 139f. — Bild bei S. 129.
— „Herr" = Bruder Gerhard s. S. 137.
v. Scheliha 327.
Schill = Simon Wagner.
Schiller 38.
Schmelzer, Organist in Bernburg 245.
v. Schmertzing, Hannibal 144f., 327.
Schönberg, Familie 105, 109, 116.
— August († 11. III. 1840) *105, 109f., 116, 126, 161, 243. — Bild bei S. 352.
— Eduard 105.
— Käthchen 109ff., 116.
v. Schönberg, Reg.-Präsident *226, 229.
— Frau, geb. Gräfin Stolberg *226f., 229, 232f.
— Auguste *226, 229, 233.
Schrepfer *180/5, 186.
Schubert, G. H. v. *11f., 20, 29, 35, 38, 235, 307, 329ff., 332.
— Selma *11f.
Schulz, Magister 109f., 161, 196, 208.
Schumacher, Maler *284.
Schütz, Christian, Maler XIX.
— Prof. in Halle 166, 167.
Schwarz, Hans XIXf.
Schwarze Tante = Henriette Courtan.
Seidler, Louise *140.
Seiler, Prof. der Medizin *278.
Senff, Adolf, Hauslehrer *46/56, 59/62, 66, 68, 71, 73, 100, 117, 143, 162. — Bild bei S. 48.
— C. F., Oberpfarrer in Halle, u. Frau 62ff., 271. — Bild bei S. 13.
— Karl August, Kupferstecher *46 Anm.
— Karl Friedrich (1776—1816)), seit 1808 Professor an der Gynäkologischen Anstalt in Halle: 69, 71.
— Lorchen 62/67, 271.

Seuff, Paſtor in Friedeburg 67f.
Seume, Joh. Gottfr. 21, 38.
Seydelmann, Prof. u. Frau *80.
v. Seydlitz, Frhr., Kunſtſchüler *279.
Shakeſpeare 127, 295, 317, 347.
v. Sievers, Graf Georg: XXIII.
v. Sivers, ruſſ. Offiziere 157.
Sixtiniſche Madonna 55, 91, 104, 167, 171. — Bild bei S. 64.
Söbrigen a. d. Elbe 201f.
v. Stackelberg, Baronin Sophie: XX.
Stark, Prof. in Jena *154.
Starke, Oberhofprediger *125, 173, 220, 235.
Steffan, in Hohenſtein 329/35, 336f.
Stieffelius, Prediger *194.
Stieler, Gymnaſiaſt in Bernburg 250.
v. Stockhauſen, Kabett 141f.
Stoffregen, ruſſ. Leibarzt: XX, 12 Anm.
Stolberg-Stolberg, Graf Friedrich Leopold (1750—1819), Dichter und Geſchichtſchreiber, 1800 in Münſter zur kath. Kirche übergetreten: 314, 354.
Stolberg-Wernigerode, Regierender Graf Henrich 196, *207 Anm.
— Gräfin Eberhardine, geb. Freiin v. d. Recke, Stiefmutter (ſeit 1810) der Grafen Hermann und Bernhard, deren Mutter die Prinzeſſin Jenny von Schönburg-Waldenburg war: 351, 353f.
— Erbgraf Hermann [vgl. Allg. Deutſche Biogr. 54, S. 551f.] *207, 216f.
— Graf Bernhard *207, 216f.
— Graf Botho *348ff.
— Komteſſe Caroline 212, *214.
— Komteſſe Eleonore 212, *214.
Stölzel, Kupferſtecher *288.
Struve, Arzt u. Apotheker, Begründer der Mineralwaſſerfabrikation 82.

Tannenberg 17, 19, 48, 86, 169.
Taſſo 257.
Tepmanniſches Haus in Dresden 8.
Tharandt 59, 336.
Thierhoff, Marianne 189/92, 217, 225.
Thiſtlewood, Arthur (1770—1820), früher Offizier, dann einer der Führer der Cato-ſtreet-Verſchwörung gegen Lord Caſtlereagh, deshalb hingerichtet: 207.
Thomas a Kempis 237, 248.
Thomas, Töpfermeiſters 57f.
Tieck, Ludwig 347.
Tintoretto 257.
Tirol *246.
Törmer, Maler *284.
Totenpredigt im Dom zu Merſeburg, Legende 226f. — Bild bei S. 209.
Totentanz (nach Goethes Ballade), Bild bei S. 288.
Tſchernitſcheff 96.

Uhlich, Weber in Hohenſtein 333f., 337.
Ulrich, Bildhauer *21.

Venus, Frau und Söhne 9, 47.
Vinzentius von Paulo (1576—1660), Stifter des Ordens der Lazariſten und der Barmherzigen Schweſtern, 1737 heilig geſprochen: 314f.
Vitzthum v. Eckſtädt, Graf Heinrich Carl Wilhelm (1770—1837), Intendant, ſpäter Generaldirektor der Akademie 276, 339 Anm.
Volkmann, Senator u. Frau *30f., 33ff., 36, 37f., 39, 55, 69, 73, 100, 114, 117, 273. — Bilder bei S. 49.
— Alfred *30ff., 52f., 55, 59, 117, 126, 188. — Bild bei S. 65.
— Clara *30.
— Julius *30f.
v. Voß, Hauptmann 134f.

Wagner, Simon *281f., 341f. — Bild bei S. 272.
Walter, Julius, Prof. in Dorpat *157.
v. Wangenheim 327.
Weimar, Erbgroßherzog Karl Friedrich von Sachſen-W. 151.
— Erbgroßherzogin Marie Pawlowna 141, 151, 156.
Weinlig, Kantor *345.
Weiße Frau, Sage von der 155.
Wellington 295.
Werner, Abr., Prof. in Freiberg *38.
Weſtphal, Hofkutſcher 127.
Wetzel *21f.
Winckler, Hofrat (Theodor Hell) *82.
Winkel, Thereſe aus dem *80.
Wieland 38.
Winzingerodeſches Korps 92, 94.
Wirth u. Frau, geb. Schubert 335.
Wurzen 273.

York, General 87.
Zeidler, Sekretär in Hermsdorf 213.
v. Zezſchwitz, Joſeph *82f.
— Karl *82f., 106, 111, 307.
— Sally *111.
Zick, Januarius, Maler XIX.
v. Ziegeſar, Freiherr Friedrich *138, 141, 146ff., 154, 157, 326f. — Bild bei S. 145.
— Hermann *141, 144, 147, 153, 157f., 327.

v. Ziegeſar, Marie *XIII, 138, 141, *145f., 154ff., 330. — Bild bei S. 145.
— Otto u. Marie *141, 144.
— Silvia 156ff.
Zimmermann (Roſa), Maler *280f., 288f.
Zinzendorf 85, 205, 307, 333.
Zoege v. Manteuffel, Emilie XXIII.
Zoege v. Manteuffel, Heinrich (Onkel) *XIII, 6. — Bild bei S. 12.
— Helene Henriette (Großmutter) *XIII, XX, 5. — Bild bei S. XXIV.
— Wilhelm Joh. (Großvater) *XIII, XXI, 3ff. — Bild bei S. XXIV.
Zſchortau (Volkmannſches Gut) 73.

Wilhelm v. Kügelgen

Selbstbildnis. Rom 1826

Wilhelm von Kügelgen

Wilhelm von Kügelgen

Erinnerungen

1802—1867

Erſter Band:

Jugenderinnerungen eines alten Mannes

1802—1820

*

Zweiter Band:

Zwiſchen Jugend und Reife des Alten Mannes

1820—1840

*

Dritter Band:

Lebenserinnerungen des Alten Mannes

1840—1867

Verlag von Koehler & Amelang in Leipzig

Wilhelm von Kügelgen

Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes

1820–1840

Aus Briefen, Tagebüchern und Gedichten gestaltet und mit reichem, zumeist noch nicht veröffentlichtem Bildschmuck herausgegeben von Professor Dr. Johannes Werner

3 D 29/10.

D E S. 480-58 : 2

k R 1159

Verlag von Koehler & Amelang in Leipzig 1925

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Copyright 1925 by Koehler & Amelang, G. m. b. H., in Leipzig
Nachdruck verboten
Der Herausgeber nimmt das gesetzliche Urheberrecht an diesem Werke, das er aus dem von ihm gesammelten Material gestaltet hat, für sich in Anspruch und hat dasselbe auf den Verlag Koehler & Amelang, G. m. b. H., in Leipzig übertragen

Abkürzungen im Text:

Jug.-Er. = „Jugenderinnerungen eines alten Mannes 1802–1820" zitiert nach der Seitenzahl der neuen Originalausgabe des Verlages Koehler & Amelang in Leipzig 1924.

Leb.-Er. = „Lebenserinnerungen des Alten Mannes 1840—1867" Verlag Koehler & Amelang in Leipzig 1923.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Vorwort über Eigenart und Entstehung dieses Bandes VII
Verzeichnis der Bilder X
W. v. K.s Familienkreis. Lebensdaten und Zusammenhang der in diesem Bande erwähnten Familienglieder XIV
I. Vom Tode des Vaters bis zur ersten Estlandreise. Frühjahr 1820 bis Sommer 1822 1
II. Bei den Verwandten in Estland. Sommer 1822 bis Sommer 1823 19
III. Die letzten Studienjahre in Dresden. Herbst 1823 bis Herbst 1825 45
IV. Romfahrt und Verlobung. Herbst 1825 bis Sommer 1826 76
V. Von der Verlobung bis zur Übersiedelung nach Rußland. Sommer 1826 bis Herbst 1827 112
VI. In Estland und St. Petersburg. Herbst 1827 bis Sommer 1829 162
VII. Am eignen Herd in Dresden und Hermsdorf. Herbst 1829 bis Herbst 1833 212
W. v. K.s „Verzeichnis verkaufter Bilder" (1831–1846) . . 284
VIII. Die ersten Jahre in Ballenstedt. Herbst 1833 bis Ende 1835 288
IX. Still-Leben in Ballenstedt. 1836 bis 1840 349
Register 407

Über Eigenart und Entstehung dieses Bandes

Der vorliegende Band schließt die bisher in der Selbstbiographie Wilhelm v. Kügelgens noch bestehende Lücke, indem er zeigt, wie der Jüngling, den wir am Schlusse der „Jugenderinnerungen" verlassen, heranreift zu der eigengeprägten Persönlichkeit des „Alten Mannes", der uns durch die „Lebenserinnerungen" ans Herz gewachsen ist als ein Träger und Verkünder bester deutscher Art.

Dieser neue Band unterscheidet sich insofern wesentlich von den beiden anderen, die ihn umschließen, daß er nicht, wie diese, aus der Zeit der abgeklärten Reife des Alten Mannes stammt – denn auch die „Jugenderinnerungen" sind ja ein Produkt seines Alters –, sondern daß Wilhelm v. Kügelgen hier als ein noch mitten im Werden Stehender zu uns spricht. Darin liegt die Eigenart und der besondere Reiz dieses mittleren Bandes: die Entwicklung wird hier nicht, wie in den „Jugenderinnerungen", von der hohen Warte des weisen Alters aus geschaut und geschildert, sondern wir erleben das Werden und Wachsen der Persönlichkeit W. v. K.s in seinen Selbstzeugnissen von den noch unbeholfenen Anfängen des Achtzehnjährigen an unmittelbar mit – eine Entwicklung, durch die doch die Eigenart des „Alten Mannes" von Anfang an wie ein roter Faden sich hindurchzieht.

Diese Entwicklung hat sich auf wechselndem Schauplatz abgespielt. Hierauf beruht – gegenüber dem immer gleichen Ballenstedter Milieu der „Lebenserinnerungen" – die bunte Folge und dramatische Belebtheit des Inhalts dieses Bandes. Dresden in verschiedenen Stadien, Estland, eine Rheinreise bis Düsseldorf, Rom, Venedig und die Schweiz, dann die Verlobungszeit mit den köstlichen Briefen an die Braut, wieder Estland und St. Petersburg, das Idyll auf Schloß Hermsdorf, endlich das Leben an dem kleinen Hofe in Ballenstedt und Bernburg ziehen an uns vorüber und bieten vielfach kulturhistorische Bilder von intimstem Reiz; es gibt vielleicht keine zweite so anschauliche Schilderung des Lebens und Geistes einer deutschen Adelsfamilie im Baltikum vor hundert Jahren, wie sie das zweite, dritte und sechste Kapitel dieses Buches gewähren.

Neben dem kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte ist bei der notwendigen Sichtung des überreichen Stoffs namentlich der kunstgeschichtliche maßgebend gewesen. Wie aus kulturhistorischem Interesse Manches beibehalten worden ist, was für das Charakterbild W. v. K.s nicht unbedingt erforderlich erscheint, so waren wir mit Fleiß darauf bedacht, alle Nachrichten festzuhalten, die sich auf seine Entwicklung und Betätigung als Künstler beziehen. Dieser mittlere Zeitraum seines Lebens

ist in dieser Hinsicht besonders ergiebig, denn in ihn fallen sowohl sein – trotz der steten Selbstkritik – freudiges Vorwärts- und Aufwärtsstreben wie auch bereits die Anfänge der Hemmungen, die ihn sein hochgestecktes Ziel nicht haben erreichen lassen. So dürfte dieser Band für die Würdigung W. v. K.s als Künstler von grundlegender Bedeutung sein. –

In seiner literarischen Form gleicht dieser Band den „Leb.-Er." insofern, als sie beide nicht ein von W. v. K. sorgsam vollendetes literarisches Kunstwerk, wie es die „Jug.-Er." sind, darstellen, sondern vielmehr aus unmittelbaren, ohne jede Reflexion auf eine etwaige Veröffentlichung niedergeschriebenen, also ganz naturfrischen und echten Selbstzeugnissen bestehen. Anderseits unterscheidet er sich von den „Leb.-Er." dadurch, daß für diese die geschlossene Reihe der auf den gleichen Empfänger gestimmten Briefe an den Bruder Gerhard vorlag, während für diesen Band das Material erst gesammelt werden mußte und infolgedessen vielgestaltig ist. Die Darstellung ist hier nicht nur aus Briefen W. v. K.s an verschiedene Adressaten, sondern auch aus seinen Tagebüchern, sonstigen Aufzeichnungen und Gedichten gestaltet, ja es sind nicht nur Briefe von ihm, sondern auch solche an ihn und sogar von Anderen an Dritte über ihn verwertet worden.

Das Motiv hierfür war weniger das Bedürfnis nach einer stofflichen Ergänzung der Selbstzeugnisse – nur an wenigen Stellen erschien eine solche geboten –, als vielmehr der Wunsch, durch solche Stimmen Anderer die Umwelt W. v. K.s möglichst lebendig zur Anschauung zu bringen. Für die dritte Periode des Lebens des Alten Mannes lag dieses Bedürfnis nicht vor – da ist er die fertige Persönlichkeit, für die die Umwelt nur als Objekt in Betracht kommt. Hier aber bedeutet die Umwelt den Kreis, in dem sich seine Persönlichkeit entwickelt und der diese Entwicklung wesentlich beeinflußt hat. Darum erschien hier eine stärkere Hervorhebung des Milieus durch Einfügung von Stimmen aus der Umwelt geboten. Man nehme als Prüfstein für die Richtigkeit dieses Verfahrens, wie viel das Bild des Kreises, in dem Wilhelms Seele 1823 in Estland gesundete, durch die Aufnahme der Briefe der Polischen Verwandten an Leben gewonnen hat.

Die Vielgestaltigkeit des Materials, aus dem die Darstellung zusammengesetzt ist, hat freilich zur Folge, daß die Lektüre dieses Bandes erhöhte Anforderungen stellt. Es wird dem Leser zugemutet, selbst aus dem bunten Mosaik der Quellenstücke die Entwicklung nachzuerleben; die Einleitungen des Herausgebers zu den einzelnen Kapiteln können und wollen dazu nur Fingerzeige geben. Trotzdem wird die Lektüre so erfreulicher wirken, als wenn ein verbindender Text zwischen den Quellenstücken den unmittelbaren Eindruck dieser Stimmen aus alter Zeit störend unterbrechen und den Leser gleichsam bevormunden würde.

Die Gedichte bringen wir um ihrer biographischen Bedeutung willen, weil sie von inneren und äußeren Erlebnissen zeugen und für W. v. K.s ganze Art charakteristisch sind. An dichterischem Wert überschreiten sie

zumeist kaum das Maß eines liebenswürdigen Dilettantismus, manche, wie z. B. die im Reisewagen bei Rossitten zu Frau Julies Geburtstag niedergeschriebenen Verse tragen den Charakter bloßer Gelegenheitsreime — uns klingt aus ihnen der echte Laut der Liebe entgegen. Anderseits sind unter diesen Gedichten doch manche, wie z. B. das in Heineschem Ton (vor Heine!) auf S. 65 und die Wilhelm Buschs Art vorausnehmende „Damencour" S. 345, die auch als Dichtungen Beachtung fordern. —

Die Entstehungsgeschichte dieses Bandes bewies von neuem die Zauberkraft des Namens des Alten Mannes. Nicht nur von den Kügelgens in ihren verschiedenen Zweigen, den Zoege v. Manteuffels, den zahlreichen Nachkommen des Atti Krummacher, sondern von allen Seiten, aus Schlössern und Hütten, sind uns, erbeten wie auch ungesucht, die Briefe und Bilder zugeströmt, die dieses Werk ermöglichen sollten. All die Freunde des Alten Mannes werden mit uns den Gebern dankbar sein. Nur so war es auch möglich, dem Buche einen Bilderschmuck beizugeben, der an Ursprünglichkeit und intimem Zusammenhang mit dem Text auf seltener Höhe stehen dürfte.

Wie viele Hände sich haben öffnen müssen, kann nur der ermessen, der weiß, in welcher Zerstreuung sich das hier verarbeitete Material und insbesondere die Briefe des Alten Mannes gegenwärtig befinden. Es ist, als ob ein jeder gern etwas von seiner Hand hätte besitzen wollen. Das hat dann zu einer so sinnlosen Verteilung geführt, daß z. B. von den drei Briefbogen, aus denen der Originalbrief an den Bruder Gerhard vom 4. Okt. 1831 besteht, der erste sich in Bielefeld, der zweite in Cassel, der dritte in Berlin fand, und ebenso die drei Bogen des Briefes vom 3. Jan. 1832 in Berlin, Burgsteinfurt und Cassel zerstreut waren.

Die erläuternden Anmerkungen werden namentlich den Lesern willkommen sein, die bei der Lektüre zugleich kulturhistorische Interessen im Auge haben. Die biographischen Daten über die Familienglieder sind nicht in Anmerkungen, sondern, um zugleich den Zusammenhang des Familienkreises kenntlich machen zu können, in einer besonderen Zusammenstellung auf S. XIVff. gegeben. Damit der Leser jederzeit sich orientieren kann, sind die Stellen, an denen die Erläuterungen zu finden sind, im Register durch ein Sternchen bezeichnet. Einige biographische Erläuterungen sind auch noch im Register selbst untergebracht, sodaß dieses wohl in allen Fällen die gewünschte Auskunft vermitteln wird.

Runde Klammern im Text umschließen Stellen, die auch in den Originalen eingeklammert sind, eckige Klammern enthalten Notizen des Herausgebers.

Leipzig, im September 1925

Joh. Werner

Verzeichnis der Bilder und Faksimiles

I. Familienbildniſſe

Wilhelm v. Kügelgen. Selbſtbildnis Rom 1826. Ölgemälde, im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen in Hannover. Photogr. von Reb. Preil in Hannover . . . . . Titelbild

Wilhelm v. Kügelgen. Selbſtbildnis 1822. Bleiſtiftzeichnung, im Beſitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Gnadenberg in Schleſien . . . bei S. 1

Wilhelm v. Kügelgen 1824/5. Ölgemälde von Timoleon Neff, in gleichem Beſitz. . . . . „ S. 64

Wilhelm v. Kügelgen 1826. Zeichnung von Ludwig Richter, im Beſitz des Kupferſtichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn „ S. 97

Wilhelm v. Kügelgen an der Staffelei. Scherenſchnitt von unbekannter Hand, im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen . . „ S. 289

Der Vater Gerhard. Zeichnung für Adolf Senff von W. v. K. 1833, im Beſitz des Herrn Ingenieur Pfleumer in Loſchwitz . . . . . „ S. XVI

Die Mutter Helene (Lilla). Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, im Beſitz des Herrn Generalarzt Dr. Krummacher in Caſſel. Photogr. von Ernſt Braun in Caſſel . . . . . „ S. XVI

Die Mutter Helene (Lilla). Ölgemälde von Timoleon Neff 1837, im Beſitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Gnadenberg in Schleſien . . „ S. 384

Die Großmutter Zoege v. Manteuffel. Ölgemälde von W. v. K., im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen. Photogr. von R. Preil „ S. 16

Der Bruder Gerhard als rusticus fumator. Bleiſtiftzeichnung von W. v. K., im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen . . . . „ S. 1

Der Bruder Gerhard und ſeine Frau Elmine. Aquarellierte Zeichnungen von W. v. K., im Beſitz von Frau Pfarrer Schneider, geb. Emend, in Bielefeld. Photogr. von H. Baumann in Bielefeld . . „ S. 161

Die Schweſter Adelheid. Ölgemälde von W. v. K., im Beſitz von Frau Pfarrer Rothfuchs, geb. Emend, in Burgſteinfurt . . . . . „ S. 32

Der Onkel F. A. Krummacher. Ölgemälde von W. v. K. 1838, im Beſitz des Herrn Pfarrer Theodor Krummacher in Potsdam. Photogr. von W. Niederaſtroth in Potsdam . . . . . „ S. 80

Julchen „aus der Phantaſie". Zeichnung von W. v. K. Rom 1826, im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen in Hannover . . . . „ S. 96

Julchen als Braut. Zeichnung von W. v. K., in gleichem Beſitz . . . „ S. 113

Julchen. „Siehe mich an, wie ich Dich lieb habe." Zeichnung von W. v. K., im Beſitz des Herrn Dr. med. Ernſt v. Kügelgen in Reval „ S. 113

Frau Julie. Ölgemälde von W. v. K. Loſchwitz 1827, im Beſitz des Herrn Dr. A. v. Sengbuſch in Riga . . . . . „ S. 160

Frau Julie. Ölgemälde von W. v. K. 1833, im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen. Photogr. von Odemar-Tiedemann in Deſſau „ S. 221

Frau Julie am Schreibtisch. Scherenschnitt von unbekannter Hand, in gleichem Besitz . . . . . bei S. 289
Frau Julie. Ölgemälde von W. v. K. 1838, im Besitz von Frau Kommerzienrat Emily Weber, geb. Brassert, in Örlinghausen in Lippe. Photogr. von H. Baumann in Bielefeld . . . . . „ S. 385
Das Töchterlein Bertha. Zeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover . . . . . „ S. 176
Bertha „macht Pitsipatsa". Nach einer farbigen Zeichnung im Besitz von Fräulein Emely v. Kügelgen in Dresden . . . . . „ S. 176
Die Töchter Bertha und Anna und der Sohn Gerhard. Zeichnungen von W. v. K. 1831, im Besitz von Frau Pfarrer Schneider, geb. Smend, in Bielefeld. Photogr. von H. Baumann in Bielefeld „ S. 320
Die Tochter Bertha. Ölgemälde von W. v. K. 1833, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen. Photogr. v. Odemar-Tiedemann „ S. 321
Die Tochter Anna. Ölgemälde von W. v. K. 1836, in gleichem Besitz. Photogr. von Rob. Preil in Hannover . . . . . „ S. 337
Der Sohn Gerhard mit der Hermsdorfer Kapelle. Ölgemälde von W. v. K. 1836, in gleichem Besitz. Photogr. von Rob. Preil . . . „ S. 337
Die Tante Emilie v. Kügelgen mit ihren Kindern in der Landschaft bei Poll. Aquarell von der Tante Sophie v. Stackelberg, im Besitz des Herrn Pfarrer Lic. Constantin v. Kügelgen in Chemnitz . . „ S. 211
Constantin v. Kügelgen. Zeichnung von Carl Peschel, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn . „ S. 240
Sally v. Kügelgen, geb. v. Zezschwitz, s. II. unter v. Zezschwitz . . „ S. 267
Der Onkel Gustav Adolph Baron v. Stackelberg. Zeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Gnadenberg . „ S. 36
Die Tante Sophie Baronin v. Stackelberg. Kreidezeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover „ S. 16
Die Cousine Antonie v. Stackelberg. Bleistiftzeichnung von W. v. K., in gleichem Besitz . . . . . „ S. 32
Die Cousine Auguste v. Stackelberg. Bleistiftzeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Gnadenberg in Schlesien S. 32
Die Cousinen Sophie und Auguste v. Stackelberg mit Wilhelm v. Kügelgen in Poll bei dem Mozartschen Requiem. Zeichnung von W. v. K. 1823, im Besitz von Frau Pfarrer Schneider, geb. Smend, in Bielefeld. Photogr. von H. Baumann in Bielefeld . . „ S. 33

II. Andere Bildnisse

Ferdinand Berthold. Zeichnung von Anton Krüger, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn . „ S. 240
Herzogin Friedrike von Anhalt-Bernburg. Ölgemälde von W. v. K. 1835, im Besitz Sr. Hoheit des Herzogs zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Photogr. v. Hofphotograph Frölich in Flensburg „ S. 336
Dora v. Heynitz. Ölgemälde von W. v. K. 1833, im Besitz des Herrn Dr. jur. Benno v. Heynitz auf Heynitz bei Meißen . . . . . „ S. 112
Ernst v. Heynitz. Ölgemälde von W. v. K. 1833, in gleichem Besitz . „ S. 220
Erneſtine v. Heynitz. Ölgemälde von W. v. K., im Besitz des Freiherrn v. Herzenberg auf Heuckewalde. Photogr. v. A. Firl in Zeitz „ S. 220

Karl v. Heynitz und Familie im Park zu Königshain. Ölgemälde von W. v. K. 1826, im Besitz des Stadt-Museums zu Dresden. . . . . bei S. 112
Freiherr v. Lasperg und Prinzeß Marie zu Holstein. Ölgemälde von W. v. K., im Besitz des Herrn Geheimen Regierungsrat v. Geyso in Jauer in Schlesien. Photogr. von H. Bauer in Jauer . . . . „ S. 336
Auguste und Mathilde v. Lasperg. Kreidezeichnungen zu einem Ölporträt von W. v. K., im Besitz von Frau Magdalene Koopmann, geb. Schiller, in Hamburg . . . . . „ S. 368
Ludwig v. Maydell. Zeichnung von Carl Peschel, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn . „ S. 240
Timoleon v. Neff. Selbstbildnis. Ölgemälde in den Uffizien zu Florenz „ S. 65
Carl Peschel. Zeichnung von Karl Vogel v. Vogelstein, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn . „ S. 240
Ludwig Richter. Ölgemälde von W. v. K. 1836, im Besitz des Stadt-Museums zu Dresden. Photogr. von P. Schulze. . . . . „ S. 97
Pastor Roller. Zeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn General v. der Schulenburg auf Probstei Salzwedel. Photogr. von Rob. Preil in Hannover . . . . . „ S. 256
Hofrat Karl v. Zezschwitz. Ölgemälde von W. v. K. 1833, im Besitz des Herrn Major Joachim v. Zezschwitz in Dresden . . . . . „ S. 256
Sally v. Zezschwitz. Ölgemälde von W. v. K. 1833, im Besitz des Herrn Dr. Leo v. Kügelgen in Reval-Seewald . . . . . „ S. 257

III. Ansichten

Schloß Ballenstedt vom oberen Ausgang der Allee. Nach einer kolorierten Lithographie von C. Harding, im Besitz von Frau Kapitän z. S. Elisabeth Ore, geb. Freiin v. Salmuth, in Ballenstedt . . . . . „ S. 288
Schloß Hermsdorf. Alte Zeichnung im Besitz des Herrn General v. d. Schulenburg auf Probstei Salzwedel. Photogr. v. R. Preil „ S. 212
Schloß Hermsdorf von der Parkseite. Zwei Ölgemälde von W. v. K., im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen. Photogr. R. Preil „ S. 213
Das Cavalierhaus zu Hermsdorf mit Frau Julie und Bertha im Rosengarten. Zeichnung von W. v. K., in gleichem Besitz . . . . „ S. 212
Das Pollsche Herrenhaus. Zwei Bleistiftzeichnungen von W. v. K., in gleichem Besitz . . . . . „ S. 17
Der „Hausaltar" in Poll. Farbige Zeichnung von Auguste v. Stackelberg, im Besitz von Frau Pfarrer Rothfuchs, geb. Smend, in Burgsteinfurt in Westfalen . . . . . „ S. 37
Gartenhaus in Poll. Zeichnung von der Tante Sophie v. Stackelberg, im Besitz von Frau Pfarrer Schneider, geb. Smend, in Bielefeld . „ S. 37
Wiesental bei Poll. Aquarell von W. v. K. 1829, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover . . . . . „ S. 177
Landschaft bei Poll s. unter **Emilie v. Kügelgen** . . . . . „ S. 241
Das Salhoffsche Häuschen. Zwei Aquarellzeichnungen von der Tante Sophie v. Stackelberg, im Besitz des Herrn Oberstleutn. v. Kügelgen „ S. 44
Mondscheinfahrt auf der Ostsee bei Salhoff. Aquarell von der Tante Sophie v. Stackelberg, in gleichem Besitz . . . . . „ S. 45

Der Temoraſtein bei Salhoff. Farbige Zeichnung von der Tante Sophie v. Stackelberg, im Beſitz von Frau Pfarrer Rothfuchs, geb. Smend, in Burgſteinfurt in Weſtfalen . . . . . bei S. 45

IV. Gemälde und Zeichnungen

Das Altarbild in der St. Olaikirche zu Reval. Ölgemälde von W. v. K. „ S. 268
Bibelbilder, gezeichnet und radiert von W. v. K.:
1. Eden und die erſten Menſchen. Erſtes Heft, zweite Tafel . „ S. 304
2. Lamech und ſeine Zeit. Zweites Heft, erſte Tafel . . . . „ S. 304
3. Die Brautwerbung. Drittes Heft, erſte Tafel . . . . . „ S. 305
4. Jakobs Kampf. Drittes Heft, fünfte Tafel . . . . . „ S. 305
Chriſtuskopf. Zeichnung von W. v. K. 1834, im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen in Hannover. Photogr. von Rob. Preil . . „ S. 369
Judith mit dem Haupt des Holofernes. Ölgemälde von W. v. K. 1832, in gleichem Beſitz. Photogr. von Rob. Preil in Hannover . . . . „ S. 257
Jugendkompoſition, getönte Zeichnung von W. v. K., in gleichem Beſitz „ S. 81
Madonna in Eigſtfer. Ölgemälde von W. v. K. 1828/9, im Beſitz des Herrn Victor v. zur Mühlen in Eigſtfer in Eſtland . . . . . „ S. 260
Madonna („Maria mit dem Kinde"). Ölgemälde von W. v. K. 1831, im Beſitz von Frau Senator Laura Achelis, geb. Krummacher, in Bremen. Photogr. von Rudolf Stickelmann in Bremen . . . . . „ S. 260
Marienköpfchen. Ölgemälde von W. v. K. 1832, im Beſitz des Herrn Otto v. Kügelgen in Sprottau. Photogr. von Odemar-Tiedemann „ S. 369
Nacht und Traumgeſtalten. Sepiazeichnung von W. v. K. 1832, im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen in Hannover . . . „ S. 269
Parabelbilder: „Die Schäfchen" und „Schlaf und Tod". Zwei Zeichnungen von W. v. K. zu F. A. Krummachers „Parabeln", im Beſitz von Frau Emily Weber, geb. Braſſert, in Örlinghauſen . . „ S. 261
Römerkopf. Modellſtudie in Öl von W. v. K. Rom 1826, im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen in Hannover. Photogr. Preil „ S. 96
Illuſtrationen zu F. A. Krummachers „Das Täubchen". Zwei Zeichnungen von W. v. K. 1827 . . . . . auf S. 146

V. Fakſimiles

Berufungsſchreiben des Herzogs Alexius von Anhalt-Bernburg für den Hofmaler W. v. K., im Beſitz des Herrn Oberſtleutn. v. Kügelgen . „ S. 267
Admiral Kruſenſtjern. Federzeichnung im Briefe W. v. K.s . . . . „ S. 173
Aus Paſtor Rollers Konfirmandenbüchlein . . . . . „ S. 17
Lockruf des Onno Stackelberg in Noten . . . . . „ S. 36

Kartenſkizze von Eſtland, gezeichnet von Wagner & Debes in Leipzig nach „General-Charte von Eſthland in 2 Blättern, mit Unterſtützung des Vereins für Merinozucht zu Orrenhoff hrsg. von O. H. Schmidt 1844", im Beſitz der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig . . . . . „ S. 20

W. v. K.s Familienkreis

Dieſe Tafeln erheben keinen Anſpruch auf genealogiſche Bedeutung, ſondern wollen lediglich die Lebensdaten der in dieſem Bande erwähnten Familienglieder zuſammen- und deren Verwandtſchaftsverhältnis zu W. v. K. klarſtellen.

*

Georg Wilhelm Alexander v. Kügelgen, * 20. XI. 1802 St. Petersburg, † 25. V. 1867 Ballenſtedt, ⚔ Bremen 18. VI. 1827 mit **Julie Krummacher**, * 23. X. 1804 Duisburg, † 22. V. 1909 Deſſau.

W. v. K.s I. v. Kügelgen

Eltern: **Gerhard v. K.**, * 6. II. 1772 Bacharach am Rhein, Porträt- und Hiſtorienmaler, Profeſſor an der Kunſtakademie zu Dresden, ermordet 27. III. 1820 zwiſchen Loſchwitz und Dresden, ⚔ Altharm in Eſtland 15. IX. 1800 mit **Helene (Lilla) Zoege v. Manteuffel**, * 24. XI. 1774 Eigſtfer in Eſtland, † 24. V. 1842 Ballenſtedt.

Kinder: **Bertha**, * 14. IV. 1828 Pelt, † 26. I. 1853 Ballenſtedt.

Anna, * 7. II. 1831 Hermsdorf, † 12. II. 1919 Deſſau.

Gerhard, * 27. V. 1833 Hermsdorf, gefallen als Hauptmann Füſilier-Reg. 36 bei Skalitz 28. VI. 1866.

Friedrich Adolph Hiob, * 9. V. 1835 Dresden, † 25. X. 1899 Rudolſtadt als Preuß. Geheimer Oberregierungsrat und Vortragender Rat a. D., ⚔ 1893 mit Gabriele v. Blankenſee.

Karl Wilhelm Benno, * 18. IV. 1837 Ballenſtedt, Paſtor in Harzgerode, Altenburg bei Bernburg und Steutz bei Zerbſt, † 2. VIII. 1917 als Emeritus in Deſſau, ⚔ 1870 mit Marie Körner († 1874).

Eliſabeth, * 22. IX. 1839 Ballenſtedt, † 17. XI. 1862 Ballenſtedt.

Bruder: **Gerhard v. K.**, * 11. V. 1806 Dresden, † 27. XII. 1883 Reval, ⚔ Reval 28. VIII. 1827 mit ſeiner Couſine Wilhelmine (Elmine) v. Kügelgen (1808–1889), Tochter des Onkels Carl v. K.

Von den 11 Kindern des Bruders Gerhard ſind erwähnt:

Wilhelm v. K., * 16. VIII. 1829 Reval, † 5. III. 1882 Reval.

Paul Gerhard v. K., * 15. IV. 1837 Finn, † 16. II. 1838.

Schweſter: **Adelheid v. K.**, * 10. II. 1808 Dresden, † 11. XI. 1874 Osnabrück, ⚔ Dresden 1. XI. 1835 mit **Julius Krummacher**, Bruder von W. v. K.s Frau, ſiehe unter III.

Onkel: **Carl v. K.**, Zwillingsbruder des Vaters, Landſchaftsmaler, Kaiſ. Ruſſ. Hofmaler, † 27. XII. a. St. 1831 Reval, ⚔ 1807 mit ſeiner Schwägerin **Emilie Zoege v. Manteuffel** (1788–1836), ſ. unter II.

W. v. K.s Cousinen u. Vettern: Kinder des Onkels Carl:
Elmine v. K. (1808–1839), × mit W. v. K.s Bruder Gerhard.
Constantin v. K., * 6. I. a. St. 1810 Saratow, Landſchaftsmaler, † 28. IV. 1880 Dorpat, × Taubenheim 30. VIII. 1834 mit Roſalie (Sally) v. Zezſchwitz, * 20. I. 1814, † 25. II. 1839 München.
Alwina v. K., * 1812, † 1893 Dorpat, × 1829 mit ihrem Vetter Wilhelm Baron v. Stackelberg (1793–1871), ſ. unter II.
Sophie (Sonni) v. K. (1814–1875), × 1832 mit Dr. med. Krauſe in Reval.
Carlo v. K. (1817–1837).
Helene (Hella) v. K. (1819–1889).
Harry (Hermann) v. K., * 1828, † 1897 Dorpat, × 1854 mit Emma Schippang.

Über die rheiniſchen Verwandten vgl. S. 58 Anm.

II. Zoege v. Manteuffel ſamt v. Stackelberg

W. v. K.s Großmutter: Helene Zoege v. M., geb. v. Bock, * 30. VII. 1749 Kerſel, † 21. V. 1833 Reval, Witwe (× 1770 Woiſeck) von Wilhelm Zoege v. M. (1745–1816), Erbherr auf Eigſtfer, Poll, Neuharm, Kurküll, Herr auf Altharm.

Deren Kinder, alſo die Brüder und Schweſtern von W. v. K.s Mutter:

Tante: Sophie Zoege v. M., * 1775 Eigſtfer, † 3. II. a. St. 1829 Poll, × 1792 mit Guſtav Adolph Baron v. Stackelberg (1773–1848), Erbherr auf Ottenküll, erhielt Poll 1800 von ſeinem Schwiegervater auf Pfand. Deren Kinder:

Vetter u. Couſinen: Wilhelm Baron v. Stackelberg, * 1793, † 1871 Ottenküll, Erbherr auf Ottenküll, × 1829 mit Alwina v. Kügelgen (1812–1893), Tochter ſeines und W. v. K.s Onkels Carl v. Kügelgen (ſ. unter I).
Sophie Baroneſſe v. Stackelberg, * 1795 Altharm, † 1860 Poll.
Alwina Baroneſſe v. Stackelberg (1797–1879), × 1829 mit Frédéric de La Trobe († 1846).
Antonie Baroneſſe v. Stackelberg, * 1799 Altharm, † 1844, × 1834 mit Otto Baron v. Ungern-Sternberg, Herr auf Karris.
Auguſte Baroneſſe v. Stackelberg, * 1802 Ottenküll, † 1860 Poll.

Onkel: Peter Zoege v. M. (1777–1847), × I. 1802 mit Helene (Lidly) v. Reutz (1780–1861), geſchied.; II. 1814 mit Eliſabeth (Betſy) v. Bock (1790–1842).

Vetter: Sohn aus I. Ehe: Carl Amal Zoege v. M. (1809–1878), Landrichter in Dorpat.

Onkel: Heinrich Zoege v. M. (1779–1833), × 1818 mit Anna Gräfin Dücker (1789–1829).

Tante: Auguſte Zoege v. M. (1782–1855), × 1816 mit Alexander v. Radingh († 1834).

W. v. K.s
Tante: Emilie Zoege v. M., * 1787 Altharm, † 7. III. 1835 Reval, × 1807 mit ihrem Schwager und W. v. K.s Onkel Carl v. Kügelgen (1772–1832), ſ. oben unter I.

Onkel: Carl Magnus Zoege v. M. (1789–1844), × 1818 mit Dorothea (Daſcha) v. Berg (1797–1865), Schweſter von Eleonore und Natalie v. Berg. Deren Sohn:

Vetter: Otto Zoege v. M. (1822–1889 Reval), als Maler Schüler W. v. K.s, × 1871 mit Emilie Gräfin v. Reiſchach-Ried.

Über die Familien v. Berg und v. Ziegeſar vgl. S. 23 Anm. 1 und S. 158.

III. Krummacher

W. v. K.s Schwiegereltern: Friedrich Adolph Krummacher, * 13. VII. 1767 Tecklenburg † 4. IV. 1845 Bremen, Dr. theol., 1812 Oberpfarrer und Superintendent in Bernburg, 1824 Paſtor zu St. Anſgari in Bremen, × Hamm 18. VII. 1794 mit Eleonore Möller (1763–1844), Tochter des Bürgermeiſters M.

Deren Kinder, alſo die Brüder und Schweſtern von W. v. K.s Frau Julie:

Schwäger u. Schwägerinnen: Friedrich Wilhelm („Fritz") Kr., * 1796 Mörs, † 1868 Potsdam, Dr. theol., 1823 Hilfsprediger in Frankfurt a. M., 1824 Paſtor in Ruhrort, 1826 in Gemarke, 1834 in Elberfeld, 1847 an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1853 Hofprediger in Potsdam, × Frankfurt a. M. 1823 mit Charlotte Pilgeram.

Emil Kr., * 1798 Mörs, † 1886 als Emeritus in Bonn, Dr. theol., 1822 Paſtor in Baert, 1825 in Langenberg, 1841 in Duisburg, × 1823 mit Charlotte Hollmann.

Maria Kr., * 1799 Mörs, † 1880, × 19. V. 1823 mit Guſtav Ludwig Natorp, Paſtor in Wengern bei Witten a. d. Ruhr, † 1864 als Emeritus in Düſſeldorf.

Eduard Kr., * 1803 Duisburg, Dr. med., prakt. Arzt in Bremen, † 1891 Bremen, × mit ſeiner Schwägerin Adelheid Natorp.

Julius Kr., * 18. V. 1807 Duisburg, Paſtor zu Tecklenburg, † 5. XII. 1893 Tecklenburg, × 1. XI. 1835 mit W. v. K.s Schweſter Adelheid v. Kügelgen (1808–1874), ſ. unter I. Deren Kinder:

Neffe: Martin Kr., * 15. XI. 1836 Tecklenburg, † 7. II. 1918 Caſſel, Dr. phil., Direktor des Lehrerinnenſeminars zu Caſſel, × Reading bei London 1865 mit Suſan Criſp (1839–1901).

Nichte: Maria Kr., * 3. VIII. 1839, † 19. XII. 1924, × 1864 mit Julius Smend (1837–1909), ſeit 1885 Pfarrer in Burgſteinfurt.

Über Julie v. K.s Onkel Gottfried Daniel Krummacher vgl. S. 391, über ihren Vetter Wilhelm Möller vgl. S. 387.

* * *

Der Vater

Zeichnung von W. v. K.

„Heute fuhr ich nach Dresden, um meinem alten Senff des sel. Vaters Porträt, das ich auf seinen Wunsch für ihn gezeichnet habe, zu bringen." W. v. K.s Tagebuch am 6. Aug. 1833

Die Mutter

Ölgemälde vom Vater Gerhard v. K.

„Habe Dank, Du treue Mutter, für Zucht und Liebe und für den Segen meines ganzen Lebens."
W. v. K. an seine Mutter am 17. Nov. 1837

Der Bruder Gerhard Bleistiftzeichnun

„Ich aber muß meine Frau, meine Krone entbehren,
Lebensfreude ist — nächst meiner Pfeife." W. v. K.

en von W. v. K. **Selbstbildnis 1822**

ohne die ich mir den Kopf erkälte, die meine einzige
n seine Frau Julie in Franzensbad am 1. Juli 1832

I

Vom Tode des Vaters bis zur ersten Estlandreise

Frühjahr 1820 bis Sommer 1822

„Die Jugenderinnerungen schließen mit einem unaufgelösten Septimenakkord" hat ein Freund des Kügelgen-Krummacherschen Hauses zur Begründung seines Wunsches nach einer Fortsetzung jenes Buches gesagt, als diese Frage bereits im Jahre 1871 im Familienkreise erörtert wurde. Daß der Alte Mann in dieser Weise die Schilderung seiner Jugend mitten in deren Entwicklung jäh abgebrochen hat, beweist deutlich, wie stark er noch damals — mehr als vierzig Jahre nach der Ermordung des Vaters — dieses grausige Erlebnis als den tiefsten Einschnitt in seinem Leben empfunden hat.

In der Tat ist der frische, sonnige Bursch der „Jugenderinnerungen" seitdem völlig verwandelt. Die Harmonie seiner zarten Seele ist zerrissen, das einst heitere Auge voll Schwermut. Sein frommes Gottvertrauen ist erschüttert durch das Unbegreifliche, das er doch als Gottes Willen hinnehmen soll; er ringt um seinen Glauben. Ein eisiger Frost hat die Blüte seiner Jugend zerstört. All die Ansätze seiner an sich zurückhaltenden Natur, aus sich herauszugehen, wie sie uns der letzte Teil der „Jug.-Er." in dem Verkehr mit den Kommilitonen, der Teilnahme an der „Singakademie", dem Verkehr im Rosenbergschen Hause erzählt, sind mit einem Male abgeschnitten — er ist zum grämlichen, weltscheuen Misanthropen geworden, „der [wie er sich selbst später kennzeichnet; vgl. S. 23] sich nichts Besseres weiß, als hinter seiner Staffelei zu sitzen und höchstens abends drei, vier Worte mit seinen Geschwistern zu wechseln". Diese Grundstimmung beherrscht, wenn auch Ausbrüche der Schwermut mit stillerer Resignation wechseln, W. v. K. während der nächsten zwei Jahre bis zur Reise nach Estland.

Es ist nicht zu verwundern, daß er bei solcher Grundstimmung keinen inneren Antrieb zum Briefeschreiben empfunden hat. Äußerlich lag keine Veranlassung dazu vor, da der engere Kreis der Familie vereint lebte und der treue Roller leicht zu erreichen war; der einzige, dem er auch brieflich zuweilen sein Herz öffnete, der Atti, scheint vor seinem Umzug nach Bremen die Mehrzahl seiner Briefe vernichtet zu haben. So ist dieser Abschnitt der an Selbstzeugnissen W. v. K.s dürftigste. Seine zahlreichen Gedichte aus dieser Zeit zeugen von seinem inneren Kämpfen

und religiösen Streben, sind aber zumeist literarisch kaum von Interesse. Mitten unter ihnen findet sich eines, das seiner alten Jugendliebe von 1818 [vgl. Jug.-Er. S. 291 u. 304] gilt; das überrascht vielleicht zunächst, paßt aber ganz zu der Grundstimmung seiner Seele, die, der Gegenwart fremd, nur in der Erinnerung an das Vergangene lebte.

Auch W. v. K.s Ausbildung als Künstler wurde durch den Tod des Vaters, bei dem eben der Unterricht im Malen beginnen sollte, betroffen. An Stelle des Vaters hat Ferdinand Hartmann, der auch zum Vormund der Brüder bestellt war, Wilhelms fernere Ausbildung geleitet. Dem scheint zu widersprechen, daß Hartmann nach der traditionellen Annahme, die auch in das sonst so zuverlässige Thiemesche Künstlerlexikon übergegangen ist, von 1820 bis 1823 in Rom gewesen sein soll. Diese Annahme beruht jedoch auf einem Irrtum. Die Nachprüfung der Akten der Dresdener Akademie ergab, daß Hartmanns Urlaubsgesuch an den König erst vom 18. Febr. 1822 datiert und ausdrücklich damit begründet ist: „seit 12 Jahren, daß ich das Glück genieße, in Ew. Königl. Majestät Diensten zu stehen, war ich nie einen Tag von hier abwesend", ferner daß der Urlaub am 2. März 1822 bewilligt wurde für „von Ostern dieses Jahres auf Ein Jahr". Die Abwesenheit Hartmanns von Dresden deckt sich also im wesentlichen mit der Zeit, während der auch Wilhelm durch seinen Aufenthalt in Estland von Dresden abwesend war. Steht es also fest, daß Hartmann in der Tat das gesamte weitere Studium W. v. K.s geleitet hat, so geht freilich anderseits aus einer Reihe von Äußerungen Wilhelms hervor, daß er nie in ein näheres, inneres Verhältnis zu seinem Lehrer und Vormund, weder zum Künstler noch zum Menschen, getreten ist. Stärkere Einwirkung auf W. v. K. hat offenbar Dräger gehabt, der treue Schüler des Vaters, der auch bei der Auffindung des Leichnams Wilhelms Begleiter war [vgl. Jug.-Er. S. 353]; die Dankbarkeit, die W. v. K. ihm und seinem pädagogischen Geschick in den Jug.-Er. S. 285 zollt, bezieht sich gewiß erst recht auf den Sommer 1820, in dem sich Dräger, der dann im Herbst nach Rom ging, des Verwaisten angenommen hat.

Die Hauptfrage, die während dieser zwei Jahre die Gemüter beschäftigte und namentlich die Mutter durch die Alternative: Reise oder Übersiedelung? in starke Unruhe versetzt, aber auch Wilhelm wohl das Gefühl der Stetigkeit in Dresden genommen hat, ergab sich aus den gleich nach dem Tode des Vaters einsetzenden Aufforderungen aus Estland, nach dort zu kommen. Schließlich wurde, da die Schwester Adelheid zuvor noch von Pastor Roller konfirmiert werden sollte, das Frühjahr 1822 dafür in Aussicht genommen; doch haben die endlos sich hinziehenden gerichtlichen Vormundschafts- und Erbschaftsverhandlungen die Abreise bis zum Juli verzögert.

W. v. K. an den Onkel Carl v. K. [ohne Datum, gleich nach dem Tode des Vaters]

O daß ich die Feder in bittere Tränen tauchen könnte, um Dir den ersten Brief zu schreiben! Meinen Meister, Deinen Bruder, meinen Vater habe ich verloren, und habe ihn verloren durch einen doppelten, ja dreifachen Tod. Ich habe meinen Vater gefunden geplündert, von Mörderhand entheiligt, gedrückt mit dem Gesicht in den kalten Acker. O Gott, daß ich diese Stunde überlebte!

Tröstlich war uns ja allgemeine Teilnahme. Die jungen Künstler begruben den Vater nachts mit achtzig Fackeln, der ganze Rat zog mit, alle Professoren und eine Menge Offiziere, die Straßen waren gedrängt voll Menschen, selbst auf Mauern und Bäume waren sie gestiegen. Den wahren Trost in der tiefsten Not aber schickt Gott. Er hat mich fest gemacht, ohne seine Kraft hätte ich es nicht ausgehalten, was ich ausgehalten habe. Der Vater ist heimgegangen, er wird uns drüben die Wohnung bereiten, wir haben einen der Unsrigen daheim, wo er mit Übermaß einerntet, was er hier gesät hat. Er läßt einen reichen Segen zurück, der gute Vater, er hat guten Samen in unsere Herzen gesät, den Gott der Herr aufgehen lassen wolle.

O könnte ich Dich jetzt nur einmal in meine Arme drücken, mein lieber Onkel, und in Dir das Bild meines Vaters umarmen. Komme doch zu uns, suche es doch möglich zu machen, es ist jetzt unser aller größter Wunsch, Dich zu sehen. Zu Dir kommen können wir nicht. Ich muß hier bleiben, und meine Mutter ist kränklich und würde sich auch schwerlich von uns trennen; nur Gerhard, der ein Landmann werden will, könnte in Rußland alles lernen, was er nötig hat. In einigen Tagen fange ich zu malen an bei dem Herrn Prof. Hartmann[1], meines Vaters bestem Freunde unter den hiesigen Malern, der auch mein Vormund geworden ist. Da will ich denn wünschen, daß ich meines Vaters Genius erben möchte. Ach wie schmerzt es mich, daß er mich nicht selbst einführen konnte in die Gefilde der Kunst, worauf er sich so sehr gefreut hatte, daß er mir nicht mehr konnte lehren den Pinsel führen. Ach, wie bin ich beneidet worden, solch einen Meister zum Vater und Meister zu haben, nun hab ich ihn gehabt und habe nur noch den Schmerz davon. Du guter Vater, Friede mit Deiner Asche, möge Dein Geist mich umschweben und Dein Sinn der meine sein, mein Leben lang! Amen.

*

Der Atti an W. v. K.

Bernburg, den 6. April 1820. O Wilhelm, wie ist so plötzlich Dein junges Leben geknickt worden! Wie hingest Du mit ganzem Herzen an dem unvergleichlichen Vater – ich sehe ihn, ich höre seine sanfte Stimme, als er bei uns war und Du immer ihn umfaßtest. Trost kann ich Dir nicht geben. Den müßt Ihr von der ewigen Weisheit und Liebe empfangen, deren Wege so unbegreiflich und dunkel sind. Bittet, so wird Euch

[1] Ferd. Hartmann (1774–1842), Historienmaler, aus Stuttgart, seit 1803 in Dresden, 1810 Professor, seit 1824 auch Direktor der Kunstakademie; Bildnis s. Jug.-Er.

ja wohl gegeben werden – und dieses Adels Blut muß Euch zum Segen werden. Kann ich Dir, mein teurer Wilhelm, in Deinem verdunkelten Leben ein Vater sein, und wollte mich Gott dazu ersehen und mir die Kraft geben – wie würde mich dieses erheben und erfreuen. Tröste Du nur Deine Mutter und Geschwister, denn Du bist der Älteste und sollst der Kräftigste und Edelste sein. O möge Deines verklärten Vaters frommer, kindlicher und herrlicher Geist auf Dich kommen, Du teurer Jüngling!

M. v. A.s Mutter an ihre Mutter

Dresden, den 28. April 1820. Mir blieb von allem [einer tiefen Ohnmacht] nichts zurück in der Erinnerung, als der Befehl meines geliebten Verklärten, sein Atelier dem Wilhelm zu erhalten, weil er im Geiste ihn da fortleiten wolle. Es war die Rede davon gewesen, daß ich nun wohl eine Seite des Hauses vermieten müsse. Aber welche? Die Sonnenseite, unsre Wohnstube voll lieber Erinnerungen, wollte der Arzt erhalten wissen meiner Gesundheit wegen; die Abendseite, wo das Atelier ist, war mir beinah noch teurer.

Da bekam Wilhelm plötzlich die Idee, seines Vaters Bild zu zeichnen, in Stein drucken zu lassen und von dem Gewinn sich das Atelier künftig zu mieten. Er zeichnete das Bild zu meinem Erstaunen mit fester Hand und so ähnlich[1] und überhaupt so gelungen, daß ich nun blindlings an den Einfluß glaubte, den sein Vater noch auf ihn, den jungen Künstler, behalten. Der arme Junge! Diese Ostern sollte er anfangen, in Öl zu malen, er und drei junge Künstler, wozu ich die Zimmer schon hatte bereiten lassen, und der Vater wollte diesen Monat ganz ihnen widmen, um sie unter seinen Augen arbeiten zu sehen. Jetzt sitzt er allein und quält sich, doch sagte mir gestern der Professor Hartmann, es ginge gut.

Ach, wenn nur die beständigen Verhöre meine Seele nicht immer von neuem zurückwürfen in die Schrecknisse jener Nacht! Vorgestern wollte der Oberamtmann aus Schonung zu mir kommen, ich sollte den Mantel untersuchen und beeidigen, daß es der Mantel meines Mannes wäre – ich ward bei der bloßen Idee, den blutbefleckten Mantel meines Geliebten zu sehen und berühren zu müssen, wie ohnmächtig und in der Erwartung dieses Anblickes schon halbtot; aus Erbarmen erließ man mir auch dieses, weil nun auch der Oberrock gefunden war. Aber man legte mir einen Schlüssel in die Hand; wie mir ward, als ich seinen Stubenschlüssel erkannte und berührte! O Gott, stärke mich ferner!

Gestern mußte ich mit der Madame Schönberg nach dem Großen Garten fahren – wir gingen die einsamen Gänge, und ich fühlte mich wahrhaft gestärkt in der Luft und dankte ihr, daß sie mich beinah zu der Fahrt gezwungen hatte. Als wir zurückkehrten, war schon die Brücke bedeckt mit Menschen, in der Neustadt stand die Volksmasse noch gedrängter, und als wir in der Allee vor unserm Hause hielten, fragte der Kutscher:

[1] „Wilhelm hat das Ölgemälde des Vaters im schwarzen Frack [s. Abbild. Jug.-Kr. bei S. 17] kopiert und will es in Steindruck herausgeben. Es ist ganz unbeschreiblich wahr aufgefaßt" [Gräfin Dohna 17. April 1820 an L. v. Schönberg].

„Was gibt es denn wieder?" – „Dort bringen sie ihn, den Totschläger!" rief ein Schiebebäcker uns gräßlich in den Wagen. Ich schrie laut auf, der Wagen ward aufgerissen und ich die Treppe halb sterbend hinaufgeschleppt. O Gott, auch da erbarmtest Du Dich meiner, daß ich das Angesicht des Unglücklichen nicht sehen mußte, der mir eben vorbei gebracht wurde – mir vorüber, der zerbrochenen Frau des unschuldig Erschlagenen!

Es sind zwei Artilleristen, die jetzt beide den Mord eingestehen, beide ihn nicht gekannt zu haben eingestehen und beide aussagen, er hätte seinen Tod nicht empfunden, denn ein einziger Schlag hätte ihm das Bewußtsein geraubt. Das sagten auch alle Ärzte, die ihn öffneten – er hat also den Tod nicht gesehen, aber den Himmel hat er gesehen, denn er wandelte heiter und fromm, wie in Gesellschaft der Engel, sein Gebetbuch in der Brusttasche. O Du seliger, seliger Mann, wie gönne ich Dir den Himmel, den Du hast! Uns blieb das Martertum, in Schmerz und Angst und Tränen zu leben. Doch wir wollen es tragen, was uns auferlegt ward, denn soll ich nicht den Kelch trinken, den mir mein Vater reicht? Wir wollen leben und hoffen, glauben und lieben!

*

Aus Briefen von Karl v. Zezschwitz[1] an seine Gattin Emilie, geb. v. Heynitz, z. Z. Kleinwelka bei Bautzen

Dresden, den 4. April 1820. Der herrliche Wilhelm Kügelgen wird Euch einen Brief von mir gebracht haben [nach Kleinwelka?]. Ich war vorgestern bei seiner Mutter und erhielt von ihr den herzerhebendsten Beweis christlicher Gesinnung bei solchem Leiden. Unser Roller[2] ist den Hinterlassenen durch Wort und Tat zum wahren Trost geworden.

11. April. Bei Frau v. K. war ich mehrmals. Gestern hat sie leider auch die schreckliche Todesart unseres teuren Vollendeten erfahren müssen, die man ihr bisher verbergen konnte. Wilhelm hat das zum Steindruck bestimmte Bild des geliebten Vaters mit großer Liebe und Ähnlichkeit gezeichnet. Das letzte schöne Bild des Vaters, der Verlorene Sohn, kommt wahrscheinlich auf die Bildergalerie. Das Gedicht des Ministers v. Nostitz [vgl. Jug.-Er. S. 354] an Wilhelm lege ich bei.

18. April. Am Donnerstag [13. April] elf Uhr war ich mit der Familie und Freunden bei den Exequien unseres Kügelgen in der katholischen Kirche. In der Untersuchung der Mordtat ist man noch nicht viel weiter.

23. April. Donnerstag war ich mit Frau v. Kügelgen, Wilhelm und Adelheid sehr traulich bei Roller und Dohnas[3] in Lausa und Hermsdorf.

[1] Karl v. Zezschwitz (1777–1854), der alte Freund des K.schen Hauses [vgl. Jug.-Er. S. 82], Hofrat im Geheimen Cabinet zu Dresden, seit 1822 Appellationsgerichtspräsident in Bautzen, in zweiter Ehe × 1816 mit Emilie v. Heynitz († 1828). S. Bild.

[2] David Samuel Roller (1779–1850), seit 1812 Pfarrer von Lausa. Vgl. Jug.-Er. S. 196ff.; Bildnis in Jug.-Er. Biogr. von M. A. Blüher (Dresden 1851) und A. H. Rühle (Dresden 1878).

[3] Heinrich Ludwig Burggraf zu Dohna-Schlobitten (1772–1833), Herr auf Hermsdorf (bis 1823), × 1808 mit Friederike Gräfin zu Stolberg-Wernigerode (1776–1858); vgl. Jug.- sowie Leb.-Er., Bild der Gräfin in Jug.-Er.

Die herrliche Gräfin war so klug, fromm und gut und so innig teilnehmend, daß mir dadurch ein froher Tag des Trostes und der Erhebung wurde. Gestern abend war ich wieder bei Frau v. K., Prof. Hartmann war auch mit da. Sie hatte schon immer den großen Wunsch, den mit der letzten Hand der Liebe des Vollendeten geschmückten Weinberg zu sehen, und doch schreckte sie der Weg. Da hat die Gräfin Dohna gestern die Liebe gehabt, mit ihr hinauszufahren. An der Stelle des Mordes war die arme Frau im Wagen bald zusammengesunken.

*

W. v. K.s Mutter an den Onkel Carl v. K.

Dresden, den 17. Mai 1820. Ihr wünschet mich bald in Livland zu sehen. Mein Bruder – daß ich noch lebe, sehen alle, selbst mein Arzt für ein Wunder an, nachdem ich den Winter dem Tode immer nahe war und jede Gemütserschütterung diesen nach menschlichen Ansichten herbeiführen mußte. Wenn Gott also mein Leben durch ein Wunder erhielt und noch erhält, so mußte mein Leben zum Wohl der Kinder notwendig sein, und so nehme ich es an und will auch gern für sie ferner leben, wie ich früher auch nur für den Gatten und die Kinder lebte.

Wilhelm hat hier freilich seinen besten und treuesten Meister in der Kunst verloren, doch der Professor Hartmann, hier der beste Freund des Vaters, liebt auch den Sohn und leitet jetzt seine Studien. Mein einziger Gerhard wollte diese Ostern das Ölmalen mit Wilhelm anfangen. Das konnte nun nicht sein, doch folgt er streng dem Plane seines verewigten Vaters, und dessen ältester und bester Schüler, Herr Dräger[1] aus Trier, sucht dem Sohne wiederzugeben, was er vom Vater empfangen, den ersten Unterricht im Ölmalen. Dies alles ist sehr mangelhaft – doch hat er hier die Akademie, die Bildergalerie, die Antiken, seines Vaters viele Gipse, seine letzten Bilder, seine besten Kupferstiche, meistens Raphael, Michelangelo, Rembrandts und Poussins, und vor allem sein Atelier. Du glaubst nicht, mein Bruder, wie das gewohnte Atelier des verehrten Vaters Wilhelm arbeiten hilft, und ich bin überzeugt, daß eine geistige Einwirkung hier stattfindet, so gelingt dem gänzlich Unerfahrenen nun alles. Gerhard ist hier in einer ganz vortrefflichen Schule – ich brauche die Geschwister nicht zu trennen und die Kinder nicht von mir, welches mir jetzt ganz unmöglich wäre. Auch für Adelheid kann ich hier noch Lehrer haben, da ich selbst nicht auf eine so feste Gesundheit rechnen darf, sie ganz allein unterrichten zu können.

Dies alles sind Gründe zum Hierbleiben, die wohl meine Sehnsucht nach Hause überwiegen könnten, wenn ich auch gar nicht an mich dabei gedächte. Nun kommt aber dazu meine schwache Gesundheit, mein heranrückendes Alter – es ist mir ein Bedürfnis geworden, zu Hause zu sein still für mich, selbst einsam, wenn ich es bedarf. Bei Mama könnte ich nicht sein in Kurkül, da ja Ihr Geliebten kaum dort Platz habt – also

[1] Anton Dräger (1794–1833) studierte seit 1817 in Dresden, lebte seit Herbst 1820 in Rom.

bei den Geschwistern oder in Dorpat. Hier bin ich sehr bequem eingerichtet, habe alles im Hause, was zur Erziehung der drei Kinder notwendig ist, Bücher, musikalische Instrumente, Malergerätschaft – es würde mir dies alles hier nicht bezahlt, wollte ich's verkaufen, und dort müßte ich mich teuer wieder einrichten, um noch teurer in Dorpat zu leben, denn von den Kindern könnte ich mich nicht trennen. Außer Lidly wäre mir beinahe alles fremd in Dorpat, eine neue Generation ist herangewachsen, die mich nicht kennt und die ich nicht kenne – hier lieben mich die Eltern, mit denen ich lebte, und ihre Kinder, die mit den meinigen aufgewachsen sind, ich bin mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versehen, mein Arzt [Dr. Pönitz] ist der treue Freund unseres Hauses, jede Umgebung hier ist mir lieb und wert geworden in den fünfzehn Jahren und – das Grab meines Mannes ist hier.

Doch – meine Mutter, meine Schwestern und Brüder wiederzusehen, das wünsche ich heiß, zu einem Besuch wünsche ich hinzukommen und dann zurückzukehren, um die Erziehung meiner Kinder zu vollenden, für die allein ich ja noch lebe, ob ich gleich auf diese Zeit mich von Gerhard trennen müßte, welches mir jetzt als das Härteste erscheint, und mit der Hin- und Herreise viel Geld vertun würde, welches wohl auch zu bedenken ist. –

Ich bin hier viel angesprochen worden um die Erlaubnis, meines Gerhards Lebensgeschichte schreiben zu lassen – ich habe nicht darauf gehört. Nun dringt man aber immer ernstlicher in mich ein; dem Professor Hasse [vgl. Jug.-Er. S. 82], auch einem Freunde unseres Verewigten, hat man [Brockhaus in Leipzig] den Antrag gemacht, und diesem konnte ich nichts mehr entgegensetzen gestern, als die Bemerkung, daß Du, mein Bruder, notwendig darum wissen und auch Deine Einwilligung dazu geben müßtest. Er will nämlich in diese Lebensgeschichte[1] auch gern einige Briefe, die den Verewigten als Künstler und Menschen charakterisieren, eingeschaltet haben und hofft, Du werdest ihm dazu verhelfen können. Dann sollen in diese Lebensgeschichte auch die Konturen von verschiedenen seiner Gemälde gestochen werden, und diese Konturen soll Wilhelm machen mit des Künstlers Bildnis vornan. Die Steindrucke von Wilhelms Zeichnung erwarten wir von Hardorff[2] in Hamburg nun auch bald – es ist die erste Spekulation des armen Wilhelm und unternommen, um sich einige Jahre das Atelier des Vaters erhalten zu können, da ich genötigt bin, die größere Hälfte des Quartiers zu vermieten; wird es nicht ähnlich, so ist Wilhelm unschuldig daran, da seine Zeichnung wirklich sehr gelungen war.

Wir stehen hier unter dem Oberamte, Hartmann ist der Vormund der Söhne und Herr von der Breling[3] Adelheids Vormund, ein hiesiger

[1] F. Ch. A. Hasse: Das Leben Gerhards v. Kügelgen. Leipzig 1824.

[2] Gerdt Hardorff, der Jüngere (1800–1834), Maler und Lithograph, auf der Dresdener Akademie ausgebildet.

[3] Kaufherr und Eigentümer des von K.s bewohnten Hauses „Gottessegen".

Senator aber mein Kurator geworden – erstere stehen aber selbst unter dem Obervormund, dem Oberamtmann. Diese Verhandlungen alle, die das Wohl der Kinder so sehr von dem Wohl der Mutter zu trennen scheinen, waren mir lange mit das Härteste – jede noch so leise Berührung verletzte mir Herz und Seele, und die Berührungen mit einer Juristenhand sind selten zart. Hätte mein teurer Gerhard diese meine Lage ahnen können, er hätte gewiß gern ein Testament hinterlassen! Denke Dir, mein Bruder, meine Lage, wenn fremde Menschen unter den Kleidern, den Sachen, den Papieren, der Wäsche wühlten, wenn alles aufgeschrieben wurde und meine Hand die aufschreibende war, wenn mehrere Taxatoren kamen, die alles taxieren mußten – ach, was hat mein armes Herz gelitten! Und bei alledem ist man noch mit unglaublicher Schonung mit mir verfahren.

Meine Freunde hier hoffen, der König werde mir eine kleine Pension verwilligen, weil er sehr ergriffen und gerührt von meinem Schicksal ist; es ist schon eine Bittschrift darum eingereicht worden, doch fehlt mir Wilhelms Taufzeugnis, um welches ich Dich, mein Bruder, im ersten Brief schon gebeten habe. Auch bitte ich Dich, mir zu melden, was außer der Transfiguration noch für Bilder von meinem Gerhard in St. Petersburg sind und bei wem sie sind? Und ob nicht der Hof sie vielleicht jetzt als ein letztes Andenken kaufte? Man weiß, daß von ihm Bilder dort sind, und ich soll von allem Rechenschaft geben, was zum Nachlaß gerechnet werden kann. Dann habe ich noch eine Bitte an Dich – unser Verklärter hatte sich eine Sammlung Porträts von Freunden gemalt, wo einige Familien sich schon als Käufer ihrer eignen Bilder gemeldet haben. Es ist unter anderen das Bild von Morgenstern [vgl. Jug.-Er. S. 38], ein wahres Kunstwerk und aus seiner schönsten Zeit – wünscht er es vielleicht für seine Gemahlin, so melde ich Dir, daß der Preis 100 sächs. Thaler ist. So haben wir auch noch ein sehr ähnliches Bild vom seligen Leis [vgl. Jug.-Er. S. 12], welches Beck vielleicht gerne nähme – befrage ihn wenigstens darum. Alles, was jetzt noch da ist, muß ich kaufen, wenn es im Hause bleiben soll, und da will ich lieber die letzte Arbeit meines seligen Gerhard, den Verlorenen Sohn[1], und einen Christus an mich behalten als diese Porträts.

Wie angreifend sind mir alle diese Erörterungen, und doch muß ich jetzt Tage hindurch und Wochen nichts anderes tun und vornehmen – oft bin ich so betäubt von alle diesem, daß mein Schmerz mir wie ein fremder Schmerz erscheint und mein Leiden wie ein fremdes Leiden, so daß ich oft heftig erschrecke, wenn ich mich in der tiefen Trauer im Spiegel erblicke und dann erinnert werde, daß ich's ja selbst bin, die Unglückliche, die ich so bedauerte.

[1] Der „Verlorene Sohn" wurde dann von der Dresdener Gemäldegalerie angekauft.

W. v. K.s Mutter an den Onkel Carl v. K.

Radeberg, am dritten Pfingsttage [23. Mai] 1820. Nach den allerunruhigsten Tagen bin ich hier in meinem alten Radeberger Bade angekommen, der Arzt wollte es so. Meine Kinder haben diese Woche Ferien, so habe ich sie denn mit hergenommen, denn ich fürchtete mich sehr vor dem Aufenthalt hier. Nach Tisch ging ich mit ihnen in ein nahes Dorf – wo wir früher sehr glückliche Tage verlebt hatten. Die guten Leute, bei denen wir sonst dort gewohnt, schwammen in Tränen, da sie uns erblickten, und ich konnte mich in dieser stillen Bauernstube recht satt weinen. Aus dem Fenster gebogen, an dem mein Mann so manches Bild gemalt, tropften meine Tränen auf die Narzissen und Schwertlilien unter dem niedrigen Fenster, und die einfachen herzlichen Worte dieser guten Leute, die ihn alle so lieb hatten, taten meinem Herzen unbeschreiblich wohl.

*

Der Atti an W. v. K.s Mutter

Bernburg, den 25. Mai 1820. Wie gerne wäre ich schon längst zu Ihnen geeilt, wie habe ich mich um unseren lieben, tiefempfindenden Wilhelm geängstigt, aber ich bin mit so vielfachen Banden gebunden, daß ich nicht loskommen kann. Wilhelms Brief hat mich gar sehr erschüttert, und noch bin ich nicht ohne Sorge um ihn. Sein Glaube und Vertrauen scheint mir mehr ein Sterben als die Ruhe, welche ich dem feurigen Gemüte wünschte.

*

W. v. K.s Mutter an ihre Mutter

Dresden, den 20. Juni 1820. Ich war diese Tage über in einem Abgrund von Unruhe! Die Briefe, die alle so liebevoll mich zu Euch zurückriefen, stürzten mich in diesen Zustand, zum Teil aber auch mein eigenes schwaches Herz. Ich wollte vereinigen, was nicht vereinbar ist, wollte meinem Herzen folgen und auch meiner Pflicht, und so habe ich mich nutzlos abgemartert in diesem Kampf. Nur mit Tränen werde ich diese Berge, diese Höhen hier ganz verlassen – mit Tränen das Grab meines Gerhards! Wo man beinah zwanzig Jahre gelebt, wo man teure, unschätzbare Freunde liebgewonnen, wo man, ach – das Grab seines anderen Ich weiß, da sind einem Fesseln um das Herz gelegt, die schmerzen, wenn man sich abwenden will. Bleibe ich aber hier, so winken Mutterland, die Mutter selbst, Schwestern, Brüder, Verwandte, Freunde der Kindheit, und die älteren Bande mahnen, die neuen zu zerreißen. Gefühllos müßte ich sein oder undankbar, fühlte ich mein Inneres nicht zerrissen in diesem Streit; auch finde ich nur Beruhigung in dem Gedanken: weder hier noch dort ist dein wahres Vaterland – die rechte Heimat wird alles Zerrissene wieder vereinigen und alle Sehnsucht stillen.

*

G. H. v. Schubert[1] an W. v. K.

Erlangen, den 30. Juni 1820. Hab Du herzlichen Dank für Deinen lieben Brief und für die meinem Herzen teure liebe Beilage, das gute,

[1] Der alte Freund des Elternhauses [vgl. Jug.-Er. S. 11] und bekannte Naturphilosoph (1780–1860), seit 1819 Prof. in Erlangen, später in München.

edle Bild des Bruders, der, seitdem ihn Gott selig vollendet hat, mir auch in seinem Bilde ein guter, lieber Schutzengel geworden ist, den ich zu meiner Stärkung im Guten ansehe und der mir ein täglich lieber Umgang und Erwecker zum Gebet ist. Nun kann ich das liebe Bild doch auch ins andre Zimmer hängen und es überall im Haus vor Augen haben. Ich habe eben schon an meinen Buchhändler Reclam in Leipzig geschrieben, er soll 50 Thaler an Dich schicken, dafür sende Du denn, mein guter Wilhelm, 50 Exemplare von dem Bild Deines seligen Vaters, die ich hier herum alle absetzen will, und hoffe bald noch eine ebenso große Zahl nachkommen lassen zu können. Auf Deine Arbeit, mein lieber Wilhelm, hat der liebe Gott einen recht sichtbaren Segen gelegt, und Du hast, das fühlt man wohl, noch ein anderes, höheres Licht dabei gehabt, als das gewöhnliche der Sonne.

Ich habe rechte Sehnsucht nach Dir, Du guter Wilhelm, und möchte Dich gern einmal an mein Herz drücken. Daß der traurige Fall, der entsetzliche, Dein junges Herz aus seiner Fassung gebracht und Dir die Meinung beigebracht habe, er sei Dir auch auf Deinem Glaubenswege nicht förderlich gewesen, glaube ich Dir gar wohl. Bedurften doch die, welche der Umgang des Herrn täglich mit Kraft und Licht von oben erfüllte, des Zurufs „Euer Herz erschrecke nicht", und als das, wovor alle sich entsetzten und erschreckten, eintrat, ärgerten sich alle für den Anfang daran. Aber siehe, es war ihnen doch allen gut gewesen, daß er hinging, sonst wäre der Tröster, der Geist der Gnade, der seitdem tausend Segensströme durch ihren Mund auf die Völker ergossen, nicht zu ihnen gekommen.

Glaub Du mir, mein in dem Herrn geliebter Bruder, Dein seliger Vater hat durch seinen schmerzlichen Tod Tausenden gepredigt, Tausende geweckt und erschüttert. Du weißt das gar nicht so, wie weit das gegangen ist; ich weiß es aus sehr entfernten Gegenden von Deutschland. Ja, Dein seliger Vater hat lauter, kräftiger, eindrücklicher gepredigt, als es wohl ein jetzt lebender Prediger kann, besonders allen denen, die es wußten, daß Dein seliger Vater den Herrn Jesum von Herzen lieb hatte. Sieh, Dein Vater ist durch seinen Schmerzenstod ein Prediger und Apostel geworden, ein Werkzeug in der Hand seines Gottes. Das wollte er ja immer gern sein und war es auch schon in seinem Leben.

*

Verzeichnis der am Augustustage, den 3. Aug. 1820, in der Königlich Sächsischen Akademie der Künste zu Dresden öffentlich ausgestellten Kunstwerke

No. 329: Eine Gruppe Köpfe, nach Gips grau in grau gemalt, von Wilhelm v. Kügelgen, Schüler des Professor Hartmann.

Verzeichnis usw. 1821:

No. 360: Maria, welche mit dem Jesuskind betet. Eigene Komposition von Wilh. v. Kügelgen, Schüler des Prof. Hartmann.

*

Das rechte Kloſter

Hinüber, hinüber! Laſſet zu Gott mich fliehn,
Frei von der Erde Staub
Und frei von der ätzenden Träne,
Die mir der Schmerz erzeugt.

Bei Dir, nur bei Dir, mein Vater, iſt Freud und Kraft,
Urborn des Lichtes Du!
Ach laß mich den Gaumen nur netzen
Aus Deinem Himmelsquell!

Vergeſſen, verſchmerzen will ich die ganze Welt
Und ihren Freudetrunk –
Nur Du ſei die einzige Liebe,
Die mir im Herzen wohnt.

O Gott! Nur Du ſei das einzige leuchtende
Licht, das den Geiſt erhellt!
Laß tief mich im göttlichen Buſen
Bergen den Menſchenſchmerz.

*

Die Gräfin zu Dohna an ihre Schweſter Luiſe v. Schönberg[1]

Dresden, den 1. Dec. 1820. Es war mir eine recht feſtliche Begehung Deines Geburtstages[2], unſere arme Kügelgen an dieſem ſchweren Tage durch Dein herrliches Geſchenk erfreuen zu können. Der Herr ſchenke ihr durch Zinzendorf die Erquickung ſeiner Liebe und Gnade. Zum Tee waren wir bei ihr, wo wir den weiblichen Teil der Brelingſchen Familie und die ehemalige Marianne Thieroff [Jug.-Er. S. 189], jetzt unbeſchreiblich glückliche Frau Doktor H., fanden. Die Kügelgen lebte und webte in allem, in der zarten Anordnung des Kleinſten und Größeſten, aber ihre tiefe Bläſſe verriet wohl, wie ſchmerzlich ihr Gemüt verwundet iſt. Wilhelm macht ihr viel ſtille Sorge, da erſt jetzt der entſetzliche Eindruck ſeiner gehabten Schrecken in Gemüt und Körper überzugehen ſcheint und eine heftige Melancholie ihn von Zeit zu Zeit, aber verborgen allen Menſchen, zu überwältigen droht.

*

W. v. K.s Mutter an ihre Mutter

Dresden, den 1. Januar 1821. Ich lege hier einen Brief von Wilhelm an ſeinen Onkel bei – ich öffnete ihn, teils um dieſes Blatt dazu zu legen, teils aus Sorge, weil Wilhelm jetzt oft ſo am Gemüte leidet, daß mir für

---

[1] Louiſe v. Schönberg, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode (1771–1856), × 1807 mit Moritz Haubold v. Schönberg, 1815–1823 Regierungspräſident zu Merſeburg, ſpäter Oberpräſident von Pommern und von Schleſien († 1860), iſt ebenſo wie ihre mit Adelheid v. K. zuſammen konfirmierte Tochter Auguſte (1808–1890, × 1828 mit Friedrich Magnus Graf von Schlieffen) den Leſern der Jug.-Er. [vgl. S. 226] von W. v. K.s Aufenthalt auf Schloß Merſeburg im Mai 1817 her bekannt.

[2] Frau v. Schönberg und Frau v. K. hatten den gleichen Geburtstag, 24. Nov.

seinen Kopf bange wurde. Die Briefe, die er schrieb, waren verworren, und ich erfuhr, daß er oft ganz allein ganze Stunden im Schnee auf dem Grabe seines Vaters wie leblos lag und abwechselnd betete und verzweifelte, weil er den kindischen Einfall hatte, zu beten, sein Vater möchte ihm erscheinen und ihm Frieden geben. Als ich das alles erst entdeckte, ward es mir leicht, seiner Seele den Frieden anderswo zu erbitten und ihn zu überzeugen, daß ein Christ so nicht beten dürfe. Jetzt habe ich ihn in den Ferien zu einer Reise nach Bernburg zu Krummacher vermocht, die er großenteils zu Fuß macht, was ihm in doppelter Hinsicht heilsam sein wird.

Wilhelm hat mir zu meinem Geburtstag eine Musik gebracht – Text und Musik von ihm, der nie Musik studiert hat. Die Kinder beten für ihre Mutter, eine Engelsstimme ruft ihnen Erhörung zu, sie sammeln sich in einem freudigen Chor und schließen mit dem vollstimmigen Amen; die Baßstimme (Wilhelm) hält allein aus im Amen, und plötzlich ruft die Engelsstimme in der Höhe: Amen, Amen! und so verhallt das Amen wie in der Luft. Sie, meine Mutter, können mitempfinden, was mein armes Mutterherz empfunden. Gerhard fragte immer: „Aber kannst Du begreifen, Mutter, wie Wilhelm das gemacht hat?" Bis nachts um zwei Uhr hat er aufgesessen, da er am Tage bis abends spät keine Zeit hat. Arme gute Kinder! Es ist ihnen gelungen, mein Trauern in andächtige Freude zu verwandeln.

*

W. v. K.s Mutter an den Atti

Dresden, den 26. Dec. 1820. Hier, meine Freunde, sende ich Ihnen unsern Wilhelm, und wäre er nicht mein Wilhelm, so könnte ich ihn beneiden um die Freude, Sie alle wiederzusehen. Wie gern hätte ich Sie selbst gesprochen, wenn mir zuweilen bang werden wollte für die Seelenstimmung unsres jungen Reisenden. Er ist wie ein junger neuverpflanzter Baum, dessen schwache Wurzeln der heftigen Erschütterung keinen Widerstand leisteten – bald hängt er hier, bald dort herüber, er schwankt, aber mit Gottes Hilfe soll er nur um so fester stehen lernen. Helfen Sie mit dazu, Sie, sein lieber Atti, den er liebt und dem er so herzlich vertraut. Helfen Sie mir das junge, beinahe zerrüttete Gemüt wieder in Ordnung bringen; ich habe getan, was ich konnte, indem ich so wenig als möglich zu tun schien, aber von Ihnen hoffe ich mehr noch. Vielleicht erzeigen Sie mir die Liebe, mir noch vor seiner Abreise von Ihnen zu melden, wie Sie ihn jetzt finden, ob ruhiger, ergebener, oder noch allem Wirrwarr und Zweifel einer unreifen Seele preisgegeben? Ach, mein Freund! Der Schlag war vielleicht zu hart für seine Kraft – doch nein, seine Kraft ist nicht gering, doch seine Phantasie übermäßig geschäftig und wirklich Unheil bringend. Doch halte ich mich fest an dem Glauben, der Herr, der zuließ, daß der Körper des Vaters getötet wurde, wird nicht zulassen, daß die Seele des Sohnes verloren gehe. Ich wünschte diese Reise zu Ihnen und habe die gewisse Hoffnung, sie werde ihm an Leib und Seele wohltun.

*

BIBL. UNIVERS. UFO

Aus einem Briefe von Maria Krummacher, ſpäter Frau Natorp

Drei Tage nach Weihnachten kam Wilhelm v. Kügelgen, um uns auf einige Wochen zu beſuchen. Der tiefſte Schmerz drückte ſich in ſeinen Zügen und ſeinem Weſen aus, aber ſein Sinn war ergeben, ruhig in dem Herrn. Ich konnte ihn nicht ohne den tiefſten Schmerz anſehen. Den Silveſterabend brachten wir traulich zu, blieben auch zum Neuen Jahr auf und waren alle in wehmütiger Stimmung, die durch Kügelgens Anblick noch erhöht wurde. Den erſten Tag im neuen Jahre waren wir recht vergnügt. Kügelgen iſt nicht glücklicher als im engen Kreiſe der Familie. Mehrere vergnügte Menſchen machen ihn ſtumm und in ſich gekehrt. Er blieb im ganzen drei Wochen bei uns und ſchied dann mit großem Schmerz, wie wir auch von ihm. O, er iſt ein herrlicher Menſch! er lebt und webt nur in dem Höheren, die Welt vermag ihm nichts zu bieten.

*

Der Atti an W. v. K.s Mutter

Bernburg, Silveſter 1820. Herzlichen Dank Ihnen, meine teure Freundin, daß Sie unſern lieben Wilhelm haben zu uns kommen laſſen und für die lieben Worte, die Sie ihm mitgegeben. Ich habe mit ihm ſchon viel über den teuren hinweggenommenen Vater geredet. Es wurde mir anfangs ſchwer – aber Wilhelm hat es mir erleichtert. Er erſcheint mir als ein vortrefflicher Jüngling, kindlich und männlich, dem freilich in der Blütezeit ſeines Lebens ein Sturm und eine ſchwarze Wolke vorübergegangen ſind, in welchen der Herr nicht zu ſein ſchien, aber ich meine, auch das linde Sauſen wird kommen, wo er Ihn finden und dann auch in jenen Ihn erkennen wird. Möchte der Herr ihm einen leitenden Azarias immer zur Seite ſtellen, deſſen bedarf er. Doch werden Sie ihm ja mehr ſein, ehe er ſeinen eignen Weg einſchlägt, und auch dann wird ihn das treue Mutterbild umſchweben, welches – ich weiß es aus Erfahrung – den Engel erſetzen kann.

Wir alle finden Wilhelms Auge und Geſicht, beſonders in Momenten des ſtillen Denkens, ernſter – die Augen tiefer. Aber wie könnte es anders ſein. Mein Troſt iſt ſein ſonſt ſo kindlich frohes Weſen, das bei jeder Anſprache wieder hervortritt. O, er wird ein Menſch Gottes werden und in ſeinem Leben wie in ſeiner Kunſt das Heilige verkünden. Sein Forſchen, Fragen, Zweifeln iſt beſcheiden und demütig; ſo wird auch das Licht ihm wieder aufgehen und Freude ſeinem Herzen. Darum meine ich Ihnen getroſt zurufen zu dürfen: Weine nicht! Dein Sohn lebet!

Heute iſt der Silveſterabend – ich habe ſoeben über die himmliſche Stimme geredet, die da ſprach und ſpricht: Selig ſind die Toten, die in dem Herrn ſterben. – Der Kelch, den Wilhelm mir brachte[1], iſt mir ein teures Geſchenk. Er erinnert mich an den Leidenskelch, den der Herr und ſein treuer Knecht in einer Woche tranken. Iſt jener uns ein Freudenkelch geworden – wie ſollte es nicht auch dieſer werden?

*

[1] Der Atti erhielt des Vaters Weinglas zum Andenken.

Selbsterkenntnis

„Warum willst Du immer weinen?
Wende doch den trüben Blick
Nur ins eigne Herz zurück,
So wird reicher Trost erscheinen."

„„Magst's ja redlich mit mir meinen!
Aber grade weil mein Blick
Fiel ins eigne Herz zurück –
Darum muß ich immer weinen.""

Der Atti an W. v. K.

Bernburg, den 10. April 1821. Daß Du noch in Dir zerrüttet bist, mein teuerster Wilhelm, wie könnte es anders sein! Ich hoffe aber, Du wirst Dich doch wieder finden. Auch daß Du an Deiner Kunst und dem Gelingen Deiner Bestrebungen zweifelst, hängt mit jenem zusammen. Überhaupt ist es ja mit der Kunst und mit dem Schönen nicht anders als mit dem Guten. Wo wäre Vollendung hier auf Erden! Unser Wissen und Können und alles, was unser ist, ist Stückwerk. Ich bin überzeugt, daß auch Raphael das erkannt hat, sonst wäre er nicht groß geworden, und ebenso unser van Eyck und Memling und andre. Jenen wurde aber, so denke ich, die Demut leichter als in unserm anspruchsvollen Zeitalter. Ich halte die Nacht, die jetzt in Dir ist, mein lieber Wilhelm, für eine solche, woraus die Dämmerung und der Tag, auch hinsichtlich Deiner Kunst, hervorkommen wird. Du wirst ein rechter Künstler werden, weil die Demut Dich ergriffen hat. In ihr kommt der Geist. Daß Du einsiehst, daß Du nicht einmal ein lumpiges Nasenloch zeichnen kannst, gefällt mir gar sehr. Ei, so lerne es zeichnen! Du willst fliegen, bevor Dein Fuß feststeht und Deine Flügel erstarkt sind. Also zeichne, treibe das Mechanische der Kunst aus allen Kräften„ das ABC, die Grammatik – und kreuzige Dein Fleisch und Deinen Hochmut. Daß Du zu alt seist, ist eine törichte Einbildung und wieder ein Beweis Deines Übermutes, der sich grämt, daß er nicht weiter ist, als er ist. Du sprichst von Flammen in der Brust – diese Flammen sind nicht das heilige Feuer, das in Dir wohnen, Geist und Herz erwärmen und begeistern und Hand und Pinsel stärken muß und wird. Du wirst bestimmt ein vortrefflicher Künstler werden, aber erkenne nur, daß Du es jetzt unmöglich schon sein kannst und ebenso unmöglich es mit Gewalt und Sturm und Drang erzwingen kannst. Du bist noch ein Jüngling, kennst weder Dich selbst noch die Menschen überhaupt – wie willst Du denn schon Menschen und Götter darstellen können! Ja, Ihr Künstler wärt wahrhaftig die Seligen und Götter selbst, wenn Euch alles gelänge und Ihr nie einen Arm oder eine Hand auszuwischen brauchtet, und wenn das gar bei Dir, mein Sohn, schon so wäre. Nein, wandle Du nur Schritt vor Schritt, tue das Deinige und erwarte in Demut die Kraft und das Gelingen von Oben.

Daß das ſchwere Leid, das Dich und Dein liebes Haus getroffen hat, ſchädlich auf Dein Gemüt gewirkt habe, kannſt Du, lieber Wilhelm, noch nicht ſagen, und ich glaube es nicht. Es wird ſchon zu ſeiner Zeit ſeine Frucht bringen, ſei Du nur der Sohn Deiner Mutter und denke oft an den frommen, ſanften und ſtillen Sinn Deines Vaters. Ja, mein lieber Wilhelm, komme zu uns; wir wollen Dich väterlich und mütterlich empfangen, und Du ſollſt uns ein lieber Sohn und Gaſt ſein. Komme, wann Du willſt.

*

An Lilla[1]

1821

Kann Dich doch nimmer vergeſſen,
Hab' Dich ſo heiß geliebt.
Monden und Jahre verſchwinden —
Bleib' ich doch immer betrübt.

Schau' ich nach eilenden Wolken,
Horch ich dem wehenden Wind —
Träume ich goldne Zeiten,
Die, ach, vergangen ſind.

*

Der Atti an W. v. K.

Bernburg, im März 1822. Über Dein Richterſtühlchen, von dem herab Du Dich über Deinen Bruder und Schweſter vernehmen läßt, habe ich lächeln müſſen. Du redeſt wie ein Hausvater, und das ſteht Dir gut — doch auch wie ein lieber Bruder, und das ſteht Dir noch beſſer. Ich preiſe Dich glücklich, daß Du eine ſo liebe Schweſter haſt und ſie liebſt. Einem jungen Unband, wie Du biſt, iſt das ein Segen Gottes. Ein ſchweſterliches Vorbild ergänzt das mütterliche und iſt ein Mittelband.

Was Du über einen gewiſſen Wilhelm ſagſt, halte ich für ſehr wahr, auch daß ſein Schifflein oft ſchwankt und Waſſer ſchöpft. Was Du aber von ſeiner Herzhaftigkeit prahleſt, erinnert mich an einen gewiſſen Felſenmann, der ſich auch ein Schwert kaufte und damit — welche heroiſche Tat! — dem Malchus ein Ohr abhieb; nachher bei dem Kohlenfeuer verhielt ſich's etwas anders. Das Übrige, was Du von dem gewiſſen Wilhelm ſchreibſt, iſt darin zuſammenzufaſſen: Er hat zu viel Wind und zu wenig Steuer. Es iſt aber gut, daß Du ſolches erkennſt und ſucheſt, was da bleibet. Wirſt Du nicht ein frommer, chriſtlicher Maler, ſo wirſt Du auch kein tüchtiger. In Gott müſſen wir ruhen, wenn wir Gottes Werke recht erkennen und anſchauen wollen — um wieviel mehr, wenn wir ſelbſt Schöpfer ſein wollen! Nur der feſte, ſolide Glaube gibt dem Menſchen Feſtigkeit und Solidität.

---

[1] Die rheiniſche Couſine Helene Kügelgen, W. v. K.s erſte Liebe [vgl. Jug.-Er. S. 291 u. 304].

Es ist ein grundloser Wahn – Du führst mich auf diese Bemerkung –, zu glauben, ein Maler müßte ehelos bleiben, ebenso grundlos, als wenn manche meinen, ein Maler müßte katholisch sein. Wenn Du einmal eine Frau ernähren kannst, will ich Dir das klar beweisen. Vorläufig magst Du noch die Palette für Deine Liebste halten. Von Deiner Kunst und Deinem Wirken in und für dieselbe schreibst Du mir nichts. Ich hätte doch gern ein Wörtchen davon vernommen. Also tue nicht so jüngferlich bescheiden, sondern sage frischweg, auf welcher Stufe Du zu stehen meinst und welche Studien Du treibst. Ich höre das gern.

Unser Hauswesen wird immer kleiner, ein kleiner runder Tisch faßt nun uns alle. Sonst geht's in altgewohnter Weise. Alle grüßen Dich herzlich, vater-, mutter-, brüder- und schwesterlich, desgleichen die lieben Deinigen, Deine Mutter, Adelheid und Gerhard, den Ackersmann. Der hat sich von Euch allen das solideste Fach erwählt – ich denke, er wird auch noch seine roten Pausbacken haben. Maler, Gelehrte und Schneider können schon ein wenig bleich und blaß aussehen; sie sind aus der Welt nach dem Sündenfall. Ich wünsche Dir, lieber Wilhelm, aber doch auch rote Backen und ein einfältiges Auge, welches des Leibes Licht ist.

*

W. v. K.s Mutter an Senator Dr. Volkmann[1] in Leipzig

Hermsdorf, den 1. April 1822. Gestern am Palmsonntag wurde unsere Adelheid hier[2] konfirmiert mit Caroline Stolberg, jüngster Tochter des Erbgrafen von Wernigerode, und mit Auguste Schönberg, Schwestertochter unsrer lieben Gräfin Dohna, in Gesellschaft von sechsundzwanzig Bauernkindern. Gott gab mir Kraft, diesen angreifenden Tag zu überleben, da Zeit und Ort und Menschen so schmerzlich feierliche Erinnerungen wach in mir erhielten. Die Kirche war mit grünen Zweigen von Nadelholz dekoriert, das Geländer um den Altar mit Zweigen vom Lebensbaum durchflochten, und auf dem Altar lagen zwei große Palmen kreuzweise übereinander. Die drei Mädchen aber, einfach weiß gekleidet, standen in ihrer Demut wie Tauben davor, und des guten Pastor Rollers ehrwürdiges Angesicht schwamm in Tränen, als eine nach der andern vor ihm hinkniete und mit dem Handschlag gelobte, dem Herrn zu leben und zu sterben. Den Gründonnerstag gehen wir alle mit den Kindern zum heiligen Abendmahle, und dann kommt die Trennung von so liebenswürdigen Menschen. Auch das muß noch überstanden werden, und Gott wird meine Kraft nicht sinken lassen.

*

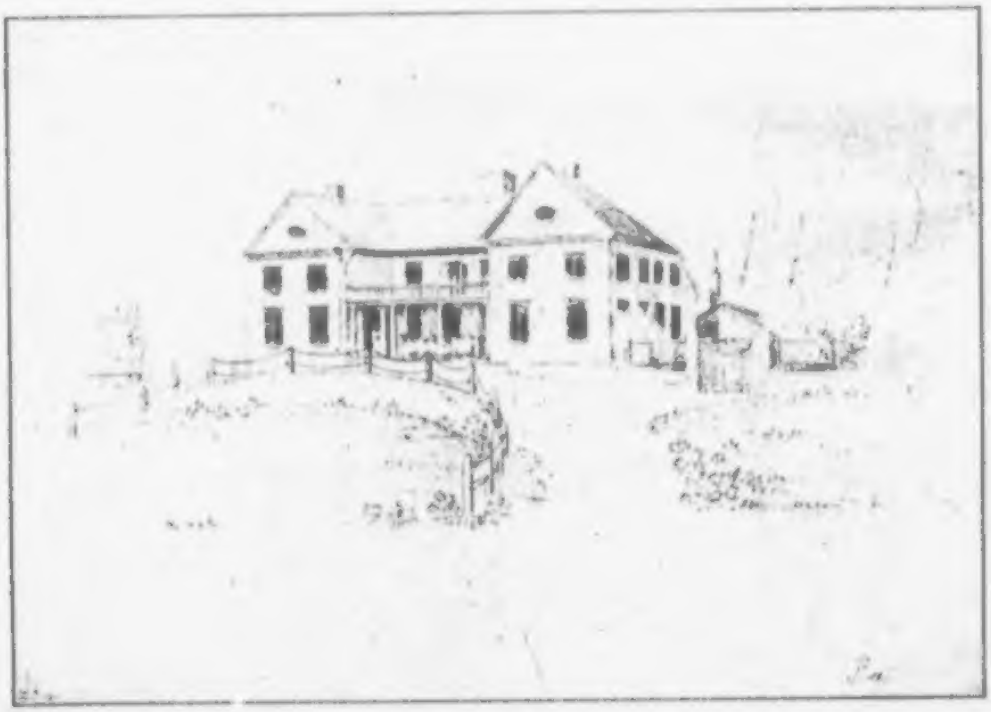
[1] Wilhelm Volkmann (1772–1856), Senator der Stadt Leipzig, der alte Freund des K.schen Hauses [vgl. Jug.-Er. S. 30], × in zweiter Ehe 1814 mit Antonie Hübel aus Dresden. Bildn.: s. Jug.-Er.

[2] Am 5. Febr. 1822 schreibt die Gräfin zu Dohna an ihre Schwester Luise v. Schönberg: „Ich bat mir von der Kügelgen ihre Adelheid, welche auch hier konfirmiert werden soll, auf die ganze Zeit ihres Unterrichts aus, und so zieht sie denn bereits künftigen Montag bei uns ein, in mein Nebenzimmer."

Die Großmutter Zoege v. Manteuffel
Ölgemälde von W. v. K.
„Meine alte Großmama iſt wirklich das Urbild aller Großmütter, und ich habe eine unbeſchränkte Ehrfurcht vor ihr."
W. v. K. an den Atti am 2. Mai 1823

Die Tante Sophie v. Stackelberg
Kreidezeichnung von W. v. K.
„Ihre ganze Lebensgeſchichte ſteht auf ihrem Geſichte geſchrieben, aus ihren Augen ſcheint ein ungeheures inneres Licht und Leben und viel Troſt und Milde." W. v. K. an den Atti am 2. Mai 1823

„Es ist dies aber ein sehr, sehr liebes Pünktchen Erde, wie man nicht viele andere Pünktchen mehr findet." W. v. K. an den Atti am 2. Mai 1823

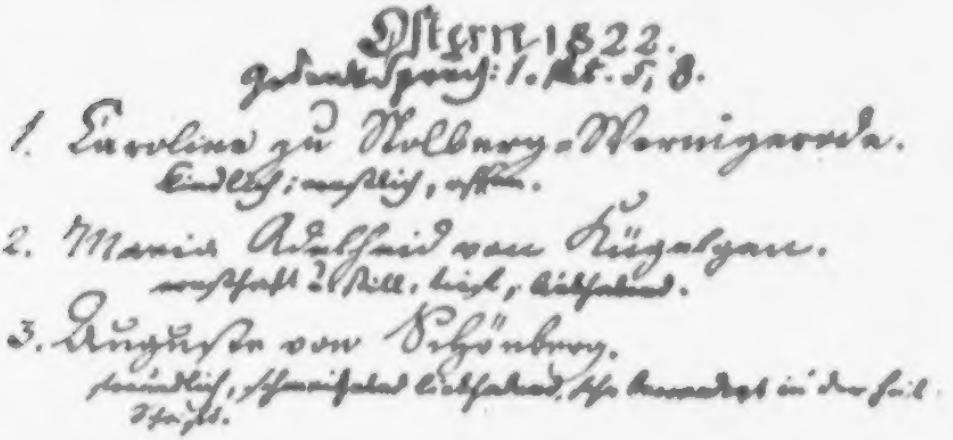


Das Pollsche Herrenhaus

Bleistiftzeichnungen von W. v. K.

„Das schönste Jahr meines Jünglingslebens habe ich in Poll verlebt oder verträumt, ein Jahr der irrenden Ritterschaft." W. v. K. an den Bruder Gerhard am 11. Sept. 1835

Aus Paſtor Rollers Verzeichnis ſeiner Konfirmanden[1]



*

W. v. K.s Mutter an Senator Dr. Volkmann in Leipzig

Auguſtusbad, den 29. Juni 1822. Mein ſehr geliebter und ſehr guter Bruder! Morgen ſind es acht Tage, daß ich hier bin, und morgen gehe ich auch zurück nach Dresden, da ich Montag früh wieder im Amt erſcheinen muß und mich dann, will's Gott, zur endlichen Abreiſe anſchicken kann. Ich bin bereit, mein Reiſepaß iſt ſogar ſchon beſorgt, ich brauche nur meinen Koffer zu packen und mich mit meinen Kindern in den Wagen zu ſetzen, wird nur erſt die ewige Vormundſchaftsgeſchichte reguliert ſein.

Deine Bitte wegen der Madonna konnte ich nicht erfüllen, denn die jungen Leute, die Wilhelm befragte, getrauten ſich nicht das Bild zu kopieren, und die älteren Schüler meines Mannes ſind ſchon alle fort nach Rom. Wilhelm ſelbſt aber hatte über ſeine Kräfte zu tun, um nur den „Verlorenen Sohn" für den Biſchof von Ermeland zu vollenden[2], und darnach mußten wir ja jeden Tag erwarten, abreiſen zu können, indem man auf dem Gerichte geringe Geſchäfte nur in die Länge zog. Ich verſpreche Dir aber, daß Wilhelm das Bildchen in Livland für Deine Antonie kopieren und Euch dann ſelbſt mitbringen ſoll, wenn er es nicht vielleicht ſchon früher mit einer ſchicklichen Gelegenheit ſenden kann.

*

Die Gräfin zu Dohna an ihre Schweſter Louiſe v. Schönberg

Hermsdorf, den 5. Juli 1822. Heute werde ich unſere Kügelgen zum letzten Male ſehen, die mit ihren Kindern zum Abſchied nach Lauſa kommt.

---

[1] Dieſes Faksimile iſt nicht, wie die über Wilhelms und Gerhards Konfirmation [Jug.-Er. S. 218], dem Kirchenbuch zu Lauſa entnommen, ſondern einem im Nachlaß der Gräfin zu Dohna erhaltenen Notizbuch Rollers, in das dieſer vor Beginn jedes Konfirmandenkurſus die Namen mit roter Tinte eingetragen und nach erfolgter Konfirmation ſeine Beurteilung mit ſchwarzer Tinte hinzugefügt hat.

[2] Eine Kopie des Gemäldes des Vaters. Über den Biſchof vgl. Jug.-Er. S. 171, Anm. 2.

Gestern besuchte ich sie in der Stadt. Ich fand sie munter und gestärkt, ohngeachtet sie die letzten unangenehmen Geschäfte auf dem Amte usw. wieder sehr angegriffen und ihr Innerstes erschüttert hatten. Morgen werden die Gemälde gepackt, und dann steht sie da wie eine reisefertige Wanderin.

6. Juli 1822. Ich ging gestern gegen drei Uhr bei glühender Hitze nach Lausa, um unsere liebe Kügelgen dort zu sehen, welche, um Abschied zu nehmen, schon früh mit ihren Kindern zu P. Roller gekommen war. Wir saßen den ganzen Nachmittag auf der „Insel" im kühlen Schatten der hohen Bäume, bis ich gegen sechs Uhr zu Fuß wieder heimkehren wollte. Die Kügelgen ließ aber, aller Einwendungen ohngeachtet, ihren großen englischen Reisewagen anspannen, um mich darin noch zu begleiten und mir ihren Kanarienvogel und noch allerhand Andenken selbst in Hermsdorf zu übergeben; der Wagen kehrte dann mit der Mutter und Tochter Kügelgen auf der Stelle wieder um. Weinend trug ich den kleinen, mir fast unter den Händen singenden Vogel und das Dir wohlbekannte Fußbänkchen der lieben Frau in meine Stube.

Ich sende Dir hier den heute früh erhaltenen Abschiedsbrief unserer Freundin Kügelgen; ich glaubte sie bereits gestern [von Lausa] abgereist, als Wilhelm uns heute beim Frühstück diesen Brief und ein Päckchen seiner an der Schenke haltenden Mutter brachte. Wir eilten gleich hinunter. Im Päckchen fand ich ihr kleines Miniaturgemälde, außerordentlich ähnlich und anziehend durch den darin waltenden Geist; ich behalte es nun, bis Gott es mir gibt, daß ich es den Kindern wieder einhändigen kann. Ich mußte sehr weinen und für die liebe Frau, mit der wir so Vieles und so Großes durchlebt haben, beten. In diesem Leben wohl nicht, aber in jenem sehen wir sie durch die Gnade des Herrn gewiß wieder.

* * *

II

Bei den Verwandten in Eſtland

Sommer 1822 bis Sommer 1823

Als Lilla v. Kügelgen im Juli 1822 mit ihren Kindern die Reiſe nach Eſtland antrat, war dieſe nicht als ein Beſuch bei den Verwandten, ſondern als Rückkehr in die alte Heimat für immer gedacht – der Dresdener Haushalt war aufgelöſt, die Gemälde des Vaters wurden mitgenommen, der Abſchied von den Freunden in Deutſchland als eine Trennung für immer empfunden. Nur mit der Wahrſcheinlichkeit, daß Wilhelm zum Abſchluß ſeines Studiums nochmals für einige Zeit nach Dresden zurückkehren werde, iſt wohl von vornherein gerechnet worden.

Dieſe Rückkehr erwies ſich bald als eine Notwendigkeit. Der Unterricht des genialen Onkels Carl v. K. konnte Wilhelm die Akademie eben doch nicht erſetzen, um ſo weniger, als der Onkel Landſchafter war, Wilhelms Neigung aber der Kunſtrichtung ſeines Vaters folgte; auch war der Onkel als Landſchafter viel auf Reiſen und als Hofmaler im Winter für längere Zeit in Petersburg. – Was übrigens W. v. K. damals ſchon als Maler leiſten konnte, zeigt ſein [als Titelbild zu unſerer Ausgabe der „Jugenderinnerungen" veröffentlichtes] Selbſtbildnis von 1823, mit ſeinen feinen Farben und dem tiefen ſeeliſchen Ausdruck.

Im Frühjahr 1823 ſtand aber nicht nur Wilhelms Rückreiſe, ſondern auch die der ganzen Familie (mit Ausnahme Gerhards, der in Dorpat ſtudierte und in Eſtland ſeine Ausbildung als Landwirt erhalten ſollte) feſt. Die verſchiedenſten Gründe mögen zu dieſem Entſchluß zuſammengewirkt haben; was die Gräfin Dohna darüber ſagt [ſ. unten S. 31], klingt etwas geheimnisvoll; weſentlich erſcheint, was W. v. K.s Mutter am 4. Okt. 1823 an ihre rheiniſche Schwägerin Högg ſchreibt: „Das Vermögen meiner Kinder verwaltend, ſah ich mich genötigt, wieder hierher zu kommen. Breling [Adelheids Vormund], der noch Einiges von mir hatte, machte einen ſo unerwarteten Bankerott, und ein Gut, wo das Meiſte von der Kinder Geld darauf geſichert ſtand, ward zu Aller Erſtaunen verkauft; da dies ein Familiengut war, kam mir dies ſo unerwartet als Brelings Sturz. Wir haben aber gottlob nichts verloren."

Doch waren anderſeits der Abſchied von Eſtland und die Rückkehr nach Dresden auch nicht als für immer gedacht. Vielmehr beſtand der Plan, ſobald Wilhelm ſein Studium in Dresden und Rom abgeſchloſſen

haben würde, für dauernd nach Eſtland zurückzukehren und dort in Poll oder bei dem Bruder Gerhard, der bis dahin zur Selbſtändigkeit gelangt ſein würde, zu leben; von dieſem ſicheren Port aus ſollte Wilhelm dann ſein Glück in Petersburg verſuchen. In dieſem Sinne ſind 1825/6 (ergebnisloſe) Verhandlungen geführt worden, um das alte Zoegeſche Gut Meyris für Gerhard zu erwerben. — —

Für W. v. K. bedeutet dieſes Jahr in Eſtland die Periode ſeiner Geneſung. Seine ſeit dem Tode des Vaters eingefrorene Seele taute im Kreiſe der Verwandten zu neuer Lebensfreude auf. Das patriarchaliſche Leben auf den weltfernen Gütern, auf denen doch Geiſt und Kultur in hohem Maße gepflegt wurden, die einfache und doch großzügige, herb-

kräftige Landſchaft, zuletzt der mächtige Eindruck des Meeres haben ihre heilende Wirkung auf ſein Gemüt ausgeübt. Der Alte Mann iſt in ſeinem Leben vielleicht nie unbefangen glücklicher geweſen als in dieſem Jahre.

Sein Standquartier iſt bis gegen Weihnachten 1822 das ſeinem Onkel Heinrich Zoege v. M. gehörende Kurkül geweſen, wo außer der vierundſiebzigjährigen Großmutter auch der Onkel Carl v. K. mit ſeiner zahlreichen Familie [ſ. das Bild „Bei Poll"] ſeit dem Scheitern ſeiner Unternehmungen in Südrußland [vgl. Jug.-Er. S. 168] lebte; von Weihnachten an war W. v. K. in Poll, das der mit ſeiner Mutter Lieblingsſchweſter Sophie verheiratete Baron Guſtav Adolph v. Stackelberg, allgemein „der Onno" [= Onkel] genannt, beſaß. Beide Orte gehören, ebenſo wie das Stiftsgut Finn, auf dem der Bruder Gerhard ſpäter ſein Leben verbrachte, zu dem ſüdlich der Stadt Weſenberg gelegenen Kirchſpiel Jakobi.

Poll liegt etwa zwei Reiſeſtunden nordöſtlich von Kurküll, faſt öſtlich von Weſenberg. Etwas weiter von Kurküll in entgegengeſetzter Richtung entfernt liegen Meyris, wo der Onkel Carl Zoege v. M. lebte, und Ottenküll, ein Stackelbergſches Gut, das W. v. K.s Vetter, der einzige Pollſche Sohn Wilhelm, verwaltete. Noch gute anderthalb Tagereiſen weiter ſüdweſtlich, alſo in der Richtung nach Riga hin, liegt Woiſeck, wo die mit Frédéric de La Trobe verheiratete Pollſche Tochter Alwina lebte, nicht weit entfernt von Eigſtfer, dem Geburtsort von W. v. K.s Mutter.

Zur eigentlichen Heimat in Eſtland iſt für Wilhelm Poll geworden. Wer die „Lebenserinnerungen" kennt, weiß, wie dem Alten Mann das Herz jedesmal weich wird, wenn er an Poll gedenkt. „Mein Herz iſt tief eingewurzelt auf dieſem entfernten kleinen Fleck der Erde. Die Erinnerungen von da durchwehen mich wie Ahnungen aus einer ſeligen Präexiſtenz" [Leb.-Er. S. 115]. Man leſe dort S. 85 die Beſchreibung ſeiner Wanderung von Kurküll nach Poll nach.

Eine harmoniſche Vereinigung von tiefer Religioſität und ernſter Lebensauffaſſung mit weltoffener Fröhlichkeit und einer zuweilen an Ausgelaſſenheit grenzenden Heiterkeit – das iſt der Geiſt des Pollſchen Hauſes. Neben dem behaglichen Onno und der herrlichen Perſönlichkeit der Tante Sophie haben ihm hier die drei Couſinen das Leben zum Paradies geſtaltet. Sophie, geiſtvoll, gediegen, praktiſch, eine in ſich geſchloſſene Perſönlichkeit, war ſieben Jahre, Antonie, temperamentvoll, von klarem Ernſt und fröhlichem Sinn, drei Jahre älter als Wilhelm, Auguſte, eine zarte, weiche, ſchwärmeriſche Seele, ihm gleichaltrig. Von dieſen drei Couſinen hat nur Antonie geheiratet, 1834 den Baron Otto v. Ungern-Sternberg, einen Witwer mit drei Kindern, darunter einer neunzehnjährigen Tochter; Antonie hat den Alten Mann in Ballenſtedt 1843 beſucht, und bald darauf beklagt er ihren Tod [vgl. Leb.-Er. S. 49 u. 57]. Sophie und Auguſte ſind unvermählt geblieben; jene wohl, weil ſie kränklich war, dieſe vielleicht, weil ſie – Wilhelm nicht vergeſſen konnte, der ſeinerſeits allen drei Schweſtern in freundſchaftlicher Liebe wohl gleich nahe geſtanden hat.

In ſeinen Briefen an die Braut [ſ. Kapitel V] hat W. v. K. das Leben und die Menſchen in Poll mehrfach charakteriſiert. Noch näher treten uns beide aus den vielen Briefen entgegen, die ſeit dem Sommer 1823 aus Poll nach Dresden flogen. In dieſen Briefen ſpielen die Erinnerungen eine ſolche Rolle, daß ſich aus den vielen „Weißt Du noch?" ein gut Stück des Lebens von 1822/3 in ſeinen Einzelheiten rekonſtruieren läßt. Deshalb iſt eine Anzahl von ihnen, obwohl ſie zeitlich in den folgenden Abſchnitt gehören, doch ſchon hier angefügt, weil ſie das von W. v. K. ſelbſt gezeichnete Bild ſeines Lebens in Eſtland vervollſtändigen.

Insbeſondere gilt dies für den Schluß- und Höhepunkt des Jahres in Eſtland: den Aufenthalt am Strande von Sakhoff. Dieſer der auf dem nahen Hakhoff wohnenden Familie Loewis of Menar gehörende Ort liegt am Meere nach Narwa zu an einer Stelle, wo die Kalkplatte,

auf der Eſtland liegt, beſonders ſteil und romantiſch zur See abfällt. Hier hatten ſich Stackelbergs ſchon ſeit 1821 alljährlich von dem befreundeten Peter Loewis of Menar (1769–1829) ein Häuschen gemietet, um in voller Einſamkeit den Aufenthalt an der See in „arkadiſchem Leben" zu genießen. So auch im Juni 1823. Hier hat Wilhelm das Meer lieben gelernt, hier hat er, in Oſſianiſchen Erinnerungen ſchwelgend, ſeinen „Temora-Stein" beſungen. Der Tagebuchbrief, den Auguſte und Toni dort 1824 für Adelheid geſchrieben haben, ſpiegelt das Leben von 1823 wider, von dem aus W. v. K.s eigenem Munde nur ſeine Lieder an das Meer zeugen.

Dieſer Anhang von Pollſchen Briefen erſcheint zunächſt vielleicht als ein entbehrlicher Exkurs, der nur dem ſympathiſchen und kulturgeſchichtlich intereſſanten Bilde von dem Leben einer deutſchen baltiſchen Adelsfamilie vor hundert Jahren zuliebe unternommen ſei; er hat für dieſes Lebensbild W. v. K.s doch die weſentliche Bedeutung, daß er den Geiſt des Hauſes und das Weſen der Menſchen lebendig veranſchaulicht, unter denen Wilhelm Heimat und Geneſung gefunden hat.

Am 22. Juli 1823 ſind Kügelgens von Poll geſchieden, und in den erſten Tagen [alten Stils!] des Auguſt haben ſie die Reiſe nach Dresden über Dorpat, Riga und Königsberg angetreten.

W. v. K.s Mutter an Senator Dr. Volkmann

Memel, den 25. Juli 1822. Von meiner Reiſe kann ich Euch heute nur ſoviel ſagen, daß uns Gott durch Staub und Hitze, durch verderbliche Gewitter und Waſſerfluten, durch den unſicheren Tuchelſchen Wald, in dem kurz vorher der Sohn eines dortigen Predigers ermordet worden iſt, bei Nacht hindurchgeleitet und geſtern bei großem Sturm auch die Reiſe am Strande überſtehen half, indem wir erſt um ein Uhr nachts über das Haff ſetzen konnten und erſt gegen vier Uhr heute morgen zur Ruhe kamen. Wir ſind ja ganz auf den Herrn angewieſen, da keine irdiſche Hilfe da iſt, auf die wir uns verlaſſen könnten. Am Strande iſt keine Poſtſtation; wenn da der Poſtillon mit den Pferden nach dem weitgelegenen Poſthauſe ritt, um andere Pferde zu beſtellen, und wir nun in der grenzenloſen Öde ſo ganz allein am brauſenden Meer bleiben mußten – da machten ſich die Pſalme von ſelbſt in jedem Herzen.

In Königsberg waren wir zwei Tage, aber gänzlich in Anſpruch genommen von der Madame Conſentius[1], durch die ich den liebenswürdigen Prediger Ebel[2], den Grafen Kanitz und eine junge verwitwete Gräfin

[1] Nach Haſſe S. 368 beſitzt Frau Conſentius in Königsberg die 1816 gemalte (vierte) Madonna Gerhard v. K.s.

[2] Joh. Wilh. Ebel (1784–1861), ſeit 1810 Prediger in Königsberg, ſammelte durch ſein bibliſches Chriſtentum, mit dem er die Gedanken der Schönherrſchen Theoſophie verband, einen Kreis um ſich, zu dem auch der Graf Ernſt v. Kanitz, ſpäter Obertribunalrat, und die Gräfin Ida v. der Groeben, eine Tochter des Königs-

Groeben kennenlernte, die ich alle drei unter die vorzüglichsten Menschen zählen muß, und besonders erquickend war es mir, daß alle diese meine liebe Gräfin Dohna kannten und liebten. Welch eine Freude ist es doch, gute Menschen und geprüfte Christen zu finden, wenn man, so wie ich, Freunde verlassen mußte und die vor mir noch nicht erreichen kann.

Wilhelm ist ausgegangen, um einen Auftrag aus Königsberg auszurichten, Gerhard hat von der großen Hitze eine Augenentzündung und muß sie mit einem Wasser kühlen, welches unser treuer Pönitz uns mitgab, Adelheid schreibt an ihrem Tagebuch – alle drei grüßen Deine Kinder, Dich und Antonie mit mir. In einigen Stunden geht es weiter nach Mitau zu.

*

W. v. K. an seine Mutter in Poll

Kurkäll, Sonntag morgen [Sommer 1822]. Mit wahrhafter Sehnsucht habe ich die ganze Woche über den Tag erwartet, da ich zu Dir kommen könnte, meine geliebte Mutter, und nun geht es doch nicht. Ich lebe hier in Saus und Braus, alle Tage ist Sonntag, ich habe die ganze Woche zu keiner ordentlichen Arbeit kommen können, und wenn das so fortgeht, werde ich auf einmal verlöschen wie ein Licht. Denke Dir, daß der alte Einsiedler Wilhelm, Dein alter grämlicher Stubenhüter, der sich nichts Besseres weiß, als hinter seiner Staffelei zu sitzen und höchstens abends drei, vier Worte mit seinen Geschwistern zu wechseln, sich jetzt alle Abend im brausenden wirbelnden Tanze dreht, schwatzt und lacht, bis er endlich todmüde in einen Stuhl sinkt und nicht mehr kann.

Nein, aber im Ernst – wenn jemand anders als die Bergs[1] mir diese Streiche spielte, so würde ich ernstlich knurrig werden, aber das sind wirklich so herrliche vortreffliche Mädchen, daß ich mich freue, wenn ich sie nur ansehen kann; ja wenn sie selbst nur tote Bilder wären, so sollten sie mir als Schwestern meiner so geliebten Tante Marie schon unbeschreiblich wert und schätzbar sein. Man weiß wirklich nicht, welche man vorziehen soll, Norchen oder Natalie; es wird mir in Beider Nähe so wunderbar heimatlich zumute, als wenn ich vor diesem schon ein Erdenleben mit ihnen durchlebt hätte und wir alte Bekannte wären.

Ich bin auch in Meyris bei Onkel Carl [Zoege v. M.] und Tante Dascha [geb. v. Berg] gewesen, und zwar zum Talkus[2]. Das hat mir außerordentlich wohlgefallen, ich habe mit den Bauernmädchen getanzt

---

berger Oberpräsidenten v. Auerswald, gehörten; beide wurden auch in den gegen Ebel 1835–42 geführten sogen. „Königsberger Muckerprozeß" verwickelt, über den Graf Kanitz eine „Aufklärung nach Aktenquellen" (1862) veröffentlichte.

[1] Eleonore (1794–1862) und Natalie (1799–1879) v. Berg, Stiefschwestern von Marie v. Ziegesar [vgl. Jug.-Er. S. 145]; alle drei waren durch ihre Mutter Hedwig Dorothea v. Sivers, die 1785 und 1792 zwei v. Bergs heiratete, Cousinen zweiten Grades von W. v. K.s Mutter.

[2] Der estnische Talkus war eine Art Arbeitserntefest. Wenn die Ernte eilig eingebracht werden mußte, lud der Gutsherr das ganze Dorf zur freiwilligen Sonntagsarbeit ein, die durch reiche Bewirtung und am Abend durch ein Tanzfest vergolten wurde.

oder vielmehr geraſt wie ein Erzlümmel, und da war mir's dann hernach zumute, als wenn ich gedroſchen hätte, aber ich durfte mich doch nicht lumpen laſſen.

Tante Guſtchens [Auguſte v. Radingh, Schweſter von W. v. K.s Mutter] Porträt habe ich gemalt, und zwar recht mit Vergnügen; ſie ſaß wirklich wie eine Bildſäule und ſo willig, daß ich ſie immer bitten mußte, doch einmal aufzuſtehen und ſich etwas Bewegung zu machen. Das Bildchen iſt gar nicht gelungen, wie ich es wünſchte. Ich dachte ein recht liebliches Bildchen zu malen und habe nichts als eine halbe und trockene Ähnlichkeit hineingebracht. Es iſt erſt halb fertig, aber alle wollen es ſehen und ihr Kritikertalent daran auslaſſen. Einer findet es ſprechend ähnlich, der andere ſagt: es kann werden, der dritte: die Augen ſind ſchlecht, der Mund iſt gut, der vierte: die Augen ſind gut, der Mund iſt ſchlecht, und ich ſage: der Henker mach's Euch recht! Radingh wird's auf jeden Fall unähnlich finden, weil es die übrigen meiſtenteils ähnlich finden.

Ihr ſollt ſo ein inniges, herrliches Leben in Voll führen, ein Leben, um das ich Euch recht beneide. Ich wünſche ſchon manchmal, Adelheids Schweſter zu ſein, um zu Euch zu kommen und mich mit von Euch erziehen zu laſſen; es könnte vielleicht eine recht liebenswürdige junge Dame aus mir werden. Es iſt nicht ſo leicht, Mutter und Geſchwiſter zu haben, und nicht bei ihnen ſein zu können. Wie wird mir's erſt ſein, wenn ich in Rom bin!

Eben wurde ich abgerufen, um mit Norchen Choräle zu ſingen. Wir ſangen nur unſer Aller Lieblingslied: „Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr"; bei den Worten „Herr Jeſu Chriſt, mein Gott und Herr" konnt ich mich der Tränen nicht erwehren, ſo deutlich glaubte ich Tante Maries Stimme [vgl. Jug.-Er. S. 146] zu hören. Norchen ſingt gar lieblich, und ihre Stimme erinnert ſehr an die von Tante Marie. Wie gern ſänge ich öfter ſo einen Choral vierſtimmig, ich laſſe dafür alle andere Muſik. Morgen fange ich mein kleines Madonnenbildchen an und möchte auch beten: Mein Herr und Gott, in Schanden laß mich nimmermehr.

Wann ich zu Dir kommen werde, weiß ich nicht – ſo bald als möglich. Meiner lieben Tante Sophie küſſ' ich die Hand. Empfiehl mich doch auch meinen lieben Couſinen und grüße meine beiden Schweſtern von mir und ſag ihnen, wenn ich käme, würde ich ihnen beiden was mitbringen, Elminen[1] ihr wohlverdientes Vielliebchen und Adelheid irgendein freies Gnadengeſchenk, ſo werden ſie ſich gewiß auf meine Ankunft freuen. Ehe ich nicht die Sorge mit der verfluchten Penſion[2] vom Hals habe, hab ich keinen frohen Tag mehr. Bete für Deinen ungeratenen Sohn, daß er geraten möchte und ſeine Bilder mit.

---

[1] Tochter des Onkel Carl, ſpäter des Bruders Gerhard Frau.

[2] Kaiſerliches Reiſeſtipendium, das der Onkel Carl für Wilhelm nachgeſucht hatte; vgl. unten S. 30.

W. v. K. an den Ätti

Poll, den 2. Mai a. St. 1823. Was werden Sie von mir denken, mein viel-, vielgeliebter Ätti, daß ich Sie so lange ohne Nachricht gelassen habe. Es ist mir selbst eine Unbegreiflichkeit, zumal wir hier so oft von Ihnen sprechen. Doch wo nun anfangen und wo enden?! Noch vor Anfang des Winters hoffe ich bei Ihnen zu sein und Ihnen mündlich Alles der Reihe nach zu erzählen. Jetzt lassen Sie mich Ihnen nur unseren gegenwärtigen Aufenthalt beschreiben, der bis zu meiner Abreise, kleine Reisen ausgenommen, wohl unverändert bleiben wird.

Wir leben auf dem Gut Poll bei der ältesten Schwester meiner Mutter, Tante Sophie, die an einen Stackelberg verheiratet ist. Poll liegt zwischen Dorpat und Reval, östlich von der Stadt Wesenberg, ungefähr zwanzig Meilen von Reval entfernt und zwei starke Meilen vom Strande. So können Sie sich's mit dem Zirkel auf der Karte abmessen, wenn Sie sehen wollen, auf welchem Pünktchen Erde wir jetzt sitzen. Aber es ist dies ein sehr, sehr liebes Pünktchen Erde, wie man nicht viel andere Pünktchen mehr findet. Die Familie besteht aus dem Hausvater, der Mutter und drei Töchtern, die sämtlich älter sind als ich[1]. Der Hausvater ist ein sehr gutmütiger, pomadiger Kerl, mit dem ich allerhand sinnliche Lüste treibe. Die Tante macht einen Eindruck auf mich wie wenige Frauen; ihre ganze Lebensgeschichte — sie hat viel Drangsale erfahren — steht auf ihrem Gesichte geschrieben, aus ihren Augen scheint ein ungeheures inneres Licht und Leben und viel Trost und Milde, und ihr Mund ist ein Spiel ihres stets lebendigen Gefühls und ihres beweglichen Herzens [s. das Bildnis]. Setzt man ihre drei Töchter zusammen, die auch sehr, sehr seltene Mädchen sind, so kommt ungefähr wieder so ein Wesen heraus.

Als wir von Deutschland kamen, so fuhren wir gerade nach Kurküll, welches zwei Stunden von hier landeinwärts liegt, und wo meine alte Großmutter haust. Wir schickten, um die gute alte Großmutter nicht zu erschrecken, einen Boten vor uns her, und als wir nun in den Hof einjagten, da saß in aller ihrer königlichen Würde die alte Großmutter inmitten eines breiten Balkons und an beiden Seiten wohl zwanzig Glieder der Familie, die sich gerade versammelt hatten. Ich wußte nicht, daß die Freude des Menschen Herz so sehr angreifen könnte — so rührte mich dieser Anblick. Als ich aber unter denen, die liebend die Arme nach uns ausstreckten, auch meinen Vater erblickte, da brach mir das Herz und es wurde mir ganz finster vor den Augen, meine Mutter schrie laut auf und wurde eilig weg in das Haus gebracht. Ein ähnliches Gefühl habe ich in meinem ganzen Leben nicht gehabt. Ganz mein Vater in Gang und Gebärde, in der Stimme, in der Sprache und den Wendungen seiner Rede, und doch war's ein anderer. Liebe und Grausen, exzentrische Freude und ein verzweifeltes Weh zerspalteten mein Herz den ganzen Abend und noch viele Tage nachher, so oft ich den Onkel sah und sprechen hörte.

[1] Sophie ist 1795, Antonie 1799 und Auguste (wie W. v. K.) 1802 geboren.

Bis Weihnachten blieb ich in Kurkül und arbeitete an der Seite meines Onkels, dann reiſte er nach Petersburg, und ich kam hierher zu meiner Mutter, die des beengten Raumes wegen nicht lange in Kurkül hatte bleiben können.

Das Leben iſt mir hier fremd und neu, aber eben deswegen deſto anziehender und intereſſanter. Ich müßte lügen, wenn ich ſagen ſollte, daß ich hier viel gearbeitet hätte, aber ich habe doch ſo manches gelernt, und wenn's auch nur wäre, den Schlitten zu lenken. Wenn ich in Dresden geblieben wäre, ſo müßte ich freilich jetzt weiter ſein in meiner Kunſt, aber ich darf da überhaupt nicht zu viel „Wenn's" machen, ſonſt werde ich gleich melancholiſch. Auch hoffe ich, wenn ich erſt wieder ohne Zerſtreuung in Dresden bin, werde ich viel nachholen können. Ich bin hier recht von Herzen glücklich geweſen, und das rechne ich auch für was.

Meine Mutter beſtand zu unſerer aller Verwunderung die Reiſe glücklich und befand ſich auch hier recht wohl bis nach Weihnachten. Doch jetzt ſind ihre Kräfte ſehr erſchöpft, ſie iſt krank geweſen und kann ſich noch gar nicht wieder erholen. Wir erwarten mit Schmerzen den Sommer, daß er ſie erquicke und wieder aufrichte, aber der Kerl kommt gar nicht; die Tage ſind jetzt ſchon ſo lang, daß ich um zehn Uhr ohne Licht ſchlafen gehe, und doch ſchneit es beinahe jede Nacht noch, und am Tage ſind nie mehr als fünf Grad Wärme. Ich fühle jetzt manchmal die Verſuchung, das Lied zu ſummen: „Komm, lieber Mai, und mache".

Überhaupt ſumme ich viel. Sie hätten im Winter meinen Aufzug ſehen ſollen, wenn ich ſpazieren ging. Ich hatte einen großen grünen Pelz mit einem unendlich weit zurückfallenden Pelzkragen, um den Leib eine breite rote Schärpe mit langen Quaſten, dabei eine ſehr phantaſtiſche Mütze und ein breites Schwert, ſodaß ich wenigſtens ausſah wie der Seekönig Ragner Lotbrok[1]. So ging ich durch den tiefbeſchneiten Forſt und ſummte Lieder mit gezücktem Schwerte, um mich im Notfall gegen das Ungeziefer des Waldes zu verteidigen. Mit der Wolfsjagd, auf die ich mich ſo gefreut hatte, war's nichts, weil mein Onkel Stackelberg zu faul war, mit mir zu ziehen, und ich allein nichts ausrichten konnte. Die gewöhnliche Wolfsjagd iſt ſehr amüſant: es ſetzen ſich zwei in einen kleinen Rennſchlitten, einer kutſcht und kneift dabei ein kleines Schwein, ſo daß es ſchreit, da kommen dann die Wölfe und verfolgen den Schlitten, und dann ſchießt der Andere; es iſt aber doch ſehr ſelten, daß ein Wolf geſchoſſen wird, denn ſie ſind unglaublich liſtige Tiere. Bären ſind hier auch zu Hauſe, ich habe aber noch keinen geſehen, auch gibt ſich keiner meiner Verwandten mit der Jagd dieſer monstrorum ab, welches mir ſehr leid tut.

Auch ohne Wolfsjagd habe ich den Winter außerordentlich angenehm zugebracht, und Sie werden erlauben, daß ich Ihnen unſere dabei befolgte Tagesordnung mit herſetze. Zu einer willkürlichen Zeit ſtand ich auf und arbeitete bis halb acht Uhr in meinem Zimmer, dann ging ich

[1] Der aus der Ragnarssaga bekannte däniſche König Ragnar führte den Beinamen lod-brok, d. h. Zottelhoſe.

herunter in das Speisezimmer, wo sich die ganze Familie um den Kaffeetisch versammelte, und frühstückte mit Behagen und großer Gemütlichkeit im Kreise der Meinen, bis die Hausfrau dem Ding ein Ende machte und aufstand. Dann zogen wir ihr nach in den Saal, allwo sie eine große Bibel aufschlug und uns, die wir im Kreise herum saßen, mit ihrer lieben weichen Stimme ein Kapitel ins Herz las. Nach geendigter Vorlesung zogen wir alle im Saale in einer langen Kolonne auf und ab und erwarteten, daß es Tag werde, wobei man mir zugestand, eine Pfeife zu rauchen. Sobald es hell wurde, setzte ich mich zum Malen bis zwölf Uhr, dann stürzte ich aber wie ein wilder Bergstrom unaufhaltsam die Treppe hinunter und ergoß mich in das Speisezimmer, allwo ich mit meinem Onkel um die Wette schmarotzte und ihn nicht selten besiegte. Nach Tisch wurden zwei kleine Schlitten angespannt, und wir fuhren spazieren, d. h. die Jugend allein, wobei ich nicht selten meinen Schlitten umgeworfen und meine Fracht beschädigt habe. Dann wieder gemalt, solange es Tag war und bis der Teetisch uns wieder freundlich zusammenrief. Nach dem Tee musizierten wir oder setzten uns im Saal um den großen runden Tisch, an den ich noch für meine Person meinen Zeichentisch anfügte. Und nun wurde vorgelesen bis acht Uhr, wo wir alle ganz einig und ohne Widerspruch aufstanden, um uns wieder zu nähren. Nach Tisch gingen wir wieder auf und ab im Saale unter den angenehmsten Gesprächen bis zehn Uhr, und dabei rauchte ich noch unzählige Pfeifen.

Jetzt ist meine Tante mit ihrer jüngsten Tochter nach Woiseck zu ihrer Tochter Alwina gereist, um diese zu pflegen; sie ist an einen de La Trobe verheiratet, der äußerst musikalisch ist und selbst schön komponiert; er ist ein Bruder von dem bekannten englischen Missions-La Trobe. Dadurch und durch das anhaltende Übelbefinden meiner guten Mutter leben wir jetzt etwas weniger gesellig. Im Sommer denke ich wieder öfter in Kurkäll sein zu können, bei meiner alten Großmama, die wirklich das Urbild aller Großmütter ist und vor der ich eine unbeschränkte Ehrfurcht habe. Sie hat ein außerordentlich mütterliches Ansehen [s. das Bildnis], welches dadurch erhöht wird, daß sie recht rundlich ist, so daß man schon begreifen kann, wie alle die sie umgebenden Kinder und Kindeskinder von ihr abstammen können. Als ich vom Wagen sprang und sie ihre Arme nach mir ausstreckte und mich an ihr Herz nahm, wußte ich mich gar nicht zu fassen, daß ich nun wirklich eine Großmutter hatte, deren Dasein mir sonst immer nur eine Fabel gewesen war, und nun gar eine so gute und mütterliche Großmutter. Solange wir hier im Lande sind, sind ihr schon drei Enkel geboren worden, worunter ein Urenkel, und zwei sind schon wieder im Anmarsch. In Kurkäll sind manchmal bis dreißig Menschen bei Tisch, alles Brüder und Vettern unter einander, und dann ist bei weitem noch nicht die ganze Verwandtschaft beisammen.

So sehr wohl es mir hier auch geht, so sehne ich mich doch oft nach Deutschland, und besonders freue ich mich auf einen Spaziergang nach Bernburg, um bei Ihnen wieder recht einheimisch zu werden, denn fremd

werden dürfen wir uns ja nichts unser ganzes Leben lang. Ich bin hier öfter gebeten worden, besonders von meinen Cousinen Stackelberg, die Sie aus Ihren Schriften schon kannten und liebten, von Ihnen zu erzählen, und dann wurde es mir erst recht wohl ums Herz, wenn ich so von Ihnen und meinem alten Roller plaudern konnte, und es ging mir wie Wasser vom Munde. Herzliche, herzliche Grüße an meine liebe Pflegemutter und an alle Ihre Sprößlinge, die ich so herzlich liebe.

W. v. K.s Mutter an den Atti

Poll, den 14. Mai n. St. 1823. Auch mir ist es unbegreiflich, daß ich erst heute an Sie schreibe. Aber Gott weiß es, welch eine Menge Geschäftsbriefe ich zu schreiben bekam. Auch hatte das Wiedersehen meiner Mutter und Geschwister mich sehr angegriffen, besonders das Wiedersehen meines Schwagers, des Zwillingsbruders meines lieben Mannes. Als mein Schwager mit meines Mannes Blick, mit meines Mannes Stimme, mit offenen Armen mich begrüßte, hatte mich der Laut seiner Stimme in einen Zustand versetzt, der wirklich dem Wahnwitz ähnelte, sodaß ich's noch heute für eine Gnade Gottes halte, daß mein Verstand nicht zerrüttet wurde. Noch heute stürzen große, heiße Tränen aus meinen Augen, da ich des Tages nur gedenke, und nie, nie werde ich mich daran gewöhnen, diesen Schwager zu sehen und zu hören, ohne einen inneren Schmerz und Schauder zu empfinden. Dieser Zustand aber machte mir das Schreiben zur Pein und schädlich – ich hoffte viel von dem ruhigeren Leben hier, aber seit Weihnachten bin ich nicht mehr gesund gewesen, und meine Kraft ist wie gebrochen. Nur ein eiserner Glaube an die Stimme des Herrn und Seine Hilfe kann mir den Mut geben, an eine Rückreise nach Dresden zu denken, wo ich, will's Gott, zu Michaelis einzutreffen denke.

Da Wilhelms Bericht etwas unvollständig ist, so will ich noch einiges hinzusetzen, z. B. warum ich nicht bei meiner Mutter bin. Diese lebt im Hause meines zweiten Bruders, der selbst schon drei Kinder hat, überdem hat sie aber noch meine jüngste Schwester, eben die Frau meines Zwillingsschwagers, mit sieben Kindern bei sich, was denn schon ein sehr gefülltes Haus macht. Auch bleibt es immer das Versammlungshaus der ganzen Familie, und ich bin oft da mit meinen Kindern, würde aber andern Hinkommenden den Raum nehmen, wäre ich immer da. So entschloß ich mich denn, zwei Stunden von meiner Mutter zu meinem Schwager, Baron Stackelberg in Poll, zu ziehen, weil ich auch diese Schwester sehr liebe, die uns überdem gemächlich unterbringen konnte – hier leben wir Alten denn so geschwisterlich wie auch unsere Kinder mit einander.

Nun bleibt mir noch, Ihnen zu sagen, was aus unserem Gerhard geworden. Er ist in Dorpat, im Hause eines alten Freundes von mir und meinem Manne; er ist so wohl aufgehoben in dieser Familie, als Wilhelm es bei Ihnen war, und das ist viel gesagt! Wir ließen ihn als Student der Philosophie einschreiben. Unter diesem Namen hört er nun die Wissenschaften lesen, die für ihn als künftigen Landwirt nützlich und

angenehm sein können, als Mathematik, Geometrie, Mineralogie, Chemie. Dabei setzt er sein Latein fort, geht in die Fechtstunde, hat aber gottlob Friede mit allen Menschen. Sein Inneres entwickelt sich sehr erfreulich. Sein Pflegevater, der Professor Moritz v. Engelhardt[1], gibt nicht allein seinem Fleiß, sondern auch seiner Sittlichkeit die besten Zeugnisse. Wüßte ich ihn nicht so einzig gut bei Engelhardt aufgehoben, so würde ich ihn nicht zurücklassen, doch jetzt lasse ich ihn mit ruhigem Herzen hier; er wird uns zur Zeit nachfolgen. Vorvorgestern wurde er erst siebzehn Jahre alt.

Adelheid hat hier gar keine Lehrer haben können auf dem Lande, doch übt sie sich in allem fleißig selbst und macht mir viel Freude. Sie ist meine beständige Gesellschaft und meine Pflegerin bei diesem langen Unwohlsein.

Für Wilhelm soll dies versäumte Jahr, denke ich, auch nicht viel Schaden bringen. Er hat hier an den Bildern seines Vaters eine gute Galerie und Schule, hat auch einiges fleißig kopiert und dabei nach der Natur gearbeitet. Er hat doch nun auch die Mutter, die Schwestern und Brüder seiner Mutter mit deren Familien kennen gelernt, hat viel Liebe und Freude genossen und wird nun gewiß mit doppeltem Eifer seine Akademie in Dresden besuchen.

Sie, unser geliebter Atti, beten Sie für uns – nie bedurften wir es mehr, als da wir den Gedanken einer Rückreise notwendig gefaßt haben. Dresden ist für mich ein freundliches liebes Grab, so werde ich es wieder betreten, so bewahren!

•

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Woiseck, den 4. April a. St. 1823. Dein Brief, mein lieber Wilhelm, ist mir Beweis einer Liebe, die ich noch so wenig erwarten durfte. Noch habe ich keine Gelegenheit gehabt Dir zu beweisen, wie teuer Du mir bist, wie meiner Schwester Kinder von jeher eine Art von geliebtem Eigentum mir waren, und wie jetzt diese mütterliche Empfindung durch den Anblick Deines Strebens nach allem Guten zu höherer Liebe und Erwartung gereift ist.

Ja, lieber Wilhelm, wohl ist die Kunst, christlich zu leben, die schwerste von allen. Wer kann sagen, daß er es ergriffen hätte? „Doch daß ich meine Seele rette, jag' ich dem Kleinod eifrig nach." Das Übrige wird Gott tun. Wir wollen zusammenhalten auf diesem guten Wege, und Dank sei's Deiner herrlichen Mutter, daß wir nun auch darin verwandte Gefühle haben, wenn wir auch so viel später den Lauf begonnen haben[2].

---

[1] Moritz v. Engelhardt (1779–1842), seit 1820 Prof. der Geologie zu Dorpat [vgl. Jug.-Er. S. 21].

[2] Erst der Einfluß von W. v. K.s Mutter hatte das religiöse Leben in Voll angefacht. Darüber schreibt die Gräfin zu Dohna am 18. Jan. 1824 an ihre Schwester Louise v. Schönberg: „Was aber der Herr an den Herzen der ganzen Familie der Mutter durch diesen kurzen Aufenthalt getan hat, das ist nicht zu beschreiben. Dein Zinzen-

Dank dem Himmel, der uns in einem Hause zusammenführte und gegenseitig einander das wahre Leben der Seele durch Mitteilung zu erhöhen erlaubte!

Nun steht uns noch ein arkadisches Leben in Sakhoff bevor — ja, die Freude ist eine Tochter des Himmels, diese Freude ganz gewiß! Es soll Dich kein trübes Nebelbild von hier weg begleiten, es sollen Strahlen einer sonnigen Erinnerung Dein Herz hier durchdringen und Dir also zum Vaterlande umschaffen, was Du als Mutterland mit dem Herzen erkannt haben wirst.

Auguste war recht erfreut über Dein Briefchen. Ich habe über Deine Frage, ob es unschicklich oder unmoralisch sei, ihr zu schreiben, gelächelt, doch sehr zufrieden, denn ein junger Mann tut immer wohl, wenn er in zweifelhaften Fällen bei geachteten Frauen anfragt, was schicklich sei. Manches kann an sich unschuldig und gut sein und doch, durch Anstoß gegen die Sitte, Übel hervorbringen. Ihr aber, Du und Gerhard, seid meiner Kinder Brüder und somit als ein und dieselbe Familie mit den Pollschen anzusehen.

[Die Cousine Auguste fährt fort:] Der Gedanke, daß ich in Poll auch ein wenig vermißt werde, wenn es auch nur geschieht, indem Ihr das Requiem singt, erleichtert mir die Trennung um vieles, und es wird mir nun leichter, Deinen Rat dabei zu befolgen, das Köpfchen nicht hängen zu lassen. Es ist wohl wahr, daß die Zukunft mehr Freuden für mich hat als die Gegenwart, und doch gebe ich diese Gegenwart, in der ich auch einmal nützen kann und nicht bloß genießen, um keinen Preis fort. Sagst Du doch selbst in Deinem Briefe an Mutter, daß, wo man Gelegenheit hat, sich als Mensch zu fördern, man alle anderen Zwecke hintansetzen muß. Sieh, lieber Bruder, diese Worte bestärken mich in meiner freudigen Entbehrung. Du denkst wie ich, und das erhöht meine schwesterliche Liebe für Dich. Auf ein frohes Wiedersehen denn!

*

St. Petersburg, d. 5. Juni 1823.

An den Kayserlichen Hofmahler Herrn Carl von Kügelgen.

Es gereicht mir zum großen Vergnügen Ew. Hochwolgeboren benachrichtigen zu können, daß Seine Kayserliche Majestät die Gnade gehabt haben, Ihrem Neffen Wilhelm von Kügelgen 150 Dukaten jährlich auf 4 Jahre zu bewilligen als Unterstützung zur Vervollkommnung seines Mahlertalents in Deutschland und Italien.

Ew. Hochwolgeboren
Ergebenster Diener
Graf Cancrin.

*

---

dorf-Büchlein, das Du der lieben Kügelgen gegeben, hat viel dazu beigetragen, und wenn ich sie erzählen oder aus den Briefen ihrer Schwester vorlesen höre, so gehen mir die Augen über vor innerem Jubel."

Der Onkel Carl v. K. an ſeine Schweſter Cordula [am Rhein]

Kurkäll, den 30. Juli a. St. 1823. Meine Sehnſucht, Euch in dieſem Leben noch einmal wiederzuſehen, iſt unendlich groß, und obgleich meine Schwägerin Lilla mich meines Verſprechens entbunden hat, meinen Neffen Wilhelm nach Rom zu geleiten, ſo gebe ich doch die Hoffnung nicht auf, noch einmal nach Deutſchland zu kommen und meine Schweſtern zu beſuchen.

Das Wiederſehen mit Lilla, die nun faſt zwölf Monate bei uns iſt, war über alle Maßen ergreifend. Sie reiſt mit dem älteſten Sohne und der Tochter in dieſen Tagen wieder nach Dresden. Dort wird der Sohn noch auf zwei Jahre ſeine Studien fortſetzen und dann ſeine Pilgerfahrt nach Italien antreten. In vier Jahren kommen Alle, ſo Gott will, wiederum hier zuſammen; der jüngere Sohn wird mittlerweile in Dorpat ſeine Studien vollenden. Es ſind der Urſachen viele, die alles dies veranlaßt haben.

*

Die Gräfin zu Dohna an ihre Schweſter Louiſe v. Schönberg

Hermsdorf, den 25. Juli 1823. Frau v. Kügelgen hat ſich bereits von Michaelis an in Dresden ein Quartier nehmen laſſen, am Elbberge. Man beurteilt ſie vielfältig wegen dieſer Rückkehr, ſcharf und milde, aber niemand ahnt wohl den Zuſammenhang. Adelheids Kränklichkeit, das immer ſchmerzlichere Einwirken der großen Ähnlichkeit des Zwillingsbruders uſw., damit beruhigt man das Unbegreifliche dieſer Tat. Solch weite Reiſe!

* *

Schlittenfahrt bei Poll

Hui! wie mein Schlitten über das Land,
Über Feld, über Heide hinraſt!
Der hat noch keinen rechten Verſtand,
Der nie mit dem Sturm um die Wette geraunt
Und dennoch zu leben ſich anmaßt.

Die Nacht wohl ſchon in den Wäldern graut,
Die ſtehen in weißen Perücken.
Wer nie dieſe uralten Wälder geſchaut,
Bei Nacht und bei Nebel ſich durchgetraut,
Mag hinter dem Ofen erſticken.

Drei zottige Wölfe am Wege ſtehn,
Zwei Junge mit der Alten.
Wer nie drei zottige Wölfe geſehn,
Der mag nur wieder nach Hauſe gehn
Und ſein Geheimnis behalten.

Mein flüchtiges Tier durch den endloſen Wald
Hat balde hindurch mich geriſſen.
Da, wo das letzte Echo verhallt,
Da, wackerer Renner, da halten wir bald,
Um Pflege und Gunſt zu genießen.

*

An Sophie Stackelberg

Sophie iſt ein Name voller Klang,
O wie ſo lieblich tönt er und wie zart!
Prunklos in einfachem Geſang
Hat ſich die Weisheit offenbart.
Da ſtille wird's und Friede in der Seele,
Entdeckſt Du mir der Wahrheit heil'ge Quelle.

*

An Toni ins Stammbuch

Treue iſt doch das Beſte!
Ohne ſie hält nichts feſte.
Nur wo Treue ſich findet,
Iſt die Freundſchaft begründet.

*

An Auguſte zum Geburtstag

Das Frühlicht, das in Dein Fenſter dringt
Und leiſe Wiegenlieder Dir ſingt,
Das ſoll Dich von mir grüßen.
Das Frühlicht, das es ſo freundlich meint,
Bis in die innerſte Seele Dir ſcheint,
Das mußt Du ins Herze ſchließen.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K. [unmittelbar vor der Abreiſe von Reval]

Kurküll, den 28. Juli a. St. 1823. Vorgeſtern kamen wir auf Großmutters Bitte, die noch Vieles von Eurer Abreiſe hören wollte, hierher. — Das Herz zieht mich zu Dir in dieſem ſonnigen Augenblick. Die liebe Sonne, meine Heilerin, möge Dich milde und liebend beſcheinen auf Deinem Kutſchbock — von innen und außen immerfort, daß Du mögeſt Lichtſtrahlen einſammeln, um ſie leuchten zu laſſen Deiner lieben Mutter in der einſamen Kutſche und der kleinen Ade, die nicht ſo ſonnig ſitzen darf. Du lieber Wilhelm! Du mußt ja auch die Sonne lieben wie ich. Deinen Brief an Großmutter haben wir geleſen. Du wirſt alſo in Dresden fleißig arbeiten, ſorge nur auch für Deinen Körper, auch das iſt Befehl Gottes. Deine zwei Flaſchen Fachinger werde ich Deine Schweſter Sophie trinken laſſen — wenn Ihr ſympathiſiert, wird es Dir wohl bekommen — ſie lacht eben, da ich ihr das vorleſe, und wer weiß, was ſie für möglich

Die Couſine Antonie

Bleiſtiftzeichnung von W. v. K.

„Ihr kräftiger Geiſt und ihre folgerechte Art, zu denken, haben mir in Poll faſt hinlänglich den Umgang mit einem Mann erſetzt.“

W. v. K. an ſeine Braut am 10. Dez. 1826

Die Schweſter Adelheid

Ölgemälde von W. v. K.

„Wilhelm iſt ein Seelenbruder der Pollſchen wie Du ihnen eine Seelenſchweſter.“

Die Couſine Auguſte v. Stackelberg an W. v. K.s Schweſter Adelheid am 22. Aug. 1824

Die Couſine Auguſte

Bleiſtiftzeichnung von W. v. K.

Auguſte iſt Adelheids beſte Freundin. Sie iſt eine eben ſo fröhliche Perſon wie Du und dabei auch eben ſo ſtille wie Du.“ W. v. K. an ſeine Braut am 14. Okt. und 10. Dez. 1826

W. v. K. mit den Poller Cousinen bei dem Mozartschen Requiem

Zeichnung von W. v. K.

„Auguste iſt die vorderſte auf meinem Requiembildchen. Die andere iſt Sophie; ſie iſt von Taubenart und ein tätiges wirtſchaftliches Mädchen, das einſtimmig überall geliebt wird, das Muſizieren verſteht ſie aus dem Grunde."

W. v. K. an ſeine Braut am 10. Dez. 1826

hält. Wenigſtens das gewiß, daß unſer Aller einſtimmige Liebe für Dich Dir wohl tun muß, Du magſt wollen oder nicht.

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 23. Aug. a. St. 1823. Gott ſegne Deine Gedanken am Embach [in Dorpat], mein lieber Willi! Sie waren von Oben, alſo müſſen ſie geſegnet ſein und fortwirken im Guten. Du klagſt Dich ſelbſt am härteſten an. Aber auch meine Kinder fühlten ſich jede beſonders betroffen, und ich, Deine Tante, die Du ſehr artig ausgelaſſen haſt, war es nicht minder. Vielleicht am meiſten, da mancher Umſtand in meinem Leben mitwirkte bei der Erziehung meiner Kinder, ſie poetiſcher zu ſtimmen als gut war. Denn ebenſo wie ein bloß praktiſches Leben uns leicht zu kalt macht, ſo kann zu viel Poeſie uns ganz und gar irreführen, und den Indifferenzpunkt zu finden, lehrt keine Menſchenklugheit — nur Er, der für Alles Rat weiß. Du wirſt fragen, was ſpricht die Tante von Poeſie, da ich doch über den Egoismus ſcheite? Deshalb, lieber Wilhelm, weil ich überzeugt bin, daß aus dieſer Quelle der Fehler entſpringt, den wir gemeinſchaftlich haben. Man will die Menſchen durchaus ſo haben, wie ſie uns gefallen, wir wollen unſer liebes Ich immer mit Genuß füttern, wollen keine Langeweile, keine Häßlichkeiten ſehen. Unſere Fühlhörner ziehen ſich alle Augenblick zurück von jeder uns fremden Natur, und wo ſie eine Verwandtſchaft finden, da möchte man ganz wie zwei Tautropfen zuſammenfließen. Nicht alle Menſchen haben dagegen zu kämpfen, aber wer in dieſer Art Egoiſt iſt, der hüte ſich!

Wir alle wollen arbeiten an uns, und wir danken es anbetend dem Vater, der ſo grobe Späne abzuhauen ein ſo liebendes Mittel erwählt hat. Tränen der Freude und Rührung hat mir Dein Brief in die Augen gebracht — dieſer Brief macht Engelsaugen, Willi, ſolche, wie Du einmal im Herbſt hatteſt, als Du in Deinen Ofenwinkel Dich ſetzteſt, und dann beim Abſchied in Ottenhüll. Laß ihn nie wieder von Dir, dieſen Engel im Herzen! Dann wirſt Du ein Menſchenfreund ſein. Die Wolken, die Du ſo gern über Deine Augen mitmalſt in Deinem Bilde, die müſſen fort, rein fort!

Es iſt gewiß nichts Geringes, was wir verloren haben. Es war mehr noch als Verwandtſchaft, es war ein Segen des Himmels, der uns auch jetzt einen himmliſchen Frieden bewahrt, da wir doch um Deine Mutter, um Dich, um Adelheid trauern müſſen, Euch ſelbſt nicht mehr beſitzen. Möchten die Bilder, die in dieſer Caſe an Dir vorübergegangen ſind, Dir ſo ſegensvoll werden, wie ſie Dir von Gott zugedacht ſind! Möchten ſie uns alle demütiger, duldſamer, vorſichtiger und liebender gemacht haben — wie viel Segen liegt dann in dieſem Zeitraum, wie viel Freude, wie viel Gewinn für unſere Herzen in dieſer ſo gleichen Seelenſtimmung und dem Vorſatz, uns gegenſeitig liebend zu helfen mit Warnung, Bitte, Lob, Ermunterung und Gebet für einander.

Deine Madonna grüßt Dich auch; wie lieb iſt mir dieſes Bild, Dein Geſchenk! Man muß ein Herz haben wie Dein Vater, um einen Blick

malen zu können, wie das göttliche Kind ihn hat. Auguste läßt Dir sagen, daß an Deinem Birkenbaum[1] Deine guten Eigenschaften sich mächtig entfalten, er hat einundzwanzig neue Blätter getrieben; die arme kleine Ade hat gar nichts Neues bekommen, im Frühling wird dafür die Kleine Dir gewiß über den Kopf wachsen. Deine Höhle, die keine Höhle mehr ist, grüßt Dich auch durch der neuen Bewohnerin Mund, die aber zu krank ist, um selbst zu grüßen [die Cousine Sophie]. Deine Staffelei und Möbel sind darin geblieben und beide Guitarren. Deine geheiligte Palette hängt noch in meinem Zimmer und soll da unangerührt bleiben, wie Du sie anhingest. Deine Schwestern lieben Dich, grüßen Dich herzlich, haben große wehmütige Freude gehabt an Deinen Briefen und Gedichten. Bleib' unser Wilhelm! Wir wollen auch Deine treuen Herzensverwandten bleiben. „Der Kleine" [Bruder Gerhard] ist ganz zärtlich gegen uns geworden, auf ihn muß nun alle Liebe für die ganze Familie übertragen werden, solange Ihr fort seid, er ist ja so allein; er hat uns auch Deinen Brief aus Königsberg mitgeteilt. Dein Onno grüßt und liebt Dich so sehr, daß bei Tisch seine Augen ganz verschwinden, wenn wir ihn an seine Liebe erinnern. Wie liebt Dich Deine Tante?!

*

Die Cousine Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid

Poll, den 23. Aug. a. St. 1823. Wir haben alle diese Tage in Gedanken mit Euch verlebt. Nun hoffen wir Euch im sicheren Hafen und daß Deine Mutter den letzten Teil der Reise ebenso glücklich überstanden hat, wie nach Deinem Briefe aus Riga den ersten. Hier rückt der Herbst mit Macht heran, schon ziehen die Kraniche scharenweise fort, und wenn wir abends auf unserer Halle sitzen zu den Füßen der Säulen und in den gelben Abendhimmel schauen, kommt solch ein schwarzes Gefieder nächtlich herangezogen und fliegt oft so dicht an uns vorbei, daß wir deutlich das schwere Fortarbeiten ihrer Flügel hörten [vgl. W. v. K.s Gedicht S. 46/7].

Zur Lindenallee gehe ich noch oft, und wenn ich da einbiege und meine kleine dichtbeschattete Laube mich einladet, muß ich immer an Euch denken. Es lebt durchaus ein Stück von Eurem Geist in dieser friedlichen Umgebung, nirgends sah ich Euch so oft, und die lachendsten Erinnerungen schweben mir gleich vor der Seele. Weißt Du noch, Adchen, wie wir da oft bordierten und nicht selten bei der uns lau anfächelnden Luft, bei dem Lispeln der Blätter über uns und dem Geflüster der Vögel sanft einschliefen? Und dann kam Wilhelm und weckte uns mit übermütigem Geschrei.

Am vorigen Sonntag kleideten wir uns alle drei schneeweiß an und gingen hinunter nach dem Saal, der nach den weißen Lilien, die dort standen, süß duftete. Indes ich den Kaffee bereitete — es war meine Woche — und Antonie im Saal auf und ab ging, setzte Sophie sich an den Flügel und spielte den herrlichen Choral „Herzlich lieb hab' ich Dich,

[1] Wie bei Roller so wurde auch in Poll für jeden dem Herzen Nahegetretenen ein Baum gepflanzt, der diesem zu eigen war.

o Herr!" Mir wurde so feierlich zu Mute, es war mir, als müßten wir uns nun bald versammeln, um mit vereinten Stimmen den Herrn zu loben, ich sah Deine Mutter, festlich gekleidet in ihrem weißen Häubchen und schwarzen Capote, mit andachtsvoller Miene aus dem blauen Zimmer treten und meine Mutter schon die Bücher zusammenlegen — in diesem Augenblicke hielt Timo[1] mit seinem Pferde vor der Halle und trat bald darauf mit großem Geräusch in den Saal, von seinen Unfällen bei den vielen Morastlöchern sprechend. Sophiens Choral verstummte, meine feierliche Stimmung war zerrissen. Der gute Junge hatte mir aber zwei seiner hübschesten Kompositionen mitgebracht, ich weiß nicht, ob Du sie kennst: eine weibliche Gestalt, aus der See gen Himmel schwebend, und eine männliche, verhüllte, ebenfalls schwebend über schwarzen Klippen und schäumenden Wogen, vom Mondschein beleuchtet. Das sind Kompositionen zu einem Trio, welches wir singen: „Seele des Menschen wie gleichst du dem Wasser."

*

Die Cousine Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid

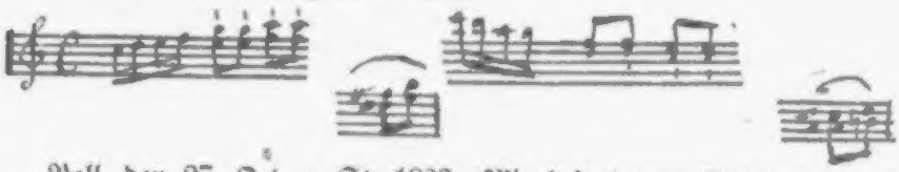
Poll, den 19. Sept. a. St. 1823. Der 16te, Antoniens Geburtstag, war durch den Genuß des heil. Abendmahls unser Aller Seelen Geburtstag; selbst unsere gute alte Großmutter kam zur Kirche. Am Morgen nach dem Kaffeetisch, bei dem wir Antonie Glück gewünscht hatten, führte Mutter sie hinauf nach unserm Cabinettchen. Als sie die Tür öffnete, erblickten wir gleich gegenüber „die himmlische Liebe" [ein Gemälde des Vaters Gerhard v. K.], auf dem Tisch unter dem Bild stand auf der Bibel das Kruzifix, dazu drei Rosenstöcke, deren zarte Knöspchen sich an die Füße der „Liebe" schmiegten. Es machte einen tiefen Eindruck, als die himmlische Liebe mit ihren seelenvollen Augen uns entgegenstrahlte und mit ihren ausgebreiteten Armen alle einzuladen schien. Ich schicke Dir ein Bildchen [vgl. die Abbild.] von diesem kleinen Altar, der von nun an immer dort bleiben soll. Wir gingen dann wieder hinunter, um den Choral „Schmücke dich, o liebe Seele" zu singen, darauf las Mutter noch etwas aus dem Kempis vor, und dann setzten wir uns alle in die große grüne Familienkutsche. Wir waren die ersten in Jakobi und gingen gleich zur Kirche, um die estnische Predigt zu hören. Das Rührendste war, als Elmine nach der Konfirmation am Altare vor unserer guten frommen Großmutter niederkniete und von ihr gesegnet wurde. Ach wie zärtlich segnend schloß sie alle ihre Kinder und Enkel in ihre Arme!

[Die Tante Sophie fährt fort:] Eben war ich in Euren Cabinettchen, wo ich die Fenster öffnete. Ihr seid nur nach Kurküll gefahren, hinter dem Zaun wird bald eine Kutsche gefahren kommen, ein Jubel wird auf der Halle entstehen, Deine Mutter wird in ihr Zimmer, ihr „Gewölbe", eilen und alles ordentlich verschließen. Dann kommt alles zum langen Teetisch,

[1] Timoleon (v.; seit 1860) Neff, geb. 1804 in Kurküll, Pflegesohn von W. v. K.s Onkel Heinrich Zoege v. M., † 1876 als Kaiserl. Hofmaler, Professor an der Akademie und Direktor der Eremitage zu St. Petersburg, × mit F. Baronesse v. Kaulbars.

ein prächtiger Apfelkuchen iſt gebacken, doch – „der Tee iſt wieder viel zu ſtark für die Kinder! Gießt Waſſer zu!“ Dann geht es auf und ab im Saal – von hinten geſehen verſchiedene Taillen, aber wenn ſie umkehren, alle einen Ausdruck: Lachen und Freude und rot bis an die Ohren. – Deine Aſtern blühen wunderſchön; geſtern habe ich Saat von allen Blumen geſammelt – ihre Kinderchen ſollſt Du wiederſehen. Wir arbeiten recht viel im Garten, um die Empfindſamkeit zu mäßigen.

Der Onkel v. Stackelberg an W. v. K.



Poll, den 27. Oct. a. St. 1823. Mit beſonderem Behagen, mein lieber Willi, weilt meine Phantaſie noch oft bei den Bildern Deines Hierſeins. So wie Du meinem Herzen lieb biſt, biſt Du auch meiner Seele gegenwärtig. Ich finde Dich nicht in den Zimmern – Du biſt wohl ins Freie geſchlichen, um dem Mufflichwerden zu entfliehen – ſchnell eile ich Dir nach, um die Hausecke, ſtoße die widerſpenſtige Gartenpforte auseinander und trällere, um Dich zu finden, Dir obige wohlbekannte Lockung zu. Aus den Linden ertönt die antwortende Naſenſtimme, und ſiehe da, im gelben Flauſch ſchreiteſt Du ſinnend, gemeſſenen Schrittes den Lindengang hinunter auf Auguſtens Laube zu. Wir ſprechen von Mayers naher Ankunft, dem Künſtler und ſeinem Feuerwerk; meiner Attribute gewiß, greifſt Du gewohnt in meine Rocktaſche, holſt den bockledernen Schlauch heraus, und bei einer friſchen Pfeife Wagſtaff vertiefen wir uns in Geſpräche über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

So iſt mir Dein Bild immer lebendig, ſo oft ich es mir in Feierſtunden vor Augen rufe, und längſt würde ich Dir daher geſchrieben haben, wenn ich vor dem Taumel von Beſuchen, Geſchäftsreiſen und Arbeiten zur Ruhe hätte kommen können. Jtzt erſt, nachdem mich die bisherige wunderſchöne Witterung des September und halben October nicht mehr zerſtreut und die zum ſtillen Genuß ſo einladenden langen Abende eingetreten ſind, ſchleiche ich mich, nachdem Antonie ſoeben ihre Vorleſungen begonnen hat, nach meinem Zimmer und etabliere mich hinter meinem Schreibtiſche auf den Dir bekannten ſchwarzen Sitz, zwiſchen Ulyſſes und Penelope, um mit Dir zu koſen. Vor mir guckt unter den Papieren ein Stückchen Schachtelhalm heraus (ein Andenken Deiner Pfeifenpolitur) und täuſcht mich auch hier, als wenn Du eben erſt aus meinem Zimmer gegangen wärſt.

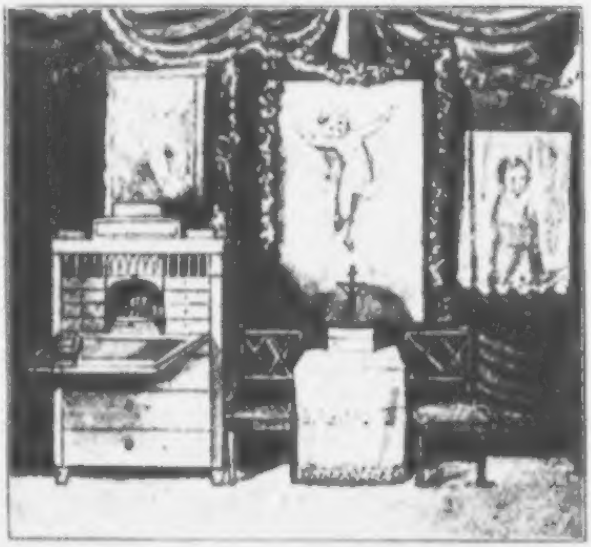
Beſonders lieb iſt es mir, in Deinem Brieflein die Spuren Deines ſüßen Blutes nach einem Pollſchen Bade zu erkennen. Erhalte Dir, mein geliebter Willi, dieſe gute Laune, die gleich kräftig auf Seele und Körper wirkt. Du biſt in reichem Beſitz ſo vielen Glückes, Du darfſt, ohne zu

Der Onkel Gustav Adolph Baron v. Stackelberg

Tuschzeichnung von W. v. K.

„Abends kam der Onno noch manchmal im Schlafrock aus dem Bette mit seiner Pfeife zu mir herauf, setzte sich auf mein Bett und erzählte mit glänzenden Augen von seiner Jugend." W. v. K. an seine Braut am 25. Mai 1827

„Als Mutter die Tür von Antonies Cabinettchen öffnete, strahlte uns die himmlische Liebe mit ihren seelenvollen Augen entgegen und auf dem Tisch unter dem Bild stand auf der Bibel das Kruzifix. Ich schicke Dir ein Bildchen von diesem kleinen Altar, der von nun an immer dort bleiben soll." Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid am 19. Sept. 1823



„Deiner Mutter schicke ich ein neues Stückchen von Poll — dies ist allgemeiner Lieblingssitz geworden, man hat die herrliche grüne Wiese und den Weg nach Kurküll vor Augen und den ganzen Wald. Die kleine Pforte geht auf die Wiese und trägt viel zu unseren arkadischen Freuden bei." Die Tante Sophie an W. v. K. am 5. Sept. 1824

ſündigen, nicht mufflich ſein. Die Gegenwart befriedigt alle Deine Wünſche, für die Zukunft bauſt Du Luftſchlöſſer, für welche Dein ſeltenes Talent, Dein raſtloſer Fleiß ſchon ein ſolides Fundament bereitet haben, um Dich ohne Sorgen durch ein genußvolles Leben zu führen. Dein armer Onno dagegen kauert in ſeinen Sorgen und krümmt ſich unter dem Gebete „Unſer täglich Brot gib uns heute" – für die beſſere Zukunft diesſeits hat er alle früheren ſanguiniſchen Hoffnungen aufgegeben, die Aſpekten ſind überall flau – nur am jenſeitigen Ufer ſucht er Troſt. Sage mir, hörſt Du auch in Dresden die Ökonomen über ſchlechte Zeiten oder eigentlich über den Mangel an Abſatz von Landesprodukten bei größeren Geldbedürfniſſen klagen? Bei einer geſegneten Ernte ſitzen wir wieder da mit all unſeren Schätzen, die weder das In- noch das Ausland bedarf, es ſei denn, daß wir ſie unter dem Produktionspreis verhökern – Kõig on lauale[1] ruft eben der Jaan zu rechter Zeit, um von dieſer Materie abzubrechen. Ich ſage Dir alſo für heute gute Nacht, aber vor dem Einſchlafen laſſe mich noch auf die Geiſtertöne Deines Guitarreſpiels von oben her lauſchen, um Sauls Unmut zu bändigen.

Den 7. Nov. a. St. Ehe ich weiter ſchreibe, eine angelegentliche Bitte: Bringe meine Faſeleien nicht vor Rollers prüfende Augen! Nur Du verſtehſt mich, für Dich ſchreibe ich nur. Sähe er noch dabei mein Konterfei mit den ſcheußlichen Schlagſchatten – welches Bild würde er ſich von dem durch Dich ſo gerühmten Onno machen? Nein, Deine teure Mutter hatte recht, daß ſie mir es erlaubte, Dir ein ſolches Andenken nicht zu laſſen. Biſt Du aber hübſch artig und labſt mich und die Meinigen zu Weihnachten mit einer Schilderung Eures Lebens und Treibens, ſo ſollſt Du zum Lohn eine Kompoſition Pollſcher Szenen von mir und Deinem zu Weihnachten hier anweſenden Bruder Gerhard prompte erhalten. Ihr Lieben, Deine vortreffliche Mutter, Deine ſanfte, fromme Schweſter und Du, mein geliebter Willi, ſeid uns allen ſo teuer und wert, daß ein Blick in Eure jetzige Mitte uns ein köſtliches Geſchenk ſein würde.

In Kurküll bin ich lange nicht geweſen. Böſe Herbſtwege, außer zwei Tage, da es ſich ſchon luſtig im Schlitten rutſchte, haben mir nur meine täglichen Wirtſchaftspromenaden verſtattet, und dann iſt mir auch die fromme Einſamkeit des Herbſtes gar zu lieb. Zerſtreuungen außer dem Hauſe ſind mir fade – das gewöhnliche Gewäſch von dem Treiben unſerer Alltagswelt iſt mir gar zuwider. Sind das Spuren des herannahenden Alters, mein Willi? Ob ich etwa auch noch mufflich werde, ehe Du von Leos Pantoffelkuß zurückgekehrt biſt? – Daß unſer Wagſtaff dem biedern Roller auch mundet, freut mich. Ein Vivat dieſem Wagſtaff-Bund! Morgen an Deinem Geburtstag werden wir, ich und Dein treuer Roller, die Luft mit verwandtem Opferrauch erfüllen für die Erhaltung des ſanften Friedens Deiner Seele.

[1] Eſtniſch – „Alle ſind bei Tiſch", d. h. die Meldung des Dieners, daß das Eſſen bereit iſt.

Die Couſine Auguſte v. Stackelberg an W. v. K.s Schweſter Adelheid

Poll, den 4. Jan. a. St. 1824. Am Neujahrstag war in Kurkül große Maskerade. Am Nachmittag um vier ſetzten wir uns in den Schlitten, es war eine wahre Luſtfahrt. Der Weg war wie ein Spiegel, unſer Schlitten flog mit munterem Schellengeläut durch die friſche Winterluft. Am Horizonte zeigte ſich ein breiter goldener Streif, wie die offene See anzuſchauen, wenn ſie im Abendſonnenlichte liegt. Darüber hing der dunkle Himmel geheimnisvoll und ſchweigend, die hohen Fichten ragten mächtig, das ſchönſte Abendrot ergoß ſich nach und nach am Himmel und warf ſeinen roſigen Widerſchein durch den Schleier auf unſere Geſichter. Unter den fröhlichſten Geſprächen näherten wir uns Kurkül, und plötzlich ſtand es in der Dunkelheit des Abends prachtvoll erleuchtet vor uns.

Dein Bruder Gerhard empfing uns an der Treppe, der liebe Junge. Nachdem wir unſere Pelzhüllen abgeworfen hatten, traten wir geblendet in einen wahren Ballſaal. Da war ein Gewimmel von Groß und Klein, ein Grüßen und Umarmen. Die Kullinaſchen und Jakobiſchen waren da und unſere ganze Verwandtſchaft. Nichts rührte mich aber ſo als die Zärtlichkeit unſerer geliebten Großmutter. Sie war immer gütig gegen uns, aber jetzt hat ſie eine Innigkeit, die wir früher nie an ihr bemerkten. Mir waren die Tränen nahe, als ſie mich feſt in ihre Arme ſchloß und mit weichem Tone zu mir ſagte: Du, liebes Kind! Beim Abſchied ſegnete ſie mich — ach, dieſe liebe, liebe Großmutter! Gott erhalte ſie uns noch lange!

Dann begann bald die Maskerade. Leoni war eine mauriſche Prinzeſſin und ich ein Schweizer Mädchen. Timo hatte eine ſehr ſchöne Maske als Bergſchotte; aber „der Kleine" [Bruder Gerhard] übertraf ihn noch in der Kleidung eines Polen mit ſchwarzſammtnem Barett und einem kleinen Stutzbart. Emiliens Kinderchen waren zum Entzücken. Am reizendſten war Harry, er erinnert mich immer an die Gegenwart eines Engels. Mit ſeinen unſchuldigen dunklen Augen, die offene Stirn vom blonden Haar halb bedeckt, im weißen Röckchen mit roter Bordière lief er ohne Furcht vor den ſeltſamen Masken durch alle Zimmer und ließ ſich ſogar von ſeinem Bruder Conſtantin in der Maske eines Teufels auf den Arm nehmen. Von der kleinen Hella [Helene v. K., die ſpätere Freundin des Alten Mannes] erzählte mir Großmutter einen rührenden Zug. Tante Emilie befand ſich nicht wohl und mußte ſich zu Bett legen; da hörte ſie am Abend, wie Hella in ihrem Bettchen betet: Lieber Gott, ich bitte Dich, mach meine Mutter wieder geſund! — und nach einer Pauſe antwortet ſie ſich ſelbſt mit ganz tiefer Stimme: Ja, ja, mein liebes Kind, das ſoll geſchehen. Die gute Tante Emilie verdient das Glück in ihren Kindern aber auch im reichſten Maße. Elmine iſt ein allerliebſtes hübſches Mädchen geworden, ſie ſieht veredelt aus, welches wohl auf dem angenehmen jungfräulichen Ausdruck beruht, den ihre Seele jetzt erhalten hat. — Vater lud dann die ganze Geſellſchaft zum folgenden Mittag nach Poll, und wir hatten nach dieſer halb durchſchwärmten Nacht Mühe, rechtzeitig am anderen Morgen vor unſeren Gäſten in Poll einzutreffen.

Geſtern morgen fuhr die lange Schlittenreihe der Gäſte nach Haus, nur Gerhard blieb hier. Es war ein ſchöner Tag. In der Dämmerung breiteten wir den ſchwarzen Teppich vor dem heizenden Ofen aus, legten eine Menge Polſter und Kiſſen herum und lagerten uns dann im Kreiſe im traulichen Ofenſchein, der Mond malte die Fenſterſcheiben auf der Tür des blauen Cabinetts. So lagen wir und ſprachen viel von Euch, nur von Euch.

*

Aus dem Reiſetagebuch-Brief von Auguſte und Antonie v. Stackelberg für W. v. K.s Schweſter Adelheid

22. Juni a. St. 1824. Vor dem Mittags-Kruge. Heute ſchreibe ich Dir aus der Kutſche, während Onkel Carl [Zoege] und Tante Daſcha, die mit uns reiſen, und Toni und Sophie draußen auf und ab ſpazieren. Wir fahren zum Johanni-Markt auf fünf Tage nach Reval. Unſere Karawane iſt äußerſt amüſant, Equipagen ohne Ende rollen an uns vorüber mit vielen bekannten Geſichtern; ich glaube, ganz Eſtland hat ſich aufgemacht, um den Kaiſer zu ſchauen. Denn, denke Dir, nicht allein der Großfürſt Nicolai, ſondern auch der Kaiſer kommt nach Reval, ſie werden im Cathrinthalſchen Schloſſe wohnen. Von Reval werden wir dann gleich nach Sakhoff ziehen, die Troſſen nach dort ſind ſchon vorausgeſchickt. –

Sakhoff am Oſtſeeſtrande, den 22. Juli a. St. 1824. Heute vor einem Jahr! Weißt Du wohl, Ade, was da war? Der 22ſte, unſer Scheidetag! Nun leb' wohl, du Jahr, das eine Erinnerung des verfloſſenen war; morgen muß ich nun ſchon ſagen: das und das war vor zwei Jahren!

Drei Wochen ſind nun ſchon faſt verſtrichen, daß wir bei dem Stein von Temora, dem unvergeßlichen, angelangt ſind. Indem wir die Gegenwart genießen, leben wir mit Euch in der Vergangenheit. Wo ſitze ich eben? Hoch oben auf unſerem Felſenhäuschen, auf der Bank mit der Ausſicht aufs Meer, derſelben, die voriges Jahr mehr liebe Geſtalten neben mir ſah. Unabſehbar in ihrer majeſtätiſchen Pracht dehnt ſich die See dunkelblau vor meinen Augen, weiße Möwen ziehen eben mit ängſtlich wehklagendem Geſchrei über ſie hinweg – mir iſt's, als ſäßeſt du neben mir, Adelheid! Fühlſt Du den friſchen Seewind? Sieh die liebliche Ausſicht links, wie die Küſte in der Ferne ſich verliert, und näher zu uns der Krug bei Hakhoff, wo nicht fern in der Bucht die Salzböte landen, die von Hochland und Tutterſaar herüberſegeln. Eben liegen zwei vor Anker; wie ſie ſchwanken, vom Winde und ſpielenden Wellen geneckt! Ruhiger ſchlägt das gelbe Kornfeld vor dem Kruge ſeine Wellen, und grau und düſter erhebt ſich der Hof Hakhoff aus all dem Sonnenglanz. Und vor uns die beiden Eilande im blauen Duft, und da, rechts von uns, nur vier Schritte von der Brücke, unſer Zelt, angefüllt mit fröhlichen Menſchen, den grünen Raſen dahinter, einladend zum Auf- und Abgehen; es iſt ſo herrlich grauſig, dicht am Abgrund zu wandeln und tief zu Füßen das wogende Meer zu erblicken.

Am Abend. Heute war ſo recht ein Sonntag nach meinem Herzen. Wir gingen zum Strande hinab, da Mutter den Temora-Stein abzeichnen wollte [ſ. die Abbild.]. Sophie ſang, und ich accompagnierte dazu auf

der Guitarre, Wilhelms „Am Oſtſeeſtrande da liegt ein Stein" und dann ſein Lied ans Meer, das La Trobe ganz himmliſch in Muſik geſetzt hat. Vor uns zogen eben zwei Boote voll bunter Geſtalten ins Meer, und die Sonne ging wolkenlos unter und ſandte einen breiten goldenen Strahl über die See zu uns herüber. Da ſang Sophie „O wie ſchön muß ſich's ergehen dort im ewigen Sonnenſchein" – der gute Schiller! ſollte er nicht ſchon vor ſeinem Tode erkannt haben, was dieſe Sehnſucht befriedigen kann? Aber ach, ihm fehlte der rechte Fährmann! Gottlob, Adelheid, daß wir ihn kennen, den Fährmann, der uns den ewigen Sonnenſchein herüberbringt!

Der Stein von Temora[1]

Salhoff 1823

Am Oſtſeeſtrande da liegt ein Stein,
Der ſchauet weit in die See hinein
Und ſchauet bei Tage und ſchauet bei Nacht,
Was Gott für gewaltige Wellen gemacht.

Doch wie die Woge ſich bäumet und bricht,
Der Stein macht immer dasſelbe Geſicht
Seit vielen tauſend Jahren ſchon,
Des Meergrundes uralter Heldenſohn.

Die Wogen, die ſtürmen den Stein hinauf
Und kommen doch nimmermehr oben drauf,
Sein Scheitel ſteht heiter in freier Luft,
Umweht von der Küſte balſamiſchem Duft.

Und oben auf dieſem Felſenſtein
Da ſteh' ich und ſchau in die See hinein,
Und wie die Welle am Steine erklingt,
Die Stimme des Liedes im Herzen mir ſingt:

„Herr Gott, mein Herrſcher in Ewigkeit,
Wie ſind Deine Werke ſo groß und weit,
Und wie allgewaltig iſt Deine Kraft,
Die alle Geſtaltung durchdringet und ſchafft!

Sei Du im Leben mein Felsgrund, o Herr!
So ſtehe ich ſicher im ſchäumenden Meer.
Dann weiche und wank' und erzittre ich nicht,
Wie wild auch die donnernde Woge ſich bricht.

Und ſtürmten auch Kummer und Sorge und Not
Mir bis an die Seele, ſo bleibſt Du, mein Gott,
Doch meine Hilfe und feſte Burg
Und hilfſt mir gar herrlich mit Ehren hindurch."

[1] Ein erratiſcher Block im Meere am Strande von Salhoff, von W. v. K. benannt nach dem Helden des Oſſianſchen [James Macpherſon] Epos „Temora".

Das Meer

Gerne, ach, trag' ich ſehnend den weiten Blick
Fern nach dem Meere hin,
Labe das Ohr der Erinnerung
Mit ſeinem Donner.

Heilige, Pſalmen tönende Meeresflut,
Tief in mein Herz hinein
Haſt du mit mächtiger Hand dein
Bild mir gezeichnet.

Wenn ich am Strande ſuchte in Einſamkeit
Still die Gedankenwelt,
Horchend dem wunderbar ernſten
Donner der Fluten,

Ach, dann ergriff unnennbares Sehnen mich,
Schauder der Ewigkeit
Zuckten mir durch das Gebein hin,
Gott! Halleluja!

Wo iſt der Mund, der lauter verkündete,
Daß ihn der Herr erſchuf?
Wo iſt ein Pſalmen, der gliche,
Heiliges Meer, dir?

Gerne ach trag ich ſehnend den weiten Blick
Fern nach dem Meere hin,
Labe das Ohr der Erinnerung
Mit ſeinem Donner.

*

Aus dem Tagebuch von Auguſte und Antonie v. Stackelberg

24. Juli a. St. 1824. [Antonie:] Wir leſen jetzt ein Buch, das uns unbeſchreiblich anzieht: Stillings Leben, aus dem Wilhelm uns ſo manches erzählte in der Lindenallee, deren gelbe Blätter damals zu unſeren Füßen rauſchten. Stilling hat ſehr viel Ähnliches mit Wilhelm. Welch ſelige Empfindung iſt es, ſolch eine chriſtliche Geſchichte zu leſen! Das iſt ein warmer Regen auf eine durſtende Pflanze – Romane und dergleichen ſind kochend Waſſer, wovon die Pflanze gelb wird und verdorret.

Heute, nachdem wir gebadet hatten, ſehnten wir uns nach einer Seefahrt, um den Tag würdig zu beſchließen. Da wir die Ruderer nur von der Güte der Sakhoffer erlangen konnten, gingen wir den Weg am Meeresſtrande nach Hakhoff herauf. Da ſahen wir zu unſerem Erſtaunen ein Boot gerade zur Abfahrt bereiten. Sie baten uns freundlich, mit ihnen zu fahren. An ſeinem gewöhnlichen Platz ſaß hinten der alte Fiſcher. Aus ſeinem braunen Meergottsgeſicht ſtieg mir eine lebhafte Erinnerung an voriges Jahr auf. Weißt Du noch, Ade, wie wir drei auf der mittleren

Bank ſaßen und Deine Brüder vor uns ruderten, und wie Wilhelm mit ungezähmt jugendlichem Mut in die weite See hinaus wollte und dieſer alte Fiſcher mit weiſe lächelnder Miene ſeine Wünſche vereitelte? Jetzt ſaßen andere gute Menſchen da, aber nicht ſo liebe. Aber es war ſchön, das ſanfte Schaukeln des Bootes, wenn es der Willkür des Meeres übergeben iſt.

26. Juli. [Antonie:] Welch ein Tag der geſtrige! Es regnete unaufhörlich, der ganze Himmel war grau überzogen, See und Himmel waren in Eins verſchmolzen. Wir aber da drinnen lachten und weinten vor Freuden. Warum? Du kleine Törin! Weil ein Brief aus Dresden angekommen war. Eben hatte uns Mutter aus der Bibel vorgeleſen, da kam er an. Der liebe, liebe Wilhelm iſt alſo endlich wieder vom Rhein zurück und bei Euch! Und Deine Mutter iſt ſo froh und glücklich! Elmine, die jetzt bei uns iſt, um das Seebad zu gebrauchen, teilte recht ſehr unſere Freude. — Nun könnte ich Dir noch viel erzählen, von einer Amazone, die heute mit wehendem Federbuſch bei uns anſprengte, von den Palaſtbewohnern [Loewis'], die wie ein Bienenſchwarm zu unſerer kleinen Hütte kamen und unſer ganzes Zelt füllten, von all den ſchönen Dingen, die ſie uns ſagten — wie ich meine Mutter bei ſolchen Viſiten lieb habe, kann ich gar nicht ſagen: es iſt dann ſolch ein herrliches Gemiſch von innerlicher Angſt vor dieſen Leuten und freundlicher Menſchenliebe in ihrem Geſicht.

15. Auguſt. [Antonie:] Endlich habe ich jetzt Fouqués „Sängers Liebe" [1816] erlangt, wonach ich immer ſtrebte, ſeit Wilhelm und Du uns ſo viel daraus erzähltet. Ich leſe es allein für mich und bin entzückt davon. Heute, als ich am Felsabhang ſaß mit Auguſte, die Guitarre ſpielte, und an die Stelle kam, wo der böſe Ultramonte im Sterben ſich noch ein Kreuz an die Wand gekritzelt und, Angeſicht und Hände dahin gewendet, tot dalag — da floſſen meine Tränen. Ach, es iſt alles ſo friſch, einfach und rührend. Pſt!!

[Auguſte fährt fort:] Heute gleich nach Tiſch packte Mutter ihren Zeichenapparat in ein Ränzel. Toni, Elmine und ich taten desgleichen — Sophie war zu matt und blieb daheim —, der kleine Maddis wurde mit einem großen Sack mit Brot und Milch bepackt. Wir gingen friſch darauf los, denn es galt ein fernes Ziel: der Waſſerfall bei Ontika, den Mutter zeichnen wollte. Wir gingen immer oben längs dem Glint, wo die wilden Roſen wuchſen, die Wilhelm uns pflückte. Es war ein herrliches Wandern, die Sonnenſtrahlen wurden durch den Seewind gemildert, linker Hand lag immer das Meer zu unſeren Füßen. In ſtolzer ſicherer Ruhe zogen hinten am Horizont drei mächtige Schiffe vorüber. Bald umgab uns ein dichter Wald von Birken und Eichen, mitten darin öffnete ſich ein Blick aufs Meer, von ſchroffem Felſen ſchauten wir aus ſchwindelnder Höhe hinab auf die Flut. So ſieht es aus in dem Lande, wo Oſſian lebte, und das jetzt auch Walter Scott beſchreibt. Als wir dann aus dem Walde traten, lag die ungeheure, grauſige Schlucht vor uns, die ſich wohl dreihundert Schritt ins Land hineinzieht. Wir Mädchen lagerten uns unter

den Tannen am Abhang, während Mutter zeichnete. Als sie fertig war, warf die Sonne schon lange Schatten, wir eilten, nach Haus zu kommen. Der Seewind hatte Mutter rote Backen angeblasen, sie sah so begeistert und glücklich aus, daß es eine Freude war. Wundervoll sank die Sonne ins Meer, Feuer und Wasser schienen auf der Fläche miteinander zu kämpfen. Kaum betraten wir unsere Grenze, als eine Menge Menschen auf uns zukamen, alle Loewis', die Gräfin Sievers, eine Menge Tanten von ihr – uns wurde schwindlig, den Waldmenschen. Jetzt ist es dunkle Nacht. Die See rauscht sanfter, die Ellern flüstern im Winde, und die Fischer unten am Strande rufen, ihre Boote ans Land ziehend, in wunderbaren Tönen. Bald reisen wir ab; Vater ist schon fort.

Poll, den 22. Aug. a. St. 1824. [Antonie:] Ich habe hier unser Tagebuch überlesen und einen gewaltigen Fehler darin gefunden. Du wirst uns für schwärmerische Mädchen halten, die nur die Farbe der See ansahen und nicht ihre Arbeit. Und doch wäre das ungerecht. [Auguste fortfahrend:] Freilich hätten wir Dir auch von unserer kleinen Milchkammer, unseren häuslichen Verrichtungen, den schönen Morgenandachten, die wir im Zelt hielten, schreiben sollen – wenn ich aber den Freuden an der See allen Platz einräumte, so geschah es, um Eure Sehnsucht nach diesem Lande aufzuregen, diesem Lande, das Eures werden soll.

Wie schmerzt es mich, Ade, daß Du jetzt so oft traurig bist. Aber Du hast doch Wilhelm so nah! Nimm doch in solchen Augenblicken seinen Arm und schütte ihm Dein kleines Herz aus. Du schriebst mir: „Nur Pollsche konnten meine Zunge lösen." Wenn das der Fall ist, so muß Wilhelm es auch können, denn er ist Pollsch, ein Seelenbruder der Pollschen, wie Du ihnen eine Seelenschwester.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 5. Sept. a. St. 1824. Auguste schickt Dir hier Dein eigenes liebes Temora-Lied mit Sophiens Komposition dazu, und ich füge zum Dank für Deine Verherrlichung der Pollschen Quelle [vgl. S. 47] eine kleine Zeichnung bei, vorstellend den Temora-Stein mit Sophie, Auguste und Toni [s. die Abbild.]. Sie ist gut von Seewasser durchtränkt und sogar damit gezeichnet; wäre das nicht, so würde ich nicht einem Künstler so etwas schicken. Deine Lieder machen uns große Freude, denn ihre Seele erquickt und stärkt. Gott segne Dich ferner, mein gesegneter Wilhelm, Du Künstler nach meinem Herzen! Du hast gut die Lehre inne: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar und gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet – dem trachtet nach." Daher lieben wir Dich auch und fürchten nicht, Dich jemals auf einer niederen Stufe zu sehen. Wenn Du auch Fehler begehen kannst – wer begeht sie nicht? – Du wirst sie doch erkennen und getrost weiter schreiten.

Dann schicke ich Dir noch ein Mondbild [s. die Abbild.] nach der Natur, wie wir ein Boot vor uns bei einer Seefahrt erblickten und die Küste mit Ageluths Haus, den Wasserfall darüber und Lauras Hütte. Adelheid

bekommt unſer Sakhoffſches Häuschen [ſ. die Abbild.], wo ſie ſelbſt einmal, ſo wie jene ſchlanke Dirne, nach dem Bade heraufſtieg, die Magd mit Badetüchern hinter ihr. Deiner lieben Mutter ſchicke ich ein neues Stückchen von Poll; es iſt unſer geweſenes Hühnerhaus, das ich im Frühling an die hintere Lindenallee ſtellen ließ, gegenüber dem mittleren Gange, da biegſt Du rechts nach Auguſtens kleiner Laube. Dies iſt allgemeiner Lieblingsſitz geworden, man hat die herrliche grüne Wieſe und den Weg nach Kurkül vor Augen und den ganzen Wald. Die kleine Pforte geht auf die Wieſe und trägt viel zu unſeren arkadiſchen Freuden bei. Ich habe das alles gezeichnet und geſchickt, weil es mir ſo unendliche Freude gemacht hat, was Adelheid an Auguſte geſchickt hat an Bildern, die uns ſo lebhaft zu Euch verſetzen. Laß doch das liebe Kind immer auch zeichnen! Es iſt ebenſo erfreulich, ſolche Talente bei der Hand zu haben, als widerlich, wenn ein Weib es zur Hauptſache macht.

Weißt Du, wie mein Sohn Wilhelm Dich liebt? Sein einziges Ideal aller Weiblichkeit: Lilli Tiefenhauſen ward verheiratet, und er ſetzte den Fall, Du hätteſt ſie hier kennengelernt und ſie hätte Dir gefallen wie ihm – „Ja", ſagte er, „ihm hätte ich meine Liebe opfern können! Ihm allein!" Leb wohl, mein lieber, lieber zweiter Willi!

*

Die Couſine Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 5. Sept. a. St. 1824. Du haſt auch mir wieder ein ſo ſchönes herzſtärkendes Gedicht geſchickt! Du haſt eine Seele, die ſo ſehr mit der unſrigen harmoniert. Wir haben in Sakhoff Stillings Leben geleſen, da habe ich recht an Dich denken müſſen, denn das warſt Du, ganz und gar! Und ſo lebten wir denn noch einmal am Strande zuſammen mit unſerem Wilhelm, ohne daß Du es wußteſt, wie nah' Du uns warſt. Ich muß Dir auch ſagen, daß das Meer und all ſeine Wellen, große und kleine, Dich grüßen. Sie erzählen noch alle von Dir, wollen Dich auch nie vergeſſen, ſondern gedenken immer daran, wie Du ſie ſo lieb gehabt. Der Temora-Stein aber ſcheint größer und ſtolzer geworden zu ſein, ſeit Du ihn beſungen, doch trägt er noch ſein altes einfaches Gewand, und Wellen ſah ich größer und höher als ſonſt, doch keine kommt noch obendrauf! Wie liebe ich dieſen Temora-Stein! Wollen wir ihn nie vergeſſen!

Ja, der Oſtſeeſtrand iſt ſchön, aber noch ſchöner iſt es in Poll. Es empfing uns mit einer Liebe und Herzlichkeit, die wirklich rührend war, ich glaube, es hat mit uns geweint, als wir uns wiederſahen. Denn unſer Poll hat eine Seele, eine ſo zarte, edle Seele! Doch das brauche ich Dir nicht zu ſagen, Du unſer echter Bruder, denn Du erkannteſt gleich, wo Du warſt und was Dich umgab. Doch jetzt iſt Poll ganz ſtill, denn viel Beſuch iſt hier, und dann ſeufzt Poll und zieht ſich in ſich ſelbſt zurück. Dein Zimmerchen, worin ich eben ſitze, läßt Dich recht ſehr grüßen, hier ſteht noch manches von Deinen Sachen, die mich täglich an Dich erinnern. Vergiß auch Du nicht Deine Schweſter Sophie.

„Adelheid bekommt unſer Sakhoffſches Häuschen, wo ſie ſelbſt einmal, ſo wie jene ſchlanke Dirne, nach dem Bade heraufſtieg, die Magd mit Badetüchern hinter ihr."
Die Tante Sophie an W. v. K. am 5. Sept. 1824

Das Sakhoffſche Häuschen

Aquarellzeichnungen von der Tante Sophie v. Stackelberg

„Ich füge eine kleine Zeichnung bei, vorstellend den Temorastein mit Sophie, Auguste und Toni; sie ist gut von Seewasser durchtränkt und sogar damit gezeichnet. Dann schicke ich Dir noch ein Mondbild nach der Natur, wie wir ein Boot vor uns bei einer Seefahrt erblickten und die Küste mit Azeluths Haus, den Wasserfall darüber und Lauras Hütte." Die Tante Sophie an W. v. M. am 5. Sept. 1824.

III

Die letzten Studienjahre in Dresden

Herbst 1823 bis Herbst 1825

Heimweh nach Poll, eine ernste und schwermütige Stimmung und die aufkeimende Liebe zu Julchen Krummacher kennzeichnen das innere Leben W. v. K.s während des Winters nach der Rückkehr aus Estland.

Ein letzter Besuch in Bernburg – die Übersiedelung des Atti nach Bremen stand nahe bevor – um Palmarum 1824 brachte Wilhelms Liebe zu Julie zur Reife. Nach Dresden heimgekehrt, faßte er am Ostertag den Entschluß, sie dem Atti zu offenbaren, unter freudiger Zustimmung seiner Mutter. Diese trotz manchem schwärmerischen Zuge ihres Wesens doch in allen Lebenslagen praktisch kluge Frau hat Wilhelms Neigung für Julchen eifrig begünstigt, vielleicht auch deshalb, weil sie einer neuen Verwandtenehe vorbeugen wollte, zu der die Freundschaft der Pollschen Cousine für ihren „Seelenbruder" wohl hätte führen können.

Wilhelms Anfrage traf den Atti zu einem Zeitpunkte, der so ungünstig wie möglich war. Der glückliche Familienkreis, in den Wilhelm einst als Knabe eintrat [vgl. Jug.-Er. S. 238/9], war zersprengt [vgl. unten S. 53], – nur Julchen war noch bei den Eltern. Der Gedanke, auch sie noch entbehren und ihrem Manne sogar in das ferne Estland und das weltlich-vornehme Hofleben von St. Petersburg folgen lassen zu müssen, war dem Atti gerade damals um so unerträglicher, als er eben selbst bangen Herzens in die Fremde ziehen sollte. Dazu die Jugendlichkeit und noch ganz unsichere Lebenslage des Bewerbers. So erhielt Wilhelm bei einer Unterredung im Gasthof zur Kugel in Bernburg, wohin der Atti ihn zitiert hatte, eine Absage, die von ihm wohl nur als eine vorläufige gemeint war, von dem Abgewiesenen und seiner Mutter aber als eine solche für immer aufgefaßt wurde.

Nach dieser Enttäuschung hat eine Reise an den Rhein Wilhelms beschwerte Seele mit neuen frohen Bildern erfrischt und ihm durch den Eindruck, den Cornelius und seine Schule in Düsseldorf auf ihn machten, auch neue künstlerische Anregung geboten. Von Wilhelms Rückkehr nach Dresden im Juni 1824 bis zum Mai 1826, den die von Rom Heimkehrenden in Florenz verlebten, ist Timo Reff sein steter Studiengefährte gewesen; dieser frische Mensch und hochbegabte Künstler hat damals zweifellos wohltätig auf ihn eingewirkt. Das Kunststudium war allmählich aus dem Schülerverhältnis zum selbständigen freien Schaffen über-

gegangen. Von den in W. v. K.s Mappe „Meine früheſten Compoſitionen" erhaltenen (nicht datierten) Zeichnungen iſt jedenfalls die Mehrzahl in dieſer Zeit entſtanden. Leider iſt es bisher nur bei wenigen gelungen, ihren Gegenſtand feſtzuſtellen; eine Bemerkung in einem Briefe aus Poll [vgl. S. 69] ermöglichte es, jetzt wenigſtens die aus dem Jahre 1824 ſtammenden zu Fouqué's „Zauberring" zu identifizieren. Im Jahre 1825 hat W. v. K. auch das Bildnis eines Fräulein v. Ehrenſtein, der Braut ſeines Freundes Otto v. Loeben, in Öl gemalt.

Erinnerung an Poll

In fernem nord'ſchen Lande
Da liegt von Wieſ' und Bach
Umſäumt am Waldesrande
Ein gaſtfreundliches Dach.

Dort weilt Erinnerung immer,
Und ſtets und jederzeit
Steht's da im Roſenſchimmer
Heil'ger Vergangenheit.

Du ferne Friedenshütte,
Verlornes Paradies,
Das in der Jugend Blüte
Sich mir ſo hold erwies,

Mit deinem ſtillen Frieden
Und deinem ſüßen Troſt
Warſt du wohl für den Müden
Die rechte Krankenkoſt.

Ich denke dein mit Tränen,
Wenn meine Seele bangt,
Die oft mit heißem Sehnen
Nach dir zurück verlangt.

*

Alleweile[1]

Alleweile zög' ich gerne
Mit dem Kranich in die Ferne
Zu Euch hin!
Fährt mir doch der Wunſch ja freilich
Alleweile gar zu eilig
Durch den Sinn.

---

[1] „Alleweile" war in Poll ein geflügeltes Wort. Die Kraniche beziehen ſich auf den Brief der Couſine aus Poll vom 23. Aug. 1823 [vgl. S. 34].

Halt, Herr Kranich! Alleweile
Höre mich erſt an und eile
Nicht ſo ſehr.
Nimm den Gruß mit! – wenn ſie fragen:
„Alleweile", mußt du ſagen,
„Denkt er her!"

*

Die Pollſche Quelle

Kühler kriſtallener Born!
Fluten des Lebens
Hebt aus dem dunklen
Schoße der Erde
Murmelnd dein Quell.
Biſt mir ein Gleichnis
Himmliſcher Wahrheit,
Welche den Tiefen
Dunkler Verheißung
Leuchtend entquillt.

Blumen und Kräuter und Gras
Beugen ſich liebend
Über dein Auge,
Laben ihr Leben
Aus deiner Flut,
Wie arme Menſchen
Auf zu der Sterne
Ewiger Schönheit
Tragen verlangend
Aufwärts den Blick.

„Urquell des Lichts und der Kraft,
Schaue Dein nied'res,
Freundliches Bild an,
Füll' es mit Kräften,
Segen und Heil –
Und wenn ſich nahen
Teure Geſtalten,
Baden ihr Auge
In ſeinen Fluten:
Gib ihnen Licht!"

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 5. Oct. a. St. 1823. Ich lege meinen lächelnden Blick mit hinein, der Dich belauſchen ſoll, was für Anſtalten Du machſt, um dieſen Brief zu leſen; Deine Mutter hat mir dieſe Anſtalten einmal beſchrieben,

und was sie beschreibt, vergißt sich nicht. Also eine außerordentliche Positur und außerordentlich gesammelte Aufmerksamkeit muß ich jetzt bei Dir voraussetzen. Wir waren, als uns Lisa die Posttasche mit Deinem Briefe vom September brachte, gerade alle oben versammelt, machten schnell die Türen zu und, nachdem ich an die edle Mäßigung erinnert, erbrach ich den lieben Brief. Erst las Auguste Adelheids wirklich allerliebsten Brief vor, dann ich den Deinigen. Was soll ich Dir von meiner Empfindung sagen, wenn Du und Deine Schwester mich Mutter nennen?! Ich bin es von jeher dem Herzen nach gewesen, doch daß Ihr mich so nennen könnt, die Ihr den Wert dieses Namens besser als andere kennen gelernt habt, das gibt mir eine ernste Rührung . . .

Da kamen eben zwei Meischen und pickten an dem Fenster, woran ich sitze, und sahen mich mit ihren unschuldigen Vogelaugen seitwärts an. Ihr kleinen Boten, woher? Wollt Ihr uns an Eure fröhliche Sorglosigkeit erinnern, Ihr Kinder des himmlischen Vaters? — Siehst Du, es gingen so viele Gedanken wirklicher Sorge für Dich und Deine Mutter durch meinen Kopf, daß ich diese Warnung recht nötig hatte. Daß ich ein mütterliches Herz für Dich habe, erkannte ich zuerst an der Sorge um Dich, als Du krank wurdest. Ich sah vor mir Dein tiefes Gemüt, das in Freude und Schmerz es so viel schwerer hat, die breite Straße der Mäßigung zu finden, ja nicht einmal darauf wandeln möchte, ja sogar als Künstler berufen ist, sich zu exaltieren. Dazu Deine Körperanlage, die einer ganz entgegengesetzten Lebensart bedürfte. Deine Seele hat das ergriffen, was sie vor dem Hungertod ewig schützen wird — aber Dein Körper kann nur durch eine rustike Lebensart, wie die z. B. Deines Roller, im Gleichgewicht mit Deinem tiefen Gefühl gehalten werden; und da das Sitzen, das Du auf eigene Manier noch schädlicher machst, nun einmal zu Deinem Geschäft gehört, so bitte ich Dich, drücke nicht Deinen Leib so zusammen, den Gott so schlank und gesund erschuf, übe Dich, auch für ihn zu sorgen, der auch ein Geschenk von Gott ist.

Du armer Wilhelm, fast böse ward ich über Deinen Professor und fand seinen Namen sehr passend zu ihm, daß er den Flug Deiner Phantasie so mit einmal niederriß. Ich kann mir denken, wie schmerzhaft und ermattend das war. Doch lasse Dich nicht irren, lerne bei ihm die trockene Regel, wie er sie nach dem Buchstaben erlernt hat, und Deine Seele bewahre, die wird den Tempel schon beleben, wenn er erbaut ist. Ein Tadel reift mehr als Lob. Aber der an einem Bilde, das wir Ungeübten mit Freude betrachtet hätten, Alles verwirft — der ist ein harter Mann. Mut, Mut und Demut, mein lieber Wilhelm! Aber höre, wie kannst Du auch Deiner Elisabeth [eine Skizze zum Rosenwunder der heil. Elisabeth] das Unrecht antun, ihr eine so winzige Gestalt und eine so mongolische Gesichtsbildung geben zu wollen — da wird Dein Meister ganz verzweifeln an Dir.

Deine Offenheit bei Erzählung Deiner Sache mit Hartmann hat mich sehr erfreut — wäre es selbst wahr, was damals Deinen Mut niederschlug, Du wirst doch ein guter Künstler im echten Sinne des Worts werden und

viel Gutes damit wirken, wenn auch auf den Ausstellungen und durch manchen Kunstrichter Dein Ehrgeiz gedemütigt werden sollte. Halt' es aus, das fördert zum Allerhöchsten und wird und kann Deinem angeborenen Talent doch nichts rauben. Sieh, lieber Wilhelm, wenn ich nach Kurkül komme, so weide ich meine Augen immer in Großmamas Stube an Deinem eigenen Bilde [vgl. das Titelbild zu den Jug.-Er.]. Eine so spiegelreine Unschuld, die mich daraus anlächelt und erquickt, konnte nur eine so reine Seele wie Du hineinlegen; diesen Eindruck wird das Bild auf jeden machen, der eine Seele hat, und das ist doch, däucht mir, die Hauptsache. Die Nebensachen lernt ein Mensch wie Du bist, jung und mutvoll, ganz unfehlbar.

Also Roller nennt Dich schon „Kügelgen" und nicht mehr „Schwimm" [Jug.-Er. S. 207]. So ist es doch wahr, was Deine einundzwanzig Birkenblättchen glänzend grün von Deinen Fortschritten erzählen! Adelheids Baum bestrebt sich sogar, ein kleines Nebenbäumchen zu produzieren.

*

Der Mutter zum Geburtstag
24. November 1823

Stiller noch als die Lampe am Himmel
Hoch über nächtlichen Wolken,
Süßer noch als das Geflüster der Quelle
Fern in dem Lande der Heimat,
Lieblicher als des Morgenrots Schimmer
Früh in der Welle des Meeres,
Wohne der Friede des Herrn,
Süße Mutter, bei Dir!

*

Die Cousine Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid.

Poll, den 15. Dec. a. St. 1823. Wilhelm hat uns wieder so herrliche ergreifende Gemälde geschickt, eines immer schöner als das andere – ich konnte gestern abend lange nicht einschlafen, so viele Bilder zogen an mir vorüber. Bald sah ich die katholische Kirche, wie Wilhelm sie gemalt hat, mit den hellen Lichtern und dem schwarzen Sarge und seinen silbernen Totenköpfen, und es war mir dabei, als hörte ich feierliche Musik, bald trat mir wieder das wunderbar schöne Bild meiner kleinen Adelheid vor die Seele, weiß gekleidet, mit herabfallenden Locken, an der Harfe sitzend im matt erleuchteten Zimmer [s. die Abbild.].

*

Himmel und Erde

Das Antlitz der Erde ist dunkel und schön,
Mit tiefen Gewässern und bergigen Höhn,
Umgaukelt von Zaubergestalten.
Ich liebe die Erde, es neigt sich mein Sinn
Ohnmächtig zu ihren Umarmungen hin,
Die schmeichelnd gefangen mich halten.

Das Antlitz des Himmels iſt ſtrahlend und rein,
Blickt heiter ins Dunkel der Erde hinein
Und ſchmückt es mit farbigem Leben.
Mein Auge ſtrebt aufwärts, ich ſuche das Licht,
Ich lieb' es, doch ach! – ich begreife es nicht,
Weil nächtlicher Wahn mich umgeben.

Das Antlitz des Menſchen iſt düſter und wild,
Iſt traurig und fröhlich und ſelig und mild,
Nach Himmel und Erde gewendet.
Wohl neigt ſich zur Tiefe mein träumender Blick,
Doch Gottes Erbarmen hebt ihn zurück
Zur Höhe, die Leben mir ſpendet.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 23. Januar a. St. 1824. Heute kam Deiner Mutter Brief mit der Beſchreibung der ängſtlich durchlebten Krankenzeit[1]. Wer konnte beſſer als ich in Deiner Mutter Seele mitfühlen, was ſie gelitten hat! Ihr habt uns grüßen laſſen mit matter Stimme. Biſt Du denn nun wieder geſund, Wilhelm? Und meine geliebte Adelheid, lächelt ſie wieder der Sonne entgegen? Der Geneſende fängt ein neues Leben an, voll Dank, voll guter Vorſätze, voll Wohlgefühl des Körpers und der Seele – o, möchteſt Du jetzt in dieſer Stimmung ſein! Es iſt nicht immer ſo nach einem Nervenfieber. Doch Gott ſind alle Dinge möglich, und ich will auch beten für Dich voll Glauben. Ich habe es an mir erfahren, daß alle ſchwarzen Beängſtigungen fliehen vor der Gegenwart Gottes und heitere Zuverſicht ein Herz erfüllt, das in zerfließender Liebe ſich in deſſen Arme wirft, der einzig zu lieben verſteht! So will ich Dich denn ſehen, mein Wilhelm, heiter ſchon wieder an Deiner Arbeit ſitzend mit jugendlichem Mut und friſchem Eifer.

Was hätte Deine Mutter und ich jetzt für Sorge gehabt, wäreſt Du nun allein in Dresden! Gottlob, daß Ihr alle beiſammen ſeid, das iſt meinem Herzen ein großer Troſt; und daß Ihr eine freundliche Wohnung gefunden und Deine Mutter die erſte finſtere verworfen hat, iſt mir auch ſehr lieb. Wir ſollen weder äußerlich noch innerlich uns verfinſtern. Sind wir Kinder Gottes, ſo werden wir auch fröhlich ſein und nach jeder Blume haſchen, die Er uns bietet, und nicht grämlich im Winkel ſtehen und ſagen: Ich will ernſt ausſehen! Du wirſt mich nicht mißverſtehen. Die Balten haben ſchaudererregende Bilder gern und können ohne Weh daran gedenken, aber wer verwundbar iſt, fliehe ſolche düſtere Lebensweiſe. Deine Mutter iſt da weit vor mir voraus, ſie hat die Heiterkeit feſt – ich ſuche das noch. Wir beide, mein Wilhelm, wollen von Deiner Mutter lernen und meine Töchter ſollen es auch, immer gleich heiter zu bleiben. Der Traurigkeit wollen wir ſagen: Satan, hebe Dich von mir! Der Sehnſucht

[1] Adelheid war ſchwer an Scharlach, Wilhelm gleichzeitig am Nervenfieber erkrankt.

wollen wir aber zuweilen erlauben, ihre Arme auszustrecken — nach einander! Denn Liebe zu guten Menschen ist schon hier unsere Seligkeit, wenn wir sie vor Gott geordnet haben, wie es bei uns gewiß geschehen ist.

Heute ging ich mit Sophie ins Vorzimmer zu meinen Spinnerinnen und zupfte Wolle, ich sprach mit ihnen von ihren Bedürfnissen und wir wickelten die Seele in Wolle. Da sah ich an dem Vorhang, der an Augustes Zeichentisch vor dem Fenster hängt, Deinen Namen wie mit Bleistift geschrieben. Es war der Schatten Deines von Dir selbst eingeschnittenen Namens in der Scheibe, und ganz unglaublich rührte uns diese kleine Erscheinung.

* *

Bei einem nächtlichen Gange über den Ägidienkirchhof in Bernburg 1823

Freundlich liegt das Häuschen da,
Häuschen meiner Liebe.
Meinem Engel bin ich nah,
Daß ich's immer bliebe!

Deine Fenster blinken dort
Hell im Mondesschimmer,
Wär' ich an des Mondes Ort,
Blickt' ich in Dein Zimmer.

Lieblich schlummernd lägest Du
Fromm in Deinem Bettchen —
Gute Nacht! winkt' ich Dir zu,
Schlafe wohl, mein Mädchen!

*

Eine Mitternacht in Bernburg 1824

Spät in Bernburg angekommen,
Allzu spät, zu ihr zu gehn,
Hatte ich mir vorgenommen,
Nur das Haus noch anzusehn.

Einsam schritt ich durch die Straßen,
Still' und öde überall,
Hörte in den dunklen Gassen
Nur der eignen Schritte Schall,

Bis ich vor dem lieben Häuschen
Bei der Kirche stille stand.
Drinnen, dacht ich, schläft mein Mäuschen,
Julchen Krummacher genannt.

Sieh! – da lockt ein schwacher Schimmer
Mich zum niedren Fenster hin,
Und ich blicke in das Zimmer
Und wahrhaftig – sie ist drin!

Eingeschmiegt ins Sophaeckchen
Sitzt mein Lämmchen ganz allein,
Stützt das rosenrote Bäckchen
In ihr liebes Händchen ein.

Träumt vielleicht sich in die Nähe
Des entfernten Freundes hin,
Weiß nicht, daß ich draußen stehe
Und ganz nahe bei ihr bin.

Sieh! nur diese Fensterscheibe
Schützt Dich noch vor dem Verdruß,
Daß ich Dir den Traum vertreibe
Mit Geschrei und Gruß und Kuß.

Aber laß die Nacht nur schwinden,
Diese Nacht voll Träumerei,
Morgen wollen wir uns finden,
Und das Träumen ist vorbei.

Lange stand, da Alle schliefen,
Ich im Dunkel, unerkannt –
Bis sie nach dem Licht gegriffen,
Sich entfernte und verschwand.

Der Alte an W. v. K.'s Mutter

Bernburg, den 18. Januar 1824. Am 9. Nov. 1823 schrieb Frau Helene Kügelgen an den Bernburger Superintendenten einen lieben freundlichen Brief, und der Superintendent ließ ihn vor sich auf dem Tische liegen ohne Antwort von dem Jahre 23 bis ins Jahr 24! Ist das nicht erschrecklich?! Aber, liebste Freundin, das entsprang nicht aus Mangel an Liebe, sondern aus einigen andern Dingen, die dem Gemüte nicht die rechte Ruhe ließen, um Schriftzügs von Buchstabe zu Buchstabe zu geben. Zu diesen andern Dingen gehört denn auch, daß der Superintendent nicht Superintendent bleibt, sondern fortan nichts weiter sein wird als ein Diener des Wortes und zwar in Bremen. Hierhin hat mich die dortige Gemeinde zu St. Ansgarii zu ihrem Pastor gewählt. Sie haben dort großes Verlangen, Christum und nur Ihn gepredigt zu haben, und sie meinen, ich könnte es. Es muß etwas daran sein, denn sonst hätte Er mich nicht gerufen. In voriger Woche habe ich meine Entlassung von meinem Landesherrn erbeten und erhalten. Bis gegen Ostern werde ich noch hier auf meinem Posten verbleiben und alsdann – in des Herrn Namen den irdischen Plunder auseinander geworfen, geschliefelt an Beinen, aufgesessen mit dem lieben, lebendigen Sack und Pack und fort nach Bremen!

Geld und Gut ist's nicht, was mich hingezogen hat. Doch ist das Gute dabei, daß wir unserem lieben Doppelkleeblatt um einige Tagereisen näher rücken. Vorigen Sommer wurden unsere drei ältesten Kinder uns verdoppelt. Unsere liebe Marie vereinigte ich selbst mit einem lieben, frommen, kräftigen Pfarrherrn, Gustav Natorp. Wengern in der Grafschaft Mark, in einer wunderherrlichen Gegend an der Ruhr gelegen, heißt der Ort, wo er seine Herde weidet, und wo Marie nun, selig in freudiger Hoffnung, Loblieder singt. Eine kleine Tagereise davon am Rhein [in Ruhrort und in Duisburg] verkünden unsere beiden ältesten Söhne das reine Wort vom Kreuze, und der Herr hat ihnen Weiber gegeben wie Rahel und Rebekka. Der Herr hat unser Haus freundlich gesegnet. Zwischen ist bei uns und wie das Morgenrot in unserem Lebenstage, so blühet sie auch und liebet den Einen. Eduard studiert in Leipzig seine Medizin mit Fleiß und Gebet, der Jüngste, Julius, wird Ostern die Schule verlassen, brummt Burschenlieder und will ein Theologe werden. So wächst's heran, knospet, blühet. Und der Stamm? – ei nun, der harret auf den Herrn und wird somit laufen und nicht müde werden, bis er auffährt mit Adlersflügeln.

Nun werde ich Sie und Ihre Lieben dieses Jahr nicht in Dresden sehen, wie ich hoffte. Wilhelm aber muß ich auf jeden Fall vor unserer Abreise umhalsen. Es mag schwer sein, sich in und mit sich selbst ganz rechtzufinden, wenn man die Kunst, die Darstellung des Idealen, zu seinem Lebenszweck gewählt hat. Eine Glaubenseinfalt, wie ich sie mir in A. Dürer denke, kann vielleicht nur zur Tiefe und Klarheit führen, und diese ist heutzutage schwerer als in früheren kindlicheren Zeiten. Ich hoffe, Wilhelm wird sie erringen und dann mündig sein. So lange noch der Ehrgeiz ihn reitet, ist er noch nicht sein eigener Herr, folglich auch unmündig. Ich schreibe von ihm, als wenn er mein eigener Junge wäre – und so ist's auch, ich bin ja sein Atti.

Der Atti an W. v. K.'s Mutter

Bernburg, den 14. April 1824. Ich kann doch unseren Wilhelm nicht ziehen lassen, ohne ihm ein paar Buchstaben mitzugeben. Haben Sie herzlichen Dank, daß Sie den lieben Sohn zu uns haben kommen lassen. Er ist meinem Herzen ein rechtes Labsal gewesen und ich habe meine innige Freude an ihm gehabt. Freuen Sie sich, verehrte Freundin, des lieben Sohnes, seiner Kindlichkeit und seiner Männlichkeit, die so schön in ihm vereint sind. Sie können ihn nun auch getrost nach Rom ziehen lassen, obwohl auch ich ihn ungern in dem Italienerlande wissen werde. Der Herr wird ihn aber hüten und schirmen.

Ich werde nun bald mit meinem Hause aufbrechen in ein Land, das ich nicht kenne. Hätte ich nur Abrahams und Jakobs Glauben! er steht auf harter Probe. Wie ein Sterben erscheint mir mein Abzug nach

Bremen. Wilhelm hat auch mit mir und durch mich leiden müssen, ich bin aber auch durch ihn erquickt worden. Der Herr führe ihn frisch und fröhlich in Ihre Arme.

*

Vor einer Entscheidung
Ostersonntag 1824

Der Du in finsteren Wäldern thronst
Wie in der Wolke des Lichtes,
Der du im sanften Wehen wohnst
Wie in dem Zorn des Gerichtes,

Der Du Jahrhunderte unter Dir
Wälzest im Fluge vorüber,
Der Du die Härlein am Haupte mir
Zählst und den Blick „Hinüber"

Tief in mein Auge gepflanzt, das Dich liebt
Und nach den Sternen blicket —
Wische hinweg, was das Auge mir trübt,
Lichte die Nacht, die mich drücket!

Lichte mein Aug' mit des Himmels Licht,
Laß Dein Gebet mich erfüllen
Und verbirg, o mein Gott, mir nicht
Deinen hochheiligen Willen!

*

W. v. L. an den Atti

Dresden, den 2. Osterfeiertag [19. April] 1824. Die Sache, die ich Ihnen vorzutragen habe, ist reiflich durchdacht von der klügsten und frömmsten Frau, die ich kenne, meiner Mutter, und von mir selber mit der größten Kälte und Unbefangenheit geprüft und jetzt erwünscht und ersehnt mit dem heißesten Herzen. Ja, mein lieber Atti, ich habe die Perle gefunden, und Gott gab mir die Augen, sie zu erkennen. Wenn nun einer eine Perle findet, so streckt er seine Hand aus, hebt sie auf und hält sie fest, und wenn er auch in drei bis vier Jahren erst die Krone erhoffen darf, deren Zierde sie werden soll. Julchen ist meine Perle, meine liebe, gefundene Perle, und ich befrage in Ihnen, mein lieber Atti, jetzt den Willen Gottes — Ihr Ja oder Nein soll ein Befehl des höchsten Fürsten der Fürsten sein!

Julchen ahnt nichts, und wenn Sie Nein sagen, so wird ihre Ruhe nicht gestört werden, und was mich anbelangt, so würde mich Gott dann auch schon halten. Sind Sie es zufrieden und zufrieden mit Freudigkeit, so sagen Sie das bloß mir und nicht Julchen, damit sie ungestört in ihrer Kindlichkeit bleibt, und ich werde dann zu meiner Zeit schon erscheinen und sehen, ob sie mich auch lieben kann. Meine Mutter läßt Ihnen sagen, daß sie mich in keine Familie lieber hätte heiraten sehen als in die Ihrige, und daß sie Julchen schon liebt mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Ach könnte Julchen diesen Sommer bei meiner Mutter auf dem Weinberge wohnen, in dem stillen Häuschen des Friedens, ich käme dann wöchentlich einmal hinaus und tränke Leben und Liebe aus ihrem Auge. Meine Mutter holte sie selbst noch ab von Bernburg. Doch, das wird wohl nicht angehen, und wir hängen alle drei die Köpfe, wenn wir denken, daß es wohl nicht angehen wird.

Gestern abend ging ich hinaus in den hohen Wald und beredete mich ernstlich mit Gott, aber der Name Julchen tönte laut aus meinem Herzen wie Glockenton. Und in dem Brüllen des Sturmes und in dem Chorgesang der alten Tannen hörte ich nur den Namen des lieben Kindes.

[Nachschrift der Mutter.] Mit gerührtem und sehr freudigem Herzen unterschreibe ich die gewiß frommen Wünsche meines Sohnes. Wollen Sie ihn nicht verwerfen, so erziehen Sie selbst ihn vollends sich und dem lieben Kinde, das ich so gerne Tochter nennen und an mein Herz legen möchte. Ach warum gehen Sie noch ferner – wie soll ich Sie in Bremen finden? Nun, alles dieses sei den Händen und der Führung unsres lieben Herrn übergeben. Er wird es wohl machen mit Ihnen und mit uns! Amen.

*

Der Atti an W. v. K.

Bernburg, April 1824. Du hast noch keinen festen Standpunkt in der Welt – diesen suche erst zu gewinnen. Dazu bedarfst Du der vollen Freiheit Deines Gemütes. Dieses ist bei Dir noch keineswegs in dem Gleichgewicht, worin es sein soll und muß, und dazu bedarf es keiner Liebe und Liebeskorrespondenz, die vielmehr störend einwirken könnte. Hast Du erst Standpunkt und Gleichgewicht gewonnen, dann auch erst kannst Du eine Wahl treffen, wobei der Verstand ebensogut eine Stimme hat als das Herz und die Leidenschaft. Julchen ist noch so jung und noch viel jünger als ihre Jahre. Jetzt bedürfen wir vor allem ihrer ungestörten Heiterkeit. Sie selbst wird sich, ohne sich mit uns Eltern zu beraten, in kein Verhältnis einlassen. Also – befiehl dem Herrn Deine Wege und gib ihm, o Sohn, Dein Herz, so wird er Dir geben, was zu Deinem Frieden dient! Ich zweifle nicht, daß Deine liebe Mutter, die Deinen Wünschen mit zärtlicher Liebe entgegenkam, auch dem, was ich Dir jetzt geschrieben, zustimmen wird. Und somit Gott befohlen!

*

Scheiden und Meiden ist giftiger Schmerz,
Wie die Verdammnis drückt es mich nieder.
Licht meines Lebens, ich kehre nicht wieder,
Leb' wohl, mein Herz!

Alles verloren! Hinaus in die Nacht
Starren die Blicke. Unsinnigem Streben
Hab' ich die Liebe, das Glück und das Leben
Zum Opfer gebracht.

* *

Reise nach Frankfurt und an den Rhein
Mai/Juni 1824
[Spätere Niederschrift]

Um eine kleine Erbschaft zu erheben, die mir von einem verstorbenen Jugendfreunde meines Vaters, dem Weinhändler Nebrich, zugefallen war, reiste ich im Mai 1824 nach der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. mit der Absicht, nach beendigtem Geschäft von da aus auch meine rheinischen Verwandten aufzusuchen.

Da die Art und Weise, wie ich in Frankfurt meinen Zweck erreichte, für die damaligen Zustände bezeichnend ist, so will ich ihrer hier etwas ausführlicher gedenken. Die Behörde, bei welcher das mir zufallende Kapital deponiert war – wenn ich nicht sehr irre, war es die Stadtvogtei – machte mir eine Schwierigkeit, die mich in große Verlegenheit brachte. Um die Identität meiner Person nachzuweisen, hatte ich außer einem eigenhändigen Schreiben des Nebrich, in welchem er mich noch selbst von seiner Absicht, mich erben zu lassen, in Kenntnis gesetzt hatte, meine akademische Matrikel vorgelegt, ferner meine vom Dresdener Oberamt ausgestellte Mündigkeitserklärung, meinen Paß, mein Konfirmations- und mein Taufzeugnis. Nur das letztere, das von Petersburg datiert war, wurde beanstandet, weil die Unterschrift des Pastors von keiner Behörde konstatiert war; diese fehlende Bescheinigung sollte ich beschaffen, andernfalls mir mein Geld nicht verabfolgt werden könne. Ich wandte ein, daß Petersburg dreihundert Meilen weit entfernt sei, und daß meine Konfirmation und Mündigsprechung in Dresden ja auch nur auf Grund der Anerkennung des beanstandeten Zeugnisses habe erfolgen können. Vergebens – entweder ein korrektes Taufzeugnis oder kein Geld!

Da ich nun sehr wenig Neigung empfand, der Petersburger Antwort wegen drei bis vier Wochen in einem teuren Frankfurter Hotel zu liegen, und sehr überzeugt war, daß man mich bloß chikaniere, so wandte ich mich an einen Advokaten. Dieser sagte mir, wenn ich das Zeugnis eines Frankfurter Bürgers erlangen könne, so wolle er versuchen, was sich damit ausrichten ließe; aber der Erfolg würde zweifelhaft bleiben, da die Behörde, wenn sie pointilleus sein wolle, allerdings ein Recht zu ihrem Verlangen habe. Mir fiel Rat Schlosser[1], Goethes Freund, ein, der vor nicht langer Zeit unser Haus besucht und meine Dienste als Führer durch die Museen Dresdens gar sehr in Anspruch genommen hatte. Ich ging zu ihm. Er empfing mich freundlich und hörte mich an, dann aber erklärte er, er wolle gern bezeugen, daß ich ein Sohn von Gerhard v. Kügelgen sei, ob aber der ältere, in Nebrichs Testament genannte oder der jüngere, dafür habe er nur sein moralisches Bewußtsein, das bekanntlich vor Gericht nichts gelte. Er riete mir daher, nach Petersburg zu schreiben und, bis ich Antwort hätte, sein Haus recht viel zu besuchen. Schlosser hätte

[1] Friedrich Schlosser (1780–1851), der Mäzen, Vertreter Frankfurts auf dem Wiener Kongreß, war ein Neffe von Goethes Schwager († 1799).

um so eher für mich zeugen können, als ihn der Erblasser Nebrich selbst mit mir bekannt gemacht hatte, im übrigen schon die Einsicht in meine Papiere ihn vollständig beruhigen konnte. Ich war sehr ärgerlich, antwortete ihm kein Wort und verließ ihn mit einer kurzen Verbeugung.

Was aber nun? – Da schoß mir plötzlich noch auf der Treppe ein rettender Gedanke durch den Sinn. Ich eilte ins Hotel zurück, ließ anspannen und fuhr mit einem Lohnbedienten zum russischen Gesandten, damals einem Herrn v. Arnstetten. Dieser empfing mich gleich mit den Worten: „Ihre Mutter ist eine Zoege v. Manteuffel?" Ich bejahte. „Ich habe sie wohl gekannt zu Kaiser Pauls Zeit; auch Ihren Vater habe ich gekannt. Freut mich, wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann." Hierdurch ermutigt, setzte ich dem wohlwollenden Manne die Verlegenheit auseinander, in der ich mich befand, ihn schließlich ersuchend, mir mein Taufzeugnis zu vidimieren. Arnstetten lachte. „Solche Ehre – sagte er – wollen wir diesen schafsköpfigen Pedanten doch nicht antun!" Setzte sich darauf an seinen Schreibtisch und schrieb einige Worte auf einen offenen Streifen Papier, den er mir dann mit den Worten überreichte: „Gehen Sie mit Gott, mein junger Freund, man wird Ihnen hierauf Ihr Geld nicht länger vorenthalten." Der Gesandte hatte mir außerordentlich gut gefallen, ein jovialer frischer Mann, ein Gott im Vergleich zu all den Steckenpferden, mit denen ich bis dahin in Frankfurt zu schaffen gehabt. Ich dankte ihm freudig und fuhr sofort zur Stadtvogtei, indem ich unterwegs den Zettel las. Da stand denn Folgendes geschrieben: „Ich erwarte, daß dem Vorzeiger dieses, Herrn Wilhelm v. Kügelgen aus St. Petersburg, keine weiteren Schwierigkeiten gemacht und demselben die für ihn deponierten Kapitalien ohne Verzug ausgezahlt werden. v. Arnstetten."

Ich zeigte meinen Talisman vor. Die Herren steckten die Köpfe zusammen, und ich hörte die Worte: „Das ist echt russisch!" Man beriet ein Weilchen, darauf ward ich gefragt, wann ich mein Geld wolle. Ich bat um sofortige Zahlung und nach einer Viertelstunde war ich befriedigt. – Es war allerdings ein trauriges Zeichen für unsere deutschen Zustände, daß der Gesandte einer fremden Macht und noch dazu am Vorort des Deutschen Bundes mit Erfolg so auftreten konnte, wie Herr v. Arnstetten es für mich getan. Ich aber hatte den Vorteil davon, verzieh es daher großmütig und begab mich nun mit frohem Herzen auf die Reise zu den rheinischen Verwandten.

Von Mainz aus gelangte ich mit einem Paquetboot stromabwärts nach Rheus, allwo auf altem Familienbesitz in der sogenannten Wackelburg die Witwe des älteren Bruders meines Vaters mit einigen Töchtern hauste. Brennenden Herzens trat ich dort ein. Eine ältliche, wohl konservierte Frau mit einnehmenden Gesichtszügen saß arbeitend am Fenster, umgeben von ihren Kindern, zwei blühenden jungen Mädchen, Mine-Bas und Lise-Bas, wie sie von den rheinischen Vettern genannt wurden, und einem auffallend schönen jungen Menschen in studentischer Kleidung,

ihrem einzigen Sohne, dem Vetter Joseph[1]. „Ich wünsche Madame Kügelgen zu sprechen" sagte ich. Die alte Dame erhob sich und trat mir freundlich entgegen. Mein Gefühl überwältigte mich, mit den Worten: „Meine liebe, liebe Tante!" umarmte und küßte ich sie. Erschrocken taumelte sie in ihren Stuhl zurück und sah mich zweifelnd an. Der Sohn aber rief: „Das ist gewiß der Vetter Wilhelm aus Dresden!" — und der war es auch und leugnete nicht und fiel allen um den Hals, und die Tante weinte und streichelte mir Gesicht und Haare und sagte: „Bist Du's denn auch wirklich, lieber Wilhelm?" und ich antwortete: „Nun ja, wer denn sonst?!" Es wurde Wein gebracht vom besten selbstgezogenen Gewächs und brauner Tabak, ich mußte rauchen, trinken und erzählen und erzählen hören, daß die Stunden bis zum Abendessen wie Minuten hinflogen. Im Laufe des Gespräches entfuhr mir die Bemerkung, es habe mir geschienen, als wenn die Tante mich anfänglich für einen Wechselbalg geholten und mit einigem Mißtrauen angesehen hätte. Da erfuhr ich als Erklärung die folgende, allerdings recht sonderbare Geschichte.

Die Tante hatte einen Bruder, der in frühester Jugend nach Rußland auswanderte, dort geheiratet hatte und seit einer langen Reihe von Jahren als Baumeister in Reval domiziliert war. Die Geschwister hatten sich nicht wieder gesehen und nur spärliche Nachrichten von einander gegeben. Nun war vor etwa einem Jahr ein fremder Herr mit einem leichten Reisetäschchen in der Wackelburg erschienen, hatte seine Arme ausgebreitet und war (gerade so wie ich) der Tante um den Hals gefallen, sie mit Küssen bedeckend, indem er weinend ausrief: „Aber Lottchen! Kennst Du denn Deinen einzigen Bruder nicht mehr? Ja, die Zeit verändert die Leute, und auch Du bist nicht mehr das kleine muntere Lottchen, das ich verließ. Arme Schwester! Ich weiß es, es ist seither manches bittre Herzeleid über Dich weggegangen!" Lottchen brach nun auch in Tränen aus und erwiderte die Zärtlichkeit des Bruders und es dauerte eine Weile, bis sie zum näheren Erzählen kamen.

Da zeigte es sich denn, daß der arme Bruder ein Pechvogel gewesen. Durch angestrengte Arbeit war seine Gesundheit in die Wicken gegangen, er hatte sich deshalb zu einer Ausreise bequemen müssen, um Wiesbaden zu brauchen, und bei dieser Gelegenheit die teure Schwester überraschen wollen. In Köln aber war ihm sein Koffer abhanden gekommen, was um so schmerzlicher war, als dieser Koffer außer allen Reiseeffekten und seinen Wertpapieren auch die kostbaren Geschenke enthielt, welche er für die Schwester und deren Kinder mitgebracht hatte. Jetzt müßte er nun den Verwandten schon zur Last fallen, bis der Koffer aufgefunden oder neue Geldmittel von Rußland bezogen seien. — Das alles hätte freilich etwas auffällig klingen können, allein der Herr Bruder erging sich gleichzeitig

[1] Die Tante Christine Charlotte, geb. Braun, war die Witwe von W. v. K.s Vaterbruder Joseph K. (1770–1821) und Mutter von W. v. K.s Jugendliebe Lilla K. (1803–1858, × 1823 mit ihrem Vetter Karl Holthoff.) Der Vetter Joseph war später Notar in Münstermaifeld.

in ſo reichen Jugendreminiſzenzen und war ſo vertraut mit allen Verhältniſſen, daß Bedenken nicht aufkamen und die ganze Familie ſich unbefangen der Freude hingab, endlich einmal den fernen geliebten Onkel in ihrer Mitte zu ſehen.

Während nun die nötigen Schritte wegen des verlorenen Koffers getan wurden, lebte das geliebte Brüderchen in Herrlichkeit und Freuden bei der entzückten Schweſter. Durch das Gerücht ſeiner Anweſenheit wurden auch andere Verwandte, die ihn früher gekannt hatten, nach Rhens gezogen. Deren Erinnerungen wollten aber nicht immer zu denen des Revoler Onkels ſtimmen, und ſo entſtand Verdacht. Man unterzog den Fremden allerlei Proben, die er ſchlecht beſtand, und gewann bald die Überzeugung, daß man es mit einem wildfremden Gauner zu tun habe. Jetzt wurde polizeiliche Hilfe in Anſpruch genommen, und in einer ſchönen Nacht drangen plötzlich zwei bis an die Zähne bewaffnete Gendarmen in das Zimmer des Verdächtigen, um ihn feſtzunehmen. Aber liebe da! Das Neſt war leer, der Verdächtige, der ebenfalls Verdacht geſchöpft haben mochte, war verſchwunden ſamt ſeiner Reiſetaſche. Steckbriefe flogen jetzt nach allen Seiten und ſchon nach acht Tagen fand man den Verſchwundenen zu Köln in den Armen einer Frau, für deren in Amerika verſchollenen Eheherrn er ſich ausgegeben hatte.

Nach ſolchen Erfahrungen war es der armen Tante freilich nicht zu verdenken, wenn es ihr anfänglich bei meiner Umarmung etwas zweifelhaft zu Mute geweſen war. Inzwiſchen mußte aber doch mein ehrliches Geſicht ausreichend für mich gezeugt haben, denn man frug mich – ſo wenig wie der ruſſiſche Geſandte in Frankfurt dies getan hatte – weder nach Paß noch ſonſtiger Legitimation, ſondern erkannte mich ſchnell und vollſtändig als vollberechtigten Vetter an und fütterte mich wie einen Prinzen[1].

In dieſer ſchönen Zeit nun hörte ich ab und zu eines gewiſſen Herrn Sommer Erwähnung tun, eines reichen jungen Ackerbürgers, welcher kürzlich von einer der Couſinen einen Korb bekommen hatte und ſeitdem nicht aufhörte, die Familie auf alle Weiſe zu necken und zu chikanieren. Als wir nun eines Mittags bei Tiſch ſaßen, fiel plötzlich ein Schuß dicht unter den Fenſtern. Die Tante fuhr heftig zuſammen und verfärbte ſich. „Das iſt der Sommer wieder – ſagte Liſe-Bas – und das tut er nur aus Bosheit, weil er weiß, daß er die Mutter damit erſchreckt."

Paff! fiel der zweite Schuß. „Dem wollen wir bald abhelfen!" ſagte ich und eilte ans Fenſter. Die Couſinen wollten mich zurückhalten: „Er ſchießt Dir gerade ins Geſicht, ſo ein gottvergeſſener Menſch, wie er iſt!" Ich aber hatte ſchon das Fenſter aufgeſtoßen und ſchrie hinunter: „Wer

[1] In Erinnerung an dieſen Aufenthalt ſchreibt M. v. A. 1845 an ſeine (eben von einer Rheinreiſe zurückgekehrte) Schweſter Adelheid: „Der Garten in Rhens iſt einer meiner Lieblingsplätzchen in der Welt. Damals wuchſen dort Lorbeern im Freien, aus der alten Mauer blühte und duftete überall der wilde Goldlack hervor und über das tiefe Tal ſtromaufwärts war ein wunderbarer Farbenhauch gegoſſen. Ich geſtand mir damals ein, noch nie eine ſo zauberhafte Gegend geſehen zu haben, und die Heimat ſprach aus ihr lebendig zu mir."

unterſteht ſich da zu ſchießen!" Aus einer Gruppe von Schiffern trat ein junger Mann mit der rauchenden Flinte: „Ich — ſagte er — unterſtehe mich's!" und dabei lud er das Gewehr von neuem. Es entſpann ſich nun ein Wortwechſel. Sommer behauptete, er ſei Jagdpächter, und kein Teufel ſolle ihn hindern, hier nach Schwalben oder wonach er ſonſt wolle zu ſchießen. Ich dagegen erklärte ihm, daß wenn er es ſich weiter beikommen ließe, die Jagd hier unter den Fenſtern auszuüben, ich Sorge tragen würde, daß er beides, Jagd und Gewehr, verlöre.

Als Antwort folgte ein dritter Schuß. Ich ſchlug das Fenſter zu und proponierte meinem Vetter Joſeph, gemeinſchaftlich mit mir den Schlingel abzuprügeln. Der aber meinte, er würde alle Schiffer für ſich und überdem für jeden von uns einen Lauf haben, eine Klage würde wirkſamer ſein. So ſchrieb ich denn einige Zeilen an den Bürgermeiſter des Ortes, ihn erſuchend, meine Tante vor weiterer Ungebühr zu ſchützen. Darauf erſchien denn auch ein anſehnlich breitſpuriger Ratsdiener mit dem Magiſtratsbefehl, das Schießen bei den Häuſern ſofort einzuſtellen.

Sommers Antwort war: „Der Herr Bürgermeiſter könne ihm ſonſt was" und er fuhr fort zu ſchießen. Nun ging ich in Begleitung Vetter Joſephs perſönlich zum Bürgermeiſter, teilte ihm den Effekt ſeines Verfahrens mit und forderte ihn auf, ſeiner Würde Geltung zu verſchaffen. Der aber ſagte lächelnd, wenn der Sommer den Weiſungen des Magiſtrats nicht nachkommen wolle, ſo ſeien ſeine Mittel erſchöpft, und es bleibe nur übrig, ihn höheren Orts zu verklagen; ſolches gerichtliche Verfahren ſei aber eine weitläufige Sache, die mir nur Zeitverluſt, Unkoſten und Ärger verurſachen und den Sommer immer geneigter machen würde, die Familie, die ich ſchützen wolle, erſt recht zu kränken; zudem ſei der Erfolg im vorliegenden Falle fraglich. Er riete mir, meinerſeits die Sache fallen und den ganzen Handel ihm zu überlaſſen, er werde den jungen, etwas wilden Menſchen gewiß in guter Stunde zur Einſicht bringen; ſich vertragen ſei immer beſſer als ſich ſchlagen. Ich war aufs äußerſte empört. „Herr Bürgermeiſter! — ſagte ich endlich — ich ſehe nur zwei Wege: Entweder Sie verklagen Sommer, oder ich wende mich morgenden Tags nach Coblenz und verklage Sie. Und nun erſuche ich Sie zum letzten Male, meine Klage zu Protokoll zu nehmen." Da langte der Beamte nach Feder und Papier, ſchrieb nieder, was ich ihm erzählte, und durfte nichts auslaſſen, ſelbſt nicht die Antwort, die der Schwalbenſchütze dem Amtsboten gegeben; endlich Punktum und Streuſand drauf, das Protokoll wurde vorgeleſen, genehmigt und unterſchrieben.

Inzwiſchen hatte der Bürgermeiſter, wahrſcheinlich in der wohlmeinenden Abſicht, noch einen letzten Sühneverſuch zu machen, den Sommer aufs Rathaus citiert. Ob er kommen werde, mußte freilich abgewartet werden, aber ſiehe da — nach Verlauf einer Viertelſtunde trat der Friedensſtörer wirklich im Amtslokale ein, in einer runden Stalljacke und Reiterſtiefeln, die Peitſche in der Hand; er ſah trotzig und verbiſſen aus. Der Bürgermeiſter ſagte ihm, es ſei ſoeben eine Klage wider ihn

zu Protokoll gegeben worden, ehe sie aber ihren Weg nach Coblenz ginge, möge er sich äußern, ob er die Wahrheit der Aussage in allen Punkten anerkenne. Das Schriftstück ward nun noch einmal verlesen, Sommer hatte nicht das Geringste einzuwenden, der Bürgermeister reichte ihm die Feder und zu unser aller Erstaunen setzte Sommer seinen Namen unter die unsrigen.

Jetzt wandte ich mich an ihn: Es täte mir aufrichtig leid, nicht in der Lage gewesen zu sein, seine Bekanntschaft auf angenehmere Weise zu machen. Meiner Meinung nach hätten wir beide gefehlt, er hätte nicht schießen und ich ihn auf höflichere Weise ersuchen sollen, das Schießen einzustellen. Er möge mir meine Aufwallung verzeihen, so wie ich erbötig sei, die Klage gegen ihn fallen zu lassen, wenn er hier in Gegenwart des Herrn Bürgermeisters auf Ehrenwort erklären wolle, daß er sich in Zukunft ähnlicher Neckereien gegen das Haus meiner Tante enthalten wolle. Darauf erwiderte er, es sei ihm nicht entfernt eingefallen, meinen Verwandten, die ihm herzlich gleichgültig seien, necken oder beleidigen zu wollen, es hätte ihm nur Vergnügen gemacht, nach den dort zahlreichen Schwalben zu schießen; er würde daher gern das gewünschte Versprechen gegeben haben, wenn nicht eine Drohung damit verbunden wäre. So aber würden die Leute sagen: Nun hat der Sommer doch zu Kreuze kriechen müssen, und solchen Reden sich auszusetzen, sei er nicht der Mann. Bei dieser Negation blieb er unerschütterlich trotz aller Bemühungen des Bürgermeisters. „Der Sommer kriecht nicht zu Kreuze!" – „Nun – sagte ich – so geht morgen der Bericht nach Coblenz ab." – „Mir ganz egal! – erwiderte Sommer – ich hab' Geld, und die Herren in Coblenz tun mir nichts, das weiß auch der Bürgermeister aus Erfahrung. Die Sache kann mich nur aufs angenehmste unterhalten."

Da vermaß ich mich zu sagen: an Geld fehle es auch mir nicht, und was gute Freunde anlange, so schmeichle ich mir, deren einflußreichere zu haben als Herr Sommer. Meine Verwandten vor Beleidigungen zu schützen, sei ich fest entschlossen und verpfände hiermit mein Ehrenwort, daß ich nicht eher ruhen würde, bis die Jagdgerechtigkeit einem Menschen genommen wäre, der sie so arg mißbrauche. Ich würde nötigenfalls zu diesem Zweck bis an den König gehen – und damit verließ ich samt meinem Vetter das Rathaus.

So standen nun die Sachen und ich war ganz zufrieden mit mir selber. Als ich aber des Abends auf mein Zimmer kam, um mich zu Bett zu legen, fiel mir das Verrückte meines Benehmens wie eine Last aufs Herz. Ich hatte mich in einen ärgerlichen, vielleicht sehr kostspieligen Handel eingelassen, der mich an der Weiterreise hindern und unterdes die Lage meiner schutzlosen Tante nur verschlimmern konnte; hatte sogar mein Wort gegeben, nicht nachzulassen, bis Jenem die Jagd genommen sei. Hatte ich mich nicht so zweckwidrig betragen wie ein rechter Dummkopf? Warum war ich, statt jenen übermütigen Flegel, dem ich nicht das Geringste zu befehlen hatte, so großbrocig anzuherrschen, nicht lieber zu ihm

hinuntergegangen, um ihn durch ein vernünftiges Wort von seinem Unfug abzubringen? Und nötigte er mich wirklich zur Klage, hätte ich es dann nicht ruhig der öffentlichen Gerechtigkeit überlassen sollen, auf welche Weise sie ihn zur Ordnung führen wollte, ohne ihm meinerseits eine bestimmte Strafe im voraus zuzusichern? Doch alle diese Erwägungen kamen nun zu spät – ich mußte die Suppe ausessen, die ich mir eingebrockt, und keine Macht der Erde konnte, ohne meine Ehre zu verletzen, wieder gut machen, was ich verdorben. Morgen, dachte ich, wird der freche Schlingel wiederkommen und wieder schießen, und was wird dann?!

Ratlos ging ich im Zimmer auf und nieder. Gab es denn Niemand, der mir helfen konnte, die Sache auch jetzt noch zu einem gedeihlichen Ausgang zu führen? Aber nein – hier war kein russischer Gesandter und Zettelschreiber, und wenn auch einer dagewesen wäre, so war doch mein Ehrenwort verpfändet und mußte eingelöst werden, so oder so. Trotz aller Connaissancen, deren ich mich gerühmt hatte, kam ich mir unbeschreiblich hilflos vor. – Da gedachte ich eines Freundes, der sogar noch mächtiger als der russische Gesandte ist, und dessen ich in den Zerstreuungen der letzten Zeit nur zu wenig gedacht hatte. Das Schriftwort trat mir ins Gedächtnis: „Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten", ich warf mich auf die Knie und betete inbrünstig zu Gott. Da kam eine große Ruhe über mich, und ich wußte, daß Er mir helfen würde. Nun riß ich das Fenster auf, unter welchem der Rhein vorüber rauschte, und meine jubelnde Seele ergoß sich in heißem Danke gegen ihren himmlischen Vater.

Als ich am andern Morgen, nachdem ich noch einige Stunden süß geschlafen, mich eben fertig machte, um mich wohlgemut beim Familienfrühstück einzufinden, klopfte es an meine Tür, und ein freundlicher alter Herr trat ein, der sich mir als den Ortsgeistlichen vorstellte. Ich möge entschuldigen, sagte er, daß er zu so ungehöriger Stunde beschwerlich falle, aber es führe ihn eine Mission zu mir, die keinen Aufschub gestatte. Wir setzten uns, und nun erfuhr ich folgendes: Sommers Mutter hatte gestern abend zufällig etwas von meinem Handel mit ihrem Sohne erfahren, hatte diesem Vorstellungen gemacht und, da sie ihn nicht bewegen konnte nachzugeben, schon am frühesten Morgen nach ihrem Beichtvater geschickt und diesen beschworen, den Frieden zwischen mir und ihrem Sohne herzustellen, ehe die Klage abgehe. Es sei eine liebe gute Frau, die Madame Sommer, aber sie habe ihren Sohn die Rute zu wenig fühlen lassen und ernte jetzt die Früchte ihrer Schwäche in mannigfachem Verdruß, den er ihr mache. Diese Sache aber habe sie ganz besonders angegriffen; wie er (der Pfarrer) vermute, weil ich vom Könige gesprochen, von dessen Einmischung sie die entsetzlichsten Folgen fürchte, eine Auffassung, bei welcher er sie gern gelassen. Übrigens sei er durch den Herrn Bürgermeister schon am Abende zuvor ganz au fait gesetzt gewesen und müsse gestehen, daß meine Forderung ihm recht und billig erscheine. Das sehe denn auch endlich der junge Sommer ein und sei jetzt ganz erbötig,

mir das geforderte Versprechen abzulegen, wenn ich als Zeichen meiner versöhnlichen Gesinnung es nicht verschmähen wollte, heute morgen das Frühstück bei ihm einzunehmen. Ich sagte das zu, indem ich erwiderte, daß ich überhaupt nichts anderes bezweckt habe, als meinen Verwandten Ruhe zu verschaffen, und wenn ich dies in Frieden erreichen könne, so würde ich natürlich deshalb keinen Krieg führen.

Wie schwoll mir doch das Herz voll Dankbarkeit gegen Gott, der mir so treulich geholfen! – Fröhlich ging ich hinab zu den Meinigen, die sich über den Zweck jenes geistlichen Besuches bereits den Kopf zerbrochen hatten, um sie von der günstigen Wendung meines Handels in Kenntnis zu setzen. Da sah ich denn erst recht, wie übel mein Freund Sommer bei ihnen angeschrieben stand, denn sie wollten mich durchaus nicht gehen lassen: er würde mich vergiften, von seinen Knechten durchprügeln lassen oder sonst zu Schaden bringen; den Herrn Pfarrer, der durchaus kein lux mundi sei, habe er jedenfalls nur als Lockvogel gebraucht. Ich aber wußte, was ich wußte, und ging getrosten Mutes. Sommer empfing mich in der Haustür und führte mich in ein schönes Zimmer, wo bereits eine imposante Collation für uns beide aufgetragen war. Wir setzten uns. Mein Wirt war heute wie ausgetauscht. Gern hätte er schon gestern meiner Forderung genügt, sagte er, wenn nicht das Rathaus gewesen wäre und das lauernde Gesicht dieses schafsköpfigen Bürgermeisters; es wäre wider sein Ehrgefühl gewesen, sich zwingen zu lassen, aber heute täte er's freiwillig. Und damit reichte er mir die Hand: „Ich schieße dort nimmer wieder, auf Ehre nicht! Sind Sie zufrieden?" Ich schlug freudig ein, und Sommer überbot sich in Artigkeiten, stellte mir sogar sein Pferd, seine Gewehre und sein Jagdrevier zur Verfügung, wovon ich allerdings keinen Gebrauch machte. Wenige Tage darauf verließ ich Rhens, um mit leichterem Herzen meine Reise fortzusetzen.

*

Die Cousine Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid

Poll, den 25. Juli a. St. 1824. Also Wilhelm ist von seiner anmutigen Rheinreise zurückgekehrt und erzählt Euch von den unbekannten lieben Verwandten. Es kommt mir ganz sonderbar vor, daß Ihr noch andere Verwandte habt außer uns. Erzähle mir doch bald einiges von diesen Cousinen.

Wie sehr begreife ich die Angst und Sorge Deiner lieben Mutter, als Wilhelm so lange nicht geschrieben hatte. Du hast recht: die Genies! Doch nein – Wilhelm kann seine Lieben nur betrüben aus Vergeßlichkeit, und er macht es dann von Herzen wieder gut. Der Arme wird genug gelitten haben, als er erfuhr, wie sehr sich das treue Mutterherz geängstigt hat.

*

W. v. K. an seine Mutter

Mainz, den 14. Juni 1824, abends. Du wirst sehr ungehalten sein, meine liebe Mutter, und mit Recht, daß ich so lange nichts von mir habe hören lassen; ich kann aber zu meiner Entschuldigung durchaus nichts

anführen, als die mir von Gott anvertraute Nachlässigkeit. Indessen Du hast mich bei den Verwandten gewußt und wirst gedacht haben, daß ich zum Schreiben zu zerstreut war. Ich freue mich, bald wieder bei Dir zu sein und Dir erzählen zu können — ich habe die meisten von der Familie kennengelernt und bin sehr fidel gewesen. Lilla [vgl. S. 58 Anm.] war nicht in Rbens, sie ist bei Justina in Lörzweiler, und dahin will ich denn morgen noch auf zwei Tage gehen — dann habe ich sie alle gesehen. Ich bin überall entsetzlich aufgehalten worden. Die Leute wollten mich gar nicht mehr von sich lassen, und ich habe mich recht mit Grobheit losreißen müssen. In Bacharach beim Vetter Dicke wollte ich einen Nachmittag bleiben und blieb drei Tage. Bewundernswürdig gut ist mir der Wein bekommen; ich trank im Anfang mäßig und bin zuletzt so weit gekommen, daß ich mit meinen Vettern Schritt halten konnte, ohne im geringsten Übelbefinden oder Hitze zu verspüren. Nun freue ich mich darauf, in Dresden wieder ein ganz mäßiges und stoisches Leben zu führen.

O wäre ich doch schon so weit, daß ich mich gerade in den Schnellwagen setzen könnte und zu Dir zurückfahren; bloß der verdammte Wechsel hält mich hier noch auf, sonst könnte ich heutigen Tages die Rückreise antreten. Ich werde wohl mit Time zu gleicher Zeit in Dresden eintreffen und wünschte nicht, daß er eher käme, es würde ihm doch zu fremd da sein, da Du auf dem Lande wohnst.

Denke Dir, ich bin, um den Cornelius[1] kennenzulernen, bis Düsseldorf gegangen. Der Mann hat mir außerordentlich gefallen, und seine Schüler sind allesamt verliebt in ihn, er gibt sich ihnen aber auch ganz hin und ist ihnen alles in allem. Er hat mich eingeladen, ich sollte zu ihm kommen und Fresco malen lernen, ich will mir aber die Sache erst mit Dir überlegen. Ich habe wunderschöne Zeichnungen von ihm gesehen, und das ganze Wesen in Düsseldorf hat mir den Kopf schier verrückt. Mit Anschütz[2] und einigen anderen Dresdener Kameraden bin ich auch ein paar Tage zusammen gewesen.

Sie alle haben mich bestürmt, doch nach Düsseldorf zu kommen, und vielleicht tue ich's auch später, anstatt nach Rom zu laufen. Cornelius vertraut seinen Schülern die größten Wandgemälde an und geht ihnen nur manchmal ein bißchen zur Hand mit seinem Rate. Der junge Hermann[3] aus Dresden hat jetzt einen Carton gezeichnet von vielen lebensgroßen Personen und wird ihn auch diesen Sommer selbst mit Hilfe von einigen anderen jungen Leuten in Bonn auf die Wand malen. Dieser Hermann hatte eine solche Freude, als ich eintrat, daß er beinahe von

[1] Peter Cornelius (1783–1867) war, bevor er 1826 nach München übersiedelte, seit 1819 Direktor der neubegründeten Kunstakademie zu Düsseldorf.

[2] Hermann Anschütz (1802–1888), Schüler von Hartmann in Dresden, seit 1822 in Düsseldorf bei Cornelius, mit dem er 1826 nach München ging.

[3] Carl Hermann (1802–1880), in Dresden Schüler von Hartmann; vgl. Jug.-Er. S. 282. Cornelius übertrug ihm die Fresken für die Universitätsaula zu Bonn, von denen er mit J. Götzenberger und E. Förster zusammen die „Theologie" fertigstellte; 1826 ging er mit Cornelius nach München.

Wilhelm v. Kügelgen

Ölgemälde von Timoleon Neff 1824/5

Timoleon v. Neff

Selbstbildnis. Ölgemälde in den Uffizien zu Florenz

„Mein täglicher Umgang ist ein junger Livländer, Timoffey Neff, der sich durch ein großes Talent für alle Art von Bildnerei auszeichnet; wahrscheinlich wird er künftigen Herbst mein Begleiter nach Rom sein."

W. v. K. an den Atti am 21. Dez. 1824

seinem Gerüste gestürzt wäre. Er sagte, es wären so viel große Bestellungen da, daß mir Cornelius gewiß auch eine übertragen würde, wenn ich nur ein halb Jahr erst mit ihm gearbeitet hätte – ich wollte aber diese großen Bilder gern den Ärmeren überlassen, wenn ich nur mit so vielen anderen braven jungen Leuten gemeinschaftlich studieren könnte.

Ach, liebe Mutter, ich habe in Düsseldorf ein Leben gesehen, wie es unter Raphael in Rom gewesen sein muß. Ich bin gewiß auf dieser Reise weiter gekommen in meiner Kunst, ich werde jetzt mit ganz anderer Lust und in einem ganz anderen Geiste arbeiten und freue mich auf meine Kompositionen in Dresden wie ein Toller. Diese brutale Kaufmannsreise ist mir doch sehr nützlich geworden in vielerlei Hinsicht, ich habe jetzt eine weit freiere Kunstansicht als früher. Wenn ich meine angefangenen Arbeiten fertig habe, will ich anfangen, Fresco zu malen; ich habe mir alles dazu Nötige aufgeschrieben und freue mich wie ein Kind darauf.

Ehe ich zurückkomme, schreibe ich Dir noch einmal von Frankfurt aus. Grüße mein Schwesterchen und auch die guten alten Poncets [vgl. Jug.-Br. S. 177]. Ängstige Dich nicht um mich, ich bin in Gottes Händen.

*

Eine Geschichte[1]

Man sagt zu allen Sachen
Nicht immer: wohlgetan!
Doch gibt es alte Geschichten,
Die man nicht vergessen kann. –

Durch Ginster und Gerölle
Schlang sich der Weg hindurch
Bis zu des Berges Krone,
Der alten Ritterburg.

Dahin hatt' ich geleitet
Ein schwaches Frauenbild,
Fast hatt' ich sie getragen
Und keine Last gefühlt.

Nun lehnte sie ermüdet
An der bemoosten Wand
Des alternden Gemäuers
Und sah hinab ins Land.

Da trieb mir ihren Schleier
Der Wind ins Angesicht.

[1] Dieses durch seine Heinesche Tonart besonders interessante Gedicht ist hier eingefügt, obwohl kein fester Anhalt besteht, daß das ihm zugrunde liegende Erlebnis gerade in diese Rheinreise fällt. Jedenfalls ist es vor W. v. K.s Verlobung (1826), also vor Heine, entstanden. Daß ihm ein Erlebnis zugrunde liegt, ist daraus zu schließen, daß es unter allen seinen, von W. v. K. selbst zusammengestellten Gedichten das einzige sein würde, das nicht als Niederschlag eines besonderen inneren oder äußeren Erlebnisses oder aber für einen bestimmten Zweck entstanden wäre.

Den konnt' ich leiſe küſſen –
Allein ſie merkt es nicht,

Sie hob die Hand und zeigte
Still in die Welt hinab –
Da zog ich das Gewebe
Von meinen Augen ab.

Die Sonne war ſchon nieder,
Strahlt' ihren goldnen Schein
Nur noch in Dunſt und Wolken
Zum Lebewohl hinein.

Der ganze Himmel flammte
In Feuerglut und Licht,
Und drunter lag die Erde
Wie ein Vergißmeinnicht.

Es war ein Bild ſo prächtig,
So zauberhaft und ſchön,
Wie's nie kein Maler malte –
Doch mocht' ich's gar nicht ſehn,

Denn ſie war ja viel ſchöner
Als aller Farben Licht,
Ich ſah allein ihr liebes
Verklärtes Angeſicht.

Ich ſah ſie an und träumte,
Ich ſah nur ſie allein,
Bis allgemach verglühte
Des Abendlichtes Schein.

Da wandte ſie das Auge
Und ſah mich plötzlich an,
Und ich – – ſah weg, als hätt' ich
Was Unrechtes getan.

Sie aber hat mich leichthin
So mit der Hand berührt
Und ſprach: „Wir wollen gehen,
Weil es ſchon dunkel wird."

Da führte ich ſie wieder
Bergab den ſteilen Pfad,
Wobei ſich nichts Beſondres
Mehr zugetragen hat.

Am andern Morgen zog ſie
Weit in ein fernes Land.
Ich aber bin ganz einſam
Den Berg hinauf gerannt,

Und habe das Gemäuer,
Wo sie gelehnt – geküßt.
Das ist die ganze Geschichte,
Wie sie geschehen ist.

* *

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 8. Oct. a. St. 1824. Gestern erhielt ich Deinen Brief, und heute schon muß ich Dir antworten – so stark hast Du an dem Seile gezogen, das uns verbindet von hier bis Dresden. Als ich den Brief meinen Kindern vorlas, rührte mich, was ich aussprach, durch meine eigene Stimme, die sich nach Deiner Stimmung in Moll umwandelte. Ich will Deinen Brief beantworten mit einer Dir zufliegenden Seele voll Mutterliebe und als säßest Du neben mir in Deiner alten Höhle in Poll.

Ich hoffe, Dein Onkel Kügelgen wird Dir schon längst geschrieben und einen Teil des Nebels verscheucht haben, der sich zwischen das arme Estland und Deine Seele gelagert hatte, denn anders kann ich es mir gar nicht erklären, daß Du Dich auf einmal hier gehaßt glaubst und gar für Deine Mutter fürchtest, daß sie hier keine Stille und Ruhe finden und zur Zielscheibe des Spottes werden könnte. Nein, mein Wilhelm, das würde hier nicht schlimmer sein als überall. Ich verschweige hier meinen Glauben nicht und bin doch still, ruhig und freudvoll geblieben, wenn ich schon weiß, daß spottlustige Menschen zuweilen über uns spotten. Im Grunde ist es so übel nicht gemeint, und ich lache wohl selbst mit, wenn ich an die Ansicht denke, die sie von meinen Handlungen haben müssen. So denke ich jetzt, wie sie mich darum lächerlich machen, daß ich mich mit drei krätzigen verwahrlosten Pflegekindern schleppe – und unklug ist das auch, aber nicht ungöttlich, denn es geschieht auf Gottes Befehl. Daher lächle ich mit meinem Bruder Peter, wenn er darüber spottet, und tue doch freudig, was er belacht – und, glaube mir, er liebt und ehrt uns trotz dieser Zoegeschen Unart. Ein Spottgeist ist in uns allen. Krummacher hat wohl recht: wir wissen nicht, was göttlich ist, sondern was menschlich ist – aber Du, mein Wilhelm, darfst nicht mehr stumpf und traurig werden über diese Wahrheit! Blicke auf zum Herrn und, was auch der Feind für Unkraut säe, tue Gottes heiligen Willen und folge Seinem höchsten Gebote der Liebe!

Wenn Du mir sagst: Es ist kaum möglich, daß Gott in einem heißen, lebendigen Herzen wohnen kann, so widerspreche ich Dir und sage: Eben weil ein heißes Herz so unaussprechlich selig werden kann, so wehrt ihm der Satan, so viel er kann, diese Seligkeit zu finden; und für ein heißes Herz ist das Gebot gegeben: von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte, aus allen Kräften – das kann ein Wilhelms-Herz alles halten! und das ist genug, mehr verlangt der Herr nicht, ohne Wissen und Verdienst kommt dann das Göttliche von Ihm.

Um Dich darüber zu beruhigen, wie man hier von Dir denkt, so laß mich Dir erzählen, wie Dein Brief an Deinen Onkel aufgenommen ward.

Ich weiß nicht, was er über Dich zu klagen haben konnte – tröste Dich, es war nur eine Kunstansicht, sagte mir Tante Emilie, wo Du seinen Weg nicht gehen wolltest – genug, Dein Brief hat sein gutes Herz ganz durchwärmt. Diesen Brief las uns Emilie vor, und ich glaube, der Herr war bei Dir, als Du ihn schriebst. Bei der Stelle, wo Du Dein Geld dem Onkel anbietest, räusperte sich mein Bruder Heinrich auf einmal und stand auf, er hatte Tränen in seinen Augen. „Herrlicher Junge!" sagte er, und später, als alles vergessen schien am Teetisch, wiederholte er: „Herrlicher Junge!" Die liebevolle Art, mit welcher Du Dich dem Onkel nahest, hat mich entzückt. Es ist Dir ganz gelungen, jeden Schatten der Unzufriedenheit zu tilgen, Du bist geliebt, wie Du es noch nicht warst, von allen Verwandten – und vorher war's auch nicht wenig – nur wie gesagt, Dein Onkel Kügelgen war mit dem Wege seiner beiden Neffen nicht zufrieden gewesen. Doch beide haben ihn versöhnt, auch Gerhard hat ihm sehr gut geschrieben.

Du, mein Wilhelm, wirst nie gehaßt werden – Du hast eine Johannesseele bei allem Reichtum der Phantasie. Wache nur über dieses unbändige Roß und zwinge es zum Dienst des Herrn, so wird es Dich nicht verhindern, auch überall Liebe zu finden, Du geborener Liebling Gottes und der Menschen! Ich zittere aber manchmal bei der Befürchtung, daß Du es für ein Verdienst Dir zurechnen könntest, gehaßt zu werden. Zinzendorf sagt: Ein Bruder hat dahin zu sehen, daß er geliebt werde, und suche den Schaden in sich, wenn es nicht geschieht. Eigensinn, Rechthaberei, Trotz, das sind unsere oft zu warm sitzenden Teufel; wo Gott die Sonne scheinen läßt, möchten wir gern in Finsternis hinausstoßen, und die Güte, sich in die Seele des Anderen hineinzudenken, will man aus Stolz nicht lernen. Das Hauptgebot wird so oft vergessen, indem man wie Petrus die Ohren abhaut. Hüte Dich davor! Du sollst nie gehaßt, sondern immer geliebt werden, Willi – dazu hat Gott Dich bestimmt.

Dein Brief ist in trauriger Stimmung geschrieben, was so natürlich durch das Übelbefinden Deiner Mutter entstand. Gott schenke ihr doch die kostbare Gesundheit wieder, wie Er sie mir wiedergeschenkt hat und dazu so viel Gutes. Mein Haus scheint mir ein Himmel. Meine Töchter haben den Vormittag jede ihr Pflegkind vor, die sitzen dann um den kleinen Tisch mit ihrer Arbeit wie eine kleine Pflanzschule, der ich Gedeihen von Gott erbitte. Jede hat nun Arbeit vollauf, und daraus erwächst Vergnügen, Heiterkeit, oft Jauchzen und Scherze und Sprünge, wenn es die Treppe hinunter geht zum Speisen oder zum Tee und zur Abendpromenade im Saal, der noch nie so rosenrot, silberrein und ausgeschmückt uns empfing wie jetzt. Wir denken dann jedesmal Deine liebe Mutter mit dem Strumpf in der Hand da wandeln zu sehen und Dich und die Kleine neben uns – unvergeßliche Zeit! Möge sie wiederkehren! Wir leben in der Hoffnung, der lieben, freudigen, aufatmenden Hoffnung auf ein Wiedersehen, hier schon im Erdenleben – Vollsches Wiedersehen! Wenn wir aber nach Gottes Willen getrennt bleiben sollten für dieses

Leben, ſo haben wir uns zu beugen. Es wäre traurig, aber wir ſollen nicht jetzt ſchon über den bloßen Gedanken weinen. Solche weinerliche Menſchen ſind mir recht zuwider, die nicht wie Bienen aus Allem Honig ſaugen, ſondern ſogar, wenn ſie überzeugt ſind, daß Gott ſie überſchüttet mit Gnade, immer noch wimmern und mehr verlangen.

*

Die Couſine Antonie v. Stackelberg an W. v. K.s Schweſter Adelheid

Poll, den 26. Nov. 1824. Wilhelm ſchreibt an Vater, daß ſie jetzt mit Timo ſo fleißig aus dem Zauberring[1] komponieren. Wie gerne möchte ich dieſe Bilder ſehen, denn es intereſſiert mich unbeſchreiblich, weil wir eben jetzt ihn leſen. Er iſt ſo reich an Bildern, daß wir oft ausrufen müſſen: Ach, wie ſchön ließe ſich das komponieren! Blancheflour und der Ritter Folko von Montfaucon ſind meine Lieblinge. Adchen, ſchreibe mir doch, ob Du einige dieſer Kompoſitionen kopierſt. Das war ja immer Deine Sonntagsfreude hier in Poll, die Du ſo emſig betriebſt, daß Deine Wänglein hochrot davon wurden.

*

Der Atti an W. v. K.

Bremen, Dec. 1824. Wenn ich Dich betrübt habe, Du lieber Wilhelm, ſo konnte das nicht anders ſein; aber mein Herz und meine Liebe iſt darum keinen Augenblick und um kein Hälmchen breit von Dir gewichen und wird es nimmer tun. Ich kenne Dich ja ſo lange, und Du biſt mir ein Sohn geworden; Du müßteſt es arg anfangen, wenn Du aufhören ſollteſt, mir dieſes zu ſein. Deine Unruhe, Dein Fleiſch und Blut und Dein Ungeſtüm habe ich nur angreifen und beſänftigen wollen, und das haſt Du, armer Junge, ja oft nötig gehabt und wirſt auch ferner noch des Mahners bedürfen, der Dir zuruft: Du meinſt nicht was göttlich iſt, ſondern was menſchlich iſt, und darum führt Dich Dein himmliſcher Freund und Führer in ſo mancherlei eigene Lagen. Ich hoffe mit Vertrauen, Du wirſt immer geläuterter daraus hervorgehen.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 21. Dec. 1824. Zuerſt vielen, vielen Dank für Ihren lieben Brief, der mir einen ſehr frohen Tag machte und mich beruhigt hat. Ich danke Ihnen für Ihre Liebe; möchte ich Ihnen doch nie Urſache geben, ſie von mir abzulenken! Daß Sie im Anfange in Bremen von allerhand Unruhen und Zerſtreuungen herumgetrieben werden würden, ließ ſich vorausſehen; nun aber, hoffe ich, werden Sie wieder im gewohnten Gleiſe ſein und ſich einer gewiſſen Behaglichkeit erfreuen, die doch einmal eine Bedingung unſeres Erdenglückes iſt.

---

[1] Friedrich Baron de la Motte Fouqué: Der Zauberring. Ein Ritterroman. 3 Teile. Nürnberg, bei Joh. Leonhard Schrag 1812. – Eine der Zeichnungen W. v. K.s zum „Zauberring" (Teil III, Kap. 24 Schluß und Kap. 25: Otto v. Trautwangen ſchützt ſeinen Vater Hugh) iſt infolge einer irrtümlichen Deutung des Bildes bereits in unſerer Ausgabe der „Jug.-Er." (bei S. 337) als „Der erſte Ritter Kügelgen" veröffentlicht worden.

Ich meinerseits lebe recht zufrieden hier in Dresden, einzig und allein mit meinem Studium beschäftigt und im Umgang mit sehr wenigen Menschen. Mein Studium fängt nun an mir leichter zu werden und sich in praktische Kunstausübung und eigenes Hervorbringen umzugestalten, sodaß ich gewiß, wenn Gott mir meinen Willen läßt, künftigen Herbst nach Rom ziehen werde, um dort im Wetteifer mit anderen jungen Malern mich zum Meister auszubilden. Und dann gehe ich und vergrabe mich am Strande der Ostsee mit meiner Mutter und meinen Geschwistern unter einer Hütte Dach, muß aber vorher noch nach Petersburg, um durch Verfertigung eines tüchtigen Bildes mich der Unterstützung des Kaisers würdig zu zeigen. Dies ist so mein Lebensplan, den ich mir nach meinen und der Meinigen Bedürfnissen ausgesonnen habe, mein äußerer Lebenspfad, auf dem sich's recht gemütlich wird zum Grabe pilgern lassen.

Mein Bruder ist von der Universität abgegangen und lebt bei einem christlichen Edelmanne auf dem Lande unfern des Meeres, auf dem Gute Piersal bei einem Herrn v. zur Mühlen. Dieser ist ein in aller Art ausgebildeter Mann und, wie Gerhard schreibt, fertiger Mensch. Mein Bruder liebt ihn sehr und sagt, er lerne viel bei ihm, denn Mühlen betreibt die Landwirtschaft in allen ihren Zweigen und wendet die Thaerschen Theorien mit dem glänzendsten Erfolge auf den estnischen Boden an. 1826 wird Gerhard herauskommen, noch etwas in Deutschland reisen und dann seine Mutter und Schwester nach Estland zurückbringen. Es ist eine rechte Gnade Gottes, daß Gerhard wieder zu einem christlichen Manne gekommen ist und nicht zu einem Spötter, deren es dort zu Lande ebenso viele gibt als hier bei uns. Meines Bruders Entwicklung wird einst auf unsere Gesamtfamilie von größerem Einfluß sein als die meinige, und daher interessiere ich mich auch beinahe mehr für ihn als für mich selber.

Meine Mutter ist seit nun zehn Wochen wieder bettlägerig gewesen, sie litt an einer gänzlichen Erschlaffung aller ihrer Kräfte. Ihre Nerven waren äußerst empfindlich, sodaß sie nach empfangenen Besuchen, wenn nur etwas viel gesprochen wurde, gleich die heftigsten Schmerzen in Kopf, Rücken und Brust bekam, die Tage lang anhielten, daher wir auch eine Zeit lang niemanden mehr zu ihr ließen; aber es ist schwer, Hausfreunde, die aus inniger Teilnahme und Liebe kommen, abzuweisen. Jetzt geht es nun schon besser, sie kann schon mehrere Stunden des Tages außer dem Bette zubringen und sprechen und sprechen hören, soviel sie will. Übrigens war sie während dieser ganzen Zeit immer sehr freundlich und geduldig. Adelheid hat sie treulich gepflegt und dabei immer ihr Lernen fortgesetzt. Sie spielt sehr fertig die Harfe, treibt Englisch und Französisch und hat überdem noch Kochstunden mit elf anderen jungen Mädchen zusammen, in welchem Fach sie sich auch privatim fleißig übt zu meiner großen Freude.

Mein täglicher Umgang ist ein junger Livländer, Timoffey Neff, der sich durch ein großes Talent für alle Art von Bildnerei auszeichnet; wahrscheinlich wird er künftigen Herbst mein Begleiter nach Rom sein. Es ist

unglaublich, wie viel man lernt, wenn man mit einem anderen zusammenarbeitet und wetteifert. Wie wird das erst in Rom sein! Ich werde gerade noch zu Ende des großen Jubeljahres nach Rom kommen und dort die Freude und den Triumph einer Kirche sehen, die weinen sollte und Asche auf ihr Haupt streuen. Ich glaube nicht, daß ich in Rom verloren gehen werde, denn ich suche mich jetzt schon vorzubereiten und studiere die Grundlehren unserer Kirche und die der päpstlichen, damit ich bestimmt weiß, was die beiden Kirchen wollen und worin sie sich im wesentlichen unterscheiden, um nicht etwa von einem klugen Mann überlistet zu werden.

Der Umgang eines sehr ausgezeichneten Mannes, des hier allgemein gehaßten und verketzerten Predigers Stephan[1], den ich vor nicht gar langer Zeit kennenlernte, ist mir zu diesem Studium sehr dienlich. Er ist ein Mann wie Felsen, von innen und außen, und sucht mich zu wappnen und zu stählen für Zeit und Ewigkeit. Mit meinem Roller gehe ich auch um, soviel es mir meine Zeit erlaubt, und frage ihn über dies und das, denn ich fühle eine Bewegung meines Herzens zu Gott hin und einen Durst nach göttlichen Dingen.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 8. März a. St. 1825. Daß Du Dich im Glauben von allen Seiten her befestigen willst, ist gut; wenn Du sie sicher verwahrst, wird Dir die köstliche Perle, die Du bis dahin so schlechtweg im Busen stecken hattest, nicht verloren gehen. Sieh in diesen Worten keinen Tadel oder Befürchtung – kenne ich denn nicht meinen Wilhelm? Er will nur sein Vaterhaus ganz kennen und alle dunklen wie hellen Wege und Winkel überschauen, um, selbst nicht irrend, auch Anderen mit Zuversicht helfen zu können und den Vorwitzigen zu warnen, der entweder den Vorhang des Allerheiligsten wegziehen oder gar nicht zum Vaterhause gehören will. Du strebst nach Befestigung im Glauben, indem Du auch die Vernunft befriedigt haben willst. Mich dünkt, das ist notwendig, besonders für den Mann. Aber, Wilhelm, laß nur keine Eitelkeit sich einmischen, diesen versteckteſten aller Feinde, der viel auf Disputieren hält!

Das alles sage ich Dir, weil ich ganz Ähnliches durchgemacht habe. Ich bin nur ein einfaches Weib, aber lange Zeit habe ich gekämpft, weil ich das, was ich so herrlich durch Deine Mutter erfuhr, mit dem vereinigen wollte, was ich durchaus nicht verwerfen wollte, was Gottes Geschenk auch ist, meiner Vernunft. Klar geworden ist mir dann alles durch die Sonne, die so wohltätig meinen kranken Leib wärmt und heilt. Was ist die

[1] Martin Stephan (1777–1846), seit 1810 Pfarrer der Böhmischen Gemeinde in Dresden, streng konfessioneller Lutheraner, der durch seine Erweckungspredigten und seine Persönlichkeit eine starke Wirkung ausübte. Die von ihm veranstalteten nächtlichen Erbauungsversammlungen veranlaßten 1836 das Einschreiten der Polizei. 1838 ging St. infolgedessen mit 700 seiner Anhänger nach Amerika und gründete dort am Mississippi eine eigene Gemeinde, wurde aber schon 1839 von dieser wegen erwiesener Unzucht abgesetzt und exkommuniziert. Die Enttäuschung über St. hat später auf W. v. K. stark eingewirkt.

Sonne? iſt ſie es ſelbſt, die hier mich wärmt? Nein, es iſt nur ein Strahl von ihr – was ſie ſelbſt iſt, werde ich hier nicht erfahren, ſie iſt mir völlig unbekannt. Und doch iſt ſie mir ſo wohlbekannt, ich liebe ſie, ſie iſt mir unentbehrlich. So, lieber Wilhelm, gewinnen wir auch die Überzeugung, daß ein Gott lebt und uns hilft, nicht durch das Nachdenken unſerer Vernunft, ſondern nur durch eigene Erfahrung, und ſie läßt ſich nicht lehren. Ein jeder muß das ſelbſt erleben; es gibt Menſchen, die erſt aus den Windeln kriechen, wenn ſie ſchon vierzig oder ſechzig Jahre alt ſind, andere werden früher losgewickelt.

Du ſchreibſt, wie ſchwer es iſt, einen wahren Freund zu finden. Du tuſt recht daran, daß Du Dich einem, der Dir von außen wohl gefällt, nicht gleich anſchließen magſt. Findeſt Du aber einen Menſchen, der von Deinem Herzen anerkannt wird, ſo wirf Dich nur getroſt an ſeine Bruſt, wenn es auch ſcheint, als ſtände er hoch über Dir. Nur laß das Herz entſcheiden, nicht den Kopf, der den Glanz von bunten Steinen wohl mit Sonnenlicht verwechſeln könnte. Aber wo Du dieſes alles durchdringende Licht findeſt, wo Du nicht Stückwerk, Tugend und ſchön übertünchte Laſter nebeneinander, ſondern ein Ganzes findeſt – da wirſt Du angenommen werden, denn Du ſtehſt auch da! Was nun Gott dieſen Menſchen übrigens an liebenswürdiger Natur verliehen hat, das iſt dann als wahre Gottesgabe recht froh zu genießen, ohne Schlangen darunter zu fürchten. Eine ſolche Freundſchaft gönne und wünſche ich Dir von ganzem Herzen; ich zweifle auch gar nicht, daß es noch ſolche Jünglinge gibt.

Wie ſehr gefallen mir Deine gemütvollen Bilder! Wenn doch alle Kunſt ſo wirkte, wozu ſie beſtimmt iſt, die Herzen zu erwärmen! Aber Goethe hat nur eine Iphigenie geſchrieben, und was die Menge in der Muſik ſucht, das treibt mich fort. Mozart und die alte echte Kirchenmuſik und meines La Trobes kindlich reine Melodien, die ſind erhebend und nicht verwirrend. Hat nicht das Requiem von Mozart uns alle erquickt, wie Dein ſchönes Bildchen [ſ. die Abbild.] an Sophie auch noch zeigt? Mögen doch Deine Bilder alle ſo wirken auf jeden, der ſie ſieht, mögen ſie nicht allein Form, ſondern auch ſittlichen Wert haben und von Herzen zu Herzen gehen, ohne je ein unſchuldvolles Auge zu beleidigen! Möchten ſie dabei den Stempel des Geiſtes tragen, der auch Laſterhafte anzieht, und ſie im Anſchauen zum erſten Male fühlen laſſen, daß Gott allein die Leuchte unſeres Weges iſt – für Maler, Fürſten und Tagelöhner und kranke alte Frauen, die im Bette liegen und auf ihren Knien an ein liebes Schweſterkind ſchreiben.

*

Der Onkel v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 22. Auguſt a. St. 1825. Es iſt Bedürfnis meines Herzens, dem ſcheidenden Gerhard dieſes Blättchen mitzugeben, welches, wo es Dich auch antreffen mag, Dir ſagen ſoll, daß Dein Onno Deiner mit alter treuer Liebe gedenkt. Die mir von Dir gewordenen Nachrichten beſtätigen es zu meiner großen Freude, daß Du im Beſitz wahrer Lebens-

weisheit biſt. Preiſe Gott für dieſen ſeltenen Schatz! Geſundheit der Seele und des Körpers, Unabhängigkeit von allen Lebensſorgen – dieſe himmliſche Ausſteuer ward Dir zuteil und ſetzt Dich in den Stand, an Deinem genußvollen Lebensplan mit ungeſtörter Kraft zu bauen. Der Herr ſchütze Dich vor Übermut im Glück!

Du haſt Deine Wallfahrt zur geweihten Roma, den Künſtler mit Sieg krönend, vielleicht bereits begonnen. Welche Freuden erwarten Dich auf dieſer Pilgerreiſe! Ach, könnte ich mich auf ein kleines Blättchen ſetzen und Dir nachſchwimmen! Eine unwiderſtehliche Sehnſucht ergreift mich noch am Abend meines Lebens, mich auf Gottes ſchöner Erde zu ſonnen. In Eſtland gibt es nur einen Sommermonat, nun beſchränkt ſchon wieder der grauliche Herbſt unter unfreundlichen Stürmen den armen Onno im grauen Klaus auf Zimmer und Schreibtiſch. Mir wird dabei zu Mute, als müßte ich mit den Schwalben davonziehen.

Grüße meinen Vetter Stackelberg[1] in Rom, der, wie ich ihn dafür halte, wert Deiner näheren Bekanntſchaft iſt. Grüße auch den Timo und nimm ſeine Leidenſchaftlichkeit unter Deinen weiſen Schutz; in dem Jungen liegt viel Stoff zum Guten, er verdient es, daß Du, guter Willi, ihn unter deine Obhut nimmſt. Nun, die paar Jahre, das Tröpfchen Zeit, werden Euch bald verrinnen, und dann wird es Dir größte Lebensweisheit ſcheinen, bei Deinen Dich liebenden Verwandten Deine Hütte zu bauen. Komm! ich will Dir eine monſtröſe Pfeife mit edlem Wagſtaff laden, und leichter ſoll uns das Lebensjoch werden. – Wie wird Dich Deines Bruders Lebensweisheit überraſcht haben, der ſchon dafür geſorgt hat, daß er mit einer tüchtigen Portion Heimweh davonreiſt! Wer hätte das gedacht?!

W. v. L. an den Atti

Dresden, den 4. Oct. 1825. Sie wiſſen nicht, wie ſehr Sie mich mit Ihrem Briefe erfreut haben! Aber wie konnten Sie denken, daß ich nach Rom reiſen würde, ohne Ihnen vorher noch Valet zu ſagen, und ſollte es auch nur, wie hier, mit ein paar ſchiefen Zeilen geſchehen. Eigentlich ſollte ich meinem alten Plane nach jetzt ſchon in Rom ſein, allein ein Brief meines Bruders, den ich Anfang Auguſt erhielt und in dem er mir ſeine baldige Ankunft hier meldete, beſtimmte mich, noch zu warten, um ein friſches Bild von ihm mit in die Fremde zu nehmen. Allein wer außen blieb, war Sir Gerard, und da auch keine erläuternde Nachricht von ihm kam, ſo konnte ich nichts anderes tun, als hier ſtill warten, um meiner wegen Gerhards Außenbleiben ſchon ſehr geängſtigten Mutter durch meine Abreiſe nicht doppelte Unruhe zu machen. Dieſes Warten war ſehr peinlich, indem ich meine Arbeiten alle beendet hatte und doch nichts Neues mehr anfangen konnte.

Endlich kam Herr Gerhard angefahren. Der arme Junge war unſchuldig an der Angſt, die er uns gemacht hatte. Er hatte lauter Pech gehabt,

[1] Otto Magnus Baron v. Stackelberg (1787–1834), Archäolog und Maler, lebte 1816–1828 in Rom.

denn erstlich war der Brief, in welchem er uns seine verzögerte Abreise meldete, verlorengegangen, und zweitens hatte er noch unterwegs die Masern gehabt, welches ihn bedeutend aufgehalten hat. Er ist so lang wie ein Kirchturm, männlich geworden und hat fürchterlich rote Backen nebst einer bedeutend braunen Gesichtsfarbe. Er hat sich in Livland mit einem der liebenswürdigsten und herrlichsten Mädchen, die ich kenne, verlobt[1], und eben diese Angelegenheit hatte ihn dort so lange aufgehalten, indem er fürchtete, das Mädchen möchte ihm, wenn er sich nicht gleich erklärte, in seiner Abwesenheit von einem Anderen weggekapert werden. Sie ist die älteste Tochter meines Onkels Kügelgen, ich kenne sie sehr genau, sie paßt ganz für Gerhard und er hätte unter Gottes Sonne keine klügere Wahl treffen können. In einem halben Jahre, will's Gott, kehrt er mit Mutter und Schwester nach Livland zurück und tritt dort, sobald es möglich ist, ein Gut an, und wenn ich dann von Rom aus nach zwei oder drei Jahren wieder zu ihnen stoße, soll die Hochzeit gehalten werden. Gerhard ist sehr ruhig und ganz unverändert in seinem Betragen, welches ich für einen Beweis der Solidität seiner Empfindung ansehe.

Den 10ten dieses früh um vier, so Gott will, reise ich von hier ab in Begleitung meines Freundes Neff, der seine Anhänglichkeit an mich dadurch recht an den Tag gelegt hat, daß er volle vier Wochen hier mit mir wartete, um in meiner Gesellschaft zu reisen, obwohl er schon alle seine Sachen und Mobilien verkauft hatte und auch ohne Arbeit war. Jetzt treibt's mich wie mit Stahlfedern hier fort. Ich werde wohl nicht hierher zurückkehren, sondern, wenn ich's in Petersburg zum Cabinetsmaler gebracht habe, welches spätestens nach einem zweijährigen Aufenthalt dort erfolgen muß oder nie, in Livland bei meinem Bruder meine Tage verleben; auch denke ich in diesen zwei Jahren der Candidatschaft nur den Winter über in Petersburg zuzubringen.

Mir braust der Kopf, ich bin erst drei Tage mit meinem Bruder zusammen und soll nun gleich von ihm wieder fort, ich habe greulich viel zu laufen, zu schreiben, zu packen, lauter Verwüstung und Zerstörung zu einer neuen Geburt in Rom, dem Backofen. Mein lieber, lieber Atti, begleiten Sie mich mit Ihrem Gebet! Die liebe Hausmutter, Julchen, Eduard, alle, alle grüße ich herzlich — o Ihr lieben guten Menschen!

*

A. v. K. an seine Base und zukünftige Schwägerin Elmine

Dresden, den 2. Oct. 1825. Meine geliebte Schwester! Nimm meinen herzlichen Bruderkuß, Du meines Bruders guter Engel! Sei uns willkommen, tausendmal willkommen im Kreise unserer kleinen Familie und nimm hin, was wir Dir geben können, unsere Bruder-, Schwester-, Mutterliebe, die Dich auf Armen tragen soll und, wo sie's kann, Dein Leben Dir versüßen. Habe Dank, Du liebe Schwester, für das Herz, das Du meinem Bruder geschenkt hast, für das Vertrauen, das Du uns

[1] G. v. K. verlobte sich am 9. Aug. 1825 mit seiner Base Wilhelmine (Elmine) v. K., geb. 1808.

allen gibſt! Du wirſt meinem Bruder liebend zur Seite ſtehen und ihm gewiß den Weg zum Himmel erleichtern, und er Dir auch — das ſoll und muß ſo ſein, und darum ſind Mann und Weib geſchaffen, damit's den Menſchen leichter werden ſoll, zu Gott zu gehen. Ja, meine liebe Elmine, das ſei Dir unverhalten, hätte ich mit Laternen (wie der ſelige Diogenes die Menſchen ſuchte) mir eine zweite Schweſter ſuchen ſollen, ich hätte keine liebere finden wollen als gerade Dich, ſo weit Du auch am äußerſten Ende der Erde, da hinten in Deinem Eſtlande ſtecken magſt.

Nun wartet aber mit der Erfüllung Eurer Wünſche, bis ich aus Rom zurückkomme und durch unerhörtes Jubeln und unbegreifliche Freudigkeit Euer ſchönſtes Feſt verſchönern helfen kann. Dann will ich Euch auch malen mit ſchönen bunten Farben, im Hintergrunde Kurkül und Dresden, ſodaß ein Blöder glauben muß, es wäre ein Ding. Doch Spaß beiſeite! Du weißt ja, daß ich gern ſpaße, und weißt auch, daß ich's gut mit Dir meine und alles Spaßen jetzt nur Ausbruch reiner Freude über das Glück meines Bruders iſt. Gott ſegne und behüte Dich!

*

W. v. K. an ſeine Großmutter Zoege v. Manteuffel

Dresden, den 8. Oct. 1825. Im Begriff, eine weite Reiſe zu tun, nahe ich mich noch Ihrer mütterlichen Liebe, mir Ihren Segen zu erbitten. O meine teure Großmutter, begleiten Sie mich mit Ihrem Gebete, mich und Timo, und bitten Sie Gott, daß keiner von uns verloren gehe. Morgen, als dem letzten Tage unſeres Aufenthaltes hier, werden wir noch das heilige Abendmahl genießen in Begleitung meiner Mutter, meines Bruders und Adelheids. Möchte es nun endlich einmal gute Früchte bringen bei mir, auf längere Zeit, denn mit der Rührung, die eine Folge der feierlichen kirchlichen Handlung iſt, ſchwindet mir auch immer bald die Heiligung aus dem Herzen wieder weg, in der wir doch eigentlich immer leben ſollen, wenn wir Gotteskinder heißen wollen.

Nun hat uns Gott doch endlich den Gerhard hergeführt geſund und wohl, nach langer Beſorgnis und Angſt, beſonders von ſeiten meiner Mutter. Er hat die Maſern unterwegs gehabt, ſieht aber ſo geſund aus, als wenn Gott ihn eben erſt erſchaffen hätte. Wunderbar! Hier ſterben ſo viele an dieſer Krankheit, umringt von Müttern und Geſchwiſtern, gepflegt und behandelt von den geſchickteſten Ärzten, und ſterben doch trotz aller Sorge, die man für ſie hat — und er ſitzt in ſeinem elenden kleinen Poſtwagen, dem Wind und Wetter und allen erdenklichen Unbequemlichkeiten ausgeſetzt, hat niemand zu ſeiner Pflege als einen unerfahrenen Bauernjungen, und, ſtatt zu ſterben, ſcheint er vielmehr erſt recht geſund geworden zu ſein. Wir finden ihn unglaublich gewachſen und ſtark geworden, nur ſein Kopf iſt durchaus unverändert geblieben und auch ſein Gemüt, was mir beſonders große Freude macht.

Nun, meine Herzensgroßmutter, nochmals empfehle ich mich Ihrer Liebe. Möchte Gott mir doch die Freude ſchenken, daß ich Sie noch wiederfinde in dem lieben Eſtenlande!

IV

Romfahrt und Verlobung

Herbst 1825 bis Sommer 1826

Nur fünf Monate hat W. v. K. — er ist um den 1. November eingetroffen — in Rom geweilt; zwei davon sind ihm noch verloren gegangen durch die Krankheit, die ihn zur Zeit seines Geburtstages (20. Nov.) befiel und von der er erst in der zweiten Hälfte des Januar unter dem freudigen Eindruck des Ja-wortes des Schwiegervaters genas.

Es ist schade, daß wir nicht nähere Schilderungen W. v. K.s erhalten über seine Eindrücke von Rom, seine Reisen ins Gebirge (von denen noch zahlreiche Skizzen nach der Natur zeugen), über seine Kunststudien und eigenen Arbeiten, seinen Verkehr mit dem alten Joseph Anton Koch (einem Freund des Vaters) und Thorwaldsen, mit den alten Dresdener Freunden (Senff, Dräger, Koopmann, Remy, Zimmermann), die er in Rom antraf, und den neuen, die er dort gewann (v. Maydell, Peschel, Ludwig Richter, den er von Dresden her nur äußerlich kannte). Gerade über W. v. K.s Briefen aus der Zeit des römischen Aufenthaltes hat ein besonderer Unstern gewaltet. Ein Teil von ihnen ist schon dadurch verlorengegangen, daß die Mutter sie an den Atti sandte. Die anderen scheinen gerade zu denen zu gehören, die dem dann bald von den Verwandten verhinderten Werk der Vernichtung anheimgefallen sind, das die beiden Herausgeberinnen des Lebensbildes der Mutter W. v. K.s bald nach der Vollendung dieses Buches begannen, weil sie die vorhandenen Familienbriefe in diesem genugsam verwertet glaubten. Die von uns aus diesem Werke übernommenen kurzen Auszüge zeigen aber, daß, der eigenen Einstellung der Herausgeberinnen entsprechend, hier eigentlich nur auf das religiöse Leben bezügliche Äußerungen ausgewählt worden sind.

Nun ist es zweifellos, daß W. v. K. sich gerade in jenen Jahren besonders eifrig um sein Seelenheil bemüht hat; das Heimweh, das den von jeher an einen traulichen Familienkreis Gewöhnten in der Fremde befiel, die angstvolle Erkrankung bestärkten in Rom diese Neigung; zudem trat er in Rom in einen durchaus religiös gerichteten Freundeskreis hinein — aber trotz alledem ergibt sich ein (zwar nicht unrichtiges, aber doch) nur einseitiges Bild seines Lebens in Rom, wenn man über dieses als Ganzes das Motto setzen wollte: „Das Glaubensleben ist hier mein Hauptstudium."

Besonderen Einfluß hat damals der junge preußische Gesandtschaftsprediger Richard Rothe, der spätere berühmte Heidelberger spekulative

Theologe, auf W. v. K. ausgeübt. Man ist in Versuchung, eine nachhaltige Einwirkung Rothes auf die religiöse Gedankenwelt des Alten Mannes anzunehmen; denn die bei diesem allmählich immer klarer hervortretende Erkenntnis des ethischen Charakters der christlichen Religion liegt ganz in der Richtung des Grundgedankens der Rotheschen Theologie, daß Religion und sittliche Weltkultur nicht getrennte Gebiete sind, sondern daß es zur Gesundheit beider gehöre, sich restlos zu durchdringen. Angesichts dieser Verwandtschaft ihrer theologischen Gedankenwelt und bei der dankbaren Verehrung, die W. v. K. in Rom mit Rothe verband, wirkt es allerdings überraschend, daß in den Hunderten von späteren Briefen W. v. K.s, die ich kenne, mit ihren vielen und langen theologischen Auseinandersetzungen, nicht einmal der Name Rothes sich auch nur ein einziges Mal erwähnt findet. – Die Einrichtung der religiös-literarischen Zusammenkünfte im Rotheschen Hause stammt übrigens schon aus dem vorhergehenden Winter 1824/5 [vgl. Ludwig Richter, Lebenserinnerungen, Ausg. von Max Lehrs, S. 191 u. 235]; sie wurden zu Anfang des Winters 1825/6 wieder aufgenommen, W. v. K. hat, durch seinen Freund Maydell eingeführt, begeistert an ihnen teilgenommen, keineswegs aber ihren Mittelpunkt gebildet.

Zur Erklärung der scharfen Kritik, die W. v. K. an den damaligen Erscheinungsformen des römischen Kirchenwesens übt, ist vielleicht der Hinweis angezeigt, daß er sich insofern in einer gewissen Verteidigungsstellung befand, als sowohl die Mutter wie auch der Atti ihn nicht ohne Sorgen wegen der Gefährdung seines evangelischen Glaubens nach Rom hatten ziehen lassen und die Periode der Konversionen der Nazarener und Romantiker damals noch keineswegs abgeschlossen war. –

Am 1. Mai 1826 ist W. v. K. zur porta del popolo hinausgezogen, der Heimat und der Braut entgegen, zusammen mit Timo Neff. Schon vier Wochen vorher hatte Ludwig Richter, mit dem dann W. v. K. zufällig auf dem Rigi zusammentraf, seinen Fußmarsch von Rom nach Dresden angetreten mitsamt seinem schwarzen Hündchen Piccinino, das ihm Rothes beim Abschied als Begleiter geschenkt hatten. Volle drei Monate, von denen allerdings vier Wochen auf einen Aufenthalt in Florenz entfallen, hat W. v. K. zu seiner Reise bis Bremen gebraucht.

Im Mittelpunkt dieses Abschnittes steht die Verlobung. Julchens Gestalt und Persönlichkeit wird aus diesem Bande der Selbstbiographie lebendiger vor Augen treten, als das in den „Lebenserinnerungen" der Fall ist. Aber sie hat nicht nur Wilhelms Jugend vergoldet, sondern sie ist ihm zeit seines Lebens die treue und tapfere, geliebte und unentbehrliche Gefährtin gewesen, die gerade für ihn die richtige Ergänzung war. Die geistvolle Art ihres Vaters hat sie von diesem nicht geerbt, sie war eher – wohl von ihrer Mutter her – eine nüchterne Natur. Aber diese zarte kleine Frau besaß eine herrliche, mit praktischer Klugheit gepaarte Tapferkeit und eine wundervolle Lebenskraft. Wer die sonnigen (hier nicht mit veröffentlichten) Briefe liest, die sie als ganz junge Frau 1828 von

Poll nach Petersburg an ihren bald hoffnungsfreudigen, bald verzagten Mann schreibt, wie sie ihn richtig beurteilt und freundlich berät, bald mäßigend, bald ermutigend — der erkennt, was sie, selbstlos und ohne Prunken, für ihn bedeutet hat. Wer in den „Leb.-Er." darauf achtet, wie sie in den dunklen Tagen, da der Tochter Elisabeth und später dem Alten Manne selbst der Tod naht, sich so wacker hält, daß Wilhelm wähnt, sie erkenne die Gefahr nicht — der gewinnt Respekt vor solcher stillen Tapferkeit. Kongenial ist sie ihrem Manne nicht gewesen, vielleicht sogar unter der Einwirkung der kleinen Hermsdorfer und Ballenstedter Verhältnisse immer weniger geworden — das mag für den Künstler und hochstrebenden Geist keine Förderung gewesen sein, aber es war für den unter seiner selbstquälerischen Geistigkeit Leidenden ein Segen. Wie vorahnend — doch war Julchen damals erst vierzehn Jahre und Wilhelm sechzehn alt — klingt es, wenn der Atti am 28. Dez. 1818 in Hinblick auf seine eigene Ehe und auch auf die der Eltern W. v. K.s an dessen Mutter schreibt: „Vor allem bedürfen Maler, Dichter und dergleichen schöpferische und halb im Himmel lebende Menschen einer menschlichen Umgebung, die sie mit den Füßen auf der Erde hält. Daher halte ich es auch für eine Ehe im Himmel geschlossen, wenn dem Poeten eine prosaische Frau gegeben wird."

Das zarte Julchen, deren Leben bei jeder Geburt in schwerer Gefahr schwebte, um deren Gesundheit Wilhelm so oft bange war, hat ihn um volle zweiundvierzig Jahre überlebt. In dem wunderbaren Alter von mehr als 104 Lebensjahren ist „das alte Mumchen" (Mumuchen), wie sie mit einem ursprünglich von ihren Kindern geprägten Kosenamen später von dem ganzen Kreise der vertrauten Freunde genannt wurde, erst im Jahre 1909 gestorben, körperlich und seelisch frisch bis zuletzt, nur zuweilen leise klagend: „der liebe Gott hat mich vergessen."

W. v. K. an die Mutter

Florenz, den 28. Oct. 1825. Voll Dank gegen Gott melde ich Dir, daß wir vorgestern abend wohlbehalten hier in Florenz angekommen sind, nachdem wir auf den Apenninen weidlich gefroren hatten. Von Innsbruck aus habe ich Dir geschrieben. Wir hatten von besagter Tiroler Stadt bis Verona einen herrlichen Wagen mit Scheiben, Jalousien und Gardinen und eine ausgesucht gute Gesellschaft, die aus zwei sich zärtlich liebenden Brüdern namens de Pauli und einem jungen italienischen Baron Castellrosso bestand. Der ältere de Pauli ist Appellationsrat in Mailand und sieht accurat so aus wie Onkel Heinrich [Zoega v. M.]; er war sehr väterlich besorgt um uns, gab uns überall guten Rat und war auf der anderen Seite so kreuzfidel, daß er des Abends in den Wirtshäusern seine Kräfte mit uns maß. Castellrosso war ein liebenswürdiger Mensch von den einnehmendsten Sitten, er hatte in Innsbruck studiert, um Deutsch zu lernen, und kehrte nun in sein Vaterland zurück; er war so unschuldig und unverdorben wie ein Kind und dabei reif von Verstand

wie ein Mann. Als wir des Abends in Trient ankamen, wo sich unsere Wege trennten, führte er uns noch in der ganzen Stadt herum, indem er sich mit rührender Freude an seiner Vaterstadt ergötzte.

Trient war die erste bedeutende italienische Stadt, die wir sahen, und uns deshalb sehr interessant. Gleich als wir aus dem Wagen gestiegen waren und ich voll Neugier eine Straße herunterschlenderte, zog mich das unsinnige Geschrei eines Menschen an. Er stand auf einem hohen Stein und schrie, während eine Straßenlaterne ihn und seine lange gestreifte Zipfelmütze malerisch beleuchtete: Jo sono un gran propheta, worauf ihm einer aus dem Volke antwortete Evviva! Als ich weiterging, freute ich mich sehr über eine kleine Szene ganz anderer Art. Es saß nämlich an einer Straßenecke ein alter zerlumpter Kerl und ein altes Weib von gleichem Genre, die Birnen und Weintrauben zu verkaufen hatten, und zwischen ihnen stand ein wunderhübsches erwachsenes Mädchen, die sich erst zu der alten Frau niederbeugte und ihr die Hand küßte und dann dem alten Mann, der ihr freundlich mit der Hand über die Stirne fuhr, ein gleiches tat, indem sie sagte: Felicissima notte, mio padre! Das italienische Volk hat wirklich außerordentlich viel Liebenswürdigkeit.

Wenn der Wagen hielt, um die Pferde verschnaufen zu lassen, ging ich immer hinein in die Wirtshäuser – die den estnischen Krügen sehr ähneln, nur daß sie statt von Holz von Steinen und sogar manchmal teilweise von Marmor gebaut sind, aber ebenso schwarz und unreinlich und mit Säulen vor dem Hause – und unterhielt mich da mit den Wirtsleuten und den Bauern, wobei sie mir immer einhalfen, wenn ich stockte, und mich korrigierten, wenn ich Fehler machte, ohne im geringsten den Mund zum Lachen zu verziehen. Als ich einmal vor der Tür eines solchen Kruges auf einer Bank lag und mich sonnte, setzte sich ein fürchterlich aussehender Kerl zu mir und fing eine sehr angelegentliche Unterhaltung mit mir an. Ich sagte ihm, ich könne nicht italienisch sprechen, worauf er antwortete: Fa niente, Signor, fa niente, si impara parlando (das tut nichts, mein Herr; man lernt, indem man spricht). Und so fing ich denn an aus Leibeskräften mit ihm zu sprechen, und wir bedienten uns beide ebenso sehr der Finger- und Zeichen- als der Mundsprache, bis wir beide zuletzt die Unterredung mit einem herzlichen Gelächter endeten und er zufrieden auf seinem kleinen Esel davonritt. Aber auf diese Art mache ich große Fortschritte in der Sprache, und ich kann schon alles fordern und fragen, was ich nötig habe.

Von Bologna aus bis hierher habe ich fast nichts als französisch gesprochen, da wir mit vier Engländern reisten, von denen nur einer deutsch verstand. Die Reise war ungemein interessant, indem auf diesem Wege eigentlich erst der deutsche Charakter in der Natur mit dem italienischen wechselt. Man fährt von Bologna aus gleich den Apennin hinan, welcher ein furchtbar wildes, kahles und ödes Gebirge ist, und kommt erst dicht bei Florenz wieder herunter, wo man sich nun auf einmal in die schönste und üppigste Landschaft mit Zypressen-, Lebens-, Öl- und Feigenbäumen

versetzt sieht. Von Bologna fuhren wir bei trübem Wetter aus, und der ganze Himmel war mit Wolken überzogen. Als wir das Gebirge hinanfuhren, wurde die Gegend so merkwürdig, daß ich ausstieg und beinahe den ganzen Tag zu Fuß vor dem Wagen herging, welches ich mit Bequemlichkeit konnte, da der Wagen wegen des steilen Weges immer Schritt fahren mußte, obgleich er mit zwei starken Pferden und zwei ungeheuren Ochsen bespannt war. Bald war ich dem Wagen weit voraus, ich hatte schon eine ungeheuere Höhe erreicht und sah ein Meer von Felsen und kahlen Bergen unter mir liegen, öde und wüst, aber ungeheuer ergreifend zu betrachten, und in der Ferne sah ich das Adriatische Meer wie einen dunklen Strich.

Als ich so in Gedanken versunken die merkwürdige Gegend betrachtete, sah ich auf einmal einen Kerl, der rechts aus dem Gebirge auf mich zulief und mich mit lauter Stimme anrief. Da ich ihn für einen Räuber hielt, ging ich ihm sogleich entschlossen entgegen, und als wir uns trafen, bot ich ihm die Hand und sagte ihm lustig: Buon giorno, camerado italiano! Er erwiderte meinen Gruß mit scheinbarer Herzlichkeit und fragte mich, ob vielleicht ein Wagen nachkäme. „O – sagte ich, der ich ihm immer noch nicht traute – ein großer Wagen mit drei Pferden und zwei Ochsen Vorspann und darin sind Offiziere." – „O, das tut mir leid, daß der Wagen schon Vorspann hat, denn ich habe auch Ochsen, schöne Ochsen, dort weiden sie; und dort ist mein Haus, will der Herr nicht mit mir in mein Haus kommen, ich habe auch guten Wein." Dabei zeigte er in einen Felsenschlund hinab, wo ich auch wirklich so etwas wie eine Hütte gewahr wurde. Nun fing ich an zu lachen und sagte ihm, ich müßte auf der Straße bleiben und er solle mich lieber begleiten – denn ich wollte ihn nicht gern im Rücken haben, bis der Wagen uns eingeholt hätte. Er ging auch wirklich mit und fing an, mir eine unbändig lange Geschichte zu erzählen, von der ich freilich gar nichts verstand, ihm aber immer nach der Betonung seiner Rede mit Aha oder Oh oder Si, si, camerado antwortete, bis uns endlich der Wagen einholte und ich mich auf den Kutschbock schwang.

Jetzt hatten wir die Wolkenregion erreicht und fuhren nun in den dichten Nebel hinein, sodaß man kaum zwanzig Schritt um sich sehen konnte. Ich rauchte eine Pfeife nach der anderen, bis wir auf einmal aus dem Nebel wieder herauskamen und über uns den schönsten blauen Himmel und Sonnenschein hatten. Unter uns lagen die Wolken wie Kreidefelsen, hell von der Sonne beleuchtet, und eine warf immer über die andere ihren riesenmäßigen Schlagschatten weg – dies war ein Anblick, der meine Seele jauchzen machte. Ich sprang vom Bock und fing wieder an zu laufen – da fuhr plötzlich von der Höhe herab ein Sturmwind unter das Wolkengesindel, und nun hättest Du den Spektakel sehen sollen, eine Wolke fuhr durch die andere hin, alle Gestalt verschwand, und in wenigen Augenblicken war ich wieder ganz in Wolken und Nebel eingehüllt. Ein furchtbar kalter Wind pfiff mir um die Ohren. Ich band mir meine kleine Ledermütze fest unter dem Kinn und fing nun

Der Atti F. A. Krummacher

Ölgemälde von W. v. K. 1838

Jugendkompositien von W. v. K.

Getönte Zeichnung

an wie ein Gemsbock bergauf, bergab zu galoppieren, und dachte beständig: ach hätteſt du doch den alten Roller hier, wie würde der ſich freuen über dieſen gräßlichen Skandal, den Wolken und Winde hier mit einander treiben! Endlich wurde es finſter, und ich ſtieg wieder in den Wagen. Wir fuhren ungefähr eine Viertelſtunde, da brach der Mond durch die Wolken, und bald waren wir ſo hoch, daß wir wieder ganz reinen Himmel hatten und den klaren Mond über uns – unter uns die vom Sturm getriebenen Wolken, vom Monde ſchwach beleuchtet. Ach, es war wunder-, wunderſchön!

Wir kamen ziemlich ſpät in die Herberge, ein ganz einſames Haus auf der Höhe des Apennins. Als wir in die ſteinerne Halle eintraten, kamen uns eine ganze Menge ſchöner Mädchen entgegen und umzingelten uns mit neugierigen Blicken, wir fingen unbändig an zu lachen und warfen unſere Mäntel auf das Kanapee und uns ſelbſt auf die Mäntel, von wo aus wir uns mit den Mädchen unterhielten, die unterdes im Kamin Feuer anmachten. Sie waren alle prächtig gekleidet, und wir haben nie ergründen können, wer ſie waren und wie ſie in ſo großer Anzahl in dies einſame Gaſthaus auf dem wilden Apennin kamen, weil keiner von uns fertig italieniſch reden konnte und in dem Gaſthaus niemand franzöſiſch ſprach. Ich bin ſelten ſo luſtig geweſen als dieſen Abend. Es war eine völlige Sprachenverwirrung. Die Engländer ſprachen engliſch, franzöſiſch und gebrochen italieniſch und wir deutſch, franzöſiſch, italieniſch, etwas eſtniſch und einige aufgeſchnappte engliſche Worte nebſt etwas Lateiniſch, alles durcheinander, dazwiſchen ſprachen die ſchönen Mädchen italieniſch und die eine ein paar falſche deutſche Worte. Jeder von uns hatte hinter ſeinem Stuhl eine Donna, die er mit einer fremden Sprache quälte, worauf ſie dann immer non capisco ſagten oder gerade das Verkehrte taten – kurz es war eine äußerſt lächerliche Szene. Beſonders freute ich mich aber, daß, obgleich wir alle durch den Wein äußerſt fidel und übermütig wurden, doch keine einzige Unanſtändigkeit oder Gemeinheit vorfiel. Aus übergroßer Sorge ſchoben wir ſogar beim Schlafengehen noch zwei große Riegel vor die Türe. Ach, wir haben ſo viel ſonderbares Zeug auf unſerer Reiſe erlebt, daß ich Dir ganze Bücher davon ſchreiben könnte, aber ich habe keine Zeit, denn morgen früh reiſen wir, ſo Gott will, ſchon nach Rom ab.

Hier in Florenz gibt es ſo viel Schönes zu ſehen, daß man ganz verwirrt wird. Die Galerien haben hier nur wenig Bilder, gar kein Vergleich mit der ſtarken Dresdener Sammlung, aber es ſind lauter ausgeſuchte Sachen. Ich habe hier Bilder geſehen, die ſo ſchön waren, daß mir die Tränen aus den Augen ſtürzten, ich habe nie geglaubt, daß die Malerei ſo etwas leiſten könnte. Ich brenne jetzt vor Begierde, wieder zu arbeiten. Ach, es iſt von einem ganz unſchätzbaren Nutzen, Italiens Kunſtſchätze zu ſehen, aber man muß ſchon viele Vorkenntniſſe haben, um die Schönheit dieſer Bilder einzuſehen und um nur ungefähr zu begreifen, auf welche Weiſe ſie hervorgebracht ſind.

*

Ludwig Richter[1]: Lebenserinnerungen [hrsg. von Max Lehrs, S. 233f.]

Bald nach Peschels[2] und Zimmermanns[3] Ankunft erschien noch ein dritter Landsmann, Wilhelm v. Kügelgen. Er brachte mir Briefe von Eltern und Geschwistern, und da er in meiner Nähe eine Wohnung genommen, so ging ich oft nach der Arbeit ein Stündchen zu ihm, wo ich um dieselbe Zeit – es war das Dämmerstündchen – gewöhnlich auch Peschel und Zimmermann antraf. Kügelgen war eine höchst liebenswerte Persönlichkeit; seine treuen Augen, aus denen Wahrhaftigkeit und Herzensgüte blickten, sein anziehendes, stets mit humoristischen Brocken gewürztes Gespräch gewannen ihm die Herzen.

Unsere Unterhaltungen wurden bald sehr lebhaft; denn da Kügelgen der pietätvollste Anhänger der Schule seines Vaters war und unsere Begeisterung für die neue Richtung nicht teilen konnte, so gab es die eifrigsten Kontroversen. Er wurde von den Kunstwerken des Vatikans und einigen anderen Sammlungen bedeutend ergriffen, fühlte sich aber abgestoßen von dem ihm unsympathischen italienischen Leben und von der landschaftlichen Umgebung Roms[4]. Ein stilles Wald- und Heidedörfchen seiner Heimat sprach lebendiger zu seinem Gemüte als alle italische Schönheit.

Vielleicht mochte diese Unempfänglichkeit durch die Stimmung vermehrt werden, die das Vorgefühl einer Krankheit war, welche bald ausbrechen sollte. Die Gelbsucht färbte sein sonst so blühendes Gesicht wie eine Zitrone und machte ihn stumpf und müde. Es war, als wolle das Land, „wo die Zitronen blühen", mit grausamem Spott und Grimm sich an ihm rächen; denn sein ohnedies kurz bemessener Aufenthalt wurde durch diese Krankheit noch bedeutend abgekürzt, es vergingen Wochen, wo er auf sein Zimmer gebannt war.

*

Aus W. v. K.s Briefen[5] an die Mutter aus der ersten Hälfte Nov. 1825.

Man geht hier mit den ältesten und berühmtesten Malern um wie mit seinesgleichen, und ich kann mit Thorwaldsen ebenso lustig und frei sprechen und mit ihm umgehen wie mit Remy[6] und Maydell[7], und das ist der größte Vorteil für die jungen Künstler hier. Wenn Du wüßtest, Herzensmutter, mit welcher Liebe und Sorgfalt der liebe Gott mich hier pflegt und mich weidet und hütet, so würdest Du weinen müssen vor

[1] Adrian Ludwig Richter (1803–1884) war bereits seit Herbst 1823 in Rom.

[2] Karl Peschel (1798–1879), aus Dresden, seit 1837 Prof. an der dortigen Akademie. Vgl. das Bildnis.

[3] Adolf Gottlob Zimmermann (1799–1859), vgl. Jug.-Er. S. 280; ging später von Dresden nach Düsseldorf.

[4] In späteren Äußerungen betont W. v. K. wiederholt, daß die Größe der römischen Landschaft sich ihm erst allmählich erschlossen habe.

[5] Zitiert nach: Helene Marie v. Kügelgen. Ein Lebensbild in Briefen, hrsg. von Anna und Emma v. Kügelgen (Stuttgart, Chr. Belser), 7. Aufl., S. 274f.

[6] Carl Aug. Remy aus Pasewalk (1800–1872), in Dresden und Rom ausgebildet, später Professor an der Berliner Akademie.

[7] Ludwig v. Maydell aus Estland (1795–1846), Maler und Radierer, lange in Rom, gestorben in Reval. Vgl. das Bildnis.

Freude. Nicht allein, daß ich in dem ſchönſten und geſundeſten Teile Roms bei ſorglichen und ehrlichen Leuten ein gutes und wohlfeiles Quartier gefunden habe[1], ſondern auch für meine Seele hat er geſorgt, daß ſie hier Nahrung und Erquickung findet, wie ich's nicht erwartet hätte. –

Wir [mit Maydell] gingen Freitag abend nach dem Aktſaal [zu Paſtor Rothe[2]] hin, und als mich der liebe, freundliche Mann auf ſeine ſchlichte, chriſtliche Weiſe willkommen hieß, ſo wehte es mich an wie Heimatluft; es war mir, als wenn ich die Schwelle von alten lieben Freunden betreten hätte. Ach in der Fremde, wo man ſo verlaſſen ſteht, weiß man es erſt zu ſchätzen, wenn Gott einem chriſtliche Seelen zuführt, und findet einen ungemeinen Troſt darin. Nachdem der Paſtor uns willkommen geheißen hatte, ſetzten wir uns zu den übrigen an einen traulichen runden Teetiſch; die kleine Verſammlung beſtand aus dem Paſtor, ſeiner jungen Frau, dem Maler Schnorr[3], Herrn Simon[4], Hauslehrer bei [dem preußiſchen Geſandten in Rom] Bunſen, dem jungen Richter, aus Maydell, Timo und mir. Beim Tee wurde ein ſehr gemütliches Geſpräch geführt, wo ich erzählen konnte, wie es bei uns ums Reich Gottes ſtände. Später wurde eine Stunde lang Kirchengeſchichte geleſen und dann mit einem Kapitel aus der Heiligen Schrift der Beſchluß gemacht. Unſre kleine Gemeinde hier kommt mir vor wie die erſte chriſtliche Gemeinde, die ſich hier bildete und an die Paulus ſeine Epiſtel ſchrieb, und ich leſe jetzt den Brief an die Römer mit ganz beſonderem Intereſſe und in bezug auf unſre kleine Kirche. Heute werde ich zum erſten Male dem evangeliſchen Gottesdienſt [in der Geſandtſchaftskapelle, einem einfachen Saale des Palazzo Caffarelli] beiwohnen und ich denke, von nun an ihn regelmäßig alle Sonntag zu beſuchen. Wie ſoll ich Gott genugſam danken, daß ich mich ſo wohl befinde und daß ich ſo heiter bin! Aber wahrlich, hätte ich dieſe chriſtlichen Männer hier nicht gefunden, ſo würde das Heimweh mich erdrücken. –

Ich ſang wie ein Löwe, da Schnorr gar nicht imſtande iſt, dieſen konfuſen Gemeindegeſang zu halten, indem die meiſten auch nicht ſo viel Begriff vom Singen haben wie ein Laufaer Bauernjunge. Ach, wenn man hier das Weſen ſo mit anzuſehen hat, dann fühlt man ſich erſt glücklich, einer Kirche anzugehören, in der das Evangelium noch rein gepredigt wird. Die Predigt, die unſer lieber Rothe hielt, war herrlich, wahrhaft herzergreifend; das iſt auch einer von den Männern, die zum Prediger geboren

---

[1] Gleich nach ſeiner Ankunft in Rom (Anfang November) hatte W. v. K. ſeinen früheren Lehrer Senff [vgl. Jug.-Br. S. 46], der ſchon ſeit 1817 in Rom weilte, aufgeſucht. Dieſer verſchaffte ihm in ſeinem oberhalb der Spaniſchen Treppe gelegenen Hauſe, in dem auch der Bildhauer Thorwaldſen wohnte, Quartier bei einer die jungen Künſtler ſorgſam pflegenden Signora Batti.

[2] Richard Rothe (1799–1867), der ſpätere Heidelberger Profeſſor, war ſeit 1823 preußiſcher Geſandtſchaftsprediger in Rom. Vgl. über ihn auch: Ludwig Richter, Lebenserinnerungen (Ausgabe von Max Lehrs), S. 191 ff.

[3] Julius Schnorr v. Carolsfeld (1794–1872) war ſeit 1818 in Rom.

[4] Über Simon vgl. Ludwig Richter, Lebenserinn. Ausg. von M. Lehrs, S. 235 f.

ſind. O was iſt es doch für ein köſtlich Ding, den Herren lieb haben und ſein Erbteil zu ſein! Wir drei Jungens waren heute ſo recht in unſerm Gott vergnügt über dieſen Gedanken, wir kamen, Maydell, Timo und ich, mit einem Freudigkeitsgefühl aus der Kirche, das unbeſchreiblich war, und gingen in einer Kolonne Arm in Arm den Capitolsberg hinunter ſo freudig und munter, als ſollten wir gerade in die Tore des himmliſchen Jeruſalems einziehen. Rührend war es, als heute Rothe in der Kirche auf den Knien ſo herzlich für die Wohlfahrt Deutſchlands und unſerer verbündeten Fürſten betete. Das iſt ein Mann, der nie ſein Vaterland verleugnen wird, wäre er auch noch ſo lange hier. —

Als ich geſtern zur Kirche ging, kam ich etwas zu früh an und ſpazierte alſo noch auf dem Capitolium herum. Ich ſtellte mich dahin, wo der alte Weg vom Forum heraufkommt und wo die Kaiſer beim Triumph heraufzuhren, um dem Jupiter zu opfern, und ſchaute die Straße hinunter über den Triumphbogen des Conſtantin hinweg auf die Trümmer der alten Kaiſerpaläſte — da bemerkte ich neben mir einen Jungen mit einem mageren, gelben Geſicht und großen rabenſchwarzen Augen, welcher der Kälte wegen einen Kohlentopf zwiſchen ſeinen Knien hielt, indem er auf einer Stufe ſaß und unaufhörlich ſchrie: Bell' orazione per i poveri animi nel purgatorio! (ſchöne Gebete für die armen Seelen im Fegfeuer). Dabei ſchwang er mit gierigen Blicken eine Sparbüchſe über dem Kopfe. Endlich kam auch eine Frau und bezahlte ihm einen Bajokk, und nun fing der Junge übermäßig laut an zu beten, indem er ſich mit einem ganz gleichgültigen Geſicht die Gegenſtände um ſich herum betrachtete und ſich mit einem Lappen, den er ſich von ſeinen Hoſen abgeriſſen hatte, Kühlung zuwehte, denn ſein Kohlentopf und ſein Geſchrei hitzten ihn ganz unvernünftig. Die Frau blieb ſo lange ſtehen, bis das Gebet fertig war, und dann nahm ſie ihr Bündel und ging beruhigt weiter; und ſo kam einer nach dem andern und ließ ſich da für ein paar Pfennige vorbeten, ſodaß ich wohl glaube, daß der Junge gegen Mittag mit einem hübſchen Säckel Geldes nach Hauſe geſchoben ſein mag. Solche Dinge ärgern einen faſt. So ſah ich auch eine Frau, die mit ihrer Tochter in der Peterskirche vor der Statue des heil. Petrus kniete und ihrer Tochter eine Perlenſchnur und ein Halsband nach dem anderen reichte, welches dieſe dann zwiſchen den Fußzehen des Heiligen durchzog und es dann ihrer Mutter zurückgab, welche es küßte und wieder zu ſich ſteckte. Was aber rührend und herzergreifend ausſieht, iſt, wenn das Volk auf ſeinen Knien unter Gebet, Seufzen und Tränen die hohe Treppe nach dem St. Peter [gemeint iſt wohl die scala santa zur Laterankapelle] hinaufrutſcht; das iſt ein Anblick, der mich wahrhaft erſchütterte, als ich es das erſtemal ſah, denn dieſe armen Leute wollen ja mit dieſer großen Plage nichts, als Gott verſöhnen, und wiſſen nicht, daß ſie es ſo leicht haben könnten, wenn ſie ihre Schuld auf Chriſtus würfen. —

Das Glaubensleben iſt hier mein Hauptſtudium, da ich immer mehr einſehe, wie nichtig alles andere gegen dieſes eine große Studium iſt.

* *

W. v. K.s Mutter an den Atti

Dresden, den 3. Nov. 1825. Der ſcheidende Wilhelm trug mir auf, Ihnen einliegendes Briefchen zu überſenden. Er iſt jetzt fort nach Rom. – Ach, lieber Freund, ich habe bis jetzt immer geſchwiegen, aber erlauben Sie mir heute die Frage: Warum durfte Ihr liebes Kind Wilhelms aufrichtige Wünſche nicht einmal erfahren? Sie wollten ihre Ruhe nicht geſtört wiſſen. Sie handelten als zärtlicher, vorſichtiger Vater für Julchen – aber auch für Wilhelm? Die Kälte, mit der Sie ihn empfingen, hatte ihn ſo betrübt, daß er Ihnen das Verſprechen, nie wieder um Julchen zu werben, geben zu müſſen glaubte. Nun ſind die geforderten zwei Jahre bald vorüber, und ich möchte weinen, wenn ich bedenke, wie glücklich auch Wilhelm jetzt ſein könnte, wenn er im Herzen beruhigt wie Gerhard hätte abreiſen können. Er hätte das Vertrauen keines Menſchen mißbraucht! Denn auch jetzt, bei dieſer Hoffnungsloſigkeit, vermied er alle Mädchen, und keine einzige hat nur einen Augenblick ſeine Augen beſchäftigt, ob er gleich hier allgemein für einen fleißigen, ſittſamen Jüngling anerkannt und überall gern geſehen war. Aber noch einmal, warum durfte ſie nicht einmal wiſſen, daß ſie unſer aller Wunſch und Liebe war? – Armer Junge! er wird kein zweites ſolches Mädchen finden, die ſo ganz für ihn und für uns geſchaffen zu ſein ſcheint. Wird ſie denn nun wählen und wen hat ſie gewählt? Wilhelm glaubt, Sie wollten durchaus wieder einen Prediger zum Schwiegerſohn, und ſchon um deswillen iſt ihm aller Mut ausgegangen. Nun – alles wie Gott will, bleiben Sie ihm nur gut!

*

Der Atti an W. v. K.s Mutter

Bremen, den [4.?] Januar 1826. Verzeihen Sie die Verzögerung meiner Antwort, deren Urſache der wichtige Inhalt Ihres Briefes iſt. Laſſen Sie mich offen und ohne Rückhalt reden, umſomehr da Sie, meine geliebte Freundin, mich der Härte beſchuldigen. Ich beteure Ihnen, daß ich keinen Menſchen wüßte und weiß, den ich lieber meinen Sohn nennen möchte als eben unſern Wilhelm, den ich längſt väterlich liebe. Mit Freuden, ja mit Wonne würde ich ihm mein Ja gegeben haben, wenn ich geradezu meinem Herzen hätte folgen können und dürfen. Aber vorerſt ſchien mir Wilhelms Wunſch zu raſch, leidenſchaftlich und übereilt. Er erſchien mir damals umſomehr in dieſer Geſtalt, da ich bei der Veränderung meines Lebens [der damals bevorſtehenden Überſiedelung nach Bremen] nach Ruhe und Frieden in meinem Innern Tag und Nacht rang und darum betete; die Gegenwart ſchien mir ein Weg durch die Wüſte, Kanaan ſehr fern. Ich ſagte Wilhelm: Frag' über zwei Jahre! das heißt: Beſinne Dich und prüfe Deine Wahl! Ich glaubte, den ehrlichen lieben Jüngling nicht binden und hemmen zu dürfen, ihm, wenn er künftig etwas reifer ſeinen Stand und ſeine Beſtimmung erwöge, die Reue erſparen zu müſſen – und ich kann bis auf den heutigen Tag dies nicht bereuen, da ich dabei nur auf das ſeinige und nicht auf das meinige geſehen habe. Darum auch konnten und durften wir Julchen nichts von dem Vorgefallenen entdecken.

Indes haben wir wohl Spuren genug gehabt, daß auch sie Wilhelm liebt. Seine Bilderchen hängen in ihrer Stube und sind immer bekränzt, alle Annäherungen von Bewerbern hat sie abgewiesen und der Mutter manche Andeutungen gegeben, daß Wilhelm in ihrem Herzen lebt. Ihr letzter Brief, teure Freundin, bewog mich, mit Julchen über die Sache zu reden. Lange fehlte mir der Mut dazu, ich zögerte von einem Tag zum andern, auch meine Frau fand Bedenklichkeiten – endlich vor einigen Tagen, als ich mit ihr allein war, fragte ich sie: „Liebst Du Wilhelm?" Darauf antwortete sie mit einem Strom von Tränen: „Ja, ich habe ihn sehr lieb!" Ich sagte nach einer Pause: „Ich mißbillige Deine Liebe nicht; Du weißt, daß ich Wilhelm auch lieb habe. Aber es ist dabei zu bedenken, daß es leicht sein könnte, daß Du ihm in ein fernes Land folgen müßtest und vielleicht uns alle, auf immer von uns getrennt, nie wiedersähest." – „Ja – sagte sie – das weiß ich wohl." Ich sagte ihr dann, daß sie alles wohl vor dem Herrn überlegen und dann Ihm die Leitung und den Ausgang der Sache anheimstellen möge, und verließ sie in tiefer Bewegung ihres Gemütes.

Dieses ist alles, was ich in der Sache getan habe und tun zu dürfen glaubte. Ich lasse meinen Kindern völlig freie Wahl in ihren Angelegenheiten und erteile ihnen nur, wenn sie ihn begehren, meinen Rat. Wollen die beiden Kinder sich einander haben und ist's also des Herrn Wille, so werden wir Eltern mit Freuden unserm Julchen unsere Zustimmung und unseren Segen geben. Ein sinniges, stilles, unverrückt heiteres, herzlich frommes und kindlich naives Gemüt wird er an ihr finden, nur seine idealisierende Malerphantasie, die ich auch gescheut habe, muß er genügsam beschränken. Halten Sie, meine liebe Freundin, es für gut, daß Wilhelm an Julie schreibe, so gebe ich auch dazu meine Einwilligung. Ich habe wirklich nicht begreifen können, daß ich Wilhelm, wie mir mehrmals der Vorwurf gemacht ist, sollte kalt und abstoßend behandelt haben. Ich habe den Jungen ja so lieb wie meine Seele, und wenn ich in solchen Überraschungen auch vielleicht ein wenig laut und lebhaft rede, so ist doch kein Zorn und keine Kälte in meinem Herzen. Ich lege nun die ganze Sache in die Hand unsres Herrn und warte darauf, was Er mir durch Sie für Winke geben wird; ich bitte mir bald zu schreiben, was für Nachrichten von Wilhelm eingetroffen sind.

Die Mutter an W. v. K.

Dresden, den 9. Januar 1826. Gestern erhielt ich beifolgendes Schreiben von Krummacher und eile, Dir es zuzusenden. Ich bin erfreut, aber auch erschrocken, da ich nicht weiß, wie Du eigentlich nun für Julchen gesinnt bist. Ich hatte dem alten Atti bei der Übersendung Deines bei der Abreise nachgelassenen Briefes auch meinerseits geschrieben, da mein Schweigen gegen ihn schon gegen zwei Jahre dauerte und ich bange war, er könnte das als mütterliche Empfindlichkeit auslegen. Ich meldete ihm also Deine Abreise und glückliche Ankunft in Innsbruck wie auch

Gerhards Verbindung und bedauerte, daß ſeine kühle Aufnahme Dir eine ähnliche Hoffnung zerſtört habe. Weiter ſchrieb ich nichts über dieſe Sache, die ich doch erwähnen zu müſſen glaubte, die ich aber als gänzlich abgebrochen und aufgegeben wähnte. Denke Dir nun mein Gefühl bei Leſung des Briefes unſeres guten Atti! Berate Dich nun bei Gott in ſtillem, anhaltenden Gebet und tue oder laſſe dann, was Seine Stimme Dich wird tun oder laſſen heißen. Ich werde nichts dafür oder dawider tun und will alles unſerem Herrn und Dir überlaſſen. Nur gib mir in einigen Zeilen Nachricht, ob dieſe unerwartete Nachricht Dich glücklich oder unglücklich macht; unruhig genug wird ſie Dich machen, fürchte ich.

Wünſcheſt Du es, ſo will ich im Frühjahr hinreiſen, und vielleicht wird ſie mir dann auf einige Zeit anvertraut, und ich kann noch wegglätten, was Dir mißfällig ſein könnte. Doch das ſind Nebenſachen – die Hauptſache: ein ſinniges, ſtilles und unverrückt heiteres und herzlich frommes, kindlich reines Gemüt und dabei im Hauſe ordnungliebend, blühend jung und geſund – das iſt ſchon ſo viel des unerhört Guten, daß ein Mann, der nicht um ſeiner Luſt willen allein heiratet, ſondern der einer Gefährtin zu einer chriſtlichen Ehe, einer Mutter frommer Kinder und einer munteren, geſchickten Hausfrau bedarf, ein Narr iſt, der noch mehr begehrt, als Julchen ihm leiſten würde. Dann dieſe ſtille rührende Liebe! Denn wenn ſie daran denken kann, ſolche Eltern, ſolche Geſchwiſter, Vaterland und Freunde um Deinetwillen zu verlaſſen – wie teuer mußt Du ihr ſein!

Mein lieber Sohn! Zu einer bloß geiſtigen Liebe biſt Du noch viel zu jung – laß Dich von Deiner Phantaſie nicht irreleiten, Du könnteſt Dir ein langes Elend bereiten. Du haſt ſchon für Dich allein zu viel Phantaſie – wenn Deine Gefährtin, die Mutter Deiner Kinder auch mit Dir zwiſchen Himmel und Erde hauſte, wie unglücklich wäreſt Du, Deine Kinder, wie arm und unerfreulich Dein Haus! Dieſe aber wird Dein Haus mit ſtiller Regſamkeit regieren, nicht durch Knechte und Mägde, ſondern in eigener Kraft und Geſchicklichkeit, und haſt Du Feierabend gemacht, ſo wird ſie nicht mit Dir in der wolkigen Luft herumſchwärmen, ſondern wie Maria mit Dir zu den Füßen deſſen hinknien, der über alle Himmel iſt, und den recht erkannt zu haben, die wahre Weisheit iſt.

Was er von Deinem Adelſtande ſchreibt, iſt Hirngeſpinſt. Du als Künſtler haſt ſelbſt ein bürgerliches Gewerbe ergriffen, und das leidige „von" nimmt ſie Dir nicht, ſondern Du gibſt es ihr. Von ihm war es edel und gut, daß er den Jüngling nicht feſſeln und binden wollte – da er hätte bereuen können –, von Dir aber wäre es mehr als unedel, wenn Julchen, die Dir ſolche Eltern, ſolche Geſchwiſter bringt und gibt, Dir weniger dadurch würde, daß ſie kein „von" hat, keine Baronin, keine Gräfin iſt. Sie ſcheint ein ſehr geſegnetes Kind Gottes zu ſein und das iſt millionenmal mehr. Armes Kind! Was mag ſie leiden bei der ſchweren Krankheit ihrer Mutter und der Ungewißheit Deiner Geſinnung für ſie!

Nun, unſerem gnadenvollen Herrn ſei alles übergeben. Er leite Dich ferner, wie er es bis jetzt ſo wunderbar getan! Ich werde Krummacher

antworten, daß ich Dir seinen Brief gesendet, und daß er Deine Antwort nun von Dir selbst erwarten sollte. Also säume nicht, den alten Mann zu beruhigen, dem es sehr schwer gewesen sein muß, zu schreiben, was er schrieb, und seiner geliebten Tochter Herz so bloß zu geben. Bedenke das, mein guter Sohn, und so leite Dich bei jedem Worte wie bei jedem Gedanken unser Gott.

*

W. v. K.s Mutter an den Atti

Dresden, den 9. Januar 1826. Mein sehr verehrter Freund! Ich kann Ihnen auf Ihren lieben, reichen Brief, den ich gestern so ganz unerwartet erhielt, nichts antworten, als daß derselbe schon auf dem Wege nach Rom ist, und daß ich ebenso eile, Ihnen Wilhelms letzte Briefe von dorther beizulegen, damit Sie seine Seelenstimmung daraus erkennen. Sie werden in diesen Briefen nichts von Julchen finden, denn da er so ganz davon überzeugt war, daß Sie ihn auf immer abgewiesen, so hatte er sich's zur strengen Pflicht gemacht, die ganze Sache als abgebrochen anzusehen. Was Sie von den zwei Jahren gemeint, hielt er bloß für eine schonende Abweisung, um dem Stein die Härte zu benehmen. Aber, lieber Freund, warum kam dieser Brief nicht etwas früher?! Wilhelm hätte dann noch vor seiner Reise zu Ihnen eilen können und die lieben Kinder hätten sich erst näher kennen gelernt – wie viel ruhiger wären beide dann gewesen!

Doch nun mag Wilhelm selbst sich erklären, ich will ihm nicht vorgreifen. Ich will jetzt nur noch kurz auf Ihre Bedenken wegen des Adels und des Hoflebens eingehen. Sie sagen: „Wilhelm ist ein Edelmann und ich nicht". Als Künstler treibt er ein bürgerliches Gewerbe, so wie auch Gerhard, der ein Ökonom wird. Ich habe es dulden müssen, aber damals viel darüber geweint, daß mein Mann sich wieder adeln lassen mußte, weil es meines Vaters Wille war. Auch hat dieses „von" meinen Kindern weder Rittergüter noch Wohlhabenheit gegeben, und sie müssen alle gottlob arbeiten, wenn sie leben wollen. Wilhelms Vermögen wird mit der Erbschaft, die ihm jetzt zugefallen, jährlich etwa 600 Thaler Zinsen eintragen. Und was das Hofleben betrifft, so habe ich selbst mit meinem Manne drei Jahre in St. Petersburg gelebt, doch ebenso still wie hier, nur für Mann und Kinder und fürs Haus. Überdem sagte mir Goßner[1], er habe nirgends so viel wahre Christen gefunden, als eben in jener Residenz, und er sehne sich täglich zurück dahin. Doch wünsche auch ich Wilhelm nicht dorthin. Die Stadt ist zu groß, und er liebt das Land und den Wald zu sehr, um es dort lange auszuhalten. Er wird wahrscheinlich einige Jahre Porträts malen müssen, um sich ein Vermögen zu erwerben, das er dann verzehren kann, wo er will, wie sein Vater es gemacht. Wie schmerzt mich aber Ihr Schmerz, ein so geliebtes Kind so weit weg ziehen zu lassen!

[1] Johannes Goßner (1773–1858), katholischer, eine evangelische Richtung vertretender Geistlicher, wirkte 1820–24 an der Malteserkirche in Petersburg, im Juli 1826 übergetreten und später evang. Pfarrer in Berlin.

Gerhard iſt ſeit ein paar Tagen bei Herrn v. Heynitz in Hermsdorf[1] in der Wirtſchaft beſchäftigt. Seine kleine Braut iſt erſt ſiebzehn Jahre alt, in der größten Einfachheit erzogen, aber ganz wie für ihn geſchaffen, chriſtlich und ſtill und immer bereit zu jedem Opfer, damit ſie Menſchen beglücken kann. Sie iſt die Tochter von meines Mannes Zwillingsbruder und meiner jüngſten Schweſter. Anfangs ängſtigte mich dieſe Nähe ihrer Verwandtſchaft, aber meine fromme Mutter hat den Bund geſegnet und ich freue mich nun auch von Herzen, denn ich liebte dieſes Kind ſchon vorher ganz wie mein eigenes. Gerhard iſt immer noch der blühende rotbäckige, doch nicht mehr der dicke, denn er iſt ſchlank wie eine Palme und einen halben Kopf länger als Wilhelm. Er iſt ein guter Junge und ſo unverdorben zurückgekehrt, als er hinging.

Den 10. Januar. Geſtern erhielt ich noch wichtige Nachrichten aus Rom. Wilhelm hat mir es aus Schonung verſchwiegen, daß die Luft in Rom ihm immer weniger zuſagte. Doch ein ſieben Wochen lang währender Sciroccowind hatte ihn endlich gefährlich niedergeworfen, er iſt ſeit beinah vier Wochen ſehr krank. Der liebe Paſtor Rothe ſitzt täglich mehrere Stunden an ſeinem Lager, ſeine jungen Freunde pflegen ihn abwechſelnd wie Brüder, beſonders verläßt Timoleon Neff ihn weder tags noch nachts. Seine Kräfte fangen an wiederzukehren, ſeitdem der Morgenwind weht, doch verlangt ſein dortiger Arzt, daß er ſo bald als möglich Rom verlaſſen ſoll, weil er rettungslos ein Opfer des römiſchen Klimas ſein würde, kehrte der Scirocco zurück. Zwei ſeiner Freunde wollen ihn alſo nach Neapel geleiten, ſobald ſeine Kräfte eine Fahrt zulaſſen, und ich komme eben vom Bankier, um ihm das Reiſegeld zu ſenden, da er entſchloſſen iſt, wenn der Herr ihm das Leben erhält, Italien im Frühjahr zu verlaſſen, um nach Deutſchland zurückzukehren. Wenn nur der Brief, den ich ihm eilig zuſandte, ihn nicht zu heftig erſchüttert und ihm einen Rückfall herbeibringt.

*

W. v. L. an ſeine Mutter

Roma, am 24. Januar 1826. O meine Mutter! Was ſoll ich ſagen – ich möchte den ganzen Tag auf meinem Angeſicht liegen und dem Herrn im tiefſten Staube danken und ihn anbeten, lobſingen ihm, der ſo unverdiente Gnade und Barmherzigkeit an mir getan hat. O mein Gott, wie iſt mein Herz doch ſo vergnügt und fröhlich und doch ſo tief erſchüttert, tief gebeugt und in den Staub gedrückt, nicht von Gram und Kummer, ſondern von der überſchwänglichen Gnade des Herrn. Das war des Herrn Hand, ja das hat Gott getan und niemand anders! Er, Er, Er allein hat mir dies liebe, einfältige, fromme Herz, Er allein hat mir dieſe rührende Liebe zugewendet, ohne daß ich wüßte, nur das Geringſte dazu getan zu haben – Ihm allein ſei Lob und Ehre und Preis und unſere beiden Herzen dargebracht in Ewigkeit!

O, wie danke ich Gott, daß er mich nicht nehmen ließ, daß er mir ſelbſt gegeben hat, was ich nicht einmal mehr zu erbitten wagte.

[1] Hermsdorf war im Sommer 1823 von dem Grafen zu Dohna an Ernſt v. Heynitz verkauft worden; Näheres ſ. in der Einleitung zu Kapitel VII.

Unmittelbar aus ſeiner Hand habe ich eine Braut empfangen wie Adam das erſte der Weiber, und allein ſchon als Pfand ſeiner Gnade will ich ſie hoch und teuer halten, lieb und wert und meinem Herzen als beſtändige Mahnung zum Vertrauen auf Ihn.

Vorgeſtern, am Sonntagmorgen erhielt ich Deinen Brief, und heute ſind meine Briefe an Krummacher und Julie abgegangen. Ich hatte gerade einen Brief an den Atti angefangen und eben geſchrieben: „O daß mein liebſter Traum mir nicht zerſtoben wäre, doch ich darf nicht reden, darf gar nichts ſagen – ich habe Gott zwingen wollen und muß jetzt ganz geduldig abwarten, wozu er mich zwingen wird. Gott hat mich manchmal wider Willen Wege geführt, die mir zwecklos, ja ſchädlich erſchienen, und ſpäter habe ich eingeſehen, daß dieſe Führungen im Zuſammenhang mit nachherigen Ereigniſſen ſtanden, in denen ich ſeinen Finger deutlich und ſegnend erkannte. Hingegen, wo ich ſelbſt handelte, habe ich wohl voreilig mein Glück zerſtört, deshalb habe ich nun die Segel geſtrichen und das Steuer gekappt – willenlos mögen mich die Wellen ſeiner Vorſehung führen, wohin es Ihm beliebt." So weit war ich gekommen, da erhielt ich Deinen Brief mit dem Einſchluß, und nun kannſt Du denken, wie der Brief an Krummacher endete, obgleich ich mich zuſammennahm, ſo beſonnen und kalt, als mir nur möglich war, zu ſchreiben, um mich nicht wieder einer unreifen Leidenſchaftlichkeit beſchuldigen zu laſſen.

Julie, das gute Kind, habe ich nicht zum Eheſtand eingeladen als zu einer Freude, ſondern als zu einer beſchwerlichen Pilgerreiſe, die ſie mit mir teilen, als zu einem beſtändigen Tode, den ſie mit mir ſterben ſollte – jedoch mit andern Worten. Ich habe ſie nicht zur Entſcheidung und Gewährung meiner Wünſche aufgefordert, ſondern Gott durch ihren Mund.

O, daß eine Menſchenbruſt eines ſo tiefen, ruhigen Glückes fähig iſt, als ich empfinde! Jetzt ſtehe ich mit mir ſelbſt im Gleichgewicht, ich bin verwandelt und fühle mich – obgleich körperlich noch nicht ganz wohl – doch wie neu geboren. Früh vor fünf Uhr ſchon treibt mich mein Glück, das mir jedesmal beim Erwachen wie neu geſchenkt ſcheint, aus dem Bett, und dann lobt meine ganze Seele Gott bis zum Abend. O, ich hatte es nicht geglaubt, wenn mir jemand hätte ſagen ſollen, daß ich ſo glücklich werden ſollte. Ich weiß, daß es nicht ſo bleiben wird und daß wir nicht geboren ſind, hier auf Erden vollkommen glücklich zu ſein, ich weiß aber auch, daß es uns erlaubt iſt, uns über die Freude, wenn wir ſie haben, recht von Herzen zu freuen, beſonders wenn man, wie ich, vorher eine ſo ungeheure Qual ausgeſtanden hat, da ich ganze ſechs Wochen lang ſo fortwährende Beängſtigungen hatte und mein Geiſt ſo beſtändig von Zweifel und allerhand Todesfurcht, Angſt und anderer Pein zerſchlagen wurde, daß meine Freunde weder bei Tag noch bei Nacht in dieſer ganzen Zeit mich nur einen Augenblick verlaſſen durften – erſt ſeit dem Tage, wo ich die überaus köſtliche Nachricht erhielt, ſchläft der treue Timo nicht mehr bei mir.

Meine ſüße Herzensmutter, Du haſt mir immer treu und gut geraten, ſo auch hier. Nimm meinen heißen Dank und die Gebete hin, die ein Sohn für ſeine Mutter beten kann!

*

W. v. K.s Mutter an den Atti

Dresden, den 9. Febr. 1826. Mein lieber brüderlicher Freund! Ich ſende Ihnen dieſen eben erhaltenen Brief von unſerm Wilhelm, ob Sie gleich die Ihrigen ſchon in Händen haben werden. Ich ſende Ihnen dieſen verworrenen, wunderlichen Brief, der wohl aus einem freudetrunkenen Herzen ſtrömte, und bitte mir dagegen, wenn es möglich iſt, eine Abſchrift der Ihrigen aus, denn ich fürchte, wir müſſen manchen exaltierten Ausdruck in dieſem, ſowie das gemeſſen und bedächtig ſein Sollende in den Ihrigen wohl noch ſeiner Krankheit zuſchreiben. Werden Sie darum nicht irre an dem armen kranken Jungen, wenn er ſeine Geliebte zu einem gemeinſamen Sterben einladet. Ich empfinde, wie er es meint. Ich bin heute zu bewegt, um an das liebe Kind zu ſchreiben, umarmen Sie ſie für mich, ſamt der lieben, geneſenden Mutter, und unſer ewig treuer Herr ſegne ſelbſt den Bund der Kinder, der mich ſo beglückt.

*

Die Mutter an W. v. K.

Dresden, den 10. Febr. 1826. Gott, unſer lieber Herr, ſei gelobt! Du lebſt, Du mir vom gnadenvollen Herrn Wiedergegebener, Wiedergeborener! Du biſt zufrieden, Du biſt glücklich, und ſelbſt auf den Brief, von dem ich fürchtete, er könnte Dir einen Rückfall zuziehen, ſelbſt auf dieſen für Dich ſo entſcheidenden Brief ſcheint Er, dem nichts zu gering iſt, Deine Seele leiſe vorbereitet zu haben – und ſo wird er es herrlich ausführen und Du wirſt ſein Eigentum ſein und bleiben nun und in Ewigkeit. Amen!

Beifolgenden Brief von unſerem Atti ſende ich Dir. Glaube nicht, daß die Engels[1] gekuppelt habe; nun weiß ich alles. Krummacher hatte ihr wirklich alles mitgeteilt, Juliens ſtille Neigung und ſeine Sorge wegen Deiner Verhältniſſe. Die Engels hat dem Atti darauf geantwortet: „Ich bin gegen alle Verbindungen von ungleichen Ständen, aber bei Wilhelm, dem Sohne einer gläubigen Familie, ſelbſt ein gläubiger Chriſt, fällt mir weder der Hofmaler noch der Edelmann ein. Sie lieben Wilhelm Kügelgen wie Ihren eignen Sohn, Julie liebt ihn ſtill und wortlos, ich würde mit Julie ſprechen – geſteht ſie ihre Liebe, nun, dann würde ich Wilhelm wie ein teures Geſchenk aus der Hand des Herrn als fünften Sohn in meiner Familie aufnehmen.“ Kaum hatte er dieſen Brief, ſo kam auch der meinige mit Deiner Einlage und Deinem Lebewohl an, und ſo hat ſich der Atti denn entſchloſſen, mit dem Kinde davon zu ſprechen, wiewohl

[1] Chriſtiane Engels, eine alte Freundin des Möllerſchen und Krummacherſchen Hauſes, damals Gehilfin des Grafen v. der Recke in deſſen Rettungsanſtalt zu Düſſeltal, ſpäter Pflegerin von Julchens Onkel, dem Konſiſtorialrat A. W. P. Möller [vgl. Leb.-Er. S. 16], und Wohltäterin der Armen in Münſter.

nach langem Kampf. So hat denn jedes von uns seine Pflicht getan, nichts übereilt und das Beste Gott überlassen.

Was Krummacher von München schreibt, ist wohl zu bedenken. Gewiß wird die Kunst dort florieren, doch unsere evangelische Kirche um so weniger; glaube mir das – selbst Cornelius ist nicht unparteiisch. Nein, siehe die Orte und Galerien, und dann eile, wenn Du in Bremen warst, nach dem alten Dresden an Deines Vaters Grab und in das für Dich immer bereitstehende Vegerhäuschen. Du hast die hiesige Galerie noch gar nicht benutzt und kannst Dich hier in unserer Nähe zum vorzüglichen Künstler ausbilden, jetzt, da Herz, Seele und Geist in Dir Ruhe fanden. Glaube nicht, daß ich Deutschland verlassen werde, so lange Du noch einsam hier hausest; lieber will ich Gerhard wieder allein zurückreisen lassen, denn an meiner Schwester hat er eine zweite treue Mutter. Ich bleibe bis auf weiteres hier, Deinetwegen, Julchens und Adelheids wegen, meine Gesundheit gar nicht mit gerechnet.

Möge Deine Gesundheit täglich wachsen! Grüße den lieben Prediger Rothe von mir mit seiner lieben Frau sowie auch alle Deine Freunde, die sich Deiner so brüderlich angenommen haben. Vielleicht ist dieser Brief der letzte, den ich Dir nach Rom schreibe; weil ich nicht weiß, wie bald Du abreisen willst, so eile ich mit diesem so.

*

Julchens Mutter an ihren Sohn Fritz Krummacher

Bremen, den 18. Febr. 1826. Unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit – wir schreiben es noch an niemand als Euch Kinder – teile ich Euch die erfreuliche Nachricht mit, daß Julchen eine sehr glückliche Braut ist von Wilhelm Kügelgen. Wilhelm ist in Rom tödlich krank gewesen, doch jetzt wieder gesund, er glaubt, die Nachricht, daß nun Julchen seine Braut wäre, hätte ihn auf einmal völlig genesend gemacht. Der Wilhelm ist ein köstlicher und frommer Mensch; o, welch herrliche Briefe haben wir von ihm! Wir vermuten, daß er künftigen Sommer hierherkommt, alsdann soll die Verbindung gleich bekannt gemacht werden. So verläßt uns das letzte Kücken denn nun auch bald und obendrein noch so weit, und wir Alten sitzen am Ende immer guriger beisammen.

*

W. v. K. an den Ätti

Roma, am 3. März 1826. Lieber köstlicher Vater! O wie wohl tut meinem Munde diese Benennung, und wie lange hab ich das große Glück entbehren müssen, einen Vater zu haben! Dank sei dem Herrn, daß er Dich mir als solchen gibt, denn nach dem herrlichen Vater, den ich für diese Welt verloren habe, hätte ich nur mit blutendem Herzen einem anderen, als Dir, den süßen Vaternamen geben können – Dir, den ich ja schon bei seinen Lebzeiten mit vollem Herzen meinen Ätti nennen konnte. Nun kann ich doch endlich meinen Mund ungehindert auftun und mit Dir sprechen und reden, wie es dem Herzen Bedürfnis ist. O, was waren das für zwei eklige Jahre, wie gezwungen mußte ich mit Dir reden, wie

mußte ich mein Herz zurückhalten, daß es mir nicht in die Feder trat. Gottlob, daß ſie beendet und mit ſeiner Hilfe ſo beendet ſind, daß, wie ich glaube, niemand von uns ſich etwas vorzuwerfen hat. O, könnte ich doch jetzt mit Dir an das Grab Deines ſeligen Mitvaters treten und dort ſeine Rechte im ſtillen Gebet auf Dich übertragen – ich will Dir ein Sohn ſein, gehorſam und untertan, und das ohne Kampf und Selbſtverleugnung, denn ich weiß es, daß Du mich nie quälen wirſt. So ſei denn nun mein Vater ganz und von Herzen und halte mich wie Deine anderen Kinder.

Vor ein paar Tagen erhielt ich Briefe von meiner Mutter. Wie freut ſich dieſe hohe, herrliche Frau ihres neuen Töchterleins! Sie iſt der Schutzengel unſerer Liebe geweſen und durch ſie hat Gott uns zuſammengebracht. O, meine Mutter hat eine unbegreifliche Klarheit und Feſtigkeit des Gemüts, ſie durchſchaut einen Menſchen den Augenblick, und es wäre vergebens, ſich vor ihr verſtellen zu wollen. Aus dem Wenigen, was ich ihr von Julchen erzählte, erkannte ſie dies liebe Mädchen durch und durch, und riet mir gleich mit der größten Zuverſicht, um ihre Hand anzuſprechen. Doch mußten wir beide erſt dieſe wunderbare Schule durchgehen, um recht gewiß zu werden, daß Gott es ſei, der uns für einander beſtimmt habe.

*

Die Couſinen Auguſte und Sophie v. Stackelberg an W. v. K.s Schweſter

Poll, den 17. April a. St. 1826. [Auguſte:] Geſtern am Karfreitag erfuhren wir durch Eure Briefe, nicht durch Wilhelm, deſſen Brief aus Rom wohl verlorengegangen iſt, ſein Schickſal und ſein Glück. Nicht die leiſeſte Ahnung haben wir in dieſen zwei Jahren von ſeiner Liebe gehabt, und ich begreife nicht, warum Wilhelm ſeinen treuſten Freundinnen eine Sache verſchwieg, von der er doch überzeugt ſein konnte, daß wir innig teil daran nehmen würden. Ich muß geſtehen, wie er ſeine Reiſe zum Rhein antrat und Deine Mutter ſchrieb: „Ich laſſe ihn ziehen wie den jungen Tobias", wie er dort alle ſeine Verwandten beſuchte und auch die Lilla wiederſah, die einſt bei Deiner Mutter Pflegetochter war, da kam mir der Gedanke, ſie könne ſeine Braut werden; aber wie nun alles ſtill und beim alten blieb, da vergingen meine Vermutungen auch wieder.

Alſo Krummachers Tochter iſt ſeine Braut! Da hat er herrlich gewählt. Ach, beſte Adelheid, wenn Wilhelm nur wüßte, wie ich ihm immer ein wahres kleines Ideal zum Weibe gewünſcht habe, ein Geſchöpf ſo ausgezeichnet in allem, wie die Natur ſie nur erſchaffen könne. Er verdient ſo ſehr, glücklich zu werden, und doch muß auch wieder ſeine Frau bei all ſeiner Liebenswürdigkeit mit einer beſonderen Kraft geſtählt ſein. Gott laſſe auch ſie glücklich werden, dieſe liebe unbekannte Julie! Ja Adelheid, Du kannſt ihr ſchreiben, wie warm mein Herz für ſie empfindet, und käme ſie jemals nach Poll – an unſeren Schweſterherzen ſollte ſie vergeſſen, daß ſie in einem fremden Lande ſei. Aber nein, nein! ſie ſoll nicht herkommen, ich kann ihr nicht ein Schickſal wünſchen, das

mir immer als das traurigſte erſchien: getrennt, losgeriſſen von ihrem Vater, ihren Verwandten, geſchieden vielleicht auf ewig von ihrem Vaterlande, ein geteiltes Herz, immerfort ſchmerzlich ſchwankend zwiſchen Hier und Dort! Wenn Wilhelm ſie wahrhaft liebt, dann muß er nie wiederkehren in unſer Land – dies Opfer muß er ſeiner Julie bringen.

Und nun bin ich zu dem Punkte gelangt, der freilich meinem Herzen wehe tut, denn es gibt einen gewaltigen Riß zwiſchen Herzen, die ſich liebten. O Adelheid, wie kannſt Du Dich doch ſo täuſchen, wie kannſt Du fröhlich hoffend noch von Voll reden? Muß nicht jeder unbefangene Menſch den Schluß aus dieſer Verbindung ziehen: wenn Wilhelm mit ſeiner Frau im Auslande bleibt, kann denn dann Deine Mutter, deren Herz ſo ſehr an dieſem Sohne hängt, hier glücklich leben? ſoll dieſes arme Mutterherz ſo zerriſſen werden? Nein, das iſt unmöglich, ſie muß unter ihren Kindern bleiben, und ſo mag denn unſer lieber Herr, der ja alle unſere Schickſale lenkt, meine Adelheid auch dort binden, damit kein Zwieſpalt entſtehe und meine teure Tante Lilla ganz glücklich werde. Gerhard, der einzige, der uns bleibt und von dem Ihr Euch dann trennen müßt, kann Euch noch am eheſten entbehren, er hat aber doch auch ſehr melancholiſch an Elmine wegen dieſer Trennung geſchrieben; die arme Kleine weinte geſtern an meinem Halſe bittre Tränen, denn auch Onkel Carl teilt unſere Auffaſſung. Ein Riß – eine Scheidung auf ewig. O Adelheid!

[Sophie fährt fort:] Ja, iſt nicht durch dieſe Heirat Eure ganze Familie wie zerriſſen? denn herkommen *darf* Wilhelm nun nicht mehr. Könnte Deine Mutter es wohl zulaſſen, daß ihr eigner Sohn einem lieben Mädchen das Schickſal bereitet, worunter ſie ſelber ſo lange gelitten, das Schickſal, von Eltern und Geſchwiſtern fortgeriſſen zu werden „wie ein geſcheuchtes Reh", wie Wilhelm ſelber es nannte. O, ich verſtehe Vater Krummacher wohl, warum er ſeine Einwilligung nicht geben wollte.

Aber nun verlieren *wir* – unſer lieber Wilhelm iſt uns entriſſen, und er ward ſo *ſehr* geliebt. Nun bleibt auch Ihr dort, denn von Wilhelm werdet Ihr Euch nie trennen. Er, der Unwandelbare, unſer Herr und Heiland, der uns Freude wie Schmerz gibt – Er hatte uns Euch geſchenkt, Er nimmt Euch uns wieder! Er hat uns auch dieſen Brief in der Marterwoche an ſeinem Sterbetage geſchickt, wo wir nicht anders als gefaßt und getroſt bei allem ſein konnten. Ach, liebe Adelheid, es iſt wohl traurig, daß wir nicht frohlocken können bei dem ſeltenen Glücke, das Wilhelm zuteil wird, aber indem wir Gott danken, der es ihm ſchickte, beklagen wir, daß wir Euch dadurch verlieren. Mein Vater kam heute morgen ganz ungewöhnlich traurig zum Kaffeetiſch und ſagte: „Ich habe die ganze Nacht von der Nachricht nicht ſchlafen können – unſer lieber Wilhelm, daß wir ihn ſo verlieren müſſen!" So ſieht es jeder Unbefangene: Wilhelm und folglich auch Ihr ſeid an das Leben dort nun gebunden! Welch einen Erſatz habt *Ihr* aber auch an der Krummacherſchen Familie! Solch einen werden *wir* freilich nie finden.

* *

M. v. A. an seine Braut

Roma, am 26. Febr. 1826, früh. Eben las ich in Klopstocks Messias (wie es denn meine Gewohnheit hier in Rom ist, bei Sonnenaufgang zum Fenster hinauszugucken und zu lesen) den Tod der Maria von Bethanien. Es ist eine ergreifende Stelle, und mir war es, als seist Du es, die da stürbe, da meine Seele nun einmal voll von Gedanken an Dich ist — ein tiefer Schmerz durchzog meine Brust, und ich mußte das Buch zuklappen. Ach, diese Stunde wird auch kommen mit ihrem fürchterlichen Ernst, und ich kenne die Schrecken des Herrn, wie sie die müde Seele jagen und nicht ruhen lassen. Ach, daß Du dereinst an Gottes Munde sterben könntest und in meinen Armen! O, Du meine geliebte Julie, lass' uns frühe unser Herz mit aller Kraft des Glaubens wappnen, damit es nicht zittere, wenn einst die Schrecken des Todes auf unsere Seele einstürmen, lass' uns recht das Heimweh nähren nach jenem Lande der Seligen, daß es lebendig fühlbar in uns wird, dann wird uns einst der Tod kein unwillkommener Bote sein.

Den 26sten abends. Heute war ich mit Reff in St. Peter. Wir zogen in dem ungeheuren Gebäude herum wie zwei Wanderer, kamen bei verschiedenen Predigern vorbei, von denen keiner den anderen störte, und betrachteten die prächtigen Altarbilder. Da war mir's, als hörte ich ferne Töne wie Musik; mein Freund meinte aber, es wäre wohl die Stimme eines Geistlichen, der sich beim Messelesen etwas angriff, und so gingen wir weiter und betrachteten ein Bild nach dem andern, bis die Töne deutlicher unser Ohr trafen und wir uns überzeugten, es müsse doch in irgendeinem Teile der Kirche Musik sein. Nun galt es, diese Musik ausfindig zu machen (Du wirst lachen, ich kann Dir aber versichern, daß ich wahr rede), welches keine leichte Sache war, denn der Schall leitete uns irre und die Töne entschwanden manchmal ganz unserem Ohr, bis wir um einen Pfeiler bogen und auf einmal ein mächtiger Chorgesang uns entgegen drang. Hier saßen um einen prächtig erleuchteten Altar sechs Reihen von den vornehmsten Prälaten in reicher Ordenstracht, drei vornehme, ganz von Gold und Seide strahlende Geistliche bedienten den Altar, und vom Chor herab erscholl eine herrlich tönende Fuge. Es war merkwürdig anzusehen, denn die Leutchen verrichteten allerhand wunderbare Dinge; so standen sie manchmal alle auf und segneten sich, einer den andern, welches sehr gut aussah, oder sie wurden von den Amt haltenden Geistlichen alle einzeln beräuchert, welches einen ungeheuren Dampf gab, oder sie machten sonst irgendeine auffallende Sache.

Doch ich kann nicht weiter erzählen, denn meines Zimmernachbars Hunde heulen so, daß mir der Kopf brummt. Denke Dir, dieser Nachbar, der von Geburt ein Däne, aber einer von denen ist, welchen Urian mit seiner Aufklärung den Kopf verdreht hat, dieser Nachbar, dem ich alles Gute wünsche und einen baldigen Heimgang nach seinem abgelegenen Vaterlande, hat sich neulich drei junge Hunde gekauft, sage drei, welche den größten Teil des Tages unverdrossen freie Fugen extemporieren. So unglaublich

mich dies auch geniert, so kann ich ihm doch nichts anhaben, weil er mich, wo er mich trifft, stets sehr inständig des Geheuls seiner Zöglinge wegen um Verzeihung bittet und mir erzählt, er habe sich drei angeschafft, weil er überzeugt wäre, daß einer allein noch viel mehr spektakeln würde, diese drei sich aber doch eher miteinander trösten könnten. Was sagst Du dazu? Das Schlimmste ist, daß er selbst, sobald die Hunde sich müde geschrien haben, seine Guitarre ergreift und aus voller Kehle die zweite Stimme von ungeheuer rührenden dänischen Liedern singt, welchem Unwesen ich nur dadurch steuern kann, daß ich auf meinem Flügel im Kontrabaß mit dem Fortezug fürchterlich zu poltern anfange – das hat dann zur Folge, daß ihm gewöhnlich von seiner wetteifernden Guitarre ein paar Saiten herunterplatzen und er in Verzweiflung mit allen seinen Hunden spazieren geht.

Doch was rede ich Dir da für verrücktes Zeug vor – ich will Dir lieber noch den Anfang einer sehr schönen Predigt erzählen, die neulich einer meiner Freunde am St. Laurentius-Tage mit angehört hat. Als der Prediger die Kanzel bestiegen und sich die Nase tüchtig gereinigt hatte, fing er an, mit derselben zur großen Erbauung seiner Zuhörer auf eine unerhörte Weise herumzuschnüffeln und stellte sich dabei sehr erstaunt an; dann rief er plötzlich aus: „Was duftet, was riecht so? – hier schnüffelt er wieder – mich deucht, ich rieche Braten. Gänsebraten! Wildbret! – O nein (hier schlug er die Hände über dem Kopf zusammen), o nein, meine Teuren, sie haben den heiligen Laurentius gebraten auf dem Rost! Sie haben ihn gebraten usw. usw." Diese Geschichte ist gewiß wahr, und Du kannst Dir daraus entnehmen, auf welch hoher Stufe manche Prediger in diesem gesegneten Lande stehen. Es reizt zum Lachen, solches Zeug zu hören, und doch sollte man blutige Tränen weinen – doch ich darf mich im Briefe darüber nicht aussprechen; aber wir können Gott nicht genug danken für die Verhältnisse, in denen wir geboren sind.

Den 27. Febr., morgens früh. Ich habe nun vierzehn Tage hintereinander fleißig gearbeitet, denn so lange genieße ich schon wieder die freudige Empfindung eines Gesunden, doch darf ich's nicht weiter fortsetzen, wenn ich nicht wieder krank werden will, und muß nun ein paar Tage aussetzen, um mich, wie Dein Vater mir schreibt, der gloria mundi zu erfreuen. Ich hatte deshalb gestern mit Neff abgemacht, wir wollten heute den ganzen Tag in den Ruinen der Kaiserpaläste und den alten Rennbahnen umherziehen, wo Lack, Rosen, Anemonen und die schönsten Gartenblumen wild wie Unkraut in dem alten Gestein und Schutt wuchern und in üppiger Fülle blühen – aber siehe, da trifft sich's denn, daß gerade heute Regenwetter eingetreten ist und ich in Genießung der gloria mundi nichts weiter tun kann, als mit meiner Pfeife zum Fenster hinauszugucken und mir meine Ledermütze beträufeln zu lassen. Das will ich denn auch redlich tun und mir dabei in Gedanken ausmalen, wie hübsch es sein wird, wenn ich nun in Bremen angestiefelt komme und Vater und Mutter prächtig in Öl malen werde für Dich usw. usw.

Julchen „aus der Phantasie"

Bleistiftzeichnung von W. v. K. Rom 1826

„Heute bin ich den ganzen Tag unter dem alten Gemäuer herumgestiegen, und Du warst immer mit mir, wenigstens dachte ich an Dich den ganzen Tag". W. v. K. an seine Braut am 28. Febr. 1826

Kopf eines Römers

Modellstudie in Öl von W. v. K. 1826

„Ich muß Dir doch noch Guten Morgen sagen, ehe der fürchterliche Mann kommt mit dem schrecklichen Barte und den trüben Wolfsaugen, den ich heute zeichnen will." W. v. K. an seine Braut am 13. März 1826

Ludwig Richter

Ölgemälde von W. v. K. 1836

„Vor Richters Abreise malte ich ihn in meinem Schlafrock in anderthalb Tagen fix und fertig, daß keinerlei Retouche nötig war und sowohl ihm wie mir Maul und Nase vor Verwunderung offen stand; nur Julchen vermochte Worte der Wonne und Bewunderung zu lallen."
W. v. K. an Senator Dr. Voltmann am 24. Sept. 1836

Wilhelm v. Kügelgen Bleistiftzeichnung von Ludwig Richter

„Als die Julihitze allzu glühend brannte, quartierten wir uns in ein einsames Dörfchen ein und brachten den Tag in der kühlen Dämmerung uralter Buchen zu, in freundschaftlichem Gespräch, lesend und zeichnend." Ludwig Richter. Vergleiche S. 108 Anm.

Den 28. Febr., abends 9 Uhr. Heute bin ich den ganzen Tag unter dem alten Schutt und Gemäuer herumgestiegen, und Du warst immer mit mir, immer unverdrossen an meiner Seite, wenigstens dachte ich sehr unverdrossen an Dich den ganzen lieben langen Tag, obgleich mein Auge hinlänglich wunderliche und merkwürdige Dinge betrachtete. Ich stand lange auf der alten via triumphalis, die zum Capitolium hinaufführt, und betrachtete mit einer Art Wehmut die schönen Trümmer des gesunkenen Roms um mich herum. Da fiel mir ein, wie Germanicus im Triumphe auf diesem selben Wege die deutschen Fürstinnen zum Tempel des Jupiter schleppte, ich stampfte mit dem Fuße, daß der Staub flog, und betrachtete nunmehr mit Lust die zerbrochene Größe um mich herum und dachte mit Freuden: die Deutschen haben dir's eingesalzen, du schnödes Rom! Da stehen nun noch die alten Triumphbogen und ragen gen Himmel, aber mit dem Triumphfeiern hat's ein Ende.

Ein päpstlicher Soldat trat zu mir und fragte mich: „Wie alt, glauben Sie wohl, daß dieser Bogen sei, mein Herr?" – „Nun, guter Freund – antwortete ich – mich dünkt, er solle wohl schon achtzig Jahre auf dem Buckel haben." – „Über tausend Jahre" sagte er mit geschmierter Stimme. Ich: „Das wäre! Aber lieber Mann, wie kommt es denn, daß Sie deutsch sprechen?" Er: „Weil ich ein Deutscher bin. Ich bin ein ehrlicher Weimaraner, und der Teufel soll mich holen, wenn ich etwas mit dem verdammten welschen Pack gemein haben will." Ich: „Nun, da würde ich doch nach Deutschland zurückgehen und mich von dem welschen Pack losmachen." Er: „Kann ich denn? Ich habe so einen infamen Hund totgeschlagen, weil er immer öffentlich auf die Deutschen fluchte, und da hat mich der Papst auf zehn Jahre Galeeren verurteilt; da bat ich, ob ich's nicht lieber mit der Flinte abdienen könnte, und da hat er mich denn unter seine hundsföttschen Soldaten gesteckt. In drei Jahren bin ich rum, und dann soll kein ehrlich Haar mehr an mir sein, wenn ich länger hier bleibe." Ich verließ diesen Starken und wandte meine Schritte nach dem Tempel des Friedens, denn ich war dem Papst dankbar, daß er meinen Landsmann so glimpflich behandelt hatte. Daß dieser ein Totschläger war, fiel mir weiter nicht auf, indem ich hier genötigt bin, mit mehreren solcher Leute ganz freundlich umzugehen – o Land voll Graus und Schauder!

*

Aus W. v. K.s Tagebuch vom 18. April 1826

Von Timo erhielt ich heute einen Brief, der mir große Freude bereitete. Er hat um dieselbe Jahreszeit ganz dieselbe Reise wieder gemacht, die wir einst zusammen unternahmen, über Tivoli, Subiaco, Olevano nach Albano, Frascati und zurück nach Rom.

*

W. v. K. an seine Braut

Roma, am 12. März 1826. Eben setze ich mich zum Schreiben nieder – da, was höre ich?! Gerube Dich nur ein paar Augenblicke zu gedulden ...

Da habe ich eben einen ungehorſamen Mitbürger den Tarpejiſchen Felſen hinuntergeſtürzt. Dieſen Namen führt eins meiner Fenſter, aus welchem ich meine Mitbürger, die Mäuſe, ſtürze, wenn ſie den Gejetzen ungehorſam werden. Sie dürfen nämlich in der ganzen Stube alles benagen und bekratzen, herumhüpfen und ſich der gloria mundi erfreuen, nur das kleine Stückchen Speck in der Mauſefalle müſſen ſie mir unbetaſtet laſſen, oder ich ſtürze ſie, da die römiſchen Mauſefallen ſo klug eingerichtet ſind wie Sperlingskäſten, ſodaß man das Ungeziefer lebendig fängt, ohne Gnade drei Stock hoch meinen Tarpejiſchen Felſen hinunter. Es ſieht ungeheuer luſtig aus, wenn ſo ein kleiner Kerl durch die Luft fleugt und dabei unaufhörlich mit Schwanz und Füßen, die er immer unten behält, herumarbeitet; wenn er auf dem Pflaſter angekommen iſt, ſo bleibt er betäubt von der ſchnellen Reiſe eine Zeitlang liegen und dann ſpringt er auf und läuft fort. Neulich veranſtaltete ich ſogar eine Art von Tiergefecht und ließ die Maus von einer Katze fangen, mit der ſie ſich ſogleich vereinigte. Wenn die Zeit der Skorpionen erſt kommt, ſo werde ich ein Geſetz machen, daß ich ſie töten darf, wo ich ſie nur finde. Einer meiner Bekannten hat ſchon einen in ſeinem Bett gefunden, ein anderer einen im Rockärmel; jedoch ſind es Lügen, daß ihr Stich tödlich ſei, ſondern die Menſchen ſchwellen an der verletzten Stelle nur unnatürlich auf, werden etwas krank und der Skorpion wird unſchädlich, indem man ihn gewöhnlich tötet oder ihn doch nötigt, ſich ſelbſt zu erſtechen gleich einem anderen Othello, welches man ſehr leicht bewerkſtelligen kann, wenn man ihm etwas brennenden Schwamm auf den Rücken legt. Eine andere Art Tierchen, das hier ſehr häufig iſt, iſt eine hübſche kleine graue Zimmereidechſe, welche unbeſchreiblich ſchnell an Decken und Wänden hinläuft und auch für ihr Leben gern in die Betten kommt. Auch Kröten laſſen ſich in den unteren Stockwerken oft blicken und werden von den Ausländern erſchlagen, während die Italiener in dieſer Hinſicht ſehr duldſam und liberal ſind.

Mache Dir wegen der Italiener keine unnötige Beſorgnis. Sie ſind wirklich eben nicht ſchlechter als andere Leute, nur daß ſie etwas mordluſtig ſind, aber darunter leidet ſo leicht kein Fremder, die ſie alle, beſonders die Deutſchen, für eine Art [illegible] Geſchöpfe halten, als ſie ſelbſt ſind. Ich wüßte mit keinem Volk beſſer fertig zu werden als mit den Italienern, man kann alles mit ihnen machen, wenn man nur keinen Stolz zeigt und ſich luſtig und frei gegen ſie beträgt.

Auf einer Reiſe, die ich [illegible]lich mit Timo Reff ins Gebirge machte, ſtand ich in Tivoli allein am Tor und erwartete meinen Gefährten, der gegangen war, um Eſel zu mieten. Ein Haufen der dortigen Wilden verſammelte ſich um mich, ſpotteten und machten ſich über mich luſtig. Ich tat ſo, als merkte und verſtände ich ihre Witze nicht, ging, indem ich nur den Kirchturm zu betrachten ſchien, dicht an ſie heran und blies ihnen ganz ruhig die Pfeifenaſche ins Geſicht. Der eine, den ich getroffen hatte, fuhr zurück und ſchrie: Amazato sia! (ſei ermordet), ich tat aber, als

hätte ich nichts verſtanden, und fragte einen andern, indem ich meine Pfeife wieder ſtopfte: „Mein teurer Freund, ſage mir doch, wo geht denn eigentlich der Weg nach dem Schwefelſee hinaus?“ Indem er mir nun mit vielen Geſtikulationen ganz redlich antwortete, trat ein Dritter hinzu und ſagte: „Warum gibſt Du mir nicht Tabak?“ Ich ſagte ihm: „Narr, wenn Du Tabak haben willſt, mußt Du's ſagen“, und damit gab ich ihm und den Umſtehenden jedem etwas Tabak, worauf ſie ungeheuer freundlich wurden, einmal über das andere ſchrien: Bravo tedesco! und ſich erboten, mir aus dem nächſten Weinhauſe eine Kohle zu holen. Ich dankte ihnen dafür und ſagte, ich hätte die Gewohnheit, mir Feuer von der Sonne zu nehmen. Sie lachten darüber, waren aber dann aufs äußerſte verwundert, als ich es vermittelſt meines Brennglaſes wirklich tat, und nun wollten ſie alle Feuer von der Sonne haben. Bei dieſer Gelegenheit brannte ich dem unverſchämten Tabakbriganten tüchtig auf die Hand, er ſchrie und fuhr zurück, und nun betrachteten ſie alle das Brennglas wie ein böſes Inſekt und wichen zurück, wenn ich es in die Höhe hob. Ich beſtieg lachend meinen Eſel, der mittlerweile, von meinem Freunde geführt, herbeigekommen war, und ritt zum Tor hinaus nach dem Schwefelſee, von welchem Erzgreuel ſich auch viel ſagen ließe.

Du erſiehſt ungefähr aus dieſer langen Hiſtorie, daß man mit den Leuten fertig werden kann, nur muß man die ſeltene Kunſt verſtehen, keinen Stolz zu zeigen und ſich doch nicht mit ihnen gemein zu machen — tut man das, ſo behandeln ſie einen gleich wie ihresgleichen. Wenn ich ſo in den gräßlich dunklen Schenkſtuben im Gebirge mehrere zuſammentraf, die gewiß ſchon alle mit den Briganten gemeinſchaftliche Sache gemacht oder doch wenigſtens mit ihnen unter einer Decke geſteckt hatten, ſo ließ ich ihnen gleich Wein vorſetzen und trank auf die Geſundheit der Räuber. Wenn ſie nun ſtutzten, ſo ſagte ich ihnen, ich ſei Maler, und die pittori und die briganti ſeien ſo ziemlich *ein* Ding — dann lachten ſie, tranken und wurden vergnügt, und ich fing denn gleich beizeiten an, mich über ſie luſtig zu machen, wodurch ich ſie mir vom Halſe hielt, nachdem ich ſie mir früher durch den Wein verbindlich gemacht hatte. Ich fing an, ihnen zu ſagen, was ſie für Taugenichtſe wären, ſie hätten ſich verleiten laſſen, auf die Geſundheit der Briganten zu trinken, und wollten doch gute Chriſten ſein, ich würde das in Rom dem heiligen Petrus ins Ohr ſagen, damit er ſeine Leute kennen lernte uſw.

Darin ſind die Italiener ſehr angenehm, daß ſie, wenn ſie vergnügt und luſtig ſind, doch immer liebenswürdig bleiben und nie brutal und grob werden. Das habe ich beſonders auf dem Karneval beobachtet, wo ſie jede Freiheit haben und noch obendrein von der Freude ganz wie verrückt ſind, ihre Neckereien und Späße aber doch immer ſo anbringen, daß ſie nicht beleidigen können. Augenblicklich erkennt man die Fremden auf dem Karneval an der Plumpheit ihrer Späße, indem ſie die Lizenz, mit Confetti zu werfen oder mit dem Pulcinellholz zu ſchlagen, gleich bis zur Ungezogenheit treiben, und ich ſelbſt habe dabei auch meine deutſche

Natur verraten, indem ich, wenn ich einmal warf, dies so stark tat, als es nur in meinen Kräften stand. Drei niedliche Mädchen überfielen mich z. B. einmal und streichelten mir mit der größten Unbefangenheit im Gesicht herum, da gab ich ihnen aber auch gleich eine solche Ladung gebrannter Mandeln an die Köpfe, daß der einen die feine Wachsmaske zersprang; sie rächte sich nur durch Lachen und indem sie mir ein einziges Stückchen feines Konfekt zuwarf, doch mehr, als wenn sie damit mich beschenken, als mir wehe tun wollte. In ihrer Karnevalsfreude sind sie beinahe gar nicht zu beleidigen, und sogar die vornehmsten Damen, die in den schönsten Kutschen im Gedränge auf und ab fahren, lassen sich von den lumpigsten Fußgängern mit der größten Liebenswürdigkeit alle möglichen Neckereien gefallen, sind aber auch sicher, daß nie eine Unanständigkeit vorfällt.

Ich kann die Italiener nicht leiden und werde mich freuen, wenn ich sie nicht mehr zu sehen brauche. Aber daß sie in einem hohen Grade liebenswürdig sind, das muß man ihnen zugestehen, und das ist etwas, was unseren geliebten Deutschen fast durchgängig abgeht – ist aber auch die niedrigste von allen Tugenden und kommt gegen die übrigen Vorzüge, die die Deutschen haben, gar nicht in Betracht. Ein treues schlichtes Herz ist vor Gott wohl immer das Liebenswürdigste, und ich will lieber mit einem Grobian umgehen, dem ich's an den Augen ansehe, wie er's meint, als mit einer so versteckten, äußerlich glatten, liebenswürdigen Canaille.

Den 12. März, abends. Heute habe ich meine Beine unerhört angestrengt und eine Fußreise nach der Villa Pamphili getan, welches eine Villa ist, die eine Viertelstunde weit von der Stadt liegt, wenn man aber die Irrungen und Irrwege, auf welchen ich mich hin verirrte, mit rechnet, drei starke Stunden. Ich habe zu diesem verunglückten Spaziergang den ganzen Nachmittag verbraucht, sodaß ich nun vor Ermüdung nichts anderes denken mag und will als an Dich – und so sitze ich denn nun und denke und schreibe an Dich und habe dabei alle Taschen voll Römerknochen, welche ich heute abend in der Villa aus einem neu ausgegrabenen antiken Begräbnis, das ich unbewacht fand, mitgenommen habe. Schade, daß ich diese halbverbrannten und verkohlten Knochenüberreste, die ich in einer Urne ohne Inschrift fand, nicht mehr dem seligen Professor Sachse [in Bernburg; vgl. Jug.-Er. S. 268] zeigen kann; er hätte mir zweifellos Auskunft gegeben, von wem sie seien, vielleicht von seinem geliebten Tarquinio Superbo oder von der Mutter der beiden Gracchen.

Den 13. März. Ich muß Dir doch in aller Eile noch „Guten Morgen" sagen, Herzensjulie, ehe der fürchterliche Mann kommt – der fürchterliche Mann mit dem schrecklich langen Barte und den trüben Wolfsaugen, den ich heute zeichnen will. Ein einziger Kuß von ihm wäre hinreichend, ein junges Mädchen so zu erschrecken, daß man sie hernach ihr ganzes Leben lang in Frieden lassen könnte. Vergangene Nacht hätte ich fast von Dir geträumt, denn ich träumte schon von Deinem Bruder Eduard, er stieß in eine Trompete und hatte ein rotes Wams an. Poch, poch, poch an meiner Türe – der Schreckliche kommt.

Nein, er war es nicht, sondern ein Dieb, der mir gestohlene Kupferstiche verkaufen wollte, und ich kaufte ihm auch für einen Spottpreis einen sehr guten Holzschnitt von Albrecht Dürer ab — denke doch, von unserem Landsmann hier in Rom! Man kommt überhaupt hier sehr wohlfeil zu schönen altdeutschen Sachen. Auch in den Bildersammlungen hier finden sich viel altdeutsche Stücke, aber meistens von der Art, daß man den Kopf schütteln muß über unsere guten Landsleute ...

Hier mußte ich abbrechen, weil mein Alter wirklich angestiegen kam, sich auf einen Stuhl setzte und einschlief und mich meiner Verzweiflung, ihn in dieser Stellung zu zeichnen, überließ; ich weckte ihn zwar zuweilen durch Keulenhiebe, konnte es aber doch bei alledem nicht erreichen, daß er seine trüben Augen aufgeschlagen hätte, sondern er gab eben nur durch einen Stoßseufzer zu erkennen, er sei aufgewacht, und schlief dann süß wieder ein. Trotzdem war ich fleißig und habe ihn von zwei Seiten recht ordentlich gezeichnet.

*

W. v. K. an seine Braut

Roma, am 12. April 1826. Unser Ostergottesdienst [Ostern fiel 1826 auf den 26. März] war feierlich und erhebend, Rothe hielt eine herrliche Predigt. Wenn man dann nach einem so einfachen Gottesdienst noch in den St. Peter geht und sieht den Papst, umringt von seiner geharnischten Leibgarde, herumhantieren, so kann man sich durchaus nicht vorstellen, daß man auch in einer christlichen Kirche sei. Unser Bischof hatte uns den alten aaronischen Segen gegeben mit der Hand und mit stillen Worten; gleich darauf sah ich ihn von einem hohen Balkon austeilen unter Kanonendonner, Glockengeläut und dem Trommel- und Paukenwirbel des Militärs, und ich muß gestehen, obgleich dies die schönere äußere Feier war, so erinnerte es mich doch an einen beim Festgelage ausgebrachten Toast. Ich glaube, der Gottesdienst kann gar nicht einfach genug sein, damit man nicht dabei an die Herrlichkeit der Welt und an das Triumphieren ihrer Großen erinnert wird.

Du schreibst, Ihr habt in Eurem Bremer Dom am Karfreitag das Mozartsche Requiem aufgeführt und Du hättest mitgesungen. Wenn ich etwas gern gehört hätte, so wäre es das gewesen, weil besagtes Requiem gerade meine liebste Musik ist, die mir noch mit jedem Mal, daß ich sie hörte, lieber wurde. Ach, wenn die Musik dem Herrn jauchzt oder ihm weint, dann ist es wohl eine herrliche, ganz köstliche Sache darum, und sie hat da eine Kraft wie keine andere Kunst. Nur muß man sich nicht verleiten lassen, das durch sie aufgeregte Gefühl für inneres Leben zu halten, für eine Erweckung, die hernach im Leben Früchte bringen soll; denn sonst könnte man am Ende hernach gar Kunst und Evangelium Gottes mit einander verwechseln, wie mir's früher einmal gegangen ist und wie es hier in Rom, der unheiligen Stadt, fast den meisten Malern geht. Sie denken durch ihre Kunst und Pinselschmiererei ein ganz neues Leben und neues Herz in den Leuten zu wirken, die Welt zu bessern,

ſelig zu machen und was weiß ich alles! Meinetwegen könnte die Kunſt beim Gottesdienſte ganz wegbleiben, es würde gewiß keiner Chriſtenſeele Schaden bringen. Nicht aber darf der Gottesdienſt bei der Kunſt fehlen, dem Herrn ſoll ſie geheiligt ſein, da ſie nun einmal da iſt, und da Du nun einmal eine ſchöne Stimme haſt, ſo ſollſt Du dem Herrn damit Loblieder ſingen — hörſt Du!

Während Du in Bremen das Requiem ſangſt, quälte mich in Rom die Kapelle Seiner Heiligkeit mit dem berühmten Miſerere von Allegri — ich hörte es, als hörte ich es nicht, denn eigentlich hörte ich nur die Lobeserhebungen der um mich ſtehenden Engländer und Franzoſen und wurde dabei auf die fürchterlichſte Weiſe gedrängt. Nachdem ich ſchon mancherlei ausgeſtanden, fand ich mich auf einmal zwiſchen vier Kapuzinerbäuche eingeklemmt. Alle vier Mönche waren mit einem ſehr ſchweren Atem geplagt, und ihr Röcheln miſchte ſich auf eine ſo ſonderbare Weiſe mit der Muſik und dem Lallen der Franzoſen, daß ich glaubte, durch das Getöſe einer Windsbraut die fernen Klagen und das unartikulierte Geſchrei verunglückter Schiffer zu hören. Ein Grauſen ergriff mich, ich nahm alle meine Kräfte zuſammen und brach durch die Mönche durch — welches keine leichte Sache war, denn Du wirſt wohl wiſſen, daß ein ſchwerer und zugleich weich-elaſtiſcher Körper lange nachgibt, ehe er weicht — und dann ſtürzte ich zum Tempel hinaus, nachdem ich noch einen Engländer und zwei kleine Dänen, die mir den Ausgang verſperren wollten, mit mir die Treppe hinuntergeriſſen hatte, ſodaß ſie beinahe in die Spieße der unten Wache haltenden ſchwer geharniſchten Schweizer gefallen wären. Auf der Straße überfiel mich noch ein wütender Platzregen, ſodaß ich endlich halb ertrunken, atemlos und müde wie ein gehetzter Hirſch — denn ich wohne eine ſtarke halbe Stunde vom Vatikan — in meine Wohnung hereinſtürzte, deren Pflaſter, nachdem ich mich umgezogen, ungefähr dem ſchwimmenden Straßenpflaſter glich. Denke Dir dieſes Pech! Dieſe Geſchichte iſt wirklich wahr, nur daß ſie nicht am Freitag, wie ich irrig eben geſagt, ſondern am Mittwoch vorfiel, denn der Karfreitag iſt mir zu heilig, als daß ich die Narrenteiding im Vatikan mit hätte anſehen mögen.

So geht es mir aber gewöhnlich, wenn ich in Rom einmal etwas unternehmen will, und ich führe daher hier ein Leben, welches von dem faſt aller Andern gänzlich verſchieden iſt, und von dem ich mich freue Dir einmal mündlich erzählen zu können. Wenn die Andern lachen, ſo weine ich, und wenn ſie weinen, ſo reibe ich mir die Hände und freue mich, denn ich habe noch mein altes Herz nicht mit dem neuen umgetauſcht, welches man ſich gewöhnlich hier in Italien anſchafft.

*

Die Mutter an W. v. K.

Dresden, den 15. April 1826. Ich habe mir jetzt ein wohlfeileres Logis vor dem Seetor, das alte Döpmannſche [vgl. Jug.-Er. S. 8], gemietet und denke, will's Gott, Michaelis hin zu ziehen. Da kannſt Du

ein Zimmer bei mir haben, doch kann ich die Miete auch allein tragen, weil ich nur 100 Thaler zahle, also bitte ich Dich recht sehr, mein guter Sohn, eile um meinetwillen nicht früher weg von Italien, sondern bleibe dort, so lange der Aufenthalt Dir Nutzen verspricht. Loeben[1] hat Gerhard gesagt – wahrscheinlich eine Nachricht der Bräute –, Du wärest jetzt ganz ausgesöhnt mit Rom und es gefiele Dir dort wohl. Wenn das ist, so weiß ich nicht, warum Du nach Florenz gehen willst, so bleibe doch gleich bei Deinen guten Wirtsleuten, Freunden und vor allem in der Nähe Deines lieben Pastor Rothe. Doch mache das wie Du willst, studiere wo Du willst – nur kehre jetzt noch nicht zurück nach Rußland. Es wird für Dich ein großer Gewinn sein, wenn Du Deine Kunst noch ruhig studieren kannst, ohne schon als fertiger Künstler auftreten zu müssen, von dem man schon viel erwartet.

Hartmann war vor einiger Zeit einmal bei mir. Ich glaube, er würde es vorziehen, wenn Du Dich noch eine Zeitlang im übrigen Deutschland bei den Künstlern umsähest und nicht sogleich nach Dresden zurückkehrtest; Du hättest ja den Pastor Roller unzählige Male malen müssen, und derlei störte Dich in Deinen Studien. Halte auch das, wie Du willst, gehe nach Düsseldorf oder nach München, wo Schnorr hinkommt – mir wird alles recht sein, was Du erwählst.

Loebens Hochzeit ist vor acht Tagen in Lausa gewesen, Gerhard war da, es war alles sehr feierlich und unser Roller einzig rührend und würdig in seinem doppelten Amt als Vater und als Geistlicher. Diese beiden guten Menschen sind nun also auch zur Ruhe gekommen, d. h. mit ihrer Sehnsucht, denn die Sorgen des Lebens gehen ja nun erst an. Aber so muß es sein, daß der Mensch schwerere Lasten und Sorgen auf sich nimmt und dabei größere Freuden erntet. Wie froh werde ich sein, Dich und Gerhard einst so weit zu wissen, beide Eurem Berufe treu und ihm gewachsen.

Ich werde nun nicht wieder schreiben, bis ich weiß, wohin – Rom oder Florenz?

W. v. K. an seine Braut

Venedig, den 1. Juni 1826, spät in der Nacht. Nun muß ich Dir doch noch einmal aus Italien schreiben, damit Du Dich meines langen Außenbleibens wegen nicht ängstigst. Ich könnte jetzt schon in Deutschland sein und bald bei Dir, wenn ich mich nicht meinem Freunde Neff zu Liebe beinahe vier Wochen lang in Florenz aufgehalten hätte. Neff erhielt nämlich den Abend vor unserer Abreise von Rom einen Brief mit dem Befehl, noch in Florenz zu bleiben; so entschloß ich mich, wenigstens solange bei ihm zu bleiben, bis er sich ein wenig eingewohnt hätte. So kommt es, daß ich mein Versprechen, zur Kirschenzeit in Bremen zu sein, nicht werde halten können.

[1] Otto v. Loeben (1799–1873), von Pastor Roller erzogen, × 1826 mit Agnes Elisabeth v. Ebrenstein, Domprediger in Meißen und Pfarrer von Rüsseina.

Venedig macht auf mich einen großen Eindruck. Ich kann mich gar nicht satt sehen am Meere, an den Schiffen und an der Stadt, die sich wie von Feenhänden gebaut aus dem Meere zu erheben schien, als ich gestern heranruderte. Du kannst Dir nicht vorstellen, was es für einen Reiz hat, in so einer kleinen schwarzen Gondel zu liegen und nun in den Kanälen umherzukreuzen und die herrlichen Paläste zu betrachten, die ich weder in Rom und Florenz noch in St. Petersburg so schön gesehen habe. Der St. Markusplatz ist das Schönste, was ich in meinem Leben von Gebäuden gesehen habe.

Heute morgen nahm ich mir eine Gondel und fuhr hinaus nach einer türkischen Kanonen-Brigg aus der Armada des Groß-Sultans. Als wir uns dem Schiffe näherten, erschien ein greulicher Türke auf dem Verdeck und fragte nach unserem Begehren; ich bat um Erlaubnis, an Bord zu kommen, und befand mich auch bald unter einer Schar von Sarazenen, die auf ihren Kanonen herumsaßen, rauchten und mich keines Blickes würdigten. Endlich ließ sich einer bewegen, den Kapitän um die Erlaubnis zu bitten, mir das Schiff zu zeigen. Der Kapitän saß auf einem prächtigen Teppich auf der Erde und schrieb mühsam in einem ungeheuren Buche. Mein Begleiter warf sich vor ihm nieder und redete ihn türkisch an, worauf der Kapitän seine großen schwarzen Augen aufschlug, ihn stumm ansah und dann weiter schrieb. Nun stand der Diener wieder auf und sagte zu mir: „Vorwärts, er hat's erlaubt!" Diese Türken gefielen mir ungeheuer mit ihren wilden Gesichtern, geschorenen Köpfen und ungeheueren Schnurrbärten. Sie gaben mir eine prächtige Pfeife, daß ich mit ihnen rauchen konnte, und zeigten mir das ganze Schiff, welches sehr schön und so reinlich gehalten war wie ein englisches.

Diesen Abend, als die Sonne untergegangen war, schlenderte ich langsam auf dem Markusplatz hin. Ich versetzte mich im Geiste in die blühenden Zeiten der Republik, es war mir, als sähe ich um mich herum das lebendige Treiben der reichen, mächtigen Stadt, als sähe ich die Edelleute in ihrem schwarzen Staatskleide, wie sie Hand in Hand mit den alten ehrwürdigen Kaufherren unter den Hallen einhergingen und sich über das Wohl des Staates besprachen, als sähe ich den Dogen, wie er sich langsam und mit vielem Pomp dem Gestade nahte, um sich in Gegenwart des Adels und der Geistlichkeit mit dem Meere zu vermählen. Unter dergleichen Schwärmereien trat ich an die See. Es war völlig Nacht geworden und die Sterne spiegelten sich in der ruhigen Flut. In der Ferne gewitterte es stark, und von Zeit zu Zeit erleuchtete ein Blitz das Gestade und die Schiffe, die in großer Anzahl zerstreut auf dem Meere lagen. Ich rief ein Boot heran, um spazieren zu fahren — und nun denke Dir, welches herrliche, herrliche Schauspiel: bei jedem Ruderschlag gab das Meer ganze Ströme schneeweißen Feuers von sich; ich konnte mich nicht satt sehen. Je mehr ich mich der hohen See nahte, je herrlicher wurde der Anblick, das Feuer strömte immer reicher und glänzender, vor mir lagen ein paar Kriegsschiffe, die schwarz und unbeweglich ihre hohen

Maſten in die Luft ſtreckten, und ihren Hintergrund bildeten die kleinen unzähligen Inſeln Venedigs, die ſich mit ihren vielen Lichtern in der Flut ſpiegelten. Hinter mir lag Venedig ſelbſt in ſeiner unabſehbaren Ausdehnung und ſah es ſchon bei Tage einer Feenſtadt ähnlich, ſo war dieſer Eindruck bei der zauberhaften Beleuchtung der Nacht noch viel ſtärker.

Doch es iſt ſpät, ſehr ſpät. Auf dem Kanal unter meinem Fenſter regt ſich kein Ruder mehr und kein Ton dringt mehr an mein Ohr, als ein ſchöner ſtiller Geſang, der ferne über das Waſſer herüberſchallt.

Den 3. Juni 1826. Mein Herz reißt mich von hier fort zu Dir – wenn das nicht wäre, möchte ich wohl noch vierzehn Tage hier verweilen. Ich habe noch nie eine Stadt geſehen, die mich ſo ſehr angezogen hätte, und wenn Venedig in Deutſchland läge, ſo möchte ich da leben und ſterben. Wie wünſche ich, es machte ſich, daß ich Dich einmal hierher bringen könnte; aber das wird wohl nie werden, und das Schönſte, was ich Dir werde zeigen können, wird St. Petersburg ſein.

Jetzt habe ich aber doch eine gewaltige Sehnſucht nach deutſchen Landen und deutſchen Lauten. Als wir uns Venedig nahten, erblickte ich auf einmal die Tiroler Alpen, die in der Ferne wie eine Reihe von Rieſen daſtanden, um Wache zu halten an der deutſchen Grenze. Ich rief meiner Reiſegeſellſchaft nur noch zu: Ecco i montagni della Germania! und damit ſprang ich auch ſchon zum Wagen hinaus und wußte meine Freude nicht anders zu bändigen als durch Laufen und Jubeln.

Meine Reiſegefährten waren lauter Italiener. Wenn ich mich mit ſolchen unterhalte, ſo geſchieht dies ebenſoſehr mit den Händen und Füßen wie dem Munde, obwohl ich ein großer Feind von aller Geſtikulation bin, wo man ſie irgend entbehren kann; aber ich habe in Rom nicht viel Italieniſch hinzugelernt, weil ich immer in deutſcher Geſellſchaft war. Einmal fragten mich meine Reiſegefährten, warum ich das Kreuz nicht mache, wenn ich äße; ich ſagte ihnen, es wäre meine Gewohnheit eben nicht. Nun kam die Rede auf allerhand äußerliche Gebräuche der römiſchen Kirche, und ſie fragten mich, ob ich auch dem Papſt den Pantoffel geküßt hätte. „Gott ſoll mich bewahren! – ſagte ich – Ich bin Proteſtant.“ Nun ja, meinten ſie, aber der Segen eines zweiten Prieſters könne doch gewiß nichts ſchaden! „Wenn er mich als Prieſter der chriſtlichen Kirche ſegnet – ſagte ich – oder auch nur als ein älterer Mann, ſo werde ich mit Freuden den Segen empfangen; aber dem Papſt als ſolchem kann ich nicht huldigen, weil ich damit meinen Glauben verleugnete.“ Dies gefiel ihnen ſehr, und nun ſprachen ſie ſehr frei und ſagten Dinge, die ich Dir nicht ſchreiben kann; jedoch muß ich zu ihrer Ehre ſagen, daß ſie nur die Kleriſey läſterten und nicht das heilige Evangelium. Dies waren noch vernünftige Leute, die Meiſten hier ſind aber ſolche Freigeiſter, wie man ſie bei uns gewiß ſelten findet, und wäre ich unter den hieſigen Zuſtänden aufgewachſen, ſo wäre ich's auch geworden. Deswegen weiß ich gar nicht, wie ich genugſam dem Herrn danken ſoll, daß er mich in unſerer lieben Kirche hat geboren werden laſſen. O, was iſt

doch die Glaubensfreiheit für eine köſtliche, köſtliche Sache, und man lernt ſie erſt recht ſchätzen, wenn man das Unweſen in katholiſchen Ländern mit angeſehen hat.

Von hier aus will ich nun recht ſchnell reiſen, in Mailand werde ich mich höchſtens einen Tag aufhalten. Draußen donnert's wieder prächtig – gehabe Dich wohl!

*

Der Atti an M. v. L.s Mutter

Bremen, den 11. Juni 1826. Von Tag zu Tage warten wir vergebens auf Wilhelms Ankunft und leider auch auf Nachricht von ihm. Seit ſechs Wochen haben wir nichts von ihm gehört. In ſeinem letzten Briefe von Rom vom 29. April meldete er ſeine bevorſtehende Abreiſe, und Julchen ſchrieb ſofort, wie er gewünſcht hatte, à poste restante nach Stuttgart. Er ſchrieb zwar zugleich, daß er erſt dann wieder ſchreiben werde, wenn er ſeine Ankunft in Bremen feſt beſtimmen könne. Allein dies beruhigt uns nicht ganz, da er, wenn er nicht geſonnen war, ſich unterwegs aufzuhalten, uns näher und bereits bei den Geſchwiſtern in Elberfeld ſein könnte. Julchen hat dieſes lange peinliche Schweigen mit ihrer gewohnten ſtillen Heiterkeit, doch nicht ohne Sehnſucht ertragen. Jetzt aber beginnt ſie ſich mehr und mehr zu ſorgen, und ich beinahe noch mehr. Meine Phantaſie ſpiegelt mir bald Krankheit, bald dies und jenes Übel vor, was in dem fremden Lande ihm begegnen könnte. Vielleicht haben Sie, meine teure Schweſter, Nachricht, wo die liebe Seele ſein möge. Und wäre dieſes, o, ſo eilen Sie und teilen uns ſolche mit der erſten Reitenden Poſt mit, damit des Harrens und Sörgelns ein Ende werde. Mögen wir alſo bald von dem unartigen lieben Jungen Gutes vernehmen!

Fröhlich zieh ich meine Wege
Unter Gottes Schirm und Schild,
Und in meinem Herzen hege
Ich Dein liebes Bild.

Fürchte nicht, Du meine Liebe,
Daß ein Unfall mich betrifft,
Daß mich Ungemach betrübe,
Fürchte, Liebe, nicht.

Engel hab' ich zum Geleite,
Engel, mir von Gott geſandt,
Friſcher Mut und Herzensfreude
Gehen mir zur Hand.

Balde, balde, Du Geliebte,
Klopf' ich leis an Deine Tür,

Und die Braut, die heißgeliebte,
Öffnet jubelnd mir.

Über Seen und Wieſenbäche,
Über Feld und Waldrevier
Zieh' ich ſingend meine Wege,
Liebe, heim zu Dir!

*

W. v. K. an ſeine Braut

Schaffhauſen, im Gaſthof zum Schwert, den 13. Juli 1826. Wenn ich ein Adler wäre, wie ſollten die Schwingen mich ſchnell über Berge und Ströme zu Dir tragen! Aber die Menſchen müſſen auf dem Lande dahinkriechen und bleiben an jeglichem Orte kleben. – Von Venedig aus habe ich das letzte Mal an Dich geſchrieben und bald darauf verließ ich auch dieſe herrliche Stadt und reiſte mit einem venetianiſchen Regierungsrätchen, ſeiner jungen Frau und deren Schreihals von Kind nach Mailand; ſchon dieſe Reiſe ging wegen des Aufenthaltes, den die junge Frau verurſachte, viel langſamer vonſtatten, als ich gedacht hatte. In Mailand mußte ich wieder einige Tage warten, bis ich Gelegenheit nach der Schweiz fand, und mich endlich entſchließen, mit der erſten, die ſich darbot, über den Simplon nach Genf zu fahren; dieſe Reiſe dauerte ewig, indem unſer Vetturino durch nichts zu bewegen war, Trab zu fahren. Am letzten Tag, ehe wir über die Grenze kamen, wurde ich obendrein noch unpäßlich und war genötigt, mich in Genf etwas ins Bett zu verfügen. Nach ſechs Tagen war ich endlich wieder ſo weit flott, daß ich mich nach Neuchâtel zu meinem treuen Freund Jeanneret[1] begeben konnte, bei dem ich acht Tage blieb und mich vollends auskurierte. Hier habe ich Bekanntſchaften gemacht, die mir ſehr wert ſind. Es gibt in dieſem Städtchen viel chriſtlichen Sinn, ſo wie überhaupt in der Schweiz neben großer Verderbnis das Reich Gottes herrlich heranwächſt. Man findet doch meiſtenteils, daß gerade an den Orten, wo das Laſter ſeine Stirn am frechſten erhebt, auf der anderen Seite auch der Garten Gottes am ſchönſten blüht. An andern Orten wieder, wo man keinen dunklen Schatten gewahrt, will auch kein rechtes Licht bemerkbar werden, ſo z. B. in dem guten Dresden, wo faſt lauter ziemlich rechtſchaffene, aber laue Leute leben. Ich bin recht begierig zu ſehen, wie es denn in Bremen eigentlich damit ſteht; man hört doch nichts als Gutes von dieſer Stadt.

Mein Freund Jeanneret redete ſo lange auf mich ein, ich ſolle doch nicht mit der Diligence an dem Schweizer Hochlande vorbeifahren, ſondern wenigſtens eine kleine Bergreiſe machen, bis ich mich dazu entſchloß. Ich ſchickte alſo meinen Koffer nach Zürich, kaufte mir ein Ränzel und wanderte getroſt in die ungeheuren Gebirge hinein. Hier endlich in der reinen Berg- und Schneeluft fand ich meine alten Kräfte wieder,

[1] Frédéric Jeanneret (1793–1849), ſeit 1817 auf der Kunſtakademie zu Dresden, 1820 Schüler des Prof. Hartmann, dann Zeichenlehrer in Neuchâtel.

die mich in Italien doch gänzlich verlassen hatten; ich sprang an meinem Stecken und freute mich alle Abend meiner zerrissenen Sohlen.

Nachdem ich acht Tage so in den Bergen herumgekrebst war, marschierte ich auch auf den Rigi hinauf und fand da oben zu meiner größten Freude — meinen Freund Richter aus Rom mitsamt seinem Hündlein Piccinino, auf deutsch Pittsch genannt. Wir glaubten uns beiderseits schon in Dresden und waren daher einer über den andern nicht wenig überrascht, auch stellte sich das Hündlein gar freundlich mit Wedeln und Springen und unsäglichem Schnaufen[1]. Da Richter ganz allein reiste, so schlossen wir uns zusammen und marschierten vier Tage miteinander; als wir uns aber dann umschauten, so hatten wir in all dieser Zeit gerade zehn Wegstunden zurückgelegt, dafür waren wir aber auch in jeder Schenke eingekehrt und hatten Honig geschmaust, welches Bärengelüste uns ziemlich teuer zu stehen kam, obgleich der Honig hier zu Lande sehr wohlfeil ist. Zu Zürich, wo wir also nach dem vierten Tage angelangt waren, wollte ich die Diligence erwarten, und Richter zog sogleich zu Fuß weiter, doch traf ich ihn hier in Schaffhausen wieder, und er sitzt eben an meiner Seite und schreibt an seine Teuren. Da die Diligence mir hier erklärte, sie führe erst in fünf Tagen weiter, habe ich mich entschlossen, mit Richter zu Fuß nach Stuttgart zu laufen, sobald ich nur erst einen Fuhrmann ausgestöbert habe, der mir mein Köfferli mitnimmt.

Von dem berühmten Rheinfall kann ich Dir noch nichts melden, da wir ihn erst heute abend besichtigen wollen. Ich bin nämlich so abgerissen, daß ich wie ein Knote aussehe, und mein lieber Richter auch, daher wir alle solche Partien bei Abend machen, dessen dunkles Licht unserem Aus-

---

[1] Vgl. L. Richters Beschreibung dieser Begegnung und gemeinsamen Wanderung (Lebenserinnerungen, Ausg. v. M. Lehrs, S. 255 f., etwas gekürzt): Am Morgen weckte mich vor drei Uhr der Lärm des Alphorns, und die Fremden sammelten sich bald danach auf dem Schaugerüst. Mit verschlafenen Gesichtern erwartete man den Aufgang der Sonne. Ich ging etwas abwärts, wo ich allein war, und dachte an Claudius' Vers: „Einfältiger Naturgenuß, ohn' Alfanz drum und dran" — und bestieg das Gerüst erst, als die Leute sich wieder verzogen hatten. Ein Fremder, von der anderen Seite kommend, stellte sich neben mich und war bald wie ich in den Anblick der weiten Ferne versunken, ohne daß einer den anderen angesehen hätte. Welche freudige Überraschung, als wir beide uns jetzt wendeten und ich in Kügelgens freundliche Augen sah! Das war ein neuer Sonnenaufgang. Und als wir denn bald darauf beim warmen Kaffee saßen und erzählten, wurde gemeinsame Wanderung bis Stuttgart verabredet, von wo Kügelgen nach dem Rhein und Bremen, ich rechts ab nach Nürnberg mich wenden wollte.

Das gab nun während einiger Wochen das schönste, innigste Zusammenleben, und unser Freundschaftsbund bekam jetzt die rechte Festigkeit für das ganze Leben. Wir gingen zunächst über Luzern nach Zürich, dann über Tuttlingen durch einen Teil des Schwarzwaldes, und als die Julihitze allzu glühend brannte, quartierten wir uns in ein einsames Dörfchen [Dettenhausen, zwischen Tübingen und Stuttgart] ein, das mitten im Walde lag, und brachten den Tag in der kühlen Dämmerung uralter Buchen zu, in freundschaftlichem Gespräch, lesend und zeichnend. [Hier im Walde bei Dettenhausen entstand Richters Zeichnung des Wandergeführten; vgl. die Abbild.]

sehen sehr günstig ist. Wenn wir in ein Gasthaus kommen, so muß ich immer voraus, weil ich ein hübsches Stöckchen mit einem Stahlknopf habe und weil der Zuschnitt meines Rockes ehemaligen Glanz ahnen läßt. Das macht dann immer einen besseren Eindruck, als wenn Richter mit seinem armdicken, unbeschlagenen Knüttel vorausgeht und seinem Rock, von dem die Sage geht, daß er ihn nun schon sieben Jahre tragen soll, und dessen Zuschnitt noch aus der Großvaterzeit ist. Der Hund kommt ganz zuletzt, weil er auf der Reise ziemlich alle seine Haare verloren hat und daher einem ungeborenen Büffelkalb nicht ganz unähnlich sieht.

Wie weit bin ich immer noch von Dir entfernt und was habe ich alles noch vor mir! Erst muß ich in Stuttgart ein paar Tage bleiben wegen der Galerie, dann in Frankfurt wegen einiger berühmter Künstler und Kleiderreparatur, dann in Düsseldorf meines Freundes Hermann, der Engels und des Grafen Recke wegen, den ich persönlich kennenzulernen noch in Dresden das Glück hatte; sodann muß ich doch noch die neuen Schwäger Gustav, Emil und Fritz besuchen, und dann erst kann ich nach Bremen kommen. Ach, wäre ich doch schon dort gelandet, am Kap meiner fröhlichen Hoffnung, bei Dir!

*

W. v. K. an den Atti

Stuttgart, den 21. Juli 1826. Herzlich freute ich mich, als ich auf der Rückseite meines Julien-Briefes Deinen lieben eigenhändigen Gruß erblickte. Was ist es doch schön, einen so freundlichen Papa zu haben! – Ich habe jetzt nur den einen großen Wunsch, endlich bei Euch in Bremen anzulangen, aber der kommt mir fast schon unerreichbar vor, denn ich mag fahren oder laufen, so komme ich doch immer nicht nach Bremen, sondern an hundert andere Orte, wo ich mich aufhalten und Zeit verlieren muß. Das geht nun schon so seit dem 1. Mai, und Bremen scheint mir immer ferner zu rücken und erschien mir weit näher, als ich in Rom zur porta del popolo mit so fröhlichem Herzen herausfuhr.

Hier in Stuttgart habe ich nun wieder zwei Tage warten müssen, um die Boisseréesche Sammlung[1] sehen zu können, wozu ich erst heute nachmittag gelangt bin. Diese Bilder sind so übertrieben gelobt worden, daß der erste Eindruck, den sie mir machten, sehr unter meiner Erwartung war; und doch kann ich mir nicht denken, daß nicht mehr Schönes darin verborgen sein sollte, als ich so auf den ersten Blick herausfinden konnte. Daher muß ich durchaus morgen noch hier bleiben und will sie da noch einmal mit Fleiß recht ansehen, namentlich was die Ideen betrifft. So bestechend auch die Farben sind, so schwach erschienen mir anderseits Komposition und Zeichnung; und was Zeichnung anbetrifft, so täusche ich mich da so leicht nicht, denn auf Zeichnung habe ich mich Zeit meines

[1] Die von den Brüdern Boisserée (aus Köln) und ihrem Freund Bertram seit 1805, namentlich aus niederrheinischen Kirchen und säkularisierten Klöstern, gesammelten Werke der altdeutschen Malerei befanden sich seit 1819 in Stuttgart; 1827 erwarb König Ludwig I. die Sammlung für die Münchener (Alte) Pinakothek.

Studiums am meiſten gelegt. Der berühmte Chriſtuskopf von Hemling [Memling] hat mir gar nicht gefallen, und ich kann nicht begreifen, wie man ſo viel Weſens davon machen kann; er iſt ungeheuer hell und leuchtend wie eine Sonne auf kohlſchwarzem Grunde gemalt, und wenn das auch viele beſticht, ſo iſt mir doch eine ſolche Spielerei und Blendwerk bei einem ſo heiligen Gegenſtande ganz zuwider. Die Bilder aus der Vor-Raphaeliſchen Schule in Italien ſind mir viel lieber; da ſieht man doch wenigſtens ein großes Beſtreben nach Adel in der Kompoſition und nach einer würdigen Darſtellung von heiligen Gegenſtänden, während ich hier lauter Bier- und Kartoffelgeſichter und überall das leidige Gold und die überflüſſig prächtigen und anmaßenden Stoffe und Farben erblicke. Für die Zeit, in der die Sachen gemalt ſind, ſind es allerdings immer ſtaunenswürdige Arbeiten, und die Italiener waren damals lange nicht ſo weit. Aber ich habe dieſe Bilder über den Raphael erheben gehört, und da habe ich mich denn allerdings ſehr enttäuſcht gefunden. Dem Raphael iſt noch keiner gleichgekommen und er wird auch nie übertroffen werden.

Bei Dannecker[1] bin ich auch noch nicht geweſen und ich muß doch durchaus ſeinen berühmten Chriſtus ſehen, wenn ich mir auch keine allzu großen Erwartungen mache.

Da haſt Du nun wieder einmal ein ganzes Brieflein voll Unzufriedenheit. Aber die lange Reiſe ſtumpft einen nach und nach ganz ab, ich betrachte ſelbſt die merkwürdigſten Dinge nur noch mit halbem Intereſſe.

*

W. v. K. an ſeine Braut

Heidelberg, den 23. Juli 1826. Endlich bin ich von Stuttgart fortgekommen, nachdem ich noch einmal die Bildergalerie, Dannecker und ein paar andere Künſtler beſucht habe. Von Schaffhauſen bis Stuttgart war ich mit Freund Richter und ſeinem Hündchen zu Fuß gegangen, nun aber haben wir uns getrennt, da er über Nürnberg geht, und ich fahre wieder. Die Ungeduld, bei Dir anzulangen, fängt jetzt an mir peinlich zu werden, und ich weiß jetzt wahrhaftig nicht, ob ich den Umweg über Düſſeldorf und zu den Geſchwiſtern noch machen ſoll. Darüber will ich mich in Frankfurt entſchließen, wo ich morgen abend einzutreffen gedenke, mit Fräulein v. Glauburg, meiner ennuyanten Reiſegefährtin.

Wir haben zuſammen einen Wagen ganz allein, in deſſen Hinterteil wir traulich miteinander ſitzen, und wegen der Kälte, mit der wir uns behandeln, mag man uns wohl für Mann und Frau halten; wenigſtens wenn mir der Wirt die Rechnung überreicht, ſo ſtehen immer darauf zwei Couverts und der ganze Fraß für Kutſcher und Pferde, worauf ich dann immer erklären muß, das Fräulein reiſe auf ihre eigene Fauſt. Sie war ſo trocken, daß im Anfange gar nichts mit ihr anzufangen war, bis ich endlich das Geſpräch auf die Tugend brachte und ihr durch das Geräuſch und Geraſſel der Räder in die Ohren brüllte, die Tugend ſei die

[1] Der Bildhauer Joh. Heinr. Dannecker (1758–1841) war ſeit 1790 Profeſſor an der Karlsakademie zu Stuttgart.

ſchönſte Zierde, ein hohes Ziel und ein reicher Lohn; da nahm ſie denn endlich teil am Geſpräch und ließ ſich ſehr edel und lehrreich über die Freuden vernehmen, die ein gutes Gewiſſen gewähre. Ich zog mit einer äußerſt verdächtigen Miene meine „Winke des guten Tons und der feinen Geſellſchaft" aus der Taſche und bat um die Vergunſt, ihr vorleſen zu dürfen, da der Wagen gerade langſam dahinſchlich. Sie war ſehr erbaut von dem Titel, und ich fing an zu leſen: „Es iſt nicht immer ein Beweis von Fröhlichkeit, daß die Frauen ſingen, wenn ſie allein ſind. Gewöhnlich tun ſie es aus Furcht oder Langeweile uſw." Als ich eine Weile geleſen hatte, fragte ich ſie, wie ihr das Buch gefiele? Sie ſagte, es wäre fade, und daraus merkte ich, daß ſie geiſtreich war, und ſagte, indem ich das Buch einſteckte: „Jedes Übermaß im Genuß erregt Ekel und Erſchlaffung." Sie lachte und ſagte, ich wäre ein Schalk, und wir entſchlummerten beide, da es Nachmittag war. Sobald mich Gott von dieſer Dame befreit, werde ich ein beſonderes Feſt veranſtalten.

Das erſte, was ich hier in Heidelberg tat, war, daß ich mir das Schloß beſchaute. Der ſchändliche alte Lohnbediente, der mich begleitete, ſagte, es ſei ſechshundert Jahre alt, einmal von den Römern, einmal von Ludwig XIV. und einmal vom Donnerwetter zerſtört worden; es ſei das ſchönſte Schloß in Deutſchland, ſeine Größe unermeßlich, und kein Menſch imſtande, mir alles ſo gut zu erklären wie er. Wenn nun auch mein Lohnbedienter ein Eſel war, ſo war doch das Schloß herrlich, und es tat mir leid, daß es regnete wie mit Kannen gegoſſen, und ich alſo verhindert war zu zeichnen, worauf ich mich beſonders gefreut hatte. Die Studenten ſchienen hier, wie in Tübingen, alle krank zu ſein, wenigſtens ſah ich keinen und werde mich ſchlafen legen müſſen, ohne dieſen Genuß gehabt zu haben.

*

Der Atti an ſeinen Sohn Fritz

Bremen, den 28. Juli 1826. Wilhelm Kügelgen kommt heute oder morgen über Caſſel, und das Haus iſt voll Jubel und Frohlocken. Wir freuen uns mit großer Freude. Eben kommt ein Brief von ihm aus Frankfurt. Seine herrlichen Briefe verraten einen ausgezeichneten, geiſtreichen, tiefangelegten und erleuchteten Menſchen.

* * *

V

Von der Verlobung bis zur Übersiedelung nach Rußland

Sommer 1826 bis Herbst 1827

Den Angelpunkt dieses Abschnitts bildet die Hochzeit am 18. Juni 1827, sein besonderer Reiz liegt in den Briefen an die Braut. Diese zeigen schon ganz die Art, das Durcheinander von Dur und Moll, von kanonischem und Scherzando-Stil, der späteren Briefe an den Bruder Gerhard, wenn auch noch nicht deren abgeklärte Reife. Leider sind die Briefe an die Braut nicht im Original, sondern nur in einem Auszug von Julchens Hand erhalten, sodaß nicht nur die vielen Zeichnungen, die diese Briefe begleiteten, uns verloren sind, sondern wohl auch manch köstlicher Inhalt, den Julchen vielleicht als zu intim empfunden oder in seinem Reize nicht recht gewürdigt hat.

Über den ersten Teil der Hochzeitsreise, den W. v. K. mitsamt den Schwiegereltern verleben mußte, fehlen alle Nachrichten; erst vier Wochen nach seiner Vermählung konnte Wilhelm sein Julchen ganz sein eigen nennen.

Aus welchen Gründen die ursprünglich für den Mai in Aussicht genommene, dann auf Anfang August festgesetzte Ausreise noch bis Mitte Oktober, in die für eine Fahrt gen Osten üble Reisezeit, verzögert worden ist, wird nirgends ersichtlich.

Als Maler ist W. v. K. in diesem Zeitabschnitt offenbar außerordentlich fleißig gewesen. Doch ist nur das jetzt im Besitz des Dresdener Stadtmuseums befindliche Ölgemälde mit Sicherheit auf den Winter 1826/7 zu datieren, das Karl v. Heynitz (den älteren Bruder von W. v. K.s Freund Ernst v. Heynitz auf Schloß Hermsdorf) mit seiner Frau Emilie, geb. v. Zezschwitz, und ihrem ersten Töchterchen Auguste im Parke von Königshain bei Bautzen darstellt [s. die Abbild.]. Führt schon das Alter des am 30. März 1825 geborenen Kindes schätzungsweise auf jene Datierung, so ist diese vollends gesichert durch eine in v. Zezschwitzschem Besitze erhaltene Skizze des Kindes, der das Ölgemälde genau nachgebildet und die mit „W. v. K. 1826" signiert ist.

Familie Karl v. Heynitz im Park zu Königshain

Ölgemälde von W. v. K. 1826

Vergleiche S. 112

Dora v. Heynitz

Schweſter von Ernſt v. Heynitz in Hermsdorf

Ölgemälde von W. v. K. 1833

Bleistiftzeichn

ulchen

ungen von W. v. K.

W. v. K. an ſeine Braut

Braunſchweig, Sonnabend, den 9. Sept. 1826. Gegrüßt ſeiſt Du mir und geküßt mit dem Kuſſe der zärtlichſten Liebe, Du Auserwählte meines Herzens! Wie ſehnt ſich meine Seele nach Dir, und doch entferne ich mich mit jedem Wenden des Rades weiter von Dir. Es iſt mir wie einem Schifflein, das mit Gewalt den Rhein hinauf gezogen wird, gegen deſſen Bruſt die ſchäumenden Wellen ſchlagen, als wollten ſie's nicht weiter laſſen, und doch muß das Schiff ſeine Bahn entlang und drückt die Wellen nieder, wenn auch mit gepreßtem Herzen.

Meine Reiſe bis hierher iſt ſehr glücklich vonſtatten gegangen. Es war mir ſo himmliſches Wetter beſchert, eine Luft ſo erquicklich und rein, die ganze Seele ging mir auf, und ich ſchaute mit lebendigem Auge hinaus in die Welt. Auf der erſten Station war ſo ein freundliches Gärtchen, das mit herbſtlichen Blumen und Früchten an den Bäumen prangte. Ich ließ mir Wein geben und ſetzte mich in die Laube und trank Deine Geſundheit, indem mir der köſtliche friſche Wind die Haare hob und die Schläfen kühlte. Die kleinen Aſtern am Saume der Beete beugten ſich, vom Winde getrieben, mit unabläſſigem Nicken beſtändig über den Weg nach mir hin, als wollten ſie ſagen: „Willkommen, Wilhelm, alter Aſternfreund! Siehe, wie wir ſo blau ſind und ſo ſchön rot mit goldenen Herzen, und wie der Wind galant mit uns tut, uns ſtreichelt und fächelt, und iſt uns ſo wohl dabei." Die alten Obſtbäume brauſten und waren wohlgemut und ſchleuderten mit unbeſchreiblicher Genialität ihre Äpfel und Birnen von Zeit zu Zeit kraftvoll um ſich herum. Mir war unbeſchreiblich wohl, ich dachte ſo lebendig an Dich, Dein Bild umſchwebte mich in hundert Variationen, und das volle Herz drängte aus ſeiner tiefen Quelle die kleine Träne hinein bis ins Auge.

Meine Reiſegeſellſchaft war exemplariſch. Es waren gemeine Leute, aber gute, gemütliche Seelen, die nichts Störendes vorbrachten. Am meiſten unterhielt mich das wütende Stoßen des Wagens, indem man beſtändig acht haben mußte, die Balance zu halten und ſich das Cranium nicht einzuſtoßen. Wie freute ich mich, als die Nacht ihre dunkelen, ſchattigen Flügel über das Land breitete! Nun wurde es im Wagen gemütlich, ein jeder drückte ſich feſt in ſeine Ecke, das eine Fenſter wurde zugemacht, gegen das nun Regen und Wind anprallten und rauſchten, ſodaß ich bisweilen glaubte, wir führen an der Brandung des Meeres hin. Der Wagen zog langſam durch den tiefen Sand. Das Auge nach dem offenen Fenſter gerichtet, durch das mit blaſſem Dämmerſchein die Nacht ſchimmerte, entſchlief ich bald, und vor dem inneren Auge geſtaltete ſich eine helle, prächtige Traumwelt. Wohl hundertmal haſchte ich nach Deinem flüchtigen Bilde, und wenn ich Dich zu halten glaubte, weckte mich ein Stoß des Wagens, und ich ſchaute wieder mit mattem Auge hinaus in die Nacht. Endlich kamen wir nach der Station, ich nahm ſchnell Beſitz vom Kanapee, entſchlief ſogleich und fand mich in einer Reihe herrlich erleuchteter Zimmer und Säle, die von bunten Menſchen

wimmelten. Die Lasius drängte sich durch eine Tür, ich lief ihr nach und sah in einer Ecke des Kanapees Mamsell Gleim bequem und etwas vorgebogen sitzen und herzlich lachen. Mallets Stimme schallte aus dem Nebenzimmer, der kleine Droste sprach mit Treviranus, und auf einmal gewahrte ich Dich auf einem Stuhle, wie Du Dein kleines schwarzes Köfferchen aufmachtest, um Dein Strickzeug herauszunehmen, ich stürzte auf Dich los, nahm Dich in meine Arme, bedeckte Dich mit meinen Küssen, Du schlangst Deine Ärmchen um meinen Hals und weintest und sagtest: „Bist Du's denn wirklich, nein, bist Du's denn wirklich?" Da schlug ich die Augen auf, der kleine liebe Arm hatte sich in den des Schirrmeisters verwandelt, der mir beinahe den Hals abriß, um mich ins Leben zurückzurufen. Ich fand die andern schon in der Kutsche und drückte mich still wieder in meine Ecke, aber mein Herz brannte mir die ganze Nacht.

Gegen Morgen schlief ich wieder etwas ein, und als ich die Augen wieder aufschlug, schien die Sonne flach über die Heide hin, und ein frischer Morgenwind hauchte mir Mut und Leben ein. Der Wagen hielt, ich ließ mir Wasser geben, wusch mich an freier Luft und trank dann meinen Kaffee unter einigen Eichen, auf deren sammetartigem Wiesengrunde ich auf und ab spazierte und mein Morgenpfeifchen dazu rauchte. Jetzt hebt sich auch mein armes Kind von seinem Lager auf, dachte ich, und betrübt sich, daß sie ihren Wilhelm nicht mehr bei sich hat.

Gestern abend um zehn Uhr warf mich der Postwagen halb gerädert und halb zerschmettert auf dem hiesigen Posthofe aus; ich ging sogleich in das Bureau, um mich zu erkundigen, wann ich weiter kommen könnte, und erfuhr, daß die Diligence erst Montag nach Leipzig weiter geht. Ärgerlich und mißmutig ging ich nach dem Gasthof – zwei volle Tage und drei Nächte sollte ich in Braunschweig liegen. O hätte ich diese Zeit in Bremen noch gehabt! Ich setzte mich und schrieb Dir noch mehrere Seiten.

Heute morgen weckten mich die ersten Strahlen des jungen Tages. Es war mir unbeschreiblich wohl, ich erinnerte mich, daß ich eine Braut habe, daß Du diese Braut seist, ich fühlte, wie mein Herz entbrannte und wie ich Dich so unbeschreiblich lieb habe. Da sprang ich rasch in die Höhe, kleidete mich eilig an, sperrte das Fenster auf und legte mich frohen Mutes hinaus, wozu ich Kaffee trank, eine Pfeife rauchte und den Brief las, den ich Dir gestern geschrieben. O Gott, was war der Brief trübe, boshaft und ärgerlich! Ich ließ ein Licht kommen und gab ihn den Flammen langsam zu fressen, indem ich mich an der Qual des Papiers freute, wie es sich kläglich unter den Zähnen der Flamme hin und her wand, schob und bog und vernichtet wurde mit allen seinen Buchstaben. Darauf schickte mir der liebe Gott einen Mann auf mein Zimmer, der sich anbot, mich für 4 Thaler nach Halle zu fahren, und der heute nachmittag noch abreist. Wer war froher als ich!

Bernburg, den 10. Sept. 1826, abends 11 Uhr. Fast noch nie ist mir der Wechsel der Zeit auf eine so wunderlich ergreifende Weise anschaulich geworden, als bei meinem diesmaligen Hiersein. Ein Gemisch

von Trauer und Freude erfüllt meine Bruſt. Ich kann Euch nirgends hier finden, ob ich gleich nach Euren Fenſtern blicke und alle Straßen durchlaufe; Ihr fehlt mir an allen Ecken und Enden, und es iſt mir, als wäre die Zeit ſchon längſt über Eure Gräber geſchritten. Und doch weiß ich, Ihr lebt, vor ein paar Tagen ſah ich Euch alle friſch und geſund, und dann iſt mir's, als läge die ganze Stadt hier im Tode. Es freut mich, alle die Orte zu durchlaufen, wo ich mit Euch ſo glücklich und froh war, und ſchmerzt mich, Eure Spur nicht mehr zu finden. Ich ſitze, ſpreche und ſcherze mit Euren Bekannten, will dann nach Hauſe gehen und finde den ſtillen dunklen Kirchhof und Euer Haus, aus dem mir kein wirtliches Licht mehr entgegenleuchtet, öde, verlaſſen und ſtumm. Nun ſitze ich wieder hier in meinem Futteral, der „Kugel", und iſt's mir, als ſollte morgen früh Dein Vater kommen und mein Schickſal entſcheiden[1], und ich müßte dann Hals über Kopf mit geſpaltenem Herzen hinaus in die Welt. Ich kann mich dieſes beunruhigenden Gefühles gar nicht erwehren, es treibt mir den Schlaf aus den Augen, und das beſte, was ich tun kann, iſt, daß ich Dir erzähle, wie ich hier angekommen bin.

Geſtern nachmittag fuhr ich von Braunſchweig ab in Begleitung eines alten Mannes, der mit mir zuſammen den Wagen gemietet hatte. Wir wollten denſelben Nachmittag noch bis Halberſtadt und jagten daher ganz gewaltig. Daher wurden die armen Pferde, die ohnehin ſehr alt und ſchwach waren und den Tag vorher dieſelbe Tour gemacht hatten, bald müde und verweigerten bei anbrechender Nacht ſchon ein paarmal den Dienſt. Mir taten die Tiere leid, doch dachte ich, es geht dich nichts an. Endlich nach Mitternacht blieben ſie beide ſtehen und waren durch keine Prügel fortzubringen. Ich ſagte dem Kutſcher, er ſolle umdrehen und nach dem nächſten Dorfe zurückfahren. Der aber wurde wütend, ſprang vom Bocke, fiel den Pferden in die Zügel und hieb unbarmherzig auf ſie ein. Da drängten die Pferde zurück und, wie man eine Hand umdreht, lagen wir im Graben unter ein paar alten Weidenbäumen. Ich ſprang heraus und ſagte: „Willſt Du ein Kutſcher ſein und gehſt mit den Pferden um wie ein Narr? Den Augenblick gehſt Du nach dem Dorfe zurück und holſt Vorſpann!" — „Ja — ſagte oder brüllte er, vor Wut heulend — aber erſt ſchlage ich eines von den Ludern tot oder alle beide!" und damit nahm er ſeine Peitſche verkehrt und hieb den Pferden über die Köpfe rechts und links wie ein Toller, ſodaß ſie laut ſeufzten wie Menſchen. Da riß auch mir die Geduld, ich faßte den Kerl an die Gurgel, rang ihm ſeine Peitſche aus der Hand, drängte ihn zurück und kreiſchte ihm zu: „Wir ſind jetzt allein miteinander, und ich ſchlage Dich tot wie einen Hund, wenn Du noch eine Hand gegen die armen Beſtien hebſt. Den Augenblick gehſt Du und holſt Vorſpann." Da ich bis jetzt immer ſehr höflich mit ihm geſprochen, erſchrak der Kerl und ſagte: Nun ja! ich ſollte nur ſo gut ſein und bei den Pferden bleiben.

[1] Im Gaſthof zur „Kugel" fand im April 1824 die Unterredung ſtatt, in der der Atti W. v. K.s Werbung um Julchen fürs erſte abwies.

Mittlerweile hatte sich auch mein alter Reisekumpan, der süß geschlafen hatte, aus dem Kasten gekröpelt und fragte beständig, was denn geschehen wäre. Da nun der Kutscher weg war, kam ich dazu, ihm zu antworten: „Mein Lieber! Wir liegen im Graben, fressen uns die Raben, stechen uns die Müllermücken, müssen qualvoll wir ersticken!" – „So! – sagte er – liegen wir im Graben? Drum kriegte ich auch so einen Ruck gegen den Kopf." Wir holten nun unsere Pfeifen hervor und gingen in der dunklen Nacht auf und ab, wohl eine Stunde lang, bis die frischen Pferde kamen. Nun ging's im Fluge fort noch ein paar Meilen, bis wir ein einsames Wirtshaus erreichten. Hier wurden die Leute aus dem Schlafe getrommelt, und wir zogen ein wie Banditen. Ich ließ mir mit meinem Alten Warmbier kochen, und dann kroch er in einem anderen Zimmer in das einzige Bett, und ich wickelte mich in meinen Mantel und legte mich auf den Tisch, wo ich auch sogleich einschlief. Als ich die Augen wieder aufschlug, dämmerte der Sonntagmorgen freundlich zum Fenster hinein.

Halle, am Montag, den 11. Sept. 1826. Der Abschied von Bernburg war mir ein neuer Abschied von Dir, denn ich habe einen Teil meiner Liebe zu Dir auf den Ort übergetragen, wo Du so lange wohntest, wo ich Dich kennen lernte und lieben. Ich habe eine große Gutheit für Bernburg und freue mich, mit Dir zusammen einmal wieder hinzukommen; dann wollen wir Riekchen Lutze und Deine besten Freundinnen zusammen in die „Kugel" bitten und ihnen einen Tee geben. – Doch nun weiter zu meiner höchst interessanten Reisebeschreibung. Wenn ich aber so umständlich fortfahren wollte, wie ich angefangen habe, so kämen wir gar nicht nach Bernburg, daher erwähne ich nur kurz, daß ich noch viel Unannehmlichkeiten hatte mit meinem Kutscher, der z. B. hinter Halberstadt von ein paar Gensdarmen angehalten wurde, weil er keinen Schein hatte – eine sehr unangenehme Affäre, die uns ein paar Stunden aufhielt. Wir konnten nun nicht mehr daran denken, Halle noch zu erreichen, und ich schlug meinem Alten vor, nach Bernburg zu fahren und da zu übernachten. Er wollte aber nicht, und wir fuhren nach Aschersleben.

Hier wurde mir das Herz gewaltig dick. Meine Knabenzeit trat mir wieder vor Augen; ich sah mich mit dem Ränzchen auf dem Rücken hier durch nach meinem geliebten Ballenstedt ziehen, meinen Bruder zu besuchen und von Euch kommend. Es kam mir unmöglich vor, an Bernburg vorbeizufahren; es war mir, als strecktest Du Deine Hand nach mir aus und als könne ich sie nur in Bernburg erreichen und fassen. Übrigens, dachte ich, wenn ich in Bernburg bin, lasse ich meinen ekelhaften Kutscher und meinen langweiligen Greis laufen, wohin sie wollen, und fahre mit Ummendorf nach Leipzig. Ich erklärte also meinem Alten rund heraus, ich wolle und müsse nach Bernburg fahren, im übrigen möge er tun, was ihm beliebe. So entschloß er sich denn. Wir nahmen wieder Vorspann und fuhren in gestrecktem Trabe von Aschersleben nach Bernburg in anderthalb Stunden.

Am Parforce-Hause sprang ich ab, ließ den Wagen fahren und ging langsam durch das Krumbholz nach der Stadt. Wie wunderschön lag das Schloß im Feuer der Abendsonne von dem grünen Walde aus vor mir! Ich trat seitwärts auf die Wiese, um ganz freie Aussicht zu gewinnen, und stand lange in Gedanken versunken. Diesen Weg war ich zum letzten Male mit Dir und Vater spaziert, damals in der schönen Zeit, als unsere junge Liebe, noch verschlossen in eines jeden Herzen, darin zu einer stillen heiligen Flamme heranwuchs. Endlich riß ich mich los und ging weiter nach Bernburg herein zum wohlbekannten Tor an der Saale, durch die Judengasse über den Markt zu Ummendorf, den ich in traulichem Gespräch mit seinen krummnasigen Schwestern fand. Ich brachte ihnen die herzlichsten Grüße von Euch allen, indem ich mich als Deinen Bräutigam vorstellte; sie starben beinahe vor Demut und Freundlichkeit und wußten gar nicht, wie sie für diese Ehre erkenntlich genug sein sollten, bis ich mit meinem wahren Begehren herausrückte und mir auf den andern Tag den Wagen bestellte.

Am Abend zog ich bei hellem Mondenschein munter die lange Straße nach Eurer Wohnung hinauf – die lag still und freundlich, und der Mond blickte in Dein ehemaliges Fenster. Wohl eine halbe Stunde stand ich da auf dem Kirchhof und schaute unser altes Haus an, es bangte mir nach Dir und meine Knabenzeit wurde lebendig. Endlich wurde die Sehnsucht, hineinzugehen und bei Euch zu sein, so groß, daß ich mich losreißen und, wenn ich nicht zu weibischer Traurigkeit hinuntersinken wollte, unter Menschen kommen mußte, gegen die ich mein volles Herz ausschütten konnte. Ich brach daher zuerst bei Lutzes[1] ein, die mich unbeschreiblich liebevoll empfingen, dann ging ich zu Meister[2], der mich ebenfalls sehr herzlich empfing, mir Franzwein vorsetzte und mich einlud, künftig bei ihm und nicht im Gasthof zu wohnen; er hat zugenommen und sieht jetzt aus wie Goethe.

Schließlich ging ich noch zum alten X; hier war es mir recht schwer, weil ich gar keine Berührungspunkte mit ihm finden konnte, er war so trocken und ehrwürdig wie ein alter dürrer Eichenstamm. Es fällt mir selbst immer ein Schatten über die Seele, wenn ich ein altes Herz verdüstert sehe. Man sieht daraus, wohin ein Leben führt, das nur auf irdische Dinge gegründet ist; bricht dieser Grund zusammen, so fällt der ganze Bau nach, und es bleiben nur ausgebrannte Schlacken übrig. Wie anders meine Mutter, die einen festen Grund hat! – Was war das früher in Dresden für ein froher Familienkreis! Es wurde jedem wohl, der bei uns einsprach, und mein Vater und Mutter verstanden sich durch und durch, waren sich die innigsten Freunde und liebten sich mit

[1] Joh. Ernst Christ. Lutze (1752–1827), Kantor an der Schloßkirche zu Bernburg. Seine Tochter Friederike (1798–1878) stand Julchen auch später nahe und hat in den dreißiger Jahren einige Zeit bei K.s in Ballenstedt gelebt.

[2] Joh. Ludw. Bernhard Meister (1773–1844), aus Bremen, seit 1808 Prediger, 1828 Oberprediger an St. Marien in Bernburg.

unaussprechlicher Liebe. Jetzt ist das alles zerstört, meine Mutter steht einsam da wie ein Stück Mauer von einem zerfallenen Schloß – und doch hat dies ihren Sinn nicht verdüstert und ihr Herz ist dadurch nicht verödet, weil sie in Gott lebt, der ihr immer Ersatz sein wird für jeden Verlust. Ach, liebe Julie, laß uns beide doch vereint danach streben, daß wir nicht nur in der Jugend kräftig grünen und blühen, dann aber im Alter, wenn die Blätter fallen, morsche Stämme werden!

Dies alles schreibe ich Dir nun aus Leipzig, obgleich ich heute mittag in Halle angefangen habe. Ich habe eine sehr angenehme Fahrt hierher gehabt, da ich allein und ganz bei mir selber war und obendrein durch Fragen an Ummendorfs Kutscher noch entdeckte, daß ich in demselben Wagen und in derselben Ecke saß, in der Du gesungen, geschlummert, gelacht und auch wohl meiner gedacht hast, als Ihr nach Bremen fuhrt. Jetzt hören nun die letzten Erinnerungen an Dich, die sich an äußere Dinge knüpfen, gänzlich auf, bis auf den Ring an meinem Finger und das Tabaksbeutelchen. Doch ist das auch wieder gut, denn die allzu lebendigen Erinnerungen in Bernburg bereiteten mir doch mehr Schmerz als Freude. Übermorgen nachmittag könnte ich nun schon in Dresden sein, werde aber wohl in Meißen bleiben, wo einer meiner besten Freunde, ein Herr v. Loeben, der auch von Roller erzogen ist und der während meiner Abwesenheit geheiratet hat, jetzt als Domprediger angestellt ist. Kurz ehe ich nach Rom ging, malte ich ihm noch ein Ölbild seiner Braut.

Und nun, Geliebte, sei stark und nimm unsere Trennung nicht zu schwer. Was ist denn diese Spanne Zeit? Sie ist die Geburt zu unserem gemeinsamen Leben, und selig die, die dieses Geborenwerden mit Schmerzen wahrnehmen. Unser ganzes Leben soll ein Glück trotz Schmerzen sein. Wir werden immer glücklich sein, verhänge der Herr über uns, was ihm gefällt. Nicht wahr, meine geliebte Julie, Du wirst nicht erschrecken, wenn einmal die Hiobsboten mit erhitzter Stirne vor unseren Herd treten?

*

W. v. K. an seine Braut

Augustusbad, Freitag, den 15. Sept. 1826. Nun, meine geliebte Julie, bin ich endlich bei den Meinigen angelangt und danke Gott dafür aus frohem Herzen. Er hat mich auf meiner großen Reise durch alle Gefahren hindurchgerissen und mich mit viel reicherem Herzen an den heimischen Herd zurückgeführt als ich diesen verlassen habe. Ich kam vorgestern zu Mittag in Meißen an und lief gleich zu Freund Loeben. Dieser und sein Frauchen empfingen mich wie einen Bruder. Mein erster Blick, als ich in das Zimmer trat, fiel auf unsere Verlobungskarte, die am Spiegel steckte, und die ersten Worte meiner Freunde waren Glückwünsche und herzlicher Segen auf unsere Verbindung. Dann erzählten mir die beiden lieben Freundesherzen, wie unaussprechlich glücklich sie seien und wie sie nie geglaubt hätten, daß das eheliche Beisammenleben so überschwengliche Seligkeit gewähre. Es waren schöne Stunden, aber es zog mich nun, da ich den Meinigen so nahe war, doch zu stark nach ihnen, und

ich fuhr noch durch die Nacht nach Dresden, wo ich jedoch im Gaſthof abſtieg. Den andern Morgen lief ich gleich nach der Wohnung meiner Mutter, doch fand ich ſtatt meiner Lieben nur ein Briefchen aus Loſchwitz, worin mir meine Schweſter verkündete, ſie hätten lange auf mich in Dresden gewartet, wären nun aber in das Bad gereiſt und ich ſollte gleich nachkommen. Augenblicklich packte ich mein Köfferchen wieder und fuhr nach.

Als ich in den Badehof hineinfuhr, kam eben von der anderen Seite auch eine große, bepackte Kutſche an, wir hielten zu gleicher Zeit vor der Tür, und – denke Dir meine Überraſchung, als Mutter und Adelheid herausſtiegen. Ich ſprang aus meiner Kaleſche, Adelheid flog mir um den Hals mit Geſchrei, und die gute Mutter hatte tauſend Freude und dankte Gott, daß ſie ihren Sohn nach der langen Trennung, Krankheit und Gefahren wieder geſund und heiter vor ſich ſah. Sie hatten ſich in Loſchwitz um ein paar Tage verſpätet und kamen nun von dort her. Noch war die Tochter von Volkmann in Leipzig, namens Clara[1], die jetzt bei meiner Mutter iſt, Zeugin unſerer großen Freude und unſeres Jubels.

Nachdem ſich die erſten Stürme gelegt hatten, durch die fleißigen Hände der Mädchen der kleine Haushalt eingerichtet war und wir ein ländliches Mahl eingenommen hatten, wurde ein Spaziergang in den herrlichen Wald unternommen, der meilenweit die einſamen Badehäuſer umſchließt. Da gab ich Adelheid Dein Briefchen und mußte von Dir erzählen den ganzen lieben Weg, das war eine Freude! Nachher packte ich mein Köfferchen aus, und Adelheid wurde beſchenkt und war trunken, beſonders über Deine Liebe, daß Du ihr ein Krägelchen ſchickteſt, ſo ſchön und herrlich und unter ſoviel Störungen fabriziert. Ich hatte auf meiner Reiſe immer die größten Anwandlungen gehabt, Dein Briefchen, das ich auf dem Herzen trug, zu erbrechen und zu leſen; nun konnte ich es endlich leſen, und es war mir, als hörte ich Deine Stimme. Oh, hätte ich Dich ſelber hier in dieſer ungeſtörten Einſamkeit und himmliſchen Ruhe! Die übrigen Badegäſte ſind alle ſchon abgereiſt, und Haus, Wald, Täler und Gründe mit den freundlichen Bächen, die ſie durchrauſchen, ſind unſer und zu unſerer alleinigen Freude. Wie köſtlich iſt doch dieſer Frieden, fern vom Brauſen der Welt und den unnatürlich geputzten, einer ſich um den Beifall des andern abquälenden Menſchen, deren Seele erſticken muß unter dem Schnürleibe, den die Vorurteile der anderen um ſie herum ſchnüren. Möge es Dir ſo wohl und friedlich, ſo ruhig und gemütlich ums Herz ſein wie mir in dieſem waldigen Tal, deſſen köſtlich friſche Luft alle Lebensgeiſter erhöht und uns alle froh und ſtark macht!

*

W. v. K. an ſeine Braut

Dresden, Sonntag, den 24. Sept. 1826. O Du geliebteſte Seele, wie danke ich Dir für Deinen Brief voll Herzlichkeit, Fröhlichkeit und

[1] Clara Volkmann (1809–1900), ×1833 mit Guſt. Theod. Fechner (1801–1887), Prof. der Phyſik und Naturphiloſophie in Leipzig. Clara Fechner iſt die Verfaſſerin des von Ludwig Richter illuſtrierten Märchenbuchs „Die ſchwarze Tante".

echter inniger Liebe! O könnte ich Dir sagen, wie lieblich Deine Worte meinem Ohr klangen, wie meine Seele einer Glocke gleicht und jedes Deiner Worte einem Hammer, der unabläßig dagegen schlägt, daß sie klingen muß, summen und singen, ja überlaut ertönen in hellem Jubelruf! – Heute muß ich nun durchaus anfangen, meine Antrittsvisiten zu machen, da schon Unruhen unter dem Pöbel ausgebrochen sind, welcher erfahren hat, daß ich bereits acht Tage hier bin, und machet Rotten und ziehet mit Geschrei auf den Straßen herum und verlanget ungestüm, mich zu sehen. Da habe ich denn heute früh zu einer alten Frau, welche Vorhemden fältelt, striegelt, steift und zustutzt und sich davon kümmerlich nährt, hingeschickt, um mir eins dergleichen, welches unansehnlich geworden war, wieder zurechtmachen zu lassen. Nun habe ich denn gerade solange Zeit, Dir zu schreiben, bis das Vorhemdchen von der Universität oder wie ein Landjunker vom Hofe wieder zurückkommt, weil ich mich alsdann plötzlich anziehen und spornstreichs wenigstens zehn Visiten in einem Atem abmachen muß.

So will ich Dir denn erzählen, wie ich meine Zeit hingebracht habe seit jenem ersten Tage im Augustusbad. Ich hatte soviel Briefe zu schreiben und meiner Mutter so ungeheuer viel zu erzählen, daß ich damit fünf Tage bequem ausfüllte. Dann hing ich Deinen schönen Tabakbeutel um den Hals, nahm meine Pfeife in die Hand und spazierte gemächlich durch Felder und Wälder hinüber nach Lausa zu meinem alten Roller. Ich fand diesen Mann nicht zu Hause, da er gerade mit seinen zwei kleinen Zöglingen über Land gefahren war, seine Schwestern aber empfingen mich mit großem Jubel; ich bestellte mir sogleich bei ihnen ein köstliches Abendessen aus Kartoffeln in der Schale, die nirgends so delikat sind als in Lausa, allwo sie schmecken wie welsche Nüsse. Ich ging mit in die Küche und unterhielt mich mit den lieben Marthas aufs beste, bis wir Rollers kleinen Leiterwagen heranrollen hörten. Es war schon dunkle Nacht. Ich sprang gleich an den Wagen und stellte mich auf wie ein bleierner Soldat, während die Schwestern das Gepäck abnahmen. Roller fragte: „Wer ist denn das?" Ich sagte: „Guten Abend, lieber Herr Pastor!" – „Guten Abend, Gott grüße Sie – wer ist es denn aber?" Nun sprang ich auf das Wagenrad und sagte: „Wilhelm!" Der Alte packte mich sogleich unter dem größten Jubel mit beiden Armen, und ich weiß noch diese Stunde nicht, wie wir beide vom Wagen herunterkamen, ohne den Hals zu brechen. Die Kinder hingen sich wie Gewichte an meine Beine, und der kleine Benno[1] schrie einmal über das andere: „Nun hab ich meinen Freund Wilhelm wieder, nun hab ich meinen lieben Freund Wilhelm wieder!" So schleppten wir uns wie ein schwerer Kloß die Treppe hinauf in Rollers Studierzimmer. Hier schickte der Alte die Kindlein fort, schloß mich nochmals in seine Arme, segnete mich mit den herzlichsten Worten und sagte dann: „Nun habe ich noch eine große Bitte

[1] Benno v. Zezschwitz (1813–1882), Sohn von Karl v. Z. [vgl. S. 5 Anm. 1], × 1839 mit Luise Thomas.

an Dich, mein lieber Sohn, nämlich daß Du mich, wenn anders Du Dich noch daran gewöhnen kannſt, Du nennſt." Ich hatte eine ungeheure Freude, da das bei Roller ſehr viel ſagen will, und von Stund an nenne ich ihn nun Du und er mich ſeinen lieben Bruder.

Ich blieb mehrere Tage bei ihm und ſah in dieſer ganzen Zeit recht deutlich, wie lieb er mich hat. Wo ich in früheren Jahren in Roller einen Schrecken ſah, ſehe ich jetzt nur ein treues liebendes Bruderherz und kann ihm ſagen und mit ihm machen, was ich will. Auffallend war mir, daß er ſich beſtändig mit großer Teilnahme nach Dir erkundigte, da es ihm ſonſt immer verdrießlich war und er ſeinen Groll vorzüglich auf die Bräute warf, wenn ſeine „Söhne" heiraten wollten, ſodaß ſie in ſeiner Gegenwart ſogar die Verlobungsringe abnahmen. Den meinigen hingegen zog er mir vom Finger, betrachtete ihn genau und ſteckte ihn mir dann wieder an mit den Worten: „Nun, das iſt gut." Er fragte mich nach Deinem Temperament, ich ſagte: „Sie iſt wie ein Kind, unbefangen, freundlich, ohne Arg." – „Nun – ſagte er – wenn ich mich nun vergäße und ſagte ihr etwas, da würde ſie wohl ſehr empfindlich?" – „O nein, wenn Du ſie auch einmal recht erſchreckſt, ſo wird ſie ſich doch nicht fürchten und wird Dich nicht verkennen, da ſie weiß, wie ich Dich lieb habe." – „Nun – ſagte er – das iſt gut, das freut mich doch, daß ſie ſo ein feſtes Herz hat." –

Da kam das zugeſtutzte Krägelchen, und ich lief ſpornſtreichs fort, einige Beſuche abzutöten, fahre jedoch jetzt, da ich wieder bei Dir ſitze, folgerecht in meiner Erzählung fort. Ich erzählte ihm, nämlich dem alten Roller, noch mancherlei und vielerlei, machte mich endlich auf die Socken und kam vorgeſtern hier in meiner alten Malſtube wieder an. Da fand ich denn meine alte Aufwärterin, die mich erwartet hatte und mit lauter Freude empfing. Sie bereitete mir etwas zu eſſen, und da ich mich dazu hingeſetzt, kam ſie heran und ſagte: „Ich wünſche Ihnen auch zu Ihrem wichtigen Vorhaben recht viel Glück und Segen, gnädiger Herr. Ich kann nicht viel Worte machen und kann's nicht ſo ſagen, wie ich's fühle, aber ich habe ſchon viel gebetet und werde immer beten, daß der Herr Sie ſegnen wolle und daß es Ihnen immer recht gut gehen möge!" Dabei ſtürzten dem ehrlichen Weibe die Tränen aus den Augen. Dieſer einfache, gutgemeinte Glückwunſch iſt mir zehnmal mehr wert als alle die ekelhaften Gratulationen, die ich ſonſt hier in Dresden einernten muß.

Ähnlich ging es mir neulich in Lotzdorf, einem kleinen Dörfchen in der Nähe des Auguſtusbades, wo meine Eltern vor ſechzehn Jahren einen Sommer mit Volkmanns zuſammen ſehr glücklich lebten [vgl. Jug.-Er. S. 31]. Wenn nun Mutter im Bade iſt, ſo ſpaziert ſie häufig des Nachmittags nach dieſem Dörfchen hin, beſucht die gutherzigen Bauersleute, bei denen ſie damals gewohnt, und trinkt bei ihnen in ihrer geräumigen, ſtets weißgeſcheuerten Unterſtube den Kaffee. Dies geſchah denn auch diesmal. Die ehrliche Bauerfrau ſagte ein treues: „Grüß Gott!" und tat ihre Arbeit fort. Ich ſetzte mich vor die Haustür auf einen Balken und rauchte meine Pipe, indem ich dem emſigen Freſſen der Gänſe

zusah. Da kam auf einmal das rüstige Bauerweib aus der Tür. In der linken Hand hatte sie ein Faß zum Waschen und mit der rechten fiel sie mir plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, um den Hals und gab mir einen derben Schmatz auf den Mund. Dann lief sie nach dem Bach, scheuerte ihr Faß und ließ mich im größten Erstaunen sitzen. Endlich kam sie wieder und sagte: „Nehmen Sie es nur ja nicht für ungut, gnädiger Herr, aber wie ich Sie so auf dem Balken sitzen sah, da freute ich mich so, daß Sie wieder da wären." Wo man es so gar nicht verkennen kann, daß dergleichen Äußerungen von Teilnahme und Anhänglichkeit aus dem Herzen kommen, da tun sie dem Herzen doch gar wohl.

Heute früh bin ich zuerst zu Hartmann gegangen. Die Furcht vor diesem Besuche hatte mir die Rückkehr nach Dresden etwas verbittert. Wir haben ganz verschiedene Kunstansichten und auch Lebensansichten. Ich glaubte, er würde mich wie einen verlorenen Menschen betrachten, aus dem nie etwas werden könnte, besonders da ich nun so eilig von Italien weggelaufen bin und mich noch obendrein versprochen habe, welches er, ein Mann von über fünfzig Jahren, bis jetzt noch nicht gewagt hat, da er sich noch für zu jung hält. Ich fürchtete, er würde mich äußerst kalt behandeln und mir am Ende noch Bitterkeiten sagen. Statt alledem empfing er mich mit Umarmung und vieler und großer Herzlichkeit, gratulierte mir zu meiner Verlobung, encouragierte mich zur Arbeit und machte mir nicht den geringsten Vorwurf. Nun machte ich mit großer Herzensfreudigkeit noch mehrere Besuche ab und fand, da ich nach Hause kam — meine Kiste! Meine Kiste, die ich für verloren hielt. Was das für eine Freude war, kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Es ist mir ein Stein vom Herzen, und es ist nicht möglich, daß es jetzt einen Menschen gibt, der glücklicher wäre als Dein Wilhelm, Dein eigener Wilhelm, der Dich liebt wie seine Seele.

Nun noch einiges zur Beantwortung Deines Briefes. Du fragst wegen Künstlerstolz. Meine Liebe, darüber ließe sich viele Bogen schreiben, vorderhand aber glaube Deinem Wilhelm, daß er keinen hat und sich, seitdem er Maler ist, nie überschätzt hat. Sieh, es läßt sich über Kunst in gewisser Hinsicht nur mit Künstlern reden, so wie über Musik nur mit musikalischen Leuten und über Poesie nur mit poetischen Gemütern. Ich habe darüber zu viele Erfahrungen gemacht und namentlich in Rom gesehen, wie Männer, die schon viele Malereien in öffentlichen Blättern rezensiert hatten, doch immer noch an den besten Sachen, weil sie unscheinbar sind, kalt vorübergehen und bei ganz wertlosen Gemälden stehen bleiben. Wenn Böttiger[1], der in der ganzen literarischen Welt für einen großen Kenner gilt, ein in Dresden ausgestelltes, ihm bedeutend scheinendes Bild rezensieren will, so läuft er erst bei allen Malern umher und lockt ihnen auf irgendeine Art ihr Urteil über dasselbe ab. Fragst Du den Hauptmann Voß, der selbst in Öl gemalt und sehr viel gesehen

[1] Karl Aug. Böttiger (1760—1835), seit 1814 Direktor des Antiken-Museums, der „schöngeistige Salonredner" des damaligen Dresden; vgl. Jug.-Er. S. 81 u. 351.

hat, ob er sich ein Kunsturteil und Kennerschaft zutraut, und wolltest Du es etwa bezweifeln, so würde er sich sehr beleidigt fühlen — und doch hielt dieser Mann schon vor langer Zeit, noch ehe ich in Estland gewesen, meine Schmierereien für Bilder meines Vaters, der ein in seiner Art ausgezeichneter Maler war, und meisterhaft angefangene Bilder meines Vaters, denen meine jetzigen fertigen noch nicht gleichkommen, hielt er für mein bescheidenes Teil. Denselben Streich machte mir der bekannte Rat Schlosser aus Frankfurt u. a. m.

Wenn ich ein Talent beurteilen will, so muß ich dasselbe Talent, wenigstens etwas davon, in mir haben. Von allen Künsten aber haben zur Malerei die wenigsten Menschen Talent; das kannst Du schon daraus sehen, daß auf zehn Maler nur einer gerechnet werden kann, der berufen ist, und auf zehn Berufene höchstens vier, die sich auszeichnen; und doch werden nur solche Leute Maler, die in ihrer Jugend Talent und Liebe zur Sache zu haben scheinen. Ich überschätze mich nicht, wenn ich sage, ich bin unter den Berufenen, wenn ich auch noch auf einer sehr niedrigen Stufe stehe, und bin nicht zu bescheiden, wenn ich mit Gewißheit voraussehe, daß ich niemals unter die Ausgezeichneten gehören werde, wenn ich auch einmal ein noch so beliebter Maler werden sollte; zeichnet sich aber Neff oder Maydell einmal nicht aus, so ist es ihre eigene Schuld. Sieh, wenn man nun mit Leuten von der Kunst reden soll, von denen man so ganz und gar nicht verstanden wird, was man gleich bei den ersten Worten oder bei einem Urteil über ein Bild merkt, so wird einem das Herz recht schwer, man fühlt sich so sehr in der Fremde, und ich sage alsdann wohl manchmal etwas Unüberlegtes hin, was einem hernach die Leute für Stolz auslegen. So mag es mir auch in Bremen ergangen sein. In Wirklichkeit habe ich so wenig Künstlerhochmut, daß ich im Gegenteil immer Ermutigung von außen brauche, damit ich nicht an meinem Talent verzweifle, und hat mir dies früher wohl manche bittere Träne gekostet. Sollte ich übrigens dennoch zu hoch von mir denken, so bewahre mich Gott in Gnaden, daß ich es je einsehe, denn dann müßte ich Pinsel und Palette weglegen und wüßte wahrlich nicht, was ich anfangen sollte.

Dann schriebst Du, ich solle doch die Bremer nicht so gar verachten. Mein liebes Herz, wenn ich das täte, so verdiente ich allerdings Streiche, und wenn ich mich manchmal unverständig ausdrücke, so schreibe das doch ja nicht auf Rechnung meines Herzens. Kaufleute waren mir allerdings früher unter allem Volk diejenigen, mit denen ich am wenigsten gern umging. Du weißt, daß ich dem Adel angehöre, dessen eigentümlicher Charakter von alters her dem der Kaufleute entgegengesetzt war, daher sie denn auch in beständiger Fehde miteinander gelegen haben, solange man in Deutschland noch einen Arm frei rühren konnte. Was dem einen Teil groß erschien, erschien dem anderen dumm, was der eine für die höchste männliche Tugend hielt, der persönliche Mut, war dem anderen etwas Unnützes und wurde verlacht. So waren und sind sie in ihrem Grundcharakter sehr verschieden, und noch jetzt betrachtet der eine Stand

den anderen mit Vorurteilen. Unter solchen bin ich aufgewachsen und habe oft Widerwillen gegen Kaufleute gefühlt, wo ich mir selbst keinen andern Grund angeben konnte, als daß sie eben Kaufleute waren; nur soviel fühlte ich immer, daß sie von meiner gewohnten Umgebung so ganz verschieden waren und mich fremdartig ansprachen. Jedoch bemühe ich mich ernstlich, solche Vorurteile in mir auszurotten, so schwer dies auch ist. Etwas ganz anderes aber ist es mit den Bremern, für die ich nur die größte Achtung haben kann. Der Kaufmannsgeist wird bei ihnen überwogen durch das freireichsstädtische Wesen, das in gewisser Hinsicht, weil es aus offener Opposition gegen den Adel entstanden ist und sich gehalten hat, einen dem Adel gleichen, nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit durch eigene Kraft strebenden Sinn ausspricht. Zweitens aber und vor allen Dingen hat der Herr eine große Kirche unter ihnen, und in diesem Betracht ist mir die Stadt Bremen vor allen andern, die ich kenne, ganz besonders ehrwürdig. Wo man einen Bruder in Christo findet, da, mögen sich im übrigen die Naturelle ähneln oder nicht, ist man doch eins mit ihm und kann sich mit ihm erquicken.

Mein Raum geht zu Ende. Ich habe Dir heute viel geschrieben, mein liebes Herz; verzeih mir besonders das für Dich wahrscheinlich sehr langweilige Kapitel von der Kunst. Denke auch nicht etwa, daß ich durchaus von den Leuten nicht falsch beurteilt sein wollte – dies ist mir mein ganzes Leben lang sehr einerlei gewesen. Nur von Dir möchte ich nicht, daß Du glauben könntest, ich hätte Dir einen so großen Fehler, wie den Künstlerstolz, vorenthalten; ich habe ihn nicht, das kann ich sagen, denn ich habe gerade darüber, schon durch Roller so vielfach dazu aufgefordert, viel über mich nachgedacht. Fällt Dir aber hier oder da etwas anderes an mir als unrecht auf, so bitte ich Dich flehentlich, es mir sogleich zu sagen. Ich bin noch ein ungeschliffener Kerl, und es ist unmöglich, daß ein Mensch in meinen Jahren alle seine Fehler selbst an sich schon erkennen sollte. Kann ich einem Menschen zu Liebe mich in manchen Stücken noch ändern, so ist es aus Liebe zu Dir und aus Dankbarkeit gegen Dich.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 29. Sept. 1826. Heute mußte ich wieder Visiten schneiden. Unter anderen besuchte ich auch zwei junge Livländerinnen, die hier den Winter über zubringen wollen, und geriet mit der einen, einem Fräulein v. Brevern, in einen wütenden Streit über Italien, da diese Person mit frecher Stirn behauptete, es wäre das Land aller Länder, und ich sei viel zu früh von dort weggegangen. Ich kriegte sie zuletzt doch in die Klopfe. Sie mußte zugeben, daß Kunstgenuß doch nicht die Hauptsache, sondern nur ein Nebending im Leben sei, und daß etwas anderes in Italien nicht zu holen sei – da mußte sie denn das „Land aller Länder" fahren lassen. Und was mein zu frühes Weglaufen aus Rom anbetraf, so urteilte ich so kurz und despotisch über Kunststudium ab, daß sie dem Künstler nicht zu widersprechen wagte; zuletzt rückte ich

auch mit meinem Satz heran, daß grobnervige Personen durch den schädlichen Einfluß, den die römische Luft auf die Nerven habe, dort allerdings feinfühlender würden und folglich auch mehr Empfindung für alles Schöne bekämen – und so endete denn der ganze Disput in einem Gelächter. Äußerst zufrieden und siegesfreudig ging ich hinweg und begab mich zu dem berühmten Fräulein Winkel[1], die vor längerer Zeit einmal von den hiesigen Gelehrten, Dichtern und Schöngeistern wie Corinna gekrönt und dabei auf den Namen „Albertine Dürer" umgetauft wurde; meine Mutter, die dabei zugegen gewesen war, konnte dies gar nicht lächerlich genug erzählen. Kurz, dieses gute Fräulein, die seit jener Zeit von Jahr zu Jahr vernünftiger geworden ist und mir in vieler Hinsicht sehr achtungswert erscheint, versicherte mir mit Tränen in den Augen und mit reich verzierten Reden, sie nähme unaussprechlichen Anteil an meinem Glück und wäre überzeugt, daß eine Tochter Krummachers wohl geeignet sein müßte, mich armen Schlucker und dummen Esel (dies dachte sie aber nur bei sich) in aller Art vollkommen glücklich zu machen. Ich sagte: „Jawohl, Fräulein, sie ist allerdings eine allerliebste kleine Person, und ihr Näschen ist zum Fressen" oder ich könnte dies doch wenigstens gesagt haben. Von der Winkel lief ich zu einer Petersburgerin, die mir sagte, sie hätte sich, seitdem sie gehört hätte, daß ich mit Dir versprochen sei, die meisten Schriften Deines Vaters angeschafft und läse sie mit dem größten Vergnügen – ich dachte: „Nun, Gott segne es dir!"

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 14. Oct. 1826. Endlich sind wir in unserem neuen kleinen Heime vor dem Seetore, mitten unter Gärten und in der reinsten Luft, und ich bin damit zurückgekehrt an die Stätte meiner Kindheit [vgl. Jug.-Er. S. 8]. Das Packen und Auspacken war schrecklich. Schreibe nun also: „Vor dem Seetore in der Halben Gasse 412, I Treppe."

Heute erhielten wir einen köstlichen Brief aus Poll von Auguste an Adelheid, der so viel von ihrem Leben dort erzählt, daß es mir war, als hätte ich einen lebendigen Blick unter die lieben Menschen getan. Besonders köstlich war ein Gespräch, in dem Gerhard[2] und Elmine als Hauptsprecherinnen erscheinen; diese Schilderung hatte soviel Lebendiges, daß wir, ohne die Namen zu lesen, jeden Sprechenden gleich an der Setzung seiner Worte erkannt haben würden. Diese Auguste ist eine recht fromme Seele und kennt kein anderes Glück, als immer nähere Vereinigung mit dem Heiligen; sie würde freudig gleich in eine Lehmhütte ziehen, wenn sie glaubte, in ihrem schönen Hause die Gemeinschaft mit Gott zu verlieren. Sie ist Adelheids beste Freundin und wird auch Dir eine

[1] Therese aus dem Winkel (1784–1867), Malerin, Schriftstellerin, Harfenistin; Freundin von W. v. K.s Vater. Hübsche Schilderung bei Louise Seidler, Erinnerungen (hrsg. von H. Uhde 1875), S. 67ff.

[2] Der Bruder Gerhard war, da Wilhelms Rückkehr sich verzögerte, schon am 17. Juni 1826 von Dresden nach Estland zurückgereist.

Freundin werden; wenn sie Dir noch nicht geschrieben hat, so ist sie eben eine von den Seelen, die sich nicht so schnell anhängen, sondern erst Zeit brauchen zu prüfen, dann aber auch um so inniger lieben. Ihr ähnlich sind ihre Schwestern, und in diesem Hause habe ich recht wahren Genuß und Lebensfreude gehabt, denn sie sind alle fröhlich wie die Vöglein in den Bäumen und vergessen doch dabei nie unseren Herrn, daher denn ihre Freude mit der Freude der Weltkinder nie die geringste Ähnlichkeit hat. Augustes Frömmigkeit hat freilich etwas Schwärmerisches, das muß aber bei so zarten Gemütern nicht stören. Einer faßt das Christentum in diesem, der andere in jenem Gewande auf, und sind doch beide echte und rechte Christen, die den Herrn über alles lieben.

Man drängt ungeheuer in Mutter, daß sie schon im Frühjahr reisen soll. Mein Onkel Carl schreibt mir auch, er halte es für das beste, daß ich so bald als möglich nach Petersburg gehe, weil bei längerem Zaudern Personen dort sterben oder in Ungnade fallen können, deren Einfluß mir von dem größten Vorteil sein kann. Mache Dich also darauf gefaßt, daß wir doch wahrscheinlich schon vor Jahresfrist den deutschen Boden verlassen müssen.

Nun müssen wir doch auch Deinen Geburtstag bedenken. Ich kniee still an Deiner Seite nieder und vereinige mein Dankgebet mit dem Deinigen. Ich schicke Dir hier ein feines güldenes Ringlein zum Wahrzeichen meiner Liebe und Treue. Erschrick nicht vor dem Schlangenbilde! Auch aus Johannis Kelche kostete die Schlange, und Moses richtete sie auf als Zeichen des Heils. „Seid klug wie die Schlangen!“ Und hat sie nicht kleine rote Taubenaugen von Rubinen? Bei den Alten ist die Schlange Bild des Heils, der Weisheit, der Heilung und Gesundheit und, wenn sie sich in den Schwanz beißt, Bild der Ewigkeit. Bild der Treue ist der Ring an und für sich selbst. Laß uns treu halten an einander und treulich beide am Herrn!

Meine Mutter schickt Dir das liebste Kleinod, das sie hat, ein goldenes Kreuz mit einem Diamanten in der Mitte. Sie bekam es vom Vater und trug es lange. Dann schenkte sie es der Gräfin Dohna als ihr Liebstes; diese trug es mehrere Jahre täglich und schenkte es meiner Mutter dann wieder. Wie teuer dieses Kreuz meiner Mutter ist, kannst Du Dir denken, und eben deswegen schenkt sie es Dir, ihrer lieben Tochter! Sie will Dir's aber selbst umhängen, weil sie es der Post nicht anvertrauen mag.

*

M. v. K. an seine Braut

Dresden, den 23. Oct. 1826. Gott segne Dich an diesem Tage, Deinem Geburtstage, Er mehre Deinen Glauben und mehre die Liebe in Dir zu Ihm, die offenbar wird in der Liebe zu den Menschen. Gott hat Dir gegeben, daß Du freundlich von Gemüt bist; mögest Du dies immer mehr ausbilden! Was ist lieblicher, was ist köstlicher als Freundlichkeit und Leutseligkeit der Seele!

Heute morgen halb sechs erwachte ich von quälenden Träumen, die mir von Dir keine gute Zeitung brachten. Ich konnte in einem Hohlwege

einem Leichenzuge nicht ausweichen, was ich mir auch für Mühe gab, die Felsen hinanzusteigen. Ich mußte stehenbleiben, und der Sarg streifte mich hart an der Schulter; da war mir's, als sei Dein Name daraufgeschrieben, und ich warf mich auf die Erde und ließ den Zug über mich gehen. Da erwachte ich und schlug Licht an, welches sogleich freundlich das ganze Zimmer durchstrahlte. Nun stand ich auf, hing meinen Mantel um die Schulter, legte mich zum Fenster hinaus und gedachte unser beider vor dem Herrn — da wurde mir wohl. Ganz fern am Saume der Berge schimmerte die Dämmerung matt herauf und versprach baldiges Tagwerden. Auch mit uns ist's noch nicht Tag geworden, meine gute Julie, und im trügerischen Lichte der Dämmerung erscheinen uns die Bilder des Lebens noch in verworrener Gestalt. Gebe Gott, daß wir der Hitze des Tages, auf den wir uns freuen, nicht erliegen mögen! Der Herr kann uns das Leben wider alles Erwarten leicht machen, aber auch recht schwer. Das wird die Zukunft lehren. Bisher ist mir alles so leicht geworden, ich bin sehr verwöhnt, Du vielleicht auch — werden wir es ertragen, meine Julie, wenn das Schwere kommt? Wir müssen jetzt die Dämme bauen, nachher, wenn die Flut schon da ist, möchte es zu spät sein. Ist es unrecht, daß ich einer Braut so schreibe und sie vielleicht ängstige? O nein! Wir wollen uns nicht selbst täuschen. Laß uns das Böse erwarten, das kommen kann, dann werden wir nicht vor ihm erschrecken, und kommt das Gute, mehr als wir erhofft, so wird ein freudiger Schreck uns keinen Nachteil bringen.

Ich schloß mein Fenster wieder in seine Fugen und erwartete den Tag, indem ich in der Stube auf und ab schritt, unablässig Dein gedenkend. Als ich halb sieben hinüberging, fand ich mein Mütterchen schon ganz flügge am Kaffeetisch und empfing ihre herzlichen Glückwünsche, die Dir galten. Später kamen auch Adelheid und Clärchen Volkmann, die noch bei uns ist, aus ihrem Schlafgemach heraus. „Heute ist der Kleinen ihr Geburtstag!" rief Adelheid, indem sie auf mich lostanzte, um in meine Arme zu kommen. Nach dem Frühstück wurde eine kleine Andacht gelesen, und ich ging dann an meine Arbeit. Ich hatte einen großen roten Mantel zu malen und dazu den ganzen Tag bestimmt. Wie groß war aber mein Erstaunen, als halb elf Uhr der Mantel fertig war. So flink ist es mir noch nie von der Hand gegangen, und überhaupt, wenn es mit meinen Bildern so fortgeht wie jetzt, so werde ich in der Hälfte der erwarteten Zeit mit allem, was ich noch vorhabe, fertig.

Ich führe jetzt ein sehr geregeltes Leben, und ein Tag geht akkurat so wie der andere hin, sodaß man meint, die Zeit stände still. Den ganzen Tag, solange ich sehen kann, male ich fleißig und stehe meistens dabei, um mir den Mangel an der gewohnten Bewegung zu ersetzen. Diese mache ich mir nicht anders als manchmal nach Tisch, wo ich auf ein halbes Stündchen mit den Mädchen in den Garten oder aufs Feld gehe. Des Abends, sobald es dunkel wird, nehme ich eine Zeichnung und setze mich zu meiner Mutter, da ist's denn gar traulich. Die Mädchen haben

ihre Handarbeiten und lesen abwechselnd vor, darüber wird dann mitunter gescherzt und gesprochen. Solange die Kinder den Tisch decken, phantasiere ich auf dem Pianoforte, bis der Geruch der Schüssel, die gewöhnlich in Ragout und Kartoffeln besteht, mich weglockt. Nach Tisch räumen die Mädchen alle Spuren der Mahlzeit eilig und fast unhörbar weg, und nun setzen wir uns wieder zusammen an den runden Tisch, und es wird im Vorlesen fortgefahren, etwa eine Stunde, wobei ich die den Tag über gebrauchten Pinsel wasche. Sobald der letzte Pinsel rein ist, stehen wir alle auf, wünschen uns Gute Nacht, und ich gehe auf mein Zimmer, wo ich noch so lange in irgendeinem Geschichtsbuch lese, bis mir die Augen zufallen.

½10 Uhr abends. Wir haben Deinen Geburtstag nach Gebühr gefeiert. Adelheid hatte einen ganz vortrefflichen Kuchen gebacken und meine Mutter zu Mittag alle meine Lieblingsgerichte auftischen lassen; so wurde ich denn recht gepflegt, weil ich Deine Person repräsentierte. Nach Tisch machte ich mit Adelheid einen Spaziergang durch die Stoppelfelder und wurde so vergnügt wie Boas im Buch Ruth, von dem geschrieben steht: „Da Boas gegessen und getrunken hatte, ward er guter Dinge", ich sprach nur französisch und machte meiner Schwester allerlei Kohl vor, innerlich aber war es mir eigentlich gar nicht so, denn ich mußte immer an meine ferne Braut denken. Ach, wie gern hätte ich mein Haupt an Deine Brust gelegt!

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, Sonntag, den 12. Nov. 1826. Gestern erhielt ich wieder einen Brief vom Onkel Kügelgen, in dem er mir den Lebensplan macht, daß ich baldigst nach Livland zurückkehren und dann gleich nach Petersburg gehen soll. So bitte ich Dich, Dich nun mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß unsere Verbindung uns nicht mehr so fern steht, als wir wohl früher meinten, und daß Du, wenn anders wir Deine Eltern dazu bewegen können, ein paar Monate früher als festgesetzt meinen Namen mit mir teilst. Ich bin nun sehr begierig auf Deine Antwort, ob die Eltern auf diese Weise unsere Verbindung zugeben oder ob sie wollen, daß wir warten, bis ich in pekuniärer Hinsicht erst fester auf den Füßen stehe. Dies wäre mir freilich recht schwer, zumal für Petersburg. Es taugt mir nichts, wenn ich allein bin, indem ein düsterer Sinn und ein sorgliches Gemüt mich oft sehr plagen. Gingest Du mit mir, so hätte ich in Dir Stütze, Trost und Hoffnung, fände ich nach der Arbeit in Deinen Armen immer wieder Erquickung, Erholung und neue Lebenskraft. Ein Maler hat sehr angestrengte Arbeit, besonders bei Porträts, und ich habe oft gesehen, daß mein Vater, wenn er abends seine Staffelei verließ, sich wie tot aufs Kanapee legte. Wie wohl tat's ihm dann, wenn meine Mutter sich zu ihm setzte, ihm vorschwatzte, vorlas und er in ihrer Unterhaltung Ersatz fand für alle Zerstreuungen und geselligen Freuden, denen er hätte nachlaufen können. Beim Ölmalen ist das Fatale, daß man,

wie man angefangen hat, fortmalen muß durch mehrere Tage, bis man an einen ſchicklichen Abſatz kommt, ſodaß man, wenn ſich's ſo trifft, manchmal auch den Sonntag durcharbeiten muß.

So ging mir's heute. Um den Tag aber doch zu feiern, ging ich, wie jetzt öfters, des Morgens dreiviertel fünf in die Frühkirche. Schon von weitem ſtrahlte mir durch die Nacht das Licht aus den hohen Bogenfenſtern entgegen, und auch der Geſang drang mir durch die leeren Straßen in gehaltenen Tönen feierlich entgegen. Als ich in das Gotteshaus eintrat, wurde mir wie immer recht friedlich, ich ſtellte mich unter eine Säule in einem dunkelen Winkel und tat mein Gebet. Zur Predigt kam ich heran und ſtellte mich unter die Kanzel. Die Predigt war nicht beſonders, iſt mir hier aber auch Nebenſache; der Geſang und das Gebet in Gemeinſchaft mit ſo vielen Menſchen, die in dieſer Frühſtunde nichts anderes als ihr Herzensbedürfnis hierherführen kann, und die Abſolution und der alte Segen Gottes, der von Moſes Zeiten durch die Jahrtauſende zu uns herüberklingt und immer noch Heil und Segen bringt, ſind mir die Hauptſache. Es iſt ſchlimm, daß der Proteſtantismus die Kirchen verſchloſſen hält und, wenn er ſie auftut, den Gottesdienſt faſt nur auf die Predigt beſchränkt; wenn die dann nichts wert iſt, dann hätte man faſt beſſer getan, man wäre zu Hauſe geblieben. Ich wünſchte, ich könnte alle Morgen vor der Arbeit ein halbes Stündchen in die Kirche gehen und ein Lied ſingen und den Segen empfangen — aber unſere Kirchen ſtehen verſchloſſen.

Hier iſt ſchon Schnee gefallen, und die weite Ferne vor meinem Fenſter iſt ganz weiß. Das macht mir das Herz recht froh. Wenn ſo die weißen Flocken in der Luft tanzen und der Schnee ſtill auf den Boden niederrieſelt, dann iſt mir's, als ſei der Weihnachtsbaum mit ſeinen hundert Lichterchen in meinem Herzen angezündet und jubelnde Kinder tanzten darum. Ach, wie das weiße Kleid der Erde wohl anſteht! Ich freue mich über bunte Blumen und grüne Gefilde, aber ſo läuternd rühren ſie mir nicht ans Herz als dieſes weiße Kleid. Laß uns Gott danken, daß wir Nordländer ſind und daß Er uns gnädigſt verſchont hat mit des Südens ewigem Frühling, der die Herzen krank, elend und leidenſchaftlich macht, welches alles dem deutſchen Herzen nicht geziemt.

*

Der Ätti an W. v. K.

Bremen, Nov. 1826. Als ich Deinen Brief geleſen, da habe ich abermals zu Deinem A das O geſagt. Ich betrachte Deine und Julchens Angelegenheit, nachdem ich mein Menſchliches dagegen und dazu getan habe, nun ganz als Gottes Sache und bin bereit, in alle Seine Fügungen mich zu ſchicken. Ob Du im Mai oder einige Monate ſpäter Deine Julie abholſt, ſcheint mir und der Mutter eine Differenz, die kaum in Betracht kommt; ja, muß einmal gereiſt werden, ſo iſt die Sommerzeit die beſte. Wir machen alſo keine Einwendungen mehr. Wie Du Dich nun mit Deinem Landmädchen unter all den glänzenden Namen und Orden

zurechtfinden wirst, da magst Du selbst zusehen und Ihr Euch beiderseits erst exerzieren, um Euch auf dem Niveau der Crême der Gesellschaft zu stellen. Julchen geht einem schweren Werke entgegen, aber der Herr und Du, Ihr möget sie leiten. Die Erde ist überall des Herrn. Mehr habe ich über dieses nicht zu sagen, auch Mütterchen nicht, die anfangs zwar bei den Worten „April oder Mai" erschrak – sie faßt sich aber und stimmt nun allem zu. Somit habt Ihr das zweite Ja, und so komme denn im Namen des Herrn das dritte und Sein Amen!

Mutterchen wünscht zu wissen, was Julchen mitnehmen dürfe nach Rußland. Ich verstehe von solcherlei Dingen wenig; Dir aber liegt es ob, als angehender Ehemann und Hausvater – wozu Gott Dir und Deiner zukünftigen Ehehälfte den Verstand geben wolle – Dich um solche Dinge zu bekümmern und Rat einzuholen. Das Fernere mag dann Dem, der die Sperlinge nährt und die Lilien kleidet, anbefohlen bleiben.

*

M. v. K. an seine Braut

Dresden, den 20. Nov. 1826. Heute erhielt ich Eure Briefe und bin gerührt von der Eltern Güte, daß sie meinen Bitten nachgegeben haben. Nun wird alles seinen Gang gehen, wie es der Onkel vorgezeichnet hat, es sei denn, daß meine Mutter krank würde und wir dadurch verhindert würden, im Mai zu reisen. Deine Traurigkeit über die nun nähergerückte Trennung von den Eltern begreife ich, ja ich würde es nicht begreifen, wenn Dich der Inhalt meines letzten Briefes ausschließlich mit Freudigkeit erfüllt hätte. Ich bitte Dich, mache mich immer zum Vertrauten Deiner Tränen und fürchte nicht, daß mir Deine Sehnsucht nach den Deinigen in irgendeiner Art kränkend sein könnte. Gott weiß es, wie ich an Deinem Vater hänge und an allem, was Euch angehört, und ich denke, ich habe es bewiesen von der Zeit an, da ich aus Eurem Hause kam; wenn ich auch späterhin durch meine eigene Schuld genötigt war, mich äußerlich etwas von Euch zurückzuziehen, innerlich hing ich immer mit gleicher Liebe an Eurem Hause.

Du hast recht, geliebte Julie, Gott legt keinem mehr auf, als er tragen kann. Ich bin aber überzeugt, daß man in einem schweren Reisebündel mehr nach Hause, in die ewige Heimat, bringen kann, als in einem leichten. Die Leute aber ohne jedes Reisebündel, die tanzen durchs Leben hin, und dann erdrückt sie der Tod.

Heute ist nun mein Geburtstag. Ich vermochte nicht, etwas Besonderes zu meiner Freude vorzunehmen, und war im Gegenteil eher zur Trauer als zur Freude geneigt, denn mir war's, als hätte ich das verflossene Jahr, das mir so viel Gutes brachte, nicht so benutzt, als ich sollte, und als könnte der Herr nicht mit Freuden, sondern nur recht mit Trauer heute auf mich herabschauen. Ich kann mich nicht einmal entschuldigen, daß ich des Herrn Wege nicht gekannt hätte, wie so viele andere, sondern ich muß mir sagen, es ist nichts als die Trägheit meines Herzens, die mich nicht weiterschreiten läßt auf der Bahn der Heiligung.

Immer an äußeren Dingen hängend, geht das Herz ſeinen eigenen fleiſchlichen Weg und reicht nur dann und wann im Vorübergehen, mit großem Gefühl der Wohltätigkeit, dem ſchwachen Glauben einen Biſſen Nahrung dar, dem Glauben, unſerem einzigen wahren Schatze, unſerer einzigen wahren, bleibenden Kraft, wenn alle andere Kraft uns ſchwindet, dem treuen Freunde, der in der größten Not am ſtärkſten an unſerer Seite ſteht und am Ende uns hinüberträgt über den Tod. Gott gebe mir und gebe Dir die Kraft, daß wir das Beſte und Koſtbarſte in uns als ſolches erkennen und als das Höchſte und Heiligſte in uns pflegen, nähren und mehren mögen!

Ich ſoll Dir erzählen, wie ich den Geburtstag hingebracht. Wenn ich Dir ſage, hauptſächlich in Gedanken an Dich und dann in dem ſchmerzlichen Gedanken an meine eigene Unwürdigkeit, ein Kind Gottes zu heißen, ſo weißt Du faſt alles, denn vorgefallen iſt ſonſt weiter nichts. Als ich den Morgen zum Kaffee kam, war der Tiſch mit Blumen bekränzt und mit zwei Kuchen geziert, von denen der eine von Adelheids eigener Hand gebacken war, und mein Bild ſtand bekränzt zwiſchen zwei Lichtern, ein Roſenknöſpchen hing ſinnig auf meine Stirn herab. Gegen Mittag kam Profeſſor Hartmann und zeigte ſich ſehr zufrieden mit meinen Arbeiten, welches mich unbeſchreiblich glücklich machte, da ich gerade das Gegenteil erwartet hatte; zuletzt wurde er munter und erzählte eine ſo lächerliche Anekdote, daß ich mich hätte wälzen mögen. Mutter brachte ihm ein Glas Biſchof, und er trank meine Geſundheit – hätte das alte Weltkind nicht lieber Dir, meiner Braut, trinken können?! Nachmittag kaufte ich mir für ſechs Groſchen ein Pfefferrohr, ſo wie ich eins in Bremen hatte, und als ich es eben anrauchen wollte, kam Ludwig Richter zu mir im höchſten Staat, um mir zu gratulieren.

Wir verſchwatzten den Nachmittag bei einer Taſſe Kaffee, indem wir uns an meinen vorigen Geburtstag in Rom erinnerten, wo wir den halben Nachmittag und Abend unter ſo ganz verſchiedenen Umſtänden miteinander zubrachten. Ich kränkelte ſchon ſehr, und Maydell, Timo und Richter waren bei mir, um mich zu erheitern. Wir zerſchlugen den Deckel meiner Reiſekiſte und machten davon in meinem Öfchen das erſte Feuer an, dann löſchten wir die Lampe aus und rückten mit unſeren Pfeifen um die Kohlenglut, munter disputierend über die Art, wie man in der Kunſt heilige Gegenſtände behandeln müſſe. Es war herrlich, wie wir uns balgten, und ich vergaß auf ein paar Stunden meine Konvulſionen und Krankheit. Als mich aber ſpät am Abend meine Freunde verlaſſen hatten, die graue Aſche kalt im Ofen lag, die halb ausgetrunkenen Weingläſer um die leeren Flaſchen herumſtanden, da fühlte ich mich ſchrecklich allein, und es überfiel mich eine tiefe Schwermut. Traurig griff ich nach meinem Geſangbuch, las meinen Abendſegen und brachte dann die Nacht fieberhaft und ohne Schlaf zu. Wieviel beſſer hab ich's heute!

Morgen früh denke ich zu meinem alten Roller zu gehen, um einige Tage bei ihm zu bleiben und mich einmal recht zu erholen. Ich bin ſeit

dem ersten Male noch nicht wieder bei ihm gewesen und kann mir nun dieses Gaudium wieder einmal gönnen. Der alte Roller ist ein Werk vom lieben Gott, betitelt: „Unbegreifliche Rebellion auf rechtlichem Wege gegen die gewöhnliche Art aufzufassen und zu fühlen. Prachtausgabe in groß Menschenquart.“ Deswegen empöre Dich nicht gegen dies Werk, denn man würde es vernichten, wenn man ihm das Revolutionäre, aus welchem sein Wesen besteht, rauben wollte; es ist ein Meisterstück und verdient in vieler Art die größte Be- und Verwunderung. Roller hat große Achtung vor Deinem Vater und wünscht sehr, seine Bekanntschaft zu machen – o, wenn ich mit diesen beiden einmal zusammen in Rollers Studierstube eine Pfeife rauchen könnte, das wäre mir die höchstierdenkliche Freude. Denn wenn man Roller sehen will, so muß man ihn besuchen; ist er selbst der besuchende Teil, so sieht man nicht ihn, sondern ein total fremdes, schreffes Wesen, während er in seinem Hause, wo er wie ein König herrscht, ein prachtvolles Ganzes ausmacht.

Siehe, meine Liebe, nun hast Du schöne und ausführliche Nachricht von dem, was war und sein wird, und kannst Dir getrost den Bart streichen und sagen: „Aha! Und wie wird's am nächsten Geburtstage werden?“ Doch was geht uns das an! Das wollen wir den lieben Gott besorgen lassen und sehen, was er uns beschert, und zufrieden sein. Wie aber wird's in zehn Jahren aussehen? Ei, da ließe sich schon eher darüber reden. Denk einmal und ins Detail an unseren Hausstand dann und an alle die Mäulerchen, die dann vielleicht mit uns um die Geburtstagsschüssel schmarotzen, vielleicht in Livland, vielleicht in Dresden, vielleicht in Bremen! O, meine liebe Julie!! Aber in fünfzig oder sechzig Jahren, Julie, wie wird's dann aussehen? Dann liegen unsere Leiber in der Erde und das Tagewerk ist vollbracht, sie liegen und schlafen den langen Schlaf des Todes und ruhen stille, und keine Sorge, kein Schmerz, keine Unruhe zerreißt mehr die arme Brust – und unsere Seelen stehen vielleicht vor Gott und tönen als reine Klänge des großen ewigen Halleluja.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 10. Dec. 1826. Heute ist ein Brieflein von den Cousinen aus Pell an Dich angekommen, und meine Gewissenhaftigkeit läßt es nicht zu, es Dir länger vorzuenthalten. Liebe es und freue Dich der Liebe, die dieses Briefchen diktiert hat, es ist von unseren künftigen Hausgenossen, und Du siehst, daß sie sich unser freuen und daß wir ihnen nicht zur Last fallen. Die erste ist Auguste, die vorderste auf meinem Requiembildchen [s. die Abbild.], im häuslichen Kreise auch Tups genannt, wovon denn wieder das Beiwort tupsig, welches Dir in einem meiner Briefe auffiel, entlehnt ist. Sie ist eine ebenso fröhliche Person wie Du und dabei auch so stille wie Du. Die zweite ist unsere köstliche Antonie, im Hause bloß Toni genannt oder auch zuweilen Taps; sie ist witzig, voll Feuer, Genialität und Leben und von einem ernsten melancholischen Charakter. Ihr kräftiger Geist und ihre folgerechte Art, zu denken, haben

mir in Poll fast hinlänglich den Umgang mit einem Mann ersetzt. Sie hat große braune Augen von ungemeinem Feuer, aber einen ruhigen Blick. In einem Knüttelgedichte, welches ich einmal zu Ehren des Pollschen Hauses machte, heißt es:

Antoniens beide Augen sind wie tiefe Wasserfluten,
In den' man goldne Fischlein findt. Wer sollte das vermuten!

Die dritte ist Sophie, im Hause Pia genannt, auf meinem kleinen Blatt als zweite mit abgebildet. Sie ist von Taubenart und ein tätiges, wirtschaftliches Mädchen, obgleich sie sehr kränklich ist. Sie wird einstimmig überall geliebt, wo man sie gründlich oder auch nur oberflächlich kennt, und auch Du wirst sie sehr lieb haben und ein bißchen mit ihr herumwirtschaften und zur Rekreation singen und musizieren, welche Sache sie aus dem Grunde versteht. Wenn Dir diese Mädchen sagen, daß sie Dir gut sind und daß sie sich auf Dich freuen, so kannst Du's getrost glauben, denn diesen wahrhaft edlen Charakteren ist es unmöglich, zu lügen oder sich auch nur zu verstellen.

Dann schicke ich Dir auch noch der Tante Brief [vgl. den folgenden Brief]. Halte mir ihn gut, damit ich ihn im Frühjahr mit Dir wiederkriege, denn ich habe eine Sammlung von ihren Briefen, die mir äußerst schätzbar ist, und jetzt besonders schreibt sie sehr selten ihrer geschwächten Augen wegen. Wie gefällt Dir, daß die guten Altchen in Kaffee meine Gesundheit getrunken haben? Kaffee nach Tisch zu trinken ist dort nämlich etwas ganz Ungewöhnliches und geschieht nur bei festlichen Gelegenheiten. Der kleine Zettel ist vom alten Onno, dem Hausherrn in Poll. Er ruft mir mit den Worten des Mohrs aus der Zauberflöte zu, daß so ein sanftes Täubchen Seligkeit für mich wäre. Ich sehe ordentlich, wie seine Nasenlöcher sich spreizen und wie die Mienen seines Mundes gehen, indem er dieses sagt. Ich freue mich unbändig auf diesen königlich ergötzlichen Mann und besonders, an kalten Wintermorgen mit ihm unter den Säulen zu stehen und Luft zu riechen.

Heute ist ein köstlicher Sonntag, ich war bei Stephan in der Kirche, der sehr interessant über die Zeichen der Zeit predigte.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 8. Nov. [= 20. Nov. n. St.] 1826. Wir denken heute an Deinem Geburtstage alle an Dich, lieber Wilhelm. Ich sagte gleich heute früh: wenn es heller wird, so will ich an Wilhelm schreiben, denn es war sehr trübe und die ganze Wiese mit Nebel bedeckt, und siehe da — nachmittags vergoldet die liebe Sonne alles spärliche Grün in Garten und Wald. Nun müssen die Augen auch frisch sein, so wie unsere Herzen, und etwas dazutun, daß diese Gefühle in Buchstaben übergehen. Heute mittag verlangte ich zum festlichen Tage etwas Außerordentliches, da sagte Deine Großmutter: „Wollen wir in Kaffee seine Gesundheit trinken!" So geschah es denn. Sie sagte: „Segne ihn Gott!" und wir tranken mit ihr, ernstlich diesen Wunsch mit aussprechend — diesen Segen, der gewiß

erfüllt wird. Ihr speist jetzt vielleicht zusammen von Adelheids Backwerk, und Du denkst fröhlich an die Zeit, wo Dein Kind (wie Du Julie nennst) für Dich alles Gute bereiten wird. Ich wiederhole Dir, daß ich diese Verbindung für ein Gotteswerk halte, und hoffe, daß Du das auch weiterhin noch empfinden wirst.

Dein Onkel Kügelgen, der fast alle Wochen jetzt hier ist, hat uns auch Deinen Brief vorgelesen, worin Du ihn über Deine Zukunft um Rat fragst. Er hat Dir schon geantwortet, und erst später erzählte uns die Braschen, daß Deine Mutter wünschte, Du möchtest noch in Dresden bleiben, wahrscheinlich damit Du Dich immer mehr befestigst in der Kunst und später ruhig am eignen Herde sitzen kannst. Da nun zwei so wichtige Personen darüber verschieden urteilen, so will ich ganz still sein und es Deiner eigenen Beurteilung überlassen. Nun gehen gleich die Sorgen an, sowie man heiratet, und bald sitzen sechs um den Topf, wie Goethe sagt. Da mag nun Gott helfen und was hereinbrechen! Er tut es auch. Der Timo hat Glück, man reißt sich in Reval um ihn, und bald wird eine Posaune in die Welt blasen, wie gut man ihn brauchen kann. Ich gebe in Deines Onkels Ansicht ein, daß Du durch kleine Kompositionen viel wirst machen können, mit mehr Vergnügen, als man bei Porträten findet.

Hier wird sich auch manches ändern, wodurch Du gewinnen wirst. Dein Onkel kündigte gestern meiner Mutter an, daß er Kurküll verlassen und sich in Reval niederlassen will, bis er ein eigenes Gütchen findet. Gerhard wird auch wohl im März eine Stelle finden, und so hast Du außer Poll noch zwei Hütten des Friedens, wo Du Dich getrost hinwenden kannst. Meine gute Mutter, deren Gegenwart hier ein himmlischer Segen ist, bleibt fürs erste bis kommenden Herbst und, wenn's Gottes Wille ist, ganz in Poll. Sie freut sich innig auf Deine Mutter und daß wir einmal in Stille beisammen sein werden. Ich habe Platz für Euch alle, auch für die Kleine, die Du zu uns bringst, die arme Kleine, die wie ein Vögelchen aus dem Nest genommen wird. Wir wollen sie recht liebhaben, dann wird sie uns schon wieder lieben, und dann kannst Du sie getrost bei uns lassen, wenn Du nach der Residenz gehst, Dich einzurichten.

Meine Töchter wollten schon längst an Julie schreiben, aber ich war schuld, daß es nicht geschah; meine Augen sind schlecht geworden, und so zögerte ich von Woche zu Woche. Vergib mir das, lieber Wilhelm, und denke darum nicht, daß Deine liebe Julie etwas vermissen wird an unserer Liebe, wenn wir sie erst sehen von Angesicht zu Angesicht. Die Kinder werden mit ihr gleich so bekannt sein, wie es mit Dir und Adelheid war, und kann sie lachen und scherzen, desto besser! Das ist eine Erquickung für die Alten. Du glaubst nicht, wie Deine Großmutter noch herzlich lachen kann, wenn Tups und Taps dummes Zeug sprechen. Lebe wohl, mein Wilhelm, und grüße Deine Julie recht innig von mir und laß sie es ja wissen, wieviel ich von ihr halte.

[Beilage des Onkels v. Stackelberg:] Sollte ich meinem lieben Willi nicht selbst sagen, daß ich mich mit herzlichster Teilnahme seines Glückes

freue? Ich bin zwar versichert, daß Du an meiner alten Treue nicht zweifelst, aber in froher Überzeugung muß ich Dir dennoch zurufen, daß so ein sanftes Täubchen Seligkeit für Dich ist. Führe sie bald herbei, die schöne Zeit des Wiedersehens, jetzt, da Du an der Hand Deiner Geliebten uns Allen doppelt ersehnt bist und nur hier, wie ich glaube, am heimischen Herd bleibende Ruhe finden kannst. Lebe wohl und merke auf, wenn im nächsten Sommer die Schwalben ihren Zug nach Estland beginnen — dann harrt Deiner unter den wohlbekannten Säulen Dein alter Onno.

W. v. K. an seine Braut

Dresden, in der Nacht vom 24./25. Dec. 1826. Ich komme eben aus der Weihnachtsmette in der katholischen Kirche. Um mich herum liegt alles in tiefem Schlaf, nur der Schlag der großen Kreuz-Glocken unterbricht die nächtliche Stille. Die Sehnsucht nach Dir trieb mich aus der Kirche weg, ich hatte Dir so viel zu sagen — aber es ist eiskalt hier im Zimmer, und ein Schauder nach dem andern läuft mir durch die Glieder. Drum gute Nacht, Du Liebe, Liebe! Dies Wort sagt nichts, es klingt nach nichts, aber es sagt alles, wenn seine Bedeutung die ganze Seele füllt.

Den dritten Weihnachtsfeiertag, nachmittag. Vor zwei Stunden kam ich von Lausa zurück, wo ich gestern Rollers Geburtstag mit gefeiert habe. Seine Schwestern hatten mich heimlich eingeladen, und ich spazierte schon vorgestern, mein Pfeifchen im Schnabel, hinaus und traf den Altchen bei der besten Laune. Am Abend ging ich mit ihm noch zu den lieben Hermsdorfern; auf dem Rückweg bei stockfinsterer Nacht und Glatteis verloren wir den Pfad und ich Roller aus den Augen, sodaß ich, als es den Berg hinanging, mit den Händen auf der Erde tappen mußte, um nicht seitwärts den Abhang herabzufahren.

Am Geburtstage in aller Frühe ward ich durch das Tapsen großer Stiefel in der Nebenstube geweckt — es war Roller, der im Stockfinstern, halb im Hemde, zu mir herübertrampelte, mich vom Schlafe Halbtoten herzlich embrassierte und mir zu seinem Geburtstage gratulierte. Ehe ich mich besinnen konnte, war er schon wieder weg, und ich konnte ihn nun erst nach der Nachmittagskirche recht sehen und genießen. Nun versammelten sich sehr viele Menschen um ihn, Heynitz kam von Hermsdorf mit allen seinen Damen, und wir saßen in Rollers Studierstube, acht Herren und acht Damen dicht beisammen unter mancherlei Gesprächen; da die Herren alle rauchten, so mag es wohl für die Damen ein mäßiges Vergnügen gewesen sein, indessen hatten sie doch alle brillant freundliche Gesichter, und der alte Roller war von Herzensgrunde fidel. Nachdem die Fremden fort waren, versammelte er seine Schwestern und Mägde (Hauskinder, wie er diese nennt) um sich, und nun wurde noch bis nachts elf Uhr um Haselnüsse gewürfelt, was wieder für mich ein sehr mäßiges Vergnügen abwarf. Interessant war mir der Wechsel der Gesellschaft, indem zuerst lauter Edelleute, darunter recht vornehme, und dann auf

einmal lauter Bauernmägde (Rollers Schwestern ausgenommen, die jedoch in ihrer Kleidung von diesen in nichts verschieden sind) die Stube füllten. Auf jeden Fall führte sich der zweite Teil der Gesellschaft viel bescheidener auf als der erste, und ich konnte Roller mehr genießen, weil ich ihn ganz für mich allein hatte. Als ich heute morgen vor der Kirche Abschied nahm, segnete er mich und nannte auch Deinen Namen mit.

Unser Weihnachtsabend war recht geräuschvoll. Mutter hatte alle Livländerinnen, die sich jetzt in ziemlicher Anzahl hier vorfinden, zusammengebeten, damit sie sich in einem freundlichen Familienkreise an diesem Abend weniger exzentriert fühlen sollten. Weil nun einige darunter sind, die ich und Adelheid nicht wohl leiden mögen, so wünschten wir, sie möchten für diesen Abend einen kleinen Katarrh kriegen. Als ich indes einmal laut mit diesem Wunsche wurde, so verwies ihn mir meine Mutter als lieblos und unchristlich aufs strengste, und Adelheid, die ich sogleich als Teilnehmerin des Wunsches angab, bekam auch ihr Teil. Und siehe da, ein Fräulein v. Brevern, die wir am liebsten hier gesehen hätten, wurde wirklich krank, und die ungewünschten Damen befanden sich so wohl wie die Rehkälber. Ich trieb aber meine Tugendhaftigkeit an diesem Abend so weit, daß ich gerade die beiden Damen, welchen ich ein geschwollenes Zäpfchen mit leichtem Katarrh gewünscht hatte, nach Hause begleitete, obgleich sie eine halbe Meile entfernt wohnen, und von da ging ich dann in die Kirche, aus der ich halb zwei nach Hause kam und für Dich noch die paar Worte niederschrieb.

Am letzten Tag des Jahres 1826. Ich werde der Jahreszahl 26 immer gut bleiben. Es war dies das reichste Jahr in meinem Leben, ob es mir gleich eine böse Sieben zugeführt, wie Du bist. Am Silvester bin ich immer etwas zur Trauer geneigt und finde, daß der Neujahrstag als Festtag zu schnell darauf folgt. Während man noch mit Dank und Trauer dem alten Jahre nachblickt, soll man schon auf der anderen Seite jubelnd das neue empfangen – das geht doch nicht an!

Heute abend bin ich auf einen großen Ball geladen, welches, da man mich als Misanthropen kennt, selten passiert, habe aber aus zwei Ursachen abgesagt. Erstens mache ich es mir an diesem Abend gern ein bißchen gemütlich und gehe ohne Not nicht aus dem Hause. Zweitens aber habe ich so lange nicht getanzt, daß ich es nun nicht wage, weil ich fürchte, mich lächerlich zu machen oder wenigstens die Andern durch meine allzu freien Touren zu stören. Dieses Bekenntnis lege ich in Deinen Schoß nieder, da ich anderen Leuten sage, ich hätte eine Aversion gegen das Tanzen, und das ist Bällen gegenüber auch wahr. Ich habe mit Vergnügen getanzt, wenn eine schon versammelte fröhliche Gesellschaft aus Mutwillen und innerem Haberstich darauf verfiel. Der Gedanke aber, einzig und allein bloß des Tanzes wegen zusammenzukommen, ist mir, gesetzt auch, ich tanzte wie ein Geck, in der innersten Seele zuwider. Viele gehen auf die Bälle, um sich dort an der sich enthüllenden Schönheit der Damen zu laben. Dies wäre nie mein Casus gewesen, da von

jeher die Schönheit, wenn weiter nichts dahinter ist als Schönheit, mich mehr abgestoßen als angezogen hat. Dies gilt vom Körperlichen wie vom Geistigen, denn in dieser Art sind mir auch eine Menge Werke der antiken Kunst und z. B. die meisten Gedichte von Schiller zuwider, weil ich darin nichts finde als Schönheit.

[Hier folgte im Originalbrief eine Skizze: Der Triumph der Schönheit.]

Ich habe mir daher die Freiheit genommen, den Maler, den ich zuerst auch mit unter die armen Schächer zu den Füßen der hochthronenden Schönheit gestellt hatte, wieder wegzustreichen, weil ich doch nicht gegen mein eigenes Fleisch wüten konnte. Ein Maler, der die Schönheit von Grund aus studieren muß, kennt sie wahrhaftig zu gut, als daß er vor ihr knien sollte. Sein an den hellen Strahl gewöhntes Auge kann nicht mehr geblendet werden, und er unterscheidet auf den ersten Blick, ob er die nackte, kalte Schönheit vor sich hat oder ob sie gepaart ist mit der Kunst, d. h. mit der Poesie. Letztere kann freilich füglich nicht ohne erstere bestehen, erstere aber sehr gut ohne letztere; und wo der Maler sie allein findet, wendet er sich billig ab, denn die Schönheit ist in der Kunst nur Mittel, nie aber darf sie Zweck werden. Der Maler kann ohne die Schönheit nicht leben, aber sie soll ihm dienen, nicht er ihr. — Anders ist es mit dem jungen schlanken Krieger [auf der Zeichnung]. Seinem flachen, fröhlichen Gemüt nach sieht er die Schale für den Kern an, weil ihm für letzteren das Auge fehlt. Er wollte, stehend, stolz betrachten und genießen, aber siehe da, er muß nieder auf seine Kniee, sie hat ihn fester gebunden als alle die andern um den Hals und hält ihn am kurzen Zügel. Ähnlich wie mit dem Maler steht es mit dem Dichter; diesen habe ich aber aus Schabernack mit auf die Kniee gelegt, weil ich noch nie von einem Dichter über Kunst und Schönheit etwas Treffendes gehört oder gelesen habe. Das Schlechteste, was ich gelesen, ist von Schiller, dahingegen Goethe meiner Ansicht, die mir feststeht, weit näher kommt.

Doch wo gerate ich hin! Fast hätte ich noch den ganzen Abend in diesem Tone fortgeschwatzt und Dir meine infame Zeichnung ausgelegt, die ich eigentlich nur aus Übermut gemacht habe, um Dich damit zu amüsieren. Verzeihe mir also mein heidnisches Geschwätz! Es war mir fast, als redete ich mit Timo, als ich so schrieb, mit dem ich in hartem Kriege gelegen habe, bis wir uns in unsere Meinung teilten und jetzt gleichgesinnte Malersleute sind. Du, armes Kind, wirst noch viel von Pinseln über den Pinsel reden hören, und im Grunde weiß doch keiner, was das Rechte ist, sondern ein jeder weiß nur, was ihm wohlgefällt, und das verteidigt er mit harten Worten, bis ihn ein fremdes gutes Bild auf einmal in Staunen setzt und er dann plötzlich anderer Meinung wird. Meinen und Timos Streit schlichteten ein paar Bilder in Italien, die uns beiden gleichermaßen so wohl gefielen, daß uns die Tränen in die Augen schossen und wir einig waren.

Ich muß mich übrigens wundern, daß ich nicht noch dümmeres Zeug schreibe, da in der Nebenstube musiziert wird und Marie [Kriegel; vgl. Jug.-Br. S. 185] mit ihrer sehr musikalischen Cousine Arien singt, oder

vielmehr bloß die Cousine singt. So sehr ich nun früher kleine Arien, mit Geschmack vorgetragen, liebte, so unleidlich sind sie mir jetzt, und um so unleidlicher, je leidenschaftlicher sie gesungen werden. Sie sind, wenn sie gut sind, zu sehr darauf abgesehen, einen tiefen Eindruck auf das Herz zu machen. Ich mag es nicht, wenn mir einer – nein, dieses Singen ist wirklich kaum auszuhalten! – das Gemüt aufregt, das ich mir gern ruhig und still erhalte. Wozu solche verdammten Aufreizungen? Das Herz wird dadurch doch nicht besser! In einer großen Kirchenmusik lasse ich mir die Arie gefallen, weil dann der starke ruhige Chor einfällt und die aufgeregten Nerven wieder beruhigt. Das ist auch die eigentliche Musik, so ein ordentlicher Choralgesang, der soll jubiliert werden, eine Fuge, die niemandem auf eine schmerzliche Weise an die Nerven greifen wird.

Diese gefühlvollen Arien führen eine Lebensperiode in meinem Geiste wieder herauf, die für mich vorüber ist und in der ich nichts mehr zu suchen habe. Damals sah ich mich und die Welt um mich herum mit einem romantischen Blick. Ich sah im Walde nicht den Wald, sondern ich ahnte etwas anderes dahinter, ich sah im Meere nicht das Meer, sondern ein Leben, eine Welt, die da strebte, sich mir zu offenbaren. Ein Blick auf die Berge, Wiesen, Wald und Meer spiegelte sich in meiner Seele mit Farben, die den Tönen und Weisen jener Lieder glichen. Da paßten mir diese kleinen wehmütigen und aufgereizten Liederchen prächtig dazu. Jetzt ist das alles anders, jetzt fliehe ich solche Eindrücke. –

Da wurde ich vorhin abgerufen. Meine Mutter und Adelheid waren heute ganz wider mein Erwarten aufgeblieben, und wir haben gar traulich die Silvesternacht verlebt; meine liebe Mutter war so freundlich und vergnügt. O daß der liebe Gott sie uns doch lange noch erhielte auf dieser Welt und ihr in diesem neuen Jahre Kräfte gäbe, die schwere Reise auszuhalten! In diesem Augenblicke hat es zwölf geschlagen – jetzt kreist bei Euch wohl meines seligen Vaters Weinglas. Der Abend war immer so schön bei Euch. Gott segne Dich, liebste Julie! Heute nacht vereinigt sich gewiß unsere Bitte für einander vor dem Herrn.

*

M. v. K. an seine Braut

Dresden, den 8. Januar 1827. Vorgestern ist das gute Fräulein v. Brevern eines qualvollen Todes gestorben. An einem Sterbebett zu stehen, ist allemal ein Blick hinüber in das uns verhüllte Land, der einen tiefen Eindruck hinterläßt. Mich umringen die Bilder des Todes, wo ich gehe und stehe, aber sie tun mir wohl und reinigen mein Herz. Es tat recht not, daß diese Bilder in meiner Seele einmal wieder aufgefrischt wurden, denn ich dachte in meinem Glück des Todes viel zu selten und nie mit vollem Ernste. Heute genossen wir, Mutter, Adelheid und ich, in der Frühe das heilige Abendmahl in der Sakristei der Heiligen Kreuzkirche, für uns allein und mit tiefbewegtem Herzen. Die beste Vorbereitung darauf war uns das lange Sterbestündlein der armen Brevern

geweſen. Wir haben ihr zu Ehren heute alle Glocken läuten laſſen und werden morgen die Entſchlafene nach dem Gottesacker begleiten[1].

Den 12. Januar. Ich danke Gott, daß ich Dir wieder ſchreiben kann und ſo halbwegs geſund bin. Die Beerdigung der ſeligen Brevern hatte meinen Leib von Erde ſo angegriffen, daß ich glaubte, der Hauch von Gott würde ihm entfliehen; aber ſiehe da, es war nur eine Mahnung, die da heißt: Halte Dich fertig und ſei bereit zu jeder Stunde! Am Morgen des Begräbniſſes war der Himmel ſchwarz bewölkt, und ein eiſiger Sturm raſte über das Land. Auf dem Gottesacker, der in einer herrlichen Gegend eine halbe Stunde von Dresden liegt, folgten wir und einige Bekannte dem Sarge, den acht Männer hoch auf den Schultern trugen; voraus ging ein ſtarker Sängerchor mit herrlichem Grabgeſang. Während der Sarg verſenkt wurde, dauerte der Geſang weiter, dann trat Paſtor Leonhardi an das Grab und ſprach ein kräftiges Gebet und ſegnete die Leiche ein mit dem alten Segen der chriſtlichen Kirche. Seine Stimme hallte kräftig durch das Geheul des Sturmes wie die Stimme des Todesengels. Hierauf folgte die ſchöne Motette „Auferſtehen, ja, auferſtehen", und der Sturm, von Gott geſandt, ſang mit. Feierlich umgab uns der hohe Kranz der Berge von Loſchwitz und Pillnitz und der fernen Gebirge im Böhmerlande.

Wir Männer hatten während der ganzen Feier mit entblößten Häuptern dageſtanden, und ich ſpürte gleich, daß ich mich erkältet hatte. Schon am Abend fühlte ich in meinen Adern ein gehöriges Fieber und brachte die Nacht ſchlaflos und angſtvoll zu. Ich glaubte mich angeſteckt, weil die Brevern an einem nervöſen Faulfieber geſtorben war, und dachte faſt, es ſolle zu Ende gehen, und fühlte recht, wie ſchlecht ich zum Tode vorbereitet war. Adelheid, die ſelbſt krank war, pflegte mich und las mir zur Stärkung fein ſchweſterlich aus Dr. Luthers geſalzenen Schriften. Heute morgen fand mich der Doktor zu ſeinem Erſtaunen beſſer, und ich fühle mich auch wieder wohler und danke nun Gott von Herzen für dieſe ſanfte väterliche Mahnung.

Draußen iſt noch immer ein Lärm, als wenn die Hölle los wäre. Zuzeiten mag ich's wohl leiden, wenn der Sturm recht tobt und die Erde ihrem gepreßten Herzen einmal Luft macht; es iſt dann, als ſtäche der Haber die liebe Natur, und man ſtemmt dem unruhigen Weſen da draußen die innere Ruhe und Feſtigkeit des Gemütes entgegen. Jetzt aber wünſchte ich doch, es würde ſtille da draußen und die liebe Sonne ſchiene einmal wieder freundlich vom Himmel herunter, da mir's ohnedies alle die Zeit unheimlich genug zu Mute geweſen iſt.

*

[1] Die Gräfin zu Dohna, die in dieſen Tagen in Dresden geweſen war, ſchreibt am 28. 1. 1827 aus Herrnhut an ihre Schweſter Louiſe v. Schönberg: „Die Angelgen hat große und gefahrvolle Treue bewieſen bei der tödlichen Krankheit einer Fräulein v. Brevern aus Livland, und noch war ihr Wilhelm krank durch den ſchauderhaften Eindruck des Fiebers."

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 31. Januar 1827. Du schreibst, daß Du vor dem Tode Dich nicht fürchtest. Ist solcher Mut die Frucht eines vertrauten inneren Lebens mit Gott, wie ich das bei Dir erwarte, so ist er fest gegründet und als hohe Kraft zu preisen; ist er aber nur die Folge von fleischlicher Sicherheit, so hat er keinen Bestand. Denn überwältigt die Krankheit einen solchen Menschen, so ist's aus mit dem Mute, er müßte denn ein ganz verstockter Bösewicht sein; solchen gibt ihr Vater, der Teufel, Kraft im Tode und höllischen Frieden zur Höllenfahrt. Sonst aber zittern auch Männer, die mit gesundem Leibe ruhig vor der Mündung einer Pistole stehen oder durch das Getümmel der Schlacht reiten, auf dem Krankenlager vor dem Tode, weil die Krankheit das Gefühl der Sicherheit aus ihrer Brust nimmt, welches die bloße Gefahr bei gesundem Leibe ihnen zu rauben nicht imstande ist. Nur wo der Glauben an Gottes Verheißung lebendig ist, nur da ist das Gemüt ruhig und der Tod schon überwunden, da wird er zum Freudengang zur ewigen Heimat.

Daß Euch Schuberts Wanderbüchel[1] wohl gefallen hat, freut mich. Im allgemeinen hat dies Büchlein nicht den verdienten Beifall gefunden. Die Menschen haben jetzt wenig Sinn für das Schlichte und Einfache, es soll alles edel und erhaben klingen, denn nach dem Klang urteilen die Leute. Wenn Schiller einen Pferdeapfel besingt mit seiner brillanten Sprache, so würde man sein Lied edel finden und erhabener als einen einfachen Lobgesang zum Ruhme Gottes etwa von Claudius. Der deutsche Stil muß wieder zurück; sonst ist mir der französische lieber, denn er ist echter. Dein Vater ist jetzt einer der wenigen Dichter, die deutsch schreiben. Claudius hat deutsch geschrieben, Bürger vorzüglich, und die Dichter aus der goldenen Zeit, Gleim, Hagedorn usw. Goethe schrieb schön, aber er übertrieb den deutschen Stil und wurde dadurch manchmal undeutsch. Schuberts Büchlein aber ist köstlich, er spricht sich darin rein menschlich aus und kann daher auch nur von Menschen verstanden werden; deswegen verstehen ihn so wenige, denn die meisten Menschen dünken sich jetzt Götter zu sein, darum sprechen sie auch eine Göttersprache, die einem geringen menschlichen Wesen wie unsereinem zu hoch dünkt.

Die Dämmerung bricht an, da muß ich meinen verhaßten Spaziergang antreten. Du mußt nämlich wissen, daß meine Mutter mich jetzt zu systematischen Spaziergängen erzieht, welche allemal in der Dämmerstunde nach der Arbeit unternommen werden müssen. Ich könnte meine Mutter wohl hintergehen, wenn ich mich eine halbe Stunde auf die Treppe setzte und dann stark pustend mit erheuchelter Erfrischung wieder zurückkehrte, aber das mag ich nicht, und es ist auch so kalt, daß ich rennen muß wie ein Spinnbock, um mich zu erwärmen. Dabei läuft man nun aber immer Gefahr, von den Schlitten in den Klump gefahren zu werden, die jetzt alle Straßen und freien Plätze zu Rennbahnen und Tummel-

[1] G. H. v. Schubert: Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg, Tirol und die Lombardei. Erlangen 1823.

plätzen umgewandelt haben. Neulich jagte der vornehme Adel hier mit dreißig Schlitten, immer zwei nebeneinander, durch alle Straßen der Stadt mit einer Hast, als wären ihnen die Türken auf den Ferſen. Jeder Schlitten war mit vier Pferden beſpannt und hatte zwei Vorreiter, die wie die Götter gekleidet waren, große Fackeln trugen und mit ihren Hetzpeitſchen toſten. Jede Dame hatte ein großes Blumenbouquet vor ſich auf der Bärendecke liegen, und zwei vierſpännige große Schlitten waren mit Muſikanten vollgepfropft, welche trompeteten, paukten, pfiffen und ſchalmeiten. – Ich gehe jetzt alſo gehorſam auf die Straße.

Da bin ich wieder, aber mit geängſtetem Gewiſſen, denn ich bin Dir untreu geworden. Als ich ſo im größten Schneegeſtöber die Straßen durchſchlich, fiel mein Auge durch eine Fenſterſcheibe hinein in ein hellerleuchtetes Stübchen. Zwar vergönnte die etwas verſchobene Gardine mir nur wenig Raum zum Spekulieren, aber ich war doch geblendet durch den holden Reiz, der mich anzog und hineinlockte – ja, zürne mir nur, Du tuſt es mit Recht, denn Du beſaßeſt in dem Augenblicke mein Herz nicht, ſondern – eine Schüſſel vortrefflicher Pfannkuchen, die ich mitten auf einem mit allerhand delikaten Dingen beſetzten Tiſch entdeckt hatte. Ei was, dachte ich, umſonſt ſollſt Du den leeren Schlauch, den Magen, nicht im Leibe haben, und ſtürzte mich wie ein Tigertier in das Haus und in die lockende Stube, wo ich ſogleich, ohne mich zu beſinnen, zwei dieſer kleinen Meerſchweinchen verſchlang, denn ich verſichere Dir, gerade wie Meerſchweinchen ſahen ſie aus. Drauf ſtaunte ich meine Gefräßigkeit an, ich erfuhr, man müßte zwei Groſchen für dieſe Sünde bezahlen, zahlte und ſchlich mich fort mit wehem Herzen, Dir meine Untreue zu bekennen. Nun aber lebe wohl, ich bin heute abend zu meinem Freund Berthold[1] eingeladen, einem herrlichen Kerl.

Soeben komme ich von meinem Freunde zurück und ſchäme mich, indem ich das Vorherige überleſe, des albernen Zeuges, das ich Dir geſchrieben. Du wirſt wohl manchmal denken: der liebe Gott hat mir doch einen rechten Schöps zum Liebhaber beſchert. Teils hat der liebe Gott dies nun auch wirklich getan, teils haſt Du mir aber auch gemeldet, daß Du gern lange Briefe von mir haben willſt, und die können doch nicht immer von eitel Weisheit überlaufen.

Den 2. Februar. Geſtern mußte ich Adelheid mit ein paar Freundinnen in eine Tierſchaubude begleiten, das regte mich zu mancherlei Betrachtungen an. Ich ſah eine Menge Affen, die in wunderlichen Sprüngen durch einander ſchaukelten, wie Hirngeſpinſte einer kranken nächtlichen Phantaſie. Wunderbare Idee des großen Schöpfers, daß er auch Affen ſchuf! Oder ſind ſie nur ein mißglückter Verſuch des Teufels, Menſchen zu machen? Am Affen können wir ſehen, wie häßlich es iſt, wenn die Leidenſchaft in jeder Gebärde ſich kundtut. Die Größe iſt ruhig, die Kraft iſt ſtill, und die Ausbrüche der Kraft ſpart der Adel, bis es Entſcheidung

[1] Ferdinand Berthold (1800–1838), Maler und Zeichner; vgl. Jug.-Er. S. 282f. S. das Bildnis.

gilt. Die Gemeinheit ist leidenschaftlich, verschwenderisch mit der Kraft, darum schwach, die Schwäche ist unruhig und lärmend; Du wirst bemerken, daß kleine schwache Männer in der Gesellschaft das größte Getöse verursachen. Dann waren eine Masse Papageien da; sie gleichen häßlichen Weibern, die im bunten Staate sich schön dünken und die da glauben, sie können ihr Maul in das Gespräch vernünftiger Leute schmieren, weil sie bunte Lappen tragen. Da wendet sich der Blick. Hingegen zog ein schön und elegant gestreiftes Zebra meine Aufmerksamkeit auf sich. Da war keine Größe, die imponiert hätte, und doch das Bild munterer Kraft, da war nichts Hohes und doch keine Gemeinheit, ein Bild des Gewerbestandes, wie er sein soll. Ich betrachtete dieses schmucke Tier lange mit Wohlgefallen.

*

M. v. K. an den Atti

Dresden, den 31. Januar 1827. Dein lieber würziger Brief hat mir große Freude gemacht und mir Dein Bild lebendiger vor Augen geführt, als meine elende kleine Zeichnung von Dir dies zu tun vermag. – Ja, wohl hatte ich in meinem letzten Briefe Ursache traurig zu sein, jetzt aber ist der Himmel gottlob wieder heiter um uns, äußerlich und innerlich, und wir sind alle wohl, Mutterchen an der Spitze. Der lieben Bremer Mutter habe ich schon immer schreiben wollen, damit sie manches wegen der Hochzeit usw. bestimmen möchte – ich kann es aber jetzt noch nicht, die Zukunft ist mir noch zu dunkel und verworren. Was hilft's auch, daß man einen Rat macht, den Gott hernach in Unrat verkehrt! Besser ist's, zu warten, bis der liebe Gott alles zusammenzwingt. Sobald ich kann, rücke ich nach Bremen, und da können wir ja dann alles beraten und beschicken.

Du schreibst von meiner kleinen Skizze über den Triumph der Schönheit [vgl. oben S. 137]. Allerdings sollen wir Maler die Schönheit nicht verachten; denn wenn sie auch nicht die eigentliche Aufgabe der Kunst ist, so ist sie doch die Schüssel, in der wir den Braten, d. h. das Gute, auftischen müssen. Das Gute hat mit dem Schönen im Grunde ein Prinzip, vom moralisch Guten zum moralisch Schönen ist kein großer Katzensprung, und in der Vollkommenheit ist beides Eins. Auch das Angenehme und sogar das Poetische gehört zum wirklich Schönen; das Ideal des Schönen faßt das Gute, Poetische und Angenehme in sich, ebenso jedes der drei Ideale des Guten, des Poetischen, des Angenehmen die drei anderen. Man kann doch aber das Schöne auch als einzelnen Bestandteil des Vollkommenen absondern, und da kann, wenn ich so sagen darf, die Kunst eher das Schöne missen als das Poetische; doch ist's besser, es bleibt fein alles zusammen, in einer rechten Vermählung lustig anzuschauen.

Die neu-altdeutsche Schule[1] verbannt das Schöne mit Fleiß als äußeren Sinnenreiz, der heilige Gegenstände im Auge des Beschauers entheiligt.

[1] Gemeint ist offenbar die Nazarenerschule, deren mönchisch-asketische Malerei sich bewußt in Gegensatz stellte zu der Schönlinigkeit Raffaels.

Die Maria muß magere Glieder haben, denn ein voller, schöner Körperbau könnte manchem einen unreinen Kitzel erregen, man soll nur an ihre Seele denken, nicht an den Leib; die geistige Schönheit soll dargestellt werden, die leibliche vergessen. Welcher Wahnsinn! Wir können doch geistige Schönheit nur durch äußere Formen andeuten, durch das Häßliche können wir aber nie das Schöne bezeichnen. So wollen wir denn bei der schönen Form bleiben, und wer das angedeutete Schöne über der schönen Andeutung vergessen kann, nun, der würde es aus der häßlichen Andeutung noch viel weniger herausfinden. – Grüße doch ein gewisses rotbackiges Mädchen.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, Sonntag, den 11. Febr. 1827. Heute morgen erwachte ich mit einem süßen Gefühl von Gesundheit. Um fünf Uhr schlug ich Licht an, blieb aber der großen Kälte wegen liegen und nahm Bogatzkys Leben[1] zur Hand. Ich lese gern die Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes, besonders wenn sie von ihnen selbst verfaßt sind; man kann solche Schriften nicht ohne Rückblick auf das eigene Herz lesen, und ein ernster Blick aufs Herz tut gut. Noch nie aber ist mir eine Biographie zu Gesicht gekommen, in welcher so ganz und gar das Hauptaugenmerk nur auf das geistliche Wachstum gerichtet gewesen wäre. Mir wurde recht wohl beim Lesen und beim Betrachten dieses lauteren Gemüts, ob ich gleich in diesem Spiegel meine eigene Krankheit mit Schmerz erkannte.

Ich habe mir meiner Seele Seligkeit wahrlich auch angelegen sein lassen und viel in meinem Leben darum gekämpft. Wenn ich aber lese, mit welchem Ernst solche Männer wie Bogatzky dem Herrn Jesu nachgingen, so kommt eine große Scham in mein Herz. Denn wenn es mir auch oft ernst war, zu suchen, so glaubte ich doch immer bald, ich hätte es schon gefunden, und fiel dann immer wieder in das alte Leben zurück. Das ist's, was mich oft so traurig macht. Im Leben soll sich der Christ als wahrer Christ erweisen, durch seine Werke muß er seinen Glauben ausweisen – sonst ist sein Glaube ein toter Glaube. Was hilft's mir, wenn ich schreie: Herr, Herr! und predige von des Herrn Namen und brüste mich mit Christi Verdienst, und bin doch ein ungehorsamer Sohn und spreche ohne Liebe zu meinen Geschwistern oder bin ein trotziger harter Mann und richte und kränke die Leute rechts und links?!

Zu Rom hatte mich der Herr wieder einmal erweckt aus meinem Schlaf, besonders durch die Fügung mit Dir. Aber auf der drei Monate langen Reise, durch die Zerstreuung der immer wechselnden Umgebung, durch die Unvorsichtigkeit, daß ich die Heilige Schrift nicht mit mir führte und also während dieser ganzen Zeit nicht lesen konnte, erschlaffte ich wieder und kam nachlässig in Bremen an. Ich merkte es wohl, aber ich dachte:

[1] „Bogatzkys Lebenslauf, von ihm selbst erzählt" (1801 erschienen). – Karl Heinr. v. Bogatzky (1690–1774), pietistischer Erbauungsschriftsteller und Liederdichter. Am bekanntesten ist sein „Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes" (1718).

Wer kann in beständigem Eifer leben? Wir können nicht immer den Herrn auf unserm Lager haben. Dies ist wahr, der Herr entzieht uns zuweilen seine fühlbare Nähe, aber nicht, damit wir ruhig warten sollen, bis er wieder kommt, sondern damit wir aufstehen und ihn suchen. Ich kam nach Dresden und verblieb in meiner Sicherheit. Meinen Glauben verlor ich nicht, habe ihn auch allezeit gepredigt, wo ich dachte, es wäre die Gelegenheit da; ich war aber ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Da beugte mich Gott tief – ich fiel wieder nach und nach ganz ruhig in alle alten Sünden und Fehler, ich ward jähzornig, böslaunig und ganz irdisch gesinnt, es kamen schwere Sorgen, es kamen Zweifel – da erkannte ich, daß ich war nackt und bloß, und schämte mich und stand auf zu suchen, nahm die Schrift her und haschte fleißig nach dem Heil.

In dieser Zeit kam eine bedrängte Seele zu mir, ein Maler, und klagte, es sei so leer in seinem Innern, er wisse nichts von Gott, er kenne nicht die Heilige Schrift. Ich sagte, so solle er sie lesen. Des anderen Tages kam er und sagte, dies und das habe er gelesen, aber er verstehe es nicht. Ich erklärte es ihm, und es wurde ihm klar. Er bat mich, ob er nicht ein paarmal in der Woche zu mir kommen dürfe, daß wir zusammen lesen und ich ihm erklärte.

Als er fort war, dachte ich: Wie? Du willst ein Blindenleiter sein und bist selbst blind! Ich bat Gott um Augensalbe, daß ich meine Blöße selbst erst recht erkennte, daß ich nicht mit dem Verstande zu jenem Manne redete, wie ein totes Buch, sondern mit vollem Herzen. Wir lasen den bestimmten Abend mit einander und mein Maler ging sehr befriedigt von dannen. Das folgende Mal brachte er einen anderen mit, einen gewissen Reichel, einen Mann von einigen fünfzig Jahren; nun wurde der Abend lebendiger und auch für mich belehrender. Reichel brachte das nächste Mal wieder einen jungen Maler mit, der mich mit leuchtenden Augen bat, auch wieder kommen zu dürfen. Jetzt hat sich noch Ludwig Richter, mein Reisegefährte in der Schweiz, gemeldet, dem ich aber nichts davon gesagt hatte, und wird das nächste Mal kommen.

Ich habe diese Gesellschaft nicht begründet und keinen Finger dazu gerührt, obgleich ich immer so was wünschte, und ich werde auch nie einen dazu einladen, dies habe ich mir zum Gesetz gemacht. Wen mir aber der Herr herführt, den nehme ich mit offenen Armen auf, er sei, wer er wolle. Ich hätte meiner Einsicht nach keinen von all denen gewählt, die jetzt daran teilnehmen, außer etwa Richter. Des Herrn Werk ist diese Gesellschaft, das merk ich wohl, denn die Abende gereichen uns allen zum Segen. Ich empfange meine Gäste so freudig, wie ich nie zuvor Gäste empfing, denn ich weiß, wer sie schickt und was sie suchen. Wenn sie alle mit ihrer Pfeife behaglich um den Tisch sitzen und der Fallschirm an der Lampe ihre Augen beschattet und nur die Heilige Schrift hell beleuchtet ist, da wird mir's gar wohl im Herzen, und ich muß Gott danken, daß ich es bin, der diese Gäste, die zu Ihm kommen wollen, die Ihn suchen, empfangen kann.

Den 15. Febr. Geſtern kam ich ſpät von einem Ausfluge zurück, heute habe ich ſchon einen alten Graukopf fertig gemalt und daher ſoviel Zeit übrig, Dir noch bei hellem Tage zu ſchreiben. Ich war mit Roller und Heynitz zwei Tage in Meißen zur Taufe bei meinem alten Freund Loeben. Vorgeſtern zog ich ſchon, als der Tag graute, durch die ſtillen dunklen Gaſſen zum Tor hinaus nach dem Gaſthofe, wo ich Heynitz erwarten ſollte. Hier war's herrlich! Ich ließ mir Kaffee machen und blickte hinaus auf die Schneeflur und den fernen ſchwarzen Wald. Meine Gedanken waren bei Dir. Endlich kamen Rollolo und Heynitz ankutſchiert mit klingendem Geläut. Ich ſetzte mich zu ihnen in den Schlitten, wir hüllten uns alle in Heynitzens Wolfsſchur, und flink ſprangen die munteren Schimmel über den weißen Schnee. Da wir wie die Schneider froren, ſo proponierte ich, ſchon im nächſten Gaſthauſe Biſchof zu trinken, welches mit Freuden angenommen wurde und uns ſehr fröhlich ſtimmte. Roller war herrlich, der ſonſt ſo widerſpenſtige Mann war dieſe Tage wie Wachs. Auch Erdmann, der edle Roſſebändiger, wurde von unſerer Freude angeſteckt und zeigte uns den Ploſſen (einen ſchönen Berg bei Meißen) und konnte nicht genug rühmen, wie er daſelbſt fröhlich geweſen in den Tagen ſeiner Jugend. Er wurde jedoch von Roller überſchrien, der Rätſel aufgab: „In welchem Lande langen die Leute an den Himmel?" – „In Ingermanland oder Himmellangenland! Ha, ha, ha, ha!" Auch deklamierte er ſein Lieblingslied, von ihm ſelbſt gedichtet: „Die Welt iſt rund" [vgl. Jug.-Er. S. 223]. In Meißen fanden wir die meiſten Verwandten von Otto ſchon im Saale verſammelt, und da ſie alle dienen, ſo wimmelte die Stube von glänzenden Uniformen. In der Mitte ſtand das Taufbecken, und wir zehn Paten ſetzten uns darum. Otto hielt eine ſchöne Rede, ſeinem eigenen Kinde. Dann wurde das Kind von der Wärterin mir in die Arme gelegt, ich war ſehr erſtaunt und wußte nicht, was ich mit dem Kinde beginnen ſollte...Da kommt eben mein Freund Berthold zu mir. Ich vermelde Dir alſo nur noch, daß dieſe zwei Tage wie glänzende Sternlein an meinem Himmel ſtehen, und daß ich einen gewaltigen Schnupfen von meiner Reiſe davongetragen habe – ſo rächen ſich die weltlichen Freuden.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 22. Febr. 1827. Du tuſt mir große Ehre an, daß ich zu dem lieben „Täubchen"[1] Bildwerk machen ſoll. Du befiehlſt und ich gehorche, indem ſchon ein ganzer Bogen voll „Alfreds" vor mir liegt,

[1] Friedr. Ad. Krummacher hatte zum Beſten der Rettungsanſtalt zu Düſſeltal ein kleines, „Das Täubchen" betiteltes Schriftchen veröffentlicht, das in kindlichem Tone von einem „Alfred" genannten (gemeint iſt der Begründer jener Anſtalt, Graf Adelbert v. der Recke) edlen Knaben erzählt, der als Kind aus Erbarmen ein in den Schloßteich gefallenes Täubchen rettet und ſpäter die Bewahrung von Kindern zu ſeiner Lebensaufgabe macht. Die 2. Aufl. dieſes Büchleins (1828 bei G. D. Bädeker in Eſſen) erſchien „mit fünf Bildern von Wilh. v. Kügelgen", von denen wir zwei reproduzieren.

Illustrationen von W. v. K. zu F. A. Krummachers „Das Täubchen"

„Mit dem Täubchen hatte Alfred als Knabe sein Beruf und Werk in Einfalt begonnen. Und nun, als Mann, sah er viele Täubchen, die hülflos, vater- und mutterlos, über dem Abgrund schwammen in Gefahr, zu versinken. Als Alfred solches sah, jammerte ihn dessen, und ein Gotteswort schlug an sein Herz: Wer ein Kind aufnimmt in Meinem Namen, der nimmt Mich auf". (Aus: „Das Täubchen", S. 47 f.)

lauter Alfreds, jung und alt, wie Kraut und Rüben untereinander, wie er Vögel im Waſſer fiſcht und Kinder von der Jagd heimbringt[1]. Du ſchreibſt, ich ſolle die Bilder ſo lari fari hinzeichnen oder gar ausnießen – dann würden aber gewiß Ferkel aufs Papier kommen und keine Alfreds, die den Weibern gefallen ſollen, damit ſie das Buch kaufen; die Sachen, die ſo „wie ausgenießt" ausſehen, ſind zumeiſt mit dem größten Bedacht gemacht. Übrigens, unvernünftig viel Mühe gebe ich mir eben auch nicht damit, denn Gott weiß es, wie grauſam viel ich zu tun habe, und die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich nur daran denke, wie ich mit allem fertig werden ſoll. Ich bringe die Täubchen-Bilder ſelbſt ins Kupfer, denn ich mag nicht in die Hände der Kupferſtecher fallen. Vielleicht bekomme ich einmal mehr in der Art zu tun, das wäre mir der angenehmſte Broterwerb. Da fiel all die Wirtſchaft mit Pinſel und Palette weg, und ich könnte immer neue Ideen ausſprechen, ſo wie Chodowiecki, welcher mein Mann iſt.

Deine zweite Preisaufgabe, was und wozu eigentlich die Mäuſe ſind, zu beantworten, kommt mir faſt etwas deſpektierlich vor. Als Künſtler möchte ich ſagen: Vorne ein Pfriemen, hinten ein Regenwurm, in der Mitte eine Balggeſchwulſt. Die gewöhnliche Erklärung wäre: Ordnung: Säugetier; Stand: Nagetier; Familie: Musculus – demnach alſo wären ſie Lateiner oder Römer, woraus ſich auch ihr räuberiſcher, unruhiger Sinn erklärt und das geringe Intereſſe, welches ſie an den Schönheiten der Natur zu nehmen ſcheinen, indem ſie ſich vorzugsweiſe mit Politik beſchäftigen, d. h. jeder zuſieht, wie er ſich ſichert und dabei gewinnt. Daß Du aber, mein armer Atti, allnächtiglich ein Zeuge der Betriebſamkeit und lauten Freude dieſer Tiere ſein mußt, tut mir wahrhaftig leid, denn man kann ſich nicht mitfreuen mit ſo fremden Naturen. Roller hatte in ſeiner Kammer viel Mäuſe. So machte er vor alle Löcher Klappen an Bindfaden, und als die Mäuſe beiſammen waren, ließ er plötzlich die Klappen zufallen, ſprang hinzu und erlegte ſämtliche mit einer Keule. Sollte ſich der Medikus Eduard vielleicht hierzu qualifizieren? Jedenfalls wünſche ich Dir ernſtlich, mein guter Atti, beſſeren Schlaf und keine Störungen.

*

W. v. K. an ſeine Braut

Dresden, den 22. März 1827. Nun fange ich wirklich nach und nach an, an unſere nahe Hochzeit zu glauben. Es iſt aber auch Zeit, daß wir endlich zuſammengegeben werden, nachdem wir nun drei Jahre lang gepiesackt, geläutert und geprüft worden ſind. Es iſt jetzt die Jahreszeit, wo ich Euch öfters in Bernburg beſuchte, und es liegt mir ſo in den Gliedern, als müßte ich jetzt gleich fort und zu Euch, zu Dir. Wie wäre das köſtlich! Aber, was ſoll ich viel daran denken! Ich kann noch nicht fort. Geduld, mein Herz!

[1] Die Originalzeichnung zu letzterem Bilde befindet ſich jetzt im Kupferſtichkabinett zu Dresden.

Ich erzählte Dir neulich, ich sei in Klipphausen beim Fürsten Reuß[1] gewesen, und wenn ich nicht irre, auch von seiner jungen, schönen und guten Frau, die eine Stolberg war und von der Gräfin Dohna in Hermsdorf erzogen wurde, wo ich sie oft sah [vgl. Jug.-Br. S. 214]. Diese starb plötzlich vor einigen Tagen in den Wochen, und der Fürst schickte einen Boten, ich solle doch kommen und die Tote zeichnen. Ich fuhr schnell hinaus, aber als ich mit der Leiche im Sterbezimmer allein war, kam ein solches Grausen über mich, daß ich nicht viel zeichnen konnte. Ich erklärte dem Fürsten, es ginge nicht, ich wollte aber sehen, was ich zu Hause aus der Erinnerung machen könnte, zu welchem Zweck er mich entlassen möge. Er aber umarmte mich und bat mich, ich sollte bei ihm bleiben zu seinem Trost. So blieb ich denn zwei Tage, weil er mich nicht fortließ, und wohnte auch der Beerdigung bei.

Diese zwei Tage sind mir mehr wert als alle Schätze. Es waren mehrere Stolbergs da, auch Hohenthal, und die Gräfin Dohna erschien in diesem Trauerzirkel wie ein Engel des Lichts; ich werde den Augenblick nie vergessen, als sie beim Eintreten zwei hohe Palmen ergriff, um damit die liebe Tote zu begrüßen. Da ich zu wiederholten Malen fort wollte, weil ich glaubte, als ein Fremder die Familie zu stören, sagte mir der Fürst, ich gehöre ja zu ihnen und unter Christen sei ich nirgends fremd — so blieb ich immer. Ich habe Szenen erlebt und gesehen, deren Ergreifendes keine Feder zu beschreiben imstande ist. Die sechsundzwanzigjährige Fürstin hat fünf kleine Kinder zurückgelassen und einen Mann, der sie wahrhaftig geliebt hat; da kannst Du Dir denken, daß es Auftritte gab. Als aber die Gräfin Dohna kam, war es, als sei der Friede des Himmels im Hause eingezogen — und doch hat sie selbst eine Tochter verloren, denn sie hatte die Fürstin von Kindheit an ganz allein bei sich in Hermsdorf erzogen. Christen muß man eben sehen, wenn sie gebeugt sind, dann leuchten sie schon in diesem Leibe des Todes wie die Sonne.

Der Fürst fragte nach Dir und segnete unsere Verbindung mit erstickter Stimme. Er ließ mich seinen ganzen Schmerz sehen, den er kaum zu tragen imstande war. Ich konnte und mochte nicht trösten, aber weinen konnte ich mit ihm. Graf Dohna war wie immer; er zog mich beiseite von den anderen weg und fing an zu reden vom Reich Gottes mit einer Freudigkeit, daß ihm die Augen glänzten, und ich hätte springen und jubeln mögen — o, könnt' ich einmal werden wie dieser Mann!! Es waren für mich gesegnete Tage, deren Spur sich nimmer verwischen möchten in meinem Andenken. Ich will Dir aber lieber mündlich erzählen und Dir davon mitteilen wie von einem geistigen Schatz. Wenn Du erst mein Weib bist, dann führe ich Dich auch nach Klipphausen, daß Du nur die Kinderchen siehst, wenn anders der Fürst sie um sich behalten hat[2].

[1] Heinrich LXIII., Fürst von Reuß-Köstritz, × 1819 mit Eleonore, Gräfin zu Stolberg-Wernigerode (1801–1827).

[2] Der Fürst vermählte sich im folgenden Jahre mit der jüngeren Schwester Caroline seiner verstorbenen Gemahlin.

Der Alti an ſeinen Sohn Fritz Krummacher

Bremen, den 20. März 1827. Nun werden wir bald unſeres letzten Kindes beraubt ſein. Doch weg mit dem Eigennutz! Aber Julchens Abzug iſt eine harte Nuß. Sie geht wie ein Lamm in die ferne Welt und iſt immerdar fröhlich. Freilich wird ſie das Weib eines trefflichen und frommen Mannes, der einen Führer hat, welcher ihm und ſeinem Lämmchen über Stock und Bank helfen wird. Wilhelms Briefe ſind herrlich, Schmerz und Ernſt, Bilder und Buchſtaben, in dem letzten Briefe eine Zeichnung des guten Hirten, der ein Lamm auf den Armen trägt – rührend ſchön und lieblich. Er iſt mehr ein Hiſtorienmaler im edelſten Sinne, als Porträtmaler. Das ſehe ich auch an Deinem Bilde, welches Du nicht ganz biſt.

*

W. v. K. an ſeinen Schwager Julius Krummacher, stud. theol. in Halle, „wohnhaft bei Herrn Prof. Tholuck".

Dresden, den 1. April 1827. Oſtern rückt heran. So ergreife denn Knüttel und Pfeife, mein lieber Junge, und eile zu uns in meine brüderlichen Arme. Große Dinge kann ich Dir zwar nicht bieten, ja kaum ein Bett, da wir hier, ſeitdem wir aus Rußland zurück, nicht wie vordem, ſondern nur auf reiſendem Fuß eingerichtet ſind; aber ich weiß ja, Du kommſt nicht, um hier Deinen Wanſt zu pflegen, ſondern daß wir uns miteinander latzen in brüderlicher Eintracht. Dann wollen wir uns von der freundlichen Frühlingsſonne durchwärmen laſſen und von Ihm reden, der die Sonne unſeres Herzens iſt, aber auch von unſeren Zweifeln. Zweifel ſind gar nicht ſo übel, denn ſie rütteln ſolange am Glauben, bis dieſer feſt wird, und ſind wie die Hammerſchläge auf den Pfahl.

Du wirſt mich freilich ſehr beſchäftigt finden, und ich werde den ganzen Tag malen müſſen, dabei kann ich aber ſchwatzen. Wenn Du was Geſcheites haſt, bitte ich Dich, etwas von Deinen Heften mitzubringen, damit Du mir bei der Arbeit vorleſen kannſt; ich kann hier von der Bibliothek des Königs nehmen, was ich will, und ſo können wir auch von da intereſſante Lektüre haben. Übrigens räume ich Dir meinen Schreibtiſch ein, allwo Du ſtudieren kannſt und dabei rauchen wie ein Krater. Nach Tiſch ergehen wir uns im Garten, dahin wir unſeren Kaffee mitnehmen, und des Abends führe ich Dich ſpazieren an Orte, die von Menſchenhänden noch nicht beſchmiert ſind, wo wir die Hirſchlein im Walde herumhüpfen ſehen können. Auch führe ich Dich zu Roller; da kannſt Du auch bleiben eine Zeit, wenn Dir der Mann behagt, und auch predigen, wenn Du willſt. Unſer großer Garten eignet ſich wohl zum Memorieren. Sollte das Wetter günſtig ſein, ſo könnten wir auch in die Gebirge ſteigen, da wollte ich Dir wohl drei Tage opfern.

Meine Mutter ladet Dich gleicherweiſe herzlichſt ein, obgleich ſie nach der Weiber Weiſe eigentlich ängſtlich ſein ſollte, da ſie Dich auf keine Weiſe ſo aufnehmen kann, wie ich ſtets bei Euch bin aufgenommen und gepflegt worden; ſie iſt aber zu geiſtreich, um ſich mit ſolchen Äußerlich-

keiten den Kopf zu zerbrechen. Du wirst Mutter sehr aufgeweckt und unterhaltend finden und meine Schwester sehr still, obgleich auch sie ihren Senf manchmal dazu gibt, und von allen Freundinnen, die bei ihnen aus und ein gehen, wirst Du gestehen müssen, daß es Originale sind. Männer kommen fast gar nicht zu uns; die aber kommen, sind in ihrer Art höchst merkwürdig. Wir wohnen sehr eng, Du kannst Dich aber von den Weibern absondern, wann und wie es Dir beliebt. Ich kann Dir auch das Lusthaus in unserem Garten zum Studieren aufschließen lassen.

Komme bald! Mitte Mai wird meine Hochzeit sein, wie ich denke.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 25. Mai 1827. Heute nachmittag erhielt ich Deinen lieben, lieben Brief, las und las ihn wieder und spitzte mir schon eine Feder, um Dir zu antworten, als auf einmal der langersehnte Julius mit seinem Ranzen auf dem Rücken hereintrat. Wir haben ihm in der Nachbarschaft ein kleines Kämmerlein gemietet, wo er anitzt die müden Sohlen ausruht. Ich bin seelenvergnügt, den lieben Jungen bei mir zu haben, und hoffe, ich werde ihn schon mit meiner Vergnügtheit anstecken, während er jetzt nichts im Kopfe hat als den Pantheismusteufel, der ihn tüchtig zu plagen scheint. Ich denke, der freie Umgang mit einem Künstler muß ihm auch wohltun auf seine Schulfuchserei. Ich wünschte, Vater könnte ihn jetzt einmal sehen, er würde sich freuen, wie er so gesund und gut und unschuldig aussieht, als wäre er eben aus dem Ei gekrochen. Er hat das närrische Berliner Gesicht verloren und sieht wieder mehr so aus wie in Bernburg, obgleich er sich einen ganz kleinen Gedanken von einem ganz geringen blonden Bartanflug zugelegt hat.

Den 26. Mai. Ich bin heute wenig zur Arbeit gekommen aus Freude über den jungen Luhge, mit dem ich mich köstlich amüsiert habe. Nachdem wir den ganzen Tag philosophisch-theologische Gespräche traktiert hatten, machten wir des Abends einen anmutigen Spaziergang, auf dem ich Julius von den großen Kröten in Italien erzählte, die wie Tabaksbeutel an den alten Mauern hängen, wobei wir viel lachten und stark rauchten, auch sprachen wir von den kleinen Eidechsen mit den munteren Augen und ergötzten uns über die Maßen. Julius trägt große Schuhe von mir und einen russischen Kaftan von gelbem Nanking, und so geht er mit langsamen Schritten, würdevoll, mit der langen Pfeife in der Stube auf und nieder und führt ernste Reden, bis irgendeines sonderlich greulichen Tieres oder bösartigen Insektes gedacht wird, welches ihn über die Maßen zum Lachen reizt, wie überhaupt die Krummachers sich an nichts so ergötzen, als an Betrachtung der Tiernatur, und dann kommt das Lachen so hervor wie unterdrückte Kanonenschüsse.

Bitte Väterchen doch nochmals, daß er uns nach Rußland begleitet. Die Polischen wären außer sich vor Freude, wenn Väterchen mitkäme, denn sie lieben ihn sehr. An dem Geburtstag der einen gab ich den Mädchen einmal auf ihre Bitte einen Brief vom Atti, sie gingen damit in den

Wald mit einer Art von Triumph, ſetzten ſich in die gelben und blauen Waldblumen eng zuſammen, und nun laſen ſie und ſahen es an wie ein Feſt. Es würde Vaterchen dort gefallen, der Bach mit ſeinem kriſtallhellen Waſſer, die herrlichen blumenreichen Wieſen mit den ſchönſten Birkengruppen, unter denen an ſchönen Sommerabenden auf bunten Teppichen das Mahl genoſſen wird. Der Garten iſt groß und frei, und der Kegelſchub unter freiem Himmel beluſtigt nach Tiſche auf ein Stündchen die Herren, während ihre Frauen unter einem großen Zelte mit ihren kleinen Arbeiten ſitzen, zuſehen und den Kaffee bereiten. Auch die zahlreichſten Geſellſchaften ſind immer doch ganz ungenierte Familienkreiſe, von Menſchen gebildet, die alle meine Großmutter Mutter nennen, und der Atti wäre unter lauter Vettern und Baſen. Der alte Onno würde ſeinen Leib aufs beſte pflegen; er iſt ein ſtattlicher, äußerſt gutmütiger, lebensfroher Mann, der ſich bei ſeiner Pfeife und an ſeinem Tiſch jedesmal ſo freut, als hätte er ſeit zehn Jahren nicht geraucht und nicht gegeſſen. Ich war ſein großer Liebling, und er teilte jeden delikaten Biſſen mit mir; ſelbſt wenn ihm die Töchter was Beſonderes bereitet hatten, konnte er es nicht genießen, wenn ſein Willi nicht mitſpeiſte. Abends kam er noch manchmal im Schlafrock aus dem Bette mit ſeiner Pfeife zu mir herauf, ſetzte ſich auf mein Bett und erzählte mit glänzenden Augen von ſeiner Jugend. Viel bedeutender iſt ſeine Frau, ſie hat einen adligen Geiſt und iſt die Leutſeligkeit, die Liebe ſelbſt; wenn ſie ſpricht, wird's jedem wohl ums Herz. Sie hat ein ſehr intereſſantes, angenehmes Geſicht, während der Onno breite Naſenlöcher hat und nicht gerade ſchön iſt, obgleich man ſein freundliches Geſicht auch gern anſieht. Er hat ſieben Kutſchpferde, daher kannſt Du Dir denken, was für köſtliche Spazierfahrten wir mit Atti machen könnten. Man beſucht dann niemand, ſondern fährt in die wilde Natur hinein, an irgendeinen romantiſchen Platz und führt alle Viktualien mit ſich, um ſich zu reſtaurieren. Dann wird ein großes Feuer angemacht, und es freut ſich daran Alt und Jung mit unbeſchreiblicher Luſt. Ich nahm manchmal eine Art mit, und Onno erlaubte mir, Durchhaue zu machen und Bäume zu fällen, wie und wo ich wollte, ja ich brauchte ihn gar nicht erſt zu fragen — das war ein Hauptvergnügen. Im Juni wird es dort gar nicht Nacht, und man ſpaziert bis zwölf Uhr im Garten umher, wo die Faulbäume und Syringen köſtlich blühen und duften. Wenn man auf einem ſolchen Gute auch fünf Wochen untätig bleibt, ſo iſt's doch nicht möglich, Langeweile zu empfinden. Übrigens iſt auch keiner an den andern gebunden, und Atti könnte ſtudieren und ſchreiben, ſo viel er wollte, denn auch an einer netten Bibliothek fehlt es nicht. Onkel Kügelgen würde gewiß gleich von Kurkül herüberkommen und bei ihm bleiben, da er ſeine Steinzeichnungen bequem mit ſich führen kann; der würde dem Atti gewiß gefallen, und ſie würden ſich ſehr mit einander ergötzen.

Nun quäle den Papa recht und mache ihm Luſt! Ich muß mich jetzt, um Beſuche zu machen, in meine Staatskleider werfen, ſodaß ich mich

prächtig ausnehme, schwarz und weiß wie eine Scholaster oder Elster. Leb wohl, mein liebes Herz, und wein' Dir nicht die Äuglein rot, als wenn nicht Troſt und Hoffnung wär', ich bleibe Dein bis in den Tod

Dein treuer Wilhelm.

*

Der Ätti an ſeinen Sohn Fritz Krummacher

Bremen, den 6. Juni 1827. Wilhelm Kügelgen iſt jetzt ſeit einigen Tagen hier – die Trauung wird den 18. oder 19. Juni ſein, und an demſelben Tage denken wir nach Bielefeld abzureiſen und von da, wo Mütterchen ihrer Geſundheit wegen zurückbleiben wird, nach Münſter, Elberfeld uſw. Da Eurer, der zu Beſuchenden, mehrere ſind und Kügelgens Anfang Auguſt nach Livland abreiſen wollen, ſo kann unſer Aufenthalt bei Euch auch kein langer ſein.

*

Traurede

des Ätti in der Ansgarikirche zu Bremen am 18. Juni 1827

„Fürchte dich nicht – ſo ſpricht der Herr, unſer Gott und Heiland – fürchte dich nicht, ich bleibe bei dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich ſtärke dich, ich helfe dir auch; ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit." [Jeſ. 41, 10.]

O freundliches, troſtreiches Gotteswort, uns und Euch gegeben, daß es Euch und uns ſei eine Leuchte unſeren Füßen und ein Licht auf unſeren Wegen! Er, der es geredet hat, iſt das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erſte und der Letzte, und was Er zuſaget, das hält Er gewiß. – O, wohl Euch und uns, daß wir ſagen können: Er iſt auch das A und das O des Bundes, welchen zu beſiegeln in ſeinem Namen wir jetzt vor ſeinem Angeſichte ſtehen. Euer eheliches Bündnis, geliebte Kinder, iſt im Himmel beſchloſſen, und ich darf es nennen ein Bund in dem Herrn. Zwei Jahre lang verſuchte ich es wie Gideon mit dem Tau des Himmels, und der Herr, die rechte Hand ſeiner Gerechtigkeit hat entſchieden. Das iſt unſer Troſt und unſere Freude, das ſei auch Eure Freude und Stärke. Fürchtet nicht, glaubet nur! Der Herr bleibet bei Euch, weichet nicht, Er iſt Euer Gott.

Du, mein geliebter Wilhelm, den ich ſchon lange, ehe ich dachte, daß Du es auch durch Bande des Blutes werden ſollteſt, meinen Sohn nannte – Dir und denen, die Dir am nächſten ſtehen, hat ſich der Herr in tiefem, unerforſchlichem Dunkel offenbaret und über Dein Jugendleben eine finſtere Wolke ausgebreitet, – wie ſollte ich heute nicht auch Deines verklärten Vaters gedenken! – aber dieſe Wolke hat Dir Segen gebracht und das Suchen nach dem Frieden, den die Welt nicht geben kann, in Dir befeſtigt. Du wirſt des treuen, liebevollen Vaters nimmer vergeſſen, aber nur in ſeiner Verklärung ſollſt und wirſt Du des Vollendeten gedenken. Dein Lebensweg wird ein ſtiller, vom Himmel beſchatteter ſein.

Dazu gibt Dir der Herr die still-heitere Gefährtin. Gold und Silber hat sie nicht, weder das Metall noch auch dessen Glanz und Schimmer. Des begehrst Du auch keines. Aber wie ein Lamm will sie um Deine Wünsche spielen und Dir die Seele erheitern. Nimm sie hin; ich gebe sie niemand lieber als Dir — nimm sie und trage sie auf Deinen Armen.

Es gehet in die weite Welt; aber fürchtet Euch nicht! Die Erde ist überall des Herrn und überall leuchtet Sein Angesicht über die, so Ihn fürchten. Er bleibet bei Euch. Das Paradies ist nirgend zu finden, wir sind Pilger und Fremdlinge, wie die frommen Väter der Urwelt, wie Sara, Rebekka und Rahel, Naemi und Ruth es waren — aber, was kümmert uns das, wenn wir im Glauben Hausgenossen Gottes sind und das Abba im Herzen tragen! Dann wird das häusliche Leben die Stätte, wo wir im Leuchten seines Angesichts uns ein kleines Eden bauen und wo der Herr das Wasser der Sorge und Trübsal in Freudenwein verwandelt und seine Herrlichkeit offenbaret.

Darum fürchte Dich nicht, mein geliebtes Kind, wenn der Herr jetzt zu Dir spricht: Du sollst Vater und Mutter lassen und Deinem Manne anhangen und in ein Land ziehen, das Du nicht kennest. Er spricht zu Dir: Ich bin Dein Gott, ich bleibe bei Dir! Ich stärke Dich, ich helfe Dir, ich erhalte Dich! Ein anderes, vielgeprüftes, gläubiges, zärtlich liebendes Mutterherz hat er Dir schon bereitet — sie betet für Dich — und viele liebevolle geschwisterlich, väterlich und mütterlich gesinnte Seelen harren Deiner. Sei getrost, mein Kind, und bleibe in frommer Herzenseinfalt, was Du bist. Behalte den treuen Hirten vor Augen und im Herzen, so wird Sein Licht Dein Auge erleuchten und Dir die Herzen gewinnen. „Der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt, mit sanftem, stillem Geist, ist des Weibes Schmuck, köstlich vor Gott und vor Kindern Gottes."

Wohlan, mein Sohn, sei getrost und sei ein Mann! Bete und arbeite und baue Dein Haus als ein Haus dem Herrn mit freudiger Zuversicht zu Ihm, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden! In vollem Vertrauen zu Dir und Deinem Herzen lege ich die Hand meines Kindes und hiermit zugleich, sofern es von Dir abhängt, das Los ihres zukünftigen Lebens in die Deinige.

*

W. v. K.s Mutter an den Atti

Loschwitz, den 20. Juli 1827. Nun ist das schwere Stündlein, das Sie vor sich sahen, bereits vorüber und hat Sie getrennt von dem lieben Kinde, das der Herr aus Ihrer Hand in unsere Hände gibt. Als ein Kleinod, uns von Gott und Ihnen geschenkt, werde ich die Tochter empfangen, an deren Hand mein Wilhelm seinen vielleicht mühseligen Weg durchs Leben gehen wird — doch mag er mühevoll sein, ist er nur dabei selig, so ist es gewiß der rechte Weg, den der Herr ihm selbst vorgezeichnet hat und den er an seiner Hand sicher und ohne Wanken gehen darf, begleitet von seinem Lebensengel. Möchte nur aller Trost, alle Freude von oben herab Sie erquicken, Sie lieben Eltern! Der Gedanke

schlägt mich nieder, daß Sie weinen, indes mein Herz vor freudiger Erwartung bebt, und ich gedenke Ihrer als der Trauernden öfter als selbst der Reisenden, die ich so sehnlich erwarte.

Es sind auf der Post schon längst ein Kästchen und eine Schachtel unter Wilhelms Adresse angekommen, die man auf der Post in meiner Gegenwart öffnete. Ich mußte lächeln über die Schönheit und Pracht dieser Sachen, die wahrscheinlich Hochzeitsgeschenke von Freundinnen sind, bei Wilhelms ärmlichem Anfang. Und doch freute mich's, denn nur die Liebe der Freunde leuchtete mir daraus hervor, nicht die Prachtliebe, die auch übel angewendet wäre bei unsern Kindern, die als wandernde Pilgrime durch die Welt ziehen müssen, leicht geschürzt und ohne Gepäck.

Wissen Sie auch, lieber Ätti, daß ich immer lachen muß, wenn Sie in Sorgen sind wegen der großen Welt, in der Julie nun auftreten soll! Bei meiner Mutter, Brüdern und Schwestern findet sie nichts als ländliche Einfachheit in Sitten sowohl als in der Kleidung, in Worten und Werken, und in St. Petersburg wird sie als eine arme Malersfrau vors erste still leben und mit der großen Welt gar nichts zu tun haben, wenn sie selbst sie nicht sucht. Wilhelms Pate, der ihm den Namen Georg gab, ist der Graf Sievers, unser alter Hausfreund, einer der trefflichsten Männer und vom Kaiser über alle Militärschulen gesetzt; dieser hat eine Anverwandte von mir geheiratet, und ich wünschte wohl, daß unsere Kinder bei ihm wie zu Hause wären[1].

*

Tagebuch von der Hochzeitsreise

aufgezeichnet für Julchen von W. v. K.

Montag, den 16. Juli 1827. Mit leisen, dem Weinen ähnlichen Klagetönen begrüßte Julchen, als ich sie heute früh halb sechs weckte, den Tag, der sie von ihrem geliebten Vater und all den Ihrigen trennen sollte. Vater war bei weitem gefaßter als gestern abend, und auch meine Julie hielt die Tränen zurück bis zur letzten stummen Umarmung, die das Zusammenleben meiner Frau mit ihren Eltern beendete. Dann aber, als der Wagen fortrollte über das Pflaster und durch die engen Straßen von Elberfeld, sank sie mir laut schluchzend in die Arme und weinte sich satt an meiner Brust. Endlich, als wir die Stadt im Rücken hatten, richtete sie sich auf und sagte: „Ich freue mich, daß ich Dich so lieb haben kann." Mir war es, als wenn sie in diesem Augenblick erst ganz mein geworden wäre. Ich war glücklich, mich mit meinem geliebten Weibe nun ganz allein und ungestört zu sehen, und hielt sie fest in meinen Armen als mein bestes Teil auf Erden.

Mittag speisten wir in Limburg an der Lenne [Hohenlimburg] an der table d'hôte, und nach Tisch unternahmen wir einen Spaziergang, das wunderschöne Tal zu sehen. Es war einer der lieblichsten Gänge, die ich

[1] Graf Sievers lebte nicht mehr in Petersburg, als W. v. K. 1828 nach dort kam.

in meinem Leben gemacht habe, ſowohl in Rückſicht auf die herrliche Landſchaft wie auf die Worte, die wir mit einander wechſelten. Wir ſetzten uns nieder auf den grünen, blumigen Boden eines waldigen Hügels, den wir erſtiegen hatten, und meine liebe Frau erzählte mir aus ihrer Brautgeſchichte vieles, was mich äußerſt ergötzte. Am Ende mußte ich denken: wenn dieſe Ehe nicht im Himmel geſchloſſen iſt, dann iſt es keine. Herr, Du wolleſt es geben, daß ich am Ende meines Lebens ebenſo denken und ſagen möge! Ja und Amen.

Auf der Weiterfahrt erholten wir uns durch ein Schläfchen im Wagen von den Strapazen der Mahlzeit und des darauffolgenden Spazierganges und erwachten dann zu Geſprächen, die es uns zum Bedürfnis machten, die Heilige Schrift aufzuſchlagen und uns gemeinſchaftlich zu erbauen. Wir laſen einige Kapitel aus der Epiſtel Jacobi, die dann unſerer ferneren Stimmung und den daraus entſpringenden Geſprächen für den ganzen übrigen Nachmittag und Abend die Richtung gaben. Mir war es ſo wohl an der Seite meines liebenden Weibes und im Anſchauen der herrlichen Landſchaft um mich her, daß mein Herz laut zu Gott jubelte und auch der Mund, der ein Abendlied begleitete, das meine Frau mit ihrer ſchönen reinen Stimme in die freie Welt hinaus ſang. Wir nächtigten in der Poſtſtation Schlieden.

Dienstag, den 17. Juli, hatten wir alle Urſache, zufrieden mit unſerem Tage zu ſein, wir ſangen und ſchwatzten, fuhren und gingen zu Fuß, bis wir zu Mittag, durch das Rütteln des Wagens beide etwas übel, zu Meſchede im Wirtshauſe anlangten, wo wir uns kümmerlich nährten von etwas Salat und kaltem Braten und dann kräftig ſchliefen, ſodaß uns der Kutſcher durch ſtarke Fauſtſchläge an die Tür endlich wecken mußte. Da wir ſpät ausfuhren, kamen wir bei der ſtarken Tour, die wir noch vorhatten, bald in die Nacht und fuhren nun durch öde gebirgige Wüſten, ſodaß ich aus Vorſorge meinem guten Hirſchfänger die Kappe abzog und ihn neben mich ſtellte.

Wir waren mehrere Stunden gefahren, ohne eine Spur von menſchlichem Anbau wahrnehmen zu können, als wir endlich beim düſteren Schimmer der Nacht ein großes, halb verfallenes Gebäude vor uns erblickten, vor welchem zu unſerem Erſtaunen der Kutſcher anhielt und uns erklärte, das ſei unſere Herberge für die Nacht. Die hohen Mauern mit ihren ſcheibenloſen Fenſtern hoben ſich ſchauervoll in die Nacht, beſchirmt durch hohe waldige Berge, die das Gebäude eng einſchloſſen. Die Stille ward nur unterbrochen durch das Brauſen eines Waſſers, das ſich dem Schall nach unter den Fundamenten des vor uns liegenden Gebäudes durchzuarbeiten ſchien. Die Mitternacht mochte vorbei ſein, als man uns die Treppe hinauf in ein hohes, großes Gemach mit ſechs Fuß dicken Mauern und kirchenartigen Fenſtern führte. Das Meublement beſtand aus ein paar Stühlen, einem eichenen Tiſch und einer dunkel flammenden Öllampe. Die Wirtin ſah einer Hexe ſo ähnlich wie ein Ei dem anderen, ſodaß ich in Verſuchung gekommen wäre, ſie um einen Kopf kürzer zu

machen, wenn ich mich nicht vor ihrem Leichnam gefürchtet hätte. Die Speisen, die sie uns vorsetzte, beschädigten wir wenig und verfügten uns bald eine Treppe höher in unser Schlafgemach, zu welchem wir durch den Kreuzgang des alten Klosters gelangten, und das selbst ehemals die Zelle eines Klosterbruders gewesen sein mochte. Da die Versuche, unsere Tür zu verschließen, vergebens waren, rückten wir einen Stuhl dagegen, um beim Einbruch der Räuber oder Gespenster durch dessen Umfallen wenigstens geweckt zu werden, dann legte ich mit wahrer Wollust mein gutes Jagdmesser an die Seite des Bettes und kroch mit Schaudern hinein.

Mittwoch, den 18. Juli, würden uns wahrscheinlich die hellen Strahlen der freundlichen Morgensonne geweckt haben, wenn ihnen nicht Trutschen, die stämmige Nymphe des Kuhstalls, die uns den Kaffee brachte, zuvorgekommen wäre. Wir machten uns dann gleich daran, das große alte Gebäude, in dem wir übernachtet hatten, näher zu untersuchen. Es hatte bei Tag bei weitem nicht das grausige Ansehen, indem es von einer großen Menge Arbeiter belebt wurde, die beschäftigt waren, das Ganze in ein großes Eisenwerk umzuwandeln und den ehemaligen Schmelzofen der Herzen in einen solchen für Eisensteine umzugestalten. Wir hatten hier weiter keinen Unfall gehabt, als daß uns der Kutscher unsern schönen Malaga, den wir im Wagen gelassen, bei Nacht und Nebel halb ausgetrunken hatte. Bis Cassel fuhren wir durch eine schöne Gegend, in der uns alles reizend erschien bis auf die Wirtshäuser, die auf uns wirkten wie der Südpol des Magnets auf Eisenspäne.

Wir kamen ziemlich spät in Cassel im „Kronprinzen" an, wo wir in die Arme der hocherfreuten Marqueurs sanken, die uns aus dem Wagen hoben und auf unser Zimmer führten mit einer Ehrfurcht, als wären wir ihre angestammten Fürsten, und mit einer Freude, als wenn wir Herzensfreunde wären; auch wurde ich noch denselben Abend baronisiert von diesem Geschmeiß, das mir ergötzlich, Dir aber, meine liebe Leserin, sehr zuwider war. Von der Traulichkeit, mit der wir neben einander saßen, Tee tranken, schwatzten und mit einem Kapitel aus der Schrift unseren Tag beendeten, sag ich Dir, mein Herz, nun weiter nichts.

Den heutigen Donnerstag, den 19ten, verbrachten wir in Saus und Braus mit Essen und Trinken, Spazierenfahren usw. Ich nahm einen Lohnbedienten an, der uns zuerst ins Museum führte. Hier gefielen mir besonders die kleinen Korkmodelle der römischen Ruinen, sodann die antike Statue eines römischen Senatoren, sowohl wegen der edlen freien Stellung als auch wegen des reichen ausgezeichneten Faltenwurfs, und eine große Silbermünze von Constantinus Magnus mit ausgezeichnet schönem Gepräge, auf die der Professor einen ganz besonderen Wert legte. Das Marmorbad mißfiel uns beiden. Die Statue des Pan hat 30000 und die des Narcissus 25000 Thaler gekostet; wenn man bei jeder eine Null gestrichen hätte, so meine ich, wären sie immer schon bezahlt gewesen.

Nach Tisch nahmen wir die schöne Equipage unseres Wirtes, des Herrn Müller, in Beschlag und fuhren nach der Wilhelmshöhe, in

Begleitung unseres trefflichen Lohnbedienten, der auf dem Bock saß und sich den Hals fast ausdrehte, um uns auf die vorüberfliegenden Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen — wir hatten indessen für nichts anderes Sinn, als uns über unseren schönen Wagen und statiösen Kutscher mit Schnurrbart und Tressehut zu freuen. Beim Gasthause stiegen wir aus und wandelten zu Fuß den Berg hinan bis an das achteckige Gebäude, auf welchem der Herkules steht. Drei Fremde hatten auf diesen Nachmittag das Springen der Wasser bestellt, und wir hatten also auch die Freude, es mit ansehen zu können. Am Steinhöferschen Fall fanden wir den alten Steinhöfer selber; dieser Wasserfall gefiel mir jedoch unter allen am wenigsten, weil die Masse des Wassers durch die vielen kleinen Fälle zu sehr vereinzelt wird. Sehr schön fand ich den Fall vom Aquädukt und ganz besonders prächtig die große untere Fontäne, die Steinhöfer selbst aufzog. In der außerordentlich geschmackvoll angelegten Löwenburg interessierten mich besonders das Bildnis der weißen Frau, welches einen unbeschreiblich gespenstigen Eindruck auf mich machte, und eine alte Rüstung, in welcher, wenn der Landesfürst stirbt, allemal ein Edelmann des Landes dessen Leiche vorreiten muß; fünfmal ist die Rüstung zu diesem Zwecke schon gebraucht worden, und man sagt, daß jedesmal der Cavalier, der sie trug, kurz darauf gestorben sei. Wir kehrten sehr befriedigt von unserer Spazierfahrt nach Cassel zurück, verzehrten unser Abendbrot, und ich begab mich ans Schreiben.

[Oschatz, den 27. Juli.] Soeben bei Sturm und Regenwetter glücklich hier angelangt, beginne ich sogleich, die Geschichte einer Reihe von Tagen nachzuholen, wo ich leider verhindert war, zu schreiben. Von Cassel aus nahmen wir eine ausgezeichnet hübsche Equipage, die uns so wohl gefiel, daß wir sie hernach bis Leipzig behielten. Wir kamen den ersten Tag bis Kreuzburg vor Eisenach, wo wir im „Stern" ein leidliches Unterkommen fanden, den zweiten Tag bis Erfurt, den dritten machten wir uns nach Hummelshayn auf. Als wir von Jena, wo wir Mittag gemacht hatten, ungefähr ein Viertelstündchen entfernt waren, ereignete es sich, daß meine Frau sich auf dem Laster der Vergeßlichkeit ertappte, indem sie entdeckte, daß sie etwas in Jena im Gasthaus zur Sonne zurückgelassen hatte. Was es aber war, wollen wir nicht auf die Nachwelt kommen lassen, denn wenn diese erführe, daß jene Julie in den ersten Tagen ihrer Ehe schon ihren Verlobungsring in einem fremden Schrank hätte liegen lassen — — soeben, da ich dieses schreibe, wirft meine gute Julie das Tintenfaß über den Tisch, sodaß ich nur mit genauer Not mein Buch der bösen schwarzen Tünche noch entziehen konnte, doch dies beiläufig. Es war also am 22sten dieses, als der arme Wilhelm in der größten Hitze nach Jena wieder zurücklaufen mußte und nach Vergießung von bedeutenden Schweißströmen der kleinen Frau die beiden Ringe — denn es waren zwei, worunter ein sehr dicker — wiederbrachte.

Als wir durch den Hummelshayner Wald fuhren und ich neben dem Wagen herging, sah ich durch die Bäume langsam einen hohen Reiter

herkommen, der auf einmal seinen Arm weit ausstreckte und mich beim Namen rief – es war Otto [v. Ziegesar; vgl. Jug.-Er. S. 141], und wir hatten uns umarmt, noch ehe er vom Pferde steigen konnte. Leider mußte er nach Jena zurück. In Hummelshayn kam uns die ganze Familie Ziegesar im Hofe entgegen. Ich freute mich herzlich, den alten Hermann einmal wieder zu umarmen, der einst mein so treuer Spielgenosse war. Da der Onkel des anderen Tages nach Karlsbad verreiste und Natalie [v. Berg] mein Frauchen ganz in Beschlag nahm, so hielt ich mich vorzüglich an Hermann und besuchte an seiner Seite all die lieben alten Plätze, den Hetzgarten, das alte Schloß mit seinen vielen Gemächern, alle Winkel des Hofes, wo ich als Kind so ungemein glücklich gewesen war [s. Jug.-Er. S. 143ff.] und deren Anblick mir das Bild jener goldenen Zeit wieder ganz lebendig vor die Augen führte. Überall vermißte ich meine unvergeßliche Tante Marie[1] mit Schmerzen, freute mich aber zu sehen, daß sich Norchen Mühe gab, bestmöglichst ihre Stelle zu ersetzen und das Hauswesen in dem alten, einfach schönem Geiste fortzuführen.

Den 24sten schlugen wir im Hummelshayner Tal Frösche tot und schmausten sie zum Nachtmahl. Es waren meine ersten Frösche, und so sei ihrer denn hier auch rühmlichst gedacht. Den 25sten morgens verließen wir wieder das alte gute Hummelshayn in unserem Casseler Wagen, in Hermanns Gesellschaft, der uns bis Naumburg begleitete.

Den 26sten kamen wir des Abends um fünf Uhr nach einer heißen Fahrt im „Birnbaum" zu Leipzig an. Als wir uns etwas zurechtgemacht hatten, um zu Volkmann zu gehen, sah ich Julius[2] bei unserm Fenster vorbeispazieren. Er kam auf meinen Ruf sogleich heraufgestiegen, und wir hatten große Freude, uns wiederzusehen. Da Volkmanns in Stötteritz wohnten, so holte Julius gleich einen Wagen, der uns schnell hinausbrachte. Vater Volkmann kam uns mit Clärchen in der Gartentür entgegen und empfing uns gar väterlich. Wir aßen im Garten zu Abend, und nachher begleitete er uns noch nach unserem Wagen, den wir in der Papiermühle gelassen hatten, und führte dabei mein Frauchen sorgsam über das Stoppelfeld. Der Abschied von Volkmann wurde mir schwer, seine Herzlichkeit bewegte mich ein paarmal tief; Julius kam noch mit uns in den „Birnbaum", und wir verschwatzten bei einer guten Flasche Franzwein ein Stündchen noch gar angenehm.

Sonnabend, den 28. Juli. Heute morgen fuhren wir bei guter Zeit von Oschatz aus, sodaß wir schon vor zehn Uhr in Meißen in der „Sonne" anlangten. Da wir Loeben und Kersting [vgl. Jug.-Er. S. 94] nicht zu Hause fanden, besahen wir die Porzellanfabrik, welche an fünfhundert

---

[1] Die Tante Marie v. Ziegesar, geb. v. Berg, starb 1821, zuletzt noch gepflegt von M. v. K.s Großmutter, während einer Besuchsreise bei ihrem Vater, dem Gouverneur von Reval. Der Onkel v. Z. vermählte sich dann 1824 mit Eleonore v. Berg, einer Stiefschwester seiner ersten Frau; vgl. S. 23 Anm. 1.

[2] Julius Volkmann, der Kindheitsgespiele (1804–1873), seit 1830 Advokat in Chemnitz.

Menschen beschäftigt, worunter allein hundert Maler; es werden jetzt eine Menge Vasen und Gefäße im Geschmack und nach den alten Formen der Perückenzeit für England verfertigt. Den Dom besuchten und bestiegen wir auch bis zum durchbrochenen Turme — das Altarbild im Chore soll von Albrecht Dürer sein, ich glaube es aber nicht. Als wir mittags in der „Sonne" eben abgegessen hatten und weiterfahren wollten, kam Loeben noch angerannt; wir begleiteten den lieben Jungen noch einmal auf den Dom zurück, um seine Frau und mein Patchen zu sehen, was mir sehr rührend war. Wir wären gern länger geblieben, hatten nun aber Eile, mit unserem Wagen weiterzukommen.

Als wir uns nun Dresden nahten, wurde ich vergnügt, meiner lieben Frau aber wurde es etwas beklommen um das Herz bei dem Gedanken, daß sie nun in einigen Stunden eine Mutter und Schwester umarmen sollte, die sie noch gar nicht kannte. Wir fuhren gar nicht in die Stadt, sondern stiegen im „Löwen" ab, wo wir sogleich unsere Sachen auf Hempels Wagen umpackten und nun im scharfen Trabe nach Loschwitz hinausfuhren. Unten bei der Pforte stiegen wir ab und gingen zu Fuß den Weinberg hinan. Meine Kniee versagten mir fast den Dienst, als ich Mutter auf der Terrasse sitzen sah; Marie [Kriegel] spazierte mit ihrem Strickstrumpf auf und nieder. Beide bemerkten uns nicht, bis wir schon ganz nahe waren. Da sahen wir, daß Mutter plötzlich aufstand, auf Marien zueilte und sie in die Arme schloß, und darauf lief sie uns entgegen den Berg herunter, so eilig und schnell wie ein junges Mädchen. Die gute Mutter umarmte uns mit einer einzigen Umarmung beide zusammen und segnete so unsern Bund mit ihrem mütterlichen Segen, dann nahm sie Julien, Dich, meine geliebte Freundin, Frau, Dich kleinen Inbegriff meiner Glückseligkeit, unter den Arm und führte Dich nach dem Hause in Adelheids Zimmer, die nichts ahnend gerade auf der Harfe übte, ich hinkte hinten nach mit pochendem, sehr bewegtem Herzen. Adelheid erkannte Dich sogleich und flog Dir um den Hals mit lautem Jubel, und dann auch mir — die liebe treue Schwester! Dann kamen auch Courtanchen [Henriette Courtan; vgl. Jug.-Er. S. 34] und Marie, die alten lieben Hausfreundinnen, und begrüßten uns und feierten mit uns das Fest unserer Ankunft. — Es mochte ein schwerer Abend für meine Julie sein, weil der Eintritt in den neuen Familienkreis sie natürlich sehr lebendig an die Trennung von ihren Eltern erinnern mußte, und so hörte ich sie denn noch lange still und klaglos in ihrem Bettchen weinen.

Den Sonntag, den 29. Juli, verlebten wir glückselig auf der Terrasse unter allerlei Gesprächen und Erzählungen, wie sie unter Leuten vorfallen, die sich lange nicht gesehen haben. Gegen Abend besuchten wir das alte Fräulein Poncet [vgl. Jug.-Er. S. 177], die heiter und aufgeräumt war wie immer, und machten dann noch einen Spaziergang auf die Kuhkanzel, wo Du, meine geliebte Frau, in eine stumme Freude über das herrliche Land, das Du unter Dir ausgebreitet sahst, ausbrachst. Wir sahen den Sonnenuntergang, und ihre goldenen Strahlen verklärten

Dein liebes Gesicht, sodaß ich über Deinen Augen die schöne Gegend vergaß und ihr den Rücken wandte, denn Dein Blick war mir eingefallen ins Herz wie ein Goldtropfen.

Montag, den 30. Juli 1827. Gegen Mittag hörten wir ein starkes Pochen an der Pforte. Auf Mutters Frage „Wer da?" antwortete eine wohlbekannte Stimme „Gut Freund". Wie ein Blitz war ich über die Mauer und lag meinem alten Roller in den Armen. Über seinem ganzen Benehmen lag heute Zärtlichkeit und Trauer, und aus einigen Worten, die er über den uns bevorstehenden Abschied sagte, sprach sein treu liebendes Herz. Nach Tische beim Kaffee breitete uns Mutter ein großes Tuch auf der Terrasse aus, worauf wir, Roller, Benno [v. Zezschwitz] und ich, uns bequem ausstreckten und unsere Pfeifen rauchten. Adelheid ließ sich bewegen, uns etwas auf der Harfe vorzuspielen, und auch meine gute Julie sang, als sie aufgefordert wurde, obgleich sie betrübten Herzens war und das Heimweh ihr fast die Stimme erstickte – dies merkte Roller und fing an, sie liebzuhaben. Nach sechs begleitete ich ihn bis ins Dorf und fand, als ich zurückkam, den guten Teucher[1] mit seiner Frau vor, die uns auf übermorgen zu Tisch und zur Nacht nach Pillnitz einluden, um uns den folgenden Tag nach der Bastei zu führen.

*

Der Schwager Fritz Krummacher an seine Frau Lotte

Dresden, den 18. Aug. 1827. Am Freitag [10. Aug.] Morgen bestiegen wir den Wagen, um in die Sächsische Schweiz zu fahren. Eine Stunde von Dresden liegt am Elbufer zwischen Weinbergen das Dörflein Loschwitz. Wir stiegen aus und fragten nach Kügelgens Weinberg. Um sechs Uhr standen wir vor der verschlossenen Türe des Landhauses, noch immer zweifelnd, ob wir unsere Lieben noch treffen würden. Aber wie groß war unsere Freude, als wir beim Aufgehen der Türe Julchens Stimme hörten, die denn auch bald mit Freudentränen uns an den Hals flog. Dieses Wiedersehen gehört mit zu den lieblichsten Freuden-Ingredienzien dieser Reise. Die liebe Frau v. Kügelgen, Wilhelm, Adelheid, alles war im Jubel, uns in ihrer Mitte zu haben, und es war eine schöne Morgenstunde, die wir in diesem reichbegnadigten Kreise zubrachten. Nach einer Stunde herzlichen und liebenden Gespräches begleiteten uns Wilhelm, Adelheid und Julchen den Weinberg hinunter zum Wagen, den wir auf der Chaussee hatten stehen lassen. Wir nahmen auf zwei Tage von den Teuren Abschied. –

Montag morgen zog ich mit Julius [Krummacher] wieder hinaus nach Loschwitz. Wir brachten diesen Tag bis gegen Abend im Weinberge zu – ein schöner, genußreicher Tag. Mit der lieben Frau v. Kügelgen habe ich mich sehr innig zusammengefunden. Sie ist eine herrliche Frau, ganz im Herrn lebend und in seinem Lichte wandelnd, voller Geist und Gaben;

---

[1] Appellationsgerichtsrat Wilh. Siegmund Teucher († 1851), × Concordia Anton († 1865), einer Pastorentochter, die mit W. v. K.s Mutter befreundet war.

Frau Julie im Vegerhäuschen 1827

Ölgemälde von W. v. K.

„Die goldenen Strahlen des Sonnenuntergangs verklärten Dein liebes Gesicht, so: daß ich über Deinen Augen die schöne Gegend vergaß, denn Dein Blick war mir ein: gefallen ins Herz wie ein Goldtropfen." W. v. K. in Loschwitz am 29. Juli 1827

Der Bruder Gerh

Aquarellierte Zei

„Gerhard hat sich in Livland mit einem der liebenswürdigsten und
und er hätte unter Gottes Sonne keine klügere Wahl

rd und Frau Elmine

nungen von W. v. K.

errlichsten Mädchen, die ich kenne, verlobt. Sie paßt ganz für Gerhard,
treffen können." W. v. K. an den Atti am 4. Okt. 1825

Ströme lebendigen Wassers fließen von ihr aus auf ihre Umgebung. Wilhelm gewinnt man immer lieber, je mehr man mit ihm verkehrt. Er ist wie ein verschlossenes Buch in Hieroglyphenschrift, die nicht jeder liest, der so daran vorüberläuft, sondern die ein wenig studiert sein will – dann ist sie köstlichen Inhalts. Julchen ist eine sehr glückliche Frau, heiter und guten Muts und in dem Zuge nach Rußland den Ruf des Herrn erkennend. Adelheid ist ein liebliches frommes Mädchen und mit Julchen ein Herz und eine Seele. Eine sehr liebenswerte Familie, in der ich Julchen guten Mutes nach Norden ziehen sehe.' Abends begleitete uns Wilhelm nach Dresden zurück, wo wir auf der prächtigen Brühlschen Terrasse unter grünen Bäumen und lieblichen Gesprächen zu Nacht aßen.

Den anderen Tag führte uns Wilhelm in die berühmte Gemäldegalerie, dann gingen wir zum Pfarrer Stephan, dem ernsten Bußprediger Dresdens, ein ehrwürdiger, ernster, strenger Mann, der eine Gemeinde von Erweckten um sich hat und das Reich Gottes mächtig bauet; übrigens ist er ein einseitiger Eiferer für den Lutheranismus. Den Abend brachten wir bei Kügelgens zu, die seit dem Tage in der Stadt wohnten, um Abschiedsbesuche zu machen.

Am Mittwoch morgen – es war Mariä Himmelfahrt [15. August] – gingen wir in die prachtvolle katholische Kirche und wohnten einem musikalischen Hochamt bei. Du weißt, daß die Dresdener Capelle zu den berühmtesten der Welt gehört, und ich muß gestehen, daß ich eine so herrliche Musik sonst nie gehört habe; die Instrumentalmusik rauschte durch die Hallen der Kirche wie ein Bergstrom. Am Nachmittage wurde in einer der Kirchen das Sächsische Bibelfest gehalten. Die Kirche war gedrängt voll Menschen. Der berühmte Ammon[1] hielt die Predigt, ein schöner Mann von überaus ehrwürdigem Ansehen; seine Predigt teils für das Volk unverständlich philosophierend, teils gläubig, teils rationalistisch, teils matt und trivial. Dann stattete der Erste Minister Graf Einsiedel den Bericht ab, ein treuer und wahrhaft gläubiger Mann, der sich nicht schämte, Christum frei und einfältig zu bekennen. Unter dem letzten Gesang nahm ich in der Kirche von Julchen und Kügelgens, die vor beendigtem Gottesdienst fortgehen mußten, Abschied. Meine Seele versank in Gebet für die liebe Schwester – wer weiß, wann und ob wir uns wiedersehen.

[1] Christoph Friedr. v. Ammon (1766–1850), seit 1813 Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat in Dresden, einer der Führer des Rationalismus.

* * *

VI

In Estland und St. Petersburg

Herbst 1827 bis Sommer 1829

Wiederum – wie schon vor fünf Jahren – siedelte die Familie v. K. nach Rußland über in der Absicht, für immer dort zu bleiben, und wiederum ist sie, diesmal nach einem Aufenthalt von einunddreiviertel Jahren, nach Deutschland zurückgekehrt, um nun für immer hier zu bleiben. Wieder war Poll die eigentliche Heimat in der Fremde. Hier wurde das trauliche Familienglück im Februar 1828 durch den Tod der Herrin und Krone des Hauses, der Tante Sophie v. Stackelberg, getrübt und dann am 14. April durch die Geburt des ersten Kindes Bertha erhellt.

Im September 1828 trat W. v. K. die langgeplante Reise nach St. Petersburg an, um hier als Künstler festen Fuß zu fassen, sich eine Lebensstellung und einen eigenen Herd zu begründen. Er fand dort, wo der gute Klang des Namens Kügelgen vom Vater und vom Onkel her ihm den Weg bereitete, viel Entgegenkommen und warme Freundschaft, reiche Chancen und – schwere Enttäuschungen. Ob nicht trotz der Enttäuschungen die Chancen zum Erfolg geführt hätten, wenn er durchgehalten und nicht der Sehnsucht nach seinem Weibe und einem stilleren Leben nachgegeben hätte?

Er kehrte Anfang Januar 1829 nach Poll zurück, wo ihn der große Auftrag, das vom Kaiser für die Revaler Olaikirche gestiftete Altarbild zu malen, mit neuem Mut erfüllte. Dieser Auftrag band ihn nicht an den Aufenthalt in Rußland. Zu dem Entschluß, nach Deutschland zurückzukehren, haben wohl zusammengewirkt: daß die Mutter das Klima nicht vertrug und sich, zumal nach dem Tode ihrer geliebten Schwester Sophie, mit ihrer eigengeprägten Art nicht in die Verhältnisse zu finden und in der alten Heimat nicht wieder heimisch zu fühlen vermochte, sodann daß auch Adelheid ernstlich erkrankt war, schließlich Julchens Sehnsucht nach ihren Eltern und Wilhelms Liebe zu Deutschland, die, obwohl er gerade damals aus äußeren Rücksichten russischer Untertan geworden ist, doch sein ganzes Wesen erfüllte.

Von W. v. K.s Bildern aus diesem Zeitabschnitt darf die jetzt in Eigstfer in v. zur Mühlenschem Besitze befindliche Madonna [s. die Abbild.] besondere Beachtung beanspruchen. Das mit W. v. K. signierte Ölgemälde dürfte 1828 oder 29 in Poll oder Friedheim gemalt sein. Die Komposition ist offenbar nach peruginesken Vorbildern angelegt, aber

eigenartig durch die Innigkeit, die ſich durch die Vereinigung der Hände ausdrückt. Die Haare ſowohl der Madonna wie des Chriſtuskindes ſind hochblond. Die Vermutung liegt nahe, daß wenigſtens der Kopf der Madonna das Porträt eines Familiengliedes iſt. Die Ähnlichkeit mit dem Kopfe der Tante Emilie auf dem Bilde „Bei Poll" [vgl. die Abbild.] fällt ins Auge; mit ihr iſt W. v. K. 1829 mehrere Wochen in Poll zuſammen geweſen [vgl. S. 196].

Meiner Frau zum Geburtstage

geſchrieben im Reiſewagen bei Reſitten an der Kuriſchen Nehrung
23. October 1827

Julie! meines Hauptes Krone,
Meines Lebens Schmuck und Zier,
Julie! meine Freud' und Wonne,
Sei gegrüßet mir.

Sei gegrüßt am frühen Morgen,
Wenn der Sonne Glanz und Licht
Schnell verſcheuchen Nacht und Sorgen
Dir vom Angeſicht.

Sei gegrüßt, mein ſüßes Leben,
Meines Glückes Inbegriff,
Dreifach heut, da Dich ins Leben
Gott, Dein Heiland, rief.

Sei gegrüßt mit Himmelsgruße,
Sei geſegnet mit Gebet
Und geküßt mit einem Kuſſe,
Der von Herzen geht.

Julie! meines Herzens Freude,
Leib und Seele eins mit mir,
Meiner Augen Augenweide,
Sei gegrüßet mir!

*

Julie v. K. an ihre Eltern

Memel, den 23. Oct. 1827. Ich ſchreibe Euch heute noch, ſo ermüdet ich auch von den Strapazen des Tages bin, um meine Geburtstagsfeier dadurch noch zu erhöhen. Ich habe dieſen Tag am Strande der Oſtſee, am Kuriſchen Haff und ſogar auf demſelben gefeiert. Wir fuhren heute morgen um drei Uhr aus, nachdem wir die Nacht in einem öden, zwiſchen Kuriſchem Haff und Meer gelegenen Poſthauſe zugebracht hatten. Unſer Weg führte anfangs durch dicken Sand, bis ſich uns das Meer in ſeiner Pracht zeigte; den größten Teil des Tages fuhren wir dicht an demſelben

hin, ſodaß unſere Räder oft von den Meereswellen beſpült wurden. An ein Haus und warme Gaſtſtube war nicht zu denken, wir hatten uns daher mit Speiſe und Trank verſehen und ließen es uns am Meeresſtrande ganz herrlich ſchmecken in der Zeit, da unſer Wagen von Pferden und Menſchen verlaſſen war und wir aus der entfernt gelegenen Station neues Geſpann erwarteten. Das Ende unſrer heutigen Tour war, daß wir hier vor Memel, am Haff, wieder unſrer Pferde beraubt und den Menſchenhänden übergeben wurden. Sie hoben unſeren unerhört ſchweren Wagen mit lautem Geſchrei in einen großen Kahn, und ſo fuhren wir über das Haff hierher, und endlich, von fünf Schiffsknechten gezogen, in dies Wirtshaus, nachdem wir in dieſem Aufzuge beinah alle Straßen Memels durchfahren hatten. Mir erſchien dieſer Triumphzug als etwas ganz Neues und nie Erlebtes, höchſt wunderbar und komiſch, vorzüglich wenn die baumſtarken Männer mit dem ſchweren Wagen, an dem ſich kurz vorher im Sande ſieben Pferde müde gezogen, bei Abhängen in Galopp gerieten oder in einer Straßenrinne ſtecken blieben. Wie glücklich wir uns heute abend hier in dem Wirtshauſe beim warmen Tee und in der geheizten Stube fühlen, nachdem wir den ganzen Tag am Meeresufer jämmerlich gefroren, kann ich Euch gar nicht beſchreiben.

Was ich Euch von der übrigen Zeit, die wir unterwegs ſind, erzählen könnte, iſt auch nur Gutes und Erfreuliches. Der Herr war uns von der erſten Stunde unſrer Abreiſe väterlich und ſichtbar nahe; er gab uns freundlichen Sonnenſchein und ſorgte, daß uns kein Unfall, weder bei Tag noch bei Nacht, begegnete. Das Wetter hat ſich ſehr verändert, die Kälte zugenommen — wir haben uns indeſſen mit warmer Kleidung verſehen und haben einen Wagen, in Geſtalt der Bremer Staatskutſchen, ſo warm und heimlich wie ein kleines Stübchen. Ich bewundere recht die Mutter, wie ſie bei ihrer ſchwächlichen Geſundheit alle die Strapazen der Reiſe, das Fahren durch Tag und Nacht ſo ſehr gut überſteht und ſogar bei dem allem immer noch die munterſte und regſamſte von uns allen iſt. Ihre außerordentliche Lebhaftigkeit, ihre Sorgſamkeit für alles wird durch nichts geſtört und geſchwächt und bleibt ſich immer gleich.

*

W. v. K. an den Atti

Poll, den 27. Oct. a. St. 1827. Gottlob ſind wir alle wohlbewahrt hier angekommen. Es war, als ob der liebe Gott meine Julie vor jedem Schreck behüten wollte, ſodaß auf der weiten Reiſe auch nicht das Geringſte vorfiel. Julchen war zu meinem Erſtaunen auch immer ſo ruhig wie ein Engel, wenn der Wagen mit den acht Pferden — und die Ruſſen fahren wie die Narren — über Stock und Stein dahinflog. Die letzte Strecke von Dorpat ab haben wir in zwei Schlitten gemacht. Wir ſind hier gleich in den ruſſiſchen Winter, Schnee und Kälte hineingekommen, während wir von Dresden bei ſchönem, warmem Wetter abreiſten.

Was ich hier nun zuerſt beginne, weiß ich noch nicht. Ich erwarte in dieſen Tagen Onkel Kügelgen, deſſen Rat ich befolgen werde. Möchte

ich Euch doch bald Erfreuliches über unsere Zukunft melden können. Unsere Adresse ist: Sr. Exzellenz dem General en chef Ritter v. Berg, Oberkommandanten von Reval.

*

W. v. K. und Julchen an den Atti

Poll, den 20. März a. St. 1828. Den 20. März nach der alten Torheit! Es ist traurig, daß die Russen so wie in allen Dingen, außer im Katzbalgen, auch im Kalender so sehr hinter unsern Mitmenschen zurück sind, und ich ärgere mich jedesmal, wenn ich den Datum setzen muß, richte mich auch in meinem Gemüt nach unserm deutschen Kalender, nach welchem wir heute als am 1. April in Bogatzkys „Güldenem Schatzkästlein" unsere Morgenandacht gelesen haben.

Mittlerweile ist hier eine ernste Zeit durchs Haus gegangen. Einen Tag, nachdem wir unseren letzten Brief an Euch absandten, hiesigen Stils den 3. Februar abends acht Uhr nahm Gott unsere geliebte Tante Sophie zu sich, nachdem sie den Todeskampf durchgekämpft hatte, ohne zu wissen, daß es der Tod sei. Sie starb im Beisein ihres Mannes und ihrer Kinder. Wir Kügelgens waren unten um Großmutter versammelt, ohne zu ahnen, was oben vorging. Nachdem wir ein paar Stunden so, ohne jemand von Stackelbergs zu sehen, beieinander gesessen hatten, wurde uns doch unruhig zu Mute, Adelheid ging leise hinauf und kam bald wieder mit der Nachricht, daß oben die größte Stille, nur von leisem Weinen unterbrochen, herrsche. Was wir fürchteten, war geschehen und wurde uns kurz nachher von meiner Mutter, die die größte Kraft und Überwindung dabei bewies, verkündet, daß die Tante schon vor zwei Stunden ruhig und sanft entschlafen war. Unbeschreiblich ergreifend war es, als dann die drei verwaisten Töchter herunterkamen, sich vor der Großmutter auf die Kniee warfen und sie baten, bei ihnen nun die Mutterstelle zu vertreten. Mir schütterte die Brust, als ich diese Szene erlebte. Die Kinder und Adelheid wachten dann die ganze Nacht bei der Leiche der geliebten Mutter, redeten untereinander von Gott und lasen sich vor aus der Schrift und aus Zinzendorf, den die Selige sehr liebte. Den anderen Morgen früh las ich ihnen vor I. Corinth. 15, das war ein glücklicher Gedanke, sie erhoben sich von ihren Stühlen und priesen Gottes Gnade und Treue, indem sie im Saale kräftiglich einherschritten. Die Mädchen betrugen sich so, daß man sah, es war Gottes Kraft in ihnen. Jetzt ist große Freundlichkeit und Freude hier im Hause, und wenn nicht eine oder die andere einmal mit rotgeweinten Augen ins Zimmer träte, so würde man eher glauben, es wäre hier eine Hochzeit als eine Begräbnisfeier gewesen.

Julchen wird immer rüstiger und freudiger, je mehr sie in ihrer Schwangerschaft vorrückt, und ist eine überaus liebliche Frau, sodaß alle Verwandten sich an ihrem Anblick weiden und sich an ihrer unbefangenen Heiterkeit erfreuen. Ich erwarte nun ihr Stündlein sehr bald, und wir sehen ihm beide mit ruhiger, froher Zuversicht entgegen. Jetzt ist sie hier

neben mir beschäftigt, ihr Kinderzeug, das nun alles fertig ist, auszuplätten und in der Kommode aufs zierlichste zu ordnen – da sieht man die niedlichsten Häubchen und Jüpchen und was weiß ich alles, gestrickt und gestickt von allen Façons mit rosa und blauem Band durchzogen, sodaß einem die Augen jucken – und sie ist so vergnügt bei diesem Geschäft, daß ihr Gesang durchs ganze Haus schallt, weil sie ohne Zweifel an den kleinen Lümmel denkt, der nun bald erscheinen soll, und der, wenn Ihr dieses lest, vielleicht schon seine Beinchen kräftig gegen die Windeln sperkelt.

Julchen beträgt sich hier in diesem ihr doch fremden Hause so musterhaft und ungezwungen, daß sie bereits der Augapfel Aller ist, und die Mädchen sich kindisch darauf freuen, sie zu pflegen und während der gefährlichen Zeit recht in ihre Acht und Obhut zu nehmen. Gestern sagte der alte Onno Stackelberg zu mir: „Deine Frau muß eine ganz außerordentliche Erziehung genossen und herrlich vortreffliche Eltern haben" – sonst, meinte er, könnte er's nicht fassen, wie sie unter diesen Umständen sich immer so gleich bleiben und nie eine Miene verziehen könnte. Ach, das macht mich dann immer so glücklich, wenn ich so was höre. Ich muß Euch immer von neuem danken für den Segen, den Ihr mir mit diesem Kinde gegeben habt. Ich kann's manchmal selbst nicht begreifen, daß ich, der ich eigentlich etwas Gehässiges in meinem Gemüte habe, nicht imstande bin, auch nur das geringste mir Mißfällige in ihr zu entdecken, ja sogar ihre kleinen Fehler, die ich mir nicht ableugnen kann, kommen mir unbeschreiblich allerliebst vor, kurz, ich liebe das ganze kleine Werk aufs allerzärtlichste und bin bei meiner Seele viel glücklicher mit ihr, als ich's erwartet hätte. Mein Blut versüßt sich, wenn ich nur an sie denke.

Von meinen Geschäften kann ich noch nichts Besonderes melden. Timo Neff, den Ihr in Bremen saht, ist mir in Reval zuvorgekommen und malt die ganze Stadt. Der Gouverneur hat den jungen Maydell, der sehr viel Talent hat und mit mir in Rom war, aufgefordert, Skizzen zu dem Revalschen Altarbild[1] einzureichen, was ich erst erfuhr, als es schon geschehen war – nun reichte ich auch gleich drei Skizzen, aufs sauberste gearbeitet, ein und wandte mich mit einem Schreiben an den Gouverneur. Diese Zeichnungen ernteten den allgemeinen Beifall der ganzen Kommission, und der Gouverneur sagte zu Carl Manteuffel: Ihrem Neffen wird wahrscheinlich die Arbeit übertragen werden. Meinem Onkel [Carl v. K.] gefielen meine Skizzen so gut, daß er sie sich zurückerbeten hat, um sie jetzt mit nach Petersburg zu nehmen und durch den Fürsten Wolchonski dem Kaiser zu überreichen nebst einem Ölbild, welches ich in diesen Tagen einpacken werde, um es nachzuschicken. So gebe doch Gott seinen Segen, daß ich, wenn mir auch das Altarbild nicht zuteil werden sollte, doch sonst Gnade vor den Augen des Monarchen

[1] Der Kaiser stiftete für den Neubau der im Jahre 1820 infolge Blitzschlags abgebrannten Olaikirche das Altargemälde.

finden möchte. Sobald meine Frau niedergekommen ist, werde ich auch als Porträtmaler meine Flügel tüchtig rühren. Ich mag nicht mehr viel über ungewisse Dinge reden, aber mein Herz ist voll Hoffnung. Wenn Du mir etwas Literatur schicken könntest, damit mein theologisches Hirn etwas Nahrung erhalte, so wäre mir das sehr lieb; es darf alles herein, was Du mir schicken würdest unter Adresse des Buchhändlers Eggers in Reval.

[Julie fährt fort:] Wenn Du, mein Herzensmuttchen, jetzt einmal in den Pollschen Saal schauen könntest, würde es Dir im Anfang wohl eigen sein, lauter ganz schwarze Gestalten in demselben auf und ab wogen zu sehen und Dein Füllen ebenfalls mit schwarzem Kleide und Kreppkrause darunter. Aber Du solltest schon heiter unter uns werden, denn unter den schwarzen Kleidern sind freundliche, gottergebene Herzen verborgen. Die lieben Mädchen hier haben sich in dieser schweren Zeit recht als wahre Christinnen gezeigt.

Alles, was mich hier in meinem kleinen Schreibcabinettchen umgibt, bis auf die kleinen Fenstergardinen, hat die liebe selige Tante noch mit eigener Hand geordnet. Sie war während ihrer ganzen Krankheit immer um mein und meines Herzensmannes Zufriedenheit und Wohlergehen, da sie selbst nichts mehr dafür tun konnte, besorgt, sogar noch an ihrem letzten Lebenstage, wo sie noch Antonie anbefohlen hat, doch ja beizeiten für Buchweizengrütze für mich zur Nahrung während meiner Wochenzeit zu sorgen. Sie muß eine gar liebe Seele gewesen sein, und ich bedaure, sie nicht näher kennen gelernt zu haben[1].

Soeben hat mich die gute Großmutter mit schöner Wäsche beschenkt, sodaß ich mit einem Male eine kleine, ganz fertig genähte Ausstattung besitze. Ein freundliches Zettelchen an ihre geliebte Großtochter, wie sie mich nennt, lag auf der ausgebreiteten Wäsche, und das glücklichste Gesicht bei dieser Bescherung machte die Geberin. Zu geben und zu erfreuen ist überhaupt ihre größte Lust und Freude. Sie hat jetzt auch bald nichts mehr für sich selbst, nur was sie notwendig für sich braucht, die alte gute Großmama.

Die Zeit, daß unser Kindchen uns geschenkt werden soll, ist nun recht nahe, sodaß der nächstfolgende Brief Euch wohl schon davon wird erzählen können. Ich sehe der ernsten Stunde mit Ruhe und Mut entgegen. Jetzt kann ich es mir noch gar nicht denken, daß ich über kurz Mutter werden soll, und ebenso geht es Wilhelm auch mit seiner Vaterschaft.

*

[1] Im Jahre 1868 schrieb Adelheid an ihre Schwägerin Julchen, als diese nach W. v. K.s Tode die alten Briefe aus Poll nach Tecklenburg geschickt hatte: „Die Pollschen Briefe – mein Gott, welch ein Schatz! Du erlebtest sie mit – aber die von 1823 doch nicht. Kennst Du diese? Hier würdest Du die Tante kennen lernen, die Dir ewig fremd blieb, weil sie, als wir zusammen hinkamen, nicht mehr sie selber war, und, ach, unsere Ankunft ihr den Tod brachte. Da steckt noch ein trauriges Geheimnis dahinter; ich litt daran, solange ich in Estland war."

An meine Frau nach Berthas Geburt

Pell, 14. April [n. St.] 1828

In dem Arm
Feſt und warm,
Mit dem Kopf an meinem Herzen
Liegt das Kindlein meiner Schmerzen,
Liegt das Kindlein meiner Luſt
An der Bruſt.

Rot und rund
Und geſund
Ließ Dich Gott auf dieſer Erden
Ein geliebtes Kindlein werden.
Kleiner Liebling ſei gegrüßt
Und geküßt!

Lächelſt Du?
Immer zu!
Sollſt ja Gott zum Opfer bringen,
Kind, Dein Herz und Pſalmen ſingen,
Freudig jubeln viel und gern
Deinem Herrn.

*

Julie v. K. an ihre Bremer Freundin Friederike d'Oleire, ſpätere Frau P. Philippi

Reval, „Friedheim", den 20. Aug. a. St. 1828. Du haſt recht, liebe Friederike, es iſt wunderbar, daß ich hier im fernen kalten Rußland ſitze und dem lieben Deutſchland und dem Elternhauſe entlief zu einem anderen Volk, das eine mir ganz unbekannte Sprache ſpricht, andere Sitten und Manieren hat, vor denen einem wohl bange werden könnte. Dies kommt auch mir zuweilen wohl wunderbar und unnatürlich vor, doch nur auf Augenblicke, denn wenn ich wieder an mein Herzensmännchen denke und es anſehe, dann iſt es gleich alles wieder begreiflich und natürlich, denn er iſt mir ſo lieb und gut, daß ich ihm zu Liebe Vater, Mutter, Verwandtſchaft, Freundſchaft und das Vaterland verlaſſen konnte, wozu mich ſonſt wohl nichts hätte bewegen können.

Denke, daß aus mir rundem dicken Mädchen eine ganz ſchlanke Frau geworden iſt, ſodaß mir meine Mädchenkleider anhängen. Ich ſehe aber an unſerem ſüßen kleinen Kindchen, wo mein Fleiſch bleibt, und das tröſtet mich. Es iſt ein gar zu liebliches Geſchöpfchen. Heute iſt ſie gerade zwanzig Wochen, und wenn Du ſehen willſt, wie ſie in dem Alter ausſieht, ſo laß Dir von meinen Eltern ihr Bildchen, vom Papa gemacht, zeigen; ihre lieblichen Mienen, das Lächeln wie auch das erſtaunte Umherſehen gehen freilich dem toten Bildchen ab. Es iſt allerliebſt, ein Kindchen ſich entwickeln zu ſehen. Die Kleine iſt nun ſchon ſoweit, daß ſie ihren Papa und ihre Mama kennt, ſie fängt ſchon an, mit allem, was

ihr vorkommt, zu spielen und äußert durch Zappeln mit Händen und Füßchen ihre Freude, besonders über Musik.

Wir leben jetzt schon seit sechs Wochen in Reval und haben das freundliche liebe Poll mit Friedheim, Onkel Kügelgens „Höfchen" (so nennen sie hier ein Landhaus), vertauscht. Zum eigenen Herd sind wir also bis jetzt noch nicht gelangt. Friedheim liegt in einer Vorstadt von Reval ganz ländlich und ist von einem großen Garten umgeben. Das Haus hat eine schöne Halle, in der wir viel sitzen und die liebliche Aussicht auf grüne Wiesen und Wälder genießen; tritt man zum Tore hinaus, so erblickt man das Meer, auf dem wir auch schon öfters kleine Seefahrten unternommen haben. In aller Kürze steht mir nun eine Trennung von meinem teuren Männchen bevor, vor der mir wohl etwas graut. Er wird nach St. Petersburg reisen und, sobald er dort einigermaßen alles eingerichtet hat, kommen und mich und unsere Bertha abholen. Ich werde unterdessen wieder nach Poll zurückkehren und dort, wo es mir schon so heimatlich ist, die Zeit über bleiben.

* *

W. v. K. an seine Frau Julie in Poll

St. Petersburg, Sonnabend, den 15. Sept. a. St. 1828. Jetzt ist es halb sieben abends, und ungefähr vor einer Stunde kam ich hier an. Ich fuhr an drei deutschen Gasthöfen an und keiner hatte Platz für mich, bis mich nun endlich ein russisches Nest aufgenommen hat. Alexander[1] kniet eben vor dem Ofen und macht Feuer an, welches schon lustig in die Höhe flackert und mir eine tröstliche Empfindung macht. Ob es wohl jetzt bei Euch im Saale auch so flackert oder oben in unserer geliebten Wohnung?

Ich habe eine sehr qualvolle Reise gehabt, in meinem ganzen Leben bin ich nicht so zerschmettert in allen Gliedern gewesen. Ich hatte so viel Gepäck, daß ich nie bequem sitzen konnte und immer die ganze Station durch in einerlei Lage verharren mußte, während mir Kisten und Kasten an die Beine und in die Seiten stießen. Wegen des vielen Gepäcks mußte ich auch zweimal nächtigen, erstens weil mich Alexander mit dem ewigen Umpacken der schweren Kisten und Koffer dauerte, zweitens weil ich fürchtete, wir möchten in der Nacht allerlei verlieren und vergessen, drittens endlich, weil ich es nicht ausgehalten hätte. In Strelna – das ist die letzte Station vor hier – kam ich heute halb zwei Uhr an; da wurde es mir schon ganz bange ums Herz, und ich ließ mir, um mich zu zerstreuen, eine halbe Flasche Wein geben, die ich mit Alexander austrank. Der gute Junge hatte es wohl verdient, denn auf den Stationen, wo ich ruhte, ging seine Arbeit erst recht an mit Umpacken und Bewachen der Sachen; er war auch zuletzt so heruntergekommen, daß er lallte und ganz unverständliche Sachen redete. Von Strelna bis St. Petersburg geht Straßenpflaster drei deutsche Meilen lang, und diese ganze Station machte ich in einer einzigen Karriere in unglaublich kurzer Zeit – da ging es mir aber

[1] Ein junger Diener, den der Bruder Gerhard besorgt hatte.

auch wie Meſſer durch die Bruſt. Im Petersburger Tore wurden meine und Alexanders Koffer unterſucht; der gute Junge ſtand Todesangſt aus, daß man ſeinen Branntwein finden würde – aber ſie fanden nichts.

Als wir endlich in dieſes Gaſthaus gelangt waren, unterſuchte ich meine Sachen und fand, daß in meinem Malkaſten ein Paket Dunkelblau losgegangen war und alle meine Sachen ſo überzogen hat, daß ich daran zweifle, ſie jemals wieder rein zu kriegen. Alle meine Pinſel ſind ganz blau inkruſtiert, alle Papiere blau, und mein Zeichenbuch kann ich getroſt in den Ofen werfen, alle Sachen und Bücher, auch die in doppelt Papier eingehüllt waren, ſind blau überzogen; die Bilder zittere ich aufzurollen – denke, wie ſchrecklich, wenn ſie verdorben wären!

O Julie, wie mein Herz ſich nach Dir ſehnt, iſt unausſprechlich. Ich nahm vorhin Deine Silhouette aus der Mappe und hielt ſie an die Wand – das riß die friſche Wunde unſerer Trennung gleich wieder auf. Jetzt fühle ich erſt recht, wie lieb ich Dich habe und was Du mir geworden biſt. Mir iſt heute überhaupt ſo beklommen zu Mute, als wäre mein Herz zwiſchen zwei Mühlſteinen gepreßt. Vor mir liegt ſo Viel – nichts Gewiſſes. Jetzt bin ich wirklich noch wie ein verlorenes Pünktchen in dieſer ungeheuren Stadt – ich weiß nicht einmal, wie dieſes Gaſthaus heißt und in welcher Gegend es liegt. Ich bin todmüde, ob ich aber dieſe Nacht in ein Bett kommen werde, weiß ich noch nicht; ich habe dem Wirte nun ſchon dreimal ſagen laſſen, er ſolle mein Bett überziehen laſſen, aber er tut es nicht. Überhaupt ſind die Leute hier wie Brei; was man ihnen nicht mit Gewalt abdrängt, das kriegt man nicht. Erinnere Dich, wie man uns in Caſſel im „Erbprinzen" entgegenkam – hier bekomme ich weder Wirt noch Kellner zu ſehen, und eben kommt Alexander und bringt ein einzig Laken, das iſt alles, was er dem Wirte hat abjagen können. Die Ruſſen ſind eben Stockfiſche und werden's bleiben bis an der Welt Ende. –

Sonntag morgens. Nur einen innigen Gruß am ſtillen Sonntagmorgen meiner Herzens-Julie. Jetzt ſteht Ihr wohl um den Flügel und ſingt Euer Morgenlied. Wie ruhig bin ich, daß Du in Poll biſt, in den Armen Deiner beſten Freundinnen, und da Dein einförmig Leben lebſt, ſodaß ich faſt zu jeder Stunde weiß, was Du nun treibſt. Bald kommt nun auch Mutter[1] mit Adelheid zurück, und dann weiß ich Euch Alle auf einem ſicheren Häufchen. Du ſagteſt mir immer: Es wird alles gut gehen. Das ſoll es auch, das wird es auch. Du weißt, wie ungern ich von jeher daran dachte, nach Petersburg gehen zu müſſen, wie mein Gefühl ſich ſchon in Dresden dagegen ſträubte, ja ſchon in Rom; und wie ich gebetet habe mit Tränen, Gott möge es verhindern, das weiß nur Gott allein. Nun, Herr Gott, jetzt ſtehe ich hier – Du haſt mich hergeſtellt, Du wirſt mir auch helfen, mich auch Wurzeln ſchlagen laſſen und Früchte treiben. Amen.

[1] Die Mutter war mit der erkrankten Adelheid auf mehrere Wochen in Dorpat zur ärztlichen Konſultation.

Nachmittags. Ach, Julie, was haben wir hier für eine horrende Schweinerei gemacht, Alexander und ich. Wir haben schon den ganzen Morgen gescheuert und geputzt und sehen beide aus wie die Blauteufels. Der arme Alexander hatte gehofft, heute herumstrolchen zu können und ist nun nicht wenig in Verzweiflung, ich habe ihm schon ein Paar Hosen geschenkt, um ihn aufzuheitern. Aber ich habe geschworen, nicht eher zu ruhen, als bis ich alles wieder in Ordnung habe. Ach, Julie, wie mich der Ruin meiner Sachen betrübt, kann ich Dir nicht sagen – wenn Alles Gottes Fügung ist, wozu in aller Welt diese Wirtschaft in meinem Malkasten?! Konnt' ich dafür, daß der Deckel in tausend Granatstückchen brach und den Sachen Luft gab, sich zu schütteln und zu bewegen?! Dieses Mißgeschick hält mich einen Tag länger im Gasthaus auf, denn ich kann unmöglich eine solche Unordnung in ein fremdes Haus bringen.

Montag mittag. Furchtbar bin ich heute morgen herumgelaufen, bis ich Mayers[1] endlich fand. Die ganze Familie war gerade im Begriff auszugehen. Ich wurde aber sehr herzlich bewillkommnet und unterhielt mich dann lange mit der alten Mayer, die mir mit Tränen versicherte, der alte Kügelgen sei ihr bester Freund. Nach einer Stunde kam die junge Mayer wieder nach Hause, setzte sich gleich an das Klavier und unterhielt sich dabei so abgerissen mit mir. Sie hat ein sehr auffallendes, scharfes und hartes Wesen und spricht laut und schnell, ohne auf die Antworten zu hören. Ich sagte ihr, wenn ich keine Arbeit kriegte, so ginge ich wieder nach Poll. „Daran werden Sie auch sehr klug tun – sagte sie schnell – hier ist wenig für Künstler zu tun, und es hat schon mancher wieder abtrollen müssen, da ist zum Beispiel der Wiener" – „Holla – sagte ich – nun werde ich Ihnen zum Trotze bleiben und mein Glück machen und Ihnen zum Trotze mit Ihrem eigenen Gesichte anfangen, welches ich schreiend ähnlich darstellen werde." „Nun – sagte sie – wissen Sie was, die alte Fürstin Kurakin sagt mir immer, sie wolle sich malen lassen. Heute noch will ich Sie ihr dringend empfehlen." Sie sprach noch viel zum Lob der Kurakinschen Familie und wie der Fürst, wenn er sich einmal für mich interessierte, gewiß mein Glück machen würde, sodaß ich ganz froh und vergnügt wurde. Diese junge Mayer kommt mir wie eine junge Wilde vor, und ich habe mir für sie eine ganz neue Art von impertinenten Umgang erfunden, durch den ich sie mir zähmen will und werde, und dann, glaube ich, wird sie mir sehr nützlich sein. Im ganzen aber war es mir nicht gerade behaglich in dem Hause, und ich wünschte, ich hätte erst mein eigenes Quartier – in ein paar Stunden ziehe ich mit all meinem Gepäck zu Mayers und in ein paar Tagen, so Gott will, dann in mein eigenes Quartier.

O Julie, mein geliebtes Weib, wenn ich an Dich denke, dann wird mir so still und wohl um die Seele. Ich konnte mich heute nicht enthalten,

[1] Charles Mayer (1799–1862), Pianist und Komponist, aus Königsberg, 1819–50 in Petersburg wirkend, † in Dresden. Bekanntschaft durch den Onkel Carl; Mayer und W. v. K. waren sich auch 1823 in Poll begegnet, vgl. oben S. 36.

der alten Mayer zu ſagen, ich ſei der glücklichſte Menſch auf der Erde und wünſchte, daß es allen ſo wohl ginge als mir – das kam, weil ich gerade an Dich dachte, Du meiner Seele lieblichſter Gedanke. Die Erinnerung an die letzte Zeit in Poll iſt mir unausſprechlich ſüß, und ich lebe jetzt froh der Zukunft entgegen, weil ich weiß, die erſte Veränderung, die mir bevorſteht, iſt eine Reiſe nach Poll. Es geht mir wie Eulenſpiegel, der weinte, wenn er bergab ging, und lachte, wenn er bergauf ſtieg – ſo bin ich jetzt im Grunde fröhlicher, da meine Ausſicht Poll iſt, als ich es in Poll war, da meine Ausſicht Petersburg war.

Es iſt dumm, daß ich den Datum nicht weiß, da in dieſen Tagen Antoniens Geburtstag [16. Sept.] ſein muß – er mag nun vorüber ſein oder nicht, ich wünſche meiner guten alten Toni alle Tage Gottes Segen und alles Gute und brauche dazu keines beſonderen Tages. Ich habe dieſe Polliſchen ſo lieb und ich habe ſie immer und zu jeder Zeit ſo lieb gehabt, wie ich nur wenig Menſchen habe, und, Julchen, Du gibſt jedem einen Naſenſtüber, der daran zweifelt, und fängſt gleich mit unſerm Herzenskind Auguſte an, und dann kommt Sophie, und dann kommt Antonie, und zuletzt kannſt Du auch Vetter Wilhelm ein paar auswiſchen. O Julekind, mein Augapfel, mein Herz, wie habe ich Dich doch ſo lieb! Und unſere kleine Bertha! Sie ſchlief, als ich davonfuhr, ich darf kaum an das Kind denken, ſo hängt mein Herz daran – küſſe die Kleine für mich auf ihr dummes Angeſicht. O des großen Segens, ſo ein Kind zu haben! Manchmal reißt's mich um und um mit meinem ganzen Herzen zu Dir und dem Kinde.

*

W. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, Dienstag, den 18. Sept. a. St. 1828. Ich lebe wie im Traum und komme mir bisweilen halb verrückt vor. Ich fange an, in den Strudel der großen Stadt zu geraten, und es wird mir ganz ſchwindlig dabei – wenn ich an Poll denke, ſo kommt mir's vor, als wäre ich aus dem Himmel in die Hölle gefallen. O Julie, bete, daß Gott mein Gewerbe ſegnet und mir Gelingen gibt, bete, mein Herz, vielleicht, daß Er's um Deinetwillen tut.

Nun will ich Dir erzählen, was zwiſchen heute und geſtern liegt. Geſtern nachmittag wurde ich endlich im Gaſthof mit dem Reinigen meiner blaugefärbten Sachen fertig und zog zu Mayers. Hier fand ich mehrere Deutſche, die den ganzen Abend dablieben – ſehr fremde, fremde Gemüter. Die Nacht ſchlief ich ſehr unruhig, glaubte immer in Poll zu ſein. Heute beim Frühſtückstiſch ließ ich mich mit der Pfeife im Schnabel von der Mutter Mayer unterhalten, die mir ihre Not klagte mit vielen Seufzern, ganz wie Deine Mutter, über die Wirtſchaft und über die Dienſtboten und manchmal ſo ganz mit dem Akzent Deiner Mutter, daß es mir ganz rührend war. Um neun Uhr erſchien auch das junge Paar, und ich fing an, meine Bilder auszupacken, von denen kein einziges gelitten hat und die ſehr bewundert wurden.

Um zehn Uhr fuhr ich zu Kruſenſtjern[1], der am andern Ende der Welt wohnt. Hier frug ich nach Louiſe Leſedow[2], die ſogleich herausgerufen wurde und, als ſie mich ſah, eine ſo gewaltige Freude hatte, daß ich ganz weich wurde. Sie fiel mir wiederholt um den Hals und weinte und lachte und zog mich hinein ins Zimmer, wo wir uns ſetzten und nun zuſammen Pläne machten, davonzugehen aus dieſem Stadtkerker; ſie hat greuliches Heimweh, und wir haben abgeredet, Weihnachten zuſammen davonzufliegen – dieſer Gedanke machte ſie ſehr glücklich. Bisweilen, während wir ſo ſprachen, ſtrolchte der alte Admiral Kruſenſtjern durchs Zimmer mit ſeinem kleinen Degen und war ſehr freundlich gegen mich, nachdem Louiſe mich vorgeſtellt hatte; er hatte aber ſo viel zu tun, daß er nie raſten konnte. Hernach kam auch die Kruſenſtjern und ſagte mir, ich ſollte ſie doch betrachten wie Landsleute und ſollte bis drei Uhr malen, dann Feierabend machen und zu ihnen kommen, bei ihnen eſſen und, wenn mir's beliebt, den Abend mit ihnen zubringen. Siehſt Du, ſo habe ich alſo doch ſchon einen Freitiſch in einer der beſten Familien. Ich mußte noch Kartoffeln in der Schale mit Butter und Salz mit ihnen eſſen als Frühſtück und ſchob dann mit meinem Alex wieder nach Hauſe.

Zu Mittag aß ich bei Mayers. Sie ſind alle in Dein Bild [ſ. d. Abbild.] verliebt und werden ganz nachdenklich, wenn ſie es ſehen. Nach Tiſch ſpannte ich meine Bilder auf und ging dann noch etwas ſpazieren. Als ich nach Hauſe kam, begegnete mir die Fürſtin Kurakin in der Tür. Sowie ſie meiner anſichtig wurde, ſagte ſie, ſie habe meine Bilder geſehen und das große Bild wäre raviſſant und außerordentlich ſchön und gut und fein gemalt, und ich ſagte ganz dumm: Madame, vous avez trop de bonté pour moi, und wir ſchoben aneinander vorüber. Denke Dir, wenn ſie ſich malen ließe! Der Fürſt Kurakin hat geſtern auch geſagt, er wolle ſich von mir malen laſſen, und das iſt ein Mann, der einen gleich dem Kaiſer und der Kaiſerin vorſtellen kann.

Meine Adreſſe iſt: Charles Mayer, bei der Obuchowſchen Brücke im Hauſe des Obriſten Lichardoff, No. 7.

*

W. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, Montag, den 24. Sept. a. St. 1828. Es tut mir weh, daß ich Dir ſo lange nicht ſchreiben konnte, aber ich bin hier im Hauſe doch ſehr geniert und habe ſelten einen Augenblick für mich allein außer abends nach Mitternacht, wenn ich mich von Mayers trenne. Geſtern abend war Hauskonzert bei Mayers, zwanzig Muſici, die lauter klaſſiſche Sachen aufführten als von Spohr, Beethoven und Mozart; auch von Mayer ſpielten ſie einige recht gefällige Sachen. Mayer ſpielte himmliſch,

[1] Adam Johann v. Kruſenſtjern (1770–1846), ruſſ. Admiral, bekannt als geographiſcher Forſcher und Weltumſegler (1803/6), ſeit 1826 Chef des Seekadettenkorps.
[2] Die Familie v. Leſedow beſaß das Kurküll benachbarte Gut Kullina.

und ich fand, daß das Pianoforte sich ganz köstlich mit vollem Orchester ausnahm. Auch der Guitarrespieler Stoll[1] aus Wien gab was zum besten mit Begleitung des vollen Orchesters – denke Dir, die arme Guitarre mit Pauken und Trompeten! Die Pauken schlug Mayer selbst sehr con amore.

Mitten in der Musik kam auf einmal die Fürstin Kurakin hereingerauscht in feuerroter und gelber Seide, einer Haube, deren Schleifen fast bis zur Lage [Decke] gingen, einer armsdicken goldenen Kette und einer Miene voller Huld und Gnade. Alles beugte sich bis zur Erde, und die Fürstin begab sich ins Nebenzimmer, von wo sie die Musik mit anhörte. Sie hatte der Mayer einen echten türkischen Shawl mitgebracht, worüber diese vor Freude ganz außer sich geriet und die Hände der Kurakin aus Dankbarkeit beinahe auffraß. Nun quälte mich die junge Mayer aufs greulichste, ich sollte hineingehen und der Fürstin etwas die Cour machen; da diese Dame aber kein Wort Deutsch versteht, so kannst Du Dir denken, wie ich mit meinem Französisch verlegen war – endlich entschloß ich mich keck, ging zu ihr hinein und fing an von der Guitarre und Musik und von meinen Bildern, und die Mayer half mir immer fort, und so ging es ganz prächtig, sodaß das Ende vom Liede war, daß die Fürstin mich zu Mittag einlud. Ich bedankte mich mit allen französischen Worten, die ich wußte, und zog mich, um den guten Eindruck nicht wieder zu verderben, wieder in den Saal zurück. „Nun – sagte die Mayer – sehen Sie, das habe ich gewollt, nun ist alles gut, nun ist Ihnen der Weg in die vornehmsten Häuser gebahnt."

Ich habe mich nun schon gehörig entwickelt von einem Ende der Stadt bis zum andern und schon eine große Menge Bekannte, die alle sehr freundlich gegen mich sind. Auch ein Porträt habe ich schon zu malen, von einem gewissen Herrn Sachs. Beck[2] ist sehr liebenswürdig, wir können bei unserer Pfeife trefflich zusammen plaudern; auch sie scheint mir sehr gewogen zu sein. Gestern mittag war ich bei Parrot[3]; er wie seine Frau haben mir erstaunlich wohl gefallen, sie wollten, ich solle bei ihnen wohnen. Ich habe jetzt schon so viel Bekannte, daß ich sechs Mittage in der Woche außer dem Hause speisen kann, wenn ich will; ein Quartier zu finden, scheint schwieriger zu sein.

Mein jetziges Leben kommt mir freilich fremd vor, sehr fremd. Denke Dir: ich den ganzen Tag in Gesellschaft, den ganzen langen Tag! Ich kann Dir aber sagen, daß ich immer ziemlich aufgeräumt bin und weder kopfhängerisch noch mürrisch aussehe. Ich hoffe, daß alles gut gehen wird, und nur selten überfällt mich ein kleines Zagen. Es tut mir aber wohl, daß ich weiß, ich befinde mich hier auf dem Tummelplatze, ich kann

[1] Franz Stoll, Gitarre-Komponist und -Virtuose, Musikdirektor in Wien, seit 1825 auf Konzertreisen durch Deutschland, Rußland bis Frankreich. Vgl. Jos. Zuth: S. Molitor u. d. Wiener Gitarristik (Wien 1920), S. 82.

[2] Staatsrat v. Beck, ein alter Freund des Vaters; vgl. Jug.-Br. S. XXIII.

[3] Georg Ferd. v. Parrot (1767–1852), aus Württemberg, seit 1795 in Livland, Jugendfreund von W. v. K.s Vater, seit 1800 Prof. der Physik an der Universität Dorpat, lebte seit 1827 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg.

hier was leiſten, und ſomit bin ich hier auch viel vergnügter anzuſchauen, als ich es in Reval war, und ich glaube, Du würdeſt mich kaum wiedererkennen, wenn Du mich hier ſäheſt.

Was mögt Ihr jetzt treiben in Poll? Du liebes altes Poll und unſer Schirmſtübchen! – iſt mir's doch, als wäre ich ſchon ein Jahr weg. O, das Herz brennt mir im Leibe, Julie, wenn ich an Dich denke – ich habe hier keinen Menſchen, mit dem ich wie mit einem Freunde reden könnte, Louiſe Leſedow iſt die einzige, gegen die ich mein Herz manchmal etwas lüften kann – und ich bin ſo ſehr verwöhnt, mich nur unter Menſchen zu bewegen, die ich liebe und die mich wieder lieben. Die letzten Tage in Poll waren doch ſchön, es war leiblich und geiſtig eine Art von Himmelreich. Morgens gleich einen Kuß von dem allerlieblichſten Frauchen und niedlichſten Mütterchen, hernach ein Honigſeim zum Entzücken, dann himmliſche Eintracht mit unſeren drei Herzensmädchen, hernach Windbeutel und Rahm, Kuchen und Torteletten, hernach ein Schlaf aus Leibeskräften, daß ſogar Auguſte laut phantaſierte, hernach das große Vergnügen, zu ſehen, wie das Tönnchen [Toni] ſpazieren geht, ſchreckliche Verirrung durch Sumpf und Moraſt, wobei einige Beleidigungen gegen den Anführer zutage gefördert werden, dann wieder Honigſeim zum Entzücken, Feuerwerk, Fauſt, Kindergeſchrei, Taſſo, großer Bruch des ehelichen Friedens, welcher gerade zwei und eine halbe Minute dauert, dann eine große Balgerei im Saale, wo man vergißt, daß irgend noch Mühe und Not auf der Erde wächſt – hernach ein Gute Nacht von Herzen. Hätte mir damals nicht Petersburg, der Teufelsort, vorgeſchwebt, ſo wäre ich glücklicher geweſen, als ein ſterblicher Menſch es verdient. Auf Weihnachten freue ich mich ſchon wie ein Kind.

Eben ſtürzt die Mayer zu mir herein und ſagt mir, ſie iſt eben bei der Obriſten Lichardoff geweſen, und die will ſich malen laſſen von mir, von Kopf bis auf die Zehen, und ihre Kinder auch. Nun denke Dir, welcher Jubel! Mittwoch will ſie ſelbſt zu mir kommen und das Nähere mit mir beſprechen. Die junge Mayer macht zu meinen Gunſten ein ungeheures Geſchrei von meinen Bildern, wie denn auch wirklich Gott die Leute ſo verblendet, daß alle ganz entzückt ſind, die die Bilder nur ſehen. Beſonders gefällt allen mein „Nikodemus" wohl.

*

Julie v. K. an M. v. K.

Poll, den 21. Sept. a. St. 1828. Am Sonntage war Tonis Geburtstag. Ich machte einen großen Kranz, hängte ihn klein Berthalichen um, legte unſere Geſchenke auf einen bekränzten Teller und ging dann mit Bertha, die wie ein Pfingſtöchschen ausſah, nach Tonis Cabinettchen. Jetzt bin ich eben allein im Saal mit unſerer Kleinen, die neben mir auf dem Sopha liegt und ſüß ſchlummert. Das kleine Geſchöpfchen wird nun von einem Tag zum andern niedlicher, klüger und menſchlicher und iſt jedermanns Freude und Luſt. Vetter Wilhelm war ganz entzückt von ihr und hatte ſie täglich auf dem Arm und Schoß, auch der Onno ſpielt

und ſchäkert viel mit dem Kleinchen. Großmutter, die heute mit ihrem altgewohnten freundlichen Geſicht von Kurküll angekommen iſt, iſt für Berthali jetzt etwas ganz Neues; wenn ſie in Berthas Nähe kommt, wendet dieſe keinen Blick von ihr und muſtert ſie ſcharf. Ich kann mir wohl denken, wie Dein Vaterherz ſich um und um dreht, wenn Du unſeres Kindchens gedenkſt. Denke Dir, daß ſie jetzt vor Deinem Bilde mit dem weißen Mantel [ſ. das Titelbild] ebenſo ſich freut und lacht und jauchzt, die Händchen darnach ausſtreckt, wie ſonſt vor dem meinigen; wenn ich ſie dagegen vor andere Bilder halte, ſieht ſie kaum hin. Von Adelheid habe ich auch einen Brief; Mutter denkt jetzt ernſtlich an ihre Reiſe hierher und will ſich mit der nächſten Poſt den Wagen beſtellen.

*

W. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, den 27. Sept. a. St. 1828. Ich hatte heute den ganzen Morgen wieder vergeblich nach Quartieren geſucht und gewiß nicht weniger als zwanzig beſehen, als ich mißmutig und zum Umfallen müde zu Stoffregen[1] ſchlenderte, um da zu eſſen. Von allen Menſchen, die ich hier kennengelernt habe, hat mir Stoffregen bis jetzt am meiſten Eindruck gemacht. Denke Dir einen ſehr großen Mann von der edelſten Haltung mit einem ſchönen, ernſten Denkergeſicht und einem großen Stern auf der Bruſt; ſeine Stimme iſt tief, und er ſpricht ſehr leiſe und langſam, bricht aber oft laut und heftig aus, wenn ihn etwas ärgert, weswegen ich meine Rede in ſeiner Gegenwart ſehr zuſammenhalte und nichts ſage, was ich nicht bedacht hätte. Stoffregen und auch ſeine ſchöne Frau haben mir beide heute zu wiederholten Malen geſagt, es ſtünde alle Tage an ihrem Tiſche ein Platz für mich bereit, und ich ſollte meinen Beutel hübſch ſchonen und doch recht oft bei ihnen eſſen.

Als Stoffregen meine Wohnungsnot erfuhr, ſandte er ſogleich ſeinen Bedienten aus, nachzuſehen, ob das Harderſche Quartier noch frei wäre; dieſer kam zurück mit der Antwort Ja. Zwei Zimmer nach der Newa mit Holz und Waſſer 70 Rubel monatlich. Morgen früh werde ich nun gleich hinlaufen, um es zu beſehen. Ich wurde ſo vergnügt, daß ich mir auf dem Rückwege von Stoffregen zur Belohnung eine neue Pfeife kaufte, und als ich nun nach Hauſe kam, was fand ich? — Deinen Brief, Deinen lieben, lieben Brief, Du mein Engelsweib!

Wenn ich an Poll denke, ſcheint mir ein Sonnenſtrahl ins Herz — Julie, was hat uns doch da der liebe Gott für ein liebes, liebes Neſtchen gebaut. Alles, was Du von den Pollſchen ſchreibſt, war meinen Erwartungen gemäß, ich wußte es, daß Du nirgends wärmer und weicher gehalten werden würdeſt. Nun haſt Du auch noch die liebe Großmutter wieder da und bald auch Mutter und Adelheid! Nun noch eine herzliche Bitte: Rede doch Mutter recht zu, daß ſie die Pollſchen tragen lernt,

---

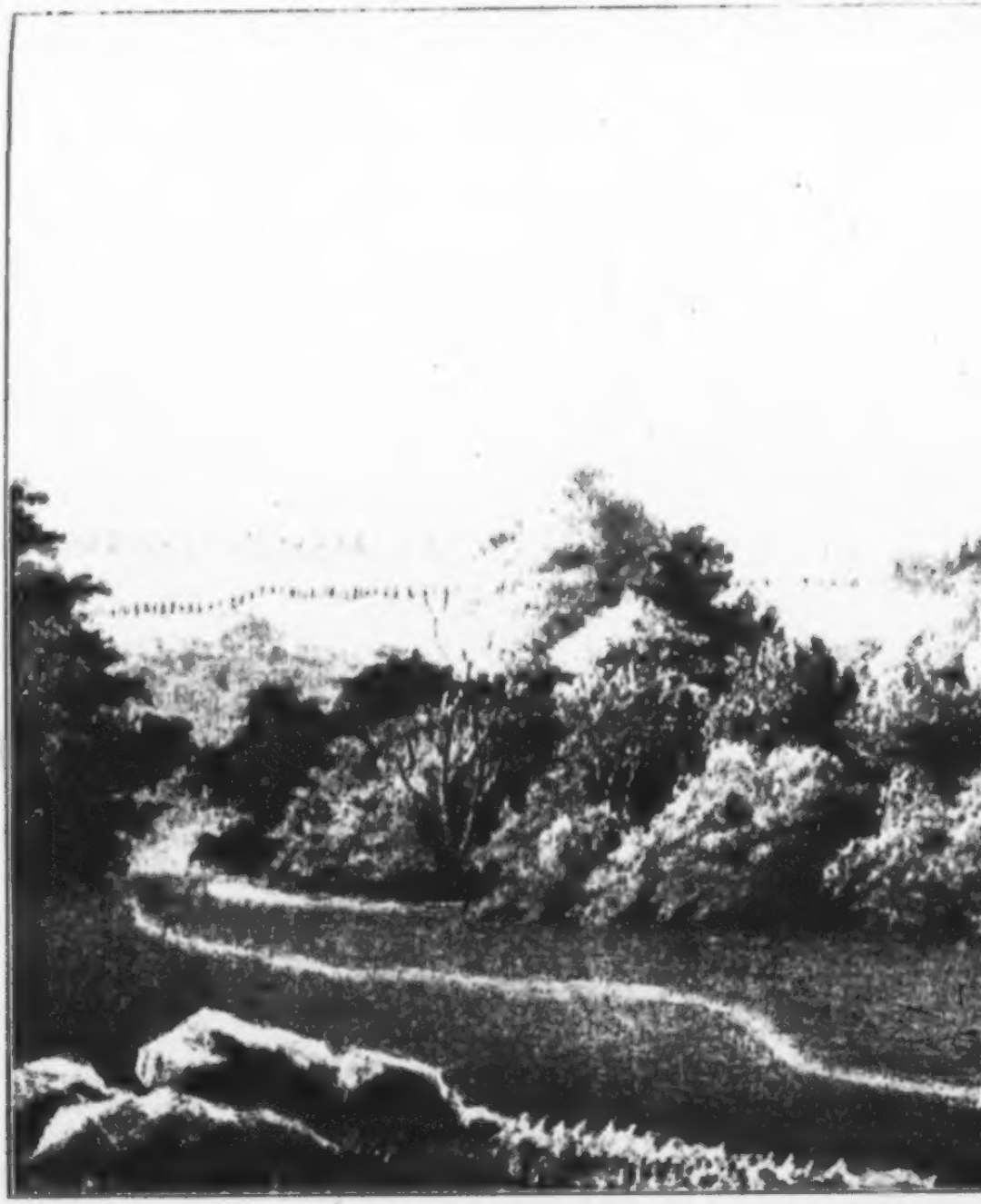
[1] Staatsrat Stoffregen, kaiſerlicher Leibarzt, früher in Riga, Jugendfreund von W. v. K.s Vater. Vgl. Jug.-Er. S. XX.

Das Töchterchen Bertha Zeichnungen von W. v. K.

„Ihre fortwährende Freude über alles und jedes, was sie sieht, i
Händeklatschen und Jauchzen kann kein Trauriger hören, ohne wenigste
für den Augenblick zu genesen.“ W. v. K. an den Atti am 13. März 183

Wie Carlchen Pitsipatsa macht, u. Mama Papilloten wickelt.–

„Als ich ihr das Meer zeigte, hatte sie großes Verlangen, hineinzuspringen und zu baden. »Pitsipatsa« rief sie aus und streckte ihre Händchen nach dem gewaltigen Wasser.“ W. v. K.s Seereise-Tagebuch am 10. Aug. 1829



Wieſental

Aquarell vo

„Ich bin nicht geſchaffen für das Leben der großen
langſamen großen Zügen wie ein Verdurſteter.“ A

bei Poll

W. v. K.

Welt. Hier trinke ich die Stille und Ruhe ein mit

. v. K. an Karl v. Sengbusch am 16. Jan. 1829

und den Pollſchen, daß ſie ihre alte Tante freundlich tragen, ſo wird auch Gottes Segen im Hauſe bleiben. Selig ſind die Friedfertigen!

W. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, Sonnabend, den 29. Sept. a. St. 1828. Heute bin ich in meinem neuen Quartier am Engliſchen Quai eingezogen. Der erſte Abend, den ich ſeit vierzehn Tagen wieder allein zubringe, wo ich zu mir ſelbſt komme und nun die furchtbare Trennung von Dir und das Schwankende meiner Lage doppelt und dreifach fühle. Gottlob, daß bisher alles ſo gerade gegangen iſt und noch nichts ſchief. Noch liegt die Zukunft dunkel vor uns, aber auch Gottes Treue hell und klar.

Nun laß Dir erzählen von meiner Wohnung (meine Adreſſe iſt: Galeerenſtraße 218 im Hauſe des Herrn Venning). Ich habe zwei Zimmer, eins geht nach dem Hofe und eins vorne nach der Newa, beide von zwei Fenſtern. Das vordere wird mein Malzimmer; es iſt recht niedlich, die eine ganze Wand dekoriere ich mit den Bildern, ſobald Alexander ſie von Mayers geholt hat. Freilich iſt es goldgelb, eine ſchlimme Farbe für ein Malzimmer, aber ich freue mich doch darüber, weil es die Pollſche Zimmerfarbe iſt. Dicht vor meinen Fenſtern vorbei ſtrömt die kaiſerliche Newa, und gegenüber ſehe ich eine prachtvolle Front Häuſer, ſoweit das Auge reicht. Die vornehmſten darunter ſind die Kunſtkammer, die Akademie, das Kadettenkorps und das Seekadettenkorps, welches mir gerade gegenüber liegt und wo Kruſenſtjern wohnt. Für zehn Kopeken fahre ich mit dem Kahn hinüber und bin alſo ganz nahe all meinen Freunden in Waſſili-Oſtrow (ſo heißt die andere Seite der Stadt). Gerade unter meinen Fenſtern liegt das große engliſche Dampfboot, welches zwiſchen hier und Lübeck geht, mir ſo vor der Naſe, daß ich höre, was darauf geſprochen wird. Du kannſt Dir gar nicht denken, mit welchen Gefühlen ich dieſes Dampfſchiff betrachte – die Rubel aus meiner Brieftaſche genommen, fünf Schritte bis zum Schiff, und in vier Tagen ſteige ich in Deutſchland ans Land!

Sonntag, den 30. Sept. Ich bin in einer ſehr geſpannten Gemütsverfaſſung und habe alle meine Seelenkräfte nötig, mich zu halten. Ich glaube, ich tue was ich kann, und ich hoffe, Gott wird mir nicht mehr zu tragen auferlegen, als ich tragen kann; viel kann ich nicht tragen, denn ich bin ein ſchwaches Gefäß und dabei ein Fremdling in der Welt, in der ich mich bewege. So herunter wie geſtern abend bin ich hier noch gar nicht geweſen. Da machte ich die kleine Kapſel[1] von Tante Sophie auf und las zum zweiten Male, ſeitdem ich ſie habe, das herrliche Gebet; das erſtemal las ich es, als mich Dein Vater zum Tempel hinausjagte und Alles verloren ſchien. Es war mir ergreifend, daß die, aus deren Herzen dieſe lieben Worte voller Zärtlichkeit und Liebe für mich floſſen, jetzt nicht mehr unter uns weilt, und mir war es, als hätte ein unſterblicher Geiſt für mich gebetet. O Du unvergeßliche Tante Sophie!

[1] Ein Geſchenk der Tante an Wilhelm bei ſeinem Abſchiede von Poll 1823.

Dienstag, den 2. Oct. Nun, mein Herzensjulchen, komme ich noch etwas zu Dir, mich bei einem Glase Punsch recht gemütlich mit Dir zu unterhalten. Nun kann ich es Dir ja sagen, daß ich mich körperlich gar nicht wohl befand, es war mir so „römisch"[1] zu Mute. Da riet mir mein Freund Herrmann, ein Arzt und alte Dresdner Duzbrüderschaft, den ich hier unvermutet wiederfand, ich sollte abends ein Glas Punsch trinken. Seitdem schicke ich abends Alexander mit meiner niedlichen Kaffeekanne nach kochendem Wasser und mache mir ein Glas starken Punsch mit Tee, was mir sehr wohltut.

Gestern war ich bei unserem Gesandten, dem Grafen Einsiedel, der mir ein sehr fideles Männchen schien, voll guter Einfälle. Er hat mir gesagt, ich solle alle meine Briefe nur an ihn senden, er würde sie nach Dresden befördern. Er sah himmlisch aus: in Unterhosen lag er in einen Lehnstuhl hingegossen, seine Haare standen in einzelnen großartigen Zotten höchst malerisch vom Kopf ab, und ein ungeheuerer Busenstreif hing aus dem mit einem Knopf zugeknöpften Überrock heraus; übrigens hatte er sich durch ununterbrochenes Schnupfen die Nase mit Tobak ganz braun geschmiert. Dabei schwatzte er unaufhörlich und sagte immer (es waren noch zwei sächsische Herren zugegen): „Wir sind ja hier lauter Landsleute unter uns und können wohl ein Wörtchen reden" — und ich sage Dir, das Gespräch wurde sehr interessant.

Heute brachte mich Louise Lesedow zum Obristen Kotzebue[2]; so habe ich denn auch die Bekanntschaft dieser äußerst interessanten Leute gemacht. Zu Mittag aß ich bei Stoffregen — ich habe immer vor dem Manne großen Respekt und wage es noch nicht, ihm zu widersprechen, während ich mit Beck und Parrot, besonders mit letzterem, schon wacker disputiere. Gestern ging das Dampfschiff wieder ab mit einer großen Menge Passagiere. Ach wie gerne, wie gerne wäre ich mitgefahren! Es sah prächtig aus, als der Koloß sich in Bewegung setzte, ganze Wolken kohlschwarzen Dampfes von sich stieß und pfeilschnell die Newa hinunterschoß.

Höre, Julie, laß Dich durch meine Sehnsucht nicht irre machen, bleibe ruhig und geduldig, wir können's nicht besser verlangen. Du bist gut aufgehoben, und ich bin hier an meinem Platze. Wenn ich erst sicher im Zuge bin, so hole ich Dich gleich in ein allerliebstes Quartierchen, und dann richten wir's so ein, daß immer Mutter oder Adelheid oder eine von den Pollschen zum Besuch bei uns ist. Den Sommer über, denke ich, werden wir recht gut in Poll zubringen können, und so sehe ich einer angenehmen Zukunft entgegen. Nur frisch und froh! Gott wird uns segnen.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, Sonnabend, den 6. Oct. a. St. 1828. Als ich eben aufstand, ist alles draußen dick beschneit. Gestern schien die Sonne noch

[1] Das Petersburger Klima wird für solche, die, wie W. v. K., im Süden an Malaria gelitten, oft verhängnisvoll.

[2] Otto v. Kotzebue (1787–1846), ein Sohn des Dichters, bekannter Weltumsegler, Befehlshaber der Garde Equipage der Kaiserl. Russischen Marine.

gar freundlich, und die Paläſte am anderen Ufer des Stromes glänzten wie Edelſteine. Jetzt wirbelt ein raſender Sturm ein ſo furchtbares Schneegeſtöber über der brauſenden und ſchäumenden Newa, daß ich dieſe kaum ſehen kann. Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie mich dieſes Wetter nach Poll verſetzt. Es war mir, als hörte ich bekannte Stimmen im Hauſe, als wäre ich zweifelhaft, ob ich heute, anſtatt zu malen, nicht mit einer Zeichnung hinuntergehen ſollte, als wäre Gerhard eben angekommen, als wenn im anderen Zimmer die arme Tante auf den Tod läge, und wenn ich die Blumenvaſe auf meinem Marienbild anſah, als läſeſt Du mir beim Malen aus Fernows Leben vor. Heute nacht träumte ich, ich überraſchte Euch in Poll. Ich kam durch die Hintertür ins Haus, ging durch Onnos, dann durch das Speiſezimmer in den Saal. Im Saal war niemand, ich war aber ſo entzückt, daß ich die Arme nach allen vier Wänden ausbreitete. Dann ging ich die Treppe hinauf, da kamſt Du eben aus der Tür. Wie wir uns in die Arme flogen – nein, die Freude, die Freude! Da wachte ich auf. So hat Gott mir wenigſtens im Traume große Freude gegeben.

Ich habe jetzt viel Not und Gelaufe wegen Alexanders Paß. Warum ſchickt denn Gerhard das verdammte Papier auch nicht? Ich riskiere alle Tage, große Strafe zahlen zu müſſen, wenn die Polizei Alexander bemerkt. Dieſe Geſchichte macht mich ganz unglücklich.

Abends. Denke Dir, meine geliebte Julie, was ich eben für eine große Freude gehabt habe. Ich ſitze und zeichne, da geht auf einmal meine Tür auf und ein freundlicher junger Mann von ſehr ſchönem Ausſehen tritt ein, ſagt mir, er wäre ein Freund von Treviranus[1] und heiße Sengbuſch[2], ſei drei Jahre in Bremen geweſen und wünſche mich kennen zu lernen. Da der Menſch wirklich ſo gut wie ein Engel ausſah, ſo kriegte ich ihn gleich bei der Hand, zog ihn ins Malzimmer, gab ihm eine Pfeife und zeigte ihm meine Bilder. Ein Wort gab nun das andere, und bald hatten wir uns als Chriſten erkannt. Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie wohl mir wurde, ich konnte mein Herz ausſchütten, wir fielen uns in die Arme und küßten uns brüderlich.

So hatte mir der liebe Gott einen chriſtlichen Mann und Bruder ins Zimmer geführt, der noch dazu in einem Hauſe mit mir wohnt und der mir noch erzählt hat, daß auch unſer Hauswirt, der Herr Venning, ein chriſtlicher Mann ſei. Mir kam's ſchon geſtern ſo vor, als ich des Paſſes wegen bei ihm war. Da trat mir ſeine Frau entgegen mit einer ſtillen freundlichen Würde, wie die Gräfin Dohna, und ſagte mir, wenn mir etwas fehle oder wenn ich krank würde, ſollte ich's ſie nur gleich wiſſen laſſen, ſo wolle ſie alles tun, was in ihren Kräften ſtünde. Wie

[1] Gottlieb Treviranus, ſeit 1814 Paſtor an St. Martini in Bremen.

[2] Karl Johann v. Sengbuſch aus Riga (1800–1893), ſpäter Hofrat und Inſpektor am Pädagogiſchen Hauptinſtitut zu Petersburg, ein Enkel des bekannten Stadthaupts von Riga Alexander Gottſchalk v. S. (1738–1800) × mit Katharina Reimers (1801–1863).

ſie das ſagte, dachte ich gleich: ſollte ſie wohl eine Chriſtin ſein? Denn eine ſo reiche Frau von weltlicher Geſinnung hätte das ſchwerlich einem Fremden mit ſo viel Liebe geſagt. Denke Dir, Alte, gerade in ein Neſt von Chriſten hat mich der liebe Gott hineingeſetzt. Nun habe ich Dir meine Freude mitgeteilt, nun ſchlafe wohl, mein ſüßes Weib. Gott iſt mit mir.

Sonntag, den 7. Oct. Heute morgen ging ich mit Sengbuſch in die Kirche. Wir halten uns hier zur Gemeinde der Herrnhuter, welche einen chriſtlichen Prediger namens Mortimer haben. Der erſte volle proteſtantiſche Kirchengeſang, den ich ſeit Dresden hörte, und die Überzeugung, daß die ganze zahlreiche Verſammlung aus Chriſten beſteht, erbauten mich ſehr. Die Predigt war für mich gemacht und beſtand aus lauter Tröſtungen und Muteinſprechen. Als ich nach Hauſe kam, fand ich Deinen Brief vor und erſchrak heftig, als ich die Aufſchrift von Auguſtes Hand erblickte. Ich betete um Faſſung und erbrach den Brief. Da ich aber Deine Hand erblickte, ward meine Seele froh. Als ich den Brief durchhatte, fühlte ich mich ſehr geſtärkt, er paßte zur Predigt, ja, er war für mich noch beſſer als die Predigt. O Julie, Gott ſei Dank, daß Du mein Weib wurdeſt, Du kräftige, herrliche Seele!

*

W. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, Donnerstag, den 11. Oct. a. St. 1828. Heute morgen war es mir wieder erſtaunlich heimwehelich zumute, und ich ſchlug eben mit ſchwerem Blick meinen Bogatzky zu, da trat Sengbuſch freundlich zu mir herein und nach einigen herzlichen Begrüßungen ſagte er mir: „Verzeihen Sie, lieber Kügelgen, daß ich nicht ſchon früher danach gefragt habe, aber Sie ſind hier fremd, haben viele unvorgeſehene Ausgaben in dieſer teuren Stadt und noch keinen Verdienſt. Ich bitte Sie, disponieren Sie doch über meinen Beutel wie über Ihren eigenen“ und damit hatte er auch ſchon ſein Briefſtäſchchen heraus. Und als ich ihm zuſchwor, ich ſei in keiner Geldnot, ſagte er, ich ſolle mir wenigſtens für die Zukunft keine Sorgen machen; es werde ihm ſtets eine rechte Freude ſein, wenn ich ihm Gelegenheit gäbe, mir auszuhelfen. Du kannſt Dir denken, wie mich dieſer Beweis von Freundſchaft rührte. Sage, Julie, bin ich nicht ſelig zu preiſen, daß ich ſolche Freunde finde?

Sengbuſch iſt mir auf meinem Lebenspfade eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Er ſagt, ſowie er mich geſehen hätte, hätte er gleich gedacht: das iſt der Freund, der dir immer gefehlt hat. Er iſt durch und durch von der Liebe zum Herrn durchglüht, eine jungfräuliche Seele; es iſt eine Freude, ihm nur in die Augen zu blicken. Dabei iſt er ſo beſcheiden und demütig wie ein Kind. Es wäre doch wirklich merkwürdig, wenn ſich die Träume meiner Kindheit von Freundſchaft noch verwirklichen ſollten – die Träume, die ich ſpäter ſo verlacht und verſpottet habe – und wenn ich jetzt auf meine alten Tage, da ich gar nicht mehr an ſo was dachte, noch einen Freund finden ſollte, ſo wie Jonathan dem David war. Ich ſage Dir, nie, nie war mir ein Menſch wunderbarer als Sengbuſch,

und nie habe ich es weniger begreifen können, wie es möglich ist, daß man mich so liebt, als bei ihm. Mir ist es, als wenn Gott mir seinen Engel gesandt hätte, denn er sorgt für mich wie der Engel für den jungen Tobias. Das kannst Du aber Augusten sagen, daß er sehr schön und groß und gerade ist und daß ihm die Uniform des Finanzministeriums trefflich steht.

Sonnabend, den 13. Oct. Daß Ihr schon zwölf Bilder zusammengezählt habt, die ich zu malen hätte, war mir sehr lächerlich, da ich immer noch auf ein einziges beschränkt bin. Gut Ding will Weile haben. Vorgestern war ein russischer Kaufmann hier, der sich und seine Frau malen lassen wollte. Er lobte meine Bilder schrecklich, handelte aber so widerwärtig um den Preis, daß ich ihn laufen ließ. Aber der Finanzminister sprach schon mit mir von Anstellen, und in diesen Tagen gehe ich wieder hin, da wollen wir denn sehen. Vor allem bin ich froh und danke ich Gott, daß ich gesund bin. Es ist wirklich eine große Gnade, daß ich hier in diesem moabitischen Neste noch nicht krank geworden bin, da es doch fast allen Fremden so ergeht, namentlich bei so greulichem Wetter.

Durch meinen lieben Sengbusch werde ich nun nach und nach mit den hiesigen christlichen Kreisen bekannt. Morgen gehen wir zusammen zum Staatsrat Pessarovius, der dem Direktorium der Geistlichen Angelegenheiten angehört und hier eine von den Säulen der kleinen Kirche Gottes ist. Gestern abend haben wir bei einem Herrn v. Poll, der ebenfalls im Geistlichen Departement angestellt ist, einen überaus angenehmen Abend zugebracht. Poll stammt von der Insel Oesel; die Familie hat vor alten Zeiten in Estland gelebt, und wahrscheinlich hat unser Poll den Namen von ihnen. In seinem jüngeren Bruder fand ich unerwartet einen alten Bekannten, den ich schon vor acht Jahren in Kleinwelka [vgl. oben S. 5 den Brief vom 4. April 1820] in Sachsen kennengelernt hatte; er war damals noch ein Knabe, erkannte mich aber auf der Stelle wieder.

Montag, den 15. Oct. Gestern war ich bei Pessarovius. Sie waren überaus herzlich und gut gegen mich; ich soll durchaus zweimal in der Woche da essen. Es herrscht in dieser Familie eine wirklich fromme Gesinnung und schöne Eintracht, daher ich mich dort, obgleich er auch Exzellenz ist, gleich wie zu Hause fühlte. Er kennt übrigens auch Mutter und läßt ihr sagen, sie möchte sich nur des Mannes erinnern, der ihr hier in Petersburg immer so viel vorgespielt hätte auf dem Klavier.

Heute wurde ich mit meiner Arbeit erst um vier Uhr fertig und wußte nun durchaus nicht, wo ich zu Tisch hingehen sollte, da alle meine Bekannten schon um drei speisen. Da kam der junge Harder zu mir herunter und lud mich zu sich zu Tisch. Ich habe hier noch nirgends so gut gegessen wie bei ihm; es war besser als in Frankfurt an der table d'hôte, und das will viel sagen. Es wurden rasend viel Austern verschluckt, wobei ich nur stummer Zeuge war und Dir heimlich meine Portion wünschte. Der Champagner floß in Strömen, und nach Tisch wurden prächtige Zigarren geraucht. Harder ist einer der reichsten Kaufleute in Petersburg und hat eine Tochter vom reichen Stieglitz, der mehr Millionen hat als ich

Tauſender. Bei Tiſche war auch ein reicher Portugieſe namens Scholz, der geſtern bei der Geſandtſchaft nebſt faſt allen hieſigen Portugieſen der Donna Maria della Gloria den Eid der Treue geſchworen hat. Er hat mich eingeladen, morgen mittag bei ihm zu ſpeiſen. Das freut mich, weil er eine ſehr ſchöne Frau hat, die ein wahrer Braten zum Malen iſt. Dieſe Frau hielt mich, wie faſt alle Leute hier, erſt für zwanzig Jahr und wollte nicht glauben, daß ich ſchon verheiratet ſei.

So werde ich nach und nach ſo bekannt hier, daß mir der Kopf brummt, und ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht ſo viel gute Freunde gehabt. Wenn ich witzig wäre und Unterhaltungsgabe beſäße, ſo würde ich in kurzer Zeit zerriſſen werden. So ſiehſt Du, wie meine Tage vergehen. Ich laufe von einem zum andern und häkele Bekanntſchaften an, wo ich nur kann. O höre, Alte, Du kennſt mich ja, Du wirſt alſo auch ungefähr wiſſen, wie ſchwer mir das fällt. An das ſtille, gemütliche Leben, das ich früher führte, darf ich gar nicht denken. Arbeit habe ich trotzdem immer noch nicht, denn es geht hier alles langſam. Heute verſpricht mir einer, zu mir zu kommen, meine Bilder zu ſehen; in vier Wochen kommt er erſt dazu, und dann vergeht wieder eine Zeit, bis er ſich entſchließt. Aber ich habe guten Mut, und auf jeden Fall habe ich den guten Troſt, daß ich, ſolange ich hier bin, durch Faulheit oder Nachläſſigkeit noch nichts verſäumt habe.

*

W. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, Mittwoch, den 17. Oct. a. St. 1828. Nein, war das eine Freude, Dein Brief, mein Herzensweibchen! So vergnügt haſt Du alte Hexe mir noch gar nicht geſchrieben. Mein Herz jubelte voll Entzücken mit Dir – worüber, wußten wir beide nicht recht klar; das iſt auch einerlei, wenn Gott nur die Freude ins Herz gibt, ſo iſt's ſchon recht. Und die alte Adelheid – nun, der muß ich noch apart ſchreiben, ſie iſt ein geiſtreiches Frauenzimmer und zugleich gut; wenn ſie nur die Engländer nicht ſo liebte! – ich freue mich ſo, hier bei chriſtlichen Leuten zu wohnen, und ſie freut ſich beſonders darüber, daß ich Beefſteaks eſſe. O Adelheid, Adelheid, wie tief biſt du geſunken!

Daß Mutter und Adelheid nun wieder bei Euch ſind, iſt mir doch ungeheuer lieb; nun weiß ich Euch Alle auf einem Häufchen. Möchte nur alles gut gehen und die Liebe Gottes Euch recht durchglühen und zuſammenſchmelzen! Aber gekämpft muß werden, darnach kommt der Sieg. Da möchte ich Dir noch einen Auftrag geben, der iſt, unſere Mutter recht zu ſtärken. Mutter lebt und webt in lauter Sorgen und Ängſtlichkeiten; ſo ſetze ihr einen heiteren Mut entgegen und richte ihr Gemüt auf, ſo gut Du kannſt; je ſchwerer Dir's wird, je ſtärker wirſt Du ſelbſt werden, und ich werde Dir nichts ſo danken in der Welt, als wenn es Dir gelänge, etwas zu ihrer Erheiterung beizutragen. Daß Du Mutter immer lieber gewinnſt und Dich immer mehr zu ihr hingezogen fühlſt, macht mich unbeſchreiblich glücklich und Dich mir immer lieber. Mutter iſt von uns allen am ſchlimmſten dran: wir haben in unſerer Jugend keinen Herd,

ſie aber hat ihn im Alter verloren, und dazu kommt ihr kränklicher Körper und ihr ungeheuer lebhaftes Gemüt.

In einer halben Stunde muß ich zu Kruſenſtjerns, wenn ich noch etwas zu eſſen haben will. Solange habe ich noch Zeit, Dir etwas zu erzählen. Geſtern habe ich mich endlich entſchloſſen, bei Vennings Viſite zu machen. Wir haben uns ordentlich gegen einander ausgeſprochen, und ich habe ihn ſehr lieb gewonnen, ſodaß ich ihm zuliebe ſogar Luſt hätte, Engliſch zu lernen, da ich ſein engliſches Franzöſiſch nur ſchwer verſtehen kann und ſelber dieſe Sprache recht ſchlecht ſpreche; das iſt mir hier überhaupt ſehr hinderlich, und ich ſehe immer mehr ein, welch ganz verkehrte Schulbildung ich erhalten habe. Venning iſt ein Engländer, der, da er Millionär iſt, ſein kaufmänniſches Geſchäft aufgegeben hat und nun ganz Humanitätszwecken lebt. Er iſt ein zweiter Tobias, durchkriecht alle Gefängniſſe und kleidet eine große Menge Armer. Die Kaiſerin-Mutter ſchätzt ihn ſehr und hat ihm die Aufſicht über das Narrenhaus und andere Wohltätigkeitsinſtitute, die unter ihr ſtehen, gegeben; er fährt oft nach Hof, um ſich mit ihr zu beſprechen. Als wir uns geſtern zum Tee ſetzten — es waren noch einige ruſſiſche Gäſte da — beugte er ſich und hielt ein kurzes Dankgebet, ohne ſich an dem Fremden zu ſtören. Dies gefiel mir außerordentlich wohl. Auch Peſſarovius betet laut vor Tiſch bei einer anſehnlichen Geſellſchaft „Komm, Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt." Das war mir eine Erquickung, da ich's ſo lange nicht gehört hatte.

Freitag, den 19. Oct. Heute mittag war ich bei Stoffregen mit Beck und Parrot. Durch einen herrlichen Rheinwein belebt, ſprach Beck ſo viel, daß ihm zuletzt die Stimme verſagte, und Parrot ſchlief dabei ein mit einem ungeheuer komiſchen Geſicht. Dieſe Kontraſte waren mir ſo lächerlich, daß ich gar nicht aufblicken durfte, ich bin ſelten in meinem Leben ſo vom Lachen geplagt worden. Sonderbar, daß man in Eſtland, einer deutſchen Provinz, Deutſchland bei weitem weniger geachtet findet als hier. Du wirſt Deine Freude haben, wenn Du die Leute hier von Deutſchland ſprechen hörſt; ſelbſt die, die hier geboren ſind, ſind entzückt, wenn ſie nur an ihren Aufenthalt in Deutſchland denken, und in allen Stücken laſſen ſie unſerem Vaterland volle Gerechtigkeit widerfahren.

Peſſarovius, der ein einflußreicher Mann iſt, hat ſich meiner Sorge um Alexanders Paß angenommen und iſt deswegen beim Kriegsgouverneur geweſen und hat von dieſem einen Freiſchein für den Jungen auf vier Wochen erwirkt. Ohne Peſſarovius wäre es mir ſchlecht ergangen. Vorgeſtern ſagte er mir, daß die Frau von Potemkin, welche hier unter die Vornehmſten gehört und auch Einfluß am Hofe hat, ſich für mich als einen Chriſten beſonders intereſſiere und mich zu ſehen wünſche; ſie wolle mich auch mit dem Fürſten Galitzin[1], ihrem Vater, bekannt machen. Ich ging alſo hin und fand in ihrem Hauſe einen Hofſtaat nach der alten ruſſiſchen Art mit einem Zwerge und ungeheuer vielen

[1] Alexander Fürſt Galitzin (1774–1844), Oberprokureur des Heiligen Synod, 1817–1829 Kultusminiſter.

Bedienten. Diese Dame war sehr freundlich gegen mich, ich zeigte ihr als Probe Großmutters und Dein Bild. Zuerst, als ich Deins vorzeigte, rief sie aus: ah, comme elle est jolie! Du kannst Dir denken, wie mir das schmeichelhaft war. Als aber Großmutters Bild kam, war sie ganz entzückt, und alle ihre Damen, die da bei ihr saßen, strömten zusammen und lobten gewaltig. Die Potemkin sagte mir, sie würde mich bei allen ihren Bekannten empfehlen, und gab mir ein kleines Aquarellbild zu kopieren, welches ich auch ganz kühn übernahm, nur um Gelegenheit zu haben, wieder hinzukommen.

Sonntag, den 21. Oct. Heute morgen erwachte ich frisch und gesund, frühstückte meinen schwarzen Kaffee, rauchte eine Pfeife und las im Bogatzky und dann das Evangelium auf den heutigen Tag, darauf nahm ich den Mantel um und ging zu Sengbusch, welcher mit einem christlichen Kandidaten namens Collins zusammen wohnt. Da rauchten wir drei noch ein Pipochen zusammen und schwatzten bis zehn und gingen dann zu Mortimer in die Kirche, wo mir die einfache christliche Rede wieder sehr wohltat und besonders der Gesang, denn sie singen hier so schön wie nirgends. Darauf unternahmen wir zusammen eine Fahrt nach Peterhof auf der Straße nach Pell. O wie ging mir das Herz auf in der freien Natur Gottes! und – ich war Dir 26 Werst näher! Wir tranken die frische Luft in uns mit vollen Zügen und rannten und sprangen wie die Kälber, und ich befand mich so wohl, daß ich mir ein Riese schien. Das war der schönste Tag, den ich verlebte seit meiner Trennung von Dir. Da fühlt man doch, daß man ein Mensch ist. Wie schön ist doch auch die flachste Landschaft gegen so ein Nest wie Petersburg!

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, den 23. Oct. a. St. 1828. Dein letzter Brief, meine herzensliebe Frau, hat mich recht in D-Moll gestimmt. Es ist aber ein Glück für mich gewesen, daß ich so über Deinen Geburtstag [23. Okt. = 11. Okt. a. St.] weggekommen bin, ohne an ihn zu denken. Ich bitte Dich bei unserer Liebe, laß kein weichliches Gefühl in Deinem Herzen aufkommen; schwache Herzen taugen nichts für unseren harten Kampfesstand. Wenn einer klagen könnte, so wäre ich's. Du hast es viel, viel besser als ich, denn Du hast unser Kind und bist bei unseren Schwestern. Ich kann es mir schon gar nicht mehr denken, daß ich ein Töchterchen habe.

Von hier kann ich Dir immer noch nichts besonders Erfreuliches melden, wenn Du das nicht rechnen willst, daß die Potemkin durch Benning hat sagen lassen, sie wolle mit mir einen Tag verabreden, an dem ich mit dem Fürsten Galitzin zusammen bei ihr speisen solle, daß die Kotzebue bei mir war und mir meine beiden kleinen Bilder der Uexkülls weggenommen, und daß die Fürstin Kurakin mich zu Tisch geladen hat. Wir waren in einem ungeheuren Saale fünf Personen an der Tafel und wurden von zwölf Bedienten bedient; das Beste daran war, daß die Fürstin ihr Porträt bei mir bestellte. Auch die Gräfin Nesselrode ließ

mir sagen, warum ich nicht zu ihr käme. Ich machte mich also auf die Socken und nahm ein paar Bilder mit; da ich sie aber nicht zu Hause fand, trug ich die Bilder in ihr Zimmer und zog wieder ab. Die Pracht in ihrer Wohnung war ungeheuer; einige Zimmer waren schneeweiß, die Wände so glatt und blank, daß ich mich wie in einem Spiegel drin sah — denke Dir, wie appetitlich! Der Graf Nesselrode[1] hat aber auch jährlich 200000 Rubel Einkünfte und überdem noch eine freie Wohnung von vierzig Zimmern.

Das ist ja alles ganz gut — aber der große Erfolg, den wir brauchen, ist es nicht. Ich habe manchmal bange Stunden. Gestern abend redete mir Pessarovius sehr tröstlich zu, auszuhalten und Mut zu fassen. Das tue ich auch und will ich auch tun nach meinen Kräften. Ich vertraue auf den Herrn, und Er gibt mir auch in meiner wirklich kritischen Lage Trost und Glauben und Mut, sodaß ich mich manchmal selbst über mich verwundere. Darum sorge Dich auch nicht um mich, wenn ich einmal in einem schwachen Augenblick nach der Feder greife und Dir, meinem Weibe, mein beklemmenes Herz ausschütte. Ich gebe mich Dir, wie ich bin. Ich sage Dir: ich lerne jetzt in dieser Kreuzesschule wirklich beten. Wie oft habe ich mich in glücklicheren Tagen dazu zwingen müssen! Jetzt bete ich, weil ich muß, denn sonst würde ich vergehen.

*

Jakobs Kampf

Petersburg 1828

Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,
Denn ich will ungesegnet nicht weiter gehn,
Und ich kämpfe mit Gott und mit Menschen aufs Blut
Um den Segen, das höchste und herrlichste Gut.
Und ich muß überwinden und siegend stehn,
Denn ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.

Ich rang bei der Nacht wohl mit einem Mann
Bis endlich der Morgen zu grauen begann,
Ich kämpfte bei Nacht in dunklem Gericht
Hart gegen ein himmlisches Angesicht —
In nächtlichem Dunkel, in Todesnot
Mit dem Engel des Herrn, dem starken Gott.

Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,
Denn ich hab' in das Auge des Himmels gesehn
Und ich halte den Engel des Lichts mit der Hand
Und habe das Antlitz des Herrn erkannt.
Und soll meine Kraft und mein Wesen vergehn —
Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.

*

[1] Karl Graf Nesselrode (1780–1862), russischer Minister des Auswärtigen, seit 1829 Vizekanzler, 1844 Reichskanzler.

W. v. K. an den Atti

St. Petersburg, den 5. Nov. a. St. 1828. Ich bin nun ungefähr ſechs Wochen hier, und mein Hauptgeſchäft hat bis jetzt noch immer im Beſuchemachen beſtanden. Du weißt, lieber Atti, wie greulich mir ein ſolches Leben iſt, aber hier gilt es: Biegen oder brechen. So drehe ich mich denn den ganzen Tag in Geſellſchaften herum und bin hier ſchon ſo bekannt, daß ich niemals nötig habe, mittags ins Speiſehaus zu gehen, ſondern immer in Familien eſſe und doch bei jeder immer Schelte kriege, warum ich ſo lange ausgeblieben bin. Manchen Tag mache ich drei Häuſer ab und noch eine neue Bekanntſchaft dazu.

Das wäre nun alles recht gut, wenn die Leute mir nur auch was zu arbeiten geben wollten. Aber daran hapert's, und es heißt immer noch: Geduld, Geduld! — ein ſchweres Wort, wenn es die Wiedervereinigung mit Julchen gilt. Mit Verſprechen ſind die Leute hier ſehr ſchnell, aber wenn's zum Klappen kommen ſollte, ſo war's immer nichts. Indeſſen ich denke: erſt zupft und ſpielt der Fiſch an der Angel, bis er doch endlich anbeißt, und Gott hat mir's gegeben, daß ich bis jetzt guten Mut behalten habe.

Ich bin eben auch zu einer ungünſtigen Zeit hierher gekommen. Denn erſtens beſchäftigt ſchon der Krieg [mit der Türkei 1828/9] alle Gemüter ſo lebhaft, daß ſie an nichts anderes denken, weil faſt aus allen guten Familien Söhne bei den Garden ſind, und zweitens kam nun noch der unerwartete plötzliche Tod der Kaiſerin-Mutter[1] dazu, die von Vornehmen und Geringen aufrichtig beweint wird, wobei die ſtrengſte Trauer-etikette alle Müßiggänger hinlänglich beſchäftigt.

Jetzt habe ich aber eine Beſtellung, die, wenn es gut geht, mein Glück machen, d. h. mir zu der gewünſchten Anſtellung verhelfen wird. Die ſel. Kaiſerin-Mutter hat nämlich, als ſie das Obuchowſche Narrenhaus vor einigen Monaten beſuchte, in dieſem eine arme Wahnſinnige bemerkt, die ihr ganzes Mitleiden erregte. Dieſe Frau hat in der Schlacht von Borodino ihre beiden Söhne verloren und iſt ſeit Empfang dieſer Schreckenspoſt in völlige Apathie verfallen, in der ſie auch jetzt noch verharrt. Sie ſitzt immer ſo da, als leſe ſie einen Brief. Die Kaiſerin fand ſie halb nackend auf der Erde liegen in einem ſchrecklichen Zuſtande, ſo mager wie ein Skelett, und ward dadurch ſo ergriffen, daß ſie den andern Tag wiederkehrte, ihr einen Lehnſtuhl und Kleider brachte und ein Service mit Früchten und Speiſen, recht geburtstagsmäßig geordnet, weil ſie glaubte, die Freude könne ihr gut tun. Die Kaiſerin ſprach ſehr liebreich mit ihr, hob ſie von der Erde auf und ſuchte ſie auf alle Weiſe zu tröſten. Mein Hauswirt Venning, den die Kaiſerin bei ihren Wohltätigkeitswerken viel gebrauchte und der auch bei dieſer Szene gegenwärtig war, ward durch die Güte der Kaiſerin ſo gerührt, daß er die ganze Szene als Bild gezeichnet wünſcht, um dieſes dem Kaiſer als ein Andenken an die gottſelige Wirkſamkeit ſeiner Mutter zu überreichen,

[1] Maria Feodorowna, Witwe des Kaiſers Paul I., geb. Prinzeſſin von Württemberg, † 24. Okt. a. St. 1828.

und hat mich mit dieser Arbeit beauftragt. Ich habe nun die Skizze schon fertig und fange morgen an, die Sache in Sepia auszuführen. Die Personen sind alle ähnlich, sehr ähnlich geworden, besonders die Wahnsinnige, die ich nach der Natur gezeichnet habe. Seht, liebe Eltern, wenn nun Gott den Kaiser durch dieses Bild rührt, so wird er gewiß auch nach dem Künstler fragen, und ich werde ihm auf diese Weise bekannt. Zu gleicher Zeit überreiche ich der Kaiserin[1], die meinem sel. Vater gut war und seinen Umgang liebte, als Geschenk ein Ölbild durch ihren Sekretär Chambeau, dessen Bekanntschaft ich gemacht habe, und werde auf diese Weise auch der Kaiserin bekannt — und dann reiche ich meine Bitte um den Hofmaler ein. Der Finanzminister Cancrin und auch die Frau von Potemkin, die viel Einfluß am Hofe hat, haben mir versprochen, mir dabei förderlich zu sein, und ich will auch die Fürstin Kurakin bitten, mein Gesuch durch das Ansehen ihres Mannes, der chancelier des ordres ist, zu unterstützen.

Den Direktor Schuberth[2], der Dir mit Leib und Seele ergeben ist, habe ich auch aufgesucht, er ist ein Mann voll Feuer und Leben. Neulich war ich zu einem Examen in der Petrischule; da hielt er eine Rede, die allerdings vortrefflich und echt christlich war. Aber er ist mir zu lebendig und ein so rasender Schwadroneur, daß ich mich aus dem Grunde unheimlich bei ihm fühle. Wenn einer so sehr viel spricht und so schnell wie ein Wasserfall, so kann ich nicht Achtung geben; solch schnelles, gleichmäßig fortlaufendes Sprechen reizt mich unwiderstehlich, gerade so wie das Brausen eines Waldstromes oder der Lärm einer Mühle, zu Träumereien oder Gedankenlosigkeit, und wenn dann der andere plötzlich fragt: „Ist es nicht wahr?", so weiß ich nie, was ich sagen soll, und das macht mich verlegen — das mag aber auch daher kommen, weil ich nur ein halbes Gehirn habe. Schuberth hat mir die herzlichsten Grüße an Dich aufgetragen, von denen ich mich hiermit dechargiere.

Meine Schwester, Mutter und Cousinen schreiben: Julie blüht wie eine Rose und ist so munter und mutig, daß sie das ganze Haus belebt und sie immer alle zum Lachen bringt. Sie hat sich Auguste auserwählt und entladet an ihr in meiner Abwesenheit ihre Zärtlichkeit. Wenn sie dann allein ist, wird sie manchmal etwas melancholisch und weint wohl ein paar Tränchen und sät auch etwas Tränensaat zur künftigen Freudenernte.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, den 14. Nov. a. St. 1828. Am vorigen Donnerstag [8. Nov. a. St. = 20. Nov. n. St.] war mein Geburtstag, vor dem ich mich diesmal etwas gefürchtet hatte. Ich hatte Sengbusch und Collins

[1] Kaiserin Alexandra (1798–1860), Gemahlin (seit 1817) Kaiser Nikolaus' I., geb. Prinzessin Charlotte von Preußen, Tochter Friedrich Wilhelms III.

[2] Heinr. v. Schuberth (1778–1866), aus Guben, wo noch heute eine von ihm hinterlassene wohltätige Stiftung besteht, seit 1807 in St. Petersburg, 1811 Inspektor der deutschen Hauptschule, später Staatsrat.

zum Frühſtück eingeladen und ſagte deshalb gleich, als ich aufgeſtanden war, zu Alexander, er ſolle zum Bäcker laufen und ſehen, daß er einen Kringel bekomme. Indem ging die Tür auf, und ein Bedienter brachte einen herrlichen großen Butterkringel, mit Blättern und Blumen ſchön verziert; Alexander war darüber gar nicht erſtaunt, ſondern legte gleich ſeine Mütze wieder weg und ſagte ganz naiv: „Da kommt er ſchon.“ Es war eine Überraſchung von Sengbuſch. Bald kamen auch die beiden Freunde. Es war noch finſter und ſehr traulich in meinem Stübchen, der Ofen heizte tüchtig, und ich hatte meine beiden Leuchter um den Kuchen geſtellt, es ſah ganz geburtstagsmäßig aus. Wir ſetzten uns um den Tiſch, und Collins las auf meine Bitte erſt das Lied „Wach auf, mein Herz, und ſinge“, darauf die Loſung[1] und dann bedeckte er das Geſicht mit der Hand und betete innig, erſt allgemein, dann ging er auf mich über, und zuletzt betete er mit beſonderer Herzlichkeit auch für Dich und unſere Bertha. Als er Amen geſagt hatte, fiel ich ihm mit Tränen um den Hals, und mir war ſehr wohl, denn ich hatte Gottes Frieden. Nun frühſtückten wir und zündeten unſere Pfeifen an, ich machte die Fenſterladen auf, und das Zimmer wurde feſtlich vom Frührot beſchienen – der breite Newaſtrom lag gefroren vor uns wie ein großer Gletſcher, und die gegenüberliegenden Paläſte blitzten im erſten Strahl der aufgehenden Sonne. Wir traten ans Fenſter und ſchwatzten noch eine Stunde, worauf jeder an ſeine Arbeit ging – ich zur Gräfin Neſſelrode, wo ich hinbeſtellt war, die ich aber nicht zu Hauſe fand, was mir ſehr ärgerlich war.

Heute bin ich nun wieder hingegangen mit den ſchönſten Hoffnungen und habe da die bittere Enttäuſchung erfahren, daß mir die Gräfin, nachdem ich eine ganze Weile gewartet hatte, impertinenterweiſe einfach ſagen ließ, ſie habe nichts nötig. So mußte ich denn mit meinen Bildern wieder abziehen und fühle mich dadurch ſo gekränkt und verletzt, daß es mich viel Überwindung koſtet, Dir gerade jetzt zu ſchreiben; hatte ich das doch gerade deshalb immer verſchoben, bis dieſer Beſuch vorbei ſein würde, um Dir recht was Brillantes melden zu können!

Mit der Potemkin iſt mir's beſſer gegangen. Dieſe Frau ſcheint ein Engel zu ſein, ſie ſieht auch aus wie ein Engel. Als ich ihr das kleine Aquarell brachte, das ich nach einem Bilde ihrer ſeligen Schweſter gemacht habe, hatte ſie große Freude daran und ſagte mir, wenn ich mich entſchließen wollte, ſo in Aquarell zu malen, was man hier ſehr liebt, würde ſie mir viel Arbeit verſchaffen können. Dann führte ſie mich noch an die Wiege, wo das kleine Kind ihrer Schweſter lag, was mich beinahe zu Tränen brachte, weil ich ſo lebhaft an Bertha erinnert wurde. Die Kurakin hat ſich noch nicht wieder gemeldet wegen ihres Porträts. Hingegen hat Stoffregen, der ganz verliebt in Dein Bild iſt, ſeine Frau bei mir beſtellt und auch ſich; aber die Tage ſind ſo finſter jetzt, daß man nicht malen kann.

[1] Loſungen heißen die Bibelſprüche, die von der Brüdergemeine alljährlich für jeden Tag des Jahres ausgewählt und ſeit 1731 gedruckt verbreitet wurden.

Wir haben jetzt Tauwetter bekommen, und ich kann, da das Eis zu morsch ist, nun wieder die Newa nicht passieren, wie schon vor vierzehn Tagen einmal, als die Eisschollen so stark gingen, daß man mit dem Kahn nicht hinüber konnte. Ich bin dadurch von meinen tätigsten Freunden ganz abgeschnitten. Sehr in die Quere kommt mir auch die Traueretikette, die hier alle Menschen so beschäftigt, daß sie an gar nichts anderes denken können, am allerwenigsten an einen Maler. So hatte ich neulich schon die Idee, nach Poll zu kommen und da die Zeit der schwersten Trauer abzuwarten. Aber es ist doch klüger, ich benutze die Zeit hier, wenn auch zu weiter nichts, als immer bekannter zu werden, und verspare mir unsere Freude auf Weihnachten. Ich möchte doch auch erst abwarten, was der Kaiser zu meinem Wahnsinnigenbildchen sagen wird. Venning war heute ganz davon entzückt. „Ja, akkurat so war es – sagte er zu mir – es ist, als ob ich die ganze Szene wiedersähe, und die Wahnsinnige ist so ähnlich, daß sie jedermann erkennen muß." So hatte der gute Mann eine ungemeine Freude. Es tut mir immer leid, daß ich mich der Sprache wegen gar nicht ordentlich mit Venning unterhalten kann, denn ich möchte ihn gern zum Freunde haben. Seine Frau, die gut deutsch spricht, ist mir nicht so lieb. Sie ist eine von den Christinnen, die sich immer ungeheure Sorgen wegen des Seelenheils von Diesem oder Jenem machen und auf diese Weise oft zu liebloſen Urteilen über andere verleitet werden – mir ist das schrecklich zuwider. Er dagegen ist ganz Liebe und scheint trotz seiner strengen Dissenterkirche doch das Wesen des Christentums recht erfaßt zu haben.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, den 27. Nov. a. St. 1828. Dein Brief war mir wie Orgelton und Psalmenklänge, wie ein Trunk alten Weines für meine Seele. Gott segne Dich dafür, meine geliebteste Julie! Daß unser Kleinchen schon ein Zähnchen aufzuweisen hat und daß die gute Großmutter dieses Ereignis zuerst entdeckt hat, macht mir solche Freude, daß mir das Herz hüpft. Ja, meine Herzensjulie, abholen kann ich Dich freilich noch nicht zu Weihnachten, aber besuchen, besuchen, daß man sich nur einmal wiedersieht, das muß ich durchaus, und wenn's nur auf drei Tage ist.

Hier scheint es ja nun auch vorwärts zu gehen. Chambeau, das ist der Sekretär der Kaiserin, den ich durch Venning kennengelernt habe, hat mir zugesagt, daß er mein Ölbild der Kaiserin gleichzeitig überreichen will, wenn Venning in vierzehn Tagen die Wahnsinnigenzeichnung an den Kaiser abgeben wird. Die Kurakin hat zwar immer noch nichts wieder von sich hören lassen, aber die Fürstin Jussupow hat ihr Bild in Aquarell bestellt und mir bereits eine Sitzung gegeben. Das Porträt für die Potemkin hat ihr so gefallen, daß sie zweimal von mir gemalt sein will, und ihr Kind soll ich auch malen.

Und nun noch eine besondere Freude. Als ich vor ein paar Tagen abends nach Hause komme, frage ich Alexander, ob niemand dagewesen wäre.

„Ja, Kurier!“ – „Kurier? Nun, und ſagte der denn nichts?“ – „Kurier ſagte: Herr ſollte morgen früh zehn Finanzminiſter kommen Cancrin.“ Ich konnte mir das Wie und Warum gar nicht erklären, ſtieg aber natürlich am andern Morgen zum Miniſter. Halb zehn ſtand ich ſchon im Vorzimmer mit einer großen Menge wartender Herren. Bald trat er heraus mit ſeiner Tobakspfeife, ſah ſich im Kreiſe um, und ſowie er mich erblickte, winkte er mir und ſagte: „Kommen Sie herein“, worauf ich ihm mit den geſpannteſten Erwartungen in ſein Cabinett folgte. Hier ſagte er mir: „Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu machen, der, wenn er Ihnen auch nicht viel einträgt, doch dazu dienen kann, den Kaiſer auf Sie aufmerkſam zu machen. Ich habe eine kleine Konkurrenz eröffnet für Zeichnungen zu einer Medaille zum Andenken der ſel. Kaiſerin-Mutter. Wenn Sie nun etwas ſchaffen, was dem Kaiſer gefällt, ſo werden Sie auch ein Geſchenk erhalten, hauptſächlich aber dem Kaiſer dadurch bekannt werden.“ Ich ſagte natürlich mit Freuden zu und zeichne jetzt Medaillen, daß mir der Kopf brummt.

Sonnabend, den 1. Dec. Ich habe in dieſen Tagen raſend gearbeitet, bei Tage immer an der Sepiazeichnung für Venning und abends und frühmorgens an den Medaillen, welche ich ungeheuer fein ausführe, um mich auf alle Art dadurch zu empfehlen. Vier habe ich ſchon fertig, und ſie ſehen ſo niedlich aus, daß alle, die ſie ſehen, davon entzückt ſind und ich ſelbſt ſie manchmal ſehr wohlgefällig anöggele.

Geſtern hatte ich die zweite Sitzung bei der Juſſupow. Als ich nach Verabredung um zwölf Uhr mittags hinkam, war ſie noch bei der Toilette, ich ſagte daher ihrer Geſellſchafterin, ich hätte meine Zeit zu nötig, als daß ich hier antichambrieren könnte, und die Fürſtin möchte mir einen Tag beſtimmen, an dem ich wiederkommen könnte. Die Fürſtin aber ließ mir ſagen, ſie wollte mir durchaus heute ſitzen und würde im Augenblick fertig ſein. Ich wartete noch über eine Viertelſtunde, da aber ſchoß mir die Wut ins Krönchen und ich nahm meinen Mantel um und wollte eben zur Tür hinausſpazieren, da kam die Madame geſchoſſen und bat mich zur Fürſtin. Dieſe machte viel Entſchuldigungen und entwaffnete durch Freundlichkeit meinen Zorn, denn ich hatte mir eigentlich vorgenommen, ſie etwas übers Knie zu ſtrecken. Sie bat mich dann, ich ſollte doch Sonntag früh wieder kommen. Ich ſagte, Sonntag ginge ich in die Kirche und par consequence nicht zu ihr. Dies fand ſie ſehr ſchön, denn Du mußt wiſſen, daß auf ihrem Tiſch wenigſtens zwanzig kleine Chriſtusbilder, eins akkurat ſo wie das andere, ſtehen. Dann möchte ich doch wenigſtens nach der Kirche kommen, wo ihr Bruder bei ihr ſein würde, welcher, da er im Kadettenkorps wäre, nur Sonntags abkommen könnte, und den ſie doch auch von mir gemalt haben möchte. Siehſt Du, ſo mehren ſich die Beſtellungen. Ich nehme zwar für ein Aquarellbild nicht mehr als ſechs Dukaten, das wird aber nicht lange mehr dauern, denn, ſobald ich viel zu tun kriege, ſchlage ich meine Preiſe auf. Ich wünſchte, ich bekäme recht viel ſo in Waſſerfarben, denn es gelingt mir und macht

mir gar nicht ſolche Sorge wie das Ölbruddeln. Hätte ich das früher gewußt, daß ich derlei Arbeiten kriegen würde, ſo hätte ich mich in Poll recht darin geübt. Es iſt ein Glück, daß ich wenigſtens Adelheid und Auguſte ſo malte, ſonſt hätte ich hier ſo was gar nicht übernehmen können.

Geſtern abend kam – denke, wie rührend – der alte Parrot zu mir und blieb drei Stunden bei mir ſitzen. Zum Glück hatte ich noch nicht geraucht, und in meiner Stube war der ſchönſte Wohlgeruch. Beruhige doch Mutter wegen des Pfeifenrauches. Wer am Tage zu mir kommt, riecht gewiß nichts. Ich rauche gewöhnlich des Morgens nur bis neun Uhr, dann ſperre ich die Fenſter auf, lüfte ordentlich und räuchere mit ſo einem Papierchen – ſo habe ich den ganzen Tag die ſchönſte Luft für die Bilderbeſucher, bis zum Abend, wo ich niemanden mehr erwarten kann. Dann aber wird nach Herzensluſt gequalmt.

*

M. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, den 12. Dec. a. St. 1828. Heute nur ganz kurz, indem ich durch Timos Ankunft um meine Schreibeſtunde geprellt worden bin. Er kam geſtern abend gleich zu mir, und wir hatten ſo viel zu plaudern, daß er ſchließlich die Nacht bei mir blieb. Die Medaillen und die Sepiazeichnung ſind nun fertig. Die Sepiazeichnung will Venning morgen überreichen, die Medaillen habe ich Cancrin ſchon übergeben; wenn Du dieſen Brief bekommſt, hat der Kaiſer ſie ſchon geſehen. Es hängt viel davon ab, wie er ſie aufnimmt. Ach, wenn es mir doch gelänge, hier eine Penſion zu erjagen! Wie glücklich könnten wir dann in Eſtland leben! Wenn ich irgendeine Freude habe durch meine Arbeiten, die an den Hof gegangen ſind, dann komme ich Weihnachten zu Dir; aber hänge Dein Gemüt nicht zu feſt daran, es kann auch ſein, daß irgendein Hindernis mich hier noch feſthält und ich erſt zu Neujahr oder zu den Drei Königen kommen kann.

*

M. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, Mittwoch, den 19. Dec. a. St. 1828. Ich hatte mir vorgenommen, wenn ich irgendeinen freudigen Erfolg hätte, ſo wollte ich gewiß Weihnachten zu Dir kommen. Nun aber weiß ich noch gar nichts. Über meine Medaillen habe ich noch nichts gehört, und die Sepiazeichnung hat Venning überhaupt noch nicht abgegeben, weil er bisher keine Audienz bekommen konnte. Hinſichtlich des Bildes, das ich der Kaiſerin präſentieren wollte, ſagt mir Chambeau, ſie ſei ſo beſchäftigt, daß ſie ihm ein für allemal befohlen habe, alles der Art abzuweiſen, er wolle aber ſehen, wenn ſie ſich für die Zeichnung intereſſiert, die Venning abgeben würde, ihr etwas von mir zu ſagen und ſie zu fragen, ob ſie nicht mehr ſehen wollte. So kann ich jetzt noch nicht kommen und will wenigſtens das Neujahrsfeſt hier abwarten. Denke Dir nur, wenn ich jetzt zu Dir käme und lebte ein paar Tage bei Dir wie im Himmel, und dann müßte ich wieder hierher in die alte Dunkelheit zurück – ich kann Dir ſagen, mein Herzensweib, dazu bin ich zu ſchwach. Bald werde ich

kommen, das iſt wahr; dann bleibe ich aber entweder ganz bei Dir oder ich kehre mit helleren Hoffnungen nach Petersburg zurück. Eigentlich habe ich aber keine Hoffnung mehr, gar keine, in keiner Sache, und wundere mich, daß mir der Herr ſo viel Stärke gibt, dieſe Enttäuſchung zu tragen. Ich bin ganz reſigniert und darauf gefaßt, bald von hier für immer abzureiſen und als armer Mann recht glücklich mit Dir dem Himmel langſam entgegenzugehen. Denn wenn ich hier nicht viel mehr verdiene als verzehre, ſo wäre ich ein Narr, hier zu bleiben, da ich für meine Zinſen auf dem Lande oder in Reval eben auch leben kann. Jetzt kenne ich nur noch ein Glück, das iſt: Bei Dir, bei Dir – und müßten wir auch trocken Brot eſſen – nur bei Dir und mit Dir!

Ich habe ein großes Bedürfnis, einmal recht ausführlich mit Mutter zu ſprechen – aber Schreiben lohnt und zinſt ſich da nicht. Wenn wir mit Mutter und unſerer Adelheid zuſammen nach Reval zögen? Ich könnte da immer was verdienen und mich nach Petersburg hin doch auch bemerklich machen, ſodaß ich am Ende doch noch angeſtellt würde. Ganz in Poll zu bleiben möchte ich nicht vorſchlagen, denn erſtens würde ich in der Einſamkeit da verfaulen und zweitens iſt Mutter immer unwohl in Poll. So würde ich lieber in dieſem Winter in Poll Koſtgeld zahlen, und im nächſten Sommer lebten wir dann in unſerem eignen Quartier in der Stadt. Für jetzt aber habe ich nur den einen Gedanken: wieder bei Dir zu ſein. Was iſt denn dieſes kurze Leben? Oh, wie man töricht iſt! Was fehlte uns? Doch iſt mir's eine Beruhigung, das kann ich wohl ſagen, es hier verſucht zu haben. Zum Feſte wünſche ich Dir, mein herzliebes Weib, Troſt und Kraft von Oben. Sei ſtark, liebe Frau! – es gibt nichts Elenderes als ein Herz, das verzagt. Ich grüße und küſſe Dich mit aller Herzlichkeit einer hohen Liebe, Dich und alles, was Dich liebend umgibt.

*

M. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, Mittwoch, den 2. Januar a. St. 1829. Ich bin in großer Angſt und Beſorgnis und habe ſchon ein paar Nächte meine Augen zum Schlafe nicht ſchließen können. O wie konntet Ihr mich ſo lange ohne Nachricht, zum Feſte mich ohne Brief laſſen?! So viele, die der Feder mächtig ſind, und keiner ſchreibt! Ich mache mir allerhand düſtere Gedanken und befürchte namentlich, daß meine letzten Briefe Mutter in Unruhe verſetzt haben möchten. Schreibe mir doch mit der Sonntagspoſt beſtimmt – der Brief mag mich nun noch hier treffen oder nicht.

Ich würde ſchon bei Dir ſein, wenn ich nicht noch eine Entſcheidung hätte abwarten wollen, aber nun habe ich es ſatt. Ach, meine Herzensjulie, ſolange ich Dich habe und Du mich liebſt und der Herr uns kleidet und nährt, ſo lange iſt's Sünde zu klagen, denn ſo lange bin ich im Beſitz eines vollkommenen Erdenglückes, und Du ſollſt auch keine Klage von mir hören und ſehen, wie glücklich . . .

O Freude und Dank dem Herrn aller Herren! Soeben kommt Dein Brief an, und Ihr seid alle wohl. So sei denn Gott gepriesen für seine unendliche Treue. Ich werde nun anfangen mich hier loszuwinden und denke, will's Gott, bald in Deinen Armen zu sein. Der Herr hat mich gelehrt, das Glück zu erkennen, das ich wirklich besitze, und von dem abstehen, das ich mir erträumt.

* *

M. v. K. an Karl v. Sengbusch

Poll, den 16. Januar a. St. 1829. Je näher wir der Heimat kamen, je weiter wurde mir die Seele. Die ganze letzte Station fuhren wir en carrière, und als ich endlich mein geliebtes Weib an mein Herz drückte und sie an meinem Halse vor Freuden schluchzte und nicht wieder von mir lassen wollte, da fühlte ich deutlich, daß ich der glücklichste aller Menschen bin. Ich war den ganzen Abend wie benommen. Ich sah mein blühendes Weib an und mein Kind, das sich ungemein lieblich entwickelt hat, ich sah meine Mutter wieder und so viele teure Seelen, die mit Liebe an mir hangen, und legte mich schlafen wie ein Träumer. Als ich am anderen Morgen erwachte und mich besann, wo ich war, dünkte mich's, ich sei gestorben und zum ewigen Leben erwacht. Es war noch ziemlich dunkel, und mich umgab ein Schweigen wie im Tode. Ich stand auf und trat ans Fenster, da schimmerte der Morgen mit seinem friedlichen Licht über den stillen dunklen Tannenwald herauf. Ich war zu Hause, ich konnte auch den ganzen Tag zu Hause bleiben, nichts drängte mich, keiner jagte mich. Endlich trat auch die Sonne hervor hinter den schwarzen Wipfeln der Tannen und übergoß die ganze Gegend mit purpurnem Lichte. Der Friede Gottes schien ausgebreitet über das stille Land.

In diesem stillen göttlichen Frieden richte ich mich hier nun wieder zu einem arbeitsamen Leben ein. Ich bin nicht geschaffen für das Leben und Treiben in der großen Welt. Hier trinke ich die Stille und Ruhe ein mit langsamen großen Zügen wie ein Verdursteter. Fern von dem Lärm und dem Treiben der ungeheuersten Eitelkeiten danke ich Gott, daß er mir gab, was mir gut und nütze war.

Heute nachmittag hatte ich mit meiner Mutter ein langes Gespräch meine Zukunft betreffend. Es war uns beiden etwas dunkel um den Kopf, da kam gerade die Post von Reval an und brachte mir das — Altarbild! O lieber Bruder, wie mir da war! Ich begreife mein Glück noch gar nicht und weiß nur das, daß ich unbeschreiblich glücklich bin und daß mir nun nichts mehr zu wünschen übrigbleibt.

Sie haben recht, lieber Freund — eigengeartet sind wir Beide. Sie sind sanguinisch angelegt, ich melancholisch. Sie sind einheimisch in der Welt der Empfindung, von leichter Erregbarkeit und inniger Wärme des augenblicklichen Gefühls — und doch sind Sie zugleich eine abgerundete Persönlichkeit, ein Völliges, Ganzes, Sie sind immer Sie selbst, nie etwas Fremdes, Gemachtes, Entlehntes. Darin ruht für mich das unbeschreiblich Anziehende und Erquickende des Verkehrs mit Ihnen, darin, wie ich

glaube, auch der Schlüſſel zum Verſtändnis Ihres geiſtigen Weſens, ſoweit es zu den Tiefen der Seele des Anderen überhaupt einen Schlüſſel gibt; dieſer Tempel hat bekanntlich die Eigenſchaft gotiſcher Dome, die wohl manche Tür zum Eintritt, aber für den draußen Stehenden völlige Undurchſichtigkeit der Fenſter beſitzen – nur dem, der hineingelaſſen, zeigt ſich im Inneren der reiche Schmelz ihrer Glasmalereien. Eben weil Sie nun in der Welt der Empfindung leben und zugleich eine eigengeartete Perſönlichkeit ſind, ſind Sie abgeneigt dem Geſetz, welches nur allgemeine Formeln hat und von dem Beſonderen, Individuellen keine Notiz nimmt. Hier wurzelt der Unterſchied unſeres religiöſen Lebens. Das Ihrige iſt ein ſolches der Empfindung, das meinige eines des Geſetzes, Ihnen ruht das Chriſtentum in Gebet und Liebe, mir im gewiſſenhaften Handeln. Sie ſtehen zu Ihrem Gott in einem perſönlichen Verhältnis, ich in einem derartigen, welches das Geſetz vermittelt. Daher ſind Sie Ihres Glaubens froh, ich nur ſehnſüchtig, froh zu werden. Sie ruhen – ich laufe, und doch liegt es nicht am Laufen, ſondern an Gottes Erbarmen.

*

W. v. K. an ſeine Frau Julie in Poll

Reval, Friedheim, den 21. April a. St. 1829. Heute, am Sonntagmorgen, doch wenigſtens einen herzlichen Gruß, in einem halben Stündchen muß ich wieder zum Gouverneur. Übrigens bin ich ganz umſonſt hierher geeilt und hätte meine Geſchäfte wegen des Bildes ebenſogut vier Wochen ſpäter abmachen können. Ich bekomme voraus 500 Rubel, muß aber eine Kaution von 1100 ſtellen – iſt das nicht ſchändlich? Die Kaution beſteht allerdings in Kreditkaſſenpapieren, von denen mir die Coupons bleiben, ſodaß ich doch nichts daran verliere. Ich werde aber nun noch einmal nach Reval müſſen, um die Papiere herzubringen. Jetzt habe ich noch zwei Tage hier zu tun und werde erſt am Mittwoch zu Gerhard[1] reiſen können.

Heute haben wir einen ſo herrlichen Tag, daß ich am liebſten gleich nach Poll abfahren möchte, um ihn in Kompagnie mit Dir zu genießen. So oft ich von Poll fort bin, fühle ich erſt recht, eine wie liebe Heimat es

---

[1] Der Bruder Gerhard leitete damals die Verwaltung des v. Uexküllſchen Majorates Fickel. Er war ſchon während Wilhelms Romreiſe im Juni 1826 nach Eſtland zurückgekehrt und dann auf Neuhaarm und ſeit April 1827 auf dem Muſtergut (Merinoſchafzucht) der eſtniſchen Ritterſchaft Orrenhoff tätig geweſen, wohin er auch nach ſeiner Vermählung am 28. Auguſt 1827 ſeine junge Frau führte. 1830 kaufte er das Gut Ferſenau, das er im Sommer 1836 wieder verkaufte, nachdem er 1833 die Verwaltung des zu dem Adligen Fräuleinſtift Finn gehörenden Gutsbetriebes übernommen hatte. In Finn hat Gerhard 37 Jahre gelebt, 1870 zog er nach Reval und kaufte ſich hier ein „Höfchen", das er „Stillheim" nannte und in dem er 1883, am 27. Dezember a. St., geſtorben iſt.

Bei einem der Beſuche Wilhelms in Fickel im Jahre 1829 ſind offenbar ſowohl die aquarellierten Zeichnungen von Gerhard und ſeiner Frau [ſ. d. Abbild.] wie auch die Zeichnung des princeps in Ferſenau [ſ. d. Abbild.] entſtanden, welch letztere Wilhelm dann ſpäter nach dem Ankauf von Ferſenau dem Bruder mit der nachträglichen Aufſchrift zugeſchickt hat.

mir geworden – da habe ich eigentlich die merkwürdigſte Zeit meines Lebens zugebracht und Du faſt auch, und wenn es auch nicht die luſtigſte Zeit des Deinigen war, ſo wirſt Du in der Folge doch ſehen, daß es eine ſehr liebe Zeit war, die in unſerer Erinnerung immer mit ſtillem Licht daſtehen wird. Sage Auguſte, ſie ſoll ihre Zeichnungen im Spiegel ſehen, da würde ſie ſich ſelbſt korrigieren können, und halte darauf, daß ſie es tut. Umarme meinen Birkenbaum an Auguſtes Laube, ich liebe ihn, weil ich ihn gepflanzt habe. Auf der Reiſe ſah ich in einer Station mich zufällig im Spiegel und war ſehr gerührt, ein Pollſches Geſicht zu ſehen.

*

W. v. K. an den Atti

Poll, Ende Mai 1829. Es iſt immer ein Feſt für Julie und mich, wenn ein Brieflein von Euch ankommt. Wir räumen dann ſchnell alles Störende beiſeite, ich zünde mir ein Pfeifchen an, ſetze mich ſo dicht als möglich neben die Kleine, und ſo leſen wir dann den Brief zuſammen, indem wir beide hineinſchauen und abwechſelnd unſere Stimmen erheben. Für mich ſind Deine Briefe immer eine rechte Seelenlabung, ſo wie ein friſcher Trunk Wein und wie Morgenluft.

Heute ſoll Dich ein Bild aus dem hieſigen Leben erquicken. Vor einiger Zeit ward ich infam vom Zahnweh gepieſäckelt, da packten mich die Mädchen auf eine Droſchke und fuhren mit mir nach Mûla, einem Pollſchen Dorf, zu einem alten Weib, welches ſchon oft mit Glück gehext hat. Ich trat in ein niederes, ungedieltes Zimmer, ungefähr wie bei uns ein Gänſeſtall, und mußte mich hier auf der Alten Geheiß auf ein niedriges, mit Pelzen behangenes Stühlchen ſetzen. Die Mädchen mußte ich ihres beleidigenden Lachens wegen zur Tür hinaustreiben und behielt bloß Auguſte bei mir. Nun fing die Alte an, mir einen großen Bündel von ihrem ſilbernen Geſchmeide um den Kopf zu ſchwenken, dann warf ſie das Geſchmeide in einen Eimer Waſſer, in das ſie noch allerhand Geheimnisvolles hineingeſchüttet hatte, und ich mußte mich dreimal mit dieſer Bouillon gurgeln; zuletzt nahm ſie ihr ſilbernes Bruſtſchild, welches in der Mitte ein Loch hatte, ab, und ich mußte dreimal durch das Loch durch ins Waſſer ſpucken, was keine Kleinigkeit war, da ich in dieſer Nachmittagsſtunde gerade eine große Vertrocknung in meinem Gaumen verſpürte und man einen guten Vorrat Flüſſigkeit braucht, um durch ein enges Loch nach einem anderen Gegenſtand gerade hin zu treffen. Auguſte verlor bei meinen Anſtrengungen die Faſſung, und auch ich bekam innere Krämpfe vor Lachen. Die Alte umſchwirrte mich noch einmal mit ihrem Geſchmeide, mein Zahnweh verging, und ich bin nun ſchon drei Wochen lang verſchont geblieben. Antonie fragte die Alte, aus weſſen Macht ſie dies tue. Da antwortete ſie: „Wenn Gott es nicht tut, wie mag ich es tun?“

[Julie fährt fort:] Eben iſt die kleine Bertha, nachdem ſie zuvor lange gelacht und gejubelt, endlich eingeſchlafen, da will ich ſchnell noch ein paar Worte hinzufügen. Ich hätte doch kaum geglaubt, daß ein Kindchen einen

ſo in ſtete Tätigkeit ſetzen könnte, trotzdem ſich noch die Großmama und die Tanten nebſt dem Papa der Kleinen annehmen. Muttchen wird ſagen: „Ha, was iſt ein Kind, laß ſie nur erſt ſechs haben!“ Das Kindchen iſt jetzt faſt ſchon den ganzen Tag wach und auf und will beſtändig auf das lebhafteſte unterhalten, getragen und geſchaukelt ſein, wozu ſich der gute Wilhelm ſogar noch in den Mitternachtsſtunden, wenn es nötig iſt, bereitwillig findet. Ich glaube aber auch, das Kindchen liebt ſeinen Vater ſchon ganz beſonders, denn es lacht ihn vorzüglich viel an und iſt auf ſeinen Armen immer ruhig und zufrieden.

Über Dein „kis, kis“ im geſtrigen Brief hat Wilhelm entſetzlich lachen müſſen. Denkt Euch, daß man hier auch „kis“, aber nicht in dem Sinne des Hetzens gebraucht. So neckte ich mich in Kurküll mit einer Schar Kinder herum, als auf einmal mich alle umzingelten und einſtimmig „kis, kis, kis“ riefen, was mich in nicht geringes Staunen verſetzte. Überhaupt ſind hier viele Worte, die Mütterchen noch von Weſtfalen her gebraucht, bekannt, und es iſt den Mädchen immer ein großer Jubel, wenn ſie ein ſolches von mir hören. Die Sprache hier iſt mir eigentlich gar nicht fremd, und viele haben mir ſchon geſagt, daß ich ganz wie eine Eſtländerin ſpräche, nur daß ich nicht Jeiſt und Määr ſage. „Gurig“ haben Wilhelm und ich hier auch ſchon eingeführt, nur wiſſen ſie es noch nicht recht anzuwenden.

Morgen wird uns die gute Tante Emilie wieder verlaſſen, die mit ihren Kindern ein paar Wochen hier war; ſobald ſie nun in Reval alles in Ordnung gebracht haben wird, wollen wir auch in ihrem Höfchen „Friedheim“ einziehen und werden da in der „Herberge“, einem beſonderen Häuschen, wohnen. Alle Bewohner Polls werden uns ſpäter dorthin folgen.

*

W. v. K. an den Atti

Reval, den 12. Juli a. St. 1829. So Gott will, werden wir nun unſere Reiſe bald antreten, Mutter hat hinlänglich Kräfte dazu geſammelt, und unſere Päſſe und Geldkaſſe ſind in Ordnung. Wir hatten den Plan, mit dem Dampfſchiff zu reiſen, und Julie freute ſich höchlichſt, auf dieſe Weiſe Euch wiederzuſehen und einige Wochen bei Euch zu bleiben. Leider hat ſich dieſer Plan wieder zerſchlagen, da ſich bei meiner Mutter eine große Unluſt vor der Dampfbootreiſe zeigte, die wahrſcheinlich Ängſtlichkeit iſt und durch keine vernünftigen Gründe zu überwinden war. Ich bin nicht gewohnt, meiner Mutter Geſetze vorzuſchreiben, und gab daher nach. Mit meinem Paſſe habe ich eine ganz tolle Not gehabt und bin endlich, um alle Drangſale mit dem Schwerte zu zerſchneiden, ruſſiſcher Untertan geworden in optima forma; ſo bin ich nun künftighin hier und in allen Landen aller ſolcher Scherereien überhoben, indem ich überall den Schutz der Geſandtſchaft habe. Für mein Altarbild habe ich 1800 Rubel im voraus erhalten, und in Dresden hoffe ich 800 Gulden, die ich in dem Erbſchaftsprozeſſe gewonnen, zu meiner Einrichtung vorzufinden.

Die Baseler Freunde haben mir sehr freundlich geschrieben, wollen oder können aber nicht so viel zahlen, daher bin ich sehr froh, daß ich sie los bin. Nun will ich die Sache[1] selbst unternehmen und das Heft von sieben Blättern für einen Thaler verkaufen, und dabei soll es ein Prachtwerk werden, was seinesgleichen nicht hat, jedes Bild mit einem reichen Arabeskenrande – so will ich wohl sehen, ob es nicht abgehen soll. Von 1000 verkauften Exemplaren verspreche ich mir dann einen Gewinn von 600 Thaler, und jeden Winter soll ein Heft erscheinen. Ich habe Dir ungeheuer viel von diesem Plane vorzuschwatzen, aber eben zu viel, um es zu schreiben. Wenn zu jedem Bilde ein kleiner Text, d. h. eine kleine Erbauung mit Gebet, von Deiner Feder und aus Deinem Herzen zugelegt würde, so würde das Ganze ungeheuer gehoben werden – wir beide wollten uns schon wechselweise in die Feder und in den Pinsel arbeiten, daß es eine Lust sein sollte. Es würde ein prächtiges Erbauungsbuch abgeben: eine Geschichte der Kirche Gottes auf Erden in erbaulichen ernsten Bildern, mit kräftigen Worten aus einem christlichen Herzen, die Bezug auf den Gegenstand des Bildes haben, ohne sich im übrigen unmittelbar auf das Bild selbst zu beziehen. Auf der einen Seite sieht man das Bild, auf der gegenüberliegenden den Text, sodaß man beides auf einen Blick hat und die Worte des Textes für den Gegenstand des Bildes Interesse erregen. Den Text würde ich mir so Thomas a Kempis-artig denken und so, als wenn er sich scheinbar gar nicht um das Bild bekümmere, doch aber denselben Gegenstand hat.

Über diesen Plan möchte ich Dich nun gerne sprechen und am liebsten in Bremen, in Deinem Hause – das wird aber kaum möglich sein, denn mit Weib und Kind ist die Reise von Dresden zu Euch zu teuer, und ohne meine Frau tue ich's nicht. Wie danke ich Euch für dieses Weib, Ihr lieben, lieben Eltern! Je mehr ich mich mit ihr einlebe, je glücklicher macht sie mich und je fester fußt und wurzelt die Liebe in mir. Möchte ich sie nur auch in dem Grade glücklich machen können als sie mich! Wir werden freilich in Dresden nicht wie reiche Leute leben, sondern wie arme; aber es ist weit ehrenvoller, als armer Mann auskommen, denn als reicher Schulden machen. Ich habe meine Mutter überredet, daß sie in Dresden eine separate Wirtschaft führt, damit Julchen selbständig werden kann und freie Hand im Hause behält. Wir wollen leben wie arme Leute und Gott um jeden Bissen Brotes bitten und ihm für jeden Bissen danken – so ein Leben hält einen fest am Herrn. Es ist auch viel süßer, im Vaterlande darben, als in der Fremde ein Herrenleben führen. Nun Gott befohlen! In vier Wochen sind wir, so Gott will, in Dresden.

---

[1] Hier entwickelt W. v. K. den Plan, der dann in den folgenden Jahren in dem Werke „Die Geschichte des Reichs Gottes nach der Heiligen Schrift, in Bildern" zur Ausführung kam.

Seereiſe von St. Petersburg nach Travemünde
9. bis 14. Auguſt n. St. 1829

[Spätere Niederſchrift]

Den 3. Auguſt [n. St.] nahmen wir Abſchied vom lieben Poll und kamen den 6ten abends in Petersburg an, wo wir in einem großen Hotel am Admiralitätsplatz, dem Winterpalais gegenüber, abſtiegen. Wir wollten mit dem engliſchen Dampfſchiff „Georg IV." reiſen, das, wie wir gehört hatten, am 9ten abgehen ſollte; bis dahin hatte ich allenfalls Zeit, unſere Päſſe in Ordnung bringen zu laſſen. Zu unſerem Schrecken erfuhren wir jetzt, daß das Schiff bereits am 8ten abfahre. Ich ſuchte gleich meinen Freund Sengbuſch auf. Er riet mir, mit dem ruſſiſchen Dampfſchiff, das am 9ten mittags von Petersburg nach Kronſtadt abginge, zu fahren; ſo würden wir den „Georg", der ſich in Kronſtadt einen Tag aufhalte und erſt am 10ten früh um drei Uhr von dort weiterfahre, noch erreichen. Nun ging ich mit Sengbuſch an Bord des „Georg", um mich einſchreiben zu laſſen. Ich fand den zweiten Platz, den allein wir bezahlen konnten, ſehr unter meiner Erwartung, da aber wenigſtens für die Frauen eine ſeparate Kajüte da war, ſchlug ich zu und mietete die nötigen Plätze.

Wir hatten nun noch tauſend Beſorgungen, und ich mußte wegen der Päſſe von Pontius zu Pilatus laufen, ſodaß ich die Stadt meiner Frau und Schweſter nur ganz flüchtig zeigen konnte, indes durchkreuzten wir ſie doch zu Waſſer und zu Wagen. Bei der Abreiſe gab es eine große Not. Wir hatten unſer Gepäck nach dem Engliſchen Quai vorausgeſchickt, uns ſelbſt aber etwas verſpätet, ſodaß wir erſt $^3/_4$12 mit unſerer Droſchke am Dampfſchiff ankamen. Wie erſchraken wir, als man uns ſagte, wir ſeien auf ein falſches Schiff geraten, welches erſt den folgenden Tag abfahre. Das richtige Schiff lag ſehr weit davon entfernt. Wir ließen nun den Kutſcher jagen, was die Pferde nur laufen konnten, und Sengbuſch wollte uns die Koffer zu Waſſer nachbringen. Am Dampfſchiff war ein tolles Gedränge von Menſchen, ſodaß ſchon das Mieten der Plätze mir tauſend Not machte. Von Sengbuſch mit dem Gepäck war nichts zu ſehen. An Bord zu gehen wagten wir nicht aus Furcht, bei der plötzlichen Abfahrt des Schiffes von unſeren Sachen getrennt zu werden. Da gab die Schiffsglocke das erſte Zeichen zum Aufbruch — alle, die nicht auf das Schiff gehörten, verließen es eilig. Es war ein greulicher Tumult, und unſere Angſt und Unruhe erreichte ihren Gipfel. Da endlich ſahen wir Sengbuſch auf ſeinem Kahne um eine Ecke biegen, wir winkten mit Tüchern, er winkte wieder, der Kahn flog heran, die Koffer wurden aufs Schiff geworfen, wir ſprangen nach, Sengbuſch, der uns bis Kronſtadt begleiten wollte, mit, und in demſelben Augenblick gab die Schiffsglocke das zweite Signal. Die Taue wurden eingerafft, das rechte Rad ſetzte ſich langſam in Bewegung und gab dem Schiff eine kleine Richtung vom Ufer ab; nun bewegte ſich auch das linke Rad, beide Räder immer

ſchneller und ſchneller, die Newa brauſte auf, als wenn ſie kochte, und in wenigen Minuten ſahen wir Petersburg weit hinter uns, als wäre es auf Waſſer gebaut. Ich hatte in dieſer Stadt viel gelitten und drehte ihr gern den Rücken.

Bei tiefer Dämmerung wurden wir am Abend in Kronſtadt mit all unſerem Gepäck am Lande abgeſetzt. Wir wollten nun gleich ein Boot nehmen und nach dem „Georg IV.“, den wir in der Ferne liegen ſahen, hinüberfahren. Aber ein Offizier benachrichtigte uns, daß unſere Päſſe erſt noch bei verſchiedenen Behörden viſiert werden müßten. Das war mir ein Donnerſchlag, ich wußte keinen Beſcheid und erfuhr auch, daß alle Bureaus ſchon geſchloſſen wären. Da ſtanden wir nun ſpät abends am kalten Strande, meine kränkliche Mutter, meine Frau, die guter Hoffnung war, meine Schweſter, mein kleines Kind auf den Armen unſerer treuen Magd Mienchen, ich und mein Freund ohne Rat. Endlich erbot ſich ein junger Offizier, der deutſch verſtand, wenn ich ihm einen Dukaten geben wollte, mir alle die nötigen Viſas zu beſorgen und die Päſſe vor zehn Uhr abends aufs Schiff zu bringen. Mit Freuden willigte ich ein und übergab meine Päſſe, meine einzige Legitimation, in einer ſo kritiſchen Lage einem wildfremden Menſchen.

Sengbuſch mietete nun einen Kahn, und wir fuhren ab. Der Kahn tauchte auf und nieder, ein friſcher Wind blies uns um die Naſe, und wir kamen dem Schiff immer näher, das uns heimführen ſollte nach Deutſchem Lande. Endlich lag es vor uns wie ein ſchwarzer Rieſe, und wir legten an der Schiffstreppe an. Die See ging aber ſo hoch, daß jeder nur durch einen gewagten Schritt oder Sprung die Treppe erreichen konnte. Das Kind hinüberzubringen, war das Ängſtlichſte; endlich wagte ich's, der Steuermann half und, Gott ſei Dank, wir brachten das arme Würmchen glücklich hinüber. Nun ſuchten wir unſere Kajüte auf. Wir fanden darin gute Beleuchtung und mehrere Leute, die am Tiſche ſaßen und ſchmauſten und unſeren Gruß freundlich erwiderten. Die Meinigen nahmen Beſitz von ihren ſeparierten Kämmerchen, und ich ſuchte mir in der großen Kajüte eine bequeme Koje, die wie Wandſchränke in zwei übereinander laufenden Reihen in den Wänden angebracht waren. Dann ſtiegen Sengbuſch und ich wieder aufs Deck und ſuchten den Kapitän, den Sengbuſch unſerer Päſſe wegen fragte. Er ſagte, wenn die Päſſe nicht kämen, wäre er genötigt, uns vor der Abfahrt wieder ans Land zu ſetzen, in welchem Falle auch unſer Fahrgeld nach den geſetzlichen Beſtimmungen nicht zurückerſtattet werden dürfte.

In großer Unruhe gingen wir beiden Freunde nun auf dem Schiffe hin und her. Einzelne Boote kamen und gingen zu und von uns, aber der gute Sengbuſch, der nach Petersburg zurück wollte, konnte ſich nicht entſchließen, uns zu verlaſſen, bis er wußte, welchen Ausgang es mit uns nehmen würde. Da wurde die Schiffstreppe aufgezogen, und die Kommunikation mit dem Lande war abgeſchnitten. Die Uhr in Kronſtadt ſchlug elf, ſie ſchlug zwölf, unſere Päſſe kamen nicht. Unabläſſig gingen

wir Arm in Arm auf und nieder, und ich fühlte, ein wie guter Troſt ein Freund iſt. Nun ſchlug es ein Uhr, da hörten wir Ruderſchlag und unterſchieden in den dunklen Wellen ein Boot. Das Herz ſchlug mir hoch. Die Treppe wurde heruntergelaſſen, ein paar ruſſiſche Offizianten kamen herauf. Sengbuſch fragte, ob ſie die Päſſe für Herrn v. Kügelgen brächten. Sie verneinten, nannten ein paar andere Namen und ſtiegen zum Kapitän hinab; Sengbuſch flog ihnen nach, und ich blieb in banger Erwartung auf Deck. Die Offizianten kamen zurück und fuhren ab. Nun kam auch Sengbuſch. Er umarmte mich und ſagte, er hätte meine Päſſe geſehen. Aber das Boot war nun fort, ſeine letzte Hoffnung, ans Land zu kommen, war geſcheitert, denn vom Dampfſchiff, auf dem ſchon alles ſtill war, konnte er kein Boot bekommen. Seine einzige leiſe Hoffnung war noch, bei anbrechendem Tage von einem Wachtſchiff ein Boot errufen zu können. Wir verabredeten, im ſchlimmſten Falle müſſe er als mein Bedienter mit nach Deutſchland bis Bremen, wo er bekannt war und ſich einen Paß verſchaffen konnte, um mit dem nächſten Dampfſchiff zurückzukehren.

Wir ſtiegen in die Kajüte, ich überredete den teuren Freund, ſich in meine Koje zu legen, um ſie einzuweihen, und ich legte mich auf den großen Tiſch, der in der Mitte der Kajüte ſtand. Wir mochten etwa eine Stunde geſchlafen haben, da wurden wir aufgeſchreckt durch ein greuliches Stöhnen der Schiffsmannſchaft auf dem Verdeck, das ſich taktmäßig hören ließ, untermiſcht mit einem ſchrecklichen Gepolter gerade über unſeren Köpfen. Im erſten Augenblick wußte ich nicht, wo ich war, dann kam mir ſchnell der Gedanke: das Schiff! es geht fort! Ich eilte mit Sengbuſch aufs Verdeck und fand die Matroſen beſchäftigt, den großen Anker vermittelſt einer ungeheueren Winde heraufzuziehen. Schwer fielen die großen Glieder der Ankerkette aufs Verdeck nieder, und die Walze, die durch große eiſerne Hebel gedreht wurde, krächzte grauſig durch die Stille des Morgens, aber harmoniſch zu dem wunderlichen Stöhnen der Matroſen. Die Meinigen kamen alle aufs Verdeck. Der Augenblick war uns höchſt intereſſant — wir wurden nun los vom ruſſiſchen Lande, ja von allem Lande, und einem anderen, uns gänzlich fremden Elemente hingegeben. Freude, Schauder und die geſpannteſte Aufmerkſamkeit beſeelte uns. Nur beim Antritt der erſten Seereiſe kann man ſo etwas empfinden, danach ſtumpft ſich alles ab; als der Anker in Travemünde niedergelaſſen wurde, ſahen wir gar nicht hin.

Der Tag dämmerte ſchon ſtark, der Himmel war heiter, und ein leichter Südwind wehte. Das Schiff ſtand mit der Spitze nach Oſten gegen den Strom der Newa. Als der Anker ſich hob, fühlten wir an einer leichten Bewegung des Fußbodens, daß das Schiff flott wurde. Da wurde ein kleines dreieckiges Segel aufgezogen, der Wind legte ſich hinein und trieb das Schiff mit der Spitze nach Norden hin, zugleich ſetzte ſich das rechte Rad in Bewegung und vollendete die völlige Kehrung des Fahrzeuges. Jetzt fing auch das linke Rad an zu arbeiten, das

Segel wurde eingerafft, die Räder gingen immer ſchneller, das große Schiff nahm eine zitternde Bewegung an, ungefähr der Bewegung eines ſehr guten Federwagens ähnlich, der raſch über gutes Pflaſter fährt, und ſo ſchoſſen wir vorwärts und glitten über die Reede von Kronſtadt hin. Rechts von uns lag eine lange Linie von einundzwanzig großen Kriegsſchiffen, die wir paſſierten, eins immer ungefähr eine Viertelſtunde vom anderen poſtiert. Dieſer Anblick war ſchön. Die Newa oder der Anfang des Meerbuſens iſt hier ſo breit, daß wir bloß rechts die Küſte von Finnland in der Ferne ſahen; die Küſte von Ingermanland war unſeren Augen entrückt. Ich ſtand mit Sengbuſch am Bugſpriet – was aus ihm werden ſollte, war uns dunkel. Er hatte ſich drein ergeben, mit nach Deutſchland zu kommen.

Mit unglaublicher Schnelle hatten wir die ganze lange Linie von ſchwimmenden Feſtungen paſſiert und nahten uns nun der letzten, einem koloſſalen Dreidecker von hundert Kanonen, der als Wachtſchiff die Linie ſchloß. Hier hielten wir plötzlich an. Vom Schiff ſtieß eine Schaluppe ab und brachte einige Offiziere zu uns herüber, die unſere Päſſe und unſer Gepäck nochmals beſahen – dies war die letzte Paßſchurigelei. Mit dieſen Offizieren konnte nun Sengbuſch an Bord des Wachtſchiffes zurückkehren und von da das erſte einlaufende Schiff benutzen, um nach Petersburg zurückzukehren. Wir lagen uns lange in den Armen, dann ſtieg er in das Boot, das von den Wellen hochgehoben wurde. Da ſtand er den Blick nach uns gewendet – er war ein ſchöner Mann, gewachſen wie ein Palmbaum, von ſanftem Anſehen. Lange winkte er mit dem Tuche – da tauchte die Sonne hinter Kronſtadt auf und ein gewaltiger Schuß von der Feſtung verkündete den Anbruch des jungen Tages. Es war der Morgen eines der genußreichſten Tage meines Lebens. Meine erſte Seefahrt! – und ſie führte nach Deutſchland, meinem lieben Vaterlande.

Wir gingen nun fort mit allen Segeln; noch ein paarmal umſehen, und dann war alles verſchwunden, was hinter uns lag, wir ſahen nichts als Waſſer vor und hinter und um uns. Nach kurzem Schlafe wurde um acht Uhr das Frühſtück ſerviert, das nach engliſcher Weiſe in Kaffee, Tee, Eiern, Beefſteaks und Schinken beſtand. Wir hatten alle guten Appetit. Nach dem Frühſtück begab ſich alles aufs Deck, wo wir, ungefähr ſechzig Perſonen, Herren und Damen, herumſpazierten. Unſere Bertha war das einzige Kindchen. Sie war damals anderthalb Jahre alt und zog durch ihre Niedlichkeit Aller Blicke auf ſich. Sie lief wie ein kleines Hühnchen auf dem Verdeck herum und hatte, wenn ich ſie in die Höhe hob und ihr das Meer zeigte, immer großes Verlangen, hineinzuſpringen und zu baden. „Pitſipatſa“[1] rief ſie aus und ſtreckte ihre Händchen nach dem gewaltigen Waſſer. Der Tag war ſonnig und heiter und das Meer ſo ſtill geworden, daß die Taue und Ketten des Bugſpriets ſich im Waſſer ſpiegelten.

[1] d. h. Pitſchepatſchef[-naß] in eſtniſcher Ausſprache, kindliche Bezeichnung für Baden. S. auch das Bildchen der kleinen Bertha beim Baden.

Um zehn Uhr ſahen wir die Inſel Hochland auftauchen, und zu Mittag kamen wir dicht daran vorbei. Sie mag nicht mehr als zwei Stunden im Umfang haben und hebt ſich überall mit hohen Felſen aus dem Waſſer heraus. Der Anblick einer Inſel vom Schiff aus, wenn man ringsumher kein feſtes Land ſieht, iſt ungemein reizend. Es gleicht einem Zauberſpiel, man möchte hinüber und gerne da wohnen. Hochland iſt von einem kühnen Fiſchervölkchen bewohnt, die nach Eſtland einen Schleichhandel mit Salz treiben, welches ſie von Schweden holen; mit unglaublicher Keckheit durchſchneiden ſie auf ihren kleinen Segelbooten den Meerbuſen. Wir waren nahe genug, um einen Menſchen unterſcheiden zu können, beſonders da wir vortreffliche Fernrohre hatten, aber wir konnten weder Menſchen noch irgendeine Art von Anbau entdecken. Die Inſel ſah aus, als wenn Gott ſie eben erſt aus der Tiefe des Meeres emporgehoben hätte, noch unverdorben und unbeſchimpft von dem Fluche der Menſchen, der Arbeit, welche der freien Erde das ängſtliche Gepräge einer Schulſtube aufdrückt.

Am Nachmittag paſſierten wir einen Felſen, der ſteil etwa fünfzig Fuß hoch aus dem Meere herausragte; auf ihm ſteht ein Leuchtturm, auf welchem nachts Feuer unterhalten wird, um die Schiffe vor dieſer Klippe zu warnen. Ich beneidete den Wächter, der dort ſeine Wohnung hat. Er iſt allen ärgerlichen Kolliſionen mit den lieben Nebenmenſchen überhoben, kann ſorglos den ganzen Tag malen oder treiben, was er will, zum Fenſter heraus angeln und allerlei Waſſerjagd üben, entgeht vielen Sünden, zu denen die Geſellſchaft reizt – und das ſind faſt alle Sünden – und hat nichts zu tun als nachts ſein Feuerchen zu unterhalten. Wird er dann einmal abgelöſt, ſo genießt er die Freuden der Geſellſchaft und das lebendige Leben doppelt und dreifach. Das waren ſo die kindiſchen Ideen, die mich beim Vorbeifahren amüſierten; mein Herz bewegte ſich damals gern in romantiſchen Ideen.

Dann bekamen wir flüchtig noch einmal die Küſte von Eſtland zu Geſicht und blickten mit Wehmut hinüber. Wir mochten jetzt gerade Poll gegenüber ſein, da hatten wir viel, ſehr viel erlebt, was uns jetzt durch die Seele ging, da hatten wir ein Obdach gefunden, getrauert und gelacht. Jetzt gingen wir einer Zukunft entgegen, die uns völlig dunkel war – wir wußten nicht, wie Gott uns führen würde.

Der Abend brach nun herein, der Mond ſchien hell. Die Paſſagiere verließen nach und nach das Verdeck, zuletzt blieb ich allein übrig mit einem Herrn Gerri aus Odeſſa, und wir ſprachen manch ernſtes Wort, zuerſt über die Kunſt und dann vom Glauben. Im Weſten ſtand eine ſchwarze Wolkenwand, die zuletzt den Mond verſteckte. Es erhob ſich etwas Wind, und ein ungeheures Segel wurde am Vordermaſt aufgezogen. Um Mitternacht ging auch Herr Gerri ſchlafen. Nun war ich ganz allein außer einem Matroſen, der ſtill bei ſeiner Lampe am Steuer ſtand, und einem anderen, der vorne auf dem Schiffsſchnabel ſaß und ſeine Pfeife rauchte. Man hörte nichts als das Rauſchen der Räder und

das Stöhnen der Maſchinen, das taktmäßig aus dem tiefen Bauch des Schiffes heraufdrang. So wie die ſchwarze Wolke über uns ſtand, ſo lag ſie im Spiegel auch unter uns, der Meereshorizont war in der Dunkelheit ganz verſchwunden, und es ſah aus, als wenn unſer Schiff den Mittelpunkt einer großen Himmelskugel bildete und in der Luft zitternd ſtünde, denn von der Bewegung merkt man nichts, wenn man nicht außerhalb feſtſtehende Körper gewahr wird. Das große vom Kohlenrauch geſchwärzte, vom matten Winde halb angeſchwellte Segel ſah majeſtätiſch aus, und mir war's, als ich auf dem leeren Deck einherging, ganz wunderſam und ernſt zumute.

Nun wurde es auch mir zu kalt, und ich ging nach unten. Kaum war ich eingeſchlafen, ſo wurde ich durch die Stimme des Steuermanns wieder geweckt, den ich wiederholt den Namen Reval nennen hörte. Ich ſprang auf, ſtieg aufs Deck und ſah in der Ferne die Feuerbake von Reval. Mit tiefer Bewegung ſchaute ich nach dieſem Licht. Dort wohnte meines ſeligen Vaters Zwillingsbruder mit ſeiner Familie, unter deſſen Dach wir lange geherbergt hatten, und noch viele andere liebe Verwandte, in der Nähe auch mein guter Bruder. Jetzt lagen ſie alle in tiefem Schlaf und ahnten nicht, daß wir uns auf der Höhe ihrer Stadt befanden. Mich bewegte eine große Sehnſucht, und noch lange blickte ich nach dem Funkzeichen von Reval, bis mich der heftiger werdende eiskalte Wind wieder in meine Koje trieb.

Als ich gegen Morgen erwachte, hörte ich die Rippen und Balken des Schiffes wunderlich knacken, und die Wellen, von denen ich nur durch eine Wand getrennt war, klatſchten energiſch gegen den Bauch des Fahrzeugs, mir dicht am Ohr. Mein erſtes Gefühl war Freude. Aha, dachte ich, nun wirſt du die bewegte See ſehen. Ich ſprang raſch aus meinem Schränkchen und war nicht wenig verwundert, als ich fand, daß ich ſchwindlig war und kaum auf meinen Füßen ſtehen konnte. Ich war ſo albern, mich ungemein zu freuen, daß ich das Gefühl der Seekrankheit, von dem ich ſo viel gehört, nun auch kennen lernen ſollte. Nun ſchwindelte ich ſchnell die Treppe hinauf aufs Verdeck. Die See brauſte tüchtig und trieb Lämmer, ſo weit man ſehen konnte. Der Himmel war dunkel überzogen, und der Wind pfiff ganz gehörig. Das Schiff ging mit vielen Segeln, machte aber ſehr unangenehme Bewegungen, weil der Wind konträr war. Beim Bugſpriet ſpritzte der Schaum der Welle über die Bruſtwehr herüber. Dies alles konnte ich aber nur flüchtig bemerken, denn bald mußte ich raſch zwei geſpannte Taue umklammern, mich über Bord legen und mein Opfer darbringen. Quo facto ging ich nach unten, um nach den Meinigen zu ſehen. Ich fand ſie ſämtlich krank und ſehr herabgeſtimmt, ausgenommen meine Mutter, welche leidlich wohl und guten Mutes war und auch das Kind zu ſich genommen hatte.

Dieſer Tag war erbärmlich und deckte überall die Schande der menſchlichen Natur auf. Nach und nach verſammelten ſich ſämtliche Herrſchaften wieder auf dem Verdeck. Geſtern ſahen ſie alle aus wie aus dem Ei

geſchält und trieben viel Kurzweil und Eitelkeiten. Heute war alle Eitelkeit geſchwunden, kein Menſch hatte ſich gewaſchen, die Kleidungsſtücke ſaßen ſchief, alle Artigkeiten hörten auf und jede Rückſichtnahme wurde vergeſſen, weil ein jeder nur mit ſeinem Elend beſchäftigt war. Der Vernünftigſte war ein alter reicher Jude, der wie ein Kloß auf einem Teppich lag und fortwährend betete; wenn er's ehrlich meinte, dann haben wir alle vielleicht ſeinem Gebete unſere Erhaltung zu danken.

Meine beſondere Aufmerkſamkeit erregte ein junger Ruſſe, der mit in unſerer Kajüte wohnte. Sein Äußeres war etwas auffällig, er war klein, hatte aber einen ſehr großen Kopf und trug an dieſem eine ungeheure krumme, etwas windſchiefe Naſe, die ihm ein dummes Ausſehen gab. Er ließ ſich mit niemand ein, ſondern ſtudierte beſtändig ſehr emſig in allerlei Büchern, darunter auch Geßners Idyllen, an denen er ſich anſcheinend in der deutſchen Sprache übte. Ohne Zweifel war er ein Gelehrter, denn er ſah aus, als ob er nicht bis drei zählen könnte. Sein poetiſches Talent konnte er nicht verbergen und war alle Augenblicke genötigt, ſein Taſchenbuch herauszuziehen und einige Verſe hineinzuſchreiben. Ich hatte eine ſtille Gutheit für ihn und mußte ihn viel anſehen. Jetzt ſtand er am Vorderende des Schiffs ſtundenlang unbeweglich, als wenn er ganz allein wäre, und blickte in die Wellen; er trug eine ſchöne hohe Mütze, und eine Pfeife hing ihm im Mund. Plötzlich mußte er ſich gewaltig übergeben, ohne jedoch dabei ſeine gewöhnliche Stellung zu verändern, nur ſeine Pfeife fiel ihm aus dem Mund und fiel ins tiefe Meer. Wehmütig blickte er ihr nach in das ſchäumende Element, aber er änderte ſeine Stellung nicht. Siehe, da nahm ihm der Sturm auch ſeine ſchöne Mütze, noch ein paarmal wurde ſie ſichtbar auf den Wellen, dann verſchlangen ſie die Fluten. Die Haare des Hartgeprüften flogen im Winde. Da griff er in die Taſche, zog ein ſeidenes Taſchentuch hervor und band ſich's um den Kopf, ſodaß zwei lange Zipfel, vom Winde getrieben, ihm hinten flatterten, aber er blieb unentwegt in ſeiner Stellung. Er war das Bild einer völligen Hingebung in ein ſcheußliches Schickſal. Meine Mutter, die ihn im Verborgenen auch beobachtet hatte, habe ich lange nicht ſo herzlich lachen ſehen.

Weil die See ſo hoch ging, daß wir faſt nicht vom Fleck kamen, indem der Wind uns konträr kam, beſchloß der Kapitän, zwiſchen Schweden und Gotland durchzugehen, um unter den Wind zu kommen. Kaum waren wir um die Nordſpitze der Inſel herum, ſo merkten wir auch ſchon, wieviel ruhiger hier das Meer war. Als wir ein derbes Stück an Gotland hingefahren waren, erklärte der Kapitän, er wolle da vor Anker gehen, damit uns der Sturm, den er erwartete, nicht auf hoher See träfe. Wir nahmen nun die Direktion nach der Küſte hin und fuhren bis auf die Tiefe von ſieben Klaftern heran, die der Kapitän, am Hinterteil des Schiffes außerhalb des Bordes auf einem hinausgehangenen Brettchen ſtehend, mit dem Senkblei feſtſtellte. Hier wurde der große Anker ausgeworfen. Wir dankten alle Gott, daß das Schaukeln aufhörte und wir etwas Ruhe

bekamen, und freuten uns darauf, nun auf dem Verdeck den schönen Abend zu genießen und uns Gotland aus der Nähe zu besehen, denn wir waren bis auf tausend Schritt herangefahren, sodaß wir deutlich die Fischer am Strande sehen konnten.

Da bemerkte ich, daß zwei Boote ausgesetzt wurden und der Kapitän sich anschickte, mit mehreren Passagieren ans Land zu gehen. In mir erwachte eine ungeheure Sehnsucht nach dem Lande, ich sprang in einen der Kähne, und es dauerte nicht lange, so fußten wir am Strande, der mir sehr wohl gefiel. Unten am Sande lagen einige Fischerhütten, dann stieg ein felsiger Glint in die Höhe, und oben darauf war Tannenwald. Die Luft war ganz mit dem Geruche würziger Waldkräuter erfüllt. Ich erstieg den Glint, wälzte mich eine Weile im warmen Heidekraut und erfreute mich an der schönen Aussicht auf den in mancherlei Krümmungen sich hinziehenden Strand und auf unser Schiff, das wie eine stolze Fregatte vor mir im Meere lag. Die schwedische Küste, die ich von dieser Höhe zu erblicken hoffte, ließ sich aber nicht sehen.

Plötzlich sah ich den Kapitän mit einigen von unseren Passagieren und den Matrosen waldeinwärts gehen. Ich lief ihnen nach, erfuhr, daß sie auf ein benachbartes Gut gehen wollten, um Schafe einzukaufen, und schloß mich ihnen an. Unser Weg führte über Hügel und durch kleine Täler immer durch Wald, der sich bisweilen nach der See zu öffnete und die herrlichsten Ausblicke gewährte. Nach etwa einer Stunde kamen wir an den Gutshof. Er lag hart am Walde, die Felder landeinwärts; durch einen Durchhau im Walde sah man das Meer tief unten liegen. Rechts und links auf dem viereckigen, ganz mit gepflegtem Rasen bewachsenen Hofe waren die wohlgebauten reinlichen Wirtschaftsgebäude, in der Mitte führte eine Allee von viereckig beschnittenen Linden zu dem Wohnhaus, zu dessen Seiten man in den freundlichen Blumen- und Gemüsegarten sah. Das Haus war massiv gebaut und machte einen altertümlichen, etwas schloßartigen Eindruck; über der Tür befand sich ein altes steinernes Wappen. Die Abendsonne beleuchtete diesen friedlichen, freundlichen, reinlichen Hof, der mehr einem Klosterhofe glich als einem deutschen Wirtschaftshofe mit seinem großen Misthaufen in der Mitte.

Der Hausherr kam uns in einem langen gelbgrauen Überrock entgegen und hieß uns freundlich eintreten. Er hieß Schneider; sein Vater war aus Halle gebürtig und hatte sich hier angekauft; der Sohn verstand noch etwas deutsch und freute sich, als ich ihm sagte, daß ich in Halle bekannt sei. Herr Schneider war unverheiratet und lebte mit ein paar alten Schwestern, die ein sehr gutes und frommes Aussehen hatten. Das ganze Haus war von peinlichster Reinlichkeit. Im Zimmer standen schmucke altfränkische Möbel, an den Wänden liefen Bänke hin. An dem einen Teil der Fensterwand hingen schön aneinandergereiht vierunddreißig Meerschaumpfeifen von allen Größen mit spiegelnden silbernen Beschlägen, darunter stand ein Tisch mit Tabaksdose, Feuerzeug und Pfeifenräumern. Dieses brachte mir einen guten Begriff von Herrn

Schneider bei, und ich erkannte daraus, daß er nicht allein einen guten Geſchmack hatte, ſondern auch ein geruhiges und glückliches Leben führen mochte. Die einzigen Bücher, die ich bemerkte, waren die Bibel und ein paar ſchwediſche Predigtbücher, die ein höchſt orthodoxes Ausſehen hatten.

Die beiden freundlichen Schweſtern hatten eigenhändig ſchnell ein Mahl bereitet und brachten auch Branntwein, Met und ſaure Milch in großen Kummen. Wir aßen mit vieler Luſt, da wir alle der Seekrankheit halber den ganzen Tag noch nichts zu uns genommen hatten und ſehr verhungert waren. Ich hätte meiner Frau gern ein Volksbrot, welches hier nach eſtniſcher Art, ähnlich dem Pumpernickel, gegeſſen wird und ganz beſonders erquickend bei Krankheiten iſt, mitgebracht und der Merkwürdigkeit halber auch echtes ſchwediſches Knäckäbrö. Ich ſtellte mich daher vor die Schweſtern, die bloß ſchwediſch ſprachen, hin und ſagte: „Knäckäbrö, Knäckäbrö", indem ich mit bittender Gebärde auf meine Taſchen wies. Die eine winkte mir und führte mich in eine Kammer, deren Wände mit Geſtellen ganz bebaut waren, welche voll von Volksbroten aller Größen lagen, woraus ich auf einen ungeheuren Heißhunger der Schweden ſchloß, und das Knäckäbrö hing in Scheiben an Nägeln. Die Dame gab mir zu verſtehen, daß ich ungeſtraft hier meine Finger ausſtrecken dürfe. Ich nahm ein Brötchen und eine Scheibe Knäckäbrö, bedankte mich mit einem Handkuß und ging ſehr froh über meinen Schatz wieder zur Geſellſchaft, die ſchon im Begriff war aufzubrechen. Die Matroſen, die unterdeſſen tüchtig die Himbeeren, Johannis- und Stachelbeeren im Garten geplündert hatten, luden die Schafe auf den Rücken, und ſo ſchieden wir von dieſem allerliebſten Gütchen, an das ich immer noch gern zurückdenke und das mir als ein Ideal ländlicher Einſamkeit erſchien. Ich wäre gern dageblieben mit Weib und Kind, und die Lage des Herrn Schneider erſchien mir damals höchſt beneidenswert; doch wird auch er ſein Kreuz gehabt haben und wäre vielleicht gern mit mir übers Meer gefahren, um Gotland nie wieder zu ſehen — aber nein! ſeine vielen Pfeifen, alle ſo in guter Ordnung, die zeigten, daß es ihm gemütlich war in ſeinem Neſt.

Auf dem Rückwege hielt ich mich mit einem Herrn zuſammen, deſſen Namen und Stand ich nie erfahren habe, er war aber wiſſenſchaftlich ſehr gebildet und hatte einen hellen Verſtand. Wir blieben, in genußreiche Geſpräche vertieft, etwas zurück und verloren ſo ſchließlich die Geſellſchaft und mit ihr den Weg. Es war Nacht geworden und der Mond hinter Wolken verborgen. Wir konnten zwar im allgemeinen die Richtung nicht verfehlen, aber mit Umwegen uns doch ſo verſpäten, daß die Kähne und das Schiff ohne uns abfuhren. Wäre ich allein geweſen, ſo hätte ſolches Abenteuer am Ende ſeinen Reiz gehabt; ſo aber dachte ich mit unbeſchreiblicher Beſorgnis an die Meinigen. Wir rannten nun wie die Poſtpferde durch dick und dünn und trafen endlich auf einen Matroſen, der durch den ſchweren Schöps, den er auf dem Rücken trug, auch genötigt geweſen war zurückzubleiben. Dies war uns unbeſchreiblich tröſtlich;

denn wenn der Kapitän uns auch im Stiche gelassen haben würde, auf seinen Schöps, den er mit schwerem Gelde hatte bezahlen müssen, hätte er sicher gewartet. Als wir den Strand erreichten, war der Kapitän schon nach dem Schiff abgegangen, aber das andere Boot lag noch da, und wir drei mit dem Schöps kamen als letzte noch hinein.

Auf dem Schiffe angekommen, besänftigte ich zunächst meine durch unser langes Ausbleiben besorgte Frau durch das Knäckäbrö. Bald hörten wir wieder das schauerliche Krächzen der Ankerwalze und das Stöhnen der Matrosen, das Schiff wurde flott, und Gotland verschwand schnell im Dunkel der Nacht. Je weiter wir in die See hinaus kamen, desto bedenklicher fing das Schiff wieder zu schwanken an. Da ich die Kajütenluft wie den Tod fürchtete, ging ich wieder auf das Verdeck, wo sich mir ein Herr von auffallend ramassiert gebauter Figur anschloß, der einen scharlachroten Mantel und eine soldatische Mütze trug. Er war mir schon in unserer Kajüte aufgefallen, und ich war ihm dankbar, weil er sich dort der Meinigen angenommen hatte. Nun hatte er erfahren, daß ich, wie er, aus Dresden sei. Er war Rechtsgelehrter und hieß Schirmer (ein Sohn des Akteurs gleichen Namens). Er erzählte mir viel aus seinem Leben, unter anderem, wie er im Auftrage eines reichen Engländers eine Gräfin Chevalier (Tochter der berühmten Chevalier, Kaiser Pauls Maitresse) entführt habe. Das Mädchen sollte, weil ihre Mutter die Verbindung mit einem Protestanten nicht zugeben wollte, von Dresden aus nach einem böhmischen Kloster gebracht werden, bis sich dort die Leidenschaft verraucht und der Musje Engländer Deutschland verlassen hätte. Sie sollte vom Pater Francesco begleitet werden, und dieser führte sie mit dem Bischof Mauermann am Morgen früh, da es noch finster war, zum Hause hinaus nach dem Wagen. Da sprang Schirmer hervor, stieß den Bischof zurück, rannte den dicken Francesco gegen die Türangeln, lud das Fräulein auf und sprang mit ihr nach dem benachbarten Zwinger, wo der Freund Engländer mit sechs Pferden wartete und seine Dame schnell über die Grenze brachte. Für den Dr. Schirmer war die Folge dieses Handels, daß er von dem würdigen alten Könige auf immer des Landes verwiesen wurde. Mir war er durch diese Geschichte auch etwas unheimlich geworden.

Wir hatten bis tief in die Nacht geschwatzt. Ich wickelte mich nun in meinen Mantel und legte mich auf einer Schiffsmatratze unter dem Mittelmaste schlafen. Es war kalt und eine unheimliche Nacht, die See tobte, und ich dankte Gott, als der Tag wieder anbrach. Aber es wurde ein elender Tag. Wie die toten Katzen an den Zäunen lag die ganze Schiffsgesellschaft auf dem Deck umher. Das war das einzige Tröstliche, so wurde man wenigstens seines Leidens wegen von anderen nicht ausgelacht oder verspottet. Meine Frau, meine Schwester und Mienchen waren über alle Maßen elend; nur Bertha, die noch an die Wiege gewöhnt war, blieb ganz unangefochten und guter Dinge, und auch Mutter hielt sich immer noch heldenmütig, was ein Segen war, denn ohne sie

wäre das arme kleine Kind ganz verlaſſen geweſen und verabſäumt worden. Denn wenn man ſo recht ſeekrank iſt, ſo iſt einem eigentlich alles gleichgültig. Ohne die äußerſte Not tut keiner ſeinen Mund auf, etwas zu ſprechen, doch hielt meine Frau es für gut, mir zu ſagen, es wäre ihr völlig gleichgültig, ob ſie jetzt ins Meer geworfen würde oder nicht, und mir ſchien dies ganz in der Ordnung und weiſe geredet zu ſein. Große Liebe fühlten wir auch nicht gegen einander, und jeder war froh, wenn er ruhig und unangefochten auf ſeiner Matratze liegen konnte und nichts zu denken brauchte. Ich erinnere mich nur, daß wir an dieſem Tage im Weſten den langen Strand der langweiligen Inſel Öland ſahen und ich mir dabei dachte, ſie wird wohl ſo heißen, weil öh der Laut der Langenweile und des Ekels iſt.

Der Abend wurde etwas freundlicher als der Tag, der Mond brach hervor, die Wolken entflohen, die Sterne funkelten, der Wind legte ſich etwas, und es war nicht mehr ſo kalt wie in den nördlichen Gewäſſern, aus denen wir kamen. Ich entſchloß mich abermals, auf dem Verdeck zu übernachten, legte mich wieder auf meine Matratze, deckte mir eine andere Matratze über und ſchlief bald ein. Nachdem ich ein paar Stunden geruht hatte, wurden meine Träume ſehr ängſtlich, ich ward von wilden Phantaſien immer ärger beunruhigt, von teufliſchen Geſtalten verfolgt, floh auf einem kleinen Boot, das in der Luft durch die Wolken flog, das Boot ſchwankte und drohte umzuſchlagen, mir ward entſetzlich ſchwindlig, und hinter mir hörte ich das laute Pfeifen der Hölle. Endlich riß ich die Augen auf und ſah – ich lag mit dem Kopfe nach dem Steuer zu – das Hinterteil des Schiffs ſich hoch in die Luft heben, ſodaß der ſteuernde Matroſe über den Mond zu ſtehen kam, den wir faſt im Zenit hatten. Die Sterne flogen wild über den Himmel hin und tauchten bald im Oſten und bald im Weſten unter den Horizont des Schiffs, ich hörte ein fürchterliches Brauſen des Waſſers und ein gellendes Pfeifen und Orgeln des Sturmwinds im Takelwerk, das Schiff knackte in ſeinen Fugen. Das Hirnverwirrendſte aber war der Mond, der bald rechts, bald links hinter dem großen ſchwarzen Segel, das ich vor mir hatte, hervorſchoß und bisweilen bis unter den Schiffsrand fuhr, als ſei er von den Wellen verſchlungen, auch drehte er ſich im Kreiſe und beſchrieb am Himmel Zirkel und Ovale. Plötzlich ſchüttete eine große Welle mit gewaltigem Brauſen über das Vorderdeck – dies brachte mich zur vollen Beſinnung, ich ſprang auf und hielt mich an einem Segeltau, denn allein zu ſtehen wäre unmöglich geweſen. Nun ſah ich das Meer, welches in äußerſter Wut und Bewegung war und in ungeheuern Wellen, welche zwiſchen ſich förmliche Täler bildeten, daherſtürmte. Mir grauſte die Seele. Nun, da haben wir's, dachte ich – wenn die Sonne aufgeht, ſpielt die Flut vielleicht mit unſern Leichen. Kein Menſch war zu ſehen außer dem Matroſen am Steuer, der bisweilen in einem Winkel von fünfundvierzig Grad unter mir ſtand, bisweilen ſteil über mir. Er ſtand unbeweglich und tat keinen Laut. Es war mir unbegreiflich, daß der Kapitän und die übrigen Matroſen nicht hervorkamen.

Ich leugne nicht, daß ich in große Angſt geriet und herzlich zu Gott um Rettung ſchrie.

Endlich ſah ich aus unſerer Vorderkajüte den Steuermann ſchnell herankommen. Ehe er das Vorderende des Schiffs verlaſſen hatte, kriegte er noch einen tüchtigen Schub Waſſer auf den Pelz und kam durchnäßt bei mir vorbei; er lachte mich an und ſagte mir einige engliſche Worte. Dann übernahm er das Steuer, und der Matroſe lief und trommelte ſeine Kameraden zuſammen. Nun wurde ich ruhig, da doch Hilfe erſchien und etwas geſchah. Die Matroſen ſtürzten hervor und verteilten ſich an ihre Poſten, der Kapitän erſchien und gab ſeine Befehle, einige Segel wurden eingerafft, andere gewendet, und die großen Boote, die außerhalb hingen, wurden über die Bruſtwehr hereingehoben. Der Sturm wurde immer ärger, und nun wurden alle Segel eingerafft. Das Herz ſtockte mir, als ich die Matroſen an den Tauen und Strickleitern hängen ſah, während die Maſten bisweilen ihre Spitzen in die hohen Wogen tauchen zu wollen ſchienen und die Matroſen auf dieſe Weiſe oft weit über den Bord des Schiffs hinaus über die Tiefe des Meeres ſchwebten. Das Schiff ſchoß oft in ſolche Tiefen hinab, daß ich glaubte, nun muß es auf den Sand treffen. Der Sturm heulte gräßlich in den Tauen der Maſten und brachte bisweilen auf den hartgeſpannten Stricken förmliche Harmonien zuſtande, die ſich aber immer wieder in ein wildes Pfeifen und Geheul auflöſten. Nach und nach wurde es nun Tag, die Morgenröte ſtand im Oſten und erhellte die ſchäumenden durchſichtigen Wogengebirge — der Sturm erreichte ſeine größte Höhe.

Da tat ſich die Falltür der erſten Kajüte auf, mein alter Jude wuchs eilig aus dem Loch hervor mit erſchrockenem Geſicht, und kaum ſtand er da, als er auch der Länge lang hinſchlug. Darauf kroch er auf allen vieren zu mir und legte ſich mit auf meine Matratze, die ich des Windes halber dicht an die Bruſtwehr gezogen hatte. Doch kaum lag er, als das Schiff ſich ſtark auf die Seite warf und wir eilig ſamt unſerer Matratze bis mitten aufs Deck hin Schlitten fuhren, und dasſelbe Geſetz der Schwere, das uns unſerem ſchönen Aſyl entrückt hatte, führte uns ſamt der Matratze auch augenblicklich wieder zurück — dies war ſo komiſch, daß wir trotz unſerer gräßlichen Übelkeit furchtbar lachen mußten. Nun ſtieg einer der Herren nach dem andern aus dem Loche hervor, und ein jeder, ſage: ein jeder, mußte uns fußfällig ſeine Reverenz bezeigen. Da an Stehen und Gehen gar nicht zu denken war, ſo mußten ſich ſämtliche Paſſagiere, die auf dem Deck erſchienen, auf die Matratzen werfen, und da es an Matratzen fehlte, ſo lagen immer zwei bis drei auf einer. Dieſe Matratzen, die ebenſovielen beladenen Fähren glichen, ſetzten ſich nun ſämtlich in Bewegung, ſobald das Schiff ſich auf die Seite warf, fuhren untereinander hin und her und karambolierten miteinander, während die Inhaber ſich um die beſten Plätze darauf herumbalgten. Mein iſraelitiſcher Leidensgenoſſe vertrug ſich aber vortrefflich mit mir, wir ſuchten unſere Matratze feſtzuhalten, indem wir Taue umfaßten, und lachten auf Unkoſten der anderen. Wir kamen gar nicht aus dem Lachen, welches mit Würgübungen wechſelte

und keineswegs Ausdruck der Freude oder irgendeiner Art von Wohlgefallen war, ſondern nur eine unwillkürliche Folge des Eindrucks des Komiſchen, welches immer ſeinen Einfluß auf mich behielt, während alle andern Regungen der Seele wie totgeſchlagen waren.

Nur der Gedanke an die Meinigen beunruhigte mich bei alledem doch höchlich, und ich empfand eine gewaltige Sehnſucht nach meiner armen Frau. Es war aber unmöglich, zu ihr zu gelangen, denn das ganze Vorderdeck bis zum Mittelmaſt ſtand unter Waſſer. [Hier bricht das Manuſkript ab.]

*

Julie v. K. an ihre Eltern

Lübeck, den 14. Aug. 1829. Erſchreckt Euch nicht, meine Herzenseltern, über die Nachricht, daß wir heute morgen um drei Uhr mit dem Dampfboot in Travemünde und ein paar Stunden ſpäter hier in Lübeck angekommen ſind und mit großer, großer Herzensfreude nach dem Ungemach der ſchweren Seereiſe den lieben vaterländiſchen Boden begrüßt haben. Von dieſer Reiſe und ihren Freuden und Leiden mündlich mehr. Jetzt nur die Hauptſache, daß wir morgen früh um ſechs Uhr hier abreiſen und gen Bremen ziehen werden, wo ich Euch nach zweijähriger, oft ſchmerzlicher Sehnſucht wiederſehen ſoll. Von meiner Freude und Seligkeit ſchon bei dieſem Gedanken läßt ſich kein Wort ſagen.

Mein treues Männchen, der nötig Vaterchen zu ſprechen hat, wird mich begleiten wie auch Mutter und Adelheid. Möchteſt Du, mein eigen Mütterlein, Dir keine Sorgen machen Eures kleinen Häuschens wegen! Ich dachte mir aus, wenn Mutter und Adelheid mein altes Schlafzimmer und William und ich die Katechiſierſtube einnehmen, ſo wären wir ja alle herrlich verſorgt, und was das kleine liebe Häuschen nicht zu geben vermag, wird Dein freundliches Muttergeſichtchen, von dem Mutter Kügelgen auch noch eine angenehme Erinnerung hat, reichlich erſetzen.

Wie freue ich mich, Euch meine kleine Berthali, die aber auf dieſer Reiſe, wo ſie ſich wie ein kleiner Engel benahm, recht abgefallen und blaß geworden iſt, in die großelterlichen Arme zu legen, daß Ihr ſie ſegnen könnt. Erſchreckt auch nicht über meine Magerkeit, im elterlichen Hauſe werde ich mich ſchon wieder erholen. Die Dampfſchiffreiſe hat uns alleſamt ſehr angegriffen. Heute ſind wir alle noch halb tot und können das unangenehme Schaukeln noch nicht wieder loswerden. Dennoch genießen wir die Wonne, auf deutſchem Grund und Boden zu ſein, mit den ſeligſten Gefühlen, und es erſcheint uns alles um uns ganz paradieſiſch und Travemünde bei weitem ſchöner als St. Petersburg mit allen ſeinen Herrlichkeiten. Der liebe Gott wolle uns ein frohes Wiederſehen geben! Ich muß Freudentränen weinen, wenn ich der großen Freude, die mir bevorſteht, gedenke.

*

Fritz Krummacher an ſeine Frau Lotte

Bremen, den 19. Aug. 1829. Als wir am Sonntag aus der Kirche wieder zu Hauſe waren, kommt ein Brief mit dem Poſtzeichen Lübeck.

„Mein Gott – rief Vater – ist das nicht Julchens Hand?" und mit klopfendem Herzen wurde das Siegel gelöst. Richtig – Julchen, und welche Nachricht! Sie hatten sich – ganz gegen ihr letztes Vorhaben – in Petersburg nach raschem Entschluß auf das Dampfschiff gesetzt und waren eben zu Travemünde an deutscher Küste gelandet. Die Freude, die plötzlich ins Haus und in alle Herzen trat, kannst Du Dir denken. Sogleich entstand nun ein großer Tumult im Hause, Betten wurden aufgeschlagen, Kammern eingeräumt und hergerichtet usw. und der Beschluß gefaßt, am anderen Morgen den teuern Gästen entgegenzufahren.

So geschah es. Zwei Stunden von hier an der Hamburger Straße liegt das prächtige Landgut des Syndikus Grönig, eines vertrauten Freundes meines Vaters. Da fuhren wir hin, und kaum waren wir dort, da rollte der erwartete Wagen heran. Was es nun für ein Begrüßen gab, ist nicht zu beschreiben. Julchen war von Vaters Halse kaum mehr herunterzubringen, Wilhelm desgleichen. Alles war wohlauf. Frau v. Kügelgen befand sich auch wieder aufs beste, und das Berthachen ist ein Engel mit großen blauen Augen, ein wunderliebliches Kindlein. Nun leben wir denn zusammen in fortwährender köstlicher Freude und danken Gott und preisen seinen Namen.

* * *

VII

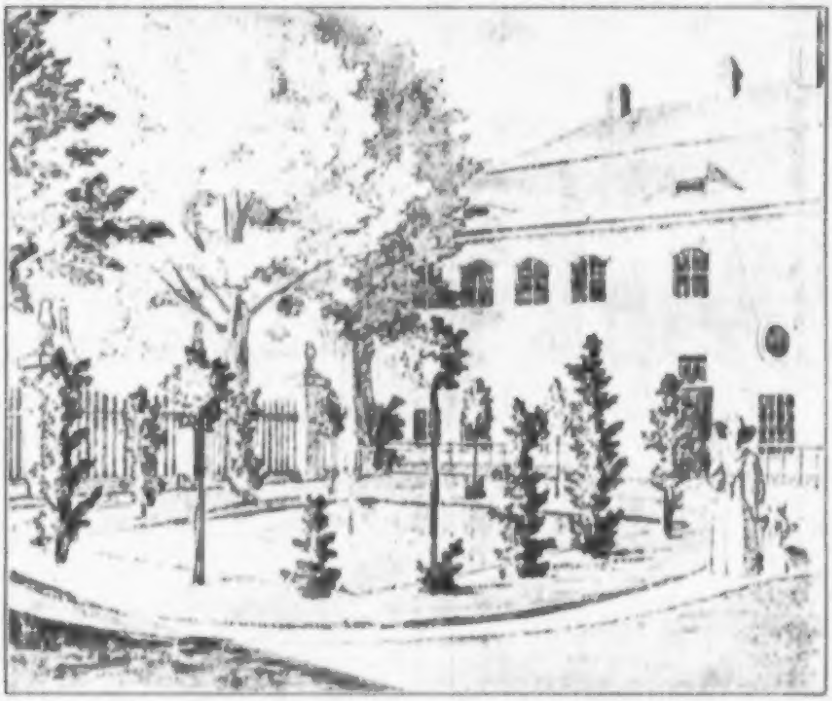
Am eigenen Herd in Dresden und Hermsdorf

Herbst 1829 bis Herbst 1833

Nach einem Aufenthalt von nahezu vierzehn Tagen in Bremen kehrte die Familie v. K. Anfang September 1829 nach Dresden zurück. Bald konnte hier das junge Paar endlich sich auch des Glücks des eigenen Herdes erfreuen. Aber schon nach einem halben Jahre galt es wieder umzuziehen, da in Dresden kein der Größe des Altarbildes entsprechendes Atelier zu finden war und Ernst v. Heynitz ein solches nebst Wohnung auf seinem Gute Hermsdorf freundschaftlich zur Verfügung stellte. Doch hat W. v. K. hier nicht etwa als Gast gelebt, sondern mit selbständiger Wirtschaft in einem dem Schlosse gegenüberliegenden, früher als Cavalierhaus benutzten Gebäude, das um 1850 abgerissen worden ist.

Hermsdorf liegt etwa zwei Stunden nördlich von Dresden an der Straße nach Königsbrück am Ausgang der sogenannten Langebrücker Heide. Es gehört zu dem Kirchspiel Lausa, während das ebenfalls zur Herrschaft Hermsdorf gehörende nahe Grünberg eine eigene Pfarrei hatte. Das stattliche, 1630 von Kurfürst Johann Georg I. erbaute, jetzt Prinzlich Schönburg-Waldenburgische Schloß [s. die Abbild.] war W. v. K. schon von seiner Kindheit her vertraut [vgl. die Beschreibung Jug.-Er. S. 290]. Der große, als erster in Sachsen nach englischem Geschmack angelegte Park erstreckt sich im Rödertal weithin und geht in der Richtung nach Grünberg zu in hügelige schöne Wälder über.

Hier hat der Graf zu Dohna gewaltet, zuerst als Generalbevollmächtigter der verwitweten Gräfin Charlotte Sophie v. Hoym, dann, nachdem er sich 1800 mit deren Enkelin Marianne v. Schönberg [† 1805] vermählt hatte, als Besitzer; hierher führte er 1806 seine zweite Gemahlin, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, die Freundin des Kügelgenschen Hauses. Die Nachricht, daß Hermsdorf verkauft sei und Dohnas nach Herrnhut übersiedeln würden, war der große Schmerz, den W. v. K.s Mutter bei der Rückkehr von der ersten Estlandreise im Herbst 1823 erfuhr. Das einzig Tröstliche dabei war, daß der Besitz an die durch das v. Zezschwitzsche Haus den Kügelgens längst befreundete und gleichfalls in herrnhutischem Geiste lebende Familie v. Heynitz übergegangen war.

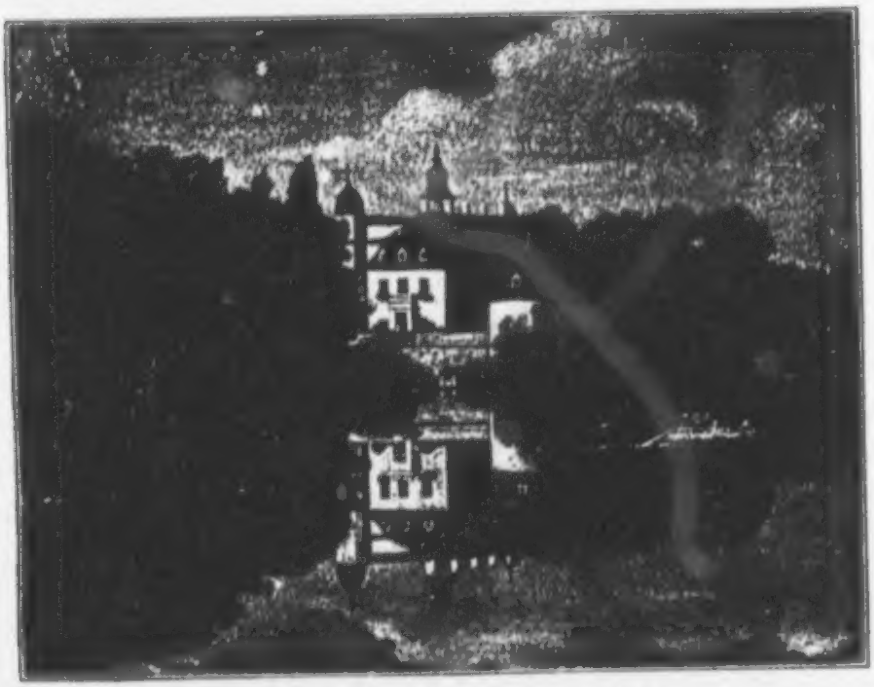


Julchen mit Bertha im Rosengarten vor dem Cavalierhaus in Hermsdorf

Originalzeichnung von W. v. K.

Schloß Hermsdorf

Nach einer alten Zeichnung



Schloß Hermsdorf von der Parkseite

Ölgemälde von M. v. K.

Ernſt v. Heynitz, der zweite Sohn des Amtshauptmanns v. H., hat Hermsdorf am 1. Sept. 1823 übernommen, doch haben Graf Dohnas, die ſich den Gebrauch des Hauſes und des Gartens ſowie die Bibliothek bis Johanni 1824 reſerviert hatten [laut Brief der Gräfin Dohna vom 20. Aug. 1823], noch bis Anfang Auguſt dort gewohnt. Als Ernſt v. Heynitz vierzehn Jahre ſpäter den Beſitz wieder verkaufte, kam für Hermsdorf und zumal für Roller eine ſchwere Zeit; ein Güterſchlächter wollte den ſchönen Beſitz zerſtückeln. Erſt 1845 iſt Hermsdorf wieder in tüchtige Hände gekommen, die eines Herrn Schmidel; mit deſſen Schwägerin Clara v. Paſchwitz hat ſich der damals ſiebenundſechzigjährige Roller am 27. Sept. 1846 in der Kirche ſeines Geburtsortes Heynitz bei Meißen trauen laſſen. –

In Hermsdorf hat W. v. K. drei und ein halbes Jahr, bis zu ſeiner Überſiedlung nach Ballenſtedt, verlebt. Das ländliche Idyll entſprach ganz ſeiner Neigung. Ein ausführliches Tagebuch, das er an ſeinem dreißigſten Geburtstag angefangen und bis zum Ende des Jahres 1836 fortgeführt hat, gewährt einen intimen Einblick in ſeine Lebens- und auch Arbeitsweiſe. Um dieſe beiden wenigſtens an einem Beiſpiel zu veranſchaulichen, haben wir die erſten zehn Tage dieſes Journals mit allen, z. T. unweſentlichen Einzelheiten angeführt, wie überhaupt das Jahr 1833 in Hermsdorf mit Abſicht faſt ausſchließlich durch Auszüge aus dieſem Tagebuch dargeſtellt worden iſt.

Für W. v. K.s Laufbahn als Künſtler bedeutet dieſe Zeit in Hermsdorf, wenn auch ſeine Produktivität hier vielleicht ihren Höhepunkt erreichte, durch ſeinen Wegzug vom Kunſtzentrum Dresden doch ſchon einen Stillſtand und damit einen Schritt bergab. Ballenſtedt, wo er ein Dresden nicht einmal in der Nähe und keinerlei künſtleriſche Anregung hatte, war der nächſte Schritt. Die Peripetie in der Entwicklung ſeines äußeren Lebens hat aber wohl ſchon in dem Verzicht auf Petersburg im Jahre 1829 gelegen.

Wir trauern dem nicht nach. In einem Leben voll äußeren Erfolges und Glanzes würde ſich der Wilhelm v. Kügelgen, den wir lieben, nicht entwickelt haben. Dazu brauchte es des Stillebens von Hermsdorf und Ballenſtedt. Es iſt merkwürdig: Gerade das, was uns ſeine Perſönlichkeit ſo lieb macht, ich möchte es kurz nennen: das Gemütvolle, der Sinn für das Idylliſche (Roller würde ſagen: für die minutia, die Kleinigkeiten des Lebens), iſt das geweſen, was ſeine irdiſche Karriere gehindert hat. Es iſt bei W. v. K. umgekehrt wie in dem Taſſo-Wort: „Es bildet ein Talent ſich in der Stille, ſich ein Charakter in dem Strom der Welt" – ſein Künſtlertalent iſt nicht zur vollen Entfaltung gekommen, weil er die Stille zu ſehr liebte und dem Strom der Welt ſich fernhielt, aber gerade in der Stille hat ſich ſein Menſchentum zu der charaktervollen Perſönlichkeit entwickelt, die – dank ſeiner Feder – fortwirkt über Raum und Zeit.

Julie und W. v. K. an die Eltern in Bremen

Loschwitz, den 15. Sept. 1829. Die vielen und vielerlei Unruhen und Zerstreuungen, welche wir abermals erlebt und erlitten, hielten mich ab, Euch früher zu schreiben. Mein Brief, den ich gleich im „Blauen Stern" schrieb, wird Euch über unsere glückliche Ankunft in Dresden beruhigt haben. Seitdem sind wir sämtlich nun schon wieder zweimal umgezogen. Da wir vor Michaelis unser künftiges Quartier nicht beziehen können, so mietete Wilhelm uns bei einem Freunde, dem Maler Heuer[1], zur Not ein. Hier besaßen wir denn freilich nur ein kleines Wohnzimmer und eine noch viel kleinere Schlafstube, und Ihr könnt Euch denken, daß auf diese Art mein armes Männchen bei dem ewigen Kindergegackel und -gejauchze nicht viel zum Arbeiten kommen konnte. Mutter wohnte unterdes bei alten Bekannten mit der armen kranken[2] Adelheid, die sich jetzt aber wieder in der Genesung befindet. So hat nun Mutter uns allen erlaubt, nach Loschwitz herauszuziehen. Mein Willimännchen wohnt zwar eigentlich in der Stadt, um in unserm kleinen Logis zu arbeiten; er scheint aber die Trennung von seinem Frauchen und süßen Kindel nicht gut zu ertragen, und so habe ich ihn denn zu meiner größten Herzensfreude auch fast immer hier um mich und kann ihm nicht genug dafür danken, denn wenn er nicht um mich ist, wird mir's Herz gleich zentnerschwer. Welch ein Gnadengeschenk von Gott ist es doch, daß er uns Weibern eine so wunderbare starke Liebe zum Manne ins Herz gibt, die alles erdulden und ertragen läßt, selbst die Trennung von dem Liebsten, was man auf Erden hat, von den eigenen Eltern und Geschwistern!

Ihr müßt Euch also uns nun sämtlich wieder in Loschwitz in dem kleinen Landhause auf dem Weinberge denken, wo wir aber doch hoffentlich nur noch eine kleine Zeit zu bleiben brauchen, da Michaelis nun nahe ist. Mit unserm Logis sind wir nach vielem Umherirren und Suchen nun im reinen und beiderseits recht zufrieden mit unserer Wahl. Mutter wird in einer ruhigen Straße der Neustadt[3] wohnen, Willi und ich haben uns vor dem Schwarzen Tor in einem ganz neu erbauten, allerliebsten Hause eingemietet. Das Haus liegt in einem sehr freundlichen Garten, unsere Zimmer (parterre) bestehen aus einem Saal, dessen Glastüre gleich in den Garten führt, einem Malzimmer, außerdem einer geräumigen Stube, zwei Schlafkammern und freundlicher Küche. Unsere künftigen Wirtsleute, ein gewisser Geleitskommissär namens Süßemilch[4] mit seiner Frau, werden uns allgemein sehr angepriesen.

An Möbeln und Hausgeräten haben wir uns auch schon mit dem Notwendigsten versorgt. Ich denke recht mit Vergnügen an unseren künftigen

[1] Anton Heuer, Besitzer des Hauses Dohnaer Gasse 395, Adoptivvater des Malers Max Pröll-Heuer [vgl. Leb.-Er. S. 350].

[2] „Der Herr prüft die liebe Kügelgen aufs neue, denn gleich nach ihrer Ankunft in Dresden ist Adelheid an einem Nervenfieber bedenklich krank geworden" [L. v. Schönberg aus Berlin, 22. Sept. 1829, an die Gräfin zu Dohna].

[3] Königstraße 91, 1 Treppe.

[4] nach Dresdener Adreß-Kalender auf 1831 wohnhaft Königsbrücker Straße Nr. 50.

Haushalt; die Einrichtung und die häuslichen Beschäftigungen werden mir der Freuden viele bringen, und ich freue mich schon jetzt darauf, meinem süßen Mütterlein davon vorzuplötern. Wir sehnen uns recht aus Herzensgrunde danach, endlich zur Ruhe und Gemütlichkeit zu kommen, denn wir haben nun das ewige Umherziehen und Umkramen bis über die Ohren satt. Leider hängen wir aber noch von einer kranken Dame ab, die gegenwärtig unser Logis bewohnt und sich jetzt noch nicht von da entfernen kann; sobald dies aber geschehen sein wird, dann geht unser Einzug mit Macht los.

Während der Zeit, daß ich mit Wilhelm in der Stadt wohnte, haben wir auch schon Besuche gemacht. Die junge Frau Hofrätin Hübel[1], die Mutter mir zu meinem näheren Umgang empfahl, war ungemein zuvorkommend und freundlich gegen mich. Außer einigen Professoren und Willis alten Freunden besuchten wir auch zu wiederholten Malen den Geheimrat Reich[2], die uns ungemein freundlich aufnahmen; wir sind schon zum Mittagessen dagewesen und auch einmal zum Tee mit unserem Berthakindchen, die auch hier alle Herzen gewinnt. Der alte Reich war sehr erfreut, als ich ihm sagte, daß Du künftigen Sommer hierherkommen wolleſt; jetzt erwartete er eben Starke[3] aus Ballenſtedt.

[W. v. K. fährt fort:] Soweit, meine teuren Eltern, das angenehme Geplauder meines süßen Weibes. Sie hat Euch das Wichtigſte von unserm jetzigen Leben erzählt, und mir bleibt daher nur übrig, Euch die erfreuliche Nachricht zu geben, daß Julchen, seitdem wir hier sind, sich schon ganz bedeutend erholt hat. Ihr Nacken setzt wieder wie ehemals dicken Speck an, und ihre Kleiderchen sitzen ihr schon wieder viel besser als in Bremen, ihre Backen sind wieder voller und rosiger und ihr Auge kräftig. Möge es doch dem lieben Gott ernſt sein mit dieser Verwandlung und er mir mein Frauchen recht gesund und derb erhalten! Das Einkaufen der Sachen, die wir zu unserer Einrichtung brauchen, macht der Kleinen ungemeines Vergnügen. Alles wird erſt sehr genau geprüft, von hinten und von vorne beschnüffelt, und dann wird auch bei den allergeringſten Preisen noch fürchterlich gehandelt.

Paſtor Roller hat eine kleine Broſchüre geschrieben: De minutiis in vita Christi [Über die Kleinigkeiten im Leben Chriſti], welche ich Dir schicken soll; da ich es in diesem Augenblicke verkramt habe, so frage ich erſt an, ob Du es auch haben willſt.

---

[1] Gustav Ludwig Hübel (1800–1881), Hof- und Juſtitienrat in der Landesregierung. Seine Schweſter Antonie (* 1796) war die (seit 1814) zweite Frau des Senator Volkmann.

[2] Der Herzogl. Bernburgiſche Geh. Hofrat H. Reich lebte damals in Dresden, ſpäter bei ſeinem Sohne auf Ämuſtedt bei Ballenſtedt.

[3] Gotthelf Wilh. Starke (1762–1830), Oberhofprediger in Ballenſtedt, der alte Freund von W. v. K.s Vater, vgl. Jug.-Br. S. 125.

W. v. K. an seine Schwägerin Elmine v. K., z. Z. in Reval-Friedheim

Dresden, den 20. Sept. 1829. Gerhards Verwunderung über seinen ältesten Sohn[1] kann ich mir sehr lebhaft vorstellen; man kann sich freilich schwer darein finden, auf einmal Vater zu sein, da man sich selbst bei dieser ganzen Verwandlung so passiv verhält. Besonders aber Vater eines Sohnes zu sein, das kommt mir selbst noch ganz vorzüglich ehrenvoll vor, nicht weil ich einen Sohn für was Besseres hielte als ein Mägdlein, sondern weil ich selbst es noch nicht erlebt habe und es mir wünschenswert erscheint.

Wenn Du nun erst wieder bei Deinem Gerhard sein wirst und Eure Elternschaft und Euer Kind Euch geworden ist wie täglich Brot, dann geht erst die rechte ruhige Freude an und dann zeigt sich der Segen, den so ein Kindlein in ein christliches Haus bringt, erst recht deutlich und fühlbar. Gott erhalte Euch Lieben Euren kleinen Schatz! Wie wünschte ich, daß ich ihn einmal auf meinem Arm halten könnte, so wie Gerhard mein Kindlein hielt. Daß Ihr das Kindchen nach mir wollt Wilhelm nennen, macht mir unbeschreibliche Freude, und er soll an mir einen treuen Paten haben, das verspreche ich Euch. Ich will ihm auch hundert Rubel schenken zum Patengeschenk, wie's denn deutsche Sitte und guter Brauch ist, und werde es sehr übelnehmen, wenn Ihr etwa aus hochmütiger Aufgeblähtheit oder sonstiger überspannter Großmut dieses Geld nicht annehmen wolltet. Gerhard kann es von meinen Zinsen zurückhalten und Dir geben, wie es der Wöchnerin zukommt, auf daß Du es für den kleinen Wurm verwendest.

Wenn Du außer dem, was Du aus Mutters Brief weißt, noch etwas über unsere Reise wissen willst, so laß Dir von den Pollschen ihren Brief vorlesen. Da wirst Du sehen, wie es denen von Kügelgen zu Wasser und zu Lande ergangen ist, wie sie zum Fluchen gereizt und endlich mit Dank gegen Gott in Dresden gelandet sind. Wenn wir nur erst endlich am eigenen Herd säßen! Es ist bitter, wenn einem die ersten Jahre der Ehe gleich so geknickt werden. Wie viel besser habt Ihr es darin gehabt!

*

W. v. K.s Schwester Adelheid an ihre Schwägerin Elmine

Dresden, den 10. Nov. 1829. Mit Mutter ist wahrlich ein Wunder geschehen, und ihr Wohlsein sei Euch Belohnung für Euer großmütiges Entsagen ihrer Nähe. Sie hat nicht allein die angreifende Reise und den bösen Abschied, sondern auch alle Unruhe, die ihrer hier wartete, glücklich überstanden. Meine Krankheit hat der lieben Mutter nicht wenig Not gemacht; sie hat, wie sie hernach gestand, gefürchtet, selbst ein Nervenfieber zu bekommen, so erschöpft fühlte sie sich. In Loschwitz ward uns beiden wohl – nach der vielen äußeren und inneren Unruhe war die heilige Stille, die in diesen friedlichen Bergen herrscht, wie ein Vorschmack des Himmels. Mir war wie einem Hündlein zu Mute, dem der Herr nach der

[1] Am 16. Aug. 1829 wurde dem Bruder Gerhard sein erster Sohn Wilhelm geboren.

Jagd ein still Plätzchen anweist, wo es sich verpusten kann, bis ihm das Herz nicht mehr so gewaltig schlägt. Wirklich war ich so matt, als hätte ich eine große Jagd überstanden, dachte wohl, nie wieder zu Kräften zu kommen, hatte auch bisweilen einige Todesgedanken, die aber bald verschwanden, als mein unmäßiger Appetit mich überzeugte, daß es mit dem Tode wohl noch kein rechter Ernst sein mochte. Ich weinte vor Hunger, wenn Mienchen nicht sogleich mit der Grießsuppe fertig war, und verwandelte mich so in kurzem aus einem Gerippe in einen Nußwurm. O Elmine, es ist himmlisch, sich von einer Mutter pflegen zu lassen!

Ihr lieben Geschwister entwerft mir ein so liebliches Bild von Eurem Leben, daß ich mich gedrungen fühle, ein Gleiches zu tun. Dicht neben Mutters Wohnzimmer ist mein reizendes Stübchen, das die Krone aller übrigen ist, an Geschmack sowohl als an Wohnlichkeit. Hier schlafe und arbeite ich, doch steht die Tür immer offen, sodaß ich mit Mutter reden kann. Der Vormittag geht unter allerlei häuslichen Verrichtungen hin. Ist es Sonntag, so kommen Julchen, Wilhelm und Berthali zu Mittag, die ich mir immer ein Vergnügen mache recht zu traktieren; das sind dann immer gar frohe Tage. Nach Tisch lauf ich oft auf einen Sprung zu Julchen, die reizend mitten in einem Garten lebt. Hier empfängt mich allezeit die Freude, und ich komme vor dem Tändeln mit Bertha, die mir dann gar nicht vom Schoß will, fast nicht zu einem vernünftigen Wort. Der Segen Gottes ruht sichtbar auf unserm lieben Wilhelm, seit er den Fuß auf vaterländischen Boden setzte. Er hat Arbeit vollauf, ist heiter und fröhlich und ein sehr liebenswürdiger Hausvater und Bruder. Der Abend findet mich gewöhnlich mit Mutterchen allein, manchmal lese ich ihr vor, seitdem ich wieder Atem habe, oder es kommen auch liebe Menschen zu uns; neulich überraschte uns sogar Pastor Roller, der sehr an Eurer Freude teilnimmt. Gleich nach dem Abendessen geht Mutterchen schlafen. Was sie eben so gesund erhält, ist, daß sie so ganz nach ihrem Gefallen leben kann, ohne sich vor irgend jemand zu genieren. Sie ist so munter, so kräftig, daß sie weite Gänge über die Brücke unternimmt. Dabei hat sie ganz ihre alte Ruhe und Heiterkeit wieder erlangt, und oft ertappe ich sie, daß sie alte vergessene Melodien aus meinen Harfenstückchen für sich im Auf- und Niedergehen singt, auch wohl den Jungfernkranz. Ist das nicht allerliebst?

Man muß den ganzen vorigen Winter miterlebt haben, um zu begreifen, welches Glück ich jetzt empfinde. Ihr müßt mir mir das nicht als Liebloſigkeit gegen Euer Land auslegen. Ich hätte mich ja auch da heimisch gefühlt, wäre ich glücklicher gewesen, aber das konnte ich nicht sein, wenn ich sah, wie meine Mutter ihre Gesundheit hinopferte, und ich selbst krank an Leib und Seele meine Tage träumend zubrachte. Nun hat Gott mein Gebet erhört, meine Mutter ist nicht gestorben, alles ist in Erfüllung gegangen, wovon wir sprachen, als wir am letzten Abend im Park spazieren gingen. Was damals noch dunkel und verworren vor uns lag, das ist nun alles teils überstanden, teils sonnenklar geworden.

Ach, Ihr lieben Geschwister, ist es nun nicht gut, wie Gott es gemacht hat, ist es nicht besser, Ihr hört von uns aus Dresden immer gute Nachricht, als aus Poll von so viel Krankheitsnot? – und an ein Nie-Wiedersehen wollen wir nie denken.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 27. Nov. 1829. Es dauerte lange, ehe ich wieder in ein ernstes Arbeiten hineinkam, und ehe wir unser Quartier bezogen, war an gar nichts Vernünftiges zu denken und ein elendes, zerrissenes Leben. Nun aber bin ich in ein solches Kunstleben hineingeraten wie noch nie, und meine Phantasie ist mir so erfüllt von meinen Arbeiten, daß ich des Nachts davon träume und überhaupt mir beständig die verschiedensten Gestalten und Gruppen vor den Augen schweben. So soll es aber sein – man muß von der Fülle der Ideen, denen man Form und Leben geben möchte, so bedrängt werden, daß einem immer angst und bange wird, wie den übergroßen Stoff zu bewältigen. So gut wurde es mir noch nie, und ich fühle nun recht mit Freude, daß ich Maler bin. Von jetzt an will ich auch erst meine Künstlerlaufbahn datieren und nun meine Zeit nützen, so gut es gehen will.

Wir leben hier in unserem Landhäuschen so glücklich, daß ich manchmal denke, ich muß meinen Ring oder mein Kind oder sonst was Liebes, wie weiland der selige Polykrates, in die Elbe werfen, um den schändlichen Neid der Götter zu bezähmen, die gerne allein glücklich wären. Ja, wenn wir noch von solch liederlichem, schuftigem Göttergesindel tyrannisiert würden wie die lieben Altväter, so wollt ich ihnen recht nach Noten fluchen – wir aber können uns getrost freuen, wenn der Herr uns segnet, weil wir wissen, er gönnt uns unsere Freude von Herzen; und nimmt er uns unseren Schatz, nun so wissen wir, er nimmt nichts unbezahlt und gibt uns Höheres und Besseres dafür. Wenn man aber lange unwohl war und ist plötzlich genesen und tut einem kein Finger mehr weh, so traut man der Sache nicht ganz und denkt, man kann mit jedem Augenblick wieder in den vorigen Zustand zurückfallen; oder, wenn man lange auf Steindamm gefahren und kommt dann auf die glatte Chaussee, so biegt man sich immer noch vor, den Stößen auszuweichen, und kann es gar nicht begreifen, daß es so glatt weggeht. Ich hätte es mir wirklich nicht träumen lassen, daß ich bloß darum nach Rußland mußte, um in Deutschland ruhig sitzen bleiben zu können.

Daß Du uns besuchen willst, Herzens-Papachen, das macht uns besonders glücklich. Dann siehst Du auch den Karton zu meinem großen Bilde schon fertig und vielleicht das Bild schon angefangen. Du wirst auch Deine Lust haben, zu sehen, wie Julchen im Hause herumravagiert und Kind und Teller und Strickstrumpf mit gleicher Behendigkeit und immer gefördert durch ihre Hände gehen und gleiten läßt. Wir haben ein ungeheures Dienstmädchen mit feuerroten Backen und mächtigen Gliedmaßen, die aber weiblich von ihrer kleinen runden Despotin

getummelt wird. Ich will Julchen nicht beschreien, aber sie ist so gesund wie ein junger Kürbis, mit dem man ein Loch in eine Ziegelwand schmeißen kann. Wir haben schon ein paarmal kleine Diners gegeben, wo man recht Julchens Geschmack und Anordnung der Speisen bewundern mußte, z. B. erst Suppe, dann Schöpsenstoß, dann Äpfel, und dann war's aus, oder: erst gebratene Hühner mit Salat, dann Käse und Butterbrot, und dann war's aus. Aber wer einmal bei uns gegessen hat, wird gewiß auf das zweite Mal lüstern und lecker sein.

*

W. v. K. an seinen Bruder Gerhard

Dresden, den 26. Dec. 1829. Heute am zweiten Weihnachtstage setze ich mich hin, mit Dir zu plaudern, mein lieber Bruder. An solchen besonderen Tagen wird die Sehnsucht nach getrennten Lieben, die früher die Feier solcher Tage mit uns teilten, ganz besonders merklich. Erinnerst Du Dich, wie wir früher mit dem seligen Vater am Heiligen Abende in der Dämmerstunde nach der katholischen Kirche zogen und hernach beim Zuhausekommen den schönen Lichterbaum vorfanden? Diesmal ging ich mit meiner Frau nach der Kirche, und Mutter besorgte, wie einst, die Bescherung für uns alle. Es fand jeder sein Tischchen und strich seine Sachen mit Vergnügen ein, besonders Bertha, welche beim Anblick des Lichterbaumes in ein lautes: Ei, ei, ei! und Händeklatschen ausbrach. Wie lange ist's wohl her, alter Junge, daß wir kein Weihnachten mit einander verlebt haben?!

Heynitz[1] tritt mir immer näher. Er hat mir jetzt ein großes Quartier in Hermsdorf zu meiner Disposition geradezu aufgezwungen, weil er sieht, daß ich in Dresden kein Lokal finden kann, um ein großes Bild zu malen. Ich bekomme ein Quartier mit sieben großen Zimmern und einigen Kammern, Küche und allem möglichen Zubehör im alten Cavalierhaus und überdem ein hohes Malzimmer im Schloß und ziehe mit Frau und Kind zu Anfang Frühling hinaus, werde aber selbst schon früher ab und zu gehen, weil ich den Karton nun bald zu zeichnen anfangen werde. So ein großes Bild macht enorm viel Arbeit.

Ich lebe hier unbeschreiblich glücklich. Ich habe mehrere echte Herzensfreunde, und wir teilen uns unter einander alles mit, was uns bekümmert und erfreut; es sind Leute, mit denen ich auf einerlei Grunde gewurzelt bin und mit denen ich die Hände erhebe zum gemeinschaftlichen Gebet. Das ist Roller, Heynitz, der Landschafter Richter, der lahme Berthold und der kleine Peschel – unter diesen allen ist, wenn ich eben Roller ausnehme, Berthold der ausgezeichnetste und vielleicht der, der unter uns allen dem Herrn am nächsten steht; doch das kann man nicht wissen. Mit Peschel und Berthold komme ich sehr häufig zusammen und lerne viel von ihnen an gottergebenem, stillem und heiterem Sinn.

---

[1] Ernst v. Heynitz (1801–1861), * in Heynitz bei Meißen, in zweiter Ehe × 1829 mit Erneſtine v. Brandenſtein (1802–1834). S. die beiden Bildnisse.

Ich lerne jetzt immer mehr den einen Hauptfeind in der Welt bekämpfen, und der ist das eigene Ich. Ich habe aber auch eine ausgezeichnet böse Natur und kann es recht begreifen, warum mich Gott so in der Welt herumscheuert und mir so viel Angst und Not geben mußte, damit ich mich immer an ihn als an meine einzige Hilfe von neuem wieder anklammerte. Wenn ein anderer meinen Lebenslauf betrachtete, dem würde er vielleicht recht sanft und schön vorkommen. Man kann eben das Ungemach in der Welt nicht nach seinem äußeren Schein und Ansehen, sondern nur nach dem Grade des subjektiven Empfindens schätzen. Wenn mich der Lehrer in der Schule unzufrieden anblickte, so machte mir dies eben den Schreck, als wenn ein anderer ein paar tüchtige Ohrfeigen gekriegt hätte. Doch ich will Dich nicht mit mir selber langweilen – jeder Mensch hat seine innere Lebensgeschichte, und wenn man die wüßte, würde man seine äußere ganz anders beurteilen. Was außen gut scheint, kann innen böse sein, ebenso aber auch umgekehrt.

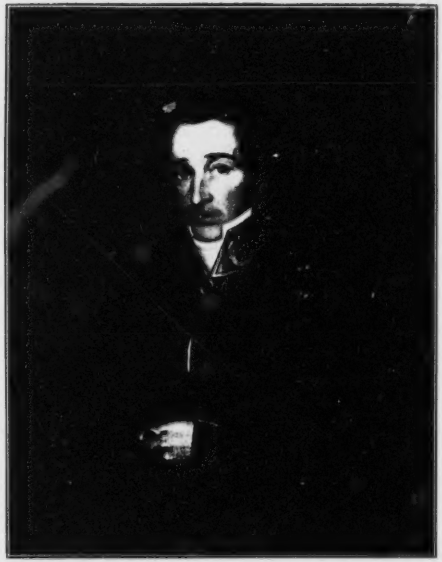
Nach Friedheim muß ich recht fleißig denken, und ich wollte wohl, ich könnte manchmal mit Dir da sein und im Saal eine Pfeife mit Dir rauchend zusehen, wie aus unseres geliebten Onkels Meisterhand und Pinsel die Bilder hervorquellen, und die gottselige Tante Emilie, welche der Herr lieb hat, morgens ein Gebet lesen hören; das ist doch etwas anderes, als wenn so ein halber Mensch, wie wir sind, die Andacht leitet. Wenn ich's so weit bringen könnte wie Tante Emilie, daß mich keine Form mehr störte, und daß ich mit so geringem, demütigem Wesen, fast ganz ohne Ich, vor Gott und Menschen stehen könnte, dann wollte ich mich doch recht selig preisen! Aber so ganz aus seiner Eigentümlichkeit tritt doch kein Mensch heraus, das ist nicht möglich.

Ich denke oft mit vieler Rührung an Euch und Euer Haus – Gott grüße Dich, Herzensjüngelchen, mein kleines Patchen. Frag doch Elmine, ob sie ihn mir schenken und herschicken will – dann will ich Euch meinen Jungen schicken, den ich nun bald erwarte; dann werden sie beide nicht verzogen werden und wachsen in der Fremde auf, stark und rüstig. Besonders freut es mich, daß der kleine Wilhelm so ein hypochondrisches Gesicht haben soll – aber sage mir, was soll er werden? Ich zerbreche mir den Kopf, was mein Junge werden soll, und wünschte eigentlich, er würde wieder ein Mägdlein.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 5. März 1830. Freudiger Dank und herzliche Trauer wechseln in meiner Seele, wie in manchen Frühlingstagen Sonnenschein und Regen – und solches Wetter nennt man fruchtbar. Am Dienstag den 2. März ist meine geliebte Frau, nachdem sie tags vorher Euch noch geschrieben, mit Gottes Hilfe ohne große Leiden von einem Söhnlein entbunden worden. Das Söhnlein aber hatte der Herr des Lebens nicht für uns bestimmt, sondern es im Mutterleibe völlig reif und fertig werden lassen und es dann zu sich genommen und will selbst seine Freude daran



Ernſt v. Heynitz und Frau Erneſtine v. Heynitz

Ölgemälde von W. v. K.

„Ich lebe nun ſchon geraume Zeit bei meinem Freund Heynitz, der ſo echt iſt wie ein Goldkorn." W. v. K. an Timo Reff am 30. Nov. 1832. – „Es iſt doch herrlich, daß unſere Freundſchaft in den ganzen drei Jahren unſeres engen Zuſammenlebens auch nicht ein einziges Mal durch die geringſte Mißhelligkeit getrübt worden iſt!" W. v. K.s Tagebuch am 28. April 1833

Frau Julie in der Hermsdorfer Zeit

Ölgemälde von W. v. K.

„Heute nahm ich Julchens altes Porträt wieder vor und flickte den Kragen mit vielem Fleiß.“ W. v. K.s Tagebuch am 22. Jan. 1833

haben, wie es ſpielt und lächelt – er hatte es lieb und wollte es nicht frieren laſſen auf dieſer kalten Erde. Soeben komme ich von der Beerdigung zurück – die Lerchen ſangen und die Frühlingsſonne lächelte freundlich meines Söhnchens kleine Leiche an, die mit Blumen beſtreut im offenen Sarge auf dem Grabe ſtand, indem wir herum ſtanden und ſtill beteten. Kein Lüftchen regte ſich, und der Rauch ſtieg in die heitere Bläue wie eine gerade Säule und wie Abels Opfer.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 13. März 1830. Habe tauſend Dank für Deinen Brief, der ſehr erquicklich für Julchen war und uns ſo recht in Dein freundliches, liebendes Vaterherz blicken ließ. Es iſt, als wenn Julchen, ſeit ſie wieder Nachricht von Hauſe hat, ſich zuſehends ſchneller erholte. In ihren Verluſt hat ſie ſich ſehr ſchön ergeben, und wenn ich zu ihr komme, ſo ſcherzen wir mit einander in alter Weiſe. Ja ſie fängt ſogar an, wieder recht quick und kampfluſtig auszuſehen und blickt wieder aus glänzenden Augen, was mich beſonders glücklich macht, da ſie vor der Entbindung manchmal etwas von Melancholismus beſchlichen wurde.

Bertha hat uns in dieſer Zeit durch ihre Poſſierlichkeit erſtaunlich aufgeheitert. Man hört ihr kleines, unſchuldiges Geſchwätz an allen Ecken und Enden und ihre fortwährende Freude über alles und jedes, was ſie ſieht, ihr Händeklatſchen und Jauchzen kann kein Trauriger hören, ohne wenigſtens für den Augenblick zu geneſen. Meine Mutter macht ſich viel zu ſchaffen um Julchen und um Bertha, welche ihr zum Danke des Nachts die Ohren gewaltig volltrompetet; denn wenn die kleine Kröte erwacht, ſo ſchreit ſie gewöhnlich ſo lange nach ihrer Mama, bis ſie vor Schmerz und Kummer wieder eingeſchlafen iſt.

Deinem baldigen Kommen ſehen wir mit Jubel entgegen. Nächſt unſerem Hauſe wird ſich der alte Roller am meiſten über Dich freuen, der eine ganz beſonders gute Meinung von Dir hat. Er begeht jetzt recht häufige Exceſſe, iſt aber ſo glücklich, daß ſeine Freunde ihm nichts übelnehmen; auch will ich mich lieber zehn Abende hintereinander vom alten Roller vor den Kopf ſtoßen laſſen, als mich einen Abend in Geſellſchaft von ſeinen Weltleuten befinden, die ſich aus der Poeſie einen Frack und aus der Religion ein Paar Hoſen haben machen laſſen, um ſich für die Geſellſchaft damit zu putzen.

Dein Text zu dem Titelblatte [des Bilderwerks „Geſchichte des Reichs Gottes"; vgl. oben S. 197] hat mich aufs höchſte überraſcht. Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie ſehr mich Deine Worte anſprechen; gerade in dieſer Art hatte ich mir's geträumt. Dein Werk iſt auf eine Weiſe gelungen, daß ich mich des meinigen bedeutend ſchäme; es iſt, als ginge ein Eſel mit einem Pferde eingeſpannt. O könnteſt Du in der Art fortfahren! Das wäre mal prächtig. Du meinteſt, das folgende Blatt würde ſchwerer ſein, ich glaube aber, Du haſt bei weitem das Schwerſte überſtanden. Es iſt ja auch nicht nötig, immer ſo viel zu ſagen, wie Du beim

Titelblatt tuſt. Ein einziger von den vielen Kernſätzen, die da drin ſind, mit ein paar erläuternden Worten über den Rand wäre für viele Bilder genug.

Das erſte Bild der Geſchichte von Adam und Eva [vgl. die Abbild.] zeigt die Menſchen, wie ſie Gott geſchaffen hat und wie ſie ſein ſollen. Sie ſitzen eng zuſammen in großer Einigkeit, aber ſie lieben nur den Herrn und ſich nur in Ihm; was ſie ſich gegenſeitig ſind, würden ſie erſt merken, wenn der Herr ihren Blicken entſchwände. Sie haben ſich, als hätten ſie ſich nicht, nicht aus Gleichgültigkeit gegen einander, ſondern weil ihr Hauptaugenmerk auf Gott gerichtet iſt. Sie leben in Frieden mit allen Elementen der Natur; die Häschen ſcheuen ſich nicht vor dem Menſchen, und reißende Tiere gab es in Eden nicht. Wenn ich ſo den urſprünglichen Zuſtand des Menſchen betrachte auf der jungen Erde im Angeſicht Gottes ohne Sünde, wie er mit jungfräulichem Herzen und Blicke den Herrn begrüßt, dann wird mir's wie Frühlingsmorgen, als küßte die junge Sonne meine Augen. Es iſt auch in jedes Menſchen Bruſt eine Erinnerung an Eden und ein Sehnen dahin zurück, und dieſe Erinnerung, dieſes Heimweh dahin, das wird uns zum Fallſtrick des lieblichſten Jägers, und wir liefen noch eiliger in ſeine Netze, hätte nicht Beelzebub überall Fußangeln gelegt, in denen wir immer wieder hängen bleiben und nie hindurchdringen würden, hätte nicht Gott den Tod erfunden, der ein ſolches Vögelchen, das ſich nach Ihm ſehnt, ſicher in ſeine Garne liefert. Ich rede ſo in den Tag hinein, aber Du wirſt am Ende doch herausmerken, wie ich das Bild gerne verſtanden wiſſen möchte.

Bei dem nächſten Bild, dem Sündenfall, brauche ich Dir nur den Rand zu interpretieren: aus dem hölliſchen Feuer ſchießt die böſe Luſt auf, eine trügeriſche Roſe wird von der Schlange in die Höhe geführt; das Kind, von der Luſt verblendet, ſieht nur die Roſe, nach der es greift, und nicht den offenen, darunter verborgenen Rachen der Schlange, in den es hineinſtürzt; da umwölkt ſich die Sonne, und Edens Glanz verliſcht — durch Lug und Trug und durch die liebliche blendende Farbe falſcher Vorſpiegelung verführt uns der Teufel.

•

W. v. K. an ſeinen Bruder Gerhard

Hermsdorf, den 25. Juli 1830. Ich denke immer, ich beſuche Euch doch noch einmal. Dann werde ich fröhlicher ſein und nicht ſo niedergedrückt in meinem Geiſte wie bei unſerem letzten Zuſammenſein, wo mir das Leben eine ſchwere Bürde war, denn die beiden Jahre in Rußland ſind doch die ſchwerſten geweſen in meinem ganzen Leben. Wenn ich dann leicht und ohne Sorgen, bloß mit der Abſicht, mich mit Euch zu erquicken, bei Euch ſein werde, dann liegen wir wieder zuſammen im Heu und führen männliche Rede, und Deine liebe Frau ſitzt neben uns mit Freundlichkeit und gibt uns zu trinken und hegt ihren kleinen Wilhelm. Weißt Du noch, wie wir voriges Jahr bei einander waren an Deinem Geburtstag und um die Zeit des erſten Frühlings? O, ich denke oft daran, mit großer Wehmut — daß der Herr uns ſo auseinander bringen werde, hätten wir

das wohl gedacht, als wir miteinander zu Anger [vgl. Jug.-Er. S. 161] in die Schule liefen und unser seliger Vater sein Brot mit uns brach?! Aber Gott hat uns so geführt – zwar ganz anders, als wir dachten und wollten, aber gut, sehr gut. Dich litt es nicht in deutschen Landen, Du klebtest durch Deine Heirat fest im Estland, ehe man es sich versah, es gefällt Dir wohl in Deinem neuen Vaterlande, und Gottes Segen ist über Dir. Auf mich aber hat der Herr in Rußland solange eingepeitscht, bis ich mich wieder fortzog, und siehe da, hier ist mir wohl, hier habe ich Frieden und Freude, hier geht unsere Mutter wieder zu Fuße von Loschwitz nach Dresden und sieht wacker und wohl aus.

Mit Heynitz lebe ich sehr brüderlich und glücklich zusammen. Seine Frau ist eine gutmütige Seele, die ich lieb habe; freilich ist sie ungeheuer phlegmatisch, was mir aber viel bequemer ist, als wenn sie unruhig wäre. Auch fühlt sie sich als Liebhaberin und Beschützerin der schönen Künste, weshalb ich es sehr gut bei ihr habe – und ihre allergrößte Freude ist, mir zum Malen zu sitzen. Mit Julchen duzt sie sich schon ganz behaglich. Ich gehörte mit zu den Paten, als neulich ihr Töchterchen auf den Namen Agnes[1] getauft wurde. Als Patengeschenk habe ich ihr mein Nikodemusbild überreicht, welches nun in ihrem Wohnzimmer hängt.

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 10. Sept. 1830. Herzlichsten Dank, geliebter Vater, für das gute Geschäft, das Du für mich gemacht hast! Baedekers[2] Bereitwilligkeit, die Bilder zu kaufen, ehe er sie noch gesehen hat, bürgt mir gewissermaßen für die Güte der Unternehmung. Es ist mir eine große Sorge vom Herzen gegangen mit diesen Kupferplatten, die ich gestern zur Post geschickt habe, und ich gehe mit großer Lust an das folgende Heft. Der Titel, meine ich, wäre am besten „Geschichte des Reichs Gottes in Bildern" und nicht „Das Reich Gottes in Bildern". Ich dachte zum Alten Testament sieben Hefte. Das zweite würde Lamech, Sündflut, Noahs Opfer und vier Bilder aus Abraham bringen, das dritte die Patriarchen bis Joseph, Heft 4: Moses und das Gesetz, 5: Richter und Ruth, 6: die Könige, 7: die Propheten. Richter und Ruth könnte man aber auch weglassen, so wären es sechs Hefte zum Alten Testament, und dazu zwei für das Neue; das wären also im ganzen 56 Bilder – ist aller Ehren wert. Wenn Baedeker bei seinem Sinne bleibt[3], so habe ich in dieser Welt nun

[1] Agnes v. Heynitz (15. VI. 1830–1901), × 1853 mit Hannibal Frhr. v. Herzenberg (1817–1905) auf Heuckewalde bei Zeitz.

[2] Gottschalk Diederich Baedeker (1778–1841), Buchhändler in Essen, Verleger und Freund des Atti. Sein Sohn Karl war der Begründer der Reisebücher.

[3] Von W. v. K.s Bibelbildern sind 4 Hefte, die dem oben entwickelten Plane entsprechen, von je 7 Kupfertafeln, „mit andeutendem Text hrsg. von Dr. F. A. Krummacher" erschienen (1831, 1833, 1835, 1845). Das verspätete Erscheinen des 4. Heftes, zu dem W. v. K. die Zeichnungen und Platten schon vor 1840 gearbeitet hat, ist wohl ebenso wie dann das Aufhören des ganzen Werkes auf den 1841 erfolgten Tod des Verlegers zurückzuführen.

weiter nichts zu wünschen übrig, um vollkommen glücklich zu leben. Der liebe Gott versorgt mich wunderbarlich mit Arbeit nach meinem Sinn; ich weiß wohl, daß ich ihn schon als Knabe gebeten habe, so wie andere Hofmaler werden, mich zu seinem Maler zu machen – und siehe da, es läßt sich dazu an.

Die Bewegungen unserer Zeit sind merkwürdig: Die Leute denken, nachdem sie mit dem lieben Gott fertig geworden sind, wird es mit den Fürsten noch leichter gehen. Taugenichtse, die nichts zu verlieren haben, suchen einen Wechsel der Dinge herbeizuführen, bei dem sie allemal gewinnen müssen. Vergangene Nacht haben unsere Dresdener Meerkatzen auch revoltiert. Gestern abend[1] erschienen plötzlich fünfzig Mann mit Spießen auf dem Markte, zogen viel Gesindel an sich, stürmten das Rathaus, trafen in demselben eine Auswahl von Akten, die sie beiseite legten, und schmissen die übrigen zum Fenster hinaus und verbrannten sie auf dem Markte. Dann zogen sie nach dem Polizeihaus [in der Scheffelstraße], zündeten das Gebäude an, welches sie mit allen Akten verbrannten bis auf die Mauern, dann brachen sie in die Gefängnisse, ließen einige Gefangene heraus und sperrten die übrigen wieder ein. Ein Hauptmann Müller, der mit seinen Leuten die Ruhe wieder herstellen wollte, wurde auf der Stelle erschlagen, auch blieben einige andere Soldaten und Bürger auf dem Fleck. Nun hat man, um das Volk nicht noch mehr aufzubringen, alles Militär entfernt und den Bürgern die Wachen anvertraut. Ich will nur das sagen, daß ich glaube, ein einziger Schuß mit Kartätschen ist wirksamer für die öffentliche Ruhe, als alle Güte und Nachsicht und alle Weisheit Salomonis. Bei den französischen Unruhen lag eine große Idee zum Grunde und nicht ein kleiner augenblicklicher Vorteil – hier aber ist's nur Lust am Rumoren und Spektakeln, ein Affenwesen, welches den Deutschen Schande macht. Wir, die wir nach dem Reiche Gottes trachten, können es doch nicht recht begreifen, warum die Leute im Reiche dieser Welt soviel Lärm machen, besonders warum sie den Popanz Freiheit so fetieren, der sie noch alle erwürgen wird. Ich freue mich, daß mein Kaiser den Schurken Orleans [Louis Philipp] noch nicht anerkannt hat, so brauche ich ihn auch noch nicht anzuerkennen. Ein Mensch, der sich die Ehre, König zu sein, mit Verrat erkaufen mußte, ist verachtungswürdig. Die Zeichen unserer Zeit sind groß und erstaunlich; die Welt wird, scheint es, neu geboren werden – ob vom Teufel oder von Gott, das weiß ich nicht.

*

[1] Als Nachhall der französischen Julirevolution fanden am 2. Sept. 1830 in Leipzig und am 9. Sept. in Dresden aufrührerische Tumulte statt. Am 10. Sept. organisierte sich die Dresdener Bürgerschaft als Kommunalgarde zum Schutze der öffentlichen Ordnung. Am 13. erfolgte der Rücktritt des besonders unbeliebten Kabinettsministers (seit 1813) Graf v. Einsiedel, die Ernennung des Prinzen Friedrich August, des Neffen König Antons, zum Mitregenten und die Verheißung von Reformen, deren Ergebnis die konstitutionelle Verfassung vom 4. Sept. 1831 war.

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 3. Oct. 1830. So sehr uns Mallets[1] Besuch erfreute, so hat er uns doch mit seiner geschäftigen Phantasie einen schlechten Streich gespielt, indem er in der Eile zu viel und nichts recht gesehen, Euch dadurch in Aufregung versetzt und uns Deinen ebenso unnötigen wie unausführbaren Befehl eingetragen hat. Der Teich ist nicht auf dem Hof, sondern im Parke [vgl. die Abbild.] und beinahe eine Viertelmeile lang und so breit wie die Weser; es ist seiner Größe wegen nicht daran zu denken, ein Geländer um ihn zu machen. Im Hofe ist nur ein kleiner Springbrunnen, in welchem Bertha mit aller Bequemlichkeit herumwaten könnte; dieser ist eine Zierde und derart mit Rosenbäumen umpflanzt [s. die Abbild.], daß ein Geländer ihn verunstalten würde. Unausführbar ist Dein Befehl aber deshalb, weil der Besitz, auf dem wir wohnen, nicht der unsere ist, wir also nichts dazu noch davon tun können. Es wird Dich beruhigen, daß selbst die allerbesorgteste aller Großmütter, meine gute Mutter, hier noch keine Gefahr sah und ganz sorglos ist. Ich wünsche nur, daß Du uns nicht für ungehorsam hältst, sonst hätte ich nie einen solchen unausstehlichen Senf über diesen faulen Hecht gegossen.

Du fragst mich, was ich mit dem Lamech [vgl. die Abbild.] wolle. Das erste Heft endigt mit Abels Tod, das zweite kann füglich nicht mit der Sündflut anfangen, ohne daß man vorher das Geschlecht sähe, das ersäuft werden soll, und zwar so, daß man auch begreift, warum es ersäuft werden muß. Da ist mir nun der Lamech ein gefundenes Fressen. Seine Geschichte ist kurz, aber ganz hinlänglich: Hurerei und Mord und dazu noch sein freches Vermessen „Kain soll siebenmal gerochen werden, Lamech aber siebenundsiebzigmal". Warum? Weil der Bengel zwei statt einen erschlagen hat. So habe ich ihn denn in einer frechen Stellung mit seinem Schwerte sitzend abgebildet, seine Weiber karessieren ihn von beiden Seiten, vor ihm liegen die toten Körper der beiden erschlagenen Leute, auf die er seine Füße gesetzt hat, sein Mund ist geöffnet, als wenn er eben die berüchtigten Worte ausstieße, die ihn zu einem Unflat brandmarken. In der Ferne sieht man noch andere Lasterbälge mit Weibern tanzen. Vor Lamech steht ein Altar, auf dem Fressen und Saufen liegt. Das Bild macht sich nicht übel.

Jetzt quäle ich mich mit der „Sündflut", dem schwersten Bild, d. h. für mich, weil ich kein Talent zu solchen wilden Sachen habe – dazu gehört eigentlich ein Michelangelo. Bei mir ist das Gefühl vorherrschend, nicht die Phantasie.

*

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 24. Nov. 1830. In Deinem letzten Brief waren wir allesamt bedacht. Gott segne Dein freundliches, liebevolles Herz!

---

[1] Friedr. Mallet (1792–1865), seit 1817 Prediger in Bremen an St. Michaelis, seit 1827 an der großen Stephani-Gemeinde, Freund des Atti.

Adelheid träumt die ganze Nacht von ihrer Übersetzung[1]; sie war bestürzt, daß Du soviel Mühe mit ihrem Werkchen gehabt, und schämt sich schier, daß sie Dich darum angegangen. Die Frauenzimmer haben in unseren Tagen eine Vorliebe für das Englische, und es ist eine Empfehlung für ein Zeitvertreibbuch, wenn es auf dem Titel seine englische Geburt nachweist. Ich will versuchen, ob ich Zeit finde, ein Titelkupferchen zum Erstlingswerk meiner schriftstellernden Schwester zu machen.

Pastor Roller war sehr glücklich über Deine kleine Rezension seines Catechismi[2] und hat sie sich in denselben eingeklebt. Er verschenkt dies Büchelchen an alle Welt und hört so selten etwas darüber. Es ist, glaube ich, unmöglich, daß jemand sich über seine eignen Werke mehr freuen könnte, als Roller es tut; wir sind von Eitelkeit nicht ganz frei. Seit sieben Jahren unterhält er seine Gäste von seinem Gesangbuch[3] (welches nun endlich gedruckt wird) bis zum Überdruß; wir haben jeden roten Korrekturstrich beäugeln und sogar das Papier beschnüffeln müssen. Wenn die Gemeinde es am Ende nicht einführen will, worüber der gute Pastor noch nicht das geringste weiß, so stehe uns Gott bei. Es gehört wirklich große Selbstverleugnung dazu, um mit Roller in gutem Frieden zu bleiben. Hingegen wird unser Verhältnis zu Heynitzens immer angenehmer und herzlicher. Wir leben so still neben einander hin, ohne uns gegenseitig im geringsten zu stören; fällt aber bei ihnen oder bei uns etwas vor, das Teilnahme erregt, so stehen wir als Freunde fest zusammen.

Oh, wie danke ich Gott für diesen himmlischen Frieden im Hause, der doch die höchste aller Erdenfreuden ist. Ich rechne den vergangenen Sommer zu einem der glücklichsten meines Lebens, und die Aussicht in die Zukunft wird mir auch immer erfreulicher, je mehr ich einsehe, daß ich nun auf dem rechten Wege bin. Seit langer Zeit habe ich nun einmal wieder Gefühl des Lernens und Weiterkommens; meine Arbeit wird mir leichter und wird besser, und das Mißfallen, das ich fortwährend an allen meinen Arbeiten habe, ist mir ein sicherer Bürge, daß ich weiterkommen muß. Das Riesenbild, das ich jetzt male, ist für mich eine Hauptschule. Ich mache daran einen ganzen Malerkursus durch und habe bei diesem Bilde wieder von vorne angefangen zu studieren. Selbst wenn das Bild schlecht würde, so werde ich doch wenigstens gut dabei. Mehr und mehr komme ich von meiner alten trockenen Manier ab und arbeite mich aus dem Altdeutschtum heraus, welches als herrschend im Zeitgeist gerade in die Periode fiel, da ich die ersten Kunstansichten einsog und welches mich sehr zurück-

[1] Adelheid v. K. hat zwei Schriften des mit den Krummachers befreundeten englischen Missionars Andreas Reed übersetzt: „Martha. Andenken an eine einzige geliebte Schwester. Aus dem Engl. übertragen" (Essen, Baedeker. 1832. 1 Thaler) und „Keine Erdichtung. Eine Erzählung aus interessanten Tatsachen der neueren Zeit gezogen. Nach der 7. Aufl. des Englischen frei übertragen" (Ebd. 1834. 1¾ Thaler).

[2] „Biblische Katechismuserklärung" (1829 als Manuskript gedruckt).

[3] „Christliches Gesangbuch oder Sammlung von 784 meist alten Kernliedern der evang. Kirche". Leipzig, Karl Tauchnitz, 1830. (Mit einem Titelkupfer: König David mit der Harfe, von W. v. K.) Vgl. Rühles Roller-Biographie, S. 207ff.

geſetzt hat. Nur noch ein paar Jahre ſo ruhigen, geregelten Fortarbeitens, wie es im letzten war, und ich denke, ich werde anfangen als Künſtler aufzuleben. Ich liebe meine Kunſt mehr und mehr und habe den heißen Wunſch, es darin zu einer Art von Vollkommenheit zu bringen; nicht der Ehre wegen, die mir wirklich jetzt nur noch inſofern von Wert iſt, als ſie Geld für mein Haus einträgt, ſondern um in meinem Inneren eine gewiſſe Ruhe und Gleichgewicht zu haben, ſodaß ich ohne großen Kampf das darſtellen könnte, was ich gern darſtellen möchte, und mich bei meinen Produktionen nicht bloß nach dem richten muß, was ich leiſten kann.

Dein Anerbieten, meine Madonna in Bremen zu verkaufen, iſt zu freundlich, als daß ich es nicht annehmen ſollte. Weil es aber eins von den Bildern iſt, die unbegreiflicherweiſe allgemein gefallen, ſo möchte ich, da ich in Dresden noch nichts ausgeſtellt habe, gerade mit dieſem Bilde den Anfang machen, weil ich des guten Erfolges ſo ziemlich gewiß bin. Auch iſt es mir ſehr nützlich, ſo ein Gefallbild als Lockvogel bei mir zu haben, indem oft Leute kommen, die Bilder ſehen wollen, denen man doch gerne auch etwas Fertiges zeigen möchte und nicht nur angefangene Sachen, die man gerade in der Arbeit hat. Weil ſich das nun nicht alles vereinigen läßt, ſo will ich das Bild baldmöglichſt verdoppeln und Dir dann das eine zuſchicken. Vorderhand beſchäftigt mich aber mein großer Sohn, das Altarbild, ganz und gar — es ſteht nun da mit allen Farben.

*

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 20. Febr. 1831. Deinen Brief empfingen wir ſchon den zehnten Tag nach Juliens Niederkunft. Wie ſind wir doch ſo glücklich, daß wir noch Eltern haben, die mit Gebet für uns täglich vor den Herrn treten. Das Gebet iſt eine große, mächtige, köſtliche Sache, in ihm haben wir allezeit offene Türe zu dem Geheimkabinett unſeres Königs. Welch eine Gnade iſt das, daß ich zu jeder Stunde vor meinen Gott treten darf! Die jüngſte Zeit hat mich recht beten gelehrt, und ich küſſe die Rute, die mich ſchlug zu meiner Heiligung. Ich betete, und Gott gab mir mit vollen Händen alles, um was ich bat: mein Kind blieb leben, mein Weib genas. Das hat meinen Glauben ungemein geſtärkt und ein rechtes Feuer in mir angezündet.

Julchen hat des Herrn Hand auch recht erkannt und hat die Wunder geſehen, die er getan hat, ſodaß ich mich darauf freue, mehr mit ihr über Gottes Führungen reden zu können, wenn ſie erſt von der Hand der Weiber erlöſet ſein wird; denn jetzt können wir uns nie ohne Zeugen ſehen. Sie erholt ſich jetzt recht ſichtlich und verſchönt ſich. Sie hat ſchon vor einigen Tagen das Bett verlaſſen und unternimmt bereits weibliche Flickereien. Das kleine Kindchen, dieſe beſondere Gabe Gottes, iſt allerliebſt und ſehr kräftig. Was freue ich mich, nun zwei Kinderlein zu haben, ſodaß ich jetzt doch auch wie andere Leute von „meinen Kindern" reden kann. Mir iſt ganz bange, daß ich zu glücklich bin für einen ſterblichen Menſchen.

*

Aus einer ſpäteren Niederſchrift M. v. K.s: „Gebetserhörungen"

Als im Februar 1831 meine Tochter Anna nach ungewöhnlich ſchwerem Leiden ihrer Mutter geboren wurde, hing beider Leben an einem Haar. Die Mutter war aufs äußerſte erſchöpft, und das Kind konnte keine Luft kriegen. Alle Mittel waren umſonſt angewendet. Der Arzt, Hofrat Haaſe[1], der zu unſrer Hilfe von Dresden heraus nach Hermsdorf gekommen war, verließ uns noch in derſelben Nacht und ſagte mir, Abſchied nehmend: die Frau hoffe er zu erhalten, das Kind aber ſei nicht lebensfähig. „Aber wie ſoll die Frau denn leben – ſagte ich –, wenn ſie jetzt den Schmerz hat, das Kind zu verlieren?" Haaſe zuckte die Achſeln und ſtieg in ſeinen Wagen mit den Worten: „Wir wollen das Beſte hoffen." Ich wanderte nun hinüber nach Lauſa und holte den Paſtor Roller aus dem Bette, der ſogleich die Nottaufe vollzog. „Das Kind ſtirbt – ſagte er mir – ich kenne das."

Der Tag war angebrochen; ich ſagte meiner Schweſter: „Ich will beten, bete auch." Damit lief ich in den Wald, Gott mein Herz auszuſchütten – um das Leben meines Kindes zu bitten. In ſehr großer Angſt ſchrie ich zu Gott, meinem Helfer, und ließ nicht ab bei einer vollen Stunde. Da brach ein Sonnenſtrahl durch das winterliche Gewölk und vergoldete die Wipfel der Tannen, unter denen ich herumirrte. Die Angſt ſchwand hin, es kam ein himmliſcher Friede über mich, und mit Freudentränen ſtürzte ich auf meine Knie, für die wunderbare Hilfe dankend, die ich erfahren. Daß ich erhört war, wußte ich auf das beſtimmteſte und legte in der Freudigkeit meines Herzens den Rückweg im Galopp zurück. Auf der Treppe meines Hauſes kam mir meine Schweſter mit freudigem Geſicht entgegen. „Das Kind bleibt am Leben! – rief ich – ich habe die Zuſicherung." – „Ich auch!" ſagte die Schweſter.

Mit dem Kinde hatte ſich unterdeſſen nichts verändert, aber nach einem Stündchen wurde ich in die Wochenſtube gerufen, um an der Freude, die dort herrſchte, teilzunehmen. Es war eine Kriſis eingetreten – die Kleine atmete frei wie ein geſundes Kind, fing an zu ſchreien und nahm kräftig ihre Nahrung zu ſich. Am Abend kam der Arzt wieder. Als er das Kind ſah, ſchlug er die Hände ineinander und ſagte lachend: „Das haben meine Mittel nicht getan."

*

Verzeichnis der vom 31. Juli 1831 an in der Königl. Sächſ. Akademie zu Dresden öffentlich ausgeſtellten Kunſtwerke

Nr. 483. Weibliches Porträt [Erneſtine v. Heynitz] nach der Natur in Öl gemalt von Kügelchen [sic!].

Nr. 522. Maria mit dem Kinde. Ölgemälde eigener Erfindung von Kügelchen.

*

[1] Karl Friedr. Haaſe (1788–1865), ſeit 1828 Profeſſor der Gynäkologie an der Mediziniſch-Chirurgiſchen Akademie zu Dresden.

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, August 1831. Die Polnischen schrieben, daß die Cholera noch nicht nach Estland gedrungen, wiewohl das Ländchen von der Krankheit ganz eingeschlossen ist und man sie täglich dort erwartet. Die Unsrigen sind sehr gefaßt und haben ihre Herzen in Gott festgemacht, sodaß ihre Briefe klingen wie Psalmen und Orgelton. Sie schreiben, daß dort viele sind, die an ihre Brust schlagen, Buße tun und sich zum Herrn wenden. Oh, wie ganz anders sieht es hier aus! Wer denkt bei uns an Buße tun? Die Leute vertrösten sich, die Krankheit werde nicht bis hierher kommen! Wenn sie so fortschreitet wie bisher, so möchten wir sie wohl im Spätherbst hier haben. Wir wollen hier auf dem Lande bleiben, und meine Mutter und Adelheid werden auch zu uns ziehen, um in der schweren Zeit mit uns vereint zu sein. Ärztliche Hilfe ist hier zwar fern, aber unser Arzt ist der Herr, er wird uns bewahren vor den giftigen Pfeilen des Böswichts.

Dieser Sommer ist sehr giftig naß und neblig, und bei heiterem Wetter steht die Sonne bisweilen am Himmel wie ein bleiches Bild. Es ist hier viel Krankheit, fast jedermann wird angepackt – und der Krieg hängt am Himmel wie eine schwarze Wolke[1]. Es sind ernste Zeiten.

*

W. v. K. an den Bruder Gerhard

Hermsdorf, den 4. Oct. 1831. Ich sollte Dir wohl öfter schreiben, allein es wird mir jetzt recht schwer, indem ich besonders des Abends in der Regel zu abgespannt bin. Du würdest Dich wundern, wenn Du mich jetzt sähest – was für ein alter Mann ich geworden bin. Seit diesem Frühling ist meine Kraft wie ausgeblasen, und aus einem gesunden derben Menschen, der alles wagen konnte, ist ein kränklicher Wicht geworden, der sich vor jedem Zugwind hüten muß. So straft der Herr meinen Übermut, und doch liegt in dieser Strafe die größte Liebe, die er mir je erwiesen hat, denn je schwächer meine eigene Kraft wird, desto stärker und kräftiger gestaltet sich der Glaube. Gott mache nur den recht derb und gesund, dann mag immerhin mit dem Leibe werden, was da will. Ich bin auch gar nicht traurig über meinen leiblichen Zustand, nur unterliege ich noch manchmal der falschen Scham, wenn ich mir das früher Geleistete nicht mehr zumuten kann. Es ist doch wunderbarlich, wie Gott den Menschen in die enge Pforte hinein drängt und quetscht. Wenn ich früher, als wir noch in Dresden beisammen waren, gedacht hätte, daß mein Leben so ausfallen sollte, wie es ausgefallen ist, so hätte ich bitterlich geweint – nun aber danke ich dem Herrn, daß er mich so geführt hat.

Ich lese jetzt eine alte Schwarte von Wudrian über das liebe Kreuz, ohne Jahreszahl[2]. Da las ich mir neulich einen besonderen Trost heraus.

---

[1] Das Verhältnis Rußlands zu Frankreich war damals sehr gespannt.

[2] Valentin Wudrian (1584–1625), 1611 Prof. in Greifswald, seit 1621 Hauptpastor zu St. Petri in Hamburg: „Schola crucis, d. i. Kreutzschule und Kennzeichen aller wahren evang. Christen", zuerst Hamburg 1630, später in mehr als zwanzig Ausgaben.

Er handelt nämlich davon, wie den Christen das Kreuz, durch das sie heimgesucht werden, zum Segen ist, und führt für die, denen ihr Kreuz zu schwer werden will, den Spruch aus der Offenbarung an: „Wen ich lieb habe, den züchtige ich", und fragt darauf ganz einfach: „Nun, was wollt ihr denn mehr?" Diese einfache Frage frappierte mich sehr und führte mich so recht in das Verständnis der Bibelstelle hinein. Allerdings — was können wir uns denn Herrlicheres wünschen, als daß der liebe Gott durch ein äußeres Zeichen uns seiner Liebe vergewissert, und ein solches äußeres Zeichen ist das Kreuz; wenn uns etwas Schlimmes begegnet, so ist's immer, als riefe uns Gott zu: „Ich habe dich lieb!" Daher auch bewährte Christen häufig dahin kommen, daß sie ihr Kreuz lieben. Da ich nun so viel an inneren Anfechtungen zu leiden habe, welches das schwerste Kreuz ist, so ist mir jetzt der Gedanke besonders tröstlich, daß dies die Zucht und Liebe des Herrn ist. Und ich weiß auch, daß ich diesen inneren Plagen unsäglich viel zu danken habe, denn sie haben mich an meiner Kraft verzweifeln gemacht und treiben mich zum Herrn, daß ich mich an ihn halte. Man wirft dem Christentum wohl vor, daß es die Leute nicht besser mache. Sei dem, wie ihm wolle — das habe ich doch erfahren, daß es die Leute seliger macht, ja so selig, daß sie selbst ihre Plage und Ungemach um keinen Preis, am wenigsten für gute Tage, hingeben würden. Wenn das nichts Großes und Göttliches ist, so zeige man mir etwas Großes und Göttliches. Ein Glaube, der das kann, ist Kraft aus Gott geboren.

Dieser Wudrian wird mir immer lieber, je tiefer ich mich hineinlese. Diese Alten haben doch was Besonderes in ihrer Schreibart. Man merkt, daß sie erst selbst wiedergeboren sind und darnach erst Anderen predigten. Es geht so ans Herz, ist so einfältig, so kräftig, ohne geistreiche Surprisen und gelehrte Fratzen, ohne beständige Seitenhiebe auf Andersgläubige, wie bei den neueren Theologis in Deutschland. Man würde viel mehr Proselyten machen, wenn man nicht immer daran denken wollte, was die Anderen glauben sollen. Das ist aber der Fehler der neueren gläubigen Theologen, daß man ihnen den Studiertisch-Glauben so anmerkt, und dieser Geist widert mich auch aus der Berliner Kirchenzeitung[1] in vielen Aufsätzen an. Die gegenseitige Erbitterung wird dadurch nur immer größer. Schuberts Beiträge in der „Kirchenzeitung" lobe ich mir, der schreibt wie die Alten, weil er so lebt wie sie, und wenn er so in einem kleinen Aufsatz einige Gebetserfahrungen mitteilt, so macht das mehr Eindruck und fruchtet mehr als hundert witzige Aufsätze. Ich meine, wir können gar nicht einfältig genug werden in unserem Glauben. Wir sollen der Philosophie auch nicht mit Philosophie entgegentreten, sondern mit unserem dummen Fischerglauben, so werden wir mehr ausrichten. —

Leid ist es mir, daß ich jetzt so schwach bin, aber um Connis[2] willen,

[1] Die seit 1827 von dem streng orthodoxen Berliner Professor Wilh. Hengstenberg herausgegebene „Evangelische Kirchenzeitung".

[2] Der Vetter Constantin (geb. 1810), Sohn des Onkels Carl v. K., kam im Frühjahr 1831 aus Estland nach Dresden und lebte der drohenden Cholera halber vom

dem ich gar kein Vergnügen machen kann. So lernt er in der ganzen Zeit eigentlich nichts kennen als den Hermsdorfer Hof. Wäre ich gesund, so würde ich ihn unter die Dresdener Maler bringen, damit er im Umgang mit anderen Landschaftern ein lebendigeres Interesse für ein ernsteres Studium bekäme, während er jetzt ganz isoliert dasteht und keines Menschen Rat über seine Arbeit hört. Nun malt er hier Bilder, aber ohne daß ich ihn dazu bringen kann, wirklich nach der Natur zu arbeiten. Das ist aber das Unglück, wenn einer von hinten anfängt zu studieren, dann glaubt er die Natur nicht mehr nötig zu haben. Vorschreiben kann man einem Maler nicht, wie er studieren soll, man kann nur leise und unmerklich raten, besonders unserem Conni, der von seinem Vater den Befehl hat, ausschließlich seinem eigenen Genius zu folgen. Aber er ist fleißig und fröhlich – bis auf den einen Punkt, daß er nicht recht weiß, ob er glauben soll oder nicht. Bald fühlt er sich mit Tränen der Rührung tief ergriffen, bald ist er wieder ganz weltlich gestimmt. Es hat wohl nie ein Vater seine Natur so ganz auf seinen Sohn vererbt wie Onkel Kügelgen die seinige auf Constantin, sodaß ich manchmal darüber laut auflachen muß. Conni ist ein guter Junge und macht uns viel Freude durch seine sich stets gleichbleibende gute Laune. Gegenwärtig hat er besonderes Vergnügen an Pfeifen – mehr als am Rauchen; er hat sich schon einen ganzen Wald solcher Feueressen angelegt, die ihm abwechselnd dienen müssen und ihm ungemein wohlgefallen; wenn er aber raucht, dann sperrt er den Schlund weit auf und macht einen solchen Teufelsstank, daß ich ihn jedesmal am liebsten hinauswerfen möchte.

Unsere gute Mutter, die mit Adelheid der Cholera wegen im Herbst auch herausziehen wollte und für die wir schon einige Zimmer in Bereitschaft gesetzt hatten, muß nun auf Carus'[1] Anordnung, den wir noch zu Rate gezogen haben, von Loschwitz nach Dresden statt hierher übersiedeln, weil Carus das Übel für höchst bedenklich hält und Mutter in der Stadt unter genauer ärztlicher Aufsicht haben will. Von ihrer Krankheit hat Dir ja Adelheid schon geschrieben. Die Ärzte meinen, es sei ein Nervenschlag gewesen[2], der sie teilweise gelähmt hat. Es fing mit einem heftigen Schwindel an, das linke Auge trat fast in den inneren Augenwinkel, die Schluckmuskeln waren gelähmt, sodaß sie nur mit großer Anstrengung essen konnte, auch der linke Arm war gelähmt; dabei war eine enorme Schwäche

---

Sommer bis Wintersanfang in Hermsdorf. Er schreibt darüber in seinen Lebenserinnerungen: „Dieses Zusammenleben mit meinem Vetter, einem der liebenswürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind, war für mich äußerst genußreich. Was haben wir für schöne Spaziergänge zusammen gemacht, oft begleitet von der guten Julie und ihrem Töchterchen, dem ich manchmal, wenn es ermüdete, als Reitesel diente. Aus Dankbarkeit für diese Dienste erklärte aber die Kleine auch, sie wolle keinen anderen heiraten als mich."

[1] Carl Gust. Carus (1789–1868), Prof. an der Mediz.-Chirurg. Akademie und Arzt des Königl. Hauses, zugleich Schriftsteller und Maler; vgl. Leb.-Er. S. 376.

[2] In einem Briefe vom 9. Sept. 1839 an die Tochter Adelheid schreibt die Mutter: „Gestern waren es acht Jahre, daß mich in Loschwitz der Nervenschlag traf".

eingetreten und gänzliche Entstellung des Gesichtes. Seitdem Mutter nun in Dresden ist, hat sich ihr Zustand wesentlich gebessert; es scheint doch, als wenn Carus' Mittel anschlügen. Ihr Geist ist heiter; sie hat sich diese Zeit über besonders an Fritzens[1] Predigten erbaut.

Damit ich's nicht vergesse: Maydells Brief, den Du mir im März für Richter schicktest, habe ich augenblicklich befördert, indem ich damals gerade selbst an diesen geschrieben hatte und der Brief noch dalag. Du kannst Maydell erzählen, daß Richter den größten Teil des Sommers krank gewesen ist. Er war in hohem Grade Hypochonder und konnte und durfte ein paar Monate lang nicht arbeiten; er bildete sich ein, das öde Leben in Meißen ohne christliche Gemeinschaft nicht länger aushalten zu können und fühlte sich sehr unglücklich und gedrückt. Jetzt aber ist er vollständig genesen und, obgleich seine nicht eben angenehmen Verhältnisse sich um kein Haar geändert haben, so ist er doch fröhlich und zufrieden und meint, es könne ihm nirgends besser gefallen als in Meißen. Gottlob, daß ich dieses Gefühl in Hermsdorf immer gehabt habe. Ich habe darin eine unglückliche Natur, daß viele Dinge, die an und für sich in moralischer Hinsicht ganz gleichgültig sind, mir so sehr widerlich erscheinen, daher auch viele Menschen, mit denen ich zusammenkomme, einen so abstoßenden Einfluß auf mich ausüben, daß ich ohne beständigen inneren Kampf gar nicht mit ihnen umgehen kann. Ich habe daher immer nur unter bedingten geselligen Verhältnissen glücklich leben können. Es ist dies Selbstsucht und ein Mangel an Liebe in meinem Herzen, gegen welche Fehler ernstlich zu kämpfen ich mir das Zeugnis geben kann, obgleich ich fast immer unterliege. Aber es ist, wenn ich zurückblicke, doch schon besser geworden mit Gottes Hilfe, und ich hoffe, seine Kraft wird doch endlich dieses Laster in mir überwiegen.

Mit meinem Altarbild komme ich in diesem Sommer nicht vom Fleck. Dies wird die Russen lehren, wie unnütz es ist, mit einem Maler einen Kontrakt zu machen. Ich bin über die Sache ganz ruhig. Ich tue, was ich kann, und von meinem Kapital können sie mir nichts rauben, das ist bei Gott in der sichersten Bank, und er zahlt mir meine Zinsen wo anders her, wenn sie mich in Reval berauben. Du schreibst gar nichts über den Empfang meiner Biblischen Bilder; ich habe Onkel Kügelgen drei Exemplare des ersten Heftes geschickt, eins für ihn, eins für Dich, eins für die Pollschen. Wenn Dir die Bilder nicht gefallen, so kannst Du mir den Ellbogen küssen. Vom zweiten Heft habe ich schon fünf Platten fertig, fehlen also noch zwei. Baedeker, mein Verleger, hat mir so lange nicht geschrieben, daß ich gar nicht weiß, ob das Werk ordentlich abgeht (in Bremen soll es sehr stark gehen, aber von anderen Orten weiß ich noch nichts), und ich fürchte fast, es geht nicht, weil die Zeiten so schlecht sind, daß kein Mensch sich was anschaffen will, was er nicht haben muß. Es ist zwar ein paarmal gut rezensiert worden, auch von Böttiger in der

[1] Friedrich Wilh. Krummacher: Hirtenruf zur lebenden Quelle des Heils. Evangelische Predigten. 1830.

[Dresdener] „Abendzeitung". Wer lieſt aber ſo was! Es wäre mir leid und eine harte Prüfung, wenn ich dieſe mir ſo ſehr angenehme Arbeit einſtellen müßte. Ich habe dieſes Jahr auch einmal wieder in Dresden ausgeſtellt, eine Madonna und das Porträt von Frau v. Heynitz [ſ. die beiden Abbild.]; beide Bilder ſind günſtig rezenſiert und haben ganz beſonders beim Publikum gefallen. Habe auch ſonſt noch Kleinigkeiten radiert für Baedeker; ſchade, daß Du ſo weit biſt, daß man Dir nichts ſchicken kann.

Den 4. Nov. Dieſer Brief hat wieder einmal lange gelegen – iſt aber meine Kränklichkeit daran ſchuld; ich bin in der Zwiſchenzeit wieder einige Male recht unwohl geweſen. Wenn ich auch meine frühere Robuſtheit nicht zurückwünſchen kann, da ich in meiner Schwäche mich mehr zum Herrn halte, ſo muß ich doch ſagen, daß ich die eine Beſchwerde, die mir beſonders zuſetzt, das ſind Beängſtigungen, ſchon tauſendmal zum Teufel gewünſcht habe – denn das iſt ärger als Schmerzen und Schwäche, indem ich dabei nicht beten kann, ſolange die Angſt dauert, die mich mehr oder minder alle Abend heimſucht. Ich mediziniere dagegen, kann aber noch nicht recht dahinter kommen, ob mir's was hilft oder nicht. Gott ſei's befohlen! Die Ärzte tun das ihre, und Gott das Seine; paßt's zuſammen, ſo haben die armen Schlucker Ruhm, wo nicht, ſo ſind ſie dumme Teufel geweſen.

Dein Brief mit den Zinſen iſt richtig angekommen; hab Dank, lieber Bruder, für Deine treue Beſorgung unſerer Geſchäfte, die Dir manchen Gang koſten mag. Ich habe mir jetzt für ein kleines Porträt Luthers ſämtliche Predigten angeſchafft, die mir gerade das geben, was ich jetzt bedarf: Glaubensfreudigkeit.

*

W. v. K. an den Bruder Gerhard

Dresden, den 3. Januar 1832. Wie hat Dich denn mein Brief ſo traurig machen können, mein alter Junge?! Aber ſo geht's – der Gänſeliel, unſer Herr Geheimſchreiber, iſt von dummer Art und richtet oft etwas ganz anderes aus, als wir ihm auftragen. Meine Krankheit kann mich doch nicht ſo verſtimmt haben, daß ich meinem Briefe das Gepräge eines toten Haſengeſichts gegeben hätte. Aber es iſt wahr, daß ich durch manche Dinge vergangenes Jahr oft ungemein ſchmerzlich berührt wurde, und in eine ſolche Periode mag mein Geſchreibſel gefallen ſein. Wie kannſt Du aber glauben, daß Deine Heiterkeit mir jemals ſtörend ſein könnte? Mein lieber Bruder! Wer nicht heiter iſt, der iſt noch kein Kind Gottes, und Heiterkeit, die aus dem Glauben hervorgeht, wirkt niemals ſtörend. Was anderes iſt es mit der Luſtigkeit der Welt. Ich bin bei weitem fröhlicher als viele meiner Bekannten, die mich für einen Kopfhänger halten und mich bedauern, weil ich mich von ihren Vergnügungen zurückziehe; ſie tanzen, um fröhlich zu ſein, und aus demſelben Grunde tanze ich nicht – das können ſie nicht begreifen und meinen, ich tanze nicht, um traurig zu ſein. In der Art, wie Du ſchreibſt, daß Du Dich an irdiſchen Dingen erfreuſt – ſo iſt's recht, und ſo freue ich mich auch daran.

Doch nun von unſerem Ergehen. Weihnachten ſollte Mutters wegen in Dresden gefeiert werden, und wir verfügten uns mit Sack und Pack hierher; Julchen und die Kinder wohnten bei Mutter, ich erhielt ein beſonderes Quartierchen. So ſehr ich mich auch verpackt hatte, erkältete ich mich doch auf der Fahrt und kam ſchon krank in Dresden an. Den Heiligen Abend hielt ich mich noch auf den Beinen, dann mußte ich mich legen. Durch Julchen, die mich fleißig in meinem Elend beſuchte, erfuhr ich, daß Mutter ſich meinetwegen ganz entſetzlich ängſtige und verlange, wir ſollten durchaus wieder nach Dresden ziehen, weil ich in dem feuchten Hermsdorf niemals geſund werden würde; Adelheid ſagte mir, wenn wir nicht hereinzögen, ſo könne Mutter nicht geneſen, denn ſie ängſtige ſich Tag und Nacht. Nun denke Dir dieſe Weihnachtsbeſcherung! Im Winter bei meiner Krankheit in die Stadt umziehen in eine Wohnung, die ich gar nicht habe! Und hatte ich früher hier kein Malzimmer für mein großes Bild finden können, wo ſollte es jetzt herkommen? Die Sache rieb mich in meiner Schwachheit ganz auf. Da nun durchaus etwas zu Mutters Beruhigung geſchehen mußte, ließ ich ihr vorſchlagen, wir wollten Carus den Fall vortragen und ihn als einen Mann, in den meine Mutter mit Recht unbedingtes Vertrauen ſetzt, entſcheiden laſſen. Als das Heynitz erfuhr, kam der nun wieder ganz wütend an. So brannten zwei Feuer von zwei entgegengeſetzten Seiten auf mich ein, die aber nun durch Carus' Entſcheidung beide glücklich ausgegoſſen ſind.

Carus unterſuchte mich ſehr gründlich und fand, daß ich leberkrank ſei und alle übrigen Symptome, wie die Beängſtigungen und Nervenſchwäche, auch auf jenes Grundübel zurückzuführen ſeien. Er verlangte, daß ich acht Tage in Dresden unter ſeinen Händen bleiben ſolle, damit er ſeine Kur anfangen könnte; dann aber wäre es ihm lieber, wenn ich mit ſeinen Anweiſungen für den Dr. Kuntſch [in Radeberg, Hausarzt in Hermsdorf] wieder nach Hermsdorf ginge, weil die Landluft und Ruhe mir gut tun würden. Dieſes bitte ich Dich unſerm lieben Onkel Kügelgen mitzuteilen, der meine Krankheit für Hypochondrie zu halten ſcheint und mir deswegen rät, in die Stadt zu ziehen. Mutter iſt nun ganz beruhigt und einverſtanden, und ich möchte vor Vergnügen hinten und vorne ausſchlagen, welches ich auch bisweilen tue und dabei Julchen und die Kinder ſtark beſchädige.

Die Beängſtigungen, mein größtes Leiden, das mich ſeit dreiviertel Jahr keine Nachtruhe finden ließ, hat mir Carus gleich weggenommen mit einer Salbe. Im übrigen muß ich auf Mord und Totſchlag eine künſtliche Ruhrkur durchmachen, ſodaß ich ſchon ganz Timo's Taille habe. Schrecklich iſt nur die große Engigkeit hier. Denn Carus verlangte auch, daß ich während der acht Tage das Zimmer nicht verlaſſe – ſo mußte ich mein ſeparates Quartier aufgeben und auch zu Mutter ziehen. Wir ſind hier in dem engen Quartier vier dicke Mägde, vier erwachſene Herrſchaften und zwei lärmige Kinder, dazu noch eine Aufwartefrau und ſchrecklich viel Beſuch – das geht manchmal über meine Kraft. Das Peinlichſte aber iſt mir,

daß Mutter mir ihr allergrößtes und beſtes Zimmer geradezu aufgezwungen hat und ſelbſt in einen Durchgang gezogen iſt. Der guten Mutter Befinden hat ſich wunderbar gebeſſert. Sie iſt eigentlich wieder ganz wohl, wird immer kräftiger und hat ganz erſtaunlich zugenommen, ſo wie wir ſie ſeit Jahren nicht geſehen. Nur ihre Augen bleiben immer noch verdreht, ſodaß ſie ſich nicht beſchäftigen und leſen kann, welche Plage ſie mit herrlichem Gleichmut ohne Klagen und Murren erträgt. Mit Gottes Hilfe kann aber auch das noch wieder anders werden. An Adelheid, die ebenfalls leidend war, auch an der Leber, hat Carus eine Wunderkur gemacht; ſie iſt jetzt wieder recht friſch und geſund ebenſo wie auch mein ganzes Neſt.

Dresden, den 9. Januar. Nun iſt hier auch noch alles krank geworden, und wir liegen in dem engen Quartier übereinander wie die Heringe in der Tonne. Bertha und Anna hatten einen tüchtigen Schafhuſten mit Fieber, Mienchen hat wahrſcheinlich das kalte Fieber, Adelheid iſt auch wieder in ärztlicher Behandlung, und Julchen hat einen ordentlichen Katarrh und mediziniert zur Geſellſchaft mit. Ich treibe mich mit meinem kleinen Pfeifchen umher und ſuche Ruhe, aber die Kinder trompeten mir die Ohren voll, und die Mägde umſchleichen mich mit Filzſchuhen, welches mir das allerfatalſte iſt. Solch äußere Unruhe iſt für mich eins der größten Leiden, das mich aufreibt. Mutter hingegen lebt in dieſem Wirrwarr erſt recht auf. Sie iſt die allerfidelſte unter uns, obgleich ſie den ganzen Tag nichts zu tun hat, als ſich zu ängſtigen: dort ſteht eins zu nahe am Ofen, hier eins zu nah am Fenſter; dort ißt eins was Verbotenes oder Falſches, hier macht jemand Miene, kalt zu trinken; oder die Mägde vergeſſen zu heizen, oder ein Kind ſitzt auf dem kalten Hintern, oder es klingelt draußen und niemand hört es als Mutter. So kommt ſie den ganzen Tag nicht aus der Preſche und ſieht mit ihren kranken Augen, mit denen ſie kaum jemand erkennen kann, doch in alle Winkel und Mauſelöcher, und überall gibt's etwas zu beſorgen und zu befürchten.

Meine Kur zieht ſich unverſchämt in die Länge, ich ſoll noch wenigſtens acht Tage hier bleiben. So ſchicke ich übermorgen mein Weib und den ganzen Troß nach Hermsdorf voraus, ſo gewaltig Mutter ſich auch dagegen ſtemmt. Wenn das Kinder- und Mägdegeſindel erſt fort ſein wird, dann wird es auch eher einmal ein trauliches Stündchen mit Mutter geben. Es iſt ſchade, daß mein Brief nicht in jene ruhigere Region fällt, aber er ſoll nun endlich fort. Eben iſt die Unruhe wieder ſchrecklich, die Kinder lärmen in meinem Zimmer, bei Adelheid iſt ein Leſeverein von einigen jungen Mädchen, und bei Mutter ſitzen ein paar gebildete adelige Damen, welche Art die ſchlimmſte iſt, Mägde ſchwirren durch alle Zimmer – ich muß aufhören und beſſere Zeiten abwarten ...

Da, als die Not am größten, kamen Freund Peſchel und Berthold Hinkeſtock mich beſuchen. Nun wurden die Kinder zu den Damen gejagt und dieſe durch der Kinder Geſchrei zur Tür hinaus. Jetzt iſt nun alles fort, und ich kann in Ruhe Dir noch etwas ſchreiben. Aber was? In Deiner Vaterſtadt fängt man jetzt ſchon an zu faſten, d. h. Pfannkuchen

und „Warme" zu futtern; es wird wie rasend getanzt und gebankettiert, infolgedessen der Schluß des Jahres wieder eine Menge uneheliche Kinder und geschiedene Ehen, geplatzte Bäuche und Vermögensumstände aufzuweisen haben wird. Die Cholera ist nahe genug — man sagt in Moxen, das wären drei Stunden — Gott helfe uns aus dieser Teufelei, wie er Euch geholfen hat! Was wird doch dieses Jahr alles bringen? Hübels haben schon ein Zimmer für Baschkiren-Einquartierung frei gemacht — immer noch besser als die gebildeten Franzosen! Ihr lebt in Estland wie auf einer Insel, herausgerückt aus aller geistigen und leiblichen Bewegung der Zeit. Wenn mir die Bewegung einmal gar zu sehr aufs Leder brennen sollte, so komme ich wieder zu Dir in die Barbarei. Wie freue ich mich, daß Du so zufrieden und glücklich schreibst, Dein Gut [Fersenau] verbessern und verschönern kannst und so viel Land hast, daß Du auch Deinen Bauern zum Wohlstand verhelfen kannst. Für Dein angebotenes Geld danke ich Dir herzlich und brüderlich — sollte uns einmal das Messer an der Kehle sitzen, so nehme ich ohne Umstände von meinem Bruder, scilicet wenn er selbst was hat. Wir sind aber jetzt wohlversorgt, ich habe meinen Prozeß gewonnen und das Geld mit Zinsen ausgezahlt bekommen. Der liebe Gott hat viel Geld; wenn wir's nur glauben, so gibt er uns davon, was wir brauchen. Armut hilft auch glauben.

*

W. v. K. an den Bruder Gerhard

Hermsdorf, den 15. Febr. 1832. Wie mich die Nachricht von Onkel Kügelgens Tode erschüttert hat, kann ich gar nicht sagen. Ich hatte ein ähnliches Gefühl wie damals, als ich meinen Vater verlor. Bei Dir wird das noch stärker gewesen sein. Er hatte für uns ein wahrhaft väterliches Herz und hat mir sehr viel Gutes getan. Jetzt wird er in dem wahren Friedheim wohnen, wohin wir alle unser Ränzel schnüren sollen. Auf Constantin hat dieses ungeheure Kreuz einen tiefen Eindruck gemacht; er ist sehr ernst geworden und nahm sich fest vor, nun den Zweiherrendienst zu verlassen und ganz dem Herrn anzugehören.

Ich habe die Tage rechte Sehnsucht nach Dir gehabt. Doch mußt Du Dir das nicht so denken, daß ich im Schlafrocke dagesessen und große Schnecken geweint hätte — nein, ich ging im Walde hin und her und über die weite Flur, machte dem Keulenberg mein Kompliment, hob einen Stein auf und warf nach der Krähe oder dem Eichhörnchen und dachte: wenn Du so neben mir gingest oder ich neben Dir und rauchten unsere Pfeifen und könnten ein Wort miteinander sprechen, das wäre doch gar zu schön. Siehst Du, so war's ungefähr, und wenn ich mit Julchen zusammenkam, sagt' ich: 's ischt doch ne Schand, daß der Gerd nicht bei uns sein kann. Und so ist's auch. Gestern sagte Heynitz, er hätte noch ein Pferdchen, das er mit Dir zusammen eingekauft hätte und das ihm deswegen besonders lieb wäre.

Den 16. Febr. Viel kann ich noch immer nicht auf einmal schreiben, indessen so nach und nach füll ich Dir doch wieder ein Briefchen. Seitdem

ich mich in Carus' Kur befinde, geht es bedeutend beſſer. Es ſind jetzt alle Symptome gewichen, bis auf eine große Schwäche, beſonders der Kopfnerven. Arbeiten kann ich dieſer Schwäche halber noch nicht, muß mich ſehr ruhig verhalten und fleißig ſpazieren gehen. Im April ſoll ich noch eine Kräuterkur gebrauchen und nachher erſt geſtärkt werden. Carus macht mir Hoffnung auf völlige Geneſung und volle Geſundheit. Dieſe Hoffnung iſt ſehr ſüß.

Der Rat, den auch Du mir gibſt, von hier weg nach Dresden zu ziehen, kommt ſeinem ganzen Ausſehen nach nicht von Dir, ſondern ſtammt wohl noch von Deinem ſeligen Schwiegervater, meinem lieben Onkel Kügelgen. Ich weiß gar nicht, wer Euch ſolche falſche Nachricht gegeben haben mag. Ich bin hier allezeit, auch in meiner ärgſten Krankheitsperiode, glücklich und zufrieden geweſen, und melancholiſch können mich nur ſolche genannt haben, in deren weltlichen Sinn ich ebenſowenig eingehen könnte, als ſie in meine geiſtige Freude, welche von der Welt von jeher Kopfhängerei genannt worden iſt. Ich wüßte wirklich nicht, warum Dresden beſſer für mich ſein ſollte. Mit meinen alten Freunden bin ich auch von hier aus oft zuſammen und ſie beſuchen mich auch hier. Die große Welt mit ihren eitlen Vergnügungen würde ich auch dort meiden, und wenn ich ſie beſuchen müßte, ſo würde das die Melancholie, wenn ich eine ſolche hätte, nicht beſſern, ſondern nur ſchlimmer machen. Hier, fern von allem Geräuſch und Eitelkeit, iſt mir wohl, hier habe ich den treuen Heynitz und den Paſtor Blüher[1], der mich während meiner Krankheit auch täglich beſuchte und mir ſehr lieb geworden iſt. Beide haben junge Frauen, und ſo leben wir hier drei gläubige junge Ehepaare in enger Nachbarſchaft und vollkommenem Frieden und Einverſtändniſſe äußerſt glücklich zuſammen, unberührt und unbeneidet von der Großen Welt. Ich verlange für mich nie ein beſſeres Los.

Den 19. Febr. Guten Morgen, Du alter lieber Junge! Mein Herz hat Dir in dieſen Tagen heiß entgegengeſchlagen. Ich habe mein altes Tagebuch von 1821 wieder durchgeleſen. Da klage ich mich auf jeder Seite an, daß ich ſo heftig und zornig gegen Dich wäre. Ach, Du magſt wohl einen recht ſchlechten und liebloſen Bruder an mir gehabt haben, und ich begreife faſt nicht, wie Du mich noch ſo lieben kannſt. Ich falle Dir um den Hals und bitte Dir alle dieſe Kränkungen herzlich ab, ob ich gleich glaube, daß Du längſt keine Bitterkeit gegen mich mehr im Herzen habeſt und nie anhaltend gehabt haſt. Heute wird Conni herauskommen, da ſollen Deine Kinderbriefe an mich und einige Briefe von Dorpat verleſen werden, welches mit vieler Luſt verbunden ſein wird. Wir haben ſeit acht Tagen das herrlichſte Wetter — klarer Sonnenſchein, die Bäche ſind wie Spiegel gefroren, und in der Stauung über dem Wehr ſpiegeln ſich die weißen Birkenſtämme mit allen ihren feinen Äſten und Zweigen im hellen Eiſe. Das ſchöne Eis! Wenn ich doch noch ſchindern könnte!

[1] Magnus Adolph Blüher, Paſtor in Grünberg bei Hermsdorf, ſpäter in Zſchirla bei Colditz.

Spazieren gehen muß ich täglich zweimal. Da habe ich mir denn eine Schleuder gemacht und ſchleudere rechts und links zu meinem Vergnügen nach allem, was ich antreffe, daß es brummt – treff nie was. O, wie iſt es doch ſo lieblich draußen unter dem blauen Himmel, und was müſſen Kranke entbehren, die nicht hinaus dürfen!

Der ſchöne Pfeifenkopf, den Du mir in Poll ſchenkteſt, wird heute Dir zu Ehren bedeutend paradieren. Du erinnerſt Dich vielleicht, daß er oben künſtlich gebräunt war. Das habe ich mit einem wollenen Lappen, Spiritus und pulveriſiertem Bimsſtein abgeſcheuert und hernach den Kopf mit trockner Schlemmkreide wieder poliert; nun iſt er wieder völlig hell, wie neu. Dieſe herrliche Erfindung teile ich Dir mit, weil ich weiß, wieviel Vergnügen Du gerechterweiſe an ſolchen Knöſeleien haſt. Ich habe mit dieſer Erfindung vor meinem Weibe geprahlt wie Lamech mit ſeinem Schwert. Julchen ſagt, der Kopf ſähe aus wie ein Prinz, und heute wird er alſo ſtark geraucht werden.

Ich habe Dir einen langen Brief geſchrieben und wenig darin geſagt – dies ſchmerzt mich. Nun ſchreibe mir auch ausführlich – auch etliche Witze, welche mich ergötzen; meine Witzader iſt eben ganz eingetrocknet. Dein Herzensweibchen, welches eine Frau nach meinem Sinn iſt, ſollſt Du ſtark grüßen. Wenn Du mit ihr ſpazieren gehſt, mußt Du ſie manchmal hinſchmeißen; dies tue ich auch mit Julchen, wenn ſelbige die hieſigen Berge hinanklimmt – das bringt das Blut in Zirkel-Tanz, und die Weiber nehmen daran zu. Deine kleine Brut gefällt mir über die Maßen.

*

W. v. K.s Mutter an Frau v. Schönberg

Dresden, den 25. März 1832. Wie rührte es mich, teure Präſidentin, daß Sie und auch die Gräfin [Dohna] beim Tode meines Schwagers meiner gedachten. Mein Herz war auf mannigfache Weiſe bewegt bei dieſer Trauerbotſchaft. Meine Schweſter Emilie iſt eine wahre Marienſeele. Sie geht den ſchmalen, ſteilen Weg ihrem Heilande nach, und ihre Kinder eilen, gehen, wanken und kriechen, ihr nachzufolgen, und keins von dieſen iſt jemals gewahr geworden, daß Mann und Frau, Vater und Mutter verſchiedene Wege gingen, ſo einig und friedlich ging es in dieſer Haushaltung her. Meine Schweſter war eine zu beſcheidene, demütige Seele, um ihrem Mann anders als durch ihr ſtilles Beiſpiel predigen zu können, und er ein ſo zärtlicher Ehemann, ein ſo gütiger Vater, daß er die Seinigen nie ſtörte in den Hausandachten, ſondern ſie vielmehr mit ihnen teilte. Und oft habe ich in ſolchen Stunden Tränen in ſeinen Augen geſehen, obgleich der Herr ſich noch nicht von ihm hatte finden laſſen, ja, ich möchte ſagen, es ihm nicht einmal gegeben hatte, ihn ernſtlich zu ſuchen.

Mein armer Schwager hat die letzte Zeit ſehr an Bruſtkrämpfen gelitten. In der Nacht zwiſchen dem erſten und zweiten Weihnachtstag ward er ſehr krank, und vierundzwanzig Stunden lang erwartete man ſeinen gewiſſen Tod. Doch unerwartet ward ihm wieder wohl, er ſprach viel mit den Seinigen und ſagte ſanft und milde, wie er immer war:

„Wie gut, daß ich nicht gestorben bin, nun kann ich mein großes Bild noch vollenden und brauche nichts unvollendet zurückzulassen." Er verordnete dann noch einiges wegen seiner Blumen, wie diese während seiner Unpäßlichkeit behandelt werden sollten, denn er war ein großer Blumenfreund und hatte sich eine große Freude daraus gemacht, das Zimmer unserer Mutter den ganzen Winter durch mit selbstgezogenen Blumen noch freundlicher zu machen, als es schon war. Dann überfiel ihn der Schlaf. Meine Schwester ging mit den Kindern in den anstoßenden Saal, um ihn nicht zu stören, schlich sich aber oft an sein Bett und fand ihn immer in derselben Stellung liegend sanft schlummernd. Gegen fünf Uhr, als es schon dunkelte, beugte sie sich, da er immer noch nicht erwachte, angstvoll über ihn und berührte leise seine Stirn – sie war erkaltet. Mein Gerhard und der sehr befreundete Arzt eilten auf ihren schwachen Angstruf herbei. Ach, die Seele war entflohen! Sie haben ihn in seinem Atelier unter seinen großen Bildern und den vielen selbstgezogenen Blumen gebettet, wo er sanft und süß zu schlummern schien, den Kindern ein tröstender, lieblicher Anblick.

O, welch eine Ungleichheit! Dieser so sanft schlummernd, unter Frühlingsblumen ruhend, von allen seinen Lieben, Kindern und Kindeskindern umringt, allen ein tröstender, wohltuender Anblick – und dagegen sein teurer Zwillingsbruder damals, eines grausenvollen Todes sterbend, allein, entkleidet in der kalten Märznacht auf der nackten Erde ausgestreckt, keine liebende Hand um ihn beschäftigt – nur der Mond, der auf das entsetzliche Schauspiel niedersah, und der Baum, der sein Blut trinken und davon sterben mußte, schienen teil an unserem Schmerz genommen zu haben in jener furchtbaren Nacht. So schien es – doch die Engel empfingen seine Seele und geleiteten sie zu ihrem Heiland, an den er glaubte und den er kindlich liebte.

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 12. Juni 1832. Ich bin nun doch soweit wiederhergestellt, daß ich recht tüchtig an meinem großen Altarbild arbeiten kann, welches auch mit Riesenschritten fortrückt. Ich habe jetzt nur den einen Gedanken: das Bild muß fertig werden, damit ich etwas anderes unternehmen kann. Wäre ich nicht ein volles Jahr unfähig zur Arbeit gewesen, so wäre es längst überstanden. Wahrscheinlich werde ich genötigt sein, den Koloß im künftigen Sommer selbst nach Reval zu bringen.

Neulich hatten wir eine angenehme Überraschung durch Baedeker, der einen Mittag und Nachmittag bei uns verbrachte und gegen Julchen, die ihn äußerlich und innerlich völlig unverändert fand, sehr treuherzig zärtlich war. Er hat die Idee, Deine „Parabeln" mit Kupfern von mir herauszugeben, was mir in der Folge eine angenehme Arbeit sein könnte. Unser Bibelwerk scheint keinen rechten Absatz zu finden, obgleich der Hofrat Böttiger meint, das könne nicht fehlen, wenn nur erst mehr Hefte erschienen. Du hast doch die letzten Bilder erhalten?

Zum Herbſt bin ich mit Julchen nach Bautzen zum Hofrat Zezſchwitz eingeladen, um mehrere Porträts zu malen, und in den Zwiſchenzeiten will er mit uns kleine Abſtecher nach Herrnhut und Zittau machen. Das wird nicht wenig vergnüglich ſein. Auch jetzt habe ich einige Porträts zu malen gehabt. Ich kann gottlob ſagen, daß ich, ſeitdem ich wieder auf deutſchem Boden bin, immer mehr Arbeit gehabt habe, als ich bei meiner ſchwachen Kraft und dem verzehrenden Aufwand von Mühe, den ich an die geringſte Arbeit wenden muß, leiſten konnte.

*

Aus Conſtantin v. K.s Lebenserinnerungen [Manuſkript]

In dieſer Zeit [1832] lernte ich bei meiner Tante Lilla v. Kügelgen eine Freundin meiner Couſine Adelheid, ein Fräulein Sally v. Zezſchwitz[1], kennen. Sie domizilierte eigentlich in Bautzen, wo ihr Vater Präſident des Appellationsgerichts war, kam aber häufig zum Beſuch bei meinen Verwandten, die ſie ſehr gern hatten. Sie war ſehr ſorgfältig erzogen und mir in der Geiſtesbildung bedeutend überlegen. Ihre Familie gehörte zur Brüdergemeine, und auch ihr waren die beſſeren Seiten des Herrnhutertums tief ins Herz gewachſen. Ihre äußere Erſcheinung war mir gleich ſehr anziehend, aber noch mehr Sympathie empfand ich für ihr Seelenleben, welches bei näherem Umgange vor mir aufgeſchloſſen wurde. Ich bewunderte ſie aufrichtig und ſchwärmte für ſie.

Da ereignete es ſich, daß Sally Zezſchwitz auf Verordnung ihres Arztes die Kur in Franzensbad gebrauchen ſollte, und Julie Kügelgen war dasſelbe anempfohlen. So reiſten die beiden Damen denn zuſammen ab, und ich blieb traurig in Dresden zurück, verliebt, wie ich es noch nie geweſen war, aber hoffnungslos. Denn wie konnte ich, der ich ja in meiner Kunſt noch nicht einmal fertig war, meine Augen ſo hoch erheben?! Man ſieht, ich ſtand anders zu der Sache als meine Vettern Wilhelm und Gerhard, die ſich gegenſeitig dieſer ſelben jungen Dame gegenüber, freilich in jüngeren Jahren, anflehten: „Nimm Du ſie!" [vgl. Jug.-Er. S. 111]. Ich hätte ſie gar gern genommen — aber wie durfte ich es wagen?

Nun, wenn man ſelbſt den richtigen Weg nicht finden kann, ſo findet ſich in der Regel ein barmherziges Frauenzimmer, das einem auf die Sprünge hilft. Diesmal war es meine liebe Julie Kügelgen. Ich erhielt von ihr aus Franzensbad ein Briefchen, worin ſie mir mitteilte, daß meine Gefühle erwidert würden, und mir meine Zurückhaltung vorwarf. Unverzüglich ließ ich einen langen Liebesbrief vom Stapel und erhielt darauf von meiner Geliebten ein freundliches, aber gemeſſenes Schreiben. So betrachtete ich mich denn als Bräutigam, korreſpondierte friſch darauf los und begrüßte, als die beiden Damen aus Franzensbad zurückkehrten, Sally als meine Braut. Der Vater ſtellte nachher noch die Bedingung, daß die Brautſchaft erſt proklamiert werden dürfte, wenn ich meine Bildungsreiſe nach Rom vollendet habe.

*

[1] Roſalie (Sally) v. Zezſchwitz (1814–1839), × 1834 mit Conſtantin v. K.

Constantin v. Rügelgen
Zeichnung von Carl Peschel

Ludwig v. Maydell
Zeichnung von Carl Peschel

Carl Peschel
Zeichnung von K. Vogel v. Vogelstein

Ferdinand Berthold
Zeichnung von Anton Krüger

„Gottlob, ich habe Freunde, rechte, wahre Herzensfreunde überall gehabt, wo ich mich noch aufgehalten."
W. v. K. an den Atti am 8. März 1834

Die Tante Emilie v. Kügelgen mit ihren Kindern bei Poll

„Aus dieser Zeit (1818) existiert ein kleines Familienbild von Tante Sophiens Hand. Meine Mutter kniet an einem wogenden Kornfelde, im Hintergrunde sieht man Poll und im Vordergrunde zappele ich. Meine Schwestern Elmine und Alwine sind mit Kränzewinden beschäftigt, in einem Korbe sitzt das morellenäugige Sonnenkind und der kleine Carlo ist noch in der Mutter Armen." Aus Constantin v. K.s Lebenserinnerungen

Aus Briefen W. v. K.s an ſeine Frau während deren Reiſe nach Franzensbad 25. Juni bis 1. Aug. 1832

Hermsdorf, den 27. Juni 1832. Zwei Tage ſind nun ſchon ſeit unſerer Trennung verfloſſen. Als ich mit Conſtantin nach Eurer Abreiſe zu Mutter zurückkam, fand ich ſie allerdings ſo matt, daß an ihre Fahrt nach Hermsdorf gar nicht zu denken war. Ich wanderte daher mit Conni, der viel aus ſeinem Herzen auszuſchütten hatte, unter bedeutenden Regengüſſen nach Hermsdorf. Wie Du mir da fehlteſt! Hermsdorf kam mir vor wie ein ausgeſtochener Blick. Ich ließ Conſtantin in meinem Bette ſchlafen und legte mich in Deines, daher ich auch die ganze Nacht von Dir träumte bis an den hellen Morgen.

Heute morgen bei guter Zeit kam Mutterchen hier an, bedeutend wohler als geſtern und, wie mir's ſchien, auch Eurer Reiſe wegen nun ganz ruhig. Bei Tiſche vermißte ich Dich ſchrecklich; wenn ich mir einen rechten Hauptbiſſen aus der Schüſſel raubte und gierig dabei ſchnuffelte, ſo lachte niemand, und keiner bemerkte meine kleinen Witzchens, die wir, mein liebes Herzchen, ſo unter der Hand mit einander treiben. Heute nachmittag leiſtet die gute Dora[1] Mutter recht treulich Geſellſchaft. Ich dagegen ſitze in meiner Werkſtatt einſam, wie die Witwe von Sarepta, und nähre mich von meinem Ölkrüglein, aus dem freilich das Öl erſt durch meinen Pinſel auf das Bild und mit dieſem durch der guten Sally Geldbeutel[2] in unſeren Mund einfließen kann. Die kleine Anna iſt mit Adelheid vergnügt und fidel und frägt weder nach Muttern noch nach Bertha, im Gegenteil, als ich ſie heute an Bertha erinnerte, ſagte ſie ganz phlegmatiſch „Klaps".

Du ſiehſt alſo, wir wiſſen uns hier zu finden — nun finde Du Dich nur auch, ſorge für Deine Geſundheit und widme Dich ganz der Erziehung Deiner beiden Töchter Sally und Bertha, die ja ſo vielverſprechende Kinder ſind. Ich habe großes Vertrauen zu dieſer Badekur und wollte Dich ein Jahr lang miſſen, wenn ich wüßte, Du kämeſt dann ganz geſund in meine Arme zurück. Ich ſehe recht Gottes Fügung in dieſer Sache, denn wir haben's nicht gemacht, ſondern Er, der Herr, nahm Dich beim Schopf, Dich, Du trotzige Patientin, und ſetzte Dich nach Eger in die Badewanne. Ich fühle gegen Sally noch größere Dankbarkeit als gegen Carus, denn der heilt mich für kaltes Geld, ſie aber nimmt Dich mit, weil ſie Dich liebt.

Meine Bilder ſehen mich an und grüßen Dich ſchweigend. Es iſt faſt Nacht, und die Farben des Altarbildes ſind dunkel und bleich geworden. Du biſt wohl auch im Nachtquartier — wie mag's da ausſehen? Lachſt Du auch und biſt vergnügt? Gottlob, durch's Choleraland ſeid Ihr nun durch! Ich hatte ſchlimme Poſt darüber — aber wer nichts wagt, gewinnt auch nichts, und Ihr verſpracht mir alle Vorſicht.

Sonntag, den 1. Juli 1832. Heute bin ich mit Conſtantin den ganzen Tag umhergeſtrichen, des Morgens in der Kirche und des Nachmittags

[1] Dora v. Heynitz (1808–1891), Schweſter von Ernſt v. H.; ſ. das Bildnis.
[2] W. v. K. malte damals Sally v. Zezſchwitz' Porträt.

über die Felder in Rollers lange Wurststube, wo sich auch Heynitzens einfanden. Roller hat, sobald er das Porträt Bennos [v. Zezschwitz] erhielt, es sogleich aus dem Rahmen gerissen und nackt an die Wand gehängt, in den prächtigen Rahmen aber hat er das scheußliche ausgeschnittene Porträt, das er von mir besitzt, geklebt und dieses über das andere gehangen, womit er nicht allein beide Bilder, sondern auch die Stube verdorben hat. Morgen fange ich nun wieder am Altarbilde zu malen an, während ich in den letzten Tagen meine kleine Judith [s. die Abbild.] gemalt habe, die mir auf einmal prächtig gerät; Sallys Gesicht sieht ihr vortrefflich, ich habe es etwas stilisiert, d. h. verallgemeinert, sodaß es nicht kenntlich ist, und Heynitz hat sich förmlich darin verliebt, ohne daß er ahnt, wer mir dazu gesessen hat.

Anna wird von Adelheid treulich besorgt. Das Kindchen ist allerliebst, zutraulich und freundlich gegen jedermann; für die Omama hat sie eine zärtliche Liebe und jubelt überlaut, wenn sie zu ihr gebracht wird. Bereue es nur nicht, daß Du das Kindchen nicht mitgenommen hast — ich will doch auch ein Kindchen haben, sonst wäre ich ja ganz auf meinen ehemaligen verdammten Junggesellenstand reduziert. Du entbehrst überhaupt viel weniger als ich, denn Du entbehrst bloß Deinen Mann, und was ist Euch an Eurem Kerle groß gelegen! Ich aber muß meine Frau, meine Krone entbehren, ohne die ich mir den Kopf erkälte, die meine einzige Lebensfreude ist — nach meiner Pfeife. Das Schwerste ist mir, daß Heynitz mir alle Tage sagt: „Ach, Du armer Kügelgen, Du tust mir so schrecklich leid, es tut Dir wohl recht bangen?" Da sage ich denn jedesmal: „Nein, gar nicht, mein Guter!"

12. Juli 1832. Du arme Frau, wie schrecklich magst Du gelitten haben und bist gewiß auch in Deiner Kur recht zurückgesetzt worden durch die Angst um unser armes Kindchen[1]. Hüte und bewache sie nur jetzt mit Treue und Sorglichkeit und vor allem mit Gebet, daß nicht von dieser bösen Krankheit etwas im Gehirn zurückbleibe. Das arme Kindchen ist zart und muß sehr geschont werden. O welch ein Glück, daß Du nicht allein warst, sondern eine so treue und verständige Freundin bei Dir hattest!

Constantin sitzt unten und sehnt sich fast das Herz aus dem Leibe — was kann er aber empfinden, das meiner Empfindung gleichkäme?! Solche junge Leute geraten in eine Verstandesverdüsterung und in einen burlesken Rausch, nennen's Liebe und kennen sich erst von gestern her. Wir aber, meine teure Frau, sind jahrelang unter einem Joch gelaufen, haben schon unendlich viel Freude und Leid mit einander geteilt, zusammen gehofft und gesorgt, haben uns gegenseitig verstanden, getröstet, aufgerichtet und erheitert — da wächst denn echte Liebe daraus hervor wie eine goldene Blume, die bleiben soll für Zeit und Ewigkeit. Es soll aber mit unserm jungen Paare auch noch so werden; sie sollen reifen und gedeihen zur echten, wahren, ehelichen Liebe — jetzt nur muß man sie nicht zu üppig

[1] Bertha war in Franzensbad an einer „Gehirnentzündung" erkrankt.

werden lassen, sondern ihnen so viel kalt Wasser als möglich über die Köpfe gießen, damit sie zur Besinnung kommen und weise werden.

22. Juli 1832. In meinem Malzimmer vermisse ich Dich schmerzlich, wenn das gewohnte Stündchen kommt, wo Du mich zu besuchen und meine Arbeit nach Kräften zu loben pflegst. Jetzt muß ich bloß mit meinen Augen malen und mag mitunter schöne Sudeleien machen ohne Deinen Rat. – Tue Dich doch ja recht nach einer hübschen Rück-Gelegenheit um, denn ich würde Dich nur im äußersten Notfalle abholen, da meine Zeit so teuer ist. Die Cholera wird immer ärger und hat uns den böhmischen Weg schon versperrt. Ihr werdet über Zwickau und Freiberg fahren müssen. Ich muß immer an Dich denken wie ein Bräutigam.

*

Verzeichnis der am 1. August 1832 in der Königl. Sächs. Akademie der Künste zu Dresden öffentlich ausgestellten Kunstwerke

Nr. 642. Porträt eines Knaben, nach der Natur in Öl gemalt von Wilhelm v. Kügelgen.
Nr. 643. Die heilige Elisabeth. Kreideskizze von demselben.

Nr. 593. Landschaft. Ölgemälde eigner Komposition von Constantin v. Kügelgen.
Nr. 594. Aussicht vom Brand in der Sächs. Schweiz. Ölgemälde nach der Natur von demselben.
Nr. 595. Ansicht des Prebischtores. Desgl. von demselben.
Nr. 596. Ansicht des linken Elbufers, oberhalb Loschwitz genommen. Desgl. von demselben.

*

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 1. Oct. 1832. Daß es mir gelungen ist, Dir durch meine Madonna[1] [s. die Abbild.] eine Freude zu machen, ist eine große Freude für mich, und ich danke Dir für die Freundlichkeit, mit der Du es aufgenommen hast. Nun liegt die Unruhe des Umzugs in die schöne große Wohnung wohl schon geraume Zeit hinter Euch. Der gleiche böse Trubel steht uns bevor, indem wir zu Ostern nun doch nach Dresden hineinziehen wollen. Ich habe zu diesem Zwecke schon das schönste und freundlichste Haus gemietet, das ich finden konnte, damit mir Julchen in einer Stadtwohnung nach dem so freundlichen Hermsdorfer Aufenthalt nicht melancholisch wird.

Vor ein paar Wochen habe ich mit Vetter Constantin, seiner Braut Sally und dem alten jovialen Zezschwitz eine Reise durch die Oberlausitz gemacht, die mir sehr wohlgetan hat. Ich bin täglich beinahe vergangen

[1] „Von Wilhelm empfing ich ein Ölbild – Maria auf der Flucht mit dem Kindlein – ein bewunderungswürdiges Stück, wie von Raphael. Mallet wollte gleich tausend Thaler dafür geben – hat sie nur nicht. Kügelgens ziehen um Ostern nach Dresden, wahrscheinlich, wie wir schließen, weil Julchen guter Hoffnung sein mag" [der Atti am 10. Okt. 1832 an seinen Sohn Fritz].

vor Lachen – ſo quälte mich Zezſchwitz mit ſeinem Witz, und obgleich es ſein ſehr Schweres hat, von früh ſechs Uhr bis abends um zehn fortwährend mit Witzen überſchüttet zu werden, ſo iſt doch, nach der Furcht Gottes, nichts geſunder als das Lachen.

Die drei intereſſanteſten Punkte auf meiner Reiſe waren mir Kloſter Mariaſtern, Kloſter Marienthal und das liebe Herrnhut. In den beiden Klöſtern ſind Ziſterzienſer-Nonnen, es waren die erſten Nonnenklöſter, die ich ordentlich geſehen habe. In Mariaſtern intereſſierte mich ganz beſonders der Propſt Saleſius, deſſen heiteres, frommes, reines und treues Geſicht mich ganz ungemein anſprach. Dieſer Mann trug das Gepräge eines Gotteskindes, wenn er auch mit dem Mönchsrock angetan war. Wir aßen mit ihm und ſeinen Kaplänen in einer gewölbten Halle der Propſtei und wurden nachmittags der Frau Äbtiſſin und der Priorin in ihrem Sprechzimmer vorgeſtellt. Das Kloſter iſt ſehr reich und beſitzt ein Städtchen nebſt ſechzig Dörfern, daher die Äbtiſſin eine bedeutend einflußreiche Dame iſt. Sie war in ihren beſten Jahren, eher hübſch als häßlich, und ſah ſo klug aus wie der Teufel, aber nicht ſo fromm als der Propſt. Sie empfing uns mit einem kirchlich-fürſtlichen Anſtande, ließ ſich die Hand küſſen und bewirtete uns durch die Hand der Priorin mit Kaffee. Es ging da ſo ſteif und förmlich zu, wie ich in meinem Leben noch nichts geſehen habe, und der Anblick der beiden verſchleierten Damen in dem altgemauerten Gewölbe erfüllte mich mit andächtigem Graus.

In Marienthal dagegen waren die Nonnen von ganz anderer Art. Die Äbtiſſin und Priorin waren außer ſich vor Vergnügen, etwas Geſellſchaft zu haben, und Zezſchwitz erzählte ihnen ſo viel tolles Zeug, daß die beiden Nonnen gar nicht aus dem Lachen kamen, welches wunderlich mit ihrer würdigen Tracht kontraſtierte. Es hatten ſich ſchließlich ſechs Nonnen um uns verſammelt mit großem Geſchwätz; ſie wollten uns gar nicht wieder weglaſſen und beſchenkten uns reichlich mit den zierlichſten Kloſterarbeiten und mit dem Verſprechen, treulich für uns zu beten, namentlich für Conſtantin, von deſſen Schönheit ſie ſehr gerührt waren und deſſen bevorſtehende Reiſe nach Italien ſie ſehr zu intereſſieren ſchien. Wir wurden in dieſem Kloſter, das noch reicher als das erſte iſt, wahrhaft königlich bewirtet. Der Propſt und die Kapläne ſchienen gute Freßſäcke zu ſein, und es war mir trotz aller Anſtrengung unmöglich, in ein geiſtliches Geſpräch mit ihnen zu kommen.

In beiden Klöſtern waren Nonnen und Geiſtliche aufs äußerſte betroffen über die neuen Zeitläufe und erwarteten für ſich nichts als Schlimmes von der neuen Konſtitution. Die arme katholiſche Kleriſei iſt auch übel genug daran, da ſie nun dem Miniſter untergeordnet werden ſoll, der gewiß nicht viel für ſie übrig haben wird. Dieſes verantwortliche Miniſterium begeht unverantwortliches Zeug und wird's gewiß noch weiter treiben, ſobald erſt die neuen Stände verſammelt ſein und allen Neuerungen den rechten Nachdruck geben werden.

W. v. K. an den Bruder Gerhard

Hermsdorf, den 1. Nov. 1832. Eure Besorgnisse um uns sind diesmal, Gott sei Dank, so ziemlich unnötig gewesen; ganz – will ich nicht sagen, indem Mutter wieder einen bedenklichen Zufall gehabt hat, der aber doch ohne ernsthafte Folgen vorübergegangen ist. Constantin ist auf dem Wege nach Rom und hat aus Innsbruck an seine glückliche Liebste geschrieben, die vor ein paar Tagen bei uns in Hermsdorf war und uns ihren Briefschatz mitgeteilt hat. Wenn Gott die Beiden zusammenführt, so kann es eine sehr glückliche Ehe geben. Constantin und Sally haben beide glückliche Naturells, ich möchte sagen: runde Gemüter, ihre Seelen sind gewissermaßen mit Fett umwickelt, sodaß sie nirgends hart anschlagen können. Du mußt Dir Sally innerlich vollkommen gerade so gestaltet denken wie Conni, nur daß sie einen gereifteren Verstand hat und eine festere Meinung in allen Dingen, besonders auch in Glaubenssachen, welches für Constantin ein großer Segen ist. Er ist durch diese solide Verbindung wirklich jetzt schon reifer geworden.

Wir beide sind nicht so glücklich organisiert. Mir frißt das Ätzwasser des Lebens gewaltige Wunden in die Seele, und ich falle mich an allen Ecken wund, weil ich ein kantiges und melancholisches Gemüt habe, und Dir, Du alter Korydon [vgl. Leb.-Er. S. 199 Anm. 1], scheint's auch nicht viel besser zu gehen Deinem Briefe nach, Du fühlst zuzeiten schon den Tod in Deinen jungen Mammutsknochen und denkst mehr zurück als vorwärts. Ach ja, das kenne ich alles gar zu gut, ich habe eigentlich auch keinen wirklich frohen Augenblick, außer wenn mir das Glaubensleben einmal recht in der Seele aufgeht und ich meines Gottes gewiß werde – dann bin ich aber auch königlich vergnügt und frage weder nach Not noch Tod. Da wir nun aber nicht bloß Seelen sind, sondern auch einen Leib haben, der als etwas Wirkliches in der wirklichen Welt steht, geht oder liegt, so ist es unmöglich, daß wir so ganz ungezwickt in göttlicher Freude unwandelbar durchs Leben schweben könnten, und da die Gemütsbeschaffenheit aus der Organisation des Körpers hervorgeht, so sind die Leute zu beneiden, die so glücklich organisierte Körper haben wie Constantin und Sally, denn sie können ihres Gottes froh werden in vollstem Maße und werden doch dabei von den Unannehmlichkeiten des Lebens weniger hart berührt als unsereins.

Wie oft denke ich an Dich, Du alte Seele, wenn ich den Schenkhübel [zwischen Klotzsche und Dresden] hinunterpilgere und die alte Vaterstadt vor meinen Augen liegt. Aber es ist immer viel Wehmut dabei. Die Trennung von Dir, der Du mir doch von Gott als nächster Freund gesetzt bist, und der Gedanke, wie glücklich wir mit unseren Familien zusammen leben könnten – ich reiße dann immer meine Seele mit Gewalt ab von den Bildern der Vergangenheit, die ja doch nie wiederkehrt. Ich darf jetzt überhaupt nicht viel an die Vergangenheit denken – die Zeit liegt mir noch zu nah, wo ich ein großer Mann zu werden dachte, und es lebt noch zu viel Stolz in mir, als daß ich zu allen Zeiten das beißende Gefühl niederdrücken könnte, es nicht geworden zu sein.

Ich werde nun im Laufe des Winters mit dem Altarbilde vollends fertig, mit dem ich aus tausend Ursachen nur langsam vorwärtskomme. Zu Ostern gedenke ich wieder nach Dresden zu ziehen, wo ich mir vor dem Schwarzen Tore ein köstliches Logis mit Aussicht nach dem Wald und den Meißener Bergen gemietet habe – da gebe denn Gott seinen Segen, daß ich auch in Dresden so viel Arbeit finden möge, wie ich hier in Hermsdorf immer hatte. Meine neue Wohnung ist nicht weit von der Mutters, und ich freue mich unbeschreiblich auf einen vermehrten Umgang mit ihr und unserer Schwester. Der Weggang von dem lieben Hermsdorf und die Trennung von Heynitzens bleiben freilich Dinge, die sehr schmerzlich sind. Heynitz hat jetzt viel Sorge mit dem großen Gute, das ihm, glaube ich, keine 3½ Prozent bringt; er quält sich entsetzlich und hat dabei viel Unglück. Deine Lage, mein alter Junge, ist immer noch beneidenswert gegen die von Heynitz.

Den 2. Nov. Julchen redet mir zu, noch ein Blättchen für Dich zu füllen. So berichte ich Dir denn zunächst, daß ich von meinem Konfirmationsbaum bei Roller 190 Stück große rotwangige Stettiner geerntet habe und von Deinem Baume, ob er gleich bedeutend größer ist als der meinige, nur 12 Stück ganz dunkelrote, süß schmeckende Äpfelchen. Mit Roller bin ich, wenn wir auch äußerlich ganz freundlich verkehren, stillschweigend etwas auseinandergekommen, weil mir sein grobes Wesen jetzt in den Tod zuwider ist. Mit Stephan, der immer starrköpfiger und unfehlbarer wird, ist überhaupt kaum mehr umzugehen. Hingegen haben wir in Dresden eine sehr erfreuliche Akquisition an dem Professor Scheibel[1], der, weil er die Agende nicht annehmen wollte, aus Breslau vertrieben wurde und sich nach Dresden gewandt hat, wo er privatisiert; er ist durch seinen Weggang von Breslau jetzt vielleicht der am meisten besprochene Theologe unserer Zeit. Er kommt mit seiner Frau öfters zu Mutter und hat auch uns ein paarmal in Hermsdorf besucht. An ihm werde ich in Dresden vielleicht einen geistlichen Anhalt finden; auch seine Frau gefällt Julchen recht gut, und Bertha wird an dem ihr gleichaltrigen Louischen eine nette Gefährtin haben. Mit Berthold, Peschel und Richter bin ich öfter zusammen, ob ich gleich mit ihnen nicht so ganz auf den Fuß des Umgangs kommen kann, den ich wünsche, weil sie mich immer als etwas Vornehmeres betrachten und etwas andere Begriffe von Lebensart haben, als wir sie gewohnt sind. Mit Richter würde sich der Umgang am besten machen, aber er ist leider in Meißen, sodaß es immer eine kleine Reise ist, wenn wir uns besuchen wollen.

Durch des Direktors Zahn[2] Versetzung nach Mörs habe ich einen

---

[1] Joh. Gottfr. Scheibel (1783–1843), Führer der [alt-]lutherischen Bewegung gegen die kirchliche Union in Preußen.

[2] Franz Ludwig Zahn (1798–1890), der Verf. der bekannten „Biblischen Historien" (1832), war vor seiner Berufung nach Mörs von 1827–32 Direktor des neugegründeten v. Fletcherschen Seminars in Dresden, auch Begründer der mit diesem verbundenen Taubstummenanstalt.

Freund in Dresden verloren, dem ich in der letzten Zeit recht nahegetreten war. Wir werden vielleicht ein Prachtwerk zusammen herausgeben, eine Harmonie der Evangelisten, in Quart mit zwanzig von mir ausgeführten Kupferstichen. Jetzt habe ich von Baedeker den Auftrag, eine große Anzahl von Kupfern zu Krummachers „Parabeln" zu liefern; es handelt sich aber noch darum, ob der Plan ausgeführt werden soll oder nicht, für welch ersteren Fall ich nun die Zeichnungen schon anfangen will[1]. Daß das zweite Heft meines Bibelwerks noch nicht erschienen ist, ist nicht meine Schuld, sondern liegt an dem Zögern meines Schwiegervaters; Baedeker treibt nicht ordentlich, und mir kommt das nicht zu.

Neulich war bei Heynitz große Hasenjagd, zu der unter vielen anderen Herren auch der dicke Dr. Pienitz (Brelings ehemaliger Doktor)[2] geladen war, der nebst der ganzen Gesellschaft fünf Stunden hintereinander auf allen Waldrevieren von dem unermüdlichen August[3] herumgeführt wurde, bis er endlich erklärte, er ginge entzwei. Er sah auch aus wie eine überjagte Kröte, und wir hätten ihn gerne forciert und dann erschossen, wenn er's erlaubt hätte. Es wurde auf der ganzen Jagd kein einziger Schuß vernommen und kam uns weder ein Hase noch sonst was anderes zu Gesicht außer einer alten Frau, die bei einem Kesseltreiben aus dem Kartoffelkraut auffuhr und die wir Mühe hatten in der Raserei nicht zu töten. Als die Jagd vorbei war und keiner gefehlt hatte, fingen viele an sich zu rühmen.

Es war aber dieser Tag Julchens Geburtstag, und wir aßen, um ihn zu feiern, erst um fünf Uhr bei geschlossenen Fensterläden und festlicher Beleuchtung zu Mittag; Dora und Georg[3] waren unsere Gäste, und wir waren recht vergnügt — als sich plötzlich der langweilige Missionar, den Blüher in Grünberg bildet oder modelliert, unerwartet und sehr sanft bei mir zur Zeichenstunde einstellte und mir mit seinen Krakelfüßen den größten Teil des Abends raubte. Herr Pötschke, der bei Dir wohl noch in länglichem Andenken stehen wird, ist Georgs Hofmeister geworden und besucht mich fleißig. Frau v. Heynitz hat wieder ein Töchterchen, welches wir neulich auf den Namen Helene[3] getauft haben.

So, nun habe ich Dir einen ehrlichen Brief geschrieben, und es tut mir nur leid, daß wieder einige traurige Anklänge drin sind — die mußt Du so mit hinterschlingen wie die bitteren Mandeln oder den Safran im Kringel.

---

[1] Diese geplante Ausgabe der „Parabeln" ist nicht erschienen. Die im vorliegenden Bande veröffentlichten Bilder sind nach W. v. K.s Originalzeichnungen hergestellt, die nach dem Tode der Herzogin Friedrike von Anhalt-Bernburg in den Besitz von deren Nichte, der Fürstin-Witwe Louise zu Waldeck und Pyrmont übergegangen und von dieser der jetzigen Besitzerin, einer Enkeltochter des Arzt, überlassen worden sind.

[2] Nicht zu verwechseln mit Dr. Pönitz, Kügelgens altem Hausarzte.

[3] August v. Heynitz (1804–1870), Herr auf Dröschkau, Bruder von Ernst v. H., × 12. V. 1833 mit Pauline v. Heynitz (1808–1834) aus Miltitz. — Georg v. Heynitz (1825–1887), Sohn von Ernst v. H. (aus dessen erster Ehe [1824] mit der 1825 † Freiin K. W. v. Rechenberg), × 1855 mit Elisabeth v. Schönberg. — Helene v. Heynitz (1832–1862), × 1856 mit Adolf v. Tschirschky († 1893 als sächs. Generalleutnant).

Aus M. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, 20. Nov. 1832. Mit dem heutigen Tage ward ich dreißig Jahre alt. Freund Peschel war schon gestern abend gekommen, um den Tag mit mir zu verleben. Nachdem wir an dem von meiner guten Frau niedlich aufgeputzten Geburtstagstische gefrühstückt, zogen wir beiden Männer mit Flinten in den Wald des Grünberger Reviers und freuten uns, obgleich wir nichts erlegten, des herrlichen sonnigen Tages. Als wir um Mittag zurückkamen, fanden wir unerwartet meine gute Mutter und Adelheid, die heute nicht hatten fehlen wollen, und hatten mit ihnen und Dora Heynitz eine fröhliche Mahlzeit. Nachmittags erschien auch Roller zu einer Stoßvisite, und gegen Abend kamen Blüher, Heynitz und Pötschke.

21. Nov. Da wir morgen allesamt zu Mutters Geburtstag auf ein paar Tage in die Stadt fahren wollen, mochte ich nicht erst anfangen, in Öl zu malen, sondern arbeitete an einer Sepiaskizze, darstellend die Nacht, die ihren dunklen Mantel ausbreitet, in dessen Falten die Träume in verschiedenen Gestaltungen sitzen [s. die Abbild.]. Nach dem Abendessen erzählte ich Bertha allerlei von Seiltänzern und Theater – Dinge, von denen sie noch gar keinen Begriff hat – und freute mich über die Spannung, die sich in ihrem ganzen Gesichte aussprach, weil mich das sehr an meine eigene Jugend erinnerte; der bloße Gedanke an die Bühne versetzte mich damals in eine Spannung wie nichts anderes.

22. Nov. Gleich nach Tisch erschien der Wagen, der uns nach Dresden bringen sollte, wo wir um vier Uhr anlangten. Ich ging bald zu Berthold, bei dem ich den Abend in sehr angeregter Weise zubrachte. Es waren noch Peschel, Zimmermann und der Leipziger Kunsthändler Börner[1] da, der von der Kupferstichauktion des Grafen Einsiedel (Reibersdorf) kam, wo die herrlichsten Sachen sehr wohlfeil weggegangen sind. Wir sprachen von dem einseitigen Urteile der Kunstkenner, bei welcher Gelegenheit Börner erzählte, Rumohr[2] hätte gestern in einer Gesellschaft gesagt, Richter wäre ein vertrockneter Italiener. Dabei ist Richter der beste Landschaftsmaler, den wir in Sachsen haben, und Rumohr der beste Kenner. Börner hatte Lust, mir meinen kleinen Rembrandt gegen Kupferstiche zu vertauschen, wie z. B. gegen die Volpatoschen Stanzen.

23. Nov. Bußtag. Wir lasen heute morgen miteinander eine Predigt von Luther. Gegen elf ging ich mit Julchen zur Konsultation zu Professor Haase, der die Niederkunft für Anfang März wahrscheinlich erklärte. Es ergab sich also ein bedeutender Fehler in Julchens Rechnung, und wir müssen nun, da wir im Winter füglich nicht umziehen können, den Geburtstag des kleinen Ankömmlings noch einmal in Hermsdorf feiern – ein Ding, das mir sehr im Kopfe herumgeht, da ich mich bloß darum so

[1] Karl Gust. Börner (1790–1855), Maler und Kunsthändler, in Rom mit Ludwig Richter befreundet, begründete 1826 die bekannte, noch bestehende Leipziger Kunsthandlung.

[2] Karl v. Rumohr (1785–1843), Kunsthistoriker in Dresden.

zeitig in Dresden einmietete, um meine Frau einer abermaligen Entbindung in Hermsdorf zu überheben. Doch wird der Herr bei dieser Täuschung gewiß die Hand mit im Spiele gehabt haben und wohl wissen, warum er es so und nicht anders lenkte[1]. Am Nachmittag ging ich zu Zimmermann und traf bei ihm den Rigaer Baehr[2], dessen Bekanntschaft ich längst gern erneuert hätte; er ist im Januar von Riga hierher zurückgekehrt, nachdem er dort sein Kind an der Cholera verloren hatte. Am Abend lasen wir mit Mutter kurze Abschnitte aus Bengels Leben, an die sich angenehme geistliche Gespräche lehnten.

24. Nov. Mutters Geburtstag. Heute morgen punkt acht begaben wir uns sämtlich in die Sakristei der Neustädter Kirche, wo wir allein mit dem Minister v. Lindenau das Heilige Abendmahl empfingen. Zu Haus lasen wir dann einen auf das Heilige Abendmahl sich beziehenden Aufsatz aus Kempis. Um zehn Uhr ging ich zu Baehr, der mir viele sehr nette Skizzen zeigte und auch seinen Karton von der Predigt Johannis, der viel Hübsches hat, dem aber noch alle Korrektheit in der Zeichnung abgeht. Baehr hat in Riga Sengbuschs Frau als Mädchen näher gekannt und gab ihr ein sehr schönes Zeugnis. Er erzählte auch, daß er auf seiner Rheinreise über acht Tage in Rhens bei meiner Tante gewohnt hat, und zeigte mir einige Porträts, die er dort gezeichnet hatte. Zu Mittag fand ich bei Mutter das alte Courtanchen [vgl. Jug.-Er. S. 34], die treue Gefährtin aller Geburtstage unseres Hauses. Nachmittag führte ich Julchen in das neugemietete Quartier, das sehr ihren Beifall hatte, dann nahm ich Bertha auf ihr Verlangen mit zu Peschel, mit dem ich ein Pfeifchen rauchte.

Sonntag, den 25. Nov. Gleich nach dem Essen kam Jänichen mit seinem großen Planwagen uns abholen. Es war mir rührend, Abschied von Mutter zu nehmen, die sich bei diesem Besuche so besonders zärtlich gegen uns gezeigt hatte. Da ich meinen Hut in Dresden lassen wollte, band ich mir in Ermangelung einer Mütze ein Tuch um den Kopf. Im Wagen saßen wir trotz aller Verpackung kalt und unbequem, besonders ich, da sich zwei Riemen von meinem Hängesitze loslösten und ich also balancieren mußte, um nicht samt meinem Sitze umzuklappen, was mir um so schwerer war, da Bertha mir schlafend wie ein toter Klumpen auf dem Schoße lag. Indessen fuhren wir schnell und langten bald im heimischen Hermsdorf an, wo uns die gute Dora freundlichst begrüßte. Mein erstes Geschäft war, an Baedeker zu schreiben wegen der Parabelbilder und auch des Fortgangs des Bibelwerks.

26. Nov. Heute übermalte ich mein kleines Marienköpfchen [s. die Abbild.]. Die graue Übermalung tut wohl, das Ganze ist dadurch sehr in Haltung gekommen. Haare mit Beinschwarz, gebrannter grüner Erde und Weiß, Mantel Lasur von Karminlack und Kobaltblau, in die Lichter

[1] Der Umzug nach Dresden wurde überflüssig, da der Sohn Gerhard erst am 27. Mai in Hermsdorf geboren wurde und inzwischen die Berufung nach Ballenstedt erfolgt war.

[2] Joh. Karl Baehr (1801–69), Historien- und Porträtmaler, † in Dresden.

mit Neapelgelb. Grund Elfenbeinschwarz, Kobaltblau und Ocker. Als ich gegen Abend von der Jagd kam, fand ich ein Päckchen von Freund Richter in Meißen; er schickte mir seine radierten Blätter von Salzburg und Italien, die mir ungemein gefallen, und schreibt dabei sehr freundlich. Schon gestern Abend bemerkte ich außerhalb meines Fensters im Winkel einen schlafenden Sperling, der von der Stubenwärme profitieren wollte und sich dicht an das Fenster angequetscht hatte. Er hatte sich wegen der Kälte dick aufgepufft und sah fast so groß und korpulent aus wie eine Wachtel. Heute sitzt der kleine Altvater wieder da, zur nicht geringen Freude für mich und meine Frau.

27. Nov. Ich vollendete heute die Übermalung meiner Judith; das Bildchen hat mir viel Arbeit gekostet durch das häufige Verändern. Gegen Abend kam von Bautzen das Bild der Madame Verbeck an, das ich kopieren soll; es ist nicht ohne Talent gemalt, ich freue mich auf die Arbeit.

28. Nov. Heute gleich mit der Kopie angefangen, ich will das Bildchen prima[1] malen. Nachmittag ging ich mit Heynitz zu Roller. Wenn doch der Alte immer so liebenswürdig sein wollte wie heute!

29. Nov. Sobald es hell wurde, setzte ich mich mit vieler Lust wieder an mein Bildchen und malte mit Fleiß das durchsichtige Häubchen in den nassen Grund hinein prima ganz fertig. Ich hatte aber des besseren Deckens wegen Berlinerblau genommen, hatte dies wie Kobalt behandelt und war nun viel zu grün gekommen. Dies bemerkte ich jedoch erst am Nachmittag, und weil die Haube nun schon viel zu fertig war, um sie noch mit Glück übermalen zu können, entschloß ich mich kurz, den ganzen Bettel wegzuwischen, wodurch ich auch die Zeichnung wieder verlor, sodaß ich nun die ganze Arbeit auf der vollständig gereinigten Leinwand wieder von vorn anfangen mußte und heute noch nicht einmal den Umriß ganz beendigen konnte. Ich ärgerte mich zu sehr darüber. Wie sehr ist doch Geduld von Nöten, wenn man gut Ding fördern will! Ich lese jetzt „Julius und Evagoras" von Fries. Er greift das Christentum tüchtig an und meint ohne Zweifel, wie alle seinesgleichen, es umgerissen zu haben – ich merke aber nicht, daß mein Glauben gelitten hätte. Anderseits ist Fries ein Mann, der den Sinn für das Schöne und für Wahrheit und Gerechtigkeit in so hohem Maße in sich vereint, daß man den Verfasser doch ein bißchen lieb haben muß.

30. Nov. Mit Tagesanbruch fing ich mein Bildchen von neuem an zu malen. Der Hintergrund Beinschwarz, Goldocker, Neapelgelb und etwas gebrannter Ocker, wurde sehr schön. Am Nachmittag schrieb ich ausführlich an Timo; mein Brief hatte den Zweck, die wunderliche Spannung zu heben, die zwischen uns obwaltet – ich schrieb so freundlich und liebevoll als immer möglich, und Gott möge diese Zeilen segnen! So konnte ich meinen Spaziergang erst sehr spät im Dunklen machen. Ich ging über die Röderwiesen bis an die große Brücke und von da durch die Schlucht über den Berg zurück. Einzelne Partien Enten zogen mir ein paarmal über dem

[1] Der Künstlerausdruck „alla prima malen" bedeutet: ohne Untermalung.

Kopfe weg mit großem Geſchrei, es war aber zu dunkel zum Schießen. Als ich nach Hauſe kam, fand ich Frau v. Heynitz und Dora, die ſich zur erſten Zeichenſtunde eingeſtellt hatten; Julie zeichnete auch mit und hatte, wie es ſchien, von allen am meiſten Vergnügen daran. Um acht holte Heynitz ſeine Geſellſchaft ab. – Der Altvater ſtellt ſich Abend für Abend ein in ſeiner Fenſterecke.

*

W. v. K. an Timo Neff

Hermsdorf, den 30. Nov. 1832. Du haſt nun in frühen Jahren ein Ziel erreicht, wie Du Dir's früher träumteſt, und ich bitte Dich zu glauben, daß ich mich aufrichtig über Dein Wohlergehen freue. Denke nicht, daß ich Dich darum beneide. Wir haben ja ſehr verſchiedenartige Naturells, aber wir haben Jahre hindurch ſo viel Freuden und Ungemach mit einander geteilt, daß wir doch Freunde für dieſes Leben bleiben wollen.

Ich lebe nun ſchon geraume Zeit in Hermsdorf bei meinem Freunde Heynitz, der ſo echt iſt wie ein Goldkorn. Mit meinem Altarbild für Reval wäre ich längſt fertig, wenn ich nicht über ein Jahr durch Krankheit am Arbeiten verhindert worden wäre und viele andere Sachen nebenbei gemacht hätte. Indeſſen fehlt nur noch wenig. Gott hat mir immer ſo viel Arbeit gegeben, ja mehr, als ich mit meinen ſchwachen Kräften beſtreiten konnte; ſind mir auch einige Sachen gelungen.

Zu Oſtern ziehe ich wieder nach Dresden, wo ich mir dicht vor dem Schwarzen Tor ein herrliches Haus gemietet habe, das die Ausſicht auf den Wald und die Meißener und Loſchwitzer Berge hat. Vom platten Dach aus überſieht man all die wunderlichen Kegel und Klumpen der Sächſiſchen Schweiz, die wir einſt ſo vergnüglich mit Grünewald[1] durchpilgerten. Es wird mir ſchwer, mich wieder von Hermsdorf wegzuwenden, wo ich wie ein König lebe, beſonders da der krauſe Geiſt der Zeit die Dresdener ſo verkehrt hat und ich über Taten und Perſonen, die ich achten und verehren muß, ſo viel ſchimpfen höre. Die Revolution brennt lichterloh in den Köpfen der Leute, und die beſten Schützen üben ihren Flitzbogen nach den erhabenſten Geſtaltungen unſerer Zeit, in der religiöſen wie in der politiſchen Welt. Der Kunſt hat man vergeſſen, und für die Künſtler kochen die Kunſtvereine Rumfordſche[2] Suppen.

Unſere Dresdener Freunde, wie Peſchel, Krüger uſw., beziehen die Wachen und halten Paraden und Revuen, bis an die Zähne bewaffnet. Peſchel iſt ein lieber treuer Freund, zuverläſſig und lauter, er hat jetzt ſeinen Unterhalt durch den Kunſtverein. Ludwig Richter iſt in Meißen angeſtellt und erfreut mich manchmal in Hermsdorf mit ſeiner Frau durch

[1] Ferd. Grünewald (1802–1849), Bildnismaler und Lithograph, aus Großenhain, ſeit 1822 Schüler der Dresdener Akademie.

[2] Der amerikaniſche Phyſiker Rumford (1753–1814) lebte 1783–1799 als Generaladjutant des Kurfürſten Karl Theodor (von dieſem zum Graf v. R. ernannt) in München und betrieb hier ſoziale Wohlfahrtseinrichtungen, zu denen neben der Einführung der Kartoffel auch die Erfindung einer billigen, aus Knochen, Blut u. dgl. hergeſtellten Suppe gehörte, die nach ihm benannt wurde.

ſeinen Beſuch. Er iſt ein herrlicher Menſch, der durch ungeheures Kreuz in allen ſeinen Anſichten ſehr geläutert und warm in der Liebe zu ſeinem Gott geworden iſt. Wir ſind eng Freunde geworden. Der lahme Berthold, der kränklichkeitshalber nicht viel ausgehen kann, hat ein ſchönes radiertes Werk herausgegeben [vgl. Jug.-Er. S. 283], darſtellend ſieben Szenen aus dem Sonntagsleben einer bürgerlichen Familie, wie's vor alters war. Er empfängt unſeren Beſuch fleißig und erfreut uns allemal durch ſeinen liebenswürdigen Geiſt. Der Rigaſche Baehr lebt jetzt auch in Dresden, und ich verſpreche mir viel Freude von ſeinem Umgang. Endlich der alte Bäuchel [?], den ich wohl einmal beſuche, um mich an Dich zu erinnern, ſitzt hinter ſeinem Tiſch mit der kleinen ledernen Hängematte und — lieſt Romane, denn zu arbeiten wird's bald nur noch für die Waffenſchmiede geben. Gott ſegne alsdann unſeren vortrefflichen Kaiſer und ſei ſeine ſtarke Waffe!

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, 6. Dec. 1832. Heute kam der langerſehnte Brief von Baedeker, worin er ſich entſcheidet, die Bilder zu den Parabeln ausführen zu laſſen, je acht Blatt zu jedem Heft. Dann beſtellt er noch einen Umriß zu einer v. Kampſchen Geſchichte und ſchreibt mir, ein anderer Buchhändler in Iſerlohn wolle für ſein Taſchenbuch „Lies mich" bei mir Kupfer arbeiten laſſen, und ich ſollte einen tüchtigen Preis fordern und mich da beſſer bezahlen laſſen als von ihm. So ſorgt mein treuer Gott für mich und reihet an eine Arbeit die andere an. Er ſchenke mir die Kraft dazu!

10. Dec. Es war heute ſo dunkel, daß ich nicht malen konnte, ich machte daher die Zeichnung zu dem Titelkupfer für die Lebensgeſchichte Georg Joachim Göſchens für Baedeker, womit ich ziemlich fertig wurde. Morgen will ich die Platte grundieren. Gegen Abend unternahm ich einen weiten Spaziergang durch den Nebel bis in die Dunkelheit hinein; die wohlbekannte Gegend erſchien mir da ganz fremd, ich kam mir vor wie ein Schiff auf dem Meere, das außer dem Elemente, in dem es ſich bewegt, keinen anderen Gegenſtand ſieht, und war ſehr zufrieden mit meiner Promenade. Abends kam Auguſt [Heynitz] und beſtellte ſein Porträt für ſeine Braut. Dann mußte ich noch dem Puppenbalg, das Julchen für Bertha zu Weihnachten macht, ein Geſicht malen.

12. Dec. Da es zum Radieren zu neblig war, begann ich heute mit den Parabelbildern und komponierte als erſte die Zeichnung zu „Tod und Schlaf" [ſ. die Abbild.]. Julchen las mir dabei aus einer Überſetzung von Juſtinus Martyrs Geſpräch mit dem Juden Tryphon vor, ein Buch, das mich ſehr anzieht. Es iſt merkwürdig: ich kann viel beſſer den Gedanken eines anderen folgen, wenn ich dabei leicht beſchäftigt bin; ſoll ich aber ſo daſitzen und bloß zuhören, ſo iſt es mir faſt unmöglich, aufmerkſam zu bleiben, und meine Gedanken ſchweifen ab. Abends ſchrieb ich an den Paſtor Oesfeld und dankte ihm für die Zuſendung des „Schönburgſchen Wochenblatts" mit ſeinem Sonett auf mein Bild.

*

Sonett

Bei dem Anblicke des herrlichen Gemäldes von Herrn v. Kügelgen, die Kreuzigung des Herrn, geſehen in Hermsdorf den 16. Auguſt 1832

Du ſchönes Bild, nicht bloß von Künſtlerhänden
Geformt – dem reichen und begeiſtrungsvollen
Gemüt des Chriſtusfreundes auch entquollen,
Ich kann von dir der Andacht Blick nicht wenden.

Hier neigt ſein Haupt zu ſeligem Vollenden
Der Herr am Kreuz; ich ſeh' die Tränen rollen,
Die ſpät der Nachwelt noch verkünden ſollen,
Wie ſchwer von Ihm ſich Dank und Liebe trennten.

O, aufgeſtellt an der geweihten Stätte,
Entzünd' in Tauſenden ein heil'ges Feuer,
Beflügle ſie zu gläubigem Gebete,
Das Glück, erlöſt zu ſein, mach' ihnen teuer
Und ſie dadurch dem Heiland ſelbſt getreuer,
Daß ab von Ihm kein Einz'ger jemals trete.

Oetfeld.

*

W. v. K. an ſeine Mutter

Hermsdorf, am Heiligen Chriſtabend 1832. Soeben iſt unſer Chriſtbaum erloſchen, Julchen hat ſich mit den Kindern in die Wohnſtube zurückgezogen und ich in mein Cabinett, um Dir die eben genoſſene Freude zu beſchreiben. Es iſt dies das dritte Weihnachten unter dreißig, das ich von Dir, liebe Mutter, getrennt geweſen bin. Die beiden anderen, in Rom und Petersburg, waren ſehr traurig. Diesmal war es die erſte Beſcherung, die ich im eigenen Hauſe mit meinem Julchen vorbereitete. Wir fingen ſchon zeitig am Nachmittag an, den Baum mit vielen Lichterchen und rotbackigen Äpfelchen zu ſchmücken und freuten uns gerade über den ſchönen Wuchs des Baumes und ſeinen einfachen Schmuck, als Pötſchke kam und uns als Geſchenk vom kleinen Georg einen ganzen Haufen Papierſternchen und -kreuzchen und anderen Trödel brachte, den wir an den Baum hängen ſollten. Mein Entſetzen war groß, wir hängten das Zeug auch nicht an, ſondern verteilten es auf die Kindertiſchchen. Als alles fertig war, ſchickten wir nach Heynitzens, welche bei unſerer Beſcherung gegenwärtig ſein wollten, und als ſie da waren, zündete ich den Baum an, der ſich herrlich ausnahm.

Nun wurden die Kinder aus der Mägdeſtube herbeigepfiffen. „Ich komme, ich komme!" ſchrie Bertha und riß die kleine Ernſtine mit ſich fort, blieb aber dann wie angewurzelt in der Tür ſtehen und rief immer „Nein ſieh' nur, ſieh' nur, Ernſtinchen!" Dann trat ſie ein und wußte nicht recht, wohin ſich wenden. Anna dagegen ging ganz ruhig und lautlos auf ihr Tiſchchen hin, nahm die Puppe Helene herunter und fing an, damit zu ſpielen. Als Bertha das Puppenſchränkchen mit den

vielen Kleidern und der großen Puppe oben drauf entdeckte, fing sie an zu jubeln und zu tanzen; sie ließ alles andere stehen und fing an, ihre Puppe aus- und wieder anders anzukleiden. Anna ging immer mit ihrer Helene im Zimmer herum und bischte und sang sie ein; manchmal rief sie mit dem ihr eigenen Ton einen der Umstehenden an: „Sieh mal das niedliche Püppchen!" Heynitzens gingen nun weg, und nach einem Weilchen rief ich: „Halt! Legt Eure Puppen weg, nun hört alles auf – ganz erschrocken legten sie ihre Kinder auf die Erde – denn nun kommt der Großmutter ihre Bescherung" und damit zog ich unter dem Baum die große Schachtel hervor. Beide Kinder schossen wie Pfeile an mich heran, und die anderen stellten sich in einen Kreis. Als das Zinngerät kam, schrien beide Kinder laut auf, ich glaube, Bertha zitterte, als ich die wirklich allerliebsten Zinnsachen auspackte und ihr nun immer ein Stück nach dem andern aus dem Papier wickelte und reichte. Da hörte ich Annas Stimme auf meiner anderen Seite sagen: „Papa gibt arme Anna auch eins." Deine Geschenke, liebe Mutter, nahmen diesmal fürwahr gar kein Ende, auch mir hast Du mit „Bengels Leben" eine außerordentliche Freude bereitet. Julchens Tuch ist vortrefflich; als sie es umnahm, sah sie königlich darin aus.

Den 25. Dec. Soweit kam ich gestern, als Heynitzens uns zu ihrer Bescherung rufen ließen. Es war recht feierlich und schön, aber an ihrem Baum sah man vor lauter Zwirnsfaden überhaupt nichts Grünes, so hatte Pötschke seine Kunst mit Papierschnipseln bis zur Ungebühr daran erschöpft. Als wir aus dem Schlosse zurückkamen, saßen unsere Kinder am großen Tisch, Anna mit ihrer Arche Noah und Bertha mit der kleinen Kutsche, die nächst der Puppe und den Zinnsachen ihr am meisten Freude macht. Heute morgen genießen die Kinder ihre Sachen nun erst recht ruhig und stark. Bertha hat ihre Puppe schon dreimal aus- und angezogen und sitzt jetzt auf dem Fensterbrett mit dem kleinen Wagen spielend, in welchem sie den kleinen Teufel, der drin saß, mit dem kleinen Mamsellchen, die Adelheid geschickt hat, spazieren fahren läßt. Anna sitzt auf Berthas kleinem Stühlchen, hat das kleine „Hälänchen" auf dem Schoß und sagt ohne Unterlaß „Ach, du mein gutes, herzensliebes, gutes, liebes Hälänchen". Allerliebst ist, daß Anna über Berthas schöne Sachen gar keinen Neid fühlt; sie ist schon überglücklich, daß sie selbst nun ein paar Bälge für sich besitzt. Bertha hat ihr auch die alten Zinnsachen geschenkt, in denen sie eben zu kochen beginnt.

Julchen ist in die Kirche gegangen, und ich bin Wärterin. Morgen sind wir zu Rollers Geburtstag zu Tisch nach Lausa geladen; ich bin nur froh, daß ich so ein hübsches Geschenk für ihn habe. Du wirst gewiß morgen teilnehmend meiner gedenken, da Du weißt, daß ich den ganzen Tag, erst in der Kirche und dann im Hause, bei Roller geplagt sein werde; ich nehme mir vor, dafür dann einen Tag in der Fastenzeit recht fröhlich zu sein. Ohne Zweifel muß ich morgen mit Roller Schach spielen – das ist das Schrecklichste, weil er partout nicht verlieren darf.

M. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 27. Dec. 1832. Bei uns in Sachsen stehen die Dinge nicht gut, und wir werden ja sehen, was der neue Landtag bringen wird, der im Januar zum erstenmal zusammentreten soll. Der Kultusminister, ein Dresdner Advokat [der frühere Hof- und Justitienrat Dr. Müller], herrscht despotisch, daher auch das Rollersche Gesangbuch wider den gesunden Menschenverstand trotz wiederholter Bitten der Gemeinde versagt worden ist. So ist auch Scheibel das Predigen in Dresden verboten worden, damit er nicht wie in Breslau Spaltungen hervorrufen soll – in einem lutherischen Lande einem so echten Lutheraner! Scheibel hatte in seinen Predigten ungeheuren Zulauf, wir freuten uns, endlich einen Mann in Dresden zu haben, dem es gegeben war, das Evangelium rein und mit großem Talent zu predigen – da kommen nun solche Ministerialräte mit ihrer väterlichen Fürsorge wie die Dreschflegel dazwischen. Übrigens ist Scheibel viel toleranter als Stephan, der wirklich verketzert und z. B. von den reformierten Missionen gesagt hat, die Heiden würden durch sie nur von einer Finsternis in die andere gebracht. Scheibel hingegen sagt nur: Unsere Lehre vom Abendmahl ist der Euren vorzuziehen, will aber, daß eine jede Kirche in der ihr eigenen Individualität verbleiben soll, weil mit ihrer Eigentümlichkeit auch der Glaube zu einer farblosen Allgemeinheit verflachen müsse. So verstehe ich ihn wenigstens. Ich bin aber weit entfernt, seine Meinung zu teilen, weil doch jeder einzelne Christ seine individuelle Religionsansicht hat, es also einer Eigentümlichkeit der Kirche nicht bedarf, ja eine solche eben die schädliche Uniformierung nur nährt. Die Streitsucht der Gläubigen in Glaubenssachen muß dem lieben Gott doch sehr lächerlich erscheinen.

Ich muß Dir gestehen, daß ich über das Heilige Abendmahl recht ketzerische und von meiner Kirche abweichende Gedanken habe. Ich kann es nicht für ein Sakrament in dem Sinne halten, daß das Brot durch die Konsekration wirklich verwandelt würde, sondern ich halte den Wert des Abendmahls für relativ und glaube dabei ganz bei den Worten der Bibel zu bleiben. Ich habe meine Ansicht einmal Constantin – dem einzigen, mit dem ich bisher darüber gesprochen habe –, der eine Erklärung des hoc est wollte, auf folgende Weise klarzumachen versucht: Wenn ich jemandem einen Wechsel auf 100 Dukaten gebe, so sage ich: hier hast Du 100 Dukaten, obgleich es nur ein Stück Papier ist. Der Empfänger des Wechsels wird doch nun aber nicht sagen: das Papier, das mir Wilhelm gab, bedeutet 100 Dukaten, sondern: es ist 100 Dukaten. Glaubt er dies, so geht er zum Kaufmann und läßt sich 100 Dukaten auszahlen, glaubt er es nicht, so hat er nichts als einen Zettel. So ist der Wert relativ (wenigstens in gewisser Hinsicht), es kommt alles auf den persönlichen Glauben an, und wenn's so ist, so ist die Sache kein Sakrament und wir sind einen Begriff los, den die Scholastik erfunden hat.

Luther würde mich wohl für einen schlechten Theologen halten, einen noch schlechteren als die Weiber – mag's sein! Du aber wirst mich verstehen

und Du weißt ja auch, welch einen hohen Wert das Heilige Abendmahl für mich hat. Mein köſtliches Julchen bekümmert ſich in derlei Dingen weder um Gix noch Gax, ſondern ſie betet und beſorgt Mann und Kinder aufs feinſte und beſte, trinkt mit ihren Freundinnen gern ein Täßchen Kaffee und opponiert nur beiläufig mit etwas tiefer und bewegter Stimme, wenn gegen die Reformierten etwas geſagt wird, weil ihre Brüder welche ſind. Dann führt ſie den Geiſt in der Elberfelder, Schweizer und Bremer Gegend an, und alles muß verſtummen – nämlich vor Angſt, daß etwa die Kaffeequelle verſiege.

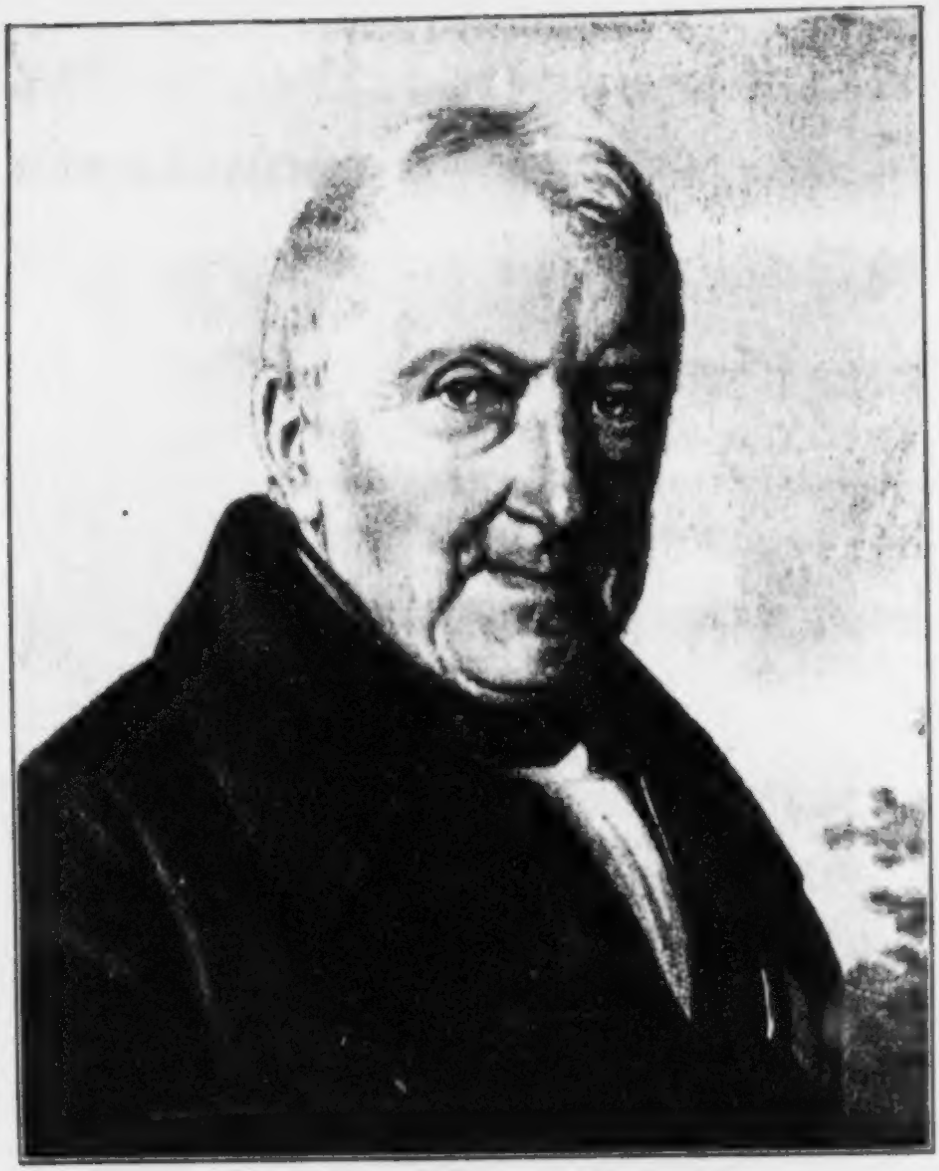
Du bedauerſt, lieber Vater, daß wir dieſen köſtlichen ſtillen Aufenthalt in Hermsdorf aufgeben wollen. Mir tut's auch bitter weh, aber es iſt mir Gewiſſensſache, und ich würde mich verſündigen, wenn ich hier bliebe. Ich glaube, daß wir nur dann auf Gottes Segen in unſerm Gewerbe rechnen können, wenn wir von unſerer Seite auch tun, was wir nach unſerer Einſicht tun müſſen, um uns fortzuhelfen. Nach Hermsdorf mußte ich gehen, weil in Dresden kein Malzimmer zu haben war; und weil ich hier ſein mußte, ſo ließ Gott mich auch hier Arbeit finden, und die Menſchen fanden mein Hierſein begreiflich. Bliebe ich, wenn das Bild fertig iſt, noch weiter hier, ſo würde man das in Dresden für Faulheit und Bequemlichkeit von meiner Seite halten und glauben, ich ſuche keine Arbeit oder ich laſſe mich hier von Heynitz futtern; und weil hier allerdings nicht der Ort iſt, wo ein Maler Arbeit ſuchen kann, ſo könnte auch Gott mir die Beſtellungen entziehen. Denn wenn ich Trauben ernten will, ſo muß ich nicht in den Wald gehen, ſondern in den Weinberg.

Über Baedekers neue Beſtellung war ich ein paar Tage lang ganz verjüngt vor Freuden; dies ſind mir die allerliebſten Arbeiten. Mir treten oft die Freuden- und Dankestränen in die Augen, wenn ich denke, wie Gott meinen Glauben rechtfertigt, denn allein im Vertrauen auf ihn habe ich geheiratet. Gott ſei Dank, wir leben ſehr gut und geſund, haben keinen Pfennig Schulden, aber auch nichts übrig. Oder, daß ich nicht lüge: alles, was ich ſeit meiner Verheiratung erſpart habe, ſind dreißig Thaler. Da können wir doch immer rühmen, daß wir Überfluß haben, ich möchte nicht dreißig Thaler ſchuldig ſein.

*

Aus M. v. K.s Tagebuch

31. Dec. 1832. Heute nachmittag beendigte ich das Bildchen der Madame Verbeck zu meiner Zufriedenheit. Halb vier Uhr nahm ich beide Kinder und ging mit ihnen ſpazieren; Anna ſah unbeſchreiblich komiſch aus in ihrer dicken Vermummung. Wir gingen ein gutes Stück am Mühlgraben hin bis an die erſte Brücke. Hier war ein reinlicher Schneeplatz, wo ich den Kindern erlaubte etwas herumzutrampeln, und zu ihrem Vergnügen auch mein Geſicht im Schnee abdrückte. Darauf gingen wir links den Berg hinauf und freuten uns, mühſelig oben angelangt, der weiten Ausſicht und des Keulenbergs, dann wälzten wir uns alle drei im Schnee herum wie das liebe Vieh, und die Kinder hatten einen



Hofrat Karl v. Zezschwitz Ölgemälde von W. v. K. 1833

„Der alte joviale Zezschwitz quälte mich mit seinem Witz, und obgleich es sein sehr Schweres hat, von früh 6 Uhr bis abends um zehn fortwährend mit Witzen überschüttet zu werden, so ist doch nichts gesunder als das Lachen." W. v. K. an den Atti am 1. Okt. 1832

Pastor Roller Zeichnung von W. v. K.

„Der alte Roller ist ein Werk vom lieben Gott, betitelt: Unbegreifliche Rebellion auf rechtlichem Wege gegen die gewöhnliche Art, aufzufassen und zu fühlen. Prachtausgabe in groß Menschenquart."
W. v. K. an seine Braut am 20. Nov. 1826

Sally v. Zezschwitz
Ölgemälde von W. v. K. 1833

Judith mit dem Haupt des Holofernes
Ölgemälde von W. v. K. 1832

„Meine kleine Judith gerät mir auf einmal prächtig. Sallys Gesicht steht ihr vortrefflich, ich habe es etwas stilisiert,' odaß es nicht kenntlich ist, und Heynitz hat sich förmlich darin verliebt, ohne daß er ahnt, wer mir dazu gesessen hat." W. v. K. an seine Frau am 1. Juli 1832

beſonderen Jubel. Nun ſpielte ich mit Bertha, wir wären Reiſende und hätten uns verirrt, müßten den rechten Weg ſuchen, Anna trug ich auf dem Arm, und bald fanden wir auch zu Berthas Entzücken einen Weg, der uns wieder abwärts nach Hermsdorf führte. Fröhlich wurden die erſten menſchlichen Wohnungen begrüßt und die Eingeborenen, die ſich zeigten.

Um ſieben Uhr fing das Schloßglöckchen hell an zu läuten, und wir begaben uns in die Kapelle[1], wo wir ſchon das ſämtliche Schloßgeſinde verſammelt fanden. Bald kamen auch Heynitzens und Blühers, und Roller im Ornat ſchritt an uns vorüber und begab ſich in die kleine Sakriſtei hinter dem Altar. Nach der Predigt wurde kniend das Vaterunſer gebetet und dann „Nun danket alle Gott" geſungen. Nach der Kirche waren wir nebſt Roller und den Grünbergern bis gegen zehn Uhr im Schloß.

Dieſes liebe verfloſſene Jahr war das ruhigſte und glücklichſte unſrer Ehe. Ich erſtand von ſchwerer Krankheit zu neuem Leben, Gott hat meine Induſtrie geſegnet, Bertha hat eine Gehirnentzündung überwunden, Anna iſt von einer böſen Skrofelkrankheit geneſen, und wir haben großen Frieden gehabt und Wachstum in der Liebe. Gebe Gott mehr ſolche Jahre, wie dieſes war, und laſſe ſie uns dankbar nehmen aus ſeiner Vaterhand! Er fördere uns in Frömmigkeit und Tugend und ſei nahe bei uns mit ſeiner heiligen Gegenwart!

*

W. v. K. an den Bruder Gerhard

Hermsdorf, den 8. Januar 1833. Soeben habe ich Deinen lieben Brief vom 12./24. Nov. in mich gefreſſen, und das Herz brennt mir im Leibe nach Dir — wie ſchön iſt's doch, wenn Brüder ohne Zorn und Zweifel an einander denken! Du biſt mir doch mein beſter Freund auf Leben und Tod, und das gilt auch dann noch, wenn wir wieder zuſammenkommen und uns tüchtig zanken werden, welches gar nicht ausbleiben kann, wenn Du Dir die greulich grobe Art, zu widerſprechen, die Dir im Umgange ſo eigen iſt, nicht abgewöhnt haſt — eine ſolche Antwort ſtopft mir gleich das Maul, und dann langweilen wir uns zuſammen, oder ſie öffnet beſagtes Loch, und es fährt dann auch bei mir eine Bosheit heraus. Das war mir bei unſerem erneuten Zuſammenleben in Eſtland immer doppelt ſchwer, da ich ſo ſehr gerne disputiere. Dabei hatteſt Du gar keine Ahnung, welche Grobheiten Dir aus dem Halſe fuhren, und warſt dabei in Deinem Innern ganz freundlich und friedlich. Du wirſt nun dieſe brüderliche Rüge eben auch nicht übertrieben zart finden. Wenn Du aber meinen lachenden Mund und meine freundlichen Augen dabei ſäheſt, ſo würdeſt Du am Ende alles für Schmeichelei halten. Nun, dies ſoll's auch nicht gerade ſein, ſondern ich ſehe nur lachend einen Balken im Auge meines alten lieben Brüderchens und bitte Dich, in Deiner Antwort den meinigen nicht nur auch anzublicken, ſondern wacker mit der

[1] Die in ihrer Schlichtheit ergreifende Hermsdorfer Schloßkapelle befindet ſich in dem einzeln ſtehenden runden Turme, der den Hintergrund auf W. v. K.s Bildnis ſeines Sohnes Gerhard [ſ. die Abbild.] bildet.

Axt darauf zu ſchlagen. Wollen wir Freunde ſein, ſo fallen alle Rückſichten weg und müſſen wir einander hobeln. Übrigens mußt Du Dich ſehr gebeſſert haben, denn die Pollſchen Briefe blaſen ſtark in die Poſaune zu Deinem Ruhme, und ſolch gewaltiger Poſaunenſtoß muß doch irgendwo den Wind hergenommen haben.

Dein Brief, in welchem Du, wie ſich's gebührt, philoſophiſche Seiten auf- und entwickelſt, intereſſiert mich halt ſehr, und ich ſehe daraus, daß Dir's ſo geht wie mir: Du willſt nicht glauben wie ein Schöps. Aber wie wirſt Du alter Fuchs Dich freuen, wenn Du erſt einſehen wirſt, daß Du Deinen Eſelskopf doch dran geben mußt und mit allem Grübeln nicht mehr herauskriegen wirſt, als jeder Koſak von ſelbſt weiß. Dein Glaubensbekenntnis iſt auch das meinige, wenn ich mir auch des Ausdrucks „Glauben" wegen den Rücken freihalten möchte. Aber in dem, was not tut, ſind wir einerlei Meinung; die Troddeln und Quaſten ſind freigegeben, daher wir auch beide gewiß keiner einzigen ſogenannten Konfeſſion angehören und daran wohltun. „Glauben" heißt für mich nicht ein bloßes „für wahr halten", ſondern er iſt eine moraliſche Überzeugung der Seele, und in dieſer Beziehung iſt er ſeligmachend. Der Glaube iſt alſo nicht zu verwechſeln mit dem, was ich glaube, ſo wie das Auge nicht mit dem, was ich ſehe.

Wenn Du Grubenjäger nun aber in der Bibel, dem wahrhaftigen Wort Gottes, eine volle Einheit, d. h. menſchliche Konſequenz finden willſt, ſo wird Dir das nicht möglich ſein. Es geht eben mit dem lebendigen Wort Gottes wie mit allem Leben, es paßt nirgends in eine Form, geſtaltet ſich alle Augenblick anders und bleibt doch immer wahr. Die Konſequenzenmacher laufen in allen Zweigen des Wiſſens und des Denkens ſicher auf den Sand, ganz beſonders aber die Theologen. Am beſten iſt's, ganz einfältig glauben, was dem Herzen, nachdem ihm das Wort Gottes vorgelegt iſt, ſich von ſelbſt verſteht. Und da verſtehen ſich denn viele Sachen von ſelbſt, die durchaus nicht unter einen Hut zu bringen ſind. Den Glauben müſſen wir als Organ betrachten, ſo gut als den Verſtand, und der Glaube findet Harmonie, wo der Verſtand ſie nie hineinbringt. Frage nur Deine Frau! Die Weiber ſind die beſten Lehrmeiſterinnen im Glauben, aber, wie Luther ſagt, „ſchlechte Theologen", denn ſie können nicht ordentlich hintereinander denken, d. h. ſie haben einen liederlichen Verſtand — aber was ſchadet's ihnen? Nix! Gott hat uns eben eine törichte Glaubenspredigt hingeſtellt, weil er daran ein ganz beſonderes Wohlgefallen hat, den Verſtand der Verſtändigen aufs ſchnödeſte zu blockieren, damit ſie alle eigene Weisheit fahren laſſen ſollen. Paulus ſagt: „Dieweil die Menſchen in ihrer Weisheit Gott in ſeiner Weisheit nicht erkennen konnten, gefiel es Gott wohl, durch törichte Predigt ſelig zu machen die, die daran glauben." Wir können uns dabei eben bloß das Maul wiſchen und ein beſcheidenes Geſicht machen und uns im übrigen damit tröſten, daß die Torheit, die Gott gibt, ſelig macht, dagegen unſere Weisheit uns am Ende über das Hurenhaus und den Galgen in die Hölle ſpedieren würde, wenn wir mit Konſequenz ihr treu blieben.

Den 9. Januar. Da rief mich geſtern Julchen zum Abendeſſen fort, und darüber habe ich nun meine ſämtlichen Gedanken verloren. Julchen iſt jetzt ſehr ſchön und wird Elminen nichts nachgeben, ich dagegen ſehe aus wie ein Nachtwächter, wenn er früh zu Bette geht. Meine Kinder ſehen ſehr wohl aus und haben echte Kindergeſichter mit großen runden Augen und dicken Backen, bedeutenden Naſenlöchern und roten Lippen. Bertha iſt ſehr ſchamhaftig, Anna hingegen ſehr wild. Geſtern hatte ſie Beſuch von der ebenſo kleinen Mathilde Blüher; hernach fragte ich Anna: „Was haſt Du denn mit Mathilde gemacht?“ – „Kratze, kratze“ – „Und was denn noch?“ – „Kneipe, kneipe“ – „Und was noch?“ – „Rauſe, rauſe“ – nun kannſt Du Dir einen Begriff von dem geſellſchaftlichen Tone unter dieſem Pack machen.

Deine Anſicht, daß wir beide ganz einerlei Naturen hätten, nur die Deinige eine geringere Potenz von der meinigen wäre, iſt ein ſchauderhafter Gedanke, der, mein Gutes betrachtet, Dir zum Nachteil, und Dein Böſes betrachtet, mir zum Nachteil gereicht. Wir ſind wohl verſchieden, doch nicht ſo, daß wir nicht einander vollkommen verſtehen könnten, und ſind wohl ähnlich, doch nicht ſo, daß unſere Freundſchaft dadurch geſtört werden könnte. Ich wünſchte nur, Du wäreſt mir in dem Punkt ähnlich, daß Du in Deinen Briefen mir mehr von Deinem Erleben erzähltеſt. Daß Du mir von Deiner Umgebung partout nichts ſchreiben willſt, weil ſie mir doch nicht bekannt ſei, iſt geradezu kriminell.

Meine Lektüre beſteht gegenwärtig aus dem „Heimweh“ von [Jung-] Stilling, das ich ſchon zum dritten Male, jetzt mit Julchen, leſe; das Buch hat ſeine großen Schwächen, aber einen ſchönen romantiſchen Schwung und iſt ermutigend und ſtärkend zu aller Tugend. Ferner dem Geſpräche Juſtin des Märtyrers mit dem Juden Tryphon, einem chriſtlich-philoſophiſchen Werke, das in vieler Hinſicht herrlich iſt und wichtige Aufſchlüſſe über den Glauben der erſten Chriſten enthält. Dann las ich „Julius und Evagoras“ von Fries in Jena, ein philoſophiſcher Roman gegen das Chriſtentum, endlich das Leben des berühmten Prälaten Bengel nebſt ſeinen Werken in nuce, das ich von unſerer lieben Mutter zum Weihnachten erhielt und das mir ungemein gefällt; ich hätte nicht geglaubt, daß Bengel ſo frei von Kirchlichkeit geweſen wäre – er iſt ſehr lebendig.

Am 20ſten beginnt unſer erſter Landtag ſeit der Reform. Der König hat das Recht, zehn Gutsbeſitzer auf Lebenszeit in die Erſte Kammer zu wählen. Er hat unſeren Heynitz mit gewählt, der auf dieſe Weiſe Pair von Sachſen geworden iſt und ſeine Frau – Bärin. Heynitz iſt ſehr unglücklich über ſeine Wahl, weil er fürchtet, bei den Sitzungen, die öffentlich ſind, Reden halten zu müſſen. Ich rede ihm Mut ein und freue mich über die Ehre, die meinem Freunde widerfährt.

Du meinteſt, ich ſoll Deinen Brief Roller vorleſen. Das kann ich unmöglich, ſchon weil darin der Ausdruck „der alte Roller“ vorkommt, der ihn wütend machen würde.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Sonntag, den 20. Januar 1833. Die ganze vorige Woche fleißig an den Parabelbildern. „Saul und David" iſt fertig, geſtern zeichnete ich den Entwurf zu den „Schäfchen" [ſ. die Abbild.]. Heute nach der Kirche traf ich bei Roller den Heidler[1], von dem mir Pötſchke ſchon viel erzählt hat; er hatte mich heute beſuchen wollen, und ich nahm ihn gleich mit nach Hermsdorf zu meiner Frau, ſcheint ein lieber, reiner, frommer Menſch von ſeltener Gewiſſenhaftigkeit zu ſein. Er hat jetzt den Scriver lithographiert und brachte mir ein Exemplar mit. Am Nachmittag kam der Paſtor Richter aus Ottendorf mit ſeinen Töchtern; wir gingen alle zuſammen nach Grünberg und holten Blühers ab, um dann bei Roller einzubrechen. Roller war ſehr aufgeräumt; ich veranlaßte ihn, einige ſeiner Gedichte vorzuleſen, was ihn in die brillanteſte Stimmung verſetzte. Als wir um acht Uhr aufbrachen und die Weiber ihre Mäntel ſchon umhatten, fing er noch an, die Geſchichte der erſten grönländiſchen Miſſion unter Egede zu erzählen, und ſchwatzte ſo trotz unſerer ungeduldigen Bewegungen mit der größten Ruhe wohl eine halbe Stunde fort. Dann begleitete er uns noch nach Hauſe in ſeinem weißen Schafspelz und wies uns alle Sternbilder.

22. Januar. Nachdem uns geſtern Heidler, den wir zu Nacht dabehielten und mit dem ich noch ein ſchönes Frühſtücksſtündchen hatte, verlaſſen, malte ich den ganzen Tag an Dora Heynitz' Bild [ſ. die Abbild.]. Heute nahm ich Julchens altes Porträt wieder vor und ſtickte den Kragen mit vielem Fleiß [ſ. d. Abbild.].

24. Januar. Heute nachmittag hatte ich Heynitzens zum Gipſen eingeladen. Die Sache ging mit vieler Luſt vor ſich. Zuerſt kam Georgs Hand dran, dann formte ich auch ihre Hand, was ihr ein ſo ſichtliches Vergnügen gewährte, daß ich es dreimal tun mußte. Am Abend formte ich auch noch Julchens Arm ſamt der Hand, was ſehr gut gelang.

Am Sonntag, den 3. Febr., beſuchte mich Herr Sihler, Lehrer an der Blochmannſchen Anſtalt, um mich kennenzulernen. Einige Ähnlichkeit mit Sengbuſch war mir lieb in ſeinem Geſichte. Seine Anſichten über Kunſt gefielen mir. Als wir nach Tiſch in das Treibhaus gingen, gab das erzwungene Leben der fremden Pflanzen Anlaß zu einem intereſſanten Geſpräche über Echt und unecht. In der Dämmerung ging ich mit Sihler trotz Sturm und Regen nach Dresden, wobei er viel von Schleiermacher erzählte, den er für einen gläubigen Chriſten hält.

Am Montag ging ich zu Scheibels, die ihr Lieschen von mir gemalt haben möchten und mich auch zum Paten bei ihrem neugeborenen Kindchen gebeten haben. Ich hatte ein langes Geſpräch mit ihm, in dem er mir ſeinen ganzen Standpunkt auseinanderſetzte. Er ſprach ſich dabei ſehr auffallend über ſich ſelbſt aus und meinte, von Gott zu einem beſonderen Werkzeug erwählt zu ſein, um die lutheriſche Kirche zu reformieren,

[1] Ferdinand Heidler, Zeichner und Lithograph in Dresden.

Madonna in Eigstfer

Gemalt von W. v. K. 1828/9 in Estland

Vergleiche Seite 162

Maria mit dem Kinde

Ausgestellt von W. v. K. Dresden 1851. Geschenk an den Ettl

Vergleiche Seite 227, 228 und 243

Die Schäfchen

„Da hob die Kleine ihre Händchen gen Himmel und rief: Nun sieh einmal, Mütterchen, die Schäfchen am Himmel! Eine ganze Herde!" Erstes Bändchen, vierte Parabel

Zeichnungen von W. v. K. zu F. A. Krummachers Parabeln

Tod und Schlaf

„Still und schweigend saßen die beiden wohltätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahte die Nacht." Erstes Bändchen, einundzwanzigste Parabel

enthüllte mir auch seine apokalyptischen Ideen. Ich gewann heute doch den Eindruck, daß Scheibel viel subjektive Ansichten untermischt und das Evangelium mit eigenen Erfindungen verbrämt. Am Abend zeigte mir Adelheid eine Petition an das Ministerium, für die Unterschriften gesammelt werden sollen, zu Gunsten Scheibels, ihm die Kanzel zurückzugeben. Mein Gefühl sträubte sich sehr gegen diese Sache, weil ich nun doch nicht mehr recht weiß, ob Scheibels öffentliches Wirken Segen oder Unsegen über die Stadt bringen würde. Es gelang mir auch, Adelheid die Idee ganz auszureden, besonders da Mutter von vornherein auch dagegen gewesen war.

7. Febr. Heute ist Anna zwei Jahre alt. Gott Lob, der sie uns erhalten hat! Als sie heute morgen in das Geburtstagszimmer geführt wurde, trippelte sie mit lustigem Zucken der Arme und Beine auf ihr Tischchen los und betrachtete zuerst mit sehnsüchtigem Blicke den Teller mit ihren geliebten Rosinen, dann umarmte sie Bertha zärtlich und sagte: „Denke mal, meine Bertha, diese Rosinen sind alle für Anna." Das Kind hat für mich jetzt eine besondere Zärtlichkeit und schmeichelt um mich herum wie ein Kätzchen. Seit einiger Zeit schläfere ich sie nachmittags und abends ein. Ich fasse sie dann fest in den Arm, gehe schnell mit ihr auf und nieder und ahme dabei, so laut ich kann, die Janitscharenmusik nach. Auf diese Weise wird das Kind schnell betäubt und schläft sehr bald ein; es macht ihr auch solche Freude, daß sie mit Händen und Füßen zappelt, sobald ich sie nur nehme. Neulich erschien die Sonne beim Aufgang durch die Zweige der alten Kastanienbäume wie eine Menge heller Lichter. Julchen fragte: „Weißt Du denn auch, Anna, wer all die niedlichen Lichterchen gemacht hat?" Antwort: „Mosus." — Das herrlichste Vergnügen für die Kinder ist es aber doch, wenn ich mit ihnen wie die Frösche in der Stube herumhopse. Das tun wir jedesmal, wenn viel Besuch hier war und glücklich wieder fort ist.

11. Febr. Heute fing ich die Retouche von Berthas im Oktober angefangenem Bild [s. die Abbild.] an. Ich malte das rote Sammetkleidchen, die weißen Ärmel und die Haare mit großem Fleiß; es sind fast die ersten blonden Haare, von denen ich glaube, daß sie mir recht gelungen sind. Bertha spielte unterdes sehr emsig in meinem Zimmer umher. Als ich mich einen Augenblick an die Orgel gesetzt hatte und mich dann umsah, saß Bertha hinter mir auf der Diele mit all ihren Kindern, bestehend aus ihrer Puppe, einer Fußbank und dem Stiefelknecht, und hielt sie zur Gottesfurcht an, indem sie sich einbildete, in der Kirche zu sein.

12. Febr. Heynitz konnte heute an seinem Geburtstag wegen der Landtagssitzung erst zum Abend herauskommen; wir waren dann bis elf Uhr im Schlosse mit Blüher und Roller, der sehr bei Laune war und allerlei kurzweilige Dinge erzählte. Ich hatte für Heynitz die beiden Hände seiner Frau, die ich in Gips geformt habe, mit Blumen in ein Körbchen gepackt und der einen Hand einen Zettel in die Finger gesteckt mit einigen sich auf dieses sonderbare Geschenk beziehenden Knüttelversen:

Von Deiner Frau und Deinem Gips / Formt' ich die eine Hand –
Die Früchte dieſes Kunſtbetriebs / Die ſei'n Dir zuerkannt.

Von Deinem Gips und Deiner Frau / Die andre Hand entſprang –
Sie iſt verdrießlich anzuſchaun, / Weil mir der Guß mißlang.

Die Blumen, die ſind Schöppens Ruhm / Und ſeiner Kunſt Gedeihn,
Sie ſind von Deinem Eigentum / Und unbeſtritten Dein.

So nimm nun Blumen, Händ' und Gruß / An Deinem Ehrentag
Und einen ungeheuren Kuß, / So derb ich ihn vermag.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Sonntag, den 24. Febr. 1833. In dieſer Woche habe ich auf Rollers Anregung Hebräiſch zu lernen angefangen; das gänzlich Fremdartige dieſer Sprache intereſſiert mich ſehr. An Auguſts Bild habe ich gemalt und viel an den Parabelbildern gearbeitet. Am Mittwoch war die Taufe bei Scheibel. Nach derſelben zog er mich in ſein Cabinett und ſagte mir, daß wir doch die Bittſchrift für ihn einreichen ſollten. Ich ſagte ihm offen, daß ich in vielen Stücken ſeine Meinung nicht teile und mich gern einmal darüber ausführlich gegen ihn ausſprechen möchte.

Sonntag, den 10. März. Heute früh fing ich an, den achten Pſalm hebräiſch zu leſen. Es machte mir einen tiefen Eindruck. Wie ſchön iſt ſchon das Jehova adonai! Mir macht die Sprache große Freude, ich mache auch raſche Fortſchritte, aber die vielen Wörter und Suffixa gehen mir im Kopfe herum wie ein Mühlrad. Blüher iſt vom hebräiſchen Fieber jetzt ſo angeſteckt, daß er in der Sache faſt noch unausſtehlicher wird, als ich ſelbſt. Mittags kamen eine Anzahl Bauern aus Lauſa, die für die Einführung von Rollers Geſangbuch eine Petition an die Kammer richten wollen und mich um Rat fragten. Nachmittag war Sibler da. Er las uns ein Gedicht von Knapp auf Goethes Hingang vor, das mich tief rührte. Während des Leſens kam die Heynitz. Als es dunkel wurde, nahm ich ihren und Siblers Schattenriß ab, was erſtaunlich viel Spaß machte.

12. März. Heute kam Adelheid an, welche nun hier bleiben wird, um Julchen in den Wochen zu pflegen. Sie nahm gleich an der Damenzeichenſtunde teil, die mir jetzt manchmal recht ſchwer fällt. Die gute Dora iſt dazu wirklich nicht von Gott berufen, die Heynitz hingegen iſt nicht nur voll Begeiſterung, ſondern auch nicht ohne Anlage, ſie zeichnete heute meine kurze Reiſepfeife und machte es gut. Mein liebes Julchen zeichnete einen Tiſch über alle Begriffe ſchiefbeinig.

22. März. Es war ſchon ſo ſchöner Vogelſang – nun iſt geſtern wieder tiefer Schnee gefallen. Am Nachmittag ging ich mit Bertha in den Blumengarten, um unter Juliens Fenſter einen Schneemann zu bauen. Bald kamen auch Pötſchke und Georg dazu, und nun wurden koloſſale Schneemaſſen gewälzt, ſodaß das Werk ungefähr fünf Ellen hoch wuchs. Julchen und Adelheid ſahen die Sache vom Fenſter mit an. Die Heynitz ſtellte ſich auch ein und lieferte auch ein paar kleine Schneebällchen dazu. Ich

modellierte dem Manne ein ordentliches Geſicht mit einer ungeheuren Naſe und ſteckte ihm ein paar ſchwarze Kohlen in die Augen; zuletzt bekam er noch eine Krone. Dann tanzten wir alle im Kreiſe um ihn herum. Die Heynitz war ſo entzückt über das Kunſtwerk, daß ſie es aus meinem Fenſter zeichnete zum ewigen Angedenken. Ich habe jetzt das Bild des alten Zezſchwitz [ſ. die Abbild.] wieder vorgenommen und überzog es heute ganz mit rotem Lack, wodurch es aber zu rot wurde und nun noch viel Arbeit erfordern wird.

Montag, den 25. März, Marientag. Heute weckte uns der lieblichſte Frühlingsmorgen und lauter Geſang der Vöglein. Adelheid ging zur Kirche, ich mit Julchen und Bertha nach der Wilhelmseiche; wir erfreuten uns an dem jubelnden Liede der Lerchen und der milden Luft. Als wir zurückkamen, hatte der Schneemann, der ſich übrigens auf dem dunklen Boden vortrefflich ausnahm, ſo täuſchend das Hippokratiſche Geſicht bekommen, daß ich, der ich keine Leichen ſehen kann, ihn nicht mehr anzuſehen vermochte. Am Abend fuhren wir mit Heynitzens nach Lauſa und nahmen auch Georg und Bertha mit. Es wurde das liebe Schimmelſpiel [vgl. Leb.-Er. S. 377/78] geſpielt. Bertha warf einmal ab und gewann die ganze Pacht, was ſie ſehr entzückte. Als ich alles verſpielt hatte, ſtreichelte ſie mir die Backen und ſagte, wenn wir nach Hauſe kämen, wolle ſie mir ſchon Nüſſe von den ihrigen geben.

29. März. Am Mittwoch habe ich mich wieder an das Altarbild gemacht. Ich fing mit dem Mantel des Nikodemus an, den ich dadurch glücklich veränderte, daß ich ein breiteres Licht darauf brachte. Geſtern überarbeitete ich das blaue Gewand der Maria, das ich bedeutend heller hielt, es wurde mir aber etwas zu kalt und grell, ſodaß ich's wohl wieder werde dämpfen müſſen. Gott helfe mir doch dieſes Bild bewältigen! Heute übermalte ich die untere Hälfte des Kreuzes, die noch im Rückſtande war; Julchen ſaß ein paar Stündchen bei mir, um die Farbe zu beurteilen, damit ſie der oberen gleich würde. Am Nachmittag trat ich, um die Augen zu erfriſchen, etwas in den Garten und ging mit Julie um die Blumenbeete, die blühenden Krokus und die Schneeglöckchen bewundernd, unter uns lag der große Teich mit hellem Spiegel, die Bienen ſummten in den Blumenkelchen, und die Kinderchen ſchaufelten Sand in kleinen Körbchen – es war einer von den Augenblicken, die man nicht vergißt.

6. April, Stiller Sonnabend. Am Gründonnerstag kam Roller mit ſeinen ſämtlichen Konfirmanden, um ihnen mein Bild zu zeigen; er ſprach ſehr eindrücklich mit den Kindern. Geſtern am Karfreitag war ich mit Adelheid zweimal in der Kirche. Am Nachmittage wurde das Sterben Jeſu und die Grablegung von der Kanzel verleſen, und zwar von den Worten „und Jeſu neigte ſein Haupt und verſchied" an unter dem Geläut der Glocken – das war ſehr ſchön und ergreifend.

Adelheid will ein Herbarium anlegen, das hat auch meine alte Luſt an den Blumen, ſo wie ſie der Herrgott wachſen läßt, wieder geweckt. Wir

nahmen daher heute den Ficinus[1] vor und studierten uns etwas hinein, gingen dann an das Wehr und untersuchten einige Blumen, die gelbe Sternblume ranunculus ficaria, auch fanden wir den acer platanoides auf, dessen Blüte wir noch nicht gekannt hatten. Am Nachmittag wurde Bertha ins Schloß gebracht, und wir machten uns an das Färben der Ostereier, was sehr künstlerisch geschah. Als ich Bertha abends auf dem Schoß hatte und fragte, wie es ihr bei Agnes gefallen, sagte sie: „Gut. Georg kam auch und zeigte mir Bilder, und Georg hat mir auch versprochen, wenn ich einmal in Dresden bin, so soll ich seine Tochter werden, aber die Königshayner Auguste [vgl. S. 112] wird seine wirkliche Frau. Aber – setzte sie plötzlich ganz heftig hinzu – das lasse ich mir nicht gefallen." Ich kann nicht sagen, wie mich diese Worte im Munde dieses fünfjährigen Kindes frappierten.

8. April, Ostermontag. Nachdem ich frühmorgens in der Jasminlaube am Teiche mit großer Freude einen Psalm hebräisch gelesen, ging ich mit Julchen nach Grünberg in die Kirche. Auf dem Rückwege fanden wir am Abhang kurz vor der Insel pulmonaria officinalis, welche herrlich blühte, in Mengen. – Es scheint jetzt, daß Haase sich doch geirrt hat und Julchens frühere Berechnung richtiger war. Da nun beunruhigende Nachrichten über Mutters Befinden kamen, will Adelheid morgen fürs erste wieder nach Dresden. Gesellschaft wird Julchen an Sally Zezschwitz haben; sie kommt, um Frau v. Heynitz zum Trost zu sein, die jetzt recht leidend und mißgestimmt ist; sie ist so mager geworden wie ein Skelett. Sally schreibt wieder, wie sehr sie sich über das Bild freue, das ich ihr von Constantin gemalt habe. Mutter schickte einen Brief von Gerhard, der mit seinem Gute Sorgen zu haben scheint.

25. April. Ich habe ein neues Bild von Sally angefangen, sie saß mir gestern und heute recht gut; der Kragen ist mir heute sehr zur Zufriedenheit gelungen [s. die Abbild.]. Gestern abend spät kam noch Otto Loeben, der sich zum Pfarrerkonvent in Lausa eingestellt und diesmal Frau und Kinder mitgebracht hat, um uns gleich zu begrüßen. Ich freute mich sehr über den alten Jungen.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, 27. April 1833. Als mich vorgestern abend Loeben von Lausa nach Haus begleitet hatte, fand ich hier einen Brief von Clauß[2] aus Bernburg vor. Er schrieb mir, Kehrer[3] in Ballenstedt sei gestorben, und ich sollte mich doch um die Hofmalerstelle bewerben, da Baumbach dies zu tun verhindert sei und andere Landeskinder nicht vorhanden wären. Diese Idee ging mir wie eine große leuchtende Sonne in meiner Seele auf, und

[1] Heinrich Ficinus, Prof. an der Medizinisch-Chirurgischen Akademie sowie der Tierarzneischule zu Dresden: Flora der Gegend um Dresden. 2. Aufl. 2 Bde. Dresden, Arnoldische Buchhandlung, 1821/23.

[2] Viktor Clauß, Konzertmeister der Herzogl. Capelle.

[3] Karl Christian Kehrer (1758–1833), seit 1782 Hofmaler in Ballenstedt.

meine Frau zeigte auch große Luſt, nach Ballenſtedt zu ziehen. Ich konnte die ganze Nacht vor großer Unruhe nicht ſchlafen. Geſtern ging ich in aller Frühe nach Dresden, denn es war mir eine Hauptſorge, wie Mutter die Sache aufnehmen würde. Sie war aufs äußerſte erfreut und riet mir ſehr dazu. Ich ſetzte nun gleich meine Supplik an den Herzog[1] auf und ging zu Hübel, um ſie von ihm in die richtige Form bringen zu laſſen. Da ſie mir aber nun zu ſteif vorkam, arbeitete ich ſie noch einmal um, ſchrieb ſie ins Reine[2], ſiegelte nnd brachte ſie heute morgen in Gottes Namen zur Poſt. Er möge es lenken!

In Dresden fand ich auch ein Paket von Baedeker vor mit meinen ſechs Exemplaren des zweiten Teils des Bibelwerks; gleichzeitig beſtellte er auch den dritten Teil. Ich ging dann noch zu Williard[3], um einmal zu ſehen, was aus meinen Parabelbildern wird. Er hat endlich das zweite Blatt auf Stein gezeichnet, ich fand es aber nicht viel beſſer als das erſte.

Sonntag, 28. April. Auf einem großen Morgenſpaziergang übergab ich meine Wünſche Gott im Gebet. Ich kann faſt an nichts anderes denken, ich wünſche mir dieſe Anſtellung ungemein, aber eben das macht mich bange. Ich muß ſuchen, mir die Sache von der Schattenſeite auszumalen, damit mich eine abſchlägige Antwort nicht gar zu ſehr betrübt. Es iſt doch merkwürdig, daß Baumbach, der ſich ſeit länger als zehn Jahren auf die Stelle geſpitzt hat, nun gerade, da die Sache zum Klappen kommt, verhindert ſein muß, darum anzuhalten. Was kann das ſein? Wenn ich wirklich hinkommen ſollte, ſo würde ich die Zärtlichkeit, die ich immer für Ballenſtedt gehabt habe, für eine Vorahnung halten. Ich ſchrieb heute an Clauß und an den Geh. Hofrat Reich, dem ich alle möglichen Details über mich mitteilte, damit er, wenn er befragt würde, dem Herzoge Auskunft über mich geben könnte. Heynitzens machte ich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Mitteilung. Er freute ſich ſo darüber, daß er mir um den Hals fiel und mich küßte; ſie dagegen wurde ganz traurig, daß ſie uns verlieren ſollte. Es iſt doch herrlich, daß unſere Freundſchaft in den ganzen drei Jahren unſeres engen Zuſammenlebens auch nicht ein einziges Mal durch die geringſte Mißhelligkeit getrübt worden iſt!

Als ich am Nachmittag in den Garten kam, wo Julchen mit den Kindern war, und Bertha mit mir nahm, um ans Wehr zu ſpazieren und ihr dort eine Weidenflöte zu machen, rannte uns Anna mit Geheul nach und ſchrie: „Ich will auch mit nach Ballenſtedt, ich will auch mit nach Ballenſtedt.“ Ich machte drei Weidenflöten und verteilte ſie dann zu Hauſe an Julchen und die Kinder und wurde von ihnen akkompagniert, während ich Klavier ſpielte. Es war ein Teufelsſpektakel, hatte aber ſehr den Reiz des Komiſchen.

---

[1] Herzog Alexius Friedrich Chriſtian von Anhalt-Bernburg (1767–1834), regierte ſeit 1796. Bildnis in den Jug.-Er.

[2] veröffentlicht aus dem Herzogl. Haus- und Staatsarchiv zu Zerbſt von H. Wäſchke im „Zerbſter Jahrbuch“ I (1906), S. 47f.

[3] Joh. Anton Williard, geb. 1807, Lithograph und Kupferſtecher in Dresden.

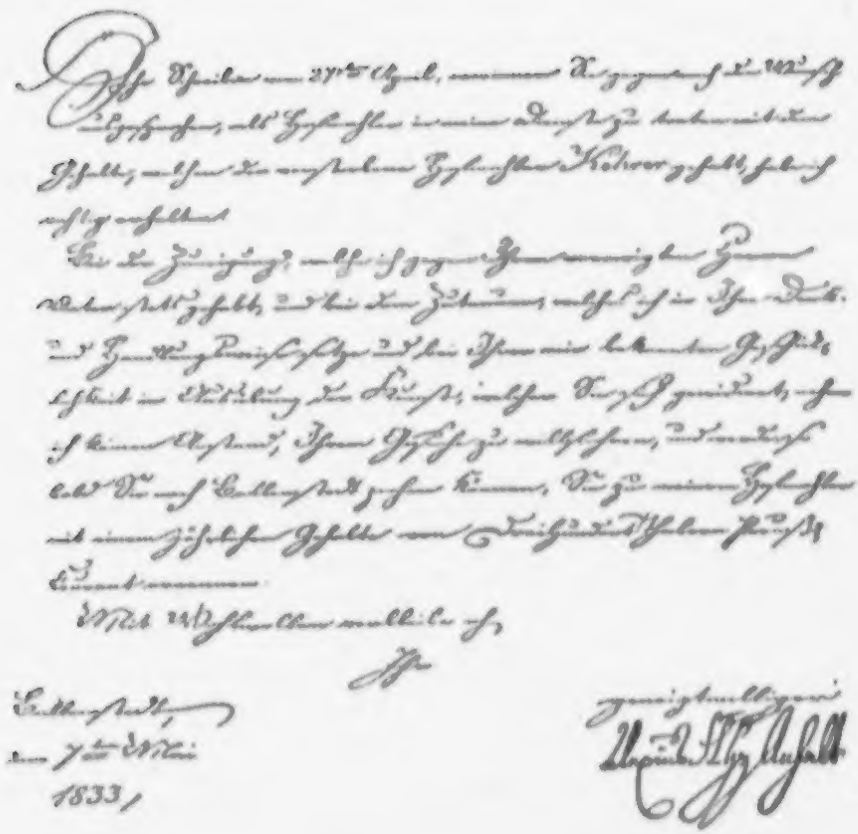
3. Mai. Um endlich wieder auf andere Gedanken und zum Arbeiten zu kommen, habe ich mich an die Fortsetzung des Bibelwerks gemacht. Gestern machte ich aus dem Gröbsten den Entwurf zum dritten Heft, das die Geschichten der Erzväter füllen sollen. Heute fing ich die erste Zeichnung an, darstellend Elieser und Rebekka; es wird eine reiche Komposition [s. die Abbild.]. Gleich nach Tisch lockte mich das liebliche Wetter hinaus, ich ging mit Bertha ans Wehr, um zu angeln, und fing auch zu Berthas Freude vier fast fußlange Fische, welche von Julchen, als wir sie ihr brachten, für Forellen erkannt wurden. Zu Haus fand ich Roller mit dem Graf Stolberg [=Stolberg] von Brauna vor, der das Altarbild sehen wollte. Diese vielen Besichtigungen sind ja recht ehrenvoll, aber doch eine recht lästige Zugabe; auch Reußens [Fürst Reuß=Köstritz; vgl. S. 148] haben sich schon angemeldet.

11. Mai. Meines Brüderleins Geburtstag! Ihm zu Ehren wurde heute mittag Kuchen gegessen und nachmittags die kleine Kanone abgefeuert, die während des Essens zu der Weiber Entsetzen geladen auf dem Tische stand. Adelheid ist seit ein paar Tagen wieder hier. Gegen Abend ging ich mit ihr in das Grünberger Tal. Wir setzten uns auf dem Berg, wo die pulmonaria blüht, in die Abendsonne und untersuchten lotus corniculata, den ich hier fand, und ajuga pyramidalis, welch letzteres besonders viel Mühe machte. Es war ein herrlicher Frühlingsabend voll Leben in der Luft und auf Erden. Die Botanik macht mir große Freude, hingegen das Hebräische habe ich bis auf weiteres liegen lassen, da mir ein solches Studium in den Sommer nicht passen will.

13. Mai. Heute trat ich schon punkt dreiviertel fünf aus dem Hermsdorfer Hoftor. Es war ein herrliches Wandern. Der Großteich dampfte wie ein siedender Kessel. Mir fiel der Traum ein, der mir heute nacht die Zusicherung der Ballenstedter Stelle vorgespiegelt hatte. Um sieben war ich schon in Dresden und fand Mutter munter und wohl. „Hier ist auch ein Brief für Dich gekommen, die Antwort aus Ballenstedt" sagte sie. Bebenden Herzens trat ich in die Gartentür und las – die Erfüllung meiner Wünsche [s. das nebenstehende Faksimile des Herzoglichen Schreibens]. Es gab mir einen ordentlichen Stoß innerlich, ich mußte hinaustreten und Gott danken. Mutter war es so halb wehmütig, wenn sie an die Trennung dachte.

Ich war so früh nach der Stadt gegangen, um Böttiger einen Besuch zu machen, den man, ohne ihn zu stören, nur zwischen acht und neun sprechen kann. Ich traf ihn nicht an, er war nach Leipzig. So ging ich zu Hartmann, der mir so viel zu erzählen hatte, daß ich erst nach einer halben Stunde dazu kam, ihm von mir zu berichten. Nun freute er sich sehr mit mir. Da er zur Korrektur in die Antiken mußte, so begleitete ich ihn nach der Neustadt, und als ich mich so unversehens vor der Bibliothek[1] fand, ging ich mit hinein. Ich war seit wenigstens zehn Jahren

[1] Die antiken Skulpturen, nach denen die Akademieschüler zeichneten, befanden sich bis zu der Neuaufstellung der Skulpturensammlung im Albertinum (1904) im



nicht mehr drin gewesen. Derselbe alte Aufwärter namens Graf machte mir die Türe auf. Ich ging durch die fast leeren Säle und setzte mich im letzten allein hin und las nochmals meinen Brief. Da saß nun der neue Hofmaler unter all den hohen Gestalten der großen Vorzeit! Ich dankte Gott mit großer Bewegung meines Herzens.

Von dort ging ich zum russischen Gesandten. Ich berichtete ihm von meinem Rufe nach Ballenstedt und daß ich als russischer Untertan es für meine Pflicht hielte, erst die Erlaubnis des Kaisers zur Annahme zu erbitten. Er nahm dies sehr freundlich auf und versprach mir, um die Antwort zu beschleunigen, selbst an Nesselrode zu schreiben, ich möchte aber eine schriftliche Eingabe machen. Dann ging ich noch auf einen Augenblick zu Peschel. Bei Mutter traf ich Sibler an, der mich am Nachmittag nach Hermsdorf begleitete. Er sprach sich unterwegs sehr schön aus, sodaß ich wirklich Freude an ihm hatte; es drängen sich viele Ideen in seinem Kopfe. Hinter Lausa bekamen wir noch einen tüchtigen Gußregen auf den Pelz und machten Brüderschaft, indem es uns in den Mund regnete. Zu Hause freute ich mich, Julchen, ohne ein Wort zu sagen, den Herzogsbrief in die Hand zu stecken. Sibler marschierte noch in der Nacht wieder zurück.

16. Mai, Himmelfahrt. Als wir heute unter den alten Kastanien gefrühstückt hatten und eben eine Predigt von Luther lasen, kam ein langer Brief von Roller, worin er mich zu Ballenstedt beglückwünscht und mir dann sehr gründliche Vorwürfe macht wegen meines faulen Kirchenbesuchs. Er will mir diese Lehre wohl mit auf den Weg geben. Ich entschloß mich, gleich am Nachmittag zu ihm zu gehen und das gute Einvernehmen wiederherzustellen. Sibler kam heute schon wieder heraus. Ich glaube immer mehr, daß er nach Adelheid strebt.

Sonntag, den 19. Mai. Heute morgen ging ich getreulich in die Kirche. Sie dauerte unbeschreiblich lange, und durch die heiße Sonne und die vielen Menschen herrschte eine so entsetzliche Glut, daß ich vor Langerweile und Hitze beinahe einschlief. Ob mir eine Lutherpredigt unter meinen schattigen Kastanien nicht mehr gegeben hätte? Vor Tisch ging ich mit Heynitz am Wehr baden, es war herrlich erfrischend; ich fand in einem Tümpel eine niedliche Wasserblume, ranunculus aquatilis. Am Nachmittag entwarf ich meine Danksagung an den Herzog und benachrichtigte ihn zugleich von meiner Abhängigkeit von Rußland. Gott gebe, daß der Herzog diesen Brief[1] wohl aufnehmen möge und dadurch nichts wieder rückgängig werde!

Erdgeschoß des sogen. Flemmingschen oder Japanischen Palais, dessen Obergeschoß seit 1786 der Kurfürstlichen, später Königlichen (jetzt Staats-) Bibliothek diente.

[1] In diesem vom 21. Mai datierten Briefe [veröffentlicht im „Zerbster Jahrbuch" I (1905), S. 49] schreibt W. v. K.: „Da mir kein Antrittstermin bestimmt worden ist, so dachte ich mit Ew. Durchlaucht Erlaubnis gegen Ende des Sommers die mir gnädigst verliehene Stellung in Ballenstedt anzutreten, da ich es der Delikatesse schuldig zu sein glaube, vorher erst die Erlaubnis Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, um die ich als russischer Untertan nachgesucht habe, abzuwarten. Ich bin zwar durch die Unterstützung, die ich von der Gnade des Kaisers auf meinen Reisen genossen habe,

Das Altarbild in der St. Olaikirche zu Reval

Ölgemälde von W. v. K. Hermsdorf 1851/3

Nacht und Traumgeſtalten

Sepiaſkizze von W. v. K.

„Heute arbeitete ich an einer Sepiaſkizze, darſtellend die Nacht, die ihren dunklen Mantel ausbreitet, in deſſen Falten die Träume in verſchiedenen Geſtaltungen ſitzen."
W. v. K.s Tagebuch am 21. Nov. 1832

22. Mai. Heute kom Mutter mit Senff angefahren. Ich sprang gleich die Treppe hinunter und kriegte meinen alten Lehrer und Freund beim Kopfe. Wir hatten uns viel zu erzählen, er von Rom und ich von meinem Lebensgang seit unserer Trennung. Er wünscht sehr, in Deutschland bleiben zu können, wenn sich hier nur irgendein Lebensweg für ihn öffnen wollte. Mittags mundete ihm besonders die vaterländische Saure Milch, die er seit fünfzehn Jahren nicht mehr gegessen hätte; überhaupt scheint er das alte Vorurteil, Italien sei das Land aller Länder, ganz verloren zu haben. Mein großes Bild fand er über seine Erwartung, und noch besser gefielen ihm, schien es, die radierten biblischen Bilder. Der alte gute Senff bat mich, ich möchte ihm doch eine Zeichnung nach Vaters Bild machen.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Montag, den 27. Mai 1833. Ein Sohn wurde mir geboren. Gott sei Lob und Dank! Julchen geht es gut. Haase bleibt heute über Nacht hier.

28. Mai. Ich konnte die ganze Nacht vor Freude nicht schlafen. Bisweilen hörte ich meinen Herrn Sohn schreien wie zehntausend Ziegenböcke; er hat eine tüchtige Stimme, wie ein Kind von acht Wochen. Da Sally bald fort will, bestimmten wir heute die Taufe schon auf Freitag. Ich ging nach Grünberg zu Freund Blüher, um ihn zum Paten zu bitten.

31. Mai. Heute um sechs Uhr wurde mein Gerhard getauft. Schöppe hatte die Kapelle sehr schön mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, der runde Tauftisch war von zarten Röschen lieblich eingefaßt. Die Gäste versammelten sich in Heynitz' Gartensaal, den Sally und Adelheid geschmackvoll mit Blumen und Grün geziert hatten. Bald kam auch Roller, und wir zogen in die Kapelle. Als wir gerade Platz nehmen wollten, erschien zu meiner großen Überraschung noch Mutterchen und setzte sich neben mich. Eben wollte Roller die Taufrede beginnen, als Anna, die auf Adelheids Schoß saß, statt des pastoralen Votums mit lauter Stimme rief: Hopsasasa! Sie wurde rasch gedämpft, erklärte aber noch: ich wollte ja bloß die Geschichte von der Muhme erzählen. Während der Taufe knurrte der kleine Gerhard ganz laut und focht mit den Händen in der Luft, als ihm das Wasser über seinen Türkenschädel floß. Zum Schluß sangen wir „Breit' aus die Flügel beide." Die Gäste wurden nun wieder in den Gartensaal geführt, und ich sprang schnell einmal zu meinem Julchen, um sie zu küssen.

8. Juni. Wir fuhren heute, Mutter, Dora und ich, mit Heynitz zur Stadt. Bei Mutter lag ein Brief von Gerhard, der uns den Tod von Großmutter [† 21. Mai 1833] meldete. Wir waren tief ergriffen. Ich war recht in Sorge um meine arme Mutter, daß sie jetzt gerade so allein

großmütigerweise auf keine Art verpflichtet oder gebunden worden, habe es aber doch für unschicklich gehalten, mich aus meinem bisherigen Verhältnisse zu Rußland so ganz rücksichtslos loszureißen."

ſein ſollte; da erbot ſich die gute Dora, einige Tage bei ihr zu bleiben, was mir eine große Beruhigung war. Ich ging nur noch kurz zu Peſchel, der an ſeinen Kartons für Härtel arbeitete, und fuhr dann gleich mit Heynitz nach Hermsdorf zurück. Hier erwartete mich ſchon Blühers Schwager, der Paſtor Bauer aus Burkhardswalde, der von mir gemalt ſein will und den ich für heute nachmittag zur erſten Sitzung beſtellt hatte. Ich bekomme jetzt viel zu tun. Auguſt Heynitz iſt vorige Woche mit ſeiner jungen Frau hier angekommen, die ich dem glückſeligen Ehemann natürlich auch gleich malen muß. Dieſes Paulinchen gefällt mir ſehr gut, ein friſches, ſehr freundliches Weſen, unſchuldig und beſcheiden. Das Bild wird, glaube ich, gut. Auguſt ſitzt bei dem Malen immer dabei und arbeitet ſeinerſeits an einer von ihm angefangenen Waldkarte.

Als ich geſtern nach der Sitzung noch etwas an dem Bilde malte, hörte ich, daß einige Leute die Treppe heraufkamen, draußen herumſtänkerten und die Schindeln und den ſonſtigen herumliegenden Rummel beſchnüffelten und begutachteten. Plötzlich wurde auch an meiner Tür probiert, und herein trat eine große, geputzte Bauersfrau und rief gleich hinter ſich: „Ne, das iſt doch wunderſcheen! komm nur auch rein" und damit zog ſie noch einen Kerl herein. Nun ſtarrte ſie das Altarbild an: „Nu, was ſind denn das für Heilige – das iſt wohl die Veronica? Ne Du, das iſt doch wunderſcheen! (zu mir:) Sie ſind wol auch katholiſch?" Als ſie Sallys Bild auf der Staffelei ſah, ſagte ſie: „Aha, das iſt wohl eene von den beeden Mädels?" – „Was für Mädels?" fragte ich. „Nu, die da unten im Hofe rumlaufen. Un ne, die Ahle da! Hern'ſe, wer is'n das?" Ich: „Die Frau v. Heynitz." – „Siehſte – rief ſie nun ihrem Mann zu – ſieh der ſe nur recht an, das is die Herr von Heynitzen!" – „Und wer ſeid Ihr denn eigentlich?" fragte ich nun. „Wir ſind dem Jäger ſeine Eltern. Siehſte, wie gut es war, daß ich an die Türe rumprobierte! Nu haben wir doch was geſehen. Ne, das is doch wunderſcheen! Na, hadje, leben'ſe wohl!"

Sonntag, den 16. Juni. Früh kam Sihler und meldete für Mittag Mutter mit [Moritz v.] Engelhardts an, die wir ſchon längſt erwarteten; ſie wohnen bei Mutter, und er gebraucht eine Kur bei Carus. Engelhardt wiederzuſehen war mir erſtaunlich rührend. Er hat ſich ſehr verändert, iſt mager und kupfrig geworden, und ſeine Augen haben allen Glanz verloren. Wir ſpeiſten in Heynitz' Gartenſaal, damit Mutter die Treppen nicht zu ſteigen brauchte. Nach Tiſch ging ich mit Engelhardt tiefer in den Park, und wir ſprachen offen über die Gegenſtände der Politik und Religion. Meine Idee von der Perſönlichkeit und perſönlichen Fortdauer aller lebendigen Dinge, Tiere und Pflanzen, gefiel ihm, er wollte weiter darüber nachdenken. Endlich ſetzten wir uns in das Kahnhäuschen, und hier wurde der alte Bruder beſonders herzlich, wir ſchütteten einander unſer Herz aus. Unſer Geſpräch in dem Kahnhäuschen wird mir unvergeßlich bleiben, der öde Ort iſt mir dadurch ordentlich lieb geworden. Um ſieben fuhren ſie wieder ab, und auch Adelheid verließ uns mit ihnen wieder.

Gestern waren Kirchbachs[1] bei Heynitzens und gingen, von Ernst geführt, auch in mein Malzimmer. Bald kam Frau v. Kirchbach zu mir heruntergeschossen und sagte, sie fände Sallys Bild so ungeheuer ähnlich, daß ich ihr durchaus ihren Mann oder, wie sie sagte, „ihr Männel" malen müßte; ich solle gleich mit ihr zu ihm gehen, um ihn breitschlagen zu helfen, da er eine Abneigung gegen das Sitzen habe. Wir konnten aber mit vereinten Kräften nichts gegen ihn ausrichten. Am Abend spät sagte mir Heynitz, ehe sie weggefahren wären, hätte er der Zunge seiner Frau doch noch weichen müssen, und am Dienstag würde er zur ersten Sitzung kommen. – Der kleine Gerhard kann schon „gla" sagen.

18. Juni. Die Sitzung mit dem alten Kirchbach ging gut, die Unterhaltung war leicht, da er viel sprach. Ob er gleich viel schwur und fluchte, gefiel er mir doch nicht übel. Der echt militärische Charakter. Sprach auch Frömmigkeit aus, doch alles auf rauhe soldatische Weise. Er erzählte viel von seinen Kriegserlebnissen, besonders wie er als Adjutant des Generals Rapp in Danzig gelegen und daselbst scharmuziert hatte, und von dem Übergang über die Beresina, die er mit seinem Pferde durchschwommen hat. Ich hatte ihn zu Tisch geladen, und Julchen hatte ein gutes Mahl bereitet. Nach Tisch schwatzte ich noch ein Weilchen mit ihm, stellte ihm dann die fast noch volle Mittagsflasche Wein hin und beurlaubte mich, um ihn ruhen zu lassen und selbst zu arbeiten. Um drei ging ich wieder hinein und fand ihn auf dem Kanapee schlafend und die Flasche Wein völlig ausgepichelt. Bei meinem Eintritt sprang er auf, war sehr fidelchens, und Julchen besorgte uns den Kaffee und Zigarren. Er sprach besonders zärtlich von dem alten Brandenstein [Ernst v. Heynitz' Schwiegervater]. „Ja, das können Sie mir glauben, das ist ein ungeschliffener roher Diamant, weiß Gott, auf Ehre ein vortrefflicher Kerl, der alte Kauz der, ein ungeschliffener Diamant!" – „Das Ungeschliffene – sagte ich – mein' ich, kann man einem wohl verzeihen, der im Kriegsdienste ergraut ist." – „Der! im Kriegsdienste ergraut? Gott straf mich, sechs Jahre hat er im ganzen gedient, das ist seine ganze Herrlichkeit, aber er gibt sich so ein Ansehen, als hätte er sein Lebelang im Felde gelegen. Ne! mit dem seiner Sache is es nischt – das alte Biest das!" Ich ließ den Alten noch ein Stündchen sitzen und dann heimreiten unter dem Versprechen, nächsten Sonnabend wiederzukommen.

26. Juni. Als ich gestern nachmittag in meiner Stube saß und an einem Parabelbild zeichnete, ließ sich ein Herr Schönberg melden. Ich ging hinaus und fand meinen alten August [vgl. Jug.-Er. S. 105], der mit seiner Frau und Schwester mich besuchen wollte. Mein altes Käthchen [vgl. Jug.-Er. S. 110ff.] sah ich zum ersten Male als erwachsenes Mädchen wieder. Mit August, der sehr dick geworden, rauchte ich unzählig viele Zigarren. Er lud mich sehr herzlich nach Gröppendorf ein.

Heute stand ich sehr früh auf und machte meine Präparationen zu der Retouche von Kirchbach. Um zehn Uhr fing unsere Session an, zu der

[1] Gottlob v. Kirchbach (1776–1838), Obristleutnant der Cavallerie, × 1814 mit Louise v. Zezschwitz (1789–1854).

Kirchbach seine Frau und die Frau v. Polenz mitgebracht hatte. Sie fanden das Bild ähnlich, doch hatte Frau v. Kirchbach noch allerlei, auch an der Uniform, auszusetzen, welches ich noch änderte. Sie blieb während der Sitzung bei uns und verlangte, ihr Mann solle doch so aussehen, als wenn er eben in der Bibel läse: „Denk nur an Deinen Herrn Jesus und mache solche Augen, als wenn Du an ihn dächtest." Hierüber war er sehr verdrossen und sagte: „Potz Hühnerschwänzel! Das läßt sich nicht so erzwingen."

Am Abend setzte ich mich in die Jasminlaube und entwarf ein Gedicht. Gestern war ein Brief von Vaterchen gekommen, in dem er mich auffordert, Aufsätze und geistliche Gedichte für den „Kirchenboten"[1] einzuschicken. Vielleicht wird mir diese Aufforderung ein Impuls, mein Dichten, das nun fast zehn Jahre ruht, wieder aufzunehmen.

*

Ein heiliges Bild

In meinem Herzen lebt ein heil'ges Bild,
Das licht und glanzvoll, göttlich mild
Durch meine ganze Seele Zauber gießet,
Allstündlich neu mit Freundesblick mich grüßet.

O meines Erlösers Bild!
Heilig und lauter und hell,
Der himmlischen Seligkeit Quell,
Die mir das Herz erfüllt.

Aus Gott geborne Freude, still und rein,
Dir laß mich meines Herzens Lieder weihn,
Denn ohne dich sind alle Seligkeiten
Der Menschenbrust wie Babels Trauerweiden,

An denen die Harfe hängt,
Schweigt, trauert und bebt,
Weil der ihr nicht lächelt und lebt,
Der ihr die Lieder schenkt.

In meinem Herzen wohnt ein süßes Licht,
Ein Widerschein von Gottes Angesicht.
Nun kenn' ich nicht die Dunkelheit des Todes,
O heil'ges Bild! Du Lächeln meines Gottes!

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Sonntag, den 7. Juli 1833. Heute Julchens Kirchgang. Roller predigte über das Evangelium vom Fischfang Petri; dieses Thema handelte er mit besonderer Liebe ab. Als ich nachmittags Bertha und Anna

[1] „Bremer Kirchenbote. Eine Zeitschrift, hrsg. von F. Mallet", erschien von 1832 bis 1847, zuerst als Monatsschrift, dann als Sonntagsblatt.

mit zum Baden nahm, fanden wir Roller an der Röder, wo er zur Feier von Petri Fischzug angelte und mir eine Angel schenkte. Er meinte, meine Frau wäre vollkommen bis auf den Punkt, daß sie keinen Krebs anfassen könnte. Anna freute sich unmenschlich auf das Bad und konnte es gar nicht erwarten, daß ich sie ins Wasser nahm; als ich sie aber dann untertauchte, erschrak sie und verlangte heulend wieder heraus. Es sah zu niedlich aus, wie die Kleine hernach mit Tränen am Ufer stand und mich flehentlich bat, doch auch wieder herauszukommen. Als Julchen nachher fragte: „Wie war's denn?", sagte Bertha: „Hübsch. Papa sah aber närrisch aus, er hatte Höschen an." Zu Haus fanden wir die Scheibel vor, die Lieschen zum Malen brachte; die arme Frau ist schon so taub, daß sie mich kaum mehr versteht – auch noch ein Kreuz für den hartgeprüften Mann! Das kleine Lieschen wird hier bleiben. Bertha spielte sehr hübsch mit ihr, zu meiner Freude als die Ältere sehr nachgebend und verträglich. Nach dem Abendessen hörten wir, wie sie im Selbstgespräch sagte: „Ja, so sind wir Kügelgens alle und ich auch." – „Wie denn?" fragte Julie. Bertha: „Nun, daß sie gegen ihre Gäste höflich sind."

13. Juli. Williard schickte die ersten Abdrücke der Parabelbilder; sie sind so schlecht geworden, daß man weinen möchte. Heidler brachte mir heute seine Lithographie der Peschelschen Madonna; auch nicht gut.

20. Juli. Gerhard schreibt, daß er Stift Finn zur Bewirtschaftung bekommen hat auf den Zehnten. So sieht Gott ihn an und segnet ihn. Sein Brief voll brüderlicher Liebe und Treue bewegte mich innig. Oh, wie schwer ist doch solche Trennung!

Gestern waren Hofrat Hübels da, um Abschied zu nehmen, indem sie nach Ems reisen. Ich habe in dieser Woche meine kleinen Bilder vom Hermsdorfer Schloß [s. die Abbild.] kopiert und Grünberg vom Juliensturzel aus gemalt. Auch habe ich das zweite Bändchen der „Parabeln" durchgelesen, um die acht Bilder dazu herauszufinden, und als erstes davon „Das Gebet" schon ins Unreine gezeichnet. Gelesen habe ich Terstegens Lebensgeschichte, die mich sehr warm anfaßte.

6. August. Obgleich wir schon seit Tagen Vaterchen stündlich erwarten, fuhr ich heute mit dem Wagen, der nach Karlsbad geht, um Frau v. Heynitz abzuholen, nach Dresden, um meinen alten Senff vor seiner Rückreise nach Rom noch einmal zu sehen und ihm meines sel. Vaters Porträt, das ich auf seinen Wunsch für ihn gezeichnet habe, zu bringen. Bei Mutter traf ich Jettchen Eule, die erzählte, es sei gestern vom Stadtrat beschlossen worden, Scheibel seine Aufenthaltskarte in Dresden nicht zu verlängern.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Sonnabend, den 10. Aug. 1833. Als ich heute gerade für Baedeker die Zeichnung von David unter den Schafen machte, hörte ich das Rollen einer Equipage, sprang ans Fenster, und siehe, es waren unsere längst erwarteten Gäste: Vater, Fritz mit seiner Lotte, und unsere

Adelheid dabei. O welche Freude! Wir rannten alle hinunter, und Julchen weinte laut am Halse ihres Vaters. Der Ätti sah sehr wohl und jugendlich aus, doch fand ich ihn etwas entstellt durch eine dunkle Perücke, die im Schnitt von seiner früheren sehr abweicht. Die Lieben wollen eine ganze Woche hier bleiben, dann geht es nach Dresden und in die Sächsische Schweiz.

Am Sonntag, den 11ten, ging ich mit Fritz und Lotte in die Kirche, Roller kam dann mit uns nach Hermsdorf und begrüßte den Ätti im Garten mit gewaltiger Freude. Als Vater seiner zuerst ansichtig wurde, sagte er: „Fürwahr, ein tüchtiger Gesell!" Die beiden einmal zusammen zu sehen, darauf habe ich mich lange gefreut. Nach Tisch führte ich Vaterchen, Fritz und den alten Kantor Eckhart [vgl. Jug.-Er. S. 213], der sich zufällig eingefunden hatte, zu meinem großen Bilde. Es war eines Gewitterregens wegen sehr dunkel im Zimmer und das Bild passend beleuchtet und feierlich anzuschauen. Vater war sehr ergriffen, er sprach kein Wort, die Tränen liefen ihm die Backen herunter, endlich kam er auf mich zu und drückte mir die Hand. Wir tranken den Tee im Gartensaal, und Heynitz führte im Schlosse umher. Als wir an den Bibliothekssaal kamen, machte Roller kehrt, weil er sich, als Heynitz die alte Bibliothek verkaufte, verschworen hat, den Raum nie wieder zu betreten. Zu Abend fand sich noch Blüher ein.

Die ganze Woche über haben wir traulich und fröhlich verlebt. Es gefiel hier allen außerordentlich, Vaterchen war so jugendlich übermütig, wie ich ihn kaum je gesehen; auch Lottchen war sehr lustig. Wir fuhren öfters Kahn, wobei Vater wie ein Schiffsknecht ruderte, sangen dabei und lagerten uns auf der Insel, wo geraucht und ein Fläschchen Wein ausgestochen wurde. Wir besahen die alten Handzeichnungen meines Vaters, machten viel Musik, waren einen Nachmittag bei der guten Otterndorfern, wo sich Vater mit dem alten Richter sehr animiert unterhielt, dann einen Mittag bei Roller; am Freitag fuhren wir alle auf einem Leiterwagen wie die Jahrmarktsleute nach Moritzburg, ich zeichnete auf Wunsch seines Verlegers Fritz' Porträt für einen Steindruck, und Vater ließ sich von mir sogar durch alle Pferdeställe führen, die ihm sehr wohlgefielen, und durch die gespenstischen Gewölbe der Brauerei. Am Sonntag gingen wir alle nach Grünberg in die Kirche. Hier war Vater von der Feier des Heiligen Abendmahls sehr ergriffen; ihm wie auch Fritz gefiel unsere Ordnung des Gottesdienstes besser als die ihrige [der reformierten Kirche]. Am Sonntag mittag waren wir bei Heynitzens zu Tisch, mit Sihler zusammen, den wir in Hermsdorf vorfanden.

Montag, den 19ten. Nach Tisch fuhren wir allesamt in zwei Wagen nach Dresden. Nachdem wir Mutter begrüßt hatten – Julchen mit den Kindern wurde bei ihr einquartiert, wir anderen zogen in den „Blauen Stern", wo uns die Schumachern drei aneinanderliegende Zimmer einräumte – wurde gleich wieder ein Wagen genommen, und wir fuhren auf Prinz Friedrichs Weinberg und gingen von da über unser altes

Vegerhäuschen und die Bergstraße zurück bis ins Dorf [Loschwitz], wo wir unseren Wagen wiederfanden und nun nach Fintlaters [vgl. Jug.-Br. S. 352] fuhren. Hier war es wunderschön, und das Schießen der Kommunalgarde, die unten in der Ebene exerzierte, belebte die stille Abendlandschaft.

Dienstag: Antikenkabinett, Mittag bei Mutter, Großer Garten.

Mittwoch: Galerie, wo Vaters „Verlorener Sohn" den Atti mächtig ergriff, nachmittag zu Schiff nach Saloppe. Abends großer Fackelzug Schmaltz[1] zu Ehren, der morgen abreisen will und den ich leichten Herzens scheiden sehe.

Donnerstag: Rüstkammer, die nun neu im Zwinger aufgestellt ist und uns auf vielfache Weise ergötzte; sogar Bertha war gespannt aufmerksam bis zuletzt. Nach Tische spielte Adelheid zu aller Freude auf der Harfe. Nachmittag Grünes Gewölbe, Kaffee im Brühlschen Garten, dann ohne die Weiber zu Scheibel. Meine arme Mutter ist recht elend, läßt es sich vor den Gästen aber nicht merken. Ich werde mit Sorgen morgen in die Sächsische Schweiz fahren und sehe es sehr ungern, daß Adelheid mit will. Aber das arme Kind hat auch selten genug eine solche Freude.

Freitag, den 23. August. Frühmorgens mit einem schönen Wagen von Bauch mit flotten Pferden nach der Schweiz abgefahren. Pillnitzer Schloß besehen. Heftiger Regen bis Lohmen, dann wieder schön. In Lohmen nahmen wir einen Führer namens Strandfuß. Die Bastei frappierte unsere Gäste ganz unerhört. Wir speisten hier Koteletten, und die Damen aßen unglaublich viel Brot. Nach Tisch hinunter in den Amselgrund, die Wasserfälle waren herrlich nach dem vielen Regen. Hockstein, Wolfsschlucht, abends in Schandau.

Sonnabend: Morgens durch den Kirnitzschgrund gefahren bis zum Wasserfall. Zu Fuß auf den Kuhstall, Lottchen wird getragen bis auf den Kleinen Winterberg. Der Weg nach dem Prebischtor gefiel mir am allerbesten, des wilden böhmischen Waldes wegen, dessen Boden mit hohem Heidekraut, Farren und Blaubeeren dicht überwuchert war. Vaterchen war sehr rüstig und vergnügt auf dieser ganzen Reise und marschierte immer voran mit kecker Gebärde ohne Furcht und Grausen. In Herrnskretschen gingen wir zu Schiff nach Schandau. Hier fanden wir unseren Wagen wieder und fuhren am linken Elbufer hin einen köstlichen Weg immer dicht am Fluß. In Königstein gab es einen kleinen Aufenthalt, da dem Sattelpferde ein Hufeisen neu aufgeschlagen werden mußte; wir benutzten die Zeit, den Berg nach der Festung hinaufzugehen, die in der Abenddämmerung einen großartigen und gegen den grauen Wolkenhimmel gespenstischen Eindruck machte. Wir standen lange und schauten die öden, dunklen Gebäude an, Vater wurde melancholisch, ich froh. In Pirna aßen wir zu Abend. Punkt zwölf Uhr standen die rüstigen kleinen Pferdchen — es waren Russen — vor dem „Blauen Stern".

[1] M. F. Schmaltz (1795–1860), rationalistischer Prediger, seit 1819 an der Neustädter Kirche zu Dresden, 1833 zum Hauptpastor an St. Jacobi in Hamburg berufen.

Am Sonntag bei Mutter. Der alte Zezschwitz kam, und Vaterchen labte sich an seinen Witzen. Montag morgen Kunstausstellung, nachmittag Spaziergang an der Elbe bis Neudorf. Hier fanden wir im Schenkgarten eine Gesellschaft von Bauern in Altenburger Tracht, die sehr hübsch tanzten. Dieser unerwartete Anblick machte Vaterchen einen tiefen Eindruck. Fritz wollte durchaus fort, aber Vater war nicht wieder wegzubringen, denn nun begann ein Vogelschießen, das ihn so interessierte, daß er wohl eine Stunde lang kein Auge von den Schützen und dem Ziele verwandte; er ergötzte sich ungeheuer an dem frischen Volksleben[1].

Dienstag, den 27sten, früh fuhren Krummachers ab. Julchens Abschied vom Vater war ungemein schwer, und auch ich konnte mich der Tränen nicht erwehren; der gute Atti war während seines ganzen Aufenthaltes bei uns unbeschreiblich liebenswürdig gewesen. Abends waren wir wieder in Hermsdorf. Ich freue mich darauf, nun wieder in aller Ruhe fleißig und tätig zu sein.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, 28. August 1833. Glücklich, wieder in meinem köstlichen Frieden zu sein, schickte ich mich eben an, mit einer Parabelzeichnung zu beginnen, als um zehn Uhr ganz überraschend Mutter und Adelheid angefahren kamen. Sie brachten mir den Kaiserlichen Konsens zu meiner Anstellung in Ballenstedt. Ich entschloß mich, gleich mit ihnen in die Stadt zu fahren, um so rasch als möglich die Reise nach Ballenstedt zur Meldung bei dem Herzoge anzutreten, so schwer es mir auch war, meine eben erst gewonnene Ruhe so plötzlich wieder aufzuopfern. Nun wurde rasch der Koffer gepackt, Heynitz lieh mir seine Kniehose und -strümpfe für den Fall, daß ich dieses Hof-Zeug brauchen sollte, und gegen Abend waren wir in Dresden. Ich ging noch zu Berthold.

30. August. Ausfahrt der Eilpost präzis 6 Uhr, Senff fährt auch mit, leider im Kabriolett. 4¼ in Leipzig. Peschel im Härtelschen Hause vergeblich gesucht, vor der Stadt spaziert, in Auerbachs Keller Kaviar, 8 Uhr Abfahrt des Magdeburger Eilwagens.

Sonnabend, 31. August. 5 Uhr morgens in Bernburg, der Postmeister erkennt mich auf freundliche Weise. In der „Kugel" gefrühstückt, dann am Tagebuch geschrieben bis sieben, vom Schlafe übermannt, erst um elf wieder erwacht, um ein Uhr mit eigenem Wagen weiter. Wäre ich nicht dem Schlafe verfallen und früher weitergefahren, so hätte ich Vaterchen noch in Ballenstedt getroffen.

Um sechs Uhr in Ballenstedt. Der Anblick dieses Ortes, den ich seit meinem sechzehnten Jahre nicht wiedergesehen und wo ich früher so selige Zeiten verlebt habe, ergriff mich wunderbar. Die Tränen waren mir nahe, als ich in meinem Zimmer Nr. 1 im „Großen Gasthof" [s. die

[1] Eine hübsche ausführliche Schilderung dieser Episode enthält der in „Helene Marie v. Kügelgen" (Stuttgart, Belser) 7. Aufl., S. 333 veröffentlichte Brief Adelheids an ihren Bruder Gerhard vom 30. Aug. 1833.

Abbild. von Schloß Ballenſtedt] ans Fenſter trat und ganz Ballenſtedt überſchaute und mit der Stadt auch meine Kinderzeit. Vom Wirt erfuhr ich, daß Vaterchen erſt vor anderthalb Stunden abgereiſt iſt. Ich ging nun gleich zum Hofmarſchall v. Seelhorſt[1] hinüber, der mir ſehr freundlich entgegenkam und verſprach, noch heute abend dem Herzoge meinen Wunſch, mich vorſtellen zu dürfen, zu melden und mir morgen früh Antwort zu ſagen.

Ballenſtedt, Sonntag, den 1. Sept. Während ich auf Seelhorſts Botſchaft warte und im Zimmer auf und ab wandere, ſchaue ich immer wieder aus den Fenſtern mit Rührung auf Ballenſtedt. Ich ſehe die bekannten Livreen der Hofbedienten, die über den Platz hin und her ſchwärmen, ich ſehe die Menſchen zur Schloßkirche ziehen. Mir iſt es immer, als müßte Gerhard nun bald in ſeiner runden Jacke mit dem roten Kragen vom Schloſſe kommen und mir um den Hals fallen. Um zehn Uhr endlich kam Seelhorſts Diener mit der Nachricht, der Herzog wolle mich um drei Uhr nachmittags empfangen. Nun benutzte ich die Stunde, wo Alles in der Kirche war und ich mich ungeſehen hinauswagen konnte, zu einem Spaziergang im Tiergarten. Ich ging die alten Wege am Bienengarten hin, wo wir als Kinder den Tummelplatz unſerer Spiele hatten — oh, wie fehlte mir Gerhard! Ich ging bis an das Gatter des hohen Forſtes und beſtieg alle die Hügel, auf denen ich als Kind gebetet und geſchwärmt hatte; ich ſehe die weißen Hirſche wie ehemals — o Gott, wo iſt die alte Zeit!

Um elf Uhr war ich wieder im Gaſthof und fand hier eine Einladung vom Hofmarſchall zum Tee vor. Nun ſpazierte ich bis zum Eſſen in der Stube umher und bedachte mich, was ich eigentlich dem Herzog ſagen wollte, aß dann und legte mich etwas ſchlafen. Als ich um zwei Uhr erwachte, fiel mir der Gedanke, nun gleich zum Herzog zu müſſen, wie ein Stein aufs Herz, ich hatte meine ganze Präparation wieder vergeſſen, und die alte Blödigkeit überfiel mich ſtark.

Mit dem Schlage drei war ich am Schloßtor. Ein Unteroffizier trat vor: „Sind Sie vielleicht der Herr v. Kügelgen?“ und führte mich ins Schloß; dieſer Mann erinnerte ſich mit vieler Freude noch meines Bruders, da er ſchon ſeit fünfundzwanzig Jahren als Gardiſt in Dienſten ſtand. Im Schloß nahm mich der Hoffourier, der in ſeinem Paraderock ganz mit Gold überzogen war, in Beſchlag und führte mich in das Vorzimmer des Herzogs, der mich nicht lange warten ließ und mir entgegenhinkte. Er begann das Geſpräch mit einer Frage nach meiner Herreiſe, und ich ſagte meine Dankſagung her. Währenddem ſah mir immer der Herzog mit geſenktem Kopf und glubſchen Augen ſteif ins Geſicht, ganz ernſthaft, ſagte dann aber freundlich: „Sie haben mir durch Ihren Wunſch, in meinen Dienſt zu treten, ein großes Vertrauen gezeigt“ und ſchwieg wieder,

[1] Juſt Friedrich v. Seelhorſt (1770–1857), geb. in Kiel, ſeit 1800 Kammerrat in Ballenſtedt, 1814–1837 Hofmarſchall, × 1794 mit Albertine Schäfer, Tochter des Herzogl. Rentmeiſters und Schweſter der aus den Jug.-Er. [S. 136] bekannten Fräulein Schäfer.

indem er in den glubſchen Blick zurückfiel. Ich: „Das Wiederſehen des hieſigen lieben Ortes iſt mir erſtaunlich ergreifend geweſen. Es knüpfen ſich an alles, was ich ſehe, ſo viele Erinnerungen meiner Kindheit, ganz ohne Übergangsperiode zu der veränderten Gegenwart, daß ich mich manchmal beſinnen muß, in welchen Verhältniſſen ich jetzt mich eigentlich befinde. Mir iſt's ganz ſo zu Mute, als ſollte ich jetzt von Ew. Durchlaucht über den Schloßhof in die alte Wohnung des Prinzen[1] gehen, den ich mir noch als Kind denke in Geſellſchaft meines Bruders." Daran knüpfte der Herzog Fragen nach Gerhard und nach Mutter und trug mir für beide Grüße auf. Dann fragte er: „Haben Sie in Bernburg meinen Sohn beſucht?" – „Bitte um Vergebung, ich habe niemand in Bernburg geſprochen, ich freue mich aber ſehr auf den Prinzen und werde mit Ew. Durchlaucht Erlaubnis ihm auf meiner Rückreiſe meine Aufwartung machen." Herzog: „Sie werden ihn verändert finden, groß geworden, er hat mir viel Sorge gemacht[2]. Aber jetzt findet ſich's beſſer. Haben Sie Ihr Bild nun vollendet?" – „Allerdings, Durchlaucht, und nun wartet es auf die Kirche." Herzog: „Was iſt das für eine Kirche?" – „Es iſt die St. Olai-Kirche in Reval, ein altes gotiſches Gebäude, das durch ſeinen Turm erſter Größe einigermaßen berühmt iſt, vor zehn Jahren jedoch durch den Blitz eingeäſchert wurde und nun vom Kaiſer, der der Stadt Reval dadurch ein Zeichen ſeiner Gnade geben will, wieder neu aufgebaut wird." Herzog: „Von wem haben Sie nun eigentlich die Entlaſſung aus dem ruſſiſchen Dienſt erhalten?" Ich: „Durchlaucht, ich bin nicht in ruſſiſchen Dienſten geweſen, bin aber ruſſiſcher Untertan und habe eine Reiſeunterſtützung vom Kaiſer genoſſen, weshalb ich es für meine Pflicht hielt, nicht ohne des Kaiſers Einwilligung in fremde Dienſte zu gehen. Die Kaiſerliche Erlaubnis aber habe ich durch den Geſandten in Dresden erhalten." – „Nun, da können Sie alſo jetzt bald herkommen?" Ich: „Ich hoffe zu Michaelis." Herzog: „Und wie lange werden Sie jetzt hierbleiben?" Ich: „Mit Ew. Durchlaucht Erlaubnis ſo lange, bis ich ein Quartier gefunden habe, was mir, fürchte ich, Mühe machen wird." Herzog: „Wünſchen Sie Ihre Beſtallung jetzt zu empfangen oder wenn Sie ganz herziehen?" Ich: „Wenn Ew. Durchlaucht ſie mir jetzt wollten ausfertigen laſſen, ſo würde ich dies mit großem Danke erkennen." Herzog: „Gut, es ſoll Ihnen ausgefertigt werden." Hier ſchwiegen wir beide ein Weilchen,

---

[1] Alexander Carl (1805–1863), ſeit 1834 [letzter] Herzog von Anhalt-Bernburg. Wilhelm und Gerhard v. K. waren im Jahre 1813/4 ſeine Spielgefährten [Jug.-Er. S. 120 ff.]. Gerhard wurde vom Frühjahr 1816 bis Sommer 1818 mit ihm zuſammen auf Schloß Ballenſtedt erzogen [Jug.-Er. S. 234 f., 267]. Sein Bildnis in den Jug.-Er.

[2] Der Geiſteszuſtand des Erbprinzen veranlaßte den Herzog Alexius, im Jahre 1832 einen aus drei Mitgliedern (die Kammerpräſidenten v. Braun und v. Kerſten und der Oberſt v. Sonnenberg) beſtehenden „Geheimen Conferenzrat" einzuſetzen, der im Falle ſeines Ablebens die Regierung für den Thronfolger führen ſollte. Bald nach Alexander Carls Regierungsantritt (1834) wurde die Zahl der Mitglieder des Conferenzrates um zwei (Frhr. v. Salmuth und Geſamtrat v. Krosigk) vermehrt.

ich glaubte, es ſei an der Zeit, verbeugte mich und verließ den Herzog, äußerſt wohlgenut, daß dieſe beſchwerliche Viſite nun hinter mir lag.

Sehr fidel kehrte ich in den Gaſthof zurück, zog mich um und beſuchte nun Hoffmann[1], in deſſen Hauſe ich wie ein alter Freund empfangen wurde. Hier fand ich auch Baedekers Tochter Julie, die bis Oſtern bleiben wird und ſich ſehr auf Julchen freut. Mit Hoffmann wurde eine Pfeife geraucht und viel über mein neues Verhältnis geſprochen; er machte mir guten Mut und ſchrieb mir auch die Adreſſen auf, wo ich jetzt gleich Beſuch machen müßte. Seine Frau war äußerſt liebenswürdig, ich ſollte durchaus jetzt bei ihnen wohnen und mußte wenigſtens verſprechen, ſoviel als immer möglich bei ihnen zu ſein. Von da ging ich gleich zu Seelhorſts zum Tee, wo ich wiederum überaus freundlich aufgenommen und mir alle Unterſtützung mit Rat und Tat angeboten wurde. Sie ſcheint eine ſehr determinierte Frau zu ſein, und ich werde mit ihr halten müſſen, um hier zu beſtehen.

Am Montag begann die greuliche Viſitentour und dazwiſchen das abſcheuliche Wohnungſuchen. Zuerſt aber ging ich den Weg alter Freundſchaft und wurde bei Starkes[2] mit ganz erſtaunlicher Herzlichkeit empfangen. Von dieſen guten Leuten ging ich zu Salmuth[3], der auch recht herzlich war und mir einen ſympathiſchen Eindruck machte, dann zu Gottſchalk[4], den ich ſehr gealtert fand, zu Alvensleben[5] und zum Geh. Kanzleirat Petri. Bei dieſem fragte ich auch nach ſeiner oberen Etage, die er jedoch von Michaelis bis Weihnachten ſchon an die Gräfin Weſtarp[6] aus Berlin vermietet hat; er meinte aber, wir könnten uns dann doch vielleicht von Weihnachten ab vertragen. Zu Mittag bei Hoffmanns, mit dem ich nach Tiſch in ſeinem ſchöngepflegten Garten auf und ab ging; er ſcheint doch viel weniger Rationaliſt zu ſein, als ich gemeint hatte. Nachmittags langer Beſuch bei dem Jagdjunker v. Kroſigk[7] und dann bei dem Forſtmeiſter v. Weiſe[8], ein geſetzter, gereifter Mann, der mir ungemein gefiel. Dann zur Erholung ein großer Spaziergang nach dem Sieberſteinteich, der Hubertushöhe, am Buttlargrabe zurück, mit Fritz

---

[1] Friedrich Hoffmann (1796–1874), Hof-, ſpäter Oberhofprediger, × mit Agnes Heinecke, einer Tochter des Jug.-Er. S. 124 genannten Hofarztes (ſpäter in Bernburg).

[2] Die Witwe und Familie des 1830 † Oberhofpredigers Starke [ſ. oben S. 215].

[3] Ludwig Frhr. v. Salmuth (1791–1863), Geh. Legationsrat, ſeit 1834 Mitglied des Geheimen Conferenzrates, × I. 1820 mit Emilie v. Seelhorſt (1798–1826), II. 1828 mit Eugenie de Villiers (1806–1881), einer Couſine der erſten Frau.

[4] Kaſpar Friedrich Gottſchalk, Juriſt, Vorſtand der Herzogl. Hofkammer, auch ſchriftſtelleriſch tätig, vgl. Jug.-Er. S. 137.

[5] Kammerherr Ferdinand v. Alvensleben (1782–1862), × 1809 mit Friederike v. Stedern, verw. v. Kroſigk, (1785–1847).

[6] Die Grafen von Weſtarp ſind die Nachkommen des Prinzen Franz Joſeph (1769–1807) von Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg aus deſſen nicht ebenbürtiger Ehe (1790) mit Karoline Weſtarp, ſpäteren Gräfin v. W.

[7] Anton v. Kroſigk (1807–1844), × 1832 mit Agnes v. Alvensleben (1811–1894).

[8] Günther v. Weiſe (1797–1867), ſpäter Oberforſtmeiſter, × 1823 mit Wilhelmine v. Kuhleben (1799–1874).

Starke[1], der ſich jetzt hier zum Examen vorbereitet. Der herrliche Wald wird mir hier viel Freude ſchenken.

Am Dienstag ließ ich mich bei der Frau v. Hoym[2] melden durch den Lakai Roſe, der früher Lakai bei der Herzogin geweſen war und ſich meiner und Gerhards noch ſehr wohl erinnerte. Die Frau v. Hoym hatte ein ſehr freundliches und doch ſehr würdiges Benehmen; ſie erinnerte ſich Julchens ſehr lebhaft und ſprach große Freude aus, ſie wiederzuſehen. Dann Beſuch bei dem Schloßhauptmann von Siegsfeld[3], den ich aber nicht zu Hauſe fand, ſondern nur ſeine höchſt liebenswürdige und immer noch hübſche Frau, die mir mit vieler Teilnahme herzliche Grüße an Mutter auftrug. Dann zu Hofrat Curtze[4]. Nach Tiſch mit Hoffmann zum Dr. Hoffmann[5], mit dem wir einen Spaziergang auf den Ziegenberg machten. Nachmittag und abends bei Starkes.

Am Mittwoch quälte mich ſchon beim Erwachen der Gedanke, noch immer kein Logis zu haben. Ich war den ganzen Tag auf der Suche und entging auf dieſe Weiſe den vielen Gegenbeſuchen, von denen mich nur Siegsfeld noch erwiſchte. Aber es iſt keine paſſende Wohnung zu finden, ich muß ſo abreiſen und werde zuerſt mit Kind und Kegel im Gaſthof Wohnung nehmen müſſen.

Donnerstag, den 5. Sept., kam ich um fünf Uhr in Bernburg an. Viſite bei dem Kammerherrn v. Lasperg[6], der mich zum Prinzen führte. Das Wiederſehen war mir ergreifend. Sein Geiſt ſcheint nicht mehr entwickelt zu ſein, als vor ſechzehn Jahren, da wir beide noch Kinder waren. Er unterhielt ſich aber ſehr angelegentlich mit mir und ſprach viel und mit augenſcheinlicher Liebe von Gerhard; das wären doch ſchöne Zeiten geweſen, ſo ungeniert und ſo luſtig. Der arme Prinz! Als ich nach der „Kugel" zurückkam, fand ich Riekchen Lutze vor, die ſich unbändig über mich freute und den ganzen Abend in Bethgens Privatzimmern mit mir zuſammenblieb.

Freitag in aller Frühe zu Clauß, deſſen Anregung ich das ganze

---

[1] Friedrich Starke (1809–1886), Sohn des Oberhofpredigers, ſeit 1835 Prediger, ſpäter Oberprediger und Konſiſtorialrat in Bernburg.

[2] Morganatiſche Gemahlin (ſeit 1818) des Herzogs, geb. Erneſtine Freiin v. Sonnenberg (1789–1845).

[3] Karl v. Siegsfeld (1780–1861), ſpäter Oberhofmarſchall, × mit Charlotte Behmer (1792–1869).

[4] Hofrat Georg Ludwig Curtze (1781–1846), aus Pyrmont, 1810 Brunnenarzt des im gleichen Jahre vom Herzog Alexius eröffneten Alexisbades, für deſſen Entwicklung C. entſcheidend gewirkt hat, ſeit 1823 zugleich Herzogl. Leibarzt in Ballenſtedt.

[5] Medizinalrat Dr. Friedr. Hoffmann (1809–1897), ſpäter Leibarzt des Herzogs Alexander Carl.

[6] Friedrich Frhr. v. Lasperg († 1843), Gouverneur, dann Kammerherr des Erbprinzen und (ſeit 1834) Herzogs Alexander Carl, × I. 1829 mit Dorothea Freiin v. Rodde (1796–1834), einer Tochter von Dorothea v. Schlözer [vgl. Lebensbild, hrsg. von L. v. Schlözer, Stuttgart 1823], die 1787 ſechzehnjährig in Göttingen als Dr. phil. promoviert wurde; in II. Ehe × 1837 mit der Prinzeſſin Marie von Holſtein-Glücksburg (1810–1870), der älteren Schweſter der Herzogin Friederike von Bernburg.

Ballenſtedt verdanke, dann Beſuch bei dem alten Profeſſor Herzog [vgl. Jug.-Er. S. 251], der ſich erſtaunlich über ſeinen alten Schüler freute, und bei Kantor Lutzes; zu Mittag bei Meiſter, wir ſtimmten in unſeren religiöſen und politiſchen Anſichten ſehr überein. Clauß begleitete mich zum Poſthaus, wo wir noch eine Flaſche Wein ausſtachen auf gute Kameradſchaft des Hofcapellmeiſters und Hofmalers. Um ſechs Uhr abgefahren, Sonnabend früh um vier in Leipzig, um acht weiter, nachmittag halb fünf auf der Poſt in Dresden. Ich ging ſchnell zu Mutter und berichtete ihr von meinen Abenteuern. Abends um neun Uhr langte ich in Hermsdorf an, fand Dora bei Julchen, die niedlichen Kinder ſchliefen ſchon. Nun wurde gleich nach langer Zeit wieder eine lange Pfeife geſtopft und noch lange erzählt mit vieler Luſt.

*

Aus M. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Sonntag, den 8. Sept. 1833. Was war das ſchön im eigenen Bett! Ich habe dieſe Nacht geſchlafen wie ein Stein. Als ich erwachte und im Nebenzimmer Berthas Stimme hörte, rief ich ſie — da kam ſie gleich hereingeſchoſſen in der Nachtkappe, ganz erſtaunt, daß ſie noch einen Vater hat. Die armen Kinder! Seit vor nun vier Wochen der Atti kam, haben ſie nichts mehr von ihrem Vater gehabt, und der Vater hat — nichts gearbeitet. Nun heißt's die Kraft zuſammennehmen, denn ich habe hier noch viel fertig zu malen. Dann kommt der Schrecken des Umzugs. Mutter ſagte mir geſtern, daß Scheibels, die in unſer Quartier ziehen, Dresden ſchon am 8. October verlaſſen müſſen. Dadurch ſind wir unangenehm gedrängt. Über Lieschens Porträt haben ſich Scheibels unbändig gefreut, ich habe es ihnen geſchenkt. Julchen hat zu Berthas Entzücken Mutters treue Emilie für Ballenſtedt angenommen.

20. Sept. Heute letzte Hand gelegt an die Figur des Chriſtus im großen Bilde. Sallys, Doras und Paulinchens [v. Heynitz] Porträts ſind auch fertig retouchiert. Ich ernte ſo viel Lob für das große Bild — ach, ſähe ich's doch auch ſo ſchön! Geſtern lobte es wieder der alte Zezſchwitz über die Maßen. Er iſt mit Sally und dem kleinen Gerhard[1] ſeit ein paar Tagen drüben im Schloß. Ich freue mich immer, wenn ich den Alten ſehe. Als ich heute von einem kurzen Beſuch bei Blüher nach Hauſe kam, ſaß er in unſerer Stube, ſein Halstuch bis an die Oberlippe gebunden, wie eine dicke Kröte auf dem Stuhle mitten unter den Kindern.

27. Sept. Seit ein paar Tagen ſchreibe ich mit großem Intereſſe an einem Roman, den ich „Der Myſtiker" nennen werde.

30. Sept. Vorgeſtern überraſchte uns mein alter Alfred[2] mit ſeiner Frau, die ich ſehr angenehm fand; doch hat ſie ſo das Leipziger bewegliche

---

[1] Gerhard v. Zezſchwitz (1825–1886), der ſpätere Erlanger Prof. der Theologie, aus Karl v. Z.' dritter Ehe mit Fried. v. Polenz († 1833). [Vgl. Leb.-Er. S. 144.]

[2] Der Kindheitsgeſpiele Alfred Volkmann (1801–1877), damals Privatdozent für Phyſiologie in Leipzig, × 1828 mit Adele Härtel († 1884). Vgl. Jug.-Er. S. 30 und Leb.-Er. S. 200 u. 335.

Weſen, welches ich nicht recht mag. Wir tranken nach dem Eſſen Tee im Orangengärtchen und gingen dann ſpazieren über das Wehr. Nachdem ſie noch unſere ſchönen Weintrauben gekoſtet, fuhren ſie gegen ſieben wieder nach Dresden und ich, um Fechner [ſeit 18. April 1833 mit Clara Volkmann verheiratet] kennen zu lernen, mit, bei herrlichem Vollmond. Um Mutter ſo ſpät nicht noch zu beunruhigen, ſtieg ich mit Volkmanns in „Stadt Frankfurt" ab. Am anderen Morgen ging ich mit Alfred zu Grimmer[1], bei dem Fechner wohnte. Grimmer und Fechner waren im Schlafrock und ſahen höchſt intereſſant aus – Grimmer ſehr geiſtig, ein feines, hübſches Geſicht, Fechner wie ein Zauberer mit wunderlich langen Locken und ſehr freundlichem, lächerlichem Geſicht, ein Gemiſch von Greis und Kind. Aber die Unterhaltung mit ihm feſſelte mich ſehr. Wir zogen alle zuſammen zu Fintlaters und verbrachten dort einen ſchönen und anregenden Mittag und Nachmittag, gegen Abend fuhren wir auf der Gondel wieder herein.

4. Oct. Der Schrecken iſt losgegangen. Der Tiſchler emballiert die Möbel, Julchen packt Schränke und Kommoden voll, und ich füllte zwei große Kiſten mit Büchern und Kupfern. Zu Mittag erſchien ganz unerwartet Mutter noch einmal, um von Hermsdorf und Lauſa Abſchied zu nehmen. Wir aßen in der Kinderſtube faſt ohne Geſchirr. Um vier fuhr Mutterchen wieder fort und nahm die Kinder mit. Als es dunkel wurde, überlegten Julchen und ich eben, ob wir noch nach Lauſa gehen ſollten, da kam Roller und blieb den ganzen Abend bei uns. Wir ſaßen in der Leuteſtube unter Koffern und Unordnung, aber es war der hübſcheſte Abend, den ich noch mit Roller gehabt hatte, ſo herzlich und lieb war der gute Alte.

Sonntag, den 6. Oct. Zum letzten Gottesdienſt in der Kirche zu Lauſa! Nachmittags ſaßen wir mit Heynitzens am Portal des Schloſſes und ſahen, wie die Leute ſich verſammelten zur Auktion unſerer Überreſte, und wie dann eins nach dem andern von unſeren alten lieben Möbeln aus dem Choleraturm herausgetragen wurde. Heynitz ging einmal hinüber und als er zurückkam, trug er mein liebes Drehſtühlchen, ſetzte ſich darauf und ſagte ganz erfreut: „Das habe ich mir zum Andenken erſtanden." Abends begleitete mich Heynitz nach Lauſa, ich brachte Rollers Schweſtern zum Andenken meine Skizze zum Altarbilde. Wir gingen dann unter herzlichen Geſprächen durch die dunkle Nacht zurück, zum letztenmal den altvertrauten Weg von Lauſa nach Hermsdorf, und hier im Schloßhofe nahmen wir Abſchied mit einem herzhaften Kuſſe.

Montag, den 7. Oct. 1833. Um ſechs Uhr rollten wir ſchweren Herzens zum Hermsdorfer Schloßtor hinaus. Seit Mittag ſtanden Scheibels bepackte Wagen ſchon da und warteten auf unſeren Abzug.

Sonntag, den 13. Oct. 1833. Nach einer Woche der greulichſten Unruhe, endloſen Beſorgungen, dem Verſchiffen unſerer Packerei, unzähligen Abſchiedsbeſuchen ſind wir heute morgen acht Uhr mit dem ſchönen Wagen des Lohnkutſchers Münzlof, für den ich 27 Thaler bis Ballenſtedt zahle,

[1] Chriſt. Friedr. Grimmer (1798–1850), Komponiſt der „Deutſchen Lieder und Balladen" (1832) und „Romanzen und Balladen im Volkston".

von Dresden abgefahren. Die letzte Umarmung mit Mutter war herzzerreißend; ſo oft ich mich bisher von ihr trennte, war es doch immer nur für eine beſtimmte Zeit. Hoffentlich zieht ſie uns bald nach. Bertha weinte bitterlich, Anna war ſehr vergnügt, weil ſie nur an das ſchöne Im-Wagen-Fahren dachte. Um ſieben ſind wir hier in Oſchatz angekommen und im „Löwen" gut aufgehoben. Gerhards Windeln trocknen am Ofen.

14. Oct. Um halb acht weitergefahren. Die Kinder langweilten ſich etwas und intereſſierten ſich unterwegs bloß für die Windmühlen, die ihnen neu waren. In Borsdorf wurde ein Sandkuchen unter ſie verteilt. Um ſieben Uhr am Tore zu Leipzig, wo Alfred ſeine Adreſſe für uns abgegeben hatte und einer von den Zöllnern ſich auf den Bock ſetzte, um uns bis an das Härtelſche Grundſtück zu begleiten. Freundliche Aufnahme von Volkmanns, Clärchen war da, Fechner und Härtel kamen auch bald. Härtel[1] gefällt mir gut, er erinnert mich an Maydell. Großes Souper.

15. Oct. Härtel kam ſchon um acht und zeigte mir das neue Haus von innen und außen; ich freute mich ſehr an dieſem Bau und auch an Peſchels Fresken, die namentlich in der Malerei recht gut geworden ſind. Weiter führte mich Härtel in ſein Pianoforte-Magazin, wo treffliche Inſtrumente gebaut werden, dann in ſeine Wohnung, wo ich herrliche Zeichnungen von Genelli und andere gute Sachen ſah. Schließlich beſuchten wir den Landſchafter Preller, der im Härtelſchen Hauſe malt und deſſen Odyſſeelandſchaften auf der Wand mir ſehr gefielen. Dann große Mittagstafel, zu der ſich auch die alten Dr. Volkmanns und Julius, der meinetwegen von Chemnitz gekommen war, einſtellten. Am Abend ſang Adele Volkmann mit hübſcher Stimme einige Liederchen von Grimmer.

Mittwoch, den 16. Oct., von Leipzig weg, in Schkeuditz gelinde viſitiert (einen neuen Teekeſſel mit zehn Silbergroſchen verzollt). Der kleine Gerhard ſchrie heute entſetzlich viel. Zu Nacht auf „dem Sattel" vor Cöthern. Donnerstag bei Aisleben über die Saale; Aisleben liegt hübſch. Zu Mittag in Aſchersleben im „Löwen". Um ſieben Uhr abends lag Ballenſtedt vor uns. Die Allee hinauf nimmt kein Ende, ich ging zu Fuß voraus, um in der Dunkelheit dem Kutſcher den Weg zu zeigen. Im „Großen Gaſthof" hat Nitſchke zwar geheizt, doch ſchreckliche Mauerluft und Kälte. Nun ſind wir da, und unſer treuer Gott möge ſich unſer in Gnade annehmen. Amen!

[1] Dr. jur. Hermann Härtel (1803–1875), Chef des Verlags Breitkopf & Härtel, Schwager Carl v. Haſes und deſſen Gefährte auf ſeiner erſten Reiſe nach Italien, Schöpfer des „Römiſchen Hauſes" am Peterſteinweg, das 1904 dem Durchbruch der Härtelſtraße zum Opfer fiel. Der Bau wurde von Frühjahr 1832 bis Herbſt 1833 nach den Plänen des Dresdener Architekten Woldemar Hermann in italieniſcher Hochrenaiſſance ausgeführt. Peſchel hat die Fresken in der Loggia gemalt. Die Prellerſchen Odyſſeebilder befinden ſich jetzt in der Halle der Leipziger Univerſitätsbibliothek. Vgl. Julius Vogel: Das Römiſche Haus in Leipzig. Ein Beitrag zur Kunſtgeſch. des 19. Jahrh. (Leipzig 1903).

* * *

W. v. K.s „Verzeichnis verkaufter Bilder"

Das Verzeichnis seiner verkauften (also nicht auch der verschenkten oder im eigenen Besitz gebliebenen) Bilder, das W. v. K. von 1831 bis Anfang 1846 in ein kleines Heft eingetragen hat, ist nicht nur biographisch und wirtschaftlich von Interesse, sondern vor allem auch für die Feststellung seines Werkes als Künstler wichtig, die dadurch erschwert ist, daß W. v. K. (ebenso wie sein Vater) seine Arbeiten nur in seltenen Fällen signiert hat. Die Veröffentlichung dieser Liste läßt erwarten, daß nun noch eine weitere Anzahl von in Privatbesitz befindlichen Bildern als Arbeiten W. v. K.s festzustellen sein werden.

1831

Brustbild von Pauline Pönitz. Wasserfarben	12	Thaler
Brustbild Pauline Hübel. lebensgr. Oel	40	„
Erneſtine v. Heynitz. Halb. Fig. lebensgr. Oel	50	„
7 radierte Blätter für Baedeker zur Gesch. des Reichs Gottes	210	„
Portrait von Sally Zezschwitz. Halb. Fig. kl. Oel	12	„
Copie in Kreide nach Krüger, Fürst Biron	12	„
Louise Segnitz. Brustbild. gr. Oel	20	„
Sa.	356	Thaler

1832

7 radierte Blätter zur Geschichte des Reichs Gottes, 2ter Teil	210	Thaler
8 radierte Blätter in die v. Kampschen Kinderbücher, Baedeker	56	„
Herodias mit dem Haupte Johannis. kl. Oel	6	„
Brustbild von Benno Zezschwitz. kl. Oel	12	„
Brustbild von Mutter Heynitz	13	„
Ein radiertes Titelblatt für Baedeker	7	„
Zeichnung von Frl. Rabe in Dresden für Frau v. Grünwaldt	6	„
Sa.	310	Thaler

1833

Madame Verbeck aus Montmirail. Copie. kl.	15	Thaler
Brustbild von August Heynitz. kl. Oel	13	„
Brustbild von Sally Zezschwitz. kl. Oel	20	„
Obristlieutenant v. Kirchbach. Brustbild. kl.	16	„
Hofrat v. Zezschwitz. Brustbild. kl.	10	„
Kreidezeichnung von Erneſtine Heynitz	10	„
Brustbild von Heynitz mit Hand. lebensgroß	20	„
Brustbild Baronin Rechenberg. kl.	13	„
Altarbild in die Olaikirche für den Kaiser	1800	„
Sa.	1917	Thaler

1834

Fürst Schaumburg. Copie. kl.	20	Thaler
Hofmarschall v. Seelhorst. Brustbild. groß	23	„

Hofmarschallin v. Seelhorst. Brustbild. groß	33	Thaler
Baedeker. Zeichnung. kl.	12	„
Fritz [Krummacher], Zeichnung für Bädeker	9	„
Bilder zur Geschichte des Reichs Gottes, 3tes Heft	210	„
Frau v. Heynitz auf Weicha. kl. Oel	12	„
Elisa Durchgang durch den Jordan. Zeichnung	15	„
	Sa. 344	Thaler

1835

Copie nach Kehrer. Jude. Brustbild. lebensgroß	24	Thaler
Copie nach Kehrer, darstellend den alten Reich	5	„
Fräulein v. Knorr, nach Mügge	30	„
Fräulein v. Krohn. kl. Brustbild	15	„
Herzogin mit zwei Händen lebensgroß. Halb. Fig.	100	„
Bilderrestauration auf dem Schlosse	7	„
Brustbild des Herzogs	33	„
Fräulein v. Seelhorst für Prinzeß Friedrich	33	„
Prinzeß Marie von Holstein. Halb. Fig. klein	33	„
Copie der Herzogin. kl.	25	„
Kreidezeichnung der Herzogin	15	„
Brustbild der Frau v. Asseburg. lebensgroß	30	„
	Sa. 350	Thaler

1836

Brustbild Frau v. Asseburg. lebensgroß	30	Thaler
dito	30	„
Brustbild der Prinzeß Marie in Kreide	15	„
Brustbild der Madame Weise in Kreide	12	„
Brustbild des Buchhändler Weise in Kreide	12	„
Apotheker Ravenstein. kl. Kreidezeichnung	12	„
Bilderrestauration auf dem Schlosse	70	„
Kreidezeichnung von Fräulein v. Bahrendorf	12	„
Laspergsche Kindergruppe. lebensgroß	100	„
	Sa. 293	Thaler

1837

Frl. v. Lasperg. kl. Kreidezeichnung	12	Thaler
Brustbild Anton v. Krosigk. lebensgroß	33	„
5 Portraits in Kreide für die Herzogin	60	„
Christus am Oelberg für Basse. Sepia	15	„
Kreidezeichnung Frl. v. Krohn	12	„
Kreidezeichnung Lasperg	12	„
	Sa. 144	Thaler

1838

Christus mit Händen. Halb. Fig. lebensgroß, in Oel, freie Copie nach einem alten Bilde	102	Thaler

Salinendirektor Hardenberg. nach Graff	35	Thaler
Landcomtur v. Hardenberg mit Hand. Copie	35	„
Madame Achelis in Bremen. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Auguſte Kranz. Bruſtbild. Oel. kl.	20	„
Frau v. Hoym. Kreidezeichnung. kl.	15	„
Reſtauration von 20 Oelbildern im Schloß	30	„
Reſtauration von 76 Oelbildern in Hoym	72	„
Reſtauration des Graffſchen Bildes von Hardenberg	5	„
Sa.	347	Thaler

1839/40/41

Bilder zum Reiche Gottes. 4tes Heft	210	Thaler
Gideon. Hiſtoriſches Bild. Halb lebensgroß für Herrn Senater Fritze in Bremen	200	„
Madame Grünhagen. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Reſtauration eines älteren Portraits. Herr Kranz	5	„
Copie nach dem Bilde des alten Kranz. kl.	25	„
Bild nach der Leiche des kleinen Braun in Winningen. Ganze Geſtalt im Walde. kl. Oel	30	„
Kleines Portrait von Herrn Bennighauß	25	„
Kleines Portrait. Conzertmeiſter Clauß	25	„
Landrat v. Kroſigk. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Frau Landrätin v. Kroſigk. Bruſtbild	33	„
v. Kroſigk. kl.	25	„
Herr v. Veltheim. kl.	25	„
Manuſkript Drei Vorleſungen über Kunſt	50	„
Reſtauration der beiden Bilder des ſel. Vaters, die Heimſuchung und Gegenſtück	20	„
Vaters [Krummacher] Portrait, kl. Sepia. vor die Parabeln	15	„
Sa.	754	Thaler

1842

Madonna fu Herrn v. Meyer, Osnabrück	300	Thaler
Fräulein Engels	33	„
Herr v. Brandenſtein. kl. Bruſtbild. Oel	33	„
Frau v. Brandenſtein. kl. Bruſtbild. Oel	33	„
Ein Frl. v. Hamm. kl. Oel	33	„
Herr v. Untzer. kl. Oel	33	„
Frau v. Untzer. kl. Oel	33	„
Frau v. Druffel	33	„
Conſiſtorialrätin Natorp	33	„
Frau Regierungsrätin Sethe. groß	55	„
Conſiſtorialrat Natorp. groß. mit Hand	60	„
Der kleine Untzer. Halb. Fig. lebensgroß	60	„
Sa.	739	Thaler

1843

Frl. Bennighauß. Halb. Fig. kl.	50	Thaler
Copie davon als Bruſtbild. kl.	25	„
Herr v. Lasperg. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Der kleine Fritz Rabe in Hoym. lebensgroß. ganz Fig.	50	„
Nochmalige Copie des Bildes vom alten Kranz. kl.	20	„
Ziegler. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Madame Schulze aus Venedig	25	„
Frau v. Krosigk. lebensgroß. Oel. Bruſtbild	33	„
Prinz Julius von Holſtein. kl. Bruſtbild	25	„
Sa.	294	Thaler

1844/45

Copie nach Lasperg in Oel; und dito in Kreide	48	Thaler
2 kleine Copien für Rabe in Ermsleben	50	„
Dieſe beiden Copien noch einmal	50	„
Medizinalrätin Ziegler. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Conſiſtorialrat Möller in Münſter. Halbe Fig. lebensgr. Oel	110	„
5 Portraitzeichnungen für Prinzeß Friedrich	65	„
Der kleine Fritz Rabe. Halbe Figur im Kleinen. Oel	25	„
Bilderreſtauration für den jungen Alvensleben. 3 Stück	40	„
Copie von Anton Krosigk	33	„
Portrait der ſel. Oberhofpred. Starke nach Kehrer in Kreide	12	„
Bruſtbild der Prinzeß Marie. lebensgroß	33	„
Bruſtbild Oberamtmann Rabe in Ermsleben	33	„
Der Sohn des Obigen. Halb. Figur. klein	25	„
2 Zeichnungen für Seelhorſts	15	„
Bruſtbild vom ſel. Herrn v. Bernſtorff	40	„
Die junge Frau Bennighauß. Ganze Figur mit Landſchaft	110	„
Fräulein Seliger aus Ermsleben. klein	15	„
Frau v. Rabenau, geb. Steinkopf. Bruſtbild. klein. Oel	25	„
Hüttenmeiſter Bennighauß. Bruſtbild. groß. Oel	30	„
Frau Hüttenmeiſter Bennighauß. Bruſtbild. groß. Oel	30	„
Die Herzogin, halbe Fig. lebensgroß. Oel	100	„
Frau Hüttenmeiſter Bennighauß. Copie. kl. Oel	20	„
Herr Hüttenmeiſter Bennighauß. dito	20	„
Chriſtus und die Samariterin, ganze Figuren. Halb Lebensgröße. Oel. an den Konſul Achelis in Bremen	200	„
Sa.	1162	Thaler

1846

Frau Amtsrätin Rabe aus Hoym. klein. Oel	28	Thaler
Frau v. Lavière aus Magdeburg. kl. Oel		
Carl Lavière. Ganze Figur mit Landſchaft. klein. Oel		
Frau Oberamtmann Rabe. Groß. Bruſtbild. Oel		

* *

VIII

Die erſten Jahre in Ballenſtedt

Herbſt 1833 bis Ende 1835

Dieſer Abſchnitt umfaßt die Zeit des erſten Sicheinlebens in Ballenſtedt. Das Ausſchlaggebende dabei iſt die Entwicklung des Verhältniſſes W. v. K.s zum Herzoglichen Hofe.

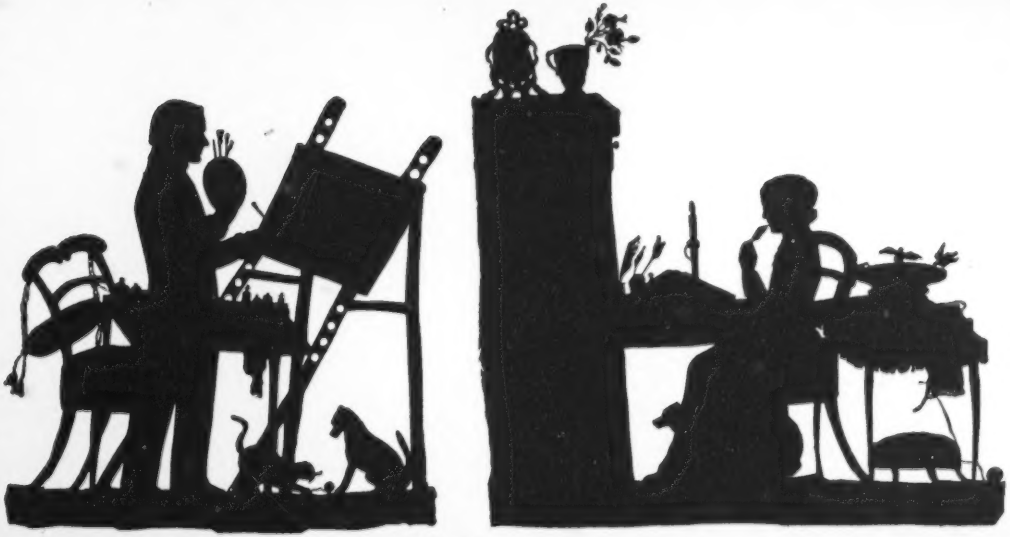
Zur Überſicht mag die Anführung der äußeren Hauptdaten dienen:

17. Okt. 1833. Ankunft im Großen Gaſthof zu Ballenſtedt.
12. Dez. 1833. Einzug in die eigene Wohnung im Simonſchen Hauſe.
24. März 1834. Tod des Herzogs Alexius.
5. Mai bis 5. Auguſt 1834. Julchen mit den Kindern in Bremen.
27. Mai bis 7. Aug. 1834. W. v. K. in Dresden; das Altarbild geht von Hermsdorf nach Reval ab.
13. Nov. 1834. Einzug des jungen Herzogpaares in Ballenſtedt.
16. bis 25. Dez. 1834 | 12. Jan. bis 7. Febr. 1835 | W. v. K. porträtiert in Bernburg Herzogin Friedrike und Herzog Alexander Carl.
11. April bis 7. Juli 1835. Julchen bei W. v. K.s Mutter in Dresden.
9. Mai 1835. Geburt des Sohnes Adolph.
25. Juni 1835. Umzug in das Machzumſche Haus.

Es iſt bezeichnend für W. v. K.s Empfindſamkeit, daß er während dieſer erſten zwei Jahre in Ballenſtedt, wo er ſich auf Schritt und Tritt an den Bruder Gerhard erinnert fühlte, doch nur zweimal ſich hat überwinden können, an dieſen zu ſchreiben; da er in ſeinem Tagebuch jeden Brief, den er empfängt oder ſchreibt, verzeichnet hat, läßt ſich ſein Briefwechſel genau kontrollieren. Daß der erſte dieſer Briefe nicht erhalten iſt, erſcheint um ſo bedauerlicher, als der andere (vom September 1835) mit ſeiner Friſche und Kraft bereits ganz auf der Höhe der beſten Briefe der „Leb.-Er." ſteht. Bemerkenswert erſcheint, daß in dieſem Briefe die Wendung von der dogmatiſchen und gefühlsmäßigen Auffaſſung der chriſtlichen Religion zu der ethiſchen, die W. v. K.s ſpäteren Standpunkt charakteriſiert, zum erſten Male deutlich zum Ausdruck kommt.

Schloß Baltzenstedt vom oberen Ausgang der Allee

Nach einer farbigen Lithographie von C. Harding



Wilhelm und Julchen

Scherenschnitte von unbekannter Hand

W. v. K. an ſeine Mutter

Ballenſtedt, den 31. Oct. 1833. Deinen freundlichen, tröſtlichen Brief würde ich auf der Stelle beantwortet haben, wenn ich nicht veritables Heimweh gehabt hätte, ſodaß ich abſichtlich alles mied, was mich an das erinnern konnte, was wir nicht mehr haben. Es iſt ſchwer, in eine ſo ganz fremde Umgebung zu kommen, und das Einzige, was mir hier nicht fremd iſt, die lebhaften Erinnerungen an Gerhard, ſind mir gerade beſonders ſchmerzhaft. Es wird wohl noch eine geraume Zeit hingehen, bis wir hier, ſo wie in Hermsdorf, in ruhigem Gleichmut leben können.

Der alte Herzog iſt nun wieder hier, ich habe ihn aber noch nicht zu ſehen bekommen. Die Frau v. Hoym, der wir vor ein paar Tagen unſere Aufwartung machen wollten, ohne ſie zu Haus zu finden, kam geſtern ſehr freundlich zu uns und trat gerade in dem Augenblick ein, als Annas Töpfchen hinausgetragen wurde. Dieſes Wohnen im Gaſthof trägt auch dazu bei, daß es uns noch ſo öde zu Mute iſt. Geſtern hatten wir freilich den Vorteil davon, daß wir nicht einmal eine Treppe zu ſteigen brauchten zu dem glänzenden Balle, den der Herzog am Geburtstage der Prinzeſſin[1] im Großen Gaſthofe, wo ein herrlicher Saal iſt, veranſtaltet hatte. Aus Rückſicht auf die Veranlaſſung des Feſtes hielt ich es für unerläßlich, daß wir Teil nahmen. Es waren an 130 Perſonen da, das arme Julchen mußte unter all den hell ſchimmernden Farben wie ein Rabe in ihrem ſchwarzen Kleide daſitzen. Wir trafen auf dieſem Balle mit Krosigks[2] von Rathmannsdorf zuſammen, die geſtern hier waren, um ſich dem Herzog zu präſentieren. Das iſt die einzige gläubige Familie, von der wir hier wiſſen, und es war höchſt merkwürdig, daß wir uns gerade auf des Teufels Boden zuerſt begegnen mußten; ſie waren aber auch nur aus Rückſichten da und tanzten auch nicht. Wie wir hier zum Hofe ſtehen werden, wiſſen wir noch nicht. In der Kirche iſt mir ein Platz unter den Cavalieren angewieſen worden, und Hoffmann meint, der Herzog würde mich wohl bald zum Hofe ziehen. Mir wäre es am liebſten, ich hätte gar nichts mit dem Hof zu tun, für den ich nicht paſſe.

Ich habe nun auch zu malen angefangen. Den erſten Auftrag in Ballenſtedt hat mir der gute Seelhorſt gegeben. Ich kopiere jetzt das Porträt ſeines Großvaters, einen General im Küraß, dann ſoll ich auch ihn ſelbſt und ſeine Frau porträtieren. Das Arbeiten tut mir gut, es bringt mich auf andere Gedanken, aber es iſt nicht leicht bei dem ewigen Kindergegakel in den Zimmern. Der kleine Gerhard iſt entſetzlich lebendig, ſchreit mörderlich, ſchläft faſt nie, ſondern iſt immer auf dem Zeuge und hat ſo feſte Beine, daß er, wenn er Balance halten könnte, ſchon für

[1] Prinzeſſin Friedrich von Preußen (30. Okt. 1799–1882), geb. Prinzeſſin Louiſe von Anhalt-Bernburg, Tochter des Herzogs Alexius, ſeit 1817 vermählt mit einem Bruderſohn des Königs Friedrich Wilhelm III.

[2] Gebhard Anton v. Krosigk (1754–1840), Herr auf Hohenerxleben und Rathmannsdorf, Anhaltiſcher Geſamtrat. Der „Geſamtrat“-Titel, d. h. vertrauter Rat aller drei Fürſten, erklärt ſich daraus, daß die drei Einzelſtaaten damals gemeinſame Landſtände hatten.

Augenblicke würde ſtehen können. Seelhorſts haben mir ſchon wiederholt ein Malzimmer mit dem ſchönſten Licht bei ſich angeboten, aber ich mag das nicht annehmen, da ich Julchen jetzt um keinen Preis allein laſſen möchte.

Den 2. Nov. Schon wieder ein Brief von Dresden — Du liebe Mutter! Daß Du Dich ſo friſch und ſtark fühlſt, iſt ein rechtes Wunder Gottes und für uns eine große Beruhigung.

Du nennſt, liebe Mutter, meinen Glauben „Fatalismus" oder doch wenigſtens den Anfang dazu und meinſt, ich hätte wohl Gott nicht befragt in dieſer Sache. Dem iſt nicht ſo. Gerade als einen Fingerzeig Gottes nahm ich damals Clauß' Brief, als die Sorge ſchwer auf mir lag, wovon ich die teure Miete in Dresden bezahlen ſolle, da ich in Hermsdorf immer nur gerade ausgekommen war. Nun zeigte mir Gott freie Miete und noch mehr dazu in Ballenſtedt. Da hielt ich es für meine Pflicht, um dieſe Stelle anzuhalten. Und habe ich nicht Dich, deren Zuverſicht oder Bedenken gegen eine Sache immer ein rechtes Omen geweſen ſind, zuvor befragt? Mit dem feſten Entſchluſſe, ohne Deine volle Zuſtimmung keinen Schritt zu tun, der Dich ebenſo nahe anging wie mich, kam ich gleich am 26. April zu Dir. Da ſteht nun in meinem Tagebuche: „Mutter war aufs äußerſte erfreut und riet mir ſehr dazu." Du ſagteſt noch, Du fändeſt dieſe Stelle wie für mich geſchaffen und daß Dir dies ein für mich paſſendes beſcheidenes Glück ſcheine. Ich ſchreibe Dir dies alles, liebe Mutter, damit Du ſiehſt, daß ich nach dieſer Stelle nicht wie nach einer Bratwurſt gelaufen bin, ſondern daß ich meine Schritte getan habe nach reiflicher Überlegung und nach Bekämpfung meines faulen Fleiſches, das ſtets gezittert hat vor der großen Gêne, die es hier erwartete. Nun es ſo gekommen iſt, wie es iſt, ſo bin ich auch feſt entſchloſſen, keine unnütze Reue aufkommen zu laſſen, ſondern mich in die als Gottes Wege erkannten Schickungen zu fügen, ſo gut es immer gehen will.

Wir haben nun endlich eine Miete gefunden, die in vierzehn Tagen leer werden wird, bei einem Juden Simon. Das Haus liegt im oberen Drittel der Allee [jetzt Allee Nr. 30], etwa drei Häuſer über Starkes, gerade der „Stadt Bernburg" gegenüber. Wenn Du nun bei Petris mieten würdeſt, ſo wären wir nicht ſo weit von einander als Euer Dresdener Haus vom Johannisbad. Unſer neues Quartier beſteht aus drei neben einander liegenden geräumigen Zimmern, drei Kammern, Küche und Zubehör und ſoll 80 Thaler koſten; ich habe Nordlicht zum Malen und eine Schlafkammer nach Süden. Wenn nun die „Roſe" zu uns kommen würde, wäre uns das ſehr lieb. Doch wollen wir ihr Gewiſſen nicht beſchweren, ſage ihr alſo, daß hier im ganzen Lande die Union eingeführt iſt. Will ſie trotzdem zu uns kommen, ſo ſchicke ich gleich das Reiſegeld.

*

M. v. K. an Ernſt v. Heynitz

Ballenſtedt, den 10. Nov. 1833. Durch die fortwährende Unruhe, mancherlei ermüdende Neckereien des Schickſals, das nie abreißende

Kindergeſchrei und durch die Trauer und Verzagtheit auf dem fremden Boden war ich ſo niedergedrückt, daß ich Dir, mein lieber Freund und Wohltäter, bisher noch keine Nachricht von uns geben konnte. Eben jetzt, da die liebe Sonne die ſchöne Gegend kräftig verklärt und mir bis ins innerſte Mark ſcheint, fühle ich mich ſtark genug, es zu wagen und Dir von meiner mißlichen Lage etwas vorzuklagen.

Daß wir hier angekommen ſind, verſteht ſich von ſelbſt – iſt aber bis jetzt auch ſo ziemlich der einzige günſtige Erfolg der ganzen Unternehmung geweſen. Nachdem fürs erſte eine Unzahl der läſtigen Beſuche gemacht waren, machten uns die Leute desgleichen mit vieler Verbindlichkeit, und meine Frau mußte immer Eau de Cologne an den Ofen ſpritzen, um den Windelgeruch zu bannen; koſten uns die Gegenbeſuche netto ſechzehn Groſchen Ruchwaſſer und viel affektierte Freundlichkeit. Nun, dachten wir, würden Einladungen folgen, um die Bekanntſchaft etwas zu ſchmieren. Aber weit gefehlt – kein Menſch hat uns bisher eingeladen, bis auf den Hofmarſchall Seelhorſt mit ſeiner Frau, die es in Wahrheit ſeelengut mit uns zu meinen ſcheinen. Der Herzog läßt nichts von ſich hören und iſt für mich wie tot. Um mich nun wenigſtens mit der männlichen Hälfte bekannt zu machen, bin ich dem Club beigetreten, der ſich wöchentlich zweimal im Großen Gaſthofe verſammelt und wo ſich vom Hofmarſchall bis zum Jagdjunker Krosigk und den Lieutenants Trützſchler [vgl. Leb.-Er. S. 140] und Gutſchmid[1] regelmäßig das ganze Hofgeſindel einfindet, um deſſen Freundſchaft ich jetzt buhle. Da ſitzen nun die Gäuche und ſpielen Karten, und ich ſchwebe mit meiner Pfeife auf und ab oder liege in der Sophaecke und reiße ſchlechte Witze abwechſelnd mit faden Bemerkungen, wenn es nicht dieſem oder jenem Unkenner einfällt, ſich ein bißchen mit mir über Kunſt zu unterhalten.

Mit meinem Quartier habe ich tauſend Not gehabt und mich nun endlich miserabiliter bei einem Juden eingemietet. Wir werden wohl tüchtig frieren müſſen, da die Wände unbedeutend dicker ſind als Deiner lieben Frau Schuhſohlen und nur durch die Tapeten zuſammengehalten werden; der Jagdjunker hat mich ſchon mit zwanzig Klafter Buchenholz verſorgt. Aber wie gerne würde ich in Anbetracht der Unbequemlichkeiten, denen meine arme Frau im Gaſthauſe ausgeſetzt iſt, dort einziehen, wenn ich nur erſt im Beſitz meiner, wie Du weißt, auf der Elbe abgegangenen Packerei wäre. Die langerſehnten Sachen liegen immer noch bei dem Provinzial-Steueramt in Magdeburg. Seit vierzehn Tagen geht das neckiſche Spiel des Schriftwechſels über das Revidieren hin und her, jetzt

[1] Eugen Freiherr v. Gutſchmid (1806–1855) aus Dresden, nach ſeinem Studium auf größeren Reiſen, ſeit 1830 Bernburgiſcher Offizier, nahm, nachdem er vom Herbſt 1835 bis Herbſt 1836 zu einer Studienreiſe beurlaubt war, im Mai 1837 ſeinen Abſchied und lebte ſeitdem in Dresden, wo er namentlich für die Verſchönerung der Stadt wirkte (u. a. dankt ihm Dresden den gotiſchen Brunnen auf dem Poſtplatz und das ſogen. Venezianiſche Haus am Terraſſenufer Nr. 3). v. G. veröffentlichte u. a. „Dichtungen aus dem Selketal" (1833) und „Reiſe des Königs Friedrich Auguſt von Sachſen durch Iſtrien, Dalmatien und Montenegro im Frühjahr 1838" (1842).

habe ich alle Schlüſſel an meinen Spediteur ſchicken müſſen. Ich ſtampfe manchmal mit dem Fuß, aber helfen tut das auch nichts.

Neulich bei einem großen Balle, dem wir beiwohnen mußten, wünſchten wir ſehr, Deine Frau wäre zugegen, denn es kamen ſehr ſchöne Attitüden dabei vor. Ich hielt mich meiſtenteils in den Nebenzimmern auf, wo geraucht wurde, weil mir der Anblick der Tänzer zu lächerlich war. Ich erklärte dies auch ganz offen und bemerkte wohl, wie ſehr meine harte ſarkaſtiſche Außenſeite hier anſtößt. Ich kann mich darin aber nicht ändern und kein weiches, geſchmeidiges Weſen affektieren, das mir fremd iſt. Sehr viel wohler als auf dem Balle fühlte ich mich geſtern im Walde bei einer Streifhetze, der ich mit einigen Bekannten zuſchaute. Es ſah ſchön aus, wenn die Schweine, von den Hunden verfolgt, durch das Gras und Heidekraut ſtreiften und der Tau und Reif ellenhoch um ſie herſpritzte wie ein weißes Feuerwerk, und wenn dann die Hunde, lauter große Saufänger, ſie packten, der Kampf ſich entſpann und die Jäger ſich darüber warfen, um abzufangen. Es wurden fünfzehn Schweine erlegt. Dieſe Jagd hat eigentlich nichts Grauſames, indem die Hunde viel ſchneller ſind als die Schweine und daher ein Schwein, wenn es aus dem Dickicht fährt, ſelten über drei- bis vierhundert Schritt zum Tode zu laufen hat.

Sei ſo gut und mache es bei Signor Schöppe auf irgendeine Art wieder gut, daß ich den Abſchied von ihm vergeſſen habe; ich verſichere Dich, wenn ich jetzt nur Schöppe wiederſehen könnte, das würde mich ſchon froh machen, es wäre doch ein Stück vom alten lieben Hermsdorf.

*

W. v. K. an ſeine Mutter

Ballenſtedt, den 20. Nov. 1833. Ich bin jetzt in einer ganz neuen Schule — ich ſoll lernen mit Menſchen umgehen und ſolche, die anders ſind, als ich ſie mir wünſche, ertragen. Im allgemeinen ſind ſie hier ja ſehr oberflächlich, und es ſcheint, als hielten ſie jedes ernſtere oder gar wiſſenſchaftliche Geſpräch in der Geſellſchaft für unanſtändig, daher ich denn entweder ſchweige oder mir Mühe gebe, die unbedeutende Geſchichte des Tages freundlich mit ihnen zu bereden. Aber ich fühle doch, daß ich vorwärtskomme in der Behandlung andersgearteter Menſchen und daß ich ſchon nicht mehr ſo bitter gegen ſie geſtimmt bin; ich habe auch den Hofprediger gebeten, mir jeden Anſtoß, den ich in der Geſellſchaft durch Bitterkeit oder ſaure Geſichter gebe, bemerklich zu machen. So habe ich mich doch ſchon etwas eingewöhnt, und ganz ſo unheimlich wie zuerſt erſcheint mir das Leben nicht mehr — ich denke, wenn wir nur erſt unſer eigen Quartier und eigne Wirtſchaft wieder haben werden, ſo wird es uns auch hier ganz wohnlich und heimiſch werden. Das Quartier iſt fertig und ſteht jeden Tag bereit, uns aufzunehmen — nur fehlen unſere Sachen von Magdeburg immer noch. Das iſt eine harte Geduldsprobe. Wegen meiner Geſundheit mache Dir keine Sorge, ich gehe regelmäßig ſpazieren, was hier in der ſchönen Gegend wirklich eine Freude iſt. Geſtern

nachmittag marſchierte ich, während Julchen mit Agnes Starke[1] auf den Ziegenberg ging, über die Gegenſteine weit nach Quedlinburg zu; es war ein prächtiger kalter Abend, und der Harz lag klar und wunderherrlich vor mir.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenſtedt, 21. Nov. 1833. Feierliche Geſellſchaft bei Krosigks. Die Gräfin Weſtarp war aufgeputzt wie ein Narr. Meinem armen Julchen goß der Tölpel von Aufwartefrau einen Napf mit Gänſebratenſauce über das neue ſeidene Kleid, das ſie ſich nach langem Wünſchen dank der Freigebigkeit des Ätti endlich erſchwungen hatte. Die Unterhaltung drehte ſich faſt ausſchließlich um das vorgeſtrige Auftreten des Taſchenſpielers Döbler. Wie lächerlich ſind ſolche Unterhaltungen, und doch muß man mitmachen, denn in ſo bunter Geſellſchaft kann man kaum über anderes ſprechen als Nichtigkeiten. Nach dem Eſſen ſetzten ſich die Herren an den obligaten Kartentiſch, bei den Damen war ein lautes Lachen epidemiſch — da zog ich mich mit Gutſchmid in eine Ecke zurück und tauſchte mit ihm Dresdener Erinnerungen aus. Gutſchmid gefällt mir ſehr, er iſt weitgereiſt und ein geſcheuter und friſcher Menſch. Zum Schluſſe amüſierte ich die ganze Geſellſchaft noch mit ein paar Anekdoten vom Fürſten Putjatin [vgl. Jug.-Er. S. 107]. Aber ſolche Abende ſind für mich doch recht beſchwerlich.

22. Nov. In aller Frühe kam ſchon die gute Frau v. Seelhorſt und brachte Julchen ein Fleckwaſſer für das Kleid; die ganze Geſellſchaft von Ballenſtedt ſcheint an dieſem Kapitalunglück innigſt Anteil zu nehmen. Die Seelhorſt brachte die kleine Zeichnung vom Bruder Gerhard mit herüber, die Vater für die Mlle. Schäfer[2] gemacht hat und die mir den ganzen Jungen ſo lebendig wieder vor die Seele zauberte, daß mich die Rührung überkam und ich mich abwenden mußte.

Bertha will jetzt immer Briefe ſchreiben. Folgende nach Dresden und Bremen hat ſie Julchen in die Feder diktiert:

Liebe Großmutter! Ich freue mich ſehr darauf, wenn Ihr herkommt. Bringt nur Miene mit! Ich habe, wie ich im Tiergarten mit Papa und Anna war, ein Stücker zwanzig Hirſche geſehen. Gerhard lacht jetzt viel, man braucht ihn nur anſehen. Der Große Gaſthof iſt ſehr groß, die Stuben ſehr hoch. Ich ſchlafe in der Kammer, Anna in der Mitte, Emilie an der Wand und ich auswendig. Mutter ſchläft in der Wohnſtube mit dem kleinen Gerhard. Hoffmanns Kinder ſehen ſehr häßlich aus. Bertha und Guſtav zum Brechen. Nun werden Hoffmanns Kinder an ihre Großmutter ſchreiben: Kügelgens Kinder ſehen ſehr häßlich aus. Mögen ſie doch! Salmuths Kinder ſind ſehr artig und hübſch und heißen Emmy, Ida und Agnes, und die Jungens weiß ich nicht. Die Leute ſagen hier:

[1] Agnes Starke, Tochter des Oberhofpredigers, geb. 1805, unvermählt † 1874.

[2] Fräulein Schäfer, die Gönnerin des jungen Gerhard [Jug.-Er. S. 136], war eine Schweſter der Frau v. Seelhorſt, von der W. v. K. 1863 die erwähnte Zeichnung geerbt hat [vgl. Leb.-Er. S. 326].

„Komm bei mich", und wenn sie von uns fortgehen, sagen sie: „Ich empfehle mich Ihnen." Es geht hier überall bergauf, bergab. Ich weiß auch, wo Du gewohnt hast, liebe Großmutter, es ist ein großer Garten dran, und ich habe noch Sammetröschen in dem Garten gesehen. Dem Herzog seine Frau war da, und es stand gerade draußen ein Topf, den hat sie gesehen und das, was drin war. Ich bin einmal dem Herzog begegnet mit der Emilie, den Gerhard hatte sie auf dem Arme, und wie wir zur Türe hineinkommen in den Schloßgarten, nahm er schon seine Mütze ab und machte einen Diener. Der Brief ist mit für Tante Ade. Adieu liebe Herzensgroßmutter und ich lasse die Mienel, das liebe Mienel grüßen. Deine Bertha.

Liebe Herzens Bremer Großmutter! Ich danke Dir für die kleinen Spielsächelchen und dem lieben Großvater für das Bilderbuch. Ich kann nun schon bald lesen und bin fünf Jahre alt und werde den 14. April sechs. Lieber Großvater, ich kann auch ein Liedchen, das Du gemacht hast:
Ein Mägdlein an des Felsens Rand / Ein nacktes Erdbeersträuchlein fand,
Von Sturm und Regengüssen / Zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise: / „Du arme nackte Waise,
Komm mit mir in das Gärtlein mein, / Du sollst mir wie ein Kindlein sein."
Höre, Großvater, wie kannst Du nur solche Lieder machen? Ich kann solche Lieder nicht machen mit Sturm und Regengüssen. Ich kann mir noch vorstellen, wie Du aussiehst, lieber Großvater, noch ganz genau, aber die Großmutter weiß ich nicht mehr. Ich will Euch einmal besuchen und in Bremen wird es wohl viel schöner sein als in Ballenstedt, und wenn Du nach Ballenstedt kommst, wirst Du sagen: „Pfui, was habt Ihr für eine Stadt, bei uns ist's viel besser." Deine Bertha.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenstedt, 5. Dec. 1833. Salmuth sagte mir gestern, er habe sich schon lange gewundert, daß der Herzog mich noch nicht gesprochen, und deshalb den Herzog erforscht, der geantwortet habe, er erwarte mich schon längst und ihm sei jeder Tag recht. Es scheine, daß die Harthörigkeit des Hofmarschalls eine Konfusion veranlaßt habe, indem der Herzog ihm damals auf meine Anfrage wahrscheinlich gesagt hat, ihm sei jeder Tag recht, während Seelhorst verstand, er würde den Tag bezeichnen, wenn's ihm recht wäre. Nun wird der Herzog sich gewundert haben, daß ich nicht kam, und ich habe mich vernachlässigt gefühlt.

Ich ging deshalb heute gleich aufs Schloß. Der Herzog war sehr freundlich und gütig und sagte, er würde mich längst haben rufen lassen, hätte aber geglaubt, mich in Verlegenheit zu setzen, weil er gehört habe, meine Sachen seien noch nicht angekommen. Er fragte dann, ob ich Liebhaber der Jagd sei, und besonders eingehend, wie lange ich beim Porträtieren sitzen lasse, sodaß ich glaube, er hat die Absicht, mir eine Sitzung zu geben. Ich danke Gott, daß die Sachen nun so stehen und so schön ins Gleis gebracht sind.

6. Dec. Heute wieder Sitzung von der Seelhorſt. Ich quälte mich ſehr, namentlich mit dem Munde, der mir nicht gelingen will. Der Hofmarſchall kam, um das Bild zu ſehen, und ſchien befriedigt. Während er noch da war, ſchickte Krosigk eine Einladung für morgen zur großen Jagd; Seelhorſt lud mich ein, mit ihm zu fahren.

7. Dec. Punkt acht Uhr mit Seelhorſt abgefahren. Es war ein ungeheures Terrain eingeſtellt, ſodaß man in der erſten halben Stunde die gegenüberſtehenden Schützen nicht ſehen konnte. Ich war bei Badeborn zwiſchen Seelhorſt und Siegsfeld angeſtellt. Endlich wurde zum Vorrücken kommandiert. Ich hatte viel Anlauf, ſchoß und fehlte, der Haſe ging durch. Ich ſchämte mich ganz entſetzlich und verſchwor es, auf die Jagd gekommen zu ſein, ohne ſchießen zu können. Siegsfeld neben mir hatte ſchon einige Haſen niedergeſtreckt. Da kam wieder einer gelaufen mit langen Ohren, ich nahm ihn gut aufs Korn, ſchoß, und der Haſe überſchlug ſich und lag tot da. Ich konnte mich ſelbſt nicht begreifen, daß ich wirklich einen geſchoſſen haben ſollte, und bedauerte es nur, daß ich nicht aus der Linie durfte, um mir mein Opfer einmal anzuſehen. Wunderbarerweiſe ſchoß ich dann noch zwei und nach dem Frühſtück abermals zwei. Aber das ungewohnte Handwerk brachte es mit ſich, daß ich mir mit dem Flintenkolben die Backe ganz zerſchlagen hatte, ſodaß ſie noch während der Jagd hoch auflief. Als wir bei der Heimfahrt am Simonſchen Hauſe vorbeikamen, machte mich Seelhorſt auf meine Packerade aufmerkſam, die eben auf einem großen Frachtwagen angekommen war. Gott ſei Dank, daß das Gaſthofleben nun zu Ende geht! Heimgekehrt, wurde ich mit meiner dicken Backe von Julchen tüchtig ausgelacht, freute mich aber doch über den ſchönen Tag und meine fünf Haſen. Doch muß ich geſtehen, daß das kleinere Treiben auf dem Grünberger Revier mir mehr Freude gemacht hat, obgleich wir da keinen Haſen zu ſehen bekamen. Dieſe großen Jagden hier haben etwas Fabrikmäßiges.

Sonntag, 8. Dec. Ich konnte miserabiliter heute nicht in die Kirche gehen wegen der geſchwollenen Backe. Freue mich unbändig auf morgen, meine Sachen auszukramen; die beiden Grenadiere, die ich mir dazu beſtellt habe, haben ſich ſchon gemeldet. Den nächſten Sonntag verleben wir endlich wieder am eignen Herd!

*

W. v. K. an den Atti

Ballenſtedt, den 30. Dec. 1833. Noch immer umgibt uns viel Unruhe, ein ſtetes Auf- und Niederwogen. Auch ſind wir beſtändig in Trauer, dem Herzen nach — auf dem Rock kann man's ſo lange nicht dulden. Seit wir in Ballenſtedt ſind, ſtarb in Eſtland ein Bruder meiner Mutter, mein lieber Onkel Heinrich, ferner eine Couſine am Rhein und der liebe, liebe Graf Dohna in Herrnhut. In all dem Ungeſtüm würde ich vergehen, fände ich nicht meine Ruhe im Herrn; ich werfe ihm den ganzen Sorgenſack zu und denke: Trage du's, du liebes Weihnachtskind, du haſt ſtämmigere Schultern als ich. —

Unsere Sachen sind allerdings, wie Du sehr richtig prophezeit hast, endlich angekommen, aber als sie kamen, hatte der Kerl von Spediteur wieder vergessen, mir die Schlüssel mit zurückzusenden, sodaß ich alles aufbrechen lassen mußte. Am 10. December kam dann unsere neue Köchin Rose von Dresden an, ein tüchtiges und gläubiges, von Mutter lange beobachtetes Mädchen, und am 12ten aßen wir zum ersten Male im neuen Quartier Kartoffeln von unserem eigenen Herde. Das war groß Labsal, und die Kinder fühlten sich wie im Himmel in den heimlichen hermsdorfartigen Stuben. Um die Einrichtung habe ich mich nicht viel bekümmern können, da zu Weihnachten das Bild für Seelhorst fertig sein sollte und ebenfalls eine andere Kopie, die ich für die Gräfin Westarp nach einer Miniatur halblebensgroß zu machen hatte, sodaß ich arbeiten mußte wie ein Postpferd. Am 23sten wurde ich glücklich fertig und brachte Seelhorst das Bild als Weihnachtsgeschenk. Er war darüber so gerührt, daß er mir um den Hals fiel und Tränen vergoß. Nachdem ich diese Arbeiten vollendet hatte, war ich aber auch so erschöpft, daß ich einmal ausruhen mußte. In den Weihnachtstagen habe ich mein liebes Herbarium mit vieler Freude geordnet; ich erinnerte mich fast noch bei jeder Pflanze der Stelle, wo ich sie fand, und es war mir ungemein rührend, all die Hermsdorfer Blümchen wiederzusehen. Auch mein Hebräisch habe ich wieder hervorgeholt.

Am meisten haben mich die vielen Einladungen mitgenommen. Tag für Tag waren Gesellschaften und wurde bis in die Nacht geschwärmt, was einen zu allem guten Werk träge macht – und dabei **mußte** ich arbeiten. Jetzt sind wir aber fast in allen Familien durch, und die zweite Einladung läßt sich schon eher ausschlagen. So denken wir denn nun nach und nach in die alte Ordnung und ich in ein arbeitsames Leben zu kommen. Die Menschen sind hier wirklich außerordentlich freundlich zu uns. Aber das absolute Mißfallen, das Julchen an Ballenstedt findet, und die Feuchtigkeit unseres Quartiers sind doch Dinge, die mich beunruhigen. Ich hoffe viel vom Sommer, der hier herrlich sein muß, und wenn's dann meinem Frauchen in Ballenstedt gefallen wird, so wird's auch mir allhier ganz trefflich dünken.

Ein christlich Gemeindlein[1] fehlt zwar hier, dafür fehlen aber auch die widrigen und zänkischen Schwarmgeister und lassen einen ungeschoren. Das Gemeindlein kann ja noch werden; vielleicht hat uns der liebe Gott hierher gesteckt als Hechtbaler in diesen leeren Geldbeutel. Bis jetzt habe ich noch sehr zurückgehalten mit meiner ernsten Ansicht und mich in den Gesellschaften so fröhlich gezeigt, als ich eben kann. Doch riechen sie mir was an, und der Kammerherr des Prinzen hat mich neulich förmlich um Verzeihung eines lockeren Liedes wegen, das er in einer Herrengesellschaft gesungen hatte. So gleichnisweise habe ich auch schon angefangen, den Leuten kleine Geschichten zu erzählen aus der christlichen Welt, um hin-

[1] Der Ausdruck „Gemeindlein" entspricht dem pietistisch-herrnhutischen ecclesiola in ecclesia, d. h. religiöse Gemeinschaften innerhalb der Kirche.

zuhorchen, und da bin ich nicht auf Feindſchaft geſtoßen, ſondern nur auf Indifferentismus und Unwiſſenheit.

Am kräftigſten habe ich heute mit dem Erbprinzen geredet. Als wir geſtern auf einer glänzenden Aſſemblée bei Siegsfelds zuſammentrafen, machte er mir Vorwürfe, daß ich mich ſo verſteckt hielte. Ich ging daher heute zum Kammerherrn Lasperg, der mich zum Prinzen führte und mit ihm allein ließ. Der Prinz war überaus freundlich, ſprach zuerſt allen möglichen Unſinn nach ſeiner Weiſe und lachte unbändig über alles. Endlich frug er mich, ob ich nicht auch an dem großen Silveſterballe teilnehmen wollte, von dem jetzt alle Welt hier ſpricht und auf den der Prinz ſich wie toll freute. Ich ſagte ihm, ich würde nicht hingehen, einmal weil ich mich auf Bällen ſträflich langweile, beſonders aber, weil mir die letzten Stunden im Jahre von zu ernſter Bedeutung wären, um ſie mir durch den Rauſch einer ſchwärmenden Geſellſchaft rauben zu laſſen. Ich glaubte, der Prinz würde darüber lachen, aber er wurde ſehr ernſt und ſtimmte mir völlig bei. Nun ſetzte ich ihm auseinander, was das zu bedeuten habe, aus einem Jahre ins andere zu treten, und was das vergangene Jahr für ein geſegnetes für die ganze Welt geweſen ſei, beſonders im Hinblick auf die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden, das großartigſte Gotteswerk unſerer Zeit. Ich führte ihn nun etwas in das Miſſionsweſen ein und erzählte ihm, wie da ſo arme Männerchen allen Bällen und Freuden der Welt entſagten, hinauspilgerten unter die Menſchenfreſſer ohne Wehr und Waffen, und was dieſe Männer alles ſchon ausgerichtet hätten. Das Geſicht des Prinzen bekam unter dieſem Geſpräch einen ſchönen Ausdruck, und er ſagte, es würde ihm nun recht ſchwer, auf den Ball zu gehen, er wolle auch lieber zu Hauſe bleiben und „ernſthafte Betrachtungen anſtellen". Ich ſagte ihm, er ſolle doch ja auf den Ball gehen, da er ſo gerne tanze, man könne auch auf dem Balle in Gottes Nähe bleiben. „Nein – ſagte er – auf dem Ball bin ich zu zerſtreut, ich werde nur bis zehn Uhr dort bleiben und dann nach Hauſe gehen." Ich hatte in dieſem Augenblick den Prinzen wahrhaft brüderlich lieb. „Als Kind – ſagte ich ihm – hatten Ew. Durchlaucht einen ernſten kirchlichen Sinn, über den ich mich immer gefreut habe." – „Den habe ich auch noch, den hab' ich auch noch" verſicherte er, und wir ſchieden, nachdem er die Hoffnung ausgeſprochen hatte, mich recht oft wiederzuſehen. Mit dem Rückzug vom Ball wird's wohl freilich nichts werden, dafür ſorgt ſchon ſeine Umgebung – es wäre auch nichts dran gelegen, ein Prinz gehört in die Verſammlung der großen Welt. Aber möchte doch unſer treuer Herr ſich ſonſt in Gnaden dieſer armen Kinderſeele erbarmen!

Wir haben zum Silveſterabend ſämtliche Starkes zu uns gebeten, und da ſoll mit der Predigt vom Kreuz friſch herausgerückt werden. Starkes ſind wirklich gute Menſchen, die ſchon empfänglicher für die göttliche Wahrheit ſind als die meiſten anderen hier, aber von unſerer Überzeugung ſind ſie noch weit entfernt, und der Sohn iſt ſeiner theologiſchen Anſicht nach ganz Rationaliſt.

Den 1. Januar 1834. Wir haben gestern Silvester mit Starkens recht froh gefeiert. Nach dem Essen ging ich mit Fritz auf meine Stube und nötigte ihm, indem wir bei einer Pfeife auf und ab wanderten, nach und nach sein rationalistisches Bekenntnis ab – ich erschrak doch, als er meinte, Plato hätte weit würdigere Begriffe von der Gottheit gehabt als Moses. Es gelang mir, ihm mit liebevoller Schonung seiner Meinung die meinige recht eindringlich vorzulegen, und ich glaube, daß er wenigstens sehr stutzig geworden ist. Dann gingen wir zu den Frauenzimmern, die in Julchens Stube saßen, und ich las der ganzen Gesellschaft einen Überblick über die Missionsgeschichte aus den Barmer Blättern vor und fand, wie es schien, offene Ohren und Herzen.

Um Mitternacht nahmen wir unsere gewohnte Lotterie von Bibelsprüchen und Liederversen vor, die diesmal für die meisten Personen so treffend fielen, daß wir manchmal ordentlich erschraken. Ich, der ich inbrünstig wünsche, Gott möge doch auch hier in Ballenstedt hörende Ohren und sehende Augen geben, damit sich wie anderwärts ein Gemeindlein bilden möge zu seinem Preis, bekam Sprüche Sal. 20, 12: „Ein hörendes Ohr und sehendes Auge, die macht beide der Herr." Der alte Roller, der anfängt, sich klein zu fühlen und verzagen will, bekam I. Sam. 3, 19: „Samuel aber nahm zu, und der Herr war mit ihm, und fiel keins unter allen seinen Worten auf die Erde"; Roller heißt, wie Du weißt, mit Vornamen Samuel. Meine Mutter, die jetzt nicht weiß, wohin sich wenden, bekam Psalm 32, 8: „Ich will Dich unterweisen und Dir den Weg zeigen, den Du wandeln sollst", und die kleine Anna den allerliebsten Vers: „Was ich will greifen, krieg ich nicht (Kuchen), was ich nicht will, kommt und geschieht (Klapse), was ich will halten, ist verschwunden (ihre Sachen fallen ihr immer aus der Hand und zerbrechen), drum lass' ich's all und hab's gefunden." Diese Ziehung war für uns alle ein recht erbauendes und erwärmendes Spiel, das auch auf Fritz Starke Eindruck machte. Ich trank Brüderschaft mit ihm. Wir beschlossen unser Zusammensein mit dem gemeinsamen Gesang des Liedes „Ach, bleib' mit deiner Gnade."

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 17. Jan. 1834. Daß Deine Zukunft Dir Sorge macht, kann ich mir wohl denken, und es peinigt mich oft sehr, daß ich die Veranlassung dazu geworden bin. Ich denke aber so: Die Gräfin Westarp ist wieder nach Berlin gezogen, und das schöne Petrische Quartier steht völlig möbliert nun leer. Die Madame Petri muß es für ein Glück halten, zu vermieten, da ihr Mann vor einigen Wochen gestorben ist. Dieses Quartier nun mietest Du von Mai an und kommst mit Adelheid und Mienchen hierher wie zu Besuch. Gefällt es Dir hier, so holen wir im Herbst Deine Möbel. Fühlst Du Dich hier aber merklich unwohl und in der Entbehrung Deines gewohnten Umgangs nicht gemütlich, so kehrt Ihr im Herbst nach Dresden zurück. Ich glaube aber, daß es Dir hier zusagen wird. Wir haben eine gesunde Bergluft, unsere Kinder sind,

unberufen, ſo blühend, wie ſie noch nie geweſen ſind, und die vielen alten Leute hier ſehen unglaublich friſch und konſerviert aus. Unſer Arzt, der Hofrat Curtze, iſt ſehr geſchickt. Für Adelheid denke ich mir das Leben in der ſchönen bergigen Waldgegend auch beſonders erſprießlich. Ein Wagen koſtet hier auf den Nachmittag nur einen Thaler, ſo könnten wir die ſchönſten Partien in den Harz machen, ganz unter uns mit den Kindern, und uns ſo recht ſtärken auf den wunderherrlichen Höhen, die mir wenigſtens viel beſſer gefallen als die Sächſiſche Schweiz. Doch will ich nicht verſchweigen, daß hier viel heftige Winde herrſchen. Wären dieſe ewigen Winde nicht, ſo wäre Ballenſtedt gewiß einer der geſündeſten Erdenflecke. Nun hat der Petriſche Garten von der Windſeite zwar Schutz durch den daranſtoßenden Seelhorſtſchen, der dicht bewaldet iſt, aber es könnte doch ſein, daß Du die feinere, rauhere Luft nicht mehr vertrügeſt, wie in Rußland. Sprich doch bald einmal mit Carus darüber.

Eben war der alte ſeelengute Hofmarſchall da, um im Auftrage des Herzogs Julchen einzuladen, künftig in der Kirche auf dem Damenchor Platz zu nehmen; dies iſt der vornehmſte Platz bloß für die Damen, die bei Hofe eingeführt ſind. Julchen iſt ſehr unzufrieden mit dieſer Erhöhung, mir aber iſt es ein Beweis, daß der Herzog, ſo ſtill er ſich bis jetzt auch gegen mich verhält, uns doch im Grunde wohl will.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenſtedt, Sonntag, den 19. Jan. 1834. Julchen ging heute zum erſtenmal aufs Damenchor und holte zu dem Ende Erneſtinchen Seelhorſt[1] ab. Als Julchen auf dem Chor erſchien, entſtand ein allgemeines Gucken und ſtarke Neugier; einige Herren wurden rot vor Intereſſe. Abends modellierte ich Annas Köpfchen in Wachs mit vielem Vergnügen.

23. Jan. Die Jakobsleiter für das Bibelwerk gezeichnet. Julchen las mir dabei aus „No fiction" vor, das Baedeker geſchickt hat [von Adelheid v. K. überſetzt; vgl. S. 226, Anm. 1]. Geſtern abend kam aus Bremen das neue himmelblaue Seidene für Julchen an als Troſt für das verdorbene Kleid – große Seligkeit. Roller hat eine lange Epiſtola, Piſtel oder Piſtole gegen mich abgefeuert, geladen mit Freundſchaftskugeln, die mir in mein Herze fuhren; ſchickt das erſte Schneeglöckchen aus ſeinem Garten.

*

Paſtor Roller an W. v. K.

Lauſa, Sonntag, den 19. Jan. 1834. Du, Jüngling, kleiner, verheurateter, denkſt wohl, Du willſt die erſte Frühlingsblume pflücken? Gefehlt! Hier kommt ſie aus meinem Grasgarten, an der Scheunenecke, wo nicht weit die Haſelſträucher ſtehen und auch ſchon ihre Kätzchen ſperren und die roten Büſchelchen treiben. Ich möchte ſchon mit Dir auf den Sommer im Walde weiden! Er kommt mir ganz oſſianiſch vor

[1] Erneſtine v. Seelhorſt (1795–1861), älteſte Tochter des Hofmarſchalls, × 1842 mit dem Detmolder Hofſtallmeiſter Major Knoch († 1850).

mit den Eichen und der Heide. Dazu paſſen aber die Höflinge nicht, die ich gern möchte tanzen ſehen, die Diſtelköpfe! Soviel zur Beantwortung auf Deinen erſten Brief aus Lappland, der mich ungemein erfreut hat; auch habe ich ihn Loebens geſchickt.

In Hermsdorf, das Ihr verlaſſen habt, geht jetzt viel Kreuz danieder auf ſeine Bewohner. Nicht allein daß der Hausvater an der Landtagskette liegt, ſondern auch ſeine liebe Frau liegt nicht allein ſchon mehrere Wochen auf einer Stelle, ſondern auch ihre Kräfte nehmen immer mehr ab; der Huſten iſt hohl, und man hat nicht ohne Grund etwas Auszehrendes zu befürchten. Morgen will der Hofrat Carus aus Dresden kommen, der ſonſten gar nicht aufs Land reiſet. Nebenbei kränkelt auch Georg und liegt am Keuchhuſten darnieder und hat heute ein förmliches Wechſelfieber verſpürt. Der arme, dicke Junge! Ich brachte ihm zwei totgeſchoſſene Vögel und erzählte ihm eine Geſchichte dazu, da wurde er wieder froh. Ich ſaß an ſeinem Bette neben dem Malerzimmer, und Agneschen im roten Kleide hing wie eine Hagebutte auf meinem Schoß. Sie hörte auch treulich zu. Als ich aber fertig war, verlangte ſie wiederholend, ich ſollte es ihr auch erzählen. Was macht man da?

Euer Quartier, Ihr alten Lieben, iſt nun wieder mit Mann und Frau, zwei Töchterchen und zwei Küchenmädchen beſetzt. Die erſte Stube, die bei Euch nur einen Durchgang bildete, iſt die eigentliche Wohnſtube geworden, aber rundum an allen Wänden ſind Bücherrepoſitorien bis an die Decke, und dieſe ſtehen wieder durchaus in doppelten Reihen voll. Die D. Scheibels laden mich mehr als Ihr, und doch komme ich weniger hin. Ihr bedurftet meiner nicht. Es iſt ſchade, daß der liebe gelahrte Mann ſich ſo ſehr für die Hunde fürchtet. Dadurch wird ihm gewiß das Landleben erſchwert. Nach Grünberg und Lauſa muß ihn die Frau Haaſe begleiten. Auch wenn die Hunde angebunden ſind, wie mein Care, ſo ergreift er doch noch das kleinſte Schulkind, das ihm vorbeihelfen muß. „Niſcht tun, anbebunden ſein!" – „Nein! Nein!" – „O ja, ja." – „Komm, mein Töchterchen, nur bis an die Haustüre!" Der gemeine Mann hält ihn daher für mentecapt. Da ſich der ſonderbare, heftige Mann jedoch redlich vor Gott demütigt und die Frau Profeſſorin ebenfalls eine liebe Frau zu nennen iſt, ſo kann es einem recht wohl bei ihnen ſein. Man findet überall feſten Fuß und guten Grund.

Nach dem Abſcheiden des ſeligen Grafen zu Dohna in Herrnhut den 9. Dezember, abends 7 Uhr, iſt mein eigenes Leben um einen Teil geſchwächt worden. Zum Begräbnis konnte ich nicht, denn es war Sonntag, wo ich 220 Kommunikanten mit dem hochwürdigen Sakrament verſehen mußte. Das Begräbnis ſoll ſehr feierlich geweſen ſein. Wir feierten an dieſem Tage das Gedächtnis des ſeligen Grafen allhier durch eine Verleſung von der Kanzel und den Geſang einiger Verſe, wozu alle Glocken geläutet wurden. Nun fuhren Heynitz und ich am 29ſten December mit der Eilpoſt von Dresden nach Herrnhut. Für mich war die Zeit ſehr enge und zwiſchen doppelten Feiertagen mitten innen.

Blühern war die Abendpredigt an Silveſter in der Kapelle zu Hermsdorf übergeben. Wir fanden die liebe teuerſte Frau Gräfin ſehr gefaßt in Gott, auch ſahen wir die Grabesſtätte. Den 31ſten früh ging es wieder fort, mit Schlag zwölf Uhr kamen wir in Dresden vor dem neuen Poſthauſe an. Es trennte ſich das Jahr. Halb drei waren wir in Lauſa. Wir hatten ſchon in Heynitz' Quartier in der Stadt erfahren, daß der liebe alte Kantor Eckhart in Grünberg ſehr hart darniederläge und ſehr ſehnlich nach mir verlangt habe. Alſo lief ich gleich von Lauſa in großem Sturm nach Grünberg. Ein Nervenſchlag hatte ihn getroffen, in der Kirche war's ihm gekommen. So kam ich erſt am Neujahrsmorgen um vier Uhr wieder in meine Stube zurück. Ich konnte nicht zu Bett gehen, hatte viele Abkündigungen für den Gottesdienſt aufzuſchreiben.

In dieſer Zeit dachteſt Du auch an mich, Du Lieber, und zogſt für mich einen Spruch „Samuel nahm zu". Der Spruch ſtärkte mein Herz wie ein Sonnenſtrahl, der in die Seele fiel. Wohl heiße ich auch Samuel und warte auf die Hut des Herrn und nehme alle Kraft und Gnade für mein Amt aus Seiner Fülle – möge Er mich doch zunehmen laſſen, der barmherzige Herr, daß ich nicht ein ganz unnützer Knecht ſei und in mir ſelbſt verſchmachte!

Wo geht Ihr jetzt in die Kirche? Oder geht Ihr gar nicht? Oder nehmt Ihr etwas Alltägliches vor? Das ſei ferne! Ich halte das Beſuchen des öffentlichen Gottesdienſtes für ein Bekenntnis Jeſu Chriſti und ſeines Namens vor der Welt. Auf den Markt könnt Ihr ja doch nicht hintreten und den Glauben beten.

Seid Ihr nun zur Ruhe mit Euren Sachen, Ihr ſchiffbrüchigen Leute? Malſt Du, und was? Wirſt Du mir auch die Bibelbilder weiterhin ſchenken? Ich male an meinem Ofen, den ich weggeriſſen und nach einem ſelbſtgemachten Modell ganz neu erbauen laſſe, einen aufſteigenden Adler, weiß auf blauem Grund mit der Überſchrift: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft uſw. Könnte ich Dir's doch zeigen. Gib mir Deine Hand.

Du ſchweigſt mir ganz von einem Flüßchen oder Bach, an deſſen Ufer Du mich führen könnteſt, wenn ich zu Dir käme. Iſt denn alles ſo waſſerlos wie in der Wüſte? Ich habe eine Bibernatur, will bauen und fiſchen, oder, da das letztere, ſoviel ich weiß, der Biber nicht tut, ſo will ich mich doch nicht ganz an den Biber binden. Am 1. November verſuchte ich das Angeln noch einmal in der alten Röder. Die Eichen waren kahl, und heftiger Abendſturm wirbelte das Laub um mich her, etliche Tümpel waren ganz mit gelbem Laub geſtopft bis auf den Grund. Da biſſen die Fiſche ſo an, daß ich in dreiviertel Stunden faſt zwei Pfund fing.

Am 29. December ſah ich Deine liebe Mutter in Dresden, ſehr freundlich und wohl, auch die Adelheid dazu. Ich kann Dir nicht ſagen, wie lieb ich Deine Mutter habe, da ſie unter wenigen eine ſolche Seele iſt, die mich ganz verſteht. Sie mußte mir ſeit Dohnas Wegzug und auch den Meinigen die Stelle der Gräfin Dohna vertreten und hat uns ſonach, ohne daß ſie es wußte, unendlich viel Troſt gewährt. Letzthin brachte

man mir die Nachricht, Adelheidchen sei eine Braut mit einem gewissen S. Ich war heimlich wie neidisch. Soviel Böses steckt im Mekschen.

Valete! amate! Euer Bruder und Freund Samuel David[1] Roller.

W. v. K. an den Atti

Ballenstedt, den 4. März 1834. Du fragst nach meiner Arbeit. Ich beschäftige mich jetzt, nachdem ich die Seelhorstschen Bilder abgeliefert und auch das Porträt des Fürsten Schaumburg an den Grafen Westarp geschickt habe, fast ausschließlich mit den Bibelbildern und hatte mir vorgenommen, vorderhand alle anderen Aufträge abzuweisen, um in diesem Jahre womöglich zwei Hefte zu vollenden. Da kam nun vor kurzem eine dringende Bitte von dem Pastor Uhlich[2] in Pömmelte, ich möchte ihm doch für seine Kirche, die im nächsten Jahr ein Jubiläum feiert, ein lebensgroßes Christusbild als Altargemälde malen; die Gemeinde habe zu diesem Zweck freilich nur hundert Thaler. Dies ist zwar für ein Altarbild ein Spottgeld – aber bin ich nicht zuerst Gottes Hofmaler? und soll man sich nicht freuen über eine kleine Bauerngemeinde, die ein gutes Bild in ihre Kirche wünscht und dafür hundert Thaler erübrigt? Sollte ich hier nicht absehen von Geld und Gut und für meinen Herrn arbeiten zur Erbauung einer Gemeinde?! Ich schwankte ein paar Tage und habe dann dem Pastor Uhlich zugesagt.

Der Frühling fängt an, in blühender Schönheit sein jugendlich Haupt zu erheben, die Vögel singen so voll und melodisch, wie ich es sonst nur in Pell gehört habe, die lieblichsten Blumen blühen im Walde, ganze Hänge in den Tälern sind mit dem köstlich duftenden leucojum vernum weiß überzogen, und das Leberblümchen blickt wie blaue Augen unter den Wurzeln der alten Eichen hervor. Bei all der Herrlichkeit, die er von seinem Fenster sieht, geht es unserem armen alten Herzog nicht gut; er ist seit Weihnachten leidend an einem offenen Schaden an seinem gesunden Bein, sodaß der unglückliche Mann nun gar nicht mehr gehen kann – doch darf man hier davon nicht reden.

Vorgestern mußten wir zu dem Ball zu Ehren des Geburtstages des Prinzen, Julchen strahlte in ihrem neuen Himmelblauseidenen. Bis zum Essen amüsierte ich mich ganz gut, bei Tisch aber ärgerten mich die schändliche Musik, die schlechten Witze des Dr. Hoffmann, der neben mir saß, und die vielen Brotkügelchen, die mir ins Gesicht flogen, sodaß ich höchst verdrießlich wurde. Nach Tisch bemerkten wir, daß Julchens neues Seidenes wieder mit Bratensauce begossen war – das scheint ihr stetes Schicksal bei Ballenstedter Banquetten.

[1] Roller hat sein Leben lang starr daran festgehalten, daß er „Samuel David" heiße und am 26. Dez. 1777 geboren sei, während dies der Name und Geburtstag eines bald nach seiner Taufe wieder gestorbenen älteren Brüderchens waren und er selbst nach dem Kirchenbuche zu Heynitz vielmehr am 25. Dez. 1779 geboren und David Samuel getauft ist. Vgl. Blühers Roller-Biogr. S. 4.

[2] Leberecht Uhlich (1799–1872), später bekannt als der Begründer der „Lichtfreunde"; vgl. Leb.-Br. S. 12 u. 77.

Den 8. März 1834. Wir haben den Poſttag verſäumt, und wenn das einmal geſchehen iſt, ſo muß man lange warten, ehe wieder einer erſcheint – ſo füge ich, um den Schaden wieder gutzumachen, noch ein paar Worte bei. Ich komme eben von einem Spaziergang zurück, den ich heute allein machen mußte, da Julchen Gerhard nicht verlaſſen wollte, welcher gar jämmerlich mit Schmerzen ſeine Zähnlein gebiert. Ich ſchlenderte ganz ſtumpf zum Ort hinaus, und die Saiten meiner Seele hingen ſchlaff herunter, aber bald packte mich die herrliche Natur mit kräftigem Arm und zog die Wirbel an, und die knoſpenden Bäume, die luſtigen Vöglein, die Rehe, Haſen, Hirſche und wilden Schweine ſpielten auf der wohlgeſtimmten Leier. Nun dankte ich Gott, daß ich in Ballenſtedt leben darf und nicht verſchüttet bin unter der Häuſermaſſe irgendeiner großen Stadt. Das klingt ſo, als wenn ich ein Naturfreund ſein wollte und doch gerade das Meiſterſtück der Schöpfung, den Menſchen, unbeachtet ließe und lieber den wilden Schweinen nachliefe. Ja, ich kann's nicht leugnen, es gibt wenig Menſchen, die einen Reiz für mich haben und die ſo ſchön und lieblich auf der Harfe meiner Seele zu ſpielen vermögen, als jedes wilde Schwein es kann, jedes Wieſel, das aus dem Steinhaufen herauslugt, und jeder Trieb in der Pflanzenwelt, wenn er naturgemäß geſchieht und nicht erkünſtelt iſt. Ich mache erſtaunlich wenig Anſprüche an Menſchen, ich ſuche nicht nach Witz, Geiſt und Talent, ſondern einen ehrlichen, unverbildeten, frommen Sinn, und es iſt mir faſt nichts zuwider als Roheit, Hoffart und geiſtiger Dünkel – aber faſt überall ſtoße ich auf dieſe drei Dinge, und die drei erſteren Prädikate finden ſich faſt nirgends.

Aber gottlob ich habe Freunde, rechte, wahre Herzensfreunde, ich habe deren überall gehabt, wo ich mich noch aufgehalten, und habe ſie auch überall erkannt, welches in der Gegenwart des Fleiſches nicht jedem glückt – nur hier in Ballenſtedt findet ſich noch nichts. Frau und Kinder kann ich nicht rechnen, ſie ſind mit mir ein Leib und Weſen, und ſo habe ich denn zu meiner Aufheiterung bis jetzt noch nichts als die äußere Natur, der ich mich immer inniger anſchließe und vermähle und deren tieferes Verſtändnis ſich mir immer kräftiger und deutlicher enthüllt. Wenn mir auch noch kein Bild gelungen und keine künſtleriſche Darſtellung geglückt iſt, ſo bin ich doch Maler mit Leib und Seele, überall konzentriert ſich mir die Naturanſchauung in Bildern, und ich glaube manchmal, daß ich gar nicht die Natur ſehe, ſondern nur die Bilder, die der mir innewohnende Genius nach ihr gemalt hat und deren mißlungene Kopie ich hernach nur zu geben imſtande bin. Ach, wie würden mich als Geſchichtsmaler die Menſchen intereſſieren, wenn ihr Tun und Treiben ſich meinem Auge auch als Bilder geſtalteten – und darin liegt eben die Gleichgültigkeit, daß dies nicht iſt. Die Menſchen ſind nicht ehrlich, ſie zeigen ſich nicht, wie ſie ſind, weder äußerlich noch innerlich. Höchſtens in der Familie, aber wer vermag da hineinzuſchauen – das Familienleben hört auf, ſobald ein paar fremde Augen dazutreten, und man iſt überall von der

Lüge umſponnen, außer in ſeinen eigenen vier Pfählen. – Da habe ich nun mal wieder geſchwätzelt wie ein Weib, durcheinander und über die Maßen verworren, aber ſo geht's unſtudierten Leuten.

Ich lebe hier jetzt wie ein Philiſter und verlaſſe jede Geſellſchaft punkt zehn Uhr, um mir die Nacht nicht zu verderben. Nur mit dem Ball mußte ich neulich aus allerlei Rückſichten eine Ausnahme machen, und es bekam mir ſchlecht. Ich bin durch dies Benehmen in den Ruf eminenter Kränklichkeit gekommen, welches mich ungeheuer freut. Eine Aſſemblée und eine Tracht Prügel mag ich gar nicht vergleichen; wäre nicht das Ehrgefühl, ſo würde ich mich beim Tauſche gar nicht beſinnen. Sich von ſechs Uhr abends bis elf Uhr immerfort mit Damen unterhalten zu müſſen, iſt gräßlich, denn die Männer ſpielen alle Karten bis auf Hoffmann, der aber in Geſellſchaft durchaus zu keinem ordentlichen Geſpräch zu bringen iſt. Der Rektor Schelle[1] gefällt mir – ich halte ihn für den einzigen geiſtreichen Mann in Ballenſtedt.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenſtedt, 4. März 1834. Spaziergang mit Schelle. Wir gingen den Gernroder Weg bis an die Stelle, wo der ebene Weg aufhört, und bogen hier links in das Tälchen, das ganz wunderſchön mit leucojum vernum wie beſät war. Wir pflückten für Julchen einen großen Strauß und hatten dann ein ſehr intereſſantes religiöſes Geſpräch. Schelle iſt durchaus Rationaliſt, und doch weiß er wahrhaftig, was wahre Gottſeligkeit iſt und was es heißt, geiſtlich geſinnt zu ſein. Es iſt ihm nicht um die Meinung, ſondern um die Wahrheit zu tun. Dabei verficht er ſeinen Standpunkt mit großer dialektiſcher Schärfe. Ich disputiere gern mit ihm, wenn ich ihm auch mein Chriſtentum ebenſowenig beweiſen kann wie er mir ſeinen Deismus. Mir iſt noch nie ein Menſch mit einem ſo freiem Standpunkt und zugleich ſo frommem Sinne begegnet. Auf dem Rückweg amüſierten uns die Schwäne auf dem Schloßteich. Der männliche Schwan kokettierte förmlich, gab ſich eine edle Haltung und ſchwamm mit einem ungeheuren Kraftaufwand um die Weibchen herum, die ganz gleichgültig wie ſchlichte Gänſe dahinruderten. Bei uns Menſchen iſt das Kokettieren auf beide Geſchlechter ziemlich gleichmäßig verteilt.

10. März. Ich habe jetzt meinen Roman, der ganz liegen geblieben war, wieder vorgenommen. Ich bin voller Ideen, möchte mich über Kunſt und Religion ausſprechen, konnte nur, da ich den Hermsdorfer Plan verworfen hatte, noch kein paſſendes Kleid dazu finden, die äußere Begebenheit, an die ich anknüpfen könnte. Heute auf dem Spaziergang kam ich mit einem vernünftigen Plan völlig zuſtande, nun quält mich die Sache nicht mehr ſo, und ich kann die einzelnen Teile gelegentlich in Ruhe ausarbeiten.

23. März, Palmarum. Die Allee war heute mit weißem Sande und Palmenzweiglein beſtreut zum feſtlichen Schmucke für die Prozeſſion der Konfirmanden. In der Kirche war auf unſeren beiden Chören

[1] Theobald Eugen Schelle, ſtudierter Theologe, Rektor der Stadtſchule.

Eden und die erſten Menſchen

„Adam und Eva ſitzen eng zuſammen in großer Einigkeit; ſie hab
ſich, als hätten ſie ſich nicht. Sie leben in Frieden mit allen E
menten der Natur, die Häschen ſcheuen ſich nicht vor dem Menſch
und reißende Tiere gab es in Eden nicht.“ W. v. K. an den A
am 13. März 1830

hnet und radiert von W. v. K.

Lamech und seine Zeit

„Das zweite Heft kann nicht mit der Sündflut beginnen, ohne daß man vorher das Geschlecht sähe, das ersäuft werden soll, und zwar so, daß man auch begreift, warum es ersäuft werden muß. Da ist mir nun der Lamech ein gefundenes Fressen."

W. v. K. an den Atti am 3. Okt. 1830

Die Brautwerbung

„Heute fing ich die erste Zeichnung zum dritten Heft an, darstellend
Tagebuch am 3. Mai 1833. — „Ich wollte anfänglich die Flügel wegla
fand mich aber doch hernach genötigt, sie wieder anzuschnallen, damit e
da ich, um den Kampf zarter zu halten, den fremden Mann jugendlich
Jakob habe sich ein Mädchen gefangen."

radiert von W. v. K.

Jakobs Kampf

lieſer und Rebekka; es wird eine reiche Kompoſition." W. v. K.s
ſſen, um dem Ausdruck der Schrift »ein Mann« mehr zu entſprechen,
nicht wie eine profane Balgerei ausſähe, und damit das Publikum,
argeſtellt habe, nicht etwa gar in ſeinen dummen Gedanken dächte,
W. v. K. an den Atti am 13. Aug. 1834

gewaltige Aufregung – alles weinte. Da auch Frau v. Hoym nicht in der Kirche war, ſchien mir das alles darauf hinzudeuten, daß der Zuſtand des Herzogs ſehr ernſt ſein muß. Ich ging nach der Kirche zu Seelhorſts, um Genaues zu erfahren, ſie waren aber beide auf dem Schloß. Auf dem Heimweg traf ich den Forſtmeiſter v. Weiſe. Er hatte eben mit Gräfe[1] geſprochen und von dieſem vernommen, daß wenig Hoffnung auf ein Wiederaufkommen des Herzogs ſei, da er allen ärztlichen Bemühungen widerſtrebe. Er ſoll waſſerſüchtig ſein. Doch hatte ihn Weiſe eben noch in ſeinem Uniformsüberrock am Fenſter ſitzen ſehen wie in geſunden Tagen.

*

W. v. K. an ſeine Mutter

Ballenſtedt, den 24. März 1834, früh 8 Uhr. Soeben erfahre ich, daß unſer Herzog vor einer halben Stunde verſchieden iſt.

Geſtern nachmittag trat der Hofprediger ganz verſtört zu mir ein und erzählte mir, Gräfe habe ihm eben geſagt, man müſſe nun in jeder Stunde der Auflöſung des Herzogs gewärtig ſein. Dieſer wolle aber wunderbarerweiſe von Krankſein durchaus nichts wiſſen, habe noch nicht einmal geklagt und ſich bis dahin alle Morgen ankleiden laſſen, wie in geſunden Tagen, ja er habe noch geſtern morgen ſich Vortrag halten laſſen und die Staatsgeſchäfte wie gewöhnlich erledigt – nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß er gegen ſeine Umgebung ohne Grillen, freundlicher und liebenswürdiger geweſen ſei als ſonſt. Nur von der Bande der Ärzte um ihn her wolle er durchaus keine Notiz nehmen, ſelbſt Gräfe habe er den ganzen Vormittag nicht vorgelaſſen und geſagt, er wiſſe gar nicht, was die Leute von ihm wollten, er ſei doch ganz geſund. Doch ſagte Gräfe, es wäre nicht anders möglich, er müſſe ſehr große Schmerzen leiden. Die gute Frau v. Hoym verlaſſe ihren Gemahl nicht bei Tag und Nacht. Mit Hoffmann hat ſich der Herzog vor zwei Tagen über eine Stunde von der Unſterblichkeit unterhalten und ihn um alle Stellen der Schrift befragt, die darauf Bezug hätten. Er war ganz in ſeiner gewöhnlichen Kleidung und in Stiefeln geweſen, und es war keine andere Veränderung an ihm zu bemerken, als daß an die Stelle der hochroten Farbe ſeines Geſichtes eine kranke Bläſſe getreten und ſeine Stimmung ſanfter und weicher war, als ſie Hoffmann früher an ihm kannte.

Dieſe Gewißheit des baldigen Todes unſeres Fürſten, die ich durch Hoffmann erhielt, erſchütterte mich gewaltig. Mit Anbruch der Dunkelheit erhob ſich ein ſo fürchterlicher Sturm, daß alle Türen im Hauſe klapperten und die alten Bäume laut ſtöhnten. Ich fuhr erſchreckt ein paarmal im Traume auf, weil ich glaubte, das alte morſche Fenſter ſei mir ins Zimmer geſtürzt. In dieſem Sturm und grauſigen Unfrieden der Natur hat Gott von meinem Herrn ſeine Seele gefordert, und jetzt,

[1] Carl Ferd. v. Gräfe (1787–1840), 1808 Leibarzt des Herzogs Alexius in Ballenſtedt, ſeit 1810 Prof. der Chirurgie und Augenheilkunde an der neugegründeten Univerſität Berlin, ſpäter auch Generalarzt und Direktor der militärärztlichen Bildungsanſtalten, Vater des berühmten Ophthalmologen Albrecht v. Gräfe.

da er tot ist, legen sich die Winde, und hier und da versucht die Sonne durchzubrechen. Über den Tod weiß ich noch nichts Näheres.

Mittags. Soeben komme ich von Frau v. Seelhorst, die ich in tiefer Trauer und ganz in Tränen fand. Sie erzählte mir genau alles, was sie wußte. Vorgestern beim Tee, als Frau v. Seelhorst sich verabschiedete und der Herzog ihr schon eine gute Nacht gewünscht hatte, fragte er sie noch plötzlich: „Nun, liebe Albertine, hat denn der Geheimrat Gräfe nun mein Todesurteil gesprochen?" Gestern hat der Herzog den ganzen Nachmittag still am Fenster gesessen und unverwandt in sein schönes Land hinausgeblickt. Um fünf Uhr bekam er einen Brief von seinem Sohn, entsiegelte ihn, konnte ihn aber nicht mehr lesen, und es gelang ihm auch nicht, ihn wieder in das Couvert zurückzuschieben. Nach dem Tee nahm er mit ganz besonderem Tone von Frau Seelhorst Abschied und wünschte ihr, recht wohl zu leben. Darauf verlangte er Stille, um etwas zu schlummern, und lehnte sich in seinen Armstuhl zurück. Um neun Uhr verlangte er, man solle sein Bein hochlegen, um zehn Uhr, man solle ihn aufs Bett legen und seine Uhr abnehmen, so könne er morgen früh gleich sehen, welche Zeit es sei. Darauf schlief er mit Unterbrechungen. Gegen Morgen rief er: „Mein Gott, mein Gott!" — dies waren seine letzten Worte. Um sieben Uhr hat er ein paarmal gezuckt und ist dann sanft in die Arme des Todes hinübergeschlummert. Während Frau v. Seelhorst noch im Erzählen war, kam Gräfe, um sich bei ihr zu verabschieden, da er eben im Begriff war, nach Berlin zurückzureisen; er meinte auch, man könne nicht sanfter sterben als der alte Herzog.

Wie sich nun hier alles gestalten wird, werden wir ja erleben. Wir sind alle in der größten Ungewißheit, ob der junge Herzog hier oder in Bernburg seine Residenz aufschlagen wird. Wenn der Hof hier wegzöge, müßte ich auch mit. Man kann darum jetzt gar keine Pläne machen, und wir müssen auch unser Zusammenleben deshalb aufschieben. Ob ich bald nach Dresden komme, weiß ich auch noch nicht. Die Baukommission in Reval hat mir geschrieben, sie werde mich in Kenntnis setzen, wann das Bild gebraucht würde — das ist bis jetzt noch nicht geschehen. Julchen will ich diesen Sommer mit den Kindern nach Bremen reisen lassen, indem ihre Mutter sich so sehr nach ihr sehnt und Julchen eine kleine Freude auch einmal not tut. Das wird schwer für mich werden.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenstedt, 26. März 1834. Dumpfe Tage. Ich kann nicht arbeiten — schreibe am Roman, der nun vorläufig „Heinrich" heißen soll. Heute früh neun Uhr wurde ich auf dem Hofmarschallamt dem neuen Herrn verpflichtet, zusammen mit Siegsfeld, Curtze, Hoffmann, Ziegler und Gottschalk. Der alte Seelhorst hielt, ehe er den Handschlag empfing, mit sehr bewegter Stimme unter Tränen eine kleine Ansprache.

1. April. Nachmittags war im Schloß das Castrum doloris [Aufbahrung]. Julchen ging mit Starkes hin — ich nicht. Morgen wird die

feierliche Beiſetzung in Bernburg ſein, die Bürger werden den Sarg mit Fackeln einholen.

2. April. Heute früh Punkt zehn Uhr paſſierte der herzogliche Leichenzug an unſeren Fenſtern vorbei. Mitten auf der Allee war ein breiter Streifen weißen Sandes geſtreut, der ſich wie ein großes Leichentuch vom Schloſſe herab durch den ganzen Ort zog. Vorweg die Herzogliche Garde, von Trützſchler kommandiert, darauf die Jäger zu Pferde en parade, kommandiert vom Forſtmeiſter, dann der Leichenwagen, gezogen von ſechs ſchwarzbehangenen Pferden, hierauf die Geiſtlichkeit und die Bürgerſchaft, mit umflorten Fahnen und mit Büchſen bewaffnet, hierauf die Hofkutſchen und dann ein langer Zug von Ballenſtedtern im ſchwarzen Frack und ein noch längerer von Landleuten. Die Kinder waren ſelig über das Schauſpiel. Ich war tief ergriffen und ging, ſtill für mich allein, in den Schloßgarten. Da im Dickicht des Schloßberges ſtiegen die Erinnerungen meiner Kinderjahre vor den Augen auf. Ich ſah den alten Herzog mit uns ſpielen, den liebenswürdigen Beckedorff und Gerhard; der Prinz, unſer jetziger Herr, ſchwebte mir wieder ganz in ſeiner Knabengeſtalt vor, und die alte Zuneigung zu ihm regte ſich wieder in meinem Herzen. Ich bin geſpannt, wie er ſich nun als Herzog gegen mich verhalten wird. Zöge er mich etwas näher an ſich – ich wollte ihm, meine ich, wohl von Nutzen ſein.

9. April. Bei einem ungeſchlachten Aufſatz im Morgenblatt über Kunſtkritik entbrannte ich geſtern heftig, über dieſen Gegenſtand auch etwas zu ſchreiben, und wählte mir zum Thema die Frage: Inwiefern können Laien in Kunſtſachen kompetente Richter werden? Ich ſchrieb den ganzen Tag mit vieler Luſt. Heute nachmittag war ich fertig und ging, um das Urteil eines vernünftigen Menſchen darüber zu hören, zu Schelle und las ihm die Sache vor. Er war ganz einverſtanden, lobte die Darſtellungsweiſe und riet mir, den Aufſatz in ein Blatt rücken zu laſſen. Die Lektüre gab Anlaß zu einer lebhaften Diskuſſion über einzelne Begriffe, und ich unterhielt mich wieder ganz vortrefflich mit ihm.

11. April. Geſtern iſt Baedeker für mehrere Tage bei Hoffmanns eingetroffen. Er kam heute nachmittag zu mir und beſah meine Zeichnungen zu dem neuen Bibelheft mit großem Intereſſe. Dann zeigte ich ihm auch die Parabelbilder, er fand aber Williards Steindrucke ſo unter aller Kritik, daß er ſich entſchloß, dieſen Plan aufzugeben. Ich erklärte mich bereit, mein Honorar fahren zu laſſen, bat aber, wenigſtens Williard voll zu entſchädigen. Leid tut es mir doch um die viele vergebliche Mühe und meine hübſchen Zeichnungen. Später kam auch Hoffmann und bemächtigte ſich des Geſprächs. Bei Tiſch erhob ſich zwiſchen ihm und mir wieder der alte Streit um die Schönheit der gefüllten Blumen; ich gab der wilden Roſe den Vorzug vor der Centifolie. Nach dem Abendeſſen behauptete ich, es ſei in der katholiſchen Kirche ebenſoviel religiöſes Leben als bei uns, und geriet darüber wieder mit ihm aneinander. Da Baedeker wünſcht, daß ich ſein Porträt zeichnen ſoll, verabredeten wir die erſte Sitzung gleich auf morgen.

W. v. K. an ſeine Mutter

Ballenſtedt, den 4. Mai 1834. Geſtern iſt nun endlich der Durchlauchtigſte hier eingezogen. Er fuhr im Schritt durch die dunkelbeſchattete Allee, einzelne Sonnenſtrahlen ſpielten auf ſeinem Wagen, den eine große Volksmenge umgab; der ganze Weg war mit grünen Zweigen beſtreut. Unſere Mägde lagen mit den Kindern in den Fenſtern, Gerhard hing mit ſeinem roten Mützchen förmlich zum Fenſter hinaus und konnte ſich an den ſchönen Hottos gar nicht ſatt ſehen. Obwohl ſich der Herzog jeden feierlichen Empfang verbeten hatte, waren auf dem Schloſſe die Cavaliere verſammelt, um altem Brauche gemäß ihren Fürſten in der Reſidenz zu begrüßen. Dieſer aber war ſehr ungnädig und kanzelte ſie wohl eine halbe Stunde lang tüchtig ab, da er doch ganz unbemerkt hätte bleiben wollen. Morgen wird er ſchon wieder abreiſen; ich kann ihm alſo, weil die Zeit zu kurz iſt, meine Aufwartung nicht machen. Darüber, ob der Dux künftig hier oder in Bernburg reſidieren wird, iſt noch immer nichts beſtimmt. Jedoch wird auf jeden Fall das Hofmarſchallamt hier bleiben, und mehr braucht's für mich nicht, denn dann kann der Hofmaler auch hier bleiben.

Heute kam ein Brief von Vaterchen, daß Julchen am 7ten abreiſen ſoll, da er am 8ten in Hannover eintreffen und Julchen dort in Empfang nehmen will. Nun gilt es Eile. Julchen iſt beim Packen, und ich habe eben einen Wagen bis Hannover für 24 Thaler genommen. Die Kinder ſind vor Freude auf die Reiſe ganz aus dem Häuschen. Ich danke Dir, liebes Mütterchen, daß Du mich bei Dir aufnehmen willſt, doch werde ich, ehe ich zu Dir kommen kann, noch ein paar Wochen hier tüchtig an den Zeichnungen zu arbeiten haben, damit ich dann in Dresden die Platten fertig machen kann. Ich freue mich darauf, mit Adelheid fleißig botaniſieren zu können. Hier habe ich mit meiner botaniſchen Luſt Schelle und Fritz Starke ſtark angeſteckt, und auch Gutſchmid wird wankend. Bertha kennt auch ſchon einige lateiniſche Namen, mit welchen ſie Emilien in Erſtaunen ſetzt, welche alle Blumen Kuckucksblumen nennt.

An meinem hieſigen Umgang gewinne ich immer mehr Freude. Am wertvollſten iſt mir Schelle, der ein wiſſenſchaftlich durchgebildeter Kopf iſt und dem auch künſtleriſches Verſtändnis nicht abgeht. Der Verkehr mit ihm iſt für mich äußerſt anregend. Auch mit Gutſchmid befreunde ich mich immer enger; er legt mir gern etwas von ſeinen literariſchen Arbeiten zur Beurteilung vor, was dann zu intereſſanten Diskuſſionen Veranlaſſung gibt. Die wiſſenſchaftlichen Berührungen, die mir in Hermsdorf ganz abgingen, ſind mir ſehr viel wert, und ich habe hier in einem halben Jahre mehr gelernt, als in Hermsdorf in dreien. Mit dem jungen Starke verkehre ich auch viel, er iſt ein lieber ehrlicher, unaffektierter Menſch, den ich gern mag, der mir aber nicht viel bietet; er dient mir mehr als Spazierſtock.

*

W. v. K. an ſeine Frau Julie in Bremen

Ballenſtedt, den 9. Mai 1834. Es iſt mir ſehr beruhigend, Dich nun ſchon im Schutze und Geleit unſeres lieben Vaters zu wiſſen. Noch habe

ich es nicht ganz begriffen, daß Du weg biſt, und will ich bisweilen zu Dir gehen, um Dir meine Arbeit oder eine Blume oder ſonſt etwas zu zeigen. Als Du fort warſt und ich wieder herauf in die Zimmer kam und die großen Milchteiche von der Kinder Frühſtück auf dem Tiſche ſah, war mir's entſetzlich lohgerberhaft zumute. Da ſchloß ich mich ein, legte mich aufs Kanapee und griff nach der Zeitung, wo ich denn las: „Anders behandelt man die Ochſen zur Arbeit, anders zur Maſt und wieder anders die, welche Milch geben ſollen." Dies war mir etwas tröſtlich. Nach Tiſch wollte ich ſchlafen, konnte aber nicht – da machte ich mir aus dem Stiel einer tönernen Tabakspfeife ein Blasrohr und ſchoß mit kleinen Wachskugeln nach den Spinnen, die hoch in meinen Zimmerecken ſaßen und Bosheit brüteten, und gleich vier tot. Dies machte mir faſt mehr Vergnügen als die letzte Haſenjagd, und ich wurde abermals etwas getröſtet.

So geſtärkt, nahm ich eine Mappe mit Löſchpapier und rannte fort mit dem Entſchluß, durch das Selketal auf den Meiſeberg zu gehen. Ich ſickerte ſo ohne Weg längs der Täler hin, an kleinen Gewäſſern botaniſierend, und ſtarb bald vor Durſt, ſodaß ich anfing wie eine Kuh zu weiden und Sauerampfer fraß. Dieſer Durſt war mir wieder tröſtlich, er ließ mich Weib und Kind vergeſſen. Endlich führte mich der Himmel in die Selkemühle. Die Wirtin fragte mich, was ich haben wollte. „Das wird – antwortete ich – ganz davon abhängen, was die Sache koſtet, denn ich habe nur drei Groſchen in der Taſche." Nun nannte mir die Gute ihre Preiſe, und darauf beſtellte ich vorerſt einen Schnaps und dann Bier und Brot. Nachdem ich dies genoſſen und alles mit drei Sechſern berichtigt hatte, ſtieg ich ganz ſelig den Meiſeberg hinauf, fand oben ganz fürchterlich viel Blumen und legte mich dann behaglich auf einen großen runden Tiſch in Annaſcher Stellung, um die Blumen in meiner Mappe zu ordnen. Dann ſchaute ich lange ins Tal hinab, das ganz zauberhaft beleuchtet war, und kehrte nach neun Uhr mit Blaſen an den Füßen nach Haus zurück, wo ich Dich ganz entſetzlich vermiſſen tat.

Geſtern war ich zu der Mamſell Gerlach zum Kaffee eingeladen. Ich dachte, es würde ſo ein recht hübſches tête-à-tête werden und wir würden zuſammen in den Aurikeln hocken – aber ich fand den Garten wimmelnd von Menſchen wie das Linkeſche Bad in Dresden. Die Gerlach hatte alles eingeladen, was da kreucht und fleugt. Beſonders viel wurde davon geſprochen, daß der Schornſteinfeger Kaliſch zwei Millionen Thaler geerbt hätte, welche Tatſache Alvensleben ſehr einzuleuchten ſchien. Nachdem wir ſo ausgetrocknet und von der Sonne gedörrt waren, daß Gutſchmid ſchon ſeit einer Stunde nicht mehr ſpucken konnte und Kroſigk die Zunge aus dem Halſe hing wie einem Jagdhunde und Fritz Starke, von uns allen ſchon aufgegeben, hinter einer Hecke lag, erſchien endlich ein Weib und gab uns etwas Milchſchokolade, welche uns denn doch inſoweit aufmunterte, daß wir anfangen konnten, die Aurikel zu loben. Weil jetzt alle Frauenzimmer hier ganz egal gekleidet gehen und es hier viel Kleine,

ſo von Deiner Figur, gibt, ſo täuſchte ich mich alle Augenblicke und glaubte, Dich zu ſehen, weil ich's außer dem Hauſe immer noch vergeſſe, daß Du fort biſt; einmal zog ich dem Fräulein Alvensleben ein greuliches Maul, weil ich glaubte, Du wäreſt es, und ich Dich ergötzen wollte. Ich wurde gewaltig bedauert wegen meines Strohwitwertums. Louiſe Starke[1] fragte mich: „Was mag wohl jetzt das Julchen machen?", welches mir einen ungeheuren Abſcheu vor ihr einflößte, denn „das Julchen" finde ich einen abſcheulichen Ausdruck; ich habe ſeitdem auch die Jettchen viel lieber, die kurz darauf zu mir trat und ſagte: „Was mag wohl jetzt die liebe Julchen machen?"

Heute abend war ich bei Seelhorſts, um mich für die vielen Spargel zu bedanken, die die gute Frau mir geſchickt hat. Er erzählte viel von Berlin und referierte jedes Wort, das der König und die Prinzen mit ihm geſprochen. Von Deſſau aus ſcheint es wirklich nicht an Bemühungen gefehlt zu haben, in Berlin darauf hinzuarbeiten, daß unſer Herzog für unfähig zur Regierung erklärt werde. Auf ſeine Einfalt haben einige Prinzen auf eine für Seelhorſt recht bittere Weiſe angeſpielt. Über unſeren hochſeligen Herrn hat ſich der König ſehr hübſch geäußert. Ich mußte dann mit Seelhorſt Schach ſpielen und gab mir viel Mühe, den guten Alten ſeine zwei Partien gewinnen zu laſſen, was ihm große Freude machte.

Roſe macht mir gutes Eſſen und ſcheuert recht con amore; an einem Fenſter popelt ſie ein paar Stunden lang, dann wird's aber auch wie Kriſtall. Agnes Starke kommt öfters, um nach der Wirtſchaft zu ſehen. Die Nachtigallen ſind jetzt ganz wütend geworden und ſchlagen dicht vor unſeren Fenſtern, daß man gar nicht ſchlafen kann; morgen werden ſie wohl ins Zimmer hereinkommen. Mir iſt ihr Geſang zu fett, er ſchmeckt wie geſchmolzene Butter; ich kann das nicht lieben und lobe mir meine Starmatzen.

Den 12. Mai. Gottlob, daß ich Dich nun wohlbehalten im Schutze Deines Elternhauſes weiß; heute früh kam Dein Brief. Als ich geſtern morgen mich erinnerte, daß Gerhards Geburtstag war, ſetzte ich mich gleich hin und ſchrieb ihm einen langen Brief — den erſten, ſeitdem ich in Ballenſtedt bin. Es wurde mir ſehr ſchwer, meine Scheu zu überwinden; die alten Erinnerungen, die dabei aufleben, ergreifen mich zu ſtark. Mitten im Schreiben wurde ich durch Siegsfeld geſtört, er hatte ſeinen ſchönſten Bratenrock an — hilf Himmel, wie ſah ich in meinem niederträchtigen Negligé dagegen aus, wie der Übergang von den Erdſchwämmen zu den Kreuzſpinnen! Zu Tiſch hatte ich Fritz Starke gebeten. Roſe hatte ein gutes Eſſen gemacht, Kalbsbraten und Reiskuchen, und ich ließ meinem Bruder zu Ehren eine Flaſche Moſeler holen. Wir waren unglaublich vergnügt. Nach Tiſche feuerte ich die kleine Kanone dreimal ab, ſodaß die Leute auf der Straße wie berauſcht vor Freude waren, dann wanderten wir zuſammen auf den Falkenſtein.

[1] Louiſe Starke (1803–1861), Tochter des Oberhofpredigers, × 1837 mit Appellationsgerichtsrat Bley in Bernburg. – Henriette Starke (1795–1839), unvermählt.

Sage doch Vaterchen, wenn mein Kunſtaufſatz und der alte Hermsdorfer Aufſatz über den inneren Kirchenfrieden, den ich Dir auch mitgab, ihm zu unordentlich zur Veröffentlichung erſcheinen, dann möchte er ſie als Andenken behalten an ſeinen konfuſen Schwiegerſohn und ſeiner Sammlung von Manuſkripten einverleiben. Schriftſtellern iſt eine Luſt, aber Zeichnen iſt doch noch luſtiger, und am allerluſtigſten wäre es, mit ſeiner kleinen Frau auf den Meiſeberg zu ſpazieren und einen Kaffee zu trinken.

W. v. K. an ſeine Frau Julie in Bremen

Ballenſtedt, den 23. Mai 1834. Als ich mich eben an das Genießen Deines Briefes machte, wurde ich ſo vergnügt, daß mir hinter der Hoſenhebe ein Knopf abriß, den Du mir wieder anflicken mußt, wenn Du kommſt. Ich mußte hart lachen über die Kindergeſchichten und faſt weinen über Deine Treue und Liebe, daß Du Dich trotz Deines übermenſchlichen Wohlbehagens in Bremen, wo Dich ſoviel Liebe umlagert, dennoch nach Deinem kümmerlichen Manne ſehnen kannſt. Faſt mußte ich weinen, ſage ich, denn die große Freude über Deine Fidelität und das unſchuldige Glück, das Du jetzt genießeſt, ließ es ſoweit nicht kommen. Ja, wohl ſehne ich mich gewaltig nach Dir, viel mehr als nach den Kindern, ſo gute Animalien ſie auch ſind, und ich habe durch Entziehung des langgewohnten und ausgedroſchenen Glücks nun wieder von neuem einſehen gelernt, wie glücklich Du mich machſt, und daß in einer rechten Ehe die Liebe ſich nicht abſtumpft, ſondern wächſt, immer noch einen höheren Grad zuläßt und nie ſich erſchöpft, daher unſterblich und ewig ſein muß, göttlichen Urſprungs und den heiligend, der ſich an ſie hält.

Bei dieſem herrlichen Wetter würde es jetzt hier ſehr ſchön ſein, wenn Du nur da wäreſt; ohne Dich aber iſt Ballenſtedt ein wahres Otternloch, welches man klüglich meiden muß. Dieſes ſiehet ſogar der liebe Gott ein, der mir geſtern durch den Conferenzrat meinen Urlaub hat zuſtellen laſſen. Daß Er es iſt, der ihn mir gewährt hat, ſchließe ich daraus, weil es in dem Schreiben heißt: „auf höchſten Befehl", und da kann denn niemand anders als der liebe Gott gemeint ſein, weil der Herzog am Rhein iſt und ich die Antwort auf mein Geſuch bereits nach drei Tagen erhielt. Ich denke alſo am nächſten Dienstag, den 27. Mai, früh um ein Uhr mit der Poſt von hier abzugehen und, will's Gott, am Mittwoch zum Tee bei der Mutter zu ſein. Da werden mich denn das liebende Mutterherz und die treue Schweſternſeele für mein verlorenes Paradies tröſten müſſen. Es iſt ein unerhörtes Ungemach, daß ich armer Adam außerhalb des Paradieſes alleine umherſtändern muß ohne mein Geweib, und ich tröſte mich nur damit, daß es keine Verſtoßung auf ewig iſt. Ich hoffe, mein Beſuch ſoll der guten Mutter wohl tun, und auch Adelheid wird's Freude machen, mit ihrem Bruder einmal tüchtige Märſche nach Herzensluſt ausführen zu können. Die alten Umgebungen in Hermsdorf aber werden mich, fürchte ich, eher traurig ſtimmen, denn ich ſehe dort immer noch die Heimat und hier die Fremde.

Ich bin hier aber doch auch gewaltig viel herumſpaziert und habe den ſchönen Frühling genoſſen, inſoweit ſich das ohne ein ſo liebes Weibchen tun läßt, wie Du kleine Kröte biſt. Daß ich mit Schelle auf dem Sternhauſe war, habe ich Dir wohl ſchon geſchrieben. Am dritten Feiertage machte ich mit Ballenſtedt eine Promenade nach dem Meiſeberg. „Mit Ballenſtedt" ſage ich, denn wir waren wenigſtens vierzig Perſonen; Hempels[1] waren auch dabei, er gefällt mir nicht ſchlecht. Die mitgebrachten Speiſen wurden gemeinſam verzehrt, und ich ſchlug, obwohl ich nichts beigetragen hatte, nichtsdeſtoweniger mit hohlem Leibe gehörig ein, nachdem ich in einem Streite mit Hempel zu meiner eigenen Verwunderung den Abſolutismus kräftig in Schutz genommen hatte. Auf dem Rückweg kalberten die angeſtochenen jungen Kandidaten ſo ſtark mit den Damen, daß ich mit dem ernſten Hempel weit zurückblieb, und auch Schelle trat von den Weibern den Rückmarſch zu uns an. Wir drei gingen nun beim herrlichſten Mondſchein durch den dunkeln Eichenwald und ließen uns von Hempel ſchauerliche Kriminalgeſchichten erzählen, wobei ſtark geraucht wurde; zuletzt kamen wir in einen tollen Streit über die Zuläſſigkeit der Todesſtrafe, welche Hempel und ich gegen Schelle in Schutz nahmen. Schelle entwickelte dabei ein enormes dialektiſches Talent und hätte uns faſt unterjocht, obgleich wir das gute Recht und die feſteſte Überzeugung auf unſerer Seite hatten.

Den 24. Mai. Ich breche den Brief, der ſchon verſiegelt war, wieder auf, um Dir noch die traurige Nachricht, die mir heute durch Adelheid wurde, mit beizufügen, daß am 18ten dieſes die arme Heynitz durch einen ſanften Tod von ihren Leiden erlöſt worden iſt.

*

M. v. A. an ſeine Frau Julie in Bremen

Dresden, den 10. Juni 1834. Geſtern kehrte ich von Hermsdorf zurück, äußerſt angegriffen an Leib und Seele. Heynitz war am Freitag von Roſchütz, wohin er Erneſtines Leiche begleitet hat, zurückgekommen. So ging ich gleich am Sonnabend hinaus und blieb über Sonntag dort. Je näher ich Hermsdorf kam, um ſo bänger wurde mir mein Herz. Heynitz wankte mir entgegen und ſchloß mich in ſeine Arme mit heftigem Weinen und wollte mich gar nicht wieder loslaſſen. Er ſchloß ſich gleich mit mir ein und ſchüttete mir ſein Herz aus. Den ganzen Sonntag wich ich nicht von ſeiner Seite. Wir gingen durch den Garten nach Erneſtines und der Gräfin Dohna Lieblingsbank und lagen dann mehrere Stunden lang unter der Wilhelmseiche; Gott ſchenkte mir Beredſamkeit, ſodaß ich ihm doch etwas zum Troſte ſein konnte, dem er ſonſt von allen anderen, auch von Roller und Scheibel, bisher ausgewichen war. Einen ſo hoffnungslos traurigen Menſchen habe ich noch in meinem ganzen Leben nicht geſehen. Er verſprach mir, am nächſten Sonntag das Heilige Abendmahl mit mir zu genießen. So will ich dann wieder hinaus in dieſes dunkle Todes- und Trauerhaus.

[1] Advokat in Ballenſtedt, der ſpätere (nach der 48er Revolution) Miniſter; vgl. Leb.-Er. S. 132 Anm.

Im übrigen wandelte ich in Hermsdorf umher wie ein abgeschiedener Geist, der seine frühere Wohnstätte wieder aufsucht. Daß die alte Heimat so schmerzlich auf mich einwirken würde, hätte ich mir doch nicht gedacht. Es ist alles noch unverändert, der Garten in diesem Jahr besonders schön, die ganze Gegend sprach mich wieder unbeschreiblich an, aber freuen konnte ich mich nicht darüber, denn ich gehöre dem allen nicht mehr an. Wohltuend waren mir die alten Gesichter. Das der alten Gustel wackelte vor Freuden, als sie mich erkannte, und nahm, solange ich draußen blieb, so oft wir uns begegneten, einen wunderbar gemischten Ausdruck von Schmerz und Freude an. Alle die alten Leute waren sehr herzlich gegen mich, und es wurde mir deutlich, daß man uns in Hermsdorf wirklich geliebt hat. Die kleine Agnes Heynitz hing so zärtlich an mir, daß sie sogar bei Tisch neben mir sitzen mußte.

Roller war ganz der alte, und mit Blüher, der ehrlichen Seele, habe ich mich sehr gelabet; seine kleine Mathilde hatte eine tolle Freude, den Herrn Paten wiederzusehen, und hing wie eine Klette an mir. Die Gespräche mit Scheibel zogen meine Gedanken in wohltuender Weise von der mich überwältigenden Umgebung etwas ab. Ich höre ihn gerne sprechen, denn er ist voller Ideen und Erfindungen. Man muß bei ihm Person und System trennen. Wenn er dogmatisch auch in der Irre geht und sein erfinderischer Verstand ihn an der Nase herumführt, so meine ich doch, daß er als Protestant gegen die unausstehlichen kirchlichen Anmaßungen des Königs von Preußen eine geschichtliche Erscheinung und ein ganzer Mann ist. Merkwürdig ist aber, daß dieser tapfere Mann im praktischen Leben so unbeholfen ist wie unser kleiner Gerhard und sich vor jedem rasselnden Blatt und jedem Käfer erschreckt, sodaß ganz Hermsdorf über ihn lacht. Er ist originell wie ein Genie, gutmütig wie ein Kind, im Großen tapfer wie ein Held und im Kleinen furchtsam wie ein Hase.

Mutters Behagen und das Zusammenleben mit ihr ist sehr dadurch gestört, daß sie nun wirklich die kleine Julie Uexküll aufgenommen hat und auch für ihren Unterricht sorgt. Julie ist ein frisches, gescheites und gutherziges Menschenkind, aber für die arme Mutter doch eine ungeheure Last und fast noch mehr für Adelheid. Das Schlimmste ist, daß der Vater jetzt hier ist, sich in einem fort in die Erziehung einmischt und, wie mir scheint, das Kind demoralisiert. Da Mutter dagegen ankämpft, bestellt er sich das Kind jetzt immer zu dem alten ehrwürdigen Tiedge. Ich werde da wohl eingreifen müssen, und es wird hart auf hart gehen. Als ich hier ankam, saß der Baron auch da und außer ihm eine Miß Watson, welche Gouvernante bei Graf Pückler in der Oberlößnitz ist, jetzt aber acht Tage bei uns war, um Dresden kennen zu lernen. Es ist schrecklich, wieviel Menschen Mutter immer neu kennen lernt und um sich hat. Ich schlich mich still mit meiner Pfeife fort und ging zu Freund Berthold, bei dem ich den guten Heidler und Baehr traf. Es war mir, als ich so wieder auf Bertholds Kanapee saß, ganz unbegreiflich, daß zwischen jetzt und dem letztenmal die ganze Ballenstedter Zeit liegt.

Die arme Adelheid ist durch die Sorge für die kleine Julie so gekreuzigt, daß wir gar nicht zu unseren botanischen Wanderungen kommen. Ich habe aber auch kaum Zeit dazu, denn ich bin entsetzlich fleißig, grundiere, radiere und ätze den ganzen Tag an meinen Platten, um sie dann in die Druckerei zu schleppen. Einmal waren wir auf Zintlaters, wo mich die schöne Aussicht so frappierte, daß ich ordentlich Heimweh nach Sachsen bekam, obgleich ich mitten drin saß.

*

Aus M. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, 16. Juni 1834. Das war heute der eigentliche Abschied von Hermsdorf. Mein großes Bild wurde verpackt, Kaskel will es an Arens & Co. in Memel expedieren. Mutterchen kam mit Adelheid und Julchen [Uexküll] herausgefahren, um Abschied davon zu nehmen, alle Hofmägde und Leute aus dem Dorfe kamen, um es noch einmal zu sehen. Ich hatte es am Morgen mit Eiweiß überzogen und rollte es nun mit Hilfe des Tischlers Trepte und des Radeberger Sattlermeisters. Heynitz sah mit Tränen im Auge zu. Mir war auch sehr wehmütig, als mit dem Bilde die ganze Geschichte der drei Jahre in Hermsdorf zusammengewickelt wurde.

Dresden, 27. Juni. Gestern kam mein alter Richter aus Meißen herüber und war den ganzen Tag mit mir zusammen. Abends ist die liebe Gräfin Dohna angekommen und bei Mutter abgestiegen. Ihr Anblick allein schon ist mir herzstärkend, er zerstreut unwillkürlich alle Unlauterkeit der Seele, denn in ihren Zügen prägt sich ganz die Liebe Gottes aus, sie sind wie göttlicher Natur geworden.

Dresden, 14. Juli. Furchtbare Hitze, Vorgeschmack der Hölle, stört mich sehr im Arbeiten. Gestern nachmittag hübsche Fahrt mit Hübel nach Cossebaude, es war traulich in dem niedrigen Weinbergsstübchen. Vor dem Schlafengehen nahm ich noch ein Luftbad, indem ich mit meiner Zigarre im Nachthemde in dem Weinberg umherstrich. Früh halb fünf ging ich schon wieder in den Garten, die Luft im Tale war herrlich erfrischt, ich wusch mich in dem vortrefflich kalten Wasser des Baches und stürzte mir einige Ladungen davon über den Kopf. Wie töricht sind wir doch, daß wir uns solches Naturleben entgehen lassen!

18. Juli. Die Hitze dauert an, ich gehe jeden Tag mit Heynitz in die Schwimmanstalt. Die Elbe liegt jetzt immer so voll Badender, daß die Schiffahrt gehemmt wird. Heute abend machte ich mit dem Baron Uexküll einen Spaziergang bis an den Badeplatz hinter der Schiffsmühle, wo wir uns auskühlten und an dem Bilde der vom hellen Mondschein beleuchteten badenden Figuren erfreuten. Das führte uns auf ein Gespräch über die Nacktheit, die im Altertum ohne Scham und Heuchelei war, und wie sich dagegen bei uns unter dem Einfluß des Christentums alles maskiert: Alexander gibt frei seine Eitelkeit und Ruhmsucht als Motiv seines Handelns bloß, Napoleon schützt den Staat und das Beste seiner Nebenmenschen vor.

25. Juli. Heute hätte ich leicht ertrinken können. Als ich mich vom Floß in die Elbe hinabgleiten ließ, die infolge der Gewitter sehr gestiegen ist, schoß ich dicht beim Floß in eine große Tiefe hinab und muß wohl sehr lange unten geblieben sein, denn als ich wieder auftauchte, war großer Tumult auf dem Flosse, und der Bademeister stieß ein Donnerwetter nach dem andern aus: ich hätte unter das Floß kommen können, und er hätte gedacht, ich sei schon weg. Nun warf ich mich der Länge lang ins Wasser, sodaß ich gleich ein Stück vom Floß abschoß, und da ging's vortrefflich. Die Elbe war so trübe, dick und gelb wie Erbsensuppe.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 20. Juli 1834. Was Du von Düsseldorf träumst, wäre wohl schön und köstlich, aber ich kann solch Ding nicht hoffen. Es gibt gerade jetzt so viele hervorragende Maler, und mein Talent ist doch höchst mediocre. Indessen kann ich mir's auch nicht recht denken, daß ich in Ballenstedt begraben werden soll, obwohl ich's ganz zufrieden wäre. Ein Ruf nach Rußland wäre eher möglich, aber dahin würde ich nur mit großem Widerstreben gehen. Wenn Gott den Fleiß meiner Hände segnet, so ist auch Ballenstedt mir ganz genügend. Die Menschen in Ballenstedt sind mir jetzt auch ganz recht, und ich kann Gott nur danken, daß er mich nicht in schlimmere gesellige Verhältnisse gebracht hat. Wird auch Julchen gern wieder hingehen? Ich denke: ja, und Gott wird uns segnen, daß wir dort ein stilles und geruhiges Leben in Demut und Liebe und Freude im heiligen Geiste führen werden.

*

Der Atti an W. v. K. in Dresden

Bremen, den 29. Juli 1834. Dein Junge hat eine Lieblichkeit, daß mir bei seinem Anblick das Herz zerschmilzt, wenn er aber zornig wird, hat er eine Stimme wie der Telamonier Ajax, gleich der Stimme von tausend Kriegern. Ihr mögt Gott um Weisheit bitten, solch einen Jungen zu erziehen – da mag es gut sein, daß am Harz die Birken so lustig wachsen. Wenn übrigens jede Idee von angeborener Unschuld der Kinder längst in mir vernichtet ist, so ist der Glaube an mütterliche Geduld und Liebe durch Julie in mir verstärkt und das liebliche Bibelwort „Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen?" mir näher gebracht. Ja, wenn der treue Gott nicht selbst solch ein Mutterherz hätte, wie hätte er es mit uns Schälken und Kindern des Zornes so lange ausgehalten! Aber welch ein Jammer, daß wir von Seiner Liebe ebensowenig Notiz nehmen, wie Euer kleiner Gerhard von der seiner Mutter, vielmehr alles als selbstverständlich hinnehmen und es uns gar zugute halten und auf Sein Schuldbuch schreiben, wenn wir Ihm einmal danken und Ihn anlächeln.

Deine falsche Demut und Bescheidenheit, mein lieber William, muß ich tadeln. Du darfst die Gaben, die Dir Gott verliehen hat, nicht geringschätzig betrachten und Dein Talent gar ein mediocres nennen. Daß Deine Finger und Pinsel nicht vermögen, was Dein Geist Dir idealisiert,

verſteht ſich von ſelbſt. Hierin ſtehen wir Menſchen den Spinnen und Bienen weit nach, wie dem Wildſchwein an Gehör und dem Luchs an Geſicht; aber das ſoll uns zwar demütig machen, was in allen Dingen gut iſt, doch nicht verzagt, ſonſt wird's auch zum Höcker, der uns hindert, durchs Nadelöhr zu kriechen.

Ich ſchreibe Dir, während Dein liebes Weibchen und mit ihr die beiden kleinen weiblichen Seelen ihre Blumenblätter noch verſchloſſen halten vor der Morgenſonne – es iſt halb ſieben. Dein Gerhard aber kam ſoeben wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer, um wie ein Held Milch und Brot dürſtiglich zu verzehren. Der bevorſtehende Abſchied preßt mir das Herz, beſonders der Gedanke an die Reiſe in der Glut des Sommers. Aber – was Sorgen! God tempers the wind for the shorn lamb!

W. v. K. an den Atti

Ballenſtedt, den 13. Aug. 1834. Das war ein Jubel, als ich am 7ten mittags hier eintraf und Julchen mit den Kindern wohlbehalten ſchon vorfand. Die erſten Tage lebten wir wie im Rauſch. Julchen ſieht ja wie neugeboren aus, ſo friſch und rund, und mein Gerhard iſt ein namhafter Mann geworden, ich würde ihn kaum erkannt haben, wenn ich ihm zufällig begegnet wäre. Da Du ſeit einiger Zeit Deine Briefe mit ſo ſchönen engliſchen Redensarten würzeſt, welche mir das beneidenswerte Anſehen geben, als ſei ich ein Kenner in dieſen Dingen, ſollte ich nun eigentlich auch in fremden Zungen weiterreden: Dresdis mitgebractus sum sorellam meam Adelheidam. Das arme Tierchen hatte etwas Aufheiterung wirklich nötig, und unſere kräftige Gebirgsluft wird ihr gut tun. Wir frühſtücken jetzt ſogar im Freien, da Simons uns unter dem großen Nußbaum vor Julchens Fenſter eine hübſche Bank gebaut haben; da bringen wir jetzt eigentlich den ganzen Tag zu im Schatten der Zweige, die bis zur Erde hängen. In nächſter Woche erwarten wir den alten Volkmann, der acht Tage bei uns bleiben und dann Adelheid mit zurücknehmen will. Auf der Herreiſe waren wir einen Tag in Leipzig, Adelheid wohnte bei Clärchen, ich bei Alfred Volkmann. Härtel bewirtete uns in ſeinem neuen Hauſe, welches das ſchönſte in ganz Sachſen und wirklich eine Sehenswürdigkeit geworden iſt.

Du fragſt mich wegen der Engelsflügel auf „Jakobs Kampf" [ſ. die Abbild.]. Ich wollte allerdings anfänglich die Flügel weglaſſen, um dem Ausdruck der Schrift „ein Mann" mehr zu entſprechen, fand mich aber doch hernach genötigt, die Flügel wieder anzuſchnallen, damit es nicht wie eine profane Balgerei ausſähe, und damit das Publikum, da ich, um den Kampf zarter zu halten, den fremden Mann jugendlich dargeſtellt habe, nicht etwa gar in ſeinen dummen Gedanken dächte, Jakob habe ſich ein Mädchen gefangen. Zudem: wo in der alten guten Zeit Engel erſchienen ſind, haben ſie gewiß niemals Flügel gehabt, wie die Männer in weißen Kleidern auf des Herrn Grab; die aber, die ſie ſahen, wußten eben, es ſeien übermenſchliche höhere Weſen. Im Bilde aber würde man den Engel nicht

ſennen, wenn er nicht als ſolcher beſonders bezeichnet würde, und das tun wir durch die Flügel; der „Mann" mußte hier als übermenſchlich bezeichnet werden, nicht für Jakob, ſondern für uns. Außerdem geben die großen Flügel der ganzen Gruppe mehr Fülle und Gewalt und machen einen geiſterhaften Eindruck.

Es ſcheint, als wolle Baedeker das Werk nun liegen laſſen, ich habe aber doch einige Hoffnung, der Abſatz könne ſich durch das dritte Heft noch heben. Es gefällt, aber man weiß nicht, wie man es bekommen ſoll. In Eſtland iſt umſonſt Nachfrage danach, wie mir Gerhard ſchreibt, in Dresden wollten es ſich mehrere Damen anſchaffen, wußten aber nicht, wie dies zu machen ſei; das Verſchreiben iſt nicht jedermanns Sache. In einer Rezenſion der „Allgemeinen Kirchenzeitung" ſtand eine Aufforderung an Behörden und gemeinnützige Vereine, das Unternehmen zu unterſtützen, damit es nicht liegen bliebe. Sehr wünſchte ich das baldige Erſcheinen des dritten Heftes, da wir hier zum Herbſt den Prinzen Friedrich mit Gemahlin erwarten, denen ich unſer Buch gerne ans Herz legen möchte, vielleicht findet ſich durch Prinz Friedrich auch ein Weg zu dem Kronprinzen.

Du fragſt, ob Du meinen Kunſtaufſatz nun herausgeben ſollteſt. Wenn Du ihn alſo nicht ganz ſchlecht findeſt – und das ſcheint mir ſchon in Deiner Frage zu liegen –, ſo möchte ich allerdings ganz gern etwas von mir gedruckt ſehen, und magſt Du ihm auch immerhin meinen Namen um den Hals hängen, damit wir, Julchen und ich, öffentlich geachtete Perſonen werden.

Siegsfeld erzählte neulich, Voß' Tochter hätte die Raphaelſche Madonna ganz wunderſchön auf ein Sophakiſſen geſtickt. Denke Dir ſolchen Frevel!

*

W. v. K. an den Atti

Ballenſtedt, den 7. Sept. 1834. Ich habe jetzt das große Chriſtusbild für Uhlich angefangen. Es macht mir viel Freude, und ich glaube, es wird ein gutes Bild werden. Ich merke daran, daß ich einen Schritt vorwärts gekommen bin; vor vier Jahren machte ich einen Karton zu demſelben Gegenſtande, den ich noch habe und damit vergleichen kann. Ich habe nun Uhlich geſchrieben, daß er das Bild, wenn ich es bis zu dem Pömmelter Feſttag nicht fertig bekäme, nicht zu nehmen brauchte, ich würde es dann für mich behalten[1]. Für Fritz' [Krummacher] „Eliſa" zeichne ich als Titelblatt den Durchgang Eliſa's durch den Jordan, welches Bild mir auch ſo viel Freude macht, daß ich Luſt habe, wenn der Chriſtus fertig iſt, es in halber Lebensgröße zu malen. Nebenbei zeichne ich jetzt auch wieder einmal Medaillen, wie einſt in Petersburg. Mein Freund Gutſchmid, der vor kurzem aus Venedig zurückkam, iſt jetzt Feuer und Flamme für eine Verſchönerungsgeſellſchaft, die er in Dresden bilden

[1] Auch die Nachfrage in Pömmelte hat nicht ergeben, ob das Bild nach dort geliefert worden iſt. Vielleicht iſt das 1834 begonnene große Chriſtusbild dasſelbe, das in dem „Verzeichnis verkaufter Bilder" unter 1838 an erſter Stelle angeführt iſt [ſ. oben S. 285], leider ohne Angabe, an wen W. v. K. es geſandt hat.

will zu dem Zwecke, öffentliche Kunſtwerke anzulegen. Er hat bereits die Statuten aufgeſetzt und will dieſe dem Prinzen Johann überreichen, und für dieſe Statuten muß ich ihm zwei Medaillen zeichnen.

Ich freue mich, daß Dir die beiden Gedichte nicht mißfallen haben. Die falſchen Reime ſtören mich aber nicht, im Gegenteil haben ſo ſtumpfe Reime etwas Wohltuendes für mich; ſie kommen mir vor wie der feine Ton in der Geſellſchaft, der ungezwungen doch paßt — willſt Du mich über dieſen Geſchmack recht tüchtig auslachen, ſo habe ich nichts dawider und lache mit. Aber den Schluß des Liedes: „In meinem Herzen lebt ein heil'ges Bild" [vgl. S. 272] möchte ich durchaus nicht verändern. Bei der von Dir vorgeſchlagenen Änderung: „Mir bangt nicht mehr vor dunklen Todesnächten, O heilig Bild, mein Gott iſt mir zur Rechten" fehlt das verbindende „nun", „nicht bangen" iſt noch nicht „nicht kennen". Auch Dein „Seligkeiten" und „Freuden" ſagt mir nicht zu, denn erſtens wäre „Freuden" ein ebenſo unreiner Reim, und zweitens wäre der Kontraſt mit „Trauerweiden" weniger ſcharf, der dieſen Vers durch die plötzliche Herabſtimmung intereſſant macht. So rede ich denn meinem Machwerk das Wort, wie es denn eine alte Erfahrung iſt, daß Dilettanten mit ihren Werken zufriedener ſind als Künſtler.

Mir ſcheint, die Sprache kann im Liede gar nicht einfach genug ſein; je weniger gezwungen, je natürlicher der Ausdruck und die Worte ſind, je tiefer ſchlagen ſie in meinem Innern an — verſteht ſich, wenn die Idee, der ſie die Form geben ſollen, poetiſch iſt. Ich finde in den Liedern der beiden erſten deutſchen Dichter, die ich kenne, dieſe unbeſchreibliche Einfalt, bei Goethe und Paul Gerhardt, welche große Ähnlichkeit haben, nur verſchiedene Felder bebauten. Auch finde ich dieſe Einfalt und das Ungeſuchte in den beſten Raphaelſchen Bildern, die ſo ſind, daß ein Unkundiger denkt, ein jedes Kind könne ſie erfinden. Der Gehalt macht's, nicht die Form — ſo war Napoleon, wenn man ihn kommandieren ſah, in ſeinem grauen Überrock und ſchlichten Hut impoſanter als ſeine goldgeſtickten Generale.

Doch beiſeite die Poetik — die ſchönſte Poeſie erlebe ich jetzt durch Julchens Liebenswürdigkeit, die zwar immer bemerklich groß war, ſeitdem ſie aber in Bremen war, geradezu überſchwänglich benannt zu werden verdient. Ich brauche eine Frau, die mit mir Unſinn treiben kann. Adelheid iſt am 27. Auguſt in Volkmanns Begleitung zurückgereiſt. Volkmann war die acht Tage lang überaus ſelig und genießend bei uns. Wir wanderten ſelbander auf die Victorshöhe und hielten da, den Kopf auf großen Steinen, eine vortreffliche Nachmittagsruhe — ich erinnere mich nicht, je ſo comfortable und prächtig geſchlafen zu haben; machten auch eine Wagenpartie nach der Roßtrappe, es war rührend, die kleine Anna auf den Felspfaden hinwandeln zu ſehen. Wenn wir nicht disputierten oder ſpazierten, ſo dichtete er augenblicklich und hat mindeſtens ein halb Mandel Gedichte in meiner Sophaecke unter allem Kindergeſchrei herfürgebracht. Gerhard war höchſt aimable gegen ihn und

macht Deiner Influenza alle Ehre. Gegen mich iſt mein Herr Sohn ſehr gehorſam, allenfalls auch gegen Mama, die kleinen Mädchen aber geringſchätzt er, trutzet ihnen und übt ſie in weiblicher Selbſtverleugnung. Jetzt erwarten die Kinder mit Sehnſucht den Onkel Sibler aus Dresden, der eine Woche bei uns bleiben wird; ich ſoll ihn auch porträtieren. Meinen Vetter Conſtantin, der vor acht Tagen mit Sally Zezſchwitz getraut worden iſt, erwarten wir auch, doch werden ſie wahrſcheinlich ihres vielen Gepäcks wegen nicht über Lübeck, ſondern über Berlin nach Rußland reiſen.

*

W. v. K. an ſeine Mutter

Ballenſtedt, den 21. Nov. 1834. Heute iſt hier endlich wieder Ruhe eingezogen, der Hof iſt fort nach Bernburg. Seit mehr als vier Wochen hat das gute Ballenſtedt auf dem Kopf geſtanden wegen der Feierlichkeiten zum Einzug des Herzogpaares[1]. Ballenſtedt wetteiferte mit Bernburg, da noch immer nicht entſchieden iſt, wo nun die Hauptreſidenz ſein wird; der Conferenzrat will den Herzog gern nach Bernburg haben. Hier iſt das ganze Schloß im Inneren erneuert worden, wobei mir die Reſtauration einer Anzahl von Bildern zufiel. Darunter waren auch die Porträts des ſel. Vaters von dem kleinen Prinzen mit der Piſtole [vgl. die Abbild. in den Jug.-Er.] und von der Prinzeß. Wie gut ſind dieſe Bilder doch!

Die Hofgeſellſchaft wurde am meiſten erregt durch das Feſtſpiel „Wolfgang", das Hoffmann gedichtet hat, und Gutſchmid noch einen Prolog dazu. Als am 30ſten October, dem Tage der Vermählung, ein großer Ball, dem wir uns nicht entziehen konnten, im Großen Gaſthof ſtattfand, kam der Kammerherr v. Alvensleben auf mich zu und wollte mir mit Gewalt die Rolle des Herzogs Georg des Frommen von Deſſau aufdrängen. Ich lehnte das natürlich ab. Am nächſten Nachmittag kam er, als ich in einem furchtbaren Aufzuge gerade mitten im Malen war, zu mir und brachte die Rolle gleich mit, in der feſten Überzeugung, daß ich ſie doch noch übernehmen würde. Es fiel mir ungeheuer ſchwer, ihn zu enttäuſchen, ich mußte ihm ſchließlich ſagen, daß es wider mein Gewiſſen wäre. Ich fürchtete, daß ich ihn dadurch gekränkt hätte, da er doch auch meinen wird, ein Gewiſſen zu haben, ſelbſt aber leidenſchaftlich gern Komödie ſpielt. Ein paar Tage darauf kam er aber ſehr freundlich wieder zu mir und fragte mich wegen der Koſtüme um Rat, und da ich ihm dann eine Anzahl ſauber gezeichnet ins Haus ſchickte, war alles wieder gut, und er fühlte ſich obendrein mir noch verpflichtet. Im Club hat er dann erzählt, er habe doch wenigſtens geſehen, daß es mir ſehr ſchwer gefallen ſei, ihm ſeinen großen Wunſch abzuſchlagen, ich hätte nun einmal ein Vorurteil wider alles Komödienſpiel. So hoffe ich, nun dieſe Plage ein für allemal los zu ſein.

[1] Der Herzog wurde bald nach ſeinem Regierungsantritt vermocht, ſich zur Ehe zu entſchließen, und warb um die Prinzeſſin Friedrike von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg (1811–1902). Die Vermählung fand am 30. Oktober 1834 auf Schloß Louiſenlund bei Schleswig ſtatt.

Ich habe in all der Zeit der allgemeinen Unruhe ſtill an meinem großen Chriſtusbild gemalt. Er ſteht nun ſchon da in ſeinem blauen Gewande mit der Fahne in der Hand. Auch einen kleinen Chriſtuskopf [ſ. die Abbild.] habe ich für Julchen zum Geburtstag gezeichnet; er erfreute ſie ſehr und nimmt ſich in einem ſchönen Rahmen aus hellem Holz an der Wand recht gut aus.

Am Donnerstag, den 13. Nov. fand nun der feierliche Einzug des Herzogs ſtatt mit unſerer niedlichen kleinen Herzogin. Am Tage vorher überraſchte mich die Prinzeſſin Friedrich von Preußen durch einen Beſuch. Sie hat in ihrem Geſicht noch ganz das Liebliche, was ſie früher ſo anziehend machte; ihre Augen erinnern ſehr an die der Gräfin Dohna. Die Prinzeß betrachtete mit offenbarem Intereſſe lange meinen Chriſtus wie auch die Bibelbilder, und war äußerſt freundlich. Ich kann nicht leugnen, daß bei der völligen Gleichgültigkeit, die der Hof bisher gegen mich gezeigt hat, dieſer Beſuch mir eine große Freude geweſen iſt. Am Einzugstage kündeten am Nachmittag um halb drei die Kanonen vom Schloß, daß die Herrſchaften die Grenze überſchritten hatten, an der ſie bereits von den Berittenen empfangen wurden. Die Allee füllte ſich nun immer dichter mit Menſchen, und um halb vier Uhr kam der Zug an. Vornweg ein Trompeterkorps auf Schimmeln und die berittenen Bürger, alle in blauer Kleidung mit breiten grün-weißen Schärpen, dann die berittene Jägerſchar mit Büchſen, hierauf der herzogliche Wagen, von den Stadtſchützen umgeben, dann ein anderer Sechsſpänner mit den beiden Prinzen von Holſtein, und zwei vierſpännige Poſtzüge, der eine mit den Hofdamen, der andere mit den beiden Kammerherren Lasperg und Siegsfeld. Hintennach ſtolperte ein langer Zug von wunderbaren Geſtalten mit langen ſchwarzen Flinten. An der Ehrenpforte vor Seelhorſts Haus ſtanden hundertundachtzig bekränzte junge Mädchen, die auch noch ein Gedicht überreichten, nachdem die Herrſchaften ſchon an der Ehrenpforte in der Stadt verſchiedene Carmina hatten über ſich ergehen laſſen müſſen. Mich freute an dem ganzen Einzug am meiſten, als ich hörte, die Herzogin habe die Anrede der Bürgerſchaft mit den Worten erwidert: „Ich komme hierher einzig und allein im Vertrauen auf Gott und hoffe, es werde mir gelingen mit Seiner Hilfe.“

Am Freitag war dann die große Illumination, um die ſich hier ſchon ſeit acht Tagen alles gedreht hatte. Ich hatte auch dazu beigetragen, indem ich für Seelhorſt, der auf ſeinem Dache außer einer großen Sonne auch noch ein Transparent haben wollte, den Entwurf zu letzterem gezeichnet habe. Seelhorſt hat ſich die Sache wohl fünfzig Thaler koſten laſſen, und Salmuth noch mehr. Wir machten es beſcheidener – Julchen hatte Tonleuchter grün umwunden und in jedes der acht Fenſter vier Lichter geſtellt. Gerhard tanzte vor Freude darüber wie toll in der Stube herum; ich konnte das ſehr genießen, denn ich war allein mit ihm und hütete das Haus, indem Julchen mit den anderen Kindern in Seelhorſts Equipage herumfuhr und die Mägde auch unterwegs waren. Als Julchen zurückkam, tat ich noch einen Sprung zu Seelhorſts hinauf.

Conrad

Anna

Bertha

„Zu Deinem Geburtstage schicke ich Dir hier drei kleine Zeichnungen Deiner Enkelkinder, die zwar nicht gerade en beau dargestellt, aber doch ähnlich sind. Julchen war sehr aufgebracht über Berthas Zopf auf der Zeichnung, der eigentlich als Nest amtl aufgewunden ist und nur zufällig heruntergefallen war, was ich nicht wußte."

W. v. K. an seine Mutter am 21. Nov. 1834

Die Tochter Bertha

Ölgemälde von W. v. K.

„Heute fing ich die Retouche von Berthas im October angefangenem Bild an. Ich malte das rote Sammetkleidchen, die weißen Ärmel und die Haare mit großem Fleiß."

W. v. K.s Tagebuch am 11. Febr. 1833

Die Illumination war wirklich brillant. Im einzelnen hat es dabei manch ſpaßhafte Inſchriften gegeben. An der „Stadt Bernburg" war als Transparent ein Saufbruder dargeſtellt mit der Unterſchrift: „Ob ich gleich von Braunſchweig bin, hab ich doch für Anhalt Sinn." Der Hofbäcker hatte im Fenſter einen Kelch mit dem Auge darüber und der Unterſchrift: „Es iſt vollbracht", der Hoffleiſcher zwei dicke Herzen mit der Unterſchrift: „Wo gute edle Herzen thronen, wird Fleiß und Treue ſtets belohnen, und hier iſt gut wohnen", der Hofſattler Machzum, uns gegenüber, einen nackten Kerl mit einem großen ſchwarzen Barte wie ein Ruſſe, darunter die Verſe:

Umſonſt, Apollo, ſtimmſt du die goldenen Saiten der Lyra,
Nimmer tönt ſie ſo rein, als heute im Herzen des Volkes
Dir, Alexander Carl, und Dir, geliebte Mutter des Landes,
Tönet im Willkommenruf heute Segen und Heil.

Der Dr. Hoffmann hatte ein Transparent, darſtellend Schloß Louiſenlund, mit der Unterſchrift: „Geſegnet ſei der ſchöne Bund, geſchloſſen in Louiſenlund." Einer hatte geſchrieben: „Sei froh und glücklich, Carl! Carl beglücke auch uns und bleibe in Ballenſtedt!" (was übrigens nach einem Ausſpruche der Herzogin nun wirklich geſchehen ſoll), ein anderer hatte ein Füllhorn, aus dem viele Kinder gerade in eine Wiege purzeln. Das Herrlichſte aber war der Vers:

Dem allverehrten Herzog, dem vielgeliebten Dux
Wünſcht reichen Eheſegen der Sattlermeiſter Fuchs.

Ich bitte Dich, liebe Mutter, teile dieſe Illuminationscurioſa doch unſerem alten Roller mit, ſie werden für ihn eine beſondere Erquickung ſein.

Am Sonntag war dann Feſtgottesdienſt mit Muſik und Kanonen, und abends ein Fackelzug der Bergleute, der bei ihrer ernſten Tracht beſonders feierlich wirkte. Montag war Feſtkonzert. Ich bin dem allen ausgewichen und habe in dieſer Zeit, in der es zum Malen doch zu unruhig war, fleißig an meinem religiöſen Roman geſchrieben, den ich ſeit dem September wieder vorgenommen habe. Ich war daher nicht wenig erſtaunt, als ich am Dienstag morgen plötzlich eine Einladung zur Tafel erhielt. Hier wurde ich der Herzogin vorgeſtellt, die mir ſehr holdſelig ſagte, ich ſei ein ausgezeichneter Künſtler, und ſie wolle ſich von mir malen laſſen. Bei Tiſch ſaß ich der Herzogin ſchräg gegenüber, ſodaß ich mit ihr und der Prinzeſſin Friedrich, die neben ihr ſaß, ſprechen konnte. Die Herzogin ſcheint, ſo wie ſie es körperlich iſt, auch geiſtig ein überaus zartes, ätheriſches Weſen zu ſein von großer Geſcheitheit. Ohne ſchön zu ſein, hat ſie doch ein feines und einnehmendes Geſicht; ihre Leutſeligkeit hat hier alle Welt bezaubert. Nach der Tafel begrüßte mich auch der Herzog ſehr herzlich, dann paſſierte es mir, daß ich den einen Bruder der Herzogin, den ich für einen Holſteiniſchen Kammerherrn hielt, ganz gemütlich anredete: „Na, wie gefällt's Ihnen denn hier?" Ein beſonders langes Geſpräch hatte ich mit dem jungen Prinzen Alexander von Preußen, dem Sohne unſerer Prinzeß Friedrich, der, obgleich er erſt vierzehn Jahre zählt, doch ſchon repräſentieren kann wie ein alter Herzog.

Den Tag darauf kam dann wirklich der Kammerherr Siegsfeld feierlich im Auftrage der Herzogin zu mir und eröffnete mir deren Abſicht, ſich von mir malen zu laſſen, und zwar je eher je lieber, ſobald die Feierlichkeiten in Bernburg beendigt wären. Demnach muß ich alſo noch im December nach Bernburg. Ich freue mich, auf dieſe Weiſe die Herzogin näher kennen zu lernen. Hoffentlich gelingt mir das Bild. Leid tut es mir aber, daß ich jetzt das Malen am Chriſtusbild einſtellen muß, da ich die wenigen Farben, die ich noch habe, für die Herzogin ſparen muß, denn die bei Heuer beſtellten kann ich bis dahin noch nicht erwarten.

Am Mittwoch Abend ging ich dann zu dem Feſtſpiel ins Theater, hauptſächlich um mir das Geſicht der Herzogin zu imprimieren; ich ſtellte mich deshalb ganz nahe an die Loge, um ſie bequem ſehen zu können. Die Aufführung war ſehr mäßig, obgleich Einzelne recht gut ſpielten. Wie froh war ich, daß ich nicht mitſpielte, denn zu Ende des Stückes fielen alle auf die Knie und ſangen ein geiſtliches Lied, wobei ſich jeder bemühte, ſo ſchön als möglich zu beten. Die reine Blasphemie! Ich habe nachher mit Hoffmann ſehr ernſtlich über dieſes Gebet auf der Bühne geſprochen – er entſchuldigte ſich, er hätte das Stück ſchon vor zehn Jahren geſchrieben und würde es jetzt gewiß ganz anders machen, das Gebet aber ſei improviſiert geweſen und habe auch ihm ſehr mißfallen.

Das ſchönſte Geburtstagsgeſchenk war mir geſtern, als Hoffmann abends zu mir kam, der eben eine lange Unterredung mit der Herzogin gehabt hatte und ganz erfüllt war von der ernſten chriſtlichen Geſinnung, die ſie gezeigt habe. Sie habe geſagt, unter einem Chriſten verſtände ſie nicht jemand, der an Gott und die Unſterblichkeit der Seele glaube, ſondern einen, der glaube, daß Chriſtus der Sohn Gottes und unſer Aller Seligmacher ſei. Oh, was wäre doch das ein Segen für das ganze Land und ein Glück für uns hier, wenn unſere Herzogin eine gläubige Chriſtin wäre! – verſchütten wird ſie gewiß nichts und nichts verderben durch kopfloſen pietiſtiſchen Eifer, denn ſie iſt ausnehmend klug und hat ſich mit merkwürdiger Umſicht benommen. So wollen wir denn Gutes hoffen. Ihren Trautext hat ſie ſich ſelbſt gewählt: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal, haltet an im Gebet.“

Zu Deinem Geburtstage, liebe Mutter, ſchicke ich Dir hier drei kleine Zeichnungen Deiner Enkelkinder, die zwar nicht gerade en beau dargeſtellt, aber doch ähnlich ſind [ſ. die Abbild.]. Julchen iſt ſehr aufgebracht über Berthas Zopf auf der Zeichnung, der eigentlich als Neſt antik aufgewunden iſt und nur zufällig heruntergefallen war, was ich nicht wußte.

Was Du von der Einrichtung eines Hausgottesdienſtes ſchreibſt, wird nicht leicht auszuführen ſein; es kann gewiß ſehr heilſam ſein, aber es kann auch mehr Schaden als Nutzen bringen, doch will ich es mir mit Julchen recht ernſtlich überlegen. Da, wo die Leute mit der Herrſchaft enger zuſammenleben, namentlich zuſammen eſſen, oder aber, wo ſie weniger mit der Herrſchaft verkehren und auch weniger zu tun haben, wie es bei Dohnas der Fall war, da iſt's ſchon leichter – namentlich

gehört aber dazu eine feſte Ordnung in der Einteilung des Tages, die ich durchaus nicht herbeizuführen weiß. Die Kirche bietet hier freilich bisjetzt nicht viel, obgleich ſie immer noch weit beſſer iſt als die Schmaltzſche und Ammonſche und jetzt beſonders eine Beſſerung zu hoffen ſteht.

W. v. K. an ſeine Frau Julie

Bernburg, den 19. Dec. 1834. Nun hauſe ich ſchon drei Tage wieder in dem Zimmer der „Kugel", in dem ich ſchon ſo manches erlebt: hier wohnte ich als Knabe mit meinem ſel. Vater, und hier bekam ich damals den Repuls von Deinem Vater, der ſo ſehr wehe tat. Am Mittwoch ging ich früh gleich zu Lasperg, um mich zu melden; ich ſah ſeine niedlichen Kinderchen, die ungefähr in Berthas und Annas Alter ſind, und auch ein großes Bild der gelehrten Frau v. Rodde [vgl. S. 280 Anm. 6], der Mutter ſeiner verſtorbenen Frau. Lasperg bat mich, ihm ſeine Kinder zu malen. Wir gingen dann aufs Schloß, wo ich das Malzimmer, das mir zugewieſen iſt, ſehr nach meinem Geſchmack fand; als wir durch die Gemächer der Herzogin kamen, warf ich einen Blick auf die Bücher, die um ihren Nähtiſch ſtehen, und ſah da zu meiner Freude faſt lauter geiſtliche Schriften, darunter auch die Goßners.

Am Donnerstag gab mir dann die Herzogin die erſte Sitzung. Sie erſchien, begleitet von Fräulein Krohn[1], in einem äußerſt ſchönen Anzug, weiß mit Diamanten, ſodaß ihr Anblick ein wahres Gaudium war. Sie ſaß bei ihrem kindhaften Weſen außerordentlich unruhig, ſchließlich mußte Fräulein Krohn vorleſen, damit ſie nur ruhig ſaß. Übrigens beſtellte die Herzogin auch ein kleines Porträt der Fräulein Krohn als Geſchenk zur Silbernen Hochzeit von deren Eltern; ich ſoll es gleich am Montag hier anfangen. So ſegnet der liebe Gott mein Handwerk. Das Schönſte war, als ich die Naſe der Herzogin mit dem Zirkel maß. Sowie ich ihr dieſe angenehme Propoſition machte, ſprang ſie, anſtatt wie andere ſitzen zu bleiben, gleich auf, rannte auf mich zu und ſtreckte mir ihren Kopf entſetzlich ernſthaft entgegen. Schicklicherweiſe mußte ich nun, da ſie ſtand, auch ſtehend und nicht ſitzend Maß nehmen, und das, um meinen Kopf mit dem ihrigen in eine Linie zu bringen, weil ſie ſo klein iſt, halb kauernd tun — das war eine ſo furchtbar komiſche Szene, daß wir, als ich nun den Zirkel anſetzte, beide in ein lautes Lachen ausplatzten. Zu Mittag wurde mir der ganze Luxus von der Herzoglichen Tafel aufgetiſcht, ich nahm aber nur etwas Wildſchweinskopf zu mir und ſchickte alles andere wieder weg; mein Eſſen dauerte im ganzen kaum drei Minuten, dann zeichnete ich weiter und, als um drei Uhr die Damen wiederkamen, hatte ich zu ihrem Erſtaunen mein Köpfchen ſchon zuſammengezeichnet.

Heute früh war Lasperg mit ſeiner Schweſter da, um das Bild zu ſehen; ſie fanden es beide gut. Er meldete mir, daß der Herzog heute nachmittag zu mir kommen werde. Punkt drei Uhr trat der Allerdurch-

[1] Auguſte v. Krohn (1814–1902), geb. in Rendsburg, † in Greifau, ∞ 1836 mit Adolf v. Moltke (1804–1871), Bruder des Generalfeldmarſchalls.

lauchtigste herein und machte mir schon in der Tür einen tiefen Bückling. Er war zuerst sehr freundlich, freute sich über das Bild und eröffnete mir, er wolle auch von mir gemalt sein für seine Tante, ich glaube in Cassel. Dann aber wurde er auf einmal sehr verdrießlich und räsonierte entsetzlich, es rieche so nach Ölfarben, durchschnüffelte dabei alle Ecken und erklärte mir schließlich, ich hätte das schöne Zimmer ganz verdorben, hier könne kein anständiger Mensch wieder wohnen. Ich hätte ihm gern etwas erwidert, nur die Gegenwart der Herzogin hielt mich davon ab, doch kann ich nicht leugnen, daß ich mich tüchtig darüber geärgert habe.

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 30. Dec. 1834. Mit dem Bilde bin ich in Bernburg doch so weit gekommen, daß ich es auf Wunsch der Herzogin, die es dem Herzog bescheren wollte, am Heiligen Abende auf ihr Zimmer bringen konnte, freilich mit nassen Farben. Ich habe mich aber entschlossen, wenn ich wieder in Bernburg bin, um den Herzog zu malen, noch eine Zeichnung der Herzogin zu machen, damit ich nach dieser das Bild hier in Ruhe fertig malen kann. In Bernburg war es in den letzten Tagen recht hart für mich. Die Herzogin kam unpünktlich zu den Sitzungen, was mich immer gleich in Ärger bringt, und der Herzog hat mich schwer gekränkt. Zwei Tage vor Weihnachten kam er nach Tafel mit einer großen Gesellschaft in mein Malzimmer und fing gleich an, in der unerhörtesten Weise über das Bild zu skandalieren, es sähe affektiert aus usw., schließlich sagte er laut, sodaß es alle hören mußten: „Geben Sie sich mehr Mühe! Wenn es nicht ähnlich wird, nehme ich es gar nicht." Ich war sprachlos, konnte ihm vor der ganzen Hofgesellschaft ja auch nicht geziemend antworten. Als der Herzog fort war, fragte ich Lasperg, der allein zurückblieb, was in aller Welt ich denn nun tun sollte, da ich mir doch unmöglich auf solche Weise begegnen lassen könnte. „Nichts sich daraus machen! So spielt er uns allen von oben bis unten mit." Darauf ging ich zu Wolframsdorff[1], der sagte dasselbe und spielte, um mich zu beruhigen, mit mir ein paar Partien Schach. Ich war aber so aufgeregt, daß ich nicht schlafen konnte und noch bis zwei Uhr in meinem Zimmer umherrannte mit dem ernsthaften Gedanken, meinen Abschied zu nehmen.

Am ersten Feiertage ging ich vor meiner Abreise noch zu Fräulein v. Bahrendorf – das ist die erste Hofdame der Herzogin –, um mich zu verabschieden. Sie sprach sehr mütterlich mit mir; sie habe gesehen, wie sehr mich des Herzogs Äußerung gekränkt habe, aber ich sollte doch ja kein Gewicht darauf legen, ihr ginge es, obgleich sie eine ältere Dame sei, nicht anders. Der Herzog wisse in solchen Fällen gar nicht, was er rede. Sie hätte gewünscht, daß ich es miterlebt hätte, wie sehr das Bild am Heiligen Abend dem Herzog gefallen habe; die Herzogin habe ihn gefragt, ob er es noch affektiert fände, worauf er antwortete: „Nein,

[1] Moritz v. Wolframsdorff (1798–1888), Offizier in Bernburg, × 1830 mit Adelheid v. Seelhorst (1803–1871), einer Tochter des Hofmarschalls.

gar nicht; es sieht so hübsch aus, wie Du immer aussiehst, und ich freue mich doch sehr."

Über die Herzogin kann ich mir noch kein rechtes Urteil gestatten. Sie scheint eine gläubige Christin zu sein, aber ich bin noch zu keinem religiösen oder auch nur ernsten Gespräch mit ihr gekommen. Sie hat einen sehr gesunden, unverdorbenen, wackeren Sinn und auch ihren hohen Beruf, wie mir scheint, voll begriffen. Unbegreiflich freilich bleibt mir diese Heirat. Der Kammerherr Lasperg, der die ganze Ehe gemacht hat, hat ihr den Herzog geschildert, wie er ist, sie hat auch vor ihrem Entschlusse seine persönliche Bekanntschaft gemacht, ihre Mutter soll ihr abgeraten haben, aber sie hat doch ja gesagt. Sie soll auch jetzt gleichmäßig froh und heiter sein, aber sie weiß offenbar noch gar nicht, was eine Ehe eigentlich ist. Ihre Hofdamen, die ihre Freundinnen sind, gefallen mir gut; daß sie solche Freundinnen hat, bürgt für ihren Charakter. Für das Ideale, also auch für die Kunst, scheint sie wenig Sinn zu haben – so wird sie mir wohl ewig fremd bleiben.

Was war das für eine Wonne, als ich am ersten Feiertagabend wieder bei Julchen saß und ihr mein Herz ausschütten konnte und dabei zum erstenmal wieder mit Appetit mein Stückchen Sülze verzehrte – in Bernburg hatte mir kein Bissen geschmeckt, wenn er auch noch so lecker war. Da Julchen mit der Weihnachtsfreude auf mich gewartet hatte, bescherten wir erst am zweiten Feiertag. Der Seligste war Gerhard, der auf seinem Tischchen ein hübsches Pferd mit Rädern und eine Arche Noah fand. Er hatte für nichts Augen als für das Pferd und rief in einem fort unbeschreiblich entzückt: „Hotto, Hotto!" Jetzt hat er alles, Hotto und Arche, bereits spurlos zerwirkt, doch leben sie noch in seiner Erinnerung, und es ist rührend, seinen Jammer anzuhören, wenn er nach seinen Tieren verlangt und man bei jedem sagen muß: „hat Gerhard entzwei gemacht, ist fort" – dann dreht er seine kleinen dicken Händchen um und sagt weinerlich und innig betrübt bei jedem Tiernamen: „fot, fot." Alle Tiere aus seiner Arche ruft er einzeln, und da keins mehr übrig ist, bejammert er sie auch alle einzeln, besonders Hotto, Wauwau und Elewande, welches seine Favoriten waren. Der Kleine kann hinreißend liebenswürdig sein, macht aber mit seiner entsetzlichen Lebendigkeit Julchen viel Not. Für mich hat er jetzt eine besondere Zärtlichkeit; er klopft und tobt so lange an meiner Tür, bis ich ihn hereinlasse und ihm Janitscharenmusik vorsinge, wo er denn so andächtig auf meinem Schoß sitzt und zuhört, wie ein Kenner im Konzert; bisweilen drückt er mir dann, wenn ihn eine Stelle sehr entzückt, auch ein zärtliches Küßchen auf den Mund. Seit gestern sind wir etwas besorgt um ihn, er hat Fieber, und Curtze meint, es scheine fast, als ob er die Masern bekäme.

*

23. v. K. an Ernst v. Heynitz

Ballenstedt, den 11. Jan. 1835. Manchmal wünsche ich mir, ich wäre auch Landwirt – den Vorzug hat Dein Stand, daß das Gelingen

Deiner Arbeit nie von Dir gefordert werden kann. Ich sage Dir, es ist zum Steinerweichen, wenn man Einfälle haben soll und es fällt einem nichts ein, besonders wenn man Anderen solche Einfälle versprochen hat, die nun mit dem Beutel in der Hand daneben stehen wie die Dresdener Dirnen am Bäckerladen, wenn sie auf die warmen Brezeln warten. Anietzo habe ich besonders bösen Stand, da ich meine Herzogin malen muß, und zwar in Bernburg, wo ich das Bild schon begonnen habe und wohin ich morgen zurückkehren muß, obgleich jetzt meine gesamte Nachkommenschaft an den Masern darniederliegt und meine arme Frau ohne Beistand ist. Die Sache wird länger dauern, da ich zugleich auch noch den Herzog porträtieren soll. Von der Gêne, unter der ich dort zu malen habe, kannst Du Dir keinen Begriff machen, da Du kein Maler bist. Das Schlimmste aber ist, daß unser unberechenbarer Dux mich sogar einmal vor seinem ganzen Hofstaat auf so unerhörte Weise beleidigt hat, daß ich nahe dran war, meinen Abschied einzureichen. Die Herren vom Hofe trösten mich zwar damit, daß er's ihnen allen nicht besser mache – aber ich frage Dich: Ist das ein Trost? So unter Beleidigungen und Störungen aller Art ein Wesen zu malen, das nicht einen Augenblick ruhig auf seinem Postament sitzt und nie zur rechten Zeit erscheint, das, glaube mir, ist eine Aufgabe – und gelingt es nicht, so hackt hier alles auf mich ein.

Ich sehe mein Hofmalerverhältnis jetzt recht als eine Schule Gottes an. Wie oft habe ich weise geredet, wie eitel alles Streben nach äußerer Freiheit sei und wie, möchten die äußeren Verhältnisse sein wie sie wollen, daß einzig Wertvolle die geistige Freiheit durch die Gotteskindschaft sei – und nun kommt der Dux und kränkt mich, und augenblicklich bin ich so unfrei, das ich gleich an Fahnenflucht dachte. Es gehörte doch nur etwas Liebe und Demut dazu, um diese Schmach zu ertragen – nur ganz wenig Demut, denn diese Schmach ist von der Art, daß sie nicht einmal von der Welt als entehrend angesehen wird. Aber nicht einmal so ein bißchen Demut war in dem Schrank meiner guten Eigenschaften zu finden. Ich bin eben zu reizbar und von jeher denen sorgfältig aus dem Wege gegangen, die mich einmal mit Absicht gekränkt oder auch nur in kränkende Verlegenheit gebracht haben – und nun führt mich mein Beruf gerade in den Dienst des Hauptkränkers von ganz Anhalt. Das ist aber so die Art Gottes, daß er solche Leute wie mich, die sich für ihn bekennen, ohne ihm doch recht innerlich anzugehören, beim Worte nimmt, sie in die Kreuzschule schickt und ihr Examen machen läßt beim Professor Dux, um dahinterzukommen, ob sie's ernst meinen.

Ich bin doch auch Dein Hofmaler gewesen etliche Jahre lang, und ich danke es Dir hiermit, daß Du mich niemals gekränkt hast; ich glaube, ich hätte mit Dir altem Knasterbart leben können bis an den Jüngsten Tag, ohne daß ich mich ein einziges Mal an Dir gerissen hätte. Mein Aufenthalt in Deinem Hause bleibt mir eine unvergeßliche liebe Zeit. Meine Frau und ich denken gar oft mit Wehmut zurück an unser ganzes dortiges Verhältnis, das uns denn freilich unverändert vorschwebt, wie es war, und

nicht wie es jetzt sein würde, wo unser lieber Freund so viel verloren hat, daß wir uns unseres Glückes schämen müßten. Was war das schön, wenn Du mit Deiner Pfeife und jenem Schlafrock, in welchem Du aussahst wie der Barbier von Sevilla, in mein Malzimmer tratest und sahest etwa meinen Nikodemus an und sagtest: „Der hat so ein Gesicht" und zogst dabei eine scheußliche Fratze – dann wußte ich, woran ich war, und wenn Du weg warst, strich ich meinen Nikodemus weg. Mein einziger Ratgeber ist jetzt meine Frau, und, weil ich sie in Bernburg nicht bei mir habe, bin ich schon um deswillen um das Gelingen der Herzogsbilder besorgt. Ich sagte dies auch der Herzogin, und sie erwiderte: „O wie schade, daß Ihre Frau nicht da ist", ich räusperte mich und scharrte mit dem Fuße, dachte, sie brauchte sie ja nur mit Kind und Kegel nachkommen lassen – aber es fiel ihr nicht ein.

Nun, ich hoffe, vielgeliebter Freund und Bruder, Du kommst im Frühjahr mit Dora und unterstützest mich mit Deinem künstlerischen Rat, Du verkappter Maler. Sihler ist Euch ja schon mit seinem lobenswerten Beispiele vorangegangen und hat es ganze sechs Tage bei mir ausgehalten. Mir wird unsere schöne Ballenstedter Gegend noch lieber werden, wenn ich sie erst mit Dir durchstreift habe. Wenn Du kommst, schenke ich Dir auch einen Pfeifenkopf, auf dem Ballenstedt gemalt ist, und Dora kriegt eine Tasse mit einem dito Bild. Wer nicht kommt, kriegt nichts.

*

W. v. K. an seine Mutter

Bernburg, den 22. Jan. 1835. Die ganzen zehn Tage, die ich nun wieder hier bin, habe ich eigentlich nichts getan, als die Kreidezeichnung der Herzogin nach dem Ölbilde angelegt. Der Herzog, der es erst nicht abwarten konnte, daß er gemalt wurde, sodaß ich meine arme Frau mit den kranken Puttchen allein lassen mußte, schob die erste Sitzung immer weiter hinaus. Die Herzogin besuchte mich öfter bei der Arbeit, mit augenscheinlichem Wohlgefallen an der Zeichnung; gestern hat sie mir nun wieder zum erstenmal gesessen. Es ist eigen, daß dieses Bild nicht ähnlich wird, obgleich es mir in allem Übrigen viel besser gelingt, als je vordem ein Bild. Es ist Halbfigur mit zwei Händen [s. die Abbild.], und ich bin nun mit der sehr ausgeführten Zeichnung soweit fertig, daß ich in Ballenstedt ruhig danach malen kann. Hände, Stoff, alles ist gelungen, die Stellung leicht und graziös, auch die Gestalt sehr ähnlich, aber der Kopf ist in einer Wendung, an der alle meine Mühe scheitert. Die Herzogin selbst ist aber äußerst zufrieden. Wir hatten gestern das erste tiefere Gespräch. Ich hatte am Montag auf Clauß' Einladung die Oper „Joseph und seine Brüder" von Méhul gehört und erzählte der Herzogin, wie mächtig es mich ergriffen habe, die alte Patriarchenzeit so lebendig vor meinen Augen zu sehen. Das löste auch ihr die Zunge – so kamen wir in das erste geistliche Gespräch, und die Herzogin sprach sich recht aus wie eine gläubige Christin. Sie fragte mich auch, ob ich es für richtig hielte, wenn die evangelischen Regierungen dem Rationalismus mit äußeren Mitteln begegnen

würden. Ich antwortete ihr, das sei meiner Meinung nach das Schlimmste, was sie tun könnten; wenn die Regierungen für tüchtige evangelische Lehrer auf den Hochschulen sorgten, so hätten sie alles getan, was sie tun dürften. Da stimmte sie mir völlig zu. Wer hätte sich aber ein solches Gespräch bei Hofe auch nur träumen lassen, als ich in dieses Heidenland einzog! Ich hatte eine solche Freude, daß ich das Nichtgelingen meines Bildes ganz darüber vergaß.

Heute habe ich nun auch die erste Sitzung vom Herzog gehabt. Mir war recht bange davor. Noch vorgestern, als ich ihm begegnete, gab er mir einen Blick, als wolle er mich erwürgen lassen – ich bat Gott, daß er mir Ruhe und Gleichmut schenken möge, wenn der Herzog mich wieder kränken würde. Als ihn die Herzogin heute morgen selbst auf mein Zimmer brachte, war er aber bei der besten Laune und verharrte auch, solange er bei mir war, in einem einzigen Lachen. Besonders amüsierte es ihn, als ich ihm sagte, ich glaubte verhext zu sein, weil das Bild der Herzogin trotz aller Mühe immer noch nicht ähnlich werde; wenn dieser Zauber wiche, wolle ich eine Bouteille Champagner auf seine Gesundheit trinken. Da er, so oft er in mein Malzimmer kommt, in allen Ecken herumschnüffelt, ob ich was verdorben, und auch jedesmal in das Nebenzimmer guckt, hatte ich heute in diesem meine Gliederpuppe so aufgestellt, daß sein erster Blick darauf fallen mußte. Richtig, er ging auch bald nach der Türe und stand, als er sie öffnete, dem Gliedermann gegenüber, worüber er anfänglich etwas erschrak, nachher aber sich königlich amüsierte. Nach einer Stunde ging er, und ich schloß die Türe. Da hörte ich etwas an der Tür krabbeln, machte auf – es war die Herzogin, die höchst eigenhändig ein schweres Bild ihrer Schwester geschleppt brachte, um es mir zu zeigen. Sie sagte, der Herzog müsse sich ja trefflich bei mir amüsiert haben, er sei von der goldensten Laune gewesen, als er von mir gekommen. Sein Bild fand sie sprechend ähnlich und Clauß, der mich später besuchte, ebenfalls. Diesen Esau also hätte Gott bezwungen – wer hätte das gedacht! Alle Welt bedauerte mich hier wegen dieses Auftrags. Nun ist aber das Schlimmste überstanden, da ich die Ähnlichkeit habe.

*

W. v. K. an seine Frau Julchen

Bernburg, den 30. Jan. 1835. Dem Herzog gefällt die Malerei so gut, daß er jetzt in einem fort sitzen will. Du wirst mich darum kaum früher als in acht Tagen zurückerwarten können. Heute gab es mal wieder köstliche Szenen. Zuerst wollte der Herzog in der neuen Jägeruniform – es ist dieselbe, in der Gutschmid am 1. Januar zum erstenmal bei uns erschien – gemalt sein, dann entschloß er sich für den Frack, zog diesen aber beharrlich nicht an. Da er heute besonders gut gelaunt schien und trotz aller Vermahnung wieder im Überrock kam, sagte ich: „Durchlaucht, das ist aber kein Frack." – „Ja, den müssen Sie sich dazu denken. Ich habe keine Lust, mich hier zu erkälten." – „Da haben Durchlaucht recht, die Gesundheit geht allem vor. Mir kann's übrigens einerlei sein,

was der Frack für einen Schnitt kriegt. Wenn ich nach Ballenstedt komme, werde ich meinen Freund Gutschmid bitten, seinen Frack anzuziehen und mir zu sitzen. Dann wird's eben der Kopf vom Herzog und der Leib vom Herrn v. Gutschmid." – „Nein, da will ich doch lieber nach Tafel im Frack herkommen." Nach Tisch kam er richtig im Frack und brachte die Herzogin mit. „Ich sehe auf dem Bilde viel zu alt aus – sagte er – vierzig Jahre zu alt, das muß man drunter schreiben." Die Herzogin prustete vor Lachen. Von dem Bilde der Herzogin sagte er: „Ich weiß nicht, das Gesicht sieht so übernatürlich aus, so wie eine Herrnhuterin."

Ich bin jetzt sehr zu Gnaden angenommen. Zweimal war ich schon zur Tafel geladen und gestern zu einer großen Assemblée, auf der auch Frau v. Hoym erschien. Zwischen Tee und Souper produzierte im großen Saal ein Herkules namens Theodorowitsch seine Kräfte und Attitüden; er fing damit an, daß er in jede Hand einen Herzoglichen Jäger und einen dito ins Maul nahm und so umherspazierte. Bei der großen Tafel am vorigen Sonntag saß ich neben dem alten Baurat Bunge, der das Bernburger Schauspielhaus erbaut hat und ein alter Vertrauter des Herzogs ist, und unterhielt mich sehr angenehm mit ihm über künstlerische Gegenstände, als der Herzog, dem wir gegenüber saßen, auf einmal ganz wütend auf Bunge losredete, was das für ein Zugwind im Theater sei, er werde sich da noch zu Tode erkälten, er wolle das ganze Haus mit Kanonen zusammenschießen lassen, worauf Bunge ganz gemütlich antwortete: „Ja, wenn wir nur die Kanonen dazu hätten! Ohne die wird's schwer gehen." Da war der Herzog besänftigt, und alles lachte.

*

W. v. K. an seine Schwester Adelheid

Ballenstedt, den 8. Febr. 1835. Gestern abend bin ich erst von Bernburg zurückgekommen. Du hast richtig geweissagt: ich bin nicht wieder gekränkt worden, sondern im Gegenteil ganz außerordentlich gut mit meinem Bruder Esau ausgekommen. Leicht ist das ja nicht. Einen Abend, als ich bei Hofe war, unterhielt er sich während des Tees bloß mit mir und war dabei unbeschreiblich fidel, und als es dann zum Souper ging, warf er mir einen Blick zu, als wolle er mich fressen – so wechselt das immer, und niemand weiß eigentlich, wie er mit ihm dran ist, außer dem Kammerherrn Lasperg, der nach des hochseligen Herzogs Tode gleich zu ihm gegangen ist und ihm gesagt hat: „Da Ihr Herr Vater nun tot ist und ich also der Pflicht, als Gouverneur um Ihre Person zu sein, enthoben bin, so bitte ich hiermit um meinen Abschied, es sei denn, daß Sie mir erlauben wollten, Ihnen allezeit, wie früher, frank und frei die Wahrheit zu sagen. Wollen Sie das, dann bleibe ich, weil ich Ihnen dann nützen kann." Der Herzog bat ihn zu bleiben und, obgleich er auch ihn wie alle anderen zuzeiten in voller Öffentlichkeit kränkt, hat er doch im ganzen einen hohen Respekt vor ihm. Lasperg setzt, wenn er will, alles gegen ihn durch. Ihm habe ich es auch zu danken, daß der Herzog, der die erste Sitzung von einem Tag auf den anderen verschob und mich dadurch

unnütz aufhielt, mir endlich doch an einem beſtimmten Tage ſaß, und er hat auch, als ich fertig war, den Herzog, dem die Sache Spaß machte und der nun durchaus noch alle Tage gemalt ſein wollte, veranlaßt, daß ich endlich wieder nach Hauſe konnte.

Mit der Herzogin bin ich nun auch viel näher bekannt geworden. Sie iſt wie ein Kindchen ſo innerlich gütig, freundlich und anſpruchslos, ſodaß ich manchmal ganz gerührt wurde, wenn ich ſie ſo daſitzen ſah. Freilich ſcheint mir ihr Weſen noch recht nach außen gerichtet und ohne jedes poetiſche und künſtleriſche Intereſſe; wohl aber hat ſie viel Verſtand. Als ich ihr mein Bibelwerk überreichte und ihr alle Bilder ſelbſt erklärte, war ſie, wie es ſchien, ſehr ergriffen, was ſie aber dabei wirklich intereſſierte, war eigentlich nur die Bedeutung der Randzeichnungen, weil damit ihr Verſtand ſich beſchäftigen konnte. Die Herzogin erzählte mir übrigens auch, ſie hätte einen ſehr ſchönen Brief von Mutter geleſen, den Schubert veröffentlicht habe[1]; ich ſagte ihr darauf, wie ſehr fatal Mutter dieſe Indiskretion Schuberts geweſen wäre, und daß ſie ihm ſeit jener Zeit nicht mehr geſchrieben habe. Daß ich der Herzogin übrigens gefallen habe, glaube ich nicht, denn ſie hat zu Fräulein Bahrendorf geſagt: „Der Herr v. Kügelgen iſt ein recht guter Mann, wenn er nur nicht ſo entſetzlich beſcheiden wäre"; ſo ein Weſen, wie es Conſtantin hat, würde ſie, glaube ich, ſehr anziehen.

Dem Kronprinzen [Friedrich Wilhelm IV.] von Preußen habe ich nun auch alle drei Hefte des Bibelwerks in einem Prachtband, den Baedeker beſorgt hat, überreicht, auf Heynitz' Rat durch Vermittelung des Grafen Brühl. Auch dem guten Grafen Groeben[2] habe ich es geſchickt. Ich weiß nicht, ob Du Dich noch erinnerſt, wie er 1813 im „Gottesſegen" bei uns war [vgl. Jug.-Er. S. 104]. Damals habe ich ihm als Junge verſprochen, ich wollte, wenn ich groß wäre, eine Schlacht für ihn zeichnen. Nun iſt dies zwar keine Schlacht, aber doch die Darſtellung des großen Kampfes zwiſchen Licht und Finſternis, den die Kirchengeſchichte bildet.

Was wirſt Du nun aber ſagen, wenn ich Dir zu Deinem Geburtstage ins Ohr flüſtere, daß im Mai höchſtwahrſcheinlich der kleine Friedrich Adolph erſcheinen wird; wird es aber ein Mädchen, ſo ſoll es Auguſte heißen, um das alte Verſprechen einzulöſen. Wir haben von der Sache bis jetzt geſchwiegen und Mutter damit hoffentlich manche Sorge erſpart.

*

[1] G. H. v. Schubert hat den intimen Brief, den ihm W. v. K.s Mutter am 15. April 1820, kurz nach der Ermordung ihres Gatten geſchrieben hatte [abgedruckt in „Helene Marie v. Kügelgen", Stuttgart, Belſer, S. 248ff.], in ſeinen „Mitteilungen aus dem Reiche Gottes" in der Hengſtenbergſchen „Evangeliſchen Kirchenzeitung" vom 6. Juni 1829 veröffentlicht. Die Perſonen- und Ortsnamen ſind zwar nur mit den Anfangsbuchſtaben angegeben, dieſe Anonymität war aber damals noch ſehr durchſichtig, da der Mord noch in Aller Erinnerung war.

[2] Karl Graf von der Groeben (* 1788, † 1876 als General der Cavallerie) war ſeit 1829 Flügeladjutant des Königs Friedrich Wilhelm III. und gehörte zum engeren Kreiſe des Kronprinzen.

W. v. K. an ſeine Mutter

Ballenſtedt, den 8. März 1835. Ich bin Dir ſehr dankbar, daß Du meiner Julie zu ihrer Niederkunft eine Freiſtatt vergönnen und auch die Kinder mit aufnehmen willſt. An guter ärztlicher Hilfe würde es zwar auch hier nicht fehlen, aber Deine mütterliche Fürſorge und Pflege iſt mir eine große Beruhigung, obgleich es mir recht ſchwer ſein wird, mich wieder von all den Meinigen zu trennen. Hinbringen kann ich Julchen aber nicht, weil ich jetzt zu viel zu tun habe. Anfang Mai kommt der Hof zurück, da muß ich die Bilder der Herzogin und der Krohn ſo weit fertig haben, daß ich nur noch wenige Sitzungen von ihnen brauche. Dann male ich jetzt ein Fräulein v. Knorr und eine Kopie eines alten Juden David Herz nach einem Porträt von Kehrer. Außerdem hat auch Aſſeburg[1] ein Bruſtbild ſeiner Emma beſtellt. Vor ein paar Tagen holte er mich, um mir ein Bild zu zeigen, das ich noch kopieren ſoll, mit ſeinem Wagen nach Meisdorf ab, das wunderhübſch am Eingang zum Selketal liegt. Ich lernte hier auch eine Frau v. Kerſſenbrock aus Helmsdorf kennen, die Dohnas und Heynitzens kennt und in Hermsdorf in unſerer Wohnung logiert hat. Wir fuhren dann alle zuſammen nach dem Falkenſtein, der im Inneren faſt noch ſchöner iſt als ſein Äußeres und ſeine ſtolze Lage [ſ. die Zeichnung von Ludwig Richter in den Leb.-Er.]; beſonders tief ergriff mich die Kapelle, in der wir eine Weile im Zwielicht ſaßen.

Ich denke es mir ſehr hübſch, wenn die Kinder bei Dir im Teucherſchen Garten[2] ſpielen werden. Sie träumen und ſprechen ſchon nichts anderes mehr als von der Tante Adelheid und Großmutter. An Gerhard wirſt Du Deine beſondere Freude haben, weil er jetzt in einer ganz allerliebſten Periode iſt. Er ſpricht einen lächerlich tiefen Baß und fängt an Worte zuſammenzuſetzen, worüber er ſelbſt am allermeiſten erfreut iſt. Dein „Pah" an der Naſe wird ihn lebhaft intereſſieren, und er wird Dich darüber bedauern mit allen Modulationen ſeiner Stimme und Dich dabei mit bitterſüßem Geſicht hineinkneifen. Nur die Nächte machen mir Sorge, da er ſich an Mamas Bett gewöhnt hat und am ganzen Leib zittert und ſich wie eine Schmerle wirft, wenn er nicht hineingelaſſen wird. Das iſt aber auch ſeine einzige Ungezogenheit, ſonſt iſt er das beſte Kind und gemeiniglich immer heiter und vergnüglich, namentlich ſolange es hell iſt. Wenn der Abend kommt, ennuyiert er ſich leicht und braucht dann Andere zu ſeiner Unterhaltung. Wenn dann Anna, ſeine Gefährtin und ſein Liebling, gern einmal für ſich ſpielen möchte mit ihren kleinen Kribbelmomos, wie ſie ihre Kinder nennt, dann bittet ſie Gerhard immer erſt aufs dringlichſte um Erlaubnis: „Lieber Gerhard, erlaubſt Du auch, daß ich ein bißchen mit meinen Kinderchen ſpiele? Bitte, bitte, lieber Gerhard, erlaube es mir doch", worauf er mit ſeiner Baßſtimme ganz ruhig ſagt:

[1] Ludwig Graf v. der Aſſeburg-Falkenſtein (1796–1869), × in vierter Ehe 1831 mit Emma v. Alvensleben.

[2] Das nahe der Wohnung der Mutter gelegene Grundſtück des Appellationsgerichtsrats Teucher hatte den größten Garten in der Querallee (jetzt Nr. 13).

„Nein, Anna – komm doch, Anna!" Dann müssen die Eltern einschreiten, denn ohne seine Erlaubnis wagt Anna nicht, für sich zu spielen, solchen Respekt hat sie vor ihm.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 8. April 1835. Das war heute morgen eine sehr betrübliche Enttäuschung für mich, als der Dresdener Wagen hier ankam und statt Adelheid Mienchen darin saß. Nicht nur weil ich mich unbändig auf das Wiedersehen mit meinem Schwesterlein gefreut hatte und es mir ein Trost für meine bevorstehende lange Einsamkeit gewesen wäre, sondern weil ich auch über eine wichtige Frage gern mit ihr beraten hätte. Ich bin nämlich ausgemietet, und wir müssen schon zu Johanni unser Quartier räumen. Da ich die Hoffnung, daß Du und Adelheid doch noch hierher zieht, immer noch nicht aufgegeben habe, hätte ich es gern mit Adelheid besprochen, ob ich jetzt eine größere Wohnung für uns alle zusammen suchen soll. Aber es wird überhaupt schwer sein, eine zu finden. Diese Wohnungssorge drückt mich sehr. Nun kommt das auch noch gerade jetzt, wo Julchen mich allein läßt. Es wird eine schwere Zeit für mich werden.

*

W. v. K. an seine Frau Julie in Dresden

Ballenstedt, den 6. Mai 1835. Am 1sten ist der Hof zurückgekommen, und ich war gleich am Sonntag zur Tafel befohlen. Am Montag kam die Herzogin, um meine Arbeiten zu sehen, hielt sich lange auf und zog durch alle unsere Stuben, die ihr sehr wohl gefielen. Als die Rede auf meine Quartierlosigkeit kam, frug sie sehr mitleidig: „Ja, was wollen Sie denn aber da machen?" – „Ich will in den Wald ziehen und meinen Kopf auf einen Dornbusch legen" antwortete ich. An den Bildern schien sie Wohlgefallen zu haben, sie bestellte auch noch eine Kopie nach ihrem Bilde im kleinen für die Prinzeß Friedrich. Ich bin jetzt auch zufrieden mit dem Bilde, bis auf die Kopfhaltung. Heute habe ich die Säule und Vase hinter der Herzogin und die Seidenblumen auf dem vorderen Florärmel gemalt, die gut gelangen [s. die Abbild.].

Gestern war Fräulein v. Krohn zur Sitzung da, ich machte ihr zu Ehren einen kleinen Kanonendonner, welches sie sehr erquickte. Kaum war sie fort und hatte ich mir eine Pfeife gestopft und unter großem Qualmen mich gemütlich wieder an die Arbeit gesetzt – da klopft es, und herein tritt die Herzogin mit der Bahrendorf. Ich war sehr in Verlegenheit wegen des Tabaksqualmes und sagte daher, wenn sie vielleicht fände, daß es nach Pulver röche, so käme das daher, daß ich mit der Krohn ritterlich kanoniert hätte. „Das ist ja wie die kleinen Kinder" sagte die Bahrendorf, und die Herzogin verlangte die Kanonen zu sehen und, als ich sie zeigte, daß ich auch schießen sollte. Nun wurde geladen und losgebrannt. Dann erzählte die Herzogin zu meiner größten Überraschung, der Herzog sei am Sonntag durch meine Gesellschaft ganz besonders zufriedengestellt gewesen und habe gesagt: „Der Herr v. Kügelgen gefällt mir doch am

beſten von allen Herren in Ballenſtedt, der ſpricht doch, und man kann ſich von allem mit ihm unterhalten." Wie bin ich nur auf einmal ſo zu Gnaden gekommen!

Im übrigen lebe ich ſo kümmerlich wie eine Kirchenmaus. Mein einziger Troſt iſt, daß Du in Dresden bei der guten Mutter wohl aufgehoben biſt und ruhig dort Dein Stündlein erwarten kannſt. Die Einſamkeit ohne die Kinder iſt mir ſchwer, ſtumm hängt der Brummkreiſel auf meiner großen Palette, und Gerhards Schäfchen ſteht zum Andenken auf dem Flaſchenhalter über meinem Malkaſten. Alle anderen Väter nahmen am Sonntag bei der Tafel für ihre Kinder Apfelſinen mit, ich ſteckte mechaniſch auch eine ein – nun liegt ſie auf meinem Fenſter, und ich weiß nicht, wem ich ſie geben ſoll. Alles, was Du von den Kindern ſchreibſt, erfreut mein Vaterherz. Eigentlich iſt es doch ein hübſcher Zug von Gerhard, daß er die rauſchende Muſik nicht liebt, während eine ſanfte ihn ſo ſehr entzückt. Die Nachricht von Tante Emiliens Tod ſchlug in all mein übriges Elend noch hinein wie ein feuriger Pfeil. Am allerſchwerſten bedrückt es mich, daß ich immer noch nicht weiß, wo ich Weib und Kind laſſen ſoll, wenn Ihr wiederkommt. Eine paſſende Miete iſt nicht zu finden. Kaufen könnte ich vielleicht, aber das ſcheue ich, weil die Häuſer hier im Werte ſinken würden, wenn der Hof von Ballenſtedt wegzieht. Darüber iſt noch immer nichts entſchieden, es hängt wohl alles davon ab, ob es der Herzogin hier gefallen wird. Manchmal iſt's mir tröſtlich, daß der Herr Jeſus auch nicht hatte, wo er ſein Haupt niederlegen konnte – freilich hatte er aber weder Frau noch Kinder.

*

W. v. K. an ſeine Frau Julie in Dresden

Ballenſtedt, den 12. Mai 1835. Wie gerne käme ich gleich nach Dresden und ſchlöſſe Dich und mein neues Söhnlein in die Arme, doch ich kann jetzt des Hofes und der Arbeit wegen nicht abkommen. Im Kalender ſteht auf den 9ten Mai der Name Hiob. So möchte ich wohl, daß der kleine Junge neben Friedrich Adolph auch noch Hiob heißen ſoll zum Andenken an die hiobartige Lage, die ich eben durchgemacht habe. Er ſoll Hiob heißen und ſich ſeines Namens getröſten in aller Not, die ihn treffen und nicht ausbleiben wird. Alſo unterlaß es ja nicht, daß er dieſen Namen in der Taufe empfängt. Das Lächerliche wird uns erquicken ſowie die ernſte Bedeutung auch.

*

W. v. K. an Ferdinand Berthold

Ballenſtedt, den 15. Mai 1835. Hätte ich Dich doch damals – es war vor etwa drei Wochen – bei mir gehabt! Meine Verzweiflung, nicht über meine äußeren Sorgen, ſondern darüber, daß ich nicht mehr im Glauben Troſt in meinem Ungemach fand, ſteigerte ſich zur Seelennot; wenn ich die Heilige Schrift aufſchlug, kam mir alles wie Ironie vor. Dabei hatte ich keinen Freund, dem ich mich offenbaren konnte, nach Dresden durfte ich nichts davon merken laſſen, ich mußte angeſpannt

malen, wurde ausgebeten und mußte da fröhlich erscheinen. Diese Seelennot, wie ich nie etwas Ähnliches erlebt, dauerte etwa vierzehn Tage – da endlich erhörte Gott mein Gebet und erfüllte mich wieder mit seiner Kraft.

Und nun, nachdem ich wieder inneren Frieden hatte, kam der äußere Segen nach. In Dresden ward mir ein Sohn geboren – er soll zum Gedenken an jene Zeit Hiob heißen, Jobst genannt werden –, seit heute habe ich wieder ein Quartier, meine Bilder wurden gelobt, der Hof zeichnete mich aus, und in der Herzogin habe ich eine fromme und gläubige Seele gefunden. Ihr Glauben ist zwar bis jetzt nur Orthodoxie, mehr Ansicht als Einsicht, noch nicht selbst erfahren, aber das Kreuz wird auch in dieses junge Leben hereinschlagen, und dann wird die Form sich schon beleben. Wie hat es doch auch eine so junge, schöne, von aller Welt angebetete Fürstin schwer, in das Reich Gottes einzudringen! – es hängt sich so viel Weltliches an ihre Seele. Aber ich habe mit ihr in meinem armseligen Malzimmer Gespräche geführt, bei denen sich die Herzogskrone vergißt. Ich konnte einmal mein Herz ausschütten und wurde dabei, wenn sie vielleicht auch nicht alles versteht, doch sicher nicht mißverstanden. Was bedeutet das in Ballenstedt!

Eine merkwürdige Figur spiele ich wohl bei Hofe – ich bleibe da ganz so, wie ich zu Hause bin, und habe schon manchmal Gelegenheit gehabt, durch völlig unerwartete Reden einen Eindruck hervorzurufen, der vielleicht überraschend, aber ersprießlich war. Gott wirkt das Wunder, daß ich die vornehmen Menschen lieb haben kann, wenn ich mit ihnen rede, und daß sie über Erwarten in ernste Ideen eingehen und immer gut gegen mich bleiben. Aber wunderbar ist's doch, daß Gott mich mit der vornehmen Welt so zusammenreibt, der ich ihr im Grunde doch so fremd bin. Lachen mußte ich über Deine komische Bitte, Dich nicht zu loben. Man muß sich ein bißchen Lob nicht so sehr zu Herzen nehmen – komme einmal an unsern Hof, da wirst Du's wohl verdauen lernen.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 16. Mai 1835. Dein Brief und Julchens eigenhändige Zeilen waren mir eine große Beruhigung und Freude. Dafür kann ich Euch nun auch etwas Frohes melden: wir haben ein Unterkommen. Ich habe gestern beim Sattlermeister Machzum gemietet, freilich teuer, sehr teuer, aber es ist ein geräumiges und behagliches Haus. Daß es unserer jetzigen Wohnung schräg gegenüber liegt [jetzt: Allee Nr. 45] ist für den Umzug bequem, wir brauchen gar keine Wagen, es kann alles hinübergetragen werden. Das soll noch im Juni geschehen, sodaß Julchen die neue Heimat fertig bereitet vorfindet.

Soeben bin ich ganz durchweicht nach Haus gekommen, habe mich von Kopf bis zu den Füßen umziehen müssen und sitze nun behaglich mit der Pfeife am Schreibtisch, um Euch das Abenteuer des heutigen Tages zu berichten, an dem mich der Teufel in die Weltfreuden getunkt hat, wie Adelheid ihre Semmel in den süßen wohlgeschmandeten Kaffee.

Ich bekam eine Einladung vom Hof zu einer sogenannten Gondelfahrt nach Hoym, das eine Insel ist, die mitten im flachen Lande liegt; auch hatte die Gondel Räder und war von sechs Pferden gezogen. Dieser Herzogliche Wagen hat nämlich die Form eines Bootes, ist also auch offen, daher man naß wird, wenn es regnet, welches wir sämtlich auf der Rückfahrt erprobten. Der Herzog war seelenvergnügt und sehr herzlich gegen mich nach seiner Art, die Herzogin ließ sich während der Fahrt von unseren Kindern und von Gerhard und Elmine erzählen. In Hoym hatte sich die ganze Population vor der Stadt versammelt, um den Herzog zu begrüßen, worüber er sehr böse wurde. Im Schlosse fanden wir ein Tischchen für acht Personen gedeckt; bei Tisch ging es so ungeniert her wie bei uns. Nachher wurde das Schloß besehen und dann wohl an zwei Stunden in dem schönen Parke spaziert bei feinem Regen und knatschigem Boden, wobei wir uns paarweise verloren und wieder zusammenfanden. Die Herzogin ging lange mit mir und sprach über kirchliche Dinge, besonders über die Mission. Dabei frug sie mich, ob ich mich nie gedrungen gefühlt hätte, Missionar zu werden. Ich sagte ihr, daß ich mich für die Mission allerdings sehr interessiere, für meine Person aber nie einen Beruf zu diesem Werke gefühlt habe. „Das wundert mich – sagte sie – Sie machen mir ganz so einen Eindruck, wie ich mir die Missionare denke." Überraschend war es mir, daß die Herzogin sagte, es falle ihr auf, daß der Hofprediger, seitdem sie hier sei, so viel gläubiger geworden zu sein scheine – man sieht daraus, wie scharf sie beobachtet und wie klug sie ist. Mit dem größten Interesse hörte sie dann meinen Erzählungen von Estland zu, welches ich ihr als das Land der Länder zu schildern beliebte, sodaß sie aus einem Erstaunen ins andere fiel. Auf dem Rückwege hing der Wagen infolge der aufgeweichten Wege ein paarmal so schief, daß der Herzog laut aufschrie, gerade so wie der Onno Stackelberg; der Regen wurde immer greulicher – so hatte ich die Freude, der Herzogin mit meinem Regenschirm aushelfen zu können, den ich als vorsichtiger Mann zu der Lustfahrt mitgenommen hatte. Alle Etiquette war heute beiseite gelegt, und beide fürstlichen Personen gaben sich so wie unsereins, daß es mir heute zum ersten Male gelang, die törichte Blödigkeit, die mich sonst so sehr genierte, völlig abzustreifen.

*

W. v. K. an seine Frau Julie in Dresden

Ballenstedt, den 27. Mai 1835. Morgen also wird Jobst getauft. Er hat drei charaktervolle Paten: Roller, Scheibel, Sihler – drei Trutzköpfe, die, wenn sie ihre Pflicht tun, ihm vielleicht seinen eigenen Trutzkopf abtrutzen. Was hat doch Jobst für eigene Paten, ganz eigene Menschen! Auch Dora [v. Heynitz] und Miß Watson sind ganz eigen, sie sind so sanft, als Roller und Sihler grob sind, und Scheibel auf der einen und die Eule auf der anderen Seite bilden die Übergangspunkte der männlichen Paten zu den weiblichen und umgekehrt. Ich will den Tauftag ganz für mich verleben und im Stillen an Euch denken.

Der Hof ist schon seit acht Tagen fort, d. h. die Herzogin, die nach Schleswig ist und erst in sechs Wochen zurückkommt. Serenissimus ist allein hier und beehrt mich weiter mit seiner besonderen Gnade. Gestern saß ich schon früh punkt acht Uhr mit ihm auf der Jagddroschke des hochseligen Herzogs, auf der wir diesen immer einherrollen sahen mit Vorreiter und zwei Pferden. Zu meinem Erstaunen fand ich mich ganz allein mit dem Herzog. Wir fuhren erst auf das Bäringer Bad, wo der Herzog mich durch dick und dünn umherführte und mir die Aussicht zeigte. Dann fuhren wir durch den Wald (so buchstäblich, daß wir Bäume und Büsche und alles umfuhren, was sich unseren Achsen entgegenstellte) eine gute Stunde weiter nach dem Amt Stecklenberg und stiegen von da auf die alte Stecklenburg hinauf. Hier entwickelte der Herzog genau all seine Pläne, wie er das alte Nest wieder aufbauen wolle – wenn es nämlich ihm gehörte und nicht dem König von Preußen. Dann marschierten wir weiter nach der Lauenburg, einer anderen alten Ruine, und schließlich wieder nach dem Amt Stecklenberg zurück, wo uns der Amtmann ein köstliches Frühstück bereitet hatte. Der Herzog war während der ganzen Zeit in der allergoldensten Laune. Auf der Rückfahrt schlief er sanft an meiner Seite ein, ich weckte ihn erst kurz vor Ballenstedt durch starkes Husten und einen verbindlichen „Guten Morgen", damit mein Souverän nicht wie ein Mehlsack auf seinem Schlosse ankommen sollte. Wir kamen gerade um ein Uhr zurück. Bei der Tafel kam auf einmal seine üble Laune, er räsonierte über alles und auf alle, zwischendurch aber wendete er sich bisweilen ganz freundlich zu mir, da ich neben ihm saß, und lächelte mich ordentlich zärtlich an. Die Spazierfahrt hat in Ballenstedt große Sensation gemacht, weil zwei unerhörte Dinge geschehen sind: erstens, daß der Herzog schon um acht Uhr früh ausgefahren ist, und zweitens, daß er die Musikprobe versäumt hat.

Da hast Du nun abermals ein Hofabenteuer, eine Szene aus Willibalds Bergreisen auf den Höhen der Großen Welt. Einmal ist so etwas ja recht interessant – viel aber mit diesem Potentaten allein zusammen zu sein, muß ganz entsetzlich langweilig sein.

*

W. v. A. an seine Frau Julie in Dresden

Ballenstedt, den 7. Juni 1835. Du fragst mich, wie wir den Jungen nennen wollen – Du hast ihn geboren und magst ihn daher nennen wie Du willst. Ich hätte ihn, wenn er nun einmal nicht Jobst heißen soll, gern Friedrich genannt, dann hießen die beiden Jungens nach ihren beiden Großvätern. Wenn Du indessen eine Vorliebe für den Namen Adolph hast, so wollen wir ihn so nennen.

Mit dem stillen Denken an Euch in der Stunde der Taufe war es nichts, weil mich der Herzog schon wieder zu sich entbieten ließ, und gerade um vier Uhr fuhr ich mit ihm in Quedlinburg ein, wo wir den Nachmittag in dem Brühl, einem öffentlichen Lustgarten, zubrachten. In diesen Garten muß ich Dich auch einmal bringen, wenn Du wieder hier bist; er hat mir,

Herzogin Friedrike von Anhalt-Bernburg
Ölgemälde von W. v. K.

„Ich bin jetzt auch zufrieden mit dem Bilde, bis auf die Kopfhaltung. Heute habe ich die Säule und Vase hinter der Herzogin und die Seidenblumen auf den vorderen Florärmel gemalt, die gut gelangen."
W. v. K. an seine Mutter am 6. Mai 1835

Prinzeß Marie u. ihr Gemahl Freiherr v. Lasperg
Ölgemälde von W. v. K.

„Das junge Paar kam heute zu mir, und Herr v. Lasperg stellte mir die Prinzeß als »seine Frau« vor. Das ist doch einmal eine Ehe rein aus Zuneigung. Sie erblickt in ihrem Manne ihr Ideal."
W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard am 23. Mai 1837

Der Sohn Gerhard — Ölgemälde von W. v. K. — Die Tochter Anna

„Ich habe jetzt Anna gemalt und auch Gerhard angefangen mit seinem Posthorn und der runden Hermsdorfer Kapelle, in der er getauft ist, als Hintergrund." W. v. K. an seine Mutter am 16. Mai 1836

beſonders durch die ſchönen Lindenalleen von ungeheurer Höhe, außerordentlich gefallen. In Quedlinburg ſah ich auch Klopſtocks Denkmal, der ein Quedlinburger war und einen herrlichen Kopf gehabt haben muß, wenn anders die Büſte ähnlich iſt.

Am Mittwoch hatte der Herzog die Idee, auf dem Meiſeberg Tafel zu halten. Wir fuhren zu zwölf Perſonen im Gondelwagen hin und trieben uns da ſehr vergnügt umher bis zum Abend. Es war ein wunderſchöner, ſonniger, windſtiller Tag, wahrhaft erquicklich nach der langen Kälte – eigentlich der erſte richtige Frühlingstag. Die Rückfahrt durch den Frühlingswald war herrlich. In Ballenſtedt ließ der Herzog mich nicht fort, und ich mußte, der einzige von der ganzen Geſellſchaft, noch mit ihm ſoupieren. Er war den ganzen Nachmittag unbeſchreiblich ſelig geweſen und blieb auch beim Abendeſſen freundlich gegen mich, während er über die anderen ſeine nachkommende üble Laune ausſchüttete. Tags darauf ſollte für vierzehn Tage nach Bernburg gereiſt werden, und der Herzog klagte nun, in Ballenſtedt gefiele es ihm zehnmal beſſer, und in Bernburg würde er gewiß einen ſo angenehmen Nachmittag wie heute nicht haben und ſich tödlich langweilen. Lasperg verſuchte ihn zu tröſten und machte ihm allerhand Vorſchläge, wie er ſich auch dort divertieren könne, worauf ihm der Herzog ſagte: „Die Diener haben ſich nicht in Dinge zu miſchen, die ſie nichts angehen und über die der Herrſcher allein zu verfügen hat.“ Iſt das nicht herrlich? Ich mußte mir ordentlich auf die Lippen beißen.

Mehrere Abende war ich auch bei Seelhorſts mit dem Herzog zuſammen, bei denen er alle Augenblicke einmal Tee trank und ſoupierte, während er irgendein anderes Haus zu beſuchen nicht zu bewegen iſt. Jetzt iſt er nun glücklich in Bernburg, und wir haben hier Ruhe.

*

W. v. K. an ſeine Mutter

Ballenſtedt, Freitag, den 9. Juli 1835. Wie ſoll ich Dir nur danken, liebe Mutter, für alles, was Du in dieſer Zeit für mich und die Meinigen getan haſt! Du haſt einen Berg von meiner Seele genommen und ihn auf die Deinige gelegt, und Gott hat ſeinen Segen dazu nicht verſagt. Ich genieße jetzt die Freude, Frau und Kinder zu haben, doppelt und dreifach, da ich ſie ſo lange entbehrt habe. Die Kinder treiben ſich bewundernd in dem neuen Quartier umher, das Roſe zum Empfang feierlich mit Guirlanden geſchmückt hatte; es erntete Julchens und Adelheids höchſtes Wohlgefallen. Du haſt mir eine große Freude bereitet, indem Du mir dieſes Wiederſehen mit Adelheid ſchenkteſt, wenn es auch nur ein Tag war. Sie bringt Dir alſo Bertha wieder mit; es iſt uns nicht leicht gefallen, uns von dem Kinde zu trennen, aber da es Dein großer Wunſch war, haben wir Dir zuliebe den unſeren gern zurückgeſtellt. Gerhard nennt mich bis jetzt beharrlich „Onkel“ und, wenn er weitläufig redet: „Onkel Papa“, Anna iſt exemplariſch artig, weil ſie ſich jetzt als das älteſte Kind fühlt, und der Säugling iſt ein allerliebſter kleiner Kerl, immer ruhig und freundlich und ganz zufrieden, wenn ſich jemand

zu ihm setzt, den er anlachen kann; so wenig Not hat noch keines der Kinder gemacht. Ich habe mich nun auch schon an den Gedanken gewöhnt, daß er mein Kind ist; im Anfang kam er mir, da er gleich so stark entwickelt für mich in Erscheinung trat, ganz wie ein Fremder vor.

In der letzten Zeit meiner Einsamkeit war mir Blühers Besuch ein Trost — es war doch wieder einmal ein liebes Hermsdorfer Gesicht. Während er noch hier war, kam der Pastor Uhlich, der das große Christusbild, das ich für ihn angefangen habe, gern sehen wollte. Dann besuchte mich auch der Kandidat Schreck, der bei Asseburg in Meisdorf Hauslehrer ist, ein lieber und gläubiger Mann. Ich halte es für einen großen Gewinn für mich, daß ich nun hier einen Theologen habe, mit dem ich meine Gedanken frei austauschen kann.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 15. August 1835. So beschert Dir der liebe Gott noch einen Sohn[1], und noch dazu einen Priester, sodaß Du nun drei Söhne und drei Töchter hast und dazu acht Enkel, welches in summa ausmacht vierzehn Kinder, die sich noch mehren werden. Glückliche Mutter! Freilich um Deine Einsamkeit, wenn Julius und Adelheid so bald heiraten wollen, ist mir bange. Natürlich behältst Du nun Bertha den Winter über zu Deinem Troste in Dresden, und im Frühjahr kommst Du dann ganz zu uns, falls Du Dich nicht für Tecklenburg entschließest. Beeinflussen möchte ich Deine Entscheidung darüber nicht.

Du fragst nach der Fortsetzung des Bibelwerks. Ich habe im Frühjahr die ersten Blätter zur Geschichte Mosis gezeichnet. Seit dem Mai bin ich nicht mehr daran gekommen, weil ich zu viel in Öl zu malen hatte und die vielen herzoglichen Zerstreuungen mich auch etwas aus dem Gleis gebracht haben. Jetzt male ich mit großem Eifer an einem Porträt der Prinzeß Marie[2]. Das ist die ältere Schwester unserer Herzogin, die mit dieser im Juli aus Holstein hierher gekommen ist und gleich ihr Bild bei mir bestellt hat. Es muß rasch fertig werden, weil es am 28. September, dem Geburtstag der alten Herzogin, in Louisenlund sein soll. Dieses Bild würde Dir, glaube ich, gefallen. Die Prinzeß steht in einer gotischen, mit Säulen verzierten Fensterbrüstung und hält ein Bouquet weiße Rosen in der Hand. Sie hat ein Kleid von weißer Gaze mit hineingewirkten roten Rosen und großen grünen Blättern, der Hals und die Arme sind bloß. Ich lerne bei diesem Bilde viel, besonders über die Fleischfarbe ist mir ein Licht aufgegangen[3]. Das Ganze sieht sehr kirchlich aus wie ein Heiligenbild und wird deswegen den Weltkindern vielleicht nicht gefallen.

---

[1] Julius Krummacher, Julchens jüngster Bruder, Pastor in Tecklenburg, hatte sich mit W. v. K.s Schwester Adelheid verlobt.

[2] Prinzeß Marie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (1810–1870), × 19. Mai 1837 mit dem Kammerherrn Friedrich Frhr. v. Lasperg († 1843), in zweiter Ehe 1846 mit Peter Graf v. Hohenthal [vgl. Leb.-Er.].

[3] W. v. K.s Tagebuch, 8. Aug. 1835: Arm der Prinzeß gemalt, Fleisch gut, Zeichnung schlecht. Ich lerne jetzt Fleischmalen. Man muß die Lichter und Schatten warm

Mit der kleinen Kopie der Herzogin für die Prinzeß Friedrich und dem Porträt der Fräulein Seelhorſt bin ich auch bald fertig. Auf dem letzteren ſind Bäume, Berge, Felſen, Wolken und eine Menge bunte Blumen, und in der Mitte von alledem ſitzt die ältliche Jungfrau und ſchaut ſinnend zum Bilde heraus in einem einfachen weißen Kleidchen, die Haare à la petite canaille in herabfallenden Locken, welches affrès ausſieht. Obgleich ich nun noch zwei Kopien der Gräfin Aſſeburg machen muß, habe ich auf Laspergs Drängen doch auch ſchon das Bild ſeiner Kinder angefangen. Es ſind zwei niedliche Mädels[1], die ich gern male. Aber Kindermalen iſt ſchwer. Ich hatte angefangen, das Bild gleich auf die Leinwand zu zeichnen, aber beſonders das kleinere der beiden Mädchen ſitzt ſo unruhig, daß ich mich nun entſchloſſen habe, erſt eine ausgeführte Kreideſkizze von jedem der Kinder zu machen [ſ. die Abbild.], um dann in Ruhe danach malen zu können.

*

W. v. K. an ſeinen Bruder Gerhard

Ballenſtedt, den 11. Sept. 1835. Ihr ſeid eine Zeit in Poll geweſen. In dem Poll, welches mir wie eine Gegend erſcheint, die ich im Traume ſah und liebte und die mit meinem Erwachen mir aus der Wirklichkeit geriſſen iſt. Das ſchönſte Jahr meines Jünglingslebens habe ich in Poll verlebt oder verträumt, eine Zeit der irrenden Ritterſchaft, wo ich Drachen ſah, verzauberte Schlöſſer, Elfen, Feen, und mit Kobolden ſpielte. Du ſiehſt die Pollſchen öfters, grüße ſie herzlich und danke ihnen für die Zeichen der Liebe, die ſie mir hierher geſendet, und ſage ihnen, daß ſie auch in Ballenſtedt in den Herzen ihrer Freunde kräftig leben und oft begrüßt, beſprochen, belobt werden, wenn auch die Schreiberei in eine Verſtockung geraten iſt. Onno, Sophie, Auguſte – das iſt jetzt alles! Antonie iſt überſetzt in eine andere Sprache[2] und muß notwendig nun auch anders klingen. So ſehr ich mich für Toni freue, ſo iſt mir's doch wehmütig, daß ſie fehlt, wenn ich an Poll denke, und daß ich ſie auſſer dem Kreiſe der Schweſtern denken muß, die ich mir ohne dieſes Mittelglied gar nicht recht denken kann.

Das Leben wechſelt ſeine Farben, und die bunteſten Farben, wenn ſie alle Nüancen durchlaufen haben, gehen in Aſchgrau endlich alle

halten, dann kann man die Halbtinten ſehr kalt nehmen. Ich miſche einen Fleiſchton, der um nichts wärmer iſt als die Töne von Beinſchwarz und Weiß, und lege damit an, dann arbeite ich mit ſehr warmen Lichtern hinein, wird vortrefflich. Ich habe aber bei dieſem Bilde wieder den Fehler gemacht, daß ich die Stellung, weil es ſchnell gehen ſollte, aus dem Kopf gezeichnet habe, und bin dadurch in eine greuliche Unnatur hineingekommen. Nun quäle ich mich und ändere und beſſere, und es kann nicht beſſer werden, weil die ganze Stellung gezwungen und unnatürlich iſt. Soll aber auch zum letztenmal geſchehen ſein.

[1] Die Kinder des Freiherrn v. Lasperg aus ſeiner erſten Ehe mit der Freiin v. Rodde [vgl. S. 280 Anm. 6] waren Auguſte (1831–1871), × mit Victor v. Geyſo (1814–1869, hannoverſcher Oberſt), und Mathilde (1833–1848; über ihren Tod vgl. Leb.-Er. S. 105).

[2] Antonie v. St. war ſeit 1834 mit Baron Otto v. Ungern-Sternberg vermählt.

unter. Alle Farbe ist Liebe, aber nur eine steht über dem Schwungrade der Zeit, das ist die Liebe zu Gott, und diese Liebe tritt erst hervor, bekommt erst Farbe und Glanz, wenn die übrigen alle im Grauen verloschen sind oder doch im Weichen begriffen. Alle übrigen Bilder müssen sich erst verdunkeln, ehe das des Herrn jenen Lichtschein gewinnt, der für das Herz allgenugsam und beseligend ist. Das ist mein Trost und meine Freude, daß, wenn ich Euer gedenke, ich Euch alle immer mehr im Lichte der Liebe Gottes stehen sehe, bis endlich von uns allen der schöne Vers ohne Lüge wird gesungen werden: „In meines Herzens Grunde Dein Nam' und Kreuz allein funkelt all' Zeit und Stunde, drauf kann ich fröhlich sein."

Sage doch den Polischen, daß ich immer mehr abkomme von der altlutherischen Theorie, die ich ihnen in einem Brief einmal gepredigt habe, daß ich nun ganz systemlos bin und glaube, daß Gottes Tätigkeit allein ohne die unsrige, die freilich auch Gnadengabe ist, aus uns nichts machen kann. Meine Glaubensansicht hat insofern eine Veränderung erfahren, daß ich mehr auf das Praktische hingewiesen worden bin und mir der Spruch recht verständlich geworden ist „Jaget nach der Heiligung, ohne welche wird niemand den Herrn schauen." Ich glaube, daß Christus das deckt, was hinter mir liegt, und daß ich mich nach dem zu strecken habe, was vor mir liegt. So denke ich denn, daß wir jetzt in dem Wesentlichsten des Christentums wohl einig sein werden.

Dir scheint, als habe bei Euch das Christentum Parteifarbe angenommen, die Dich erschreckt, doch weiß ich nicht recht, wie Du das verstanden haben willst. Das Christentum ist in seinem innersten Wesen Verleugnung der Welt – wer diese Ritterschaft übt, wird mehr oder weniger, je nachdem seine äußere Stellung ist, von der Welt ausgestoßen, und diese Ausgestoßenen bilden zusammen aus allen Konfessionen die Kirche Gottes, und diese Kirche ist gewissermaßen eine Partei. Wenn aber um dogmatischer Ideen willen sich Rotten bilden und sich gegenseitig verketzern und verdächtigen, so ist dies allerdings ein übler Parteigeist, vor dem auch ich erschrecke, wo ich ihn finde, ja ich habe davor ein Grausen und ziehe mich zurück, wo ich diesen Unfug wittere. Mir ist es zum Beispiel gleichgültig, was einer sich für Ideen macht vom Abendmahl, vom freien Willen, von der Dreieinigkeit, wie er sich die Lehre von der Erlösung in seinem Gehirne zurechtschiebt und wie die Streitpunkte alle heißen – sobald ich merke, daß er wirklich danach strebt, loszukommen von sich selbst, um sich mit Gott zu vereinigen, und daß er dabei weiß und glaubt, daß Jesus Christus genug getan hat für seine Sünde, sodaß er also nun kräftig und fröhlich kämpfen kann, ohne von der hinter ihm liegenden Schuld immer wieder verschlungen zu werden, so halte ich ihn für einen Christen und fühle mich mit ihm verbrüdert, wenn er auch sonst allerlei ketzerische Ideen haben sollte. Das Dogmatisieren wird mir immer mehr zuwider. Man kann dabei gar so leicht dahin kommen, daß man, wie es die alte orthodoxe lutherische Kirche nur zu oft getan hat, die rechte Ansicht von der Sache für selig-

machend hält – wobei mir immer unverſtändlich iſt, wie jemand überhaupt auf den Gedanken kommen kann, in allen Punkten des religiöſen Wiſſens die abſolute objektive Wahrheit gefunden zu haben.

Von dem eitlen äußerlichen Treiben der Welt halte ich mich zurück, nicht allein ſo viel, ſondern mehr, als meine Stellung es erlaubt. So tanze ich nicht und ſpiele ich nicht Komödie, obgleich ich wohl weiß, daß ich durch dieſe Dinge mich bei Hofe merklich würde empfehlen können. Die Schweſter der Herzogin, die ſchöne Prinzeß Marie von Holſtein, die ich jetzt male, fragte mich auch gleich, ob ich denn das Tanzen für Sünde hielte. Ich ſagte ihr, daß ich das Herumſpringen nach der Muſik für unſchön, ſonſt aber an und für ſich, wie jede äußere Handlung, für höchſt unſchuldig hielte, auch faſt alle Tage mit meinen Kindern den ſchönen Tanz „Ringel Ringel Roſenkranz" ausführe; daß aber, ſobald Eitelkeit und Sinnenluſt mit dem Tanz verbunden wäre, dieſer augenblicklich zur Sünde würde; und jeder müßte am beſten wiſſen, ob er eine kindliche Freude, die allemal etwas Erhebendes und Stärkendes hat, oder jenes Weſen auf unſeren Bällen repräſentiert fände.

Den 12. Sept. Jetzt, mein geliebter Bruder, kann ich Dir auch etwas über das Schickſal Deines Briefes an den Dux mitteilen, von dem ich glaubte, er ſei nicht angekommen, weil bis dato der Herzog mir kein Wort davon geſagt hatte. Wappne Dein Herz mit Mut, denn einen ſolchen Klotz wirſt Du Dir vermutlich unter unſerem geliebten Landesvater nicht vorgeſtellt haben. Geſtern ſagte er mir: „Ihr Bruder hat mir geſchrieben, das war lang, ſehr lang, das wollte gar kein Ende nehmen, das war ganz ſchwärmeriſch, immer von den alten Zeiten." – „Das freut mich, Durchlaucht – ſagte ich – daß er Ihnen geſchrieben und daß er ſich mit Liebe der alten Zeiten erinnert. Aber was hatte er denn für eine Veranlaſſung, Ihnen zu ſchreiben? Hatte er irgendein Anliegen?" (das iſt ihm nämlich ſchmeichelhaft). – „Ich weiß nicht, ich weiß gar nicht warum, ich weiß gar nicht. Ob ich ihm vielleicht was geſchickt habe? ich weiß nicht." – „Er wollte vielleicht nur ſein Andenken in Ihnen auffriſchen und Ihnen zeigen, daß er ſich noch mit Dankbarkeit des vielen Guten erinnert, was er hier genoſſen hat." – „Ja, vielleicht. Ich weiß gar nicht." Dies iſt alſo der Effekt, mein lieber Bruder, den der Brief hervorgebracht hat, den Du an einem ſchönen Morgen ſchriebſt. Au wai, au wai (ich habe nämlich im Frühjahr zur Abwechſelung auch mal einen alten Juden gemalt), was ſind doch das für Zeiten! Nein fürwahr, Du biſt in Eſtland weit glücklicher geſetzt, als Du es hier ſein könnteſt, es würde Dir doch ungeheuer ſchwer werden, Dich in ein untertäniges Verhältnis hereinzufinden.

Du haſt dort doch wenigſtens Freunde und Nachbarn, mit denen Du ein vernünftiges Wort reden kannſt. Meine Bekannten hier ſprechen bloß von langweiligen Hofgeſchichten, von Bällen und Komödien, von den Manövern in Kaliſch, Jagden und der entſetzlichen Apfelzucht, welche in Ballenſtedt jetzt zur Manie geworden iſt. Es teilt hier niemand meine

Gesinnung, meinen Geschmack. Ach, lieber Bruder, es ist nicht leicht, in einer kleinen Residenz zu leben. Sowie ich aus meinem Haus trete, in dem allein ich wahrhaft glücklich bin, habe ich das Gefühl eines Geschundenen, der von lauter fremden Händen betastet wird. Ich habe die unglückliche Gabe, alle Unlauterkeit und Gefallsucht in den Menschen gleich zu durchschauen, und wo ich die finde, ist augenblicklich mein geistiger Mensch wie totgeschlagen dem Anderen gegenüber. Ich weiß sehr wohl, daß mein Gefühl gegen die mich umgebende Außenwelt ein krankhaftes ist, indessen hebt das Bewußtsein der Krankheit diese doch nicht auf; ich komme über meine hypochondrische, kritische Anlage nicht hinweg, so sehr ich mich auch darum bemühe. Wollte ich mich den Menschen mehr anschließen, so könnte ich vielleicht manches Gute stiften – aber Hypochondria hält mich davon zurück.

Die lästigen Einladungen, die mich im ersten Jahre fast töteten, sind ja nun viel seltener geworden, da wir selbst kein Haus machen. Um so mehr werde ich jetzt vom Hofe herangezogen. Zuerst war mir das ja recht interessant, und ich gehe auch jetzt noch gern hin, weil ich die Herzogin wirklich lieb habe. Aber sobald ein größerer Kreis um sie ist – was sind das dann für Gespräche! Neulich mußte ich an dem Tage, an dem Blüher am Morgen abgereist war, nachmittags nach Alexisbad – was hatte ich am Morgen mit Blüher für tiefe Gespräche gehabt, und am Abend redeten wir über Toiletten und gaben Charaden auf. Wenn ich mit der Herzogin allein bin, habe ich mit ihr manch schönes ernstes Gespräch, aber ihr Mangel an Sinn für Poesie und ihre Freude an Äußerlichkeiten macht sie mir doch auch wieder fremd.

Gestern arbeitete ich auf dem Schlosse in einem hochgelegenen Zimmer. Der Herbstwind rauscht jetzt majestätisch durch unsere Wälder, und in den trotzigen Zacken des uralten Schloßturms klang's schaurig wehmütig wie Orgeltöne, als erzählte der Turm von dem, was er erlebt. Zu meinen Füßen lag der Teich, umgeben von den waldigen Hügeln, die der Röhrkopf krönt, rechts über die Wipfel hinaus die blauen scharfgezeichneten Gebirgsrücken, das alte Quedlinburg und Halberstadt, es war eine Symphonie von ernster Schönheit und mir unbeschreiblich wohl ums Herz – da kamen die Herrschaften die kleine Wendeltreppe zu mir herauf, ich wollte meine Stimmung ihnen mitteilen, machte sie aufmerksam auf den prächtigen Ton des Windes, aber sie schauderten und fanden es unausstehlich, ich lobte das einsame Zimmer und die Aussicht, aber beides interessierte sie nicht, sie sprachen vom Tanzen und den deliziösen Straußschen Walzern, und ich sagte ihnen, daß man mich mit beiden jagen könnte. So rennen wir denn beständig mit den Köpfen gegeneinander, ausgenommen wenn ich lustig werde und schlechte Witze mache, oder auch – und das sei zu ihrer Ehre gesagt – wenn wir von christlichen Gegenständen sprechen, wo sie mir immer in allem zustimmen.

Den 28. Sept. So munter wie jetzt mag's seit vierzig Jahren auf unserem Schlosse nicht zugegangen sein. Es waren und sind zum Teil

noch zu Beſuch da Prinz Friedrich von Deſſau mit Gemahlin, der Herzog von Cöthen mit dito, die Herzogin von Gotha und die Frau v. Richthofen[1], eine geborene Prinzeſſin von Holſtein, mit ihrer Tochter. Mit der Frau v. Richthofen bin ich in einen nahen, mir wertvollen Verkehr gekommen. Sie hatte mich durch den Hofprediger aufgefordert, ſie zu beſuchen, und gleich bei meinem erſten Beſuche vertieften wir uns ſo in religiöſe Materien, daß ich ganze drei Stunden bei ihr blieb. Sie kennt auch die Gräfin Dohna und Frau v. Schönberg ganz genau.

Eine wirkliche Freude für mich iſt es, daß ich nun die gute Frau v. Hoym wieder öfters ſehen werde. Die arme Frau lebt jetzt einſam im Schloß Hoym und hat da ſo viel geweint, daß ſie ſich endlich entſchloſſen hat, wieder nach Ballenſtedt zu ziehen, wo ſie die glücklichſte Zeit ihres Lebens verbracht hat. Zu dem Zwecke hat ſie das Siegsfeldſche Haus gekauft und wird zu Michaelis kommen. Vorgeſtern beſuchte ich ſie und freute mich ihrer ungemeinen Herzensgüte und Seelenfreundlichkeit. Sie wird hier aber nicht finden, was ſie ſucht, denn ſie ſucht doch am Ende nicht Ballenſtedt, ſondern die alte Zeit. Bei dem Volke iſt ſie ſo beliebt, daß bei der Nachricht ihrer Zurückkunft unten im Ort ein förmlicher Jubel ſtattgefunden hat.

Julchen hat ſich, obgleich ſie viel glücklicher organiſiert iſt als ich, hier auch noch nicht ſo richtig eingelebt. Aber ſie hat ihr Haus und die Kinder und dadurch wenig Zeit, an das zu denken, was ihr hier nicht gefällt. Recht ſchwer wird ihr und mir die Trennung von Bertha, doch glaubten wir Mutter dieſe Freude machen zu müſſen, und vollends nun, wo unſere Schweſter bald von ihr geht, wird Bertha der Mutter zum Troſt in ihrer Einſamkeit ſein. Julchens und meine ganze Freude iſt unſer ſchöner Wald, der einen wirklich mit Schlimmerem ausſöhnen könnte, als es uns zuteil wird. Ich habe hier eine Freude am Wandern, wie ich ſie ſonſt nur in Poll und Hermsdorf hatte. So ganz bin ich mit mir noch nicht im Reinen, worin eigentlich für mich der Reiz einer Gegend beſteht; nur ſoviel weiß ich, daß dieſer für mich augenblicklich wegfällt, ſowie ſie von Chauſſeen, geraden Wegen, Kanälen durchſchnitten wird. Ich glaube, es iſt das unverfälſcht Natürliche, was mich anzieht, daß die Menſchen nichts dazu getan haben. Die Dresdener Gegend iſt durchgehends Garten und gefällt mir als ſolcher außerordentlich – nur daß ich's nie lange im Garten aushalte, weil er mich ennuyiert. Unſer Ballenſtedter Wald iſt noch rein Natur, darum erquickt er meine Seele.

Was Du von Deinem Unterholz ſchreibſt, hat mich weidlich ergötzt, beſonders die Hiſtorien von meinem Patchen, dem kleinen Willibaldo. Ich erzählte dieſe Geſchichte der Herzogin und ihrer Schweſter, welche

[1] Prinzeß Friederike von Holſtein-Glücksburg (1780–1862), eine Vatersſchweſter der Herzogin von Bernburg, × mit Gottlob Samuel Frhr. v. Richthofen (1769–1808), lebte ſpäter [Leb.-Cr. S. 264] in Herrnhut; ihre zwei Söhne und drei Töchter wurden 1847 in den preußiſchen Grafenſtand erhoben. Die Tochter Iris war ſpäter [vgl. Leb.-Cr. S. 374/5] mit M. v. A. befreundet.

ſich darüber kugelten. Daß er ſich das Loch in den Himmel ſo eng denkt, mag ſeine vollkommene Richtigkeit haben (Chriſtus ſagt dasſelbe, nur daß er es nicht Loch, ſondern Pforte nennt) und glaube ich auch mit ihm, daß, wenn nur der Kopp erſt durch iſt, der übrige Korpumpus ſchon nachſchlupfen werde; der Kopf nimmt viel Anſtoß an dem engen Loch und iſt der unchriſtlichſte Teil des alten Adams.

Auch mir machen meine kleinen Kröten viel Freude, beſonders Gerhard, der jetzt in ſeinem niedlichſten Alter iſt und ſich überaus jungenhaft entwickelt. Ich werde durch ihn auf Stunden wieder ſelbſt ein kleiner Junge und habe, wenn ich mich mit ihm herumwälze, alle die ſeligen Empfindungen jener Traumzeit. Gerhard hat ein kühnes und freies Ausſehen, und ſo iſt auch ſein Benehmen. Er iſt feurig, ungeduldig, herrſchſüchtig und trutzig, der „Bruder" dagegen (ſo wird Adolph allgemein genannt, weil ihn Gerhard ſo nennt) iſt überaus geduldig, ſanftmütig und vergnügt, er liegt ſtundenlang auf dem Rücken wie ein Mißkäfer, ohne daß ſich jemand um ihn bekümmert, und lächelt die lieben Englein an, die nur er ſieht. Während der Säugling ſo dick und rund iſt wie ein Faß iſt Gerhard ſo mager wie ein Araber. Obgleich er mich bisweilen anbetet, mit ſehr ernſtem Geſicht die Hände faltet, zu mir heilig aufblickt und zu mir ſagt: „Bitte, bitte, guter Gott!", ſo iſt doch bis jetzt die höchſte Idee, die er kennt, ein Hetto, wovon er das Verbum „hettoen" ableitet und ſo ſein Spielen nennt, welches ſich immer auf Reiten und Fahren beſchränkt.

Herrlich kennt er das lange Claudiusſche Lied vom Rieſen Goliath. Wenn ich von der Arbeit herunterkomme, eilt er mir ſogleich jubelnd entgegen, klettert an mir in die Höhe und ruht nicht eher, als bis ich ihn aufnehme, wo er dann die Ärmchen um meinen Hals ſchlingt, ſeine kleine heiße Backe an die meinige legt und regelmäßig das Lied anſtimmt, welches ich dann mit ihm ſinge, wobei alles dramatiſch aufgeführt wird. Bei der Stelle „er hatte Knochen wie ein Gaul" jubelt Gerhard allemal auf, weil ihm das beſonders wohlgefällt, und wenn der Vers kommt „gab jedem einen Rippenſtoß und flunkerte und prahlte groß", holen wir beide aus und verſetzen uns ganz ernſthaft, als müßte es ſo ſein, einen derben Treffer in die Seiten, und dann ziehen wir zur Mutter, welche auch allemal einen abkriegt. So köpfen wir uns denn auch an der rechten Stelle und boxen uns nieder auf den Grund und ſingen dann andächtig vom kleinen David weiter.

Mein Herz ſehnt ſich nach Dir und Elmine und Deiner kleinen Bagage; Julchen desgleichen. Sollten wir nicht auch einmal mit der Elite unſerer Truppen ein Manöver bei Kaliſch[1] veranſtalten? oder bei Königsberg? Leb wohl, und unſer Gott hüte und behüte Dich und Deine Horde.

*

[1] In Kaliſch fand im Herbſt 1835 zur Erinnerung an den dort im Frühjahr 1813 geſchloſſenen ruſſiſch-preußiſchen Allianzvertrag eine glänzende Heerſchau über vereinigte preußiſche und ruſſiſche Truppen ſtatt.

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenſtedt, 9. Oct. 1835. Bei Hofe war heute zum Geburtstag der Herzogin eine überaus glänzende Verſammlung von über ſechzig Perſonen. Die Prinzeß Marie kam mir gleich entgegen, um mir zu ſagen, ihre Mutter habe geſchrieben, ſie ſei bei dem Anblick des Porträts in Tränen ausgebrochen, und es ſei ihr das liebſte Geſchenk geweſen, was ſie an ihrem Geburtstag empfangen. Das iſt mir freudiger Lohn. Der Herzog von Holſtein zog mich ins Geſpräch und will ſich von mir malen laſſen, wenn er das nächſte Mal kommt. Nach Tiſch wurde ich der Frau v. Krosigk von Gröna vorgeſtellt, ſie hatte eine auffallend hübſche Tochter bei ſich. Krosigk von Rathmannsdorf lud mich ſamt Weib und Kindern ein, er will ſeinen Wagen ſchicken. Eine anmutige Erſcheinung war der Cöthenſche Kammerherr Trotha, der einen ſo herrlichen, bis auf den Rücken reichenden Schmerbauch hat, daß ſeine ſilberne Schärpe vorn und hinten ganz überwuchert wurde und nur da ſichtbar war, wo ſie herunterhängt. Nach aufgehobener Verſammlung begab ich mich zu Frau v. Richthofen auf deren Wunſch und unterhielt mich ein Stündchen mit ihr, dann gingen wir wieder in den Saal, wo der Hof ſchon verſammelt war, um ein kleines Feſtſpiel anzuſehen, das der Herzogin zu Ehren gegeben wurde. Es war ein Tempel mit einem Altar errichtet, und Fräulein Lasperg, die Krohn und Prinzeß Marie traten vor, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darſtellend, und redeten die Herzogin mit ſüßen Worten an, bis ein großes Schluchzen entſtand. Es war ein Fratzenſpiel. Wie wohl war mir, als ich um halb ſieben endlich erlöſt dem Schloß den Rücken kehren und es mir zu Haus gemütlich machen konnte! Die Kinder nahmen die Botſchaft, daß ich ihnen Feigen mitgebracht hätte, mit großem Freudengeſchrei auf und verzehrten dieſelben gleich unter lauter Anerkennung ihres Wohlgeſchmacks.

*

Eine Damencour

Was, der Blitz! Halb eins iſt's ſchon? / So muß ſpornſtreichs ich davon,
Denn man kommt nicht gern am letzten, / Kann man nicht der Erſte ſein –
Nur die Erſten gehn am letzten / In den Fürſtenſaal hinein.

Und ſo geht's den Berg hinan, / Was die Lunge halten kann,
Gegen Schnee und Ungewitter / Stürmt man kühn auf ſteiler Bahn –
Doch das Steigen wird uns bitter, / Und der Huſten fällt uns an.

Mancher kommt ſo angerannt / Ohne Atem und Verſtand,
Und wenn man denn ſo gelaufen / Iſt und will vernünftig ſein,
Kehrt man erſt, um auszuſchnaufen, / In dem Blauen Zimmer ein.

Hier verſucht ſich jedermann / Zu erholen, wie er kann.
Ein'ge ſäubern Kleid und Schuhe, / Andre räuſpern ſich ſehr ſtark,
Und am Ofen wärmt in Ruhe / Mancher ſich ſein Rückenmark.

Wohl bedeutungsvoll und ſchön / Sind die Wege, die wir gehn –
Denn damit des Hofes Freuden / Niemandem bedenklich ſei'n,
Führet man die Eingeweihten / Durch die Schloßkapelle ein[1].

Es iſt grade große Cour, / Und die Damen en beau jour
Stehn mit Fächern in den Händen, / Reich und ſinnig koſtümiert,
Gruppenweiſe an den Wänden, / Auf das herrlichſte friſiert.

Alles iſt voll Freundlichkeit, / Leben und Verbindlichkeit.
Doch der Dichter – wie im Traume / Sieht den Schnee am Fenſter an,
Und in dem belebten Raume / Iſt er ein verlorner Mann.

Einſam iſt ſein ſtiller Sinn, / Einſam träumt er immer hin,
Einſamkeit, von Deinen Freuden. / Einſam weint ſein ſchönes Herz,
Einſam hängt er ſeinen Leiden / Nach und ſeinem Dichterſchmerz.

Doch die Störung iſt ganz nah – / Plötzlich heißt's: „Der Hof iſt da!"
Und kaum iſt das Wort vernommen, / Sieht man auch nach Fürſtenart
Glanzvoll ſchon die Herrſchaft kommen, / Tief begrüßt und angeſtarrt.

Ach! wie wird es einem wohl, / Wenn's zu Tiſche gehen ſoll!
Doch erſt muß man ſich bequemen, / Mit devoter Courtoiſie
Ein ganz kleines Los zu nehmen / Zu der Damenlotterie.

Denn nach Herrenhuter Art / Wird man hier durchs Los gepaart,
Und damit in dem Gedränge / Nicht ein Unfall arriviert,
Wird man paarweis in die Menge / Nach der Nummer einrangiert.

Doch wie man auch rechnen mag, / Einige Herren bleiben nach.
Sie ſind ruhmvoll auserkoren / Und mit Weisheit auserſehn,
Wie die röm'ſchen Senatoren / Dem Triumphzug nachzugehn.

Dieſer Senatorentroß, / Ich und Ziegeler und Voß,
Freund und andre ſchöne Seelen / Pflegen übrigens zum Glück
Sich nicht ſonderlich zu quälen, / Sondern tragen ihr Geſchick:

Damen ſind ja nicht wie Brot, / Und ein ſonderbarer Tod
Wär's, an Damen-Mangel ſterben. / Darum tröſtet man beim Mahl,
Konnte keine man erwerben, / Sich mit ſchäumendem Pokal.

Horch! da tönet durch den Saal / Pauken- und Trompetenſchall,
Ouvertüren, Märſche, Chöre, / Werden trefflich ausgeführt,
Und Soupe à la jardinière / Wird zuerſt herumſerviert.

Folgen Auſtern, Kohl und Wurſt, / Kaviar und Gänſebruſt,
Braten, Pudding, Torteletten, / Harmonien von allerlei
Fleiſchen, Pilzen und Paſteten, / Überfluß von Wein dabei.

Trüffeln, Kuchen, Eis und Fiſch, / Alles das kommt auf den Tiſch,
Alles das geht in den Magen, / Alles das bekommt ihm wohl,
Alles das kann er vertragen, / Wenn es einmal ſeien ſoll.

---

[1] Die Ballenſtedter Schloßkirche iſt ſo in das Schloß eingebaut, daß man aus den Feſträumen unmittelbar in die Herzogliche Kirchenloge treten kann.

Wäre doch des Herzens Art / Ebenſo geſund und hart!
Aber alles kann's nicht tragen, / Alles kann's vergeſſen nicht,
Und der Menſch kann manches ſagen, / Was recht ſchwer im Herzen liegt.

Doch das weiß hier jedermann, / Und man ſtrengt ſich weidlich an,
Seine Dame nichts zu fragen, / Was ſie gern verſchweigen will,
Nur Verbindliches zu ſagen, / Oder auch — man ſchweigt ganz ſtill.

Speiſend ſchweigt ſich's gar zu gut, / Schweigend ſpeiſet man ſich Mut,
Speiſend tut man wohl zu ſchweigen, / Schweigend ſpeiſt ſich's immerfort,
Und ſo zwiſchen Schweiß und Speigen / Spart man manches leere Wort.

Endlich iſt das Eſſen aus, / Und der Zug geht nun hinaus,
Stattlicher als er gekommen. / Welch ein grandioſes Bild!
Was die Gäſte mitgenommen, / Hat die Lücken ausgefüllt.

Froh begrüßt ſich jedermann, / Blickt ſich keck und weidlich an,
Selbſt die Damen bleiben ohne / Liebliches Behagen nicht,
Und wie Roſen in der Sonne / Strahlt manch reizendes Geſicht.

In der Tat mag man ſich freuen, / Wieder einmal ſatt zu ſein.
Denn der Menſch, wenn er gegeſſen, / Wird er munter und geſcheut
Und bezeugt mit Scherz und Späßen / Angemeſſ'ne Heiterkeit.

Alles Ding geht ſeinen Lauf, / Alle Freuden hören auf,
Jede Luſt entweicht behende, / Hinterläßt Erinnrung nur,
Und, wie lang ſie währt, zu Ende / Geht auch jede Damencour.

So verläßt nun allzumal / Jedermann den Fürſtenſaal,
Allgemein wird abſpaziert, / Und die Damen, hoch erquickt,
Werden ſorgſam emballiert / In den Kutſchen heimgeſchickt. —

Hier in dieſer Zeitlichkeit / Mangelt's nicht an Eitelkeit.
Eitel ſind der Tafel Freuden, / Wenn man müde iſt und ſatt,
Eitel ſind des Dichters Leiden, / Wenn er ſie beſungen hat,

Eitel iſt die ganze Welt, / Ehre, Ruhm, Verdienſt und Geld.
Doch von Nöten iſt die Ruhe, / Ruhe nach der Mahlzeit Müh'n —
Drum entledige Dich der Schuhe, / Um Pantoffeln anzuziehn.

* *

W. v. K. an ſeine Schweſter Adelheid

Ballenſtedt, den 31. Oct. 1835. Morgen wird alſo Dein Hochzeitstag ſein — wie ſchnell iſt er nun auf einmal herangerückt nach jahrelangem Harren! Aber es iſt gut, daß das Schifflein nicht lange ſäumet, ans andere Ufer überzufahren; ſolange das Auge allein hinüberſchweift, gibt's doch keine Ruhe im Herzen. Geſtern mittag erſt kam Mutters Brief mit der Meldung des Tages, ſo kann ich Dir erſt heute ſchreiben, da ich geſtern großen Frondienſt bei Hofe hatte als dem Hochzeitstage unſeres fürſtlichen Paares. So haſt Du alſo, wenn Du dieſen Brief erhältſt, den

Mädchenschuh und das weiße Brautkleid schon ausgezogen und bist bereits Frau. Das Hochzeitsgeschenk, das wir für Euch von Gott erbitten, sind die drei Prädikate der Liebe: Geduld, Demut und Sanftmut! Ihr Lieben, achtet dieses Hochzeitsgeschenk nicht gering – Julchen und ich hätten uns längst erwürgt, wäre uns dieses Geschenk nicht zuteil geworden.

Und nun, meine geliebte Schwester – wäre ich bei Dir, so wollte ich Dich auf die Schulter schlagen und Dir sagen: Fasse Mut und sei getrost! Du hast gewählt nach dem Herzen unserer Mutter und nach Deinem eigenen, und Julius nach seinem und seiner Eltern Sinn. Mit Gesundheit und äußeren Gütern seid Ihr gesegnet, soweit Ihr dessen bedürft. Es kommt im Leben auch nicht auf den äußeren Stand an, sondern daß wir fest im Vertrauen zu Gott stehen, daß seine Gnadensonne uns leuchtet. Wenn wir in der Sonne gehen, fragen wir nichts danach, ob unser Schatten derweilen auf rauhen Fels oder über blumige Wiesen dahinstreift.

Und mache Dir keine Gedanken um Mutter. Sie hatte ein Kind um sich, das vom Leben nicht befriedigt war – jetzt wird sie eines in der Ferne haben, das seinen Lebenszweck gefunden. Sollte ein Mutterherz nicht solchen Tausch wünschen? Es ist ein ander Ding um eine Mutter, die alle ihre Kinder glücklich versorgt weiß, als um eine, die noch von Schlenkerbeinen ohne Halt umschlottert ist. Mach' Dir auch keine Sorge um ihre Einsamkeit – sie wird sich in diesem Winter ausruhen, hat ja auch Bertha um sich, und sobald es die Jahreszeit erlaubt, steht es ihr frei, zu welchem Häuflein sie sich wenden will, zu Euch oder zu uns.

Daß Julius uns nicht besucht hat, sondern, das Schloß Ballenstedt im Auge, bei uns vorbeigesegelt ist mit einem Herzen wie eine rohe Kartoffel, dafür könnte ich ihm solch treuloses Herz aus dem Leibe reißen, wenn er nicht gerade auf der Fahrt zur Braut und seinem Ziele schon so nahe gewesen wäre. In solchem Falle ist man blind und störrig und sieht alle andere Liebe nur wie Hindernisse an. Ich bin ja auch in dem Fall gewesen; in der Schweiz hatte ich mich wer weiß wie lang herumgetrieben, aber als ich einmal in den Bremer Postkurs geraten war, hatte ich keine Zeit, die Geschwister in Engern und Westfalen noch zu besuchen. Daher soll es Julius vergessen und vergeben sein, zumal wir nun Euer Versprechen haben, daß Ihr auf Eurer Fahrt nach Tecklenburg wenigstens drei Tage hier bei uns bleibt. Kommt und studiert bei uns weise Kindererziehung, so werdet Ihr nicht vergeblich hier gewesen sein.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenstedt, 8. Nov. 1835. Heute erschien der Hofmarschall höchst feierlich bei mir, um im Auftrage der Herrschaften ein für allemal die Einladung zur herzoglichen Tafel an den Sonntagen zu überbringen.

* * *

IX

Still-Leben in Ballenstedt

1836 bis 1840

Zum Überblick mögen die äußeren Hauptdaten dienen:

15. Febr. bis 7. März 1836. W. v. K. in Dresden und Hermsdorf.
30. Mai 1836. Einzug der Mutter in Ballenstedt.
23. Juli bis 21. Aug. 1836. Zur Bilder-Restauration in Schloß Hoym.
18. April 1837. Geburt des Sohnes Benno.
8. Juni 1837. W. v. K. begleitet seine Mutter auf ihrem Umzug nach Tecklenburg.
Mai/Juni 1838. Zur Bilder-Restauration in Schloß Hoym.
28. Aug. 1838. Die Mutter kehrt nach Ballenstedt zurück.
Sept./Nov. 1838. W. v. K. in Bremen.
22. Sept. 1839. Geburt der Tochter Elisabeth.
Juli 1840. W. v. K. mit dem Onkel Carl Zoege v. M. in Dresden und in Lausa.

Dieses Kapitel und somit dieser Band haben nicht, wie die beiden anderen Bände dieser Kügelgen-Trilogie, ein eindruckvolles äußeres Ereignis als ins Auge fallenden Abschluß, sie scheinen vielmehr inhaltlich ganz ohne Einschnitt in den dritten Band hinüberzufließen. Bei schärferem Zusehen zeigt sich jedoch eine deutlich erkennbare, wenn auch zeitlich und äußerlich nicht feststellbare Grenzscheide zwischen dem zweiten und dritten Band.

Rein äußerlich ist die Grenze dieses Bandes bekanntlich dadurch gegeben, daß der Bruder Gerhard seine Abschrift der an ihn gerichteten Briefe, die den Inhalt der „Lebenserinnerungen" bilden, just mit dem Briefe vom 3. Okt. 1840 begonnen hat. Doch stellt sich jetzt heraus, daß das nicht auf irgendeinem äußeren Zufall beruht hat, sondern vielmehr auf der feinen und richtigen Empfindung Gerhards, daß in diesen Briefen ein frischerer Wind weht, daß ein lähmender Druck, der auf dem Bruder lag, von ihm gewichen ist und eine neue Ära in seinem Leben begonnen hat. Während W. v. K. sich bisher in Ballenstedt immer noch „in der Fremde" gefühlt hat, beginnt er dann in der neuen Heimat fest einzuwurzeln. Die Freundschaft mit der 1840 nach Ballenstedt kommenden neuen Hofdame der Herzogin, Fräulein v. Bernstorff [vgl. Leb.-Er. S. 5] und die durch diese sich entwickelnden näheren Beziehungen zur Herzogin können nicht die Ursache dieser Sinnes- und Stimmungsänderung sein, sondern sind vielmehr

Symptome derſelben. Wie erklärt ſich nun dieſe Änderung, dieſe Verſchiedenheit des Wilhelm v. Kügelgen von 1839 und von 1841?

In dem Zeitabſchnitt, mit dem dieſes Kapitel endet, ſteht W. v. K. ſichtlich unter einer ſchweren, ſein ganzes Weſen lähmenden Depreſſion. Hervorgerufen iſt dieſe in erſter Linie durch den Ausbruch der großen religiöſen Kriſis ſeines Lebens. Wir haben dieſen Abſchnitt zumeiſt in Briefauszügen der Mutter dargeſtellt, weil die Äußerungen dieſer eben ſo ſcharfäugigen wie liebevollen Beobachterin beſſer als die in jener „trockenen und dürren" Zeit ſpärlichen Selbſtzeugniſſe W. v. K.s erkennen laſſen, wie jene Kriſis entſtand und wie ſie auf ihn gewirkt hat.

Die Zweifel, die W. v. K. beunruhigten, haben, ſoweit ſich erkennen läßt, einen zwiefachen Ausgangspunkt. Einmal nimmt er Anſtoß an den Widerſprüchen, die er zwiſchen einzelnen Stellen der Heiligen Schrift findet. Dieſe Beobachtung konnte nur für den beunruhigend ſein, der an der von der alten lutheriſchen Orthodoxie ausgebildeten Theorie von der wörtlichen Inſpiration feſthält. In der Folgezeit – mit voller Klarheit jedoch erſt 1849 [vgl. Leb.-Er. S. 143] – hat ſich W. v. K. von jener Theorie freigemacht, womit jener Anſtoß entfiel.

Der andere Ausgangspunkt ſeiner Zweifel war die Erfahrung, die er gerade damals mehrfach gemacht hat, daß Männer, denen er perſönlich naheſtand und die feſt im Glauben zu ſtehen ſchienen, ſittlich Schiffbruch erlitten. In dieſer Hinſicht ſpielt der Paſtor Stephan eine beſondere Rolle, deſſen unerfreuliche Erſcheinung darum im Folgenden ſtärker hervortreten muß, als es an ſich erwünſcht wäre. Solche für W. v. K. bei ſeinem Zartgefühl und ſeiner Reinheit beſonders ſchmerzlichen Erfahrungen führten ihn auf das Problem „Erlöſung aus Gnaden allein" und „Heiligung mit eigenem Bemühen" – weniger theologiſch und etwas allgemeiner geſagt: auf das Problem des Verhältniſſes von Religion und Sittlichkeit. Die Löſung hat er ſpäter gefunden, indem er zu der klaren Erkenntnis des ethiſchen Charakters der chriſtlichen Religion hindurchdrang. Vorbereitet iſt dieſer Standpunkt, wie die Leſer dieſes Buches aus zahlreichen Äußerungen wiſſen, ſchon längſt, doch war W. v. K. dabei nie ganz über das Bedenken hinweggekommen, daß ſein Dringen auf Heiligung, auf ein Chriſtentum der Tat, doch eigentlich dem evangeliſchen „durch den Glauben allein" widerſtreite.

Um zu verſtehen, wie ſolche Differenzen eine ſchwere Depreſſion auf W. v. K.s ganzes Weſen ausüben konnten, muß man zunächſt ſeine zarte und peinliche Gewiſſenhaftigkeit und ſeinen Wahrhaftigkeitseifer in Betracht ziehen. Sodann, daß jene Zeit und beſonders W. v. K.s engerer Freundeskreis ſich ſtändig in ſolchen Gedankengängen bewegte und von ihnen bewegt wurde; Ludwig Richters (der, beiläufig geſagt, Katholik war und auch geblieben iſt) und Ferdinand Bertholds Briefe an W. v. K. ſind zum guten Teil mit ſolchen religiöſen und theologiſchen Auseinanderſetzungen angefüllt. Schließlich und vor allem darf man nicht vergeſſen, daß es ſich für W. v. K. um einen Bruch mit ſeiner ganzen Vergangen-

heit handelte: er war unter dem ſtarr dogmatiſchen Roller aufgewachſen, hatte unter dem Einfluß des eng konfeſſionellen Stephan geſtanden und von jeher unter der Einwirkung der eigenartig gefärbten, im weſentlichen pietiſtiſchen Frömmigkeit der Mutter. Daß ſein innerer Kampf ſich unter den forſchenden und ängſtlichen Augen der geliebten Mutter abſpielte, mag ihn für Wilhelm doppelt ſchwer gemacht haben.

Nun geht ſchon aus dem oben Geſagten hervor und die Leſer der „Lebenserinnerungen" wiſſen es, daß der religiöſe Kampf, der W. v. K. in dem Schlußabſchnitt dieſes Kapitels bewegt, keineswegs auf dieſe Zeit beſchränkt iſt, ſondern ſich noch jahrelang fortſetzt. Dabei iſt aber der weſentliche Unterſchied, daß er ſpäter nicht mehr in ſolchem Maße auf W. v. K.s ganzes Weſen lähmend einwirkt, wie jetzt unter der dumpfen Gewitterſchwüle unmittelbar vor und bei dem Ausbruche der Kriſis. Im Jahre 1839 ſteht W. v. K.s Seele ſozuſagen unter dem Druck der Prodromalerſcheinungen (wir alle kennen ſie — um den mediziniſchen Fachausdruck, wenn auch etwas trivial zu verdeutlichen — als die niederdrückenden Vorboten eines üblen Schnupfens) einer Erkrankung, die für den Leidenden oft ſchwerer erträglich ſind als der Verlauf der Krankheit ſelbſt. Dieſes Stadium iſt mit dem Jahre 1840 überwunden. Die Probleme bleiben dieſelben, aber ſie laſten nicht mehr ſo ſchwer auf W. v. K., nicht weil ſie ihm weniger wichtig geworden wären, aber weil er ſelbſt in ſeinem Weſen wieder freier und ſelbſtſicherer, weltoffener und weltfreudiger geworden iſt. Das iſt der Unterſchied zwiſchen dem Wilhelm v. Kügelgen von 1839 und von 1841, und in dieſem Unterſchiede liegt die Grenze zwiſchen dem zweiten und dem dritten Band dieſer Selbſtbiographie.

So iſt das Bild in Grau, mit dem dieſer Band ſchließt, gewiſſermaßen die Untermalung für die friſchen und kräftigen Farben, in denen das Bild W. v. K.s in der nächſten Periode erſcheint. —

Es war die Aufgabe dieſes Bandes, zu zeigen, wie aus dem Jüngling, den wir am Schluſſe ſeiner „Jugenderinnerungen" verlaſſen, der Mann heranreift, den wir als den Träger der „Lebenserinnerungen" kennen. Indem dieſes Kapitel und dieſer Band, eben darum ohne wirkſamen Aktſchluß, inhaltlich über ſich ſelbſt hinausweiſen auf die im dritten Bande folgende Entwicklung, dürfte die Aufgabe dieſes Buches erfüllt ſein.

W. v. K. an ſeine Schweſter Adelheid Krummacher in Tecklenburg

Ballenſtedt, den 29. Dec. 1835. Den letzten Gruß aus dem alten Jahre. Noch drei Tage, dann ändert ſich die Zahl — eine 6. Das wird Kleckſe ſetzen! Indes iſt's doch eine runde, behagliche Geſtalt, und alſo hoffentlich gutmütig und leutſelig. Möge ſich Euch das neue Jahr ſo erweiſen!

Am lieben Weihnachtsabend haben wir Deiner treulich gedacht, es war der erſte in Deinem Leben ohne die Mutter. Der Weihnachtsabend und die Mutter gehören ſo eng zuſammen, daß das Fehlen der Mutter

erſt dann ſeinen Schmerz verliert, wenn man ſelbſt Kinder hat. Ganz komme ich aber an dem Abend über die wehmütige, an ſüßen, lieben Bildern aus der Jugendzeit ſo reiche Erinnerung doch nicht hinweg, ſo köſtlich es auch war, die leuchtenden Kinderaugen zu ſehen, als unſere ſchöne Tanne mit ihren dreißig echten Wachskerzen ihnen entgegenſtrahlte. Der Seligſte war wieder Gerhard, der ein großes Schaukelpferd mit Sattel und Zaumzeug und ein Poſthorn dazu beſchert bekam. Erſt ſtarrte er das Pferd mit großen Augen lange ſtumm an, dann traute er ſich heran und ſagte „hat Augen", ging darum herum und ſagte „hat auch einen Fanz". Aufzuſitzen wagte er aber noch nicht, obgleich er doch ganz furchtlos ſchon auf Machzums lebendigen Pferden geritten hat. Als jedoch Anna ihn bat: „Bitte, lieber Gerhard, laß mich doch ein bißchen reiten", ergriff er ſeine Trompete, ſtieg aufs Pferd und hatte, als dieſes zu ſchaukeln anfing, eine tolle Freude. Adolphus verwandte kein Auge von den Lichtern, nichts war vermögend, ſeinen Blick abzuziehen, und erſt ſpäter entſchloß er ſich, an einer Kinderklapper zu kauen, welche Großmutter ihm geſchickt hat. Der Kleine fängt ſchon an, etwas zu verſtehen und Späßchen mit mir zu machen.

Mit Gerhard muß ich jetzt alle Abend Bereiter ſpielen, was er über alle Begriffe liebt. Er iſt dann das Hotto, ich faſſe ſeine rechte Hand in meine linke und laſſe ihn in der Volte um mich herumlaufen, wobei ich aber „ſchöne Muſik" d. h. Janitſcharenmuſik machen und mit der Peitſche knallen muß. Dann rennt er wie ein kleines Wieſel unbeſchreiblich ſchnell im Kreiſe herum, ſodaß ihm ſeine langen weißen Haare um den dicken Kopf flattern; die kleinen Füßchen wechſeln ſchnell unter dem umgürteten roten Rock hervor, und er macht dabei ein ſo ſelbſtzufriedenes Geſicht, daß er frappant wie der Paſtor Roller ausſieht. Er iſt aber auch, wie dieſer, ein Mann, der feſthält an alten Gewohnheiten und Gebräuchen: wenn ich nicht allemal dieſelbe Peitſche in der Hand habe und dieſelbe Muſik mache, läuft er lieber gar nicht, auch würde er dieſes Lieblingsſpiel mit keinem anderen treiben als mit mir. Er iſt ein lieber Kerl, an dem ich unendliche Freude habe. Wenn er von ſich und mir ſpricht, ſagt er immer: „wir beiden Männer".

In etwa ſechs Wochen gedenke ich auf vierzehn Tage gen Dresden zu pilgern, um einmal nach Mutter zu ſehen und mich ſelbſt etwas aufzufriſchen, was ich recht nötig habe. Die willkommene äußere Veranlaſſung zu der Reiſe iſt, daß eine Zeichnung der Herzogin auf deren Wunſch als Lithographie vervielfältigt werden ſoll und Zoellner[1] den Steindruck machen wird. Damit es mir nicht wieder geht wie mit Williards Parabelbildern, will ich Zoellners Arbeit perſönlich überwachen. Den Vertrieb des Blattes wird der Buchhändler Groening in Bernburg übernehmen, die Originalzeichnung will Siegsfeld mir abkaufen.

*

[1] Ludwig Zoellner (1798–1851), Zeichner und Lithograph in Dresden.

W. v. K. an ſeine Schweſter Adelheid Krummacher

Ballenſtedt, den 21. Jan. 1836. Heute kommſt Du ganz unerwartet zu einem Brief, da eine plötzliche Mittagseinladung an den Hof mich abhält, mit dem Malen überhaupt erſt anzufangen. Dieſe Einladungen in der Woche genieren mich ſehr und ſchrecken mich immer wie Geſpenſter, weil ich keinen Morgen anfangen kann zu malen, ohne befürchten zu müſſen, daß ich geſtört und abgerufen werde. Daß ich jeden Sonntag bei Hofe figurieren muß und mir dadurch alle Sonntage zerriſſen werden, daran habe ich mich ja nun ſchon gewöhnt. Da eſſe ich denn die unglaublichſten Delikateſſen wie Auſtern, Gänſeleberpaſteten, neulich kam auch einmal Schweinebraten, dick mit Zucker beſtreut, mit einer ſüßen Kirſchſauce – das wäre wohl was für meine kleine Ade geweſen? Vor vierzehn Tagen wurde übrigens auch Julchen zum erſten Male von der Herzogin mit gebeten, zum Tee und Souper, was uns in die höchſte Verwunderung verſetzte.

Ein Hauptvergnügen in der hieſigen Geſellſchaft iſt jetzt das Rätſelraten. Am vorigen Sonntag gab Frau v. Hoym bei Tafel eine Charade auf, ſagte aber gleich, ſie hätte ſie ſelbſt nicht löſen können: Dans mon premier les Italiens se promènent à mon second et retournent sur mon tout. Niemand konnte es raten, bis endlich Siegsfeld behauptete, er hätte es, doch wolle er dem Scharfſinn der anderen nicht vorgreifen; er behielt es für ſich, ſo ſehr ihn auch die Damen beſtürmten. Nach der Tafel ſagte er mir: „Dans mon premier, das iſt peau (die Haut); à mon second, das iſt Po (der Fluß), und mon tout, das können Sie ſich ſelbſt zuſammenſetzen." Wenn die gute Frau v. Hoym wüßte, was ſie für ein Rätſel aufgegeben hat, ich glaube, ſie würde aus ihrer peau fahren. Im Club glänzt beſonders Gottſchalk durch ſeine Charaden. Geſtern gab er zwei auf, die ich Dir hierherſetze: „Wohl dem, dem mein Erſtes ſo ſehr mein Zweites iſt, daß er darüber das Ganze vergißt." (Brautſchatz.) „Wenn mein Erſtes in mein Zweites und Drittes geht, dann geht mein Zweites und Drittes in mein Erſtes." (Luftballon.) In ſolcher Weiſe amüſieren wir uns hier.

Vor ein paar Tagen habe ich eine intereſſante Schneepartie gemacht. Im tollſten Geſtöber kämpfte ich mich über die Höhe der Gegenſteine bis nach Badeborn durch, um dem Paſtor Roſenthal meinen Gegenbeſuch zu machen. Das Dorf ſchien bei dem greulichen Wetter ſo ausgeſtorben wie Pompeji und Herculanum, und ich war froh, endlich an einem Fenſter einen Mann zu erblicken, den ich nach der Pfarre fragen konnte. Mit einer Art Ehrfurcht betrat ich das Haus, in welchem der ehrwürdige Arndt[1] gehauſt hat. Das Gebäude iſt noch ganz unverändert dasſelbe wie zu Arndts Zeiten. Roſenthal, der mich ſehr freundlich empfing und mich augenblicklich mit einer Pfeife ſtillte, zeigte mir auch verſchiedenes Hand-

[1] Johann Arndt (* 1555 in Ballenſtedt, † 1621 als Generalſuperintendent in Celle), der Verf. der noch heute weitverbreiteten „Vier Bücher vom wahren Chriſtentum", war 1583–1590 Pfarrer in Badeborn.

schriftliche vom alten Arndt, was noch in den Pfarralten erhalten ist. Seine Handschrift war fest und klar, wie seine Bücher.

*

Charade

von W. v. K.

Bist Du noch mein Erstes, gehört Dir die Welt.
Das Andre beherrscht sie, wie man sich erzählt.
Das Ganze ist endlich so rein und so wert,
Daß Rom es als Sinnbild der Gottheit verehrt.

Rätsel

von W. v. K.

Ein schlechtes Ding gelt ich oft wenig,
Oft seh' ich schwarz und schmierig aus,
Bisweilen kleiner als ein Pfennig,
Dann größer als ein Bauernhaus.

Am Hals der Fürstin prang ich herrlich,
Und sie ist meine schönste Zier.
Doch Dieben werd' ich oft beschwerlich,
Und Strolche bändigt man mit mir.

Mein Zweck ist, immer festzuhalten,
Und geh' ich unversehens los,
So mögen gute Engel walten
Und gnädig leiten das Geschoß.

[Die Lösung der beiden Rätsel siehe im Register unter „Charaden".]

*

W. v. K. an seinen Bruder Gerhard

Dresden, den 2. März 1836. Volle vierzehn Tage bin ich nun schon in unserem alten lieben Dresden und habe Dir noch nicht geschrieben, was sich doch eigentlich gehörte. Ich kann es auch heute nur kurz, da ich hier schrecklich herumgerissen werde und die wenigen Stunden, die ich mit Mutter zusammen sein kann, nicht noch durch Briefschreiben verkürzen mag. Unsere gute Mutter habe ich doch recht schwach und hinfällig gefunden, doch hat sie noch ganz ihre alte Lebendigkeit des Geistes. Carus sagte mir, sie leide an einer Verschleimung der Lunge, die nicht mehr behoben werden und bei Vernachlässigung leicht in Lungenschwindsucht ausarten könne, aber bei Vorsicht und guter Pflege könne Mutter uns noch Jahre lang erhalten bleiben. Wenn wir sie im Frühjahr nur erst glücklich unter unserem Dach haben, wird ihr, hoffe ich, die gute Waldluft und das ruhige Leben in Ballenstedt recht wohl tun.

Für mich war es eine rechte Wohltat, meine alten Freunde Berthold, Peschel und Richter einmal wieder ordentlich genießen zu können. Richter ist wieder in Dresden, da die Zeichenschule in Meißen aufgelöst ist. Peschel

arbeitet jetzt im Quandtschen Hause [Joh. Gottfried v. Quandt] Kartons zu Freskobildern, die das Belvedere zieren soll, das sich Quandt auf seinem Gute gebaut hat; es sind Stoffe aus Goetheschen Balladen und Romanzen. Denke Dir – ich habe sogar den Künstlerball mitgemacht, Julius Kaskel überredete mich dazu. In dem schön dekorierten Saale des Hôtel de Pologne stand ein großes Transparent, die Huldigung der Künste vor den Grazien darstellend: die Grazien in einer schönen Gruppe etwas erhöht und darunter in zwei Hauptgruppen die Künste, durch geschichtliche Künstler personifiziert. Das große, in meinen Augen sehr gelungene Bild war von einem noch ganz jungen Menschen namens Bari[1], dessen Bekanntschaft ich auch machte, erfunden und gemalt. Auf dem Balle fand ich fast alle meine Bekannten, sogar den alten Heuer, welcher mit Prölß erschien. Carus schlug ein helles Gelächter auf, als er den „Ballenstedter Pietisten" plötzlich hier in Dresden an einem Orte der rauschendsten Weltfreude erscheinen sah.

Auch unseren alten Caspar Friedrich habe ich besucht; ich fand ihn sehr krank, er ist vom Schlage getroffen und machte den Eindruck, als könne er kaum ein halbes Jahr mehr leben[2]. Um so lustiger war mein Besuch bei seinem Freunde Dahl[3]. Da würde es Dir auch gefallen haben, nicht wegen seiner schönen Landschaften aus Norwegen, worunter ein Wasserfall mir besonders wohlgefiel, sondern weil er sich eine große Sammlung von alten Kartaunen, Feldschlangen, Musketen und Flinten aller Art angelegt hat, auch Flambergen, Partisanen, Harnischen und anderem alten Kram, mit denen er alle Eingänge bei sich verrammelt hat, die Dich aber höchlich interessieren würden.

In Hermsdorf und Lausa war ich mehrere Tage. Heynitz fand ich so vergnüglich, wie ich ihn kaum je gesehen. Er machte mich zum Vertrauten seiner Liebe zu Fräulein Gruenewaldt[4] – Dir darf ich das ja mitteilen. Ernst will wieder heiraten, sobald es ihm gelungen ist, Hermsdorf zu verkaufen; ich hätte nicht gedacht, daß das so schwer wäre. Roller trat mir in einer zeisiggrünen Jacke entgegen, rund geschnitten ohne Taille bis an den Anfang der Beine, vorne mit Perlmutterknöpfen besetzt, jeder von der Größe eines Thalers und alle mit blitzenden böhmischen Steinen verziert. Diese Jacke trägt er jetzt im Hause und Garten und tröstet darin die bekümmerten Gemüter, die ihren Seelsorger aufsuchen. Er will jetzt absolut heiraten und ist so darauf versessen, daß er mir eine lange Liste zeigte von denen, die er heiraten könnte. Sogar die alte Jettchen Eule stand mit darauf. Der Professor Scheibel (ich ignoriere, ob Du diesen bei uns geschichtlichen Namen kennst), den Heynitz bei sich aufgenommen, da

[1] Vermutlich Ed. Rob. Bary (1813–1876), aus Dresden, Geschichtsmaler, † als Professor an der Dresdener Akademie.

[2] Caspar David Friedrich, der Landschaftsmaler [vgl. Jug.-Er. S. 33, 78f.], war seit 1836 erkrankt, ist aber erst 1840 gestorben.

[3] Christian David Dahl, * 1788 in Norwegen, seit 1818 in Dresden, † 1857.

[4] Ernst v. Heynitz vermählte sich in dritter Ehe 1837 mit Elisabeth v. Gruenewaldt aus Estland (1804–1856).

er aus Schlesien seines Glaubens wegen vertrieben war, muß nun auf Veranlassung Preußens auch aus Sachsen und von Hermsdorf fort und ist mit Weib und Kindern abermals heimatlos.

Hast Du denn schon von der neuen Geschichte Jesu von Strauß[1] gehört, welche eine förmliche Widerlegung des geschichtlichen Christentums enthalten und dabei mit großem wissenschaftlichen Ernst abgefaßt sein soll? Ich habe das Buch noch nicht gelesen, aber der Hofprediger Hoffmann hat mir viel davon erzählt. Der Bischof Neander in Berlin ist von Amts wegen darüber befragt worden und hat darauf geantwortet, wenn die Ansicht, die dieses Werk enthielte, allgemein werden sollte, so sei es um das Christentum geschehen, er halte aber dafür, daß ein so ernstes wissenschaftliches Werk von der Behörde nicht unterdrückt werden dürfe, sondern durch Widerlegung unschädlich gemacht werden müsse. Ich habe in diesem Winter, um den Rationalismus einmal an der Quelle kennen zu lernen, Ammons „Fortbildung des Christentums zur Weltreligion" studiert – so flach und so inkonsequent hatte ich mir die Einwürfe gescheuter Rationalisten doch nicht gedacht. Bei der Gelegenheit will ich Dir zu Deiner Erheiterung doch noch einen schönen Vers aus unserem rationalistischen Gesangbuch mitteilen:

Ich will mich niemals wieder zanken, / Nicht von der Bahn der Tugend wanken,
Mich und meine Kinder lieben, / Meine Freunde nicht betrüben,
Fressen will ich nicht unmäßig, / In der Arbeit sein nicht lässig,
Alle Welt mit Lieb' umschlingen / Und meine Schätz' ins Trockne bringen.

Ist das nicht herrlich? Ich singe wahrhaftig „Gaudeamus igitur" oder „Am Rhein, am Rhein" mit zehnmal mehr Erbauung, als solche abgedroschene moralische Lieder, bei denen man sich zu Tode langweilt. Weshalb ich meinen Gottesdienst jetzt auch manchmal lieber im Walde abhalte. Es ist gut, einmal draußen im Walde mit Gott allein zu sein.

*

W. v. K. an seine Schwester Adelheid Krummacher

Ballenstedt, Gründonnerstag, den 31. März 1836. Der Abschied von Dresden wurde mir diesmal doppelt schwer, da ich mir bewußt war, daß ich meine Mutter hier nun nicht mehr besuchen werde und daß ihr Abzug das letzte Band mit der alten Heimat zerschneiden wird. Als ich früh halb sechs von Mutter an ihrem Bette Abschied nahm, schlief Bertha noch in ihrem Bettchen; ich durfte gar nicht hinsehen, um nicht noch mehr weich zu werden. Wehmütig ging ich im ersten Grauen des Morgens durch die Straßen, und wie ich an der lieben Katholischen Kirche vorbeikam, riefen die Glocken zur Frühmesse, zu der ich unseren Vater so manch-

[1] Der schwäbische Theologe David Friedrich Strauß (1808–1874) veröffentlichte 1835/6 sein in der Geschichte der Theologie wichtiges Werk: „Das Leben Jesu. Kritisch bearbeitet" (2 Bde.), in dem er die Wundererzählungen der Evangelien (im Gegensatz zu der supranaturalistischen Verteidigung ihrer Tatsächlichkeit und ihrer rationalistischen Erklärung als natürlicher Vorgänge) auf die nach Art der alten Volkssagen unwillkürlich schaffende Mythenbildung der ersten Christenheit zurückführte.

mal begleitet habe, und vom Altar schimmerten die Kerzen durch die Fenster. Als ich dann mit der Post wieder bei der Königsstraße vorbeifuhr, wußte ich, daß wieder ein Abschnitt in meinem Leben zu Ende war.

Auf der Rückreise war ich wieder einen Tag in Leipzig bei Volkmanns. Clärchen fand ich recht gealtert. Alfred traktierte mit ganz vortrefflichem Wein vom Berge Ätna, braunem und rotem, der uns allen das Herz öffnete, daß wir fröhlich wurden. Gesprochen wurde in ganz Leipzig fast nur von der Eisenbahn, für die ich bei Wurzen schon große Anstalten zur Brücke über die Mulde sah. Ein paar Tage, bevor ich dort war, war in Leipzig die Subskription für die Chemnitzer Eisenbahn eröffnet worden; dabei ist der Andrang so groß gewesen, daß man, um Gedränge zu vermeiden, vor der Expedition zwei enge Barrièren hat ziehen müssen, sodaß immer nur einer hinter dem anderen gehen konnte. Es sind an einem Tage für, ich weiß nicht mehr wieviel, Millionen Aktien gezeichnet worden, viel mehr, als Geld gebraucht wird.

Heute ist mir zu Mute wie einem Schuljungen am ersten Ferientag — gestern ging der Hof fort, die Herzogin nach Holstein, der Herzog nach Bernburg. In der letzten Woche habe ich noch schlimm arbeiten müssen, weil eine Kreidezeichnung, welche die Prinzeß Marie von sich bestellt hatte, vor ihrer Abreise nach Schleswig fertig sein sollte. Da das Blatt aber doch nicht fertig wurde und die Prinzeß mehrmals gegen mich geäußert hatte, sie wolle diese Zeichnung der Herzogin von Gotha[1] schenken, erbot ich mich vorgestern, ob sie mir nicht die Versendung anvertrauen wolle. Sie lehnte das ab und bog sich dabei mit dem ganzen Gesicht über die Zeichnung, als wollte sie ein Erröten verbergen; Lasperg aber, der zufällig zugegen war, lächelte mich auf eine merkwürdige Weise an. Die Herzogin von Gotha bekommt das Bild also sicherlich nicht. Sollte es Lasperg bekommen? Man unterhält sich jetzt hier viel von einem Verlöbnis der Prinzeß mit Lasperg, woran ich aber noch nicht recht glauben kann trotz der großen Vertraulichkeit, in der Lasperg zu den fürstlichen Damen steht. Das Bild seiner beiden kleinen Mädchen, das Du auf der Staffelei gesehen hast, ist übrigens nun auch bald fertig. Es hat mir viel Not gemacht. Beide Kinder sind zwar ähnlich geworden, die Kleine ist aber in der Figur so verzeichnet, daß ich wohl das Falsche sehe, aber durchaus nicht dahinterkommen kann, wo der Fehler steckt. Das hat mir die Lust an dem Bilde ganz verdorben.

Morgen wollen wir zum ersten Mal in der hiesigen Gemeinde zum Abendmahl gehen, bisher hat mich der fremde Kultus davon abgehalten. Ich bin aber froh, daß ich meine Scheu überwunden habe; das alte Formular, das heute bei der Vorbereitung vor der Erteilung der Absolution verlesen wurde, war schön. Es ist mir auch, als träte ich meinen hiesigen Freunden näher durch die gemeinschaftliche Teilnahme an der heiligen Handlung.

[1] Caroline, Witwe des Herzogs August von S.-Gotha-Altenburg († 1812), Tochter (geb. 1771) des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, also Schwester der Mutter des Herzogs Alexander Carl von Anhalt-Bernburg.

M. v. K. an seine Mutter in Dresden

Ballenstedt, den 16. Mai 1836. Heute haben wir einen so herrlichen Frühlingstag, daß ich recht wünschte, Du wärest schon da. Hoffentlich hindert Dich der Rückfall mit Deinen Augen, von dem mir Sibler schreibt, nicht mehr lange am Reisen. Es ist hier alles für Dich bereit. Deine Möbel, die ganz unbeschädigt angekommen sind, haben wir schon in Deine Zimmer geräumt, das Kanapee ist schwarz neuüberzogen, die Bilder habe ich gereinigt und frisch aufgespannt, Deine Zimmer sind neu tapeziert. Sie sind zwar nicht groß, aber viel freundlicher als in Deiner Dresdener Wohnung, die Sonne scheint durch alle drei Fenster herein, und wenn Du früh aus Deiner Schlafstube trittst, werden Dir die reichen Blüten der Kastanien entgegenblicken. Die Vögel singen jetzt herrlich, und im Schloßgarten stehen die Blumen im schönsten Flor; da wandeln wir öfters mit Hoffmanns oder Starkes hin, nach dem Essen, ganz familiär, Julchen im bloßen Kopf mit Adolph auf dem Arm und ich mit der Pfeife, und laben uns am Anblick dieser Pracht. Die Kinder sprechen schon von nichts weiter als Eurer Ankunft, und Anna zuckt bedeutend mit der Nasenspitze, wenn wir davon reden. Ich habe jetzt Anna gemalt [s. die Abbild.] und auch Gerhard angefangen mit seinem Posthorn und der runden Hermsdorfer Kapelle, in der er getauft ist, als Hintergrund [s. die Abbild.].

Wir sind jetzt stark von Hoffmanns okkupiert, bei denen Baedeker und der Verlagsbuchhändler Weise aus Stuttgart mit seiner Frau, einer Schwester von Hoffmann, zu Besuch sind. Sie setzen mich auch stark in Nahrung, indem Herr und Frau Weise ihre Bilder in Kreide bestellt haben und ich auch Adelheid[1] in Öl male, mit einem landschaftlichen Hintergrund. Am Sonnabend waren wir mit der ganzen Hoffmannschen Sekte auf dem Meiseberg, wo eine so ausgelassene Heiterkeit herrschte, daß schließlich gar getanzt wurde und sogar der Herr Hofmaler, Dein alter, misanthropischer Sohn, sich dabei mit der hochehrwürdigen Frau Hofprediger im Arme produzierte.

Gestern hatte mich Asseburg auf sein altes Schloß Falkenstein zur Kirche und nachher zu Tisch nach Meisdorf eingeladen. Es war ein schöner Gang in aller Herrgottsfrühe am Sonntagmorgen durch den maiengrünen Wald. Überall, wo Laubbäume stehen, war die ganze Luft erfüllt von einem vollen tiefen Baßton, der mich wunderbar ergriff — es war das Lied der Maikäfer, die zu Millionen in den hohen Bäumen summten. Auf der alten Bergveste empfing mich der Schloßherr im Rittersaale seiner Ahnen mit einem guten Frühstück. Dann läutete das kleine Burgglöckchen, und wir begaben uns in die uralte Kapelle, in der die Orgel schon ertönte. Hier hörte ich zum ersten Mal die preußische Agende, deren schöne Gesänge durch einen wohleingeübten Chor von Bauernjungens mir sehr gefielen. Dann betrat Schreck die Kanzel und predigte

[1] Adelheid Hoffmann, älteste Tochter des Hofpredigers, × mit Sanitätsrat Hengstenberg in Bochum.

mit großer Innigkeit und Tiefe, er hat eine große Rednergabe und einen recht guten Vortrag. Bei Tiſch lud mich Frau v. Kerſſenbrock von neuem ſamt Frau und Kindern ſehr herzlich ein, ſodaß wir, wenn Du erſt hier biſt, einmal nach Helmsdorf müſſen. Auf dem Rückweg geriet ich in die Dunkelheit einer faſt kompletten Sonnenfinſternis, die ich durch ein durchſtochenes Tabakspapier vortrefflich beobachten konnte. Zu Hauſe fand ich Julie mit Starkes in unſerem Garten, wo ſie ebenfalls das Geſtirn des Tages durch geſchwärzte Gläſer anſtarrten und alle ſchwarze Naſen und Stirnen hatten.

Erzähle doch Bertha, daß ſie hier noch zwei neue Schweſterchen vorfindet. Mein Hausſtand hat ſich nämlich in letzter Zeit gleich um zwei Töchter vermehrt. Es ſind die Kinder[1] der Frau Dr. Valentiner, der Witwe eines Arztes in Huſum, eine geborene v. Wardenburg, die ſeit vorigem Jahre in den perſönlichen Dienſt der Herzogin getreten iſt. Die Kinderchen ſind jetzt täglich in unſerem Hauſe und ſollen auch mit Bertha und Anna gemeinſamen Unterricht haben bei einem Herrn Walter, hier in unſerem Hauſe. Sie ſind ſo allerliebſt und rührend gut, daß ſie mir ſchon wie eigene Kinder ans Herz gewachſen ſind.

*

W. v. K. an ſeine Schweſter Adelheid Krummacher

Ballenſtedt, den 31. Mai 1836. Nun, meine liebe Adelheid, laß die Sorgen fahren und danke Gott mit uns! Mutter iſt hier und wohler, als ich ſie im März in Dresden verließ. Der liebe Gott hat mir die Freude geſchenkt, unſere alte Mutter unter mein Dach einziehen zu ſehen — möchte er uns nun auch die Kraft geben, mir und Julien, ihr ihre letzten Tage zu verſüßen und zu erheitern!

Geſtern abend machte ich mich auf den Weg, ihr entgegenzugehen. Es fuhren mehrere Wagen vorüber, der rechte immer nicht. Endlich ſah ich in der Ferne wieder einen kommen mit zwei Schimmeln, und um nicht abermals wie bei den vorigen enttäuſcht zu werden, drehte ich um und ließ den Wagen hinter mir herfahren, indem ich mir vornahm, mich nicht eher umzuſehen, als bis er dicht hinter mir wäre. Da hörte ich plötzlich in weiter Ferne Mienchens ſonore Trompetenſtimme erſchallen in einem langgedehnten, durch alle Modulationen gezogenen, echt Dresdner „Jaah", welches ſie wahrſcheinlich von ihrem Kutſchbocke aus meiner Mutter zur Antwort gab. Sobald Mienchen mich erkannte, klatſchte ſie in die Hände und verkündete die Botſchaft in den Wagen hinein, aus dem auch ſogleich Berthas blonder Kopf herausfuhr. Endlich hielt die alte Landkutſche, und ich ſah unſere Mutter wohlbehalten und nicht ſonderlich angegriffen im Fond ſitzen. Da fielen mir mit einem Male alle die ſorglichen Ideen von der Seele, die ich mir gemacht hatte, und ich danke noch jetzt Gott für dieſen Augenblick. Ich ſetzte mich mit ein und freute mich nun auf den Empfang zu Hauſe.

[1] Pauline Valentiner (1827–1908), × 1849 mit dem Hamburger Schiffsreeder Guſt. Wilh. Schiller (1803–1870). — Mathilde V. (1830–1907), unvermählt in Hamburg geſtorben. S. die Bildniſſe in den „Leb.-Er."

Wir hatten Mutter ſchon geſtern erwartet und waren, Alt und Jung, faſt gar nicht vom Fenſter weggekommen. Bei jedem Wagen, den wir rumpeln hörten, ſtreckten wir alleſamt die Hälſe wie ausgezogene Perſpektive aus allen Fenſtern hinaus. Die Kinder waren beſonders aufgereizt, und Gerhard ſchrie mit ſeiner unreifen Stimme allen Vorübergehenden zu: „Junge, heute kommt meine Großmutter!“ oder: „Mädchen, heute kommt unſere Bertha!“, und war ſehr indigniert, daß ſie ihn für dieſe wichtige Nachricht kaum eines Blickes würdigten. Als nun endlich der große Augenblick kam, ſtanden die Kinder einander zunächſt ſtumm gegenüber, dann reichten ſich Anna und Bertha die Hand, verſtohlen lächelnd. Bald aber tauten ſie auf, die Mädchen fingen an zu ſpielen, und Gerhard, der die Großmutter, von der er den ganzen Winter hatte reden hören, zuerſt mit ganz großen, weitgeöffneten Augen angeſtarrt hatte, machte wie ein Unſinniger die komiſchſten Kapriolen und lief mit großem Gepolter von einem Zimmer in das andere, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Mutter machte ſogleich eine Fußreiſe in das obere Stock, wo ſie, nachdem wir Tee getrunken, anfing, ſich ein wenig einzurichten. Ihr Quartierchen iſt wirklich recht niedlich, und ſie hat, da ſie die oberen Zimmer alle benutzen kann, auch Raum genug, ſich zu bewegen. Heute hat Mutter ſich nun ſchon ganz eingekramt. Ihre alten noch vom Großvater Zoege gedrechſelten Violen und Büchſen von Buchsbaum und Ebenholz ſowie die niedlichen vom Vater gemalten Miniaturbildchen und manches der mir allbekannten, lieben und werten Stücke, die nur bei ſolchen Gelegenheiten einmal wieder zum Vorſchein kommen, ſah ich durch ihre Hände gehen, ihre Apotheke, Wärmflaſche, diverſe Nachtlampen, Körbchen uſw., alles iſt vortrefflich untergebracht, und eben iſt ſie noch mit ihren Briefen beſchäftigt.

Heute, als Mutter ſich, vom Kramen ausruhend, etwas auf ihr Bett geſtreckt hatte, habe ich ihr Deinen Brief vorgeleſen – ſehr auf Unkoſten meiner Lunge. Mutter unterbrach mich mehreremal: „Nein, das mußt Du doch geſtehen, Wilhelm, daß das ein ſehr intereſſanter Brief iſt“, und ich geſtand es und wunderte mich über Deine Eloquenz, freute mich über Dein eheliches Glück und ſpiegelte mich in Julius' Zahmheit, daß er ſich von Dir Auguſtes Tagebuch vorleſen läßt; dabei mag manches Prischen in die Naſe gefahren ſein.

Den 1. Juni. Soweit geht meine Liebe, daß ich dieſen Brief durch zwei Tage führe. Gott ſei Dank, die Reiſe iſt Mutter gut bekommen. Soeben höre ich ſie in ihrem Zimmer auf und ab gehen und ihren Wohlgemutsgeſang mit geſchloſſenen Lippen ausführen. Doch wieder auf Deinen vortrefflichen Brief zu kommen, war es mir ſehr lächerlich, daß der Bruder Emil Euch mit ſeinem vielen Reden faſt getötet hat; ich würde Euch in der Beziehung nichts zuleide tun, wenn ich Euch einmal beſuchen ſollte. Ich verlerne das Sprechen immer mehr, Julchen auch, wir verſtändigen uns durch Blicke und deuten unſere Meinung. Jetzt macht Mutter etwas Leben und erzählt nach ihrer Weiſe, beſonders wenn wir

nach dem Eſſen noch ein Weilchen am Tiſche bleiben, die allerwunderbarſten Sachen. – Ihr ſcheint ja in Tecklenburg einen ſehr netten Kreis von Menſchen zu haben, Euer Landrat [v. Grüter; vgl. Leb.-Er. S. 174] gefällt mir. Ich kann mir recht denken, wie charmant Du die Wirtin machſt und wie wohl es Dir tut, wenn die Gäſte hernach ſagen: „Eine liebenswürdige junge Frau, die Frau Paſtor!" Die Nachricht, daß eine Wartefrau für Dich beſtellt werden ſoll, hat uns alle namhaft erquickt. O Adelheid, was trägt die Ehe doch für Hoffnungen in ihrem Buſen! Du ſcheinſt mir ein ganz anderer Menſch geworden zu ſein, ſeitdem Du von der geſegneten Ehekrankheit befallen biſt.

*

W. v. K. an Ferdinand Berthold

Ballenſtedt, den 3. Juni 1836. Nun aber ſperr oculos, nun kommt das Kapitel von der Kunſt. Wir haben in Halberſtadt[1] Ausſtellung gehabt. Da gab's Bilder! Was war unſre Dresdner Ausſtellung dagegen! Warum müſſen wir Dresdener von allen Söhnen Deutſchlands doch immer zuletzt aus dem Philiſtertum erwachen, das wir mit der Muttermilch einzuſaugen ſcheinen und das uns immer anhängt?! Hier in Halberſtadt laufen alle fremden Bilder portofrei ein, und die Halberſtädter haben keinen Schaden dabei. Da waren Bilder aus Paris, Rom, Wien, München, Berlin, Düſſeldorf, Dresden – ſehr ausgezeichnete Sachen. Zwei Sterne waren darunter, die ich zu den trefflichſten Bildern rechne, die ich je geſehen habe. Ein ziemlich großes Bild von Hildebrand[2], darſtellend die Kinder Eduards von England, ſchlafend auf dem Bette, von dem die Mörder die Decke wegziehen. Eine reine, fehlerfreie Zeichnung, äußerſt ſchöne, wahre, glückliche Zuſammenſtellung, ein leichter Pinſel bei der ſauberſten Ausführung bis in alle Details und ein entzückendes, doch anſpruchloſes Silberlicht über das Ganze ausgegoſſen. Zwar könnte ich mir die Sache vielleicht noch ſchöner aufgefaßt denken, aber nicht beſſer gemacht. Das andere, von Adolph Schrödter[3]: „Don Quixote ſtudiert den Amadis von Gallien" (im Beſitz des Stadtrats Reimer in Berlin), iſt ein kleines Genrebildchen, aber bei der großen inneren Wahrheit, die es hat, doch den hiſtoriſchen Bildern beizuzählen. Einen großen Folianten vor ſich, den er ſich auf den Bauch gewälzt hat und mit der einen Klaue umklammert, während die andere in den langen, einzelnen grauen Haaren wühlt, ſitzt Don Quixote in einem großen Lehnſtuhl vergraben. Seine Augen glühen in den Folianten hinein. Dem offenen hängenden Maule und dem Zug um die Naſe ſieht man das Erſtaunen und die Freude über

[1] Das Kunſtleben in Halberſtadt war in den dreißiger Jahren durch den Freiherrn v. Spiegel und den Apotheker Dr. Lucanus, die einen Kunſtverein gründeten und alljährlich größere Ausſtellungen veranſtalteten, hochentwickelt.

[2] Theodor Hildebrand (1804–1874), aus Stettin, † in Düſſeldorf, Schüler Schadows; ſeine „Söhne Eduards" jetzt in der Berliner Nationalgalerie.

[3] Adolph Schrödter (1805–1875), Schüler Schadows, 1829–59 in Düſſeldorf, † in Karlsruhe; ſein „Don Quixote" jetzt in der Berliner Nationalgalerie.

die gelesenen Wunder der Tapferkeit an und den Entschluß: Morgen ziehe auch ich zu gleichen Taten aus. Die unendlich langen Caballero-Beine spreizt er in grenzenlosem Entzücken von sich und berührt damit ganze Schanzen von Ritterromanen und alten Waffen, von welchen er umringt ist. Die ganze Umgebung des Bildes ist einzig. Ich war ganz verliebt in den liebenswürdigen Narren und bin es noch; das Bild hat sich mir mit seinem gutmütigen Humor so eingeprägt, wie vordem fast noch nie ein Bild. Viel andres Schönes war noch da (besonders gefiel mir eine schwedische Herbstlandschaft von Andreas Achenbach in Düsseldorf), aber wer kann es alles beschreiben.

Was mich anbelangt, so scheint mir's doch, als käme ich immer so etwas vorwärts; ich habe einige Porträts gezeichnet, die mir alle Ehre machen. Wir sind aber ein veraltetes Geschlecht, die junge Brut bringt's weiter. Hätte ich nicht Weib und Kinder – ich ginge morgenden Tages nach Düsseldorf, wo soviel Treffliches entsteht; da muß man enthusiasmiert werden, und ist man das und arbeitet, so lernt man auch. Ich bin oft sehr gequält durch meine Arbeit, und die Stunden sind nicht selten, wo ich mich danach sehne, ich wäre Professor oder Regierungsrat oder meinetwegen auch Prediger. Es kommt mir alles leichter vor, als Maler zu sein ohne ausgezeichnete Gabe. Mein einziger Trost liegt in meinem fatalistischen Glauben – Gott will, daß ich mich quälen soll, und ich quäle mich. Drüben wird alles klar werden, warum sich der eine hat quälen müssen und der andere nicht. Es gibt allerlei vereitelte Hoffnungen im Leben, da gilt es Gehorsam und Demut. Es ist schwer, ein Maler zu sein, noch schwerer ein Christ. Einen Maler kann nur Gott machen, einen Christen auch nur Er.

*

W. v. K. an seinen Bruder Gerhard

Ballenstedt, den 22. Juli 1836. Gestern erhielt ich Deinen Brief vom Johannistage. Was er für einen Eindruck auf mich machte? – i muscht halt weine! Ja, mein lieber Bruder, Deine Empfindung ist auch die meine, und bei allem Segen, den der Herr auf mich schüttete, zieht sich doch ein Stachel durch mein Leben hin, der seine Schärfe nicht verlieren will. Was mir je entrissen ist im Leben durch Tod oder Trennung, ich habe es nie verschmerzt, und alle die Aussichten, Hoffnungen, Erwartungen, die ich je fürs Leben hatte und die mir gescheitert sind, haben doch ihre Ansprüche nicht verloren. Mit besonderer Wehmut gedenke ich Deiner und wie alles so anders kam, als wir's uns ausmalten in der Morgenröte unserer Tage. Wir wollen aber nicht vergessen, daß wir doch bloß äußerlich getrennt sind und die freudige Gewißheit haben, daß einem in dem anderen ein treues Bruderherz lebt. Wissen wir, ob das immer auch so wäre, wenn wir beisammen lebten?

Betrachten wir beide unser Leben mit unparteiischem Blick, d. h. sehen wir ab von den Phantasien, die uns eine Trugwelt zeigten und denen wir glaubten, so sind wir beide doch eigentlich sehr glücklich und gesegnet

vor vielen tauſend anderen Menſchen, und das Gute, das wir empfangen haben, ſteht in gar keinem Verhältnis zu dem, was wir taten. Wir wollen Gott danken, daß er uns bis jetzt ſo führte, daß wir's ertragen konnten, und was die Zukunft anbetrifft, vor der Dir graut, ſo wollen wir glauben, daß der Gott, der unſerer Kindheit ſich erbarmte, der unſerer Jugend half, uns auch im Alter helfen wird und, wenn das Meer ja einmal hoch geht, bei uns im Schiffe ſitzet.

Es mag wohl jedem ſo gehen, daß das Leben ſich nachgerade immer farbloſer geſtaltet, aber das iſt gut ſo und macht uns innerlich reifer. Mancher erlangt im Leben vielleicht gerade das, was Du und ich uns wünſchten und was uns verſagt wurde, dafür entbehrt er dann gewiß wieder anderes, was uns zuteil geworden, und iſt deshalb unbefriedigt. Wo wäre der Menſch, deſſen Zufriedenheit und Glück auf ſeiner äußeren Lage beruhte? Es gilt im Leben nicht, mehr oder anderes zu haben, als man hat, ſondern die richtige Würdigung deſſen, was man beſitzt. Unſere Anſicht von den Dingen und nicht die Dinge ſelbſt machen glücklich und wohlgemut. Das iſt aber der Fehler, daß ſich unſere Wünſche immer auf irdiſche Bedürfniſſe richten, die, wenn wir ſie erreicht haben, doch nicht befriedigen, ſodaß man ſich ſchließlich nach Dingen ſehnt, die überhaupt nicht zu erlangen ſind, nach der vergangenen Jugend, nach verfloſſenen Zeiten oder gar nach dem Monde – anſtatt daß unſere Sehnſucht ſich auf Gott richtet und ſeinen Himmel, den wir in gewiſſer Beziehung ſchon in dieſem Leben haben können. Dazu gibt es aber nur einen Weg: die Verleugnung ſeiner ſelbſt mit allem ſelbſtiſchen Begehren. Daran, mein lieber Bruder, wollen wir uns durch unſere Briefe recht oft erinnern, einer den anderen ſtoßen und ermahnen, abzutun, was irdiſch iſt, und anzuziehen, was geiſtlich iſt, demütig, anſpruchslos und dankbar zu werden, männlich und ſtark! Dann werden wir bald aus der Wehmut zur Wackerkeit durchdringen.

Du, lieber Bruder, biſt ſchon durch Deinen Beruf zu größerem Lebensernſt erzogen, als ich in meinem unregelmäßigen Künſtler- und Hofleben. Ich komme mir manchmal noch ganz derſelbe vor, der ich vor fünfzehn Jahren war, ebenſo albern, ebenſo traurig und dieſelben Neigungen und Gelüſte. Mein größtes Vergnügen iſt meine Pfeife und ein freier Tag, um mit den Meinigen in den Wald zu gehen. Alles, was die anderen erwachſenen Leute hier Vergnügen nennen, iſt mir Qual – Geſellſchaften, Diners, Bälle, Komödien, Spiel und alle ernſthafte Konverſation über die Tagesereigniſſe. Wenn ich über ſolche mitſprechen muß, kann ich es auch nie unterlaſſen, das Geſpräch ſogleich dadurch zu zerſtören, daß ich die Sache ins Lächerliche ziehe und mit unſinnigen Behauptungen überſchütte, wobei man mich dann groß und verwundert anglotzt. Beſonders abſurd werde ich, wenn das Geſpräch, wie hier faſt in jeder Geſellſchaft, auf Pomologie und Roſenzucht kommt, und dies nun mit einem Pathos und einer Würde erörtert wird, als handle es ſich darum, lauter Großfürſten an Spalieren zu ziehen.

Du fragſt mich, ob ich Politikus bin? Un tout peu peu, d. h. ich ſehe die Sache ſo mit an wie eine Tragödie und dann kannegießere ich etwas darüber und ſeufze, freue mich auch, wenn in Frankreich jezuweilen ſo ein recht bombaſtiſcher verunglückter Königsmörder hingerichtet wird. Was mein politiſches Glaubensbekenntnis anbelangt, ſo bin ich erſtens ein deutſcher Mann, der Treue und Glauben und große Gemütlichkeit ſowie das abſtrakte Denken liebt, aber langſam iſt zum Handeln; zweitens bin ich mit Erlaubnis Sr. Majeſtät unſeres Kaiſers anjetzo ein guter Anhaltiniſcher Untertan und Hofmaler; und drittens bin ich ebenſowenig Liberaler als Unliberaler, ſondern ſehr portiert für eine natürliche geſchichtliche Entwicklung des Staatslebens und alſo auch ein Todfeind alles anmaßlichen, fürwitzigen Eingreifens in die Geſchichte, daher ich denn auch in politiſcher Hinſicht mit jedermann, welcher Farbe er auch ſei, mich in fortwährendem Streite befinde, weil keiner mich verſteht. Es würde mir ebenſo abgeſchmackt vorkommen, wenn der Kaiſer von Rußland jetzt ſeinem Lande eine Konſtitution geben wollte, als es mir töricht vorkommen würde, wenn der König von Frankreich ſie abſchaffen wollte.

Deinen Abſcheu vor dem „Jungen Deutſchland“[1] teile ich vollkommen, wie Du Dir denken kannſt, doch glaube ich, daß geſchichtlich dieſe Sache von großem Nutzen iſt, indem durch ſie der Rationalismus in ſeiner ganzen Nacktheit zerfällt und zu Verſtande kommt. Gutzkow hat ſich mit vielem Glück auf Röhr, Bretſchneider, Ammon und Konſorten berufen und begreift nicht, warum dieſe in hohen Ehren ſtehen und er ins Gefängnis kam, da er doch nichts getan habe, als deren konfuſe Anſichten in ein konſequentes wiſſenſchaftliches Ganzes zu bringen. Eminente Poeten haben wir jetzt nicht in Deutſchland, das iſt wahr, dafür haben wir aber eminente Maler, und die Kunſt hat in Deutſchland durch die Schulen in München und Düſſeldorf eine Stellung von ſolcher Bedeutung gewonnen, wie nie vordem. Von den Düſſeldorfern habe ich jetzt in Halberſtadt Bilder geſehen, die in techniſcher wie poetiſcher Hinſicht unübertrefflich ſind.

Ich für meine Perſon kann kein großer Maler werden, weil mir das Farbenauge fehlt; dies hindert mich bei jedem Pinſelſtrich, und ich verbringe auf meine Bilder die dreifache Zeit, weil ich, da ich nie recht weiß, woran es fehlt, ſo lange hin und her verſuchen muß. Es beſſert ſich zwar in dieſer Hinſicht, und ich habe in Ballenſtedt wieder einen Fortſchritt gemacht, auch großes Lob für einige Porträts geerntet, aber es geht ſo langſam vorwärts, daß ich über dem Studieren ſterben werde, ehe ich ausgelernt habe. Dies iſt der Krebs meines Lebens, der aber durch Demut und Reſignation am Ende auch ſein Gift verlieren muß. Ich habe ſo viel Anlage und muß zugrunde gehen, weil die rote Farbe für mich nicht exiſtiert – bitter! Jetzt habe ich mein eigenes Porträt im Spiegel ge-

[1] „Junges Deutſchland“ hieß der in der aufgeregten Zeit nach der franzöſiſchen Revolution von 1830 entſtandene Kreis (u. a. Gutzkow, Heine, Laube), der auf literariſchem, religiöſem und künſtleriſchem Gebiete wie in den politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen eine radikale neue Richtung vertrat.

malt, und zwar lebensgroßes Bruſtbild; es ſoll ſehr ähnlich ſein [ſ. das Titelbild in den Leb.-Er.].

Schloß Hoym, den 27. Juli 1836. Du erinnerſt Dich doch an das Städtchen Hoym mit dem großen Schloſſe, das früher der Bernburg-Schaumburgiſchen Nebenlinie zur Reſidenz diente und ſeit deren Ausſterben [1812] unſerem Ballenſtedter Hauſe zugehört? In dieſem Schloſſe hauſe ich nun ſchon ein paar Tage wie ein Geſpenſt – aber ein arbeitſames. Ein ſeltſam elegiſches Gefühl verläßt mich nicht, das öde Schloß einer ausgeſtorbenen Linie kommt mir vor wie ein Leichnam. In dieſem Leichnam ſtöre ich herum wie eine Made und kehre ſeine Eingeweide um nach Bildern. Es hat nämlich dem Herzog beliebt, mich hierherzuſchicken, um die vielen alten Bilder – es mögen über hundert ſein –, die in den Polterkammern halb zerriſſen durcheinander ſtehen und liegen und ſeit hundert Jahren nicht gereinigt ſind, wieder in Stand zu ſetzen und mit ihnen das Schloß nach meinem Geſchmack auszuſchmücken, nebenbei auch bei denen, die keinen Namen tragen, auszuforſchen, von wem ſie wohl ſein könnten. Unintereſſant iſt dieſe Aufgabe gar nicht, ſie macht mir im Gegenteil viel Vergnügen. Ich habe ſchon aus einer völlig ſchwarzen Leinewand, die nichts erkennen ließ als hie und da hellere Flecken wie eine naſſe Wand, die austrocknen will, nach angeſtrengter Arbeit einige recht gute Bilder herausgewaſchen, über welche ich ungeheure Freude habe. Dazu wünſchte ich mir unſeren alten Roller, den Bilderfreund, her; er würde es genießen, eins nach dem anderen, wie es unter meinem Schwamm aus dem Nichts hervorwächſt und ſich immer herrlicher geſtaltet, zu betrachten und ſich an den wunderbaren Geſichtern und noch wunderbareren Koſtümen verfloſſener Zeiten zu ergötzen. Wollte ich meine Sache wirklich gut machen, ſo hätte ich hier wenigſtens ein Vierteljahr zu tun, ich muß mich aber eilen, da man nicht viel Geld anwenden will.

Daß ich hier ein wunderſames Leben führe, magſt Du Dir denken. In dem weitläufigen Gebäude hauſe ich ganz allein mit einem alten Kaſtellan, der im Erdgeſchoß ein paar Zimmer hat. Außer dem ungeheuren Ritterſaal ſtehen mir fünfzehn Räume zur Verfügung, daher ich in dem einen meine Mütze, im anderen die Hoſen, im dritten meine Pfeife, im vierten den linken und im fünften den rechten Stiefel habe. Mit gutem Wein aus dem Herzoglichen Keller hat mich der Hofmarſchall auch verſorgt. Die erſten Nächte waren etwas ſchauerlich, da knackt und praſſelt es, rauſcht auch verdächtig, und bei dem Schall in den hohen leeren Gemächern verhundertfacht ſich der leiſeſte Ton zu einem kleinen Donner, der vielleicht nur durch das Hüſteln einer Maus hervorgerufen iſt.

Ballenſtedt, den 23. Aug. 1836. Ich hatte den Brief mit nach Hoym genommen, um ihn dort in müßigen Stunden zu vollenden. Aber ſolche fanden ſich nicht. Es war eine Rieſenarbeit, von der Du Dir einen Begriff machen kannſt, wenn ich Dir ſage, daß ich nicht weniger als 2700 Zwecken vernagelt und über 40 Ellen neue Leinwand gebraucht habe. Das Schwerſte war, große Bilder, die runzlig, zerriſſen und in ihren Falten

steinhart geworden waren, auf neue Leinwand zu kleistern. Früh um sieben fing ich an zu scheuern, zu kitten, zu kleistern, zu nageln, und arbeitete, immer stehend, so fort bis abends sieben, mit einer ganz kurzen Mittagspause — dann war ich aber auch so müde, daß mir das Briefschreiben verging. Das Bilderrestaurieren habe ich dabei gründlich erlernt, und nun, da ich fertig bin, bin ich stolz auf mein gelungenes Werk. 110 Gemälde, worunter 30 lebensgroße Standbilder, habe ich in den vier Wochen instand gesetzt. Jetzt hängt alles wohlgeordnet in dem großen Rittersaal und zwei großen anstoßenden Räumen, die ich ganz nach der Art der Dresdener Galerie ausstaffiert habe. Einen prächtigen Eindruck macht der große Saal, in dem 21 lebensgroße Standbilder aus der Hoymschen Familie in chronologischer Ordnung hängen. Darunter sind ein paar unermeßlich dicke Fürsten aus der Perückenzeit, die Dir sehr gefallen würden; man sieht es ihnen an, daß sie inneren Frieden hatten, weil die völlige Herrschaft der Begierden sicherlich keinen Widerstreit in ihnen aufkommen ließ.

Jetzt habe ich den Plan, alle alten Bilder aus Bernburg, Coswig, Plötzkau und Wallenstedt, soweit sie nicht in herrschaftlichen Zimmern hängen, sondern in Polterkammern herumliegen, zum Teil sehr gute Sachen, noch in Hoym zu vereinigen zu einer großen Galerie, die dann etwa 400 Nummern umfassen würde. Sobald die Prinzessin Friedrich wieder herkommt, die Kunstsinn und Liebe für ihre Familie hat, denke ich durch sie bei unserer Verwaltung diesen Plan durchzusetzen. Es ist für mich eine hübsche Vorstellung, daß eigentlich alles, was der Herzog an Bildern besitzt, mir gehört und ich darüber schalten und walten kann wie ich will. Mit einem wahren Vergnügen bin ich, als alles fertig war, in den hohen Gemächern mit meiner Pfeife herumgewandelt und habe meine schönen Bilder betrachtet.

Mutter hat mich mit Julie und den Kindern dreimal in Hoym besucht. Sie hat sich in der kräftigen, reinen Harzluft zusehends erholt. Anfänglich war der kleine Weg die Haustreppe herunter zum Essen für sie eine Reise, jetzt krabbelt sie sich schon bis in den Garten, wo sie bei schönem Wetter stundenlang unter den Rosenbäumen sitzt, den Blick auf die alten Gegensteine gerichtet. Als ich neulich einmal abends von Hoym nach hier kam, fand ich sie noch nach neun im Garten sitzend und mit den Kindern Bohnen schneidend — ich wollte meinen Augen nicht trauen.

Adelheid war, wie Du wohl weißt, mit Julius auf Helgoland. Ich genieße jetzt einen permanenten Badeaufenthalt, da ich mir in Halberstadt für 20 Silberthaler einen privilegierten Berliner Badeschrank gekauft habe. Das ist eine herrliche Erfindung, nach der Du auch streben solltest; hier macht mein Schrank allgemeines Furore. Ich brauche nur einen Pferdeeimer voll Wasser oben einzugießen und dann einen Krahn umzudrehen, so erfolgt ein Staubregen, der mich von allen Seiten scharf anspritzt und so lange anhält, als es mir beliebt, denn der Eimer reicht eine Viertelstunde. Dies ist fast so erfrischend und stärkend wie ein

Flußbad und hat den Vorzug, daß man auch im Winter kalt in lebendigem Waſſer baden kann.

Unſere Kinder entwickeln ſich prächtig und machen uns viel Freude. Bertha und Anna haben jetzt täglich Schule mit zwei anderen ganz allerliebſten Mädchen von ihrem Alter bei einem Lehrer, der ins Haus kommt. Der kleine Adolph, der nun herumläuft, iſt ſtets unbeſchreiblich freundlich, luſtig und vergnügt. Sein höchſter Genuß, über dem er Eſſen und Trinken ſtehen läßt, iſt, mich auf dem Klavier ſpielen zu hören, wobei er auf meinem Schoß ſitzt und taktmäßig mit ſeinen dicken Pfoten die Melodien begleitet wie ein Capellmeiſter, auch bisweilen laut aufjauchzt, wenn ihm eine Stelle beſonders gut gefällt. Ich hoffe, er wird nicht ſo ſchwer zu erziehen ſein wie Gerhard, deſſen unbändige Natur nur durch meine Ruhe und ſtrenge Zucht im Zaum zu halten iſt, weshalb denn auch ſeine Hinterſeite beſtändig Urkunden von vorhergegangenen Schickſalen aufzuweiſen hat. Das, worauf ich für die Zukunft baue, iſt ſein Sinn für Treue und Glauben. Wenn ich, bevor ich mich entferne, ihm den Handſchlag abnehme, daß er artig ſein will, ſo kann ich ganz beruhigt fortgehen, habe ich das aber einmal verſäumt, dann hat er ſicher wieder einige Hauptgreuel verübt. Ich laſſe ihn abſichtlich möglichſt unter ſeinesgleichen aufwachſen, wobei er von den anderen Jungens reichlich Prügel erntet, da er ſich nicht ſcheut, mit den größten Buben anzubinden, die ihm dann ſogleich tätlich beweiſen, daß Unbeſcheidenheit und Rauflſt ſchmerzliche Folgen nach ſich ziehen. Er iſt ſo braungebrannt wie ein Ägypter, ſeine Haare ſind viel heller als ſeine Stirn und hängen ihm in graden Spießen über den Hals herab. Das Schwerſte für mich iſt, daß ich ihn ſelbſt und auch unſere Mutter nicht merken laſſen darf, wie ich den Jungen gerade in ſeiner Wildheit lieb habe. Die gute Mutter macht ſich manchmal um die Art, wie wir, beſonders Julchen, unſere Kinder erziehen, recht überflüſſige Sorgen.

*

W. v. K. an den Senator Dr. Volkmann

Ballenſtedt, den 24. Sept. 1836. Wieviel, mein geliebter Vater Volkmann, haſt Du erlebt mit Deiner lieben Frau, ſeitdem Ihr Euren Fuß aus unſerem Hauſe ſetztet! Wir unſrerſeits haben während Deiner Kreuz- und Querfahrten ſo ſtill und einförmig gelebt, daß es für unſere Nachbarn unbeſchreiblich langweilig anzuſehen geweſen ſein ſoll. Die einzige Abwechſelung war, daß mich mein Herzog auf einige Wochen nach ſeinem Schloſſe Hoym verſchickte, zwar nicht als Staatsgefangenen, was er auch gekonnt hätte, oder um für mein Herbarium einige ſeltene dort einheimiſche Pflanzen einzulegen, ſondern es beliebte ihm, mir aufzutragen, aus dem Inhalt ſeiner Rumpelkammern eine ſchöne Galerie zu ſchaffen, welches mir denn auch gelungen iſt.

Bald nach meiner Rückkehr hatte ich dann die große Freude, daß mich mein Freund Hadrian Richter mit ſeinem Beſuche überraſchte. Er hat den Auftrag, für das projektierte „Maleriſche Deutſchland" einige Harz-

gegenden aufzunehmen, und blieb etwa zehn Tage bei uns. Wir haben schöne Wanderungen gemacht, am meisten ergötzte ihn die alte Veste Falkenstein; auch in Halberstadt waren wir zusammen, um die Spiegelschen Bilder zu sehen. Am besten gefiel es ihm aber in meiner Stube am heizenden Ofen (denn wir haben schon seit geraumer Zeit heizbare Temperatur), wo wir im traulichen Geschwätz die schönsten Stunden verlebten. Vor seiner Abreise malte ich ihn in meinem Schlafrock in anderthalb Tagen fix und fertig, sodaß keinerlei Retouche nötig war. Welche Heldentat das ist, verstehst Du nicht, da Du nicht Maler bist. Dieses Bild [s. die Abbild.] gelang so gut, daß sowohl ihm wie mir Maul und Nase vor Verwunderung offen stand, als es auf einmal fertig war, und nur Julchen vermochte Worte der Wonne und Bewunderung zu lallen.

Meine liebe Mutter wird jetzt leider von ihrem Husten auf entsetzliche Weise geplagt und leidet auch an Appetitlosigkeit, sodaß sie ganz mager geworden ist. Betrübend ist mir, wenn sie krank ist, ihr vieles Alleinsein, da sie nun niemand hat, der, wie früher Adelheid, immer um sie wäre, indem Julchen ihr Hauswesen hat und überdem mit den lärmenden, zerrigen Kindern eine schwer zu zertrennende Masse bildet.

Hast Du schon die köstliche kleine Schrift „Das Leben Luthers" von Dr. Casuar gelesen, in der dieser, um Strauß zu persiflieren, dartut, daß Luther nie gelebt habe und seine Figur nur eine Mythenbildung sei?

*

Aus W. v. K.s Tagebuch, das über die letzten Monate des Jahres 1836 nur noch summarisch berichtet

Sept./Oct. 1836. Bald nach Richters Abreise fuhr ich mit Schreck nach Quedlinburg, da wir erfahren hatten, daß Tholuck[1] dort sei und predigen werde. Mir ist noch nie in meinem Leben eine Predigt so eindrücklich gewesen, ich hätte sie nachher fast wörtlich niederschreiben können. Am Nachmittag begleiteten wir Tholuck auf seinem Spaziergang. Als ich mit Bezug auf die neuen Lutheraner sagte, daß man Leute, die ein Nebending in der evangelischen Wahrheit überschätzten und zur Hauptsache machten, bei ihrer Ansicht lassen solle, weil sie in diesem Nebending gewöhnlich sehr lebendig wären und es ihnen doch zum Segen gereiche, nähme man es ihnen aber, so hätten sie gar nichts übrig, bemerkte Tholuck: „Der Glaube ist wie ein Leib, und es ist für die Pflege des Leibes keineswegs gleichgültig, ob ich meine, das Leben sitze im kleinen Finger oder im Herzen." Im October, als Tholuck von Wernigerode, dem Ziel seiner Reise, zurückkehrte, besuchte er mich eines Abends ganz unerwartet hier in Ballenstedt. Ich rief den Hofprediger noch dazu, und wir verlebten einen höchst anregenden Abend mit Tholuck.

Nun erwarteten wir täglich Stackelbergs. Eines Abends, es war der 10te October, als ich mit Julchen vom Spaziergang nach Hause kam und mich eben umziehen wollte, hörte ich ein Posthorn blasen und den Wagen vor „Stadt Bernburg" halten. Die Leute, die ausstiegen, konnte ich in

[1] August Tholuck (1799–1877), seit 1826 Professor der Theologie in Halle.

Auguste v. Lasperg Kreidezeichn

„Es sind zwei niedliche Mädels, die ich gern male. Aber
nun entschlossen habe, erst eine ausgeführte Kreideskizze v
W. v. K. an s

ngen von W. v. K. 1835 Mathilde v. Lasperg

indermalen iſt ſchwer; beſonders die Kleinere ſitzt ſo unruhig, daß ich mich
n jedem der Kinder zu machen, um danach in Ruhe malen zu können."
ne Mutter am 15. Aug. 1835

Christuskopf

Zeichnung von W. v. K.

„Auch einen Christuskopf habe ich für Julchen zum Geburtstag gezeichnet; er nimmt sich in einem schönen Rahmen aus hellem Holz an der Wand recht gut aus.“ W. v. K. an seine Mutter am 21. Nov. 1834

Marienköpfchen

Ölgemälde von W. v. K.

„Heute übermalte ich mein kleines Marienköpfchen. Die graue Übermalung tut wohl, das Ganze ist dadurch sehr in Haltung gekommen.“ W. v. K.s Tagebuch am 26. Nov. 1832

der Dunkelheit nicht erkennen. Als aber dann Licht in dem Zimmer mir gegenüber wurde, ſchienen mir die Schatten, die ſich im Zimmer bewegten, bekannt, ich glaubte Alwine[1] zu erkennen. Plötzlich ſah ich Wilhelms charakteriſtiſche Geſtalt den Korridor hinaufgehen. Nun konnte ich mich nicht länger halten und ſtürzte hinüber. Im Hofe, wo der Wagen abgepackt wurde, hörte ich deutlich den Onno ſprechen. Hinterrücks fiel ich ihm um den Hals. Das war Freude! Nach ſieben Jahren und gar nicht verändert. Wir eilten hinauf zu Wilhelm und Alwine, den lieben Geſchwiſtern. Ich führte Alwine zu Julchen und holte dann auch die Männer nach. Wir ſetzten uns oben in meinem Stübchen feſt mit Tee und Pfeifen. Der alte Onno war ganz außer ſich, ich auch in einer Art Entzücken. Ganz Poll und alle Verwandten ſtanden mir wieder vor der Seele. Ein herrlicher Abend.

Das Ehepaar zog zu uns, der Onno blieb im Gaſthof. Auf dieſe Weiſe konnte ich Wilhelm recht genießen. Er erzählte mir vom Tode ſeiner Kinder einen ganzen Vormittag, ich wurde tief ergriffen durch dieſes ſchwere Kreuz, das den armen Jungen doch ſeinem Herrn näher gebracht hat und Alwine auch. Ich hatte große Freude an den drei alten Getreuen und war im Geiſte eng mit allen Verwandten vereinigt, auch mit denen, die ſchon hinübergegangen. Wir führten ein Leben wie in Rußland, d. h. wir taten nichts als eſſen, trinken, rauchen und ſchwatzen. Einen vortrefflichen Nachmittag verlebten wir auf dem Falkenſtein, wo wir den Kaffee auf dem weſtlichen Vorſprung, der Selkenſicht gegenüber, tranken. Zehn Tage blieben die Verwandten hier, den 21ſten Oktober reiſten ſie ab, hielten ſich noch ſechs Tage in Berlin auf und waren doch ſchon am Vorabend meines Geburtstags in Ottenküll.

*

Die Couſine Auguſte v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 12. Nov. a. St. 1836. Die Rückkehr der Unſrigen, ihre Erzählungen von ihrem Aufenthalt in Ballenſtedt, von wo ſie gleichſam die Luft, die Euch umweht, mit herübergebracht haben, das alles hat mein Herz warm und lebendig zum Schreiben gemacht. Es iſt mir, als wäre auf einmal die Kluft zwiſchen uns eben geworden, als brächte Alwina Grüße aus der Nachbarſchaft, auch kann ich mir jetzt ein viel beſſeres Bild von Eurem Leben und Treiben machen, was mir unbeſchreiblich wert iſt. Vor allen Dingen aber ſtatte ich Dir, Du lieber, lieber Wilhelm, meinen herzlichſten, wärmſten Dank ab für die wohltuende Liebe, mit der Du unſerem armen Bruder entgegengekommen biſt. Er iſt im innerſten Herzensgrunde gerührt, wenn er an Dich zurückdenkt; er ſagte mit klaren Augen, daß kein Menſch auf der Welt ihm ſo wohlgetan habe nach ſeiner Kinder-Tode wie Du, und das glaube ich ihm gerne. Mit Deinem Herzen voll Liebe verſtehſt Du es, Balſam auf andere tiefbetrübte Herzen

[1] W. v. K.s Vetter Wilhelm v. Stackelberg hatte ſich 1829 mit Alwina, der zweiten Tochter (* 1812) des Onkels Carl v. Kügelgen vermählt; ihre fünf Kinder waren ihnen durch den Tod wieder genommen worden.

zu legen, indem Du das Leid der Anderen zu Deinem eigenen machſt. Dein kleines Schreibſtübchen oben gehört zu Wilhelms erquicklichſten Erinnerungen. Ich ließ mir den Riß Eures Hauſes zeichnen, um alle Stuben und Winkel kennenzulernen. Wie gleichgültig iſt mir alles andere, was ſie von der großen Reiſe berichten, dagegen! Deine Kochtalente, Julchen, haben des Onnos höchſten Beifall gefunden.

*

W. v. K. an ſeinen Schwager Julius Krummacher nach der Geburt von Adelheids erſtem Sohne Martin

Ballenſtedt, den 23. Nov. 1836. Eine ſo große Freude wie die, als ſie Dir Dein Kind in den Schoß legten, haſt Du, meine liebe Adelheid, wohl noch nicht erlebt. Du biſt nun in den geheimnisvollen heiligen Orden der Mütter eingetreten. Alle Wunder der Weisheit Gottes liegen in einer glücklichen Geburt, teils als wirklich hier geſchehen, teils als vorgebildet und veranſchaulicht. Bei Deiner Freude, mein Julius, kam mir die Erinnerung, wie ich damals bei unſerer Erſtgeburt in den Pollſchen Wald hinausging und ſo froh war, daß ich die Fürſtenflinte löſen mußte.

Eine Ehe ohne Kinder iſt gewiß eine harte Prüfung. Das iſt vielleicht denen noch klarer, die Kinder haben, als denen, die wirklich in dem Fall ſind und gar nicht wiſſen, was ſie entbehren; jenen aber iſt es ein Sporn zum Danken und den zu lieben, als deſſen Wohltat ſie dieſes anvertraute Gut erkennen. Ja gewiß, es ſind Kinder Obligationen unſeres reichen Herrn, zu denen er uns die Zinſen noch zuzahlt; denn nicht allein, daß er, wie Luther ſagt, uns alte Narren der lieben kleinen Kinder wegen mit ernährt und aus dem Kindertopf mit eſſen läßt, ſondern die Kinder ſind auch eigentlich, während es den Anſchein hat, als würden ſie erzogen von den Eltern, vielmehr deren rechte Hofmeiſter und Informatoren, wie Du das immer mehr erfahren wirſt. Es wird eine Veränderung mit Euch vorgehen durch Euer Kind, die Euer Leben körniger geſtalten wird; es iſt, als wenn das eheliche Glück und Leben erſt Fleiſch und Bein bekäme und überkörpert würde durch die Kinder.

Ach, wie lange wird es dauern, meine geliebten Geſchwiſter, dann wird der kleine Martin Stiefel anhaben und in Halle fechten, ſtudieren, Bier trinken und ſich um ſeinen Gelbſchnabel einen Flaumbart wachſen laſſen. Dann biſt Du, Adelheid, immer noch eine junge Frau von etlichen vierzig Jahren und haſt noch einen Schwarm von anderen Kindern um Dich, denen Du Butterbrote austeilſt. Und dann, wie lange wird es dauern, ſo hat der Martin eine Pfarre und eine Frau und ein Kind, und dann biſt Du eine alte Großmama, und die Welt iſt eine andere geworden. Nun, Glück auf! Mädchen, Frau, Mutter, Großmama — es mögen alles fördernde Stationen ſein auf der Reiſe, die zur Heimat führt, aber die Mutterſchaft iſt die heiligſte unter ihnen.

Couvert: Daß Bruder Gerhard ſein Terſenau verkauft hat, habt Ihr wohl ſchon erfahren. Er ſchreibt an Mutter: „Wie ändern ſich doch die Wünſche mit den Verhältniſſen! Vor fünf Jahren freute ich mich wie

ein Kind, daß ich dieſes Gut kaufen konnte, und nun bin ich froh, daß ich den mir jetzt[1] ſo unbequemen Grundbeſitz wieder losgeworden bin."

*

W. v. K. für den Krummacherſchen Zirkularbrief

Vallenſtedt, den 18. Febr. 1837. Was unſer Leben hier anlangt, ſo iſt davon nicht viel zu berichten. Es iſt ſo einförmig, daß ich mein armes Tagebuch, dem es früher nie an Stoff und Nahrung gebrach, den Hungertod habe ſterben laſſen müſſen. Aber man ſagt ja, die Frau ſei die beſte, von der am wenigſten geſprochen wird, vielleicht gilt das auch vom Leben. Das Gute und die Segnungen Gottes zieht man unvermerkt in ſich ein wie die reine atmoſphäriſche Luft, und erſt, wenn ein Stank ſich erhebt, fängt man an, ein Ereignis wahrzunehmen und zu erzählen. Ein kleiner Stank hat ſich nun wohl auch hier erhoben in der Grippe. Von unſeren 3500 Mitbürgern in Vallenſtedt ſollen 6000 auf der Naſe gelegen haben. [Randbemerkung des Alti auf dem Originalbriefe: „6000 von 3500! Falſtaff und kein Ende!"] In meinem Hauſe lagen ſieben, Gerhard und ich waren die einzigen, die verſchont blieben. Bei Hofe waren das hohe Herrſcherpaar und ihr Hofmaler ſchließlich die einzigen, die ſich noch zuſammenfanden.

So viele intereſſante Beſuche wie Fritz habe ich hier freilich auch nicht gehabt, aber doch einen, der mir ſehr wert war: Tholuck brachte auf ſeiner Durchreiſe einen Abend bei mir zu. Er machte den Eindruck von großer innerer Klarheit und ſeltener Gereiftheit. Seine Anſichten waren völlig entſchieden, feſt und gepanzert, und dabei ſo milde, daß ein Kind ihnen entgegentreten konnte, ohne ſich zu verwunden. Zu ſeiner Verteidigung, obgleich ich ihm öfter opponierte, brauchte er nie Tiraden oder Heftigkeit und hatte das auch nicht nötig, weil er überall wußte, warum er dieſe und keine andere Anſicht hatte. Wir differierten aber nur in geringen Stücken, und das Reſultat war faſt immer, daß ich mich auf ſeine Seite ſchlug, welches mir beim Disputieren noch gar nicht vorgekommen iſt. Tholucks Einwirkung auf die Studenten ſoll immer größer werden. Wo ſo viel Innigkeit, Demut und herzliche Liebe ſich mit einem ſo überlegenen und gebildeten Geiſte verbindet, da kann der Segen auch kaum ausbleiben. Ich hörte Tholuck in Quedlinburg predigen, und noch jetzt nach vierzehn Wochen ſtecken mir alle die Worte wie eingeleimt im Gehirn.

Von den Predigten, die ich ſeitdem gehört habe, kann ich das leider nicht ſagen, ſie ſind ſpurlos durch meine Ohren hindurchgefahren. Ich muß mit Schmerz bekennen, daß mir der Beſuch der Kirche hier oft zur Qual wird. Auf ein belehrendes, afterweiſes Lied, welches ſchlecht geſungen wird, folgt eine Rede, die zum großen Teil aus orthodoxen Floskeln beſteht, welche zu einem rationaliſtiſchen irrationellen Ganzen verbunden ſind, vorgetragen mit übernatürlichem Pathos und Löwengeſchrei. Hernach fragt mich die Herzogin, ob die Predigt nicht köſtlich

[1] nämlich nach Übernahme der Verwaltung des Stiftsgutes Finn im Jahre 1833.

gewesen wäre. Unser vornehmes Publikum verlangt von einer Predigt: erstens, daß aus einem hochtrabenden Eingange sich recht geschickt und unvermerkt das Thema entwickele, zweitens, daß die Predigt sich um Dinge drehe, die keinen Menschen interessieren und die niemand bezweifelt, wie z. B. um die Tugendhaftigkeit Gottes, daß man drittens, wenn die Komödie vorbei ist, nicht wisse, worum sich's gehandelt hat, und daß viertens, der Weiber wegen, etwas von vorangegangenen Lieben, Kindern und sonstigen Angehörigen, vom Wiedersehen und von Blumen (im Frühling von der Apfelblüte) vorkommen muß.

Ich soll also berühmt werden? — meiner Frau und Kinder wegen. Das ist ein saurer Apfel!" Soviel weiß ich, wenn der liebe Gott keine anderen Mittel und Wege hätte, meine Frau und Kinder zu ernähren, als durch meine Berühmtheit, so würden sie wohl verhungern müssen. Daß Euch aber meine Bibelbilder besser gefallen als die Olivierschen[1], freut mich doch. Baedeker scheint jetzt auch plötzlich wieder Mut gekriegt zu haben, die Sache weiter fortzusetzen, wenigstens hat er vor kurzem an mich geschrieben und zwei neue Hefte bestellt. Es geht mir doch eigen mit diesem Lieblingswerke, daß ich nie recht weiß, ob es fortgesetzt wird oder ob ich das letzte Heft arbeite. Im voraus und aufs Geratewohl kann ich's nicht treiben, weil es mich zu viel Zeit und Kraft kostet. Am meisten Mühe machen mir die Ränder; gerade die besten Ideen sind in dem Raume eines Randes nicht darstellbar. Was mir von Anfang an gefehlt hat, ist die Nähe eines geistreichen Theologen, mit dem ich die Andeutungen auf den Rändern besprechen könnte.

Das Häusliche zu berichten, überlasse ich meinem Daus von Weibchen. Meine Mutter grüßt Euch alle, sie ist schwach und hinfällig, aber immer heiter.

*

W. v. K. an den Senator Dr. Volkmann

Ballenstedt, den 21. März 1837. Leider wird uns die liebe Mutter auf den Sommer wieder verlassen, so Gott die nötigen Kräfte dazu gibt, und zu Adelheid ziehen, wenigstens auf längere Zeit, da die beiden Geschwister sie so sehr mit Bitten bestürmen. Zuerst wollte Mutter nur zu längerem Besuch hin. Nun hat aber mein Schwager, um Mutter aufnehmen zu können, an Stelle des engen Pfarrhauses von dem Landrat ein geräumiges Haus mit schönem Garten gemietet, und so glaubt sie ihn nun nicht im Stich lassen zu dürfen. Vernünftig wäre dieser abermalige Umzug bei ihrem Alter allerdings nicht zu nennen, und ich habe mich mit allen Gründen der Weisheit dagegen ausgesprochen, aber gerade die nobelsten Beweggründe haben oft mit unserm Lichtlein Vernunft wenig zu schaffen und gehen von einer oberen Vernunft aus, die uns nur selten begreiflich wird und doch die Dinge leitet.

[1] Friedrich v. Olivier (1791–1859), aus Dessau, Schüler von Overbeck und Cornelius, seit 1829 in München; Hauptwerk: „Volksbilderbibel in 50 Darstellungen aus dem Neuen Testament" (Gotha 1834; den Text schrieb G. H. v. Schubert).

Ich arbeite jetzt den ganzen Tag fleißig an meinen bibliſchen Bildern und würge und preſſe aus meiner Bleiſtiftſpitze einen kleinen Juden nach dem andern heraus, habe aber viel Not und Plage dabei. Sonſt ſaß mir alles auf den erſten Strich, jetzt kann ich tagelang über einem einzigen kleinen Gewand ſtudieren und wochenlang, wenn ich's zu einem Bilde brauche. Die Malerei hat gar ſo viel techniſche Schwierigkeiten zu überwinden, dafür läuft ſie heutzutage noch obendrein Gefahr, in der Technik zu erſaufen. Die Figuren des Giotto, des Fieſole ſind Geſtalten aus einer anderen Welt, aus einer Welt, welche die Kunſt ahnt und welche ſie in ihrer Ahnung bildet; ſie finden keine Analogie in dem, was die Wirklichkeit an Geſtaltung und Eindrücken bietet und heben das Herz heraus aus der proſaiſchen Frivolität des Lebens. Jetzt ſcheint die Kunſt den Zweck zu haben, die tote Form der Natur zurückzuſpiegeln, und, ohne daß ſie das Fleiſch zu vergeiſtigen ſucht, verfleiſcht ſie den Geiſt. Von Düſſeldorf gehen vortreffliche Bilder hervor, und doch wird dieſe Schule ein Krebsſchaden an der vaterländiſchen Kunſt. Wir werden wohl erſt dann wieder zur Kunſt kommen, wenn es gelungen ſein wird, die Natur im Spiegel zu fixieren — dann wird man ſich zurückſehnen nach den Bildern, die ein erfindender und empfindender Geiſt geſchaffen und die nicht ihren Urſprung einer trefflich eingerichteten Maſchine danken. Ach, daß ich das, was ich meine, mit meinem Pinſel beweiſen könnte! Aber das iſt mein Schmerz, daß ich erſtens meiner Aufgabe nicht gewachſen bin und daß ich zweitens hier im ſechſten Weltteil lebe (Ballenſtedt iſt nämlich der ſechſte Weltteil), wo ich nie in ſie hineinwachſen kann. Bedaure mich und wiſche eine Träne aus Deinem Auge.

*

W. v. K. an den Atti

Ballenſtedt, den 19. April 1837. Es iſt unſerm Hauſe groß Heil widerfahren. Geſtern nachmittag vier Uhr ward uns ein Knäblein geboren, ein feſtes, ſtarkes, geſundes Kind als neues Unterpfand der Gnade unſeres Gottes. Ihm ſei Dank, der gnädig über alle Angſt und Schrecken hinweghalf und bis zu dieſer Stunde Mutter und Kind bei ſeltenem Wohlſein erhalten hat. Meine Mutter gelang es zurückzuhalten, bis alles vorüber war, jetzt teilt ſie ſich mit der treuen Agnes Starke in die Pflege.

Der kleine neue Weltbürger ſieht täuſchend aus wie Fritz [Krummacher] und blickt ſeine Geſchwiſter, wenn ſie um die Wiege ſtehen, halb wohlwollend, halb mit ſpöttiſcher Geiſtesüberlegenheit an. Er kam mit greulichem Geſchrei auf die Welt und brüllte eine Stunde lang wie ein Unſinniger, darauf ſteckte er ſeine Pfoten in den Mund und fing an, ganz gemütlich zu nuckeln. Die Schweſtern waren ungehalten, daß er kein Mädchen war, wir aber ſind froh über die drei Söhnchen, die ſich an Jahren ſo nahe ſtehen und als dicke Freunde die Welt durchpilgern mögen. Julchen hat Luſt zu dem Namen Wilhelm, ich hätte ihn lieber Carl genannt nach meinem Onkel, der Konfuſion wegen, die zwei gleiche Namen in einem Hauſe geben, will aber Julchen nicht beſchränken in ihrem Gelüſt.

Wir haben statt des Frühlings hier jetzt einen sibirischen Winter mit eisiger Kälte, unter der Mutter sehr leidet. Vom 6ten bis 11ten April fiel eine solche Masse Schnee, wie ich sie selbst in Rußland kaum gesehen habe, und wenn es nicht Feuer regnet, weiß ich nicht, wie er jemals abschmelzen soll. Die Lawinen stürzen wie in der Schweiz, gestern hat in einem benachbarten Tale ein vom Berge herabfahrender Schneehaufen einen Stall gepackt und mit solcher Gewalt auf das Wohnhaus geschleudert, daß alles zertrümmert wurde. Unter solchen Umständen ist nicht daran zu denken, daß Mutter schon bald nach der Taufe wird reisen können. Ich werde sie wohl nach Tecklenburg begleiten müssen.

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard in Finn

Ballenstedt, den 4. Mai 1837. Gleich nach der Geburt unseres Jüngsten, der Carl Wilhelm getauft und auf Julchens Wunsch Willi genannt werden soll, folgte hier eine große Unruhe. Am 22sten [April] erhielt Wilhelm einen schwarzgesiegelten Brief von Ernst Heynitz, in welchem er uns den sanften Tod seiner lieben Mutter mitteilte. Als ich gegen Abend in tiefen Gedanken über diese unerwartete Nachricht und besonders an die arme Dora, bei Julchen im verdunkelten Wochenzimmer saß, öffnete Mienchen leise die Türe und winkte mich heraus. Im Vorzimmer stand ich ganz erstarrt vor einem jungen Mann. „Sie trauen wohl Ihren Augen nicht?" sagte er endlich. „Ich denke zu träumen" erwiderte ich – es war August Heynitz. Ich zog ihn in mein Zimmer und erfuhr nun, daß auch Dora drüben im Gasthof sei – sie hätte nach dem Tode ihrer Mutter eine so unbeschreibliche Sehnsucht nach mir gehabt, daß er sie gleich hätte herbringen müssen.

Während die lieben Heynitzens noch hier waren, kam – Schlag auf Schlag – Timo, geraden Wegs von Rom auf der Rückreise nach Rußland. Er blieb auch acht Tage hier. Für Dora hatte ich ein Winkelchen zurechtgemacht, die beiden jungen Herren aber mußten im Gasthof wohnen. Timo hat mir in diesen Tagen besser gefallen als je. Aber das Bild von mir, das er Dir mitbringt, bin nicht ich. Ich war in jenen Tagen durch die Sorge um Julchen und die Unruhe durch unsere lieben Gäste so angegriffen und erschöpft, und meine Kräfte haben jetzt überhaupt so nachgelassen, daß ich mir vorkomme wie ein geschlagener Kranich, der mit lahmen Flügeln dasitzt. Da kam Timo eines Morgens auf mein Zimmer und sagte, er wolle mich für Dich malen. „Wann?" – „Jetzt gleich." Ich wollte es nicht, aber ich mußte – ich tat es Dir zu Liebe.

So saß ich ihm von acht bis zwölf – ich war mehr tot als lebendig. Nun sollte ich das Bild ansehen – wie erschrak ich da. „Wie wird Gerhard jauchzen, wenn ich ihm das Bild bringe!" rief Timo aus. „Bitterlich weinen wird er" erwiderte ich. Ich schrieb gestern an Adelheid: „Denke Dir meine Leiche – und Du hast das Bild gesehen." Timo hat mich mit halbgeschlossenen Augen gemalt, die noch dazu aus den Augenwinkeln herausschen. Ich glaube noch nie jemand aus den Augenwinkeln

angeblickt zu haben, und alle behaupteten immer, es sei an mir charakteristisch, daß ich stets allen Menschen gerade ins Auge schaute. Aber Timo kam es nur darauf an, die von ihm gefundene Ähnlichkeit mit dem alten Dichter Dante recht herauszuheben. Ihr aber hättet wohl lieber Eurer Mutter Angesicht als Dantes Bild [s. die Abbild.].

Aber Timo hat es gut gemeint, daß er Dir eine Freude bereiten wollte, und er hat, selbst sehr ermüdet von der weiten Reise, ein großes Opfer gebracht, daß er den ganzen Tag angestrengt malte, so angestrengt, daß ihm zuletzt Pinsel und Palette in den Händen zitterten. Ich hätte nur gewünscht, daß er die Zeit und Mühe auf Wilhelms Bild verwendet hätte, das er auch für Dich zu malen begann. Es ist sehr ähnlich und genial aufgefaßt und hätte gewiß ein Meisterstück werden können, während es nun nur bis zur Nase zusammengearbeitet und von da an unfertig ist. Timo hatte übrigens vom russischen Gesandten die Anfrage, ob er gegen ein hohes Jahresgehalt die sämtlichen Gemälde der Sixtinischen Kapelle kopieren wolle. Das wäre eine Aufgabe für viele Jahre. Er fragte Wilhelm, ob er ihm dabei helfen wolle, er könne ihm jährlich zweitausend Thaler dafür bieten. Da hättest Du Wilhelms glänzende Augen sehen sollen!

Den 5. Mai. Ich mußte gestern mit Schreiben aufhören, und kaum hatte ich mein Pult geschlossen, so brachte mir der Briefträger Deinen gesegneten Brief mit der Freudenbotschaft. Ich wünsche Dir von Herzen, ich wünsche Dir mütterlich Glück, Du junger Vater Deines fünften Kindes, zu Deinem Benno. Er ist nach dem hiesigen Kalender am 15ten und Wilhelms fünftes Kind ist am 18ten geboren. So will Wilhelm nun seinen Sohn auch noch Benno taufen lassen und ihn so nennen, spricht auch schon seit gestern abend nicht anders von ihm als von seinem Benno[1].

Den 11. Mai. Vorgestern, als am Tage Hiob, an seines Bruders Adolph Geburtstag, ist der kleine Carl Wilhelm Benno getauft worden vom Hofprediger Hoffmann in meinem ganz mit Grün und Blumen geschmückten Wohnzimmer, wo mein Nähtisch als Taufstein dienen mußte. Der Pastor Rosenthal und ich, der Candidat Schreck und die gute Agnes Starke waren die Taufpaten. Als Taufbraten war uns ein Auerhahn, den August Heynitz geschickt hatte, sehr willkommen.

Den 23. Mai. Ballenstedt ist seit acht Tagen in großer Aufregung, weil die hier allgemein beliebte Prinzeß Marie, die Schwester der Herzogin, mit ihrem Gemahl Lasperg, dem bisherigen Kammerherrn des Herzogs, erwartet wurde, und sie nun vorgestern im gewesenen Barduaschen Hause eingezogen sind. Man zerbricht sich hier den Kopf, wie das Verhältnis zum Hofe sich nun gestalten wird. Der König von Dänemark, der Onkel der Prinzeß, soll dieser Verbindung sehr abgeneigt sein, aber

[1] Des Bruders Gerhard neugeborener (bereits 1838 wieder gestorbener) Sohn ist dann aber gar nicht „Benno", sondern „Paul Gerhard" getauft worden, „weil der Name Benno unserer guten Elmine etwas schwer war um Sallys [geb. v. Zezschwitz] Bruders willen, der kein ‚heiliger Benno' genannt werden kann" [W. v. K.s Mutter am 8. Juli 1837 an den Senator Dr. Volkmann].

die Mutter der Prinzeß und auch unſere Herzogin, die jetzt gerade zur Konfirmation ihrer jüngſten Schweſter [Prinzeß Louiſe, vgl. Leb.-Kr.] in Holſtein war, haben der Trauung beigewohnt, die in Harburg ſtattgefunden hat. Das junge Paar kam ſchon heute zu mir, und Herr v. Lasperg ſtellte ſie mir als „ſeine Frau" vor. Sie machten mir beide einen ſehr angenehmen Eindruck; ſie ging ſo einfach gekleidet, obgleich neit und hübſch, daß ſie allen Damen hier als Muſter gelten kann. Das iſt doch einmal eine Ehe rein aus Zuneigung; ſie erblickt in ihrem Manne ihr Ideal [ſ. die Abbild. des Paares].

Meine Tage hier gehen nun zu Ende. Das wird einen ſchweren Abſchied geben. Am 8ten Juni wollen wir hier aufbrechen, der gute Wilhelm will mich begleiten. Den Gedanken, von Tecklenburg nach Bremen zu fahren, um dort den Ätti zu malen, hat er aufgeben müſſen, weil er jetzt zu viel Arbeit hat; nun war auch noch Herr Baedeker hier und hat mit dem Bibelwerk getrieben. Das Bild der jungen Stiftsdame v. Lasperg, die ihrem Bruder ſeit dem Tode ſeiner erſten Frau beiſtand, hat Wilhelm nun fertig. Gegenwärtig malt er den Herrn v. Krosigk, den jetzigen Forſtmeiſter; eben kamen eine Menge Damen, ſeine Schwiegermutter Frau v. Alvensleben, deren Tochter v. Aſſeburg, ſeine Gemahlin und noch andere die Treppe herauf, um das Bild zu ſehen. Das von einem Senator in Bremen neu beſtellte Bild des Gideon beſchäftigt Wilhelm auch und erfreut ihn gar ſehr, doch iſt er in Sorge, ob ſeine Malſtube für dieſes große Bild nicht zu klein ſein wird.

*

W. v. K. für den Krummacherſchen Zirkularbrief

Ballenſtedt, den 23. Juli 1837. Ich muß geſtehen, daß die Mahnung zum Schreiben mich diesmal in Verlegenheit ſetzt, denn nicht kann ich ſagen wie Fritz, daß ich jeden neuen Morgen mit dem Gefühl beſonderer Erwartungen begrüßte – ſo einförmig verläuft jetzt mein Leben. Doch will ich darüber nicht weiter klagen – ein General ſtellt ſeine Poſten verſchieden aus, den einen mitten in das bewegte Treiben des Feldlagers wie unſeren Fritz, den andern in die öde Heide auf einſamen, braungeſengten Hügel, wo er nichts ſieht als den Flug der Wolken und der Raubvögel über ſeinem Haupte – ein jeder aber, der Einſame ſowohl wie der im regen Treiben des Lebens, weiß, daß er da ſteht nach ſeines Herrn Willen und ſeinen Poſten treu auszufüllen hat. Das iſt genug, und mehr darf ein treuer Knecht nicht wollen.

Ich aber ſoll erzählen, und das iſt bitter. Daß ich acht Tage in Tecklenburg war und mich dort an allem, was ich geſehen und erlebt, herzlich erfreut habe, das wißt Ihr bereits, mögt es aber hiermit nochmals durch mich ſelbſt beſtätigt hören. Es war eine kurze freundliche Epiſode in meinem Leben, gefiel mir aber, als ich in mein Standquartier wieder eingerückt war, deswegen hier nicht ſchlechter. Ich fand die Meinigen geſund, es iſt eine Freude, Julchen anzuſehen und die kleine Rotte – ſie ſind alle wie Pflanzen, die in gutem Boden ſtehen.

Über Eure Elberfelder kirchlichen Angelegenheiten und die Einmiſchung der weltlichen Obrigkeit in dieſe[1] kann man ſich nach dem, was Fritz ſchreibt, kein Urteil bilden. Sollte es aber in unſerer ernſten Zeit nicht richtiger und wichtiger ſein, wenn die Prediger ihre Gemeinden auf das Unweſentliche der Inſtitutionen aufmerkſam machten und lieber ein jeder auf ſeinem Poſten an dem Bau der wahren Kirche Gottes arbeiteten, ſtatt daß ſich dieſe um unweſentlicher Theorien willen immer mehr zerſpaltet? Wir leben jetzt in einer Zeit, wo der Unglauben ſo geharniſcht und mächtig daſteht wie noch nie. Mit äußerlichen Mitteln können wir ihn nicht aus dem Felde ſchlagen, mit gelehrten Theorien und Polemik wird auch nichts ausgerichtet. Wenn ſich aber alle echten evangeliſchen Chriſten, anſtatt ſich um kleiner Unterſchiede willen zu zanken, als ein Ganzes in brüderlicher Liebe einten und am Aufbau der wahren Kirche arbeiteten, indem ſie den Unglauben als ein unmächtiges Weſen, als bloße Negation ganz ignorierten, dann würde dieſem ein *Weſen*, das wirklich iſt, das er nicht wegleugnen kann, als imponierende und wirkſame Macht gegenüberſtehen. Dann brauchten wir weder die ſtreitbare „Kirchenzeitung" noch den „Anti-Strauß". Und den Staat laßt immerhin ſeine Fänge ausſtrecken, die Kirche in ſein Bereich zu ziehen und zu dominieren, und laßt ihn der Meinung, daß er dominiere – er *kann* es nicht, er hat die wahre Kirche weder erfunden noch geſchaffen, er hat ihr nichts gegeben und er kann ihr nichts nehmen, denn er hat keine Waffe gegen ſie. Nicht Strauß und nicht der Staat iſt es, die wir zu fürchten hätten, aber daß der Geiſt Gottes nicht in unſeren Kirchen waltet, das haben wir zu fürchten.

*

W. v. K. an den Senator Dr. Volkmann

Ballenſtedt, den 20. Sept. 1837. Dein Aufenthalt in meinem Hauſe iſt mir wieder eine hohe Freude geweſen. Daß Dir durch Conſtantins und Sallys gleichzeitigen Beſuch[2] die Ruhe etwas geſtört wurde, tat mir leid. Aber auch meine Gäſte haben eine Art verwandtſchaftlichen Zug zu Dir gefühlt, und beſonders auf Conſtantin ſcheint mir Dein Weſen nicht ohne Einfluß geblieben zu ſein, wie Du denn auch durch mein Leben jetzt wieder erwärmend und anregend durchgezogen biſt.

*

[1] Es handelt ſich wohl um die durch eine Königl. Cabinettordre vom 5. März 1835 erfolgte Einführung einer gemeinſchaftlichen Kirchenordnung für alle Gemeinden beider evangeliſchen Konfeſſionen.

[2] Der Vetter Conni war nach ſeiner Vermählung mit Sally v. Zezſchwitz 1834 nach Eſtland gezogen und kam im Spätſommer 1837 wieder nach Deutſchland, um in Kaiſerlichem Auftrage in München Gemälde zu kopieren. Auf dieſer Reiſe iſt er, von Lübeck kommend, am 4. Sept. bei W. v. K. eingekehrt. Er ſagt darüber in ſeinen „Erinnerungen aus meinem Leben" [Manuſkript]: Bei dieſem liebenswürdigen Verwandten und ſeiner ſympathiſchen Familie blieben wir acht Tage, und immer noch denke ich mit Entzücken an dieſe ſchöne Zeit. Wir machten gemeinſame Spaziergänge ins Gebirge, teils zu zweien mit meinem Vetter, teils mit unſeren Frauen und den Kindern. Wilhelm hatte damals zwei allerliebſte Töchterchen, die ich ſchon von Hermsdorf her kannte, und ſeine Söhne waren markige, prächtige Jungen.

W. v. K. an seine Mutter in Teckenburg

Ballenstedt, den 17. Nov. 1837. Es ist wahr, meine geliebte Mutter, wir sind jetzt recht saumselig im Schreiben, aber Julchen ist den ganzen Tag von den fünf Kindern umschwirrt und kann erst abends um neun ans Schreiben kommen, und das ist gerade das einzige Stündchen am Tage, wo wir beide traulich zusammensitzen können, und mir mag einesteils meine Überhäufung mit Arbeit, andernteils die Stofflosigkeit meiner Lebensgeschichte zur Entschuldigung dienen. Früher war mir das Briefe Schreiben wirklich eine Freude und Erholung, und jetzt wird mir's so schwer, daß ich wirklich manchmal glaube, von Jahr zu Jahr dümmer zu werden.

Louise Starkes Polterabend und Hochzeit waren äußerst brillant und so großartig, daß wir zwei Abende hinter einander erst um drei Uhr zu Bette kamen. Am Polterabend waren über achtzig Gäste zugegen, die zumeist sehr glänzende Geschenke brachten. Auch wir hatten unsere Kasse ausgesogen, und ich überdem noch drei Gedichte gemacht, welche die Kinder überreichten, Gerhard das seinige in einer noch von Sally angefertigten roten Husarentracht mit einem derben, von mir gemalten Schnurrbart, der ihn unbeschreiblich beseligte. Adolph ist für derlei noch zu klein und wurde solange beim Großvater Machzum untergebracht. Beiläufig hat sich Gerhard über Dein Brie:chen so gefreut, daß Julchen vom frühen Morgen bis zum späten Abend keine Ruhe mehr hat, weil Gerhard sie beständig plagt, ihm „seinen Brief" (weil er nur einen hat, wird er nicht näher bezeichnet) vorzul:sen, welches um des lieben Friedens willen mindestens fünfmal am Tage geschehen muß.

Deinen Geburtstag verlebst Du diesmal nun wieder fern von uns. Mir wird's manchmal ganz weich, wenn ich unsere Ölzweige um den Tisch gepflanzt sehe und die gute Großmutter fehlt zwischen ihnen. Daß Du Dich so glücklich fühlst bei den Geschwistern, macht mich froh, und alles, was Du darüber schreibst, ging in mein Herz ein wie Balsam. Könnten wir Dir doch heute über acht Tage die Kinder bringen! Aber Du segnest sie auch aus der Ferne. Habe Dank, Du **treue** Mutter, für Zucht und Liebe und für den Segen meines ganzen Lebens.

*

An Louise Starke zum Polterabend
mit drei Kränzen von Rosen, Kartoffeln und bunten Blumen

Die Rosen

Des Lebens höchste Schönheit ist die Liebe,
Sie ist ein Hauch aus jenen goldnen Höh'n,
Wo um den Thron des Lichts die Engel stehn,
Und wo sie fehlt, ist alles Leben trübe.
Das Leben ohne Liebe hat nur Schmerzen,
Es kennt nur Arbeit, Sorge, Angst und Not
Und ist mit seinem leeren Herzen
Entfernt von Seligkeit und Gott.

Wo Liebe wohnt, da wohnen Fried' und Freude,
Und vor des Lebens Schönheit weicht die Plage,
In Lobgeſang verwandelt ſich die Klage,
Das Leben ſtrahlt in ſeinem Feierkleide.
Die Liebe wird, willſt Du, Dein eigen bleiben.
Hältſt Du ſie feſt, ſo wird kein Schmerz, kein Tod
Den Frieden Gottes von Dir treiben,
Der ſtärker iſt als Todesnot.

Die Kartoffeln

Wir können nicht ſo ſchöne Phraſen ſagen,
Dich nicht mit gleicher Seligkeit erfüllen,
Nicht Deinen Durſt nach geiſt'ger Labung ſtillen.
Allein, wir füllen reichlich Dir den Magen
Und werden nimmer Dir zu Kopfe ſteigen,
Wir ſchwellen Dir die Knöchelchen mit Mark,
Verſcheuchen Peſtilenz und Seuchen,
Erhalten Dich geſund und ſtark.
Wir ſind Repräſentanten des Realen,
Des Wirklichen, Ernährlichen und Beſten,
Des Nützlichen, Handgreiflichen und Feſten,
Des ew'gen Fundaments des Idealen.
Verachte nicht den Segen, den wir bringen!
Wir füllen Dir den Keller und das Haus –
Wohl mag die Liebe lieblich ſingen,
Allein der Hunger treibt ſie aus.

Die bunten Blumen

Die bunten Blumen ſind die kleinen Freuden,
Die Witz und Laune Dir ins Leben ſpielen,
Die manchmal grade dreinſehn, manchmal ſchielen,
Doch einer jungen Frau ſtets trefflich kleiden.
Wir wollen Dich umgaukeln und umſchweben,
Wir amüſieren Dich mit Spiel und Scherz
Und winden Kränze durch Dein Leben
Und weben Frohſinn Dir ums Herz.
Ein rechtes Menſchenleben hat drei Seiten,
Sie heißen kürzlich: Schönheit, Arbeit, Lachen,
Und alle drei ſind reſpektable Sachen.
Doch: nur gepflegt, gedeih'n die erſten beiden;
Das letzte – pflegſt Du's, wird es Dir entweichen.
Drum denk' an Deinen Herd und Deinen Mann!
Wir können der nur Kränze reichen,
Die uns vergeſſen kann.

*

W. v. K. an seine Schwester Adelheid Krummacher

Ballenstedt, den 23. Dec. 1837. Benno entwickelt sich ganz allerliebst. Er gehört zu der Sekte der Jauchzer, lacht und freut sich den ganzen Tag, und wenn ich ihn nehme und mit ihm im Zimmer herumtanze, wird er ganz außer sich vor Freude. Er hat nur den einen Fehler, daß er nicht schläft und auch nachts nur in der Mutter Bett, wo es ihm so gemütlich ist. Gerhard begeht, obgleich er viel artiger geworden ist, immer noch viel Torheiten, aber doch nie eine Bosheit. Er erzählt jetzt schon seinen Geschwistern lange Geschichten, wird auch von den Mädchen, wenn er vorher hoch und teuer gelobt, artig zu sein, mit zu ihren Spielen zugelassen. Zuweilen spielt er auch mit Komödie, welches er leidenschaftlich gern tut und wobei er immer den Vater macht. Wenn er schlecht spielt, so vereinen Bertha, Line, Anna und Tille ihre Kräfte und werfen ihn unter lautem Geschrei zur Türe hinaus; einzeln können sie mit ihm nicht fertig werden, und er schmeißt die großen Mädchen um wie Federbälle, welches von dem kleinen Kappenmann so drollig aussieht, daß ich öfter in meiner Stube dergleichen Kämpfe veranstalte, die besonders Line sehr liebt. Vom nächsten Sommer an will ich Gerhard mit den Mädchen in deren Schule schicken, damit er etwas Beschäftigung hat. Gestern bei Tische fragte ich ihn, ob er eine Seele habe, worauf er, nachdem er sich kauend eine Weile bedacht, endlich langsam antwortete: „Ich glaube nicht, Papa"; da aber hierüber die Mädchen laut auflachten, so ärgerte er sich und sagte ganz gereizt: „Ich mache mir auch gar nichts daraus, ob ich eine habe oder nicht." Sein Höchstes sind noch immer die Pferde; wenn er irgend kann, begleitet er Machzums Arbeitsmann auf den Acker und kommt dann mit strahlendem Gesicht auf dem Pferde reitend zurück.

Gerhard und Adolph miteinander spielen zu sehn, ist ein Genuß, der über alles geht. Ihr Spiel besteht in Balgerei, wobei sie wie die jungen Katzen so geschickt verfahren; man sieht dann halbe Stunden lang einen Knäul von Dickköpfen, weißen Haaren und auf und nieder tauchenden bloßen Gliedern durch die Stube rollen. Adolph ist bei Machzums besonders beliebt und bringt einen großen Teil seiner kostbaren Zeit in der Werkstätte zu, wo er seinen eigenen Hammer und Stemmeisen hat und, auf einem Wagenkissen auf der Erde sitzend, zu Machzums Entzücken die Diele und Schwellen mit dem Hammer bekratzt und bebaut oder Leder und Riemen an die Türe nagelt. Doch fängt er jetzt auch immer mehr an, sich an seinen Bruder zu attachieren, sodaß er kaum länger als eine Stunde von diesem getrennt sein mag. Wenn man Adolph nach seinen Schwestern fragt, so nennt er immer Line und Tille mit, und in der Tat kommen auch mir diese beiden lieben Mädchen ganz wie meine Kinder vor, weil sie immer hier sind und alles mit unsern Kindern teilen.

Die Liebe unserer Kinder zu den kleinen Valentiners und umgekehrt hat etwas wahrhaft Ergötzliches. Line und Tille sind aber auch die artigsten, munterſten und liebenswürdigsten kleinen Mädchen, die mir je vorgekommen. Mich lieben sie mit vollem Vertrauen wie einen Papa,

und wenn ſie einen Tag einmal nicht hier ſind, ſo geht mir weſentlich etwas ab. Alle vier Wochen iſt jetzt Kinderkonzert; dies wünſchte ich Euch wohl einmal mit anzuſehen, um Euch geſund zu lachen. Gerhard macht dann, ſchwer bewaffnet, mit der feierlichſten Miene die Schildwache und läßt eher ſein Leben als jemand ohne Billet durch. Bertha ſitzt an der Kaſſe, Line macht im Konzertſaal (meinem Malzimmer) die Honneurs und weiſt den Gäſten die Plätze an, und alle Kinder, ſogar Adolph, müſſen etwas vortragen. Neulich hatte ich Adolph und Gerhard verſprochen, wenn ſie ſo laut ſängen, daß die Fenſter platzten, wollte ich ihnen einen großen Kuchen ſchenken, und wirklich fehlte nicht viel, ſo wären Fenſter und alle Trommelfelle geplatzt, eine ſo ungeheure Stimme entwickelte beſonders Adolph, was ich gar nicht vermutet hatte. Nachher iſt eine halbe Stunde lang Ball, wo Agnes [Stauke] aufſpielt und die Kinder mit Jauchzen nach getaner Arbeit ellenhoch hüpfen.

*

Die Mutter an W. v. K.

Tecklenburg, den 11. Januar 1838. Ich war lange Zeit ſo matt, daß ich nur liegend exiſtieren konnte, und heute iſt der erſte Tag, wo ich wieder einmal aufrecht ſitzen und ſchreiben kann. Mit Schrecken denke ich oft daran, welche Not und Sorge ich Adelheid ſtatt Freude und Hilfe ins Haus gebracht habe. Ich bin, als ich hierher weiter nach Norden zog, eben an einen Ort geraten, der ſo recht Bruſtkrankheiten erzeugt, und glaube nicht, daß ich es noch einen Winter in dem kälteren Klima mit den vielen Nebeln, in dem ſehr kalten, feuchten Hauſe, noch dazu ohne Arzt und ſelbſt ohne gute Apotheke aushalte, ohne auf ein dauerndes Krankenlager geworfen zu werden. So bin ich nun eigentlich ſchon entſchloſſen, zu Euch nach Ballenſtedt zurückzukehren, ſo bitter es mir auch iſt, mich von der guten Adelheid und Julius und dem lieben kleinen Martin wieder trennen zu ſollen.

Das Herz iſt mir oft zerriſſen von Sehnſucht nach Euren Kindern, die ich alle von ihrer Geburt an um mich hatte. Mir fehlen die beiden Mädchen, die ich in Ballenſtedt gewohnt war ſo viel in meinem Zimmer zu haben, und ich muß oft daran denken, wie ſie, als ich an der Grippe darniederlag, eines Abends beide ihre Puppen mit den Wiegen aus dem Wohnzimmer in mein Cabinett brachten mit der Bitte, ich möchte dieſe in der Nacht beſchützen, und wie der Hofrat Curtze, als er am andern Morgen an mein Bett trat, über die kleinen Wiegen ſtolperte und faſt den Hals gebrochen hätte. Vielleicht würde ich nicht ſo viel an die Mädchen denken müſſen, wüßte ich ſie nicht gerade in Ballenſtedt, wo ihre Eitelkeit ungleich mehr Nahrung bekommt als ihre beſſere Seele. Nicht wahr, mein lieber Wilhelm, Du hältſt doch noch die Morgenſtunden regelmäßig mit ihnen? Ich kann Dir nicht ſagen, wie gut ſie nach und nach auf die Kinder einwirkten, und wie gefährlich es iſt, wenn ein Menſchenherz ſo ganz ohne Gott aufwächſt.

*

M. v. K. Mutter an ihren Sohn Gerhard

Tecklenburg, den 13. Januar 1838. Sally hat Dir Wilhelms Leben so idealisch beschrieben. Er hat aber doch auch sehr angestrengt zu arbeiten, denn nur mit den 300 Thalern Gehalt und seinen Zinsen könnte er in Ballenstedt seine große Familie nicht ernähren und erziehen. Julie ist noch ganz dieselbe treue, freundliche Seele, wie Ihr alle sie gekannt habt. Auch Wilhelm ist noch der Alte, wenn auch jetzt ein gereifterer Mann. Ach, möchte er nur nicht ermatten bei diesem nichtigen Hofleben! Wilhelms Geist neigt zum stillen Nachdenken, Brüten und Träumen. Nun aber muß er ganz gegen seine Neigung zwei-, auch dreimal wöchentlich bei Hofe speisen, sich vom Kopf bis zum Fuße anders anziehen, als es ihm bequem ist, zuweilen sogar in seidenen Strümpfen und kurzen Hosen — ihm von jeher ein Greuel — bei tiefem Schnee und Kälte aufs Schloß hinauf, außerdem muß er oft noch abends zum Tee dort erscheinen, muß ins Konzert und Theater, weil der Herzog ungehalten wird, wenn er von einem gespielten Stücke sprechen will und Wilhelm ist nicht dort gewesen und kennt es nicht. Nimm dazu die Qual, diesen armen, leeren und oft verkehrten Kopf zu unterhalten, der bei aller Beschränktheit doch klüger zu sein glaubt als alle anderen.

Neulich hat es eine solche Szene zwischen ihm und der Herzogin gegeben, daß diese mit ihren Damen auf und davon nach Bernburg gefahren ist, sodaß Wilhelm wie auch einige fremde Offiziere, die zur Tafel gebeten waren, zu ihrem Erstaunen den Herzog allein fanden. Die Hofcavaliere haben dann den Herzog endlich dazu vermocht, daß er den vierten Tag auch nach Bernburg fuhr, um die Herzogin zur Rückkehr zu bewegen. Das ist denn auch geschehen, doch ist die Herzogin nur unter der Bedingung zurückgekehrt, daß der Hofmarschall, dem sie ganz mit Unrecht viel Schuld beimißt, sofort entlassen werde. So ist der gute alte Herr v. Seelhorst denn plötzlich seines vierzigjährigen treuen Dienstes enthoben worden. Diese ärgerliche Geschichte hat in Ballenstedt viele empört, und man tadelte allgemein das trotzige Entfliehen der Herzogin und ihr Verhalten gegen den Hofmarschall.

Nun weiß die Herzogin, daß bei Wilhelm am Silvesterabend immer Bibelsprüche und Liederverse für die Familie und die nächsten Freunde ausgelost werden, und diesmal hat sie die Dr. Valentiner geschickt mit der Bitte, Wilhelm möchte doch auch für sie einen Spruch ziehen lassen. Und denkt Euch, was sie für einen Spruch bekommen hat — „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen" und dazu den Vers:

„Ein Täubchen klein hat keine Gall, / Kein reißend Klaue überall,
Mit seinem Schnäblein verletzt es nit, / Es seufzet fein, ist freundlich mild.
O Heiliger Geist, ich bitte dich, / Da du hast lassen sehen dich
Am Jordan einst in Taubengestalt: / Gib mir im Herzen solch' Einfalt!"

Ich möchte wissen, was sie sich gedacht und für ein Gesicht gemacht hat, als sie das las. Ich bin nur froh, daß die Dr. Valentiner Zeuge gewesen ist, daß bei der Ziehung alles rechtlich zugegangen ist.

Den 14. Jan. Es wird mir, da mein Herz in Adelheids Pflege und Liebe ſo befriedigt iſt, ſchwer werden, aber die Rückſicht auf meine Geſundheit gebietet es, daß ich das ſonſt ſo ſchöne und romantiſche, aber kalte Tecklenburg mit ſeinen ewigen Nebeln wieder verlaſſe. Das iſt aber nur der eine Grund für meinen abermaligen Aufenthaltswechſel, den ich dennoch überall als den alleinigen angebe. Der wahre Grund aber, den ich nur Euch mitteile, iſt der laute Ruf meines Herzens, den Kindern in Ballenſtedt vielleicht mit meinen letzten Kräften noch beiſtehen und nützen zu können. Julie iſt ein liebliches Weſen, durchaus gut, mir eine liebe, aufmerkſame und liebende Tochter und hat viele Eigenſchaften, die ihren Mann beglücken, ſie iſt auch eine zärtliche, aber eine zu ſchwache Mutter und beſonders den Söhnen nicht gewachſen; ſie iſt keine Erzieherin, weil ſie ihrer Kinder Fehler wohl ſieht und tadelt, aber deren Größe und verderbliche Folgen nicht ermißt. Wilhelm iſt ein aufmerkſamer Vater, der die Kinder ſehr gut in Liebe und Zucht zu behandeln weiß – doch muß er durch den Hof ſo viel aus dem Hauſe ſein. Wenn dann auch Julchen noch, wie das nicht anders ſein kann, öfters ausgeht, bleiben dann alle fünf Kinder den Mägden überlaſſen, was nicht gut tun kann. Beſonders nicht in dem lärmenden, wirbelnden Ballenſtedt, wo es immer etwas zu ſehen und zu hören gibt und wo beſtändig Zerſtreuungen die ohnehin zerſtreuten Kinderſeelen feſſeln. Wenn ich wieder dort ſein werde, dann kann ich mich, wenn die Eltern ausgehen, um die Kinder bekümmern, und Bertha und Anna werden, wie ich hoffe, abwechſelnd abends und nachts bei der Großmutter bleiben, weil ſie ſo gar allein iſt. Da denke ich denn die abendliche Stille zu benutzen, um dieſe kleinen Herzen wieder mehr dem Herrn zuzuführen, was bei dem Gebrauſe der kleinen Geſchwiſter und ſo vieler fremder Kinder, die immer da ſind, der Mutter nicht möglich iſt. Dieſes nur Euch Geſagte iſt der eigentliche Grund meiner Rückkehr, den aber auch weder Wilhelm noch Julchen ahnen ſollen. Solange ich noch atme, will ich mit meinen letzten Kräften für die Kinder leben, komme ich aber zum Liegen, ſo ſollen ſie mich leiden und – ſo Gott mir hilft – im Herrn ſterben ſehen, damit ihr ſo buntes, mit vergänglichen Blumen durchwirktes junges Leben eine ernſtere Mahnung an das unvergängliche ewige Leben bekommt.

*

W. v. K. an ſeine Mutter in Tecklenburg

Ballenſtedt, den 22. Febr. 1838. Da Julchen Dir mein Unwohlſein gemeldet hat, ſo eile ich, Dir durch dieſe Selbſtſchrift zu beweiſen, daß ich wenigſtens noch am Leben bin. Ich hatte nach langer Zeit einmal wieder eine Halsentzündung und behandelte mich drei Tage lang ſelbſt mit Tabaksrauch, den ich in den kranken Teilen anzuhäufen ſuchte und der durch ſeine narkotiſchen Kräfte das Übel wenigſtens nicht auf jene ſchwindelnde Höhe ſteigen ließ, wie dies ſonſt der Fall war, wo die neidiſchen Ärzte mir immer zuerſt die Pfeife raubten. Am vierten Tage geriet ich zufällig in die Hände des Hofrat Curtze, der eigentlich Gerhards wegen

ſam und nun auch mich in die Kur nahm. Jetzt bin ich nur noch ſehr matt und ſchwach und nehme mich daher ſehr in acht und pflege mich beſtens, weil ich weiß, daß man der fliehenden Grippe goldene Brücken bauen muß.

Gerhard hat ſein Scharlach gut durchgemacht und genießt jetzt recht ſeinen Häutungsprozeß; er befindet ſich dabei ſehr wohl, tobt und raſt in ſeiner Krankenſtube umher und iſt ſo heiter wie je in ſeinem Leben. Die Frau Dr. Valentiner hat auch das Scharlachfieber, d. h. alle Welt hält ihre Erkrankung dafür, da alle bekannten Symptome ſich eingeſtellt haben, nur Curtze bleibt ſteif und feſt dabei, daß es etwas anderes ſei — wie ich vermute, aus Menſchlichkeit, denn ſobald der Arzt bei einem Schloßbewohner eine anſteckende Krankheit feſtſtellt, wird ſelbiger ohne Erbarmen ſofort in ein anderes Lokal deportiert. So iſt nun der ſonderbare und für die Kinder ſehr ſchmerzliche Fall eingetreten, daß die Töchter der ſcharlachkranken Frau wegen unſeres ſcharlachkranken Jungen nicht mehr in unſer Haus kommen dürfen. Line beſchaut alle Morgen ihre Bruſt, ob ſich denn immer noch nicht das ſehnlichſt erwartete Scharlach bei ihr eingeſtellt hat, weil ſie hofft, daß Bertha ſie alsdann beſuchen wird. Unſerem Gerhard hat Lina ein niedliches tröſtliches Briefchen geſchrieben, worüber er beſonders glücklich iſt. Er hielt es mir triumphierend entgegen mit den Worten: „Papa, ich habe ſchon wieder einen Brief.“ Das „ſchon wieder“ bezieht ſich auf den Brief, den er vor einem Vierteljahre von Dir bekam.

Die Morgenerbauungsſtunde, nach der Du fragſt, habe ich leider aufgeben müſſen. Ich müßte mich, wenn es für die Kinder nicht ein totes Werk und ſomit etwas überaus Gefährliches werden ſollte, immer mühſam darauf präparieren, und das würde mir die Stunde wegnehmen, die ich notwendig zur Vorbereitung meiner Arbeit brauche. Aus dem Herzen zu ſeiner eigenen Erbauung zu beten, iſt leicht, mit Vorbereitung aber zur Erbauung Anderer, iſt ſchwer; und beſonders, wenn die Anderen Kinder ſind, bleibt nur ein ſo kleiner Cyclus von Worten und Gedanken übrig, daß die Aufgabe rieſig wird. An die Stelle der Morgenerbauung iſt jetzt eine kleine Abendlektion getreten, welche Julchen hält, wenn alle im Bette liegen; ſie lieſt ihnen dann eine bibliſche Geſchichte vor und ſpricht etwas mit ihnen darüber. Ich ſpreche mit den Kindern gelegentlich, da ſie ſich jetzt oft abends um mich in meiner Stube verſammeln, wo aus Leibeskräften gezeichnet wird und wo ich ihnen wohl ab und zu eine Geſchichte erzähle, über welche wir dann philoſophieren.

Über den Neujahrsſpruch für die Herzogin kannſt Du Dich beruhigen. Sie hat ihn nicht übelgenommen und konnte dies auch nicht, denn erſtens hatte ſie mich durch die Valentiner ſelbſt bitten laſſen, für ſie mit zu loſen, und zweitens ließ ich abſichtlich die Valentiner mit eigner Hand die Nummer für die Herzogin aus dem ſilbernen Becher ziehen.

*

W. v. K. an ſeine Mutter in Tecklenburg

Ballenſtedt, den 6. März 1838. Sehr erſchreckt und tief betrübt hat mich ein Brief von Richter, der mir den ſeligen Hingang unſeres Freundes

Die Mutter

Ölgemälde von Timoleon Neff 1837

„Timo hat auch mit halbgeschlossenen Augen gemalt, die noch dazu aus den Augenwinkeln herausſehen. Es kam ihm nur darauf an, die von ihm gefundene Ähnlichkeit mit dem alten Dichter Dante recht herauszuheben." W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard am 4. Mai 1837

Frau Julie

Ölgemälde von W. v. K. 1838

Nobilissima domina Dorothea Elisa Julia de Kügelgen,
Fr. Ad. Krummacher, Dr. Theol., illustrissimi viri filia, infantium V mater,
conjugis sui manu picta
a. D. MDCCCXXXVIII
Aufschrift von W. v. K. auf der Rückseite des Bildes

Berthold meldet, an den ich einige Tage zuvor, nichts ahnend, fröhlich und munter erſt geſchrieben hatte und den mein Brief nicht mehr unter den Lebendigen antraf. „Welche Lücke – ſchreibt Richter – iſt unter dem trauten Freundeskreiſe entſtanden, der ſich abends um Bertholds Kanapee verſammelte!“ Der arme Berthold iſt am 28. Januar nach kurzem Leiden geſtorben. Er war vielleicht der wertvollſte unter meinen Freunden. Richter ſelbſt hat vier Wochen an einem Bruſtübel gelegen und iſt dem Tode nahe geweſen, daher ich Bertholds Hingang erſt ſo ſpät erfahre.

Faſt noch mehr erſchreckt, ja geradezu verſtört hat mich, was Richter von Stephans Fall ſchreibt, über den wegen ſeiner ſkandalöſen nächtlichen Spaziergänge mit Männern, Weibern und Mädchen in den Wald, wobei oft alle zuſammen in engen Weinbergsſtübchen übernachteten, die Dispenſation verhängt worden iſt. Ich weiß nicht, ob man Stephan geradezu einen Heuchler nennen darf; das aber weiß ich nun, daß er ſeinem Herrn, den er ſo laut bekannte, nicht die Treue gehalten hat. Die Treue des Herzens aber iſt es, was Gott von uns verlangt, und die können wir ihm halten trotz allem Straucheln und Fallen, weil wir ja einen Fürſprecher haben vor Gott, ſodaß wir nicht getötet werden durch die Schärfe des Geſetzes. Aber das Verdienſt Chriſti darf nicht zum Schanddeckel für die bewußten Sünden mißbraucht werden. Weicht der Wille, nicht bloß die Schwachheit, ab vom Geſetze Gottes, ſo hilft kein Pochen auf das Verdienſt Chriſti, womit wir das Gewiſſen zum Schweigen bringen wollen, ſondern wir ſind Feinde Gottes, und es wird uns als Feinden gelohnt. Das iſt ja auch Deine Anſicht, gute Mutter, und Du haſt uns ſo gelehrt von Kindesbeinen an. Aber ich war ſpäter durch Roller und hernach durch meine verderbliche Bekanntſchaft mit Stephan auf einen falſchen Weg gekommen. Was mir der Stephanianismus in meinem Leben für Schaden getan, kann ich nicht ausſprechen – ich bin dadurch ein harter, liebloſer, engherziger Kerl geworden, feindſelig und zurückgezogen und faul in der Heiligung.

Den 7. März. Soweit kam ich geſtern, als ich zu Seelhorſts mußte, wohin ich zu einer Schachpartie eingeladen war. Ich fand die ganze Familie ſehr aufgeregt. Der Hofmarſchall war von dem Herzoge von Cöthen zum Ball eingeladen geweſen und, da er über Bernburg reiſte und auch wußte, daß er auf dem Balle mit unſerer Herzogin zuſammentreffen würde, ſo ließ er ſich vorher in Bernburg bei ihr melden, um ihr ſeinen Reſpekt zu bezeigen. Die Herzogin aber hat ihn nicht vorgelaſſen, und da er aus guter Meinung und ſo ganz friedlich ſich ihr als Privatmann wieder hatte nahen wollen, ſo war er durch dieſen Repuls wieder ebenſo gekränkt wie durch ſeine Abſetzung. Heute nachmittag kam er zu mir und klagte mir wieder ſein Leid, beſonders über die Kälte und Zurückſetzung, die er jetzt von der Hofgeſellſchaft erfährt, von der ſich, da er in Ungnade iſt, jetzt einer nach dem andern von ihm zurückzieht und ihm ſo das viele Gute lohnt, welches er früher, wo er Einfluß hatte, allen erwieſen. Über den Charakter der Hofmenſchen iſt mir bei dieſer

Gelegenheit ein schreckliches Licht aufgegangen. Seelhorst aber muß ich das Zeugnis geben, daß er es Anderen nicht so gemacht haben würde. Denn als Gräfe hier in Ungnade fiel, schloß sich Seelhorst um so enger an ihn an und vermittelte durch seine Fürsprache die Versöhnung mit dem alten Herzog, und als der Hofrat Heineke, Hoffmanns Schwiegervater, ein ähnliches Schicksal hatte und alle sich von ihm zurückzogen, sind Starke und Seelhorst die einzigen gewesen, die ihm nach wie vor gleiche Freundschaft erzeigten. Julchen und ich haben uns vorgenommen, nun gerade recht fleißig in dieser Familie einzusprechen.

Gestern sah ich bei Seelhorsts noch ein Erinnerungsstück aus unserer alten Zeit. Erinnerst Du Dich noch des frohen Abends im Varduaschen Hause, als Vater unter Freudentränen mit Caroline Vardua und dem jungen Vardua eine Einquartierungsrechnung für Mlle. Schäfer schrieb und diese einem ausgestopften Soldaten in die Hand steckte, welcher der Mlle. Schäfer ins Fenster gestellt wurde? Dieses Blatt voll guten Witzes schenkte mir gestern die Frau v. Seelhorst, und ich habe wirklich große Freude daran, besonders weil jener Abend mir noch so lebendig vor der Seele schwebt.

Von meiner Tecklenburger Zeichnung habe ich nun einen Probedruck erhalten; er ist leider ein greuliches Otter geworden und meiner Zeichnung so wenig ähnlich ausgefallen, daß ich es nun verschworen habe, jemals wieder etwas lithographieren zu lassen. Allein, nun bleibt doch wohl kaum etwas anderes übrig, als 100 Drucke davon machen zu lassen, wenn man nicht die Platte umsonst bezahlen will. Frage doch Julius, wie er darüber denkt.

*

W. v. K. an seine Mutter in Tecklenburg

Ballenstedt, den 22. März 1838. An Deinem Hierherkommen, mein geliebtes Mutterchen, laß Dich nicht wieder irremachen, wir rechnen fest darauf, und es ist in aller Art für Dich besser. Du mußt ganz hier bleiben, denn das Besuchen macht Dir zu viel Unruhe, und Du kannst Dir, wenn Du hier für Dich wohnst, dann Dein Leben ganz nach Deinen Bedürfnissen und Deiner Bequemlichkeit einrichten, wie das für Dein Alter und Deine Kränklichkeit durchaus nötig ist. Nur so wirst Du die ewige Angst und Pein los, die Du Dir immer machst, diesen oder jenen durch dies oder das zu genieren. Es wird sich schon in unserer Nähe eine gesunde Wohnung finden, sodaß wir zu allen Stunden in bloßem Kopfe zu Dir laufen können und so doch wie in einem Hause wohnen.

*

W. v. K. an Senator Dr. Volkmann[1]

Ballenstedt [ohne Datum]. Heute bin ich mit dem Hof in Hoym gewesen, um dem hier anwesenden Herzog von Coethen[2], unserm jetzigen

[1] Zitiert nach „Helene Marie v. Kügelgen" (Stuttgart, Belser), 7. Aufl., S. 373.
[2] Herzog Heinrich von Anhalt-Cöthen (1778–1847), regierte seit 1830.

Seniori, die daſelbſt von mir geſchaffene Galerie zu zeigen. Wir tafelten da, und die öden Säle des verlaſſenen Schloſſes waren belebt vom ſchallenden Geſpräche und von den Fußtritten der eifrigen Diener. Die alten, kräftigen Väter ſchauten aus ihren Kragen, Mänteln und Küraſſen faſt mitleidig hernieder auf die Schwäche der Kinder; nur der alte Herzog von Coethen gab ihnen, wie mir's ſchien, einen Eindruck zurück, aus welchem ſie ihr Blut erkennen konnten. Dieſer Herzog hat mir wohlgefallen, ſodaß ich ihn wohl näher möchte kennen lernen; er ſoll ein gottesfürchtiger Herr ſein. Zu den alten Bildern, die ich ſchon geordnet habe, habe ich jetzt aus dem Bernburger Schloſſe noch 76 dazu bekommen, die auch gereinigt und in Hoym aufgehangen werden ſollen, darunter ganz merkwürdige Standbilder von Cranach, und ich freue mich, wenn Du einmal wieder kommſt, Dich in dieſe Fürſtengalerie einzuführen.

*

W. v. K. an ſeine Mutter in Tecklenburg

Schloß Hoym, den 10. Juni 1838. Der Aufenthalt hier iſt in dieſer Frühlingszeit wirklich reizend, beſonders durch den herrlichen Vogelgeſang, der den ganzen Garten erfüllt und bis in mein Malzimmer dringt. Julchen hat mich fleißig beſucht, und die Kinder hängen mit wahnſinniger Leidenſchaft an Hoym; ſie ſind ſchon des öfteren die Nacht hier geblieben, wobei kein Unterſchied zwiſchen meinen und den Valentinerskindern gemacht wird, und viel Tränen werden von denen vergoſſen, die nicht hier bleiben können. Line weint bisweilen ſogar in Ballenſtedt darüber, daß ſie nicht in Hoym iſt. Dem jungen Ehepaar Clauß haben wir hier ein Feſt gegeben, wobei im Schloßgarten der Kaffee und das Abendbrot eingenommen wurde, und noch viel Beſuch habe ich zu erwarten, da alle unſere Bekannten ganz des Teufels auf Hoym geworden ſind.

Ich bin ſehr ſtark nach Dresden eingeladen von Julius Kaskel, bei dem ich wohnen ſoll, will aber damit warten, bis die Eiſenbahn fertig iſt; ſie wird von Leipzig weiter nach Magdeburg geführt und kommt zwei Meilen bei Bernburg vorüber, ſodaß ſie von hier aus mit ſechs bis ſieben Meilen zu erreichen iſt. Dann iſt eine Fahrt nach Dresden nichts mehr.

*

W. v. K. an ſeine Mutter in Tecklenburg

Ballenſtedt, den 22. Juni 1838. Heute kann ich Dir melden, daß nun ein Quartier für Dich gemietet iſt, und zwar bei der Petri, wo ich Dich ſchon vor fünf Jahren ſo gern hinhaben wollte. Da biſt Du uns ganz nahe und haſt nach vorn die grüne Allee und über den Garten hin die ſchöne Ausſicht nach den Gegenſteinen. Vom 1. Auguſt an ſteht die Wohnung für Dich bereit. Hoffentlich kann Adelheid Dich begleiten, der es auch gut tun wird, einmal herauszukommen und ihren Bruder wieder zu ſehen.

Gegenwärtig befindet ſich Wilhelm Möller[1] bei uns, der alle meine

[1] Arnold Wilhelm Chriſtian Möller, * 1791, ſeit 1828 Pfarrer zu Lübbecke in Weſtfalen, ein Sohn des Konſiſtorialrats A. W. P. Möller in Münſter [vgl. Leb.-Er.

Zeit in Anspruch nimmt, weil er beständig unterhalten und amüsiert sein will; reißt das auf eine Viertelstunde ab, so fängt er an, sich laut zu beklagen. Wir machen daher viel Partien und werden auch heute noch auf den Falkenstein fahren. Möller war mit mir bei Tafel und wird auch morgen wieder mit hingehen. Der ganze Troß von Starles, Bleys und Pfaus[1], die jetzt hier sind, hängt unablässig an uns mit evidemischem lautem Gelächter, und wir bilden auf diese Weise einen großen Knäuel von Leuten, der sich nie entwirrt – ein schändliches Leben!

In Hoym wurde ich vor acht Tagen, gerade als Möller ankam, fertig, muß aber in vierzehn Tagen noch einmal hinaus, um den Firnis über die Bilder zu geben. Die Hoymer Arbeit hat mir drei volle Wochen weggenommen. Ich sehne mich jetzt sehr nach Ruhe, um endlich wieder an meine Malerei zu kommen. Wenn Möller fort ist, wird Volkmann einrücken, der mich aber nicht so stört, weil er sich fleißig beschäftigt und überhaupt ganz und gar keine Ansprüche macht.

*

W. v. K. an Ernst v. Heynitz auf Kotitz

Ballenstedt, den 3. Juli 1838. Im nächsten Monat erwarte ich meine liebe Mutter aus Teclenburg zurück, welcher das dortige ärzt- und apothekenlose Wesen nebst ewigen Nebeln und rauhen Teutoburger Winden nicht wohl bekommen ist. Ich habe ihr ein nettes Quartier in unserer Nähe gemietet, weil das Zusammenleben mit ihr mich in meinem engen Hause zu sehr einklemmt – wie August Dir wohl berichtet haben wird – und ich auch glaube, sie wird bei ihrem lebhaften und selbständigen Geiste sich besser befinden, wenn sie für sich wirtschaftet. Durch ihr Hiersein wird mein Leben viel gewinnen.

Constantin's [v. K.] wohnen in München in Schuberts Nähe und verkehren mit diesem. Ich habe die größte Lust, sie dort zu besuchen, um mich in künstlerischer Hinsicht einmal aufzufrischen, und vor allem, um mich mit Schubert besprechen zu können über das Verhältnis der neueren spekulativen Philosophie zum Christentum. Ich bin jetzt ganz gefangen in dem Hegelschen Systeme und vermag mir nicht herauszuhelfen; ich wüßte außer Schubert niemand, der mir helfen könnte, weil ich seiner rein künstlerischen Auffassung in allen Punkten verständlich sein würde. Es wird aber wohl beim frommen Wunsche bleiben, da München gar zu sehr aus der Welt liegt, oder vielmehr Ballenstedt.

*

D. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenstedt, den 24. Sept. 1838. Am 28. August bin ich nach vierundeinhalbtägiger Wagenfahrt hier angelangt, begleitet von Adelheid, die vierzehn Tage hier geblieben ist. Wilhelm hat in der Zeit ein neues

S. 16], des Bruders von Julchens Mutter. Wilhelm M. war 1815/8 durch des Alti Vermittlung Lehrer des Erbprinzen [und des Bruders Gerhard] in Ballenstedt.

[1] Friederike Starke (1800–1851), × 1823 mit Gutsbesitzer Pfau in Ilberstedt bei Bernburg.

Porträt von ihr gemalt und auch ein neues Bild von Julchen [s. die Abbild.] für die Teclenburger. Er entschloß sich dann, Adelheid heim zu begleiten und von Teclenburg gleich nach Bremen weiterzureisen, um auf die einstimmige Bitte der Geschwister den Alti und seine Frau zu malen. Er will längere Zeit in Bremen bleiben und sehen, ob er dort nicht noch mehr Porträts zu malen bekommt. Gestern hatte Julchen schon das erste Briefchen von ihm, daß er glücklich in Bremen angelangt ist.

Ich wohne jetzt noch in Wilhelms Haus, ziehe nun aber bald in mein eigenes Quartier in der ersten Etage bei der Geheimen Kanzleirätin Petri [jetzt: Allee Nr. 38]. Auch da werde ich nur durch ein paar Häuser von Wilhelm getrennt sein. Neben meiner neuen Wohnung liegt das Haus, in dem zu Deiner Zeit Beckedorffs Familie wohnte und das jetzt Deinem Freunde Anton Krosigk gehört, der Forstmeister ist. Zwei Häuser weiter in dem früheren Siegsfeldschen Hause wohnt jetzt die Frau v. Hoym, und noch zwei Häuser weiter ist der Gasthof „Stadt Bernburg", neben dem Wilhelms Haus liegt, das er ganz allein bewohnt, da der Hofsattler Machzum, dem es gehört, in einem anderen Hause nach dem Garten zu wohnt. Ein paar Häuser weiter nach der Stadt zu wohnt der Hofprediger Hoffmann und diesem gegenüber liegt das Starkesche Haus, das jetzt noch die Töchter bewohnen.

Die Kinder fangen bereits an, sich um mich zu sammeln. Abends erzähle ich ihnen Geschichten, obgleich oft mit ganz heiserer, verlöschender Stimme. Gerhard und Adolph versprachen mir schon, ganz unaufgefordert, sie wollten nun ihrer Mutter gehorsamer werden. Gerhard verehrt und liebt seinen Vater auf eine rührende Weise; erinnert man ihn jetzt nur an den Vater, so vermag schon diese Erinnerung ihn zu bändigen, auch wenn er gerade vor Grimm und Wut zitternd ist. Die ersten Tage wollte er nur auf dem Stuhl sitzen, auf dem sein Vater am letzten Abend vor der Abreise gesessen, und als er gestern bei Tisch unnützerweise gefragt wurde, wen er heiraten möchte, antwortete er schnell und fest: „Papa" – was ein großes Gelächter gab, mich aber sehr rührte, da der Vater gerade gegen ihn immer recht streng ist. Wilhelm weiß eben sehr schön zu vereinigen, was die Esten irmo und armo[1] nennen.

*

W. v. K.s Sohn Gerhard an seinen Vater in Bremen

[Ballenstedt, Nov. 1838.] Lieber Pappa. ich grüße dich erst liblich. Es dut mir ser leid das ich dir nicht einmal atschö sagen konte. Ich bin heute wider einen raufgekommen. Ein Junge hat Minen so geschmissen das das Blut rausstrulte. Ich habe schon mit in der Schule Geografi, Ordografi, Gechichte und Aufsebeiten. Es wirt alle Morgen in der Schul brachtvoll Heze gespilt. Ich kann ein bisen Engelich und Franzöch lesen. Ich kratuliere dich zu deinem Geburtstage. Dein Gerhard.

*

[1] irmo = Zucht, armo = Liebe.

W. v. K.s Mutter an ihre Tochter Adelheid

Ballenstedt, den 20. Dec. 1838. Meine Wohnung wäre mir nicht so heimisch und gemütlich, sähe ich nicht meine Kinder und Enkel so oft darin. Anna ist von mir nicht wegzubringen und schläft jetzt auch bei mir. Bertha hat sich diesen Tausch gefallen lassen müssen, hat aber wenigstens ihren Vogel hier gelassen und ist, wenn sie nicht Schule hat, auch meist bei mir. Oft kommen auch noch Line und Tille mit, sodaß es an Leben und Lärm nicht fehlt. Vormittags besuchen mich gewöhnlich Adolph und Benno unter Emiliens Begleitung — beide wollen nie mehr an dem Petrischen Haus vorüber in den Schloßgarten gehen, sondern schreien so laut, daß ich's in der Stube höre: „Wir wollen zur Großmutter", und kommen dann über den Vorsaal angetrappelt. Wilhelm und Julchen kommen gewöhnlich zur Teestunde. Wilhelm wird jetzt durch das Hofleben wieder recht umhergerissen, dabei hatte er in der kurzen Zeit seit seiner Rückkehr aus Bremen eine Menge Bilder fertig zu machen, die alle als Weihnachtsgeschenke bestellt waren. Nun hat er das Bild der Frau v. Hoym für die Prinzeß Friedrich abgesandt, wie auch das Porträt der Madame Achelis nach Bremen, Arthur Volkmanns Bild nach Leipzig und das der Fräulein Kranz an deren Bräutigam.

Den 25. Dec. Gestern hatten wir bei 8 Grad Kälte einen so schneidenden Wind, daß ich gar nicht daran denken konnte, zu den Kindern zu fahren, besonders da ich mich ohnehin schon beinahe zu Tode hustete. Auch hatten wir es abgemacht, daß die Bescherung bei mir erst am Silvester sein soll, wenn Gott mir bis dahin wieder Kraft schenkt. So saß ich denn am Heiligen Abend mutterseelenallein, aber dennoch seelenvergnügt und dachte an Euch und Martin, an Gerhard und die Seinigen, an Wilhelm und sein nahes Nest, wie sie alle um den strahlenden Lichterbaum schwebten und wie das gebenedeite Christkindlein mitten unter ihnen allen sei — da hörte ich leichte Männertritte, und Wilhelm, der sich eine Stunde mit den Seinigen gefreut hatte, kam nun allein zu mir, um den Abend mit seiner alten Mutter zu verleben. Julchen konnte nicht kommen, teils um den Kindern die Freude nicht zu verderben, teils auch, weil die Dr. Valentiner gebeten hatte, mit ihren Kindern auch den Abend bei unsern Kindern sein zu dürfen.

Den 26. Dec. Gestern abend kam Wilhelm wieder auf ein paar Stündchen zu mir und brachte einen Brief und ein Röllchen von seinem Freunde Richter mit, die Emilie eben von der Post geholt hatte. Der arme gute Berthold hatte gerade ein großes Blatt angefangen zu radieren, als er krank wurde und starb. Diese Arbeit hat nun Richter wie in seinem Namen nach einer vorgefundenen sehr sauberen Zeichnung vollendet. Das Ganze stellt die Anbetung der Hirten dar, mit einem von Berthold selbst gedichteten Weihnachtslied in der Mitte. Das Ergreifendste aber ist ein besonderes kleines Bildchen, das ganz unten angebracht ist: es stellt Bertholds Stube vor mit seinem Kanapee, seinem Tisch, die Arbeitslampe und Papiere darauf, ja sein Hündchen ist nicht vergessen, während alle seine

Freunde mit ihren Kindern ſich zu ihm hinbewegen, nämlich Richter und Oehme mit ihrer Schar, die Kleinſten auf der Väter Armen, Wilhelm mit ſeinen vier Kindern und Benno auf dem Arm, ebenſo Peſchel. Berthold ſelbſt ſteht niedergebückt und teilt dieſes Blatt unter die Kinder aus, dazu die Unterſchrift: „Wie der Autor ſeinen Mäcenaten das Opus überreicht." Unter dem Ganzen aber ſteht: „Den Kindern meiner lieben Freunde zum Weihnachtsfeſte 1838." Ich kann es nicht ſagen, wie dieſes Blatt mich und Wilhelm rührte, durch das Berthold noch nach ſeinem Heimgange zu den Freunden und deren Kindern ſpricht; auch iſt ſeine Geſtalt – nur eine Stecknadel groß – dennoch ſo ähnlich, daß ich und auch Wilhelm ihn ſogleich erkannten.

*

W. v. K. an ſeinen Schwager Emil Krummacher, Paſtor in Langenberg

Ballenſtedt, den 1. Febr. 1839. Du biſt ein tugendhafter Kerl, daß Du uns arme Weggeſetzte ſo beſchenkſt und erfreuſt. Es iſt mir lieb, aus der Biographie des Onkels[1] etwas Näheres über dieſen eigenartigen Mann und ſein Leben zu erfahren. Ich habe kürzlich ſelbſt einen Aufſatz über die Lehre von der Rechtfertigung und von der Gnadenwahl ausgearbeitet und wollte ihn ſchon dem „Bremer Kirchenboten" einſenden, da geriet ich aber wieder über die Heilige Schrift, und durch dieſe ward meine Beweisführung wieder über den Haufen geworfen. Es iſt namentlich der Römerbrief, der für mich ein Felſen iſt, an dem ich mir ſchon manches Mal den Kopf geſchunden habe, er iſt mir mit ſieben Siegeln verſiegelt. Ich beſchäftige mich gern mit theologiſchen Fragen, aber es fehlt mir hier an einem gebildeten Theologen, mit dem ich die Probleme beſprechen könnte und der mir was anderes ſagt als „Nimm deine Vernunft gefangen".

In Bremen habe ich manche angenehme und intereſſante Bekanntſchaft gemacht. Das Bild unſeres Atti [ſ. die Abbild.] hängt nun in Julchens Wohnzimmer an der Wand. Sie iſt ſelig darüber und findet es ſo unbeſchreiblich ähnlich, daß ſie dem lieben Vater auf dem Bilde immer um den Hals fallen möchte. Ich glaube auch, daß es gut geworden iſt. Das Bild Eurer Mutter ſteht leider immer noch ſo da, wie ich es von Bremen mitbrachte; ich hatte ſeit meiner Rückkehr zu viele Aufträge auszuführen.

Mein Sohn Gerhard geht nun ſeit Neujahr in die richtige Schule, nachdem ich ihn ſchon im vorigen Sommer mit den Mädchen in deren Schule geſchickt habe, eigentlich bloß, um ihn etwas zu beſchäftigen; er hat da aber überraſchend gut und viel gelernt. Die Klaſſe, der er jetzt angehört, heißt die Ferkelſchule, lauter fünf- bis ſechsjährige Jungens. Er iſt ganz begeiſtert für ſeine Schule und kann immer die Stunde kaum

[1] Emil Krummacher hat 1838 eine Biographie ſeines Onkels (Bruder des Atti), des Elberfelder Paſtors Gottfried Daniel Krummacher (1774–1837) veröffentlicht, der den reformierten Pietismus und namentlich die Calviniſche Prädeſtinationslehre in der ſchroffſten Form vertrat.

erwarten. Da ſieht es denn ganz rührend aus, wenn er die Tafel, das ABC-Buch und Pennal unter den Armen von dannen zieht. Wenn er zurückkommt, iſt er voll des Erlebten und Gelernten und fließt über in Erzählungen. Abends gehen wir jetzt mit den Kindern Schlitten fahren. Gerhard kann es prächtig, wie ein Ruſſe, lenkt allen Bäumen aus dem Wege, und ich kann ihm die Anna ſchon auf ſeinen Schlitten anvertrauen. Wenn niemand in der Nähe iſt, fahre ich mit Julchen auch mal herunter.

Julchen und ich ſind überhaupt manchmal wie die Kinder. Jetzt haben wir unſere Freude an einer zierlichen Stutzuhr, die ich Julchen zu Weihnachten geſchenkt habe. Sie iſt von Bronze, Perlmutter und ſchwarzer Politur und ruht auf vier Marmorſäulen und tickt unaufhörlich und ſchlägt allerliebſt. Als am Weihnachtsabend die Kinder zu Bett waren, ſtellten wir die Uhr vor uns auf den Tiſch und verwendeten kein Auge von dem niedlich ſchaukelnden Perpendikel und den leiſe fortrückenden Zeigern, wenn ſie aber ſchlug, lachten wir laut auf. So ſaßen wir bis tief in die Nacht. Noch jetzt ſtehen wir oft vor der Uhr und ſchauen ihrem fleißigen gemütlichen Treiben zu — fürwahr eine ungeheuere Erfindung!

*

W. v. A.s Mutter an ihre Tochter Adelheid

Ballenſtedt, den 26. März 1839. Unſerer Sally unerwarteter Heimgang[1] wird auch Dich erſchüttert haben; ſie war Dir eine Schweſter, wie ſie mir eine Tochter geworden war, dieſe wahrhaft fromme Seele. Früher legte ich kein ſo großes Gewicht auf ihre frommen Äußerungen, da ich wußte, daß ſie beinahe vom Mutterleibe an dergleichen gehört und ſich angeeignet haben könnte, was Goethe eine „Terminologie der Frommen, die leicht zu erlernen ſei" nannte. Doch ſpäter, da der heißere Sonnenſtrahl des Lebens auch ihr Haupt berührte, war das anders, und die Art, wie ſie ſtarb, ſetzte der Wahrheit ihres Chriſtenglaubens das Siegel auf.

Der arme Conſtantin hat mit ihr ſeinen feſteſten Halt verloren, den er ſo nötig braucht. Die drei mutterloſen Waiſen wird er Alwina Stackelberg, der ihrer Kinder beraubten Mutter, übergeben; dieſes Verſprechen hat ihm Sally ſchon vor der Geburt, als ſie ihren Tod wohl ahnte, abgenommen. Ich hatte am Silveſterabend in Gegenwart Eurer Geſchwiſter einen Spruch für ſie gezogen, der ſo deutlich auf ſehr Schweres, das ihr bevorſtände, hindeutete, daß ich ihn, ohne jemals dieſe am Silveſterabend gezogenen Sprüche für Orakelſprüche in Hinſicht der nächſten Ereigniſſe gehalten zu haben, ihr doch nicht mitgeteilt habe, um ſie nicht zu ängſ[illegible] Wilhelm hat jetzt auf Conſtantins Bitte Sallys Bild, das Du [illegible] an ihn ſchicken müſſen, doch hat er es ſich trotz ſeiner vielen an[illegible] arbeiten erſt noch kopiert.

Der arme Wilhelm iſt eine Zeitlang recht unwohl geweſen an einem Übel, das ſchon ſeinen Vater viel zu ſchaffen machte. Dabei iſt ſeine Seele ſtill und ſanft, doch ſteht er ſichtlich unter dem Druck einer geiſtigen

[1] Sally v. Kügelgen, geb. v. Zezſchwitz, iſt am 24. Febr. 1839 in München nach der Geburt ihres dritten Kindes im Alter von 25 Jahren geſtorben.

Anfechtung, die ihn in der Irre herumtreibt und das reine Licht ſeiner Seele für den Augenblick wie getrübt hat. Die ſcheinbaren Widerſprüche in der Heiligen Schrift beſchäftigen ihn ſchon lange und haben ihn jetzt ganz verwirrt, da er die Auflöſung dieſer Rätſel ſtatt beim Heiligen Geiſt vielmehr mit ſeinem eigenen Verſtand und der Weisheit anderer Menſchen finden zu müſſen glaubt. Mir hat er das lange Verzeichnis, das er ſich von den Stellen, an denen er Anſtoß nimmt, angelegt hat, noch nicht mitgeteilt. Neulich, als wir darüber ſprachen, fiel er mir mit Tränen um den Hals und ſagte: „Ach, gute Mutter, nun ängſtigſt Du Dich wieder meinetwegen!"

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenſtedt, den 13. April 1839. Wilhelms mir zuerſt ganz unbegreifliche Anfechtung des Glaubens hat mich viele Sorgen, Tränen und Schmerzen gekoſtet. Doch müßt Ihr ſeinen Zuſtand auch nicht für ſchlimmer halten, als er in Wahrheit iſt; Wilhelm hat ja in ſeinen Äußerungen immer etwas zu Extremen geneigt. Er iſt ſanft, ſtill und untadelig in ſeinem häuslichen wie öffentlichen Leben, er liebt Jeſum, wie er ihn ſonſt liebte, und ſucht ihn. Es ſind aber nicht nur die Widerſprüche, die er in der Heiligen Schrift zu finden meint, die ihn irren, ſondern vor allem hat ihm manches, was er ſelbſt an Chriſten erlebte, die Freudigkeit des Glaubens genommen. Die außergewöhnlichen Dinge, die den einſt in Dresden von Wilhelm ſo hochverehrten Paſtor Stephan veranlaßten, mit ſeinen Anhängern nach Amerika auszuwandern, haben einen tiefen Stachel in ihm hinterlaſſen. Ähnliche Erfahrungen hat er gerade jetzt mehrfach gemacht. So war z. B. in Hoym, wo Wilhelm im vorigen Jahre der Bilder wegen wochenlang war, ein Miſſionar, der für einige Zeit zu ſeiner dort lebenden Mutter zurückgekehrt war und nun dort Andachtsſtunden hielt und ſo ſegensreich wirkte, daß Wilhelm ihn ſehr ſchätzte und ihm recht nahe getreten war. Nun hat ſich dieſer auf eine entſetzliche Weiſe an einem Waiſenmädchen vergangen und, als die Sache ruchbar wurde, das Leben genommen. Wilhelm iſt dadurch in ſeinem tiefſten Innern erſchüttert worden und ſagte zu mir, als er mir dieſe Geſchichte neulich vertraute: „Wo war denn nun der feſte Grund, auf dem er zu ſtehen glaubte?" Nun drehen ſich ſeine Gedanken und Zweifel um den Satz der Kirche, daß man nichts tun, ſondern den Erlöſer alles tun laſſen ſolle.

Ach, zuweilen hoffe ich, der Herr werde mich nicht von dieſer Welt nehmen, bis Er dieſe aufgeſcheuchte Seele wieder beruhigt hat. Wenn ich Wilhelm ſo anſehe, wie ſtill und ergeben und trauernd ſein Angeſicht iſt, ſo fallen mir die Worte ins Herz „Und Jeſus ſah ihn an und liebete ihn". Ach, möchte Er ihn bald freundlich anſehen! Denn Wilhelm meint es ehrlich und kämpft treulich; alles geht bei ihm aus ſeiner zarten Gewiſſenhaftigkeit hervor.

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenſtedt, den 6. Juli 1839. Meine matte Hand muß ſich erſt wieder an das Schreiben gewöhnen. Sechs Wochen bin ich ſehr ſchwer am Nervenfieber krank geweſen, und der gute Wilhelm hat mich in der ganzen Zeit mit rührender Treue gepflegt. Er verließ gleich die Seinigen und richtete ſich ohne mein Wiſſen mit ſeiner Arbeit neben mir in meinem Wohnzimmer ein, hat mich auch nachts nicht verlaſſen, nur zum Speiſen und morgens zum Frühſtück iſt er zu ſeiner Familie gegangen. So hat er, da ich nicht ſprechen konnte und durfte, in einer Grabesſtille wochenlang bei mir geſeſſen, dabei wieder ein Heft ſeiner Bibelbilder gezeichnet und wie ein Cerberus meine Türe bewacht, da ich keine Beſuche, nicht einmal die Kinder, ſehen durfte.

Kaum war ich vor vierzehn Tagen ſoweit geneſen, daß Wilhelm aufhören konnte, mein Krankenpfleger zu ſein, da überraſchte uns Carl Zoege, meines Bruders Peter und Lidlys Sohn, durch ſeinen Beſuch, wurde aber dann in Alexisbad, wohin er ſich begeben hatte, gleich ſo krank, daß der gute Wilhelm ſich nun wieder an ein anderes Krankenbett ſetzte, um Carl in ſeiner Einſamkeit in Alexisbad zum Troſte zu ſein. So iſt der arme Wilhelm mit ſeinem von den inneren Kämpfen ſchweren Herzen das ganze ſchöne Frühjahr über nicht in die freie Natur, die ſeine einzige Freude iſt, gekommen.

Paſtor Roller hat ihm vor einiger Zeit einen langen Brief geſchrieben, in welchem er auch den ſtarken Mann Tappe grüßen läßt. Der Brief iſt wieder einzig in ſeiner Art. Unter anderem bedauert es Roller, daß er nicht früher Deiner Schweſter ſeine Hand angetragen habe, und ſcheint nicht daran zu zweifeln, daß Adelheid dieſe gern angenommen hätte. Dieſen Grad der Verblendung und Eigenliebe hätte ſelbſt ich ihm doch nicht zugetraut.

*

Paſtor Roller an W. v. K.

Lauſa, den 14. Mai 1839. Früh 5 Uhr. Liebſter Willibald! Jetzt iſt der Elefante losgeriſſen[1]. Du hörſt ſein Brauſen und Sauſen, er ſtampft durch Felder und Wälder. Bei Kötzſchenbroda ſoll die Höllenmaſchine mit der Eiſenkutſcherei ſchon einmal umgeſchmiſſen ſein. Bisher hat man den Seil- und Ballettänzern kein chriſtlich Begräbnis geſtatten wollen — jetzt tritt die Frage ein: Wie ſoll es mit den auf der Eiſenbahn Verunglückten gehalten werden? So viel weiß ich, daß meine Hausſchweſter Charitas nicht einmal ein gemäſtet Schwein von hier nach Dresden fahren ließe, die doch im hinterſten Wagen untergebracht werden, wo es eigentlich am ſicherſten iſt.

Mein teuerſter Bruder und Sohn, nun wird's wahr, was Du ſchon vor einem Jahr behaupten wollteſt, daß ich ſeit zwei Jahren Dir nicht geſchrieben. Jetzt habe ich aber Deine uralten Briefe aus Eſtland wieder

[1] Am 7. April 1839 war der Betrieb auf der ganzen Strecke Leipzig-Dresden, der erſten größeren Dampfeiſenbahn in Deutſchland, eröffnet worden.

vorgeſucht, da fand ich einen, der mich gewaltig bewog, die Korreſpondenz mit Dir zu erneuern. Willſt Du wiſſen, was mich ſo ſtark bewog und zog? Du ſchriebſt, Du hätteſt meine Unvernunft ſo lieb, und wäre Dir dergleichen Unvernunft ſelten vorgekommen. Dadurch hatteſt Du mich ganz trunken gemacht und alle Hinderungen überwogen. Dann gelobteſt Du Dir ſelbſt, Du wollteſt Deine Bertha bei mir konfirmieren laſſen, wenn ſie der liebe Gott großzöge. Dies, mein lieber Bruder, waren die Pole, um welche ſich meine Trägheit ſchnell wieder anfing zu drehen. Der Brief ſelbſt war an Berthas Tauftage geſchrieben, wo dort auch ein kleines Feuer im Branntweinhintergebäude ausbrach und bald gelöſcht wurde. Beſinnſt Du Dich vielleicht?

Bei dem Drehen um die Achſe und Polarpunkte muß ich gleich ſchreiben, daß ich dieſe mit Graus in der Schöpfungsgeſchichte der Heiligen Schrift gefunden, wo ſie alſo gewiß ſchon viertauſend Jahr vor Kopernikus zu leſen ſteht. Auch die ganze Geſchichte mit allen ihren Schwierigkeiten und Rätſeln habe ich ſeit Jahren durchdacht, weil man jetzt vorgibt, bei den neuen Fortſchritten in den geographiſchen, geognoſtiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften laſſe ſich die Bibel nicht mehr aufrecht halten. Nun trug ich das am letzten Convent in hieſiger Prediger-Conferenz (die ich nach zwanzigjähriger Dauer und vierzig Zuſammenkünften endlich am Montag nach Miſer. Domini geſchloſſen habe, weil an vielen anderen Orten, im Erzgebirge, Muldentale, Oberlauſitz, Dresden und Königsbrück ſeitdem dergleichen Varietäten entſtanden ſind) hauptſächlich vor. Es waren vierzehn Männer verſammelt. Leonhardi hielt die Predigt: „Wie man mit anders denkenden Amtsgenoſſen umgehen ſolle", und Blüher führte das Protokoll. Auch rationaliſtiſche Köpfe ſaßen dabei, jedoch mußten ſie zuletzt alles zugeben.

Ich lerne jetzt die Trommel bei einem alten vertrunkenen Kommunalgarden-Tambour aus Großenhayn, der manchmal Elſternpulver holt. Ich beſtand auf den Noten, die er endlich bei einem alten Regiments-Tambour ausgemittelt; für den Zapfenſtreich habe ich acht Groſchen bezahlt. Dann lerne ich auch die Violine bei mir ſelbſt; die treue Faberin machte mir ein Geſchenk mit dieſem Inſtrument, weil ſie glaubte, daß ich es ſpielen könnte, weil unſer ſeliger Vater das gekonnt. Schon kann ich faſt die meiſten Choräle nach Noten.

Nachdem ich nun in dieſem Brief zuerſt die Hefe und Goſcht weggeſprudelt, ſo kommt nun das helle Bier, und ich beantworte Dein wohlgetroſtes Schreiben von Ballenſtedt vom 25. Februar 1839. Den Flecken oben, der ſpäter gekommen, überſieh, wenn Du kannſt. Du hatteſt viele Briefe zu ſchreiben. Das begegnet mir auch. In dieſem Jahr habe ich bereits 206 geſchrieben und 210 erhalten (den 14. Mai!). Deine geliebteſte Mutter riet Dir, zunächſt unter den ihr vorgeleſenen Namen meiner eingedenk zu ſein. Darüber umhalſe ich ſie mit der innigſten Dankbarkeit und küſſe die Hand. Ihr Seelenbild von ihr und dem Vater ſchwebt mir immer vor Augen.

Ob ich geſund oder krank, fröhlich oder traurig, mühſelig oder ſelig uſw. bin, das beantworte ich mit einem allgemeingültigen Ja. Mit dieſer einzigen Frage könnte ich zwölf Bogen beſchreiben, es erſtickt mich faſt und weiß nicht, wo ich anfangen ſoll. Wenn man gefragt wird, weiß man erſt, wie viel zu antworten iſt. Unmöglich iſt es, ganz unmöglich, den ganzen Boden voll Getreide die Fege herablaufen zu laſſen, wo die Körner niederrauſchen wie Platzregen und die Spreu davonſtiebt — nur einige Wurfſchaufeln voll will ich oben wegſchöpfen und in Deinen Schoß meſſen. Hier ſind ſie.

Dohnas fort, Kügelgens fort, Heynitzens fort, Scheibels fort, Eckharts tot, Verwalter Kretſchmars fort, Schöppes fort, Marianne, Louiſe, Jonathan tot!! Hierbei ergreift mich ein Wirbel und Sturm und wirft mich gegen Bäume und Wände, daß ich jammere wie ein Bettelkind. Denke Dir einen Menſchen, der keinen Freund mehr hat und der doch ein ſo ſehr freundſchaftliches Herz von Gott empfangen hat. Wie lange brennt ein Docht ohne Öl?

Die Kirchgemeinde durch ſo viele Neuerungen aufgeregt, vom Heiligen aufs Politiſche gezogen. Ein fremder Gerichtshalter. Ein Collator, der ſein Kind von einem fremden Paſtor taufen, das Heilige Abendmahl ſich (einmal ſeit 2½ Jahren!) vom Paſtor Blüher in Grünberg reichen ließ. Ein ganz kaufmänniſcher Mann, der am Sonntage arbeiten läßt und ſeinen Garten allen Fremden und Einheimiſchen verwehrt.

Mein Haus beſteht jetzt aus meiner Schweſter Faberin, 74 Jahre alt, etwas ſchwächer an Geiſt als ſonſt, aber fromm und treu; aus Schweſter Charitas, dem Hebel des Ganzen, die wohltut und ſchilt und es in Lauſa recht ſatt hat; aus mir, dem armen und ſchlechten Hausvater und Kirchenmanne; aus einem Baron Selmar v. Seckendorff, 24 Jahre alt, gebrechlich und ſchwach an Geiſt, ſeit fünfviertel Jahr zur Pflege und Erziehung da; aus Chriſtianen, der tauben, die ich von Euch gegrüßt habe, weil ſie das außerordentlich freut; aus einem Waiſenkind aus Königsbrück, deſſen ſterbende Mutter ſolches Kind uns zugetraut, von uns genannt Talitha, ſeit drei Jahren hier; endlich aus einer Kuh- und Pferdemagd, Johanna Schützin, die ich getauft und konfirmiert. Viel Pulverleute gehen ein und aus; meine epileptiſchen Patienten ſind nun 1840. Der Küchen- und Baumgarten blüht und grünt noch, ſowie auch die kleine Inſel. Wir haben gerade nicht viel Neues angelegt, aber doch das Alte erhalten. Dein Baum will eben blühen, Tappes Baum blüht ſchon, er hat das Meiſte. Grüße mir Tappen, den ſtarken Mann.

Meine liebe Kirche, gegen Oſten mit den Efeugräbern, iſt noch ein Gotteshaus und Heiligtum. Die Leute kommen und ſind andächtig. Darinnen wird geſungen und geklungen, und Donnerstags hat die Kinderſchar ihren Gottesdienſt wie eine Herde kleiner Schafe, die ich ſehr lieb habe; auch die Kleinen greifen mir um den Hals, wenn ich ihnen begegne oder in die Schule komme. Vielleicht predige ich jetzt nachdrücklicher und weicher als ſonſt. Das hochwürdige Sakrament ſteht in großer Kraft; die

Teilnehmerzahl ſcheint manchmal, als wollte ſie geringer werden wegen politiſcher Zerſtreuungen (letztlich ward auch ein Gemeinderat in allen fünf Dörfern beſtellt) und fleiſchlicher Sicherheit. Jetzt ſind Sonntags die Examina der Jugend, deren ich 107 Jünglinge und 109 Jungfrauen zähle, in großem Zuge. Deo gratias! Auf dem neuen Gottesacker, den Du mit weihen halfſt, liegen ſchon 215 Leute begraben. Nun bin ich bald 28 Jahre hier; wie es 25 waren, hingen die Leute einen Kronleuchter auf und begrüßten mich früh mit dem Liede „Wach auf, du Geiſt der erſten Zeugen!"

Nun wieder zu Dir, mein Bruder und Sohn, in ein warmes, blaues Klima. Gott grüße Dich mit Deinem Weib und Kindern! Gern möchte ich mich einmal zu ihnen wenden, den hoffnungsvollen Knoſpen, ehe der erſte Frühlingsſturm darüber weht. Wenn ich doch bei Deiner Mutter wäre! – ich denke immer, ich kann die Kranken heilen. Was Du von Deinen Kindern ſchreibſt, macht mich ganz fröhlich. Könnte ich doch Dein Hauslehrer werden und Deine Jungen mit meiner Unvernunft anſtecken. Einen guten Grund wollte ich dennoch graben, daß der Teufel und die Welt ſich daran zerkratzen ſollte.

Du warſt in Bremen, und ſo lange, und ſahſt Deinen Vater Krummacher! O grüße mir den, das teure lebende Haupt; wir ſind leider durch Deinen Riß wieder auseinandergeſcheitert, und ich treibe auf offenen Wellen einſam umher. Haſt Du nicht die Kupferplatte noch von der Maria mit dem zwölfjährigen Jeſuskind für meinen Katechismus? Schicke ſie mir, ich brauche ſie notwendig, oder ſende 200 Exemplare. Gott gebe Dir eine Hand und allen den Deinigen durch mich als ſeinen Amtmann im Namen Jeſu Chriſti, unſeres hochgelobten Herrn. Hier haſt Du auch meine Fleiſcheshand zur Treue, zur Liebe, zum Frieden. Amen.

Samuel David Roller.

[Auf den Rändern:] Es grüßen Euch meine Schweſtern mit mir auf das teuerſte, Deine Frau, der ich alles Heil erwünſche und erbitte, und namentlich Deine allerdurchlauchtigſte Mutter. Iſt meine Wohltäterin, die Magd Miene, noch bei Euch, ſo rede ſie auch von meinetwegen an. Wie elend, wenn man alle Freunde durch die Flucht verlor! Einzig habe ich noch den Miniſter v. K. und den Grafen v. Hohenthal, die ich Freunde nennen kann. Sonſt ſtehe ich wie eine Bildſäule da mitten im Walde, auf deren Kopf ſich die Vögel ſetzen und ſchreien. Daß mich mein Gott bei ſolchem Leben demnach immer mehr töten will, iſt ſeine Weisheit, Wohltat und Wille. Fiat!

Einen großen Fehler meines Lebens habe ich gemacht, mein Bruder, daß ich nicht zu einer gewiſſen Zeit um Deine liebe Schweſter Adelheid fragte. Ich glaube, es wäre nicht mißfällig geweſen vor Gott. Jetzt habe ich bloß noch ihren Baum und Deinen Baum, auch ihr Bild von Dir in Waſſerfarbe. Auch Deine anderen Bleiſtiftköpfe von uns allen, Toten und Lebendigen. Das Bild, das mir Dein ſeliger Vater malen wollte und Du ausführteſt, hängt bedeckt. Den ausgeſtopften

Kanarienvogel von Deiner guten Mutter habe ich noch, desgl. Dein Bild von Benno.

Am 26. December 1838 abends unter dem Licht und Honigkuchen dachten wir viel an Euch, Ihr Teuren!! Wie ist Dein Herzog? Fragt er zu Ehren seiner Vernunft nach Dir? Hast Du die Aufsätze von mir in der Leipziger Zeitung über den Tod Mariannes und über Pastor Stephan gelesen? Gegen Deine Frau habe ich immer noch eine Pique seit dem Spaziergange am Wehr mit Fräulein Dora. Da fragte ich sie, und sie sagte: O ja, sie würde mich auch geheiratet haben, wenn ich noch jung wäre; da gab sie zugleich Dora ein böß Exempel. Drum wäre ich auch mit gern in Deiner Nähe, daß ich sehen möchte, wie Deine Frau auch alt wird, oder doch wenigstens, daß sie sehen möchte, daß ich so lange jung bleiben werde, wie sie es ist.

Nun möchte ich meine Pistole abbrennen, weil ich an Dich geschrieben — wenigstens sollen die Kinder Kuchen kriegen. Vale, vale!

*

M. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenstedt, den 17. Aug. 1839. Die frohe Nachricht[1] aus Tecklenburg wirst Du wohl jetzt gerade erhalten. Sie wissen noch nicht, wie sie das Kind nennen wollen. Mögen sie es nennen, wie sie wollen, nur nicht Lilla. Das ist ja eigentlich gar kein Name und hat nichts gemein mit Helene, sondern es ist ein schwedisches Wort, das ein schwedischer Onkel oft und gern bei mir anwendete, als ich noch ein Kind war, und so ist es mir auch später bei den Meinigen geblieben. Eigentlich nannte er mich, wenn er mich recht liebkosend benennen wollte, öfter lilla gries, das heißt „kleines Meerschweinchen", weil damals sogar die Hofdamen in Stockholm nach der damaligen Mode solche kleine Tierchen im Arm trugen, wie an anderen Orten die Schoßhündchen.

Über den guten Wilhelm ist in der letzten Zeit eine greuliche Unruhe hereingebrochen — ein unerwarteter Besuch folgte dem anderen und traf mit diesem zusammen. Während Carl Zoege noch hier war, kam Euer Freund Richard Maydell[2] und brachte noch einen Herrn v. Hüene mit, der jedoch im Gasthof wohnte. Maydell haben wir alle recht lieb gewonnen, und den Kindern geht nichts über den „Onkel Richard", der sie immer mit Kirschen fütterte. Als Maydell noch da war, kam ganz unerwartet Constantin und brachte noch seinen Schwager Benno [v. Zezschwitz] samt dessen junger Frau mit, die zwar im Großen Gasthof schliefen, am Tage aber und zum Essen auch immer bei Wilhelm waren. Mitten in diese Unruhe hinein kam der Pastor Uhlich. Dann suchte ein Lieutenant Veit

[1] Am 3. August 1839 wurde der Schwester Adelheid ein Töchterchen geboren, das dann nach den beiden Großmüttern Eleonore Maria genannt worden ist (die spätere Frau Pastor Smend, † 19. Dez. 1924).

[2] Richard v. Maydell (1803–1848), Bruder des Malers Ludwig v. M., studierte seit 1823 in Dorpat, Herr auf Kawast, das er durch seine Frau Julie Eleonore v. Fock (1809–1879) erhielt, Kreisgerichtsassessor und Hakenrichter.

aus Magdeburg mit ſeiner jungen Frau [vgl. Leb.-Er. S. 82] Wilhelm auf, der ſie ſehr lieb gewann und ſie öfters in Suderode, wo ſie ſeiner Geſundheit wegen den Sommer verleben, aufſuchen will. Dann kam der Paſtor Günther aus Wernigerode, der damals, als Adelheid mit Auguſte Schönberg und Caroline Stolberg, der jetzigen Fürſtin Reuß, konfirmiert wurde, Hauslehrer beim Grafen Stolberg und mit in Hermsdorf war; er wußte noch jedes Wort, das er damals mit Wilhelm in Lauſa geſprochen hatte. Du kannſt Dir denken, welch ein Gewirre von Empfindungen dieſe ſo ganz verſchiedenartigen Erſcheinungen in Wilhelm hervorbringen und zurückrufen mußten. Eine A[illegible]l weiterer Beſuche von Fremden, welche auf ihrer Harzreiſe bei Wilhe[illegible] vorſprachen, erwähne ich nicht weiter, da Du die Menſchen doch nicht kennſt; ſie haben aber Wilhelm um alle ſeine Zeit gebracht.

Du haſt wohl in den Zeitungen geleſen, daß der Paſtor Stephan, den ſeine Gemeinde in Nordamerika zum Biſchof erwählt hatte, nun von dieſer abgeſetzt und als ein der Sünde der Unzucht, der Untreue – er hat ſowohl ſeine Kirche wie einzelne Gemeindeglieder beſtohlen – und der Heuchelei überwieſener Verbrecher über den Miſſiſſippi verſtoßen worden iſt. Dieſe Nachricht hat Wilhelm wieder aufs allertiefſte erregt. „Das war nun eines der Häupter der rechtgläubigen lutheriſchen Kirche, das ſo herabſah auf die anderen Konfeſſionen!“ ſagte er mit bebender Stimme zu mir.

*

W. v. K. an ſeinen Freund Ernſt v. Heynitz

Ballenſtedt, den 24. Sept. 1839. Mit Dank gegen Gott kann ich Dir melden, daß vorgeſtern am 22. September meine liebe Frau glücklich von einem niedlichen Töchterchen entbunden worden iſt. Meine gute Frau war diesmal dem Tode näher als dem Leben, es war ein Fall ähnlich dem in Hermsdorf bei Annas Geburt.

So muß ich denn in Erinnerung früherer Zeiten Deiner beſonders lebhaft gedenken. Du lieber treuer Freund, ich habe ein beſonderes Verlangen, Dir mein Herz einmal auszuſchütten. Ich werde einen wunderbaren Weg geführt, durch tiefe Dunkelheit, und bin recht zu Schanden geworden vor mir ſelber mit meinem Glauben und Erkennen, mit meinem Wollen und Vollbringen, und es iſt mir oft zu Mute, als würde ich in einem Mörſer zerſtoßen. Könnten wir doch einmal zuſammen ſitzen und reden von dem, was unſere Seele bewegt! Zum Schreiben iſt der Stoff zu gewaltig, und die Feder iſt unluſtig.

Du ſollteſt doch endlich einmal zu mir kommen. Ich bin ſo ziemlich an die Scholle gebannt, der Fehler liegt bei mir an meinem Geldbeutel, der Konvulſionen kriegt, wenn ich ihm einen Thaler entwinden will. Da ich nicht reiſen kann, ſo macht mir Gott mein Haus zu einem Gaſthaus und führt die Freunde her einen nach dem andern. Nur Du fehlſt immer noch.

Julchens Wartefrau heißt Madame Schweinefuß; da kannſt Du Dir denken, wie häufig und mit welch beſonderem Genuß ich ſie rufe und anrede.

*

W. v. K. an den Atti

Ballenſtedt, den 4. Oct. 1839. Ich bin ganz beſtürzt, Euch durch meine Nachläſſigkeit im Schreiben in ſo große Angſt verſetzt zu haben; ich war an jenem Morgen aber ſo taumelig, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich geſchrieben habe. Nun kann ich Euch aber melden, daß Julchen ſich ſchon wieder recht wohl befindet. Die Kinder freuen ſich bedeutend an ihrem neuen Schweſterlein, Bertha und Anna haben es ſtundenlang auf dem Schoße, die anderen kommen nur leiſe herzu und geſtatten ſich ein Küßchen. Meine liebe Mutter iſt die Zeit über zu leidend geweſen an allerlei Schwächen, als daß ſie ihr Haus hätte verlaſſen können, und hat das neue Enkelchen noch gar nicht geſehen. Sie iſt überhaupt dieſen ganzen Sommer nicht aus ihrem Zimmer gekommen, und ich fürchte den Winter ihretwegen. Die Frühlingskrankheit hat ſie gar zu ſehr zurückgeſetzt.

Mein Herzensfrauchen fängt nun wieder an wacker zu ſchnabulieren, woraus Kraft für die Frau und das Kind wird, welches ſeiner Taufe nun täglich mehr entgegenwächſt. Wann dieſe Taufe ſein wird, kann erſt beſtimmt werden, wenn der alte Vater Volkmann kommt, der Gevatter ſtehen ſoll und will und den wir in acht bis zehn Tagen erwarten. Obgleich die Taufe in der Stille gefeiert werden ſoll, ſo muß der Tag doch ordentlich begangen werden und iſt dafür folgendes Programm erſchienen: Um ſechs Uhr morgens allgemeiner Aufſtand, um ſieben Uhr wird ein Lob- und Danklied geleſen, gefrühſtückt und Volkmann bei der hohen Wöchnerin zum Handkuß zugelaſſen. Um acht Uhr wird mit allen Kindern nach dem Gegenſtein gegangen und daſelbſt zur Ehre des Tages zwölf Petarden oder Mordſchläge (von mir verfertigt) abgebrannt. Darauf die Taufe mit Schokolade. Um zwölf Uhr Diner von Rebhühnerchen mit vier Flaſchen Birkenchampagner, welche Volkmanns altem Magen gut tun werden, darauf großer Taufſchmausſchlaf, von vier bis fünf Kaffee mit Zucker, dann ein Spaziergang mit den Kindern, auf welchem fünfzig von mir verfertigte Fröſche und ein Dutzend Schwärmer abgebrannt werden, worauf jedermann vom vielen gehabten Vergnügen ermüdet ſich nach Ruhe ſehnt. Das Ganze iſt ſo eingerichtet, daß die Wöchnerin, alles im Geiſte mit genießend, ruhig in ihrem Zimmer bleiben kann.

Wie das Kind heißen ſoll, weiß noch niemand. Ich würde es gern Friederike nennen und die Frau v. Richthofen, welche dieſen Namen führt und jetzt hier iſt, zur Patin bitten, wenn nicht Julchen einen unüberwindlichen Abſcheu vor dieſem Namen hätte, wogegen ſich freilich mit Vernunft nichts anführen läßt. Die liebe Frau v. Richthofen hat ſich dieſes Mal recht in unſere Herzen gedrängt durch ihr gütiges mütterliches Weſen. Sie hat uns öfter beſucht, und wenn wir mit ihr noch nicht ganz und gar in allgemeiner Luſt und Liebe zuſammengeſchmolzen ſind, ſo liegt das nicht an ihr, ſondern an uns, denen es noch nicht ganz gelungen iſt, in ihr die Prinzeſſin zu vergeſſen. Sie hat für unſer Neugeborenes ſchon ein Jüpchen oder Jäcklein geſtrickt, welches wie ein parſiſches Panzerhemd ausſieht und einen fürſtlichen Glanz hat, und hat es Julchen ſelbſt

überbracht. Wenn dieſe liebe Frau hier nicht am Hofe lebte, würden wir weit mehr Genuß von ihr haben; ſo iſt aber, wenn wir zuſammenkommen, immer ein Teil geniert, ſie oder wir. Warum Gott die Vornehmen geſchaffen, bleibt eine Frage; indes wiſſen wir, daß nicht Gott ſie ſo geſchaffen hat, ſondern daß ſie unverſehens ſo geworden ſind, ſo wie magere Pflanzen, etwa die Waldanemonen, fett und anſehnlich werden, wenn man ſie in Gartenerde bringt. Gott hat den Menſchen nackt geſchaffen, und daß er ihm die glatte Haut gab und nicht ein Fell, tut mir immer noch leid, ebenſo wie es mir begreiflich iſt, daß manche Menſchen am An- und Auskleiden geſtorben ſind. Bei der Anweſenheit ſo vieler fürſtlicher Perſonen hier – denn außer der guten Frau v. Richthofen iſt unſer Hof jetzt auch durch den Prinzen und Prinzeß Friedrich von Preußen und einen Holſteiniſchen Prinzen verherrlicht – nimmt das Aus- und Ankleiden gar kein Ende. Morgen iſt ſchon wieder Gala, wo ich wie eine Dohle mit Strümpfen und Höslein erſcheinen und fürs Vaterland eſſen und trinken muß, als wenn mein Magen Joſephs Speicher wäre.

*

W. v. K. an ſeine Schweſter Adelheid

Ballenſtedt, den 24. Oct. 1839. Obgleich recht trocken und dürr, unternehme ich's doch, Euch Nachricht zu geben, indem ich mich frage, was wir eigentlich mit dem Zirkularbrief gewinnen, wenn wir doch außerdem immer noch ſchreiben müſſen – das ſcheint mir ſo wie mit der Armenkaſſe, die auch nicht verhindert, den Bettlern das gewohnte Viatikum immer noch zukommen zu laſſen.

Die Taufe unſerer kleinen Eliſabeth iſt gegenwärtig nun auch glücklich überſtanden. Die Frau v. Richthofen bot ſich ſelbſt zur Patin an, und ihr zur Seite baten wir die Frau v. Hoym; der nun ganz weißhaarige alte Volkmann und der abweſende Richard Maydell vertraten unter den Paten das ſtarke Geſchlecht. Hoffmann predigte ſo laut, daß der Ofen wankte und die Kinder in Schrecken gerieten. Adolph hatte ſich im Nebenzimmer unter einen Tiſch verkrochen und warnte den kleinen Benno, der unentſchloſſen war, ob er beim Bruder bleiben oder ins Taufzimmer ſchleichen ſollte, ernſtlich vor ſolchem Beginnen, indem er ihm wiederholt zurief: „Geh' ja nicht hinein, Benno, da drinnen begraben ſie einen." Möchten dieſe Worte doch prophetiſch, auf das Begräbnis des alten Adams hindeutend geweſen ſein! Der kleine Benno wagte ſich auch wirklich zu ſo ſchauerlichem Beginnen nicht näher hin und fragte nachher die Mutter, warum der Mann denn ſo ſehr geſchrien hätte; wahrſcheinlich meinte er, der Mann, der begraben werden ſollte, habe ſo laut dagegen proteſtiert.

Unſer alter lieber Volkmann iſt gegenwärtig noch bei uns, wird uns aber morgen vormittag wieder verlaſſen. Er brachte ohne Störung viel Leben ins Haus und munteres Geſpräch, und ſo weit ging ſeine Selbſtverleugnung, daß er ſogar täglich zwei Pfeifen mit mir rauchte. Für mich war es beſonders erquicklich, einmal einen hier zu haben, der ſich ſo recht lebendig für die Bibel und Theologie intereſſiert. Wir haben, im beſten

Vernehmen bleibend, tagelang geſtritten, erwogen, geforſcht, und ich habe dabei wieder einmal erfahren, wie uns eine Sache vollkommen klar und auf feſten Begriffen ruhend ſein kann, ohne daß es einem gelänge, ſie dem Anderen mit Aufwand aller Kräfte auch nur wahrſcheinlich zu machen, ja, wie ſchwer es iſt, ſich beim Streite ſo zu halten, daß beide gegenſeitig wiſſen, worum es ſich handelt und was ſie wollen. Es iſt ſchwer, einen Gedanken ſo zu formen, daß aus der Form nicht möglicherweiſe wieder ein ganz fremder, vielleicht entgegengeſetzter Gedanke hervorginge. Nebenbei haben wir unſere Aufmerkſamkeit den Pilzen geſchenkt, die wir, beſonders den Champignon, bei unſeren Spaziergängen in Mengen einſammelten und dann zuſammen verzehrten. Wie ein Jüngling ſtreifte der Alte mit mir durch die Wälder und Felder, bei böſem wie bei gutem Wetter ohne Hut. Es iſt mir ſchon ganz wehmütig, daß er morgen fort ſein wird.

*

M. v. K. an den Atti

Ballenſtedt, den 2. Jan. 1840. Die Weihnachtszeit haben wir recht ſelig verlebt mit den Kindern; ach, wie waren ſie ſo glücklich um den hellen Lichterbaum mit ihrem wertloſen Spielzeuge! Betrübt war es uns ums Herz, daß meine Mutter diesmal an der Beſcherung gar keinen Anteil nehmen konnte; ſie war zu hinfällig, um ſich zu uns fahren zu laſſen, geſchweige denn, die Freude und den Lärm der Kinder bei ſich leiden zu können. Sie iſt jetzt wirklich unglaublich matt und kann nur noch am Krückſtocke mühſelig gehen. Wie traurig iſt doch ſolches Ende dieſes zeitlichen Daſeins! Wenn wir dieſe Zeitlichkeit nicht anſehen dürften als eine vorübergehende Entwicklungsform, die jedoch in ihrem Vergehen von dem Inhalt nichts verliert, dann müßte man allerdings weinen bei der Geburt eines jeden Kindes. So aber gleicht das Leben einem Gange nach einem verborgenen Schatze, der nur in Einſamkeit und in der ſchauervollen Stunde der Mitternacht gehoben werden kann, und wer den Schatz nur kennt und nach ihm ſtrebt, den ſchrecken nicht die Geſpenſter, die ihn bewachen, und ob es gleich dunkel um ihn wird, bleibt er doch getroſt und guten Mutes, wie meine gute Mutter.

In der Weihnachtswoche habe ich mich an einer Feſtarbeit erfreut. Ich habe nämlich meine Gedanken über die Kunſt und ihr Objekt, das Schöne, in Form einer Vorleſung, in ein Ganzes zuſammengeſtellt, ſo populär, als es mir möglich war. Wenn ich nur einen Verleger wüßte, ſo wollte ich's drucken laſſen, da es, wie ich meine, manches Neue ſagt[1]. Ich habe den Aufſatz am Silveſterabend vorgeleſen, zu dem wir diesmal außer den gewohnten Silveſtergäſten, wie Starkes, Claußens, der Valentiner auch den neuen Kammerherrn v. Cramer[2] mit ſeiner Frau geladen hatten, denen viel daran gelegen ſcheint, in ein näheres Verhältnis zu uns zu treten.

*

[1] Erſchien 1842 als „Drei Vorleſungen über Kunſt"; vgl. Leb.-Er. S. 25.

[2] Albrecht Frhr. v. Cramer (1807–1863) wurde an Stelle des mit der Prinzeß Marie vermählten Freiherrn v. Lasperg Kammerherr des Herzogs.

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Vallenſtedt, den 7. Febr. 1840. Der Ausſpruch in Deinem Briefe: „Wilhelm ſcheint mir ein Mann zu ſein, der lieber ſeinen eigenen Nabel betrachten will, als aufzuſchauen zu den ausgebreiteten Armen am Kreuze" brachte ihn ſelbſt zum Lächeln; er hat Dir auch ſogleich geſchrieben, doch weiß ich nicht was. Glaube mir aber, daß er nicht ſo entfernt iſt in ſeinem Glauben von dem Deinigen – aber er iſt auch im Suchen ein ſo ehrlicher und treuer Menſch. Wilhelm verdammt keineswegs die Gläubigen deshalb, weil ſie fallen, ſondern vielmehr, weil ſie oft zu glauben ſcheinen, ſie könnten nun überhaupt nicht mehr fallen, weil ſie ſich zu ſicher dünken, ſodaß ſie meinen, ſie brauchten überhaupt nicht mehr zu kämpfen, und ſich dann unbekümmert der Sinnlichkeit überlaſſen. Darum dringt Wilhelm nun auf die Bewährung des Glaubens in guten Werken, geht darin aber auf der anderen Seite wieder zu weit. Ich hoffe immer, daß Gott ihm bald alle Nebel zerſtreuen und ihn von ſeinen philoſophiſchen Forſchungen und Träumereien zu ſeinem erſten Kinderglauben zurückführen wird – ja vielleicht hat Er ihm dieſen bereits wieder geſchenkt, denn Wilhelm iſt jetzt nicht mehr ſo wehmütig geſtimmt; ich mag ihn aber nicht darum befragen, denn ich ſtöre nicht gern in ſeinem Herzen herum und – was kann überhaupt ein Menſch dazu tun?!

Mancherlei hat in letzter Zeit wohltätig auf Wilhelms Gemüt eingewirkt. Er bekam vor kurzem ein Buch geſchenkt, das Leben von Wilberforce[1], in das er ſich gleich vertiefte. Hier fand er ein werktätiges Chriſtentum, das er wohl begreifen kann und liebt – ich glaube, der Herr hat ihm dieſes Buch geſandt, um ihn aus ſeinen Träumereien zu erwecken. Einen noch tieferen Eindruck hat auf ihn gemacht der ſchöne Chriſtentod ſeines neugewonnenen Freundes, des preußiſchen Offiziers Veit, von dem ich Dir ſchon einmal ſchrieb. Uns allen iſt dieſer wie eine ſchnell dahinſchwindende Lichterſcheinung geweſen. Ich ſehe ihn immer noch vor mir, wie er bei ſeinem letzten Beſuche hier auch von mir Abſchied nahm und Wilhelm ihn zur Tür geleitete und ſagte: „Dabei bleibt es aber, lieber Veit, am Silveſterabend ſehen wir uns wieder" – da ſah er ſich um und blickte Wilhelm unbeſchreiblich liebevoll mit ſeinen Himmelsaugen an (frage Deinen Freund Maydell, der ihn hier geſehen hat, ob er nicht einem Engel ähnlich ſah), doch ſchwieg er und ging. Am Silveſterabend hatte er ſchon ausgeatmet – wenige Tage darauf erhielt Wilhelm dieſe Kunde. Was die Witwe über den gottergebenen Tod ihres Mannes ſchrieb, hat Wilhelm tief bewegt, doch mehr freundlich und verſöhnlich, als ſchmerzlich – ſo ſchön und erhebend iſt das Ende ſeines Freundes geweſen.

*

[1] William Wilberforce (1759–1833), engliſcher Vorkämpfer der Abſchaffung des Sklavenhandels und der Negeremanzipation, Vertreter des werktätigen Chriſtentums der „Evangeliſchen" Partei (Gründung der Kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft und der Britiſchen Bibelgeſellſchaft). Biogr. von ſeinen Söhnen, deutſch von Uhden 1840.

W. v. K. an den Atti

Ballenſtedt, den 13. April 1840. Auf Deine Frage wegen des ſechſten Bildes [des vierten Heftes des Bibelwerks] will ich Dir gleich antworten, damit Du ſiehſt, daß ich die Sachen nicht ſo aufs Geratewohl mache, ſondern mir gründlich überlege. Der Kaſten mit den Vögeln auf dem Bildrande links unten ſoll allerdings die Bundeslade mit den Cherubim ſein. Nach der Heiligen Schrift kann man ſich von dieſen keine Vorſtellung machen. Ich fragte alle Paſtoren meiner Bekanntſchaft, was die Cherubim ſeien — ſie wußten es auch nicht. Im „Triumphzug des Titus" fehlt die Bundeslade. Nun forſchte ich im Joſephus, der aber nur berichtet, die Cherubim auf der Lade wären Vögel geweſen, dergleichen niemals geſehen worden, und war ſo klug wie zuvor. Da fand ich beim Weiterforſchen in dem Denon'ſchen[1] Werke über Ägypten zwei ſolche fabelhafte Vogelgeſtalten mit den Geſichtern gegeneinander ſitzen und mit ihren Flügeln eine Tiſchplatte decken. Das war gerade das, was ich brauchte, und ſo habe ich ſie auf die Bundeslade geſetzt. Ich halte es auch ſehr wohl für möglich, daß die Cherubim allegoriſche Figuren oder Symbole geweſen ſind, welche Moſes aus dem ägyptiſchen Tempeldienſt beibehalten hat.

Daß mein „Gideon" ſo freundlich beurteilt wird, macht mir große Freude. Über ſeine Wahl des Gegenſtandes des nächſten Bildes hat Senator Fritze mir noch nichts geſchrieben. Ich wünſchte ſehr, er ſchickte mir wenigſtens die Zeichnung der Maria mit dem Kinde bald zurück, da ich dieſes Bild auf jeden Fall malen will. Jetzt arbeite ich mit vieler Luſt an der großen Madonna für Herrn v. Meyer.

Wie himmliſch iſt jetzt das Wetter! Man möchte jauchzen. Die ſchönen Pſalmen Davids leſen ſich ſo herrlich beim heranbrechenden Frühling. Es kommen bei uns zwar nicht die jungen Löwen aus ihren Höhlen, in der Sonne die Glieder zu ſtrecken, aber genug andere fröhliche Kreatur kriecht aus Löchern und Spalten und tritt aus dem Dickicht des Waldes, mit ihrem Wohlgefühl den freundlichen Schöpfer preiſend. Heute denken wir unſeren erſten Ausflug nach dem Meiſeberg zu machen und morgen Berthas Geburtstag im Walde auszutraben. Julchen iſt wieder völlig wohl und marſchiert tapfer mit. Die gute Frau plagt ſich redlich mit ihren ſechs Kindern, benäht, beſtrickt, beflickt, ſtriegelt, kämmt und klitſchet ſie und erhält ſich dabei einen fröhlichen Humor.

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenſtedt, den 3. Juli 1840. Vor etwa acht Tagen, als ich noch immer ſehr ſchwach zu Bett lag, kam Bertha mit der Frage, ob die Gäſte jetzt kommen dürften. „Was für Gäſte?" fragte ich. „So weißt Du es alſo noch gar nicht, Großmutter, daß Onkel Carl mit Otto und Tante Daſcha geſtern abend gekommen ſind, und das Onkel Otto [vgl. Leb.-Er.

[1] Baron D. V. Denon (1747–1825), franzöſ. Künſtler und Kunſtforſcher, begleitete Bonaparte nach Ägypten.

S. 14] ganz hier bleiben wird, um bei Vater malen zu lernen?" Ich kann es Euch nicht beſchreiben, was ich empfand, als die Türe leiſe aufging und das blaſſe, wehmütige Geſicht meines lieben Bruders zu mir hereinblickte. Es iſt mir wie ein Traum, daß ſie da waren – Daſcha iſt jetzt in Hummelshayn bei Norchen, und mein Bruder iſt mit Otto und Wilhelm nach Dresden [vgl. Leb.-Er. S. 1]; er will von da nach Carlsbad, kommt dann aber noch einmal hierher, um ſeinen Otto Wilhelm ganz zu übergeben. Wilhelm will von Dresden aus einige Tage nach Lauſa und wird in etwa zehn Tagen zurückkommen.

*

W. v. K. an Senator Dr. Volkmann

Ballenſtedt, Sept. 1840. Ich freue mich mit Deinen Kindern, daß Du ihnen Deine Biographie ſchenken willſt – vielleicht, daß ich auch hineinſchauen dürfte? Ich wünſchte, mein ſel. Vater hätte ſein begonnenes Manuſkript auch weiter führen können. Leicht aber mag's nicht ſein, ſo zurückzublicken auf die Mühſeligkeit, und das Wichtigſte muß dann doch verſchwiegen bleiben. Die gewaltigſten Erlebniſſe, die ich gehabt habe, waren der Art, daß ſie nur mir allein bekannt bleiben durften und dem ſtillen unſichtbaren Auge, deſſen Blick alles Verborgene durchdringt. Auf ſolchen Erlebniſſen aber baut ſich gerade die Denkweiſe eines Menſchen auf, und wir können daher von ihr immer nur halbe Rechenſchaft geben, wir können ſie nur logiſch begründen (wobei bekanntlich leicht Fehler gemacht werden), die eigentliche Experimentalbegründung müſſen wir für uns behalten. Und das iſt nun das Schlimme, daß auch das Experiment zum Trug führt, wenn nämlich falſch experimentiert wird oder (denn in gewiſſer Hinſicht iſt jedes Experiment richtig) wenn es falſch angeſchaut wird. Der große Newton experimentierte falſch und verlor ſich in ſeinem Farbentrug. So verlieren auch wir uns mit unſeren Gedanken in manchen Trug, weil wir Geſpenſter ſahen und nicht ordentlich hinſchauten.

Mein lieber alter Papa Volkmann, ich habe Dich ſo lieb, Du biſt für mich einer der wenigen Sterne, die von den noch ſtehen, nach denen meine Augen in der Kindheit aufblickten! Nicht wahr, die nächſte Blütenzeit treibt Dich wieder her? Von meinen vielen Beſuchen [vgl. Leb.-Er. S. 1f.] habe ich beſonders an Treviranus große Freude gehabt. Ich geſtehe ein, daß ich den Paſtoren mit meinem allgemeinen Urteil doch Unrecht getan habe – es gibt doch einige redliche Seelen unter ihnen. Aber, mein lieber Freund, ſo wehe, wie mir Prieſter getan haben, hat mir ſonſt niemand getan. Mir gefällt es nicht mehr in unſerer Kirche. Gibt es denn nicht irgend ein Volk, das ohne Prieſter Gott harmlos anbetet? Vielleicht ſind es die Quäker, und dann wären ſie hochzupreiſen. Mir iſt's jetzt oft gar ſchwer ums Herz. Ach, wenn doch Gott mir endlich Klarheit und Feſtigkeit im Glauben geben wollte!

* * *

Register

Ein Sternchen * weist auf diejenigen Seiten hin, die in Anmerkungen oder auch im Text Erläuterungen über das betreffende Stichwort bringen.

Bei den im Mittelpunkt der Handlung stehenden Personen und Orten sind nur die charakteristischen und inhaltlich bemerkenswerten Stellen verzeichnet.

Aus dem „Verzeichnis verkaufter Bilder" S. 284 ff. sind in das Register nur die auch sonst im Buche erwähnten Namen aufgenommen worden.

Abendmahl, W. v. K. über das 255, 257.
Achelis, Frau, in Bremen 286, 290.
Achenbach, Andreas 362.
Adam und Eva, Bibelbild 222.
Alexander der Große 314.
Alexander, Diener 169 ff., 179, 183, 188 ff.
Alexisbad *280 Anm. 4, 342, 394.
Aleleben a. d. Saale 283.
Altarbild für Reval 162, *166, 193, 194, 196, 226, 232, 239, 252 f. (Sonett), 263, 272 (Gedicht), 274, 278, 281, 284, 306, 314.
v. Alvensleben, Kammerherr *279, 287, 309, 319. — Frl. 310.
v. Ammon *161, 323, 356, 364.
Anhalt-Bernburg, Herzog Alexander Carl *278, 280, 297, 302, 306, 307, 308, 310, 319 ff., 324, 326, 328 f., 332, 335, 336/7, 341, 362.
— Herzog Alexius *265, 266 f. (Faksimile), 268, 277 f., 289, 294, 299, 302, 305/7, 310, 396.
— Herzogin Friederike 285, 287, *319, 321 f., 322, 323/30, 332, 334, 335, 342, 345, 352, 371, 376, 382, 384, 385.
— Prinzeß Louise s. Preußen, Pr. Friedrich.
Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg 279 Anm. 6, 284, 302, 365.
Anhalt-Cöthen, Herzog Heinrich 343, 385, *386 f.
Anhalt-Dessau 310; Prinz Friedrich 343.
Anschütz, Herm., Maler *64.
Apenninen 78/81.
Arndt, Johann *353.
v. Arnstetten 57.
Aschersleben 116, 283.
Asseburg, Graf und Gräfin v. der 285, *331, 339, 358, 376.
Atti (alemannisch = Vater), von W. v. K. als Knaben geprägter [vgl. Jug.-Er. S. 240] Name für Fr. Ad. Krummacher.
Augustusbad bei Radeberg 9, 17, 118 ff.
Bacharach 64.
Badeborn 353.
Baedeker, G. D. *223, 232, 233, 239, 247, 249, 252, 256, 265, 285, 299, 307, 317, 330, 358, 372. — Tochter Julie 279.
Bachr, J. K., Maler *249, 252, 313.
Ballenstedt 213, 264 ff., 265 ff., 276/81, 283, 288 ff., 298 f., 303, 319 ff., 343, 371, 375.
Barbua [vgl. Jug.-Er. S. 115] 375, 386.
Bäringer Bad 336.
Barth, Maler *355.
Bauch, Lohnkutscher in Dresden 275.
Häuchel (Dresden) 252.
Bauer, Pastor, Bildnis 270.
Baumbach, Maler 264, 265.
v. Beck, russ. Staatsrat 8, *174, 178, 183.
Beckedorff [vgl. Jug.-Er. S. 120] 307, 389.
Begerhäuschen 159 f., 214, 275.
Bengel, Joh. Albr. (1687—1752), schwäb. Theologe 249, 254, 259.
v. Berg, Eleonore *23 f., 158, 405.
— Natalie *23 f., 158.
— General *23 Anm., 165.
Bernburg 12 f., 51, 53, 114/8, 276, 280/1, 308, 319, 323 f., 327 ff., 337, 387.
v. Bernstorff, Julie 349.
Berthold, Ferd. *141, 145, 219, 235, 246, 248, 252, 313, 333 f., 350, 354, 386, 390/1.
Bethge, Hotelbesitzer in Bernburg 280.
Bibelwerk, W. v. K.s 197, 221 f., *223, 232, 247, 265, 266, 330, 284 ff., 316 f., 338, 372, 373, 394, 404.
Bielefeld 152.
Bley, Gerichtsrat *310 Anm., 378, 388.
Blücher, Pastor (seit 1830) in Grünberg 5 Anm. 2, *237, 247, 261, 262, 269, 274, 301, 313, 338, 342, 395 f. — Mathilde 269, 313.
Blumen, Freude an natürlichen 260, 263 f., 266, 296, 302, 307, 308.

Bogatzky *143, 165, 180.
Boisserée'sche Sammlung *109 f.
Bologna 79.
Bonn, Fresken in Universität 64 Anm. 3.
Börner, Kunsthändler *248.
Borsdorf b. Leipzig 283.
Böttiger, Hofrat *122, 232, 266.
v. Brandenstein (Roschütz) 271.
v. Braun 278 Anm. 2.
Braunschweig 113 f.
Breitkopf & Härtel in Leipzig 283 Anm.
Breling, van der *7, 19.
Bremen 52 ff., 107, 111, 114, 123 f., 152, 210/11, 212, 308, 311, 376, 389, 391.
„Bremer Kirchenbote" *272, 391.
Bretschneider, K. G. (1776—1848), Generalsuperintendent in Gotha 361.
v. Brevern, Frl. 134, 136, 138 f.
Brühl, Graf 330.
Bunge, August (1774—1865), Baurat in Bernburg 329.
Bürger, G. Aug. 140.

Cancrin, Graf, russ. Finanzminister 90, 181, 187, 190, 191.
Carus, C. G. *231 f., 234 f., 237, 300, 354, 355.
Cassel 156 f., 170.
Castelliosso, Baron 78 f.
Chambeau (St. Petersburg) 187, 189, 191.
Charaden 353/4 (Lösungen: Jungfrau, Schloß).
Cherubim 401.
Chevalier, Gräfin 207.
Cholera (1832) 229, 236, 241, 243.
Christusbild, großes 285, 302, *317, 320, 322, 358. — Christuskopf 320.
Claudius, Matthias 140, 344.
Clauß *264, 265, 280 f., 286, 290, 327, 397, 402.
Collins (St. Petersburg) 184, 187 f.
Conferenzrat, Geheimer *278 Anm. 2, 311, 319.
Consentius, Frau 22.
Cornelius, Peter *64 f., 92.
Cossebaude 314.
Courtan, Henriette 159, 249.
v. Cramer, Kammerherr *102.
Cranachsche Bilder 387.
Curtze, Dr. med. *280, 299, 306, 325, 381, 383 f.

Dahl, Chr. Fr. *255.
Dannecker *110.
Dante 275.
Denon, französ. Kunstforscher *104.
Dettenhausen *106 Anm.
Diele, Vetter 64.
Döbler, Taschenspieler 293.
Dohna, Graf zu *5, 148, *212 f., 295, 300.
— Gräfin *5, 6, 16, 17 f., 23, 126, 148, 179, 212 f., 238, 301, 314, 320, 343.
Dorpat 22, 33, 161.
Dräger, Maler 2, 46, 76.
Dresden 1 ff., 45 ff., 70, 107, 120 ff., 140/1, 161, 212, 214 ff., 224, 234 f., 237, 246, 247 f., 251, 266/8, 274 ff., 282 f., 291 Anm., 313 ff., 317/8, 331, 343, 354/7, 405.
— Kunstausstellungen 10, 228, 243.
Droste (Bremen) 114.
Düsseldorfer (Kunst-)Schule 45, 64 f., 103, 315, 362, 364, 373.

Ebel, Prediger *22.
Eckhart, Kantor 274, 301, 396.
Eggers, Buchhändler in Reval 167.
v. Ehrenstein, Frl. 46, 118; s. a. v. Loeben.
Eigstfer 21; Madonna in 162 f., Bild bei 260.
Einsiedel, Graf, Minister 161, 224 Anm.
— — Gesandter in St. Petersburg 178.
— — (Reibersdorf) 248.
Eisenbahnen 357, 387, 394.
Elberfeld 152, 377.
Elieser u. Rebekka, Bibelbild 286.
Emilie, Kindermädchen 281, 294, 308, 390.
v. Engelhardt, Moritz *29, 270.
Engels, Christiane *91, 109, 286.
Erdmann (Hermsdorf) 145.
Erfurt 157.
Ermeland, Fürstbischof Joseph (v. Hohenzollern-Hechingen) von 17.
Estland 50, 70, 73, 236; Kartenskizze 20.
Eule, Jettchen 273, 335, 355.

Faber, Frau [vgl. Jug.-Er. S. 206] 295 f.
Falkenstein, Schloß 310, 331, 358, 388.
Fechner, Gust. Theod. *119 Anm., 282.
Fersenau (Estland) 194 Anm., 236, 370.
Ficinus, Botanik *264.
Fickel (Estland) 194 Anm.
Finn (Estland) *20, *194 Anm., 273.
Fintlater (bei Dresden) 275, 282, 314.
Florenz 77, 78, 81, 108.
Förster, Ernst [Jug.-Er. S. 289] 64 Anm. 3.
Fouqué, de la Motte 42, 46, 69.
Francesco, Peter 207.
Frankfurt a. M. 56 f., 65, 110 f.
Frankreich, Louis Philipp von 224.
Franzensbad 240 ff.
Freund (Ballenstedt) 346.
Friedheim s. unter Reval.
Friedrich, Casp. David 355.
Fries, Jak. Friedr. (1773—1843), Philosoph [vgl. Jug.-Er. S. 328] 250, 259.

Fritze, Senator in Bremen 280, 376, 404.
Fuchs (Ballenſtedt) 321.

Galitzin, Fürſt und Fürſtin *183, 184.
Genelli, Bonaventura (1798—1868) 283.
Genf 107.
Gerhardt, Paul 318.
Gerlach, Mad. 309.
Gerri (aus Odeſſa) 202.
Gideon, Bild 286, 376, 404.
v. Glauburg, Frl. 110f.
Gleim, Frl. (Bremen) 114.
— J. W. L. 140.
Göſchen, Geo. Joach., Zeichnung von W. v. K. 252.
Goßner, Joh. *88, 323.
Gotha-Altenburg, Herzogin von 243, *357.
Goethe 56, 72, 140, 262, 318, 393.
Gotland, Inſel 204/7.
Gottſchalk, K. Friedr. *279, 306, 353.
Göttenberger, J. 64 Anm. 3.
Graf (Dresd. Antikenſammi.) 268.
v. Gräfe, Prof. *305f., 386.
Grimmer, Komponiſt 289.
v. der Groeben, Gräfin Ida *22f.
— Graf Karl *330.
Grönig, Syndikus in Bremen 211.
Groening, Buchhändler in Bernburg 352.
Grünberg (bei Hermsdorf) 213, 273, 274, 295, 301.
Grünewald, Maler *251.
v. Gruenewaldt, Eliſabeth *355.
v. Grüter, Landrat in Tecklenburg 261, 372.
Günther, Paſtor 399.
v. Gutſchmid *291, 293, 306, 309, 317, 319, 328, 329.
Gutzkow, K. F. (1811—1878), Dichter 364.

Haaſe, Dr. med. *228, 248, 264, 269.
Hageborn 140.
Halhoff (Eſtland) 21, 39, 41.
Halberſtadt, Kunſtausſtellung *361, 364.
Halle 116, 119, 205.
v. Harder (St. Petersburg) 176, 181.
Harborff, Lithograph *7.
Härtel, Dr. Herm. 270, 276, *333, 316.
Hartmann, Prof. *2, *3, 4, 6, 43, 108, 122, 131, 266.
Haſſe, Prof. 7.
Hebräiſch Lernen 262, 264, 266, 290.
Hegel 388.
Heidelberg 111.
Heidler, Ferd. *260, 273, 313.
Heinecke, Hofarzt [Jug.-Er. S. 124] 366.
Helmsdorf 331, 359.
Hempel, Advokat *312.
Hermann, Karl, Maler *64f., 109.
— Wold., Architekt 283 Anm.
Hermsdorf 89, 135, *212/3, 222ff., 225, 234, 237, 246, 251, 256, 257, 273, 276, 282, 300, 312f., 314, 331, 355.
Herrmann, Arzt in St. Petersburg 178.
Herrnhut 244, 300.
Herz, David, Porträt 331; ſ. a. 285.
Herzog, Prof. in Bernburg 281.
Heuer, Anton *214, 322.
v. Heynitz, Agnes *223, 300, 312.
— Auguſt *247, 252, 262, 270, 284, 374, 375, 388.
— Auguſte 112, 264.
— Dora *241, 247, 248f., 260, 262, 269f., 281, 327, 335, 374, 398.
— Ernſt 89, 135, 145, *212f., *219, 231, 236, 237, 246, 251, 259, 260f., 265, 276, 282, 284, 291, 300f., 312, 314, 326f., 330, 355, 374, 388, 398.
— deſſen Mutter 284, 374.
— Erneſtine *219 Anm., 223, 228, 233, 251, 260, 262f., 265, 266, 284, 292, 300, 312.
— Georg *247, 253, 260, 262, 264, 269.
— Helene *247.
— Karl 112.
— Pauline *247, 270, 281, 285.
Heynitz bei Meißen 213.
Hildebrand, Theod., Maler *261.
Hochland, Inſel 39, 202.
Hoffmann, Oberhofprediger *279f., 289, 292, 293, 304, 305, 306, 307, 319, 322, 343, 356, 358, 366, 375, 386, 389, 401.
— Adelheid *358.
Hoffmann, Dr. med. *280, 302, 331.
Hohenlimburg 154f.
Hohenthal, Graf 148, 397. — Vgl. a. 339 Anm. 2.
Holſtein-Glücksburg, Herzog Carl 345.
— Herzogin Louiſe [vgl. Leb.-Er. S. 163] 338, 345, 376.
— Prinzeß Louiſe 376.
— Prinzeß Marie *280 Anm. 6, 285, 287, *336, 341, 345, 357, 375/6.
— Prinzen 287, 330, 331, 401.
Holm, Schloß 286, 335, *365/6, 367, 386/7, 388, 393.
v. Holm, Frau Erneſtine *280, 286, 289, 294, 305, 329, 343, 353, 389, 390, 401.
v. Holm, Gräfin Charl. Sophie 212.
Hübel, Hofrat *215, 256, 265, 273, 284, 314.
v. Hüene, Frhr. Hoiningen gen. Hüene 393.
Hummelshain 157f.

Jakobi (Eſtland) 20, 38.
Jakobs Kampf, Bibelbild 316f.
Jänichen (Hermsdorf) 249.
Jeanneret, Maler *107.
Jena 157.
Innsbruck 78.
Joſephus (geb. 37/8 n. Chr.), jüdiſcher Geſchichtsſchreiber, Verf. einer 20-bändigen „Jüdiſchen Archäologie" 404.
Judith, Bild 242, 252.
Junges Deutſchland *364.
Juſſupow, Fürſtin 189, 190.
Juſtinus Martyr, chriſtl. Apologet des 2. Jahrh. 252, 259.

Kaliſch (Ballenſtedt) 309.
Kaliſch, Manöver 341, *344.
v. Kampſche Kinderbücher, Bilder 252, 284.
Kant, Graf *22.
Kaskel, Julius, Bankier in Dresden [vgl. Jug.-Er. S. 126] 355, 387.
Katholiſche Kirche 71, 77, 84, 96, 105f., 135, 244, 307.
Kaufmannsſtand 123.
Kehrer, Hofmaler *264, 331.
v. Kerſſenbrock, Frau 331, 359.
v. Kerſten 278 Anm. 2.
Kerſting, Maler 158.
v. Kirchbach und Frau *271f., 284.
„Kirchenzeitung", „Allgemeine" 317 — „Evangeliſche" 230, 330 Anm. 1, 377.
Kleinwelka 5, 181.
Klipphauſen 148.
Klopſtock 95, 337.
v. Knorr, Frl. 285, 331.
Koch, Joſeph Anton, Maler 76.
Königsberg (Oſtpreußen) 92.
Königshain 112.
Königſtein 275.
Koopmann [vgl. Jug.-Er. S. 279] 76.
v. Kotzebue, Oberſt 178, 184.
Kranz, Frl., Porträt 286, 390.
Kreuzburg a. Werra 157.
Kriegel, Marie 137, 159.
v. Krohn, Hofdame 285, *323, 331, 332, 345.
Kronſtadt (Rußland) 199ff.
v. Kroſigk, Anton, Forſtmeiſter *279, 287, 291, 293, 295, 309, 376, 389.
— Gebh. A., Geſamtrat 278 Anm. 2, *289, 345.
— Frau (von Gröna) 345.
Krüger, Maler 251.
Krummacher (Lebensdaten S. *XVI).
— Adelheid ſ. unter v. Kügelgen.
— Charlotte („Lotte") 273/5.
Krummacher, Eduard 53, 100.
— Eleonore (Schwiegermutter) 100, 142, 210, 389.
— Emil 53, 109, 360, 391.
— Friedr. Ad. (der Alte) 12f., 27f., 45, 53, 85ff., 92f., 129f., 142, 145, 150f., 152ff., 186f., 197, 210f., 273/6, 277, 286, 294, 308f., 389, 391, 397.
— Friedr. Wilhelm („Fritz") 109, 160f., 210f., 232, 273/6, 285, 317, 371, 373, 376f.
— Gottfr. Daniel *391.
— Julius 53, 149, 150, 160, 338, 347, 360, 370.
— Maria, Schwägerin 13, 53.
— Maria, Nichte 398.
— Martin, Neffe 370.
v. Kruſenſtjern, Admiral *173, 177, 183.
Kügelgen, Chriſtine Charlotte, Tante *57ff.
— Cordula 31.
— Joſeph, Vetter 58ff.
— Lilla, Couſine 15, *58 Anm., 64, 93.
v. Kügelgen (Lebensdaten S. *XIVf.).
— Adelheid, Schweſter 16f., 49, 50, 70, 127f., 150, 161, 170, 182, 191, 216f., 226, 235, 241f., 266, 268, 274ff., 299, 302, 314, 316, 318, 337, 338, 347f., 360/1, 370, 372, 388f., 394, 397, 398.
— Adolph, Sohn 330, 333f., 335, 336, 344, 352, 367, 380f., 401.
— Anna, Tochter 227f., 242, 253f., 256f., 261, 269, 318, 331, 337, 352, 359, 380f.
— Benno, Sohn 373, 374, 375, 380, 401.
— Bertha, Tochter 168, 172, 175, 195, 201, 207, 210f., 221, 242, 253f., 256f., 261, 264, 273, 293f., 308, 322, 337, 359f., 380f., 395.
— Carl, Onkel 3, 7, 19, 20, 25, 27, 31, 67f. 126, 128, 134, 151, 166, 220, 231, 236, 237, 238/9.
— Carl, Vetter, ſ. Bild bei S. 241.
— Conſtantin, Vetter 38, *230f., 236, 237, 240ff., 243f., 245, 264, 319, 330, 377, 388, 392, 398.
— Eliſabeth, Tochter 399ff.
— Emine, Couſine und Schwägerin 24, 38, 42, 74f., 89, 104 Anm., 216f., 220.
— Emilie, Tante 38, 67, 163, 196, 220, 238/9, 333.
— Gerhard, Vater 3ff., 8, 35, 93, 239, 293, 319, 386, 405.
— Gerhard, Bruder 16, 28, 34, 38f., 70, 73ff., 89, 125, *194, 233, 239, 257, 264, 266, 273, 277f., 288f., 293, 307, 310, 341, 362f., 370f., 403.
— Gerhard, Sohn 268, 289, 302, 308,

315f., 318, 325, 331, 333, 337, 344, 352, 359, 367, 378, 380f., 384, 388, 391/2.
v. Rötzigen, Harry 38.
— Helene, Mutter 4f., 6f., 28f., 49, 54f., 68, 70, 85ff., 93, 127f., 149f., 159f., 176f., 182f., 191, 207, 217, 231f., 234f., 238f., 241, 245, 265, 269f., 282, 290, 301, 313, 330, 337, 347f., 350f., 354, 359f., 366, 367, 368, 372, 374f., 378, 383, 385, 398, 400, 402.
— Helene (Hella), Couſine 38.
— Julie, Frau 45, 51f., 54f., *77f., 85ff., 159f., 161, 165f., 186, 197, 210, 215, 218f., 220f., 227f., 240ff., 256, 260, 291, 302, 306, 311, 315, 327, 343, 353, 376, 385, 389, 392, 396, 400, 404.
— Paul Gerhard, Neffe *376.
— Sally ſ. v. Bezſchwitz.
— Wilhelm, Neffe *216, 220, 343/4.
Kullina (Eſtland) 38, 173 Anm. 2.
Kunſt, W. v. K.s Anſichten über K. und Künſtler und Kunſtkritik 101f., 109f., 122f., 137, 142f., 307, 311, 317, 361f., 364, 373, 402.
Künſtlerberuf und -eigenart, W. v. K.s 123, 149, 213, 218, 225, 226f., 243, 263, 303, 315f., 327, 338, 362, 364, 373.
Kuntſch, Arzt in Radeberg 234.
Kurakin, Fürſtin 171, 174, 184, 187, 188, 189. — Fürſt *187.
Kurkäll *20, 23f., 25f., 38.

Lamech, Bibelbild 225.
Laſius (Bremen) 114.
v. Lasberg, Kammerherr *280, 285, 287, 296f., 320, 323/5, 329, 337, 357, 375/6. — ſ. auch Holſtein, Prinzeß Marie.
— Auguſte und Mathilde 285, 323, *339, 357.
— Stiftsdame 285, 323, 345, 376.
La Trobe, Fr. de u. Alwine *XV, 21, 27, 40, 72.
Lauenburg, die 336.
Lauja 18, 120, 135, 262, 264, 282, 355, 395ff., 399, 405.
Leipzig 118, 156, 276, 283, 316, 357.
Leis 8.
Leonhardi, Paſtor an der Kreuzkirche in Dresden 139, 395.
v. Leſedow, Louiſe 173, 175, 178.
Lichardoff, Frau Oberſt 173, 175.
Lilla, über den Namen 398.
v. Lindenau, Miniſter 249.
Line = Pauline Valentiner.
v. Loeben, Otto 46, *103, 118, 145, 158f., 264.
Loewis of Menar 21f., 42, 43.
Loſchwitz 6, 119, 159f., 212f., 214, 231, 275.
Lohdorf 9, 121.
Lübeck 210.
Lucanus, Dr., Halberſtadt 361 Anm.
Luther 139, 233, 248, 268, 370.
Luze, Kantor *117, 281.
— Riekchen 116, *117, 280.

Machzum (Ballenſtedt) 321, 334, 376, 380, 389.
Madonna in Bremen („Maria mit dem Kinde") 227, 228, 233, 243, in Eigſter 162f., für Osnabrück 286, 404.
Mailand 106, 107.
Mainz 57, 63.
Mallet, Paſtor 114, *225, 272 Anm.
Mariaſtern, Kloſter 244.
Marienbild, W. v. K.s 179, *249, — „Maria mit dem Kinde" ſ. unter Madonna; Zeichnung 404.
Marienthal, Kloſter 244.
Mauermann, Biſchof, Dresden 207.
v. Maydell, Ludwig, Maler 76, 77, *82f., 123, 166, 232.
— Richard *398, 401, 403.
Mayer, Charles und Familie 36, *171f. 173ff.
Medaillen, Zeichnungen 190, 191, 317.
Meisdorf 331, 358.
Meiſeberg 309, 311, 312, 337, 358, 404.
Meißen 118, 145, 158f.
Meiſter, Konſiſtorialrat *117, 281.
Memel 22, 163f., 314.
v. Meyer, Osnabrück 286, 404.
Meyris *21, 23.
Miechen 199, 332, 359, 397.
Möller, A. W. P., Konſiſtorial-Münſter 91 Anm., 287, 387 Anm.
— Wilhelm *387/8.
Morgenſtern, Prof. 8.
Moritzburg 274.
Mortimer, Herrnhut. Prediger 180, 184.
v. zur Mühlen 70, 162.
Mula (bei Poll) 195.
Müller, ſächſ. Kultusminiſter 255.
München 92, 103, 364, 388.
Münſter i. W. 152.
Münsloſ, Lohnkutſcher 282.
Muſik 24, 101, 138, 178f., 333.

Napoleon 314, 318.
Natorp, Guſtav *XVI, 53, 109.
Naumburg 156.
Neander, Biſchof 356.
Nebrich, Weinhändler 56, 57.

v. Reſſ, Timoleon *35, 38, 45, 64, 70, 73, 74, 77, 83, 89, 95, 97, 123, 134, 137, 186, 191, 234, 250ff., 374/5.
Reſſelrode, Graf *185, 268.
— Gräfin 184f., 188.
Neuchâtel 107.
Neudorf (bei Dresden) 276.
Nikodemus, Bild 175, 228, 327.
Nitſchke, Hotelbeſ. in Ballenſtedt 283.
v. Noſtitz, Miniſter 5.

Oehme, C. Fr., Maler [Leb.-Gr. S. 29] 391.
Oeſeld, Paſtor (Sonett) 252f.
Oland, Inſel 208.
v. Olivier, Fr., Maler *372.
Onno = der Onkel G. Ad. v. Stackelberg.
Ontika (Eſtland) 42.
Orrenhoff (Eſtland) *194 Anm., XIII.
Oſchatz 157f., 283.
Oſſian 40 Anm.
Ottendorf bei Hermsdorf 260, 274.
Ottenfäll *21, 33.

Parabelbilder 220, *247, 252, 260, 265, 273, 307.
v. Parrot 174, 178, 183, 191.
v. Paſchwitz, Clara 213.
Pauli, de 78.
Peſchel, Karl 76, *82, 210, 235, 246, 248f., 251, 268, 270, 273, 276, 283, 354/5, 391.
Peſſarovius, ruſſ. Staatsrat 181, 183, 185.
Peterhof 184.
St. Petersburg 74, 88, 128, 154, 162, 169/192, 198f.
Petri, Geh. Kanzleirat und Frau 279, 290, 298, 387, 389.
Pfau, Gutsbeſitzer *388.
Philippi, Frau Friederike 168.
Pienitz, Dr. med. 217.
v. Polenz, Frau 272.
Politik 224, 244, 255, 361.
Poli *20f., *25ff., 31, 31/7, 39, 43, 44, 46ff., 68, *150f., 162, 166ff., 172, 175, 179, 192, 194f., 339, 369, 395.
v. Poli *181.
Pommelte bei Barby 302, *317 Anm.
Poncet, Frl. 65, 159.
Pönitz, Dr. med. 7, 23.
v. Potemkin, Frau 183, 184, 187, 188, 189.
Pötſchke *247, 253f., 262.
Preller, Friedr. (1804—1878) 283.
Preußen, Prinz Alexander 321.
— Prinzeß Charlotte ſ. Rußland, Kaiſerin Alexandra.
— Prinzeß u. Prinz Friedrich 287, *289, 317, 319, 320, 321, 332, 366, 390, 401.
Preußen, König Friedrich Wilhelm III.: 310, 313, 377 Anm. 1.
— König Friedrich Wilhelm IV.: 320.
Pückler, Graf 313.
Putjatin, Fürſt 293.

v. Quandt (Dresden) 355.
Quedlinburg 336/7, 368.

Radeberg ſ. Auguſtusbad.
v. Radingh, Alexander u. Auguſte *XV, 24.
Raffael 110, 317, 318.
Ragnar Lodbrok *26.
Rapp, General 271.
Recke, Graf Adalb. v. d. 109, *145 Anm.
Reclam, Buchhandlung in Leipzig 10.
Reich, Geh. Hofrat *215, 265.
Reichel, Maler 144.
Remy, Karl, Maler 76, *82.
Requiem, Mozarts 101.
— -bildchen 72, 132; Bild bei S. 33.
Reuß, Fürſt Heinrich LXIII.: *148, 266.
Reval 32, 39, 166, 192, 194, 196f., 203, 278, 306.
— Friedheim *169, 196, 220.
Revolution 224, 251.
Rheinreiſe 56/65.
Rhens 57/63, 249.
Richter, Ludwig 76, 77, *82, 83, 108, 110, 131, 144, 219, 232, 246, 248, 251f., 314, 350, 354, 367/8, 384f., 390f.
Richter, Paſtor 260, 274.
v. Richthofen, Frau *343, 345, 400f.
Riga 22, 34.
Rigi 108.
v. Robbe, Dorothea, geb. v. Schlözer *280 Anm. 6, 323.
Röhr, Joh. Fr. (1777—1848), Generalſuperintendent in Weimar 364.
Roller, Paſtor *5, 16f., 17 (Faksimile) 37, 49, 71, 81, 103, 120f., *131f., 135f., 145, 160, *213, 215, 221, 226, 228, 242, 254, 259, 260, 263, 268, 269, 272f., 274, 282, 298, 299ff. (Brief), *302 Anm., 312f., 321, 335, 351, 352, 355, 365, 385, 394/8 (Brief).
Rom 71, 73, 76f., 82/103, 124f., 131, 143, 375.
Roman-Entwurf, W. v. K.s 281, 304, 306.
Roſe, Köchin 290, 296, 310, 337.
Roſe, Lakai 280.
Roſenthal, Paſtor 353, 375.
Roſiticen 163.
Rothe, Richard 76f., *83f., 89, 93, 101, 103.
Rumford, Graf *251.
v. Rumohr, Karl *218.

Rußland, Kaiser Alexander I.: 39.
— Alexandra, Kaiserin *187, 191.
— Maria Feodorowna, Kaiserin-Mutter 183, *186, 190.
— Nikolaus I., Großfürst, seit 1825 Kaiser: 39, 166, 187, 189, 190, 224, 252, 268, 276, 278.

Sachs (St. Petersburg) 174.
Sachse, Prof. in Bernburg 100.
Sachsen, König Friedrich August 224 Anm., 291 Anm.
— Kurfürst Johann Georg I.: 212.
— Prinz Johann 318.
Sächsische Schweiz 275, [illegible].
Sakhoff *21, 39/44.
Salesius, Abt 244.
v. Salmuth 278 Anm. 2, *279, 293, 291, 320.
Schäfer, Frl. *277 Anm., 293, 386.
Schaffhausen 107 ff.
Schaumburg s. unter Anhalt.
Scheibel *246, 255, 260 f., 262, 273, 275, 281, 282, 300, 313, 335, 355/6.
Schelle, Rektor *304, 307, 308, 312.
Schiller 40, 137, 140.
Schirmer, Dr. 207.
Schkeuditz 283.
Schlosser, Rat 56 f., 123.
v. Schlözer, Dorothea s. v. Rodde.
Schmaltz, Pastor *275, 323.
Schmidel (Hermsdorf) 213.
Schneider (Gotland) 205 f.
Schnorr v. Carolsfeld, Jul. *83, 103.
Scholz, Portugiese in St. Petersburg 182.
Schönberg, Frau 1; August u. Käthchen 271.
v. Schönberg, Auguste *11, 16 f., 399.
— Louise *11, 238, 343.
— Marianne 212.
Schönburg-Waldenburg, Prinz 212.
Schöppe, Gärtner in Hermsdorf 262, 269, 292, 396.
Schreck, Candidat 338, 358/9, 368, 375.
Schrödter, Ad., Maler *361/2.
v. Schubert, G. H. *9, 140, 230, 330, 388.
v. Schuberth, russ. Staatsrat *187.
Schuhmacher, Frau („Blauer Stern") 274.
Schwarzwald 108 Anm.
Schweinefuß, Frau 399.
Schweiz, Wanderung durch die 107 ff.
Scott, Walter 42.
v. Seckendorff, Frhr. Selmar 396.
v. Seelhorst u. Frau *277, 278, 284 f., 287, 289 ff., 293, 294, 295, 296, 299, 302, 305 f., 310, 320, 382, 385/6.
— Tochter Ernestine 285, *299, 339.
Selkemühle 309.
Senff, Adolph 76, *83 Anm. 1, 262, 273, 276.
v. Sengbusch, Karl *179, 180, 184, 187 f., 193 f., 198/201, 249, 260.
v. Siegsfeld *280, 295, 306, 310, 317, 320, 322, 343, 347, 352, 353.
Sievers, Gräfin 43.
— Graf Georg 154.
Sihler, Wilhelm *260, 262, 268, 274, 319, 327, 335, 358.
Simon (Rom) *83.
Simon (Ballenstedt) 290, 316.
v. Sivers, Hedwig Dorothea 23 Anm. 1.
Sommer (Rhens) 59/63.
v. Sonnenberg, Oberst 278 Anm. 2.
v. Spiegel, Frhr. 361 Anm.
v. Stackelberg, (Lebensdaten S. *XV) Antonie 21, 32, 38 ff., *132 f., 172, 175, 339.
— Alwina *369, 392.
— Auguste 21, 30, 32, 34, 38 ff., 63, 93 f., *125 f., 132, 191, 195, 339, 360, 369.
— Gustav Adolph 20, 25 f., 36 f., 72 f., 94, 133, 134 f., 151, 166, 175, 335, 339, 369.
— Otto Magnus *73.
— Sophie, Tante 21, 25, 29, 32, 43 f., 47 f., 67 ff., 71 f., 133 f., 151, 165, 167, 177.
— Sophie, Cousine 21, 32 ff., 40, 44, 93 f., *133, 339.
— Wilhelm 21, 175, 368/9.
Starke, Oberhofprediger *215, 386.
— Familie 279, 287, 297, 306, 358, 359, 389, 402.
— Agnes *293, 310, 375, 381.
— Friederike *388.
— Fritz *280, 298, 308, 309, 310.
— Henriette *310.
— Louise *310, 378/9.
Stecklenburg, die 336.
Steinhöfer (Wilhelmshöhe) 157.
Stephan, Pastor *71, 133, 161, 246, 350, 351, 385, 393, 398, 399.
Sternhaus 312.
v. Stieglitz, Frhr., russ. Hofbankier 181.
Stilling (Jung-Stilling) 41, 44, 259.
Stoffregen, Staatsrat 176, 178, 183, 188.
Stolberg-Stolberg, Graf 266.
Stolberg-Wernigerode, Gräfin Caroline *16, 148 Anm. 2, 399.
— Gräfin Eleonore 148.
Stoll, Franz, Gittarist *174.
Strandfuß (Lohmen) 275.
Strauß, David Friedr. *356, 368, 377.
Strelna bei Petersburg 169.

Stuttgart 106, 109f.
Sündenfall, Bibelbild 222.
Sündflut, Bibelbild 225.
Süßemilch (Dresden) *214.

Tallus, estnischer *23.
Tanzen 136, 341.
„Täubchen"-Bilder *145ff.
Tecklenburg 348, 376, 381, 386.
Temoraſtein 22, *40, 43, 44.
Terſteegen, Geth. (1697—1769), reform. Myſtiker 273.
Teucher u. Frau (Dresden) *160, *331.
Thaer, Albr., Prof. der Landwirtſchaft (1752—1828) 70.
Theodorowitſch, Athlet 329.
Thieroff, Marianne 11.
Tholuck, Prof. 149, *368, 371.
Thorwaldſen 76, 82, 83 Anm. 1.
Tiedge, der Dichter 313.
v. Tiefenhauſen, Lilli 44.
Tille = Mathilde Valentiner.
Timo = Timoleon Neff.
Tivoli bei Rom 97, 98f.
Travemünde 210, 211.
Trepte (Hermsdorf) 314.
Treviranus, Paſtor 114, *179, 405.
Trient 79.
v. Trotha, Kammerherr 345.
Trützſchler v. Falkenſtein 291, 307.
Tübingen 111.
Tuttersaar, Inſel 39.

v. Uexküll 184, 194 Anm.
— Baron 313, 314.
— Julie 313, 314
Uhlich, Leberecht, Paſt. *302, 317, 338, 398.
v. Ungern-Sternberg, Baron Otto *XV, 21, 339 Anm. 3.

v. Wahrendorf, Hofdame 285, 324, 330, 332.
Valentiner, Frau *359, 382, 384, 390, 402.
— Mathilde *359, 380f., 390.
— Pauline *359, 380f., 384, 387, 390.
Veit, Leutnant, u. Frau 398/9, 403.
Venedig 103ff.
Venning 177, 179, *183, 186, 189, 191.
— Frau 179, 189.
Verbeck, Mad., Porträt 250, 256, 284.
Verona 78.
Victorshöhe (Harz) 318
Volkmann, Dr. Alfred und Frau Adele *281f., 283, 316, 357.
— Arthur (1817—1841, Sohn des Senators) 399.
Volkmann, Clara *119, 127f., 158, 283, 283, 316, 357.
— Julius *158, 283.
— Wilhelm, Senator *16, 158, 283, 316, 318, 367, 377, 400ff., 405.
Voß, Hauptmann 122f., 317, 346.

Watſon, Miß 313, 335.
Weiſe, Verlagsbuchhändler in Stuttgart 285, 338.
v. Weiſe, Forſtmeiſter *279, 305, 307.
Weſenberg (Eſtland) 20, 25.
Weſtarp, Graf u. Gräfin *272, 293, 296, 298, 302.
Wilberforce, William *403.
Wilhelmshöhe 156f.
Willard, Kupferſtecher *265, 273, 307.
Winkel, aus dem, Frl. *125.
Woiſeck *21, 27, 29.
Wolchonski, Fürſt 166.
v. Wolfframsdorff *324.
Wudrian, Valentin *229f.

Zahn, Franz Ludwig *246f.
Zeichenſtunde (Hermsdorf) 247, 251, 282.
v. Zezſchwitz, Benno *120, 160, 242, 294, 398.
— Gerhard *281.
— Hofrat Karl *5f., 240, 243f., 263, 270, 281, 284.
— Sally *240ff., 243f., 245, 264, 269, 281, 284, 319, 377, 378, 382, 392.
v. Ziegeſar, Eleonore *158, 405; ſ. a. v. Berg.
— Friedrich, Oberforſtmeiſter 158.
— Hermann 158.
— Marie 23 Anm. 1, 24, *158.
— Otto 158.
Ziegler, Medizinalrat 287, 306, 346.
Zimmermann, Ad. Gottl. 76, *82, 248.
Zinzendorf 11, 29 Anm. 2, 68, 165.
Zoege v. Manteuffel (Lebensdaten *XVf.).
— Carl, Onkel 21, 23, 39, 166, 404f.
— Carl, Vetter 394, 398.
— Dascha (Dorothea) 39, 404f.
— Heinrich 68, 295.
— Helene, W. v. N.s Großmutter 25, 27, 38, 75, 133, 134, 151, 165, 167, 176, 369.
— Lidly, Tante 7, 394.
— Otto, Vetter 404f.
— Peter, Onkel 67, 394.
— Wilhelm, Großvater 360.
Zoellner, Lithograph *352.
Zürich 108.

v. Kügelgen
Herzogl. Kammerherr.

[= Wilhelm v. Kügelgen: Erinnerungen 1802–1867
Bd 3.].

Wilhelm von Kügelgen

548

Wilhelm von Kügelgen

Lebenserinnerungen des Alten Mannes

in Briefen an seinen Bruder Gerhard
1840—1867

Bearbeitet und herausgegeben von
Paul Siegwart v. Kügelgen und
Professor Dr. Johannes Werner

DES. 430 cc .3 .1840-'1867

'23 J 956

Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1923

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Copyright 1923 by K. F. Koehler, Leipzig.
Nachdruck verboten!
Das Urheberrecht an der vorliegenden Bearbeitung der Briefe Wilhelm v. Kügelgens steht den beiden Herausgebern, Paul Siegwart v. Kügelgen in Berlin-Zehlendorf und Professor Dr. Johannes Werner in Leipzig, zu.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Bilder VII

Vorwort über Entstehung, Eigenart und Einrichtung des Buches XI

Wilhelm v. Kügelgens Familienkreis. Übersichtstafeln der Familien v. Kügelgen, Zoege v. Manteuffel und Krummacher XVII

Zur Einführung: Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes (1820–40) von Paul Siegwart v. Kügelgen XXI

I. Feste Wurzeln in der neuen Heimat (1840–46)
Bis zum Besuche des Bruders in Ballenstedt . . 1
Bis zur Heimkehr von der Petersburger Reise . 41

II. Aus den Revolutionsjahren 1847/48 102

III. Vertrauter Berater der Herzogin 137

IV. Kammerherr des Herzogs (seit 1852) 177

V. Mit dem Herzog in Schloß Hoym (1855–63) . . . 228

VI. Die letzten Jahre des Alten Mannes 327

Register 392

Verzeichnis der Bilder.

Wilhelm v. Kügelgen. Nach einer Photographie im Beſitz des Herrn Paul v. Schiller auf Buckhagen in Holſtein. Der Namenszug nach einer eigenhändigen Viſitenkarte W. v. K.s im Beſitz von Frau Prof. Menze in Ballenſtedt Titelbild

Wilhelm v. Kügelgen als Knabe mit den Geſchwiſtern Adelheid und Gerhard. Ölgemälde von Caroline Bardua. Mit Genehmigung der Chr. Belſerſchen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . . . bei S. 80

Wilhelm v. Kügelgen als Jüngling. Nach dem Ölbild von Timoleon Neff im Beſitz von Herrn Gerd v. Kügelgen in Kreibau in Schleſien . . . . . „ p. XVI

Wilhelm v. Kügelgen als alter Mann. Nach einer Photographie im Beſitz von Frau Mathilde Meinhold, geb. Schiller, in Hamburg . . . . . „ S. 368

Wilhelm und Julie v. Kügelgen. Ölbild von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung von Heſſe & Becker Verlag in Leipzig . . . . . „ S. 369

Julie v. Kügelgen als junge Frau. Ölgemälde von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung der Chr. Belſerſchen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . . . „ S. 97

Frau Julie v. Kügelgen. Nach einer Photographie im Beſitz von Frau Mathilde Meinhold, geb. Schiller, in Hamburg . . . . . „ S. 368

Die Mutter Helene Marie, geb. Zoege v. Manteuffel. Nach einem Ölbild von Timoleon Neff im Beſitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Kreibau in Schleſien . „ S. 16

Der Schwiegervater Friedr. Adolph Krummacher. Nach dem Ölgemälde von Wilh. v. Kügelgen im Beſitz des Herrn Pfarrer Theodor Krummacher in Potsdam. Photogr. von W. Niederaſtroth in Potsdam. . „ p. XVII

Der Bruder Gerhard. Nach einer Zeichnung von Wilh. v. Kügelgen im Beſitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Kreibau in Schleſien . . . . . bei p. XXXII

Der Bruder Gerhard. Nach einer Photographie im Besitz des Herrn Pfarrer emer. Lic. Constantin v. Kügelgen in Chemnitz . . . . . bei S. 368

Die Schwester Adelheid. Bleistiftzeichnung von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung der Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . . . „ S. 81

Die Kinder Gerhard, Bertha und Anna. Bleistiftzeichnungen von Wilh. v. Kügelgen . . . . . „ S. 17

Die Tochter Bertha. Handzeichnung von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung der Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . . . „ S. 48

Die Tochter Bertha. Nach einer Photographie im Besitz von Frau Professor Menze in Ballenstedt . . . . „ S. 304

Die Tochter Anna. Handzeichnung von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung der Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . . . „ S. 65

Der Sohn Gerhard. Bleistiftzeichnung von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung des gleichen Verlags . . „ S. 129

Die Tochter Elisabeth. Nach einer Photographie im Besitz von Frau Mathilde Meinhold, geb. Schiller, in Hamburg . . . . . „ S. 304

Pauline Valentiner. Nach einer Bleistiftzeichnung von Wilh. v. Kügelgen in gleichem Besitze . . . . . „ S. 49

Mathilde Valentiner. Nach einer Bleistiftzeichnung von Wilh. v. Kügelgen in gleichem Besitze . . . . . „ S. 64

Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg. Nach zwei Gemälden von Wilh. v. Kügelgen aus den Jahren 1834 und 1845 im Besitz Sr. Hoheit des Herzogs zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Aufnahme von Hofphotograph Frölich in Flensburg . . . . . „ S. 176

Herzog Alexander Carl von Anhalt-Bernburg. Gemälde von Wilh. v. Kügelgen im Besitz des Herzoglichen Hauses Anhalt auf Schloß Ballenstedt; Kopie im Besitz der Stadt Bernburg . . . . . „ S. 177

Die Schwestern Bardua. Ölgemälde von Caroline Bardua im Besitz von Frau v. Kajdacsy, geb. Sintenis, in Potsdam. Mit Genehmigung des Verlags George Westermann in Braunschweig . . . . . „ S. 193

Julie v. Bernstorff. Nach einer Photographie im Besitz von Frau Pastor Krause in Ballenstedt . . . . . „ S. 193

Minister v. Schätzell. Nach einer Photographie in gleichem Besitze . . . . . „ S. 193

Schloß Ballenſtedt. Nach einer Zeichnung von Ludwig Richter . . . . . bei S. 289
Die Schloßterraſſe in Ballenſtedt. Nach einem Aquarell von Anna v. Kügelgen im Beſitz von Frl. Anna v. Roſengeil in Ballenſtedt . . . . . „ S. 305
Das Kügelgen-Haus in Ballenſtedt. Aufnahme von Hofphotograph Bernhard in Ballenſtedt . . . . . „ S. 96
Skizze der Kügelgenſchen Wohnung. Nach Gerhard v. K.s Abſchrift der Briefe Wilhelms . . . . . „ S. 388
Fahnenweihe der Ballenſtedter Bürgerwehr am 21. Mai 1848. Nach einer alten Lithographie im Beſitz des Herrn Regierungsdirektor Dr. R. Johannes Meyer in Hamburg . . . . . „ S. 128
Schloß Bernburg. Nach dem Stiche von Puttrich . . „ S. 192
Alexisbad. Nach einer Lithographie von Lütke im Beſitz des Herrn Miniſterialdirektor Kurt Müller in Deſſau „ S. 192
Die Schönſicht bei Alexisbad. Nach einem Aquarell von Wilh. v. Kügelgen mit eigenhändiger Widmung an Pauline Schiller, geb. Valentiner, im Beſitz des Herrn Paul v. Schiller auf Buckhagen in Holſtein . . . „ S. 385
W. v. K.'s Zimmer im Schloß Hoym. Nach einem Aquarell von Wilh. v. Kügelgen im Beſitz des Herrn Miniſterialdirektor Kurt Müller in Deſſau . . . . . „ S. 288
Schloß Falkenſtein. Nach einer Zeichnung von Ludwig Richter . . . . . „ S. 289
Stift Finn in Eſtland. Nach einem Aquarell des Bruders Gerhard v. Kügelgen im Beſitz des Herrn Pfarrer emer. Lic. Conſtantin v. Kügelgen in Chemnitz . „ S. 144
Das Wohnhaus in Finn. Handzeichnung des Bruders Gerhard v. Kügelgen. Mit Genehmigung der Chr. Belſerſchen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . „ S. 144
Bei Gut Poll in Eſtland. Nach einem Aquarell von Sophie v. Stackelberg im Beſitz des Herrn Pfarrer emer. Lic. Conſtantin v. Kügelgen in Chemnitz . . . . . „ S. 145
Silhouetten aus dem Kügelgenſchen Familienkreiſe, aufbewahrt von Pauline Valentiner, im Beſitz von Frau Mathilde Meinhold, geb. Schiller, in Hamburg . „ S. 384
Fakſimile des Couverts zu Wilhelm v. Kügelgens vorletztem Briefe an den Bruder Gerhard, als einziges aufbewahrt in der Briefſammlung des Bruders . . . . . „ S. 1

Vorwort

über Entstehung, Eigenart und Einrichtung des Buches.

Die Volkstümlichkeit, die Wilhelm v. Kügelgen durch seine „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" gewonnen hat, gilt nicht nur seinem Werke, das die Herzen erfreut, sondern ebenso und vielleicht noch mehr seiner Persönlichkeit, die die Herzen erobert. Denn der „Alte Mann" hat die höchste Kunst der Selbstbiographie bewährt, daß der Verfasser, während er selbst bescheiden hinter dem von ihm Erzählten zurücktritt, doch durch dieses hindurch als festumrissene und Liebe heischende Persönlichkeit vor Augen steht. Darum haben die vielen Freunde seiner „Jugenderinnerungen" immer nicht nur bedauert, daß dieser begnadete Schriftsteller nur dieses eine Werk hinterlassen habe, sondern noch mehr, daß die Erzählung seines Lebens mitten in der Jugendentwicklung abbricht, während doch das Interesse für den Menschen Kügelgen danach verlangt, auch die weitere Entwicklung seines Lebens von ihm selbst geschildert zu besitzen.

Diesen alten Wunsch erfüllt die vorliegende Veröffentlichung. Sie bringt die Briefe, die W. v. K. während der zweiten Hälfte seines Lebens in steter Folge an seinen Bruder Gerhard ins ferne Estland gerichtet hat. Nach Wilhelms Tode hat der Bruder nicht nur die eigenen, ihm zurückgegebenen Briefe, sondern auch die Wilhelms vernichtet, zuvor jedoch die letzteren in einer 1329 engbeschriebene Seiten umfassenden Abschrift in drei feierlich in rotem Leder mit Gold gebundenen Bänden zusammengestellt – ein sinniger Akt der Trauer und Treue für einen eben verlorenen geliebten Toten. Diese Abschrift bildet die Grundlage unserer Publikation.

Die in diesen Manuskriptbänden vereinigten Briefe beginnen mit dem Oktober 1840; weshalb der Bruder nicht auch die aus früherer Zeit vorhandenen Briefe Wilhelms in seine Abschriftsammlung mit aufgenommen hat, ist nicht ersichtlich. Doch ist der Zufall insofern günstig, als gerade damals offensichtlich ein neuer Abschnitt in W. v. K.s Lebensentwicklung beginnt, indem der bis dahin bei seiner zurückhaltenden Art in Ballenstedt noch fremde Hofmaler jetzt in der neuen Heimat feste Wurzeln faßt, sodaß unser Buch ein geschlossenes Bild von der Lebenshöhe bis zum Tode bietet.

Für die zwei Jahrzehnte zwischen dem Schluß der „Jugenderinnerungen", die im Frühjahr 1820 abbrechen, und dem Beginn unserer Briefe bietet einen gewissen Ersatz das von W. v. K.s Tochter Anna und des Bruders Tochter Emma gemeinsam herausgegebene Buch „Helene Marie

von Kügelgen, geb. Zoege von Manteuffel. Ein Lebensbild in Briefen" (Chr. Belserſche Buchhandlung in Stuttgart). In dieſem Lebensbild ſeiner Mutter (geſt. 1842), in dem auch einige unſerer Briefe bereits verwertet ſind, kommt auch W. v. K.s Lebensentwicklung in jenen beiden Jahrzehnten zur Anſchauung. Da dieſes Buch aber nicht ſo verbreitet iſt wie die „Jugenderinnerungen", die wir bei unſeren Leſern als bekannt vorausſetzen dürfen, haben wir unſerem Buche eine „Einführung" (pag. XXIff.) beigegeben, die von der Situation, in der W. v. K. ſeine „Jugenderinnerungen" abbricht, zu derjenigen überleitet, in der wir ihn bei Beginn unſerer Briefe finden.

*

Obwohl unſere Briefe gerade als Briefe von ſelten köſtlichem Reize ſind, nennen wir ſie doch ohne weiteres Lebenserinnerungen. Das bedeuten ſie in der Tat. Denn es ſind Briefe von der guten alten Art, wirkliche Berichte über alles äußere und innere Erleben, tagebuchartig durch Wochen, ja Monate in Abſätzen fortgeſetzt. Große Ereigniſſe und kleine Alltäglichkeiten, ernſte Selbſtbekenntniſſe und harmloſer Scherz, tiefgründige Erörterungen und liebenswürdige Nichtigkeiten — das alles in buntem Wechſel erſchließt als Ganzes den vollen Einblick in ein reiches Menſchenleben und in das innerſte Weſen deſſen, der es gelebt hat und beſchreibt. Anderſeits: daß dieſes Lebens- und Charakterbild nicht aus der Feder eines Selbſtbiographen ſtammt, der, wenn es ſich nicht etwa um ausgeſprochene Selbſtbekenntniſſe handelt, doch immer über die Wirkung ſeiner Darſtellung auf den Leſer reflektiert, ſondern daß es ſich aus Briefen, die friſchweg an den vertrauteſten Freund geſchrieben ſind, von ſelbſt ergibt, macht ſeinen beſonderen Reiz und Wert aus, verleiht ihm die friſche Natürlichkeit, verbürgt ſeine Wahrhaftigkeit und Echtheit. Hier iſt nichts zurechtgeſtutzt, keine Retouche, der Alte Mann gibt ſich in voller Unbefangenheit ganz ſo, wie er iſt. Dieſes Lebensbild iſt entſtanden wie die lebenswahre Momentaufnahme eines Menſchen, der gar nicht weiß, daß er photographiert wird.

Dieſes ungewollte Selbſtporträt zeigt, daß Wilhelm v. Kügelgen weder ein Heiliger noch ein Heros geweſen iſt. Er war vielmehr eine komplizierte Natur, ſenſibel, in mancher Beziehung vielleicht ſogar ein Sonderling. Und doch gewinnt man ihn in ſeinem unverhüllten Menſchentum immer mehr lieb, je intimer man ihn durch dieſe Briefe kennen lernt. Ja, man iſt verſucht, das Wort, das er einmal (S. 232) während der Ausarbeitung ſeiner „Jugenderinnerungen" ſchrieb: „Nicht das Was, ſondern das Wie iſt hier die Hauptſache" in bezug auf den Inhalt der „Lebenserinnerungen" umzubiegen zu einem: Nicht was der Alte Mann erlebt hat, iſt hier die Hauptſache, ſondern das: Wie er es erlebt hat.

Die Freunde der „Jugenderinnerungen" werden in dem neuen Buche alles das wiederfinden, was ihnen das alte lieb gemacht hat. Die Kunſt der Kleinmalerei bewährt ſich hier nicht nur in den vielen, wie Ludwig Richterſche Zeichnungen anmutenden Familienidyllen, ſondern auch in

bunten farbenſatten Bildern vom Leben an einem kleinen Hofe und aus der Geſellſchaft der ausgehenden Biedermeier- und der neuen militäriſch-politiſchen Zeit. Den Schilderungen der Napoleoniſchen Zeit ſteht die der 48er Revolution ebenbürtig gegenüber, für uns von beſonderem Intereſſe durch die vielen, ſich geradezu aufdrängenden Parallelen zur Gegenwart. Auch in dieſem Buche ſteht das religiöſe Intereſſe, zu dem ſich hier noch das politiſche geſellt, im Mittelpunkte. Wir finden hier die gleiche Plaſtik der an treffſicheren Vergleichen und Bildern reichen Sprache, die gleiche (den Porträtmaler, der das Charakteriſtiſche jeder Erſcheinung mit raſchem Blick erfaßt, verratende) Kunſt, Perſonen mit wenigen Strichen zum Greifen lebendig vor Augen zu ſtellen. Und das Ganze iſt wie in den „Jugenderinnerungen" belebt von einem klugen Verſtande, erwärmt durch ein tiefes Gemüt, vergoldet durch den feinen ſonnigen Humor.

Aber über das, worin das neue Buch dem alten gleicht, hinaus bringen die „Lebenserinnerungen" noch etwas überraſchend Neues: Wilhelm v. Kügelgen iſt nicht nur der liebenswürdige Schriftſteller und der prächtige Menſch geweſen, als den wir ihn bisher kannten und liebten, ſondern er war auch ein bedeutender Kopf, ein überragender Geiſt. Das zeigt ſich in der Vielſeitigkeit ſeiner Intereſſen, in der Tiefe, mit der er die Probleme erfaßt, in der Reife ſeines ebenſo weitherzigen wie klaren und feſten Urteils. Wie oft knüpft er an Alltägliches ſein beobachtete allgemeine Wahrheiten, Sprüche der Lebensweisheit an, ſodaß ſich aus dieſem Buche ein ganzer Schatz von Sentenzen zuſammenſtellen ließe. Nichts war ihm fremd: philoſophiſche Intereſſen beſchäftigen ihn ebenſo wie naturwiſſenſchaftliche; er baut ſich eine eigene Auffaſſung von der Freiheit des Willens und er ſchwelgt in Entzücken bei ſeinen mikroſkopiſchen Beobachtungen. Seine literariſchen Urteile, ſeine geſchichtsphiloſophiſchen und geſchichtlichen Betrachtungen, ſeine politiſche Stellungnahme zeigen den ſcharf beobachtenden Selbſtdenker. Es iſt von hohem Reiz, die Zeitereigniſſe im Spiegel des Urteils dieſes warmen Patrioten und ſo oft die Zukunft richtig vorausſchauenden Propheten an uns vorüberziehen zu laſſen. Vollends auf theologiſchem Gebiete wird nicht nur jeder religiös Intereſſierte es mit Teilnahme verfolgen, wie der Mann, der aus der ſtarren Rollerſchen Orthodoxie hervor- und durch die von der Mutter ererbte eigenartig gefärbte pietiſtiſche Art hindurchgegangen iſt, ſich im Kampf um die Weltanſchauung zu einem ſelbſtändigen, ebenſo frommen wie freien Standpunkt hindurchringt, ſondern der Fachkundige wird auch mit wachſendem Staunen bemerken, daß dieſer Ballenſtedter Hofmaler und Kammerherr Gedanken und Auffaſſungen gewonnen und, mehr oder minder klar, ausgeſprochen hat, die in der zünftigen Theologie erſt ein Menſchenalter ſpäter zur vollen Geltung gelangt ſind. Man darf wohl ſagen: Wenn W. v. K., wie er es eine Zeitlang gewünſcht hat, Theologe geworden wäre, ſo würde ſein Name auf dieſem Gebiete heute wahrſcheinlich von einſchneidender Bedeutung ſein. —

Themata wie Tonart sind in diesen Briefen, dem fortschreitenden Leben entsprechend, nicht immer ganz die gleichen. Am buntesten und farbigsten erscheint der erste Teil aus der Zeit des noch aufsteigenden Lebens, wenn auch in seltsamem Kontrast gerade er von melancholischen Anwandlungen und den aus der eigenen religiösen Not geborenen ernsten theologischen Kämpfen durchzogen ist, die dann etwa um 1850 einen gewissen Abschluß finden. Auf die reizvolle Episode der Revolutionszeit folgen die Jahre, in denen W. v. K. als vertrauter Berater seiner Herzogin selbst einen nicht unbedeutenden politischen Einfluß ausgeübt hat, wie denn diese Briefe überhaupt eine neue Quelle für die Geschichte von Anhalt-Bernburg bedeuten dürften. Dann beginnt das tragische Geschick, daß dieser geistvolle Mann über ein Jahrzehnt an die Gesellschaft seines geisteskranken Fürsten gekettet war; um so heller leuchtet die Weisheit und die Treue, mit der er diesem gedient hat. In der weltfernen Abgeschlossenheit der Hoymer Periode konzentriert sich W. v. K.s Interesse besonders auf die politischen Fragen. Schließlich im letzten Teile, als das Leben durch die Schicksalsschläge des Verlustes der blühenden Kinder und durch das eigene Leiden sich immer schwerer und enger gestaltet, schwinden mehr und mehr die bunten Farben (wenn auch der alte Humor noch oftmals hindurchleuchtet), und mit dem Leben wird auch die Erzählung schwerer und ernster, zugleich aber auch immer dramatischer und spannender bis zum ergreifenden Ende. Langes Leiden und schweres Sterben sind wohl selten so erschütternd und doch versöhnlich dargestellt worden.

Es ist noch Rechenschaft zu geben über die Bearbeitung, die diese Briefe in unserer Ausgabe erfahren haben. Schon aus äußeren Gründen war eine starke Kürzung unerläßlich, da der vollständige Abdruck der vom Bruder Gerhard abgeschriebenen Briefe etwa 1500 Druckseiten ergeben haben würde. Aber auch aus inhaltlichen Gründen, die in dem Briefcharakter des Manuskripts wurzeln, war eine scharfe Redaktion geboten. In einem über Jahrzehnte sich erstreckenden ganz vertrauten und darum ganz ungenierten Briefwechsel finden sich naturgemäß auch matte und belanglose Partien, die zu streichen, langatmige, die zu kürzen waren. Starke Wiederholungen, die dadurch entstanden sind, daß die Erörterung theoretischer Fragen mitunter in einer ganzen Serie von Briefen weitergesponnen und daß ein vor Jahren bereits behandeltes Thema ohne Erinnerung daran noch einmal angeschlagen wurde, mußten beseitigt, Zusammengehöriges mußte zusammengefaßt werden. Vor allem galt es dem vertraulichen Charakter der Briefe, die viel Internes aus dem weiteren Familienkreise, das niemand interessieren kann, und viel Intimes, das nicht für Dritte bestimmt war, enthielten, mit Pietät und Takt Rechnung zu tragen. Der Alte Mann sagt selbst an einer Stelle, er rechne darauf, daß der Bruder seine Briefe in den Ofen werfe. Das hat lange Zeit davon abgehalten, sie überhaupt zu veröffentlichen. Uns schien, daß das allerdings den Herausgebern die Pflicht einer peinlichen Sich-

tung und gewissenhaften Ausscheidung auferlegt, nicht aber ein Grund sein kann, den Schatz von Geist und Gemüt, der in diesen Briefen liegt, überhaupt ungehoben zu lassen. Denn – ganz abgesehen davon, daß durch die seitdem eingetretene zeitliche Distanz manches, was damals streng vertraulich war, jetzt unbedenklich und harmlos geworden ist -- der Alte Mann ist (was er selbst, als das Manuskript seiner „Jugenderinnerungen" noch unveröffentlicht in seinem Pulte lag, nicht ahnen konnte) inzwischen zu einer historischen Persönlichkeit geworden, deren geistige Hinterlassenschaft dem deutschen Volke nicht vorenthalten werden darf.

Bei ihrer Bearbeitung haben die Herausgeber, sich ganz in das Wesen des Alten Mannes versenkend und mit diesem vertraut, sowohl bei der Gestaltung des Ganzen wie bei der Entscheidung über jede Einzelheit sich stets von dem Gesichtspunkte leiten lassen: Was würde der Alte Mann in diesem Falle getan haben, wenn er mit dem Eifer und der Sorgfalt, mit denen er an seinen „Jugenderinnerungen" gefeilt hat, auch diese seine Briefe selbst für die Veröffentlichung gestaltet hätte? In solchem steten geistigen Kontakt mit dem Verfasser dieser Briefe haben wir bei deren Redaktion eine weitgehende Freiheit geübt. Lange Partien wie einzelne Sätze sind aus einem Briefe in andere hinübergerückt worden. Kurze Bemerkungen, ja einzelne besonders treffende Ausdrücke und Bilder sind, um sie zu konservieren, aus Absätzen, die im übrigen gestrichen werden mußten, herausgenommen und an andere, zuweilen um Hunderte von Seiten entfernte passende Stellen verpflanzt worden. Wenn dasselbe Thema an verschiedenen Stellen in Variationen behandelt ist, wurden diese zu einer Fassung zusammengearbeitet; namentlich die zusammenhängenden theologischen und politischen Darlegungen, die in den Originalbriefen bei starken Wiederholungen einen außerordentlich breiten Raum einnehmen, sind, so wie wir sie bringen, vielfach Extrakte, mosaikartig zusammengestellt aus den an den verschiedenen Stellen vorkommenden besten und charakteristischsten Stücken. Der gesamte Inhalt dieser Veröffentlichung – das sei in diesem Zusammenhang ausdrücklich betont – ist aus W. v. K.s Feder geflossen; jeder Satz und jedes Wort ist echt und dem Sinne und Zusammenhang, in dem es in den Originalbriefen steht, gemäß verwendet. Aber die ganze Struktur des Buches, in dem es nur wenige Seiten sein werden, die ganz unverändert mit der Vorlage übereinstimmen, ist durchaus das Werk der Herausgeber, deren Tätigkeit keineswegs nur in einer bloß äußerlichen Redaktion, sondern in einer geistigen Nachschöpfung bestanden hat. Dieser Charakter unserer Bearbeitung der Briefe Wilhelm v. Kügelgens berechtigt die beiden Herausgeber, das gesetzliche literarische Urheberrecht an dieser Veröffentlichung für sich in Anspruch zu nehmen.

*

Die zahlreichen Anmerkungen wollen nicht nur das Verlangen nach Auskunft über Personen befriedigen, sondern auch das Verständnis des Zusammenhanges erleichtern, indem sie Erläuterungen zu den in den

Briefen berührten Ereigniſſen bieten. Die biographiſchen Notizen werden vielfach nicht bei der erſten Nennung des Namens, ſondern abſichtlich erſt da, wo der Leſer für die betreffende Perſon Intereſſe faßt, gegeben. Die Stelle, an der die Auskunft zu finden iſt, iſt dadurch jederzeit leicht erreichbar, daß ſie im Regiſter durch ein Sternchen bezeichnet iſt. Einige erſt während der Drucklegung des Buches erlangte Daten ſind noch im Regiſter ſelbſt untergebracht, ſodaß dieſes wohl in allen Fällen gewünſchte Auskunft vermittelt.

Die biographiſchen Daten über W. v. K.s Familienkreis werden, um zugleich deſſen Zuſammenhang darlegen zu können, nicht in Anmerkungen, ſondern in beſonderer Zuſammenſtellung (auf pag. XVII ff.) geboten.

Bei der Beſchaffung des zum Teil ſehr entlegenen Materials für die Anmerkungen haben die Herausgeber ebenſo wie bei der Sammlung unſeres zum guten Teil noch unveröffentlichten Bilderſchmucks es reichlich erfahren, welche Zauberkraft der Name des Alten Mannes beſitzt: überall, wo wir anklopften, öffneten ſich bereitwillig die Türen, freudig die Herzen und Hände. Dafür ſei allen gütigen Förderern, von denen manche uns treue Helfer geworden ſind, auch hier warmer Dank geſagt.

Bei dem engen inhaltlichen Zuſammenhang unſerer „Lebenserinnerungen" mit den „Jugenderinnerungen" ſchienen an den vielen Berührungspunkten Hinweiſe auf dieſe erwünſcht. Mit Rückſicht auf die verſchiedene Paginierung der ſieben Ausgaben ſind dieſe Hinweiſe (mit der Abkürzung: Jug.-Er.) nicht nach Seitenzahlen, ſondern nach der von W. v. K. ſelbſt getroffenen Gliederung in Teile und Abſchnitte gegeben. Die obengenannte Biographie der Mutter, auf die auch des öfteren zu verweiſen war, wird um ihres umſtändlichen langen Titels willen kurz als „Lebensbild" der Mutter zitiert.

Runde Klammern im Text ſtammen aus W. v. K.s eigener Feder, eckige enthalten Notizen der Herausgeber.

*

An einer Stelle der folgenden Briefe ſagt der Alte Mann über ſeinen Freund Ludwig Richter: „Richter iſt jetzt der Liebling des deutſchen Publikums, das ſich in ſeinem Beſten und Allerheiligſten von ihm verſtanden fühlt ... Er ſelbſt aber ſteht hoch auch über ſeinen beſten Arbeiten, ein ganz überaus liebenswerter und erquicklicher Menſch. Seine Briefe wehen mich immer an wie Waldesluft im Frühjahr". Treffender kann wohl Wilhelm v. Kügelgens Bedeutung für uns nicht bezeichnet werden, als wenn man dieſe ſeine Worte auf ihn ſelbſt bezieht.

Möge ſein neues Vermächtnis an das deutſche Volk gerade in unſerer trüben Zeit den vielen bedrückten feinen Seelen Erquickung und Erhebung bringen!

Leipzig, im September 1923.

Prof. Dr. Johannes Werner.

Wilhelm v. Kügelgen.

Jugendbild gemalt von Timoteus Neff.

„Die Jugend, die Vorbereitung zum Leben, erscheint doch immer wie der Kern des Kometen, das eigentliche Leben wie der Schweif, der sich allmählich in Nichts auflöst." 23. Dez. 1857.

Der Schwiegervater Krummacher.

Nach einem Ölgemälde von Wilhelm v. Kügelgen.

„Ich habe für Adolph Krummacher das Bild seines Vaters gemalt, das gut gelungen ist und ihm unter den vielen Geschenken fast die meiste Freude zu machen schien." 12. Nov. 1854.

Wilhelm v. Kügelgens Familienkreis.

Von der jüngeren Generation sind nur die im Buche Erwähnten genannt.

Wilhelm v. Kügelgen, * 20. XI. 1802 in St. Petersburg, † 25. V. 1867 in Ballenstedt, × 18. VI. 1827 mit Julie Krummacher, * 23. X. 1804 in Duisburg, † 22. V. 1909 in Dessau.

I. v. Kügelgen.

Eltern: Gerhard, * 6. II. 1772 in Bacharach a. Rhein, ermordet 27. III. 1820 bei Loschwitz, Porträt- und Historienmaler, Prof. an der Kunstakademie in Dresden, × 1800 mit Helene Marie (Lilla) Zoege v. Manteuffel, * 24. XI. 1774 zu Eigstfer (Livland), † 24. V. 1842 in Ballenstedt.

Geschwister: Gerhard, * 11. V. 1806 in Dresden, † 28. XII. 1883 in Reval, zunächst Herr auf Versenau-Neuhall, dann Verwalter des Stiftes Finn in Estland, × 1827 mit seiner Kusine Wilhelmine (Elmine) v. Kügelgen (1808–89), Tochter des Onkels Karl.

Adelheid, * 10. II. 1808 in Dresden, † 11. XI. 1874 in Osnabrück, × mit Pfarrer Julius Krummacher, Bruder von W. v. K.s Frau.

Kinder: Bertha, * 14. IV. 1829 zu Poll, † 26. I. 1853 in Ballenstedt.

Anna, * 7. II. 1831 in Hermsdorf, † 12. II. 1919 in Dessau.

Gerhard, * 27. V. 1833 in Hermsdorf, gefallen als Hauptmann (Inf.-Reg. 38) bei Skalitz 28. VI. 1866.

Adolph, * 9. V. 1835 in Dresden, † 25. X. 1899 in Rudolstadt als preuß. Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat a. D., × 1893 mit Gabriele v. Blanckensee. Der einzige Sohn Gerhard fiel 6. IX. 1914 als preuß. Fähnrich.

Benno, * 18. IV. 1837 in Ballenstedt, † 2. VIII. 1915 in Dessau als Pastor emer., × 1870 mit Marie Körner, † 1874 in Harzgerode. Sein Sohn Wilhelm lebt als Oberstleutnant a. D. in Hannover.

Elisabeth, * 22. IX. 1839 in Ballenstedt, † 17. XI. 1862 daselbst.

Onkel: Karl, Zwillingsbruder des Vaters, † 9. I. 1832 in Reval, russ. Hofmaler in St. Petersburg, × mit Emilie Zoege v. Manteuffel, † 1835, Schwester von W. v. K.s Mutter (s. II, 6).

Vettern, Söhne des Onkels Karl: Karl (Carlo) † 1838.
Conſtantin (Conny, 1810–80), Herr auf Römme, Landſchaftsmaler in Dorpat, × mit a) Sara (Sally) v. Zezſchwitz † 1839; b) Aline v. Zoege (ſ. II., 2).

Kuſinen, Töchter des Onkels Karl: Elmine, Frau des Bruders Gerhard.
Alwina (1812–93), × mit Wilhelm v. Stackelberg (ſ. II, 2).
Sophie (Sonny, 1814–75), × mit Dr. med. Krauſe in Reval.
Helene (1819–89), unverheiratet, lebte meiſt in Finn.
Nanny (1825–67), × mit Franz de Vries in Petersburg.

Neffen u. Nichten: Von den 11 Kindern des Bruders Gerhard ſind im Buche erwähnt:
Helene (Lilla) 1831–65.
Otto 1833–72, Arzt in Halliſt (Livland).
Sara (Sally) × mit Paſtor Hugo Kraus (erſte Ehe).
Alwine (Ina) × mit Paſtor Hugo Kraus (zweite Ehe).
Emma 1844–1920.
Frommhold 1850–71.
Die Kinder der Schweſter Adelheid ſ. III, 5.

II. Zoege v. Manteuffel

ſamt v. Stackelberg, v. Berg und v. Bock.

W. v. K.s Mutter: Helene Marie (Lilla) Zoege v. Manteuffel × mit Gerhard v. Kügelgen (ſ. Tafel I).

W. v. K.s Großeltern mütterlicherſeits: Wilhelm Joh. v. Zoege (auf Eigſtfer, ſpäter auf Harm in Livland) × mit Helene Henriette v. Bock.

W. v. K.s Onkel und Tanten mütterlicherſeits:

1. Peter (auf Kurkül, ſpäter Woiſeck) × mit a) Lidly v. Reutz; b) Betſy v. Bock.

   Kinder [W. v. K.s Vettern und Kuſinen]:
   von a) Karl; deſſen Tochter: Ludmilla.
   Emma × mit v. Samſon-Himmelſtjerna;
   von b) Klara × mit Moriz v. zur Mühlen; deren Tochter: Emmy v. zur Mühlen.

2. Sophie († 1828) × mit Guſtav Adolph Baron Stackelberg auf Poll.

   Kinder: Wilhelm v. Stackelberg auf Ottenkül × mit Alwina v. Kügelgen, Tochter des Zwillingsbruders von W. v. K.s Vater.
   Sophie v. Stackelberg (1795–1860), die beſondere Freundin W. v. K.s.

Alwina v. Stackelberg (1797–1879), × mit Frédéric de La Trobe († 1846): deren Tochter Sophie († 1890 in Quedlinburg) × mit Woldemar v. Bock, livländ. Hofgerichtspräsident und Hrsg. der „Livländischen Beiträge" (1816–1900).

Antonie v. Stackelberg († 1844), × mit Otto Baron Ungern-Sternberg, Herr auf Karritz.

Auguste v. Stackelberg (1802–60).

3. Heinrich (auf Kurküll, später Meiris, † 1833) × mit Anna Gräfin Ducker.

Kinder: Alexandrine (Aline) × mit Constantin v. Kügelgen (ſ. Tafel I).

Hermann (1827–1900), Erbherr auf Meiris × mit Bertha v. Parrot.

4. Auguste × mit Alexander v. Radingh; Tochter: Lilly v. Radingh.

5. Karl (in Dorpat, † 1845) × mit Dorothea (Daſcha) v. Berg († 1865), Schweſter von Eleonore v. Ziegeſar-Hummelshain („Tante Norchen", † 1862 in Erfurt) und von Natalie v. Berg († 1879).

Söhne: Max, Erbherr auf Neuharm, × Louiſe v. Maydell.
Otto (der Maler) × Emilie v. Reiſchach.
Leo × mit Alwina de La Trobe; deren Tochter die Romanſchriftſtellerin Urſula Z. v. M. (1850–1910).

6. Emilie × mit Karl v. Kügelgen, Zwillingsbruder von W. v. K.s Vater; ſ. Tafel I.

III. Krummacher
ſamt Ratorp.

W. v. K.s Frau: Julie, geb. Krummacher (ſ. Tafel I).

W. v. K.s Schwiegereltern: Der „Ätti" Friedrich Adolph, * 1767 in Tecklenburg, † 4. IV. 1845 in Bremen, 1800 Prof. der Theol. in Duisburg, 1812 Generalſuperintendent u. Oberhofprediger in Bernburg, 1824 Pfarrer in Bremen, D. theol., bekannt als Verf. der „Parabeln", × mit Eleonore Möller (1763–1844, Schweſter des Konſiſtorialrat Möller in Münſter).

W. v. K.s Schwäger und Schwägerinnen:

1. Friedrich Wilhelm („Fritz"), 1796–1868, ſeit 1834 Pfarrer in Elberfeld, 1847 an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1853 Hofprediger u. Garniſonpfarrer in Potsdam, D. theol., × mit Charlotte Pilgeram aus Frankfurt a. M.

Kinder (W. v. K.s Neffen und Nichten):
Adolph (1824–84), Hofprediger in Halberstadt, dann Oberpfarrer in Barby, × mit der Tochter des Gymnasialdirektor Dr. Schmid in Halberstadt.
Mathilde (1825–98) × mit Oberst Karl v. Salisch (1804–70).
Bertha (1827–1918) † in Potsdam.
Maria (1831–1912), Schriftstellerin, † in Potsdam.

2. Emil (1793–1886), Pfarrer in Duisburg, vorher in Langenberg i. Westf., × mit Charlotte Hollmann.
Kinder: Hermann (1828–1890), Konsistorialrat in Stettin.
Karl (1831–99), Superintendent in Elberfeld.

3. Maria (1799–1880) × mit Gustav Ludwig Natorp († 1864), Pfarrer in Düsseldorf.
Kinder: Gustav Natorp, * 1824, Dr. phil.
Adalbert Natorp, * 1826, Konsistorialrat in Düsseldorf.
Agnes Natorp, * 1828, × mit Bergrat Gustav Brassert in Halle.
Oskar Natorp, * 1833, Oberlehrer.

4. Eduard (1803–91), Arzt in Bremen, × mit seiner Schwägerin Adelheid Natorp (1805–63).
Tochter: Adelheid (Ea), * 1847, lebt in Bremen.

5. Julius (1807–93), Pfarrer zu Tecklenburg, × mit Adelheid v. Kügelgen, W. v. K.s Schwester.
Kinder: Martin, * 1836, Dr. phil., Direktor des Lehrerinnen-Seminars in Kassel.
Maria, * 1839, × mit Pfarrer Smend in Burgsteinfurt.
Gottfried, * 1848.

Zur Erläuterung.

Die Übersicht über die Familienbeziehungen ist dadurch erschwert, daß mehrfach Heiraten innerhalb der Familie erfolgen. Zur Klarstellung diene:

1. Wilh. v. K.s Vater und dessen Zwillingsbruder Karl heirateten zwei Schwestern v. Zoege.
2. Der Bruder Gerhard heiratete seine Kusine, die Tochter des Onkels Karl v. Kügelgen.
3. W. v. K.s Vetter Constantin v. Kügelgen war in zweiter Ehe mit einer Enkelin seines Großvaters (mütterlicherseits) v. Zoege verheiratet (s. II, 3).
4. W. v. K.s Vetter Wilhelm v. Stackelberg heiratete eine Kusine W. v. K.s, die Tochter des Zwillingsbruders des Vaters.
5. Der Bruder Julius von W. v. K.s Frau heiratete W. v. K.s Schwester Adelheid (s. III, 5).
6. W. v. K.s Schwägerin Maria Krummacher war mit G. L. Natorp verheiratet, W. v. K.s Schwager Eduard Krummacher mit der Schwester Adelheid dieses Natorp (s. III, 3 u. 4).

Zwiſchen Jugend und Reife des Alten Mannes

1820–1840.

Von Paul Siegwart v. Kügelgen.

Die folgenden Briefe meines Großonkels Wilhelm v. Kügelgen an ſeinen Bruder Gerhard ſind mir in den drei Lederbänden, in denen ſie der Briefempfänger in Abſchrift zuſammengeſtellt hat, im Jahre 1913 von den damals noch überlebenden Kindern des Alten Mannes, Benno und Anna, ſowie von der damals allein überlebenden Tochter des Briefempfängers, Emma, zum Zweck der literariſchen Verwertung übergeben worden. Den in ihnen verborgenen Schatz im Sinne der Vorgenannten, vor allem aber meines Großonkels ſelbſt, für das deutſche Volk zu heben, war meine Pflicht. Nachdem es nach unſäglichen Mühen und Sorgen durch den ſelbſtloſen Mut einer tapferen deutſchen Frau endlich gelungen war, die drei Bände aus dem mir durch die Revolution verſchloſſenen Rußland heraus zu retten, haben wir mit freudigem Eifer an jener Aufgabe gearbeitet. In welchem Geiſte und in welcher Weiſe ſie gelöſt worden iſt, hat mein Mitherausgeber im Vorwort eingehend dargelegt.

Dem Verlage K. F. Koehler in Leipzig aber gebührt aufrichtiger Dank für das außerordentliche Verſtändnis und die ſeltene Sorgfalt, die er dieſer traditionsſchweren Arbeit vom erſten Moment an entgegengebracht hat; beſonders ſei der großen Verdienſte gedacht, die ſich mein Verleger Dr. jur. Hermann v. Haſe um dieſes Buch erworben hat.

*

In den „Jugenderinnerungen" verläßt uns Wilhelm v. Kügelgen als Jüngling von noch nicht achtzehn Jahren, in den hier vorliegenden Briefen, die dann ſein Leben bis zum Ende begleiten, tritt er uns erſt als Mann von achtunddreißig Jahren wieder gegenüber. So gilt es, zur Einführung des Leſers in die Lage, in der er hier den Jüngling von 1820 wiederfindet, ſeine Entwicklung während dieſer zwei Jahrzehnte von der Jugend zur Reife kurz zu ſkizzieren.

Trotz allen Wandels in dieſen zwei Jahrzehnten – der Kern der Perſönlichkeit des gereiſten Mannes, der dieſe Briefe ſchrieb, und des jugendlichen Wilhelm, den wir aus den „Jugenderinnerungen" kennen, iſt der gleiche. Es iſt die gleiche Perſönlichkeit, die wir als Knaben mit heißem Herzen, mit weitgreifender Seele und ſelten redlichem Verſtande die napoleoniſchen Schreckenszeiten überſtehen ſehen, der gleiche, der dort den köſtlichen Lebensinhalt des Elternhauſes ſo zu genießen weiß und

der dort mit willensfeſten, wenn auch noch ſchwanken Schritten an die Lebensaufgaben herangeht, bis er zu guter Letzt in unüberwindlichem und nie verwundenem Grauen an der Leiche des ſchmachvoll hingemordeten heißgeliebten Vaters und Lehrers niederbricht. Gewiß – es iſt dieſelbe tiefgründige und hochſtrebende, reine und ernſte, ſtarke und doch ſo zarte Natur, der wir in den Briefen an den Bruder nun wieder begegnen. Nur oberflächliche Perſönlichkeiten werden vom Leben – leicht bis zur Unkenntlichkeit – zerſchliſſen; die aber, deren Weſenskern ein ſo edler, feſter Menſchenwert iſt, wie wir ihn hier erkennen, die ſchleift das Leben bloß ab. Je ſchwerer dieſes iſt, je härteres Werkzeug es anlegt, um ſo feiner und vollendeter kommt ihr Eigenweſen, ihr Sonderwert zutage. Sie ſind eben – „Naturen", die ſind, wie ſie waren, oder ſie ſind nicht. Eben dieſe „Natur" des Mannes, der die „Jugenderinnerungen" gelebt und im Alter beſchrieben hat, iſt vor allem das, dem die Zuneigung gerade der verſtändnisvollen, tiefer empfindenden Leſer gilt. Dieſer Natur treten wir nun aber in dieſen Briefen ſogar noch unvergleichlich näher als in den Jugenderinnerungen. Sie offenbart ſich hier viel lebendiger, da der Alte Mann unmittelbar aus des Tages Nöten und Freuden heraus ſpricht und die ſeltenen Kräfte ſeines Geiſtes und Gemütes ſich nicht an – Erinnerungen meſſen, ſondern an der leibhaftigen Wirklichkeit des Alltages, das iſt – an ſeinem Schickſal.

Es iſt viel und – wenig, was Wilhelm v. Kügelgen in den zwei Jahrzehnten zwiſchen 1820 und 1840 erlebt hat. Es ſind – außer Rom – die gleichen Orte, die ihn anziehen, faſt die gleichen Menſchen, mit denen er zuſammenhält. Auch die Geiſtes- ſowie Gemütswelt, in der er ſich vorwiegend bewegte, blieb nahezu unverändert, wie auch ſeine Tätigkeit und die innere Stellungnahme zu alledem. Und dennoch – welche Veränderung!

Er kennzeichnet ſie ſelbſt in der Schilderung eines Wachtraumes, über den er dem Bruder am 24. November 1844, der verſtorbenen Mutter Geburtstag, berichtet. Eine Viſion habe ihn an das Begerhäuschen in Loſchwitz geführt, wo ihm die kleine Nachbarin Mariechen Kriegel, die er in den „Jugenderinnerungen" (IV, 4) ſo allerliebſt ſchildert, entgegengeſprungen ſei und er ihr auf ihre Frage geantwortet habe: „Ich war in Rom, in Petersburg, in Hermsdorf und Ballenſtädt; ich habe ein Weib und ſechs Kinder; ich bin ein alter Mann geworden, und mein Herz iſt ein Tanzboden: Jahre und Sorgen haben es breit getanzt".

Wenn auch in dieſen Worten die Etappen ſeines Lebens nicht ganz genau wiedergegeben ſind, beſonders die Nennung Petersburgs auch den doppelten Aufenthalt in der Heimat der Mutter, dem Petersburg benachbarten Eſtland, mit umfaßt, ſo ſind ſie doch beſonders charakteriſtiſch durch die ſchon dem Vierzigjährigen eigentümliche ſchwermütig-humorvolle Reſignation, die Betonung des Altſeins, von dem er ſchon bei Beginn unſerer Briefe tief durchdrungen iſt und das er immer wieder mit Nachdruck hervorhebt.

Dieſer ſchwermütige Zug, der in ſeinem Naturell lag, iſt mit einem Male geweckt worden durch das furchtbare Ereignis der Ermordung des Vaters, den er ſelbſt ja als entkleidete und entſtellte Leiche aufgefunden hat. An dieſem 27. März 1820 – kann man wohl ſagen – iſt der bis dahin jugendfrohe noch nicht Achtzehnjährige bereits zum Alten Manne geworden. Dieſes Ereignis iſt für ihn noch im Alter von ſo einſchneidender Bedeutung, daß er mit ihm ſeine Jugendgeſchichte mitten in der Entwicklung abbricht. Sein überzartes, wenn auch leidenſchaftliches Gemüt, ſeine leicht überreizte Phantaſie waren dieſem grauenvollen Schlage nicht gewachſen. Er brach ſeeliſch zuſammen und konnte ſich nicht wieder aufraffen.

Zwar bemühten ſich die alten Freunde des Elternhauſes, Roller mit ſeinem felſenfeſten Glauben, der fromme Volkmann, die ganz in Herrnhutiſcher Religioſität lebende Gräfin Dohna, Profeſſor v. Schubert mit ſeinem geſund pietiſtiſchen Chriſtentum, der „Ätti" in Bernburg, die ſo unſäglich hart getroffene Familie zu tröſten und aufzurichten. Aber ſie alle vermochten das Gemüt des im tiefſten Inneren Erſchütterten nicht zu beruhigen, das angeſichts dieſes gerade als Gottes Wille ſo unverſtändlichen Ereigniſſes in einen ſchweren Konflikt mit ſeinem bisherigen Glauben geriet.

Ebenſowenig konnte ihm die Arbeit, die ſonſt in ſolcher Lage am eheſten das innere Gleichgewicht wieder verſchafft, ſeine Kunſt, der er ſich mit Eifer hingab, wirkliche Beruhigung gewähren. Zwar fehlte es auch hier nicht an gutem Willen und freundſchaftlicher Unterſtützung unter freundlichen Umſtänden: Profeſſor Hartmann von der Dresdener Akademie, einer der beſten Freunde des Vaters, trat als Lehrmeiſter an deſſen Stelle, und das herrliche Atelier, das Wilhelm mit all ſeinen Schätzen vom Vater geerbt hatte, hätte es ihm leicht machen müſſen, in der Arbeit aufzugehen. Aber das Bewußtſein, nicht eigentlich zum Maler geboren zu ſein, das ihn ſein Leben lang nicht verlaſſen hat, lähmte ſeine Schaffensfreude ſchon damals. Eine unerbittliche Selbſtkritik ließ den mit wachſender Farbenblindheit geſchlagenen Jüngling, der gerade mit Ölmalerei begann, alle ſeine Mängel erkennen, während eine brennende Phantaſie nach höchſter Vollendung verlangte. Da konnte ſein ſtiller, aber zäher Ehrgeiz nicht auf ſeine Rechnung kommen.

So hat er – wie die Mutter tiefbekümmert in einem Briefe vom 1. Januar 1821 ſchreibt – noch im Dezember, alſo dreiviertel Jahr nach der Kataſtrophe, täglich, oft ganze Stunden lang, im Schnee auf dem Grabe des Vaters, um Frieden ringend, gelegen. Da er ernſtlich gemütskrank zu werden drohte, veranlaßte ihn die Mutter Ende Dezember 1820, Dresden zu verlaſſen und nach dem ihm von der Schulzeit her ſo lieben Bernburg zu wandern, in die ihm vertraute, uns aus den „Jugenderinnerungen" bekannte Umgebung des Krummacherſchen Pfarrhauſes.

Der längere Aufenthalt in Bernburg, durch den das Jahr 1821 für Wilhelm gekennzeichnet wird, war für ihn nicht nur dadurch bedeutſam, daß er unter dem Einfluß des „Ätti" Krummacher das innere Gleichgewicht wiedererlangte, ſondern noch mehr durch die erwachende heiße,

wenn auch einstweilen ganz heimliche Liebe zu dessen 1804 geborener Tochter Julie, die, als Wilhelm als Schüler im Bernburger Pfarrhause weilte, noch ein Kind gewesen, nun aber zur Jungfrau erblüht war. Dieses anmutige, heitere, natürliche, frische und ebenso schlichte als überaus lebenskräftige junge Mädchen wurde seine Rettung. Zwar führte diese Liebe erst 1826 zur Verlobung und im Jahr darauf zur Vermählung, aber sie hat ihn schon damals und dann ein langes Leben hindurch getröstet und den unter seiner überfeinen, selbstquälerischen Geistigkeit Leidenden stets erquickt, wie den heißen Wanderer der Quelltrunk. Hätte Wilhelm dieses Lebenswunder an Vitalität nicht zur Seite gehabt – er hätte dem Leben, das mit jeder seiner Erscheinungen zermürbend auf ihn einwirkte, nicht so lange standgehalten. Nur dank seinem Julchen hat er ein alter Mann werden und fast den vierzigsten Hochzeitstag mit ihr feiern können; seine Frau, später als „das alte Muhmchen" vielgenannt, hat ihn freilich noch um weitere vierzig Jahre überlebt, bis sie müde, müde, „von Gott vergessen", wie sie mir kurz vor ihrem hundertsten Geburtstage mit rührenden Greisentränen sagte, im Alter von bald 105 Jahren starb.

Nach dem längeren Aufenthalt in Bernburg mußte Wilhelm schon im nächsten Jahre seine Studien wieder unterbrechen: der Mai 1822 führte ihn und seine Geschwister mit der Mutter in deren Heimat, nach Estland in den warmen kinderreichen Kreis seiner baltischen Verwandtschaft. Die Lieblingsschwester der Mutter, Baronin Sophie Stackelberg in Poll, nahm die Gäste bei sich auf, da die Großmutter Wilhelms bereits verwitwet und von dem alten Zoege v. Manteuffelschen Gute Harm zu ihrem Sohne Heinrich nach dem nur zwei Stunden von Poll entfernten Gute Kurküll gezogen war. Diese beiden Güter sowie das Stackelbergsche Gut Ottenküll und das später von Wilhelms Bruder Gerhard bewirtschaftete Stiftsgut Finn, auf dem sich ein Internat für die Töchter des Adels befand, lagen nahe beieinander in der Gegend der Stadt Wesenberg in Estland.

Das breite, wenn auch patriarchalisch schlichte Leben auf den baltischen Gütern, wie auch ich es noch kennengelernt habe, hatte viel Anziehendes. Die Freuden des Landlebens – Jagen, Reiten, Fischen, nächtliche Ausfahrten zum Krebsfang, herbstliche und winterliche Gastereien – mögen kaum anderswo von solchem Reize gewesen sein als dort. Die noch unverfälschte reiche Natur bot sich ohne Hemmung und ohne Schranken, und eine Gastfreundschaft ohne Maß in Verbindung mit reichen Mitteln und einem stets hilfsbereit zur Verfügung stehenden Troß an Dienerschaft erlaubten es, sich in beglückender Weise – Herr zu fühlen. Aber das Leben der baltischen Edelleute war keineswegs nur auf behaglichen, gesunden Lebensgenuß gerichtet. Sie verstanden auch, sich das Beste an Literatur und Kunst zugänglich zu machen, sie reisten viel und trugen vielfach höchste Kultur aus dem Westen in ihre lebenswarmen, waldumrauschten Höfe. Dort aber waren es ihre Frauen, die das köstliche Gut wohl zu pflegen und zu vererben wußten. Die baltische deutsche Frau mit ihrer sittlichen Reinheit und geistigen Beweglichkeit ist treffliche Hüterin von Tradition.

So mag dieſes reichliche Jahr in Eſtland auch für Wilhelm als Kunſtbefliſſenen kein allzu großer Verluſt geweſen ſein, denn er fand auch hier eine Fülle von Anregung: die Güter rings um Poll und dieſes ſelbſt ſteckten voller Studien und Skizzen ſeines Vaters; dazu kam der gelegentliche Verkehr mit dem Zwillingsbruder des Vaters, Carl, dem Kaiſerlich ruſſiſchen Hofmaler, einem bedeutenden Landſchafter, deſſen Familie im benachbarten Kurküll wohl aufgehoben war, während er ſelbſt meiſt in kaiſerlichem Auftrage mit Pinſel und Palette Rußland bereiſte; endlich waren die Verwandten zum Teil künſtleriſch begabt und wußten gar Stift und Pinſel ſelbſt wohl zu führen.

In ſolchem geſunden und anregenden Leben konnte Wilhelms Gemüt in dieſem Jahre in Eſtland vollends geneſen. Zumal der große Kreis von lieblich blühenden Baſen, den er hier vorfand, mag hierzu viel beigetragen haben, und es iſt nur zu verſtändlich, wenn er bis in ſpäte Zeiten ſtets mit zärtlichem Dank des ſanften und doch ſo erquicklichen Troſtes gedenkt, den ſie ihn damals angedeihen ließen.

Die häufige Erwähnung des baltiſchen Verwandtenkreiſes in den folgenden Briefen wird bei manchem Leſer das Verlangen nach einer Orientierung über deſſen Zuſammenhang hervorrufen. Da dieſer durch die mehrfachen Heiraten zwiſchen den Zoeges und Kügelgens etwas verwickelt iſt, haben wir ihn wie auch das verwandtſchaftliche Verhältnis der Einzelnen zu Wilhelm v. Kügelgen in den dieſer „Einführung" vorausgehenden Familientafeln ſo klar, als eben möglich, darzulegen verſucht.

Doch nicht die Verwandtſchaft allein iſt es geweſen, die in Wilhelm ein ſo bleibendes Heimatgefühl für Eſtland wach werden ließ, wie es immer wieder in den Briefen an den Bruder aufklingt – auch die einfache und doch großzügige, herbkräftige Landſchaft hat es ſeinem Herzen, in dem doch zur Hälfte beſtes baltiſches Blut ſtrömte, tief angetan. Das Bild dieſer Landſchaft iſt ihm zeitlebens ein Gegenſtand ſeiner Sehnſucht geblieben; der erſte Schnee, der in Ballenſtedt fällt, verſetzt ihn jedesmal alſogleich nach Eſtland; er ſagt ſpäter einmal, der Maßſtab, den er für ſchöne Natur überhaupt in ſich trage, ſei das Finnſche Gehege und der Typus von Lotzdorf (an der Dresdener Heide). Der Alte Mann bevorzugte eben in der Natur wie in der Geſellſchaft alles Anſpruchsloſe und ſchlicht Lebendige. Trotz aller Kraft ſeines durchdringenden Geiſtes mied er – wohl aus Selbſterhaltungstrieb – um der Überempfindlichkeit ſeiner Seele willen alle ſtarken Eindrücke. Es iſt charakteriſtiſch, daß er, der geborene Petersburger, als er ſpäter als Mitarbeiter des Malers Neff in der Zarenreſidenz weilte, gefliſſentlich allem auswich, was ihm das überreiche geſellſchaftliche Leben und die Kunſt dort hätten bieten können. Trat das Große ihm aber unabweislich nah, wie in Todesfällen, ſo bedeutete das jedesmal eine Gemütskataſtrophe für ihn.

Der geſunde Troſt träumeriſcher, duftiger Sommer- und bläulich-verſchneiter Winterlandſchaften, gleichwie die geſchwiſterliche Liebe des großen Familienkreiſes bewirkten, daß Wilhelm geſund und mutig nach

Dresden zurückkehrte. Hier vollendete er nun in den Jahren 1824 und 1825 mit doppeltem Eifer sein Studium auf der Akademie. Zu den aus den „Jugenderinnerungen" bekannten alten Kameraden, wie Berthold und Koopmann, gesellen sich jetzt auch neue Namen mit der Bezeichnung „Freund", die z. T. einen auch unseren nachgeborenen Ohren bekannten Klang haben, wie Ludwig Richter, Peschel, Maydell, Remy und Wilhelms Vetter Timoleon Neff. Auf einer Rheinreise lernte er auch den Maler Cornelius kennen, den er als Menschen wie Künstler mit warmer Begeisterung in sein Herz schloß.

Anderseits fällt in diese Jahre eine bittere Enttäuschung, die als schwerer Schatten auf der folgenden Zeit und auch über seiner Italienfahrt gelegen hat. Am Ostertag 1824 hielt er unter heißer Befürwortung seiner Mutter beim Atti um die Hand seines Julchens an, erfuhr aber, da sie beide noch zu jung seien, eine Ablehnung, durch die er sich ein für allemal abgewiesen glaubte, sodaß er nicht einmal mehr zu schreiben wagte.

Zum Herbst 1825 zog er dann als rechter, wenn auch betrübter Malersmann mit dem Vetter Timo Neff über München, Innsbruck und die Alpen nach Rom. Hier fand er seinen alten Lehrer Senff wieder, der ihm in seinem Hause, in dem auch Thorwaldsen wohnte, Quartier verschaffte. Auch die Dresdener Freunde Ludwig Richter und Maydell traf er hier an, zu denen sich neben anderen auch Schnorr v. Carolsfeld als näherer Bekannter gesellte. Mit offenen Augen und durstigem Herzen genoß Wilhelm die römische Landschaft und die alten Kunstschätze. Aber von einem frohen oder gar tollen Künstlerleben ist nicht die Rede; wirklich heimisch und so recht wie im Himmel, wie andere junge Künstler, hat er sich nie in der ewigen Stadt gefühlt. Der Gemütsdruck der verlorenen Liebe und das Heimweh, dem er stets in fremder Umgebung verfiel, lasteten auf ihm. Dazu kam, daß er das römische Klima nicht vertrug und bald von einem schweren, sieben Wochen anhaltenden gefährlichen Fieber befallen wurde.

So sehen wir die erstaunliche Tatsache, daß der junge Maler in Rom, der Sehnsucht aller Künstler, vielmehr „das Glaubensleben" „zu seinem Hauptstudium" macht. Statt zu Künstlerfesten versammelt sich sein Freundeskreis zu religiösen Diskussionsabenden. Die Anregung zu diesem Überwiegen des religiösen Interesses ging wohl in erster Linie von dem damaligen preußischen Gesandtschaftsprediger Richard Rothe aus, dessen Predigten in der Kapelle auf dem Kapitol nie versäumt wurden, in dessen Haus Wilhelm und sein Freundeskreis viel verkehrten, und der oft an seinem Krankenbette, auf dem ihn der Vetter Timo in rührender Weise pflegte, saß. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der später berühmte Heidelberger spekulative Theologe mit seinem ebenso frommen wie freien Standpunkt weit über den römischen Aufenthalt hinaus stark auf Wilhelms religiöse Entwicklung eingewirkt hat. Wenn dieser später sich zu der Erkenntnis des ethischen Charakters der christlichen Religion hindurchringt, so erscheint das verwandt mit dem Grundgedanken der

ganzen Rotheſchen Theologie, daß Religion und ſittliche Weltkultur nicht getrennte Gebiete ſind, ſondern daß es zur Geſundheit beider gehöre, ſich gegenſeitig reſtlos zu durchdringen. Um ſo auffallender iſt es allerdings, daß in den folgenden Briefen trotz ihrer vielen langen theologiſchen Auseinanderſetzungen der Name Rothes nicht ein einziges Mal erwähnt wird.

Anfang Januar 1826 überraſchte die Mutter Wilhelm durch die Nachricht, daß der Atti nun doch noch ſeine Zuſtimmung zur Verlobung gegeben habe. Die Sehnſucht nach ſeinem Glück in der Heimat und der dringende Wunſch der wegen des römiſchen Klimas beſorgten Mutter ließen ihn gleich nach Oſtern, nach nicht einmal halbjährigem Aufenthalt, Rom ſchon wieder verlaſſen. Auf der Heimreiſe traf er Ludwig Richter, den er ſchon wieder in Dresden glaubte, zufällig auf dem Rigi und wanderte nun mit ihm über Schaffhauſen und Stuttgart bis Frankfurt. Es folgte eine frohe Verlobungszeit in Bremen, wohin der Atti im Jahre 1824 als Pfarrer an der Ansgarikirche übergeſiedelt war, und ein arbeitsreiches Jahr in Dresden. In dieſe Zeit fallen die Anfänge des Freundſchaftsbundes mit Ernſt v. Heynitz, dem neuen Patron des oft beſuchten alten Roller und Beſitzer der Herrſchaft Hermsdorf, bei dem damals der Bruder Gerhard als Volontär tätig war.

Wilhelms Bruder Gerhard, der gleich ihm hochbegabte, aber weniger komplizierte und derbere von den Brüdern, war 1822 in Rußland zurückgeblieben, um ſich der Landwirtſchaft zu widmen. Er hatte in Dorpat ſtudiert und ſich als Zwanzigjähriger mit einer Baſe, der Tochter Elmine des Onkels Carl, verlobt. Jetzt ſuchte er ſeine landwirtſchaftliche Ausbildung in Deutſchland abzuſchließen, um dann für immer nach Eſtland zurückzukehren.

Wilhelms Verlobung veranlaßte dazu, ſich nun nach einer Gelegenheit zu ſicherem Erwerb umzuſehen. Am ausſichtsreichſten ſchien in dieſer Hinſicht ein längerer Aufenthalt in St. Petersburg, wo das Andenken des Vaters nicht vergeſſen war, wo der Onkel als Hofmaler wirkte und dem Neffen ſogar ſchon den Boden bereitet hatte. So zog Wilhelm, nachdem ihn der Atti am 28. Juni 1827 mit ſeiner Julie getraut hatte, nach einer Rundreiſe bei den Verwandten am Rhein und einer weiteren Hochzeitsreiſe, im Oktober ſamt der Mutter und der Schweſter Adelheid wieder gen Rußland von dannen; zunächſt nach Eſtland, wo die Familie bei den Verwandten zurückblieb, als er ſich aufmachte, um in der Newareſidenz den Boden für eine neue Heimat zu ebnen.

Dieſer neue Aufenthalt in Rußland hat anderthalb Jahre gewährt und iſt im Hinblick auf ſeinen eigentlichen Zweck zu einer ſchweren Enttäuſchung geworden. Zwar das Leben im Kreiſe der Verwandten war wieder beglückend, und auch die junge Frau Julie fühlte ſich in Poll, wo ihr erſtes Kind Bertha geboren wurde, ſehr wohl, wenn auch der Aufenthalt durch den Tod der Hausfrau, Wilhelms Tante Sophie, getrübt wurde. Aber in Petersburg, wohin Wilhelm im Herbſt 1828 allein

ging, um sich dort eine bleibende Statt zu schaffen, vermochte er nicht heimisch zu werden. An Aufträgen aus den Kreisen der hohen Gesellschaft fehlte es zwar keineswegs, einflußreiche Männer hießen ihn willkommen, und in ihren Häusern knüpften sich immer neue Bekanntschaften, auch wurde er zum russischen Hofmaler ernannt, aber die Hoffnung auf eine kaiserliche Anstellung erfüllte sich, namentlich weil die Hoftrauer um die Kaiserin-Mutter dazwischentrat, nicht so schnell, wie er gehofft hatte. Die eigentlichen Gründe aber, weshalb Wilhelm trotz seiner günstigen Chancen den Aufenthalt vorschnell abbrach, mögen auch hier wieder seine zurückhaltende Art, fast Schüchternheit, und die melancholische Lethargie, in die ihn das Heimweh und die Sehnsucht nach seiner Familie stürzte, gewesen sein, auch ständiges Unwohlsein, da er das Petersburger Klima ebensowenig vertrug wie das römische. Jedenfalls kehrte er schon nach kaum vier Monaten aus Petersburg nach Poll zurück, um hier einige angefangene Bilder zu vollenden, ging aber dann überhaupt nicht wieder an die Newa. Der Petersburger Plan war gescheitert.

Einen schönen Erfolg brachte er aber, als er im Frühjahr 1829 nach Dresden zurückkehrte, doch aus Rußland mit: den kaiserlichen Auftrag, das Altargemälde für die Olaikirche in Reval, Estlands ganz mittelalterlich-hanseatisch anmutender Hauptstadt, zu malen. Mit einem Feuereifer, einem stolzen Künstlerbewußtsein, wie es Wilhelms Leben sonst nicht kennt, hat er sich an die Ausführung dieses Bildes gemacht. Der Karton dazu wurde in dem Loschwitzer Landhäuschen angelegt, das Wilhelm, viel mit Ludwig Richter, Berthold und Peschel verkehrend, seit Sommer 1829 bewohnte; das Bild selbst wurde in Hermsdorf ausgeführt, wo Ernst v. Heynitz ein für das große Format geeignetes hohes Zimmer im Schloß als Atelier und dazu noch eine Wohnung von sieben Räumen freundschaftlich zur Verfügung stellte, sodaß Wilhelm mit seiner Familie im Frühling 1830 ganz nach dort übersiedeln konnte. Hier hat er in ländlichem Frieden in der ihm aus der Lausaer Konfirmations- und den Dohnaschen Zeiten vertrauten und lieben Umgebung, unter dem Schutze des Freundes Heynitz wohl geborgen, mit dem alten Roller und dem neuen Freunde Pastor Blüher in Grünberg als Nachbarn viel verkehrend, drei glückliche Jahre verlebt. Hier wurden ihm auch die zweite Tochter Anna und der älteste Sohn Gerhard geboren. An Malaufträgen fehlte es so wenig wie an Abwechselung. Im Herbst 1832 z. B. begleitete er den alten Zezschwitz, den aus Jugenderinnerungen bekannten Freund des Elternhauses, und den Vetter Conny, meinen Großvater, der sich mit Zezschwitz' Tochter Sally verlobt hatte, auf einer frohen Wanderung durch die Oberlausitz, zum Kloster Mariastern und nach Herrnhut. Aber auch an Leid und Kummer fehlte es nicht in diesen Jahren: die Mutter erlitt 1831 einen Schlaganfall, von dem sie nur langsam sich wieder erholte, 1832 starb der Onkel Carl v. Kügelgen, Wilhelm selbst machte im Winter 1831/32 eine lange Krankheitsperiode durch; auch mag der alte Wurm, das Gefühl seiner künstlerischen Unzulänglichkeit, an seinem Herzen genagt haben —

das alles erklärt aber doch noch nicht die ſchwermütige tiefe Melancholie, die gerade in dieſer für ihn relativ ſorgloſen Hermsdorfer Zeit beſonders ſtark ausgeprägt geweſen zu ſein ſcheint. Wie weit religiöſe innere Kämpfe dabei eine Rolle geſpielt haben, iſt bei dem bisher vorliegenden Material ſchwer zu ſagen.

Ein Brief, den Wilhelm am 30. November 1832 aus Hermsdorf an ſeinen Vetter und Studienfreund Timoleon Neff gerichtet hat, gibt einigen Einblick in dieſe Periode ſeines Lebens; wir entnehmen ihm folgende Stelle:

Ich wünſchte wohl, ich könnte Dir von mir ſchreiben, daß ich zugenommen hätte in der Liebe und im Glauben, aber ich bin immer noch das alte Rohr, das keinen rechten Halt hat; doch hoffe ich, mit allem Schwanken mein bißchen Glauben durchzubringen bis an mein Ende. In unſerer Zeit hebt der Pantheismus gewaltig ſein Haupt in ſeiner ungeheuren Konſequenz und will unſer inkonſequentes Chriſtentum ganz auffreſſen – ich wäre ihm auch ſchon verfallen, wenn ich nicht das Gebet hätte, das doch ein Ding iſt über allem Zweifel erhaben, ungeheuer groß, ernſt und wirklich.

Ich lebe nun geraume Zeit in Hermsdorf bei meinem Freunde Heymiß, der ſo echt iſt wie ein Goldkorn. Ich wäre mit meinem Altarbild für Reval längſt fertig, wenn ich nicht über ein Jahr durch Krankheit am Arbeiten verhindert worden wäre und viele andere Sachen nebenbei gemacht hätte. Indeſſen fehlt nur noch wenig. Gott hat mir immer ſo viel Arbeit gegeben, ja mehr, als ich mit meinen ſchwachen Kräften beſtreiten konnte. Sind mir auch einige Sachen gelungen.

Zu Oſtern zieh ich wieder nach Dresden, wo ich mir dicht vor dem Schwarzen Tor ein herrliches Haus gemietet habe, das die Ausſicht auf den Wald, auf die Meißener und Loſchwitzer Berge hat. Vom platten Dach aus überſieht man all die wunderlichen Kegel und Klumpen der Sächſiſchen Schweiz, die wir einſt ſo vergnüglich mit Grunewald durchpilgerten. Es wird mir ſchwer, mich wieder von Hermsdorf wegzuwenden, wo ich wie ein König lebe, beſonders da der kranſe Geiſt der Zeit die Dresdener ſo verkehrt hat, und ich über Taten und Perſonen, die ich achten und verehren muß, ſo viel ſchimpfen höre. Die Revolution brennt lichterloh in den Köpfen der Leute, und die beſten Schützen üben ihren Flitzbogen nach den erhabenſten Geſtaltungen unſerer Zeit, in der religiöſen wie in der politiſchen Welt. Der Kunſt hat man vergeſſen und für die Künſtler kochen die Kunſtvereine Rumfordſche Suppen. Die Zeit hat einen gewaltigen Umſchwung und wir können alle bald auf den Köpfen ſtehen.

Unſere Dresdener Freunde, wie Peſchel, Krüger uſw. beziehen die Wachen und halten Paraden und Revuen, bis an die Zähne bewaffnet. Peſchel iſt ein lieber treuer Freund, zuverläſſig und lauter, er hat jetzt ſeinen Unterhalt durch den Kunſtverein. Ludwig Richter iſt in Meißen angeſtellt und erfreut mich manchmal in Hermsdorf auf längere Zeit mit ſeiner Frau durch ſeinen Beſuch. Er iſt ein herrlicher Menſch, der durch ungeheures Kreuz in allen ſeinen Anſichten ſehr geläutert und warm in der Liebe zu ſeinem Gott geworden iſt. Wir ſind eng Freunde geworden. Der lahme Berthold, der kränklichkeitshalber nicht viel ausgehen kann, hat ein ſchönes radiertes Werk herausgegeben, darſtellend ſieben Szenen aus dem Sonntagsleben einer bürgerlichen Familie, wie's vor alters war. Er empfängt

unseren Besuch fleißig und erfreut uns allemal durch seinen liebenswürdigen Geist. Endlich der alte Bäuschel, den ich wohl einmal besuche, um mich an Dich zu erinnern, sitzt hinter seinem Tisch mit der kleinen ledernen Hängematte und – liest Romane, denn zu arbeiten wird's bald nur noch für die Waffenschmiede geben. Gott segne alsdann unseren vortrefflichen Kaiser und sei seine starke Waffe!

Zu der in diesem Briefe geplanten Übersiedelung nach Dresden ist es nicht mehr gekommen, da im Frühjahr 1833 das Ereignis eintrat, das für Wilhelms Leben den entscheidenden Einschnitt bedeutet: seine Berufung nach Ballenstedt. Dort regierte noch immer der alte Herzog Alexius, unter dessen Augen die Brüder im Jahre 1813 mit dem Erbprinzen gespielt hatten und dann der Bruder Gerhard mit letzterem zusammen erzogen worden war. Diese alten Beziehungen zum Anhalt-Bernburger Hofe benutzend, bat Wilhelm, als im April 1833 die Kunde vom Tode des Ballenstedter Hofmalers Kehrer nach Dresden drang, den Herzog, ihm dieses Amt zu verleihen. Es wird in erster Linie der Wunsch nach einer festen, wenn auch materiell recht bescheidenen, so doch gesicherten Lebensstellung gewesen sein, der Wilhelm zu diesem Schritte veranlaßte; dazu mag auch das anmutige, friedliche, ihm von der Knabenzeit her ans Herz gewachsene Harzstädtchen gelockt haben. Schon nach vierzehn Tagen, am 7. Mai – H. Wäschke hat die näheren Umstände der Berufung nach Ballenstedt aus den Akten des Herzoglichen Hausarchivs festgestellt und im 1. Jahrgang des „Zerbster Jahrbuchs" (1905) veröffentlicht – antwortete der Herzog zusagend. Da Wilhelm aber erst seine Arbeiten in Hermsdorf abschließen und als russischer Hofmaler die Erlaubnis des Zaren einholen wollte, ist seine Ernennung (mit einem Jahresgehalt von 300 Taler preuß. Courant) erst am 2. September vollzogen, nachdem er sich am Tage vorher bei dem Herzog in Ballenstedt vorgestellt hatte.

Am 17. Oktober 1833 ist dann der neue Hofmaler mit seiner Familie in Ballenstedt angekommen, das ihm zur bleibenden Heimat werden sollte und dessen Friedhof nicht nur die Gräber seiner Mutter und der ältesten Tochter Bertha birgt, sondern auf der nach dem furchtbaren Tode der Tochter Elisabeth angelegten Familienstätte auch sein eigenes und das des 42 Jahre nach ihm in Dessau verstorbenen Muhmchens. Die Mutter war zunächst in Dresden wohnen geblieben und entschloß sich erst, als sie durch die Verheiratung der Tochter Adelheid mit dem Pfarrer Julius Krummacher in Tecklenburg in Westfalen ganz vereinsamte, im Mai 1836, zu dem Sohne nach Ballenstedt überzusiedeln; im Juni 1837 ist sie dann zu ihrer Tochter nach Tecklenburg gezogen, im August 1838 jedoch nach Ballenstedt zurückgekehrt, wo sie mit ihrem alten „Minchen" in einer eigenen Wohnung dicht neben der ihres Sohnes am oberen Ende der „Allee" bis zu ihrem Tode gehaust hat. Wilhelms eigener Hausstand hat sich in der Ballenstedter Zeit noch um drei Kinder vermehrt: Adolph, der 1835 in Dresden geboren wurde, wohin zu kommen die sorgende Liebe

der Mutter Frau Julie veranlaßt hatte, Benno, geboren 1837, und als letztes ſeiner ſechs Kinder Eliſabeth, geboren 1839.

Der neue Hofmaler iſt in Ballenſtedt ſowohl bei Hofe wie von der Hofgeſellſchaft aufs freundlichſte aufgenommen worden. Das hatte wohl den Reiz der Neuheit, war aber immerhin für Wilhelm nicht leicht. Er trat als ein Fremder in doch nur beſcheidener Hofſtellung in einen geſchloſſenen Kreis ein; dazu war ihm das Hofleben im Grunde weſensfremd, die Hofetiquette hat er immer, auch noch als Kammerherr, eigentlich als Vergewaltigung empfunden. Gleich im erſten Jahre trat ein großer Wechſel ein: Herzog Alexius ſtarb im März 1834, und ihm folgte ſein einziger Sohn Alexander Carl, den Wilhelm zwar ſchon aus der Knabenzeit her kannte, der aber ſeines allmählich zur Geiſteskrankheit ſich entwickelnden Gemütszuſtandes halber nur bedingungsweiſe regierungsfähig war, ſodaß ſchon ſein Vater einen „Geheimen Konferenzrat" eingeſetzt hatte, der im Falle ſeines Ablebens die Geſchäfte der Regierung für den jungen Herzog leiten ſollte. Doch zog bald neues friſches und warmes Leben in das alte Schloß, als Alexander Carl ſich im Herbſt des gleichen Jahres mit der Prinzeſſin Friederike von Holſtein-Glücksburg vermählte. Gleich im erſten Winter hatte Wilhelm Gelegenheit, dieſe Fürſtin, der er ſpäter ſo nahetreten ſollte, näher kennen zu lernen, da er den Auftrag erhielt, ſie ſowohl als den Herzog auf Schloß Bernburg zu porträtieren.

Als Künſtler iſt Wilhelm damals wie immer im kleinen Ballenſtedt ganz vereinſamt geweſen, ohne jede Anregung von außen. Zu dem ſteten Kummer, daß ihm ſelbſt ſeine eigenen Leiſtungen als Maler nicht genügten, drückte ihn noch die Laſt, daß er gezwungen war, gerade die ihm fatale Porträtmalerei zu betreiben, um bei ſeinem unzureichenden Gehalt die nötigen Mittel zu beſchaffen, die der große Hausſtand, die geſellſchaftlichen Verpflichtungen und ſeine ſtark in Anſpruch genommene Gaſtfreundſchaft erforderten. Seine eigene Arbeit galt damals vorzugsweiſe den bibliſchen Bildern, zu deren Veröffentlichung er ſich mit ſeinem Schwiegervater zuſammengetan hatte; von dem Werke „Die Geſchichte des Reiches Gottes in Bildern mit andeutendem Text von Friedr. Ad. Krummacher" ſind 4 Hefte in Folio, jedes mit 7 Kupfertafeln, bei Baedeker in Eſſen erſchienen, das erſte 1831, die beiden folgenden 1833 und 35, das letzte 1845. Eine erfreuliche Aufgabe war es ihm auch, die in Schloß Hoym angeſammelten gegen zweihundert fürſtlichen Ahnenbilder zu ordnen und zu reſtaurieren; als er im Sommer 1838 zu dieſem Zwecke längere Zeit in dem damals nur von einem Kaſtellan bewohnten Schloſſe weilte, konnte er nicht ahnen, daß er zwanzig Jahre ſpäter als Kammerherr ſeines kranken Herzogs mit dieſem in denſelben Räumen unter den gleichen Bildern hauſen würde.

Was in Ballenſtedt vor allem ſein Herz erfreute, war der Reiz ſeiner Lage und die Schönheit ſeiner Umgebung. Angeſchmiegt an die von lauſchigen Wieſentälern durchzogenen Waldberge, nach Norden mit dem freien Blick über die Gegenſteine hinaus auf die fruchtbare Ebene, in der

Nähe des anmutigen Selketals mit dem Falkenstein und Meiseberg, Mägdesprung und dem damals gerade in seiner Blütezeit als Badeort stehenden Alexisbad, war diese nicht großartige und anspruchsvolle, sondern liebliche und schlicht harmonische, noch heute in ihrer Keuschheit fast unberührte Landschaft so recht das, was Wilhelm liebte, und darum ein Jungborn für seinen naturfreudigen und wanderfrohen Sinn.

Was ihm fehlte, war: Freunde. Das empfand er um so mehr, als er eben aus Heynitz' Freundeshaus kam, aus der Nähe Rollers und der alten Dresdener Gefährten. Sein Leben lang hatte er eigentlich immer in vertrautem Kreise gelebt, in Dresden und in Bernburg, in Estland und in Rom, in Loschwitz und in Hermsdorf; wo ihm diese wärmende Umgebung fehlte, wie in Petersburg, fühlte er sich erkältet. Jetzt lebte er unter lauter ihm innerlich Fremden; denn selbst Caroline Bardua, die einzige Ballenstedterin, die ihm aus alter Zeit nahestand, wohnte damals nicht dort, sondern in Berlin. So hatte er für sein Gemütsleben eigentlich nur die eigene Familie, und die mannigfachen Besuche der alten Freunde — der alte Volkmann kam als einer der ersten Gäste schon 1831, dann Ernst Heynitz und auf seiner Rückkehr von Rom Timoleon Neff u. a. — brachten ihm vollends zum Bewußtsein, was er jetzt entbehrte. Zwar an angenehmem geselligen Verkehr fehlte es nicht; aber es lag nicht in Wilhelms zurückhaltender, fast schüchterner Art, sich schnell innerlich näher an- und aufzuschließen. Dazu kam, daß er in den Kreisen, auf die er angewiesen war, kaum jemand fand, der für seine geistigen und zumal seine religiösen Interessen das rechte Verständnis hatte. In letzterer Hinsicht hat vielmehr der Ruf, der dem neuen Hofmaler vorausging: ein „Pietist" zu sein, in dem durchaus rationalistisch gesinnten Ballenstedt ihm offenbar von vornherein seine Stellung sogar erschwert.

So scheint es eine Art Stilleben in seiner Familie, mit seiner Arbeit und der Natur gewesen zu sein, das Wilhelm in den ersten Jahren in Ballenstedt geführt hat, ein langsames Sicheingewöhnen auf dem neuen Boden, auf den ihn sein Beruf versetzt hatte, ohne daß er bis dahin schon völlig heimisch auf ihm geworden wäre. Wenn nicht alles trügt, ist es gerade der Zeitpunkt, mit dem zufällig unsere Briefsammlung beginnt, zu dem Wilhelm feste Wurzeln in der neuen Heimat zu fassen beginnt. Das ist wohl namentlich der Freundschaft mit der neuen Hofdame der Herzogin, Julie v. Bernstorff, zu danken, durch deren Vermittelung Wilhelm nun auch der Herzogin innerlich näherzutreten begann; zu gleicher Zeit gab die Bardua, die als Gast der Herzogin in Ballenstedt weilte, die Veranlassung, daß er auch in der Hofgesellschaft zum ersten Male aus seiner Reserve hervortrat. So beginnt jetzt die Periode seines Lebens, in der er in der neuen Heimat völlig heimisch wird und auch in seiner Weltanschauung nach heißem Ringen zu einer selbständigen Überzeugung durchdringt. Mit diesen Andeutungen betreten wir bereits den Boden des Inhalts unserer Briefe, in denen der Alte Mann nun sein weiteres Leben selbst folgendermaßen erzählt:

Der Bruder Gerhard.

Nach einer Zeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Als Fritz Krummacher Dein Bild sah, schwoll er dick an und rief mit seiner Donnerstimme: ‚Herr, welch ein Prachtkopf! Wer ist der Kerl?' Ich sagte, es wäre mein Bruder. Da lobte er Dich sehr, daß Du so einen Kopp hättest."

31. Mai 1814.

Das einzige erhaltene Couvert der Briefe Wilhelms an seinen Bruder Gerhard.

I.

Feste Wurzeln in der neuen Heimat.

Ballenstädt, am 3. Oct. 1840.

Mein lieber ferner Bruder und bester Freund!

Ich habe Dir unerhört lange nicht geschrieben. Zu entschuldigen bin ich vielleicht durch den unaufhörlichen Besuch, durch den mich Gott seit einem halben Jahr versucht hat. Unsere heutige Losung lautet: „Du suchst mich heim mit Leiden ohne Zahl"; wenn ich für „Leiden" „Leuten" setze, paßt dies noch besser auf mich. Es ist doch merkwürdig: wen die Götter zu einem Gast prädestiniert haben, dem haben sie auch etwas von der Heuschreckennatur eingeschaffen, die sich nur massenweis am Platze fühlt.

Den Beginn der Sommerbesuche machte unser lieber Oncle Carl Zöge. Mit ihm reiste ich nach Dresden und besuchte von da aus auch den alten Roller. Wie es mir in Dresden ums Herz war, mein alter Gerhard, das ist unmöglich auszusprechen; ganz unbeschreiblich wehmütig. Ebenso in Loschwitz, ich konnte mich kaum halten, die Erinnerungen stürmten zu mächtig auf mich ein. O goldene Zeit! Wie fürchterlich enttäuscht das Leben die Poesie der Jugend! Klug wird man in der Regel erst dann, wenn man es nicht mehr braucht, und dann ist's ein Schatz, der sich nicht vererben läßt. Was gäbe ich darum, einmal mit Dir Dresden zu durchstreifen! Es war keiner mit mir, der empfinden konnte, was in mir vorging.

Mein Aufenthalt bei Roller[1] dauerte sechs Tage. Du wirst wohl begreifen, wie rührend mir das alte Lausa war. Alles beim alten, nur daß der Tod die Zahl der Geschwister auf drei beschränkt hat. Roller unverändert, wie wir ihn immer gekannt haben, zu gleicher Zeit unbeschreiblich liebenswürdig und ganz unausstehlich, voll Geist und voller Torheit. Wir spielten fast jede Nacht bis 2 Uhr Schach. Ich schlief mit in Rollers Kammer, wo noch immer die vierzehnerlei Gerüche sind; sogar am Fenster noch das Ledertäschchen mit den Brillengläsern. Dein Baum im Garten ist gewaltig geworden und voller Früchte; am sogenannten Wasserfall arbeitet noch immer der von Dir geschnitzte Drehmann in der Mühle. Roller sagte, Du hättest drei Perioden gehabt, die ihm eindrücklich geblieben. In der ersten hättest Du Dich auf den Hof gestellt und ein Huhn in den

[1] David Samuel Roller (1777—1850), Pfarrer zu Lausa mit Hermsdorf (bei Dresden). In Lausa wurde Wilh. v. K. wie auch sein Bruder zur Konfirmation vorbereitet (vgl. Jug.-Er. V u. VII, 2 u. 7). Rollers Lebensbild schrieb sein Amtsnachfolger A. H. Rühle (Leipzig 1878).

Sand gezeichnet, fast zu natürlich mit einem dicken Hinterteil; in der zweiten hättest Du den Drehmann geschnitzelt, und in der dritten hättest Du Russisch und Estnisch gesprochen. „Grüße mir nur den Tappe [Spitzname, den Roller dem jungen Gerhard gegeben] recht herzlich", trug er mir auf. Ich mußte seine Beine messen und urteilen, ob Länge und Breite proportionierlich wären, weil er noch zu heiraten gedenkt. Der Gottesdienst war mir ungemein ergreifend, Roller ließ mir zuliebe die schönsten Lieder singen. Es war mir, als träumte ich von vergangenen Tagen und müßte mancher noch am Leben sein, der längst schläft. Dieser alte Roller hat doch mächtig in mein Leben eingegriffen. Obgleich er mir eigentlich nur geschadet hat, habe ich ihn doch herzlich lieb, würde ihm aber gewiß nie ein Kind anvertrauen. Er steht jetzt sehr verlassen und einsam da.

Bei meiner Rückkehr fand ich den Pastor Treviranus aus Bremen in meinem Hause vor, der ungefähr sechs Tage blieb. Hierauf kam Caroline Vardua mit ihrer Schwester Minchen; wir hatten uns seit beinah zwanzig Jahren nicht gesehen, holten es aber nun gründlich nach. Der alte Zezschwitz kam mit seiner Frau auf einige Tage und verlangte natürlich alle Beachtung, dann mein Schwiegervater aus Bremen, hierauf unsere Schwester Adelheid, die noch mit zwei Kindern hier ist und bei Mutter wohnt, jedoch, wie Du Dir denken kannst, reichlich oft bei uns aus und ein geht. Dazwischen der Bruder von Prof. Hengstenberg, Student, ein paar Tage. Dann Schwager Julius, um Adelheid abzuholen. Sobald Adelheid fort ist, müssen wir den Schwager Natorp erwarten. Außerdem ist Otto [Zöge v. Manteuffel, Sohn des Onkels Karl; er genoß als angehender Maler den Unterricht K.s] unser ständiger Hausgast. Die früheren Sommer sind uns zu einsam verstrichen, dieser zu gesellig. Wie sehr würde man sich der Besuchenden freuen, wenn sie einzeln kämen! Daß sie sich aber immer lawinenartig anballen, darin liegt auch ein Beweis für die Existenz und Wirksamkeit des Teufels.

Unser lieber Atti[1] kam uns hier gänzlich unerwartet an. Er hatte eine Erholung nötig, da er durch einen heftigen Kirchenstreit in Bremen gewaltig affiziert war. Unser Schwager Fritz hat nämlich als Gast auf der Kanzel seines Vaters eine Predigt über das Jüngste Gericht gehalten, durch die ein Teil der Gemeinde so erbittert war, daß sie sich mit 42 Unterschriften, die Bauherren an der Spitze, an den Vater mit der Bitte wandten, er möge seinen Sohn nicht wieder predigen lassen, um Spaltungen und Unheil in der Gemeinde zu verhüten. Der Alte antwortete, die Predigt sei gut gewesen und habe auch gerade die richtige Wirkung gehabt, denn das Christentum müsse rumoren. Fritz trat nun, ohne daß sein

[1] Den Namen „Atti" (alemannisch = Vater), der dann im Familien- und Freundeskreise allgemein üblich wurde, hat Wilh. v. K. geprägt, als er 1817 als Bernburger Gymnasiast im Hause des späteren Schwiegervaters lebte und den verehrten Gönner weder als Vater anzureden wagte noch bloß „Herr Doktor" nennen mochte (vgl. Jug.-Er. VI, 3.).

Vater ihm von dem Wunſche der Zweiundvierzig geſagt hatte, am nächſten Sonntage wieder auf mit dem herausfordernden Text: Gal. 1, 8 [Aber ſo auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben — der ſei verflucht!]. Dieſe Predigt iſt nun freilich in einem ſo animoſen Tone verfaßt, daß ihre Heftigkeit und beſonders die Liebloſigkeit des Ausdrucks ſogar von vielen, die Fritzens Glauben teilen, getadelt wird. Gegen dieſe Predigt erhob ſich eine wütende Oppoſition; beſonders ſchäumten Vaters beide Collegen, die, weil ſie Rationaliſten ſind, durch Fritzens Worte ſich verflucht fanden; und allerdings hat auch Fritz dieſe beiden recht namentlich im Auge gehabt. Der bedeutendere unter ihnen, Paniel, trat mit drei Controverspredigten gegen Fritz auf, die einem wäſſerigen Fußbade gleichen würden, wenn ſie nicht durch Gift und Galle gepfeffert wären. Durch Schriften für und wider ſtieg die Erbitterung und der offene Haß nun immer höher, und die Stellung des armen Vaters ward dadurch in Bremen ſo unbequem, daß eine Reiſe und Zerſtreuung für ihn durchaus notwendig wurde. Er lebte hier bei uns ganz ſtill, ich formte ſeine Büſte aus Ton, wir laſen ihm vor, machten kleine Spaziergänge, rauchten und plauderten, bis er nach drei Wochen ſich ſelbſt wieder nach ſeinen Geſchäften ſehnte und davonzog.

11. Oct. 1840. Der Streit, den Fritz in Bremen erregt hat, gewinnt immer mehr Breite. Vor mir liegt ein ganzer Stoß Broſchüren, leider aber immer die Hauptſchrift noch nicht, Fritzens Verteidigung gegen Paniel. Es iſt ſchade, daß von beiden Seiten mit ſo viel Anzüglichkeit und ſo perſönlich beleidigend geſtritten wird. Als Geiſtlicher hat Fritz recht, denn er glaubt, was ſeine Kirche glaubt; ob er als Chriſt recht hat, iſt mir nicht ausgemacht. Jedenfalls mangelt ſeiner Predigt das eigentümliche chriſtliche Gepräge von Liebe und Erbarmen und wäre darum, auch wenn ſie lauter Chriſtentum enthielte, doch nicht chriſtlich.

Nun iſt auch noch die ſelige Dora Heynitz[1] hier angekommen. Ich nenne ſie ſelig, nicht weil ſie ihrer vielen Vorzüge wegen ſelig zu preiſen iſt, ſondern weil ich glaube, daß ſie ſchon vor ihrer Geburt geſtorben iſt, wenigſtens war ſie von jeher das, was die Leute tot nennen. Und doch hat ſie mehr Leben als viele Leute, denn ſie lebt heimlich in Gott. Obgleich ſie nun nicht die Gewohnheit hat, zu ſprechen und nur die giftigſte Verleumdung ihre Zunge den unruhigen Übeln beizählen dürfte, ſo glaube ich doch, daß ihre Gegenwart für Mutter, für die ſie ein Geſicht aus guter

[1] Theodora v. Heynitz (1808—91), Tochter des ſächſ. Amtshauptmanns v. H. auf Königshain bei Görlitz, in deſſen Hauſe Noller Hauslehrer war, und Schweſter des mit K. nahe befreundeten Ernſt v. H. (1801—61, geſt. auf Heynitz bei Meißen), der 1824—37 die früher Dohnaſche Herrſchaft Hermsdorf beſaß und hier W. v. K. mit ſeiner Familie von 1830 bis zur Überſiedelung nach Ballenſtädt ein gaſtliches Heim bereitete. Dora v. H. lebte bei ihrem älteſten Bruder Karl (ſ. ſein und ſeiner Familie Bild von W. v. K.s Hand im Städtiſchen Muſeum zu Dresden) auf Königshain, heiratete nach deſſen Tode (1859) den langjährigen dortigen Paſtor Göbel und lebte dann als Witwe in Niesky und Gnadenberg.

alter Zeit ist und die gern passive Leute um sich hat, jetzt eine wahre Freude und Trost ist.

16. Oct. 1840. Was denkst Du denn von mir, daß Du glaubst, Du müßtest mir Späße schreiben?! Schreibe doch, was Du willst und wonach Dich die Ohren jucken! Ich bat Dich nur deshalb um Details, um Bilder aus Deinem Leben zu bekommen. Dazu braucht man gar nichts Sonderliches zu erleben. Wüßtest Du auch gar nichts anderes, als daß eine Bachstelze mit dem Sterz gewackelt hat, so bin ich schon entzückt, weil Du bewirkt hast, daß ich mit Dir dasselbe sehe. Oder es sticht einen etwa ein Floh und man fängt denselben und knackt ihn; dieses deutlich und wahr beschrieben, kann höchst interessant sein. Du erlebst reichlich soviel als ich, und wenn Du mir erzählst, daß Du durch den Tannenwald geritten bist mit Deiner Pfeife und hast die dunklen Bäume angestarrt und den hellen Schnee, so ist mir das unerhörter und interessanter, als es Dir sein kann, wenn ich Dir erzähle, daß ich in der Komödie gewesen bin oder bei Hofe Austern gegessen habe. Unser Briefwechsel behalte seinen eigentümlichen Charakter eines zutraulichen Geschwätzes bei einer Pfeife, wo tausend von kleinen Gedanken und Begebenheiten, derentwegen niemand eine Feder ansetzen würde, ihren Platz finden. Briefe müssen vorzugsweise Berichte sein, versteht sich: gewürzt mit der Quintessenz dessen, was inwendig im Geiste vorgeht. Dahin gehört auch die üble Laune, das muß alles mit in den Brief hineinfahren, wie die Koloquinten[1] in den Hasenpfeffer.

Couvert[2]. Morgen abend werden es schon sieben Jahre, daß ich in Ballenstädt mit den Meinigen ankam. Wo blieb die Zeit?!

*

Ballenstädt, am 26. Jan. 1841. Wegen Mutter war ich sehr ernstlich besorgt und fürchtete, sie würde das Frühjahr nicht erleben. Jetzt aber erholt sie sich, obgleich noch bettlägerig, Gott sei Dank doch wieder. Nun hoffe ich zuversichtlich, daß sie uns erhalten bleibt und noch freudige Tage sehen soll. Dein Brief entlockte ihr Freudentränen.

Heute bleibt mir nur noch ein Stündchen, mit Dir zu schwatzen, dann muß ich mit dem Hofe eine solenne Schlittenfahrt nach dem Alexisbade machen, um dort zu dinieren. Da geht der ganze Tag drauf. Es ist ein unangenehmes Stück Arbeit, weil die Damen mitfahren, welche hier mit sehr geringen Ausnahmen mehr oder minder albern sind und doch unterhalten werden müssen. Es wird sich ja auch das überstehen lassen. Ich wünschte, es gäbe gar keine Vergnügen in der Welt, außer dem, das sich ungesucht findet. Es lebt hier niemand so zurückgezogen wie wir, und doch braust uns zuweilen der Kopf vom Trubel der Gesellschaften. Hier in Ballenstädt kann man vom vielen Lachen ordentlich breite Mäuler

[1] Getrocknete bittere Beerenfrüchte.

[2] Unter Couvert verstand man damals das letzte Blatt des Briefbogens, das zusammengefaltet die Briefhülle bildete und die Adresse trug. Der auf der Rückseite der Adresse befindliche leere Raum wurde oft zu nachträglichen Mitteilungen benutzt.

bekommen. Bei den Hofdamen haben ſich die Mundwinkel ſchon ſo in die Höhe gewöhnt, daß ſie auch beim Weinen aufwärts gehen. Durch den Hof bin ich jetzt weniger geniert als früher, da es mir gelungen iſt, den Hofmarſchall zu bewegen, mir feſte Tage zu geben, wo ich, ohne eingeladen zu werden, ein für allemal zur Tafel komme, und zwar nur zweimal in der Woche; auf dieſe Weiſe inkommodiert es mich wenig, da ich es die ganze Woche voraus weiß.

Dazu, daß ich mich jetzt hier in Ballenſtädt ſo wohl fühle wie noch nie, trägt auch eine neue chriſtliche Gemeinſchaft bei, die wir hier gefunden haben. Vor einem Vierteljahr langte eine neue Hofdame aus Holſtein hier an, Fräulein v. Bernſtorff[1], eine Dame in den vierziger Jahren, welche unſere Herzogin erzogen hat und ſie ſo zärtlich liebt, daß ſie ihre angenehme Häuslichkeit in Holſtein verließ, bloß um der Herzogin hier zum Troſt zu ſein. Sie warf alsbald die Angel nach uns aus, und wir erkannten in ihr eine weit geförderte chriſtliche Seele. Bald nach ihrer Ankunft wurde ſie ſchwer krank, und es iſt immer noch zweifelhaft, ob ſie durchkommen wird. Ihr Verluſt wäre für die Herzogin unerſetzlich, die mit ihr ihre beſte und allertreueſte Freundin verlöre. Sie ſieht ſchon ganz wie eine Leiche aus und iſt ſo mager wie der Tod. Ihr Krankenlager iſt für uns ſegensreich geworden. Es iſt etwas Großes, zu ſehen, wie glückſelig ein Chriſt unter ſo ſchweren leiblichen Leiden ſein kann. Julchen und ich bringen öfter den Abend bei ihr zu; es iſt rührend, welche außerordentliche Freude ſich jedesmal auf ihrem Geſichte malt, wenn wir eintreten.

An unſeren geiſtlichen Unterhaltungen nimmt häufig auch die Herzogin[2] teil. Sie ſpricht ſich hier ganz offen und einfach aus, voller Liebe zum Evangelium und voll Teilnahme für alles, was im kirchlichen Leben ſich bewegt und geſchieht. Dabei habe ich die Herzogin erſt recht kennen gelernt und geſehen, welch ein ſchöner Grund in ihr liegt, wie ernſt ſie iſt und wie ſehr das moderne, unruhige und vergnügungsſüchtige Weſen, das mir an ihr zuwider iſt, nur an der Oberfläche hängt. Die Herzogin zieht uns jetzt auch bisweilen in ihre eigenen Abendzirkel. Bei der Bernſtorff trifft mit uns öfters noch eine Geſellſchafterin der Herzogin, die Frau Dr. Valentiner[3], zuſammen, welche auch gläubig geworden iſt. Sie wurde vorzüglich gewonnen durch die Liebe, die Julchen einmal ihren verlaſſenen Kindern erwies, als die Mutter ſehr ſchwer krank war. Dadurch wurde ſie veranlaßt, unſer „Pietiſtenhaus" zu betreten, und alsbald angeſteckt vom Hauche des Lebens.

---

[1] Julie v. Bernſtorff (1801—71); auf ihrem Grabſtein auf dem Friedhof in Ballenſtädt ſteht „Stiftsdame von Preetz".

[2] Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg (1811—1902), geb. Prinzeſſin von Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, ſeit 1834 vermählt mit Herzog Alexander Carl.

[3] Witwe eines früh verſtorbenen Arztes in Huſum, geb. v. Wardenburg, trat 1835 in den perſönlichen Dienſt der Herzogin, Mutter der im folgenden oft genannten Line und Tille, die bei Kügelgens wie Kind im Hauſe waren.

Es iſt doch ſchade, mein lieber Bruder und beſter Freund, daß wir beide uns in theologicis nicht recht verſtändigen können und ſo oft aneinander vorbeihauen. Um aus dieſem entſetzlichen Wirrwarr herauszukommen, laß uns das Chriſtentum auseinanderlegen in den religiöſen Inhalt und ſeine Form. Was nun jenen anbelangt, ſo haben wir ihn beide gleich, mit dem Unterſchiede, daß Du die ſittliche Kraft im Menſchen leugneſt und ich ſie behaupte — Du auf Grund der Schrift und ich auf Grund der Schrift, Du aus Erfahrung und ich aus Erfahrung, Du vielleicht aus einer Beſcheidenheit und ich aus einer Notwendigkeit des Denkens. Was mir aber immer untergeſchoben wird, als wollte ich mir die Seligkeit verdienen, das iſt nicht wahr, das habe ich nirgends behauptet. Auch ich weiß, daß ich nichts habe und bin ohne von Gott. Ich habe ungefähr Terſteegens Anſicht, der freilich von den meiſten Theologen für einen Ketzer gehalten wurde, und Du haſt die Zinzendorfſche oder Herrnhutiſche.

Was aber die Form anbelangt, ſo wünſchte ich, ich könnte Deine fröhliche Gewißheit teilen. Das, woran ich zweifle, iſt nicht die Hand deſſen, der mich führt und hält, aber ich kann nicht an die übernatürliche Offenbarung glauben. Der Grund, der mich daran hindert, iſt die Heilige Schrift ſelbſt, in der ich ſo viel Widerſprüche finde, daß ich von der wörtlichen Inſpiration durchaus abſehen muß. Erſt ſeit kurzem, ſeitdem ich mit mir ganz einig bin, ſie nicht mehr für inſpiriert zu halten, habe ich wirkliche Erbauung vom Leſen der Heil. Schrift. Darin fühle ich mich mit den gläubigen Chriſten eins und verbrüdert, aber ich kann das Chriſtentum nicht begründen, wie es die meiſten von ihnen tun, und würde mir die Kirche das zumuten, ſo würde ich ſie verlaſſen. Entweder muß man gar nicht denken, a priori jeden Gedanken abweiſen wie ein Türke und glauben wie ein Stock, oder aber man muß ordentlich denken, nach der Schnur, und dann dieſen Gedanken folgen. Mich dünkt, das chriſtliche Bewußtſein iſt der beſte Schlüſſel zur Heil. Schrift. Wer das nicht hat, weiß nicht, was er lieſt; wer es aber hat, der weiß nicht nur, was er lieſt, ſondern er weiß ſich auch frei gegenüber dem Wortlaut und kann es auch ſagen, wenn er ſich nicht gebunden fühlt durch allerlei mangelhafte Ausdrücke der Schrift ſelbſt, die er alle für Worte Gottes halten ſoll und die doch nicht zueinander paſſen.

Gegen Dich, mein treueſter Bruder, ſpreche ich mich ſo offen aus und enthalte Dir meine geheimſten Zweifel nicht vor, aber öffentlich bekennen kann ich dieſe nicht, weil es unter Tauſenden kaum Einer verſtehen würde, daß ich an der übernatürlichen Offenbarung zweifle und doch das Chriſtentum, das ich für die einzig mögliche populäre Form der Gotteserkenntnis halte, froh und frei als meinen Glauben bekenne, weil ich ja doch den eigentlichen Inhalt glaube. Deswegen gelte ich hier auch allgemein für einen Pietiſten.

Ich wollte, lieber Bruder, ich hätte Deinen feſten Glauben — aber Gott wird wohl wiſſen, was er einem jeden gibt, und er demütigt mich

durch Ungewißheit, wo er Dich erhebt und stärkt durch eine selige Gewißheit. Die Ungewißheit aber, in welcher ich stecke, hat mir eine Frucht getragen, welche der Glaube, den ich früher hatte, mir verweigerte: ich bin duldsamer geworden gegenüber fremden Ansichten, und auf diese Weise bin ich mit meinem Herzen meinen Brüdern im allgemeinen nähergetreten, wenn sich auch die Einzelliebe, die ich früher zu den Bekennern Jesu hatte, dabei etwas vermindert hat. Nur wo ich Herzlosigkeit, Hoffart und Härte mit dem Glauben renommieren sehe, da empört sich mein ganzes Gemüt. Ich gehöre keiner Partei mehr an und fühle mich nicht mehr angezogen durch Bekenntnisse der Lippen, wohl aber durch Zeugnisse, die mich auf ein Herz schließen lassen. Vielleicht würde diese Frucht mir auch bleiben, wenn Gott mir meinen früheren Glauben wieder schenkte — er mache es aber mit mir, wie es ihm gefällt; und selbst wenn er mich wollte sterben lassen mit der großen Frage auf den Lippen, so wollte ich ihm doch stillehalten.

27. Jan. 1841. So weit schrieb ich gestern, dann mußte ich zu der bevorstehenden Parade. Um 11 Uhr ging ich von Hause fort, und erst abends um zehn wurde ich wieder mein eigener Herr. Für jüngere Leute mag dergleichen Pomp recht interessant sein, ich aber vergnüge mich wenig an dem, was andere Vergnügen nennen. Die eingeladenen Herren versammeln sich auf dem Schloß, die Schlitten stehen, alle mit Vorreitern in großer Gala, auf dem Schloßhof. Sobald die Herrschaften kommen, ziehen alle Herren aus silbernem Becher die Namen ihrer Damen, werfen sich dann in die Schlitten, der Jockei mit Hetzpeitsche voraus, und jeder holt seine Dame aus ihrer Wohnung in der Stadt ab. Auf dem Platz vor der Reitbahn versammelten wir uns unter Hornmusik. Wenn sich hier der Zug geordnet hat, so geht's fort, voran der große Musikantenschlitten, mit 20 Hornisten besetzt. Die roten Jacken der Jockeis, ihre Silbertressen, glänzendweißen Lederhosen und reichen Mützen, die bunten Federn und Roßschweife auf den Pferden, die bunten Decken, die schönen Glocken- und Schellenbehänge, das Gold und die Farben der vielen kleinen Schlitten, dies alles gewährt an einem sonnigen Wintertage einen sehr hübschen Anblick. Bei Wendungen des Weges sah der Zug zauberhaft aus in seiner eiligen Bewegung.

Wir fuhren durch das Gatter über den Mägdesprung nach Alexisbad. Hier mußten wir gleich wieder die ekligen Damen zu Tische führen. Hungrig war man wie ein Wolf, und wieviel Champagner getrunken wurde, ist gar nicht zu sagen. Ich war recht heiter, weil mich der Gedanke, daß auch dieses Vergnügen ein Ende nehmen würde, aufrecht hielt. Nach Tische, als das Geschwätz im schönsten Zuge war, schlich ich mich durch eine Hintertüre fort, suchte mir einen warmen Winkel und fing an zu rauchen. „O, wie wohl ist's dem Manne", sagt Roller, „wenn er mit seiner Pfeife allein ist!" Auf einmal kam der Hofmarschall: „Herrje, Alterchen, Sie rauchen! Das ist zu arg!" Ich frug ihn, ob er nicht auch wolle, und gab ihm eine Zigarre, die er sogleich andampfte — und nun

kam einer nach dem andern, alle rauchten, man ward ungemein vergnügt, und Hof und Damen und Schlitten und alles war vergeſſen, bis ein Kammerdiener uns meldete, daß der Herzog eben in den Schlitten ſteige. Da flogen alle Zigarren zum Fenſter hinaus und jeder verſchlang im Hinuntergehen noch ſchnell ein Stückchen Vidiverd, ein Würzelchen, welches auf der Stelle allen Tabaksgeruch gänzlich vernichtet. Dann mußte ich noch den ganzen Abend auf dem Schloſſe bleiben. –

Der Paſtor Treviranus hat mir aus Bremen 500 Havannazigarren zum Geſchenk gemacht. Wärſt Du hier, ſo wollten wir rauchen, daß die Fenſter platzten! Es iſt eine deliziöſe Wohltat für Nüſtern und Gaumen, aber ich kann ſie unmöglich aufheben, bis Du kommſt, denn meine Freunde ſind wie die Raben dahinterher. Auf den 6. Februar, Vaters Geburtstag, haben wir eine totale Mondfinſternis und wollen aufbleiben. Willſt Du ſie nicht auch genießen? Vielleicht ſpiegelt ſich Dein fettes Antlitz im Monde, daß ich Dich ſehen könnte.

*

Ballenſtädt, am 12. Mai 1841. Ich ſchrieb Dir lange nicht, aber ich habe wieder ein Heidenleben geführt, bin wenig zu Hauſe und zu Hauſe nie allein geweſen. In den letzten Tagen des März ward ich nach Hohenerrleben zu dem Landrat v. Krosigk gerufen. Von dort bin ich erſt Anfang Mai zurückgekommen und hatte hier ſogleich den Schwager Emil Krummacher und dann den Vater Volkmann[1] zu empfangen, welcher noch bei mir iſt.

In Hohenerrleben malte ich vom Morgen bis zum Abend, dann wurde Schach geſpielt, ſpaziert, gegeſſen und getrunken, und vor 11 Uhr abends war ich nie mein eigener Herr. Ich habe dort Porträts gemalt, die mir ganz wohl gelungen ſind. Der Landrat und die Landrätin ſind chriſtliche Leute, und von ihnen geht ein Schein aus auf die ganze Familie, die ſehr zahlreich iſt und aus elf Kindern und zwei Tanten beſteht. Trotzdem die Familie chriſtlich iſt, iſt ſie doch auf Fis-Dur geſtimmt, d. h. von übermäßig luſtiger und lebensfroher Art. Die drei älteſten Töchter ſind erwachſen und ganz ausgezeichnet. Die älteſte ein Genie und Schriftſtellerin, außerordentlich geiſtreich und begabt, die dritte iſt ſchön und daher auch ſchon Braut, obgleich erſt 17 Jahre alt; ihren Bräutigam, einen jungen Herrn v. Veltheim, welcher die ganze Zeit anweſend war, habe ich ſehr lieb gewonnen, wie ich mich überhaupt freue, dieſem Hauſe als befreundet mich anſehen zu können. Es iſt die einzige gläubige Familie im ganzen Lande, die mir bekannt iſt, und wenn ich auch ſelbſt kein

[1] Der alte Freund des Elternhauſes Dr. jur. Wilh. Volkmann (1772—1856), Senator in Leipzig, als Ratsdeputierter oft in Dresden; vgl. Jug.-Er. I, 5 und den Briefwechſel im „Lebensbild“ (Stuttgart, Belſer) der Mutter K.s. Volkmanns Sohn Alfred, der Hallenſer Phyſiolog, war der Jugendgeſpiele und Lebensfreund Kügelgens, ſeine Tochter Klara war mit dem Leipziger Naturphiloſophen Theod. Fechner verheiratet. Alfreds Sohn Richard, der bekannte Hallenſer Chirurg, beriet Kügelgen in ſeiner letzten Krankheit.

großer Glaubensheld bin, ſo liebe ich doch, an anderen das zu finden, was mir ſelbſt abgeht.

So ſchön es in Hohenerxleben auch war, ſo ſehnte ich mich doch ſchmerzlich nach den Meinigen zurück. Um das Nachhauſekommen recht zu genießen, machte ich den Rückweg hierher zu Fuß. Das war einer der ſchönſten Tage meines Lebens. Ich ging in aller Frühe dort ab, über blumige Wieſen, durch duftende Birkenwäldchen, bis um 7 Uhr der ganze Harz in dunkelblauer Farbe vor meinen Augen lag: der Brocken mit ſeiner Schneekrone in der Mitte und Ballenſtädt in weiter Ferne als ein glänzender, ſchneeweißer Stern. Dieſe entzückende Ausſicht behielt ich nun immer im Auge, bis ich endlich um 1 Uhr nachmittag in meinem Hauſe einrückte. Julchen ſaß ſchlafend in der Kanapee-Ecke, und ich ſetzte mich ihr gerade auf den Schoß. Dann nahm der verſchmachtete Wanderer eine ganze Suppenterrine voll Bierkaltſchale zu ſich.

13. Mai 1841. Ich habe jetzt eine unruhige Zeit. Volkmann iſt da, und Emil, welcher nach Dresden reiſte, erwarten wir alle Tage zurück. Er will dann Julchen nach Weſtfalen mitnehmen, welche dort alle ihre Geſchwiſter beſuchen ſoll und auch nach Bremen gehen wird. Ich bleibe dann allein mit allen Kindern zurück. Die Erwartung eines ſo großen Unglückes läßt mich, wie Du Dir denken kannſt, zu keinem rechten Frieden kommen. Verhindern möchte ich dieſe Reiſe nicht, weil die Eltern von Bremen fortwährend an meiner Frau zerren und weil einmal die Unvernunft die Welt regiert. Auch hoffe ich, daß dieſe Reiſe Julchen körperlich recht wohl tun wird, die, wenn ſie auch nicht gerade krank iſt, doch ſo entſetzlich mager wird, daß ich mich darüber ängſtigen könnte. Ein Herumfahren mit freudigen Erwartungen macht in der Regel fett, und überdem iſt ihr Bruder Eduard in Bremen Arzt und kann mit Fleiß ſeine ſchöne Kunſt an ſeiner Schweſter verſuchen. Auch bedarf der alte Vater der Freude, da die kirchliche Differenz mit Dr. Paniel ihn ſehr niederbeugt. Der Streit zwiſchen Fritz und Paniel brennt noch lichterloh, und ſie verdammen ſich gegenſeitig und beſchimpfen ſich aufs äußerſte zur Ehre Gottes.

Zu den Beſuchen, die ich habe, und zu der Abreiſe meiner Frau kommt noch die Hofunruhe. Die Prinzeß Friedrich[1] iſt jetzt hier mit einem Teil ihres Hofſtaates und macht uns viel Beſchwerde mit Eſſen und Trinken und Kleideranziehen. Das ewige Waſchen, Raſieren, Kämmen und Zuſammenſuchen der Weſten, Stiefel und Hoſen wäre wirklich genug, um einen vernünftigen Menſchen ins Kloſter zu treiben, wo jeder ſeinen Leib vergeſſen kann. Unſere vortreffliche Freundin Bernſtorff iſt vor einigen Tagen hier abgereiſt, um in Bernburg eine homöopathiſche Kur zu brauchen. Obgleich mir dieſer Umſtand mancherlei Frackanziehen erſpart, ſo werde ich doch den Abend vermiſſen, den wir wöchentlich bei ihr

[1] Die einzige Schweſter des Herzogs, Luiſe (1799—1882), war ſeit 1817 vermählt mit dem Prinzen Friedrich von Preußen, einem Brudersſohn des Königs Friedrich Wilhelm III.

zuzubringen pflegten. Sie nahm Abſchied von uns wie von Leuten, die man vielleicht nicht wiederſehen wird.

17. Mai 1841. So lange habe ich nun wieder pauſieren müſſen, da es ſo unerhörte Unruhe in meinem Häuschen gab. Emil kam von Dresden zurück und brachte noch einen Freund mit, ſodaß ich mein Zimmer räumen mußte und von allen meinen Sachen getrennt war. Dabei blieb es immer ungewiß, wann ſie eigentlich wieder abreiſen wollten, es wurden Partien und Beſuche gemacht, und Julchen mußte packen und ihr Haus beſcheiden. Endlich reiſten ſie geſtern mittag von dannen und ließen mich mit Volkmann, allen Kindern und in unendlicher Wehmut zurück. Meine Frau reiſte ab, gerade während ich bei Tafel war, und ſo kam ich denn vom Schloſſe zurück in das verwaiſte Neſt. Ich machte mit fünf meiner kleinen Plagen einen weiten Gang durch den herrlichen grünen Wald und verbrachte dann die Teeſtunde mit Volkmann bei Mutter.

Mit Mutter iſt es immer beim alten, doch belebt die ſchöne Sommerwärme, die wir ſeit Mitte April haben (ſodaß am 7. Mai die Eichen ſchon vollen Schatten gaben), ſie ſichtlich, und ſie iſt äußerſt lebendig. Selten, ſehr ſelten freilich läßt ſie ſich auf ihrem Rollſtuhl in den Vorſaal nach dem Nordfenſter fahren und erquickt ſich an der weiten Ausſicht auf die Gegenſteine und auf den blühenden Garten. — Ach, es iſt doch ein elend Ding, wenn die Hausfrau fehlt, unheimlich im ganzen Hauſe! Jetzt eben iſt ſie in Heſſiſch-Oldendorf, wo die Poſt Mittag macht, und denkt gewiß an ihr Häuflein Würmer zu Hauſe.

Du äußerſt Deine Verwunderung, daß es ſo ſehr viel mehr gläubige Weiber als Männer gibt. Ich glaube, daß das Verhältnis wie 10 zu 1 iſt. Hier in Ballenſtädt kenne ich zehn gläubige oder doch halbwegs gläubige Frauen und nur einen gläubigen Mann, und dieſer eine iſt ein Ungläubiger, nämlich ich. Ich glaube, die Urſache liegt darin, daß die Weiber Autoritätsmenſchen ſind, die auf die Autorität einiger Männer hin, die ihnen gefallen oder imponieren, glauben, da ſie ſelbſt unfähig ſind, zu prüfen. Die Männer aber, welche einen ſelbſttätigen Verſtand haben, können, wenn ſie wirklich Männer ſind, weder auf Luthers, noch Auguſtins, noch Paulus' Autorität hin glauben, ſondern ſie prüfen und verſuchen, praktiſch und theoretiſch, und da zerprüfen ſie den Glauben denn gewöhnlich ſo, daß nichts übrigbleibt. Dies bezieht ſich jedoch nur auf die poſitiven Glaubensſätze, keineswegs aber auf jene gute Zuverſicht zu Gott, welche auch ohne Glauben an die Dogmen beſtehen kann und worin die Männer es den Weibern oft zuvortun — oft ſogenannte Ketzer gläubigen Weibern.

19. Mai 1841. Es iſt himmliſches Wetter, unvergleichlich, ſoeben die Luft gekühlt durch ein Gewitter, die Bäume und Kräuter balſamiſche Würze duftend; wärſt Du hier, ſo wollten wir die Backen aneinanderreiben wie die Pferde, wenn ſie es wohlmeinen. Der alte Volkmann ſitzt in der Nebenſtube, raucht ſein Nachmittagspfeifchen und iſt vertieft in theologiſche Studia, zu welchem Behufe er ſich eine Menge Bücher mitgebracht hat. An wohlwollend freundlich-chriſtlicher Geſinnung iſt er

ein Held, ein alter, geduldiger Kreuzträger. In unſeren Anſichten ſind wir ziemlich weit auseinander und daher in fortwährendem Disput begriffen, nichtsdeſtoweniger aber doch gute Freunde. Mutter hat uns, ſeitdem Julchen fort iſt, alle Tage zum Eſſen eingeladen, und Minchen leiſtet wahre Wunder der Kochkunſt in Dampfnudeln und Omeletten.

Couvert. Mein Freund Gutſchmidt iſt, weil er in Dresden im Winter zu ſehr gefroren hat, nach Kairo gezogen, wie mir ſein geſtern empfangener Abſchiedsbrief meldet. Das iſt Geſchmackſache. Fahre wohl, Gutſchmidt, ich beneide Dir nicht. Nach Florenz möchte ich wohl auch gerne ziehen, wenn es in Deutſchland läge.

*

Vallenſtädt, am 1. Sept. 1841. Dein Brief vom 7. Juli hat mich ſo wehmütig und ſo froh geſtimmt – ich habe ziemlich verknöcherte Augen, aber Deine Briefe entlocken mir doch oft Tränen. Ich fing ſofort an, ihn zu beantworten, ſchrieb bis zum 12. Aug. eifrig fort und wartete ſeitdem auf Julchens Beitrag, welche mitſchreiben wollte, bis ich endlich heute meinen altgewordenen, abgelebten Brief wieder durchlas und ihn dann in den Ofen warf nebſt einer gehörigen Lunte. Die Briefe nach Rußland ſind zu lang, um ſie in einem Zuge zu vollenden, und wenn ich dann an einen alten Brief zurückkehren muß, ſo kommt er mir zuletzt vor wie die citle Sünde, und ich muß ihn vernichten. Du ſchriebſt neulich, daß auch Du Deine eigenen Briefe nicht wiederleſen magſt. Mit unſeren Briefen gleichen wir dem Kaſperle in der Puppenkomödie, aus deſſen Bauche zuweilen ein anderer Kaſperle herausſpringt, vor welchem er dann den heftigſten Schreck und Abſcheu zeigt und endlich vor dieſem ſeinem Ebenbilde die Flucht ergreift. Unſere Briefe ſind ſolche Konterfeis unſerer ſelbſt, und ſie erſchrecken uns nur, weil wir uns doch eigentlich viel ſchöner gedacht hätten.

Du beginnſt Deinen lieben brüderlichen Brief mit Troſtworten über meinen Unglauben. Das tut mir gar wohl, obgleich ich an Deinen Troſt nicht glaube, denn ich habe nichts mehr vom poſitiven Chriſtentum und fange jetzt an, das offen zu bekennen, weil es mir zu ſchmerzlich iſt, von den Gläubigen als einer der Ihrigen angeſehen zu werden und ſie in der Täuſchung zu laſſen. Ich habe deshalb ehrlich und unumwunden mit der Herzogin und der Bernſtorff geſprochen. Dadurch iſt freilich meine Lage unbequem geworden, denn wenn ſich auch die Herzogin ruhig verhält, ſo quält mich doch die Bernſtorff bis aufs Blut mit Bitten und mit Tränen, zu dem verlaſſenen Glauben wieder zurückzukehren, frägt mich alle Augenblicke, wie mir iſt und ob denn ihr Gebet noch nichts gefruchtet habe, und ich muß mich ſehr wundern, daß ſie mich noch nicht getötet hat. Mit unſerer guten lieben Mutter ſehe ich zu, wie ich mich durchwinde. Deine Briefe kann ich ihr doch nicht vorenthalten, und wenn ich ſie ihr gebe, ſo weint ſie über mich wie über einen verlorenen Sohn.

Während meiner Einſamkeit, als Julchen in Bremen war, beſuchte mich mein Schwager Friedrich Krummacher. Da ich wußte, daß es der

Herzogin Freude machen würde, ihn zu sehen, fuhr ich mit ihm hinaus nach Alexisbad. Wir beide blieben an drei Stunden mit der Herzogin allein. Diese setzte Fritzen sogleich zur Rede wegen des lieblosen Tones seiner berühmten Bremer Predigt, mit dem Feuer und der Aufrichtigkeit, die ihr eigen sind, doch schlug er bald mit einigen guten Witzen, an denen die Herzogin ungemeines Behagen fand, diesen Angriff von sich ab und wandte ihn zu seinem Vorteile. Hierauf bat ihn die Herzogin, uns ein Kapitel aus dem Römerbriefe auszulegen, und nun begann eine Erbauungsstunde, die mir insofern zerknirschend war, als ich fühlte, daß ich in diese Gesellschaft nicht mehr gehöre. Weiter entspann sich aus dem Vorhergehenden ein Gespräch, in welchem sich beide gegenseitig bezauberten, und ich saß daneben wie ein Nüchterner, der anderen ihre Freude nicht gern stören möchte. Bei Tafel hat die Herzogin hernach gegen Fritz mit einiger Besorgnis von mir gesprochen. Da er sich auf dem Rückwege von mir Erläuterungen darüber ausbat, machte ich ihn mit allen meinen Einwürfen bekannt, die er aber nicht sonderlich beachtete, weil ihn die wilden Schweine, die uns häufig zu Gesicht kamen, viel lebhafter interessierten. Am anderen Morgen aber rückte ich ihm beim Frühstück ernstlich auf den Pelz, und wir kamen so eifrig ins Gespräch, daß wir bis Mittag in Unterhosen blieben. Ich wurde durch ihn jedoch nicht im geringsten gefördert. Er gewinnt die Herzen durch erschütternde Effekte, diese sind aber an mir gänzlich verloren, weil ich sie durchschaue.

Fritz war voll der interessantesten Mitteilungen von Berlin, von wo er kam. Er hatte in Sanssouci mit dem Könige gespeist, sich darauf mit dem Monarchen ausführlich im Garten unterhalten und war förmlich bezaubert von der Liebenswürdigkeit, dem Geist, den Kenntnissen und der Frömmigkeit des Königs. Er freute sich der großen Siege des Christentums in den höheren Ständen, wollte aber nicht einsehen, daß es die Hofluft sei, die diese Wunder bewirkt, die auch ihn stark angehaucht hat, sodaß plötzlich alle seine früheren liberalen Ideen zum Teufel gefahren sind. Er hat zweimal in Berlin gepredigt, auch die Studenten von Strauß'[1] Katheder herab angeredet, wofür sie ihm am anderen Morgen in seiner Wohnung ein Ständchen gebracht haben. Mehrere Berliner Prediger haben Strauß geschrieben und ihn gebeten, er möge doch seinen Einfluß dahin verwenden, daß Fritz als Hof- oder Domprediger nach Berlin berufen würde.

4. Sept. 1841. Bald nachdem Fritz fort war, besuchte mich ein rationalistischer Prediger Uhlich[2] aus Pömmelte, mit dem ich sogleich in ein theologisches Gespräch kam, welches wir fortsetzten von 8 Uhr abends bis morgens halb drei. Uhlich ist der erste rationalistische Prediger, in welchem mir eine wohltuende Frömmigkeit entgegentrat. Wir lasen zusammen in

[1] Gerhard Friedr. Abr. Strauß (1786—1863), Oberhofprediger und Professor der praktischen Theologie in Berlin.

[2] Leberecht Uhlich (1799—1872), der Begründer der „Lichtfreunde" (1841), aus denen die „Freien Gemeinden" erwuchsen.

der Nacht den ersten Brief des Johannes, und er suchte mir daran die Art und Weise klarzumachen, wie er die Heil. Schrift ansähe und verstünde. In seiner Gemeinde soll er, wie mir ein gläubiger Theologe versicherte, in großem Segen stehen, duzt sich mit seinen Bauern und geht mit ihnen um wie mit Brüdern. Bald nachdem Uhlich abgereist war, sandte mir Fritz seine neueste Schrift „Der scheinheilige Rationalismus vor dem Richterstuhl der Heil. Schrift", die ich mit Fleiß durchgeackert habe, und durch die ich nun erst recht von der Orthodoxie abgekommen bin!

Hier bin ich in geistlicher Beziehung recht isoliert, da die Leute, mit denen ich umgehe, nicht nach Gott fragen. Außer einigen Weibern kenne ich hier keine frommen Leute, und mit Weibern kann man nicht recht füglich umgehen, wenn man sie nicht heiratet oder in ein Beichtvaterverhältnis mit ihnen eintritt. Letzteres habe ich schon aus dem Grunde verschworen, weil ich selbst so arm an geistlichem Leben bin und nicht heucheln mag. Zu Fritz in Elberfeld kommen alle Augenblicke Weiber und Mädchen, die in ihrem Gemüt bedrängt sind, um sich von ihm ein bißchen zusprechen und trösten zu lassen. Dann setzt er sich mit ihnen aufs Kanapee, richtet sie auf und entläßt sie getrost und munter, bis sie nach einigen Tagen wiederkommen, um sich aufs neue anfrischen zu lassen. Männer kommen fast niemals zu ihm. Nun frägt sich, wenn Fritz ein Weib wäre, ob dann nicht alle diese bedrängten Frauen wegbleiben und sich statt dessen eine Menge trostbedürftiger Männer einstellen würden, wie früher bei der Frau von Krüdener[1]? Es ist mir wahrscheinlich. Nun ist es natürlich, recht und billig, daß die Geschlechter einen Zug zu einander haben, nur sollte man sich dabei nicht einbilden, daß es ein Zug zu Gott wäre. Gottlob, daß wir beide so treffliche Weiber haben, die kein Gepränge mit ihrer Frömmigkeit machen und nicht fremden Priestern nachlaufen, sondern ihr Herz geradewegs gegen ihren Herrn und Gott ausschütten, wenn sie des Trostes bedürfen. Ich muß gestehen, daß mir Deine Elmine viel erbaulicher ist als 24 Frau von Krüdeners, und meine Frau, obgleich sie ihren Schatz ganz heimlich trägt, halte ich für viel erweckter als die Frau von Guyon[2].

Damit Du aber nicht ganz leer ausgehst, so muß ich Dir bekennen, daß mir Deine Briefe lieber sind, als alle halsbrechenden Werke von Hengstenberg und Sartorius zusammen, und zwar bist Du mir besonders da lieb, nicht wo Du sagst, was Du hast, sondern was Du nicht hast. Es ist mir sehr lieb und erbaulich, daß Du Dich mancher böslichen Neigung anklagst, denn es geht mir auch nicht besser, daher ich Dir über das Königreich Preußen hinweg meine arme Sünderhand zum Bunde reiche, auf daß wir der Sünde doch nicht gestatten mögen, über uns zu herrschen. Denn wenn wir von der Sünde beherrscht sind, so haben wir keinen Frieden, wir mögen glauben, was wir wollen; herrschen aber wir über

[1] geb. v. Vietinghoff aus Livland (1764—1824), durch einen Herrnhuter bekehrte religiöse Schwärmerin, die besonders auf Kaiser Alexander I. großen Einfluß ausübte.

[2] Madame de la Motte-Guyon (1648—1717), katholische mystische Schwärmerin.

die Sünde, so haben wir einen freudigen Zugang zu Gott. Ob man dabei im allgemeinen an Gottes Vaterherz glaubt, oder ob man meint, der unerbittliche Richter sei durch das Opfer Christi versöhnt, das ist in meinen Augen nebensächlich. Ich halte letzteres Dogma nur für eine Form, um auf eine leichtere Weise recht Viele zur Erkenntnis der Kindschaft zu bringen, denn das gemeine Bewußtsein verlangt eine äußere Gewährleistung für jede innere Wahrheit. Aber Christus ist nur dann für uns ein Opfer, wenn wir uns so ganz in sein Wesen versenkt haben, daß unser altes Wesen mit ihm gestorben und begraben ist. Hier ist die zarteste Seite und die unergründlichste Tiefe des ganzen Evangeliums. Ich lege Dir nur meine Ansicht vor, ohne daß ich Dich beirren und ohne daß ich streiten will. Wo aber der Glaube sich so materiell gestaltet wie bei Roller, da muß man streiten, denn es ist die allergrößte Verirrung des Glaubenslebens, Christum zu einem Schanddeckel zu machen, in dessen Schatten es keine Sünde mehr gibt, und dahin führt der Glaube, als habe Christus außer uns die ganze Sünde abgetan.

Du hältst meine Vernunft für einen Teufel, der mich plagt. Ich versichere Dir aber, daß meine Vernunft nie, wohl aber meine Unvernunft oft mich zur Sünde verleitet hat. Wenn ich aber so manches, was ich gerne glauben möchte, nicht glaube, weil es mir gegen die Vernunft erscheint, so würde ich mich ja gegen die Wahrheit versündigen, wenn ich mit Gewalt glauben wollte. Du nennst die Vernunft eine feile Dirne, weil alle Religionssekten eine andere haben. Aber das ist eben keine Vernunft, was sie haben, sondern Unvernunft und Vorurteil; es wird so oft die Form mit dem Wesen verwechselt, weil man eben in einer bestimmten Form das Wesen überkommen hat. Vernunft ist das Organ, die Wahrheit zu vernehmen, und alle Menschen haben dies, nur gar verschiedentlich ausgebildet oder konstruiert, so wie sie alle Augen haben, aber manche sehen damit nur in der Nähe gut, andere in der Ferne, noch andere sehen falsche Farben, und wieder andere sehen nichts genau, weil sie Spektras im Auge haben. Ein jeder aber hält für Wahrheit, was er sieht, und tut so lange recht daran, als er allein steht und niemand fragen kann, ob er etwa dasselbe auch sähe. Aber so, wie ein Auge dem andern aushilft und erst durch diese gegenseitige Aushilfe ein richtiges Bild gefaßt werden kann, so kommt auch die Vernunft erst durch gegenseitige Aushilfe derer, die wirklich nach Wahrheit fragen, ganz zu sich selber und erhebt sich von der Subjektivität zur Objektivität, und das erst ist die Vernunft in ihrer Einheit, welche als das köstlichste Gut der Menschheit gepriesen wird.

15. Sept. 1841. Vor kurzem hat uns Otto Zöge verlassen und ist nach Düsseldorf gezogen. Ich habe für ihn gute Hoffnungen und glaube, er wird ein tüchtiger Maler werden. Ein so merkwürdiges Gemüt ist mir aber noch nicht vorgekommen. Die Jungens beten ihn fast an, und der Oncle Otto ist ihr höchster Gedanke. Wenn er aber nicht mit den Kindern allein war, sprach er keine Silbe. Mit uns in Gesellschaft gehen konnte er schon deshalb nicht, weil er keinen Frack hat und sich niemals im ganzen

Leben einen ſolchen anſchaffen will. Es iſt mir durchaus nicht gelungen, ihn zutraulich gegen mich zu machen und ihm den Mund zu öffnen, er blieb immer einem Felſen gleich, obſchon er zweifellos innerlich lebhaft empfindet. Ich glaube, Du könnteſt ihn vor die Peterskirche führen oder an das Rote Meer, ohne daß auf ſeinem Geſicht die geringſte Veränderung vorgehen würde, ja er würde ſchwerlich auch nur den Kopf ſo intereſſanten Dingen zudrehen, ſondern nur ganz heimlich aus den Augenwinkeln danach ſchielen. Sogar das Lachen verbiß er ſich ſo lange als möglich, und wenn er ſich nicht länger halten konnte, ſo wandte er ſich weg, hielt die Hand vors Geſicht und machte das Ding ganz ſtill ab. Es war daher durchaus nötig, daß er unter junge Leute kommt, die ihn herumzerren und aufrütteln, damit er aus ſeinem Siebenſchlafe erwache; dann wird er ein prächtiger und genießbarer Junge werden, und durch die vielen Anker, an denen er von Natur liegt, wird er doch ſtets vor aller Übermäßigkeit bewahrt bleiben. Mein Haus kommt mir jetzt ganz öde vor, ſeitdem dieſer ſtille, aber liebe Gaſt hinausgezogen iſt.

In unſerem Leben ſteht jetzt eine große Veränderung bevor, da wir uns, beſonders auf Mutters Wunſch, entſchloſſen haben, eine Lehrerin ins Haus zu nehmen, eine Demoiſelle Flügge aus Hamburg. Um die Koſten beſtreiten zu können, habe ich mich entſchloſſen, auswärts zu porträtieren und mich zu dieſem Zweck ſchon in Münſter angemeldet. Mein Haus zu verlaſſen, iſt mir ein ſchwerer Gedanke, aber ich bitte Gott, er wolle mir die Kraft geben, auch in der Fremde friſch und mutig zu bleiben, damit ich den nötigen Verdienſt finde, um die armen Würmer zu erziehen. Ach lieber Herr hilf nur, daß wir alle mit Ehren durchkommen! Amen. –

Wir haben nach einem naßkalten Sommer einen herrlichen Herbſt. Alle Morgen nach dem Kaffee trete ich mit Julchen für ein paar Augenblicke in den Garten. Da glänzen die Äpfel auf den Bäumen in der Frühſonne und die Bohnen und der Kohl, und alle Gartenfrüchte blitzen und ſchillern wie Blumen in dem belebenden Morgenſtrahl, und von fernher ſchaut der Gegenſtein herüber wie ein Altar Gottes – dann iſt es uns, als ſei ein heiliges Buch aufgeſchlagen, das keiner Interpretation bedarf.

Ein beſonderes Unglück hätte ich faſt vergeſſen, Dir zu melden. Denke Dir einmal in Deinen konfuſen Gedanken, daß wir vor acht Tagen von Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin eine große ſilberne Teekanne nebſt Schmandnapf zum Präſent empfangen haben. In dieſer Kanne kann man alle Gegenſtände, die ſich im Zimmer befinden, widerſpiegeln ſehen; wer aber daran kein Vergnügen findet, kann ſonſt nichts damit anfangen. Mir wären 12 Groſchen lieber geweſen, wofür ich mir 36 Zigarren kaufen könnte. Julchen aber iſt die Teekanne lieber, weil es unmöglich iſt, aus den Weibern die Hoffart gänzlich und vollkommen auszutreiben. Ad vocem Zigarren habe ich aus Deinem Briefe erſehen, daß man jetzt dergleichen auch bei Euch raucht – ein wonniges Vergnügen! Meine Frau hat mir extrafeine aus Bremen zum Geſchenk mitgebracht. Ich hätte ſie Dir gleich halb hingeopfert, wärſt Du nur da.

Unsere Mutter grüßt Euch herzlich. Sie befindet sich nach ihrer Art leidlich, was freilich nicht viel sagen will. Wir haben an ihr eine treue Veterin für unser aller Wohl, die Gott uns hienieden noch lange erhalten wolle!

Münster, am 4. Febr. 1842. Seit zwölf Wochen bin ich nun schon in Münster. Hier wohnt ein Bruder meiner Schwiegermutter, der 79jährige Konsistorialrat Möller, und bei ihm im Hause, seine Wirtschaft und Pflege führend, lebt die alte Demoiselle Engels[1], deren Du Dich wohl noch erinnerst. Diese ließ mich durch Julchen, welche im vergangenen Sommer hier war, auffordern, hierher zu kommen und Porträts zu malen, da es hier an Malern fehle. Ich entschloß mich zu diesem Kreuzzug und trat auf Einladung im Möllerschen Hause ab, und zwar des Morgens früh, als der Onele noch schlief.

Die Engels machte mir sogleich den Vorschlag, hier im Hause wohnen zu bleiben, sie zeigte mir annehmliche Zimmer, die ganz leer standen. Ich wollte nicht darauf eingehen, weil ich mich vor der Böne fürchtete, aber sie bat mich, ich möchte es doch ihr zuliebe tun. Der Onele würde mich gar nicht genieren, denn er würde von meinem Hiersein nicht die geringste Notiz nehmen, nie auf mein Zimmer kommen und überhaupt wegen seiner Zerstreutheit kein deutliches Bewußtsein von meinem Hiersein haben. In dem Augenblick kam der nächste Hausfreund des Oncles, ein Dr. Haindorf. Er bestätigte alles, was die Engels sagte, redete mir auch dringend zu, hier im Hause zu bleiben, und ich blieb.

Den Onele lernte ich indessen bald von einer ganz anderen Seite kennen. Er machte ungeheure Ansprüche an meine Gesellschaft und brachte mich durch seine fortwährende übele Laune und seine bösartige Geschwätzigkeit fast zur Verzweiflung. Ich wollte daher wieder ausziehen. Haindorf indessen widerriet mir diesen Gewaltschritt, weil ich damit der Engels das Herz brechen und den alten Onele vor der ganzen Stadt in das miserabelste Licht setzen würde. Dieses waren, obgleich sie von einem Juden kamen (Haindorf ist Jude), doch christliche Beweggründe, und ich faßte den Entschluß, auszuhalten, meinen Aufenthalt in Münster aber abzukürzen.

Ich habe hier viel Arbeit gefunden und könnte auch in sehr angenehmen geselligen Verhältnissen leben, wenn ich für mich wohnte. Es haben sich mir sehr liebenswürdige Kreise, vornehme und geringe, eröffnet, aber ich kann sie nicht gehörig frequentieren, denn wenn ich ausgehe, ohne dem Onele etwas zu sagen, so klagt er tagelang auf die herzbrechendste Weise, sage ich es ihm aber, so geht er mit. Vor 1 Uhr komme ich fast nie zu Bett, denn wenn ich mit oder ohne ihn aus Gesellschaft nach Hause komme, so nötigt e. mich mit Gewalt noch auf sein Zimmer und schwatzt bis ins unendliche und ohne alles Punktum, bei dem man abgehen könnte;

[1] Christiane Engels, bekannt als Gehilfin des Grafen von der Recke in der Rettungsanstalt zu Düsseldorf und als unermüdliche Helferin der Armen in Münster.

Die Mutter.

Nach einem Bildnis von Timoleon Neff.

„Wir haben an ihr eine treue Veterin für unser aller Wohl." 15. Sept. 1841.

Die Kinder
Gerhard, Bertha und Anna.

Nach Bleistiftzeichnungen von Wilhelm v. Kügelgen.

bleibe ich aber den Abend zu Hauſe, ſo komme ich ebenſowenig von ihm los. Doch genug von dieſer Miſère, ich nehme keine Porträts mehr an und hoffe in vier Wochen abziehen zu können.

Münſter iſt eine altertümliche, ſtreng katholiſche Stadt, durch Overberg, die Gallitzin, Stolberg und Droſte zu Viſchering (den Erzbiſchof von Köln) berühmt als bewährtes Netz für Proſelyten. Deshalb denkt man auch in Ballenſtädt, wie meine Frau mir ſchreibt, ich ſei hierher gegangen, um heimlich zur katholiſchen Kirche überzutreten. Dies iſt mir nun zwar nicht entfernt eingefallen, aber wenn ich ſagen wollte, daß mir der katholiſche Kultus hier anſtößig wäre, ſo müßte ich allerdings lügen. Es ſind hier wunderſchöne uralte gothiſche Kirchen, in denen der alte Gottesdienſt der römiſchen Kirche mich wahrhaft erfreut, weshalb ich auch ſo oft hineingehe, als ich mich ohne den Oncle aus dem Hauſe ſtehlen kann. Das gelingt mir namentlich früh, wenn es noch dunkelt. Dann gehe ich in den herrlichen Dom, wo das Volk andächtig auf den Knien liegt und vor den glänzenden Altären ſchöne Lieder ſingt. Da erinnere ich mich der Morgengänge nach der katholiſchen Kirche in Dresden, die ich mit unſerem ſeligen Vater[1] machte, denn der Gottesdienſt iſt bis auf die geringſte Kleinigkeit ganz derſelbe, hier und in Dresden und in Rom. Man bekommt Reſpekt vor einem Ganzen, das ſo feſt und harmoniſch gegliedert iſt. Übrigens denke Du nur nicht auch etwa, daß ich Luſt zum Übertritt kriegen könnte. Wie ſollte ich, dem es ſchwer wird, an die Bibel zu glauben, der Kirche glauben können! Aber es iſt herzerhebend, ein Volk beten zu ſehen, das einen Gott hat.

Der Dr. Haindorf[2], mit dem ich mich hier befreundet habe, iſt nicht orthodoxer Jude, aber ein gottesfürchtiger Mann, der ein ſehr gutes Herz hat. Er iſt Arzt und Profeſſor an der hieſigen Akademie, nebenbei Kunſtfreund und Sammler von Bildern und Antiquitäten. Sein ganzes Haus iſt ſo angefüllt mit Bildern, Waffen, Schnitzwerk und Altertümern aller Art, daß er für ſich ſelbſt nur einen kleinen Winkel übrigbehalten hat. Dieſes Loch, welches er ſein Zimmer nennt, iſt (ohne alle Übertreibung) 1 Elle breit und 15 Ellen lang. In der Mitte ſteht dicht an der Wand ein winzig kleiner Ofen, der mit Steinkohlen rotglühend erhalten wird und deſſen eiſerne Röhre durch den ganzen Gang geleitet iſt, ſodaß es an Wärme nicht fehlt. Doch braucht es Vorſicht, ſich die Beine nicht zu verkohlen, wenn man an dieſem glühenden Moloch vorübergeht. In der Nähe des Ofens ſchmoren einträchtiglich ein alter Kater und ein Spitzhund. Meubel ſind außer einem kleinen Duodeztiſch und zwei Stühlen nicht vorhanden. Auch fehlt das, was man in der Regel Fenſter nennt; ſtatt deſſen iſt über der Tür, die nach dem Gärtchen führt, eine Glasſcheibe

[1] A.s Vater ſtammte vom Rhein und war katholiſch; der Schwiegervater v. Zöge hatte die Bedingung geſtellt, daß die Kinder evangeliſch erzogen würden.

[2] Alexander Haindorf (1782—1862), Dozent an der „Chirurgiſchen Lehranſtalt" der theol.-philoſ. Akademie, langjähriger Vorſtand des Rheiniſch-Weſtfäliſchen Kunſtvereins.

angebracht, durch welche spärliches Licht fällt. In dieser gemütlichen Stube sitzen wir traulich beisammen, ich rauche, er schnupft, und so sprechen wir bei einem vortrefflichen Glase Wein über die interessantesten Dinge oder holen uns aus der Sammlung ein paar Bilder oder eine Mappe und besehen und besprechen das.

Außer Haindorf habe ich hier noch viele Bekannte. Besonders gern bin ich im Hause des Generals Pfuel, der ein wissenschaftlich interessierter Mann und sehr liebenswürdiger Gesellschafter ist. Bei ihm und bei dem allgemein verehrten Oberpräsidenten v. Vincke sehe ich die vornehme Welt. Beide wohnen in dem prachtvollen ehemaligen fürstbischöflichen Schlosse und geben glänzende Fêten, zu denen ich gebeten werde. Vincke gab neulich anläßlich der Taufe des Prinzen von England einen Ball von 550 Personen, wo ich mich außerordentlich gut unterhielt. Unter andern machte ich da die Bekanntschaft eines alten Regierungsrats Ziegler, der auf dem Gymnasium zu Bonn an der Seite unseres seligen Vaters gesessen hat und näher mit ihm befreundet gewesen ist. Dieser Mann hatte ein Zittern am ganzen Leibe; da mußte ich denken, daß unser Vater, wenn er noch lebte, nun doch auch schon recht den Eindruck eines alten Mannes machen müßte, was mir ganz wehmütig war.

Die soeben erfolgte überaus glanzvolle Durchreise des Königs durch die hiesige Provinz wurde eifrig besprochen und vielerlei erzählt, was dabei vorgefallen sei. Während einer kleinen Rast, die der König in der Elberfelder Gegend hielt, wartete ihm unter anderen auch ein steinreicher Fabrikant aus Barmen auf, namens Josua Hasenclever, bei dem der König als Kronprinz einmal gewohnt hatte. Nun war viel davon geredet worden, der König würde auf der Rückreise[1] über Paris gehen, doch wußte man darüber nichts Bestimmtes. Da nahm dieser Josua sich die unpassende Freiheit, den König zu fragen: „Und werden Ew. Majestät denn wirklich auch nach Paris gehen?", worauf der König rasch mit der Frage antwortete: „Ist denn die Königin der Franzosen auch niedergekommen?" und dann dem Frager den Rücken kehrte.

In den schönsten Kreis indessen habe ich Dich, mein lieber Gerhard, hier noch immer nicht eingeführt. Ich danke es der Gnade Gottes, daß er mich mit einem sehr lieben Manne, einem Herrn v. Unger, hier zusammengeführt hat. Er ist in meinem Alter, hat eine vortreffliche Frau und ein liebliches Jungelchen. Wir sehen uns fast alle Tage, wenn auch nur auf ein Viertelstündchen, bisweilen bringe ich den ganzen Abend bei ihm zu. Ich kann eigentlich gar nicht begreifen, wie es geschieht, daß diese Leute mich so lieb haben, es geht wie ein Lichtstrahl über alle drei Gesichter, wenn ich komme, und ich fühle mich ganz wie bei nahen Verwandten. Durch diese Bekanntschaft, die ich so zufällig gleich im Anfange machte, weil die Leute sich malen ließen, ist mein Münstersches Leben

[1] Friedrich Wilhelm IV. reiste damals zur Taufe des Prinzen von Wales nach London.

vergoldet, und ich habe einen Erſatz für manche Entbehrung und für die unaufhörliche Schurigelei durch den Oncle.

Übrigens hat dieſer Normalegoiſt auch ſeine guten Seiten. Er iſt außerordentlich geiſtreich und hat eine unendliche Maſſe von Gelehrſamkeit in ſeinem Kopfe. In größeren Geſellſchaften lebt er ſo auf, daß er ein Jüngling zu ſein ſcheint. Er kann über alle Maßen herzlich lachen, daher es gut iſt, ihm lächerliche Geſchichten zu erzählen; ich habe allemal gewonnen Spiel, wenn mir eine ſolche einfällt. Er iſt ein Mann, wie es ihn in der Welt nur einmal gibt: übermäßig gelehrt, übermäßig zerſtreut, daher er tauſend unangenehme Mißverſtändniſſe macht, und übermäßig ungeſchickt, ſo ungeſchickt, daß er ſchon deswegen nirgends gern geſehen iſt, denn faſt alles, was er angreift, zerbricht oder verdirbt er, und er greift nach allem, was ihm in die Augen fällt. Neulich kamen ein paar Freimaurer zu mir, denen der Oncle geſagt hatte, daß ich mit Leib und Seele Maçon wäre, und begrüßten mich zu meinem Schrecken als ihren „lieben Bruder". Er führte mich zum Mittageſſen in Häuſer, wo er eingeladen zu ſein meinte und unſer Erſcheinen Verlegenheit und Erſtaunen erregte, und blieb mit mir aus Geſellſchaften weg, die bloß meinetwegen ſtattfanden, weil er die Einladung, die an ihn ergangen war, vergeſſen hatte. Was er eigentlich für eine Religion hat, weiß ich nicht. So wie durch andere mir die chriſtlichen Dogmen verdrießlich wurden, ſo iſt mir durch ihn die Moral auf eine Weiſe läſtig geworden, daß ich gar nichts mehr von Moral hören mag. Er ſpricht 2–3 Stunden hintereinander mit Eifer über moraliſche Themata, ſodaß ihm der Schweiß von der Stirne und über die Backen bis ins Halstuch fließt, und ſtellt ſich dann immer ſelbſt als Exempel dar. Wenn ich einmal fort ſein werde, wird mir die Sache bloß noch komiſch ſein, aber jetzt bin ich durch dieſe Geckenhaftigkeit wahrhaft geplagt.

Dein Leben, mein alter teurer Junge, kann ich mir nach der Suspenſion des Stifts[1] gar nicht mehr vorſtellen, freue mich aber von Herzen, daß Du Dich in die neue Lage und Hausgenoſſenſchaft ſo gut haſt finden können. Die Eiſenbahn nach Stettin iſt nun im Bau! Vielleicht ſehen wir uns dann jezuweilen. Gewöhne Dir nur das Rauchen unterdes nicht ab und behalte Dein Fett, denn im Fett liegt viel Gutmütigkeit. — Ich wünſchte, ich könnte meine neuen Freunde und den Dom mit nach Ballenſtädt nehmen. O, wie freue ich mich auf Frau und Kinder! Lebe wohl, Bruderherz!

*

Ballenſtädt, am 25. März 1842. Von Münſter bin ich vor vierzehn Tagen zurückgekehrt und froh, daß ich wieder unter den Meinigen in meiner Häuslichkeit bin. Meine Abreiſe von dort ward ganz plötzlich herbeigeführt durch einen Brief der Bernſtorff, die mir meldete, Mutter ſei ſo gefährlich krank, daß ſie es für Freundespflicht hielte, mich zu

[1] Fräuleinſtift des eſtländiſchen Adels auf Gut Finn, das Gerhard v. K. bewirtſchaftete.

beſchwören, augenblicklich nach Hauſe zu kommen; Julchen hätte nicht ſchreiben dürfen, weil Mutter, um meine Ruhe nicht zu ſtören, es ihr verboten habe, wünſche aber ſehnlichſt, daß ich kommen möge. So ſagte ich denn gleich alle Beſtellungen, die ich noch hatte, ab und machte mich ohne allen Abſchied mit großer Angſt im Herzen auf und davon.

Mutter wohnt in dem ehemalig Kirchnerſchen Hauſe, wo ich vorbeifahren mußte, um nach meiner Wohnung zu gelangen. Ich fuhr die Trift herauf, und als ich um die Ecke bog, ſtieg meine Angſt aufs höchſte, denn nun konnte ich Mutters Fenſter ſehen. Ich mußte den widerſtrebenden Blick förmlich hinaufzwingen. Aber, Gott ſei Dank, ich fand das Fenſter an Mutters Schlafgemach ſorglich mit Kiſſen verwahrt und ſchloß daraus, daß ich doch wenigſtens nicht zu ſpät komme. Als ich an meinem Hauſe abſtieg, hing meine Frau mit freudigem Schreck weinend an meinem Halſe. Ihr erſtes Wort war: „Mit Mutter geht es wieder beſſer". Gottlob, der uns nicht über Kraft und Vermögen beladet!

Mutter ward nun durch Julchen ſogleich auf mein Erſcheinen vorbereitet, dann ging ich zu ihr. Ihr Ausſehen war ſehr verändert, ſehr elend und abgefallen, aber ſie war freudig erregt durch mein Erſcheinen und blieb zwei Tage lang in einem Zuſtande höherer Spannung; am dritten verfiel ſie wieder in ihre Schwäche, aber die Aufregung hat ihr doch eher genützt als geſchadet, und daraus ſchöpft der Arzt die beſten Hoffnungen. Beſonders wenn das Frühjahr nicht zu plötzlich einträte, meint er, würde ſie ſich gewiß zum Sommer wieder etwas erholen. Das hoffen wir denn auch und bitten Gott, er möge unſere Herzen ſtille machen, alles, was er geben will, demütig aus ſeiner Hand anzunehmen. Vor acht Tagen haben wir an Mutters Bette kommuniziert. In der Nacht vorher hatte ſie lebhaft von ihrem Tode geträumt, aber auf ſo liebliche Weiſe, daß ſie davon erquickt und geſtärkt war. Der Genuß des heil. Abendmahls war mir diesmal ungemein ergreifend. Den Nachmittag und Abend brachten wir bei ihr zu, da wurde denn auch Eurer viel gedacht. Ja, Ihr Lieben, die Mutter verliert Euch keinen Augenblick aus dem Herzen und betet für Euch bei Tag und Nacht. Sie bereitet ſich fortwährend in der Stille auf ihren Heimgang vor und trägt ruhig und klaglos all ihre Leiden. —

Von Münſter aus habe ich Dir berichtet. Die Zeit dort war geſegnet, aber das Herz war mir doch recht ſchwer. Die Sorge um unſerer Mutter Krankheit lag auf mir und auch die um mein Haus, da Julchen und die neue Lehrerin ſich durchaus nicht ineinander finden konnten und ich als Mittelsmann fehlte. Dazu bombardierte mich unſere gute Bernſtorff mit bogenlangen Bekehrungsbriefen in wohlgemeintem, aber beſchwerlichem Eifer, und auch Adelheid fing von Tecklenburg ſolche unbehagliche Scharmützel an. Dabei mußte ich faſt jeden Abend in Geſellſchaft, die Arbeit gelang nicht recht, die Leute knurrten, und der alte Oncle lag mir mit ſeinen Sonderbarkeiten fortwährend auf dem Halſe wie ein großer Drache, der jede freie Bewegung hemmt. Es war wirklich eine kleine

Kreuzträgerei. Endlich faßte ich mich: mit ein paar ungeheuren Kartaunenschüssen tötete ich zuerst Adelheids und der Bernstorff Predigtaddern [Addern = Schlangen], dann stopfte ich mir gegen den Oncle die Ohren zu und habe auch, einzelne schwache Tage ausgenommen, die Stöpsel bis zuletzt drin behalten, und endlich entschloß ich mich, ruhig fortzumalen, solange mir noch Leute sitzen wollten, und es Gott zu überlassen, ob die Bilder gelängen oder nicht. Ich kam nun in eine sonderbare Resignation, in der ich neue Kraft fand. Das Urteil über meine Bilder änderte sich, die Arbeit wurde mir leichter, und bald hatte ich so viel Bestellungen, daß ich nur immer abweisen mußte. Ich wurde ordentlich berühmt, und jedermann wollte von mir gemalt sein. Von vielen Seiten wurde mir der Wunsch ausgesprochen, ich möchte wiederkommen. Wie mir mein Freund Unger schreibt, haben sich schon wieder sieben Personen in ein von mir zurückgelassenes Anmeldebuch eingeschrieben.

Das alles macht mir Mut und Freude, und wenn ich meinen Winter vergleiche mit dem meiner armen Frau, so habe ich es doch immer noch besser gehabt. Während sie mir immer meldete, es ginge mit der Mutter gut, hat sie große Angst um ihr Leben ausgestanden. Mit der sehr heftigen Lehrerin waren ewige Mißverständnisse und schreckliche Szenen, dazu Kinderkrankheiten, von denen ich nichts wußte. Julchen hat aber alle Hindernisse überwunden, und als ich zurückkam, fand ich zwischen den beiden Frauen ein ganz gutes Einverständnis, Liebe und Freundlichkeit. Die Kinder sind im schönsten Zuge und machen uns jetzt rechte Herzensfreude. Wie sind wir so oft schon per aspera ad astra gelangt, und wenn eine dunkle Zeit vorüber ist im Leben, so gäbe man sie für keinen Preis wieder weg. Ich erfreue mich jetzt eines überaus glücklichen häuslichen Lebens und danke dem treuen Führer droben, daß er alles so gut gemacht hat.

Ostersonntag vormittag. Soeben komme ich von unserer Mutter, der ich Deinen Brief vorgelesen habe. Es war eine schöne heimliche Stunde, und die Ostersonne schien freundlich ins Zimmer. Mutter grüßt und segnet Dich von ganzem Herzen, Dein Weib und Deine Kinder.

Nachmittag. Ich hatte mir bei Julchen ausgebeten, daß ich heute am Ostermittag nur Eier zu essen brauchte, und ich aß deren 5 und weiter nichts, während die anderen an einer Kalbsleber schmarotzten. Nach Tisch wollte ich Deinen Brief allen Tischgenossen vorlesen, und weil das mit besonderen Ehren geschehen sollte, so hätten wir gern ein Glas Wein dazu getrunken, hatten aber keinen. Daher wurde für jeden ein Glas Punsch gemacht. Die Kinder labten sich die Schnauze schon während der Bereitung. Wir tranken die Gesundheit der Großmama, und während der Rest der Gläser behaglich geschlürft wurde, gab ich Deinen Brief zum besten. Die Kinder hörten die Worte des verehrten Oncle an wie die Kuh das Evangelium. Als aber die Beschreibung der Engigkeit in Deinem Hause kam und der starke Jungferngeruch, das konnten sie verstehen, und die Jungens lachten hart. Anna kann sehr gut sitzend, bloß mit dem Poder,

vor Freuden in die Luft ſpringen, welches ſie bei dieſer Gelegenheit mit ſtrahlenden Augen tat.

Dieſe dritte Leſung Deines trefflichen Briefes hat mir erſt den ganzen vollen Genuß verſchafft. Du entwickelſt Dich in Deiner Einſamkeit vortrefflich zu einer feſten, männlichen Denkweiſe. Wenn Du das, daß man keiner Partei angehört, keinen Charakter haben nennſt, ſo habe ich noch viel weniger Charakter als Du. Aus einem Ultracharakter bin ich nach und nach charakterlos geworden und ſtehe deshalb, ebenſo wie Du, vereinſamt da. Findet man aber in ſolchem Zuſtande einen Freund, ſo gibt es auch ein doppelt inniges Band, denn wenn wir auch keiner Partei angehören, ſo ſind wir doch nicht indifferent. O mein lieber Dicker, wie ſehr gefällt mir Deine politiſche Denkweiſe und Deine Charakterloſigkeit!

*

Ballenſtädt, am 23. Mai 1842. Alſo wiederſehen ſollen wir uns! Arm in Arm durch die Berge ſchlendern! Dein Plan hat mich ſo aufgeregt, daß ich ſeitdem ganz unruhig geworden bin und weder auf dem linken, noch auf dem rechten Bein mehr Ruhe habe, ſondern den Schwerpunkt wechſeln muß. Nur eines gefällt mir nicht, das iſt das lange Warten und die allzu kurze Zeit Deines Verweilens im deutſchen Lande, denn wir müſſen doch auch zuſammen nach Dresden. Und noch eins, mein lieber Gerhard – könnteſt Du ſo kommen, daß Du der Mutter die Augen zudrückteſt, ſo wäre das freilich für Dich und ſie am beſten, aber eine erneute Trennung von Dir möchte ich um jeden Preis von ihr abhalten. Nun iſt aber nach allem menſchlichen Ermeſſen ihr Befinden ſo, daß Du bald kommen müßteſt, um ſie vielleicht noch zu finden und Dir ihren Segen zu holen.

Ach, ich muß es Dir ſagen, mein lieber Bruder, daß mir ſeit einiger Zeit das Herz recht ſchwer iſt, denn die Mutter iſt gar ſehr ſchwach. Deinen Brief las ich ihr noch vor. Sie meinte, man müſſe Dir Mut machen, die Reiſe auszuführen, aber der Gedanke, daß ſie von dieſer Reiſe nichts mehr haben würde, ſchien ſie doch zu bewegen. Sie wollte ſich gern freuen und konnte doch nicht, weil ſie zu deutlich ihr nahes Ende fühlt. Seit der Zeit hat ſie weder von Deiner Reiſe noch von ihrem Tode ein Wort geſprochen, iſt aber überhaupt ſo ſchwach geworden, daß ſie faſt gar nicht mehr ſpricht. Im übrigen iſt ſie ruhig und liegt faſt fortwährend in einem Zuſtande zwiſchen Schlaf und Wachen. Iſt ſie aber wach, ſo hat ſie die vollkommene Klarheit ihres Geiſtes und, wie mir's ſcheint, weder Grauen vor dem Tode noch ſonſtige Beängſtigung. Natürlich laſſen wir ſie keinen Augenblick allein. Seit acht Tagen bringt Julchen ſogar die Nächte bei ihr zu, und von heute an werde auch ich die Nächte dort bleiben.

24. Mai 1842. Ach, mein geliebter Bruder, wie ſoll ich Dir's ſagen, was ich zu ſagen habe! In unſerer Mutter Spruchbüchlein, das immer neben ihrem Bette lag, in das ſie auch die Gedächtnistage der Familie zu verzeichnen pflegte, ſteht auf den 24. Mai: „Unſer Wandel iſt im Himmel.“

Dieſes Wort, lieber Gerhard, iſt an ihr wahr geworden, noch in anderer Beziehung, als es ſchon früher wahr geweſen iſt. Ihre Seele iſt heute früh auf dem erſten Strahle der freundlichen Maiſonne in ihre ewige Heimat gegangen. Nachdem ſie einige Stunden dem Anſchein nach mit regelmäßigem Atem tief geſchlafen hatte, war dieſer plötzlich in ſeinem ruhigen Gange unterbrochen, wie durchgeſchnitten, und als ich ihr, nun den Todeskampf erwartend, die Hand auf die Stirne legte, fand ich ſie ſchon erkaltet. Jetzt liegt ſie auf ihrem Bette, ſchön und lächelnd wie eine Heilige, ſo lieblich, wie ich ſie ſeit Jahren nicht geſehen. Wohl ihr, daß ſie ſanft ſtarb, aber wehe uns, daß wir keine Mutter mehr haben!

26. Mai 1842. Gottlob, es iſt wieder ein Tag vorüber, ein Tag der Angſt und der Tränen. Ich empfinde es jetzt doppelt ſchmerzlich, daß ich keinen Freund hier habe. Doch tut mir die Teilnahme einiger Frauen wohl. Vom Todestage an bis heute hat ſich die Bernſtorff immer ſchon frühmorgens bei uns eingeſtellt und iſt den ganzen Tag bei uns geblieben, fröhlich und getroſt in ihrem Glauben. Sie iſt in meinem Hauſe wie eine Lebenseſſenz, wie ein ſtärkender würziger Duft, um ſo wohltätiger, als faſt alle anderen Freundinnen und ganz beſonders die Flügge das verdammte Leichenbittergeſicht nie ablegen. Ach könnteſt Du doch jetzt mit mir ans Totenbette treten und das freundliche verklärte Geſicht unſerer ewig geliebten Mutter ſehen — wie getroſt ſie ausſieht und wie lieblich! Du kennſt mein Entſetzen vor Leichen — hier iſt kein Entſetzen, es iſt das Geſicht der Mutter, wie ſie es hatte, wenn ſie in der Morgenfriſche auf der Loſchwitzer Terraſſe luſtwandelte, wie wir es ſo lange nicht mehr ſahen. Ja, ich muß das liebe Geſicht recht oft und lange anſehen, um den traurigen Eindruck zu verwiſchen, den das Krankengeſicht der letzten Wochen mir hinterlaſſen.

Ich ſollte Dir die letzten Stunden ausführlicher beſchreiben und werde das auch noch tun, aber jetzt kann ich es nicht. Schon fürchte ich mich wieder vor dem Nachmittage, wenn die Stunden kommen, wo ich zu der geliebten Kranken zu gehen pflegte. Ach, da umfängt uns beide, meine Frau und mich, eine Leere und Öde, die nicht zu beſchreiben iſt. O Mutter, Mutter!

27. Mai 1842. Heute in der Frühe haben wir die geliebte Mutter begraben bei dem Schein der lieblichen Frühlingsſonne. Zwanzig ehrſame Handwerker trugen den ſchön gearbeiteten eichenen Sarg mit blanken Henkeln, den die Liebe der Freunde reich mit Kränzen und Guirlanden behangen hatte. Ich folgte der Bahre mit einigen Freunden, die ſich unaufgefordert mir beigeſellt hatten. Vor dem Sarge gingen zwei Marſchälle mit Fahnen und vor dieſen unſere und Mutters Dienſtmägde, die Blumenkörbe trugen. Langſam zogen wir durch die lange ſchattige Kaſtanienallee, die in voller Blüte ſtand und balſamiſchen Duft verbreitete. Auf dem Gottesacker, um den dampfend die hohen Berge herum ſtanden, die gen Himmel weiſen, hielt der Hofprediger eine Rede wie ein erweckter Chriſt. Als das Grab zugeſchaufelt war, trat aus der Menge

eine arme, elende Frau hervor, die der Mutter immer Waldblumen gebracht und dafür ein Almosen erhalten hat; sie weinte bitterlich und bestreute das Grab mit den schönsten Kränzen von Immortellen und duftenden Maiblumen.

Ich bin so weich wie ein elendes Wachs. Es kommt mir manchmal vor, als wollte mich Gott durch der Mutter Tod wie einen Brand aus dem Feuer retten. Jetzt sind sie alle beim Herrn, die Zwillingsbrüder mit ihren Weibern und Großmutter und Tante Sophie und Carlo und Lilly! Leb wohl, mein Gerhard, und behalte mich lieb. Lieben ist leben — balde, recht balde werden wir alle tot sein.

*

Ballenstädt, am 2. Juli 1842. Habt herzlichen Dank für Trost und Liebe! Mir kommt immer wieder die Frage nach der Ursache des seligen Lächelns unserer sterbenden und der toten Mutter. Sie ging schlafend in die Ewigkeit hinüber, ihr Gesicht nahm einen immer freundlicheren und ruhigeren Ausdruck an und, da sie tot war, lächelte sie so selig. Sie hatte so lange nicht mehr gelächelt und jetzt — jetzt, da Gott ihre Seele von ihr forderte, die jugendliche Freundlichkeit! Als ich in dieser Stunde still neben ihr saß, kam mir wohl der Gedanke, ob nicht Großmutter und unsere verklärten Väter, ja der Fürst des Lebens selbst in diesem Augenblicke mit mir am Sterbebette weilten, das ihnen, den Verklärten, als Geburtsstätte erscheinen muß. Aber solcher Gedanke konnte freilich nur wie ein vorüberwallender Lichtstrahl meine wunde Seele begrüßen. Vielleicht wird dermaleinst der Tod alle Fragen lösen, vielleicht schweigen sie auf ewig. Wie Gott will — was ist an uns gelegen! Als Jüngling strebt man nach Vollkommenheit und findet als Mann, daß die höchste Vollkommenheit, die wir erreichen können, in der Überzeugung ihres Mangels liegt, und als Mann strebt man nach Befestigung im Glauben und findet am Ende, daß man sich auf diesem Gebiete ebenso bescheiden muß wie mit der Tugend, und daß die ganze Ausbeute in dem unbedingten Vertrauen besteht, daß Gott alles wohl machen werde. Über den letzten Atemzug hinaus kennen wir die Geschichte der Seele nicht weiter. Wir wünschen sie aber weiter. Doch selig der, der auch diesen Wunsch in dem Gehorsam gegen Gott begraben kann! —

Du kannst also nicht kommen — ich hatte mich so sehr auf Dich gefreut und gab dem Briefträger extra vier Groschen für den Brief, weil ich dachte, er müßte Dich anmelden. Ich glaube freilich, ich wäre zum Narren geworden vor Freude darüber. Aber Du bist ja so eingeschmiedet und tust recht daran, das Herz unter dem Kommando der Vernunft zu lassen.

3. Juli 1842. Guten Sonntagsmorgen, mein lieber Engelsbraten! Vor meinem Fenster steht ein herrlich blühender Kaktus, eine blühende Königin von Golconda und eine Zwergaloe, die auch schon einen langen Blütenstengel getrieben hat, und zwar alles Dir zu Ehren, denn Du solltest das alles in Deinem Zimmer haben, wo es Dich anstrahlen und begrüßen sollte. Eine solche Freude wie jetzt habe ich noch nie an den Gestalten der

Natur gehabt, die mir lauter verschiedene Offenbarungen ein und desselben Lebensquelles sind, von dem auch ich bin. Ich habe mich darüber ausgesprochen in meinem Büchelchen: „Drei Vorlesungen über Kunst. Bremen bei G. Heyse 1842"; ich wünschte, ich könnte es Dir schicken, es würde Dich gewiß interessieren. An dieses Buch könnten wir unendliche Gespräche und Erörterungen anknüpfen. Es ist mir eine Notwendigkeit geworden, Dich zu sehen. Einen Menschen auf Gottes Erdboden muß man doch haben, gegen den man sich einmal ganz frei und ohne Rücksichten aussprechen kann. Es ist mir ein lebhaftes Bedürfnis, die lange Zeit verschlossene Brust einmal zu lüften, und ich habe dazu keinen Freund als Dich – und Du bist nicht da. Ja, lieber Dicker, wenn Du nicht kommst, werde ich wohl kommen und, so Gott will, mit Dir und Elmine vier Wochen lang im Himmel sein.

6. Juli 1842. Gestern ward unser Ballenstädt durch ein Naturereignis gewaltig alarmiert. Wir hatten seit drei Monaten keinen Regen gehabt, und die armen Ökonomen, dieses stets klagbare Geschlecht, waren in Verzweiflung und lechzten nach Regen für ihre verdorrten Felder und Gärten. Da zog ein starkes Gewitter im Westen auf, und alles jubelte. Als die ersten großen Tropfen fielen und der Donner unaufhörlich in den Bergen rollte, lachte ich vor Freude und zündete eine Pfeife Varinas an. In Zeit von fünf Minuten ergoß sich eine solche Wassermasse, daß die Allee vor unseren Fenstern einem Strome glich, der hohe Wellen trieb. Da plötzlich erhob sich ein Orkan, und es schlug etwas gegen die Wände wie Steinhagel. Klirr, klarr! flog eine Scheibe nach der andern ins Zimmer, die Ziegel zerschlagen von den Dächern, Millionen abgeschlagener Kastanienblätter wirbelten in der Luft, und der Erdboden, ja auch die Dielen in den Häusern überzogen sich schnell mit einer Eismasse. Es war ein Lärm wie in der Schlacht – die kleinen Kinder weinten. Dies dauerte nur eine Minute, aber in dieser Minute waren fast alle Fenster in Ballenstädt zerschlagen. Sobald das Wasser sich verlaufen hatte, gingen wir aus. Die Straßen sahen wie grüne Wiesen aus, so waren sie mit einem Teppich von abgeschlagenen Blättern bedeckt. Tausende von Vögeln, durch den Hagel lahm geschlagen, schlüpften auf dem Boden wie Mäuse herum oder saßen ganz betäubt da und ließen sich greifen. Fast alles mußte bei offenen Fenstern schlafen, auch Julchen und ich, aber wir nagelten uns ein großes Bild vor. In der seligen Mutter Quartier sind alle Fenster zerschlagen, nur das Fenster ihres Krankenzimmers, obgleich mit den andern in einer Front, ist rührenderweise ganz unversehrt. Ach, lieber Bruder, der Schmerz um sie liegt tief, tief im Innern meiner Seele.

*

Ballenstädt, am 15. Aug. 1842. Vorgestern erhielt ich den Brief mit Deiner Anmeldung und hätte mich am liebsten auf der Stelle hingesetzt, Dir zu antworten, wenn nicht die Bernstorff von Alexisbad hereingekommen wäre und mir die Proposition gemacht hätte, mit ihr hinauszufahren

und den Sonntag dort zuzubringen. Unſere alte Caroline Bardua[1] mit ihrer Schweſter Minchen halten ſich jetzt im Bade auf, und dieſe ſollte ich genießen. So flitzte ich denn pfeilſchnell mit herzoglicher Equipage durch den Wald und gelangte in das kühle Tal der Selke. Welche Wohltat, aus dem ſchwülen Ballenſtädt, der verbrannten und verhagelten Vegetation in dieſe Friſche, dieſe ſchöne, grüne Bergwelt! In Ballenſtädt haben wir ſeit langer Zeit ſelbſt in der Nacht immer noch 19 Grad; in Alexisbad, wo wir am Abend anlangten, fand ich nur 10 Grad. Ich ſaß noch bis 11 Uhr bei Barduas und ging dann in meine Klauſe. Die Kälte, die hier herrſchte, tat mir unbeſchreiblich wohl, ja es ſchien mir die angenehmſte Ausbeute der ganzen Fahrt, daß ich hier ſogar frieren konnte; ich brauchte mich nur im Hemde mitten ins Zimmer zu ſtellen, ſo überkam mich ein ſüßes Frieren. Schrecklich aber war's im Bette, wegen Kürze der Decke, Magerkeit des Kopfkiſſens, niederträchtiger Beſchaffenheit der Matratze. Ich konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen und dankte Gott, als ich früh 4 Uhr mein Zimmer verlaſſen konnte.

Tiefer violett nebliger Schatten lag auf dem Tale, aber die Spitzen der Berge glänzten im Golde der Morgenſonne. Ich ſtieg auf gemächlichen Wegen die Berge hinan. Oben trat ich aus dem Walde auf ſonnige hügelige Feldflur, eingefaßt von altem Buchenwalde. Darüber hinaus ſchaute mich der hohe Ramberg ehrwürdig und dampfend an. Feld und Wald erglänzten im Diamantenſchmuck der Tautropfen. Rückwärts lagen im dunkelblauen Schleier die Berge des Selketales. Das war eine herrliche, feierliche Stunde, nur Du, mein Alter, fehlteſt mir dazu, Du Genoſſe der erſten Jugendeindrücke. Da ſcholl aus dem tiefen Tal herauf ein prächtiger Choral von Blasinſtrumenten. Ich ſtieg hinab und fand unter der Antonsciche die guten alten Schweſtern ſchon ſitzen mit großer dampfender Kaffeekanne, Semmel und friſcher Butter. Dann ward von alten Zeiten geſprochen, von Vater, Mutter und von Dir. Später geſellte ſich die Bernſtorff zu uns, und ich las den Damen eine Predigt von Hofacker vor. Am Nachmittage wurde unſer Zirkel immer größer und glänzender, bis endlich auch die gute Herzogin ſich noch ganz einfach und anſpruchslos mit ihrer Arbeit zu uns geſellte und zwei Stunden bei uns ſitzen blieb.

19. Aug. 1842. Alſo im März 43! Ja, Du haſt recht, ein Wiederſehen, um ſich von neuem zu trennen, iſt ebenſo bitter als ſüß. Wenn Du weich geworden biſt, ſo bin ich's vielleicht noch mehr, indeſſen haben wir doch

[1] Karoline Bardua (1781—1864), Porträt- und Hiſtorienmalerin, in Weimar (zwei Porträts von Goethe) und Dresden ausgebildet. Hier wohnte ſie als Schülerin des Vaters in K.s Elternhauſe. Sie war die Veranlaſſung, daß K.s Eltern in der Kriegsnot 1813/14 im ſtillen Ballenſtedt im Hauſe der Eltern Bardua eine Zuflucht fanden, während der ſich die Beziehungen zum herzoglichen Hauſe knüpften, in denen letzten Endes K.s Berufung zum Hofmaler wurzelte. Seit 1819 lebte K. B. mit ihrer Schweſter Wilhelmine (1798—1865) in Berlin, wo die beiden im künſtleriſchen Leben eine gewiſſe Rolle ſpielten; 1852 zogen ſie ganz in die alte Heimat zurück, nachdem ſie ſchon ſeit 1840 hier oft längeren Aufenthalt genommen. Vgl. ihr „Jugendleben", hrsg. von W. Schwarz (1874), ſowie Weſtermanns Monatshefte Bd. 81 (1896/7).

beide auch Elastizität des Geistes genug, um uns, wenn wir zusammengekommen, da es sein muß, auch wieder zu trennen. Du kommst direkt hierher, hier letzen wir uns so lange als möglich. Indessen ist es Dir bekannt, daß wir alle keine Heiligen sind, wir werden uns unserer sündlichen Natur gemäß zeigen und betragen, wir werden uns gegenseitig an unseren Ecken und Kanten stoßen und am Ende für den Augenblick froh sein, wieder voneinander zu kommen, was die Trennung ungemein erleichtert. Auch denke ich Dich auf dem Rückwege bis Berlin zu begleiten, sodaß Du schließlich Gott danken sollst, wenn Du mich endlich wieder los bist, und zu Dir sagen wirst: ich hoffe doch, daß er so bald nicht nach Estland kommen soll.

Wir haben jetzt meinen Schwager Fritz mit seiner Frau und jüngeren Tochter Bertha, die sich einstellten, um Mathilde abzuholen, auf vierzehn Tage zu Besuch. Dazu kam noch aus Berlin der junge Harnack[1], der im October nach Dorpat zurückzukehren gedenkt. Dieser Knabe ist sehr interessant und studiert die schauderhafte Wissenschaft der Theologie mit einer wahren Wollust. Er hat eine eminente Gelehrsamkeit und wird sich gewiß als gelehrter Theolog bekannt genug machen. Ich habe ihn so viel ausgenutzt, als dies irgend möglich war, und ihm alle meine Bedenken vorgetragen. Jedesmal nach Tisch lieferten wir uns eine Schlacht, die ein paar Stunden dauerte. Doch kann ich nicht sagen, daß er mich gefördert hätte, denn meine Gedanken waren ihm fremde Gedanken, er verstand mich nicht, und wo er mich verstand, da verrückte er den Standpunkt auf sophistische Weise. Doch glaube ich, daß wir uns liebgewonnen haben; er hat mir versprochen, noch einmal herzukommen, ehe er nach Dorpat zurückgeht. Es ist doch herrlich, mit geistig angeregten und anregenden Menschen zusammen zu sein.

26. Aug. 1842. Während mein Schwager Friedrich Krummacher hier war, ließ er sich, da die Herzogin wiederholt gegen mich und Julchen den Wunsch ausgesprochen hatte, bereit finden, hier zu predigen. Salmuth[2] wußte es aber zu vereiteln. Darüber habe ich mich sehr geärgert, denn wenn ich auch die Ansichten meines Schwagers nicht teile, so ist er doch einer der bedeutendsten Redner, die wir haben, und von so bedeutenden Erscheinungen Notiz zu nehmen, halte ich geradezu für Pflicht, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Überhaupt läßt sich in unseren Tagen in Deutschland nicht mehr gebieten, wie und was gepredigt werden soll, und alles, was der Staat allenfalls noch fordern kann, ist ein objektiver Grund der bestehenden und vom Staat geduldeten Kirche. Aber die Anhaltiner gehören zum gefallenen Menschengeschlechte, und zwar sind sie in die Dummheit gefallen. Bei uns dürfen die Herrn Prediger nichts predigen als den alten, wissenschaftlich längst überwundenen Rationalismus oder eine Vernunftreligion, welcher nichts mehr fehlt als die Vernunft und auch die

[1] Theodosius Harnack (1817—89), geb. in St. Petersburg, 1843 Privatdozent, später Professor der praktischen Theologie in Dorpat, Vater des Berliner Adolf v. H.

[2] Freiherr Ludwig v. Salmuth (1791—1863), Geh. Legationsrat, Mitglied des Geheimen Konferenzrates, der für den kranken Herzog die Regierungsgeschäfte leitete.

Religion. Die ganz kleinen Staaten und die ganz großen, wie Rußland, scheinen sich immer in einigem Rückstand zu befinden.

Du schreibst, Du begreifest nicht, daß ich abwechselnd so christlich und so unchristlich rede. Das hat aber einen doppelten Grund. Einmal ist meine Ansicht keineswegs abgeschlossen, daher ich, von meinem Gefühl hingerissen, zuweilen auf Augenblicke in das alte wohlbekannte christliche Gebiet zurückfalle. Ich habe oft Stunden, wo es mir möglich erscheint, das Christentum könne doch mehr sein als eine bloße Wahrheit im Bilde, es könne geschichtliche Wahrheit sein und sich dennoch mit dem wissenschaftlichen Verstande vertragen, wie das in Schuberts[1] Kopf der Fall ist. Als die Mutter starb, glaubte ich einen Augenblick, der Schmerz werde mir klarmachen, was mir sonst nicht hatte klar werden wollen, ich versuchte es, mich mit Gewalt in das Christentum zurückzuversetzen, aber es ging nicht, und ich fand zuletzt Trost in einer stillen Ergebung in Gottes Willen.

Der andere Grund ist, daß die Resultate meines Denkens dem Christentum auf der einen Seite so ähnlich sind, wie sie ihm auf der anderen Seite widersprechen. Das, was die wirkliche Ausbeute meines ehrlichen Tugend- und Glaubensstrebens ist, ist das gewisse Vertrauen auf Gott, daß er alles gut machen werde. Das habe ich und halte ich fest, und das ist doch schließlich der Kernpunkt der christlichen Religion. Der gläubige Christ freilich will allerlei Einzelnes und Bestimmtes wissen über tausenderlei Fragen, die das Jenseits betreffen. Ich weiß davon nichts, ich weiß nur, daß ich in allem, was ich bin, in Ihm und durch Ihn und mit Ihm bin. Das ist auch ein Trost, aber dahin kommt man nur durch große Schmerzen, und ich will auch nicht behaupten, daß ich zu allen Stunden so weise bin.

Mein lieber Bruder! Die ganze Natur singt ein ernstes und heiliges Lied: ich bin nicht mein, sondern Sein — es sterbe und werde dahingenommen, was ich lebe und bin, Er aber lebe und bleibe. Das ist das Lied der Natur, das sie, indem sie fortwährend dahinstirbt, unbewußt singt. Wir Menschen aber können uns in dieser Beziehung zum Bewußtsein erheben, wir können in diesem unseren Hinsterben und Hingeopfertwerden für Gott den Zweck und das innere Gesetz unseres Lebens erkennen, und dann, lieber Bruder, und nur dann, wenn wir unseren Willen mit dieser Notwendigkeit vereinigt haben, dann sind wir recht frei, auch ohne weitere Aussicht. Siehst Du, das ist gleich wieder so eine Ähnlichkeit mit dem Christentum und doch auch ganz anders. Wer sein Leben verliert, der wird es erhalten: das ist tiefe, tiefe Wahrheit. Aber das Christentum hat ein Jenseits — die Philosophie weder Diesseits noch Jenseits, sondern ein kontinuierliches Werden Gottes in der Wirklichkeit der Kreatur, die aber für sich keinen Bestand hat, damit Gott ihn habe, welcher Alles in Allem

[1] Der Naturphilosoph Gotthilf Heinr. v. Schubert (1780—1860), Professor in München, eine von mildem, weitherzigem Pietismus erfüllte Persönlichkeit. Sch. wohnte bis 1809 in Dresden, im gleichen Hause mit K.s Eltern, diesen nahe befreundet (Jug.-Er. I, 2).

iſt. — Ich ſchreibe Dir dieſes nur, damit Du ſiehſt, daß doch nicht bloß Negatives in mir ſteckt.

27. Aug. 1842. Noch kann ich mir's gar nicht recht denken, daß Du kommſt. Der März hat auch ſeine Reize, wiewohl geringe. Er iſt mein Lieblingsmonat, die Zeit der jungen ſich rüſtenden Kräfte, aber er iſt kein guter Mond, um Beſuch zu empfangen. Einer im Hauſe hat dann immer Zahnſchmerzen, alle haben naſſe Füße und nichts Ordentliches zu eſſen, beſonders nach einem Sommer wie dem diesjährigen. Wir erſticken jetzt faſt vor Hitze, Dürre, Staub. Ich habe ſo etwas noch nie erlebt. Weißt Du auch, daß es höchſt unwahrſcheinlich iſt, daß die Birken nächſtes Jahr wieder ausſchlagen? Sie ſind ſchon entblättert, aber die Blätter ſind nicht gelb abgefallen, ſondern grün zu Pulver verbrannt. Die Futterkräuter ſind ſo miſerabel gewachſen, daß es fraglich iſt, ob der Viehſtand erhalten werden kann. Die Kartoffeln werden kaum zur künftigjährigen Ausſaat hinreichen. Wir ſehen einem ſchrecklichen Winter entgegen, ſchon jetzt koſten die Lebensmittel faſt das Doppelte. Wir Menſchen ſind wie die Fliegen und haben ein faules Ziehen in den Beinen. Nach Tiſche liege ich zwei Stunden auf der bloßen Diele, weil es da am kühlſten iſt. Ich lebe nur abends von 8 bis 11 und morgens von 6 bis 11, die übrige Zeit bin ich tot. Ich decke mich nur mit dem Bettuche zu, dennoch erwache ich früh im Schweiß. Nun ſtehe ich auf und ſtelle mich in meinen Badeſchrank, laſſe die Flut über mich herbrauſen von ſchönem friſchen Quellwaſſer. Dann wird mir unendlich wohlig, ich ziehe mich an und bin ein paar Stunden zu allem Guten aufgelegt. Dann wird's wieder heiß, ich laſſe die Arbeit liegen und leſe in Immermanns „Münchhauſen", denn etwas Ernſtliches kann man da nicht treiben. Dann wird gegeſſen, geſchlafen, dann langweilt man ſich, bis man endlich am Abend wieder auf ein paar Stunden erwacht und vor der Haustüre ein paar Zigarren ſchmaucht mit den Nachbarn, die ſich zu einem geſellen.

*

Ballenſtädt, am 26. Sept. 1842. Als ich neulich abends nach 10 Uhr mit Julchen nach Hauſe kam, ſagte mir Minchen, drüben im Gaſthofe ſeien drei Herren aus Dresden angekommen, die mich hätten hinüber bitten laſſen. „Ob das nicht Richter, Peſchel und Oehme[1] ſind?!" ſagte ich, aber Julchen meinte, ſo hoch würde es wohl nicht hergehen, denn wo ſollten nun gerade dieſe drei zuſammen herkommen. Ich ging hinauf in mein Zimmer, von wo ich in einige Fenſter des Gaſthofs ſehen kann. Da ging eine Geſtalt im Zimmer auf und nieder, deren Profil, ſoweit ich durch mein Fernglas erkennen konnte, allerdings dem Freunde Oehme nicht wenig glich, doch war ich ſehr ungewiß. Nach einiger Zeit tauchte

[1] Die Jugend- und Studienfreunde: Ludwig Richter, der berühmte Maler und Zeichner (1803—84), mit A. 1825/26 gleichzeitig in Rom, 1836—73 Profeſſor für Landſchaftsmalerei an der Dresdener Akademie. — Karl Gottl. Peſchel (1798—1879), ſeit 1837 Profeſſor an der Dresdener Akademie. — Ernſt Ferdinand Oehme (1797—1855), ebenfalls Dresdener Maler.

eine andere Gestalt mit einer Pfeife auf, die dem kleinen Peschel ähnlich sah, da fing mir das Herz an zu pochen, aber ich war immer noch ungewiß. Endlich erhob sich gerade neben dem Lichte Freund Richter, wie er leibt und lebt, und nun steckte ich meinen Kopf zum Fenster hinaus, hielt zwei Lichter daneben, so daß ich prächtig beleuchtet war, und pfiff einen italienischen Gassenhauer. Zuerst bemerkte mich Richter, dann die andern mit Jubel, sie rissen ihre Fenster auf, und wir begrüßten uns für diesen Abend wenigstens aus der Ferne.

Den folgenden Tag blieben sie da, und wir gingen beim herrlichsten Wetter zusammen auf den Falkenstein. O wie war ich selig mit den Genossen der Jugend! Wir lachten und rauchten und klagten uns auch unsere Not. Auf der alten Burg angelangt, frühstückten wir in ritterlicher Halle Butterbrot mit Schlackwurst, fürchterlich lachend, weil Oehme witzig ist. Als wir uns erquickt hatten, ging das Zeichnen los. Um zwei waren wir fertig und ließen uns Gänsebraten, Salat und Birkenchampagner heraus ins Freie bringen. Nach Tisch ließen Richter und Peschel sich das Schloß von innen zeigen, Oehme aber setzte sich wieder zum Zeichnen auf sein Feldstühlchen, und ich legte mich neben ihn ins Gras, ihm zusehend. Es war eine Wonne.

Unsere Schwester Adelheid hat Vater und Mutter Krummacher in Bremen recht wohl gefunden, nur daß Vater sich von Jahr zu Jahr mehr mit hypochondrischen Grillen zu plagen scheint. Merkwürdig ist es doch, wie große und berühmte Glaubenshelden so besorgt um ihr Leben sein können! Scheibel[1] traute sich in Hermsdorf nicht allein über den Hof zu gehen, weil da gewöhnlich ein dicker Mops in der Sonne schmorte, der beinahe im Fett erstickte und froh war, wenn man ihn nur ungeschoren ließ. Wenn Scheibel hinüber zu Heynitz gehen mußte, nahm er zu seinem Schutze allemal ein altes Weib mit, die Frau des alten Bedienten Haase, die sich noch obendrein mit einem dicken Knüttel bewaffnen mußte, welcher zu dem Endzwecke immer unten an der Tür lehnte. Einen anderen großen Glaubenshelden, den Du wohl erraten wirst, konnte ich nicht bewegen, mit auf den Turm des Falkensteins zu steigen, wo wir alle, sogar die kleinen Kinder, hinaufgingen, weil er fürchtete, der Turm könne einstürzen; ebenso ist seine Angst beim Gewitter grenzenlos, und er getraut sich nicht allein zu schlafen aus Furcht vor Gespenstern. Es gibt doch viele Rätsel in dieser argen Welt.

12. Oct. 1842. In den letzten vierzehn Tagen war viel Trubel und Unruhe, viel Arbeit, Kummer und Narrheit. Der Kummer besteht darin, daß mir mein Wirt die Miete gekündigt hat, weil er in meiner Wohnung seinen Sohn etablieren will. Nun ist aber hier keine andere anständige Wohnung für mich zu finden, wenn ich nicht ein Haus kaufe, kaufen mag

[1] Joh. Gottfried Scheibel (1783—1843), Führer der [alt-] lutherischen Bewegung gegen die kirchliche Union, lebte, nachdem er seines Amtes als Professor der Theologie in Breslau 1832 entsetzt war und auch aus Dresden ausgewiesen wurde, eine Zeitlang in Hermsdorf, wo ihm Ernst v. Heynitz eine Zuflucht gewährte.

ich aber nicht an einem Orte, wo jeden Tag durch den Tod des Herzogs alle Häuser außer Wert gesetzt werden können. So bleibt mir, wenn sich bis Ostern nicht doch noch eine Miete auftut, nichts anderes übrig, als nach Bernburg zu ziehen. Daß mich das unruhig macht und wegen Häuserbesichtigung viel Herumlaufens verursacht, kannst Du Dir denken.

Was nun die Narrheit anbelangt, so überredete mich die Bardua, der ich einige närrische Gedichte von mir vorgelesen, ich müßte durchaus zum Geburtstage der Herzogin irgendeinen Schwank veranstalten, um der Herzogin eine Überraschung und Freude zu bereiten, und schlug mir zu dem Ende vor, ein Wachsfigurenkabinett aufzustellen und es den Herrschaften zu erklären. Ich ließ mich breitschlagen, und nun begannen acht schwere Tage der äußersten Aufregung und Anstrengung, denn, da man sich jedenfalls wundern mußte, von mir so etwas veranstaltet zu sehen, so mußte es etwas besonders Gutes werden, wenn ich mich nicht lächerlich machen wollte. Die mitwirkenden Personen ließ ich mir durch den Hofmarschall bestimmen, der sehr gern auf die Idee einging und mir mit allen Mitteln eines reichen kleinen Hofes zu Hilfe kam. Er wählte die Mitspielenden aus der engsten Umgebung des Hofes, zwanzig an der Zahl. Nun ging die Not an, die Mitwirkenden, lauter vornehme Leute, willig zu machen und für jeden den Charakter zu wählen, den er gerne darstellen wollte. Dies war ein fast unübersteiglicher Berg, weil die Eitelkeit mit ins Spiel kam. Endlich kamen wir doch zu Rande, und alle waren zufrieden, hatten aber freilich keine Ahnung von der Art und Weise, wie ich bei der Vorstellung über sie selbst sprechen würde. Den Text zu machen war keine Kleinigkeit, denn ein Ständchen mußte ich doch über die Figuren sprechen und durfte während dieser Zeit meine Zuhörer nicht aus dem Lachen kommen lassen.

Am Sonnabend, dem Tage vor dem Geburtstage, arbeitete ich noch bis Mitternacht an meinem Texte. Als ich am Sonntage aufwachte, war ich steif von Kreuzschmerzen, daß ich mich nicht allein aufrichten konnte. Julchen mußte mir beim Anziehen helfen, und nur mühsam kroch ich aus dem Bette. Gegen Mittag wurde es indessen soweit besser, daß ich mühsam nach Tafel hinken konnte. Dann schleppte ich mich wieder nach Hause, um mir meine Galakleider zusammenzusuchen — aber siehe da, die Strümpfe waren nirgends zu entdecken, ebensowenig die Schuhschnallen. Wir drehten das Haus danach um, Alvensleben[1] schickte und ließ mich bitten, doch aufs Schloß zu kommen, weil die Arbeiter warteten, Julchen bekam eleganten Damenbesuch, und ich hatte in meinem Rücken Schmerzen wie ein Heide. Endlich fand ich, vor Angst schwitzend, die verdammten Goldschnallen und Strümpfe und legte alles, was ich brauchte, auf einen Haufen, bat Julchen, es mir nachzuschicken, und kröpelte mich aufs Schloß.

Hier wurde im Speisesaal eine halbrunde erhöhte Bühne aufgeschlagen, mit Blumen, Lichtern und Gardinen herrlich dekoriert, in einem

[1] Kammerherr Werner Ludwig v. Alvensleben (1803—69).

Zimmer wurden die Herren, im andern die Damen angeputzt, von mir und der Bardua geſchminkt und bemalt. Da ſah man nun die Gräfin Hahn-Hahn, Maria Stuart, Liſzt, Carl den Großen, Caſpar Hauſer, alles durcheinander, und die Bardua und ich ſteifer Krüppel wurden faſt zerriſſen. Um 7 ſollte und mußte es angehen, da der Herzog, der auf Pünktlichkeit hält, darum wußte. Jetzt war es ½7, und ich mußte mich noch anziehen. Ich hatte mir einen Soldaten gemietet, der mich ankleiden ſollte, weil ich mich nicht bücken konnte, und ließ mir die Hoſen ausziehen. Da fehlten die ſeidenen Strümpfe in den mir nachgeſchickten Sachen, es war fürchterlich – es blieb mir nichts anderes übrig, als nach Hauſe zu laufen und ſie zu holen. Dabei ſtrengte ich mich übermäßig an und kam triefend von Schweiß unter größten Schmerzen zurück. Mein Soldat kleidete mich an, der Hofmarſchall trieb, die Bardua ſtellte unterdeſſen die Figuren ganz falſch, und die Hoſenſchnallen wollten durchaus nicht in die rechten Löcher. Endlich war ich fertig, auch meine Figuren waren geſtellt, und vorn auf der kleinen Treppe, die auf die Bühne führte, ſaß ſchlafend die Cumäiſche Sibylle.

Der Hofmarſchall ging, mich bei der Herzogin als Herrn Guglielmo Maccaroni aus Pavia mit Wachsfiguren zu melden. Da fiel mir ein, daß ich meinen großen dreieckigen Hut und mein weißes Stäbchen in der Garderobe vergeſſen hatte. Denke Dir, wie furchtbar! Bei der Sibylle, die die ganze Treppe einnahm und mit ihren künſtlich gelegten Gewändern ſchon eingeſchlafen war, konnte ich nicht vorbei, ich ſprang daher, meine Kreuzſchmerzen vergeſſend, über die Lichter von der hohen Bühne herunter und bekam einen ſolchen Schlag und Schmerz durch mein ganzes Rückgrat, daß ich beinahe hingeſtürzt wäre und vor Schmerzen laut aufſchreien mußte. Nachdem ich einige Mäntel weggeriſſen, fand ich, o Wonne, meinen Dreimaſter und Stab. Kaum ſtand ich wieder auf der Bühne, da rannte auch ſchon ein Kammerdiener herein und rief: Die Herrſchaften!

Nun ertönte auf mein Kommando von verborgener Muſik der alte Deſſauer-Marſch, kräftig mit Pauken und Trompeten, und herein traten der Herzog und Herzogin, der ganze übrige Hof und alle Großen des Reichs. Alle nahmen Platz, und mich hatte der luſtige Marſch mit Mut beſeelt, meine Schmerzen hatte ich mir ausgeſchwitzt und ausgeſprungen. Als die Muſik ſchwieg, trat ich vor und hielt eine Anrede an die Herrſchaften in einem ganz veralteten Kanzleyſtyl und mit Marktſchreierdeklamation, wobei ich zu meiner Ermutigung ſchon hier und da etwas Gelächter vernahm. Und dann erklärte ich die Figuren, eine nach der anderen, es verbreitete ſich eine ungeheure Heiterkeit im ganzen Saal, auch meine Figuren, die von meinem Texte keine Ahnung gehabt hatten, fingen vor innerem Lachen an zu zittern, während ich ſelbſt ſo ernſthaft wie eine Kratzbürſte blieb. Es war ein ganz ungeheurer Effekt, viel mehr, als ich für möglich gehalten hätte.

Als ich alle Figuren durch hatte, trat ich an die Sibylle hin, erklärte auch dieſe und fügte dann hinzu, daß es ein berühmter Automat ſei, der

in allen großen Residenzen vor Königen und Fürsten die gerechteste Bewunderung erregt hätte und welcher, wenn er aufgezogen wäre, sich aufrichten und Töne ausstoßen könnte, die der menschlichen Stimme ähnelten. Nun zog ich einen großen Uhrschlüssel aus der Tasche, steckte diesen der Figur in die Schulter, drehte und hatte mir eine Vorrichtung erdacht, daß es ganz akkurat so klang, als wenn ein Räderwerk aufgezogen würde. Hierauf richtete sich die Sibylle ganz langsam auf, es ertönte eine sanfte Musik, und sie sprach nun melodramatisch einige Verse ernsten Inhalts, die ich der Herzogin zum Geburtstag gedichtet hatte. Die Überraschung war groß.

Nun schwieg die Musik. Meine Wachspuppen erwachten aus ihrer Versteinerung und bewegten sich nach vorne, die Herrschaften bestiegen die Bühne — da ertönte auf einmal der Ruf: „Feuer! Feuer!" und der Mantel der Prinzessin Marie flammte hell auf mit ungeheurer Lohe. In diesem schrecklichen Augenblick warfen Alvensleben und ich uns blitzschnell auf die Prinzeß und erdrückten so das Feuer, wobei ich mir tüchtig die Hand verbrannte samt Rock und Hose. Da es glücklich abgelaufen war, erhöhte dieser Zwischenfall nur noch die Stimmung. Die Herzogin kam zu mir und dankte mir mit großer Herzlichkeit für den amüsanten Abend, desgleichen alle die Räte und sogar der Superintendent; ich hatte sie plötzlich alle zu Freunden, da ich sie lachen gemacht hatte. Meine Puppen, die ich eigentlich zum besten gehabt, waren alle königlich vergnügt gewesen, und keiner war gekränkt, selbst Alvensleben nicht, den ich zur allgemeinen Belustigung am meisten gehänselt hatte. Die Herzogin bedankte sich bei allen einzeln, meine kleine Frau aber, die sich, weil keine andere Frau wollte, dazu hergegeben hatte, die weiße Frau von Orlamünde darzustellen, küßte sie ganz herzlich, was mir große Freude machte. Jetzt spricht man von nichts anderem, und mein Manuskript, das ich für die Herzogin abschreiben mußte, wandert von Haus zu Haus. Am meisten freue ich mich, daß ich niemanden dabei gekränkt habe, was so leicht hätte vorkommen können, und daß auch niemand auf meine Kosten gelacht hat, daß ich mich aus dieser schwierigen Geschichte gezogen habe, ohne selbst zum Narren zu werden. Es ist eine ordentliche Erfrischung in die Gesellschaft gekommen, ich bin Allen nähergetreten und danke es wirklich der Lardua, daß sie aus alter Anhänglichkeit für unser Haus mich gewissermaßen zwang, einmal hervorzutreten.

*

Ballenstädt, am 21. Oct. 1842. Soeben habe ich Deinen Brief gelesen, mit Dank gegen Dich, Du lieber rüstiger Schreiber, mit großer Freude, aber auch mit Anwandlungen von Schwermut darüber, daß wir auf geistigem Gebiete immer weiter auseinander zu bersten scheinen. Du begreifst nicht, mein lieber Bruder, wie ich damit befriedigt sein kann, daß Gott Alles ist und ich nichts bin. O wenn mir dieser Satz nur erst so recht in Fleisch und Blut übergegangen wäre, wie wollte ich dann still und ruhig werden! Es ist ja möglich, daß ich, wie Du meinst, den rechten Glauben

nie gehabt habe. Aber ich meine doch, all jene inneren Zuſtände früher an mir ſelbſt erfahren zu haben. Nun aber bin ich durch einen zehnjährigen unausſprechlichen Jammer hindurchgegangen, habe gebetet und geforſcht und darüber einen Glaubensſatz nach dem andern verloren. Nun halte ich es nicht länger aus, ich habe den ehemaligen Glauben drangegeben und halte mich an das Wenige, was man in Wahrheit erfahren kann. Da werde ich denn nun auch wieder ruhiger, obgleich nicht glücklich. Aber wer iſt das überhaupt?!

22. Oct. 1842. Ich bin in ein ſonderbares Treiben hineingeraten, das mir arge Beſchwerde machte. Die Vorſtellung mit den Wachsfiguren hat der Herzogin ſo außerordentlich gefallen, daß ſie der Bardua befahl, ſie möchte doch auf morgen, den Geburtstag ihrer Schweſter, der Prinzeß Marie, wieder ſo ein Vergnügen ausdenken. Die Bardua legte darauf, ohne mir ein Wort zu ſagen, der Herzogin den Plan zu einem Zigeunerauftzuge vor, worin auch ſingende und tanzende Steiermärker, Italiener und eine türkiſche Geſandtſchaft vorkamen. Dann erſt kam ſie zu mir und bat mich, die nötigen Texte zu machen. Ich wurde ſehr böſe über den neuen Trödel und ſchickte ſie fort; wir überwarfen uns ein bißchen. Die übrigen Cavaliere und Damen, an die ſie ſich nun wandte, um ſie zum Mitſpielen aufzufordern, entgegneten ihr ganz höflich, für ihre Herzogin gäben ſie ſich wohl zu ſo etwas her, aber was ginge ſie die Prinzeß Marie an; und ſie rekrutierten zu meiner ſtillen Freude nicht einen Mann. Nun ſteckte ſich der Racker hinter die Herzogin, und plötzlich fuhr die erſte Hofdame bei allen denen vor, denen die Bardua eine Rolle zugedacht hatte, und lud ſie im Namen der Herzogin zum Mitſpielen ein, da mußten ſie ſich's für eine Ehre anrechnen. Mich aber ließ die Herzogin eines ſchönen Morgens aufs Schloß kommen und erzählte mir, ſie habe ſich entſchloſſen, ſelbſt mitzuſpielen, und zwar die Rolle der Preziosa, aber nur unter der Bedingung, daß ich ihr den Text verfaßte. Ich machte allerlei Einwendungen, aber es half nichts, ich konnte nicht widerſtehen, und nun, da ich ihr ein Gedicht verſprochen, mußte ich auch noch zuſagen, die Reden für den türkiſchen Geſandten und ſeinen Dragoman zu machen und die ſchwerſte Rolle, die des Dragoman, ſelbſt zu übernehmen. Heute haben wir ſchon die dritte Probe gehabt, morgen iſt die Aufführung. Meine arme Frau iſt auch noch genötigt worden, und zwar ebenfalls von der Herzogin in Perſon, ein italieniſches Bauernmädchen zu machen; die Kinder wollte ſie auch haben, die ſchlug ich aber auf das entſchiedenſte ab.

24. Oct. 1842. Nun iſt der große und odiöſe Tag vorüber. Das war eine ſchöne Hetze. Früh hatte ich noch zu memorieren, mittags war große Tafel, anſtrengendes Eſſen und Trinken. Um 5 Uhr verſammelten ſich die Komödianten in den glänzendſten Koſtümen bei der erſten Hofdame, wo Tee gegeben wurde und die ſonderbarſte Unterhaltung ſtattfand, indem alle mit immer ſteigender Angſt fortwährend ganz laut ihre Rollen herſagten. Unterdeſſen verſammelte ſich im großen Saal alles, was hoffähig iſt. Um 7 hörten wir die Prinzeß vorfahren. Nun zogen auch wir

unter Abſpielung der Prezioſa-Muſik in den Saal, und das Spiel begann. Die Szene mit dem Geſandten und ſeinem Dolmetſch erregte ein fortwährendes ſchallendes Gelächter, und ſelbſt der Herzog, vor deſſen übler Laune wir uns am meiſten gefürchtet hatten, war ganz ſeelenvergnügt. Endlich zogen wir unter den Klängen des Prezioſa-Marſches die Herzogin auf einem prächtigen Wagen in den Saal; Cramer und ich gingen an der Stange, vor uns zogen der junge Sigsfeld und Prinz Julius von Holſtein, der ganze Zug folgte, die Herzogin glänzte von allen ihren Diamanten und ſah aus wie eine Fee. So fuhren wir um den ganzen Saal herum und hielten vor der Prinzeſſin. Nun ſtieg die Herzogin aus und begann die Rezitation von 15 Verſen aus der Seele der Prezioſa. Ich hatte den Verſen den Charakter der Naivetät gegeben und nichts weniger als eine Rührung bezweckt, dennoch fingen alle Frauenzimmer an zu weinen, und ſogar der Herzog vergoß Tränen, was man bis dahin für ganz unmöglich gehalten hatte.

Der letzte Vers leitete zu unſerem Schlußſtück über. Mit den Worten: „Mir aber gebt mein Inſtrument und laßt uns muſizieren, und wer der Töne Zauber kennt, wird ſich wohl amüſieren" empfing die Herzogin aus den Händen des Zigeunerhauptmannes ein kleines Kindercymbal, wir andern griffen nach ähnlichen Inſtrumenten, Kuckuck, Schreipuppe, Trommel uſw., ſchloſſen einen Kreis und führten nun mit Quartettbegleitung die berühmte Haydnſche Kinderſymphonie auf. Hierauf rührte ſich die Geſellſchaft untereinander, und der arme Dragoman empfing große Ehre, ſogar alte Kerls drückten mir die Hände und waren von meinem eigentlich ganz faden Gedicht ganz gerührt und erbaut.

30. Oct. 1842. So lange liegt nun wieder der dumme Brief, ich komme gar nicht mehr zum Schreiben, auch aus übler Laune. Eigentlich weiß ich ſelbſt nicht recht, warum mir alles ſo ärgerlich iſt. Summa ſummarum: ich kann auf keine andere Weiſe mehr froh werden, als wenn die Sonne früh in mein Fenſter ſcheint durch die goldgelben Blätter der Kaſtanien, wenn dann mein Vögelchen ſein liebliches Morgenlied ſingt, und ich denke, Du wärſt bei mir, und wir könnten zuſammen einen Gang in den Wald tun oder auch am praſſelnden Windöfchen ſitzen und von guten Dingen ſprechen. Vielleicht wird das zum März ſo werden, und der Februar bringt ſchon die Vorfreude.

Jetzt habe ich nun wieder mit der Bernſtorff einen großen Kummer. Seit Jahren ſchon leide ich an Huſten, und das Übel wird, wie bei Mutter, immer ſtärker und inkommodiert mich recht. Ich habe deshalb verſchiedene Ärzte konſultiert, aber ſie konnten nichts ausrichten. Endlich habe ich mich darein ergeben, und da der Menſch doch einmal an etwas ſterben muß, war ich auch ganz zufrieden mit dieſer Plage des Huſtens, dieſer Sünde meines Leibes, und ließ ihn höchſt unbekümmert ſein Weſen treiben. Nun hat mich aber die Bernſtorff öfter ſtark huſten hören, und da ſie leider ein ganz übermäßiges Intereſſe an mir nimmt, ſo ängſtigte ſie ſich ſehr und wollte mich mit aller Gewalt bewegen, Homöopathie zu brauchen. Sie

quälte mich mit dieser verdammten Heilmethode, welche mir eine elende Kinderei scheint, bis aufs Blut. Da sie mich nicht dazu bewegen konnte, hatte sie es im verflossenen Winter listig so veranstaltet, daß ein berühmter homöopathischer Arzt aus Bernburg mich in ihrem Zimmer finden mußte. Diesem Charlatan stellte sie mich nun vor und sagte ihm, ich wäre sehr leidend und wünschte ihn zu konsultieren. Ich aber lachte und erklärte dem Marktschreier, dies sei mir nie eingefallen, ich wäre ganz gesund, außer daß ich manchmal hustete, was mir ganz recht wäre, da jeder Mensch so ein Übel mit sich herumtragen müsse, und so nahm ich meinen Hut und ging. Die Bernstorff weinte darüber, und ich war vier Wochen lang mopsig. Sie fing aber immer wieder davon an, es war ein beständiger Krieg zwischen uns.

Endlich vor einigen Tagen sagte sie mir, die Herzogin ließe für sich den Dr. Würzler herkommen, und nun sollte ich ihr doch den einzigen Gefallen tun und erlauben, daß sie ihn mir schickte. Ich aber verneinte standhaft. Den andern Tag rückte sie mir aufs Zimmer, bat mich aufs beweglichste, es könne ja doch auf keinen Fall schaden, und ich Esel, der ich gerade sehr fröhlich gestimmt war, weil meine Töchter bei ihrer Gouvernante ein sehr brillantes Examen gemacht hatten, bin so schwach und ergebe mich, um die Freundin zu beruhigen. Ich kann nicht leugnen, daß mir in dem Augenblick so wohl war, als hätte ich mich fürs Vaterland geopfert wie der selige Curtius, da er sich in den Pfuhl stürzte. Es dauerte aber nicht lange, so tat es mir leid, und ich lief aufs Schloß und erklärte der Bernstorff, es sei mir doch unmöglich, und wenn sie mich lieb hätte, sollte sie mich verschonen. Aber nein, durchaus nicht, sie blieb dabei, sie würde mir dies Ungeziefer schicken. Ich zog verdrießlich ab. Nun machte sich meine Frau daran und schrieb ihr, sie sollte mich doch zufrieden lassen, denn es sei mit mir nicht mehr zum Aushalten. Nein! Ich ging den Abend noch einmal zu ihr und bat, diesen Kelch an mir vorübergehen zu lassen. Nein! „Nun", sagte ich, „schicken Sie ihn, ich will ihn schon empfangen". Ich wollte ihm nämlich lauter falsche Symptome angeben und ihn nötigenfalls beleidigen.

Auf einmal kam das Vieh wirklich in mein Zimmer, so steif, als wenn er eine Elle verschluckt hätte, und so feierlich wie der Pontifex maximus sagte er höchst langsam und pomphaft: „Fräulein von Bernstorff hat mir befohlen, mich zu Ihnen zu verfügen." Ich mußte lachen, so giftig wie ich war, und sagte, die hielte mich für krank und wäre besorgt, weil ich hustete, und bat ihn Platz zu nehmen. „Wie ist Ihr Husten?" – „O, ich huste ein wenig, etwa wie ein Schafbock, aber wollen Sie nicht Platz nehmen – darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?" – „Zu welchen Tageszeiten husten Sie?" – „Donnerwetter, setzen Sie sich doch nur erst, dann wollen wir weiter sprechen." Er verzog keine Miene und sagte: „Werfen Sie Schleim aus?" Nun nahm ich ihn und drückte ihn aufs Kanapee. „Wie ist der Schleim, grau? grün? hart? weich?" Da er durchaus nichts anderes sprach, als was zur Sache gehörte, und sich durch nichts abwenden ließ,

auch für keinen Augenblick seine feierliche gottesdienstliche Miene veränderte, so verlor sich meine Verdrießlichkeit gänzlich, und ich hatte entsetzlich zu kämpfen, daß ich nicht lachte, ich litt eine horrible Qual.

Er setzte sein Examen fort und schrieb dabei einen ganzen Roman von Symptomen auf, und ich war nicht imstande, falsche Symptome anzugeben, sondern sagte die Wahrheit. Nun zog er ein Hörrohr aus der Rocktasche, setzte mir das auf die bloße Brust, umarmte mich und drückte sein Ohr an das Rohr; dies war zum Platzen. Endlich sagte er langsam: „Keine Spur von Tuberkeln, Ihre Brust ist so gesund wie die Brust eines Kindes." — „Desto besser!" sagte ich und erklärte ihm, nun müsse er sich aber auch behorchen lassen, nahm ihm das Rohr weg und setzte es bei ihm an. Da verlor sich endlich seine Feierlichkeit etwas, und er fing an, ein klein wenig zu lächeln. Ich umarmte ihn und drückte ihm mit meinem Ohr das Rohr so stark an die Brust, daß wir beide auf dem Kanapee umfielen — in dem Augenblick kam meine Bertha herein, sah zwei Männer mit nackter Brust durch ein Rohr zusammengewachsen in zärtlicher Umarmung auf das Kanapee hingesunken und entwischte behende und sehr erschrocken.

Nachher wurde noch allerlei Kurzweil getrieben, so z. B. klopfte er mir mit krummem Finger auf alle Rippen, sodaß es ordentlich hohl klang wie ein leeres Weinfaß. Endlich erklärte er meinen Husten für hämorrhoidalisch und vertraute mir, er würde nun zuerst die Hämorrhoiden wegschaffen; denke Dir, so mir nichts, dir nichts: wegschaffen. Zwei Tage darauf bekam ich von Bernburg ein großes Paket mit Pulvern, die ich verzehren soll. Nun geht eine neue Not an, weil die Bernstorff durchaus darauf besteht, daß ich dies Zeug wirklich essen soll. Drei Tage habe ich's schon liegen, kann mich aber nicht dazu entschließen. Die Bernstorff weint schon wieder darum, ist entsetzlich aufgeregt und beunruhigt mich so scheußlich, daß ich oft wünsche, die Erde möge sich auftun und alle unverheirateten Frauenzimmer verschlingen. Das ist eben die große Schattenseite des Lebens, daß die menschlichen Verhältnisse nicht zur Natur des Menschen passen. Hätte die Bernstorff einen Mann, wie sich das gebührt, so würde sie den pflegen und mich ungeschoren lassen, der ich viel lieber sterben will, als von exzentrischen und ängstlichen Frauenzimmern besorgt und bewacht zu werden. Es ist so schon Elend genug im Leben.

In meinen Augen ist die Homöopathie[1] eine reine Charlatanerie. Was ich damit schon für Zeug erlebt habe, ist nicht zu sagen. Aber die große Masse der Menschen ist ja imstande, alles und jedes zu glauben, was so recht zuversichtlich behauptet wird. Glaube mir, es gibt auch eine medizinische Schwärmerei. Die Bernstorff ist ganz entzückt von der Homöopathie und ihrem Arzt so dankbar wie einem Lebensretter, und doch ist gar nichts in ihrem Zustande verändert, was unser hiesiger Arzt, da er entlassen ward, nicht mit großer Bestimmtheit vorausgesagt hätte. Die

[1] Das neue Heilverfahren der Homöopathie war damals ein viel erörtertes Thema; es hatte, seitdem sein Begründer Hahnemann sich 1821 in Köthen niedergelassen, in Anhalt besondere Verbreitung gefunden.

Herzogin hat auch unseren Hofarzt verlassen und homöopathisiert schon seit drei Jahren mit Enthusiasmus und großer Freude über die wirksamen Mittel. Nun ist sie aber überhaupt so gesund wie ein Stein und leidet nur ab und zu an Kopfweh; daran leidet sie aber gerade noch ebensoviel wie sonst, d. h. sie ist ungefähr zwei Tage in der Woche unsichtbar. Es ist mir schlechterdings unbegreiflich, woher eigentlich dieses blinde Zutrauen zur Homöopathie kommt. Aber das Wunderbare reizt und zieht an. Es ist ähnlich wie auf dem Gebiete des Glaubens: Im Unverständlichen liegt für viele Menschen ein erbauliches Moment; das Verstandene erscheint ihnen sofort trivial. –

Du willst also wirklich im März kommen? – November, December, Januar sind nur 3 Monde, dann bricht mit dem Februar das Frühjahr an mit Schneeglöckchen, und dann heißt es: in 4 Wochen, in 3, in 14, in 8 Tagen kommt der Gerhard! Du wirst mich viel weicher und viel weniger widerhakig finden, als Du es Dir denkst, denn sobald ich schreibe, werde ich scharf und spitzig, weil das Gekraspel der Feder meine Nerven höchst unangenehm affiziert. Was die Wollüste des Lebens anbelangt, so scheinen wir ganz gleichen Geschmack zu haben, denn Ruhe, Pomade und viel Zigarren wiegt mir alles übrige auf. Wir wollen unbeschreiblich pomadig sein, und wenn Du es wünschest, sprechen wir sogar kein Wort über das Christentum. Mir liegt wahrhaftig nichts daran, Dich irrezumachen, sondern ich wünsche nur, Dir verständlich zu werden, und würde Dir allerdings gern erzählen, welche Wege ich gegangen bin. Du wirst übrigens dieselben Wege wohl auch gehen müssen, weil Du ein denkender und dabei grundehrlicher Mensch und kein Pastor, auch kein Weib bist. Die Pastors können oft nicht anders, als frisch drauflos glauben, das ist mir bei manchem klar geworden. – Komm nur, Junge, Du sollst Zigarren finden. Ich will Dir auch eine hürnene Schnupftabaksdose verehren.

*

Ballenstädt, am 9. Dec. 1842. Mein alter, innig geliebter Dicker! Heute morgen kam er an, nämlich Dein Brief, und ich konnte es kaum erwarten, meine Arbeit zu beendigen, um ihn zu beantworten und einen Feierabend zu feiern. Deine Briefe sind mir wie Fettaugen, die auf der mageren Lebenssauce schwimmen. Ich merke, daß wir ganz die nämlichen Ansichten vom Unterleibe haben, was mich sehr freut. Auch ich glaube, daß der Witz ein Produkt des kranken Gekröses ist. Demnach scheint mir Dein Geschlinke noch nicht ganz gesund zu sein, denn wenigstens, wenn Du von Deinem kurzen Schafpelz schreibst, muß ich schrecklich lachen. Wenn er offen steht, mußt Du aussehen wie eine Krautscheuche, und zugeknöpft wie eine Wurst. Weiter aber glaube ich, daß nicht allein der Witz, sondern alles Talent und was man Geist nennt, aus Stockungen im Gedärm und Blutumlauf herrühren, weil ganz gesunde Menschen etwas Viehartiges und Phlegmatisches haben; und ich stimme Dir bei, daß ein gesunderes Geschlecht weniger Bücher schreiben würde, was auch sehr gut wäre, damit die Romanleserei an der Schwindsucht krepieren könnte.

Deine geregelte Lebensweise und daß Du nach der Krone der Mäßigkeit strebst, ist vortrefflich – möchte Dich nur Elmine dabei erhalten! Wenn ich dergleichen anfange, so schläft es alsdann und darnachen immer bald wieder ein. Wenn Du kommst, werde ich Dir erzählen, wie vielfache Versuche ich gemacht habe, meine Lebensweise zu bessern, aber – man ist Mensch. Als mir heute mittag meine Frau Bier einschenken wollte, weigerte ich mich – Deinetwegen. Sie sagte mir aber, bei Dir wäre das was anderes, weil Du ein so übersaftiger und fetter Corpumpus wärst, ich magerer Schrupp aber müsse etwas Nahrhaftiges und Gutes zu mir nehmen. Da nahm Adam den Apfel und aß. – Du armes Tierchen, Du weißt wohl nicht, warum Dein Ältester so vergnügt ist? Darum bin ich's, daß Du mir geschrieben, Du wärest Hypochondriam los. Das ist ein erstaunliches Ding, und es soll darum nun auch heute den ganzen Tag, soviel davon übrig ist, Feiertag sein, und quäle ich mich Dir zu Ehren mit einer Stahlfeder ab, da ich sonst Gänsekiele brauche.

Da! da haben wir's – eine Einladung zur Bernstorff, und sollte doch heute den ganzen Abend Feiertag sein. Seit acht Tagen sind wir keinen Abend zu Hause gewesen, das ist schrecklich, und einerlei, ob der Mensch Bier oder Wasser trinkt, so wird er durch solches Heidenleben doch in anhaltende Bosheit versetzt. Bei der Bernstorff aber geht es folgendermaßen zu: Denke Dir das Zimmer, welches ehemals Prinzeß Louise innehatte. Da stehen zwei Kanapees einander gegenüber und in der Mitte ein runder Tisch. An den andern beiden Seiten des Tisches stehen Lehnstühle. Um das ganze Etablissement herum steht ein Gitterwerk, an dem sich Epheu rankt. Auf dem Tische stehen zwei Lichter, und auf dem einen Kanapee liegt die Bernstorff und denkt etwa über Zinzendorf nach. Nun klopft es an der Tür, und herein schieben Wilhelm und Julchen. Die Bernstorff springt auf und klagt entsetzlich, wie lange wir uns nicht gesehen hätten. Dann wandeln wir im Zimmer umher, bis der Tee serviert ist. Nun nehmen wir in der Laube Platz und schmarotzen schwatzend und schwatzen schmarotzend, bis keiner mehr etwas weiß. Hierauf habe ich entweder etwas zum Vorlesen mitgebracht, oder die Bernstorff hat einen langweiligen Brief oder sonst etwas schon in Bereitschaft, oder ich ziehe die große ungeheure Bibel von der Etagère und lese daraus bis 8 Uhr, wo wir dann wieder fortschieben. Da ich das meiste zur Unterhaltung hergeben muß und, wie Du weißt, ein stummer Fisch und Götze bin, so kannst Du Dir den Reiz solcher Abendunterhaltung wohl vorstellen.

Zu meinem Geburtstage hatte ich mir alle Geschenke verbeten und verkündet, ich würde jeden zur Türe hinausschmeißen, der mir was schenkte. Als ich des Morgens aufstand, war es noch finster und ich zog mich daher bei Licht in meinem Zimmer an, nachdem ich mir in meinem sausenden Windöfchen ein Feuer gemacht hatte. Da sah ich unter meinem Spiegel ein echtes Cölnisches Kästchen stehen mit sechs Flaschen Eau de Cologne. Ich wunderte mich sehr. Als ich nachher in meinen Malsachen kramte, fand ich hinter dem Malkasten ein Kistchen

treffliche Zigarren. Beides hatte mir die Bernstorff heimlich hinstellen lassen. Als ich dann hinunterkam, war die ganze Familie beisammen und Julchen hatte mitten auf den Frühstückstisch einen ungeheuren Turm von den kleinen Kuchen gebaut, die ich so gern esse. Zu beiden Seiten standen große Torten mit Zuckerguß. Keiner schenkte mir was, wir waren alle seelenvergnügt, meine Frau und ich über den Geburtstag, die Kinder über die Torten. Endlich kam die Flügge auch noch und schenkte mir ein Schwammtäschchen, ich konnte sie aber nicht zur Türe hinausschmeißen, weil ich keine Gewalt über sie habe. Hierauf lud ich die ganze Familie in mein Malzimmer ein, wo sie sich friedlich mit ihren Stickereien hinsetzten und ich malte. Da kam die Bernstorff angerauscht und verlangte, daß wir eine Predigt von Hofacker[1] lesen sollten, welches meine Lieblingspredigten sind. Und so vollbrachten wir einen angenehmen Vormittag, bis ich zur Tafel mußte, denn es war Sonntag.

Doch wieder auf Deinen Brief zu kommen — bei der Beschreibung Deines winterlichen Rittes von Ottenkill durch den beschneiten Wald ward mir das Herz ganz weich. Dein Leben ist einfach und schön, weil naturgemäß. Mein Leben ist zweifach und zerrissen. Die Ursache davon liegt aber nicht bloß in den äußeren Umständen, sondern gar sehr in mir selbst, indem ich zu schwach bin, mein Leben mit Gewalt so zu gestalten, wie ich's haben möchte. Wenn der Hof ganz weltlich wäre, würde mir das wohl leichter werden, aber diese Halbheit weist mir keinen bestimmten Platz an, und ich weiß häufig nicht, was ich tun soll und wohin ich gehöre. Ebenso wenn ich selbst Christ oder ein dezidierter Feind des Christentums wäre, so hätte ich's auch leichter, aber so zieht mich mein Herz fortwährend zum Christentum hin, während mein Kopf es verleugnet. Ich bin nicht glücklich, bis es Gott gefallen wird, mich entweder vom Glauben oder vom Unglauben zu erlösen. Oft habe ich gemeint, ich sei den christlichen Glauben los, aber doch empört mich immer wieder jede Äußerung der Feindschaft gegen das Christentum, und die Erinnerung an das verlorene Paradies läßt mir außerhalb des Paradieses keine Ruhe. Doch — hora ruit, ich muß zur Bernstorff, Julchen ist schon fort.

10. Dec. 1842. Du hast mir einen herrlichen Brief geschrieben, während die meinen an Dich jetzt oft aus einer Rollerschen Stimmung hervorgehen. Ich bin oft äußerst verdrießlich, denn das viele sogenannte Vergnügen, in das meine Stellung mich hineingerissen hat, hat sich mit manchem anderen am Herzen nagenden Wurm verbunden, mich gründlich zu verstimmen. Ein Umstand, der auch hierzu beiträgt, ist der, daß ich vom ganzen Lande für einen Ausbund von Mystizismus und für einen geistlichen Verführer der Herzogin gehalten werde. Ich soll heimlicher Katholik und Gott weiß was für ein Monstrum sein. Dabei wird mir's mit meinem Unglauben bisweilen ganz schaurig zumute; soweit mein Auge reicht,

[1] Die Brüder Ludwig (gest. 1828) und Wilhelm (gest. 1848) Hofacker, schwäbische Erweckungsprediger, veröffentlichten jeder vielgelesene Predigten.

finde ich keine Menſchenſeele, der ich mein Herz ausſchütten könnte. Mit meiner Frau kann ich nicht reden, weil ich ihren Glauben nicht auch erſchüttern will, und der Bernſtorff darf ich nicht ſagen, wie ich denke, weil ſie dann außer ſich iſt und Szenen macht, weint und mich andauernd beſchwört, zum Glauben wieder zurückzukehren. Sie iſt uns eine unbeſchreiblich treue und echte Freundin, doch empöre ich mich oft gegen ihr loderndes Temperament und verſtehe es noch nicht, ſie ſo zu tragen, wie ſie mich trägt. So wird mir auch dieſer Umgang, der ſo angenehm ſein könnte, oft zur Plage. Es iſt wirklich nicht leicht. Gott weiß, wie ſehr ich mich gefreut hatte, meine Kinder, wenn ihre Begriffe ſich erweitert haben würden, in die Tiefen, in die Strenge und in die Milde des Chriſtentums hineinzuführen. Nun iſt Bertha faſt erwachſen und wird zu Oſtern konfirmiert, aber ich kann gar nichts tun und muß ſie ſo hingehen laſſen, weil ich ihr nichts vorlügen kann.

14. Dec. 1842. Mein Ausgemietetſein hat mir viel Not gemacht. Ich hatte nur die Wahl, nach Bernburg zu ziehen oder hier in ein kleines Haus, das freilich auch kleine Zimmer hat und recht verwohnt iſt. Ich habe das letztere gewählt, weil Julchen eine Abſcheu vor Bernburg hat. So ziehe ich nun auf die „Neue Straße“[1]. Wir haben da den Vorteil, daß wir das Haus allein bewohnen, auch Hof und Garten zu unſerer alleinigen Benutzung haben. Kämſt Du nun im Sommer, ſo könnten wir uns zuſammen auf die Kirſchbäume in meinem Garten ſetzen und immer im Freien eſſen und frühſtücken.

Ich muß jetzt immer an Deinen Beſuch denken. Julchen macht ſich Sorge, was Du eſſen wirſt; die Kartoffeln ſind mißraten und nicht zu genießen, anderes Gemüſe gibt es dann nicht, auch kein Wild, kein Obſt. Ich tröſte ſie aber, daß Du ein Mann wärſt, der ſich genügen ließe, wenn er Tabak und Wurſt hätte. Ich will mich auch Dir zuliebe krank machen und mit Dir kalte Milch frühſtücken, wenn Du keinen Kaffee trinkſt. Eben fiel mein Auge auf die Karte von Europa an der Wand und auf den Punkt, wo Du wohnſt mit Deinem Häufchen — das iſt doch eine ſchauderhafte Strecke bis ins Anhaltſche Land! Wie willſt Du kleiner Punkt, der Du ſo klein biſt, daß man Dich auf der Karte gar nicht mit anbringen könnte, dieſe ganze Strecke durchwandern?! Fürwahr, Du tuſt ein Ungeheures, wenn Du kommſt, und gibſt einen Beweis vom brüderlichen Herzen. Auf Wiederſehen!

Ballenſtädt, am 1. April 1843.

Mein lieber alter Gerhard!

Nun iſt alſo alles vorüber, die ſchöne Zeit iſt dahin, wir haben uns wiedergeſehen, waren zuſammen in Dresden, und es war des Guten ſo viel, daß kein Dank ausreichen will. Aber freilich — gerade die Haupt-

[1] Damals Nr. 432, jetzt 35A; erbaut 1793.

sache, die ich mir für unser Zusammensein vorgenommen hatte, hat nicht gelingen wollen, daß wir uns, Erfahrung gegen Erfahrung, Gedanken gegen Gedanken austauschend, recht ins Herz und in den Kopf schauten. Hättest Du mich gesund gefunden, so hättest Du einen anderen Bruder an mir gehabt. Es ist das Unglaublichste, Unerhörteste, fast auch das Schmerzlichste, was mir je geschehen ist, daß mir ein Riegel vor die Seele geschoben wurde und auch vor den Verstand, gerade als Du mit großen Opfern zu mir gekommen warest. Ich hatte mich so ungeheuer darauf gefreut, mich gegen Dich einmal recht von Herzensgrund auszusprechen, Dir alle meine Erfahrungen und Gedanken im Gebiete des Glaubenslebens in den Schoß zu schütten, was Dich über mein ganzes Wesen aufgeklärt und mir ein leichtes Herz verschafft haben würde. Nun kamst Du und fandest mich völlig unterminiert von der Krankheit. Vollends in den ersten Tagen war ich zu schwach, Dich zu handhaben, auch zu bewegt in meinem Innern, dadurch kamen wir von vornherein in ein falsches Gleis. Nachher wollte ich gern reden, da schienst Du mir aber so zugeknöpft und gleichgültig gegen das, was ich Dir so gern mitgeteilt hätte, endlich waren wir wie mit Brettern gegeneinander vernagelt. So gab ich unter großem Seelenschmerz meinen seit Jahren genährten Lieblingstraum ganz auf. Welch ein verfluchter Teufel baute denn eine Mauer zwischen uns, daß wir nicht ordentlich zueinander kommen konnten! Wir wollten uns eine rechte, große Freude machen und zu unserer Seele sprechen: Nun iß und trink, liebe Seele, und sei guter Dinge! – aber Gott sprach: Ihr Narren, wer hat denn euch gewiesen, dem Zorne des Lebens zu entrinnen! Er hätte uns ja so leicht auseinanderhalten können – da er uns nun aber zusammenführte und äußerlich alles gelingen ließ, kommt es mir vor wie ein Streich des Rübezahl, daß wir doch nur Rüben statt des Goldes in den Händen hielten.

Und so ist es denn auch gut, wir haben immer Freude gehabt, nur nicht die, die wir suchten, ein offenes brüderliches Aufschließen der Herzen, wie wir es brieflich angefangen hatten. Besonders lieb ist mir unser Aufenthalt in Dresden – es war doch herrlich, daß wir miteinander die Vaterstadt wiedersehen konnten und ein Stündchen auf der Prießnitzbrücke saßen! Berlin war schrecklich, aber das gerade war gut, daß man in den letzten Tagen zu keinem Wohlsein und nicht recht zu sich kommen konnte. Ach, es ist schwer, ein Abschied auf Tod und Leben!

Wie ein Träumender kam ich in Bernburg an und ging auf der Stelle zur Bernstorff, deren herzliche Liebe mir an diesem Abende wirklich wohltat. In der „Kugel" bekam ich glücklicherweise nicht das alte geliebte Zimmer, in dem wir zusammen wohnten, sondern das kleine, in das man uns damals zuerst wies. Am anderen Mittag speiste ich auf dem Schlosse, zum Tee und Abendbrot war ich wieder mit unserer guten Herzogin bei der Bernstorff, gerade wie damals mit Dir. Am Nachmittag habe ich den todkranken Lasperg[1] besucht. Er machte mir einen überaus weh-

[1] Obrist Freiherr v. Lasperg (gest. 9. Mai 1843), vermählt mit Prinzessin Marie, der ältesten Schwester der Herzogin.

mütigen Eindruck, doch war er ganz gefaßt und heiter, lachte über meine Erzählungen, und als ich beim Abſchied ſagte: „Ich hoffe, Sie kommen bald nach", antwortete er mir ganz freundlich mit einem Händedruck: „Ich werde wohl dahinunter gehen". Es iſt wohltuend, einem ſo feſten und heiteren männlichen Sinn zu begegnen. Die Herzogin will noch in Bernburg bleiben, um ihre Schweſter nicht zu verlaſſen, die den armen Laſperg ſelbſt pflegt.

In Ballenſtädt kam ich beim himmliſchſten Frühlingswetter an und fand alle geſund und heiter. Nach dem Abendeſſen packte ich, von der Familie umringt, meinen Koffer aus, wobei jeder ſeine Kleinigkeit bekam und alle meinen neuen Malkaſten bewunderten und ganz beſonders Dein Bild. Dieſes iſt mir ein Schatz. Die Herzogin behielt es den ganzen Tag in Bernburg und zeigte es allen Schloßbewohnern. Daß Du hier warſt, daß wir uns wiedergeſehen, daß ich ein friſches Bild von Dir in der Seele habe, das erquickt mein Gebein durch und durch. O Dicker, Du haſt gar keine Idee, wie ich Dich liebe. Wie ähnlich wir denken und empfinden, iſt mir während unſeres Zuſammenſeins aus tauſend Kleinigkeiten recht klar geworden. Ich kenne Dich doch nun viel beſſer als vordem, Du warſt in meinen Augen eigentlich nur eine Seele, deren Körper ein Brief iſt, was will das ſagen! Denke an den alten Roller, wie er mit grauen Haaren an der Erde ſaß, als wir in ſeinen Hof fuhren!

6. April 1843. Nun iſt alles wieder im Gleiſe, ich male und gehe an den Hof und am Abend behaglich mit den Meinigen ſpazieren. Unſer neues Quartier iſt ziemlich fertig. Ich werde nun noch einmal ſo glücklich leben, wenn ich bei Nordlicht malen und meine Erholung im eigenen Garten finden kann. Wenn ich an der Staffelei ſitze, dann werde ich bloß den Kopf ein wenig links zu wenden haben, ſo ſehe ich unter mir den blühenden Garten und Frau und Kinder, die bei gutem Wetter wohl ganz im Garten leben werden.

Geſtern nachmittag machten wir eine kleine Fußreiſe nach dem Mägdeſprung. Mir war von der Eiſenhütte gemeldet worden, daß das Kreuz für der ſeligen Mutter Grab fertiggeworden ſei, nun wollte ich es gern ſehen. Der ganze Wald ſteckte voll Droſſeln, die herrlich pfiffen, der Boden war mit Leberblümchen, Schneeglöckchen, Waldhähnchen und gelber Vogelmilch bedeckt, es war ſchön, nur Du alter Pomadicus fehlteſt mir recht bitter. Der allerſeligſte war Gerhard, dem nichts in der Welt über einen ſolchen Marſch geht. Auch mir geht eigentlich nichts darüber, und die Dresdener Oper iſt dagegen ein Quark.

Seitdem Du fort biſt, habe ich viel gezeichnet, mehrere Porträts, die ganz fein in Kreide auszuführen waren. Da mir dieſe Arbeit odiös iſt, erbarmte ſich Julchen und las mir vor, und zwar aus Milners Kirchengeſchichte[1]. Merkwürdig war es mir, mich diesmal auf ſeiten der Ketzer

[1] Der anglikaniſche Geiſtliche Joſeph Milner ſchrieb „The history of the church" in 5 Bänden (1794—1809), die in einer Herrnhutiſchen Überſetzung von Mortimer (Barby 1803ff.) in verwandten deutſchen Kreiſen viel geleſen wurde.

zu finden, die ich bei einer früheren Lesung desselben Werkes so lebhaft perhorresziert hatte. Alle Geschichte ist traurig, weil das, wonach gestrebt wird, entweder nie oder nur momentan erreicht wird, aber ganz besonders traurig ist die Kirchengeschichte, obschon ich aus früherer eigener Erfahrung mir denken kann, wie die freudige Standhaftigkeit der Bekenner für Viele etwas Erfreuliches haben muß. Mir ist jetzt diese Standhaftigkeit nicht mehr erfreulich, da sie durchaus kein Beweis einer Umwandlung unserer eigensüchtigen und wilden Natur ist.

Jetzt lese ich ein nettes Buch: „Briefe von Joh. Heinr. Voß", eine Biographie in Briefen. Voß zeigt sich überaus gemütlich, kindlich und oft sehr in unserer Art. So hat er eine große Freude bei der köstlichen Entdeckung, daß sein Garten in Wandsbeck, wenn er die Schritte etwas kleiner macht, 25 Schritt lang ist, da er sonst immer nur 24 hatte. Besonders erfreulich ist das schöne Verhältnis zu seiner Frau; diese Ehe muß ein kleiner Himmel gewesen sein. Die Schreibart ist der Zeit voraus, die Gedanken sind klar, geistvoll, wenn auch nicht sonderlich tief; indes ist das genießbarer als der unklare Ausdruck tieferer Gedanken, wie bei Steffens. Den ganz klaren einfachen Ausdruck für tiefe Gedanken hat Goethe.

„Freudenberg", am 11. April 1843. Ich für meine Person bin heute schon hier eingezogen, mit allem, was ich zu meiner Arbeit brauche. Es ist hier über die Maßen traulich. Ein wahres Glück ist es, daß Du jetzt nicht hier bist, denn Du wärest wie verzaubert und nicht wieder fortzukriegen, doch ist's auch wieder so schade, daß Du nun fehlst, denn äußere Umstände und die Umgebung wirken doch mächtig auf uns Brüder ein, vielleicht auf mich noch stärker als auf Dich.

*

Ballenstädt, am 28. Mai 1843. Am 11. in der Morgenstunde erschien Dein Brief und machte uns Deinen Geburtstag zum rechten Feiertage. Gott sei Dank, der Dich, wenn auch durch Kot und Wasserlöcher, dennoch glücklich wieder heimgeleitet hat!

Zum Himmelfahrtstage hatte uns der Pastor Rosenthal nach Badeborn eingeladen. Wir fanden uns neun Personen stark dort ein, ungebeten kam auch noch der Superintendent Walther mit zwei Pastoren. Leider fing es alsbald zu regnen an, so daß wir auf das Zimmer beschränkt waren. Die Engigkeit war unbeschreiblich: nur eine Stube und fünf Zigarren fortwährend im Gange. Da es immer stärker regnete und der anhaltische Lehmboden grundlos wurde, auch kein Bauer im ganzen Dorfe bei solchem Wetter anspannen wollte, mußten wir uns entschließen, über Nacht dazubleiben. Nun wurde Punsch gemacht und wir saßen bis gegen 1 Uhr beisammen, während die mannigfaltigen Kinder hinter dem Ofen und in den Winkeln umherlagen und schliefen. Endlich wurden wir alle untergebracht, und am nächsten Morgen traten wir den Rückmarsch bei leidlichem Wetter höchst wohlgemut an. Die Jugend hatte in Badeborn

wie in einer Zwangsjacke gesteckt; sie waren in der engen Stube bewegungslos und so artig wie die Puppen gewesen, bloß still Kuchen murksend. Jetzt erholten sie sich auf dem Rückweg, erfüllten die Luft mit Geschrei, rannten, sprangen und schlugen einen Purzelbaum nach dem anderen. In unserem Garten fanden wir über Nacht große Veränderungen vor, es war alles mächtig gewachsen, unsere jungen Pflanzungen strotzten von üppiger Gesundheit. Rosenthal hat uns die Regenwurmjagd gelehrt, und noch denselben Abend gingen ich und Bertha mit einer Handlaterne hinunter. Da waren sie zu tausenden aus der Erde herausgekommen und lagen rötlich glänzend, zum Teil wie fürchterliche Schlangen lang ausgestreckt, auf den Beeten. Wir sammelten ganze Töpfe voll; ich hätte nicht geglaubt, daß die Erde in ihrem Schoße ein solches Leben bergen könne. Als ich mich zu Bette legte, war es mir wie lauter Makkaroni vor den Augen.

2. Juni 1843. Ich habe eben das Leben des Königs Friedrich Wilhelm III. vom Bischof Eylert gelesen, und zwar mit Ergötzen. Man könnte dies Buch vielleicht einen Fürstenspiegel nennen. Ein so billiges, vernünftiges Urteil, wie sich in allen Reden des Königs zeigt, hätte ich demselben niemals zugetraut. In einem weniger guten Licht erscheint die Bedientenseele des Verfassers. Besonders haben mich in diesem Buche die aphoristisch abgefaßten Bekenntnisse des Königs angezogen. Einmal sagt er: „Ich bin mir auch nicht einer einzigen guten Handlung in meinem Leben bewußt, die ganz rein und ohne unlautere Beimischung gewesen wäre." Im Munde von hundert anderen, sogenannten erweckten Christen, wo einer immer den andern kopiert, würde ich einen solchen Ausspruch völlig überhört haben, aber aus einem so treuen und durchaus wahrhaftigen Herzen kommend frappierte er mich und machte er mir eine ungemeine Freude. Einen solchen Charakter wie den des Königs könnte man sich wünschen. Gesunde Vernunft ohne Genius scheint mir das Rechte zu sein; nur solche Naturen können ruhig und glücklich leben. Die Genies, die Wahnsinnigen und die Dummen sind Mißgeburten.

Jetzt lese ich die Geschichte Peters des Großen von v. Halem, ein älteres Werk. Welch wunderbare Zeit, uns so nahe und an den Grenzen von Europa! Welcher Kaiser würde jetzt Petersburg bauen können mitten im Kriege mit Schweden! So etwas konnte nur da gehen, wo Menschenleben gar nichts wogen. Es könnte darüber gestritten werden, ob ein solcher Grundsatz nicht der ganz richtige sei. Offenbar denken wir jetzt zu weichlich über den Tod und sind deshalb durchaus unfähig, die alte Geschichte zu beurteilen, weil wir ihn für das größte Übel ansehen. So sahen ihn die Alten nicht an. Alles Leben ist ein Leiden — was liegt daran, wenn es geendet wird?! Niemand ist geneigt, sein Leben noch einmal von vorne anzufangen, und doch will man auch nicht sterben. Der Tod ist gänzlich wider alle unsere Begriffe von Zivilisation. In Otahaiti wurde jedes erstgeborene Kind geopfert, dadurch lebten die Lebenden breiter und besser. Jetzt wirken dort die französischen Missio-

nare[1]. Was haben aber dadurch die Otahaiter gewonnen? Sie werden wohl das Schicksal anderer bekehrter Völker haben, d. h. sie werden um Land und Gut gebracht und von ihren Bekehrern ausgesogen, und dafür haben sie nun die Beruhigung, daß sie glauben, sie werden in den Himmel kommen, wenn sie sterben. Man sagt zwar, sie wären besser geworden, aber ich denke mir, ihre Besserung ist ihrer Kleidung analog, d. h. sie tragen jetzt Hosen, aber der Popo bleibt immer darunter. Doch es wird Zeit, daß ich meiner Weisheit Einhalt tue, sonst rede ich fort, wie Salomo die Toren reden läßt, nachdem er selbst alles getan hatte, was die Toren tun. Also basta.

Heute wird der Geburtstag der Flügge gefeiert. Ihre Schwester, ein ganz analoges Subjekt, ist hier mit ihren vier Eleven oder Seelöwen, desgleichen Valentiners, desgleichen Starkes [die Familie des früheren Hofpredigers] – der ganze Garten ist voll und viel Lärmens. Unter diesen schrecklichen Weibern zu leben, hielt ich für „ewiges Verderben", daher ich meinem ältesten Sohn Gerhard eine Flasche Bier aufbürdete, meinen Malapparat zusammenpackte und in den Wald zog, um endlich meinen neuen Tuschkasten zu probieren. Aber kaum waren wir in der Nähe des Siebersteinteiches angelangt, als ein Donnerwetter aufstieg und wir eiligst zurück mußten. Als wir nach Hause kamen, hatte es sich brüllend hinter den Gegensteinen weggeschlichen, die Gesellschaft im Garten aber hatte sich noch durch verschiedene Weiber vermehrt.

Auf unserem Grasplatze liegt ein herrlicher Heuhaufen, da wälzt sich jetzt das Kindervolk, während die Alten unsäglich schwatzen, so daß es mir Schreibenden in die Ohren fährt. Die Kinder, von Anna angeführt, liegen jetzt sämtlich wie ein Stern im Heu, die Füße im Centro, in der Peripherie die Köpfe. Alles außer den Köpfen ist hoch mit Heu bedeckt, so daß man nur diese wie einen roten Kranz sieht. Dabei singen sie laut ein von Anna gedichtetes Heulied; der Enthusiasmus ist unbeschreiblich. Bertha, die ihrer Mutter schon um ein ganzes Stück über den Kopf gewachsen ist, sitzt mit ihrer Freundin Line[2] schon bei den Großen, und von diesen beiden habe ich mein Herz etwas gewandt, weil sie ganz akkurat wie Damen aussehen, ich aber leider überzeugt bin, daß eine so angezogene Dame mit breiten Falten und Manschetten dem lieben Gott eigentlich ein Greuel ist, wenn er sie auch rührenderweise in seiner Langmut nicht vertilgt. Ein besonderes Greuel muß ihm unsere gute Bernstorff sein, die, obgleich nur aus Haut und Knochen bestehend, jetzt einen so stark auslaufenden Faltencul hat, daß sie, ohne anzuprallen, nicht durch meine Türe kann.

Dagegen machte mir gestern an der herzoglichen Tafel einen unleugbar angenehmen Eindruck die Herzogin von Cöthen[3], eine Schwester von un-

[1] „Väter vom Heil. Geist", seit 1841 auf Haiti.

[2] Pauline Valentiner, geb. 1827 in Husum, seit 1849 mit dem Hamburger Schiffsreeder Gust. Wilh. Schiller (1803–1870) verheiratet, gest. 1908.

[3] Herzogin Heinrich, geb. Prinzessin Auguste von Reuß-Köstritz (1794–1855).

ſerem Reuß von Klipphauſen[1], dem ſie auch ähnlich ſieht, obgleich ſie viel ſtattlicher iſt. An ihrer Kleidung war gewiß nichts, woran ein ehrlicher und natürlicher Sinn hätte Anſtoß nehmen können. Schlicht, einfach, ohne hohen Cul und doch nobel und fürſtlich. Sie hatte die Freundlichkeit, ſich recht lange mit mir zu unterhalten, und zauberte mich ſo etwa in die Dohnaſche Zeit zurück, wo ich noch Heilige ſah, an denen ich mit unbeſchreiblicher Ehrfurcht und Liebe hängen konnte. Sehr liebt ſie die Gräfin Dohna[2] und ſagte mir, jetzt in ihrem Alter müſſe man dieſe ſehen, ſie ſei jetzt noch unbeſchreiblich lieblicher als in ihrer früheren Zeit. Die Herzogin ſprach ſich ſo demütig und doch ſo würdevoll aus, daß ich ordentlich weich wurde. Es iſt doch merkwürdig, dieſe Dame gilt in der Welt für beſchränkt und ſtolz. Ein Genie iſt ſie freilich nicht, ſonſt könnte ſie nicht den Eindruck einer ſo angenehmen Vollendung machen.

Du haſt Ferno s Leben geleſen, wahrſcheinlich von der Schopenhauer[3], das ich vor vielen Jahren in Poll mit Intereſſe geleſen habe. Das Merkwürdigſte war mir damals, daß er ſich ſterbend an der Schönheit des Apollo aufrichtete und erbaute. Aber jeder macht es nach ſeiner Art. Der General Lefort, Peter des Großen Freund, ſtarb unter einer luſtigen rauſchenden Muſik, die er ſich ins Nebenzimmer beſtellt hatte; die erſte Frau von unſerem Heynitz ließ ſich ein geiſtliches Lied vorſingen, und ich könnte wünſchen, Du wärſt bei mir, wenn ich ſtürbe, doch ſterbe ich auch gerne allein und habe nur den einen großen Wunſch, nicht erſtickt zu werden.

Warum biſt Du denn zu weiter nichts nütze, als auf den Miſt geworfen zu werden? Freilich haſt Du recht: alle großen und alle kleinen Männer werden zuletzt dahin geworfen und ſind zum Verfaulen gerade gut genug. Damit zeigt Gott an, daß er allein es iſt, der was tut; wir ſind nur Hammer und Zange, die gelegentlich hervorgegriffen und wieder weggeworfen werden. Eigentlich ſollte jeder Gott danken, den er nicht in ſeiner Weltgeſchichte braucht — man kann da leicht wie Zar Peter in die Notwendigkeit verſetzt werden, ſeinen eigenen Sohn zu opfern. Zum Glück des Ganzen trägt eigentlich auch niemand etwas bei, denn die Maſſen werden nur anders, glücklich werden ſie nie. Auch die feinſte Ziviliſation hat nicht mehr Befriedigung als die gröbſte Roheit.

Ach, à propos, was ſchriebſt Du denn von meinem Geſichte? Glaubſt

---

[1] Fürſt Heinrich LXIII. von Reuß-Köſtritz, Herr auf Klipphauſen (bei Dresden), vermählt mit Eleonore Gräfin v. Stolberg-Wernigerode, einer Schweſter der Gräfin Dohna. Vgl. „Lebensbild" der Mutter S. 290.

[2] Geb. Gräfin Friederike von Stolberg-Wernigerode (1776—1858), vermählt 1795 mit Burggraf Heinr. Ludwig zu Dohna-Condehnen, einem Enkel Zinzendorfs, (bis 1824) Herr auf Hermsdorf, das zu Rollers Pfarrei Lauſa gehörte. Die den Eltern K.s naheſtehende Gräfin war ſeit 1833 verwitwet und lebte ſpäter in Herrnhut und Gnadenberg. Vgl. Jug.-Er. II, 5 u. VII, 2; über Graf Dohna V, 1.

[3] Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philoſophen, ſchrieb 1810 die Biographie des mit K.s Vater befreundeten Weimarer Kunſtgelehrten Karl Ludwig Fernow (geſt. 1808).

Du denn, daß Dein Maul nicht auch ironisch sei? Das ist die uns tiefinliegende Selbstgefälligkeit; aber freilich müßten wir auch beide etwas dümmer sein, wollten wir nicht ironisch sein. Es ist durchaus nicht anders möglich, es muß so sein, und wir werden unsere satirischen Mäuler auch jedenfalls mit ins Grab nehmen. Das glaube fest und gehab Dich wohl.

*

Ballenstädt, am 3. Sept. 1843. Ich habe Dir lange nicht geschrieben, lieber Bruder, aber dieser Sommer ist für mich nicht leicht gewesen. Ich war in eine tiefe Hypochondrie versunken, meine ganze Lage erschien mir unerträglich. Es kam vielerlei zusammen. Die steten Zerstreuungen durch die Geselligkeit und das Hofleben, der Verkehr mit den entsetzlich vielen Weibern und die ewigen Besuche reiben mich auf und machen mich mißmutig. Dazu die Unbefriedigtheit an meiner Malerei und der Kummer um den verlorenen Glauben. Wenn einer, der so wie ich im Christentum gelebt hat, aus diesem seinen Lebenselemente herausgerissen wird, dann ist's kein Wunder, wenn er wie der Fisch auf dem Lande mit dem Schwanze schlägt und sich aufschnellt, geängstigt von dem fremden Elemente, das ihn umgibt. Und dabei meine beispiellose Einsamkeit! Ich habe noch keinen einzigen Menschen gefunden, der so wäre, wie ich bin. Ich kenne und liebe das Christentum, ich kenne es so genau wie einen Bestandteil von mir selber und — habe es doch nicht. Alle anderen Ungläubigen kennen es entweder nur äußerlich oder gar nicht, und in keinem Falle lieben sie es. So kann ich mich gegen niemand aussprechen.

Zu alledem kam noch schwere äußere Sorge: ich hatte einigen Notdürftigen Geld geliehen, und sie konnten es nicht zurückzahlen, auch blieben die Zahlungen für abgelieferte Bilder aus, der Umzug und die Einrichtung des Hauses haben viel gekostet, die Teuerung machte, daß in der Wirtschaft auch mehr aufgegangen war, dazu der viele Besuch: so mußten wir eine Zeitlang kümmerlich aus den kleinen Sparbüchsen der Kinder leben. Durch das alles wurde ich bitter gestimmt, es war eine Art Trotz gegen die ganze Führung und Gestaltung meines Lebens. Wenn ich es recht bedenke, so führe ich ja eigentlich vor vielen Tausenden ein recht unverdient glückliches Leben. Aber, da es allerdings auch sehr viel Schweres hat, so sah ich nur das Schwere und sehnte mich ernstlich nach dem Tode, nicht etwa, um in den Himmel, sondern nur, um zu Ende zu kommen. Ach, wenn doch das Gebet helfen wollte, daß Gott mich hinfort von der Höllenplage solcher Stimmungen freihalten wolle.

So ging mir beinahe der ganze Sommer hin. Der Anfang zur Besserung ging merkwürdigerweise von einer Kleinigkeit aus. Ich wurde einmal auf einem Spaziergange mit Julchen bis auf die Haut durchnäßt, und darauf folgte in trockenen Kleidern eine sehr gemütliche Teestunde. Dies machte mir einen so lebhaften Eindruck, daß ich jenen Vorfall in Versen zu besingen mich gemüßigt fand. Ich dichtete beim Malen, ging einsam spazieren und dichtete. Auf diese Weise wurde mein Geist wieder aktiv und spann etwas aus sich heraus, anstatt ermattet Verdruß ein-

Die Tochter Bertha.

Handzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Ich zeichnete abends nach und nach alle meine acht Kinder (Line und Tille rechne ich immer mit dazu)." 4. März 1846.

Pauline Valentiner.

Nach einer Bleistiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Was hat mir doch Gott in diesen lieblichen, einfachen, engelhaften Geschöpfen geschenkt!“ 22. Juli 1845.

zusaugen. Mein Dichtergeist teilte sich dann der ganzen Familie mit, Julchen und alle Kinder, die Bernstorff, Line und Tille[1] dichteten. Es wurden bestimmte Aufgaben gegeben, und vier Wochen lang versammelte sich die ganze Dichterschar an jedem Sonntagnachmittag in meiner Stube, auch Gerhard, der nicht fehlen wollte, mit seiner Papierrolle in der Hand. Es war wie ein Wunder, besonders daß auch Julchen ganz lange Gedichte machte und daß Bertha ihre Produkte der Gesellschaft ohne alle Blödigkeit selbst vorlas. Kaum habe ich etwas Komischeres erlebt, wir freuten uns alle die ganze Woche auf den Sonntag, und meine Hypochondrie fing an, einem inneren Behagen Platz zu machen.

Dann kam Antonie[2]. Sie, die alte Freundin, an der in der Kurkülls-schen Urzeit eigentlich zuerst meine jugendlichen Gefühle sich entfalteten, und die damals meinen Verstand mächtig weckte, machte jetzt einen sehr tiefen Eindruck auf mich. In ihr erblickte ich die Liebenswürdigkeit eines verlorenen Glaubens und die ganze Schönheit einer alten, dahingeschwun-denen Zeit. Über beides konnte ich ohne Rückhalt mit ihr reden, ihr un-bedingt vertrauend — ich konnte ihr manches sagen, was ich Anderen nicht gesagt hätte, und das erleichterte mein Herz. Jetzt erst löste sich wohltätig die unselige Spannung, in der mein Gemüt sich befunden hatte. Ich fand die Unterwerfung in Gottes Willen wieder, und der Glaube, wenn auch nicht der positiv christliche, reckte sich daran in die Höhe. Antonie wirkte sehr segensreich auf mich ein, der barmherzige Herr im Himmel machte sie mir zu einem guten, beschwichtigenden Engel. Himmel-weit in unseren Ansichten verschieden, durch eine gewaltige Kluft des äußeren Bekenntnisses getrennt, konnte sie mir dennoch so viel sein. Wo war nun das Band, das uns verknüpfte? Reiche gemeinsame Erleb-nisse aus der Blütenzeit und ein tiefes, gegenseitiges Verständnis des Naturells! Meinungen scheiden nicht, wo das Naturell sympathisiert.

Bald nach Antonie's Besuch befielen mich die Masern. Auch diese Zeit trug dazu bei, daß sich die innere Ruhe und Ergebung in mir festigte. Drei Tage und Nächte war ich freilich so krank, daß ich nicht imstande war, das Vaterunser zu beten. So oft ich es auch versuchte, so verwickelte mir das Fieber doch immer die Bitten untereinander, und ich kam gleich ganz heraus. Aber die Erste Bitte gelang doch wenigstens, und es war mir erquicklich, auch nur diesen Anfang zu beten. Welch einen unermeß-lichen Schatz haben wir doch am Vaterunser! — ich habe daran eine ganze Welt, es ist mir geblieben von meinem früheren Christentum.

*

Ballenstädt, am 24. Sept. 1843. Als ich vorgestern von einem Spazier-gange heimkehrte, gingen durch die Neue Straße auf einen guten Stein-wurf vor mir Leute her und bogen plötzlich in mein Haus ein. Es waren Fremde, so viel sah ich. Ich dachte an mir empfohlene Christen, etwa

[1] Mathilde Valentiner, geb. 1830 in Husum, unverheiratet gest. 1907 in Hamburg, wo ihre Schwester Line (s. S. 46) lebte.

[2] Eine Kusine, Baronin v. Ungern-Sternberg, geb. v. Stackelberg.

aus Elberfeld oder aus Bremen, und überlegte, ob ich nicht meinen Spaziergang noch eine Weile fortsetzen sollte. Endlich aber siegte die Besorgnis, meine arme Frau möchte über fremden Besuch allein zu sehr erschrecken. Ich trat daher mit großartiger Kühnheit und mit dem Gefühl eines Badenden, der sich endlich entschließt, kopfüber ins Wasser zu springen, in mein besuchtes Haus ein — da standen zu meiner freudigen Überraschung in dem Hausflur Oncle Carl, Tante Dascha und Otto Zöge. Wir haben gestern einen schönen Tag auf dem Stufenberg zusammen verlebt.

Vor einigen Tagen besuchte mich der Candidat Frech, der früher bei Assesburgs in Meisdorf Hauslehrer war und jetzt in Berlin die Kinder des Finanzministers Bodelschwingh erzieht. Er hat mir viel von den gelehrten Celebritäten Berlins erzählt. Goßners[1] große Einseitigkeit und Verachtung aller Wissenschaft hindert Frech nicht, ihn recht lieb zu haben; Goßner scheint unter den Predigern Berlins der einzige Repräsentant des einfachen und älteren Christentums, wie wir es in unserer Jugend kannten und wie es Dohnas hatten. Dagegen ist Hengstenberg[2] für Frech ungenießbar, seines absprechenden, scharfen Wesens und der Bitterkeit wegen, mit der er sich fortwährend über Personen ausspricht: er ist ein Mann des Krieges und lebt im Kriege. Schelling soll sehr unten durch sein. Unbeschreiblich abenteuerlich klingt die Anwendung seiner Philosophie auf die Religion. Ich erlaube mir darüber kein Urteil. Mir erscheinen alle philosophischen Systeme als ebensoviel verschiedene Art und Weisen, das Rätsel des Lebens auflösen zu wollen — es sind Methoden, die als solche eine so richtig wie die andere sind, nur daß eben keine von ihnen das große ewige Rätsel wirklich löst. Dennoch kenne ich nichts Interessanteres als diese Versuche des Geistes und Denkens, sein eigenes Wesen zu erkennen, und ich meine immer, Du müßtest Dich auch dafür interessieren. Du würdest durch Hegel Deinen Glauben ebensowenig verlieren, als ich ihn durch Schelling gewinnen kann.

Wenn man bloß das treiben wollte, wodurch man im Christentum fester wird, so weiß ich gar nicht, was man eigentlich treiben sollte, da sogar das Studium der Theologie abführt. Denn unter den heutigen Theologen sind nur wenige, welche, wie Goßner, die Vernunft in Glaubenssachen entschieden zurückweisen. Wenn diese aber an die Bibel kommt, erweist sie sich etwa wie der Sauerstoff an den Metallen. Der Glaube fast aller dieser Gläubigen ist schon angelaufen von einem feinen Rost, es ist eine Halbheit in ihnen. Und wenn man ihnen mit Konsequenz zusetzen wollte, so müßten sie entweder vollständig oxydieren oder desoxydieren. Ich bin auch ein solcher Gläubige gewesen, und die Konsequenz hat mir nun den Glauben weggefressen.

---

[1] Johannes Goßner (1773—1858), ein zur evangelischen Kirche übergetretener katholischer Geistlicher, seit 1829 Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin, eifrig für die Heidenmission und in christlichen Liebeswerken.

[2] Ernst Wilh. Hengstenberg (1802—69), Professor der Theologie in Berlin, streng konfessioneller Richtung.

Eben war der Schuster Homann bei mir, derselbe, der für uns die Dreckstiefel machte. Er ist Mitglied der Quedlinburger Mäßigkeitsgesellschaft und läßt es sich sehr angelegen sein, hier eine Menge Schriften wider den Suff wie auch andere erbauliche Traktätchen zu verbreiten. Ein Soldat, welcher trank und spielte, bekam einige dergleichen Sachen zu lesen und bekehrte sich, d. h. er hielt sich zur Kirche, las sehr viel in der Bibel, gewöhnte sich Suff und Spiel ab und trat auch dem Leseverein von christlichen Büchern bei, den die Herzogin, die Bernstorff und meine Frau gegründet haben. Als er dann die Worte bei Paulus las: „Bin ich nicht ein Apostel, habe ich nicht unseren Herrn Jesum Christum gesehen?", hielt er sich in der Einbildung, daß er selbst damit gemeint sei, auf einmal für einen Apostel, ging zu dem Hofprediger und verkündete diesem, er habe den Herrn gesehen und dieser sende ihn, dem Hofprediger seine Sünden zu vergeben. Der arme Mensch mußte im Krankenhaus unter ärztliche Behandlung gestellt werden. Nun hat der arme Schuster schrecklich viel zu leiden, da man ihn und seine Traktätchen als Veranlassung ansieht, und auch unser Leseverein wird tüchtig angegriffen. Der gute Homann dauert mich recht, ich halte ihn auch für einen von denen, die dem religiösen Wahnsinn ausgesetzt sind – möge Gott ihn behüten! Im Christentum liegen doch gefährliche Klippen für alle, die Gott nicht recht demütigt.

Daß Du Dir solche Sorge wegen England[1] machst! Was die Seele eines englischen Ministers anbelangt, so denke ich mir dieselbe zu einem starren Körper komprimiert, etwa wie Diamant komprimierter Kohlenstoff ist, glaube deshalb auch nicht, daß sie unsterblich sein kann. Jean-Paul denkt sich's anders – er denkt sich Minister wie große gebratene Fleischklumpen, an denen nichts roh geblieben ist als die Mitte – das Herz oder die Seele.

Wenn Du mir nur erst wieder schreiben könntest, daß Du Dein Gleichgewicht vollkommen oder doch soweit wiedergefunden habest, daß Herz und Kopf oben sind. Wie mögen wir beiden armen Schächer nur eigentlich zu dem jämmerlichen Leiden der Launen gekommen sein, da doch unsere Eltern ganz frei davon waren. Es muß doch diese Eigenschaft, die man entweder hat oder nicht hat, vom Großvater Zöge auf uns übergesprungen sein. Gott bewahre doch unsere Kinder vor solcher Pest!

Couvert. Ich falle Elminen mit beispielloser Heftigkeit um den Hals. Warum fielst Du eigentlich meiner Frau niemals um den Hals?

*

Ballenstädt, am 20. Nov. 1843. Gerade heute an meinem Geburtstage läuft Dein Brief ein. Wem soll ich dafür danken, Dir oder unserem Vater im Himmel? Die präzise Ankunft habe ich gewiß letzterem zu verdanken. Als ich heute aufstand – der Tag dämmerte gerade – und in mein Zimmer ging, sah ich beim grauen Morgenlichte neben meinem

[1] Die Zeit von 1839–46 waren schwere Krisenjahre für England und man glaubte allgemein, daß eine soziale Revolution ausbrechen werde.

weißgedeckten Geburtstagstisch einen prächtigen großen Fauteuil von der feinsten, modernsten Arbeit – ein Prachtstück, gleich dem Stuhle Petri. Niemand konnte der Geber sein als die Bernstorff. Noch rührender war mir Berthas Geschenk: eine, sage eine Stahlfeder, dafür war es aber auch eine englische. Um 11 Uhr ging ich mit den Kindern auf den Gottesacker und besuchte das Grab unserer Mutter. Ach Gott, wie wehmütig ist das doch! Als wir nach Hause kamen, siehe da trat der Briefträger ein und hatte richtig einen Brief von Deiner Hand. Das war doch die Hauptbescherung am heutigen Tage. Wir aßen so still weg Coteletten mit Krautsalat, Nüsse und Äpfel, und dann legte ich mich in den ungeheueren Lehnstuhl und genoß langsam Deinen Brief – o Gerard!

Abends kam die Bernstorff ankutschiert und brachte mir von der Herzogin ein silberplattiertes Schreibzeug und einen Pantoffel, um die Uhr daran aufzuhängen. Die Herzogin ließ mir dabei sagen, es wäre nur des Spaßes wegen, wie ein Gruß oder Guten Abend, als Geschenk wolle sie es gar nicht angesehen wissen. Doch freute ich mich darüber, sie hatte meiner doch freundlich gedacht. Wir tranken nun Tee, und ich las dabei vor aus den Reisebriefen der Hahn-Hahn. Meistens ist es doch nur wie ein Salongewäsch, ich finde weder ein rechtes Herz noch Gedankentiefe. Es sind da eine Menge Phrasen, die nur nach etwas klingen und keinen tieferen Sinn haben. Der Stil aber ist gut und elegant, bisweilen entsetzlich vornehm, man amüsiert sich und lernt dabei allerlei Unbekanntes kennen. Geistessympathie fühle ich gar nicht zur Verfasserin, ihre Eitelkeit ist mir sehr zuwider und ebenso ihre Altklugheit.

Im ganzen war ich eigentlich nicht vergnügt und bin das auch selten an meinem Geburtstage. Da hat man von früher Jugend her ein unersättliches Verlangen nach einer besonderen Freude. Kindern ist diese leicht bereitet durch eine Arche Noä, Peitsche, Soldaten, Farbenkasten usw. Einem Manne wie mir aber müßte man irgendeine bedeutende Sorge abnehmen oder eine sehr geliebte Person aus der Ferne zuführen, wenn ich eine besondere Freude erleben sollte. Ob ich einen Großvaterstuhl habe oder nicht, macht mich nicht wirklich glücklich. Wenn mir der liebe Gott mein Auge auftun wollte, daß ich die Farben unterscheiden könnte, dann würde ich eine rechte Freude haben. Noch gestern hielt ich ein saftgrünes Sammetkleid für rotbraun. Alle Zeit und Mühe, die ein anderer auf Zeichnung und Helldunkel, das Wesentliche des Bildes, verwendet, verbrauche ich auf die Farbe, und dann kommt doch ein kleiner Rotzjunge und weist mir einen Fehler nach, und trotz aller Mühe habe ich nur ein schlechtes Colorit. Ich arbeite ganz im Finstern und daher ohne Lust. Das ist ein Teil meiner Last, schon genug, um einem Maler alle Freude aus dem Leibe zu treten. Merkwürdigerweise wußte es der selige Vater und legte kein Gewicht darauf. Hätte er aufmerksam Goethes „Farbenlehre" gelesen, so hätte er mich nicht Maler werden lassen. Jetzt ist's zu spät, was anderes zu ergreifen, und mir bleibt nichts übrig als Resignation, die manchmal gelingt, manchmal wieder schrecklichen Schmerzen Raum macht.

21. Nov. 1843. Heute nur ein paar Worte, denn ich muß gleich aufs Schloß. Ich bin jetzt eigentlich alle Tage oben. Dreimal in der Woche zur Tafel beim Herzog, zweimal abends bei der Bernstorff, einmal zum Tee bei der Herzogin, wo ich ihr vorlese. Der Hofprediger Hoffmann, der ihr bisher vorlas, leidet so an chronischer Heiserkeit, daß die Herzogin mich ersucht hat, ihr für diesen Winter vorzulesen. Mir ist das sehr angenehm, weil ich auf diese Weise Gelegenheit habe, öfter mit ihr auf einfache, natürliche Art, ohne allen Hofzwang, zusammen zu sein. Zu den Lesestunden ist niemand gegenwärtig außer der Bernstorff und den beiden niedlichen Hofdamen. Amüsant sind oft die kategorischen Bemerkungen und Exklamationen der Herzogin bei Stellen, die sie frappieren. Mir sind diese Lesestunden sehr gemütlich, und ich freue mich stets im voraus darauf; es wird dabei so manches erlebt und dazwischen besprochen, sodaß selbst ein langweiliges Buch eine vortreffliche Unterlage zur Unterhaltung abgibt. —

Da bin ich schon zurück. Es war kein Vergnügen, durch die Dunkelheit den Schloßberg herunterzuschindern, denn der Boden war wie ein Froschbauch, und ich hatte Gummischuhe an. Hier erwarteten mich schon meine Zeichnenschüler Bertha, Line und Gerhard. Ich gab jedem ein Blatt mit Baumschlag und setzte sie fest unter der großen Lampe bei meiner Frau. Ich aber zog mich in mein kaltes Zimmer zurück und klage Dir nun meine Leiden weiter. — Wir waren heute bei der Bernstorff zum Tee. Sie ist jetzt wieder recht leidend und beschäftigt sich viel mit dem Gedanken an ihren Tod. Zum Glück ist ihr Leiden von der Art, daß ihr Geist ungetrübt bleibt. Sie kann wohl manchmal recht wehmütig sein, aber ihre Wehmut hat niemals etwas Hypochondrisches oder Verdrossenes; wenn man ihr nur etwas zu Hilfe kommt, so gibt sie sich einer unbedingten Heiterkeit hin und kann sehr lustig werden. Kürzlich ließ sie mir sagen, ich möchte doch gleich nach Tafel zu ihr kommen. Als ich hineintrat, sagte sie mir, ihre Freundin, Frau v. Sonnitz, von der sie mir schon viel erzählt, wäre bei ihr und wolle gern meine Bekanntschaft machen. Auch sah ich im Lehnstuhl eine Kreatur mit entsetzlich blonden Haaren sitzen, die mich dumm anlächelte und sich nicht einmal erhob. Ich war darüber etwas frappiert und ging mit dem verbindlichsten Wesen ganz nahe auf die übrigens sehr elegante junge Dame zu, immer in der Hoffnung, daß sie doch einmal aufstehen sollte. Da erkannte ich endlich, daß es mein Gerhard war, den die Bernstorff, während wir tafelten, sich zum Privatgenuß mit ihren Unterröcken und Kleidern aufgeputzt hatte. Sie wollte sich totlachen, daß ihr das Späßchen so gut gelungen, und Anna und Tille, die bei ihr waren, freuten sich mit hohen Sprüngen.

23. Nov. 1843. Neulich hatten wir hier auf dem Schlosse einen interessanten Besuch. Graf Asseburg[1], den Du gesehen, hatte sich drei Könige

[1] Graf Ludwig von der Asseburg-Falkenstein (1796—1869), Vizeoberjägermeister, später Oberjägermeister am preußischen Hofe, auf Meisdorf, nahe Ballenstädt am Eingang des Selketales.

eingeladen. Denke nur, sich drei Könige einzuladen, den König von Preußen, von Hannover und von Sachsen! Wunderbarerweise kamen sie auch alle drei und tranken in drei Tagen für 1000 Thaler Champagner aus. Auf seiner Rückreise nahm der König von Preußen von unserem Herzog ein Diner an, wozu auf ausdrückliches Verlangen der Herzogin auch ich eingeladen wurde. Als der König vorfuhr, standen wir alle im Vorzimmer in einem Halbkreis um unsere Herzogin herum, die zwischen ihren beiden Damen den König erwartete. Der König trat rasch ein, bot sogleich der Herzogin den Arm, sagte ihr einige Schmeicheleien über ihre Toilette und führte sie in den Saal, wo der Herzog war. Nun traten noch der Prinz von Preußen und Prinz Carl mit ihrem Gefolge ein, und es erfolgte eine kurze Vorstellung der vornehmsten Personen, worauf wir durch die Gänge in den alten Speisesaal zogen, der herrlich aufgeschmückt war. Das Diner war königlich. Die besten Speisen, die es gibt, als Schildkrötensuppe, Austern, Hummer, Gänseleberpastete, Trüffeln usw., alles ward doppelt präsentiert, z. B. zwei Suppen, zweierlei Pasteten, zweierlei Gemüse, dreierlei Wildbraten usw. Die allerfeinsten Weine wurden unablässig angeboten, und Champagner war der Tischwein. Der König lobte fortwährend das Essen, nahm wie ein Ritter von der Tafelrunde von allem, was vorkam, trank ohne Ausnahme alles, was präsentiert wurde, sodaß so ein armer Ritter wie ich nicht aus dem Erstaunen kommen konnte, besonders wenn man wußte, daß der König vorher in Meisdorf schon ein tüchtiges Frühstück à la fourchette zu sich genommen hatte.

Übrigens gefiel mir die ganze Erscheinung des Königs. Er war sehr heiter und gesprächig, stellte sich auch ohne jede Herablassung jedem gleich, mit dem er sprach, sodaß man immer nur den Menschen, und zwar einen wohlwollenden, gescheuten und gebildeten Mann vor sich sah. Selbst gegen die Lakaien behielt er sein freundliches, verbindliches Wesen bei ihren Handreichungen, ohne sich etwas zu vergeben. Bei Tische saß er zwischen dem Herzog[1] und der Herzogin und unterhielt sich auch mit ersterem auf die amabelste Weise. Der Herzog benahm sich auch recht über Erwarten gut, nur daß er nach der Tafel, als dem König noch einige Herren vorgestellt wurden und die Herzogin mitten im Saal mit dem Prinzen Carl sprach, plötzlich mit seinem langen Degen und Ordensbande auf sie zuschoß und sie ganz kindlich fragte, ob er nicht fortgehen könnte, er langweile sich so. Ich stand ganz nahe, konnte es hören und war sehr

[1] Herzog Alexander Carl (1805—63) folgte 1834 seinem Vater Alexius Friedr. Christian und vermählte sich im gleichen Jahre mit der Prinzessin Friederike von Holstein-Glücksburg. Da sein Geisteszustand ihn nicht zur Regierung befähigte, hatte bereits sein Vater 1832 einen „Geheimen Conferenzrat" zur Leitung der Regierung geschaffen. Der Herzogin fielen infolgedessen nicht nur die Repräsentationspflichten, sondern auch die Teilnahme an den Regierungsgeschäften zu. Im Oktober 1855 wurde sie durch das von den Dessauer Agnaten anerkannte Regentschaftsgesetz auch förmlich Mitregentin, der Herzog aber mußte in Schloß Hoym interniert werden. Mit ihm starb die Linie Anhalt-Bernburg aus.

bange, er würde nun was ganz Ungeschicktes anstellen. Doch ließ er sich durch einige leise Worte beschwichtigen und ward von den Hofdamen in ein Fenster gezogen, wo sie ihn so lange beschäftigten, bis der König abzog. Ich hatte mich so gründlich gesättigt, daß ich am Abend gar nichts mehr essen konnte, der König aber fuhr nach Quedlinburg, wo ihm die Stadt ein glänzendes Souper gab; er hat dort wieder keine einzige Schüssel und kein Glas Wein vorübergehen lassen. Es ist unglaublich, aber wahr. Siehe da, gerade, da meine Geschichte aus ist, kommen die Meinigen sehr entzückt aus dem Konzert zurück, und nun geht es an die Kartoffeln.

1. Jan. 1844. Julchen und Bertha sind auf einem großen Balle, welchen Salmuth drei holsteinischen Prinzen zu Ehren gibt, die jetzt hier anwesend sind. Bertha ist vortrefflich aufgeblüht und ein völlig erwachsenes Jüngferchen. Sie macht heute ihren ersten Tanz mit und ging mit großem Herzklopfen hin, aber doch seelenvergnügt. Sie ist auch ein Evaskind. Da sie nächstens zum Hofball soll, so ist der heutige Abend eine gute Vorschule. Besser wäre es freilich, sie könnte sich in größerer Stille und Einfalt entwickeln; hier geht es aber nicht anders. Jeden Freitag hat sie einen großen Club mit allen Ballenstädter Mädchen aus den besseren Häusern, welche abwechselnd den Wirt machen, sodaß dieser Greuel auch manchmal bei uns vorfällt. Der Zweck ist französische Konversation und Abhärtung im Klavierspielen.

Wir haben eine sonderbare Zeit durchlebt, eine recht schwere, wo sich Bertha so gut benommen hat, daß ich ihr von Herzen das heutige Vergnügen gönne. Acht Tage vor Weihnachten tat ich meine milde Hand auf und schenkte der Flügge, da ich von der Bernstorff einige Theaterbilletts erhalten, eins davon. Julchen entschloß sich, wiewohl ungern, mitzutraben und nahm auch Bertha mit; ich blieb mit den Kindern zu Hause und pflegte mich in meinem Lehnstuhle, während die Kinder um mich herum spielten. Um 8 Uhr hörte ich starkes Klingeln und Geräusch im Hause. Ich schickte Anna hinunter, und diese brachte die Nachricht, meine Frau sei nach Hause gekommen und habe beide Mägde weggeholt, da die Flügge krank geworden sei. Bald kamen auch Line und Bertha. Die armen Kinder waren ganz bleich und erschrocken und erzählten, gerade als die Leute im Theater sich verlaufen, hätte die Flügge schauderhafte Krämpfe bekommen. Julchen war gleich nach Hause gelaufen, Line zum Doktor, und die arme Bertha hatte sich nun allein mit der Krampfhaften in Todesangst befunden, bis ein Schornsteinfegermeister, der von Amts wegen immer länger im Theater bleibt, sich ihr zugesellt und ihr beigestanden hatte. Als dies referiert war, hörte man auch schon am entfernten Geschrei auf der Straße, daß man die Kranke bringe. Alle Kinder entwischten, Adolph versteckte sich in der Kinderstube, weinte und rief: Die Krämpfe kommen! die Krämpfe kommen!

Auf einem scharlachroten, vergoldeten Lehnstuhl aus der herzoglichen Loge trugen jetzt vier starke Männer die Kranke ins Haus, welche überdem

von drei Ärzten und vom Schornſteinfeger begleitet war, die ſämtlich ihre Röcke ausgezogen und über die Krankhafte gebreitet hatten, welche dem verſchleierten Bilde der Iſis glich, aber ſchaudervolle Töne ausſtieß. Als ſie in ihrem Zimmer niedergeſetzt wurde, ward ſie raſend und mußte von uns allen auf dem Stuhle feſtgehalten werden; zwiſchendurch ſchlug ſie ein hölliſches Hohngelächter auf. Nach 10 Uhr kriegte unſer armes Stubenmädchen dieſelben Krämpfe in geringerem Grade und mußte zu Bett gebracht werden. Und das Stubenmädchen der Valentiner, welches ſie vom Theater mit herbegleitet hatte, lag zu Hauſe bei ihren Eltern auch an denſelben Krämpfen. Ich war darauf gefaßt, daß bald alle meine Weiber mit Händen und Füßen um ſich ſchlagen würden, aber meine Frau und Bertha blieben vortrefflich feſt. Um 10½ ſchlichen ſich alle drei Doktors weg, erklärend, ſie könnten nichts weiter helfen, es würde ſchon von ſelbſt vergehen; dergleichen hartnäckiger Krampf ſei ihnen befremdlich und unerhört.

Nun war ich mit meiner Frau allein, ganz unerfahren in ſolchen Dingen, und die unglückliche Perſon bäumte ſich fortwährend beſinnungslos in unſeren Armen. Da ging die Tür auf, und die gute Valentiner kam ruhig wie ein Engel des Troſtes herein mit der Erklärung, ſie werde uns die Nacht nicht verlaſſen. Es ging nun alles beſſer, die Frauen zogen die Kranke aus, und ich packte ſie auf und trug ſie in ihr Bett. Da fing ſie wieder an zu raſen und ſtieg fortwährend wie eine Rakete in die Höhe; dann hielten die Weiber ihr die Füße und ich wehrte ihre Hände ab, damit ſie uns nicht die Haare ausriß. Sie war im Hemde, ihre langen Haare hingen ihr wild übers Geſicht, und die Valentiner verglich uns mit Paul und Virginie, ſo auffallend waren die Balgereien mit der Nackten. Endlich gegen 2 Uhr ward ſie ruhiger und fand ihre Beſinnung wieder, ſo ſchlich ich mich auf mein Zimmer und ließ die Weiber bei ihr.

Am anderen Morgen ging die Teufelei von neuem los, ich ward gerufen, weil ſie nicht zu bändigen war, und mußte derb zugreifen; am Abend auch, und ſo ging das drei Tage hintereinander. Mir waren die Glieder wie zerſchlagen, die Arme ſchmerzhaft, als wenn ich gerudert hätte, die Kräfte meiner Frau erloſchen auch, es war troſtlos. Da endlich ließen die Krämpfe nach, ſie behielt die Beſinnung dabei, ſodaß man ihr kräftig zureden konnte; einige tüchtige Doſen Moſchus mochten das ihrige gewirkt haben. Unſer ganzes Haus roch wie ein Biſambeutel. Indes bekam ſie doch zweimal täglich die Krämpfe bis zum nächſten Sonntage, dem Weihnachtsheiligabend. Das Stubenmädchen hatten wir aus dem Hauſe gebracht, die krampfte bei ihren Eltern immer tüchtig drauflos. Es mußte im ganzen Hauſe eine Stille erhalten werden wie im Grabe, alle Kinder gingen in Strümpfen und ſchlüpften wie die Schatten umher. Die Kranke wurde wie ein rohes Ei behandelt, Bertha ſaß fortwährend bei ihr und opferte ihr eigentlich die ganze Weihnachtszeit.

10. Januar 1844. Mit dieſen Krämpfen iſt wirklich ein großes Übel und Elend in unſerem Hauſe eingezogen. Alle Abende dasſelbe, vor

12 Uhr kommen wir faſt nie mehr zu Bett, und welch traurige Bilder nehmen wir dann immer mit in den Schlaf hinein. Es gefällt Gott, daß wir uns in der Liebe üben ſollen gegen einen Menſchen, der uns nicht liebenswürdig iſt. Krampft ſie nicht, ſo beweint ſie in der Regel ihren Zuſtand und leider meiſtens in meiner Stube, wohin ſie einen krampfhaften Zug hat. So eine nervöſe Perſon im Hauſe iſt doch ein greuliches Unglück und eine Zerſtörung des Lebens.

*

Ballenſtädt, am 10. Febr. 1844. Heute erhielt ich Deinen Brief über Antoniens Ende. Mir iſt's, als ſei mir ein Glied ausgeriſſen. Antonie war mir eine Freundin, die ich kannte, die mich kannte durch und durch, und die mich dennoch liebte. Welch unbeſchreiblich liebliche Erinnerung mir von unſerem letzten Wiederſehen geblieben iſt, kann ich gar nicht ausſprechen. Sie war wie ein breiter Strom, der ſich ins Meer ergießen will und nun zuletzt tief und ruhig dahinfließt. Ach, Gerhard! ein Herz, das uns kennt und liebt, weniger in dieſer kalten Welt iſt ein ganz ungeheurer, unerſetzlicher Bankerott, von welchem man ſich nie wieder ganz erholt.

Nun habe Dank für Deinen Brief, welcher ein rechter Bruderbrief iſt. Du machſt mir u. a. die Mitteilung, daß ich ſehr ſtolz oder hochmütig oder ſelbſtgefällig ſei. Dies ſcheinſt Du ganz genau zu wiſſen, und da ich es auch weiß, ſo freue ich mich, daß wir in dieſem Stück ganz einerlei Anſicht haben. Da ich aber ſchon in meinem achtzehnten Jahre einſah, daß ich einen tüchtigen Stolz habe, und nun vierzig bin, ſo werde ich dies Laſter wohl mit ins Grab nehmen. Ich glaube, daß ich ſeit meiner Jugend wohl erfahrener, umſichtiger und daher duldſamer geworden bin, aber keineswegs beſſer. Daher verdamme ich auch niemand, dem es ebenſo geht. Meine Sympathien und Antipathien aber behalte ich nach einer inneren Notwendigkeit. Ich erſchlage die Kröten und Schlangen, wo ich ſie finde, obgleich ſie gerade ſo ſind, wie Gott ſie haben will und gemacht hat, und ich pflege und begieße die Roſen, die doch auch nichts beſſeres ſind. So weiſe ich die Individualitäten ab, die mir mißfallen, und pflege die Freundſchaft anderer, die mir gefallen.

Du meinſt, wenn ich weniger hochmütig wäre, ſo würde ich mich hier weniger iſoliert fühlen, aber das verſtehſt Du nicht. Freilich bin ich entſetzlich einſam und fühle das beſonders ſchmerzlich, weil ich unter ſo vielen Menſchen lebe. Es iſt nichts Kleines, mitten in der Geſellſchaft leben zu müſſen, ohne auch nur von einem Einzigen verſtanden zu werden. Ich habe hier keinen Menſchen, mit welchem ich von dem reden könnte, was mich intereſſiert, nicht weil die Anderen zu dumm wären, ſondern weil ſie ſich wieder für ganz andere Dinge intereſſieren. Ich habe faſt mein ganzes früheres Leben dem Studium der Bibel und des Bibelglaubens gewidmet. Ich war zwar Maler und malte, aber mein höchſtes Intereſſe war nicht der Kunſt, ſondern immer dem chriſtlichen Glauben zugewandt. Daher ging ich auch ganz ausſchließlich nur mit gläubigen Menſchen um, ich wußte mit den anderen nichts anzufangen und hatte nichts, gar nichts

mit ihnen zu besprechen. Wäre ich nun noch der Alte, so hätte ich hier in der Nähe wenigstens ein paar Pastoren, gegen die ich mich aussprechen könnte, ein paar Weiber nicht zu rechnen. Nun aber ist mir mein Glaube umgekippt, und ich habe niemand mehr. Die Weiber begreifen nichts von meinen Zweifeln, weil sie eine ganz andere Art zu denken haben, meine Einwürfe sind ihnen keine, auch mag ich sie nicht irremachen. Die Ungläubigen aber, mit denen ich in der Negation übereinstimme, sind aus Vorurteil ungläubig, sie haben über die Sache nicht nachgedacht, sie kennen keine Trauer, das Christentum nicht zu besitzen, sie haben weder am Glauben noch am Denken Interesse. Gegen sie spreche ich mich am wenigsten aus. Über eine verlorene Geliebte denkt und spricht man anders als über ein Mädchen, das man niemals liebte. An Umgang fehlt es mir wahrlich nicht, die Leute verkehren gerne mit mir; wenn ich wollte, könnte ich mich fortwährend in Gesellschaft, auch außer dem Hofe, bewegen. Aber was hilft das? Wer so angefüllt ist mit Ideen wie ich, der will sich aussprechen, der muß sich aussprechen, und wenn er kein Ohr findet, so fühlt er sich einsam, einsamer als Du in Deinem einsamen Finn.

Daß Du mich einen halbverrückten Menschen nennst, ist gut und passend und schmeichelhaft, aber daß ich Kammerherr werden wollte, war wohl der vernünftigste Wunsch meines Lebens, und das Verrückte lag bloß darin, daß ich keine Schritte dazu tat. Du schreibst: alle Vorteile eines Kammerherrn hätte ich bereits, und zwar ohne die Nachteile, deshalb solle ich zufrieden sein. Entsetzliches Untier, das Du bist, halb wahnsinniger Träumer! Welches sind denn die Nachteile? Die Nachteile sind: alle Tage einmal entweder Mittag oder Abend bei Hofe zu sein und zur Unterhaltung beitragen müssen, mit den Herrschaften spazieren gehen und mit unnützem Herumstreichen Zeit zu verlieren. Nun, diese Nachteile habe ich auch jetzt schon, aber dazu noch meine Arbeit, die mir die Laune verdirbt. Die Vorteile sind ein Gehalt von 1200 Thaler, ein ansehnlicher Rang und dadurch eine kinderleichte Stellung in der Gesellschaft, in welcher wir leben müssen. Diese Vorteile habe ich nicht. Was ich jetzt nebenbei, abgespannt von mißlungener Arbeit, tun muß, würde dann meine Arbeit sein, und ungeheuer viel Zeit würde ich zu meiner Disposition behalten. Übrigens ist die Stelle nun bereits vergeben, an einen Major Kutteroff aus Hannover, welcher als Adjutant beim Herzog zugleich den Kammerherrendienst vertritt.

Ich aber bleibe nun bei meiner Malerei, welche mich nach und nach unter die Erde drückt. Ich glaube es herzlich gern, daß Du kein großer Landwirt bist. Das ist aber was anderes. Hätte ich Farbensinn, so wäre ich damit auch noch kein großer Maler, aber ich könnte doch selbständig arbeiten und würde mit meinen Arbeiten rascher fertig, anstatt daß ich jetzt meine Frau wohl zehnmal des Tages holen muß, damit sie die Farben beurteilt, und dann doch das Bild von den Leuten zurückgeschickt bekomme, weil eine Backe röter als die andere ist oder ein Auge verweint oder das Ganze zu grau, zu grün oder, weiß der Teufel, was sie alles aussetzen.

Wenn ich zeichne, ſo wird es auch nicht wie von Krüger[1], aber ich kann es doch allein beurteilen und weiß doch, daß ich der Arbeit gewachſen bin und was ich liefere. Nun – ich muß es eben tragen als unabänderliche Laſt, aber die Kraft iſt nicht immer gleichmäßig friſch. Es ſind noch eine Legion anderer Plagen da, und wenn manchmal alles zuſammentrifft, ſo iſt's kein Wunder, wenn man kleinmütig wird.

Nun iſt's ſchon bald ein Jahr, daß Du kamſt! Als ich Dich früh im Dunkeln wiederſah, das war die erſchütterndſte Freude meines Lebens. Mein lieber, guter, treuer alter Bruder! Man hat nur einen. Gott behüte Dich!

Couvert. 20. Febr. 1844. Faſtnacht. Schon wieder ein Brief oder Epiſtolus von Dir – das iſt dolle, ganz dolle, dollollorollollo! Da will ich den meinen raſch ſchließen. Elmine, Alwina, Helene, Sonny, Nanny – welch Couſinenkröſus bin ich doch! Alle ſind ſie meine Lieblinge, nur daß ich immer zweifelhaft bin, vor welcher ich die meiſte Ehrfurcht haben ſoll. Eigentlich doch vor Elmine, weil ſie mir im Kurfüllſchen Garten Kreken oder Quecken (wie heißen doch die Pfläumchen?) zu eſſen gegeben hat, was ich nie vergeſſe. Oft freſſe ich ſie alle im Geiſt auf, nicht die Kreken, ſondern die Couſinen. – Alle Deine lieben Kinder lege über in meinem Namen, der ich, wie Luther, viel von Kinderzucht halte. Ich denke mir, daß Helene ihnen das Fell zu wenig gerbt. Ich würde meine Kinder ſchrecklich hauen, wenn ich's nicht immer vergäße. Auch zu gutmütig.

*

Ballenſtädt, am 31. März 1844. Ich hatte mich nicht wenig auf den heutigen Tag gefreut. Der Hof kommt erſt morgen von Bernburg, und – die Flügge hat uns heute auf immer verlaſſen: Urſache genug zum Dank. Dazu iſt Palmarum, mein Lieblingsſonntag, und ich dachte mit den Meinigen heute recht in meinem Gott vergnügt zu ſein und womöglich den ganzen Tag im Freien zu verleben. Statt deſſen habe ich rheumatiſches Fieber, und ein dicker, undurchdringlicher Nebel bedeckt das Land, während wir bisher das ſchönſte Wetter hatten, Veilchen, Schneeglocken und Vogelgeſang. Ich war ſo wohl wie ein Tier und lerchenhaft heiter – wie kann das ſo ſchnell umſchlagen? Durch Haarabſchneiden, mein Lieber, und dazu kommt, daß Julchen, ſobald ich mir die Haare ſchneiden laſſe, gleich meine Schlafſtube und das ganze Haus ſcheuert.

Mit der Flügge ſind wir ein ſchweres Hauskreuz losgeworden, das drei Jahre auf uns gelegen und mir ſchweres Geld gekoſtet hat. Dafür ſprechen und leſen die Mädchen jetzt fertig Engliſch und Franzöſiſch, was ſie wahrſcheinlich niemals brauchen und daher auch bald wieder vergeſſen werden. Eine Erzieherin hätte ich brauchen können, aber dieſe arme krankhaft leidenſchaftliche Perſon konnte keine Erzieherin ſein. Dann

[1] Gemeint iſt entweder der Zeichner und Kupferſtecher Ephraim Krüger (1756 bis 1834), Prof. an der Dresdener Akademie, oder einer von deſſen beiden in Loſchwitz geborenen Neffen Karl Reinhard (1791–1879), Medailleur an der Königl. Münze, und Ferd. Anton (1793–1857), Prof. an der Akademie in Dresden.

kamen die Krämpfe von Weihnachten bis jetzt. Allgemein wurde es mir verdacht, daß ich die Kranke nicht längst aus dem Hause gab, einerlei wohin; ja, wenn ich sie in den Wald gesetzt hätte, so hätte man es vernünftig gefunden. Aber die arme Seele hatte keine Zuflucht, und es war mir ganz unmöglich, eine so bejammernswerte Person in solchem Zustande ihrem Schicksale zu überlassen. Jetzt habe ich doch die Beruhigung, daß sie ziemlich genesen war, als sie unser Haus verließ. Sie ist nun zu Dora Heynitz, die sich erboten hat, sie bei sich zu behalten, bis sie wieder eine Stelle hat, und die freundlichen Königshayner Einflüsse werden sie, denke ich, ganz kurieren. Meine Frau wird nun hoffentlich recht aufgehen, da sie eine ihr ganz und gar widerwärtige und unleidliche Genossin losgeworden ist.

Morgen kommt der Hof. O mein schönes, stilles Leben! — ich fühlte mich so glücklich in dieser Zeit. In vier Wochen reist die Herzogin indes nach Holstein und Serenissimus nach der Schweiz, d. h. nach Düsseldorf (zu seiner Schwester, der Prinzeß Friedrich), denn weiter läßt man ihn nicht kommen. Nachher gehen die Herrschaften nach Alexisbad, kurz, der ganze Sommer wird wohl frei sein.

Wie gern hätte ich Timos[1] Bilder gesehen! Er hat in der Tat einen wunderbaren Genius, und ich habe ihn oft genug angestaunt. Nur mit so großem Genie lohnt es sich eigentlich, Künstler zu sein. Was den äußeren Beruf anbelangt, so hilft kein Wollen, kein Fleiß und keine Gewissenhaftigkeit, und wer in ein Gleis geraten ist, auf dem sein Wagen nicht spurt, der wird immer schlecht fahren. Zum Maler passe ich nicht, fraglich ist es aber, wozu ich besser passen würde. Ich habe einen wissenschaftlichen Kopf, aber doch habe ich auch oft Gott gedankt, daß ich nicht Theologe ward, wozu ich früher immer hinneigte. Darin sind wir beide glücklich, daß wir, Du als Landwirt, ich als Maler, wenigstens glauben dürfen, was wir können, und das ist ein herrlich Ding.

Übrigens habe ich manchmal doch auch Freude an meinem Malen. Eben verläßt mich eine Dame ganz entzückt — ich habe ihr das verstorbene bucklige Söhnchen gemalt mit Bilderbuch und Blumenumgebung. Den Buckel ließ ich weg; sie war besonders erfreut, daß ich die Gestalt so gut getroffen hätte. Einen Christus mit der Dornenkrone habe ich auch gemalt. Gestern sah ein Herr, der zu den entschiedenen Widersachern des Pietismus gehört, dieses Bild. Ich dachte, er würde es gar nicht bemerken, besonders da es neben dem Bilde seiner Frau stand — aber er sah nur jenes, und während ich ihn ganz gleichgültig über Melonenzucht befragte, bemerkte ich auf einmal, daß er weinte. Dies machte mir doch große Freude. Viel gezeichnet habe ich diesen Winter, für 70 Thaler Kreidezeichnungen sind nach Düsseldorf an die Prinzeß Friedrich abgegangen, und andere habe ich noch in Arbeit. Ich zeichne gern, weil ich das kann.

Am 1. April 1844. Guten Morgen, teurer Aprilnarre! Wir haben einen himmlischen Frühlingstag mit einer strahlenden Sonne; ich bin

[1] Timoleon Neff, geb. 1805 in Kurköll, Kügelgens Vetter zur linken Hand, gest. 1876 als russischer Hofmaler und Professor an der St. Petersburger Akademie.

ganz durchgöttert vom feſtlichſten Frühlingsgefühle und – die Flügge iſt weg! Alle Geſichter im Hauſe ſtrahlen, und es fehlt nur, daß Du heute ankämſt anſtatt des Hofes. Ich habe ſchon ein paar Stunden im Garten bei den Arbeitern geſtanden. Mein Georginenbeet iſt trefflich geworden, und gar erſt der Schwitzkaſten iſt prächtig! Das Ding gibt meinem Garten ordentlich ein gelehrtes Anſehen. Das wird Melonen geben! Auch in den Ecken der Raſenplätze habe ich Miſtlöcher angelegt für Kürbiſſe, die ſich auf dem Raſen hinſchlängeln ſollen mit ihren breiten Blättern, und die Kürbiſſe werden ſich wie Kälber auf der warmen Wieſe ſonnen. Mein Garten verwandelt ſich in ein kleines Neapel. Auch die Kinder werden nicht müde, in ihren kleinen Gärten zu wirken; es bleibt ihnen immer neu.

*

Ballenſtädt, am 27. Mai 1844. Vorgeſtern waren wir mit der Bernſtorff in Halberſtadt zur Ausſtellung, die mich aber wenig befriedigte. Mit dem Glanz der Düſſeldorfer Schule ſcheint es zu Ende zu ſein. Das namhafteſte Bild war Kardinal Wolſey von Hildebrandt. Da Julchen und Bertha noch keine Eiſenbahn geſehen hatten, gingen wir von der Ausſtellung auf den prächtigen Bahnhof, ſetzten uns ein und fuhren bis nach Oſchersleben, wo die Bahnen von Magdeburg, Braunſchweig und Halberſtadt in einem Knoten zuſammenkommen. Die Halberſtädter Wagen ſind die ſchönſten, die es jetzt in Deutſchland gibt, überaus bequem und elegant. Die Fahrt machte den Meinigen ungemein Spaß. In Oſchersleben ſahen wir die Züge von Braunſchweig und Magdeburg (incl. Berlin) mit mehreren tauſend Reiſenden ankommen. Unter den Berliner Reiſenden war, ohne daß wir es wußten, auch Schwager Fritz Krummacher, der uns beſuchen wollte. In dem Gedränge von Menſchen bemerkten wir ihn leider nicht und fuhren mit ihm in demſelben Wagen, aber in einem anderen Coupé, bis Halberſtadt zurück. Darauf brauſten wir mit herrſchaftlichen Pferden nach Ballenſtädt, während Fritz mit der Poſt langſam nachgekrochen kam.

Am andern Morgen ſtellte er ſich dar, ſo groß und lang und breit er war. Er iſt zu ſeiner Erholung ſechs Wochen in Berlin geweſen und hat dort Tag und Nacht mit den bedeutendſten Leuten verkehrt. Der König hat ihn ſehr ausgezeichnet, ihn öfters zur Tafel gezogen und in Potsdam vor ſich predigen laſſen. Auch im Dome zu Berlin hat er vor einem ungeheuren Publikum gepredigt und die geiſtigen Notabilitäten, wie den Kultusminiſter Eichhorn und Schelling, zu ſeinen Füßen ſitzen ſehen. Der berühmte Kirchenhiſtoriker Neander mit ſeiner Schweſter, die ihn ſtets begleitet (er iſt ſo zerſtreut, daß er ſonſt ohne Rock und Hut ausgeht, ſich auch ſtets verirren würde), fanden keinen Platz mehr. Fritz erfuhr dies in der Sakriſtei und ließ ihnen Stühle auf die ſehr geräumige Kanzel ſetzen, wo ſie Platz nahmen. Zur Predigt erſchien nun Fritz zwiſchen dieſen beiden ernſten Eulenköpfen, die andächtig daſaßen, und das ganze Publikum erbaute ſich an dem Bilde des demütig zuhörenden, höchſt ehrwürdigen Neander. Es iſt unglaublich, was Fritz alles erfährt und wieviel

Ehre man ihm erzeigt. Daß er einst Bischof in Potsdam wird, ist leicht möglich. Von hier will er nach Bremen und hat Julchen überredet, zum Trost des alten Vaters mit ihm zu reisen.

Unser Herzog ist in Düsseldorf, die liebe Herzogin in Schleswig, die Bernstorff allein hier und alle Tage bei uns. Am Tage, ehe die Herzogin abreiste, machte diese noch einen Spaziergang mit uns, und zwar, wie sie es wünschte, durch dick und dünn im Walde, eigentlich eine Entdeckungsreise. Die Abmachung war: die Herzogin wollte gehen, wo es ihr beliebte und namentlich wo sie noch nicht gewesen war, und ich sollte die Verantwortung übernehmen, daß wir uns nicht verirrten. Auf diesem Gange war die Herzogin sehr liebenswürdig und munter, behielt uns auch den Abend bei sich zum Souper. Ich las ihr nach dem Essen die Bernsteinhexe von Meinhold vor (lies dies köstliche Buch!), wir lachten und waren guter Dinge. Die hohe Frau traktierte mich auf Salat, weil sie weiß, daß ich ihn so gerne esse, machte ihn selbst an und erkundigte sich genau, wieviel Öl, Salz, Essig usw. ich daran liebte. Viel Spaß gab an jenem Abend das neue Prädikat „Hoheit", welches ich wacker exerzierte. Die sächsischen und anhaltischen Herzoghäuser haben es sich plötzlich aus eigener Machtvollkommenheit beigelegt, da sie das „Durchlaucht" nicht länger mit den gemachten neuen Namensfürsten teilen wollten. Uns hier ist es von den benachbarten Fürsten eigentlich aufgedrängt worden, denn der Herzogin war es lächerlich und dem Herzoge ärgerlich; dieser äußerte, sein Vater sei doch ein viel würdigerer Mann gewesen und habe sich mit der „Durchlaucht" begnügt, daher käme ihm die „Hoheit" gar nicht zu. Dem Capellmeister Claus, der als erster ihm im Gespräch den Titel „Hoheit" gab, hätte er dafür beinahe den Hals umgedreht.

Am 30. Mai 1844. Heute morgen haben mich Julchen, Fritz und Anna verlassen. Nun ist es auf einmal öde in meinem Hause, wird sich aber vielleicht heute abend durch irgendeinen Kantor oder Sänger wieder beleben. Die hiesige Liedertafel hat nämlich alle anderen anhaltischen Liedertafeln zu einem großen Gesangsfest eingeladen. Die heranwandernden Sänger werden bei Mitgliedern und Ehrenmitgliedern der hiesigen Liedertafel einquartiert. Ich bin nun zwar keines von beiden, habe mich aber aus Patriotismus und Kunstbrunst erboten, einen Sänger zu logieren. Ob dieser ein Engel, Mensch oder bestia sein wird, ist mir unbekannt und wird mir durchs Los zuerkannt werden. Übermorgen ist das große Fest. Nun aber bedenke, mein Lieber, daß bei so feindseligem Wetter die großenteils zur Hektik neigenden Sänger kaum geneigt sein können, hier einzuwandern, zumal da jede Rotte von ihnen mit schweren Fahnen, Sinnbildern ihrer Macht und Ehre, beschwert ist. Meine Kinder zittern bei dem Gedanken, daß unser Sänger ausbleiben könnte. Ich dagegen würde es für eine sonderbare Gnade Gottes halten, wenn dieser Brüllfrosch ausbliebe, ich würde Zigarren sparen und manchen schlechten Witz, womit ich ihn auflockern müßte, daß er heimisch würde.

Meinem geliebten Garten tut der Regen wohl, und ich sehe aus dem

Fenſter zu, wie der Salat und die Bohnen wachſen. Dies Jahr hebt ſich mein Garten, künftiges Jahr wird er ſchon anſchaulich werden. Ich habe ein armes Weib, genannt Madonna, angeſtellt, mir auf den Viehtriften Kuhfladen zu ſammeln. Sie ſchleppt dieſe Binzen herbei wie eine Ameiſe, und daraus mache ich mir prima materia, aus der alles andere wird. Meine Georginen ſind ſchon eine halbe Elle hoch, ich habe deren 21 Stück, ſehr edle Sorten, auf deren Blüte ich mich ſehr freue. Der Herbſt wird gar bunt in meinem Garten ſchimmern. Abends im Garten zu graben und zu pflanzen, während die Mädchen mit aufgebundenen Röcken durch die Beete mit den Gießkannen ſchreiten, die Jungen ſchaukeln und turnen und Julchen mit dem Strickſtrumpf umherſtreift, iſt meine größte Luſt. Die Bernſtorff hat uns mitten im Garten eine prachtvolle grüne Schaukel erbaut, und darin ſitzt die junge Brut und fliegt durch die Atmoſphäre mit Geſchrei.

Als Fritz Dein Bild ſah, das bei mir an der Wand hängt, ſchwoll er dick an und rief mit ſeiner Donnerſtimme: „Herr, welch ein Praßkopf! Wer iſt der Kerl?“ Ich ſagte, es wäre mein Bruder. Da lobte er Dich ſehr, daß Du ſo einen Kopp hätteſt. — Lebe wohl, mein Dicker, ſchreibe balde, am beſten tagebuchartig! Schlecht iſt's zu ſchreiben — angenehm zu leſen.

Ballenſtädt, am 27. Juli 1844. Deinen köſtlichen, friedlichen, freundlichen und brüderlichen Brief las ich geſtern im Schatten meines Bosketts und blickte über das Blatt hinweg auf den Sonnenſchein, der in der ſpaniſchen Kreſſe glühte. Schon ſehe ich im Geiſte das Dampfboot, das Dich herüberbringt, und höre den Wagen vor meiner Türe halten, aus dem Du ſteigſt. Sogleich führe ich Dich in den Garten, ich ſetze Dir friſche Milch vor und Venidos oder Kirſchen, wenn Du willſt von allen Sorten. Aus der benachbarten Schule tönt der Geſang der unſchuldigen Kinder über die Baumwipfel zu uns herüber, ſie ſingen „Jeſus, meine Zuverſicht und mein Heiland, iſt im Leben“; es ſind keine Ruſſen dieſe Kinder, und meine ſind darunter. Alles dieſes habe ich genoſſen, Du magſt nun kommen oder nicht, und Dein Brief hat's bewirkt.

Zu Deinem Ausfall gegen das weibliche Geſchlecht aus Anlaß des U.ſchen Ehepaares meine ich: Ja, wohl haben wir Urſache, Gott zu danken, für unſere Weiber, wie auch dafür, daß wir keine koketten, verbuhlten, melancholiſchen, krampfhaften uſw. erwiſcht haben. So ſehr gefährlich iſt es aber doch nicht, eine Wahl zu treffen, wie Du in Deinem augenblicklichen Eifer meinteſt, denn die Weiber ſind im ganzen eine gute und praktiſche Nation. Am allermeiſten zuwider wäre es mir, wenn meine Frau ſich auf Theorien ſteifte oder etwa eine Art Centaur wäre, wie manche Weiber, ſo halb Prophet und halb feminin. Denke Dir, wie ſchrecklich, der ſeligen Krüdener ihr Mann zu ſein! Auch würde dieſelbe ſich mit mir ſehr erkältet haben, wir würden uns haben ſcheiden laſſen, d. h. damals, denn jetzt wird das Scheiden etwas langwierig. Der König von Preußen

druckt schon seit 4 Jahren an einem neuen Ehescheidungsgesetz. Endlich sind jetzt die Präliminarien erschienen, welche nur in einer Erschwerung der Form stehen. So dürfen z. B. die Sühnversuche des Predigers nicht unter einem halben Jahre beendet sein. Ich glaube, daß in den meisten Fällen Mann und Frau sich gegen den sühneversuchenden Pastor verbinden, ihn zum Hause hinausschmeißen und wieder gut Freund sein werden. Warum man eigentlich die Scheidungen erschweren will, weiß ich nicht; sie sind wegen der Herzenshärtigkeit ein durchaus notwendiges Arzneimittel für die Gesellschaft. Bei gläubigen Christen sind sie gar nicht möglich. Wirklich schlechte Ehen aber bei Personen, denen das Gesetz Christi keine Autorität ist, mit der Gewalt der Bajonette zusammenhalten zu wollen, scheint mir ein kleiner Unsinn zu sein. —

Das war eine Freude, als meine Frau endlich wiederkam von Bremen. Bertha, Tille und ich empfingen sie am Posthaus. „Was haben Sie für Gepäck hinaufzuschaffen?" frug der Wagenmeister. „O, nichts als einen Koffer, Nachtsack und ein kleines Fäßchen." — „Was hast Du denn in dem Fäßlein, meine Gute?" — „Frische Heringe für Dich, mein Lieber, soeben aus dem Eismeer mit Bremer Schiff angelangt". Meine Freude war reell.

Während der Abwesenheit meiner Frau kamen zu meiner freudigen Überraschung Clara Volkmann mit ihrem Fechner[1]. Fechner war wohl und heiter; auf dem Falkenstein hatten wir einen Faustkampf miteinander, wobei er herkulische Kraft entwickelte. Seine Augen sind jetzt wie Fernröhre, nur darf er sie noch nicht durch anhaltendes Lesen oder Schreiben anstrengen. Unsere Unterhaltung war sehr interessant. Er hat einen ruhigen, nüchternen Verstand, der mir eigentlich mehr zusagt als Harnack's Verstand, der etwas Überschwengliches hat. Von religiösen Dingen sprachen wir nicht, sondern ausschließlich über naturphilosophische Gegenstände, und ich hatte den Materialisten in ihm zu bekämpfen. Alles Leben scheint ihm ein bloßer Mechanismus zu sein, er kann daher keinen rechten Unterschied zwischen einer Lokomotive und einem Löwen oder einem Pferde finden, außer dem, daß die letzteren Junge zeugen. Er ist der erste Mensch dieser Art, der mir vorgekommen ist, und daß diese leberne Ansicht etwas Sächsisches an sich hat, ist nicht zu leugnen. Der alte Volkmann kann sich natürlich gar nicht mit ihm verständigen und bedauert es außerordentlich, daß Fechner ein so vortrefflicher Mensch sei, da er ein Heide ist. Am liebsten ist es mir freilich auch, wenn einer ein Christ und gutartig dazu ist; soll er aber einmal nur eines von beiden sein, so ist es doch hundertmal erfreulicher, wenn er gutartig ist, ja so ehrenhaft wie Fechner.

1. Aug. 1844. Mit den wohltätigen Anstalten wird jetzt bei uns eine unerlaubte Unverschämtheit getrieben. Sie wachsen wie Pilze aus der Erde

[1] Klara Volkmann (1809—1900), Tochter des alten Freundes, Verfasserin des von Ludwig Richter illustrierten Märchenbuchs „Die schwarze Tante", seit 1833 verheiratet mit Gustav Theod. Fechner (1801—87), Professor in Leipzig. F. war erst Physiker, wandte sich aber dann (auch durch ein Augenleiden dazu veranlaßt) ganz der Naturphilosophie und Psychophysik, die er begründet hat, zu.

Mathilde Valentiner.

Nach einer Bleistiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„In diesem jungen Mädchen, das weder schön noch geistreich ist, lebt etwas, was ich nicht nennen kann, das aber einen Zauber übt, den alle Menschen fühlen." 23. März 1847.

Die Tochter Anna.

Handzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Anna iſt ein reichbegabtes, tief poetiſches und frommes Weſen.“ 20. Dez. 1856.

und leben alle von der Hand in den Mund, rein durch Bettel. In alter Zeit wurden sie von den Stiftern gleich ausreichend dotiert; jetzt kann jeder stiften, wenn er auch keinen Heller in der Tasche hat, bloß durch Geschrei. Daß der Ballenstädter Frauenverein mir Lose schickt für ein paar Thaler, finde ich ganz in der Ordnung, und das gebe ich gern. Aber der Harzgeröder, der Gernröder, der Coswiger Frauenverein drängen einem auch Lose auf. Dazu kommt die verwahrloste Kinderschule in Quedlinburg, die Blindenanstalt daselbst, die Kleinkinderbewahranstalt in Tecklenburg, die verschiedenen Missions- und Bibelvereine, der Norddeutsche Verein, die Vereine für verlassene amerikanische Gemeinden, der Gustav-Adolph-Verein, der Verein für bedrängte Orientalen — ich glaube, ich könnte mein Tintenfaß ausleeren, ehe ich alle die wohltätigen Vereine hergezählt hätte, von denen einer den anderen an Aufdringlichkeit überbietet. Die besten von diesen Vereinen sind die Mäßigkeitsvereine, weil sie durchaus nichts kosten und so ganz erstaunliche Resultate haben. Unser Schuster Homann hat hier in Ballenstädt schon 12 notorische Erzsäufer, wie es scheint, radikal von ihrem Laster befreit. Dafür ist ihm von unserer glorreichen Regierung verboten worden, Mäßigkeitstraktate zu verbreiten, weil man fürchtet, die Mäßigkeit komme nicht allein, sondern bringe gleich den Pietismus mit. Böse meint das ja auch hier kein Mensch, aber der Unverstand regiert mitunter die Regenten und ist der König der Welt.

10. Aug. 1844. Unnatürlich lange hat dieser Brief gelegen und gleicht nun einem verfaulten Ragout. Im Sommer ist das Briefeschreiben ein Stück Arbeit. Ich fühle mich manchmal so dumm, daß ich zu der geistigen Höhe meiner Kinder hinaufstaune. Wir wollen abmachen, daß im Sommer fade Korrespondenz zu den erlaubten Übelständen gehören soll. — Ich habe soeben ein Porträt des seligen Krosigk abgeliefert, nach einem früheren Bilde von mir selbsten kopiert. Ich glaubte, sie würden unzufrieden sein, aber siehe da, das neue gefällt ihnen besser als das alte. So bin ich denn insofern recht froh, obgleich im ganzen nicht in der brillantesten Stimmung, denn es haben sich bei mir angemeldet Max und Otto Zöge, Gustav und Adalbert Natorp[1] nebst Adolph Krummacher, lauter Studentenzeug, überdem der alte Volkmann und mein Schwager Eduard Krummacher. Wäre ich Krösus, so sollte mir Krethi und Plethi willkommen sein, aber ich würde dann freilich auch vor meinem Tode nicht glücklich werden. So wie manche in der Zeitung veröffentlichen, daß ihr Haus ein Gasthaus sei, so werde ich bekanntmachen, daß meins keins sei.

Nun wird auch bald der Hof zurückkommen, der jetzt lange Zeit vom Alexisbad absorbiert war, das macht mich auch schwindlig, wenn ich daran denke. Ich bin auch einige Male dort gewesen, aber ohne rechte Freude. À quatre épingles im Walde zu sein, ist an und für sich nicht angenehm. Überdem ist die Bernstorff da, die mir Gewalt antut, um mich nicht von

[1] Söhne von K.s mit dem Pfarrer G. L. Natorp verheirateter Schwägerin Marie, geb. Krummacher.

sich zu lassen, und meine übrigen Bekannten nehmen mir's übel, wenn ich mich um sie gar nicht kümmere. Auch hat sie das besondere Genie, immerfort zu rennen, durch Regen und Sonnenschein, durch dick und dünn, über Berg und Tal, wobei meine wenigen Kleider ruinieren, und dann muß ich wieder am Hofe erscheinen mit zerrissenen Hosen und Stiefeln. Mein Leben im Bade besteht daher in einem lebhaften Kriege mit der Bernstorff, der mir über alle Begriffe peinlich ist. Barduas sind auch immer dort und stellen unablässig Tableaux[1], was mir verhaßt ist. Die Herzogin weiß das sehr gut. Dessenungeachtet frug sie mich neulich in Gegenwart der Barduas, ob ich nicht auch Tableaux sehr liebe? Ich antwortete, ich liebe sie nicht allein nicht sehr, sondern ich fände sie sogar unter aller Menschenwürde. Die Herzogin sagte, das wäre eine „scheußliche Ehrlichkeit", wodurch man andere Menschen verletze, und dabei zeigte sie auf Barduas. Ich erwiderte etwas pikiert, ich hätte es immer für meine Pflicht gehalten, ehrlich zu antworten, wenn Ihre Hoheit mich um etwas frügen. Alle Augenblicke ist im Bade thé dansant für den Hof und die Badegäste und jedermann, der kommen will. Da ist mir's ziemlich nahegelegt worden, meine Bertha dazu hinauszubringen. Ich schlug es rund ab. Ich habe nichts dagegen, wenn meine Tochter in Privatgesellschaften tanzt oder auf dem Hofballe; an öffentlichen Orten aber halte ich es für ganz überflüssig.

Eine tanzende, Tableaux stellende, sich putzende und hoffärtige Christenheit ist mir in den Tod zuwider. Die vergnügungssüchtigen vornehmen Christen sind durchaus schlimmer als die Heiden. Am allerstärksten habe ich das moderne Berliner Christentum in Julie v. U. ausgeprägt gefunden. Morgens in Bogatzky oder Goßner lesen (welche Beide Tanzen, Komödien und alle gesuchten und koketten Weltfreuden verdammen), dann eine Predigt von Krummacher, dann einen Brief schreiben, der von den Engeln diktiert scheint, dann in einem religiösen Gespräche unter Bußtränen gefühlvoll verschwimmen, dann sich stundenlang putzen, heucheln, schmeicheln, tanzen und sich wie unsinnig im Kreise drehen, daß die Röcke horizontal fliegen, oder sich in Tableaux als betende Engel prostituieren, das ist der Lebenslauf der vornehmen Christinnen, deren Christentum der Teufel holen möge. Ist vielleicht etwas von einem Sonderling, etwas Krankhaftes in meinem Geschmack? Goethe würde wohl sagen: Ja. Mit Dir aber denke ich ganz und gar zu harmonieren.

Abends. Heute morgen war ich etwas verdrießlich, als ich schrieb, das mag meinem Berichte eine unangenehme Färbung geben; doch soll man lange Briefe schreiben, so können sie nicht ganz aus einer und derselben Tonart gepfiffen werden. E-Moll, G-Dur, kanonischer, Kammer- und Opernstil müssen miteinander wechseln, und Du schmeißt dann die ganze Oper in den Ofen, das rat' ich Dir. Wenn ich an Dich für den Druck schriebe, so sollten meine Briefe wie St. Bernhards Briefe sein. So aber

[1] Tableaux (vivants) = lebende Bilder.

ſchreibe ich an Dich für den Ofen, und Heuchelei würde mir überhaupt bei Dir nicht viel helfen, da Du mich kennſt und alt genug geworden biſt, um zu wiſſen, daß Menſchen wohl ihre Anſichten, nie aber ihr Weſen ändern. Von einer üblen Angewohnheit bekehrt man ſich wohl, aber niemals von ſeinem Naturell. Deswegen kann man aber auch auf ein gutes Naturell Felſen bauen.

Heute abend machten wir mit allen Kindern einen Spaziergang auf eine Höhe im Walde, von der man vortreffliche Ausſicht genießt. Anna und ich hatten unſere Mappen mit, ſetzten uns in das vertrocknete elaſtiſche Berggras und zeichneten die Gegend. Auch Gerhard zog ſeine Mappe hervor, ja ſogar Benno kauerte neben mir mit ſeiner Schiefertafel und zeichnete ganz groß die Gersdorfer Burg, die man in weiter Ferne wie einen Punkt ſah; er führte das Bild mit Spucke und Griffel ſehr gut aus. Adolph raſte mit ſeinem Schmetterlingsnetz umher, und man hörte ſein Toben in der Ferne. Eliſabeth ſaß überglücklich in einem verfallenen Fuchsbau und ſpielte, ſie hätte Teegeſellſchaft. Julchen lag mit einem Bulwerſchen Roman neben uns und las. Es war ein entzückender Abend, die Natur erſchloß ihren ganzen Zauber vor unſeren Augen, und wir waren alle fröhlich und wohlgemut.

25. Auguſt 1844. Unſere Beſuche haben kräftig begonnen. Zuerſt erſchien Schwager Eduard. Bei ſeiner Abreiſe begleiteten wir ihn bis Halberſtadt in einem halbverdeckten Wagen. Ich ſaß rückwärts, offen im Regen und ſchneidend kaltem Winde. Nichts Schauderhafteres kenne ich als Fahrereien. Unbegreiflich, daß alle Kinder und Weiber ſo gerne fahren! In Halberſtadt genoß ich diesmal ſehr den Dom und bedauerte aufrichtig, daß er proteſtantiſch geworden iſt. Eine Menge zerſtörte Altäre präſentieren ſich dem Auge. Gewiß, wir halten ſie für Götzenaltäre, aber der ganze Dom iſt doch dafür eingerichtet. Was jetzt in dieſem herrlichen Tempel eigentlich angebetet wird, weiß man nicht recht. Die ganze Woche ſteht das Heiligtum verſchloſſen, und nur am Sonntag vormittag ertönt eine Stunde lang von der Kanzel eine lederne Predigt und ennuyiert eine anſtändige Verſammlung.

Auf dieſer Fahrt begleitete uns, auf dem Kutſchbock ſitzend, angetan mit einem gewürfelten Schlafrock, behangen mit dickem Tabaksbeutel und Burſchenpfeife, der Studio Adolphus Krummacher, Fritzens älteſter Sohn, ein ungewöhnlich geſcheuter Junge. Er ſchickt ſich wohl in unſer Weſen, lieſt mir bei der Arbeit fleißig ſeine Schellingſchen Hefte vor, und wir können gut miteinander ſchwätzen; meiner Frau ſpielt und ſingt er vor oder erzählt er Berliner Witze, und um Bertha, welcher er wie ein Schatten folgt, ſcharmutziert er herum wie ein echter Seladon. Merkwürdig iſt es, wie alle die jungen Leute, die in mein Haus kommen, zuerſt Bertha treulich die Kur machen, bis auf einmal Line erſcheint; dann fallen ſie plötzlich ab und der anderen zu, wie durch einen Zauberbann, ohne daß je Bertha im geringſten dadurch verletzt oder Line geſchmeichelt ſcheint. Dieſer Adolph iſt der erſte, der während der ganzen Zeit ſeines Aufent-

haltes, Bertha treulich anhängt, was mich ordentlich freut, da ihre Neidloſigkeit wirklich auch einen Anbeter verdient.

Etwas Intereſſanteres als das Weib ſcheint es doch für den Mann auf Erden überhaupt nicht zu geben. Das Weib iſt ja auch die lieblichſte Kreatur Gottes, wenn es nur wirklich ein Weib iſt. Es iſt köſtlicher als Gold und Edelſteine. Wie köſtlich aber Gold und Edelſteine ſind, habe ich nun erſt aus [Karl] Snells „Philoſophiſche Betrachtungen der Natur" [Dresden 1839] erkannt. Dieſer behandelt dieſe einfachen Stoffe der anſcheinend toten mineraliſchen Natur ihrem inneren Weſen nach ganz wie lebendige Perſonen und findet in Gold und Edelſteinen die allerhöchſte Vollendung der mineraliſchen Natur. Du ſollteſt das Büchlein leſen, und wenn Du bei Beſchreibung der Kohle fürchterlich lachen mußt, ſo denke an mich.

*

Ballenſtädt, am 23. Nov. 1844. Diesmal bekam ich von der Bernſtorff ein herrliches Geburtstagsgeſchenk: Shakeſpeares Werke in zierlichem Einband. Seit meinem vierzehnten Jahre ſehnte ich mich nach dieſem Beſitz und hatte ihn nie. Ich fing gleich an, im Shakeſpeare umherzuwerfen und eine Luſt mit ihm zu haben. Er iſt ein Rieſengenius, vor dem man ſtaunend ſteht. Wie konnten doch vor 300 Jahren in England ſolche Sachen entſtehen — was haben wir in Deutſchland Gleichzeitiges aufzuweiſen?! Auch lernt man aus Shakeſpeare, daß die Menſchen ſich ſelbſt immer gleichgeblieben ſind. Während ich in meinem neuen Schatze las, erſchien die edle Tille und ſetzte mir einen ſelbſtgewundenen Roſenkranz auf den Kopf; ſie hatte ſämtliche Roſen im Schloßgarten zuſammengeſtohlen, und ich verwunderte mich ſehr, daß an meinem Geburtstage noch ſo ſchöne Roſen blühen konnten. Dann kam auch die ehrliche Line und brachte mir mit ein paar kleinen Tränen der Rührung einen ſchönen Blumenſtrauß dar und von ihrer vortrefflichen Mutter eine kleine, niedlich gebundene Bibel, in der ich freilich wohl niemals leſen werde, weil mir der ſeligen Mutter Bibel ſo ſehr lieb iſt. Nun gingen wir alle zuſammen, ich mit Julchen voraus, hintennach die Schar der Unmündigen, zum Grabe der ſeligen Mutter. Da ſtand ich lange, ihrer gedenkend. Nun liegt ſie in ihrem kalten kleinen Grabe, entblößt von allem, einen Erdhügel auf der Bruſt. Iſt das Leben nicht wie ein Lichtſtrahl, der einen kalten dunklen Stein erleuchtet und erwärmt, und der Strahl wandert weiter, der Stein aber wird wieder kalt und finſter? So ſcheint es uns, und der unmittelbare Eindruck iſt immer ſtärker als die ſchönſten Träume unſeres Glaubens. Indeſſen, wenn es auch ſo wäre, ſo wäre Vernichtung kein Unglück; der Strahl, der den Stein erwärmte, der glüht und ſcheint ja fort und fort, und in ihm das, was in uns lebte — hat uns aber Gott Beſſeres aufgehoben, nun deſto beſſer, und es wird uns nicht entgehen, wenn wir auch darüber hienieden im Dunkelen bleiben.

Nach Tiſche hörte ich, die Valentiner und Bernſtorff hätten ſich auf den Abend angeſagt. So legte ich mich aufs Kanapee und ſah den Hamlet durch, um dieſes Meiſterwerk meiner kleinen Geſellſchaft recht trefflich

vorlesen zu können. Die Kinder, denen ich's angesagt, freuten sich unbändig darauf, besonders auf den Geist, ich mich auf Hamlets Witze. Da kam Freund Cramer, er wußte vom Geburtstage nichts, rauchte eine unwissende Zigarre und ging wieder fort. Hierauf kam der Pastor Rosenthal, der hatte den Geburtstag bei der Bernstorff gewittert und gratulierte. Ich dachte: „Gut wär's, Freund, Du gingst wieder!", und als er gehen wollte, sagte ich: „Bleiben Sie nicht noch ein bißchen?" Und siehe, er blieb, und blieb den ganzen Abend von 4 bis 10 Uhr.

Zu meinem Schreck kam auch noch die Veit mit ihrer kleinen Tochter, ja mehr noch, die Veit verkündigte, Prinzeß Marie hätte so gern mitkommen wollen, hätte es aber ohne Einladung nicht gewagt. Das hieß, wir sollten hinschicken und sie holen, wozu meine Frau sich auch gedrungen fühlte. Ich frug: „Willst du meinen Geburtstag zu meinem Todestage machen durch all diese Weiber?", denn die Prinzeß hat auch zwei Töchter. So unterblieb es. Gelesen konnte nun nicht werden, denn einen seltenen Gast wie Rosenthal muß man sprechen und nicht bloß hören lassen. Nun war natürlich den ganzen Abend von lauter christlichen Dingen die Rede, was mir in solcher Gesellschaft immer sehr schmerzlich ist, da ich meine Meinung nicht sagen darf. Die Bernstorff, welche mich in dieser Beziehung etwas kennt, hatte Mitleid mit mir, daß ich gerade am Geburtstage so geübt wurde.

24. Nov. 1844. Heute ist der sel. Mutter Geburtstag. Da muß ich viel an Estland denken, wo sie jung war, und Du wohl an Ballenstädt, wo sie alt war und begraben ist. Es ist heute ein schauerlich dunkler Nebeltag, und dichter Schnee senkt sich aus der Trübe nieder und überzieht das Land. Da ging mir's wie Dir, helle Erinnerungen aus alter früher Zeit tauchten in der Seele auf, während ich an der Staffelei saß, mein eigenes Porträt für die Bernstorff malend. Ich trat in Loschwitz in die Weinbergstüre. Es war ein warmer, flimmernder Abend und die Sonne im Untergehen, das Begerhäuschen lag oben im roten Glanz des Abendlichts. Die kleine Marie[1] kam mir entgegen, sie hatte einen Korb mit Kirschen geholt. Ich sah sie deutlich, ihr glänzend schwarzes Haar, ihre milchweiße Haut, vom schnellen Gange die Backen gerötet. Ich nahm ihr den Korb ab, sie stellte sich auf die Fußspitzen und gab mir einen Kuß. Himmelblau und rein war ihr Kleid — wir gingen langsam den Berg hinan. Oben auf der Terrasse sah ich Mutter wandeln, sie strickte und schien dazu mit geschlossenem Munde vergnüglich in sich hinein zu singen. Da bemerkte mich Adelheid, die ihr Gärtchen begoß. „Wilhelm! Wilhelm!" Sie sprang mir mit ausgebreiteten Armen entgegen, sie umarmte mich und hing wie eine Klette an meinem Arm. Wir machten ab, heiraten wäre dumm, wir wollten es alle drei nicht tun, aber wir wollten uns recht hübsch zusammen einrichten und zusammenbleiben. Vorher aber wollte ich noch nach Jerusalem. Adelheid konnte gar nicht begreifen,

[1] Mariechen Kriegel, vgl. Jug.-Er. IV, 4 u. 5.

wo ich so lange gewesen wäre, der Vater hätte so oft gefragt, und die Mutter hätte sich geängstigt. „Der Gerhard", sagte Marie, „war aber ganz ruhig und schnitzelte unter dem Nußbaum neben der Pumpe, der Gerhard sagte, Du wärst wahrscheinlich in die Elbe gefallen." — „Nein, gute Marie", sagte ich, „ich war in Rom, in Petersburg, in Hermsdorf und Ballenstädt, ich habe ein Weib und sechs Kinder, ich bin ein alter Mann geworden, und mein Herz ist ein Tanzboden, Jahre und Sorgen haben es breit getanzt." — „Pfui, wie eklig!" sagte Adelheid, und Marie hatte eine Träne im Auge und sagte: „Du mußt nicht so traurig sprechen."

Jetzt ist's nun Abend, ich sitze bei der Lampe und schreibe Dir ein paar Worte, hernach muß ich wieder die englische Geschichte vornehmen, die jetzt meine freie Zeit ausfüllt, weil ich der Herzogin die Geschichte der englischen Revolution von Dahlmann vorlese und auf alle möglichen Querfragen gerüstet sein muß. In der Geschichte ergeht wirklich ein furchtbares Gericht über das Andenken der Großen. Merkwürdig ist die Geschichte Europas bis auf die Reformationszeit. Die Könige sind lauter Räuber und Mörder, die Barone Rebellen, die Beamten Spitzbuben, das Volk ist Vieh, zertreten, gepeitscht, geschunden wie Vieh und ebenso roh und bestialisch. Die Reformation ist der Wendepunkt. Mit ihr wird der Gedanke in der Welt geboren, der nun aufwächst und erzogen wird und nach und nach das alte Reich der Unwissenheit, des Fanatismus, der Vorurteile und des Aberglaubens einnimmt. Es ist ein rasender Umschwung. Die früheren Staaten gleichen blind wütenden Auerochsen, die durch dick und dünn gehen, die modernen — fein zugerittenen Pferden, und denen werden sie immer ähnlicher werden, immer gleich gut geritten von begabten wie von unbegabten Fürsten, denn diese werden selbst geritten von der unüberwindlichen Macht freigewordener vernünftiger Ideen. Nun aber frägt sich's, was ist besser, die alte Unordnung oder die jetzige Ordnung? Wir sind verwöhnt, es würde uns schwer werden, in einem alten Staate zu leben — aber jene Kraftmenschen der alten Zeit würden es auch kaum bei uns aushalten, sie würden geradezu bersten über alle die Kleinigkeiten, denen sie, die Großen, sich unterwerfen müßten: ihre Unvernunft würde ebensowenig unsere Vernunft, als diese ihre Tollheit ertragen. Wie unvernünftig wir aber noch sind, wird man erst in 200 Jahren wissen.

Couvert. Benno sitzt neben mir bei meiner Lampe mit seinen langen weißen Haaren, er hat beide Daumen im Munde und lernt an einem Gesangbuchvers, von dem er nicht ein Wort versteht. Es ist doch erstaunlich, wieviel die Kinder an der Religion herumlernen müssen! Anna hat nun schon seit einem Jahre täglich eine Stunde beim Hofprediger mit sehr vielen Aufgaben, daß ihr der Kopf dampft. Das geht noch zwei Jahre so fort bis zur Konfirmation.

Ich sehe jetzt die Welt mit den Augen eines alten Mannes an, d. h. ich sehe sie an für ein Linsengericht, für das man seine Erstgeburt verkauft. Jedenfalls ist sie ein Berg; sind wir lustig, sitzen wir drauf, sind

wir verdrießlich, liegen wir drunter, ſind wir fromm, ſchweben wir drüber. Im letzten Fall iſt ſie ein Gefängnis, im erſten ein Garten und im zweiten ein Unerträgliches. Brächte man es doch in der Weisheit ſo weit, daß man ſich über Unabänderliches nicht grämte! Man kommt aber mit der Weisheit immer nicht über ſein Temperament hinaus.

*

Ballenſtädt, am 6. Febr. 1845. Heute an unſeres ſel. Vaters Geburtstage langte Dein Brief vom 11. Jan. an. So ſchenkt und raubt die Weisheit Gottes der Menſchen Leben, dem einen Hauſe gebend, dem anderen nehmend. Ich werde noch manchen Tag hinter dem Sarge des armen Oncle Carl [Zöge v. M.] hergehen. Wenn ich an Rußland denke, ſo ſtehe ich vor einem Hügel von Toten. Ich kann mich wohl der Zeit erinnern, wo ich darüber nachdachte, wie es ſein müßte, einen geliebten Toten zu haben — da ſtarb Kraft[1], dann die Volkmann[2], aber es waren immer noch nicht die rechten, und ich wurde achtzehn Jahre alt, bis der rechte Blitz einſchlug und den Vater traf. Hernach war die Furie einmal losgelaſſen und verſchlang jährlich Opfer. Gottlob, daß Du noch lebſt!...

Ganz brillant war unſer Weihnachtsabend. In meinem Zimmer warteten die Kinder, Valentiners und die Bernſtorff, während Julchen und ich die Beſcherung aufbauten. Als alles fertig war, ſtellte ich die Geſellſchaft in meinem Zimmer auf, die Kleinſten vorn und ſo zurück immer größer, die Valentiner machte den Beſchluß. Nun blies ich mit dem Munde trompetenartig den Deſſauer Marſch, alle bliesen mit, und wir marſchierten im Paradeſchritt bis zum Weihnachtszimmer. Hier löſte ſich ſogleich alle Ordnung auf, die Kinder ſchrien und rannten nach ihren Sachen, die Alten überließen ſich Rührungen, bis ſie im Nebenzimmer den Teetiſch umſäumten. Ich war nicht vergnügt, aber ich ſtörte keinen. Weihnachten iſt für mich immer ſchwere Zeit. Es laſten ſo viele Erinnerungen, und der Geldbeutel kriegt die Auszehrung.

Am Neujahrstage war der Schloßteich gefroren, das Eis wie ein Spiegel, die Luft frühlingsartig; ſo blieb es vierzehn Tage. Ich fuhr mit meinen Söhnen Gerhard und Adolph alle Nachmittag Schlittſchuh, wegen des warmen Sonnenſcheins alle drei in leichten Sommerröcken. Niemand kann ſich erinnern, ſo etwas erlebt zu haben — Frühlingsduft, Eis und Schweiß. Ich genoß einer wahren Seligkeit und kam mir vor wie ein ſchwebender Adler, den ſeine Jungen umkreiſen. Julchen war immer mit, und die Mädchen wurden wacker Stuhlſchlitten gefahren. Gerhard läuft hinter dem Schlitten wie ein Dresdener Fiſcherjunge, Adolph iſt ſchon froh, wenn er ſeine eigene Perſon fortbringt. So traf uns die Herzogin und bat mich, ſie am nächſten Tage auch zu fahren.

Es war ein ſchöner Morgen, ſonnig, warm, das Eis feſt und durchſichtig, die Waldumgebung dick bereift, das alte Schloß leuchtete von

[1] Ein junger eſtländiſcher Maler, der als Schüler von K.s Vater in Dresden ſtarb; vgl. Jug.-Er. I, 5.

[2] Die erſte Frau des väterlichen Freundes, Friederike, geſt. 1812.

seinem Berg herab. Die Herzogin war seelenvergnügt, sie saß wie ein kleines Sönnchen federleicht im leichten Schlitten, bedankte sich immerfort für die schöne Luft, und mir machte es aufrichtige Freude, sie wacker auf dem Teiche herumzutreiben. Zu meiner Hilfe hatte ich mir einen jungen Offizier, einen Herrn v. Rauschenblatt, mitgebracht, der mich ablöste. Nach einer halben Stunde sagte die Herzogin: „Nun sollen Sie zur Belohnung Pferdefleisch essen." Ich mußte sie an die kleine Schwaneninsel fahren, und hier lagerte sie sich mit ihrer Schwester und servierte Pferdebraten mit geschmorten Kartoffeln. Es schmeckte vortrefflich, wie sehr guter Rinderbraten oder etwa zwischen Rind und Hirsch. Nach solchem Frühstück wurden wir gaulstark. Die Herzogin setzte sich wieder in den Schlitten, und Rauschenblatt rauschte mit ihr davon, hengstartig, förmlich ausschlagend, ich hinterdrein, um zur Hand zu sein, wenn jener müde würde, da — braz — rannte er gegen einen Stein, die Herzogin schrie laut auf, und ich kam gerade an, um sie vom Eise, wo sie der Länge lang lag, wieder aufzuheben. Armer Rauschenblatt, da sahest einem Delinquenten oder Galgenschwengel ähnlicher denn einem Kriegsknecht! Der Mensch hatte etwas Leichenhaftes, Verfaultes und war scheußlich entstellt. Aber die Herzogin, welche keine Furcht kennt, setzte sich wieder ein und ließ sich von uns noch ein paarmal um den Teich fahren.

Hierauf fuhr ich die Bernstorff, die es nicht merkte, als ich, ermüdet, hinter dem Schlitten abging und mich von Rauschenblatt ablösen ließ. Zu diesem sagte sie nun: „Wie freue ich mich, daß Sie mich fahren, denn mit dem guten Rauschenblatt würde ich doch Todesangst ausstehen". Doch der versicherte ihr zu ihrem Schrecken, er würde sein möglichstes tun. Von nun an wollte die Herzogin viel fahren, womöglich alle Tage, sie hatte es zum ersten Male gekostet und gut befunden. Aber es kam Schnee, der bis auf den heutigen Tag fußhoch die Bahn bedeckt. Nun haben wir die schönste Schlittenbahn. Vorgestern war eine lustige Schlittenpartie. Die Jungens, alle wie Pferde mit Schellen und Federn aufgeputzt, zogen die Mädchen; Anna hatte sechs solche Pferde vor ihrem kleinen Schlitten. Sie fuhren durch die ganze Stadt; es war ein Zug von zehn Schlitten und ging ebenso schnell wie mit Pferden. Habe ich je etwas Lustiges gesehen, so war es dieses Bild.

*

Ballenstädt, am 7. Mai 1845. Mit den Jugendreminiszenzen geht es mir wie Dir, auch ich lebe viel in der vergangenen Zeit. Unsere Kinder werden dies dereinst auch tun, wenigstens die meinigen, die eine unbeschreiblich glückliche Jugend haben. Was unsere Eltern anbelangt, so ist es eine Frage, ob sie glücklicher waren als wir. Hätte ich Farbensinn, so würde ich wahrscheinlich glücklicher sein als unser Vater; man muß bedenken, daß die Mutter jährlich ein paarmal sterbend war und daß fortwährende Kriegsnot die armen Eltern selten aus der Angst kommen ließ. Der Umstand, daß der Vater ein berühmter Mann war, gewährte ihm durch Überlaufenwerden mehr Verdruß, als er an öfterem Zusammen-

treffen mit anderen berühmten Leuten Vergnügen finden konnte. Je älter ich werde, deſto mehr erkenne ich, was für ein ſeltener Menſch unſer lieber und unvergeßlicher Vater war. Das Edelſte, dem man begegnen kann, iſt doch ein gutes, warmes Herz und ein freier, rechtſchaffener Mut — wie weit höher ſteht dies als die Suprematie des Genies! Ich habe eine Zeit gehabt, wo ich mich bloß vor dem Genie beugte, dann eine lange Zeit, wo mir bloß der Glaube in den Leuten etwas galt, und jetzt ſehe ich die Menſchen darauf an, ob ſie Herz haben, und gegen ſolche bin ich ganz wehrlos.

11. Mai 1845, Pfingſtſonntag. Heute bin ich den ganzen Morgen in Gedanken bei Dir geweſen, Du liebes Geburtstagskind. Wir haben einen prächtigen Frühlings- und Pfingſttag. Julchen und ich haben ſchon ein paar Stunden im Boskett geſeſſen und mit Rührung eines Geborenen gedacht und eines Verſtorbenen. Der erſte biſt Du, der zweite iſt unſer lieber ſeliger Vater in Bremen. Am 4. April iſt mein teurer Atti ſanft entſchlafen. Nun ſind alle Eltern begraben, und bald werden unſere Kinder anfangen, uns zu begraben. —

Du ſchreibſt, ich hätte ein Talent, Feſttage feſtlich zu begehen. Das habe ich auch, wenn ich in der Stimmung dazu bin, doch dieſe Stimmung fehlt mir an Feſttagen meiſt. Geſtern fing das verkehrte Weſen ſchon an. Ich hatte mich den ganzen Winter darauf gefreut, am Pfingſtheiligabend das Geläute der Glocken vom Stufenberge zu hören und dieſe Partie ſchon lange vorher mit den Kindern verabredet. Doch als es nun ſo weit war, hatte ich für meine Perſon nicht das geringſte Vergnügen daran. Wer aber könnte wohl ein herrlicheres Vergnügen erdenken als ſolchen Abend auf dem Stufenberge?! Denke Dir den Berg und die ganze nächſte Umgebung als ein großes Meer von Blüten, die Luft voll Wohlgeruchs, die wunderbare Ferne in den mannigfaltigſten zauberhafteſten Farben ſchwimmend, und dazu ein ſchönes, ſehr ſchönes Glockengeläute, welches faſt eine Stunde anhält. Der Buchenwald prangte in ſeinem erſten Grün, die Luft lauwarm, lauter glückliche, fröhliche Geſichter ringsum, ein dampfender Teekeſſel auf dem Tiſch, Kuchen, Zigarren, Geſundheit und kein Grund zur Betrübnis — und doch keine Luſt, ſondern dicke Nacht vor der Seele! Welch ein ſchauerliches Rätſel iſt doch das Gemüt des Menſchen! Ich fand einen ganz fremden Ökonomen, den ich im Leben noch nicht geſehen; mit dem vertiefte ich mich in ein Geſpräch über Vertilgung des Ungeziefers und ließ ihn ſeine Erfahrungen auspacken, während die Glocken ſo ſchön läuteten. Dafür ſchien der Mann mich ordentlich liebzugewinnen und nannte mir ſeinen Namen. Er hieß Herr Lerche, ſah aber einem Auerhahn ähnlicher als einer Lerche. — Da höre ich die Bernſtorff die Treppe heraufkommen (ſie iſt jetzt eigentlich immer bei uns, da der Hof in Dresden iſt); da wird es mit dem Schreiben bald vorbei ſein, denn nun werde ich mit der äußerſten Lebhaftigkeit zu einem Spaziergang fortgeriſſen werden.

Ich male jetzt unter anderem auch zwei Porträts, den reichen Beſitzer

der Blechhütte Herrn Venninghaus und seine Frau. Es sind alte Leute, die nicht mehr nach Vallenstädt kommen können, deshalb gehe ich zu ihnen. Ich war schon sechs Tage dort, um die Bilder anzulegen. Die Blechhütte ist ein großer Eisenhammer unter der Roßtrappe, ganz isoliert dicht an der Bode gelegen. Ich langte am Abend an und ward von den alten trefflichen Leuten überaus wohl empfangen. Ein trauliches Zimmer stand für mich bereit, neben dem sogar eine reizende, tapezierte kleine Klause war, der Sitz von braunpoliertem Holz mit elfenbeinernem Knopf wie ein Nähtisch. Auf 7 Uhr hatte ich das Frühstück bestellt, und mit dem Schlage sieben erschien am nächsten Morgen ein freundlicher schweigender Diener mit einem ungeheuren Präsentierteller. Darauf befand sich eine Lampe mit porzellanenem Rasiertopf, kochendes Wasser enthaltend, anbei ein frisch angelaufenes Glas eiskalten Quellwassers zum Trinken, eine Kaffeelampe mit dem Kaffee drauf, ein leckeres Frühstück und – ein mit Leder überzogener, reich vergoldeter gepreßter Pariser Kasten. Ich stellte mich ganz unverwundert, bis der Schweigende und Sanfte wieder weg war. Darauf erfaßte ich voll süßer Ahnungen den herrlichen Kasten, schloß ihn auf und fand darin 50 Stück der delikatesten Zigarren von verschiedenen Sorten, eine jede in einem besonderen Behältnis steckend. Ob ich mich nun pflegte, magst Du erraten. Nach dem Kaffee schwankte ich lange, welche Zigarrenart zu wählen sei, und entschied mich endlich für eine ganz dünne schwarze Rasse, zündete an, roch Veilchendüfte und trat hinaus in den Garten des Hauses.

Das ist einer der schönsten Flecke in der Welt. Wie von einem weiten Amphitheater ist der Garten von himmelhohen, steilen Granitnadeln umgeben. Die Bode dampfte, die Schluchten lagen in tiefem Blau, und einzelne Spitzen und Vorsprünge der Felsen erglühten in der rotgelben Morgensonne. Der Garten selbst mit seinen Hyazinthen und Primeln, seinem jungen Goldgrün, seinem Springbrunnen und seiner niedlichen, von Bosketts umgebenen kleinen Kirche glänzte ebenfalls im Sonnenlicht und setzte sich wie eine Lichtwelt von den dunkelblauen Tiefen der Felsenwände ab. Die Bode rauschte wie ein Meer, da sie jetzt noch Winterwasser hat, und erfüllte die wunderbare Landschaft mit einer Seele. Ich wäre im Himmel gewesen, wenn ich nicht zu malen gehabt hätte, aber dieser Gedanke machte mich bald nüchtern, und ich ging auf mein Zimmer, um die Palette aufzusetzen. – Richtig! Jetzt muß ich abbrechen, die Bernstorff will spazieren!

25. Mai 1845. Vor einigen Tagen machten wir in größerer Gesellschaft eine hübsche Partie, zu der ich die Bernstorff, Valentiners, Cramers[1] und die Leutnants Wardenburg und Schweinitz eingeladen hatte. Auf dem Kohlenschacht[2] wurde Kaffee getrunken und dann weiter gepilgert zur Selkesicht. Hier Übung im Steinwerfen, der schwächste von

[1] Kammerherr Albrecht Freiherr v. Cramer (1807–63).
[2] Damals ein Gasthaus am Waldrande an der Stelle eines früheren Bergwerks.

uns, Cramer, konnte es am beſten. Als wir zum Kohlenſchacht zurückkamen, war Minchen mit einem Korbe voll Lebensmittel eingetroffen. Hier ſaßen wir im Freien, einige an Tiſchen, andere im Graſe, und ließen es uns ſchmecken. Unter einem jungen Tannenbaum dampfte eine Bowle Punſch, und dabei knieten Anna und Tille und ſchenkten fortwährend ein. Ganz beſonders vergnügt wurde Schweinitz[1]. Für dieſen habe ich ordentlich eine Gutheit, weil er ein Sachſe und ein Urenkel Zinzendorfs iſt und ich mit ſeinem Vater in Hermsdorf und Lauſa Tabak geraucht habe; er iſt ein Poſtumus desjenigen Schweinitz, der eine Zeitlang in Grünberg beim Grafen Dohna wohnte. Er hält ſich ſehr ſtark zu mir, teils aus Landsmannſchaft, teils weil er viel Intereſſe für Philoſophie hat und geiſtig regſam iſt, und teils wegen Bertha und Line. Auch fechten wir miteinander in meinem Garten mit Masken und ſtudieren zuſammen die Hegelſche Philoſophie. Schweinitz hat eine ſächſiſche Prinzenphyſiognomie; im Geſicht ähnelt er Friedrich Auguſt dem Gerechten. Er kennt auch Roller, hat aber zu wenig Genialität, um ihn gehörig zu goutieren, was auch niemandem zuzumuten iſt.

6. Juni 1845. Ich habe mir jetzt mein Muſeum [ſ. die Skizze der Wohnung auf S. 388] als Sommermalſtübchen ſehr ſauber eingerichtet. Hier ſitze ich nun mit der Empfindung eines jungen Mädchens, das zum erſtenmal ein eigenes Kabinet bekommen hat. Die Wände hängen und ſtehen voll angefangener Bilder, die mich von allen Richtungen her anſtarren. An dem Kopfe des alten Greiſes Venninghaus habe ich ordentlich meine Freude, es iſt der beſte Kopf, den ich bis jetzt gemalt habe. Welch ein Reiz kann doch in einem Greiſenantlitz liegen, wenn es freundlich, demütig und würdig ausſieht! Das mittlere reife Alter hat in der Regel am wenigſten Reiz, weil da der Verſtand dominiert, die Seele am frechſten und das Herz am härteſten iſt.

Vorgeſtern war ich wieder auf der Blechhütte, um meine Bilder einzupacken, die ich hier fertig malen will. Bertha und Line, die nach Gernrode eingeladen waren, gingen mit. Wir zogen beim herrlichſten Wetter hier früh um 6 Uhr ab, Gerhard in ſeinem Turnanzug und mit der Botaniſiertrommel. Als wir durch den Schloßgarten gingen, ſtimmte ſich mein Herz zu Pſaltern und Lobgeſängen, und ich lehrte unterwegs den Kindern den herrlichen Pſalm: „Der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts mangeln". Du kannſt Dir nicht denken, was das für eine liebliche Unterhaltung war – immer wieder dieſelben herrlichen Worte, einer ſagte ſie nach dem andern her, bis endlich alle den prächtigen Pſalm kannten. So langten wir auf der Höhe unter der Altenburg an, wo man faſt alle Herrlichkeiten der Schöpfung überſieht. Wir lagerten hier im Schatten, und Gerhard zog aus ſeiner Trommel unſer Frühſtück hervor. Darauf beteten wir zuſammen den 104. Pſalm, deſſen Herrlichkeit ich

[1] Allwill v. Schweinitz, geb. 1822 zu Grünberg bei Dresden, damals Sec. Lieutenant im Herzogl. Jägercorps, geſt. als anhalt. Major a. D. 1893 in Dresden; ſeit 1851 verheiratet mit Ida Freiin v. Salmuth aus Ballenſtedt.

noch nie so empfunden habe, als in diesem Augenblick im Angesicht der dampfenden Berge. In Gernrode setzte ich die Mädchen beim Pastor Hoffmann, mit dessen junger Frau sie befreundet sind, ab und schritt mit Gerhard rüstig weiter.

Um 10½ waren wir auf der Blechhütte und labten uns im Garten. Mit Schnunzeln verzehrte Gerhard das leckere Frühstück, das man uns vorsetzte, denn es wird ihm selten ein guter Leckerbissen zuteil. Dann ging er auf den Hof und sprang über ein paar Prellsteine, die so hoch waren wie er selbst; da sagte der alte Benninghaus mit zitteriger Stimme: „Das freut mich doch sehr, daß der so springen kann". Am Nachmittag gingen wir ins Bodetal hinein, suchten uns eine Zuflucht und machten beim Rauschen der Bode einen guten Schlaf. Als ich erwachte, sah ich Gerhard im Strom von einem großen Granitblock auf den anderen setzen und freute mich, wie er sein Leben genoß. Nun raffte ich mich auf und setzte mich bequem zurecht, eine Zigarre rauchend. Die Schatten legten sich immer erquicklicher über das heiße Tal, ich zog mein Buch heraus und zeichnete mit Behagen eine Felsenpartie. Siehe, da kam mit Jubeln Elisabeth gesprungen und fiel mir um den Hals. Hinter ihr war Benno, und nun traten auch Julchen und die Bernstorff aus den Büschen. Diese war mit den Meinigen herausgefahren, mich abzuholen. Wir hatten noch eine köstliche Stunde hier am Wasser, dann gingen wir wieder zu Benninghausens, die den Kindern zum Abschied noch die Taschen voll rotbackiger Äpfel steckten.

Gestern nach Tafel kamen der Oberstleutnant Kutteroff[1], Schweinitz und Cramer mit seiner Frau mit zu uns, wir saßen sehr gemütlich im Schatten meines Gartens. Ich wünschte Dich immer her, Du hättest mit der Bernstorff, die natürlich auch da war, weil sie immer da ist, ein ernstes Pärchen gemacht. Noch schöner wäre es gewesen, wenn die lieben Gäste nicht bis nach 11 Uhr geblieben wären. Das ist ein wahrer Dorn im gesellschaftlichen Verkehr, daß die Leutchen, wenn sie einmal da sind, nie wieder fortgehen. Deswegen lade ich auch niemand mehr ein, aber sie kommen von selbsten.

Kutteroff fängt jetzt auch an, sich anzuschließen. Er ist Adjutant des Herzogs und Conferenzrat, daher einer unserer Regenten. Er ist etwas älter als ich, ein sehr gebildeter Mann und in der Geschichte so bewandert, als wäre er ein Mann von Fach. Geistreich und witzig ist er nicht, aber er ist ein Genießer fremden Geistes, liebenswürdig und im Leben sehr erfahren. Er sieht wie Mephistopheles aus, eine lange, gestreckte Figur, sehr viel länger als Du, ein langes, schmales Gesicht, lange, schmale, gebogene Nase und derber Schnurrbart, auf dem Kopfe ein grauer Tirolerhut. Wenn er in meinen Garten tritt, denke ich immer, es kommt ein Verworfener. Sieht man ihn aber vom nahen, so sind seine Augen freund-

[1] Friedr. Adolph Wilh. v. [seit 1844] Kutteroff, bis 1843 Hauptmann im hannov. Gardejäger-Reg., 1844 Adjutant des Herzogs, 1855 Hausmarschall, 1862 Hofmarschall, gest. 1866.

lich und gutmütig. Seine Hände sind ganz dunkel feuerrot, wie Satansklauen, und eiskalt.

13. Juni 1845. Die Lichtfreunde machen jetzt mehr von sich reden als jemals. Sie haben im vorigen Monat wieder eine große Versammlung in Cöthen gehabt und zählten dort über 200 Prediger und gegen 3000 Laien. Wenn diese Leute alle dem Uhlich, ihrem Anstifter, glichen, so könnte einem die ganze Bewegung wohl imponieren. Er für seine Person ist ein gottesfürchtiger Mann, die anderen scheinen aber meistens nur Verneiner zu sein. Ich lese jetzt mit Interesse Uhlichs „Bekenntnisse" (Leipzig 1845). Darin ist, wie mir scheint, manches Gute und Wahre und viel Verkehrtes. Er wird Ende des Monats herkommen, und ich freue mich darauf, mich mit ihm auszusprechen. Sein Buch wird hier mit Gierde verschlungen und macht viele Proselyten, freilich nur unter solchen, die unsicher hin und her schwanken und keinerlei klaren Begriff vom Christentum haben, aber das sind die meisten. Aber es ist unglaublich, welch ein theologisches Interesse unter den Leuten erwacht, überall hört man jetzt vom Christentum sprechen.

* *

Ballenstädt, am 5. Juli 1845. Vor kurzem ließ sich die Herzogin bei uns zum Kaffee anmelden. Wir empfingen sie im Garten. Die Unterhaltung drehte sich um Uhlich, aus dessen „Bekenntnissen" ich vorlas. Die Herzogin war heiter und gemütlich, erklärte auch, als sie wegging, es habe ihr so wohl bei uns gefallen, daß sie nächstens wiederkommen wolle. Sie wird aber wohl schwerlich dazu Zeit finden, da sie von Vergnügungen fast zerrissen wird.

Neulich fuhren wir, Julchen, Bertha und ich, mit den Herrschaften auf den Stufenberg. Dort wurde Tee getrunken und dann spaziert. Der Herzog ging mit der alten Bardua vor mir her. Plötzlich zeigte diese auf einen Busch an der Seite des Weges: „Ein Fuchs! Ein Fuchs!" Der Herzog sprang sogleich ganz wütend in den Busch, schlug fürchterlich mit seinem Stocke hinein, daß Zweige und Blätter ringsum stoben, immer rufend: „Ein Fuchs, ein verdammter Fuchs!" Als er sich etwas beruhigt hatte, frug er mich, ob ich den Fuchs auch gesehen hätte. Ich verneinte es und fand es überhaupt unwahrscheinlich, daß ein Fuchs unmittelbar am Wege eine so große Gesellschaft ruhig bei sich vorüberspazieren lassen sollte; die Bardua habe sich wohl getäuscht. Diese schwur aber, er wäre feuerrot gewesen und hätte einen langen Schweif gehabt. Dann, sagte ich, könnte es ebensogut ein Komet gewesen sein. Hierüber wurde mir die Bardua ordentlich feind, und der Herzog entschied im Hofmeisterton, daß die Kometen an den Himmel gehörten, aber nicht in die Gebüsche. Nun drehte sich die Unterhaltung immer um diesen Fuchs, und der Herzog frug mich wohl an zwanzigmal, ob ich ihn nicht vielleicht doch auch gesehen hätte, bis wir auf die andere Seite des Waldberges kamen, wo ein kleiner Junge Wasser schöpfte. Der Herzog frug ihn sogleich, ob er nicht einen Fuchs den Berg hätte herunterfegen sehen. Der Junge sagte: „Ja, vor

einem Weilchen, es war aber eine Katze". Ob sie feuerrot gewesen? „Ja". Ob sie einen langen Schweif gehabt? „O ja, sie habe einen richtigen Schwanz". Ob sie einen spitzen Kopf gehabt? „Ja, so einen Katzenkopf". Wie alt die Katze gewesen sei? „Das wüßte er nicht, es könnte sein, sie wäre vier Jahre alt". Die Bernstorff fand, der Junge hätte so gut geantwortet, daß sie ihm vier Groschen schenkte. So bewegte sich unsere Gesellschaft weiter in den Wald hinein.

Der Zustand des Herzogs ist fast unverändert. Seine Krankheit wurzelt in dem eigentlich ganz vernünftigen Gedanken, daß an unseren gegenwärtigen Verhältnissen vieles unerfreulich ist. Daraus entwickelt sich seine fixe Idee, daß in der alten Zeit Alles besser gewesen sei, daß er selbst in unsere Zeit nicht mehr passe, und das ruft dann seine Sehnsucht nach dem Tode und Zornausbrüche über allerhand Kleinigkeiten, die ihm nicht passen, hervor. Dabei ist er aber im Grunde eine so gutmütige und durch und durch vornehme Natur, daß man ihn lieb haben muß. Merkwürdig ist, daß er sich zuweilen selbst über seinen Zustand klar zu sein scheint. Kürzlich saß ich mit Julchen und der Bernstorff im Schloßgarten auf der Christiansruh, wo der Blick über die weiten Gärten hinüber nach den Gegensteinen so schön ist. Ich wollte eben anfangen etwas vorzulesen, da kam der Herzog mit seinem kleinen Wachtelhündchen und setzte sich auch zu uns. Der Hund sprang ihm auf den Schoß, und der Herzog konnte sich nicht satt sehen an dem neuen silbernen Halsbande und lobte es fortwährend über die Maßen. Endlich fiel sein kurzsichtiger Blick auf das Schild des Halsbandes mit Namenszug und Krone. „Es ist doch recht närrisch", sagte er, „daß ich immer eine Krone über meinem Namen habe, das ist doch ganz sonderbar, wie? Es müßte doch eigentlich eine Narrenmütze sein, eine Narrenmütze! Ha ha ha ha!" Und nun lachte er unbändig und wir mit, Julchen besonders so, daß sie eine dicke Lachader auf der Stirn kriegte.

22. Juli 1845. Gestern bin ich aus Alexisbad zurückgekehrt, wo ich vier Tage auf herrschaftliche Kosten war, um mein angefangenes Bild der Herzogin zu übermalen. Ich nahm Julchen und Bertha mit, welch letztere tanzen wollte, und überwand mich sogar, Bertha nebst Line und Tille, die schon im Bade waren, selbst auf den Ball zu bringen, langweilte mich dabei auch nicht, da ich viele Bekannte fand, u. a. Krosigk von Hohenerxleben, den ich lange nicht gesehen. Am andern Morgen gewährte mir die Herzogin eine Sitzung, und dann bin ich zwei Tage kaum aus meiner Stube herausgekommen. Erst am dritten Abend ging ich wieder auf den Platz unter die Badegesellschaft. Die guten Kinder Line und Tille schossen gleich auf mich zu. Was hat mir doch Gott in diesen lieblichen, einfachen, engelhaften Geschöpfen geschenkt! Wir machten einen Spaziergang und sahen dann das schöne Feuerwerk miteinander an. Die Raketen gehen von den Bergen gegeneinander, begegnen sich, durchkreuzen sich und küssen sich in hoher Luft auf schauerliche Weise mit ihren feurigen Schnauzen.

Am letzten Abend ſchlug die Bernſtorff einen Gang vor, und Valentiners ſchloſſen ſich an. Wir gingen nach dem Hähnchen, einem einſamen großen Bauernhof in einer Rodung des Waldes auf der Höhe. Auf der Bank vor der Tür ſaßen acht Knechte und verzehrten ſcherzend ihr Abendbrot. Sie wollten aufſtehen, um Platz zu machen, wir ließen es aber nicht zu, weil ſie die Szene angenehm belebten mit ihren großen Hunden, die ſie aus der Hand fütterten, und einigen kleinen Kindern, die auf einem Bullenbeißer Reitverſuche machten, nahmen vielmehr auf den friſch geſchnittenen duftenden Brettern Platz, die aufgeſchichtet dalagen, und ließen uns ſaure Milch, Butter, Brot und Käſe herausbringen. Tille hatte einen kleinen Hund erwiſcht, mit dem ſie kalberte, Line machte aus Feldblumen einen Kranz, die beiden älteren Damen ſtrickten, ich rauchte und erzählte von der Lotzdorfer Schneidemühle, wo wir mit den Eltern auch auf ſolchen Brettern ſaßen und Milch aßen. So ward es dunkel, der Mond trat hervor, und wir begaben uns auf den Rückweg, an einem Weiher vorbei, an deſſen Ufer Holzarbeiter um ein großes Feuer lagen.

Dieſer Abend war ein wahrhaft nobles Vergnügen. Ich machte die Kinder aufmerkſam auf den Unterſchied ſolcher Freuden und der Ballfreuden. Sie ſahen es ein, meinten aber doch, es gäbe ſo verſchiedenerlei Arten von Freuden, und die eine würde doch dadurch nicht trivial, daß die andere edler und beſſer ſei. Sie haben auch recht, es iſt ihnen alles unſchuldig, weil ſie ſelbſt noch ganz kindlich und unſchuldig ſind, und ich habe wohl immer zu bitter über Vergnügungen gedacht, die in dieſem Alter natürlich und ſchicklich ſein mögen. Es kann in den ſogenannten Weltfreuden manche Verſuchung liegen, namentlich zur Eitelkeit; aber das Abſondern führt wieder leicht zum Hochmut und, wenn man ſich dann abgeſondert fühlt, zu verdrießlichen Launen. Die Sünde lauert eben überall, und die Väter in der Wüſte fühlten ſie ebenſo kräftig, als ſie uns in der lebensluſtigen Geſellſchaft bemerklich wird. Ich glaube, wir Menſchen brauchen beides, Geſelligkeit und Einſamkeit, um innerlich geſund zu bleiben. Eins allein wird uns immer krank machen.

Als ich nach Ballenſtädt zurückkehrte, wer kam mir in der Haustüre entgegen? Unſer alter Dr. Volkmann, der von Leipzig angelangt war, um länger hier zu weilen. Möchte es mir doch gelingen, dem armen gebeugten Alten, ſolange er unter meinem Dache weilt, den Aufenthalt in meiner Hütte recht angenehm zu machen! In ihm kann ich noch die ſeligen Eltern lieben, denn er war ihr Freund und Genoſſe; auch iſt er mir wahrhaft rührend und ſcheint außerordentlich an mir zu hängen. —

Du ſprichſt Dich ſtark wider die Konſtitutionen aus. Sie haben aber in Deutſchland bisher genutzt und ſind eine Notwendigkeit für unſere Zeit. Unſere Zeit ſtrebt nach ſtrenger Geſetzlichkeit, und nur deshalb verſucht ſie es mit den Konſtitutionen, die Garantie für Geſetzlichkeit geben ſollen. Von der Willkür will man los. Lieſt man die Geſchichte, ſo muß man ſtaunen über die Redlichkeit und Geſetzlichkeit unſerer heutigen Zuſtände, doch iſt noch nicht alles, wie es ſein ſollte. Aber wenn auch nicht wir, ſo

werden doch unsere Kinder ein allgemeines deutsches (mit Ausschluß von Österreich) Ständehaus erleben. Republiken und absolute Monarchien, beides frommt uns in Deutschland nicht, sondern wir brauchen eine gesetzlich festgeordnete königliche Macht. In Rußland wäre die Konstitution ein Unglück, das sage ich mit Dir, weil die öffentliche Moralität in Rußland ganz darniederliegt. Aber bei uns ist nicht Rußland, sondern Deutschland. Was die preußische Konstitution anbelangt, nach der Du fragst, so sitzt in diesem Augenblick in Berlin eine Kommission zusammen, um sie auszuarbeiten. So viel ist gewiß, daß sie erscheinen wird. Wie sie aber bei dem ersten Versuche ausfallen wird, das ist eine andere Frage. Aber wenn auch mangelhaft, so wird sie sich dann schon aus sich selbst vervollkommnen. Die öffentliche Meinung in Preußen ist jetzt schon eine solche Gewalt, eine solche wirkliche und vom Könige respektierte Macht, daß es Puppenspiel wäre, länger noch bloß so formaliter die unumschränkte königliche Gewalt halten zu wollen.

*

Ballenstädt, am 17. Sept. 1845. Dein Brief mit dem Vorschlag Timos zu gemeinsamer Arbeit[1] verlangt Antwort. Ja, Dicker, ich werde den Vorschlag doch wohl annehmen, vorausgesetzt, daß ich hier Urlaub unter Beibehaltung meines Gehaltes bekomme. Mit dieser Aussicht erwacht in mir wieder Frische und Lebensmut und die Lust, für meine sechs Kinder etwas zu tun. Meine Lage ist eben die, daß ich mit meinem gewöhnlichen Verdienst nicht mehr ausreiche und also jedenfalls Verdienstreisen unternehmen muß, die mir jedoch alle nicht so viel einbringen würden als der Aufenthalt bei Timo. Freilich ist solch lange Trennung von Hause schwer, denn mein Familienleben ist, die Nahrungssorgen abgerechnet, ein sehr süßes; aber sie wird doch zu ertragen sein, wenn man den Seinigen dadurch wirklich nützt. Aber auch für mich selbst, der ich nun über zehn Jahre hier als Künstler ganz isoliert auf dem Lande gesessen habe, ist es ein gar nicht zu berechnender Vorteil, mit einem tüchtigen Künstler längere Zeit zusammen zu arbeiten, von ihm zu profitieren und neue künstlerische Anregung zu gewinnen. Genügen werde ich Timo ja, da ich zeichnen und nicht malen soll, im Zeichnen aber meine Stärke liegt. So soll er mein Raphael, und ich will sein Giulio Romano sein. Und es wird mir überhaupt gut tun, mich einmal etwas auszulüften, was für einen Ballenstädter, soll er nicht verwesen, notwendig ist. Dazu schafft die Reise die Gelegenheit, daß ich Dich und die alte Heimat wiedersehe. Was wollen wir uns dann letzen nach Herzenslust!

Couvert. Auf den schönsten Kürbissen in meinem Garten prangen Dein und Elmines Namen.

*

Ballenstädt, am 1. Nov. 1845. Dein Brief, an dem mich eine galvanische Säule von Bruderschnsucht besonders entzückte, kam gestern

[1] an den Timoleon Neff übertragenen Fresken für die St. Isaakskirche in St. Petersburg.

Kinderbild der Geſchwiſter
Adelheid, Wilhelm und Gerhard.
Ölgemälde von Caroline Bardua.

Die Schweſter Adelheid.

Bleiſtiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Adelheid hat wirklich ein Herz und umklammerte mich mit demſelben.“
28. Sept. 1852.

abend merkwürdigerweise gerade, nachdem meine Zusage an Timo eine Stunde zuvor abgegangen war, doch würden mich Deine Bedenken nicht irregemacht haben, auch wenn ich noch was hätte ändern können.

Da unser Hof, als Timos Brief kam, in Bernburg war, reiste ich gleich dahin. Bei der Unterredung mit der Herzogin freute ich mich zu bemerken, daß sie mich nicht ganz gerne ziehen ließ; dennoch riet sie dazu, weil ihr die Vorteile einleuchteten. Darauf ging ich zu allen Räten des Conferenzrates, welche im Namen des Herzogs regieren, um mich im voraus ihrer Stimmen zu meinem Urlaub zu versichern; alle kamen mir auf das zuvorkommendste entgegen. Hingegen meine guten Valentiners empfingen mich alle drei mit Schluchzen, und ich brauchte ein Stündchen Zeit, um sie einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Die guten Kinder hingen wie Kletten an mir, begleiteten mich überall und führten mich in der Nähe der Stadt auf die schönsten Punkte, die ich zum Teil noch gar nicht kannte. Bernburg liegt doch unbeschreiblich romantisch, und es gibt kaum ein imposanteres, malerischeres Schloß. Es ist etwas Gewaltiges, wie diese großen Gebäude, Bastionen, Türme und Türmchen, zusammen eine ehrwürdige dunkle Masse bildend, auf ihren Felsen über der Saale thronen, die mit lautem Donner gerade unter dem Schlosse ihren Wasserfall niederbraust. Wenn ich nicht beim Herzog speiste, brachte ich die Mittage und Abende bei der Bernstorff zu. Auch sie ist von der Überzeugung durchdrungen, daß ich Timos Rufe folgen müsse, ist aber unglaublich betrübt und weint immerfort, was ich von Herzen anders wünschte. Sie will mir einen recht schönen, kompendiös eingerichteten Reisekoffer machen lassen.

Meine Familie verlasse ich auf die neun Monate mit einiger Ruhe. Es ist in allen ein guter Stoff. Die Jungens kommen immer mehr in einen Zug des Fleißes, ohne daß sie im geringsten getrieben werden. Bertha und Anna sind eigentlich ganz erzogen, und die ganze Masse der Familie ist überaus einträchtig und friedsam, seitdem die Flügge aus dem Hause ist. Julchen ist allgemein beliebt und wird von allen Seiten gut beraten und bedient sein, wenn ich nicht da bin, und wo irgendeine Not eintreten sollte, kann ich mich fest auf die Bernstorff verlassen, welche immer die Herzogin im Rücken hat. Zur Obervormünderin will ich die Herzogin ernennen, was dieser Spaß machen und den Reinigen zugute kommen wird.

Im Februar gehe ich, so Gott will, von hier ab. Auf der Hinreise werde ich Dich kaum sehen. Einer dunkelen Zukunft entgegenzusteuern, ist immer ungemütlich, ich würde daher auf der Hinreise wenig Genuß von Dir haben. Aber auf der Rückreise, wenn ich Frau und Kinder und mein frisches, freundliches und helles Ballenstädt wieder im Auge habe, dann wird es köstlich sein, bei Dir zu weilen.

3. Nov. 1845. Seitdem am 31. der ganze Hof von Bernburg zurückgekommen ist, ist wieder eine greuliche Unruhe. Vorgestern z. B. war ich mittags auf dem Schloß von 1–3, am Nachmittag von 4–7 mit Julchen

bei Prinzeß Louise[1], abends waren Valentiners bei uns. Gestern war mittags große Cour von 1–4, ein angreifendes Essen und Trinken, feldzugartig; am Nachmittag waren wir von der Veit[2] auf den Ziegenberg eingeladen, wo sie ein Kinderfest gab; den Abend blieb sie bei uns. Heute mittag bin ich wieder auf dem Schloß und den Abend gleichfalls samt Julchen zum Tee und Souper, auf morgen abend sind wir schon zur Bernstorff eingeladen, Mittwoch zu Cramer, Donnerstag zu Seelhorst. Ich komme aus dem Frack gar nicht mehr heraus. Es ist eine Schwäche von mir, die ich aber niemals ablegen werde, daß eine Abendeinladung mir den ganzen Tag verdirbt. Wie glücklich, wie ruhig arbeitet man den Tag über, wenn man die Aussicht auf einen stillen Abend hat!

Was meine Stimmungen anlangt, wegen welcher Du mich bedauerst, so kann ich Dir mit Dank gegen Gott melden, daß ich seit längerer Zeit von aller krankhaften Verstimmung frei geblieben bin. Auch in dieser Hinsicht wird mein russischer Feldzug hoffentlich heilsam wirken. Freilich geht mir's oft sonderbar. Ich weiß nicht, ob Du das kennst – wenn man nicht gerade übler Laune ist, so kann man, ohne daß das Herz etwas davon weiß, ganz vergnügt und lustig sein, indem man eigentlich nur Komödie spielt. In solcher Komödie reißen wir uns selbst mit fort, wir scheinen nicht nur lustig, sondern, eben weil wir gut spielen, sind wir's auch; aber sobald der Vorhang fällt, ist kein Nachklang der Freude mehr da. Wirklich froh werden könnte ich nur durch zwei Dinge, durch Glauben und durch Farbensinn, das heißt: durch ein helles Auge des Geistes und des Leibes. Ohne Glauben und ohne Fähigkeit zu seinem Beruf taugt man nichts. Dennoch, wenn ich bedenke, wie Gott mich Taugenichts bis zu dieser Stunde mit unendlicher Langmut getragen hat und wie er mir so sehr viel Güter des Lebens schenkt, auf die die meisten Menschen verzichten müssen, wie so viele kleine bunte Farben ganz unverdient und unverhofft hineinspielen, große Bitterkeiten und Entsagen zu versüßen, so finde ich in einem lebhaften warmen Gefühl des Dankes doch noch ein Glück. Ach, daß ich mir's nur stündlich recht vor Augen malen könnte, dann würden mich Wehmut und Kleinmut weniger oft beschleichen! Man ist immer geneigt, Gott vorschreiben zu wollen, wie er's mit uns machen soll, und das ist so sehr der Weg zum Verderben. –

Du lasest „Nacht und Morgen" von Bulwer – ich habe es auch verschlungen, schon vor geraumer Zeit. Mir fiel dabei der Unterschied zwischen guten englischen und guten deutschen Romanen auf. Einen englischen Roman kann man nicht aus der Hand legen, aber man greift nachher nie

[1] Die jüngste Schwester der Herzogin, geb. 1820, später dem Kügelgenschen Hause, besonders mit der Tochter Anna nahe befreundet, gest. 1894 als Äbtissin des adeligen Konvents zu Itzehoe.

[2] Witwe eines preußischen Leutnants (aus Magdeburg), der kurz vor seinem Tode in Bad Suderode Heilung suchte und von da aus W. v. K. aufsuchte und ihm nahetrat. Diese Freundschaft ging auf die fromme Witwe über, die dem Bernburger Hofe nahestand und später eine Zeitlang in K.s Hause wohnte. Vgl. „Lebensbild" der Mutter, S. 387.

wieder darnach, hat auch keine innere Bereicherung dadurch erfahren[1]. Einen deutschen Roman verschlingt niemand, man legt ihn zu jeder Zeit ruhig weg, aber er läßt Gedanken zurück, die nicht aufhören, in der Seele ihr Werk zu treiben, bildend, erweiternd; zum zweiten, zum dritten Male liest man einen solchen Roman mit steigendem Vergnügen. Welch eine Fülle von Ideen regt Jean Paul an, und lange, nachdem man ihn gelesen, wird man durch tausend Zufälligkeiten immer wieder an das Gelesene erinnert. Bestimmte Gedanken gibt Goethe, haftende Gedanken, die bleibend sind und immer gern wieder zu derselben Lektüre zurückführen.

Neulich las ich den sehr interessanten Briefwechsel Bettinas mit ihrem Bruder Clemens Brentano. Die Briefe der Bettina haben mich mitunter hingerissen. Welch ein reiches Gemüt, und wie haltlos auf der anderen Seite!

11. Nov. 1845. Vivat hoch, Bruder Gerhard! Wieder ein Brief! Gottlob, daß ich nun Deine väterliche Einwilligung habe und kommen darf. Es ist edel von Dir, daß Du Dich ordentlich auf mich freust, Du alter Jubelgreis von 40 Jahren. Als ich 30 Jahr alt wurde, nahm ich mir zum letzten Male vor, ein ganz ordentlicher Mensch zu werden; ich weiß es noch wie heute, es war 1832 am Abend vor meinem Geburtstage, ich stand unter einer Grenzeiche zwischen Hermsdorf und Grünberg. Goethe sagt: Erfahrung sei, wenn man erfahre, was man nicht zu erfahren wünscht. Mit 40 Jahren kann man solche Erfahrungen gemacht haben. Wir werden uns als erfahrene Leute wiedersehen. Ach wie lockend malst Du mir das Zimmer, das einsame, im Stift, wo wir beim Schein einer russischen Talgkerze uns anblicken und sehr sprechen und rauchen wollen, während an den Wänden die Geister ehemaliger Priorinnen und früh verblichener Mädchen flattern.

Du gehst so weit, sogar meine Skripturen mit einzuladen. Aber die Zeiten haben sich geändert: als Du damals zu mir kamst, stand ich mitten in der religiösen Krisis und erlebte eine Zeit schrecklich schmerzhafter Enttäuschung; jetzt bin ich ruhiger geworden, und die Wunden sind fast verharscht. Ich befestige mich immer mehr in dem Dafürhalten, daß das Christentum die vollendetste der vielen Formen war, in welchen die göttlichen Dinge den Menschen zum Bewußtsein gekommen sind, aber ich halte es nicht für eine übernatürliche Offenbarung. Ich widerstrebe dem Rationalismus, weil er eine Lüge, der Lichtfreundlichkeit, weil sie eine ungeheure Frechheit ist, und der modernen Orthodoxie, weil sie mir, ich mag sie fassen, wie ich will, ein närrisches Ding, ein Schein ohne Wesen, ein unklarer Rationalismus erscheint. Dem eigentlichen Christentum; dem praktischen, welches die Herzen beseligt, das nicht in scharf begrenzten Begriffen, sondern in einem Liebeszuge der Seele zu ihrem Heilande besteht, wie man es bei kindlichen Menschen und Frauen findet, die sich keine Rechenschaft von ihren Begriffen geben, widerstrebt nichts in mir; ich liebe es, aber ich habe es nicht und fange an, mich darüber zu beruhigen. Ich kenne es aus Erfahrung ebenso wie auch die Orthodoxie, und durch letztere

[1] Dickens war damals in Deutschland noch wenig bekannt.

bin ich drum gekommen. In einen kindlich gläubigen Zustand kann man sich nicht willkürlich zurückversetzen, ebensowenig wie in andere kindliche Zustände, wenn man ihnen entwachsen ist. Es arbeitet aber etwas in mir, was mich vor Maßlosigkeit bewahren möchte; ich glaube nicht, daß ich in einen maßlosen Unglauben verfallen könnte. Ausschweifend pietistische Ideen und Frömmeleien wie Freigeisterei und religiöse Frechheit sind mir zuwider.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon gemeldet habe, daß Uhlich neulich hier war und mich besuchte. Leider waren wir beide eilig. Sein Standpunkt als Lichtfreund erschien mir doch unglaublich schwach. Wäre er länger geblieben, so hätte ich ihm meinen eigenen Unglauben bekannt und ihm gezeigt, wie ich trotzdem doch nicht auf seiner Seite stehen könne, da er durchaus Nichts hat, womit er die Lücken ausfüllen will, die er ins Christentum reißt. Besser ist ein mangelhaftes Haus als gar keins, und können wir selbst für uns kein Haus finden, was berechtigt uns denn dazu, es Anderen über dem Kopfe einzureißen?

12. Nov. 1845. Gestern habe ich das Porträt der Herzogin vollendet. Wenn mich nicht alles täuscht, so ist es ein sehr gutes Bild geworden. Mir und meinen ernsteren Bekannten macht das Ganze den Eindruck großer Würde, aber die eigentlich graziösen Leute finden es etwas steif. Es ist doch merkwürdig, wie sehr der Geschmack für das Ernste, Würdige, einfach Großartige erloschen ist. Raphael, der aus dem strengen Ernst der alten Zeit schon einen Schritt nach moderner Lieblichkeit herüberragt, ist doch heutzutage gar nicht mehr verständlich. Die gewaltigen Schöpfungen Michelangelos findet man affrös. Auch unser Vater hätte wohl nie ein Kirchenbild zustande gebracht, obgleich auch er die alten Bilder aus klassischer Zeit über alles schätzte; aber auch ihm ging unter dem Streben nach dem Gefälligen die Größe verloren. Auf Dich und Adelheid hat sich Vaters Geschmack vererbt und noch mehr der der Mutter, welche wunderbarerweise bei ihrem großen Ernste doch in der Kunst den englischen Stil am meisten liebte, diese manierierte Lieblichkeit und Weichheit. Und wie kommt das ernste Volk der Engländer zu solchem Auswuchse? Das ist ebenso wunderbar, als daß der leichtfertige liebenswürdige Franzose sein größtes Vergnügen in einem gemachten Ernst, in einer manierierten Großartigkeit, im Pathos findet. Es ist eine sonderbare Welt, lauter Verkehrtheiten. Sehr vornehme Personen haben große Neigung zur Frömmelei, die Geistlichen aber zum Vornehmtun und zur Schranzerei. Jeder affektiert zu seiner Erholung gern das, was er nicht ist.

*

Vallenstädt, am 27. Dec. 1845. Während ich eben Deinen prächtigen Brief las, brach die Sonne durch und verklärte Natur und Geist mit goldgelbem Winterschein, um so wohltuender, da der schöne Weihnachtsschnee schon wieder weggeschaufelt ist durch warmen Orkan. Ungeheuer freue ich mich darauf, heute abend aus Deinem Briefe vorzulesen. Zu solchen Freuden ist die Bernstorff sehr zu brauchen, weil sie so lebendig und geistig angeregt ist. Einige Gedanken werden sie besonders entzücken, z. B. daß

Du eigentlich ganz wie Hölty ſein würdeſt, wenn Du nicht ganz anders wäreſt. Mit Deiner Baltenſchaft iſt es doch auch nichts Rechtes. Du biſt ebenſo wie ich Germane, aber mit einer baltiſchen Sauce angerichtet. Alles iſt gut, wenn man nur kein Mongole iſt. Ob die mongoliſche und die Negerraſſe ganz menſchlich ſind, iſt mir immer noch fraglich. Mit dieſer Frage hängt die andere zuſammen, ob die armen Eſten ſich je einer wahren Kultur erfreuen werden.

Ach der ſchöne Weg von Kurkül nach Poll! Dieſen Weg liebte auch ich, weil ich ihn immer in einer gehobenen Stimmung paſſierte, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde. Es war eine abſolute Einſamkeit, man begegnete da niemals einem Menſchen. Einmal ging ich den Weg in der Nacht, es war eine nordiſche Sommernacht, herrlich duftete der blühende Faulbaum in der Wildnis, darnach empfing mich auf der Polliſchen Grenze der balſamiſche Harzgeruch des Kiefernwaldes. Unter den alten Eſpen im Polliſchen Garten hielt ich ein Morgenſchläfchen, und dann ſtieg ich zum Saalfenſter hinein, als Sophie [v. Stackelberg] gerade den Kaffee bereitete. Sie reichte mir die Hand und half mir ins Zimmer. Die liebe, treffliche oder vielmehr unübertreffliche Sophie, deren friſches Jugendbild tief in mein Inneres gegraben iſt. Ich danke Dir, daß Du mir wieder von Poll geſchrieben haſt, dahin mein Sinn ſo oft ſteht. Zu Pfingſten, mein Alter, laufen wir, ſo Gott will, zu Fuß hin, über Thärsfeld – o wie ſonderbar wird es ſein, wenn wir auf der Höhe ſtehen bei der Riege [= Kornhaus], und nach und nach taucht das Haus auf! Wenn wir um fünf bei Dir weggehen, können wir zum Frühſtück in Poll ſein und treffen wohl Auguſte ſchon in der Halle mit dem Kaffeeweſen und der unbeholfenen Einrichtung mit glühenden Bolzen.

Uns ſteht jetzt eine wichtige Veränderung bevor. Es iſt die Rede davon, den Oberforſtmeiſter v. Weiſe, welcher jetzt in Harzgerode lebt, wieder hierher an den Hof zu ziehen. Nun gehört aber dieſem das Haus, welches ich bewohne, und er wird, wenn er herkommt, natürlich hier wieder einziehen. Dann muß ich ausziehen und kaufen oder mieten. Wüßte ich eine Miete, ſo könnte Julchen den Umzug ja allein beſorgen, aber ich weiß keine, und gekauft werden kann doch nicht während meiner Abweſenheit. Ich weiß durchaus nicht, was werden ſoll.

29. Dec. 1845. Geſtern habe ich Weiſe auf einem Ball bei Salmuth geſprochen. Sobald er meiner anſichtig wurde, zog er mich in eine Ecke und kündigte mir; Oſtern muß ich das Quartier verlaſſen. Bald darauf kam die Herzogin zu mir und ſagte, ſie wiſſe, was Weiſe mit mir geſprochen, bedauere es ſehr, riete mir aber, mich raſch zu entſchließen und das Haus zu kaufen. „Welches Haus?“ – „Das, worin Sie wohnen.“ – „Aber das will ja Weiſe beziehen.“ – „Er hat mir ſoeben geſagt, wenn Sie es kaufen wollten, ſo kaufe er ſich lieber ein anderes und würde damit ſehr zufrieden ſein. Und nun bitte ich Sie, kaufen Sie Ihr Haus und richten Sie ſich da recht ruhig ein, das iſt das Klügſte, was Sie tun können.“ Was ſoll ich nun machen?

8. Jan. 1846. Ich weiß noch immer nicht, wo ich bleibe. Alle meine Bekannten überschütten mich mit ihrem unnützen Rat, sodaß ich schon ein paarmal grob geworden bin. Dabei fort zu müssen, das ist ganz schrecklich. Am 12. wird das schöne Haus der Frau von Hoym[1] unter dem Hammer verkauft, dies muß man abwarten.

24. Jan. 1846. Ich habe gestern das Weisesche Haus gekauft für 2500 Thaler. Ich hatte nur die Wahl, entweder ein schräg gegenüberliegendes Haus oder dieses zu kaufen. Ich neigte sehr zu ersterem, meine Frau und die Mädchen aber schauderten davor. Da ich nun dieses gekauft habe, so tut es ihnen wieder entsetzlich leid, daß es nicht das andere ist. Ich rechne so, daß das Haus, wenn ich es mir recht hübsch ausgebaut habe, mich circa 3000 Thaler kosten wird, ich also für 120 Thaler wohne. Habe ich zu viel gezahlt, so sind es vielleicht ein paar hundert Thaler, aber ich habe dafür eine sehr angenehme Lage — die Sonnenseite mit freier Aussicht. Auch kann mir niemand vorbauen, weil gegenüber dicht hinter dem Gartenzaun meines vis-à-vis ein Wassergraben sich hinzieht, der nicht überbaut werden kann. Ich bin in dem Hause eingelebt, ich kenne genau seine Vorzüge und Mängel, und ich liebe es mit seinem kleinen anmutigen Garten. Ziemlich hoch kann ich den Umstand anschlagen, daß ich nicht umzuziehen brauche, und daß, wenn ich nach Rußland gehe, meine Frau ganz in ihrer Ruhe bleibt. Ich habe 14 Zimmer und Räumlichkeiten im Hause und überdem 2 Küchen und Vorhäuser, ein geräumiges Waschhaus mit Holzstall, eine Wagenremise und Stallung für 4 Pferde. Auch muß ich den Brunnen in Anschlag bringen, ein großer Vorzug vor vielen anderen Häusern. Das Haus ist ganz trocken, das Dach sehr gut und die Wände massiv bis unter das Dach. Freilich sind die Etagen sehr niedrig, und das ist der eigentliche Übelstand des Hauses.

3. Febr. 1846. Heute ist der ganze Hof mit ungefähr 200 Personen für den Rest des Winters nach Bernburg abgerauscht. Gestern waren wir den ganzen Tag überflutet von Abschiedsbesuchen, sogar die Herzogin kam noch her. Sobald alles fort ist, tritt hier eine tiefe totenartige Ruhe ein und Ballenstädt kommt einem wie Pompeji vor. In den ersten Tagen ist dies ungewohnt und etwas öde, dann aber tritt als Ersatz dafür ein Behagen und ein Gefühl freierer Dispositionsfähigkeit ein, was auch nicht übel ist.

Tauroggen, am 4. März 1846.

Bester, allervortrefflichster, ungeheuer geliebter Bruder!

Rushimi popowsky nadeschda tartaratango! Ich bin außer mir vor Freude, daher verzeihe gütigst, daß ich mit Zungen rede. Erstens bin ich außer mir, bis hierher alles glücklich überstanden zu haben, zweitens, mit Dir in einem Lande zu sein. Ich habe eine überaus gute Reise gehabt,

[1] Morganatische (dritte) Gemahlin des Herzog-Vaters Alexius, geb. Ernestine v. Sonnenberg, gest. 1845.

immer geſund und vergnügt, nachdem der Abſchied mir auf alle Weiſe verſüßt und erleichtert worden war.

Meine Arbeiten in Ballenſtädt wollten gar kein Ende nehmen, und ſolange ich zu malen hatte, dachte ich eigentlich gar nicht ernſthaft an die Reiſe, obgleich ich mir einen Pelz kaufte, einen braunen Sammetrock und Stolpſtiefeln machen ließ, auch abends nach und nach alle meine acht Kinder (Line und Tille rechne ich immer mit dazu) zeichnete. Als ich aber plötzlich eines Abends bemerkte — es war der Sonntagabend vor Faſtnacht —, daß ich fertig war, ging ich zu Julchen, fiel ihr um den Hals und ſagte: Übermorgen reiſe ich und nehme die Kinder bis auf die Poſt, Dich aber bis Cöthen mit. Meine arme gute Frau konnte es gar nicht begreifen, daß nun wirklich aus der Reiſe noch etwas werden ſollte, für die ſie mir doch 12 neue Hemden und unzählige Schnupftücher wunderſchön genäht hatte. Am Montag kam ich gar nicht zur Beſinnung, kramte, beſuchte, beſtellte, packte umgeben von den Meinigen bis 11 Uhr und dann in ſchauerlicher Einſamkeit bis 2 Uhr in der Nacht. Als ich nun zu Bette ging, lag meine Frau in ihrer Nachthaube da und ſchlief, und daneben die kleine Eliſabeth — da wallte mir das Herz über. Um 6 Uhr waren wir alle aus den Betten, um 7 Uhr ſtand mein Frühſtück bereit; da ich mir aber mein Butterbrot ſchmierte, ſah Anna mich ſo ſonderbar an, daß ich mich auf einmal nicht mehr halten konnte, ſondern aufſtehen mußte und noch einmal durch den Garten ging, in welchem ſchon Veilchen und Krokus blühten. Um 8 umarmte ich alle Kinder noch einmal auf der Poſt und ſchwang mich mit Julchen in den Wagen.

In Bernburg gab es viel Rennen und Laufen und Beſuchen. Unſere gute Herzogin weinte beim Abſchied ganz viele Tränchens. Ganz rührend war Tille, die Oſtern konfirmiert wird, ſie konnte kein einziges Wörtchen ſprechen. Es iſt wunderbar, wie dieſe beiden lieblichen Mädchen [Line und Tille] an mir hängen, ſie lieben mich wie einen leiblichen Vater, und ich liebe ſie wie meine Kinder. In herrſchaftlicher Equipage reiſten wir, Julchen, die Bernſtorff, Line, die unter meinem Schutze zu Verwandten nach Berlin fahren ſollte, und ich dann nach Cöthen ab und kamen dort gerade zur rechten Zeit an, um einzuſteigen. Ich werde nie das weinende Geſicht meiner armen Frau vergeſſen, als wir uns zuletzt umarmten, bis der Conducteur mahnte. Ich riß mich los, ſprang in den Wagen, und der Zug brauſte dampfend und ziſchend ab. Die Geſellſchaft im Coupé war ſehr laut und vergnügt, aber ich war ganz verſunken in dem Bilde des Abſchieds, das mir feſt vor der Seele ſtand. Da ſteckte mir Line ein Briefchen in die Hand; es waren noch Abſchiedsworte und Segenswünſche der guten Bernſtorff, die mir jetzt wirklich erquicklich waren. Auch der Gedanke war mir tröſtlich, daß Julchen jetzt bei himmliſchem Wetter in ſchöner leichter Equipage unterwegs war, und daß die Bernſtorff ſie am nächſten Tage nach Ballenſtädt bringen würde, um dort einige Tage bei ihr zu bleiben. Nach und nach wurde ich aber doch von meinen Abſchiedsgedanken abgezogen durch die Fröhlichkeit der Geſellſchaft und die

Erzählungen und Faxen eines ganz feinen Witzboldes, den wir im Wagen hatten und der uns beide, Line und mich, endlich zu lautem Lachen brachte, sodaß Lines rotverweintes Näschen wieder ausbleichte.

In Berlin kamen wir im Stockdunkeln an und fuhren zunächst nach „Stadt Rom" unter den Linden, wo ich ein, ich sage Dir, wahres Prinzenzimmer erhielt. Dann brachte ich Line nach dem Invalidenhause zu ihren Verwandten; ihr Oncle, der Major v. Jory, selbst Invalide, kommandiert nämlich eine Abteilung der Anstalt. Ich blieb noch einen Tag in Berlin, immer umgeben von Adolph Krummacher, Adalbert Natorp und meiner guten Line. Wir saßen im Tiergarten in leichten Überröcken, tranken Kaffee, rauchten, aßen Kuchen und ließen die schöne Welt an uns vorüberziehen, machten Einkäufe, und die Jungens halfen packen. Im Handumdrehen war die Zeit vorüber, und ich saß in der Personenpost im Cabriolet.

Obgleich ich bis Tauroggen vier Nächte durchgefahren bin, spüre ich gar nichts davon und bin wie einer, der aus dem Bette kommt. Ich hatte mich so vor der Reise gefürchtet, und nun bin ich diese Nacht mehrere Male geradezu aufgeweckt worden vom Dankgefühl gegen Gott, der mir die schwere Sache so süß und leicht macht und mir herrlich hindurch hilft. Über die Flüsse kam ich immer noch im letzten Augenblicke [vor dem Eisgange], und ich hoffe, die Düna wird auch keinen sonderlichen Aufenthalt machen. Morgen fahre ich mit der leichten Post weiter und bin, so Gott will, in drei Tagen in Petersburg. Durch Dorpat werde ich die schwerste Passage haben, und überhaupt wird mir Estland entsetzlich rührend sein. Ich fürchte nichts in der Welt so sehr, als mein Gefühl; dieser Racker stumpft sich auch nie ab. Ach könnte ich zu Dir, was würde ich heute für einen fröhlichen Abend haben!

*

St. Petersburg, am 31. März 1846. Die gefürchtete Reise verlief so überaus glücklich, daß ich aus dem Danken gar nicht herauskomme. Aber die erste Zeit hier in Petersburg wurde mir doch recht schwer. Ich mußte auf einmal fast allem entsagen, was ich liebe und woran ich gewöhnt bin, eine ganz neue Lebensweise, fremde Gefährten, und, so wohl und außerordentlich gut ich auch aufgenommen ward, war doch außerordentlich viel Lästiges. Doch empfand ich keinen Augenblick Reue, weil ich alsbald einsah, wie sehr mich als Künstler das Zusammenarbeiten mit Neff an so höchst instruktiven Bildern fördern muß. Übermorgen bin ich nun schon 3 Wochen an der Arbeit, und bis jetzt ist es gut gegangen, ich habe mich mit Timo brüderlich vertragen und bin frisch geblieben.

Mein täglicher Lebenslauf ist ungefähr folgender: Um 7 Uhr stehe ich auf, rasiere mich und stecke mir die Pfeife an, dann kommt von Neffs herüber der Kaffee, den ich bei offenem Klappfenster weidlich und mit allem Komfort genieße, indem ich dabei einen Psalm lese oder die mitgebrachten kleinen Porträts der Meinigen studiere, ein paar Worte nach Hause schreibe usw. Dann nehme ich [illegible] kleinen Vallenstädter

Wandkalender vor und streiche mit unbeschreiblicher Satisfaktion den angebrochenen Tag darin aus. Um 8½ gehe ich ins Atelier, welches nicht weiter als einen Büchsenschuß entfernt ist.

Ich habe bis jetzt nach kleinen Zeichnungen von Timo 4 große Cartons präpariert und nebenbei ein paar Naturstudien gemacht. Diese Arbeit ist frisch und gesund. Ich hebe und schleppe mit einem dienenden Soldaten die großen Cartons von einer Stelle zur anderen (eine tüchtige Motion!), ich zeichne immer stehend, meistens auf der Leiter, ich ziehe Quadrate an der Erde, schleppe und rolle die großen Treppen herum. Sobald ich einen Carton im Umriß ganz sauber und genau nach den Skizzen zusammengezeichnet habe, wirft Timo sich darüber und führt aus, dann ruft er mich, wir beraten miteinander, ich zeichne meine Meinung hinein, wir wischen wieder aus, und wenn dann größere Veränderungen nötig sind, ganze Figuren verrückt werden müssen, so übergibt er mir wieder den Carton, und ich zeichne die Figur um, worauf er dann wieder mit Naturstudien darüber kommt. So zeichne ich die verschiedenartigsten Köpfe, Gestalten, Biegungen, Brechungen und Verkürzungen, wobei ich beständig — ohne daß ich je meine bessere Überzeugung zu verleugnen brauchte, denn Timo nimmt jeden Rat sehr bereitwillig an — aus mir herausgehen und im Sinne eines Anderen arbeiten muß, was mich in aller Art übt und fördert. Ich fühle, daß ich hier lerne, und das ist das, was ich suche.

So arbeiten wir höchst brüderlich, freundschaftlich und fleißig, bis ich in der Mittagszeit eine Pause finde. Dann gehe ich zu Timos Frau, die so freundlich ist, für mich von zwölf bis drei immer den Frühstückstisch stehen zu lassen, und esse etwas. Timo nicht. Er nimmt höchstens ein paar Feigen zu sich und arbeitet immerfort. Nach dem Frühstück wird fortgewirkt bis 5 Uhr, wo wir zusammen zum Diner gehen. Wir essen nun wie die Löwen und setzen uns dann an den Ofen, eine treffliche Zigarre rauchend und angenehm konversierend. Den späteren Abend bringe ich am liebsten auf meinem Zimmer allein zu und gedenke der Meinigen, lese in ihren Briefen und genieße einer köstlichen Ruhe nach einer Arbeit, die, wie ich mir eine solche immer gewünscht habe, körperlich ermüdet. Zum Zeichnen bin ich dann zu müde, Bücher habe ich nicht außer meiner kleinen Bibel, daher ich immer wieder die Psalmen aufschlage, mit denen ich einschlafe und aufwache.

Eine solche Zeit stiller Muße und Einsamkeit werde ich wahrscheinlich nie wieder finden, und ich kann mir denken, daß diese ungestörten und ungetrübten Stunden der Einkehr in mich selbst, die ich hier verlebe, mir dereinst, wenn ich in das laute Leben zurückgekehrt sein werde, als besonders wertvoll erscheinen werden. Auch ist es ein großes Ding, etwas zu haben, worauf man sich so recht von Herzen freuen kann. Ich gehe nun mit jedem Tage einer überaus süßen Rückreise entgegen. Zuerst komme ich zu Dir, labe mich gründlich bei Dir und den Deinigen nach getaner Arbeit, und dann steuere ich mit vollen Segeln der geliebten Heimat

zu. Dort wird mir meine Arbeit leichter werden als früher, ich werde sehr viel geübter sein und mich mit großer Freude an die eigene Staffelei und das eigene Werk setzen. Timos rasende Begeisterung für die Kunst hat schon jetzt günstig auf mich gewirkt, und das wird noch besser werden.

Von Hause habe ich die besten Nachrichten. Die Herzogin hat sich gegen meine Frau wie eine Schwester gezeigt, sie umarmt, mit ihr geweint, mit ihr in der Bibel gelesen und sie herzlich eingeladen, zu Ostern wieder nach Bernburg zu kommen und längere Zeit bei ihr zu bleiben.

*

St. Petersburg, am 7. Mai 1846. Von russischem Boden grüße ich Dich diesmal zu Deinem Geburtstage. Der liebe alte 11. Mai! Ich habe noch eine besonders lebendige Erinnerung von einer Feier Deines Geburtstages auf unserem Loschwitzer Weinberge. Damals hatte unsere selige Mutter das Zimmer mit jungen Birken geschmückt.

Das ist brüderlich von Dir, daß Du ordentlich schreibst, und zumal hier in meiner Einsamkeit ist es eine Hauptfreude für mich, von Dir Briefe zu bekommen. Es scheint mir ganz gut, wenn Du Dich bisweilen in Beziehung auf das Geistliche ganz trocken und tot fühlst. Die Religion muß ja auch nicht immer wie eine Verliebtheit an unseren Herzen zehren, sonst magern wir ab. An Gefühlen und geistlichem Aufschwung liegt auch wenig, wenn nur der Zuchtmeister im Herzen wach bleibt und die Gewissenhaftigkeit nicht mit Fett verwächst.

Es ist ein Unglück, daß mir das Klima hier nicht zusagt, und daß sich meine Natur nicht in die Lebensweise finden kann. Die erste Zeit ging es gut, weil ich einen tüchtigen Fond von Gesundheit mitgebracht und die Reise mich ganz besonders gestählt hatte. Jetzt fühle ich nach jedem Gange durch die Luft Brustbeschwerden und halte mich daher ganz innen. Das Mittagessen zu so später Stunde ist auch etwas, woran sich die Natur bei Leuten von meinem Alter nicht mehr so leicht zu gewöhnen scheint. Dazu kommt eine gewisse Freudlosigkeit des Lebens, eine triste Einförmigkeit und gänzliche Umgangslosigkeit. Mein einziger Verkehr ist Timo. Freitags abend sehe ich zwar in Timos Hause allerlei Menschen und spreche einige Worte mit ihnen, aber das ist „große Gesellschaft", es sind Leute, die ich mir nicht ausgesucht haben würde und denen ich auch ganz gleichgültig bin. Immer klarer wird mir's, welch ein ungeheurer Abstand doch zwischen deutscher und hiesiger Bildung und Lebensart ist. Das ist etwas von den Schattenseiten. Die Lichtseiten habe ich schon gemeldet, sie bestehen in Früchten, die erst in Ballenstädt reifen werden. Übrigens habe ich vor ein paar Tagen entdeckt, daß schon fast ein Drittel der babylonischen Gefangenschaft verflossen ist. Ich bin nämlich schon über 10 Wochen von Hause fort, und 32 Wochen soll die Trennung dauern. O Kulla, Kulla [estnisch = Geliebter], ich streiche einen Tag nach dem andern aus meinem Ballenstädter Kalender aus, ja ich merze sie förmlich aus mit weißer Farbe, so daß sie spurlos verschwinden.

*

St. Petersburg, am 7. August 1846. Anfang September a. St. will ich fort von hier, soviel kann ich Dir jetzt melden. Alle Stricke halten nur bis auf eine gewisse Spannung, und bei mir ist es jetzt gerade am Reißen, da mein Strick was Ehrliches hat halten müssen. Noch 5 Wochen! Es ist dies kurz oder lang, je nachdem man's ansieht; ich aber sehe es lang an.

Mein hiesiges Leben wird mir jetzt unsagbar langweilig, und diese Art von Arbeit habe ich bis zum Halse. Wenn ich abends das Atelier verlasse, so bin ich ganz überzogen mit Kohlenstaub; das Vergnügen, ein reines Hemd anzuhaben, genieße ich nur noch auf Viertelstunden. Überhaupt ist alles hier so unreinlich, auch das Haus wimmelt von Ungeziefer, Ameisen, Tarakanen, Flöhen, Wanzen, alles drängt sich in meinem Zimmer; die afrikanische Hitze, die wir haben, mag in diesem Jahre besonders viel Teufelsbrut ausbecken. Solche Hitze ist in Petersburg unerträglich, so angenehm sie auf dem Lande und besonders in Wallenstädt ist; da haucht die Nacht aus Wäldern und tiefen Schluchten eine Eiskälte aus, die die Sommermorgen erfrischt. Hier in Petersburg ist abends, morgens, mittags immer derselbe Backofen. Ich kann vor Hitze nicht mehr die Feder halten, obgleich ich eben nachts um 12 Uhr im Hemde am offenen Fenster sitze. Gute Nacht, lieber Alter! Wahrscheinlich schnurgelt ihr schon alle in süßem Schlaf, und nur die Petersburger Gespenster sind noch auf dem Zeuge.

St. Petersburg, 13. August 1846. Die Zeit rückt immer näher, da ich Dich wiedersehen soll, und mich frißt schon die Ungeduld vor Verlangen nach Finn. Eins macht mir Sorge, nämlich daß Euch meine Bewirtung Sorgen machen könnte. Aber Ihr könnt Euch gar keinen Begriff machen, wie wenig ich bedarf, um bei geliebten Menschen vergnügt zu sein. Wein zu trinken habe ich mir nie angewöhnt, und Wasser ist jetzt mein Getränk, noch dazu Newaschlamm. Für meine Unterhaltung braucht niemand besorgt zu sein, ich kann tagelang herumdämmern, ohne mich zu langweilen. Ich bin Maler und lebe durchs Auge. Wenn ich mir ganz ruhig ein Kind besehen kann, so habe ich alles, was ich brauche. Übrigens habe ich auch mein Zeichnenbuch und werde bei Dir Lektüre finden. Du mußt Deinen Geschäften nachgehen, und ich werde in meines Bruders Hause an jeder Kleinigkeit meine Unterhaltung und Freude haben.

Mein alter Junge, ich bringe Dir auch etwas mit, nämlich ein Hemd, das Du in Wallenstädt vergessen. Wenn ich doch bei Dir auch eines vergäße, daß Du mir's nachschlepptest! Daß ich hierher kam, war sehr gut, aber wenn ich gewußt hätte, wie recht Du mit Deiner Warnung hattest, so wäre ich nimmermehr gekommen. Jetzt bin ich's von Herzen überdrüssig. Lebe wohl, teuerster Fraterkel. Ich werde bei Euch in Manchesterhosen und Reiterstiefeln sowie in einem gesprenkelten Rock einherwandeln. Dafür hast Du wieder Deinen neuen Bart. Ein jeder habe seine Narrheit! Nur der Narr genießt sein Leben, Vernünftige sind unglücklich!

*

Riga, am 29. Sept. 1846. Heute morgen bin ich hier angekommen nach einer Reise, die, wenn sie auch gerade keine Spazierfahrt war, doch

wenigstens ohne Unfall abgelaufen ist. Als Du in Römme plötzlich verschwunden warst, da fiel's mir aufs Herz, und ich war froh, daß ich auch sogleich abfahren konnte. In Lustifer und in Woiseck wurde ich freundlich und gastlich empfangen und genoß da, wie überall bei diesem Verwandtenbesuche, viel Güte. In Dorpat fand ich auf allen Postbureaus bereits hinreichende Pränumeration auf etwaige Plätze in den vier Wagen, die anderen Tags, am Sonntag, durchpassieren sollten. Da der nächste Posttag nun erst Donnerstag war, entschloß ich mich kurz, gleich am selben Abend mit eigenem Wagen weiterzureisen, um das letzte von Riga abgehende Dampfboot noch zu erhaschen.

Gegen Abend saß ich hoch auf meinem Koffer auf Stroh, wie ein König des Wahnsinns, und dröhnte über das schlechte Pflaster fort, bei Tante Lidly vorbei, die in einem braunen Mäntelchen, ganz alt, auf der Haustreppe saß und mir zunickte zusammen mit Carl. Dieser vortreffliche Junge hat sich fast zerrissen, um mir zu dienen; auch ruhte er nicht, bis ich ein Parapluie von ihm annahm, mich gegen den Regen zu schützen. Als ich so dahinrollte, alle Euch Lieben nun im Rücken, da begegnete mir ein langer Leichenzug, und hinter dem Sarge gingen Geistliche, unter ihnen Harnack mit gesenktem Haupte. So ein Wiedersehen hat eine ganz besondere Poesie. Ich kateite [russisch = rollte] drei Stationen lustig darauflos, fror aber auf der letzten so, daß ich in Teinitz liegen blieb und auf dem Sopha Kaffee und Tageslicht abwartete.

Um 6 Uhr saß ich am anderen Morgen schon wieder auf dem Marterthron, deswegen ein Marterthron, weil alle Teleggen [russisches Fuhrwerk ohne Federn] für meinen breiten Koffer zu eng waren und dieser deswegen immer schief schüttelte, so daß ich's recht schlecht und in der Nacht, wo ich Steine und Löcher nicht sah, sogar gefährlich hatte. Eine ganze Station durch stellte ich den Racker lang und ritt, das war aber auch nichts. Endlich gestern abend von Hilchensfahr nach Neuermühlen war's ganz bös. Es war so finster, daß ich meine Knie nicht sah, und der Koffer stand so unmäßig schief, daß ich mich mit beiden Händen anhalten mußte; dabei regnete es, und ich konnte den Schirm nicht aufspannen, weil ich die Hände brauchte, bekam auch von dem harten Dröhnen auf der Steinchaussee arge Schmerzen, und das Rückgrat war mir wie zerbrochen. Da kauerte ich mich endlich am Fußende wie ein Häufchen zusammen und schüttelte so ganz fest, daß ich in Neuermühlen ohne die Hilfe der Leute nicht aus meiner Stellung herauskonnte. Solch eine russische Wagenfahrt ist eines der schrecklichsten Ereignisse in der Laufbahn eines Malers. Ich war wie eine gebadete Maus, bis aufs Hemd naß, scheußlich! So entschloß ich mich denn, da zu übernachten, ließ mir ein Bett machen und schlief wie ein Toter.

Heute früh traf ich hier in Riga ein und lief gleich aufs Dampfschiffkontor und nahm einen Platz erster Cajüte für 30 preuß. Thaler. Dann ließ ich meinen Koffer auf der Douane visitieren und brachte ihn auf das allerliebste kleine Dampfschiff „Düna". Man sagte mir, ich sei der dritte

Paſſagier, und man erwarte nicht mehr – das wäre allerliebſt. Dann wurde gegeſſen, geſchlafen und nach dem Hafen promeniert, wo ich die ſchönen Schiffe ganz außerordentlich genoſſen habe. Dieſe Hafenbrücke iſt prächtig mit dem gewaltigen Strom. Morgen früh 8 Uhr ſetze ich meinen Fuß aufs Schiff und nehme Abſchied von dem geliebten Livland. Es iſt mir wunderlich zumute, ſo aus dem geſelligſten Freudenrauſch, den ich in meinem Leben genoſſen habe, jetzt in die abſoluteſte Einſamkeit verſetzt zu ſein. Auch das kann ich nicht begreifen, daß ich am Sonnabend abend in Berlin ſein ſoll, am Sonntag in Ballenſtädt ſein kann.

Nun, teurer Bruder, ein letztes Lebewohl von livländiſcher Erde! Euer Bild iſt lebendig und kräftig in meiner Seele, Deine Zigarrenſpitz: faſt immer in meiner Hand. Eminens Geldbeutel, der ſchönſte und beſte, den ich habe, wird leider auch oft gezogen und verſüßt mir die Ausgaben. Helenens Nadel ſteckt mir auf der Bruſt und verſöhnt mich mit dem Aus- und Ankleiden. Die große Liebe, die Ihr mir alle erwieſen habt, hat ein rechtes Feuer in meiner Bruſt angelegt, das luſtig brennt. Ich war unbeſchreiblich glücklich bei Euch, zu innerlich froh, um recht aufzutauen, es war auch alles zu kurz. Ich glaube, es war die lieblichſte Zeit, die mir mein Leben geboten hat. Sollte der Timo noch da ſein, ſo grüße ihn herzlich, den alten Jungen, er hat das alles bewirkt. Zu ſeiner weiteren Arbeit wünſche ich ihm allen Segen. So arbeiten zu können wie er, iſt hohe Seligkeit. Ich würde mich gewiß noch näher mit ihm befreundet haben, wenn ſein Mund nur einen Augenblick von ſeinem eigenen Lobe ſtillgeſtanden hätte, aber dieſer Augenblick blieb aus. Seine liebſte Unterhaltung beſtand darin, Parallelen zu ziehen zwiſchen ihm und mir, wobei ich denn immer bedeutend den kürzeren zog, ja, ich konnte kaum zu Worte kommen, ihm ſeine Vorzüge einzuräumen. – Gerhard! Du alte, treue Seele, mein einziger Bruder, leb wohl, leb wohl!

*

Swinemünde, am 3. Oct. 1846. So bin ich denn heute morgen nach einer glücklichen Überfahrt hier angelangt. Mittwoch, am 30. September, kamen wir in Riga erſt um 12 Uhr fort, nachdem ich das Vergnügen gehabt hatte, 4 Stunden auf dem Deck zu warten. Wir waren im ganzen nur fünf Paſſagiere, darunter ein Nationaltürke mit Purpurhoſen, Pfeife und Zubehör. Unſer Capitain, ein angenehmer Mann, war aus Lübeck, die ganze Mannſchaft deutſch, höchſt freundlich, gefällig, prächtige Leute. Ich fühlte mich in Deutſchland, ſowie ich den Bord betreten.

Wir hatten ſchönes Wetter, freundliche Sonne. Ich war in glücklichſter Stimmung, rannte auf dem Deck umher, rauchte, aß und trank. Nach Tiſche aber, da das Schiff etwas zu tanzen anfing, wurde mir plötzlich übel. Ich legte mich auf eine Bank. Da ging es ein paarmal „Ulm, Ulm" und auf einmal „Augsburg" mitten aufs Verdeck, ehe ich's hindern konnte. Ich ſprang nun raſch an die Bruſtwehr, umfaßte zwei Taue und – ſchrecklich! – da ging's wieder los, ſodaß ich glaubte, die Seele müßte fort. Der Capitain riet mir, mich ruhig in meine Cajüte zu legen. Dies

tat ich, streckte mich, zu Tode müde, in diesem Sarge lang auf dem Rücken aus und schlief ein. Bald wachte ich wieder auf, an meinem Ohr, nur durch ein Brett getrennt, polterten die Wogen, die Schiffsbalken krachten, das ganze Gebäude dröhnte, die Höllenmaschine rasselte, und ich hatte das Gefühl des niederträchtigsten Schaukelns; da mußte ich noch einmal dran, scheußlich, mit lautem Gebrüll! Das war der letzte Zoll.

Am anderen Tage gegen Abend ging das Schiff so ruhig, daß ich ein wenig aufs Deck ging; da wurde mir aber bald wieder so wehe, „ach, so wehe", daß ich wieder in meinen Sarg kroch. Am nächsten Morgen plagte mich ein gräßlicher Durst, ich hatte die ganze Zeit nichts gegessen und getrunken. Ich rief dem Aufwärter zu, er solle mir Bier geben. Da brachte er mir einen unvergleichlich herrlichen Labetrunk, es war — Dresdner „Waldschlößchen". Dies erquickte mich so, daß ich hinauf aufs Verdeck ging und mich in einen Großvaterstuhl warf, wo ich fast den ganzen Tag saß; auch rauchte ich etwas, es schmeckte aber wie die ersten Pfeifen eines Schuljungen.

In der Nacht konnte ich nicht schlafen, da ich am nächsten Morgen in Deutschland sein sollte, alle Viertelstunden ließ ich die Uhr repetieren. Endlich heute früh um 4 Uhr wurde die Ungeduld so groß, daß ich aus der Koje sprang und aufs Verdeck ging. Prächtiger Anblick! Der Mond und alle großen Sternbilder ganz klar, blitzende Mondlichter in den Wogen. Das Schiff bäumte majestätisch und kohlschwarz dahin. Ich frug den einsamen Matrosen am Steuer, ob man das Licht von Swinemünde noch nicht sähe. „Noch nicht, in einer Stunde!" Da stieg ich auf die Schiffsbrücke und schaute immer unverwandt nach Süden. Der Steuermann, ein prächtiger Kerl, kletterte mit dem Fernrohr auf den Mast, setzte sich auf die oberste Rahe und schaute auch dahin. Er saß da wie eine Silhouette auf dem Sternengrunde. Der Mond sank. Auf einmal blitzte es auf, fern, fern am Horizont, immer wieder verschwindend, wie ein mattes Johanniswürmchen. Das war ein deutsches Licht, das war das erste Wiedersehen der geliebten Heimat, ein kleiner Funke, aber mein ganzes Herz brannte davon auf. Nun ging der Steuermann selbst ans Steuer, der Capitain stieg die Schiffsbrücke, das ferne Licht fing an zu glänzen, von Augenblick zu Augenblick leuchtete es klarer auf, und der Mond sank dunkelrot ins Meer. Der Tag graute, wir schossen auf das Licht zu, das nun mit dunkelrotem Feuer ganz groß flammte. Man unterschied schon einige schwache Linien der Küste — da hielt das Schiff still, die Maschine stockte, man erwartete den vollen Tag und die Ankunft des Lotsen. Als es hell wurde, lagen wir in einer weiten Bucht, der Lotse kam heran, die Feuerbake verlosch, und bald schossen wir durch viele Schiffe hindurch in den Hafen von Swinemünde hinein.

Wenn man eine Weile in Rußland gewesen ist, vergißt man immer wieder, wie sauber und appetitlich alles in Deutschland ist. Ich war ganz überrascht von dieser Nettigkeit und hätte, so alt ich bin, alle Leute umarmen können. Ein glänzend reinliches Gasthaus nahm uns auf, schnee-

weiße Dielen, niedliche Meubles, emsige Diener, Aussicht auf den Dampfhafen – o wärst Du mitgewesen! Da wir heute nicht von hier fortkommen konnten, ging ich am Nachmittag bei nebligem Regen mit meinem Dörptschen Regenschirm an den Strand. O, was war das schön! Ich ging weit, weit hin an den einsamen Dünen. Das Meer war ganz still, nur die Brandung donnerte mit ihren breiten Schaumwogen über den Sand hin, den Horizont verbargen Nebelmassen. Das war ein großer, gewaltiger Natureindruck und wie ein letzter Abschied von Dir. Dies selbe Wasser bespült auch in Deiner Nähe den estländischen Strand. Ich schrieb Deinen Namen mit dem Regenschirm in den Sand zum Denkmal, das die nächste Sturmflut weglecken wird. Dann sammelte ich wohl ein paar tausend der niedlichsten Muscheln, rosenrot, gelb, himmelblau, schneeweiß für Anna, weiche Kästchen damit beklebt. Endlich wurde es dämmerig, schaurig in dieser Einöde, doch schwer, sich loszureißen. Euch allen rief ich noch weit über die See ein letztes Lebewohl zu, welches wohl auch bis zu Euch gedrungen ist, nur unhörbar. – Morgen nach Berlin, da geht der Brief ab. Ich bin noch immer schwindlig, und das Zimmer schwankt, will ins Bett kriechen. Gute Nacht!

Berlin, 4. Oct. 1846. Ich habe eben – es ist schon 10 Uhr – eine Stunde lang im Fenster gelegen, drei Stock hoch im Britisch Hotel unter den Linden und den Blick geweidet an der schönen Stadt, die im Scheine des Vollmondes unter mir liegt. Heute früh fuhr ich von Swinemünde mit dem Dampfboot „Cammin" ab. Die Gegend war ganz auffallend hübsch, aus dem Wasser hoben sich Berge, fast wie die Loschwitzer. Auf einmal, um ein hohes Vorgebirge biegend, kamen wir wieder in die offene See hinaus – ich hatte nicht geahnt, daß Swinemünde auf einer Insel liegt. Nun gingen die Wogen wieder hoch, und ich glaubte nicht anders, als daß ich wieder krank werden würde; ich machte die Augen zu und rührte mich nicht, zwei Stunden lang. Da waren wir hinüber. Die Sonne brach durch, wir fuhren auf der Oder zwischen höchst reizenden Ufern, bis wir um 2 Uhr Stettin erreichten, das mich durch seine schöne Lage und ganz besonders durch die enorme Anzahl von Seeschiffen, die hier lagen, überraschte; das ist wahrscheinlich schon eine Wirkung der Eisenbahn. Um 4½ ging der Zug ab, um 8½ war ich in Berlin. Morgen denke ich hier zu bleiben und übermorgen um diese Zeit daheim zu sein, gerade am 6., wie ich es meiner Frau von Finn aus geschrieben. Diese Nacht werde ich wohl wieder nicht schlafen können, – vor Freude.

*

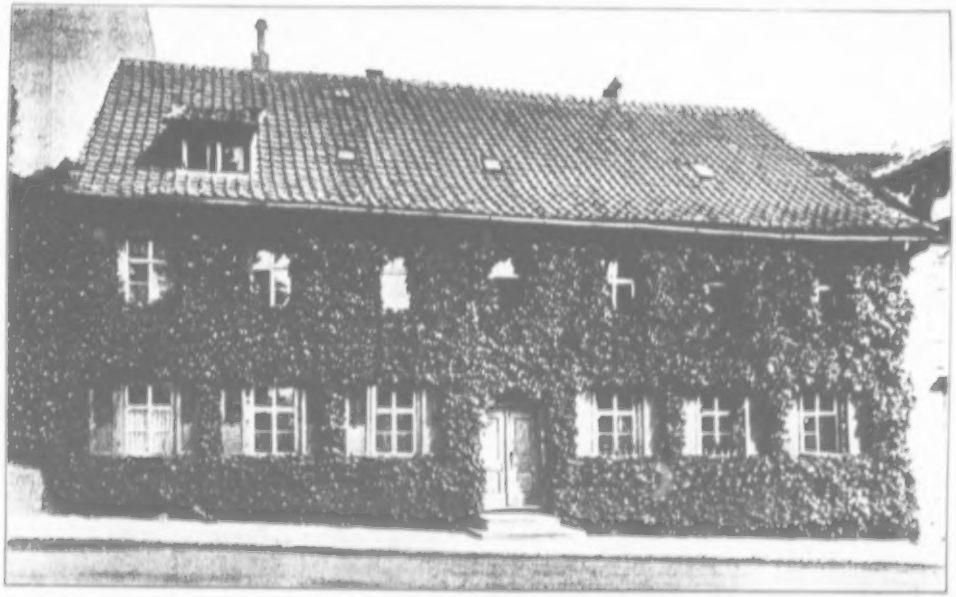
Ballenstädt, am 20. Nov. 1846. Das neue Lebensjahr weiß ich heute nicht besser zu beginnen, als mit einem Briefe an Dich, geliebter Bruder. Ich muß weit ausholen, um anzufangen. Von Berlin fuhr ich diesmal mit der neuen Eisenbahn über Potsdam, Magdeburg und Halberstadt, war am Abend in Quedlinburg und nahm hier Extrapost, um nicht zu spät in Ballenstädt anzukommen. Als ich bei Alvenslebens in die Neue Straße einbog, stieß der Postillon ins Horn und brachte damit die ganze Straße

in Aufruhr. Viele Fenſter flogen auf, aus meinem Hauſe brach ein großer Lichtſchein. Als ich hielt, ſah ich eine Menge Geſtalten in der hellen Hausthüre, und der Wagen war umringt von neugierigen Nachbarkindern und in der Eile zuſammengeſtrömtem Volk. Meine Frau fiel mir zuerſt um den Hals, als ich den Fuß aus dem Wagen ſetzte, dann drängte ſich Tille heran, Anna, die Bernſtorff, die ſehr gewachſene Eliſabeth, weiß gekleidet mit einer ſchwarzſammetnen Polkajacke, ſchließlich die Dienſtboten. Die Jungens waren mit Line nach der Poſt gegangen, um mich dort zu erwarten. Aber ſchon hörte ich in der Ferne ihr Jubelgeſchrei; ſie hatten das Poſthorn gehört und kamen zurückgeſtürzt. Zuerſt wurde Gerhard ſichtbar und flog mir in die Arme, dann brauſte außer Atem Adolph heran, hernach Benno, endlich langte auch die arme Line ganz ermattet an. Ich wurde nun im ganzen Hauſe herumgeführt, alle Zimmer waren feſtlich erleuchtet; es kam mir alles unbeſchreiblich klein vor, die größten Zimmer wie Schiffscajüten. Mich fanden alle Kinder gewachſen und jedermann fand mich dicker geworden. Erſtaunt waren die Kinder über meine Baßſtimme, ſie hatten das vergeſſen.

Den folgenden Tag war ich am Hof und wurde ſehr freundlich bewillkommt, ſogar vom Herzog. Am dritten Tage war der Geburtstag der Herzogin. Ich hatte ihr durch die Bernſtorff auf den Geburtstagstiſch das kleine Heiligenbild-Medaillon legen laſſen, welches ich für ſie mitgebracht, und war nachher ſehr überraſcht, als ich mittags bei der Cour dies Bild an ihrem Halſe als einzigen Schmuck erblickte. Das Bewußtſein, mich unter lauter Deutſchen zu befinden, war mir in den erſten Wochen unbeſchreiblich ſüß, und auch jetzt noch wandelt mich ein Behagen an, wenn ich daran denke. Die erſten acht Tage ſchwelgte ich hier herum, bin aber nun längſt wieder in meinem gewohnten Gleiſe. Die Herzogin hat ein Bild bei mir beſtellt, wodurch ſie zu Weihnachten die Bernſtorff überraſchen will: die Auferweckung von Jairi Töchterlein. Außerdem habe ich noch ein Porträt zu kopieren für die Blechhütte. Das iſt doch immer wieder ein Anfang. Das Malen macht mir jetzt große Freude, da ich einen ganz hübſchen Fortſchritt, namentlich in Führung des Pinſels und genauerem Verſtändnis der Formen bemerke. Meine Diners bei Hofe, meine Leſeſtunden bei der Herzogin, alles iſt wieder im alten Gange.

Was gegenwärtig in Deutſchland die Gemüter beſonders bewegt, ſind die Holſtein-Schleswigſchen Angelegenheiten[1]. Würde jetzt ein Kreuzzug nach Holſtein gepredigt, ſo würden ein-, zweimalhunderttauſend bewaffnete Männer aus der Erde wachſen. Das ſchöne Lied „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" iſt jetzt deutſches Nationallied, man hört es überall ſingen und ſpielen.

[1] Chriſtian VIII. (geſt. 1848) hatte in ſeinem Offenen Brief vom 8. Juli 1846 angeſichts des nicht fernen Ausſterbens des Oldenburgiſchen Mannesſtammes erklärt, daß ſeine Nachfolger auf dem däniſchen Throne auch zur Herrſchaft in Schleswig berechtigt ſeien, und dadurch das hiſtoriſche Recht der Eidherzogtümer mißachtet, welche 1460 dem König Chriſtian I. nur unter der Bedingung als ihrem Herzog gehuldigt hatten, daß ſie „up ewig ungedeelt" beiſammen bleiben ſollten.



Das Rügelgen-Haus in Ballenstedt.

„Ich für meine Person bin schon heute hier eingezogen mit allem, was ich zu meiner Arbeit brauche. Es ist hier über die Maßen traulich. Ein wahres Glück ist es, daß Du jetzt nicht hier bist, denn Du wärest wie verzaubert und nicht wieder weg zu kriegen." 11. April 1843.

Frau Julie.

Lithographie von Wilhelm v. Kügelgen.

Neulich auf dem Hofball am Geburtstage der Herzogin war eine Pause eingetreten, Erfrischungen wurden herumgereicht. Da schlug Ida Salmuth, die mit anderen jungen Mädchen zusammensaß, mit ihrem Fächer, ohne sich etwas dabei zu denken, den Takt jenes Liedes auf ihrem Schoß. Eine Nachbarin erkannte das Lied und fing ganz leise die Melodie zu singen an, eine zweite sekundierte ebenso leise, auf einmal fielen hier und dort ein paar Stimmen mit etwas mehr Kühnheit ein, und nun war kein Haltens mehr, das Lied brauste durch alle Säle mit seiner feierlichen ernsten Weise, die Capelle fiel ein, die Herzogin, Alle sangen mit. Ich hatte eine solche Freude an diesem Vorfall, daß mir das Herz jauchzte. Denke Dir, wie es einem ist, der ein halbes Jahr lang mit seinen vaterländischen Interessen ganz unverstanden unter einem fremden Volke gelebt hat, nun plötzlich die Heimat wieder zu haben, und eine Heimat, die sich ihrer Freude über sich selbst so deutlich bewußt ist . . .

Es ist schlimm! Ich war so froh, heute einmal einen ruhigen Abend zum Schreiben zu haben (da alle anderen ausgegangen sind), und nun führt mir mein böses Geschick den Schweinitz her, den ich von Herzen hinwünsche, wo der Pfeffer wächst. Da sitzt nun das Untier hinter mir und ahnt nicht, daß ich von ihm schreibe, denkt, ich habe wichtige Geschäfte, und ist so still wie ein Mäuschen. Gleich werde ich mich mit höchster Falschheit umdrehen und sagen: „Nun, mein bester Schweinitz, willkommen und sagen Sie her, was Sie Neues wissen." —

Was Du mir über die Dorpater Theologen und ihren Prägstock, den Professor Philippi[1] schreibst, tröstet mich wenig. Es gibt keinen größeren Unsinn, als auf die reine Lehre ein so übermäßiges Gewicht zu legen. An dieser Krankheit starb die alte lutherische Kirche. Diese lutherische Orthodoxie ist in meinen Augen ein schreckliches kaltes Ungeheuer. Damit ist Krummacher und die Herrenhuter und alle individuelle Religiosität nicht allein abgestreift, sondern angefeindet; das lutherische Glaubenssymbol ist der angebetete Götze. An die Stelle des einfachen, systemlosen, fröhlichen und liebenden Christentums tritt diese kalte, hassende, traurige Orthodoxie, die den Unglauben wieder herbeiführt als natürliche Reaktion. Ich bin ähnlich gelaufen, mein Prägstock war Roller, und da nun einmal Alles nach dem Wort gerichtet werden sollte, so sah ich mir das Wort sehr genau an und ging ganz ab.

Sehr viel hatte ich von der Landessynode in Berlin erwartet, ich jubelte darüber und hoffte, sie würde vor allen Dingen nach Bunsenschen Grundsätzen die Verfassung ändern. Denn die Gelehrten bessern die Kirche nicht, aber gute Formen könnten ihr nützlich sein. Die Gelehrten bewirken, daß die Mehrzahl der jungen Theologen, die jetzt die Hochschulen verlassen, eine quasi gläubige Färbung haben, aber diese jungen Theologen selbst bewirken hernach nichts. Eine richtige Gemeindeverfassung aber würde zu gleicher Zeit diesen jungen Arbeitern ein Feld der

[1] Friedr. Adolf Philippi (1809—82), 1841—51 Professor der Theologie in Dorpat, dann in Rostock, schärfster Vertreter des luth. Dogmatismus.

Wirksamkeit eröffnen und sie selbst weiter ausbilden und erziehen. Statt nun aber gleich zuerst das Hauptbedürfnis zu erkennen und neue Schläuche zu bereiten für den neuen Wein, besserte man furchtsam und fruchtlos an den alten herum.

Wir schwelgen jetzt in den Gaben des Herbstes. Der Geschmack unserer Kartoffeln erinnert an Walnüsse, an Kastanien und Eidotter. Sehr reich war die Weinernte, der Bernburger weiße Gutedel war diesmal von Farbe rotbraun und süß wie Zucker, von unglaublichem Wohlgeschmack; die Bernstorff schenkte uns einen Scheffel solcher Trauben. Ebenso waren die Birnen süßer als Honig, gewürzreich, milde und weich, daß sie im Munde schwanden. Wärest Du doch diesen Herbst hier gewesen!

*

Ballenstädt, am 13. Dec. 1846. Gestern erhielt ich Deinen Brief mit den traurigen Nachrichten über Lilla. Das ist ja entsetzlich — und Du schreibst davon mit eben der Tinte wie alles andere! Ich habe immer Elmine vor Augen auf niederer Bank am Bette hockend und darin das geliebte todkranke Kind, und Dich mit der Sorge im Herzen unstet umhergetrieben. O daß doch bald Nachricht käme, ob wir mit Lachen und Frohlocken danken dürfen oder ob wir es mit Tränen tun müssen!

Auch hier schweben wir in ernstlicher Sorge. Unsere Herzogin ist an einem heftigen Nervenfieber schwer erkrankt und wird nur von dem Bernburger Homöopathen Dr. Würzler behandelt, zu dem sie selbst und die Bernstorff ein blindes Vertrauen haben. Wenn die Herzogin stürbe, das wäre ein schweres Unglück für das ganze Land, ganz abgesehen von mir persönlich, der ich sie liebe und mit ihr nicht nur meine Landesfürstin, an der alle Annehmlichkeiten meiner Stellung hängen, sondern auch ein befreundetes Herz verlieren würde.

22. Dec. 1846. Noch keine Nachricht von Dir! Das ist ein gutes Zeichen, denke ich mir, denn alle schlimme Post geht rasch — so wollen wir denn hoffen. Bei uns geht es schlecht, der Zustand der Herzogin ist bedenklich. Man ist außer sich, daß ein so teures Leben Würzler allein anvertraut ist. Nun ist heute vom Conferenzrat ein Befehl gekommen, augenblicklich noch den Dr. Rummel aus Magdeburg kommen zu lassen. Wir sind deshalb alle in großer Unruhe und Erwartung; die arme Bernstorff ist mehr tot als lebendig.

24. Dec. früh. Gute Post vom Schloß. Die Herzogin ist viel besser. Gerade als Rummel hier eintraf, hatte das bedenkliche Symptom aufgehört. Nun werden wir hier ein frohes Weihnachtsfest haben. O möchte doch auch von Finn gute Nachricht kommen! Was das hier für eine dunkle Zeit war, während uns die Herzogin so ängstigte, kannst Du Dir kaum denken. Das ganze Land war in Aufregung. Würzler wäre, wenn sie starb, ein gelieferter Mann gewesen[1].

2. Januar 1847. Gott sei gelobt und gepriesen, daß es ihm gefallen

[1] Dr. Victor Würzler, Hofmedikus, 1847 Medizinalrat.

hat, unſer geliebtes Lillakind zu erhalten. Ich ſpringe herzu als Oncle Wohlgemuth und reiße das liebe Kind in meine Arme, lege es auf die Erde und ſpringe darüber weg wie Asmus über ſeinen Neugebornen, denn es iſt auch mir neugeboren. – Du liebes Kind, wie oft bin ich in dieſer Zeit im Geiſte an Dein Lager getreten und habe Dir die kranke Stirn geſtreichelt. Ich male gerade an einem Bilde, das ſtellt vor, wie unſer Herr Chriſtus ans Bett von Jairi Töchterlein tritt. Er nimmt ſie bei der Hand, um ſie aufzurichten, die andere Hand legt er ſegnend auf ihr Haupt; durch ſeine Hilfe iſt ſie ſchon etwas aufgerichtet und ſchlägt die Augen wie im Traume halb auf. Gleich wird ſie ihn ſehen und in ihm das Erbarmen Gottes, das ihr hilft. Bei dieſer Arbeit dachte ich viel Deiner, liebe Lilla. Auch Dich hat der liebe Gott wieder erweckt zum Erdenleben, und Du blickſt nun ins Auge von Vater und Mutter, in denen ſich für Dich das Herz Gottes ſpiegelt. Wie wohl wird es Dir nun ſein, Du armes Kindchen, nachdem Du ſo ſchrecklich gelitten haſt und haſt ſo große Schmerzen ausſtehen müſſen und ſtöhnen und klagen unter der Gewalt der Krankheit! Nun iſt Dir die ganze Welt von neuem geſchenkt, und der Tag, da Du das Bett verläſſeſt, wird ein rechter Geburtstag werden. Dein Bild konnte ich gar nicht anſehen in jener Angſtzeit, weil es mich traurig machte. Heute aber haben wir die Mappe aufgemacht, das Bild ward hervorgezogen, und wir alle, Tante Julchen und die Vettern und Couſinen haben es mit Freude und Rührung betrachtet, und wir danken es Gott, daß wir Dich noch haben und können Dich friſch und fröhlich grüßen laſſen.

Und Du, meine liebe Sally, Du biſt gar ins Waſſer gefallen! Dein Vater war ſo erfreut über dies kalte Bad, weil er das Vergnügen hatte, Dich gerettet zu ſehen. So machen gute Kinder ihren Eltern immer Freude. Begreifen kann ich's freilich nicht, wie man ohne alle Urſache in Eislöcher fallen kann, weil doch alle Dinge eine Urſache haben. Wahrſcheinlich hat ein Nix des Teiches Verlangen nach Dir gehabt, hat Dich unſichtbar erwiſcht und hinabgezerrt. Dank ſei dem flinken Eſten, der ihm dies Kind mißgönnte! Ich bin auch als Kind ins Waſſer gefallen und war dem Ertrinken nahe, ich freue mich, daß wir dies nun miteinander gemein haben. –

Du haſt, lieber Bruder, als wir beiſammen waren, an mir allerlei vermißt. Ja, auch ich vermißte, aber wer ſo viele Wünſche hat begraben müſſen wie ich, der ſcharrt auch den ein, ſich einmal vertraulich auszuſprechen. Woher kommt es nur, daß unſere Männer nicht recht gegeneinander aufgehen, wenn wir zuſammen ſind? Wir haben doch gelegentlich beim brieflichen Verkehr den Schlüſſel zu unſeren Herzen, und in Perſon ſind wir wie die Klötze gegeneinander. Ich hatte Dir ſo viel zu ſagen und kam nach Finn recht mit dem Bedürfnis, zu Dir zu reden; vorzüglich hoffte ich auf das ungeſtörte Beiſammenſein bei Gelegenheit der Revalſchen Reiſe. Da ſchienſt Du mir aber ſo verdrießlich, daß ich nichts ſagen mochte, Du ſagteſt auch nichts, und ſo reiſten wir zuſammen wie verſchloſſene Koffer. Deine brüderliche Liebe freilich fühlte ich immer

warm und kräftig durch. Außer dem, daß ich diesem einen Wunsche entsagen mußte, war ich bei Dir so glücklich, daß jene sonnige Zeit des Beisammenseins mir immer noch wie ein goldener Traum in der Seele liegt. Das Bild Deiner Häuslichkeit mit allem Drum und dran ist mir zum Lieblingsbilde geworden, an dem ich oft meine Augen ausruhe und erquicke. Ich weiß nun, wo der Ofen steht, wo Ihr mittags sitzt und am Abend, wenn gelesen wird, ich kenne die Tür, durch welche Dir stets unwillkommener Besuch eintritt, usw.

9. Jan. 1847. Soeben läuft durch Jette Grabner (vulgo Cramer), mit welcher meine Frau korrespondiert, die Nachricht ein, daß – nun rate, was geschehen ist –, daß ein gewisser Greis, ein alter Siebziger mit grauen Haaren, ein alter Felsen, über dessen Scheitel manche Traufe gelaufen ist, daß, sage ich – Roller geheiratet hat[1]! Jette schreibt: „Die junge Frau Pastorin, sehr hübsch und sehr reich, ist die Schwester der Frau des jetzigen Besitzers von Hermsdorf, und der Herr Pastor sollen sehr glücklich sein." Ich habe mich wirklich gefreut, daß der Alte, der von Jugend an aufs Heiraten ausging, nun endlich ins Ziel geschossen hat, obgleich ich eine kleine Furcht nicht leugnen kann, daß in Bälde eine böse Laune dies ganze Glück in die Luft sprengen könnte.

Die Herzogin, die immer noch sehr schwach ist, schickte uns zu Weihnachten von ihrem Bette aus Geschenke zu: Julchen ein goldenes Armband mit Türkisen, mir eine Zündmaschine, die ich ebensowenig brauchen kann als alles übrige, was man mir schenkte. Die Bernstorff schenkte mir wunderschön eingebunden Arndts „Morgenstunden", ein Sabbelsurium, was ich durchaus nicht lesen mag, und eine schwarze Sammetweste, die ich nicht tragen kann, weil sie unterwegs vom Schloß bis in unser Haus verlorengegangen ist, außerdem drei Pfund türkischen Tabak, um Zigarren daraus zu machen, aber der Tabak ist nicht echt, und es geht nicht damit. Alle anderen sind gehorsam gewesen und haben mir nichts geschenkt.

Deinen Immermann wirst Du nun wohl beendigt haben. Ich habe nichts von ihm gelesen als den Münchhausen, der mich anzog und durch die vielen Verzerrungen ebenso wieder abstieß. Unbedingt das Beste darin und unmittelbar aus der Natur geschöpft sind die Schilderungen des westfälischen Bauernlebens. Immermann war ein entsetzlich zerrissener Mensch. Er lebte anfänglich in Münster und verliebte sich da in die Frau des berühmten Generals Lützow, in dessen Hause er täglich war. Dieses unglückliche Verhältnis hat viel zu seiner inneren Zerstörung beigetragen. Durch mein Gesicht wurden seine Freunde in Münster oft an ihn erinnert.

Wir haben jetzt zusammen Monte-Cristo von Dumas gelesen, eigentlich ein recht elendes Buch, das aber seinen Zweck für mich erfüllt hat, mich zu unterhalten. Ich hatte das Bild der sel. Frau v. Hoym für die Herzogin in Sepia auszuführen, eine Arbeit, an der ich, weil ich am Tage in Öl malte, oft abends bis 11 Uhr saß. Das hätte ich ohne Lektüre gar

[1] Roller heiratete im Alter von 69 Jahren Klara v. Paschwitz, die Schwägerin des Rittergutsbesitzers Schmidel.

nicht ausgehalten, und meine Frau las mir daher rüstig vor, die ganzen langen Abende; manchmal schlief sie dabei so, daß ich ihr hernach den Zusammenhang erzählen mußte. Solche Bücher bereichern die Literatur nicht. Monte-Cristo ist ein wahres Monstrum, ein unnatürliches Phantasiegebilde, für das man sich aber unwillkürlich interessieren muß wegen der elenden Flauheit oder Verderbtheit aller Andern, die ihn umgeben, und doch ist er der größte Verbrecher in der ganzen Gesellschaft. In das Herz der Franzosen, für die dieser Roman berechnet ist, blickt man tief hinein, und darin liegt vielleicht der Wert des Buches für uns.

Heute hat mir die Herzogin das Leben Schillers von Carl Hoffmeister geschickt. Ich hatte sie fragen lassen, ob sie wohl glaube, daß ich „die sieben Todsünden" von E. Sue vorlesen dürfte; darauf ließ sie mir sagen: sie glaube nicht, daß mir diese Lektüre gut wäre, sie wisse noch nicht einmal, ob sie selbst es lesen würde; sie schicke mir hier aber eine gesunde Lektüre, an der ich unendliche Freude haben würde. Nun bin ich ganz unglücklich, denn abgesehen davon, daß ich Schiller nicht recht leiden mag, habe ich schon seine Biographie von der Wolzogen gelesen.

15. Jan. 1847. Denke Dir, ich habe eben unsere liebe Herzogin zum ersten Male wiedergesehen. Eigentlich zeigt sie sich noch gar nicht, weil sie noch sehr elend ist und jedes Wiedersehen sie so angreift, daß sie hernach dafür büßen muß. Nun war ich heute abend mit Julchen bei der Bernstorff, als die Herzogin herüberschickte und mich zu sich verlangte. Der Eintritt in die herzoglichen Zimmer (wo Du und ich früher als Kinder gespielt) war mir diesmal recht rührend. Im allerletzten Kabinet saß das kleine Ding auf ihrem Kanapee und häkelte, und zwar, wie ich wußte, etwas für mich. Sie hatte es mir schon früher sagen lassen, sie arbeite jetzt etwas für mich, würde mir aber noch nicht entdecken, was. Als ich eintrat, kam sie mir entgegen und reichte mir ihr kleines abgemagertes Händchen, das ich mit wahrem Herzensvergnügen küßte. Sie sah allerliebst aus, ganz sublimiert, mit klaren, hellen, reinen Augen, aus denen alles Fürstliche und Hohe weggeschwitzt und vielleicht weggebetet war. Ich blieb ungefähr eine halbe Stunde, da sah ich, wie ihre Wangen sich dunkelrot färbten, und machte, daß ich fortkam, nahm aber das Versprechen mit, daß sie mich nächstens wolle rufen lassen, um ihr abends vorzulesen.

Die Biographie von Schiller ist doch viel besser, als ich erwarten konnte. Es ist die erste gute Charakterschilderung, die ich von Schiller lese, sehr männlich gezeichnet, mit Licht und Schatten, und dabei eine genaue genetische Geschichte seiner Werke. Schillers Charakter ist mir nicht sympathisch, er ist ähnlich dem des Goetheschen Tasso. Schiller erscheint mir unecht in seinen Gefühlen, ein Enthusiast und dabei ein Verstandesmensch. Wie anders ist Shakespeare, der ein viel tieferer Denker ist und doch kein Verstandesmensch! Er sucht und macht die Gedanken nicht, sondern sie springen von selbst aus der Tiefe seines Inneren heraus; mit Goethe ist es auch so. Gewiß ist Schiller ein großer Dichter und Heros in seiner Art, nur daß ich's ihm nicht sonderlich danke.

26. Jan. 1847. In den nächsten Tagen werden uns die Herrschaften verlassen und nach Bernburg gehen. Zwar ist die Herzogin noch schwach, aber der kleine Dr. Würzler behauptet, sie werde die Reise überleben. Ich habe sie in der letzten Zeit recht genossen, indem ich ihr fünf Abende hintereinander vorlesen durfte. So konnte ich diese Abende ganz in Ruhe und ohne um die Unterhaltung bekümmert zu sein, mit ihr verleben. In ihrem rein sanguinischen Wesen war mir sonst viel Unverständliches, Fremdes, ja durch ihre übergroße Lebendigkeit hatte sie häufig verstimmend auf mich gewirkt. Jetzt aber bin ich ihr dankbar wegen ihres hübschen Benehmens gegen Julchen während meiner Abwesenheit, finde sie auch durch die Krankheit und manche innere ernste Erfahrung calmiert, rein liebenswürdig. Sie ist gut, weich und heiter wie ein Kind und dankbar für die kleinsten Dienste, die ihr geleistet werden.

Gestern lag sie im Schatten ihres Lichtschirmes ganz freundlich auf ihrem Divan. Ich hatte ihrem kleinen Hündchen ein großes Knaul, mit dem es sich auf der Diele herumzerrte, abgejagt und dieses, weil sonst kein Platz in dem übermäßig besetzten Kabinet war, auf die zugedeckten Füße der Herzogin gelegt. Der Hund legt sich nun dazu, die Nase dicht am Knaul und mit seinen klaren Augen keinen Blick von mir wendend. Wenn er mich nun im Lesen vertieft und sich unbeachtet glaubte, schnappte er triumphierend nach dem Knaul und stellte sich dann, sogleich seine Beute fallen lassend, schlafend, sobald ich ihn ansah; dann hielt ich ihm eine Strafpredigt oder gab ihm ein paar Duseln, was er geduldig hinnahm, um das Spiel dann von neuem zu beginnen. Auf diesen Wechselverkehr zwischen mir und Winni achtete die Herzogin mit stillem, jovialem Übermut, und wenn ich die Unart nicht rasch genug bemerkte, so markierte sie es mir selbst durch ein Zeichen, ohne jedoch die Aufmerksamkeit auf das Gelesene hintenanzusetzen, indem sie mich, oft herzlich lachend, über romanhaft gewählte Ausdrücke mit launigen Bemerkungen unterbrach. Die Bernstorff mit ihrem Zietengesicht saß als Duenna und Ehrenwache an der anderen Seite des Tisches und strickte ernsthaft eine schauderhaft dicke wollene Socke.

II.

Aus den Revolutionsjahren 1847/48.

Ballenstädt, am 19. Febr. 1847.

Mein lieber alter Junge!

Parturiunt montes etc. Die langerwartete Konstitution in Preußen ist erschienen und liegt vor mir, datiert vom 3. Februar[1]. Dieses neue Geschenk wird als unbefriedigend nicht sonderlich vom Volke begrüßt werden. Es ist zu fürchten, daß die Unruhe und Unzufriedenheit der Zeit

[1] Das Patent vom 3. Februar 1847 berief die Mitglieder der acht Provinzialstände

durch machtlose beratende Stände gesteigert wird, und daß dann später aus solcher Steigerung eine Freiheit sich entwickelt, von der es die Frage ist, ob sie die parlamentarischen Schranken einhalten werde. Wie wenig der König bei seinen guten und glänzenden Eigenschaften geliebt wird, ist wahrhaft betrübend. Viele suchen den Grund in einer gewissen Unordnung, die in den Geschäften eingerissen sein soll, und als deren Ursache geradezu das sanguinische Temperament des Königs angegeben wird, das ihn verleite, zu viel auf einmal anzufangen und dadurch zu verwirren. Sehr schlimm ist es, daß jetzt bei uns ein Proletarierstand sich bildet, der von furchtbarer Bedeutung werden und von unruhigen Köpfen leicht zum Äußersten hingerissen werden kann. Mir ist's manchmal, als stünde die ganze Nation an einem schaudervollen Abgrunde. Am Ende wird es Gott leiten, wie er will; aber schrecklich ist es, wenn eine ganze Gesellschaft wachend und mit offenen Augen an einer jähen Klippe hinfährt und der Kutscher scheint zu schlafen.

23. Febr. 1847. Dein Brief hat mir nun schon seit zwei Tagen ein freundliches Licht in die Seele gegossen. Da will ich meinen angefangenen gleich fortführen, um unsere Korrespondenz wieder in ein taktmäßiges Ein- und Ausatmen zu bringen. Daß Du die Nachricht von der Zusammenberufung der Allgemeinen Stände schon hattest, ist mir unbegreiflich. Man glaubt auch hier, daß, wenn der König die Stände hört, die Stände aber sich als Organ der öffentlichen Meinung bewähren, Deutschland den Kalamitäten entgehen könne, durch die es jetzt bedroht wird. Es ist unglaublich, welchen Wirrwarr in Deutschland falsche und mächtig gewordene Theorien anrichten können, in Deutschland, wo ein Lot Theorie mehr gilt als ein Pfund Erfahrung, während bei allen Nachbarvölkern das umgekehrte Verhältnis stattfindet, namentlich in England. Wir sind so unendlich gelehrt und philosophisch, daß wir vor lauter Kenntnis kein Ding mehr kennen. In Berlin soll man die gemachten Fehler jetzt einsehen und deshalb die Beratung der Stände wünschen. Ach, wenn es doch wahr wäre! Wahrhaft schauerlich ist das tiefe Schweigen, mit welchem das Volk die neue Verfassung hingenommen hat, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Es erinnert an die Stille der Luft vor Gewittern. Seit 1830 sind politische Fehler gemacht worden, Fehler, die z. B. in England gar nicht vorkommen können, weil die öffentliche Stimme, die bei germanischen gebildeten Völkern, was ihr materielles Wohl anbelangt, eine richtige ist, dort eine wirkliche Macht ist. Talleyrand hat einmal das sehr wahre Wort gesprochen: die öffentliche Stimme sei viel klüger als alle Minister in der ganzen Welt. –

Du schreibst über das Wesen der Liebe. Jawohl, sie ist ein echtes Mysterium wie der Wind und der Glaube, von denen man nicht weiß, woher sie kommen, aber ihr Brausen höret man wohl. Da jeder etwas

zum „Vereinigten Landtag" nach Berlin und verlieh diesen „Reichsständen" das Recht der Steuerbewilligung, gewährte aber nicht die Periodizität, d. h. das regelmäßige Zusammentreten des Landtages, sondern nur seine Einberufung nach Bedarf.

anderes liebt, und der eine gerade das, was der andere haßt, so mag sich allerdings schwer etwas Allgemeines darüber sagen lassen. Der Hund liebt den, der Macht über ihn hat, besonders wenn er ihn prügelt, und der Elefant liebt eine höfliche, anständige Behandlung. Der Starke liebt den Schwachen und umgekehrt. Zwei gleiche Potenzen lieben sich nie, sondern sie suchen einander zu vertilgen, wie die homöopathischen Arzneimittel die Krankheit. Das Genie sucht keineswegs das Genie, sondern fühlt sich wohl bei einem still ordnenden Verstande. Der Witzige liebt den Lacher und umgekehrt.

Hauptsächlich lieben sich Männlein und Fräulein. Wenn aber Bulwer sagt: der Mann liebe im Weibe das Geschlecht, das Weib im Manne das Individuum, so weiß ich nicht, welchen Gedanken er mit diesem Ausdruck verfehlt haben mag. Bin ich verliebt, so liebe ich das Geschlecht nur im einzelnen Individuum, und alle übrigen sind mir gerade des Geschlechts halber zuwider. Liebe ich in einer Frau bloß das Individuum, so nenne ich sie Freundin und vergesse das Geschlecht, und ebenso machen es die Weiber auch. Sie verlieben sich in den geistreichen Mann, weil er ein Mann und weil er geistreich ist; so in den Helden, so in den Guten usw. Wer bloß das Geschlecht liebt, ist krank und in einem ganz unnatürlichen Zustande. Das Natürliche ist, daß uns der Reiz des Geschlechtes erst durch den subjektiven persönlichen Reiz, den das Individuum für uns hat, aufgedeckt wird. Wo das geschieht, treten wir mehr oder weniger in jenen Zustand wahnsinniger Verzauberung, den man Liebe nennt. Wie ein Mann ein Weib lieben kann, ohne in sie verliebt zu sein, ist mir schwer begreiflich.

Aber auf diesem Gebiet ist überhaupt vieles nicht zu begreifen. So begreift ein Weib nach Jean Paul niemals, wie ein Mann, den sie hochschätzt, sich verlieben könne, wenn's nicht in sie ist. Sie wird in diesem Falle irre an ihm: „das hätte sie nicht gedacht von einem so herrlichen Mann." Auch das ist unbegreiflich, daß die bis über die Ohren verliebte Welt nie die Liebe tolerieren lernt, und daß ein jeder diesen Wahnsinn, den er doch selbst hat, stets am Anderen verlacht und verdammt, ja nicht müde wird, sich daran zu ärgern und zu verwundern. In diesem Stücke wird die schändlichste und offenbarste Heuchelei getrieben, die nie ein Ende nimmt, obgleich sich niemand durch sie täuschen läßt.

Anderseits: indem jeder nach der Liebe strebt als nach einer Glückseligkeit, schwebt doch jedem das Ideal eines Zustandes vor, in dem weder Freien noch Sich-freien-lassen mehr statthaben wird. Menschen, die Gott besonders begnadigt, können diese selige Neutralität schon hier genießen, wenigstens zeitweilig, nicht als Frucht der Abstumpfung, sondern als Frucht der höchsten Liebe, die in das Herz eingezogen ist und die sich nicht mehr auf die Kreatur bezieht. In dieser Liebe ist alle andere Liebe überwunden, ohne verlorengegangen zu sein. Die gemeinste Liebe ist die geschlechtliche, die viel seltenere und höhere ist die Freundschaft, die allerseltenste und die einzig wirklich beglückende ist die Liebe zu Gott. Könnte

man lieben, was man wollte, so würden am Ende alle Menschen Gott lieben; aber dieses Pferd lenkt sich nicht, wohin man es reiten will.

Couvert. Ich habe in meinem Zimmer eine uralte Schmeißfliege, die ich mit Zuckerwasser füttere. Sie ist ein Greis und kriecht nur wenige Schritte des Tages. Wenn es sehr warm wird, schnurrt sie ein wenig umher. Manchmal liegt sie stundenlang auf dem Rücken und wird für tot gehalten.

*

Ballenstädt, am 23. März 1847. Gestern haben meine Söhne in der Rektorschule ein gutes Examen gemacht, Gerhard sein letztes in Ballenstädt. Er soll nun nach Bernburg. In der vorigen Woche war ich dort, um für ihn ein Unterkommen zu suchen. Er hatte mich gebeten, ihn unterzubringen, wo ich wolle, nur nicht bei einem Fleischer oder bei einem Pastor. Und doch waren dies die beiden einzigen Gelegenheiten, die sich fanden. Ich ging zum Pastor und blieb, ehe ich mit meinem Antrage herausrückte, beinahe zwei Stunden. Etwas beschränkt schien mir freilich der Herr Pastor zu sein, aber sonst gefiel er mir, besonders des einfachen christlichen Glaubens wegen, den er bekannte, und ich schloß in Gottes Namen meinen Handel ab, freilich etwas teuer: 100 Thaler in Gold ohne Bett und Wäsche. Ich denke, Gerhard wird da gut aufgehoben sein, wenn auch beschränkte Leute leicht pedantisch sind und Pedanten leicht zu viel erziehen wollen. Gerhard war anfänglich erschrocken, daß er nun doch gepastort werden würde, tröstete sich aber bald, und daß er wenigstens nicht beim Fleischer wohnen würde, erquickte ihn wieder.

Auf dem Schlosse in Bernburg fand ich, als ich am Morgen nach meiner Ankunft die Bernstorff besuchen wollte, große Betrübnis. Ein paar Augenblicke vorher hatte eine Estafette von Königsbrück die Nachricht gebracht, daß Louise Lasperg[1] gestorben sei. Diese Louise war ein ganz allerliebstes Mädchen von Tilles und Annas Alter und mit beiden, aber ganz besonders mit Tille aufs innigste befreundet. Ich ging zum Tillenkinde hinauf, die ich sehr in Tränen fand, aber aufleuchtend bei meinem Erscheinen. Fast zugleich mit mir trat auch die liebe Herzogin herein, die in ihrem ersten Schmerz um die verlorene Schwestertochter nicht Besseres zu tun wußte, als sich zu diesem guten Kinde zu flüchten, um mit ihr zu weinen und sich an ihrem Mitgefühl zu trösten.

Ich nahm dann Tille mit mir, den Schloßberg hinunter, auf dem Kahn über die Saale weg ins Krumbholz, wo wir uns auf sonniger Bank am Wasser niederließen. Vor uns strömte mit gewaltigem Brausen das Wehr, und gegenüber auf seinem Felsen lag das alte zauberhafte Schloß mit seinen Giebeln, Zinnen und hohen Türmen. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, die Vögel sangen wohlgemut, und unsere Gespräche handelten von einem ewigen Morgen, einem trauten Vaterhause, das

[1] Tochter der mit dem Oberst Frhr. v. Lasperg (gest. 1843) vermählten Prinzeß Marie, die seit 1846 mit dem Grafen Peter Alfred v. Hohenthal auf Königsbrück wieder vermählt war.

uns allen dereinſt ſeine Pforten öffnen wird, die wir uns dahin ſehnen. Tilles Angeſicht war wie das eines Engels. Ihr lieblicher Ausdruck verleugnete ſich auch nicht in dieſem herbſten Schmerze, den ſie in ihrem Leben empfunden. In dieſem jungen Mädchen, das weder ſchön noch geiſtreich iſt, lebt etwas, was ich nicht nennen kann, das aber einen Zauber übt, den alle Menſchen fühlen. Es erinnert nichts an ihr an dieſe Erde, vieles aber an das, was man im Himmel erwartet. Woher ein ſolcher Ausdruck kommt, iſt mir durchaus verborgen. Manche mögen viel fehlerfreier ſein und haben ihn nicht. Faſt möchte ich glauben, ein geiſtreicher Menſch könne ihn gar nicht haben. Es iſt der Ausdruck einer Güte, die von ſich ſelbſt gar keine Ahnung hat; aber das reicht nicht aus, und jeder individuelle Reiz iſt am Ende nur einmal da, nie vorher geweſen und wird nicht wieder ſein. Selbſt bei einer und derſelben Perſon wird er ſich vielleicht wandeln in wenigen Jahren. Der Reiz eines Schneeglöckchens iſt ein anderer als der einer Roſe, aber in ſeiner höchſten Individualität iſt jedes von beiden, wenn es eben aufblüht. Alles Offenbarwerden des Göttlichen in der Natur, welches nur momentan geſchieht, hat gar keinen Namen, und nichts läßt ſich bezeichnen, was das Herz in Anſpruch nimmt. Kommt der Verſtand darüber, ſo iſt's nichts, es ſind Illuſionen, und doch übt es die größte Macht.

Am anderen Morgen überraſchte mich Tille bei meinem Kaffee. Ich ließ ihr einen Butterzopf bringen, und wir frühſtückten miteinander. Unſere Unterredung war von Königsbrück. Dahin ruft ſie das dringende Verlangen des Grafen und der Gräfin Hohenthal wie auch ihr eigenes Herz. Jetzt iſt ſie ſchon dort mit ihrer Mutter, die ſie ſelbſt hinbrachte. Möge Gott ſie bewahren vor allem Übel! — Mittags ſpeiſte ich beim Herzog. Neulich hat ihm Salmuth, der bisweilen kluge Dinge ſpricht, erzählt, ich wolle nach Amerika auswandern, worauf er ſehr erzürnt erwidert hat: Das wäre ganz unmöglich, denn ſo wie die Poſaunen in die Kirche, ſo gehöre ich nach Ballenſtädt.

Anna hat ihr Konfirmationsexamen vor der Gemeinde vortrefflich beſtanden; am 28. wird ſie nun konfirmiert. Am Nachmittage des Examens mußte ſie nach hieſiger Sitte alle ihre Mitkonfirmandinnen bei uns bewirten. Ich ging, um der großen Schar auszuweichen, mit den Jungens und dem Ziegenbock Hippel auf die Gegenſteine. Das zottige Ungeheuer lief neben uns her ganz wie ein Hund. Wir ſpielten dort verſchiedene Spiele, die der Hippel alle mitmachte, und Benno, der mit ihm anbinden wollte, wurde verſchiedene Male in den Sand geſtreckt. Die Natur war unendlich ſchön, und über die prächtigen blauen Berge erhob ſich der Brocken im Sonnenglanz wie ein weißer Zuckerhut.

Von Roller erhielt ich, begleitet von Annas Taufzeugnis, als Antwort auf alle meine Fragen nach ſeiner Frau folgenden Brief:

> O Lieber! Antworten kann ich Dir nicht. Dem Kinde Heil und Frieden! Als es nach der Taufe ſein Seelchen ausröcheln wollte, ſagte ich zu Dir: „Dein Kind ſtirbt.“ — „Nein!“ ſagteſt Du. „Nach einem Zeichen, das ich

habe und das mich nicht täuscht, bleibt es leben".[1] Gott walte allerwege über Dir mit solchen Zeichen!

Seit Jahr und Tag bin ich sehr krank und schmerzhaft. Eine Art Steinschmerzen, mein Arzt Dr. Thierfelder in Meißen. Meine Schwestern grüßen, Christiane grüßt, die Frau ist in der Kirche, Wochenpredigt, ich meist im Bette, kann bloß die Konfirmanden unterrichten, vom Amte getrennt. Anna soll sich das Zeugnis aufheben. Lebe wohl, Lieber, wie drücke ich Euch an mein Herz. Wundre Dich nicht, wenn kein Brief mehr kommt, aber tröste meine Schwestern.

Lausa bei Dresden, am 11. März 1847. Dein D. R.

Deo Gratias!

Ich kann nicht sagen, wie mich dieser Brief bewegte. Er ist mit zitternder Hand, schief und krumm, kaum leserlich geschrieben. Daß er von seiner Frau gar nichts schreibt, als daß sie in der Kirche sei, ist mir bedenklich. Unser armer alter Roller!

28. März 1847. Das war eine Ernte! Auf einmal, in einem Augenblick ein Brief von Dir, von Bertha, von Julius, von Adelheid, von der Bernstorff, von Tille und von der Valentiner. Ich habe nur Deinen erst gelesen, der mir noch mit eingedrückten Schneedächern, sammetnen Bedienten, Bauchweh, Goethe und Schiller den Kopf durchschwirrt. Deine Räsonnements über Gelesenes mag ich besonders gern, weil mir Deine Gedanken stets klar und eigentlich auch die meinigen sind, abgerechnet die religiöse Differenz, die aber doch keine diagonale Entgegensetzung ist, sondern, wenn ich mich trivial ausdrücken soll: Du hast nur mehr Butter auf dem Brot, und ich — äße auch gern fetter.

Was Du über Goethe sagst, ist mir alles aus dem Herzen geschrieben. Ja, wohl hat er manches gesagt, dessen Bedeutung er, wenigstens im Augenblick des Erfindens, schwerlich ahnte. Er unterscheidet sich eben dadurch von Schiller, daß seine Ideen ohne sein Zutun aus ihm heraus geboren werden, so daß er sie wohl selbst manchmal ganz verwundert angestarrt haben mag, während Schiller mehr selbstbewußt macht und drechselt, d. h. schon Vorhandenes formt und komponiert. Goethe reflektiert gar nicht über seine künstlerische Tätigkeit, Schiller aber immer. Schiller hat mehr Gesinnung, mehr Haß und Liebe, weshalb er auch bei den Frauen besser angeschrieben ist, die aufs Herz sehen, für originelles selbständiges Schaffen aber wenig Sinn haben. Goethe ist es überhaupt mehr ums Darstellen zu tun, als um das, was er darstellt; einen Nachttopf und einen Tabernakel behandelt er mit gleicher Liebe. Schiller möchte immer gern etwas recht Erkleckliches darstellen. Das ergötzt an Goethe, daß er das Geringfügigste zu seiner Ehre bringt, und das langweilt an Schiller, daß er immer auf Stelzen geht. Den Weltgeist hatte Goethe gefunden in der Sonne und in jedem Dreck, und von diesem Geiste strotzen seine Worte.

[1] W. v. K. behauptete dies damals im Glauben an eine Gebetserhörung. Zum näheren Verständnis vgl. „Lebensbild" der Mutter, S. 314f.

Ballenstädt, am 21. April 1847. Heute greife ich zur Feder, um die interessanten Materien der Gegenwart mit Dir zu besprechen. Mein Herz ist voll Trauer, denn wir leben in einer bösen Zeit. Ich trage mit mir das Gefühl eines Propheten herum, der in eine schwarze Zukunft blickt. Jetzt haben wir Hungersnot — tun wir noch eine Mißernte, so handelt es sich nicht mehr darum, sondern um eine gewaltsame Umgestaltung aller Verhältnisse. Ich fürchte sehr, daß Deutschland am Vorabend seiner Revolution steht, wie England und Frankreich sie schon überstanden haben. Vom Zusammentritt der Stände in Berlin war noch einiges zu hoffen. Jetzt wohl nichts mehr.

Die Thronrede[1] des Königs wirst Du gelesen haben. Auf eine nachteiligere Weise hätte kaum gesprochen werden können, und dies beklage ich, weil ich Deutschland liebe wie kein anderes Land und den König liebe wie keinen anderen König. Der Erfolg dieser Rede war, daß die ganze Versammlung überkräftig verstimmt war. Es ist unbegreiflich, wie in dieser Rede ein Ton herrschen konnte, der unter den Gebildeten unseres Volkes höheren und niederen Standes längst veraltet ist; wie man eine Konstitution für ein Stück Papier halten kann, welches sich (nicht einmal zwischen Fürst und Volk, sondern) „zwischen Gott und die Nation schiebt"[2]; wie man von den vielen Herren phantasieren kann, welche die Konstitution bringe, im Gegensatz zu dem einen Herrn eines monarchischen Staates. Wahrlich, wenn es in England keinen einigen Gesamtwillen gäbe, so würde es sich unter seinen vielen Herren wohl nicht zu der mächtigsten Nation der Erde aufgeschwungen haben. Wo steht der Thron wohl sicherer und wo ist das Gesetz geachteter und anerkannter als gerade in England?! Unter Freiheit verstehen die Gebildeten heutzutage nichts anderes als garantierte Gesetzlichkeit, und diese Gesetzlichkeit hat sich allerdings in England historisch entwickelt, d. h. durch eine hundertjährige Revolution. Wenn man sich durch die Geschichte belehren ließe, so könnten wir dasselbe hier ganz friedlich haben, aber das nennt man ungeschichtlich und ein Stück Papier. Wäre ich Revolutionär, so würde ich mich über diese Rede freuen, wie das in der Tat viele tun, die das einzige Heil für die gesunkene politische Größe Deutschlands in einer Schilderhebung des Volkes sehen — aber ich weiß, daß die böse Zeit mich an der Seite meines kleinen Herzogs, an den mich die Treue bindet, finden und verschlingen wird.

Meinen Gerhard habe ich nun nach Bernburg gebracht. Mir ist die Trennung von dem guten Jungen außerordentlich schwer geworden, und uns allen ist das Herz noch ganz dick davon. Mein Haus schien mir ganz verödet, als ich zurückkam. Als Hauskind wird der arme Junge nun wohl nie zurückkommen. Ach, daß man nicht mit seinen Kindern beisammen

[1] Bei Eröffnung des Vereinigten Landtages am 11. April.

[2] Wörtlich: „... daß ich nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unseren Herrn Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen."

bleiben kann! Ich hoffe, daß uns Gerhard noch rechte Freude machen soll; er hat es leichter als andere, weil seine Persönlichkeit ihm leicht die Herzen gewinnt. Die jetzige Trennung wird ihn schnell reifen.

24. April 1847. Der Hof ist nun schon über acht Tage zurück. Ich bin von der Herzogin bei ihrer Ankunft sehr reich beschenkt worden, mit einem großen modernen Lehnstuhl, den sie mit ihrer eigenen Hand von oben und unten, hinten und vorne selbst mit Wolle behäkelt hat. Sie hat den ganzen Herbst und Winter daran gearbeitet. So schmeichelhaft mir nun dieses Geschenk ist, so unglücklich bin ich darüber, weil ich in der Welt Gottes nicht weiß, was ich damit anfangen soll. Denke Dir einen mit gestrickter Wolle überzogenen Stuhl, der aussieht wie ein Strumpf, der so groß ist wie eine Wohnung, in dem sich aller Staub festsetzt bis zum Jüngsten Tage. Ich liebe feste, glatte Überzüge und hasse die Wolle, die sich hin und her schiebt und mir rauh und widerlich ist. Überdies brachen gleich die beiden Vorderbeine ab, als ich mich drauffetzte, weil sie so geschweift und gebogen sind, daß sie notwendigerweise brechen mußten, und geleimt können sie gar nicht wieder werden. So muß dieser Stuhl zeitlebens ein Krüppel bleiben oder ich muß ihm für vieles Geld neue Beine machen lassen. Wäre ich in Brasilien, so könnte ich wenigstens hoffen, daß sich die Erde auftäte und ihn verschlänge. Wir haben zwar hier vor acht Tagen auch ein Erdbeben gehabt, aber es kommt bei uns immer nicht zur rechten Perzeption, zum Verschlingen der Fauteuils, und außerdem hat auch niemand dies Erdbeben bemerkt als der Herzog, welcher behauptete, es hätte einen Ruck getan, was aber einen Ruck getan hat, und warum dies ein Erdbeben gewesen, war aus ihm nicht herauszuforschen.

Wir haben ein Wetter gehabt, gegen welches ein Erdbeben ein unschuldiges Lamm ist. Nachdem schon alle Vögel sangen und wir uns bereits im Heidekraut gewälzt hatten, kam am 15. April plötzlich ein teuflisches sibirisches Schneewetter, welches vier Tage dauerte. Der Schnee fiel so hoch, daß alle Gegenstände auf Erden verschwanden und unsere Leute nichts anderes tun konnten als nur immer schaufeln, damit wir nur aus der Haustüre konnten. Die Vögel kamen vor Angst und Hunger in die Häuser, und die Lerchen wichen einem nicht einmal mehr aus, wenn man auf der Straße ging, sodaß man Not hatte, sie nicht zu zertreten. Heute endlich ist der letzte Schnee wieder weggetaut, und es ist auch gleich ganz trocken, weil ein monströser Orkan brav getrocknet, mir freilich auch meine Schornsteine entführt hat.

Die Vegetation ist schauderhaft zurück, und wir werden desto länger auf die Ernte warten müssen, nach der alles schmachtet. Der Roggen kostet jetzt pro Berliner Scheffel 5 Thaler, Kartoffeln, die sonst 8 Groschen kosten, 1 Thaler 16 Groschen, und dafür sind sie noch nicht einmal zu kriegen. In den umliegenden Orten haben schon unruhige Auftritte stattgefunden. In Preußen soll die Mißstimmung wegen der Thronrede grenzenlos sein und Preußen hat immer zu bedenken, daß seine Soldaten zugleich seine Bürger sind, kein getrennter Stand wie in Rußland. Überhaupt ist

Preußen jetzt ein Ungeheuer: ein rein monarchiſcher Staat mit rein demokratiſchen Formen — das kann gar nicht gehen und muß beim erſten Anſtoß fallen. Das Merkwürdigſte iſt, daß der redliche, das Beſte wollende König bis jetzt ſich eingebildet haben ſoll, er habe ſeinem Volke durch das Patent vom 3. Februar die allergrößte Freude gemacht. Erſt als die Deputierten ſich in Berlin verſammelten, ſollen ihm die Augen aufgegangen ſein, und nun iſt eben Alles verſtimmt.

25. April 1847. In Berlin iſt richtig der Teufel losgegangen[1]. Wir wiſſen hier noch nichts Näheres. Beim Abgange der Nachricht war das Militär handgemein mit dem Pöbel, und Kanonen wurden aufgepflanzt. Dem Prinzen von Preußen [ſpäteren Kaiſer Wilhelm I.] wurden die Fenſter eingeworfen. Wenn hier nicht vielleicht bloß die großen Scheiben angelockt haben, ſo möchte dies wohl eine Demonſtration heißen, da der Prinz, ſonſt ſehr beliebt, doch allgemein als Haupthindernis einer freien Verfaſſung gilt. Manchen Verdacht, den ich habe, darf ich hier nicht äußern, doch glaube ich, daß das Ausland dieſen Unruhen nicht ganz fremd iſt. Hoffentlich ſcheitern alle böſen Abſichten an der feſten Haltung der Regierung und an dem ſicheren Takt des allgemeinen Landtages. Es ſind da bedeutende Männer, die nicht das Ihre ſuchen, die dasſelbe wollen, was der König will: ein ſtarkes Vaterland. Vielleicht iſt noch nicht alles verloren. Dieſer König tut ungeheuer viel für die Freiheit des Volkes, nur daß er es von ſeinem perſönlichen Willen abhängig bleiben läßt. Wenn er weniger täte, aber dem Wenigen feſte Garantien gäbe, ſo würde er mehr Dank haben. Kurz vor Eröffnung der Stände ſind große Dinge geſchehen. Namentlich muß man ſich über das Toleranzedikt freuen, wonach jetzt in der Tat jedermann ſeines Glaubens leben kann, wenn er die öffentliche Wohlfahrt und Sicherheit nicht gefährdet. Der Zwang hat aufgehört; es können ſich nun freie Gemeinden bilden, wo und wie ſie wollen. Faſt ebenſo hat man ſich über die nun endlich gewährte Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens gefreut. —

Ich habe jetzt das „Organon“ von Hahnemann[2] geleſen. Mir ſcheint doch, daß Hahnemann irrt, wenn er glaubt, daß die Heilung des Menſchen wie ein Rechenexempel ſei. Meine Meinung geht dahin, daß bei manchen Krankheiten homöopathiſche, bei anderen allopathiſche Mittel anzuwenden ſein und heilen werden, daß alſo das „similia similibus“ als alleiniges Prinzip der geſamten Heilkunſt ebenſo falſch iſt als das „contraria contrariis“. Analog dem geiſtigen Gebiet, wo auch gegen grundloſe Verſtimmungen und Launen Prügel helfen, ein Unglück mit wirklichen, räſonablen Urſachen aber durch Glück und Freude geheilt werden muß. Im Geiſtlichen ebenſo: da wird auch geholfen durch Erkenntnis der Sünde

[1] Am 19. April waren infolge der großen Teuerung Hungerrevolten (der ſogen. Berliner „Kartoffelkrieg“) ausgebrochen, die erſt am 23. durch das Militär unterdrückt wurden.

[2] Samuel Hahnemann (1755—1843), der Begründer der Homöopathie, 1812 Privatdozent in Leipzig, 1821—35 in Köthen, dann in Paris; ſein „Organon der rationellen Heilkunde“ erſchien 1810.

und durch Erkenntnis der Kraft. Das Anschauen fremder Tugend wie fremden Lasters kann beides moralisch ersprießlich sein. Wer bloß durch Liebe regieren will oder bloß durch den Stock, die haben beide unrecht. Es sind nicht alle Fälle in der Welt ganz gleich zu behandeln.

11. Mai 1847. Heute zu Deinem Geburtstage haben wir einen ganz bezaubernden Frühlingstag. Wir haben eben mit den Herrschaften eine Gondelfahrt auf dem Schloßteiche gemacht, am Ufer war Musik von Waldhörnern, ich war Steuermann. Die Herzogin gratulierte mir sehr herzlich zu Deinem Geburtstage. Wir haben freilich nicht einmal einen Kuchen backen mögen wegen der Teuerung, sonst aber doch Dir zu Ehren heute fett gelebt.

*

Ballenstädt, den 10. Juli 1847. An Deinem ausführlichen Briefe habe ich mich sehr gelezt und durchgängig erfreut, da es mir ziemlich einerlei ist, ob wir im Politischen einerlei Meinung sind oder nicht, und da ich überdies auch weiß, daß Du keine feste politische Ansicht hast und daß wahrscheinlich die verschiedenen Nahrungsmittel, die Du zu Dir nimmst, oder zufällige verdrießliche oder erfreuliche bäuerliche Erlebnisse oder auch das Wetter die Guitarre Deiner Seele heute konservativ, morgen liberal stimmen. Über Deine Pfingstfreude, da Du es auch einmal unternommen hattest, Gäste zu laden, haben wir hart gelacht; Du mußt ganz unausstehlich gewesen sein. Bei der Schilderung Deines festlichen Spazierrittes mit Conny [der Vetter Konstantin v. K., Landschaftsmaler in Dorpat], wo Ihr beide hättet draufgehen können und müssen, wenn Euch nicht Euer Schöpfer bewahrt hätte, mußte ich mich nur wundern, daß Gott in seiner Langmut eine so übellaunige Kreatur auch noch bewahrt. Und daß hernach das schöne Wetter Dich wieder froh machte, zeigt an, daß Du eigentlich nicht wie andere Menschen halb Tier, halb Engel, sondern mehr halb Engel, halb Pflanze bist, die vom Wetter abhängt; vom Tiere hast Du nur das Brummen.

In politicis wünsche ich aber doch sehr von Dir nicht mißverstanden zu werden, was jedoch immer der Fall sein wird, solange Du mit der Idee eines konstitutionellen Staates Begriffe verbindest, die nicht darin liegen und die erst von einer modernen Reaktionspartei hineingelegt worden sind. Meine Idee ist theoretisch etwa folgende: Die glücklichste Verfassung und die beste ist die rein monarchische, solange der König der beste ist. Da diese Bedingung aber meistens nicht stattfinden kann, so ist eine Ministerregierung die beste, indem gute Minister immer zu haben sind. Um aber unfähige Minister, die auch immer zu haben sind, vom Ruder abzuhalten, ist es nötig, daß dieselben dem Lande gegenüber verantwortlich sind. Das Land aber, um Pöbelherrschaft abzuhalten, stellt sich am besten in zwei Kammern dem Throne gegenüber, in seinen geborenen und in seinen gewählten Vertretern. So ist die größtmögliche Sicherheit gegeben nach allen Seiten, und geht es dennoch schief, so ist es nicht Schuld der Institutionen.

Du schreibst, Du könntest Dich nicht überzeugen, daß das Recht immer auf seiten der Majorität sei – aber ist es denn auf seiten eines einzelnen Königs, der in der Regel in einer solchen Wolke steckt, daß er das Volk mit seinen wahren Bedürfnissen gar nicht kennen kann? Es handelt sich aber überhaupt weniger um die Majorität, sondern darum, daß das Rechte einen Weg zum Throne findet, daß die Bedürfnisse des Volkes ein Organ gewinnen. Das Rechte aber, in Wissenschaft und Staat, steht, wenn es geboren wird, oft und fast immer vereinsamt da, hat Alles gegen sich und befindet sich in der äußersten Minorität.

Gegen den Zeitgeist kann man mit Erfolg nicht handeln, und wo es scheinbar gelingt, da arbeitet man ihm nur vor. Der Absolutismus der Stuarts in England hat dieses frei gemacht. Louis XIV. hat die Revolution gemacht. Das Verbot des Niemeyerschen Lehrbuches[1] und einige andere retrograde Schritte haben die Lichtfreunde, der heilige Rock in Trier[2] hat die Neukatholiken gemacht. Der Zeitgeist kann ein guter, er kann aber auch ein verkehrter sein, in keinem Falle aber wird man ihm mit Erfolg die Spitze bieten; er muß immer in sich selbst ausschäumen, und noch nie hat ein Schneeball eine Lawine zurückgehalten.

Couvert. Kirschen gibt es dies Jahr in beispielloser Menge, recht um den Kindern Freude zu machen. In meinem Garten steht ein Bäumchen mit Glaskirschen, der ganze Baum ist wie mit Purpur überzogen und übertrifft an Schönheit alle Rosenbüsche, Kirsche bei Kirsche, durchsichtig, jede mit ihrem Glanzpunkt, das sieht prächtig aus. – Der Hippel ist endlich verkauft, und Anna weinte sich die Augen rot, als sein gelber Popo um die Ecke verschwand. Der hiesige Briefträger hat ihn gekauft, der Hippel soll künftig die Koffer der Reisenden von der Post nach den Gasthäusern fahren. Er ist also Postpferd oder doch etwas bei der Königlich Preußischen Post geworden. Ich bin dadurch wie neugeboren. Die Bestie endete damit, daß sie meinen herrlichen Nußbaum, ob er gleich verpalisadiert war, rundherum abschälte. Wenn der Teufel nur auch noch die Hühner holte!

*

Ballenstädt, am 21. Aug. 1847. Herzlichen Dank für Deinen lieben, sanftmütigen und gescheuten Brief. Ich habe mich so an den Gedanken gewöhnt, daß Du mein Bruder bist, daß ich's gar oft vergesse, Gott dafür zu danken. Wenn aber so ein fetter, dankenswerter Brief einläuft, dann tue ich's doch.

Als Dein Brief ankam, war gerade Fritz Krummacher mit seinen beiden

[1] Das 1801 erschienene „Lehrbuch für die oberen Religionsklassen in Gelehrtenschulen" des besonders als Pädagog bewährten rationalistischen Professors der Theologie und Kanzlers der Universität Halle Aug. Herm. Niemeyer (1754—1828) wurde in der von seinem Sohne Herm. Agathon N. (ebenfalls Hallenser Theologe und Direktor der Franckeschen Stiftungen) herausgegebenen 18. Aufl. (1843) von dem Kultusminister Eichhorn verboten.

[2] Bischof Arnoldi von Trier stellte 1844 die Reliquie des heiligen Rockes Christi zur Verehrung aus und gab dadurch den Anstoß zur Entstehung des sich von Rom lossagenden Deutschkatholizismus.

älteſten Töchtern hier auf dem Umzuge nach Berlin[1]. Dein Brief gewährte uns anhaltende Unterhaltung, wenn wir abends auf unſerem Buchenplätzchen ſaßen. Teils regte er Fragen nach livländiſchen Zuſtänden und Perſonen an, teils brachte er uns beide Papas in heftigen Streit wegen der politiſchen Materien, die er erörtert. Der ehemalige Demagoge Fritz iſt nämlich jetzt entſchiedener Royaliſt geworden. In ſeinen Augen iſt der Liberalismus Feindſchaft gegen Gott, aus der Hölle geboren und zur Hölle führend, eine boshafte Flachheit und Erbärmlichkeit, der man mit Zorn entgegentreten muß[2]. Und in der Tat, da ihm geſchichtliche und philoſophiſche Gründe fehlten, ſo blieb ihm auch nichts anderes übrig als der Zorn. Einen beſonders harten Streit hatten wir über das Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, weil er ebenſo wie Du zwiſchen Republik und jener gar keinen Unterſchied finden wollte, als wenn es zwiſchen Schritt und Carrière gar keine Mitte gäbe. Zwiſchen der Verfaſſung von England und Amerika iſt doch wahrhaftig ein Unterſchied. In England, trotz der Freiheit, Königtum, Adel, Kirche konſerviert, nicht als Schattenbilder, ſondern als wirkliche (wenn auch nicht unumſchränkte) Gewalten, durch welche das Übergreifen der Demokratie gehemmt wird. In Amerika iſt die öffentliche Meinung in ihrer ganzen Unmittelbarkeit und Roheit alles, ſo wie in Rußland der Monarch. Ein konſtitutioneller Staat iſt wie ein Schiff, das auch nicht bloß mit dem Winde dahinfliegt wie eine Wolke, ſondern durch das Steuer regiert und durch den Ballaſt gerade gehalten: der Wind iſt die öffentliche Meinung, das Steuer der König mit ſeinen Miniſtern, der Ballaſt der Adel.

Wir haben mit Fritz mehrere hübſche Partien gemacht, ſoweit die drückende Hitze es zuließ. Einen prächtigen Tag brachten wir auf der Selkemühle unter der alten Ruine Anhalt zu. Ich ging frühmorgens mit den Kindern zu Fuß dahin. Da ſetzten wir uns unter eine Brücke in kalten kellerartigen Schatten. Der Bach rauſchte lieblich, und aus dieſem friſchen Aſyl ſah die Hitze recht gut aus, wie ſie weißlich auf den hohen Waldbergen brütete. Ich malte das Selkeufer, und die Mädchen ſangen und wanden Kränze. Gegen Mittag brachte die Bernſtorff Fritz und meine Frau zu Wagen nach. Die Tafel wurde auf der Wieſe gedeckt. Nachher legten wir uns in den Schatten der Erlen und ſchliefen, bis auf Mathilde [Krummacher], welche unter der Brücke blieb und uns mit ſüßen lieblichen Weiſen einſang. Als alle ſich ermuntert hatten und ich zu bequem lag, um auch nur ein Glied zu rühren, kamen meine Frau und Anna und wollten mir aufhelfen, ich riß ſie aber beide über mich hin, ſo daß man mit einem einzigen Stoß uns dreien durchs Herz hätte ſpießen können. Da kam der große Mammut Fritz heran und ſagte: ich will Dir gleich auf die Beine

[1] Krummacher wurde 1847 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin.

[2] Um manchen ſcheinbaren Widerſpruch in W. v. K.s früheren und ſpäteren politiſchen Äußerungen zu verſtehen, iſt zu beachten, daß er ſpäter eine ähnliche Entwickelung wie ſein Schwager durchgemacht hat: bis 1848 war er liberal, unter dem Eindruck der Revolution wurde er konſervativ.

helfen, und damit kniff er mich greulich unter den Arm; in demselben Augenblick lag er aber auch schon, von mir am Knie gefaßt, kopfüber kopfunter über uns, die Bernstorff wollte sich totlachen, und es bedurfte einiger Zeit, ehe dieser Knäuel greulicher Ungetüme sich gehörig wieder entwirren konnte. Am späten Abend hatten wir dann, alle zu Fuß, einen schönen Heimweg bei glänzendem Sternenhimmel.

In mir ist ein großes Interesse für die Sternenwelt erwacht. Die Abende verleben wir fast immer im Garten, der nach der Gluthitze des Tages, wenn die Kühlung aus den Waldschlünden zu uns herausströmt, ein unschätzbares Paradies ist. Da steht dann im Boskett die Lampe, und darunter liegt meine Sternkarte. Ich fixiere nun einen Stern oder eine ganze Gruppe, bestimme sie genau nach Linien und Dreiecken von bekannten Sternbildern aus, gehe dann zur Karte, ziehe dasselbe Dreieck und finde so ganz sicher meinen Stern. Dies macht mir außerordentliches Vergnügen. Fritz lacht mich aus und meint, das wäre nur ein Stückchen Schale der Natur – aber Goethe sagt: „Natur ist weder Kern noch Schale, sie ist alles mit einem Male." Früher sah ich nur ein wildes Gewirre von Funken am Himmel, jetzt ist mir alles bekannt und befreundet. Es ist, als erblicke ich meine Stube; sehe ich nur meinen Schrank, so weiß ich auch gleich, wo der Ofen, das Kanapee usw. stehen, und ich sehe den Schrank in Beziehung zum Ganzen. Das heißt heimisch werden. So blicke ich nun nicht mehr nur zu den kleinen Blumen zu den Füßen, sondern auch aufwärts nach den ewigen Blumen des Firmaments, die da oben glänzen in unverwelklicher Jugend, an denen schon Hiob sein Auge weidete und die er mit Namen kannte.

22. Aug. 1847. Die herzogliche Tafel war mir heute eine wahre Erquickung. Bei dieser großen Hitze, die einen namentlich am Schloßberge fast niederbrannte, erschien der kühle Speisesaal wie ein Paradies. Wir saßen luftig und weit auseinander und tranken herrliche eiskalte Weine, was so erfrischend war, daß ich auf dem Heimwege nichts von der Hitze merkte. Interessant war mir der junge Salmuth, der direkt von Algier kam, wo er den letzten Feldzug mitgemacht hat und auch verwundet worden ist. Er ist ein netter Junge, sanft, tollkühn und grundehrlich. Merkwürdig ist es doch, wie wirklich furchtlose Leute in der Regel so weiche, sanfte Sitten haben, nicht bramarbasieren und friedliebend sind; dagegen, wie die Feigen so häufig hart und despotisch auftreten und sich mit eitlen Prahlereien blähen.

Deinen Royalismus kann ich sehr wohl begreifen, weil Du die Sache nur von der poetischen, nicht von der praktischen Seite ansiehst; aber eben weil ich den poetischen Reiz in der Gesellschaft auch nicht gern entbehren mag, so ist mir ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen einer ständisch gegliederten, konstitutionellen und monarchischen Verfassung und einer alles gleichmachenden Republik. Daß Preußen die ständischen Unterschiede so nivelliert hat, halte ich für ein Unglück.

Deine Nachrichten aus Poll haben mich sehr interessiert. Mein Herz

ist tief eingewurzelt auf diesem entfernten kleinen Fleck der Erde. Die Erinnerungen von da durchwehen mich wie Ahnungen aus einer seligen Präexistenz. Grüße doch Menschen, Haus und Wiesenflur, wie die alten Linden im Garten, deren Blätter alte Geschichten flüstern. Am liebsten hätte ich dort alles verwildert und verwachsen wiedergefunden, der neue schöne Blumengarten war mir nicht angenehm. Nun ist's schon wieder aus, das kleine Gespräch! Leb wohl, Du mein alter, guter Kerl!

*

Ballenstädt, am 18. Nov. 1847. Schon gestern erhielt ich Deinen Brief und wohne nun darin als in den Vorhallen meines Geburtstages. Es sind prächtige kleine Schilderungen, deutliche Bilder aus Eurem Leben, an denen ich mich wieder eine Weile laben kann. Du hast ein wahrhaft plastisches Talent und wirst sehr ernstlich gebeten, mir öfter solche Skizzen zuzuschicken. In der Mitteilung solcher Kleinigkeiten liegt der Hauptreiz aller freundschaftlichen Korrespondenz.

Ach, das schöne Ottenküll[1]! Es ist zwar nur ein Garten, ein Haus und zwei Menschen, aber es ist für mich wie eine homöopathische Potenzierung der Welt. Ottenküll hat für mich einen tiefen zauberischen Reiz, wie eine stille Kammer, wo man des Tages Jammer vergessen und verschlafen kann. Ich würde dort alle Wände voll malen, und zwar den Grund himmelblau und darauf, aneinandergereiht, aber ohne Absätze, lauter Szenen aus Goethes dramatischen Werken, mit warmen sonnigen Farben, so warm glühend, daß Wilhelm im Winter gar nicht zu heizen brauchte.

Doch jetzt möchte ich vor allem kurz auf den theologischen Teil Deines Briefes eingehen, denn Theologica und Philosophica interessieren mich immer am meisten. Für mich hat nichts in der Welt ein so hohes Interesse als alle Fragen des Geistes, die ich daher auch gern nach allen Seiten betrachte. Du wunderst Dich über meinen Widerspruch gegen das moderne Christentum Berliner Art. Ja, lieber Bruder, ich weiß wirklich nicht, ob man jemand einen Christen nennen kann, der bisweilen Gott liebt, für gewöhnlich aber die Welt. Was verstehen wir denn unter Wiedergeburt? Ist sie eine Umwandlung unserer Ansichten oder eine solche unserer Gesinnung? Es steht nirgends geschrieben, daß Gott unseren Kopf verlange, wohl aber unser Herz. Wiedergeburt kann doch nichts anderes heißen als eine Sinnesänderung, die den ganzen Menschen verwandelt in Beziehung auf das, worauf sein Sinn steht; sie verlangt die Umwandlung der ganzen Gesinnung, welche ganz und gar von der Welt absieht und willenlos Gott in die Arme sinkt. Wenn ich nun bei Menschen, die gar nicht ohne Rührung und Tränen von den Gegenständen des Glaubens reden können, Mangel an Wahrhaftigkeit, Liebelosigkeit und Härte, Selbstsucht und eitle Weltfreude finde, so kann ich mich nicht entschließen, sie für bekehrt zu halten, sie haben keine Sinnesänderung erfahren, sie treiben eine Art

[1] Gut des Vetters Wilhelm v. Stackelberg in Estland.

Hurerei mit dem Himmel und leben in einer Selbsttäuschung, die die Welt mit dem Namen Heuchelei brandmarkt.

An einer späteren Stelle Deines Briefes schreibst Du ergreifend von der Gottseligkeit. Gewiß ist eine solche Stimmung herrlich – wenn sie nur nicht immer wieder so rasch ausgeblasen würde! Ich kenne ja jenen Zustand der reinsten Gottseligkeit selbst aus meinem früheren Leben und weiß aus eigener Erfahrung, daß diese Zustände und Stimmungen der Seele immer wechselnd waren wie die Jahreszeiten, nur ein Viertel der Zeit war Frühling, und daß auf jene Höhenstimmung immer wieder gerade wie auf jeden anderen Rausch eine Ernüchterung folgte, die tief unter dem normalen Zustande der Nüchternheit steht. Dabei mag mein melancholisches Temperament eine Rolle spielen, denn gerade das melancholische Temperament als das der innersten Erregbarkeit ist dasjenige, an dem die Religion am sichersten experimentiert. So bleibe ich denn lieber in meiner trockenen Nüchternheit, die zwar keinen Enthusiasmus hat, aber auch keine Enttäuschungen. Wo Gott uns wirklich nahe ist und hilft, da hilft er uns jedesmal durch einen Entschluß. Was wir außerdem für Hilfe halten, scheint mir nur eine vorübergehende Nervenerregung.

So habe ich denn jene Art des Christentums aufgegeben, weil ich es nicht ohne innere Lüge gegen mich und andere festhalten konnte. Aber ich habe es keineswegs so aufgegeben, daß ich öffentlich – etwa wie Wislicenus[1] in Halle – dagegen auftreten könnte, sondern nur für mich, als etwas, was ich subjektiv nicht erfassen, mir nicht aneignen kann, etwas, was für mich zur Zeit nicht existiert. Ich kenne ja auch die Mangelhaftigkeit menschlicher Erkenntnis zu gut, als daß ich es nicht auch für möglich halten könnte, daß ich jetzt nur in der Irre wäre. Ich bin wie einer, der seiner Braut nicht mehr schreibt, weil er keine Antwort erhält und nicht weiß, ob sie treu, untreu oder tot ist, der aber dennoch keine andere heiratet, weil er die Hoffnung nicht aufgibt, die erste könne sich einmal wiederfinden. Ein solcher kann anfangs viel geweint haben, solange er immer noch schrieb; dann aber kann ein Zustand ruhiger Resignation eintreten, bei der er sich wohler fühlt als bei der früheren zweifelhaften unglücklichen Liebe.

22. Nov. 1847. Gestern ist mein Gerhard, den die Bernstorff zu meinem Geburtstage verschrieben, wieder abgefahren. Nach dem Theater[2], wozu uns die Bernstorff die Billetts geschenkt hatte, tranken wir zu Hause noch Tee, und ich spielte dabei mit Gerhard Schach und wurde matt. Es war der erste Sieg, den er erkämpfte und der ihm ungeheure Freude machte. Dann wurde er von der Mutter sorgsam eingepackt und warm verhüllt, und wir begleiteten ihn bei zauberhaftem Mondschein nach der

[1] Gust. Ad. Wislicenus (1803—75), Wortführer der Freien Gemeinden, 1846 infolge eines 1844 in Köthen gehaltenen Vortrags über die Autorität der heil. Schrift seines Amtes als Pfarrer in Halle entsetzt.

[2] „Hoftheater zu Ballenstädt. Direction Martini. Sonntag 21. Nov. Zum ersten Male: Die Carlsschüler. Schauspiel in 4 Akten von Laube." [Anhalt. Staatsarchiv]

Poſt, mit der er gegen Mitternacht abrollte mit rollenden Tränen. Jetzt ſitzt er wieder in ſeiner Schule. Ach ſo ein armer Kerl! Wie muß das Herz, das Beſte, was der Menſch hat, erſt abgenutzt und abgeſtumpft werden, ehe ein Menſch das Leben ertragen lernt! — Neulich war die Präſentation unſerer Anna bei der Herzogin, welche uns zum Kaffee eingeladen hatte. Sie empfing Anna und uns beide ſehr freundlich, ſchenkte mir einen ſchönen Kupferſtich und zeigte uns die neuen Münchener „Fliegenden Blätter", die ganz entſetzlich witzig ſind und die Zwerchfelle tüchtig erſchüttern.

25. Nov. 1847. Vorgeſtern iſt der Herzog von Cöthen geſtorben. Da ſeine Ehe kinderlos war, erhebt ſich nun die Frage, wie Deſſau und wir die Erbſchaft teilen werden. Komiſcherweiſe iſt der Herzog noch zwei Tage vor ſeinem Tode preußiſcher General der Infanterie geworden, womit der König ihn erheitern wollte. Als er die Nachricht bekam, iſt er aufgeſtanden und zweimal durchs Zimmer geſchwankt, ſeine alten Infanteriſtenbeine zu probieren, mit ſichtlicher Freude. Dann aber hat er geſagt: „Warum denn das jetzt noch?", hat ſich wieder hingelegt und fortgefahren zu ſterben.

Ballenſtädt, am 9. Januar 1848. In der Neujahrsnacht ſaßen wir alle zuſammen unter dem ſtrahlenden Weihnachtsbaum und laſen das herrliche Lied von Paul Gerhardt: „Nun laßt uns gehn und treten mit Singen und mit Beten." Dann ward in köſtlichem Punſch auf alles Gute und Erwünſchte getrunken, und auch auf Euer Wohl klangen die Gläſer hell und lieblich. Als wir die Sprüche zogen, bekam ich: „Ich habe dein Gebet gehört und deine Tränen geſehen", und alle hatten Worte gezogen, die ihnen wohltaten. Sehr behaglich waren die vorhergehenden Tage, ich freute mich, all die Meinigen zuſammen zu haben. Wir ſaßen in einer Stube beieinander und zeichneten Neujahrswünſche, Julchen und Bertha hatten ihre Handarbeit, Gerhard und Adolph ſpielten eifrig Schach. So verlebten wir die gemütlichſten Stunden, die ſich denken laſſen. Abends kam dieſer oder jener, oder wir waren auch ausgebeten. Waren wir des Abends unter uns, ſo las ich aus dem Don Quixote vor, welcher beſonders für meine Frau, die Bernſtorff und mich ein wahres Freſſen iſt, die wir ohne Ende über ihn lachen können. Es iſt doch auch eines der ſchönſten Bücher, das geſchrieben worden iſt.

Jetzt leſen wir die Nibelungen. Für die Herzogin iſt dieſe Lektüre nicht. Sie iſt eine vortreffliche Frau, aber dem Gebiete des Schönen verſchloſſen. Sollte es nicht beſſer ſein, wenn ſie etwas weniger vortrefflich, aber für das Schöne zugänglicher wäre? Doch habe ich ſie herzlich lieb und leſe ihr gerne vor. Ich habe ſie lieb, weil ſie ſo außerordentlich ehrlich iſt. Wenn der ehrliche Menſch überhaupt ſchon eine Seltenheit iſt, ſo iſt er in ſo hoher Stellung eine noch viel größere. Dieſe Ehrlichkeit hat aber den Nachteil, daß ſie alle anderen Menſchen für ebenſo ehrlich und daher die falſchen Schmeichler für ihre größten Freunde, die offenen und

ehrlichen Leute aber leicht für mißwollende hält. Ihr die Augen darüber zu öffnen, ist unmöglich.

23. Jan. 1848. Soeben erhalte ich einen Brief von Roller mit Gerhards Taufzeugnis, das zur Konfirmation nötig war. Roller schreibt nur wenige Worte, aber ganz in seiner Art. Zum Beispiel „Dem Gerhard, welchem das Testimonium gilt, zuvor meine Hand. Er soll versprechen, ein Knecht Christi zu werden oder nichts." Wie starr hierarchisch ist doch dieser Satz, und wie kann eine Kirche, welche dem Menschen das Vermögen, ein Versprechen zu halten, abspricht, ein solches von ihm fordern! Wir sollten nichts versprechen bei der Konfirmation, sondern nur bekennen. Weiter schreibt Roller: „Ob unseres Gottes und Heilandes Hand wird einen gewaltigen Eingriff tun oder sich die Teufeleien in der Welt selbst aufreiben sollen, ist ungewiß. Die Magdeburger[1]! Denke die Ochsen! — Den edlen Vater Gerhard bitte ich monatlich einmal vor Gott zu grüßen." Diesen mir aufgetragenen Gruß will ich hiermit ein für allemal bestellt haben. Auch Rollers Frau hat heimlich einen Zettel für mich beigelegt mit der Bitte, ein paar Ölbilder, die im „Museum" hängen, zu restaurieren, um Roller damit zu überraschen. Du wirst die Bilder wohl kennen. Es ist Rollers Vater als vierjähriges Kind in roter Husarenuniform, und sein Oncle, der Arzt, der in Ägypten gestorben ist. Bisweilen habe ich das dringende Verlangen, Roller, den alten Freund, zu besuchen und wiederzusehen, doch sind mir seine völlig verknöcherten Ansichten auch wieder ein Hindernis, nahe mit ihm zu verkehren. Man kann mit ihm nur noch wie mit einem Wahnwitzigen umgehen, dem man alle Torheiten zugibt, damit er nur fröhlich bleibt und guter Dinge.

Es ist merkwürdig, wie grundverschieden unsere Zeit angesehen wird. Roller sieht sie an als eine teuflische, als die schlechteste, die je dagewesen ist, mit völliger Blindheit gegen alles Gute, das in ihr liegt. Er hat bloß den einzigen Maßstab der alten protestantischen Kirchlichkeit. Diejenigen, die bloß den entgegengesetzten Maßstab kennen, halten sie für einen wahren Sonntag. Ich sehe ein, daß es die humanste Zeit ist, welche Deutschland gehabt hat, und bin auch geneigt, sie für die bei weitem sittlichste zu halten. Dennoch glaube ich, daß wir an dem Vorabende irgendeines großen Endes stehen, weil alle früheren Zustände und alle früheren leitenden Ideen entweder schon aufgelöst sind oder doch sich in der Auflösung befinden. Was danach kommen wird, weiß ich nicht, glaube aber, daß die Katastrophe eine sehr üble sein wird. In dieser inneren Auflösung und Umgestaltung, in welcher wir uns befinden, empfinde ich eine künstlerische und poetische Dürre, die mir ganz unerträglich ist.] Die Zeit ist gut in vielen Beziehungen, aber sie ist nicht schön. Zu einer schönen Zeit gehört durchaus Einstimmigkeit des ganzen Volkes in allen großen Ideen, wie es bei uns war zur Zeit der Freiheitskriege; da hatten wir diese Harmonie und dies Einstimmige mit durchaus positivem Charakter. Die Katastrophe, die ich

[1] bezieht sich wohl darauf, daß Magdeburg ein Mittelpunkt der „Lichtfreunde" war.

herankommen ſehe, werden innere Erſchütterungen und ein blutiger Krieg ſein, und in der darauffolgenden Periode wird, wenn ich weisſagen darf, Deutſchland unter einem Hut ſtehen, und das Volk wird eine Rolle ſpielen wie in England — oder aber Deutſchland wird wie Polen geſtrichen ſein aus dem Buche der Lebendigen.

4. März 1848. Was, was iſt nicht alles geſchehen, ſeitdem dieſer Brief tot in der Mappe lag — Ungeheures! In Sizilien, in Neapel, Sardinien, in ganz Italien — endlich in Frankreich[1]! Ob für Frankreich dieſe Umwandlung ein Glück iſt, muß ſich erſt zeigen. Für Deutſchland iſt ſie es gewiß. Freilich werden wir Krieg bekommen, aber das ſchadet nicht ſo ſehr, ſondern wird uns fördern in unſerem einheitlichen Nationalleben. Nun hoffe ich doch noch, daß es gut werden wird. Alle unſere Zeitungen predigen jetzt Ruhe, Einigkeit und Vernunft, der Bundestag in ſeiner Proklamation an das Volk auch, und wenn wir nur jetzt ruhig bleiben, werden wir friedlich und geſetzlich alles erringen, was wir vernünftigerweiſe wünſchen können.

6. März 1848 abends. Soeben läuft hier die Nachricht von der Cölniſchen[2] Revolution ein und macht alle meine Hoffnungen zu Waſſer. Dies Ereignis iſt fürchterlich und unberechenbar in ſeinen Folgen. Nun wird es wohl ſo werden, wie ich früher immer fürchtete, denn es iſt nicht wohl zu denken, daß dieſe Bewegung ſich auf Cöln beſchränken ſollte. Wie das Volk durch alle dieſe Nachrichten aufgeregt wird, auch bei uns hier, iſt unglaublich. Es iſt, als wenn jeder Zündkraut auf dem Kopfe hätte und nur die Lunte erwarte. Die Zeit wird ſchwer werden.

*

Ballenſtädt, am 18. März 1848. Anfangs dieſes Monats ließ ich einen Brief an Dich abgehen, den Du vielleicht nicht erhalten haſt, weil er Nachrichten enthielt, die man möglicherweiſe bei Euch noch eine Weile zurückzuhalten ſuchen konnte. Seit jener Zeit iſt ein Sturm der Ereigniſſe über Deutſchland gefahren, daß mir der Kopf ſchwindelt und meine Seele voll Unruhe iſt. Es iſt eine dunkle Zeit, und obgleich ich ſie vorausgeſehen und vorausgeſagt habe, ſo hätte ich doch ihren Einbruch jetzt ſchon noch keineswegs erwartet. Ich kann Dir nicht ſagen, lieber Bruder, wie ſchwarz ich in die Zukunft blicke. Jetzt werden die Konzeſſionen gemacht, jetzt, im

[1] Durch die Pariſer Februarrevolution wurde am 24. der Thron Ludwig Philipps geſtürzt und Frankreich wiederum zur Republik. Dieſes Ereignis löſte in faſt ganz Europa ſtarke revolutionäre Bewegungen aus. In Italien war ſchon vorher der Kampf gegen den Abſolutismus aufgeflammt, verbunden mit der nationalen Erhebung gegen Öſterreich. Schon im Januar brach in Sizilien die offene Revolution aus mit dem Ziele der Loslöſung von Neapel und einer eigenen Verfaſſung; Neapel ſelbſt erhielt am 10. Februar eine Verfaſſung. König Karl Albert von Sardinien gab am 8. Februar eine konſtitutionelle Verfaſſung, ebenſo Großherzog Leopold II. von Toskana. Auch Papſt Pius IX. traf liberale Maßregeln, denen am 14. März eine Verfaſſung für den Kirchenſtaat folgte. Nach der Februarrevolution erhoben ſich Mailand und Venedig gegen Öſterreich, und König Karl Albert ſtellte ſich gegen dieſes an die Spitze der Nation.

[2] Am 3. März 1848 ereigneten ſich in Köln am Rhein Krawalle, die aus der Ferne wohl als „Revolution" angeſehen werden mochten.

ungünstigsten Augenblick, und früher, da es Zeit war, hielt man sie zurück. Das Ende wird kein übles sein, ein einiges Deutschland, aber ich schaudere, wenn ich denke, was noch alles geschehen muß, bis es dahin kommt. Alles, alles konnte vermieden werden, wenn man diesen goldenen dreißigjährigen Frieden anders nützte; ja noch vor Jahresfrist hatte es unsere Fürsten in der Hand, sich das verlorene Vertrauen zurückzuerwerben.

Ob nun noch etwas zu retten ist? Ich weiß es nicht. Das Mißtrauen ist so groß, daß man keinem Versprechen mehr traut, wenn es nicht augenblicklich erfüllt wird. Es sind so viele Konzessionen gemacht worden, die gar nicht gehalten werden können. Ei, so wollte ich doch lieber den Tod gefunden haben an den Stufen meines Thrones, als mir ein Versprechen abnötigen lassen, das ich nicht halten kann! Doch bleibt nichts anderes übrig: jeder gescheute und brave Mensch muß sich jetzt eng den Regierungen anschließen und die Autoritäten im Lande stützen, so viel als möglich, damit wir keiner Pöbelherrschaft und Barbarei anheimfallen. Ein Glück, daß die Unruhen eher losbrachen, als sie reif waren. Wäre die französische Revolution zwei Jahre später erfolgt, so wäre Deutschland wahrscheinlich in wilder Anarchie aufgekocht. Jetzt wird die Sache noch einigermaßen zu beschwichtigen sein, hoffe ich. Überall ist Aufruhr, selbst in Wien sollen ernste Bewegungen vorgekommen und Fürst Metternich geflohen sein; in Berlin, in Magdeburg schlägt man sich, aber es fehlen noch nähere Nachrichten.

20. März 1848. Scheußliche Nachrichten sind heute morgen hier eingetroffen durch Briefe und mündliche Berichte von allen Seiten. In Berlin soll es fürchterlich hergehen, und Gott weiß, ob in diesem Augenblick der König noch auf seinem Throne sitzt. Während großer Aufregung in Berlin, nachdem schon seit mehreren Tagen ernstliche Reibungen zwischen Pöbel und Militär stattgefunden hatten, war der König doch durch nichts zu bewegen gewesen, Konzessionen zu machen; da endlich rang ihm eine Deputation die Hauptbewilligung, die Konstitution, ab. Als nun die Deputation so guten Bericht brachte, brach ein ungeheurer Jubel aus, und das Volk stürzte nach dem Schlosse, um dem König ein Vivat zu bringen. Das am Schlosse aufgestellte Militär hielt dies aber für einen Angriff und feuerte[1]. Da entflammte eine fürchterliche Wut; die Bürger, bis dahin beflissen, die Ruhe zu erhalten, rissen ihre weißen Binden vom Arme und machten gemeinschaftliche Sache mit dem Pöbel, die Dächer wurden abgedeckt und das Militär mit einem Steinhagel von oben begrüßt, kochendes Wasser, Meubles und aller Teufel zu den Fenstern herausgestürzt, die Kasernen angezündet, und als der letzte Potsdamer Bahnzug abging, lagen die Leichen wie Heringe übereinander. Soweit die Gerüchte; ich kann kaum die Zeitung erwarten, die erst um 4 Uhr

[1] Diese Angabe entspricht nicht den Tatsachen. Aus den Reihen der Truppen fielen rein durch Zufall zwei Schüsse, die jedoch niemand verletzten. Trotzdem gaben sie der erregten und gegen das Militär aufgebrachten Menge die Losung zum Kampf und zur Errichtung von Barrikaden.

kommt. Bei uns herrscht die größte Aufregung, und ich bin schon den ganzen Morgen umhergelaufen und habe mit dem Bürgermeister eine lange Unterredung gehabt, damit wir uns so schnell wie möglich als Bürgerwehr bewaffnen, um gegen mögliche Angriffe des Pöbels uns zu schützen.

Abends 11 Uhr. Soeben komme ich aus einer Gesellschaft. Während wir sorgenvoll uns von den Berliner Ereignissen unterhielten, langte ein Brief an, vom Berliner Bahnhof mit Bleistift geschrieben, datiert von gestern abend. Alles war dort voll Freude gewesen[1], die ganze Stadt illuminiert, man umarmte sich auf den Straßen, ein Jubel ohnegleichen. Diese Stimmung ging augenblicklich auf uns über, es wurde Punsch gemacht, ganz feine Zigarren serviert, und es folgte auf einen schrecklichen Tag ein sehr fröhlicher Abend. Zum ersten Male klangen die Gläser in einem deutschen Vaterlande, denn dieses hat der König nun proklamiert — nebst Freizügigkeit aller deutschen Stämme, einer allgemeinen deutschen Verfassung, einem allgemeinen deutschen Heere mit der alten Reichsfahne. Das einzige, was mich dabei bekümmert, ist das gebrochene Herz des Königs, aber ich hoffe, Gott werde es heilen und ihm Freudigkeit geben, den Enthusiasmus des Volkes zu teilen.

21. März 1848. Ich habe heute nacht fast kein Auge zugetan und mich wie im Fieber herumgewälzt. Ich bin in einer merkwürdigen Gemütsverfassung. Meine heißesten politischen Wünsche könnte ich als erfüllt ansehen. Das deutsche Vaterland, von dem wir sangen von Kindheit auf, obgleich es ein bloßes Utopien war, erscheint nun. Ich freue mich auch darüber, ich freue mich sehr. Aber meine Freude ist keine reine, und ich bin fast ebenso besorgt und traurig, als ich fröhlich und vergnügt bin. Ich bin wie einer, der ein wunderschönes Landgut gekauft, es aber zu hoch bezahlt hat. Wir haben viel gewonnen, aber die Autoritäten haben einen Knacks erhalten, von dem sie sich schwer erholen werden, und das ist die zu teure Zahlung. Ach, hätte der König, was er gegeben hat, aus eigener freier Überzeugung gegeben, dann wäre Deutschland politisch wiedergeboren! Jetzt ist es immer noch ein fragliches Ding, was aus uns werden will und ob der Sturm im Volke sich auch wirklich legt. Jedenfalls fehlt uns nun der Fürst, der der Mann des Volkes wäre und sich kühn an die Spitze der Nation stellen könnte.

Erfreulich ist es, daß das Militär sich so über alles Erwarten gut und ehrenhaft gehalten hat. Kein Mann ist zum Volke übergegangen, und sie haben sich geschlagen wie die Löwen. In dem Augenblick, wo sie mit ungeheuren Opfern siegten, erließ der König mit gebrochenem Herzen eine rührende Bitte an das Volk[2], eine Bitte, die man kaum ohne Tränen lesen kann, nun aufzuhören und zur Ruhe zurückzukehren, auch um der tiefbekümmerten Königin willen, die schwer erkrankt darniederliege. Da ward

[1] über den Abzug der Truppen und die Versprechen des Königs.
[2] die Proklamation „An meine lieben Berliner" vom 19. März.

es ganz still, die Truppen, die nicht zur Garnison gehörten, verließen[1] alle Berlin, die Bürger bezogen mit der Garde gemeinschaftlich die Wachen, und die ganze Stadt verklärte sich in einer großen Illumination. Oh, was könnte dies für ein Frühling werden, wenn der König den neuen Weg mit voller Überzeugung und recht getrosten Herzens ginge!

Ich habe diese Nacht mit geladenem Gewehr geschlafen und erwarte jetzt stündlich die Aufforderung, mich in die Reihen der Bürgerwehr zu stellen. In Jedermann regt sich ein kriegerischer Geist, vielleicht ist dies die Ahnung einer rasch herannahenden kriegerischen Zeit. Jetzt muß bei uns geschehen, nicht was berechnet ist, sondern was ein innerer Lebensdrang fordert, und, in diesem Augenblicke angegriffen, glaube ich, würde Deutschland alle Feinde aus dem Felde schlagen."

22. März 1848. Die Freude über das bis jetzt erworbene Gute wird mir immer mehr und mehr durch den Gedanken getrübt, daß wir durch Revolution dazu gelangt sind. Ich habe eine tiefe Traurigkeit in meiner Seele, und vor meinen Augen steht ein entsetzliches Bild, die Leichenhügel Berlins. Vor meinen Ohren tönen die schauderhaften Flüche, die gegen den König ausgestoßen wurden und noch immer werden. Es ist eine so schmerzliche und gewaltige Aufregung in mir, daß ich nicht schlafen kann, daher ich mich gestern recht freute, als ich zur Nachtwache kommandiert wurde. Wir waren in der Wachtstube auf dem Rathause 16 Mann und patrouillierten die ganze Nacht von 10 bis 3 Uhr durch die Stadt und um die Stadt herum. Obgleich ich gestern nachmittag zu Fuß in Meisdorf gewesen war, auch Kopfschmerzen und tüchtige Kreuzschmerzen hatte, so waren mir bei dieser Aufregung die nächtlichen Gänge doch eine wahre Wohltat. Die ganze Sache war eigentlich mehr zum Lachen, z. B. den alten Alvensleben unter dieser nächtlichen Wachtmannschaft zu erblicken, war unbezahlbar. Wir waren vier Edelleute und zwölf Bürger, unter diesen Kaufleute, Schneider und Schuster, auch ein Jude. In der Wachtstube wurde geraucht, Punsch und Bier getrunken, und Alvensleben hatte es übernommen, durch Erzählungen aus seinem Kriegsleben die ganze Gesellschaft zu unterhalten. Er war mein Nebenmann, und wenn wir die Wachtstube verließen und unsere Runde machten, mußten wir herzlich lachen über das Sonderbare der ganzen Situation. Übrigens muß ich sagen, daß unsere Bürger, die alle in Uniform und bis an die Zähne bewaffnet waren, sich allerliebst benahmen und gegen uns so rücksichtsvoll und artig, so dienstfertig und bescheiden waren, als wenn alles noch beim Alten wäre.

Heute nachmittag versammeln wir uns auf dem Rathause, um eine Communalgarde zu bilden zum Schutze unseres Ortes. Ich bin sehr neugierig, was da herauskommen wird. Für jemand, der in einem ruhigen Lande lebt, muß das alles sehr komisch erscheinen. Ich komme mir ganz

[1] Die Frage der Verantwortung für den Befehl zum Abmarsch der Truppen ist verwickelter, als K. annimmt; jedenfalls trifft diese aber letzten Endes den König.

wie toll vor, daß ich jetzt immer nach dem Rathause laufe, öffentlich rede und ſtreite und in der Nacht mit Alvensleben Patrouille gehe. Aber in dieſem Augenblicke muß jeder zugreifen, wo er nutzen kann.

25. März 1848. Ach, alter Junge, wenn Du Dir nur denken könnteſt, wie ſonderbar mir zumute iſt. Meine Träume ſind Wahrheit geworden, und mein Wachen iſt ein Traum. Wenn ich morgens aufwache, atme ich frei auf und danke Gott, daß alles ein Traum geweſen, bis ich mich beſinne, daß der Traum doch Wirklichkeit iſt. Deutſchland kommt mir vor wie eine Seifenblaſe, die jeden Augenblick zerplatzen kann. Von jeher habe ich nichts mehr gefürchtet als eine Revolution, die ich im Geiſte ſicher kommen ſah und die mich nun mit gewaltigem Wellenſchlag umflutet. Alle und jede Autorität iſt aufgehoben, und ein jeder gilt nur, inſofern er geliebt und populär iſt. Die mannigfaltig geſtörte öffentliche Ordnung beſteht nur noch durch alte Gewohnheit und durch den Reſpekt, den die Bürgergarden einflößen. Dieſer Reſpekt iſt nicht größer als eine Erbſe, aber doch beſſer als gar keiner. Wie ein Wahnſinniger erſcheint der König von Preußen, der in Berlin herumzieht mit der alten Reichsfahne und ſich als Protektor von Deutſchland erklärt[1], und doch iſt dies eine Komödie, aus der ein Ernſt werden kann; es iſt der einzige Weg, den der König einſchlagen konnte, und wächſt die Liebe zu ihm wie ſeit einigen Tagen, ſo wird er ein Fürſt ſo mächtig wie die Hohenſtaufen, wenn auch ohne jenen Nimbus, den er früher hatte und der vom Abſolutismus ausſtrahlte. Dieſer König, der vom Volke nie geliebt wurde, fängt jetzt an ein kleiner Abgott zu werden, und auch ich liebe ihn herzlich wegen der Schmach, die er geduldet hat, und ginge durchs Feuer für ihn.

Couvert. Meine Kinder ſind ganz glückſelig und vergnügt, wie Kinder es immer ſind in Zeiten, die den Alten das Herz brechen. Alle Jungens wollen nun Soldaten werden, da iſt keine Rettung mehr. Gerhard ſchreibt aus Bernburg: die Lehrer am Gymnaſium vergäßen jetzt immer Arbeiten aufzugeben, das wäre wohl das ſicherſte Zeichen einer höchſt bedeutungsvollen Zeit.

*

Ballenſtädt, am 26. März 1848. Es bewegte mich tief, Deine Worte zu leſen, die alle noch von ehemals ſind, geſchrieben in der alten guten Zeit des Friedens. Über Deinen Standpunkt hätte ich mich ungeheuer gefreut, wenn — wenn es nicht jetzt ziemlich einerlei wäre, auf welchem Standpunkt man ſteht. Geſinnungstüchtige Leute können ihre Zeit ſehr fördern, ſolange ſie in den geſetzlichen Schranken bleibt; iſt aber die Revolution da, dann hört alles auf, man wird von dem Strome mitgeriſſen und ſucht nach Halt, wo man ihn findet.

[1] Um die Aufmerkſamkeit des Volkes von den innerpreußiſchen auf die deutſchen Angelegenheiten abzulenken, hatte Friedrich Wilhelm IV. am 21. März, von Prinzen, Miniſtern, Generalen und Bürgern begleitet und mit den deutſchen Farben geſchmückt, einen Umritt in Berlin unternommen, bei dem er überall vom Volke ſtürmiſch begrüßt worden war.

Bei uns hier sieht es schlimm aus. Es war gestern eine ungeheure Aufregung unter der Bürgerschaft, weil gerade die lokalen Forderungen[1] nicht bewilligt waren. Als ich am Abend in sehr gedrückter Stimmung aus dem Club nach Hause ging, kam mir ein Mann im Sturmschritt entgegen, packte und umfaßte mich mit beiden Armen, küßte mich und rief: Victoria! Nun erkannte ich den Juden Sieskind, der hier der Agitator ist, aber mein Freund, weil ich noch vor der Pariser Revolution Gelegenheit hatte, ihn mir zu verpflichten, und die Juden sind sehr dankbar. Nun riß er mich zurück in den Club, wo er allerlei vorlesen wollte: eine eben per Estafette angelangte Proklamation des Herzogs und einen Brief an das Justizamt mit der Gewährung der speziellen Wünsche hiesiger Bürgerschaft. So lief ich denn mit zurück, und der Club brachte dem Herzog ein dreimaliges Lebehoch!

Als ich fortging, sah ich, daß einige Häuser illuminiert wurden. In einer halben Stunde war die ganze Stadt illuminiert. Die Bürger durchzogen die Straßen mit lauten Lebehochs, und auch die Jungens hatten sich zusammengerottet, rannten umher und brachten dem Herzog ein Vivat nach dem andern. Die ganze Bevölkerung war auf der Straße, bald zog ein Musikcorps heran, und es wurde bis Mitternacht randalt. Mir war ein Stein vom Herzen, ich sah hier vorderhand alles für durchgemacht an.

Heute ist nun alles wieder umgekippt. Die Briefe, die gestern verlesen wurden, waren von der Regierung ausgegangen und in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt; heute ist erst das Schreiben an den Magistrat bekannt geworden, das von der Kammer ausgeht und vorderhand die Bitten zurückweisen soll. Soeben ist eine Deputation, Sieskind an der Spitze, an den Herzog nach Bernburg abgegangen, und hier herrscht nun wieder die größte Unzufriedenheit. Es ist ein Elend mit diesen wechselnden Stimmungen.

27. März 1848. Als ich gestern abend im Club war, um Neuigkeiten zu holen, trat ein Bürger herein mit den Worten: Die Stadt ist in der größten Gärung, wir können in dieser Nacht Exzesse erleben, man will Ottos Haus demolieren, daher müssen wir alle Wacht halten, unser Versammlungsplatz ist „Stadt Bernburg". Ich holte erst noch Bertha ab, die bei Salmuths war. Hier fand ich eine große Damengesellschaft in der schrecklichsten Spannung und Angst, da durch Dienstboten die bevorstehende Gefahr schon bekanntgeworden war. Da sie mich aber frisch und lustig sahen, und ich ihnen sagte, wir würden 60 Mann hoch Wache halten, beruhigten sie sich. Ich brachte nun Bertha nach Hause, nahm meine Flinte

[1] Der Herzog hatte am 13. März versprochen, alle berechtigten Forderungen zu erfüllen, auch eine neue Städteordnung mit Stadtverordnetenwahlen und die Errichtung einer Bürgerwehr genehmigt. Am 21. erfolgte die Aufhebung der Zensur und am 26. neben anderen Konzessionen das Versprechen einer Volksvertretung und Verfassung. Zu den nichtbewilligten Forderungen gehörten die Abgabe von billigem Pachtacker aus den Domänen, die Gleichstellung der Juden usw.

über und ging nach „Stadt Bernburg". Vereinzeltes Gesindel, welches wir überall antrafen, wich uns scheu aus. Um 3 Uhr ging ich zu Bett, aber schon um 6 Uhr weckten mich die Kanonen vom Ziegenberge. Nun wußte ich, die Deputation sei mit guter Nachricht zurück. Um 7 Uhr zog das Schützencorps mit klingendem Spiel und mit der deutschen Fahne bei mir vorbei, um dem Bürgermeister ein Ständchen zu bringen. Sieskind trat bei mir ein und erzählte mir, die Deputierten seien vom Conferenzrat äußerst freundlich empfangen worden, und der Wald sei der Stadt zurückgegeben. Die ganze Stadt war nun zufriedengestellt.

Schon um 8 Uhr kam Piper[1] zu mir und schüttete einen Sack schlimmer Nachrichten in meinen Schoß. Ich begleitete ihn nach seinem Hause. Da fuhr ein Wagen vor, und die Gouvernante aus Meisdorf erschien und überbrachte Piper alle Juwelen, Gold und Silberzeug des Asseburgschen Hauses in verschiedenen großen Koffern, die wir gleich unter die Betten versteckten. In der Nacht waren nämlich 500 Bauern ins Schloß gerückt, hatten alle Zimmer besetzt und mit dem Grafen die ganze Nacht verhandelt, ihm auch mehrere Bewilligungen abgepreßt und in Aussicht gestellt, sie würden die nächste Nacht wiederkommen. Das ist das Allerfürchterlichste, wenn erst die Bauern anfangen. Der Graf war nun fort, wahrscheinlich um Husaren zu holen. Die Gräfin ist entschlossen, die nächste Nacht ruhig allein abzuwarten; ihre Kinder hat sie hierher geschickt.

Heute nachmittag mußte ich schon um 2 Uhr an die Reitbahn, wohin 650 Bürger bestellt waren, um die Bürgergarde zu organisieren und die Offiziere zu wählen. Das dauerte bis gegen 8 Uhr. Mir erzeigte die erste wie auch die zweite Compagnie die Ehre, mich zu ihrem Hauptmann zu wählen. Aber die Wahl in der zweiten nahm ich nicht an, weil ich nicht zu ihr gehörte und in meiner bleiben wollte, und in meiner Compagnie nahm ich es auch nicht an, weil bei uns lauter gebildete Leute sind und es da einerlei ist, wer kommandiert. Nächst mir hatte der Oberbereiter Brehm die meisten Stimmen, und so wurde er Hauptmann und ich Gemeiner. Gefreut habe ich „mir" aber doch sehr über das Vertrauen meiner Compagnie und noch mehr über das der zweiten, die aus lauter gemeinen Leuten besteht, die ich gar nicht kenne. Es war eine merkwürdige Versammlung. Welch ein Unterschied gegen sonst! Wie wich sonst alles zurück vor uns vornehmen Hofleuten! Gestern galt nur noch die Persönlichkeit.

Als es aus war, eilte ich in den Club und erhielt hier noch einige leidlich gute politische Nachrichten. Der Hofprediger[2] übergab mir ein Lied, welches er für die Bürgergarde gedichtet hat, lauter Versicherungen der Treue und Liebe gegen Herzog und Herzogin enthaltend. Die Frage, die ich mir innerlich stellte: „Wie lange wird man dieses Lied noch singen, wie lange wird noch die Rede sein von Treue und Liebe gegen das höchste Glied, da alle Mittelglieder gefallen sind?" erschütterte mich im tiefsten Inneren. Was ist aus meinem schönen Vaterlande geworden! — Bei

[1] Hofrat Piper, der Leibarzt des Herzogs.
[2] Fr. Hoffmann (1796—1874), später Oberhofprediger und Konsistorialrat.

meiner Frau fand ich eine Gesellschaft unserer vornehmsten Frauen, deren Männer jetzt in Bernburg sind; sie warteten auf mich, um Nachrichten zu bekommen und etwas getröstet zu werden. Auf dem Markt blieb die Bürgerschaft zusammen mit Fackeln, sie sangen das neue Herzogslied und andere patriotische Lieder, und die Stadt wimmelte von Bauern, welche die Neugierde herbeigelockt hatte. 32 Mann von uns patrouillierten und erhielten die Ordnung.

29. März 1848. Bei uns gärt es in den untersten Klassen. Die Leute sagen, die Vornehmen müssen doch etwas gekriegt haben, weil sie sich so freuten und illuminierten, sie aber hätten nichts gekriegt und wollten nun auch etwas haben — etwa Acker. Das schönste Frühlingswetter begünstigt den Rumor. Acht Tage Landregen würde sehr ersprießlich sein. Mir bangt vor dem Landtage in Berlin, und doch muß ich wünschen, daß er zustande kommt, damit die neue Ordnung der Dinge auf gesetzlichem Wege herbeigeführt werde. Die schönste Frucht, auf revolutionärem Boden gereift, ist Gift und keinen Pfifferling wert. Das Erwünschteste wäre jetzt Krieg, einerlei mit wem, und vorderhand auch einerlei, mit welchem Erfolg, damit die Staatsmuskeln sich nur etwas wieder anspannten. Eine so plötzliche Erschlaffung aller Staatskräfte hätte ich gar nicht für möglich gehalten. Die Wetter steigen immer dunkler am Horizonte auf. Nur die Kinder sind glücklich, dieses künftige Geschlecht, weil alles Neue sie anzieht, aber sie wissen es nicht, welche traurige Erbschaft sie von ihren Eltern antreten können. Ich sehe meine kleine Schar mit der tiefsten Wehmut an.

31. März 1848. Morgen soll nun der Hof zurückkommen, ob er aber kommt, darüber schwebt ein Geheimnis. In Bernburg sind die Herrschaften sicherer. Wir exerzieren jetzt täglich in der Reitbahn oder auf dem Platze vor derselben und machen in Masse schon mancherlei Bewegungen, daß es eine Lust ist. In Quedlinburg stehen 3000 Bürger unter Waffen und haben erklärt, daß sie bereit seien, augenblicklich herzukommen, wenn wir ihrer Hilfe bedürfen sollten. Alles bewaffnet sich, und alle Ortschaften schließen Schutz- und Trutzbündnisse untereinander. Auch die Dörfer fangen schon an zu waffnen. Das ist die beste Art, sich vor Anarchie und Aufruhr zu schützen, denn jeder Gewaffnete steht unter Kommando und sieht sich als eine obrigkeitliche Person an.

Die Hühner machen ein solches Geschrei, daß ich kaum schreiben kann, weil ihnen die warme Sommerluft so wohltuend um den Hintern weht. Ach, die Natur ist so lieblich, und in der Menschen Herzen sieht es dabei so böse aus. Lebe wohl, geliebter Bruder! Schreibe mir doch jetzt öfter, man braucht Freude in der bösen Zeit.

*

Ballenstädt, am 22. April 1848. Dir, lieber Gerhard, scheint auch wie mir die Unruhe der Zeit in den Händen zu liegen, und ich muß gestehen, hätte ich nicht zu erzählen und sollte ich meine Briefe nur aus meinen Gedanken herausspinnen, so würde ich jetzt auch erlahmen. Im Grunde habe

ich zu nichts anderem Luſt, als meine Flinte auf den Rücken zu nehmen und auszurücken. Es geht vielen ſo, und es gießt ſich nach und nach in wachſenden Strömen ein kriegeriſcher Geiſt über die ganze Bevölkerung aus. Neulich hatten wir hier ein kleines improviſiertes Maneuver, was mir viel Vergnügen machte. Ich habe bei dieſer Gelegenheit ½ Pfund Pulver verſchoſſen und war durch meine lebhafte Phantaſie ganz und gar in eine wirkliche Affäre verſetzt. Du würdeſt gewiß ſchwitzen wie ein Braten, wenn Du dieſe Spiele mitſpielen ſollteſt, und mir geht es auch ſo, doch ſind mir dieſe Motionen bis jetzt immer noch ganz gut bekommen.

Geſtern erlebte ich einen ganz eigenartigen Abend. Unſer Kommandeur hatte ſich von der Regierung eine Inſtruktion erbeten und zur Antwort bekommen: er möchte ſich vom Bataillon eine machen laſſen und ſie dann zur Genehmigung einſchicken. Dazu kamen denn geſtern alle Offiziere zuſammen und überdem von jeder Compagnie ein Unteroffizier und ein Gemeiner. Ich war von meiner Compagnie dafür gewählt. Da ich weiß, wie es bei ſolchen Verſammlungen herzugehen pflegt, arbeitete ich zu Hauſe eine Inſtruktion aus, um der Verſammlung doch etwas Beſtimmtes vorlegen zu können. Hätte ich das nicht getan, ſo hätten wir keinen einzigen Paragraphen zuſtande gebracht. Wenn ich einen Paragraphen vorgeleſen hatte, ſo war in der Regel alles dagegen, weil ſie falſch verſtanden und nicht recht gehört hatten; einige ungebildete Leute ſchrien und brüllten dann durcheinander, und ich mußte oft 10 Minuten warten, bis es mir gelang, mit meiner Verteidigung zu Worte zu kommen. Unterſtützt wurde ich glücklicherweiſe von drei Advokaten, von denen der eine eine Stimme hat wie ein Auerochſe, und ſo brachte ich denn endlich alle meine Paragraphen mit wenigen nachteiligen Modifikationen zur Annahme. Von einer ſolchen Geſellſchaft haſt Du gar keinen Begriff, das Schreien und Toben, das Ver- und Entwirren dauerte von 6 bis 9 Uhr abends, und ich habe nur meine Geduld dabei bewundert. In einer ſolchen Kommiſſion der Geſcheuteſte zu ſein, ohne doch dabei die Eigenſchaft einer Autoritätsperſon zu haben, iſt ein wahres Unglück.

3. Mai 1848. Vor einiger Zeit ſtand in der „Magdeburger Zeitung" ein frecher Artikel von einem gewiſſen Dulon, Prediger zu Magdeburg. Derſelbe entwirft im Herrſcherton eine Art Verfaſſung für Preußen, in welcher dem Könige ſo wenig Raum gegönnt iſt, daß die Monarchie von ſelbſt in kurzer Zeit zur Republik umſchlagen müßte. Da fühlte ich mich denn gedrungen, eine gründliche Widerlegung anzufertigen und ſetzte meinen Namen darunter, weil ich gegen einen Namen ſchrieb, glaubte aber nicht, daß man den Artikel aufnehmen würde, wegen der Volksgunſt, in der Dulon ſteht. Zwei Tage darauf prangte er aber doch mit meinem Namen in der Zeitung. Für die Ballenſtädter war dies eine große Überraſchung.

Übrigens ſind wir noch nicht über den Berg, wie Du zu glauben ſcheinſt. Die Zeit iſt trübe und dumpf und brütet gewiß noch ein Gewitter aus. Die Wühlereien in den unteren Volksklaſſen von ſeiten der Radikalen ſind noch im beſten Zuge. Ihnen zu ſteuern ſind die Regierungen kaum

imſtande, da ſie ja im erſten Schrecken alle Gewalt aus den Händen gegeben haben, und die etwa noch vorhandenen Mittel kräftig zu benutzen, dazu fehlt die Energie. Deutſchland iſt in dieſem Augenblicke ſo zerſplittert wie jemals, und wenn nicht irgendein Gewaltmenſch die Kraft hat durchzugreifen, ſo wird das Volk auf der Frankfurter Tagung ſich ſchwerlich einigen. Die Verfaſſung kann nur Einer geben, und zwar nur Einer, in welchem phyſiſche Kräfte und moraliſche Gewalt ſich einen. Wenn aber neunhundert ſie machen wollen, ſo wird ohne Gottes Wunder nichts Beſonderes dabei herauskommen.

13. Mai 1848. Bei der Bernburger Wahl[1] des Deputierten für Frankfurt iſt der Kammerrat Zachariä gewählt worden, und jedenfalls hat man an ihm keine ſchlechte Wahl getan. Ich habe auch einige Stimmen erhalten, was mir lieber iſt, als wenn man mich wirklich hingeſchickt hätte. Denn ich verſpreche mir von der Frankfurter Verſammlung nichts, ich fürchte im Gegenteil, daß ſie irgendein klägliches Ende nehmen wird. —

Wir machen jetzt des öfteren in größerer Geſellſchaft Partien in den Wald. Gewöhnlich bilden wir den Stamm, an den ſich einige Frauen und junge Mädchen und Herren hängen; bisweilen ſchließen ſich auch noch andere Familien an, neulich ſogar der Herzog, der ſo vergnügt unter uns war, wie ich ihn faſt noch nie geſehen habe. Unſer ganzer Geſellſchaftskreis zeichnet ſich jetzt durch einen wirklich feinen und natürlichen Ton aus; beſonders iſt es eine Luſt, die jungen Leute beiderlei Geſchlechts mit einander verkehren zu ſehen, wie bei aller großen, oft ausgelaſſenen Fröhlichkeit ein richtiger Takt ſie nie verläßt. Bei den jungen Mädchen keine Spur von Prüderie und Ziererei und bei den Herren der ritterlichſte, fröhlichſte Frauendienſt. Früher war hier ein unangenehmer gezierter Ton. Es iſt niemand anders als die Herzogin, der wir die Beſſerung danken müſſen; ſie hat Ehrlichkeit in die Umgangsformen gebracht und durch ihr natürliches Weſen die altfränkiſche Ziererei gebrochen.

*

Ballenſtädt, am 1. Juli 1848. Dein Brief war vortrefflich, voller Ingrimm und Liebe. Ich glaube jetzt ſelbſt, daß Du einen doppelten Menſchen in Dir trägſt, d. h. ich glaube, Du haſt zwei Seelen, welche wie die berühmten beiden Siameſen zuſammengewachſen ſind. Bei Deinem Tode wird die eine in Form von Kohlenſäure entweichen, die andere, die liebende Seele, aber wird in den Himmel kommen. Daß Dir Deutſchland vorkommt wie ein fauler Apfel, an dem bloß die Kerne noch gelten, oder auch wie eine Woche ohne Sonntag, daran erkenne ich Deinen guten Verſtand. Ich habe dieſe vortrefflichen Bilder in goldenen Rahmen gefaßt und im Audienzzimmer meines Gehirnes aufgehängt. Unſere politiſchen Ausſichten ſind in der Tat hoffnungslos. Zwar hat der faule Apfel noch

[1] Die Wahl erfolgte am 8. Mai in der vom Geh. Regierungsrat v. Krosigk geleiteten feierlichen Eröffnungsverſammlung des konſtituierenden Landtages, der den Ballenſtedter Abgeordneten Juſtizrat Hempel zu ſeinem Präſidenten wählte und ſich am 10. Mai bis 3. Juli vertagte.

Fahnenweihe der Ballenstädter Bürgerwehr.

„Ich bin schon den ganzen Morgen umhergelaufen und habe mit dem Bürgermeister eine lange Unterredung gehabt, damit wir uns so schnell als möglich als Bürgerwehr bewaffnen, um gegen mögliche Angriffe des Pöbels uns zu schützen." 20. März 1848.

Der Sohn Gerhard.

Bleistiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Wie lieb ich diesen Jungen gehabt, weiß nur Gott. Freundschaft mit einem Sohne ist die höchste Steigerung der Vaterfreude. Das Verhältnis, welches sich mit dem Ältesten gestaltet und seine Wurzeln schon in der frühesten Kindheit hatte, war ein Unicum." 4. Juli 1865.

viele gesunde Stellen, aber den Gesetzen der Natur nach fressen nie die gesunden Stellen um sich, sondern immer die faulen.

Du bedauerst, daß wir keinen großen Mann haben. Ich bedaure es auch recht sehr, besonders daß deren keiner auf einem Throne sitzt. Im Volke stecken gewiß immer ihrer etliche, aber sie können nur durch scheußliche Ereignisse von der Masse entbunden werden, was ich wiederum nicht wünsche. Die Nationalversammlung in Frankfurt kämpft einen fürchterlichen Kampf.

Du frägst, ob ich glaube, daß Deutschland zur Einheit gelange, und willst damit sagen, daß Du es nimmermehr glaubst. Ich glaube aber, daß wir die Ruhe nicht eher wieder haben werden, als bis diese Einheit vollbracht ist. Eine Einheit, wie Frankreich und Rußland sie haben, können wir allerdings fürs erste nicht bekommen, aber eine Einheit, die besser ist, als die des alten deutschen Reiches war, wäre allerdings möglich. Daß das Volk bei uns politisch unreif ist, darin hast Du recht, aber ebenso unreif haben sich die Fürsten gezeigt, sonst hätten wir die ganze Katastrophe nicht erlebt. Trotz dieser Unreife auf der einen Seite und der Fäulnis aller Verhältnisse auf der andern muß man sich aber doch wundern, daß die Sachen bis jetzt noch so gegangen sind. Unreifer als die Franzosen haben sich die Deutschen jedenfalls nicht gezeigt, sie haben es nur mit viel schwierigeren Verhältnissen zu tun gehabt – die deutsche Aufgabe ist eine bei weitem größere.

2. Juli 1848. Neulich besuchte ich mit dem Hofrat Piper die höchst interessante Papiermühle eines Herrn Keferstein in Ermsleben. Der alte Keferstein hat ein Gesicht zwischen Zeiselbär und wilder Katze, haarige Hände, eine Figur wie ein Würfel und eine Schürze um den Leib. Dieser alte Eisenfresser empfing uns mit Französisch, und wir bedienten ihn in dieser Sprache, ohne eine Miene zu verziehen. Er setzte uns Wein vor, und dabei wurde die Unterhaltung im allersündhaftesten Französisch ganz ernsthaft fortgeführt, bis endlich Piper mit deutschen Flüchen in ein lautes Lachen ausbrach. Die Sache war dadurch so lächerlich, daß wir beide Keferstein eigentlich nur von Ansehen kannten, ihn auch gar nicht besuchen wollten, sondern nur gekommen waren, um seine Mühle zu sehen. Diese letztere ist sehr interessant. Es ist eine Maschine durch die ganze Länge eines großen Saales aufgestellt. Am oberen Ende wirft man die Lumpen hinein, und am unteren Ende wickelt sich Papier ohne Ende ganz fertig, trocken und geglättet um eine Walze auf. Diese Verfehrung hat ihn 85000 Thaler gekostet.

7. Juli 1848. Hilft Du denn das „Volksblatt für Stadt und Land"[1] noch? Gleich nach den Berliner Unruhen gab es Tippelskirch ab, weil er die Unhaltbarkeit seiner politischen Ansichten für Deutschland nun wohl

[1] Diese seit 1844 in Halle erscheinende Wochenschrift christlich-konservativer Richtung wurde 1848 von dem später zur kath. Kirche konvertierten Publizisten Franz v. Florencourt (1813—86), seit 1849 von Philipp v. Nathusius herausgegeben. 1879 ging aus ihr die „Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland" hervor.

erkannte, und jetzt redigiert es Florencourt. Dieser ist ein viel besserer Politiker und hat die durchaus richtige Ansicht, leider hat er sich aber durch die Ausschweifungen der Gegenwart zu sehr erbittern lassen und wird durch diese Bitterkeit im Widerspruche zu weit getrieben. Er sieht sehr schwarz, und allerdings, wenn sich die Folgen politischer Ereignisse berechnen ließen wie ein mathematisches Exempel, so hätte er alle Ursache dazu. Sehr vieles aber, was auch in der Zeit liegt, sehen wir gar nicht, und doch gehört es mit zu den Wurzeln, die den künftigen Baum treiben. Gewöhnlich kommen die Begebenheiten anders, als sie sich den Konsequenzmachern im Horoskop darstellen.

9. Aug. 1848. Wenn Du glaubst, daß ich gar nicht mehr male, so irrst Du Dich. Ich habe im Gegenteil gerade seit den Unruhen ziemlich viel zustande gebracht und auch gegenwärtig recht viel zu tun – ich schreibe und spreche aber nicht gerne von meinen Malereien, weil ich nie zufrieden mit meinen Arbeiten bin.

Wenn es in der politischen Welt im allgemeinen recht trübe aussieht, so speziell hier bei uns ganz gut. Die Dessauer Vereinigungsgelüste[1] sind entschieden zurückgeschlagen worden. Wundersicherweise ist die Mehrheit unserer Deputierten für den Anschluß an Dessau gewesen, das Volk aber hat auf den Galerien einen solchen Sturm erhoben, daß man den Antrag, nachdem schon abgestimmt gewesen, hat zurücknehmen müssen. So wenig ist die wahre Volksmeinung in den Deputierten vertreten. Die Ballenstädter haben, vereint mit mehreren anderen Bürgerschaften, neulich dem Herzoge einen Riesenfackelzug in Alexisbad gebracht. Der Herzog ist dabei so gerührt gewesen, daß er geweint hat.

Sonst, in Preußen und im übrigen Deutschland sieht es aber gar jämmerlich aus. Dem Adel, der Geistlichkeit, der Wissenschaft, den Genies wird der Krieg erklärt – Dorfschulmeister dominieren, sie sind jetzt der gefeierte Stand. Zwischen Militär und Civil ist ein greulicher Spalt entstanden; ich begreife nicht, wie diese Wunde wieder heilen soll. Es ist ein böser Geist über uns ausgeschüttet, die drei Froschgeister in der Offenbarung, welche Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bedeuten.

Gestern machte Gerhard auf der Altenburg Feuerwerk. Zuletzt kam ein ungeheuer dicker Sprühteufel, welcher der Reichsverweser oder Reichsverfaulen hieß. Großen Effekt hatte man sich von ihm versprochen; er war aber zu alt und trocken geworden und zerplatzte mit einem großen Knall.

*

Ballenstädt, 27. Sept. 1848. Bei uns hat sich unendlich viel verschlimmert, seit ich Dir nicht geschrieben habe; die Stimmung des Volkes ist schlechter geworden, und Personen, von denen ich es in meinem Leben nicht gedacht hätte, Leute, mit denen ich ihrer unbedingt absolutistischen Ansichten wegen oft in Streit geriet, lassen sich jetzt zu Pöbelschmeicheleien herab und treten gegen Adel, Fürsten und Militär in die Schranken. In

[1] Der Führer der Demokraten v. Mey (Rechtsanwalt in Bernburg) hatte im Landtage einen Antrag auf Einigung Anhalts unter einer gemeinsamen Verfassung gestellt.

solchen Zeiten tut man einen tiefen Blick in die Herzen der Menschen – da sondert sich der wahre Adel von Gottes Gnaden vom Plebs.

Vor einigen Tagen, nach dem Armeebefehl des General Wrangel und seiner Rede an die Bürgerwehr, schöpfte ich wieder Mut; jetzt aber nach dem Auftreten des Ministeriums Pfuel[1] ist man kaum mehr zum Mutschöpfen berechtigt. Man fängt wieder an zu vermitteln und wird vielleicht noch einmal den Sturm beschwören, zugleich versäumt man aber auch den einzigen glücklichen Moment, der Schlange den Kopf zu zertreten. In welcher Blüte stand Preußen! Noch nie, so lange es Geschichte gibt, hat man von einem Staate gehört, der solche Höhe erreichte. Ein durchaus humanes Gouvernement; der intelligenteste Beamtenstand, der je existiert hat; ein großes, schlagfertiges Heer, so tapfer und durch und durch ehrenfest, daß es trotz aller Perfidie der Zeit noch als unversehrt anzusehen ist; die besten Schulen in Deutschland; Handel und Industrie in nie gesehenem Aufschwung; ein Staatskredit ohnegleichen usw. – aber an der Spitze ein schwatzendes, geistreiches, untätiges Kind! Jetzt, noch jetzt könnte er retten, wenn er der Mann darnach wäre, aber er ist eben kein Mann und sieht es mit an, wie auswärtige Wühler sein ganzes Volk demoralisieren.

11. Oct. 1848. In Wien steht die Revolution in voller Blüte. Die Stadt soll in Blut schwimmen. Den Kriegsminister haben sie aufgehängt, Wessenberg[2] soll erschlagen sein, das Militär ist aus der Stadt getrieben, der Kaiser nach Tirol geflüchtet und der Reichstag permanent. Wird man dieses Aufstandes nicht Meister, so geht der Sturm über ganz Deutschland. Wir haben dieses Mal den Geburtstag unserer Herzogin mit dem Gefühl gefeiert, daß es der letzte sei. Wer von uns kann wissen, ob er nicht übers Jahr, ja über vier Wochen an irgendeiner Laterne hängt! Es ist mir eine Beruhigung, daß Du jetzt mit den Deinigen in Rußland geborgen lebst.

22. Oct. 1848. Seit einigen Tagen[3] wird unser Bernburger Landtag von den Demokraten förmlich terrorisiert, und wir stehen schon jetzt unter

[1] General v. Pfuel war September bis Oktober 1848 preußischer Ministerpräsident der Revolution gegenüber unzulänglich und bald entgegenkommend.

[2] Der Ministerpräsident Frhr. v. Wessenberg, Bruder des bekannten Theologen, wurde von den Mördern des Kriegsministers Latour ebenfalls bedroht.

[3] Zum Verständnis des ganzen Zusammenhangs:

Nachdem durch herzogliches Patent vom 24. Juli 1848 an die Stelle des bis dahin die Regierungsgeschäfte leitenden Geheimen Conferenzrates ein Staatsministerium getreten war, mit dessen Leitung der Regierungsrat v. K.sten beauftragt wurde, begann der am 31. Juli zusammentretende Landtag die Beratung des von der Linken als reaktionäre betitulierten Verfassungsentwurfs. Im Verlaufe der Beratung steigerte sich der Gegensatz zwischen Landtag und Ministerium zum offenen Konflikte, indem der Landtag am 13. Oktober sich für permanent erklärte und den Behörden verbot, Befehle vom Ministerium anzunehmen. Infolgedessen wurde v. Kersten mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, in das er den Abgeordneten Zacharia und den Führer der Radikalen v. Wiet aufnahm. Am 1. November hatte der Landtag die abgeänderte Verfassung fertiggestellt. Da man erwartete, daß deren Sanktionierung, wie das eben in Dessau geschehen war, durch Sturmpetitionen vom Herzog erzwungen werden würde, begab sich der Hof am 2. November auf preußisches Gebiet nach Quedlinburg. An Stelle des zurückgetretenen v. Kersten ernannte der Herzog am 3. November den

einem Knüttelregiment. Das Ministerium ist infolge ungesetzlicher Gewaltschritte des von der radikalen Minorität eingeschüchterten Landtages aufgelöst, und für den Augenblick gibt es im Lande eigentlich keine gesetzliche Autorität mehr. Mit bitterem Schmerze gehe ich heute mittag auf das Schloß. Meiner Meinung nach haben wir völlig verspielt, und der ganze Hof ist nur noch ein Kartenhaus, das ein Windstoß fällen kann. Bekommen wir nicht bald die Zusicherung der Reichsgewalt, daß sie vermitteln will, so bleibt meiner Meinung nach dem Herzoge nichts anderes übrig als zu abdizieren. Es ist ein tiefer, schneidender Schmerz für mich, dieses schöne Land, das ich so geliebt habe, rettungslos von Buben zerstören zu sehen. Ich bin jetzt während dieser scheußlichen Entwicklung in einer fieberhaften Aufregung. Seit acht Tagen tue ich nichts als umherlaufen und von einer Stunde zur andern auf die sich drängenden Begebenheiten warten. Hier habe ich so recht in die Schwäche und unverantwortlichen Fehler der Regierung geschaut. Wenn es überall so ist, so ist es kein Wunder, wenn in ganz Deutschland die Monarchie verloren geht. Es ist wie ein Kampf der Lämmer gegen die Wölfe; man gibt das Schwert aus der Hand, um sich damit erschlagen zu lassen.

Im Pipers Wohnung, am 2. Nov. 1848. Ich schreibe an Pipers Schreibtisch, weil ich jeden Augenblick erwarten muß, daß meine Papiere versiegelt werden und ich in Untersuchung komme. Es ist mir hier unmöglich, noch alles zu erzählen, was seit dem 22. Oct. vorgekommen ist — nur summarisch: Da aus Frankfurt keine Hilfe, ja nicht einmal eine Antwort auf verschiedene Briefe erfolgte, so beschäftigte man sich hier am Hofe ganz ernstlich mit der Idee der Abdankung. Darauf arbeitete auch ich nach Kräften hin und suchte namentlich dahin zu wirken, daß das Land

konservativen Geheimrat v. Krosigk zum interimistischen Minister. Der Landtag verlangte nun die Abdankung des Herzogs wegen Regierungsunfähigkeit und beschloß, dem Herzog von Dessau die Regentschaft über Bernburg zu übertragen. Daraufhin trat die Rechte (mit ihr der Präsident Justizrat Hempel) aus dem Landtage aus und führte dadurch dessen Beschlußunfähigkeit herbei.

Am 10. November traf aus Frankfurt der Reichskommissar v. Ammon ein, der bis zum 26. Januar in Bernburg blieb, ohne daß ihm die Beilegung des Konflikts gelang, wenn auch seine Anwesenheit zur Beruhigung beitrug.

Der Umschwung der Lage, die freilich immer noch unsicher blieb, ist wohl wesentlich auf die Wirkung des Sieges der Reaktion in Preußen unter dem Ministerium Brandenburg zurückzuführen. Nachdem der Hof am 11. November nach Wallenstedt zurückgekehrt war, löste der Herzog den Landtag auf und gab er am 14. Dezember von sich aus eine Verfassung, deren Rechtmäßigkeit von der Linken zwar bekämpft wurde, die aber in Kraft geblieben ist, bis sie 1859 durch die (mit Dessau gemeinsame) neue landständische Verfassung ersetzt wurde [s. S. 240 u. 278].

Nachdem im Januar 1849 das Ministerium Krosigk (mit dem Justizrat Hempel als zweiten Minister) definitiv eingesetzt war, entstanden nochmals Unruhen, die in dem blutigen Krawall in Bernburg am 16. März [s. S. 139 ff.] gipfelten. Nach v. Krosigks Tod (11. Dezember 1850) war Hempel leitender Minister, bis er im April 1853 durch den aus Preußen berufenen, schon seit 1851 dem Ministerium angehörenden v. Schapell ersetzt wurde [s. S. 186 ff.].

Vgl. H. Wäschke [Direktor des Anhaltischen Staatsarchivs]: Anhaltische Geschichte (1913), Bd. III.

nicht an Dessau abgetreten, sondern der Reichsgewalt zur Disposition gestellt würde. Die Herzogin schwankte hin und her, bald war sie willig, bald schien es ihr wieder ein Verbrechen, der Landeshoheit zu entsagen. Indessen mußte es doch geschehen, weil gar keine ordentliche Gewalt im Lande existierte, das alte Ministerium aufgelöst war, dem neuen wieder die Sanktion des Herzogs fehlte und die Übergriffe des Landtages sich von Tag zu Tage häuften.

Schließlich schien meine Idee der Abtretung an die Reichsgewalt bei der Herzogin die Oberhand zu gewinnen, denn ich bekam am 29. Oct. den heimlichen Auftrag, für die Herzogin einen Brief an den Reichsverweser aufzusetzen mit der Abdankung. Das war für mich eine schmerzliche Arbeit, und die Hand würde mir versagt haben, wenn ich auch nur noch die geringste Hoffnung gehabt hätte. Die Herzogin war mit meinem Briefe sehr zufrieden und schrieb ihn ab, um ihn dann als ihre eigene Arbeit zweien der ehemaligen Minister, von denen sie sich noch beraten läßt, vorzulegen. Diese waren ebenfalls damit einverstanden, und der Brief sollte abgehen. Da erzählte mir die Bernstorff, die Herzogin habe wieder Reue empfunden, sei von der Abdikation abgestanden und habe einen Herrn nach Frankfurt geschickt, der nochmals persönlich um einen Reichskommissar bitten solle. Ich sagte der Bernstorff alles voraus, was später erfolgte, und konnte mich nicht halten, sondern ging fort.

Gestern morgen stürzte Cramer bei mir herein mit der Nachricht, es würde heute nachmittag eine Deputation des Landtages kommen, um den Herzog zur Unterschrift der Verfassung zu bewegen, die erst vorgestern abend fertig geworden war, mit einer Civilliste von 65000 Thaler und anderen Ungehörigkeiten. Ich setzte mich gleich hin und schrieb der Bernstorff, sie solle der Herzogin raten, augenblicklich einen Brief mit der Abdankung nach Quedlinburg auf die Post zu senden, um den Herren sagen zu können, sie müßten sich nun wegen der Sanktion ihrer Verfassung nach Frankfurt wenden. Ich fügte noch mehrere Vorsichtsmaßregeln bei und schickte Bertha mit dem Briefe aufs Schloß.

Diese kam bald mit dem Bescheid zurück, die Herzogin wäre mit der Bernstorff ausgefahren, man wisse nicht wohin. Ich schöpfte sogleich Verdacht, und bald erhielt ich auch von der Bernstorff ein paar Zeilen mit der Anzeige, sie hätten sich mit dem Herzoge nach Quedlinburg begeben. Ehe ein paar Stunden um waren, durchlief die Nachricht auch schon die ganze Stadt. Das Militär besetzte das Schloß, die Bürgerwehr durchzog compagnieweise die Stadt, welches Vergnügen ich bis 11 Uhr nachts teilte. Heute hören wir nun, daß der Herzog in Quedlinburg sehr geehrt und gefeiert worden ist, die Kürassiere haben ihm ein Hurra gebracht.

Wie sich nun hier die Dinge gestalten werden, weiß ich noch nicht. Schierstedt[1], der Führer der Demokraten, hetzt auf mich, Cramer und

[1] v. Schierstedt, preußischer Leutnant a. D., Schwager des Abgeordneten v. Meyn. In einer öffentlichen Erklärung vom 25. Oktober behauptet er die „Existenz einer Abschlittspartei in Ballenstädt".

Kutteroff als die Anstifter der Flucht; auf der anderen Seite sollen aber Vielen die Augen aufgehen, da sie nun sehen, wohin Schierstedt sie geführt hat. Vom Landtage ist ein Geschworenengericht eingesetzt, welches hier die Untersuchung gegen uns führen soll, doch werde ich mich nicht stellen. Es ist eine heillose Unordnung. Ich befinde mich wie im Fieber. Cramer ist nach Quedlinburg nachbeordert, wo sich auch Kutteroff und Krosigk (Ehrenmänner!) befinden. Der Herzog ist jetzt in ausschließlich guten Händen. Piper will diesen Brief selbst nach Quedlinburg bringen, da ich über Bernburg nicht mehr sicher schreiben kann.

*

Ballenstädt, am 18. Nov. 1848. Gottlob, es bricht eine bessere Zeit herein über das arme gequälte deutsche Vaterland, und mein Herz füllt sich mit Freude und Dank. Wien ist gefallen, und endlich hat sich auch der König von Preußen ermannt[1]. Meinen letzten Brief schloß ich, dünkt mich, mit der Nachricht von der Flucht unseres Hofes nach Quedlinburg. Es war ein angstvoller Nachmittag und Abend. Ich fürchtete ernstlich ein Attentat des Pöbels auf mein Haus, weil auf mich als den angeblichen Hauptreaktionär große Wut gelenkt war und viele mir jene Flucht in die Schuhe schoben. Bis 4 Uhr blieb ich bei Piper, dann begab ich mich nach Hause, rief meine Frau und Töchter auf mein Zimmer und gab ihnen Verhaltungsmaßregeln für den Fall, daß eine Rotte vors Haus rücken sollte und ich nicht da sei. Geld und Papiere hatte ich schon zu Piper gerettet, und die Meinigen sollten sich über den Gartenzaun ebenfalls zu ihm begeben. Während wir das berieten, machte ich mir zwölf Stück scharfe Patronen zurecht und richtete mich gänzlich zu einem nächtlichen Feldzuge ein. Kaum war ich fertig, so wurde ich auch in aller Stille in den Großen Gasthof kommandiert, wohin der ganze Flintenzug meiner Compagnie auf diese Weise bestellt worden war. Hier fand ich schon alle bis an die Zähne bewaffnet vor.

Bald kam auch der Aufruf zum Abmarsch. In der Allee hatte sich nämlich eine Masse Volk versammelt, die da krakeelte und sich zu einem Exzeß begeisterte. Als ich so mit meiner Muskete in meiner Compagnie stand und der frische Nachthauch mir um die Backe wehte, wurde mir wieder wohl. Ich stand im vordersten Gliede der ersten Sektion; als wir angetreten waren, reichte ich den anderen die Hand und sagte: „Nicht-wahr, Kameraden, wir stehen fest wie die Mauern?" — „Ja, ja", hieß es von allen Seiten, „wir bleiben fest." So marschierten wir denn zu drei Sektionen, enggeschlossen, vom Gasthofe ab. Es war pechrabenschwarze Nacht, durch die einzelnen Straßenlampen nur noch schwärzer. Als wir in die Allee einmarschierten, warf sich uns ein riesiger Kerl ent-

[1] Am 2. Nov. wurde der reaktionäre Graf Brandenburg Ministerpräsident, der am 8. die Berliner Nationalversammlung nach Brandenburg verlegte und, als diese sich weigerte, den Belagerungszustand über Berlin verhängte und die Fortsetzung der Sitzungen in Berlin mit Waffengewalt (General Wrangel) verhinderte; am 5. Dez. wurde die Nationalversammlung in Brandenburg aufgelöst und die Verfassung oktroyiert.

gegen, gerade auf mich, um die erste Sektion zu durchbrechen. Ich hatte aber den Flintenkolben mit der rechten Hand gefaßt, so war ich imstande, in dem Augenblick, als der Kerl auf mich einsprang, ihm mit dem Kolben so vor den Magen zu stoßen, daß er seitwärts flog auf den Flügelmann, der ihm noch einen heillosen Ruck in die Rippen gab, so daß der Grobian unter der Alleebarriere durch auf die Straße stürzte unter heillosem Fluchen. Die übrigen wichen zurück. Als wir die Allee wieder heraufmarschierten, waren nur noch einzelne Leute da. Auf dem Schlosse lagen 100 Mann Jäger und in der Stadt auf dem Rathause ein Schützenzug von 50 Mann. Wir durchzogen dann noch einmal die obere Stadt, fanden sie aber so ruhig, daß wir nun sorglos nach unseren Häusern gehen konnten. Die Meinigen waren alle noch wach und hatten sich sehr geängstigt, da schreiende und lärmende Gesellen auch die Neue Straße durchlungert hatten.

Am anderen Tage kamen die neuen Minister, um dem Herzoge die neue Verfassung vorzulegen. Anstatt aber nach Quedlinburg zu fahren, erließen sie bloß eine energische Note, in welcher sie erklärten, der Herzog müsse zurück. Der Herzog beantwortete diese Note mit der Absetzung des Ministeriums und einer Proklamation an das Volk, worin er die Gründe seines Weggehens auseinandersetzte, die Ankunft eines Reichskommissars in nächste Aussicht stellte und den Geheimrat v. Krosigk zum Minister ernannte mit der Weisung an alle Immediatbehörden, nur von Krosigk kontrasignierte Befehle anzunehmen. Ein paar Tage lang erwarteten wir indessen eine provisorische Regierung und eine Kommission vom Landtage, um hier Standrecht über uns Reaktionäre zu halten; dies wäre auch erfolgt, wenn nicht die herzoglichen Behörden so fest und treu zum Herzog gehalten hätten und wenn nicht die ganze Rechte aus dem Landtage ausgeschieden wäre, wodurch er beschlußunfähig wurde.

Vom Könige von Preußen erhielt die Herzogin in Quedlinburg gleich in den ersten Tagen einen sehr liebenswürdigen eigenhändigen Brief. Der König bot ihr das Quedlinburger Schloß an und bat sie, sich dort als Äbtissin so behaglich als möglich einzurichten, jedoch möchte sie dagegen ihm den Gefallen tun, wenn sie bei der Krypta vorüberginge (eine uralte unterirdische Kirche auf dem Schloß, in welcher Heinrich der Vogler begraben liegt), allemal ein Stoßgebet zum Herrn zu tun, daß es ihm doch gefallen möge, einen großen Mann zu erwecken, wie König Heinrich war, der das arme deutsche Vaterland errette. Unser Hof nahm indessen das Anerbieten nicht an und lebte still im Gasthof.

Endlich nach zehn Tagen traf der Reichskommissar, Appellationsgerichtsrat v. Ammon, in Bernburg ein und verkündete sogleich dem ganzen Lande seine Anwesenheit durch eine kurze, sehr ernste Proklamation. Am anderen Morgen langte auch der Hof wieder auf hiesigem Schlosse an. Ammon hat übrigens allen Teilen imponiert und unsere Angelegenheiten durch den bloßen Respekt, den seine Gegenwart einflößt, sogleich wieder auf einen erträglichen Fuß gesetzt.

Gestern abend war ich zum erstenmal seit der Quedlinburger Flucht wieder am Hofe. Als die Herzogin eintrat, kam sie sogleich auf mich zu und reichte mir vor der ganzen Gesellschaft die Hand, indem sie mir weinend einige Worte der Begrüßung sagte. Ich hatte die Herzogin noch nie weinen sehen und hatte nun selbst Mühe, meine Erschütterung zu verbergen. Die arme Herzogin war noch sehr geängstigt durch die Ereignisse in Preußen. Der König hatte damals gerade die Verlegung des Landtages nach Brandenburg ausgesprochen und das verhaßte Ministerium Brandenburg geschaffen; durch alle Städte ging ein furchtbarer Schrei der offensten Empörung. Sollte dieser Schritt mißglücken und sollten die Demokraten wieder ans Ruder kommen, so sind wir natürlich Alle Kinder des Todes. Aber so schrecklich die Dinge auch aussehen, so habe ich doch guten Mut, weil ich den festen Glauben habe, daß man in gerechter Sache allemal siegen muß, wenn man die Gewalt in Händen hat und sie anwendet. Bleibt man nur sich selbst treu und verstößt man nicht gegen das Recht, so kann man auch stark auftreten. Die Volkskraft ist nur eine Kraft gegen das Unrecht. Meine einzige Sorge ist die, daß der König seiner Individualität nach auf halbem Wege ermatten und die Arbeit nicht rein durchführen könnte. Aber Brandenburg ist ein Teufelskerl, hat den König jetzt in der Gewalt und wird ihn gewiß nicht wieder freilassen, bis er reine Wirtschaft gemacht hat.

20. Nov. 1848. Mein alter lieber Kerl! Ich habe einen herrlichen Geburtstag! Sonnenschein und warmes Zimmer mit reiner Luft. Gestern morgen malte ich die letzten Striche an meinem „Glauben", nun ruht das Bild bis in den December, wo die Lasuren darüber kommen. Dann räumte ich mein Zimmer auf, das bei einem vierzehntägigen Malen, wozu hundert Skizzen nötig waren, die auf der Diele herumlagen, weder gefehrt noch geräumt worden war. Nun sieht es aus wie ein Tempel des Apollo. Am Nachmittag ging ich zur Belohnung zu [Oberbergrat] Zinken, der mich längst einmal zu seinen mikroskopischen Experimenten eingeladen hatte. O wie war ich selig! Ich schnitt mich in den Finger und beobachtete mein eigenes Blut, sah deutlich die Blutkugeln, so groß wie kleine Graupen. Auch Sumpfwasser untersuchten wir und beobachteten bei einem kleinen Infusionstierchen überraschende intellektuelle und ausgezeichnete körperliche Fähigkeiten. Der heutige Nachgenuß ist fast noch größer als [illegible] frige primäre.

Jetzt sitze ich nun und schreibe im reinlichen Zimmer und freue mich meines Vaterlandes, denn [illegible] über alles Erwarten gut. Zwar ist das Zeitungsgeschrei noch [illegible] und tausende von Adressen laufen gegen das Ministerium Bran[illegible], aber es kommen doch auch große Massen von Adressen [illegible], und ich bin überzeugt, daß die Adressen gegen ihn gro[illegible] nur aus Furcht entstehen. Die Bauern sind überall ganz offen für den König, und die Städte sind es zum größten Teil heimlich, werden aber, je mehr sie sehen, daß der König siegt, auch offen hervortreten. So viel wird jedenfalls erreicht, daß der verfluchte

Revolutionsschwindel und -stolz gebeugt werden und daß wieder Respekt ins Land kommen wird, der gänzlich verschwunden war.

30. Nov. 1848. Über unsere politische Zukunft ist noch immer nichts entschieden. Die Verhandlungen mit Dessau wegen Abdankung des Herzogs schwanken noch. Die ganze Sache wird unbeschreiblich heimlich betrieben, doch ahnt das Volk, was ihm bevorsteht, und von allen Seiten kommen nun Deputationen, den Herzog zu bitten, er möge bleiben, und die Herzogin, sie möge die Mitregentschaft übernehmen. Der Landtag gebärdet sich unterdessen ganz rasend, setzt alle Welt in Anklagezustand und macht einen solchen Greuel und Unruhe, daß der Reichskommissar gestern hierher schrieb, er werde wohl Reichstruppen nach Bernburg ziehen müssen.

4. Dec. 1848. Hierzulande sieht es noch immer traurig aus. Der Reichskommissar scheint nichts zu tun, und die Kammer hat den Herzog für regierungsunfähig erklärt. Aus dem ganzen Lande gehen Bitten ein, der Herzog möge nicht abdanken, und doch läßt man die Kammer nicht auf. Die Reichsgewalt in Frankfurt wird wahrscheinlich nicht mehr lange leben; dann kann uns vielleicht Preußen helfen. Vor ein paar Tagen langte ein Brief des Königs an die Herzogin an: ganz vortrefflich, ermutigend. Wenn ich einen solchen Brief bekommen hätte, so wüßte ich wohl, was ich täte; bei uns weiß man es aber nicht.

Couvert. Hier ist jetzt nach einem Todesfall ein Mikroskop für 2 Louisd'or zu verkaufen, welches 8 gekostet hat. Daß ich's von der Bernstorff zu Weihnachten bekomme, ist sehr wahrscheinlich. Ich freue mich so darauf, daß ich fast ersticke. – Stürme haben wir jetzt, daß einem die Haut grauß. Eben poltern alle Schornsteine, die Dachbalken krachen und klopfen, und an den Hausecken werden Posaunen geblasen.

III.

Vertrauter Berater der Herzogin.

Ballenstädt, am 25. Januar 1849.

Mein alter teurer Bruder!

Du sprichst die Hoffnung aus, daß die Herzogin mich nun vielleicht in ihren näheren Dienst ziehen könnte. Das ist aber kaum zu erwarten, zumal hier überflüssig viel Cavaliere vorhanden sind. Einen besonderen Zug zu mir hat die Herzogin, obgleich sie mir gut ist, nie gehabt und wird ihn nie haben können infolge unseres so verschiedenen Temperaments. Wie mir ihr sanguinisches, für alles Schöne verschlossenes Wesen früher oft schwer war, so zweifle ich nicht, daß ich ihr ridikül erscheinen würde,

wenn ihr nicht unbegreiflicherweise der liebe Gott einen kleinen Respekt vor mir in die Seele gepflanzt hätte. Diesen Respekt verdiene ich nicht, aber genug, sie hat ihn, und ich schreibe ihn meinem ernsthaften Gesichte zu. Mir dagegen hat Gott etwas Liebe zu ihr ins Herz gepflanzt, zumal seitdem sie während meiner russischen Reise sich meiner Frau so herzlich angenommen hat.

Leicht ist es freilich nicht immer. Wenn sie mich z. B. nach wichtigen Dingen frägt und meine Antwort nicht abwartet, oder wenn sie mich beim Vorlesen eines Shakespeareschen Stückes, wenn ich so recht im Feuer bin, mit meinem ganzen Wesen in der Handlung stecke und alles um mich her vergessen habe, plötzlich unterbricht und mit ihren Damen irgendeine Tratscherei breittritt, so packt mich wohl manchmal die Verzweiflung. Aber dann denke ich: Liebes Kind, Gott hat dich so gemacht, ich kann dich nicht umschaffen und wünsche, daß du trotzdem in den Himmel kommen mögest; und wenn dann eine Pause in der Unterhaltung eintritt, frage ich ganz bescheiden, ob wir nicht fleißig sein wollten, und lese dann frisch weiter, als wenn nichts geschehen wäre. Einen so zahmen Wurm hat Gott aus mir gemacht. Wir haben jetzt beim Lesen einen sehr hübschen Kreis: die Herzogin, ihre niedliche Schwester die Prinzessin Louise, die Bernstorff und die Hofdame Fräulein v. Bornstedt. Die Damen sitzen auf großen grünsammtnen Lehnstühlen um einen Tisch, und ich sitze separiert in einer tiefen Fensternische, wo ich mich nach Belieben ausdehnen und zusammenziehen und spreizen kann. Mitten im Monologe des Clarence, der im Turm ermordet wird, fährt dann die Herzogin auf: Guter Herr v. Kügelgen, wenn ich sagen darf, haben Sie von der gräßlichen Operation gehört, die man mit der armen Frau von Sonnenberg vorgenommen hat?

22. Febr. 1849. Heute sind es sechs Jahre, daß Du bei Nacht und Nebel in mein Haus tratest. Schon sechs Jahre! — Die Frage der Abdikation ist noch immer nicht entschieden. Da aber die Wahlen alle links ausgefallen zu sein scheinen, wird unser Wackelstaat nun wohl zum Sturze kommen. Meine Popularität hier ist, glaube ich, sehr gesunken; die Linken hassen mich, weil ich rechts bin, und die Rechten verdenken es mir, daß ich mich nicht ihrem Club anschließe, der nach Hoffnung hat und den Herzog halten will. Wenn der Herzog kein größeres Maß von Freiheit gegeben hätte als Preußen, hätte er sich wohl halten können; da er sich aber durch seine outrierte Verfassung selbst untergraben hat, so muß man ja zugrunde gehen.

Ich beobachtete gestern durch mein Mikroskop ein Rädertierchen, welches mir unter dem Glase so lang wie mein Daumen erschien. Es war ganz durchsichtig, sodaß ich alle seine inneren Teile, Magen und Schläuche deutlich sehen konnte. Das Tier wechselte in verschiedenen Gestalten, und um sein Kopfende lief ein Mühlrad um mit gewaltiger Schnelligkeit (scheinbar; es ist ein Kranz von Wimpern, mit denen das Tier flimmert, wodurch ein Strudel im Wasser erzeugt wird, welcher fortwährend Fraß herbeizieht). Plötzlich, während das Rad wacker umlief, fing das Tier an sich aufzulösen. Die inneren Teile traten, einer nach dem andern, still

schleichend aus dem Leibe heraus. Anfangs glaubte ich, es lege Eier, überzeugte mich aber bald, daß es sich ausweidete. Die einzelnen Teile schwammen ohne Zusammenhang auf dem Wasser, getrieben durch die Strömung des Wirbels, um das Tier herum. Dieses wirbelte tapfer darauf los, verminderte sich aber zusehends, und endlich sah ich ungefähr zehn Sekunden lang das Rad ganz allein sich noch umdrehen, bis auch dieses stand und in trüben Schleim zerfloß. So kommt mir unser kleiner Staat vor: auch der löst sich so still auf, während der Hof immer noch flimmert.

Convent. Durch Wehrsbahn, der mich hier besuchte, habe ich erfahren, daß Roller seinen alten Adam ausgezogen hat, ganz sanft und freundlich geworden ist. Dabei soll er ganz mager geworden sein und ein auffallend kleines Kindergesicht bekommen haben. Bedenke sein früheres Antlitz und die Macht seines Zornes! Es ist ewig schade!

*

Ballenstädt, am 20. März 1849. Seit ich Dir nicht geschrieben, hat sich bei uns wieder viel Interessantes zugetragen. Am Geburtstage des Herzogs [2. März] wurde ich aufs Schloß gerufen. Die Herzogin sah verstört und verweint aus. Sie hatte soeben den Ministern, die zur Gratulation gekommen waren, die Frage der Abdikation vorgelegt und war weder auf einen Widerstand gestoßen, noch hatte man ihr bei diesem Geschäft Hilfe geboten. Augenscheinlich waren die Minister von der Notwendigkeit eines solchen Schrittes überzeugt, fürchteten sich aber, die Hand dazu zu bieten, weil sie das Volk fürchten, welches von einer Abdikation nichts wissen will. Ich schlug ihr vor, das Ministerium zu ändern, aber dazu fehlte ihr der Mut. Darauf riet ich, Kutteroff und Salmuth, welche beide die Notwendigkeit der Abdikation einsehen, nach Berlin zu schicken, um in dieser besonderen Lage den König anzugehen, aber ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß genannte Herren sich durchaus weigerten, ohne Vorwissen des Ministeriums irgend etwas in der Sache zu tun. Endlich sagte ich: „Nun, so werde ich gehen, auf meine eigene Hand, und wenn ich auch nicht den König sprechen kann, so bringe ich Ihnen doch ein Gutachten von einem tüchtigen preußischen Staatsmanne, welches Sie in den Stand setzen soll, die ganze Lage klar zu übersehen und mit Sicherheit und Erfolg irgendeinen Weg einzuschlagen!“ Nun hättest Du sehen sollen, wie die arme Herzogin aufleuchtete, wie sie erst gar nicht glauben wollte, daß jemand etwas für sie wagen wollte, und wie sie mir hernach dankte mit einer Herzlichkeit, deren nur ein so lebhaftes und demütiges Gemüt fähig ist wie unsere Herzogin. Wir saßen nun noch ein paar Stunden beisammen, das Ding gründlich zu überlegen, und endlich wurde beschlossen, meine Sendung nach Berlin erst als letzten Trumpf auszuspielen und vorher noch einen energischen Versuch zu machen, die Minister zu zähmen.

Am 16. März, als wir zum Tee auf dem Schloß waren, wurde der Herzogin per Estafette ein Brief aus Bernburg überbracht. Sie erbrach ihn, wurde rot, erbleichte und las dann folgendes vor: „Durchlauchtigste Herzogin! Der Bürgerkrieg steht in vollen Flammen. Zehne liegen tot

auf dem Markte. Feuer! Feuer! Feuer! Nur preußisches Militär kann uns retten. Helfen Sie! Der gegen das Herzogliche Haus dankbarlichst gesinnte Schauspieldirector Martini.“ Kuttereff und Salmuth wurden nun sogleich aufs Schloß gerufen; sie hatten aber keinerlei offizielle Nachricht bekommen und meinten, Martini sei wohl verrückt geworden. Die Herzogin war kaum abzuhalten, selbst nach Bernburg zu fahren, und die Unterhaltung drehte sich den ganzen Abend, immer in Erwartung einer offiziellen Nachricht, um diesen einzigen Gegenstand. Um 3 Uhr in der Nacht erwachte ich von einem Klopfen an unserer Hausthür, und bald darauf klingelte es. Julchen sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster, da drang ein wohlbekannter Gruß herein: es war Gerhard. Nun rührte sich das ganze Haus, es wurde Kaffee gekocht, und Gerhard mußte erzählen.

Ein Bernburger Jude, namens Joseph Calm, hatte nämlich hier in Ballenstädt ein Pferd gestohlen, war auf diesem in den Dörfern herumgeritten und hatte da revolutionäre Reden an die Bauern gehalten. Von Dorf zu Dorf hatte sich ihm Gesindel angehangen, sodaß er zuletzt mit tausend Mann in Ballenstädt einrückte, wo er auf dem Markte vom gemausten Pferde herunter eine donnernde Freiheitsrede hielt. Hier wollte aber der Besitzer sein Pferd wiederhaben und zerrte den Redner an den Beinen herunter. Daraus entstand eine große Prügelei, und während dieser Verwirrung war Calm entwischt und hatte sich glücklich wieder nach Bernburg gerettet. Auf Requisition des hiesigen Justizamtes war er indessen dort gefaßt worden und sollte eben durch Gensd'armes hierher transportiert werden, als sich das Volk vor dem Regierungsgebäude auf dem Markte, wo der Gefangene saß, zusammentotierte, um ihn zu befreien. Auch Gloß[1], Mey und Consorten hatten sich hineindegeben, um das Gericht zu erweichen, und ermutigten das Volk von den Fenstern aus. Ein Kerl mit einem eisernen Topf auf dem Kopfe und der unsinnigen Inschrift: „Tod oder Leben!“, namens Pfitzner, trug eine deutsche Fahne und stürmte wütend gegen das Gebäude, um die Türen zu sprengen.

Da rückte Trützschler[2] mit der 3. Compagnie heran und forderte das Volk auf auseinanderzugehen. Aber je eindringlicher er zur Ordnung mahnte, desto mehr ward er verhöhnt und das Militär gesteinigt. Endlich sprang ein Kerl hervor und riß einem Unteroffizier das Gewehr aus der Hand, der Flügelmann schoß ihn aber gleich über den Haufen. In diesem Augenblicke wurde aus dem Regierungsgebäude sowie aus dem Volke auf die Compagnie gefeuert, und nun ließ auch Trützschler Feuer geben. 10 Mann stürzten mausetot, zuerst Pfitzner mit seiner Fahne und seinem Topf, über 15 wurden verwundet, und dem Musje Gloß pfiff eine Kugel am Kopfe vorbei. Das Volk riß aus, und die Compagnie stürmte die Regierung, sie fing jedoch nichts, weil die Herren Demokraten sich schon durch eine Hinterthür zerstreut hatten.

[1] Albert v. Gloß, Besitzer der Pulvermühle bei Silberhütte, neben v. Mey Führer der Demokraten.

[2] Major Trützschler v. Falkenstein, Kommandeur der Garnison.

Gerhard war unterdessen bei seinem Pastor durch wütende Weiber belagert, die den Turmschlüssel haben wollten, um Sturm zu läuten; sie warfen alle Fenster ein, und das Haus wurde erst um 5 Uhr durch Militär entsetzt. Nun ging Gerhard auf den Markt, wo er noch die Leichen in ihren Blutlachen liegen sah. Der Belagerungszustand wurde proklamiert, und als Gerhard abends 9 Uhr wegfuhr, sah er noch zwei Schwadronen preußische Husaren einrücken.

Am folgenden Tag lief hier das beunruhigende Gerücht um, es sollte am 18. ein großer Demokraten-Verein auf dem Ziegenberge stattfinden. So wurde die hiesige Garnison consigniert und nach Quedlinburg um Hilfe geschrieben. Am 18. früh rückten 250 Kürassiere ein, ein prächtiger Anblick in ihren weißen Kürassen auf den ungeheueren Rappen. Ballenstädt wimmelte nun von Soldaten. Die Demokratenchefs kamen zwar an, rissen aber sogleich wieder aus, als sie die Soldaten sahen, und bestellten ihre Leute ab.

3. April 1849. Am 20. besuchte uns die Herzogin zum Kaffee und teilte mir mit, daß die Minister fest dabei blieben, sie würden ihre Hand nicht zur Abdikation bieten. Dabei hatten sie die Herzogin so eingeschüchtert, daß diese es nicht wagen wollte, mich nach Berlin zu schicken. So schlug ich ihr denn vor, daß sie mich wenigstens nach Halberstadt zu dem Justizrat Krüger schicken möge, damit man nur einmal das Urteil eines verständigen Mannes hörte. Darauf ging sie ein, und am anderen Morgen saß ich im Wagen und rollte nach Halberstadt. Krüger wollte jedoch von sich aus in so delikater Angelegenheit kein Gutachten geben, sagte mir aber, der Oberlandesgerichtspräsident v. Gerlach[1] in Magdeburg sei vom Könige beauftragt, im Falle einer Auseinandersetzung mit Dessau nicht allein die preußischen Interessen zu vertreten, sondern auch unserem Herzog unter die Arme zu greifen. Es möchte wohl geraten sein, diesen zu befragen.

So fuhr ich denn nach Ballenstädt zurück, und am 22. nachmittags machte ich mich schon wieder nach Magdeburg auf den Weg, unter dem Vorwande, von Lavière eingeladen worden zu sein, ihm seine Frau zu zeichnen. In Magdeburg erfuhr ich, daß Gerlach tags zuvor nach Berlin abgereist war, um seinen Sitz in der Ersten Kammer einzunehmen. Was nun tun? Um 5 Uhr saß ich auf dem Dampfwagen und flog bei heftigem Schneegestöber nach Berlin, wo ich spät abends ankam. Ein Zug Grenadiere nahm uns auf dem Bahnhof in Empfang. Ohne weitere Belästigung spazierte ich nach der Droschke und fuhr nach dem Hotel de France, einem prächtigen, strahlenden Gasthof, wo ich ein Zimmer bezog, so seenhaft wie aus Tausendundeine Nacht.

Am folgenden Mittag ging ich dann zu Gerlach, der mir auf meine Anfrage mitgeteilt hatte, daß er mich um 12 Uhr in seiner Wohnung

[1] Ludwig v. Gerlach (1795—1877), 1844—74 Präsident des Oberlandes-, später Appellationsgerichtes in Magdeburg, seit 1849 Führer der preußischen Konservativen, Mitbegründer der „Kreuz-Zeitung", Bruder des Generals Leopold v. Gerlach, des Generaladjutanten und Ratgebers des Königs.

erwarte. Es war eigentlich närrisch, daß ich als Hofmaler beauftragt war, in einer so schweren politischen Frage mit einem der bedeutendsten Staatsmänner zu unterhandeln. Aber der Gedanke an die Hilflosigkeit meiner armen Herzogin gab mir Mut, das Lächerliche in meiner Situation zu verbeißen. Ich fand in Gerlach einen überaus liebenswürdigen, festen, bestimmten, aber doch freundlich warmen Menschen. Wir besprachen unseren Fall gegen zwei Stunden. Er ließ sich von mir bis ins Detail au fait setzen, bat sich die Grundzüge meiner Mitteilungen auch schriftlich aus und erklärte dann, mein Bericht sei von so großer politischer Wichtigkeit, daß er sich durchaus erst mit den Personen besprechen müsse, auf die es eigentlich ankäme. Er war dann sehr tätig, sprach mit dem Könige und den Ministern, hatte auch mit mir noch ein paar Conferenzen, kam aber während ganzer acht Tage zu keinem Resultat, weil die Zeit eine so bewegte war, daß namentlich Graf Brandenburg für meine Angelegenheit keine rechte Zeit hatte. Es war mir aber doch gelungen, die Aufmerksamkeit des preußischen Hofes auf unsere Angelegenheit zu lenken, ich hatte die verkehrten Begriffe, die man darüber hegte, berichtigt, und Gerlach hatte mir das Versprechen gegeben, gleich nach Ostern zu uns zu kommen, um sich an Ort und Stelle noch besser zu orientieren. Er teilte meine Ansicht über den Stand der Dinge durchaus, konnte aber vorläufig den Weg, den unser Hof gegen das Ministerium einzuschlagen habe, noch nicht bezeichnen. So reiste ich am 31. ab und langte abends in Ballenstädt an.

Am folgenden Tage ließ mich die Herzogin rufen. Als ich zu ihr eintrat, stand sie in einer Fensternische und weinte. Ich war sehr erschrocken, weil ich glaubte, sie sei mit dem Resultat meiner Bemühungen, welches ich ihr schriftlich gemeldet, unzufrieden. Es war aber bloß Rührung, mich wiederzusehen, da sie der Meinung ist, daß ich mich einer großen Gefahr ausgesetzt habe, sowohl von seiten des Ministers als auch aller Parteien im Volke. Ich mußte ihr nun ausführlich erzählen und rechne diese Stunde zu einer der glücklichsten meines Lebens. Ich hoffe auch ohne Unannehmlichkeiten durchzukommen. Bis jetzt ahnt kein Mensch, was ich in Berlin gemacht habe; selbst meine nächsten Freunde und meine Verwandten in Berlin wissen es nicht.

*

Ballenstädt, am 21. Sept. 1849. Mitte des Sommers begann für mich eine merkwürdige Zeit. Die Bernstorff hatte mir ein wunderschönes Schreibebuch geschenkt, und ich grübelte, was ich hineinschreiben sollte. Da fiel mir ein, daß meine Bemerkungen über die Widersprüche der Heil. Schrift, das Dokument meiner eigentümlichen Stellung zum Christentum, sich in Deinen Händen befinden und daher für mich verloren seien. Es erschien mir aber wichtig, ein solches Dokument der Berechtigung meines Ungläubens zu besitzen, um mich nötigenfalls darauf beziehen zu können, denn im Kopfe hat man einen solchen Apparat doch nicht immer beisammen; auch wollte ich, daß meine Söhne nach meinem Tode einen

klaren Blick in den Gang meines inneren Lebens haben und es begreiflich finden sollten, warum ich so gänzlich verstummt war über das positive Christentum. So nahm ich mir vor, ausführlicher und wissenschaftlich geordneter die ganze Niederschrift noch einmal zu rekapitulieren und dazu das schöne Vernunftkritische Buch zu benutzen. Zu dem Ende ging ich mit großem Eifer daran, das Neue Testament noch einmal durchzustudieren.

Während dieser Arbeit dämmerte mir plötzlich ein Licht auf. Ich fand ein Mittel, sämtliche Widersprüche zu lösen, und kam so zu einem wirklichen Inhalt und Fazit des Christentums. Ich ließ die Inspirationslehre fallen als eine Zutat der Theologie. Diese Lehre allein war es gewesen, die mich geirrt hatte, und wie Schuppen fiel es mir nun von den Augen, als ich zuerst versuchte, von der wörtlichen Inspiration ganz abzusehen und die Bibel so zu verstehen, wie man sich bemühen würde, ein Buch zu verstehen, das Menschen geschrieben haben. Dabei darf freilich nicht die leere Vernunft der Interpret sein, sondern eine mit dem christlichen Bewußtsein schon erfüllte Vernunft. Nun erschloß sich mir wirklich der Glaubensinhalt der Heil. Schrift, was bei der Annahme der wörtlichen Inspiration rein unmöglich ist. Auch Luther hat so in der Praxis immerwährend die Inspirationslehre verleugnet, er ist sich dessen nur nicht bewußt gewesen.

Mein kleines Werkchen erhielt nun eine ganz neue Bedeutung. Es sollte meinen Kindern allerdings immer noch den Grund zeigen, der mich so lange zweifeln ließ, aber auch die sieghafte Kraft des Evangeliums, das alle Zweifel niederstreckt. Ich arbeitete eine Definition der Vernunft aus, bei der mir mein philosophisches Wissen herrlich zustatten kam. Ich zeigte, wie das Christentum nicht allein bibelrecht, sondern auch vernunftrecht sei, und wie alle Widersprüche sich in der Praxis des Glaubens lösen.

Während dieser Arbeit kam Köppen, der Evangelist der apostolischen Gemeinde (Irvingianer)[1] aus Berlin, hierher und schloß sich eng an mich an. Es tat mir wohl, recht brüderlich mit einem Manne verkehren zu können, der ganz die kindliche Färbung des Glaubens hat, wie sie in meiner Jugend üblich war. Seine Irvingsche Sache, für die er eifrig sprach, ließ ich gänzlich dahingestellt; sie scheint mir eine Verirrung.

Dann kam Schwager Fritz aus Berlin. Ich teilte ihm meine Ideen mit, und er ermutigte mich, das Werkchen für den Druck zu bearbeiten, er wolle mir einen Verleger verschaffen. So entschloß ich mich denn für die Herausgabe. Ich teilte aber Fritz sonst nichts aus der noch zu wüsten Arbeit mit, und wir hatten auch außerdem nur wenig theologische Gespräche, da mich sein Eifer gegen die Irvingianer störte. Jede kleine Abweichung erscheint den Theologen gleich wie eine Todsünde, und dadurch berauben sie sich der Mittel, gegen wesentliche Irrungen mit Erfolg zu kämpfen. Es fehlt ihnen bis jetzt noch immer ein Merkmal, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Dies Merkmal ist nach meiner

[1] Die von dem Schotten Eduard Irving (gest. 1834) begründete Sekte verbreitete sich seit 1843 auch stark in Deutschland; ihr hervorstechendstes Kennzeichen ist die Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi und des Tausendjährigen Reiches.

Ansicht der Einfluß, den eine Theorie auf die Praxis hat, wie ich das in meinem Buche ausführe. Der bis in seine geringfügigsten Teile ausgeprägte und versteinerte Lehrbegriff ist der Götze, über dem die Theologen gar zu leicht den Herrn vergessen, von dem er zeugen soll.

Als ich Fritz zur Post gebracht und mich eben wieder an mein Werkchen gesetzt hatte, meldete Elisabeth mir einen Mann. „Ein Bettler?" – „Ja, ich glaube." Ich ging hinaus, die Hand freigebig in der Tasche, da war es der alte Zezschwitz[1], den ich seit zehn Jahren nicht gesehen. Entsetzlich verfallen, klein und pumplich. Er hatte seinen Sohn Gerhard und sein Töchterchen Marie mit. Ich begleitete ihn auf seiner Harzreise bis Alexisbad und erlebte dort mit ihm einen interessanten Abend. Er war ganz der alte, voll Witz und sentimentalen Ernstes; durch viel Schweres, was er erlebt, vielleicht auch durch den Einfluß seines prächtigen Sohnes Gerhard ist er aber veredelt und machte mir einen wohltuenden Eindruck. Mit weicher, teilnehmender Stimme erkundigte er sich auch nach Dir, doch plötzlich zuckte es leuchtend durch sein zusammengeklapptes Gesicht, und er sagte: „Er ist wohl recht feist geworden, der herrliche Gerhard?" und dabei lachte er ganz hoch. Der andere Morgen war herrlich. Wir frühstückten draußen, wobei Zezschwitz wegen der Morgenkühle sehr närrisch angezogen durchaus einem Kokon glich, aus dem oben ein kleines Witzgesicht herauszüngelt.

Gerhard Zezschwitz[2] kam nach vollendeter Harzreise wieder zu uns und blieb eine Woche. Er ist Theologe und wird bald sein Examen machen. Leider hat er die lutherische Richtung, aber auch kaum leider, denn er hat keinen Schaden, keine Herzlosigkeit, keine Kälte davon. Er ist ein gescheuter, gründlich durchgebildeter Mensch, Charakter vom Scheitel bis auf die Zehe, und doch dabei ganz jugendlich froh und bescheiden. Ich benutzte seine Anwesenheit, ihm mein Buch vorzulesen, um sein Urteil zu nutzen. Ihm waren aber die Einwürfe, die ich widerlege, selbst noch nicht nahegetreten, er wurde traurig darüber und in seinem Glaubensbewußtsein verletzt; endlich meinte er: wenn jemand mein Buch läse, der keine Zweifel hätte, so würde er sie nun unausbleiblich bekommen. Das war eigentlich das Schlimmste, was er mir sagen konnte. Daher überarbeitete ich, als er fort war, mein Büchlein noch einmal mit der Tendenz, Ausdrucksformen zu vermeiden, die kindlich gläubigen Menschen verletzend sein konnten, und mit Rücksicht auf die sachlichen Einwürfe, die Gerhard mir gemacht hatte.

Da kam Fritz zum zweiten Male angebraust, mit seiner Familie. Er war bei so vielen Cholerasterbenden gewesen, daß er phantasiekrank geworden war und sich eine abermalige Ausspannung verordnet hatte. Fritz

[1] Oberappellationsgerichtspräsident Karl v. Zezschwitz (1777—1854); vgl. Jug.-Er. II, 5 u. III, 2. Seine erste Frau (gest. 1820) war eine geb. v. Heynitz aus Königshain, seine Tochter Sally (gest. 1839) war die erste Frau von K.s Vetter Konstantin.

[2] Gerhard v. Zezschwitz (1825—86), 1856 Universitätsprediger, dann Professor in Leipzig, seit 1866 in Erlangen.

Wohnhaus und Stift Finn. Aquarelle vom Bruder Gerhard.

„Beim ersten Schnee muß ich immer allsogleich an Estland denken, und der Morgen meiner Jugendjahre umdämmert mich zauberhaft." 12. Nov. 1864.

Poll in Estland. Aquarell von Sophie v. Stackelberg.

„Mein Herz ist tief eingewurzelt auf diesem kleinen Fleck der Erde. Die Erinnerungen von da durchwehen mich wie Ahnungen aus einer seligen Präexistenz." 22. Aug. 1847.

blieb zwei, Lotte mit den Kindern drei Wochen. Es war eine Zeit des äußersten Sauses. Denn da unsere Gäste hier in allen Häusern Visite machten, so wurden wir auch von Allen zu großen Festivitäten eingeladen, die meist in Landpartien bestanden. Alle Tage gab es etwas Neues, und ich armer Teufel mußte auch immer mit, doppelt beklagenswert, weil mir gerade in diesen Tagen bei einem heftigen Hustenanfall der Leib gesplatzt war. Denke Dir, daß ich entzwei gegangen bin und nun wie der Turm auf dem Falkenstein einen eisernen Reif um den Leib trage, den mir Dr. Piper verordnet hat. Diese Bandage erscheint mir wie eine Art härenen Hemdes, das die katholischen Büßer tragen. Übrigens ist mir der Schaden ganz lieb. Es ist mir ein beständiges memento! Und es ist ganz gut, daß der Junker Leib gebrochen sei.

Lotte ist denn nun auch abgereist und hat die Reinschrift meines Büchleins mitgenommen. Sollte Fritz ein ähnliches Urteil fällen wie Zezschwitz, so wird er freilich sich mit der Sache nicht weiter befassen[1], und ich fürchte dies fast, denn mein Buch läuft der bisherigen Theologie sehr zuwider. Dem sei, wie ihm wolle, mir hat diese Arbeit für meine Person doch großen Nutzen und mich ins reine mit mir selber gebracht. Zwar was man eine Erweckung nennt, ist nicht mit mir vorgegangen, bloß eine Zurechtrückung meines Kopfes. Es ging ganz trocken und ohne Verzückung zu, aber ich habe nun doch wieder einen Stecken in der Hand, bin getroster und besseren Mutes als vordem und nicht mehr wie aufs Maul geschlagen, wenn Christen sich im Lobe der Herrlichkeit ihres Gottes ergehen. Ich gehöre wieder einer Kirche an, die ich niemals aufgehört habe zu lieben, ich habe meine alte Wohnlichkeit wieder bezogen. Es ist angenehm, wenigstens theoretisch ganz aus einem Stück zu sein. Das bin ich jetzt.

Ganz besonders freue ich mich darüber, mich jetzt mit Dir, mein lieber Bruder, in allen Stücken wieder gleich fühlen zu können. Jetzt würden wir uns, glaube ich, herrlich verstehen und nicht wieder wie Bildsäulen nebeneinanderstehen wie damals, Bildsäulen mit warmem Herzen und versteinertem Maul. Wenn Du die lieben Pollschen Schwestern siehst, so erzähle ihnen doch, was Gott ihrem alten Zögling für Gnade erwiesen. Helenen sage, ich ließe sie grüßen, und das Christentum sei wahr mit allen seinen Unglaublichkeiten und Widersprüchen, weil es gerade so, wie es ist, den Zwiespalt im Menschen löst, Friede in ihm macht, seinen Durst und seine Bedürfnisse stillt. Wo es diese Wirkung versehlt, da fühlt jeder, daß der Fehler nicht am Christentum, sondern an ihm selbst liegt, weil er es nicht wirklich hat. Kein Wasser kann den Durst stillen, wenn man es nicht trinkt, sondern etwa nur ansieht oder chemisch untersucht.

*

Ballenstädt, am 12. Februar 1850. Hätte ich Dir von Herrnhut aus, wo ich Deinen Brief empfing, geschrieben, so hätte ich Stoff zum

[1] Die Schrift ist erschienen unter dem Titel „Von den Widersprüchen in der Heiligen Schrift für Zweifler". Mit einem Vorwort von Fr. Wilh. Krummacher. VI, 99. Berlin 1850, Verlag J. A. Wohlgemuth.

Erzählen im Überfluß gehabt. Jetzt liegt diese Zeit nun schon weit hinter mir. An der Zezschwitz, in deren Hause ich viel wahre Freundschaft genoß, habe ich eine vortreffliche Frau kennengelernt. Auf den ersten Anblick täuscht man sich in ihr. Sie ist groß, breit, derb in ihren Manieren und bäuerisch in ihrer Sprache, zugleich auch wieder winselnd, herrnhutisch süßlich; das wechselt so und macht keinen angenehmen Eindruck, wenn man sie noch nicht kennt. Dies alles berührt aber nicht den Kern ihres Wesens. Sie hat ein vortreffliches Herz und ein lauteres, ehrliches Christentum bei gutem, scharfem Hausverstande. Mann und Haus beherrscht sie wie eine absolute Regentin; doch eben dabei befindet sich unser lieber alter Freund Zezschwitz recht wohl, weil ihm selbst der liebe Gott nun einmal den Zepter versagt hat. Auch dabei befindet er sich wohl, daß sie seine Zunge etwas im Zaum hält; sie ersetzt ihm gewissermaßen, was andere Männer von selbst an natürlicher Würde haben. Er besuchte mich oft bei meiner Arbeit, in einem alten Schafspelz, mit vielen bunten Halstüchern bis an die Nase verschanzt, in Filzschuhen. Dann erzählte er so unerhörte Geschichten, daß ich vor Lachen kaum noch malen konnte. Abends ging ich mit dem lieben alten Freunde in die Betstunde, ich führte ihn in die Kirche hinein und heraus, und wir saßen nebeneinander. Ich habe an ihm besondere Freude gehabt, er war mir eine Art von gutem altem Papa.

Die rein theokratische Verfassung der Herrnhuter hat mich sehr interessiert. Sie sind regiert von ihrem Oberältesten im Himmel, d. i. Christus, der alles durch das Los entscheidet. Bis jetzt sind sie gut damit gefahren. Sie haben einen christlichen Sozialismus bei sich realisiert, und ihre Gemeindeordnung ist ganz vortrefflich. Überaus wohltuend ist die Heiterkeit, die über die ganze Gemeinde ausgegossen ist. Da sie viel arbeiten müssen und sich zur Erholung nur einfache, geordnete Genüsse erlauben dürfen, bleiben sie immer genußfähig und fern von Blasiertheit. Die Gottesdienste sind durch große Abwechslung der Formen immer neu und erbaulich. Schön sind ihre Liebesmahle, wenn man von dem Lächerlichen, was aber nur in der Seltsamkeit liegt, abstrahieren kann. Während die Gemeinde die schönsten Lieder singt, wird sie mit Tee und Kuchen bedient, und während des Essens und Trinkens werden von den Chören herrliche Psalmen gesungen. In dieser Feier liegt eine besonders erbauliche Simplizität. Sie bedeutet das Abendmahl, erst etliche Stunden darauf folgt die Kommunion. Weißgekleidete Priester schreiten zwischen den Reihen einher und verteilen die Hostie. Während dann der Bischof die Einsetzungsworte betet, fällt die Gemeinde auf die Knie und genießt zusammen das Sakrament, wobei die Kelche von Hand zu Hand gehen. Dabei fällt alles weltliche Stolzieren und Repräsentieren weg, jeder ist gekleidet, wie es ihm beliebt. Wenn ich in der Nähe wohnte, würde ich immer mit meiner Familie in Herrnhut kommunizieren. Es sind zwar nur Formsachen, wenn aber eine Form wirklich erbaulich und erhebend ist und erwärmend wirkt, so hat sie Wert und wird zum Gottesdienst.

In der Kirche wurden prächtige Oratorien aufgeführt, ebenso auch im Zeschwitzschen Hause, wo zu diesem Zweck oft an 80 Personen versammelt waren. Wenn die jungen Schwestern mit ihren närrischen Mützen so eifrig sangen, so behauptete Zeschwitz, sie sähen aus wie Krammetsvögel, die roten Schleifen an den Kehlen wären die Vielbeeren. Darauf machte er mich fortwährend aufmerksam und störte so meine musikalische Andacht. Diese Singereien sind für die Zeschwitz das größte Vergnügen, und sie singt selbst mit wie eine alte Löwin. Ein zweites Vergnügen für sie besteht darin, oft ärmere Brüder und Schwestern einzuladen und sie recht tüchtig mit Delikatessen abzufüttern. Wenn dann die Brüder fraßen, daß ihnen die Kinnbacken knackten, dann stieß sie mich an, und ihre Augen leuchteten. Sie wird aber auch verehrt wie eine Königin, und ihr Geburtstag war ein förmliches Volksfest.

Merkwürdig ist es mir, wie sehr der Tod in dieser Gemeinde seinen Stachel verloren hat. Auch mich wehte diese Todesfreudigkeit an. Wenn man sich unter lauter Menschen befindet, die den Tod nicht fürchten, die ihm ganz getrost entgegensehen wie einem Engel Gottes, so wird man mit getrost. Wenn so ein einfaches Brüderlein stirbt, so schläft er ein unter herrlichen Sterbegebeten und sanften Liedern. Nachher zieht beinahe die ganze Gemeinde mit zum Grabe, voraus ein tüchtiger Posaunenchor, der Psalmen und Lobgesänge trompetet, und der Sarg ist schneeweiß behangen.

Aus meinem Fenster sah ich eine herrliche Landschaft, im Hintergrunde hohe böhmische Gebirge, und über alle hinaus ragte das Hohe Rad, eine Bergkoppe des Riesengebirges. Über diesen Bergen ging die Sonne auf, die ich alle Morgen aus meinem Fenster bei ihrer Geburt begrüßen konnte.

In Dresden habe ich auf der Durchreise herrliche Stunden mit Richter und Peschel verlebt. Richter war leider nervös angegriffen, konnte gar nicht arbeiten. Bei Hübels[1] wurde ich sehr herzlich empfangen, sie baten mich, ihnen Bertha zu schicken, was wir denn kürzlich auch getan haben. Prinzeß Louise sollte nämlich auf vierzehn Tage zu ihrem Bruder nach Dresden gehen und hat, ob Bertha sie wohl hingeleiten dürfe. Da diese nun zu Hübels eingeladen war, paßte die Sache vortrefflich. So sind denn die beiden unter Begleitung eines Kammerherrn, eines Lakaien und einer Jungfer vor acht Tagen abgesegelt. Bertha lebt nun bei Hübels in Saus und Braus, nützen in den Wogen der großen Welt. Die Hübel scheint ordentlich Staat mit ihr zu treiben und macht ihr alle möglichen Freuden: Theater, Gesellschaften, Bälle, Landpartien, alles in großartigstem Stil. Berthas Beschreibungen dieses ihr neuen glänzenden Lebens sind ebenso interessant wie kindlich. Im Theater hat sie sich die Augen zuhalten müssen, um von aller Pracht nicht überwältigt zu werden. Sie scheint dort recht auf der hohen Schule der Eitelkeit zu sein, aber es ist ganz gut, wenn sie einmal einen Blick in dies schale Treiben tut.

[1] Gustav Ludwig H. (1800–81), Ministerialrat, gest. als Wirkl. Geh. Rat. Seine Schwester Antonie war die zweite Frau (seit 1814) des Senators Volkmann.

17. Febr. 1850. Heute morgen erhielt ich Deinen trefflichen Brief, der mich nun gewaltig spornt, diesen zu vollenden. Ich fühle mich jetzt mit Dir in allen Stücken so einig, daß es ordentlich ein Jammer ist, denn ich finde in Deinem Briefe nirgends einen Anlaß zum Widerspruch. In kirchlicher wie in politischer Hinsicht bin ich etwas konservativer geworden, Du etwas liberaler, und so stehen wir denn in der schönsten Harmonie. Wir sind beide gleichweit ab vom Rationalismus wie von der eigentlichen Orthodoxie, ohne doch auch eine graue Mitte einzunehmen, und obgleich wir in der Politik das juste milieu bedeutend verfluchen, sind wir doch weder Absolutisten, noch Demokraten, sondern wir wissen vielmehr, daß alle diese Dinge gut sind zu ihrer Zeit und an ihrem Ort. Ich muß Dich sehr loben, daß Du alle Prinzipienreiterei abgeschafft hast, diese deutsche Erbsünde.

Nichtsdestoweniger habe ich doch einige feste Grundsätze sowohl in der Religion als in der Politik. Zum Beispiel: Jeder Glaube ist insoweit wahr und richtig, als er sich praktisch bewährt, d. h. als er Trost und sittliche Veredelung bringt. Wie er dabei aussieht und ob er mathematische Unmöglichkeiten zu behaupten scheint oder nicht, kommt gar nicht in Betracht. Ganz vollständig erfüllt das biblische Christentum diese Bedingungen, daher glaube ich es, weil es vernünftig ist, das zu glauben, was wahres Heil bringt. Von absoluter Wahrheit ist dabei nicht die Rede, dafür haben wir Menschen kein Organ. Wir sehen in allen Dingen nur Bilder und haben auch im Christentum nur ein Bild, uns von Gott gegeben, unserer Fähigkeit und unseren Bedürfnissen konform. Dies als Antwort auf das, was Du von der Wahrheit schreibst. Eine solche Ansicht wirft einen gleich aus allen Parteien heraus, ohne daß man mit ihnen zu zerfallen braucht. Für mich ist diese Ansicht ein festes Resultat meiner letzten zehn Lebensjahre.

In der Politik denke ich ähnlich. Eine Verfassung, die den Wohlstand und die politische Bedeutsamkeit eines Volkes hebt, ist die beste, einerlei, ob sie despotisch ist oder frei, monokratisch oder demokratisch. Eine solche Verfassung muß aber immer aus den in dem Volke liegenden Elementen hervorgehen. Werden diese nicht berücksichtigt, soll die Verfassung nur aus einer ganz abstrakten Staatsphilosophie hervorgehen, so wird sie nie zur Wahrheit werden, dem Volke keinen Segen bringen. Auf solch doktrinäre Weise hat man die preußische Verfassung gestaltet. Hätte Gerlach mit der äußersten Rechten nicht durch seine Schroffheit die Mitte, die überall entscheidet, noch etwas nach rechts gezogen, so würde gar nichts aus dieser Verfassung geworden sein. Wie kann eine Nation nach der Kopfzahl oder nach Geldbesitz vertreten werden! Die Interessen müßten vertreten sein und richtig gegeneinander abgewogen. Das ist das eigentliche Bedürfnis, und nur durch die schandbare Revolution ist die Fabrikation der Verfassung, die für Preußen zur Notwendigkeit geworden war, in die falschen Hände geraten. Durch Revolutionen wird nichts gewonnen, überall nur verloren.

Du frägst, ob man bei uns nun zufrieden sei. Kein Mensch ist zufrieden. Es sind durch die Reaktion eine Menge Absolutisten hervorgerufen, die früher gar nicht mehr existierten, und diese sind natürlich unzufrieden. Ebenso unzufrieden sind die Demokraten, weil ein regierender König übriggeblieben ist, der immer noch Macht genug behalten hat, um die ganze Musik wieder über den Haufen zu werfen, wenn er will und sich seiner Macht bewußt ist. Die Doktrinärs oder die große Masse der billig scheinenden Raisonneurs, die eigentlich das Heft in der Hand haben, sind auch nicht zufrieden, erstens weil aus Deutschland nichts geworden, zweitens wegen des Herrenhauses, das gar nicht in ihren doktrinären Professorenkram paßt, endlich weil diesen Leuten überhaupt nichts recht gemacht werden kann, aus dem einfachen Grunde, weil ihre Ideen in der wirklichen Welt gar nicht zu realisieren sind. Die echten Konstitutionellen hätten am meisten Grund, unzufrieden zu sein, weil die Verfassung zu doktrinär geworden ist, aber es gibt deren keine; ich bin wenigstens der einzige, den ich kenne, vielleicht mit Ausnahme Florencourts. Ich schließe mich daher am liebsten den Absolutisten an, oder vielmehr am allerliebsten bleibe ich ganz weg von dem ekelhaften Wirrwarr.

Es ist jetzt manches toll. Denke Dir Sachsen – dieses preußenfresserische Land! Ich bin nun dagewesen. Preußisch möchte man gerne werden mit mediatisiertem Königshaus! Vor allem denken so das Militär, die Gutsbesitzer und die besseren Stände. Währenddessen buhlt die Regierung mit Österreich. Obgleich das Land verzweifelt demokratisch konstituiert ist, geht doch die Regierung einen anderen Weg als die gebildete öffentliche Meinung. Man kann freilich immer nur vom Anscheine reden, und welcherlei Komödien gespielt werden, wissen nur die Spielenden. Das lächerlichste Land sind wohl wir Anhaltiner. Vielleicht sind wir, uns selbst unbewußt, eine Theokratie geworden, denn wer sonst eigentlich regiert, weiß ich nicht. Der Adel ist bei uns völlig wegoktroyiert, doch merke ich nicht, daß wir verschwunden wären, oder daß sich das geringste mit uns geändert hätte. Ich bin immer noch qua Edelmann am Hofe. Auch sind alle ausländischen Orden verboten, aber ein jeder trägt die seinigen, russische, hannoversche, hessische, preußische Orden – alles wird hier getragen.

*

Ballenstädt, am 4. Mai 1850. Lieber Wanna mees nurkas! [estnisch = alter Mann im Winkel] Nurkas wohnst Du, Du Glücklicher, entrissen dem Strudel der Begebenheiten, und kannst aus Deinem Winkel mit ansehen, wie die Welt um Dich her zu Schanden wird. Am liebsten wäre ich für ein halbes Jahr Adolph Krummacher, der nun bald zu Euch kommen und Leben und mannigfaltiges Interesse in Dein Einerlei bringen wird. Er mag viele Tugenden haben, aber zwei Laster hat er ganz bestimmt: Tabakrauchen und Kaffeetrinken. Er trinkt bisweilen 15 Tassen Kaffee, d. h. wenn man ihm nicht mehr gibt, und würde spielend den ganzen Peipus austrinken, wenn's Kaffee wäre. Doch ist er empfindlich auf diesem Punkt und sieht es am liebsten, wenn man ihn ohne alle

Bemerkungen vollkrichtert. Summa Summarum, crist einer der ausgezeichnetsten jungen Gelehrten Berlins und in politicis konservativ vom Scheitel bis auf die Zehen, sodaß die geheime Polizei eine ordentliche Freude an ihm haben muß. Adolph sehnt sich, einmal wieder nach langer Entbehrung absolutistische Luft zu atmen, und es kann einen Menschen jetzt wirklich ein solches Gelüsten bei uns anwandeln, da wir immer noch mitten in der Revolution stecken, wenn es für den Augenblick auch etwas glimpflicher hergeht. Aber die Schwüle, die uns umgibt, ist dennoch drückend und unerträglich. Es wird und muß aus dieser dicken Luft ein Blitz herabfahren, und wie der die Atmosphäre gestalten wird, kann man auch noch nicht wissen. Das ist's, was man immer mehr lernt, daß Revolutionen allemal ans Gegenteil ihres Zieles führen.

Deutschland steht, das ist wahrscheinlich, vor stürmischen Zeiten. In solchen gewinnt das Militär an Geltung, und die Jungens wollen jetzt alle Soldaten werden. So auch mein Gerhard. Er bestürmt mich mit Bitten, ihn Offizier werden zu lassen. Ich habe mich nun nach in Berlin eingezogenen Erkundigungen entschlossen, ihn in eine preußische Pionierabteilung eintreten zu lassen. Das Fach soll nicht überfüllt sein und die Karriere daher gut. Der Junge ist selig. Ich habe ihn vom Gymnasio erlöst, und er treibt nun auf der Realschule in Bernburg tüchtig Mathematik. Mir hätte übrigens jetzt auch leicht eine neue Karriere bevorstehen können: ich sollte Stadtrat werden, was mir ein essiger Gedanke war.

11. Mai 1850. Herrlicher, glänzender Frühlingsmorgen und Freiheit, denn ich bin gestern mit meiner Wochenarbeit fertig geworden und kann heute feiern, Dir und Piper zu Ehren, der mich auf heute mittag schon seit einem Jahr eingeladen hat, weil er auch ein Eisser Gewächs ist. Noch lieber würde ich meine Beine unter Deinen Tisch strecken statt unter Pipers, der sieben Stunden bei Tisch sitzt, Wein trinkt wie ein Silen und dabei schwört, er habe nie eine Sünde getan und deswegen sei er so fröhlich; er hat aber eben auch alles getan, was andere Leute tun, die sich für arge Sünder halten, und seine Verblendung ist grenzenlos. Bei alledem bin ich ihm doch gut, weil seine Güte gegen mich auch keine Grenzen kennt, nur bekehren kann ich ihn nicht wegen seiner Flachheit.

*

Ballenstädt, am 19. August 1850. Deine Hauptnachricht war die erneute Vaterschaft. Gott segne Kind, Mutter, Vater und das ganze Haus! Es hat gewiß etwas zu bedeuten, daß so viele Kügelsens geboren werden. Wenn auch weiter nichts, so sollen die Kinder uns Alten ebensoviel Glaubensstandarten werden. Es taugt nichts, aus Geiz wenig Kinder zu haben. Laß geboren werden, was da kann, wir haben einen reichen Gott im Himmel, dem wollen wir fest vertrauen, daß er seine Kreatur nicht wird verkümmern lassen.

Vor einigen Wochen hatte uns die Herzogin eingeladen, nach Alexisbad zu kommen, um von dort aus eine Harzpartie mitzumachen. Mir, d. h. Julchen, ich und der Hofprediger Hoffmann, der auch eingeladen

war, fuhren schon am frühen Morgen nach dem Bade und von dort mit den Herrschaften in einem Sechs- und einem Vierspänner nach der Josephshöhe, wo diniert wurde. Wir hatten 20 Grad Wärme, und kein Lüftchen rührte sich. Nach Tisch sollte auf dem Eichenforst hinter Stolberg der Tee getrunken werden. Der Herzog schlug mir vor, mit ihm vorauszugehen, um etwas Bewegung zu haben. Ich hatte gerade noch Zeit, die Herzogin von dem Plane in Kenntnis zu setzen und den Kammerherrn zu bitten, bald nachzukommen, ehe die glühende Sonne uns aufgeschmort hätte, dann setzte ich den Herzog nach, der schon ein ganzes Stück abgetrieben war.

Um einen Begriff von der Hitze zu haben, die nun auszustehen war, muß man das Stolberger Land kennen. Dichter Buchenwald, von breiten harten, weißglühenden Chausseen durchschnitten; diese sind zu beiden Seiten mit eng zusammengepflanzten himmelhohen Fichten eingefaßt, die, unter der Schere gehalten, als dichte Heckenwände keine Spur von Luft durchlassen: dergleichen Unsinn gibt es in der Welt nicht wieder. In diese Hohlwege legte sich die Sonne mit aller Energie der Mittagszeit, und obgleich wir anfänglich langsam gingen, so dauerte es doch nicht lange, bis das Wasser uns von Stirn und Rücken lief.

Für dieses Ungemach entschädigte mich indessen die außerordentliche Leutseligkeit des Herzogs. Dieser war wie ausgetauscht und sprach durchaus vernünftig. Er beklagte sich über seine Gesundheit und daß er immer so aufgeregt und unruhig wäre, und ergoß sich dann in Klagen über die Zeit, die immer böser würde. Die Menschen wollten immer alles ändern, und darüber würde alles schlechter; die alten Zeiten, da wir jung gewesen, wären doch viel besser gewesen, ich würde das wohl auch finden. So kamen wir auf alte Zeiten zu sprechen, und bei dieser Gelegenheit erkundigte sich der Herzog ordentlich teilnehmend nach Dir, wie es Dir ginge, und ob Du denn nicht einmal herkämst, er hätte immer gehofft, Du würdest einmal wiederkommen, und wenn ich Dir schriebe, sollte ich Dich doch recht von ihm grüßen. Der Herzog wurde immer behaglicher, es schien ihm ordentlich Freude zu machen, mit mir dem Hof entrennen zu sein und wie ein freier Mensch das Gebirge zu durchstreifen. Der Gedanke, daß die Wagen uns einholen könnten, war ihm offenbar fatal, sodaß er seine Schritte immer mehr beflügelte.

Endlich sahen wir tief unten im Tale Stolberg liegen. Ich hoffte, wir würden da einkehren und die Equipagen erwarten. Der Herzog zog aber im Sturmschritt durch den Ort. Mir wurde die Sache unbehaglich, da wir beide den weiteren Weg nicht kannten, dem Herzog aber war nichts gleichgültiger, als wo er hinkäme und ob man sich um ihn ängstigte.

Hinter Stolberg geht der Weg stracks den Berg hinan, wie an einer Wand, ganz ohne Biene. Nun begann ein Klettern, wie es mir noch kaum vorgekommen ist. Ich bat den Herzog, er möge sich doch ins Gras legen und hier auf die Wagen warten, wir würden uns zu sehr erhitzen. Er behauptete aber, er schwitze nicht – da nahm ich ihm die Mütze vom

Kopf, und als ihm nun das Wasser über das gelockte Gesicht schoß, fing er doch ganz laut zu lachen an. Alles, was ich erlangte, war aber nur, daß wir fünf Minuten stehen blieben und nach Stolberg hinunterblickten. Dann ging es weiter diesen Mordsberg hinan, immer in der prallen Sonne. Oben kamen wir in dichten Wald, wo viele Wege sich kreuzten; wir wußten nicht mehr Bescheid. Der Herzog behauptete aber, er wisse alle Wege, war nicht zu halten und ging immer weiter, überaus glücklich und bei bester Laune. Endlich, nachdem wir im ganzen drei Stunden marschiert waren, erklärte er ganz vergnügt, wir hätten uns verirrt, und er wisse durchaus nicht, wo der Eichenforst läge. Ich wußte auch nichts weiter, als daß wir auf den Gipfel eines hohen Berges sollten. So verließen wir denn auf meinen Rat den Weg und gingen gerade durch den Wald, immer auf die Höhe hinhaltend. Nach einer halben Stunde gelangten wir auf einen grasigen Waldweg, und kaum hatten wir uns etwas umgesehen, ob die Richtung rechts oder links zu wählen sei, als wir unsere Wagen herankommen sahen. Dies war für den Herzog aber auch das Signal, schleunigst fortzueilen. Da hing ich mich an seinen Arm, gab ihm gute Worte und hielt ihn so lange auf, bis die Wagen herankamen, wo es dann der Herzogin gelang, ihn zum Einsteigen zu bewegen.

Auf dem Eichenforste war es pompös, wir blickten nach der goldenen Aue und tief nach Thüringen hinein. Des Herzogs Attachement dauerte übrigens immer fort, er wich nicht von meiner Seite, und die Herzogin, die gern im Vertrauen mit mir über eine bestimmte Sache geredet hätte, mußte davon abstehen, weil es keiner List gelang, den Herzog auch nur für ein paar Augenblicke von mir zu trennen. Erst um 10½ kamen wir wieder im Bade an, wo die Herzogin uns noch zum Souper engagierte, sodaß wir erst sehr spät bei stockfinsterer Nacht nach Ballenstädt zurückfuhren. –

Meine Bertha hat den Sommer bis jetzt in Berlin zugebracht, wohin sie von Krummacher's eingeladen war. Heute schwimmt sie indessen mit der Herzogin auf der Ostsee. Die Herzogin sollte nämlich ein Seebad brauchen und wählte Putbus auf Rügen. Da ihre Hofdame krank ist, hat sie Bertha zu deren nicht geringem Entzücken als Begleiterin gewählt und sie gestern in Berlin abgeholt. Die Reisegesellschaft besteht aus Prinzeß Louise, Prinz Wilhelm und Friedrich von Holstein, dem Oberstleutnant v. Kutteroff als Cavalier, Bertha als Dame, dazu eine zahlreiche Dienerschaft; auch Bertha hat ihre eigene Jungfer. Ein sechswöchiger Aufenthalt auf der Insel Rügen unter den bequemsten und angenehmsten Bedingungen ist kein Hund. Die Herzogin hat mir versprochen, für Bertha zu sorgen wie für ihre eigene Tochter. Prinzeß Louise und Bertha sind übrigens gegenseitig so entzückt von einander, daß ich mir den Aufenthalt auf Rügen für letztere höchst reizend denken kann. Für ihre Gesundheit wird die Luft an der See ganz besonders ersprießlich sein, da sie eine krankhafte Affektion des Kehlkopfes hat, die mich eigentlich oft beängstigt.

Dir kann ich auf 250 Meilen immerhin allerlei erzählen, worüber ich hier gegen männiglich schweigen muß. So habe ich gestern nachmittag ein merkwürdiges Erlebnis gehabt. Ich hatte auf dem Schlosse gespeist, und nach Tafel bat mich die Prinzeß Marie (Gräfin Hohenthal), ich möchte sie doch auf ihrem Zimmer aufsuchen, sie hätte mir etwas zu sagen. Da ich mit dieser Prinzeß eigentlich wenig bekannt bin, konnte ich nicht recht begreifen, was sie von mir wollte. Als ich in ihr Zimmer trat, kam sie mir weinend entgegen und klagte mir, sie sei die allerunglücklichste Frau auf Gottes Erdboden, erzählte mir Details aus ihrer Ehe und forderte mich endlich auf, ich sollte ihr raten, wie sie sich zu benehmen hätte. Ich war wie aus den Wolken gefallen und konnte weder begreifen, wie ich plötzlich zu solchem Vertrauen kam, noch wie die Gräfin auf einmal so unglücklich geworden. Ich wurde ganz betrübt mit der armen Frau, die so schön wie die Sonne und so unglücklich wie ein Lohgerber vor mir saß, und mir war's, als würde ich langsam gebraten, weil mir's so vorkam, als sollte ich diese Sachen eigentlich gar nicht hören. Ich beruhigte sie und redete ihr gut zu. Mir ist eigentlich nie etwas Sonderbareres begegnet. Der Graf und die Gräfin sind beide gläubige Christen, aber das Christentum muß ihnen in irgendeiner falschen Tasche sitzen, sodaß sie nicht recht dazu kommen können – ich weiß es nicht.

Als ich die Prinzessin verlassen hatte, ward ich zur Herzogin-Mutter gerufen. Diese sagte mir, ihre Tochter würde mir wohl ihr Herz ausgeschüttet haben, und was ich denn dazu meinte. Ich war nun vollends überrascht, wie mir auf einmal solches Vertrauen von allen Seiten entgegenkam, freute mich aber doch, daß die Mutter um den Schritt der Tochter wußte. Von da ging ich zur Bernstorff. Diese sagte mir, ich hätte wohl eben von Prinzeß erfahren, in welch besonderer Lage sie sich befände. Die Valentiner, die mir später auf der Treppe begegnete, versicherte mir, die Unterredung mit mir hätte Prinzeß so wohlgetan. Als ich nach Hause kam, rief mir meine Frau entgegen: „Nun, hast Du denn der armen Prinzeß etwas zu Trost sein können?" – „Woher, zum Kuckuck", sagte ich, „weißt Du denn etwas von meinem Besuch bei Prinzeß?" – „Ei", erwiderte meine Frau, „die Valentiner war einen Augenblick bei mir und erzählte mir davon." Prinzeß hatte mich gebeten, gegen niemand etwas zu äußern.

*

Ballenstädt, am 10. Oct. 1850. Gestern zum Geburtstag der Herzogin hatten die Barbuas wieder eine große Vorstellung von Tableaux mit Gesang und Orchesterbegleitung veranstaltet, bei der ich diesmal glücklicherweise nicht beteiligt war, wohl aber figurierten meine Kinder, und den Beschluß machte ein von Anna verfaßtes Lied, wobei sie selbst die erste Stimme sang. Das Souper ward in mehreren Sälen an lauter kleinen Tischen zu sechs Personen serviert. Diese Art von Schmäusen ist sehr behaglich, und ich werde in der Regel ganz fidel dabei, wenn die Gesellschaft nur erträglich ist. Ich saß zwischen zwei Damen, die beide keine Austern essen, aber reichlich davon nahmen und ihren Vorrat auf meinen

Teller überfiedelten; ich schmarotzte sehr und hatte zuletzt einen babylonischen Turm vor mir. Nach beendeter Tafel ging es in den Ballsaal, der von rauschender Musik widerhallte. Für die jungen Leute begann nun erst das eigentliche Fest. Die jungen Mädchen mit ihren Kränzen und duftenden Sträußen, ihren bunten Schleifen und Bändern auf den wolligen Kleidern schwammen in einem Meer von Glückseligkeit, und dazwischen blitzten Uniformen in allen Farben: österreichische, preußische, anhaltische; Dragoner, Husaren, Kürassiere und Jäger.

Während des Balles traf Marschordre für die preußischen Offiziere ein, am anderen Morgen sollten ihre verschiedenen Regimenter marschieren. Sie tanzten jedoch alle noch fort bis nach Mitternacht, wo sie sich fortstahlen, um noch vor Tagesanbruch ihre entfernten Garnisonen zu erreichen. Wie bald kann der österreichische Chrisf, der sich mit den preußischen Offizieren hier noch brüderlich im Contretanz bewegte, einen Contretanz anderer Art mit ihnen zu reiten haben. Und wenn auch jetzt die Sache noch hinausgeschoben werden sollte, so müssen beide Mächte doch einmal aufeinanderplatzen. Von solchen Befürchtungen ward indessen die Gesellschaft nicht berührt, und auch ich, der ich nun nachgerade an fortwährende Unsicherheit der Zukunft gewöhnt bin, gab mich ganz dem Feste hin und machte Cour bei den älteren Damen, bis ich auf einmal in die Schlingen einer amüsanten Unterhaltung geriet.

Ein Fräulein von Krosigk (von Gröna), die ich bis dahin noch gar nicht kannte, hatte nämlich einige flüchtige Worte von mir aufgefangen, die sie ganz entzückten, da es die erste konservative Ansicht war, die sie an diesem Abend zu hören bekam. Sie nahm mich gleich ins Gebet, und da sie Sympathien fand, machte sie ihrem Herzen Luft. Sie hatte gedacht, unser Hof wäre ganz von Gott verlassen, da sie den ganzen Abend von liberalen Phrasen geohrfeigt worden war. Gegen mich stammte sie nun, da sie sich verstanden glaubte, nach Herzenslust auf, und ich dachte, so möchte Johanna von Orleans ausgesehen haben, als sie das Kriegsvolk zum Blutvergießen begeisterte. Ich fand die Krosigk in ihrer Entrüstung über unsere vaterländischen Narrheiten so hinreißend, daß ich immer mehr Öl ins Feuer goß, um diese Prachtflamme so lange als möglich zu erhalten. Sie ging freilich zu weit, aber es wurde mir dabei doch klar, wie die wirkliche Begeisterung und die eigentliche Tatkraft immer an den äußersten Grenzen der extremsten Parteien liegt, und daß man die linke Seite nicht von der Mitte, sondern von der äußersten Rechten aus bekämpfen muß, um sich die Mitte ganz von selbst gestalten zu lassen. Diese brillante Erscheinung voll Geist und beißendem Witz fesselte mich den Rest des Abends, und ich hatte zuletzt noch den Vorteil davon, daß sie nicht nachließ, bis ich versprach, meine Söhne zu veranlassen, von Bernburg aus doch ja sonntäglich nach Gröna zu kommen.

21. Nov. 1850. Nun hat dieser Brief wieder schändlich lange gelegen, aber es war inzwischen gar zu viel Unruhe. Zunächst macht mir Gerhards Zukunft viel Sorge. Von allen Seiten riet man mir ab, ihn Genieoffizier

werden zu lassen. Nun stehe ich in Verhandlungen mit einem Major v. Winning in Bernburg, für den Gerhard schwärmt und der ihn eingeladen hat, in sein Regiment einzutreten.

Dann wollten die Barduas zum Geburtstag der Prinzeß Louise am 18. November die wirklich allerliebste Vogelcantate der Frau Kinkel aufführen, wobei sämtliche Sänger als Vögel maskiert sind. Weil das aber den Abend nicht füllte, so hatte Minchen Barduа noch ein Vorspiel erfunden, in welchem die nichtsingenden Vögel zusammenkommen und beschließen, die Singvögel durch etwas ganz Prachtvolles auszustechen; der Auerhahn als Hauptfigur schlägt endlich vor, man solle der Prinzessin ein pompöses Geburtstagsgedicht hersagen mit antiker Chorbegleitung; darüber ganz entzückt, beauftragen die Vögel den Auerhahn, den Sprecher zu machen. So weit war das Ding fertig, aber die Hauptsache fehlte: jemand, der den Auerhahn spielte und das Gedicht machte, welches nach der langen Einleitung nicht ohne Salz sein durfte. Ich war, ohne alle Ruhmredigkeit, hier der einzige, der beides konnte, und mußte nun, da ich den Tag über zu malen hatte, die Abende der Abfassung des 200 Verse langen Gedichts und dann dem Memorieren und endlosen Proben widmen.

Aber nicht genug an diesen Sorgen und Mühen, nicht genug an vielen Gesellschaften und Bällen, die wie toll in diese ernste Zeit fielen, in der der Krieg mit seinem Blutgesicht auf der Schwelle lag — bei einer großen Cour und Tafelei auf dem Schlosse flüsterte mir die Herzogin zu, ich sollte gleich nach Tafel zu ihr kommen. Ich meldete mich demnach und ward vorgelassen. Die Herzogin war allein, im Ballanzug, totem Sammet mit Brillanten, und sah ganz ungemein schön aus. Ich mußte mich an ihre Seite setzen, und nun begann sie mit großer Lebhaftigkeit mir gewisse höchst verdrießliche politische Verwicklungen, die mir neu waren, zu enthüllen, indem sie endlich damit schloß, mir Briefe an sehr bedeutende Personen aufzutragen. Die Herzogin saß in der Sophaecke und ich auf der Kante eines großen Fauteuils, mich mit dem Knie auf den Fußschemel der Herzogin stützend. Dabei kam ich eben von großer Tafel, hatte gegessen und getrunken und war so zerstreut, daß ich viel weniger an das Gespräch als an die Sprecherin dachte, die mir noch nie so bewunderungswürdig erschienen war, die ich eben an Tafel mit größter Unbefangenheit hatte scherzen und lachen sehen, und die, wie ich nun erfuhr, in peinlichster Lage war und mir mit wirklicher Staatsklugheit und umsichtigster Erwägung aller Verhältnisse die schwierigsten Dinge explizierte, wie eine zweite Königin Elisabeth, mit der sie wirklich Ähnlichkeit hat, nur mit dem Unterschiede, daß sie von ihrer Jungfräulichkeit kein Wesen macht, dabei aber wirklich und in der Tat so rein ist wie frisch gefallener Schnee. Zu meinem Schrecken mußte ich armer Tafelmensch nun noch ein Examen bestehen, ob ich auch alles begriffen hätte, und siehe da, es ging über Erwarten leidlich.

So ward ich denn entlassen und lief in die verdammte Probe, wo ich fürchten mußte, über die Narretei alles wieder zu vergessen. Mir saßen

noch die Tränen dieses, wie ich das täglich mehr erkenne, trefflichen und wahrhaft vornehmen Wesens im Gemüt, und so mußte ich einen Auerhahn spielen. Dann nach Hause und die halbe Nacht an den Briefen geschrieben, während ich die Meinigen allein auf den Ball gehen ließ und außer Julchen niemand ahnen durfte, was ich machte. Ähnliche Aufträge und Conferenzen wiederholten sich nun öfter, und dabei Memorieren, Proben, Gesellschaften und am Tage unabweisliche Broterarbeit, da wirst Du einsehen, daß ich zum Briefschreiben gar nicht kommen konnte.

Am Nachmittag des 15., als ich eben aus der Probe kam, wurde ich zur Bernstorff beschieden, wo ich wieder die Herzogin fand, und zwar gänzlich auseinander. Es waren schlimme Dinge vorgekommen, über die ich schweigen muß; die arme Frau war ratlos und in einem Zustande, daß mir das Herz wehtat. Das Schlimme ist, daß ich immer nur hinter den Coulissen spielen kann. Endlich kam mir ein glücklicher Gedanke. In Bernburg konnte ich unterderhand allerdings etwas tun, und dahin wollte ich, noch in dieser Nacht. Das gab der Herzogin Beruhigung, und ich lief nun nach Hause, um mich für eine große Gesellschaft umzukleiden, die ich notwendigerweise noch vorher mit den Meinigen zu besuchen hatte.

Hier verbreitete ich die Lüge, ein Brief von Gerhard veranlasse mich, noch diese Nacht nach Bernburg zu fahren, um seinetwegen mit dem Major Winning zu sprechen. Dies fanden alle sehr natürlich, und ich erhielt vom Wirte die Erlaubnis, mich zu entfernen, sobald es mir gefiele. Es war ein unerhörtes Geschwirre und Getöse, und ich hatte mich mit einer alten Frau v. Herder, die früher in Petersburg gelebt, in einem Seitenzimmer so festgeschwatzt, daß ich darüber alles Zeitmaß verloren hatte. Endlich sah ich einmal, da ich Wolfshunger verspürte und nicht begreifen konnte, warum nicht gegessen wurde, nach der Uhr — da war es schon um 11, und um 11½ geht die Post. Ich stürzte nun fort, hatte gerade noch Zeit, zu Hause anzulaufen und den Paletot gegen den Pelz zu vertauschen, und dann im Frack, ungegessen, durch Kot und Schneegestöber den weiten Weg zur Post, die ich noch gerade erreichte, um mit fortzukommen.

½6 Uhr früh rollten wir an der Post in Bernburg vor. Ich ging sogleich nach der Kugel, wo ich dasselbe Zimmer erhielt, das wir zusammen innegehabt haben, und schickte den Hausknecht nach meinen Söhnen. Wie der Blitz waren die Jungens da und frühstückten mit dem Vater. Aber das schmeckte nach einer solchen Nacht und so langem Fasten! Es war prächtig so mit den erfreuten Jungens zusammen. Ich sprach ausführlich mit Gerhard über seine Zukunft, und er durfte eine Zigarre mit mir rauchen, während draußen der Tag sich vorbereitete. Um 8 mußten die Jungens in die Schule, und ich fand nun endlich noch Zeit, mich etwas auf meine halsbrecherische Mission[1] vorzubereiten. Ich mußte durchaus

[1] Der Anlaß und der Zweck dieser Mission war nicht festzustellen, auch nicht aus den Akten des Anhaltischen Staatsarchivs, dessen bereitwilliger Hilfe diese Erläuterungen im übrigen ein gut Teil ihrer Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit zu danken haben.

einen Mann ins Vertrauen ziehen, der seit einem halben Jahre der Gegner der Herzogin war und ihr Verlegenheiten bereitet hatte, weil er von Vorurteilen eingenommen war und manche Verhältnisse nicht kannte. Jetzt mußte er sein Urteil ändern, ehe ich ihm die nötigen Mitteilungen machen konnte, und die Mittel hierzu waren sehr zu überlegen.

Dann besuchte ich zunächst den Herrn v. Winning und hatte mit ihm eine lange Beratung wegen Gerhard. Kommt es zum Kriege, so will er Gerhard gleich mitnehmen; behalten wir Frieden, so soll Gerhard zu Weihnachten nach Magdeburg, um sich dort zum Fähnrichsexamen vorzubereiten, und während dieser Zeit soll es sich entscheiden, zu welcher Waffe er treten soll. Meine geschäftlichen Verhandlungen nahmen dann fast den ganzen Tag in Anspruch und verliefen sehr günstig, auch am anderen Morgen hatte ich mit dem neugewonnenen Freunde noch eine Unterhaltung von 7 bis 9 Uhr. Um 10 Uhr saß ich wieder in der Post, sehr vergnügt, daß alles nach Wunsch gelungen. Am Abend stattete ich in Ballenstädt schon meinen Bericht ab und mußte darauf stracks in die Vogelprobe, wo ich schändlich stecken blieb und alles in Unordnung brachte. Nun denke Dir, solche ernste, gefährliche Sachen, dabei Geschrei im ganzen Lande mit der Aussicht auf verderblichen, vielleicht langwierigen Bruderkrieg, und — diese Komödie und Hoffratzen, alles zu gleicher Zeit!

Als dann am Geburtstag der Prinzessin unsere Vorstellung losgelassen wurde, machte mein Gedicht, welches ich mit Würde und Pathos vortrug, Sensation, und das Auditorium lachte entsetzlich. Allemal, wenn eine Stanze zu Ende war, wiederholte der Vogelchor die letzten Zeilen nach altklassischer Weise ernst und feierlich, und ich extemporierte dazwischen. Einmal war der Chor sehr laut geworden, da drehte ich mich um und sagte: „Zu arg, zu arg! Wenn ihr so schreien wollt, so wird der Herzog euch alle hängen lassen!“ Die Herzogin erschrak und fürchtete, der Herzog würde böse werden. Ich aber hatte meinen allergnädigsten Herrn besser gekannt; denn anstatt eine Störung zu machen, blickte er sehr geschmeichelt vor sich nieder und wandte sich dann zur Gräfin Hohenthal mit den Worten: „Ich bin doch auch mit vorgekommen.“ Es war ein ganz brillanter Abend.

Gestern war nun auch mein Geburtstag. Da kam die Bernstorff schon früh um 8 Uhr und brachte mir Glückwünsche von der Herzogin, die mir sagen ließ, ich hätte in der letzten Zeit so viel Güte für sie gehabt, daß sie sich doppelt aufgefordert fühlte, mir zu meinem Geburtstage eine kleine Freude zu machen; da sie aber nicht wisse, was ich am liebsten hätte, so meine sie, am besten zu tun, mir selbst die Wahl des Gegenstandes zu überlassen, ich würde es ihr doch ja nicht übelnehmen, wenn sie mir die Mittel dazu einhändigte. Mit diesen Worten steckte mir die Bernstorff eine Rolle von 20 Louisd'or in die Hand. Daß ich mich freute, kannst Du Dir denken; ich wurde dadurch plötzlich allerlei kleine peinliche Sorgen los.

Zu Mittag gab es zur Erinnerung an alte gute Zeiten einen echten eßländischen Brei mit kaltem Schmand, ganz wie in Poll, daß mir die Erinnerung Tränen in die Augen trieb. Gleich nach Tisch besuchte uns die

Gräfin Hohenthal, um mich zu beglückwünschen, was eine ganz außergewöhnliche Freundlichkeit war. Am Abend waren wir alle zu Piper geladen. Als der Champagner präsentiert ward, stand er auf einmal hinter meinem Stuhl und stülpte mir, indem er einen Toast in Versen ausbrachte, eine neue Wintermütze mit einem Lorbeerkranz aufs Haupt, mich zum Hofpoeten krönend. Das war mein Geburtstag, und so ein armer Teufel ich auch bin, so war er eigentlich doch reich, über alle Erwartung glücklich, bunt und farbig.

24. Nov. 1850. Heute hatte ich eine sehr große Freude. Ich wurde von Tafel zur Bernstorff beschieden. Da fand ich die Herzogin, die mir sehr vergnügt entgegenkam und mir sagte, sie hätte mich jetzt immer rufen lassen, wenn's schlimm gewesen wäre, und ich hätte freulich recht schwere Sorgen mit ihr geteilt, so sollte ich denn heute auch einmal Zeuge ihrer Freude sein. Sie las mir nun einige Berichte vor und setzte mich au fait. Sie ist nun plötzlich aus allen schlimmen Verlegenheiten ihrer sonderbaren, höchst schwierigen Lage heraus. Ich wünschte, ich könnte Dir alles mitteilen, aber ich habe versprochen, vorderhand gegen jedermann zu schweigen. Ich freue mich für die Herzogin; sie hat es wirklich verdient, denn sie ist mit einer bewundernswürdigen Ehrlichkeit und Lauterkeit durch die verzweifeltsten Verwickelungen und Dunkelheiten der Zeit gegangen, und gerade jetzt, wo sie aus reiner Rechtschaffenheit einem gewünschten Ziel entsagt hatte, mußte diese Rechtschaffenheit wider alles Erwarten der Weg werden, es zu erreichen.

Das sind so Freuden, die man in der Seele anderer hat, sonst aber ist die Zeit recht trübe. Immer noch schwebt das Kriegsschwert an einem Haar über unseren Häuptern[1]. Die Rüstungen sind gewaltig. Statt 100 Kanonen in Friedenszeiten sind jetzt 800 fertig bespannt mit 25000 Pferden. Die Armee, die sonst 100000 Mann beträgt, ist auf eine halbe Million angewachsen. In Aschersleben sah man, als ich neulich durchkam, nichts als Himmel und Soldaten. Die Landwehr strömt überall in Scharen zusammen, und 400000 Mann, bis an die Zähne gewaffnet, lauter geübte, taktfeste Soldaten, sind plötzlich aus der Erde gewachsen. Sämtliche junge Leute von 20 bis 30 Jahren, einerlei wes Standes, sind bei der Armee. Die preußische Landwehr ist das prächtigste Militär, was man sehen kann, kräftig und kriegsbegeistert. Wie man aber damit auf die Dauer einen Krieg führen kann, begreife ich nicht, weil unterdessen alle Geschäfte stocken. Unser Nachbar Rabe z. B., der ein bedeutendes Landgut bewirtschaftet, hat drei Söhne stellen müssen, die ihm in seinem riesenhaften Betriebe unentbehrlich sind, desgleichen seinen Schreiber, zehn Pferdeknechte, die meisten Arbeiter, seine beiden Siebenmeister und den Geschäftsführer aus

[1] Der von Österreich wiederhergestellte Frankfurter Bundestag hatte die Bundesexekution gegen das zur preußischen „Union" gehörende Kurhessen beschlossen, um die Union zu sprengen. Daraufhin hatte Preußen die Mobilmachung angeordnet, die im Lande mit größter Begeisterung begrüßt wurde. Das Ende war jedoch der Gang nach Olmütz am 28./29. November.

seiner Zuckerfabrik. Was soll er nun anfangen?! Und so ist es überall. Von den Behörden ziehen alle jungen Kräfte ab. Den Communen fällt neben der Stellung der Pferde auch noch die Fürsorge für die zurückbleibenden Weiber und Kinder zur Last. Dann die Kriegssteuern für eine so unverhältnismäßig ungeheuere Armee. Für einen kurzen Feldzug mag das gehen, aber wenn man sich einen solchen Zustand drei bis vier Jahre dauernd denkt, so begreift man gar nicht, was aus dem Lande werden soll. Mit Landwehr längere Kriege führen heißt: vom Kapital zehren. Aber das ganze Volk ist jetzt begeistert. Es geht nur ein Schrei durch ganz Preußen: Krieg! Ganz wie 1813. Jetzt Friedrich der Große auf dem Throne – und ganz Deutschland wäre preußisch trotz alles Widerspruchs der übrigen Großmächte.

Couvert. 1. Dec. 1850. Heute soll der lange Brief aber endlich fort. Ich wollte Dir nur noch melden, daß mein Buch jetzt erschienen ist. Der Titel lautet: „Von den Widersprüchen in der Heiligen Schrift für Zweifler", Berlin 1850 bei Wohlgemuth. Vielleicht kannst Du es durch Deinen Buchhändler beziehen, wenn es nicht bei Euch verboten wird, was möglich wäre wegen eines einzigen Wortes, das ich aus dem Probebogen herauskorrigiert hatte, das aber durch die Nachlässigkeit des Druckers stehen geblieben ist.

Neulich fuhr hier eine Büchsenkugel durch ein Gesellschaftslokal, ohne jedoch jemand zu treffen. Zu den Fenstern hereinzuschießen, wird jetzt recht Mode. Heraus kommt nichts. Es geschehen jetzt gar zu viel Missetaten, die ungesühnt bleiben. Es ist nicht mehr hübsch und heimlich in Europa, man sehnt sich nach Unalaschka. „Dahin! dahin laß uns" usw.

*

Ballenstädt, am 1. März 1851. Mir ist die ganze Zeit, seitdem ich Dir zuletzt geschrieben, vergangen wie ein Traum. Ich habe viel gemalt, aber außerdem habe ich eigentlich nicht für mich gelebt, sondern bin in den Kreis eines fremden Lebens gebannt gewesen. Daß unserem kleinen Staate das Haupt fehlt, ist Dir bekannt, sowie vielleicht auch, daß diejenigen, die es vorstellen, untereinander uneins sind. Der Landtag mißtraut dem Hofe, die Behörden mißtrauen dem Ministerium, das Ministerium mißtraut den Behörden und dem Hofe, der Hof mißtraut dem Ministerium und dem Landtage. Hierbei ist bemerkenswert, daß wunderbarerweise eine Sympathie zwischen Hof und Behörden sowie zwischen Landtag und Ministerium obwaltet. Der Hof aber ist mit einem Wort die Herzogin. Die Herzogin ist von Natur die argloseste Person von der Welt und geneigt, jedem Menschen mit Vertrauen entgegenzukommen; jetzt aber ist sie so mißtrauisch geworden, daß meine Wenigkeit vielleicht der einzige Mann im Lande ist, dem sie noch glaubt und vertraut. Mein Beruf, den ich mir nicht selbst gemacht habe, der mir auch nicht aufgetragen worden ist, sondern aus den Umständen von selbst herauswuchs, ist nun der, die Herzogin zu trösten und zu beruhigen, sie zu beraten und

ihr die Arbeit abzunehmen. Nun denke Dir aber, wie schwer das ist. Verständigungen mit Dritten kann ich nicht herbeiführen, weil ich keine offizielle Stellung habe, die Staatsmänner sich daher ärgern würden, mich mit geheimen Staatsgeschäften betraut zu sehen; auch hat die Herzogin eine vielleicht übertriebene Furcht, ihr, weiß Gott, sehr unschuldiges Verhältnis zu mir bekannt werden zu lassen.

Jetzt arbeitet die Herzogin seit einem halben Jahre dahin, einen tüchtigen Mann aus Preußen, der nicht durch die hiesigen verworrenen Verhältnisse befangen ist, als Minister hierher zu bekommen; gelänge dies, so würde sie selbst sich von allen Geschäften zurückziehen. Die Aufgabe ist schwer, und ich habe ihr dabei getreulich geholfen. Oft nahe am Hafen, dann wieder unendlich weit vom Ziele abgeschleudert, haben wir doch den Mut noch nicht verloren. Große Schwierigkeiten sind schon besiegt. Der Landtag hat das Geld bewilligt, und die Räte des Herzogs lassen es sich gefallen, daß der König von Preußen die Personen vorschlägt. Die Herzogin kann sich jetzt darauf beschränken, die Schritte ihres Ministeriums in Berlin zu kontrollieren und Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um auf keine Weise hinters Licht geführt zu werden. Was ich dabei zu schreiben habe, kannst Du Dir gar nicht vorstellen, und zwar sind es immer Briefe der schwierigsten und delikatesten Art. Die Mitteilungen, die gemacht werden, und namentlich die Urteile über Personen dürfen immer nur zwischen den Zeilen zu lesen sein, damit die Herzogin auch durch Indiskretionen niemals kompromittiert werden kann. Auch darf ich nie vergessen, daß die Herzogin rechtlich nicht Regentin ist, und daß es nur ihr hoher Stand ist und ihr reiner Wille, die ihr einigen Anspruch darauf geben, gehört zu werden. Bis jetzt habe ich aber das Schifflein recht sanft und weich dahin gesteuert[1].

Vor etwa zwei Wochen erschien nun hier mit einem prachtvollen Empfehlungsschreiben von Manteuffel[2], ein Herr von Schätzell[3], Regierungsrat aus Danzig, um sich als Ministerkandidat zu präsentieren,

[1] Es ist auffallend, daß auch Kügelgen nichts von den nur von Bismarck selbst in den „Briefen an seine Braut und Gattin" bezeugten Verhandlungen mit ihm erwähnt. Bismarck schreibt (S. 231) aus Berlin am 20. Januar 1851: „Sonntags 6 Uhr auf, 7 zu Assburg, wegen Besetzung des Ministeriums in Bernburg (was sie mir angeboten) bis 9 Uhr verhandelt ... Ich habe die Sache in Bernburg bisher nicht betrieben, sondern Gott überlassen; sonst ist die Stellung angenehm: der Herzog ist blödsinnig, und der Minister Herzog. Wenn der König es von mir fordert, so gehe ich hin, sonst nicht. Im erstern Falle Du natürlich auch, da die Sache voraussichtlich länger dauern würde, jahrelang. Sprich nur mit den Eltern davon, sonst niemand." Zwei Tage später, am 22. Januar: „Nach Bernburg gehe ich nicht, der König wollte zwar, die Minister aber nicht, weil sie mich in der Kammer nicht missen können, wie sie sagen, und gegen sie ist es nicht durchzusetzen. Es wäre recht hübsch dort, als unabhängiger Herzog und dicht am Harz mit Viktorshöhe und das ganze Selketal zu regieren, in Ballenstedt wohnend."

[2] Otto Frhr. v. Manteuffel, seit Dezember 1850 preuß. Ministerpräsident.

[3] Max v. Schätzell (1804—79), seit 1851 im Bernburger Landesministerium, von 1853 bis 1863 alleiniger Minister. Auf dem Friedhof zu Ballenstedt ein ihm von der Herzogin-Witwe 1881 errichtetes Denkmal.

ein durchaus vornehmer, feiner und gebildeter Mann von den einnehmendsten geselligen Formen. Er konferierte viel mit der Herzogin allein wie auch mit den Räten. Mir befahl die Herzogin, sogleich Freundschaft mit ihm zu schließen; ich schützte aber das Beispiel von Tasso und Antonio vor und bat sie, diesen Kelch an mir vorübergehen zu lassen, da ich mich lieber suchen als abweisen ließe. „Aber für mich würden Sie es doch tun? Es liegt mir daran." — „Für Ew. Hoheit", sagte ich, „werde ich es gerade nicht tun. Sie dürfen den Mann auf keine Weise bestürmen, warten Sie es ab, bis er erst hier ist, und wollen Sie mir dann Gelegenheit geben, dann verspreche ich, obgleich dies ganz gegen meine Natur ist, mich an ihn anzunesteln."

Nichtsdestoweniger lud sie mich mit meiner Frau zum Abend ganz allein mit diesem Fremden ein. Von der Bernstorff erfuhr ich, daß ich plötzlich mit ihm allein gelassen werden und ihn dann über Personen und Verhältnisse ganz au fait setzen sollte. Ich fand aber Gelegenheit, mich der Herzogin zu nähern, und lehnte dies auf das entschiedenste ab. Es ist wunderbar, daß Frauenzimmer immer alles so schnell machen wollen und es so selten verstehen, die Zeit zu ihrem Verbündeten zu machen. Die Konversation mit Schätzell blieb mir fast allein überlassen. Ich freute mich, einen durchaus konservativen Mann zu finden, aber nicht einen von jener bornierten Art, wie ich sie durchaus nicht vertragen kann. Seit Jahren war dies das erstemal, daß ich mich über Politik ganz frei aussprechen konnte, ohne mißverstanden zu werden und — ein solcher Mann sollte hier Minister werden und die Geschäfte leiten! Das war keine gemeine Freude.

Endlich kam ich auf die Idee, ein Mann, der so urteilte, könne möglicherweise auch mit uns auf gleichem Glaubensgrunde stehen. So frug ich ihn denn nach der religiösen Stimmung und den Predigern in Danzig und erkannte aus seinen Antworten bald, daß ich mich nicht geirrt hatte. Er war ein Christ, und zwar nach der liebenswürdigen Art, ohne Parteifärbung. Das Gespräch wurde nun sehr lebhaft, die Bernstorff nahm Anteil daran, und ich sah, wie die Herzogin, die eifrig strickend sich hinter ihrem Lichtschirme ganz still verhielt, sich mehrmals die Augen wischte. Ein Glaubensgenosse, das war unerwartet, darum war nicht gebeten worden, wohl aber gebetet.

Als Schätzell am anderen Morgen abreisen wollte, antwortete er der Herzogin auf ihre Frage, ob sie nun bestimmt auf sein Kommen rechnen könne, er sei mit allen Bedingungen einverstanden, und nur der Umstand, daß er vielleicht keine Wohnung fände, wie sie ihm besonders für seine alte Mutter, die bei ihm wohne, konveniere, würde ihn noch zum Rücktritt bestimmen können. Die Herzogin bot ihm sogleich eine Wohnung auf dem Schlosse an. Die Sache war also abgemacht, und am 2. April sollte Schätzell sein Amt antreten. Nun schrieb die Herzogin dankend an Manteuffel und trug ihm vorläufig den Dank an den König auf. Hierauf lief vom König selbst ein Brief ein. Für den Fall, daß es Dir interessant wäre,

einmal ein eigenhändiges Schreiben des Königs Friedrich Wilhelm IV. zu lesen, schreibe ich ihn für Dich ab, wie folgt:

Potsdam, den 13. Febr. 1851.

Gnädigste Herzogin!

Ich fühle mich Ew. Hoheit gegenüber sehr schuldig wegen der so späten Antwort auf Ihren gnädigen Brief, in welchem Sie den Wunsch äußerten, einen meiner höheren Beamten in den Rat des Herzogtums zu berufen. Minister von Manteuffel hat sich der Sache mit Liebe angenommen. Ew. Hoheit wissen selbst, wie schwierig und erfolglos manche Unterhandlungen mit Männern gewesen sind, die Sie sowohl als ich für passend anerkannt haben. Ich wartete immer auf irgendeine Lösung der Frage, um dann mit etwas Soliderem als mit der Präsentation von meinem und meiner Räte gutem Willen antworten zu können. Eine solche Lösung scheint sich jetzt machen zu wollen. Ich sage scheint — denn nach dem, was mir davon mitgeteilt worden ist, wohnen dem Herrn von Schätzell noch manche Bedenken bei. Was Ew. Hoheit aber an Minister von Manteuffel kürzlich geschrieben haben, gibt mir Hoffnung auf ein gutes Endresultat. Ich kann übrigens dem Herrn von Schätzell das beste Zeugnis geben und leugne nicht, daß ich ihn ungern aus meinen Diensten scheiden sehe. Ich halte ihn aber ganz würdig der hohen Stellung, die Ew. Hoheit ihm zugedenken, und er hat in seinem Wirkungskreise in Westpreußen einen neuen erfreulichen Beweis geliefert, was vortreffliche Grundsätze und edler Wille wirken, wenn eigene Energie und der Vorgesetzten Beifall und Schutz ihnen gesellt sind. Ich bitte Ew. Hoheit, mich dem Herzoge bestens empfehlen zu wollen. Empfangen Sie huldvoll den Ausdruck der Verehrung und Anhänglichkeit, mit welcher ich immer sein werde, gnädigste Herzogin,

Ew. Hoheit treuergebener Vetter und Diener
Friedrich Wilhelm.

15. März 1851. Da liegt wieder eine bedeutende Pause. Ich habe wieder für die Herzogin viel zu tun gehabt, und die geschäftliche Briefstellerei nimmt die Lust für die vertrauliche weg, auch die Zeit. Es ist bei uns wieder alles auf den Kopf gestellt. Schätzell verließ uns in der Voraussetzung, daß man ihm hier alle seine Bedingungen des Eintritts in den Herzoglichen Staatsdienst bewilligt und daß er sie nur schriftlich einzusenden habe, um sie vom Herzoge unterzeichnen zu lassen. Inzwischen hat aber der Landtag und, durch diesen gestärkt, der Minister Hempel allerhand Schwierigkeiten gemacht. Die Herzogin tat dagegen, was in ihren Kräften stand, brauchte aber dazu meine Hilfe.

Meine Hilfe war aber gerade damals für sie so schwer erreichbar wie noch nie. Es besteht nämlich hier eine alte Observanz, die Jeden vom Hofe verbannt, in dessen Hause das Scharlachfieber herrscht, weil man nicht weiß, ob der Herzog diese Krankheit gehabt hat. Ich bin nun aber gerade in diesem Fall, indem Elisabeth, wie ein Krebs so rot, jetzt schelfernd am Scharlach liegt. Darf ich nun nicht aufs Schloß, so darf natürlich auch Niemand vom Schlosse zu uns. Meine Gesellschaft war daher nur heim-

lich und verbrecherisch zu erlangen. So empfing ich in dunkler Nacht Besuche von der Bernstorff mit Papieren, Briefen und Aufträgen und fand mich im Schloßgarten an versteckten Plätzen mit Kammerjungfern zusammen. Endlich erlaubte der Arzt, daß man sich in freier Luft sehen könne. Aber das Wetter ist scheußlich, es regnet und stürmt wie besessen. Man kann draußen kein Wort reden, wenn man nicht will, daß einem der Sturm die Zähne ausbrechen soll, Papiere aber werden gleich zerrissen oder meilenweit fortgewirbelt, man sieht sie nie wieder. Wenn also mündliche Auseinandersetzungen nötig waren, so mußte dies unter Dach und Fach geschehen, und dazu ward das Chausseehaus am Zehling gewählt. Dieses mußte aber erst per pedes erreicht werden durch Kot und Sturm. Die todkranke Bernstorff immer mit. Ich führte diese, weil es auf der Hand lag, daß sie allein auch nicht drei Schritte machen konnte; und vor uns her durchknetete die Herzogin den Kot wie ein Bäcker seinen Teig und bot bisweilen die überraschendsten Anblicke dar, von denen sie selbst keine Ahnung hatte. Im Chausseehäuschen saßen wir dann, um allein zu sein, im ungeheizten Zimmer und redeten die nötigsten Sachen durch. Dann ging es auf dieselbe Weise wieder zurück.

20. März 1851. Schätzell ist nun doch noch gerettet worden. Er hatte schon die Feder in der Hand gehabt, um abzuschreiben, als ein Brief von der Herzogin ihn wieder umstimmte. Seine Bestallung ist gestern in Herzoglicher Kanzlei schon ausgefertigt worden und unterwegs nach Danzig. Heute wurde deshalb auf dem Chausseehäuschen ein Fest gefeiert. Die Herzogin hatte schon am Morgen hingeschickt und heizen lassen. Ihre Mutter (die alte Herzogin von Holstein[1]), ihre Schwester Louise, die Bernstorff und meine ganze Familie (die Kleinen abgerechnet) — das war die Gesellschaft. Das Wetter war prächtig, Lerchenjubel und trockener Weg. Das war ein ander Ding als jene Kotpartie, über welche nun nachträglich viel gelacht wurde. Schätzell kommt nach Ostern, und dann wird hoffentlich die Herzogin einen Freund gewinnen, der ihr besser helfen kann als ich. „Ich werde nun wohl antiquiert werden?" frug ich sie. Da lachte sie und sagte: „Sie guter Herr von Kügelgen!" Dies ist eine prächtige Antwort, welche die Herzogin sehr an sich hat, und die auf alles paßt. Sie ist daher auf verfängliche Anreden nie um eine Erwiderung verlegen.

21. April 1851. Zu meiner unbeschreiblichen Erleichterung haben nun meine heimlichen Staatsarbeiten aufgehört. Elisabeth machte ihren Scharlach sehr leicht ab und sieht in ihrer neuen Haut wie eine Bohnenblüte aus. Ich gehe wieder ein und aus am Hofe und opfere diesem Umgang, wie dies nun schon mein Schicksal ist, viel Zeit. Aber ich bin den Herrschaften von Herzen gut und kann ihnen gerne Opfer bringen. Unsere Herzogin, ihre Mutter und ihre niedliche Schwester Louise sind so einfache, so reine und kindliche Menschen, daß ich oft ganz erstaunt darüber bin.

[1] Herzogin Louise (1789—1867), Tochter des Landgrafen von Hessen-Cassel, seit 1810 mit dem Herzog Wilhelm von Holstein-Glücksburg (gest. 1831) vermählt, lebte seit 1850 ständig in Ballenstedt.

Am Gründonnerstag erlebte ich etwas der Art, was über alle Begriffe geht. Die Herrschaften wollten am Freitag kommunizieren. Am Gründonnerstag hatte ich nun auf dem Schlosse eine herrliche Vorbereitung zur Kommunion von Luther vorgelesen, die sehr gegen den Stolz eiferte. Als ich fertig war, bemerkte ich, daß Prinzeß sehr ergriffen war und eifrig mit der Herzogin wisperte. Endlich hörte ich, wie die Herzogin sagte: „Sprich doch mit ihm, Du kennst ihn ja gut." Da bat mich Prinzeß zu einer Unterredung in das Zimmer der Bernstorff.

Hier trat mir zum erstenmal in meinem Leben eine aufrichtige und lebendige Gewissensangst entgegen, und zwar bei der unschuldigsten Person, die man je gesehen hat. Weinend und dunkelrot im Gesicht vor Scham frug sie mich, ob es mir auch nicht zu schrecklich sei, ihre Sünden anzuhören und ihr dann zu raten, denn sie fürchte, das heilige Mahl unwürdig zu genießen. Ich bat sie, überzeugt zu sein, daß ich jedenfalls auch alles getan hätte und noch weit mehr, als ihr zur Last fallen könne; wer zum heiligen Abendmahl ginge, sei immer ein armer Sünder, sonst wüßte ich nicht, wozu er's täte. Auch stehe nicht „würdig", sondern „würdiglich" in der Bibel, und das beziehe sich nicht auf den Menschen, sondern auf die Art, wie es getan werde. Ja, meinte sie, sie befände sich aber in der schrecklichen Lage, daß sie von ihrer Sünde nicht lassen könne. Nach langem Hin und Her sagte ich der Prinzeß, wenn ich sie beraten solle, dann müßte ich freilich erst wissen, was sie eigentlich getan hätte. Jetzt kämpfte sie sehr mit sich, aber auf mein freundliches Zureden legte sie mir doch endlich folgende Beichte ab. Sie habe sich durchforscht und einen Wunsch in ihrer Seele gefunden, vor dem sie aufs äußerste erschrocken sei, den sie aber nicht bemeistern könne – sie möchte so gerne einmal eine Königin werden! „Ich weiß, das ist Hoffart und Hochmut", setzte sie verzweifelt hinzu, „aber es ist mir nicht möglich, ich kann den Gedanken nicht loswerden. Ich habe gebetet und gerungen, aber ich kann diesen Wunsch nicht opfern. Kann ich wirklich mit dieser Hoffart im Herzen zum heiligen Abendmahl gehen?"

Während dieser Mitteilung war ich ganz nervös geworden. Von der einen Seite plagte mich das Lachen so, daß ich innerlich ordentlich zusammengezogen wurde, denn so etwas hatte ich doch nicht erwartet. Von der anderen Seite rührte mich diese himmlische Einfalt und diese süße kindliche Gewissenhaftigkeit so heftig, daß ich gar nicht wußte, wie ich mich bemeistern sollte. Dieser Engel, ein liebliches, reizendes und unschuldiges Mädchen, hatte sich durchforscht nach Sünden und war endlich auf diesen harmlosen Wunsch gestoßen. Ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte, konnte auch nicht reden, weil ich fürchten mußte, in Tränen und Gelächter zu gleicher Zeit auszubrechen.

So sprang ich von meinem Lehnstuhl auf und ging ein paarmal durchs Zimmer, wobei mich Prinzeß, sich die Augen trocknend, mit unruhigen und besorgten Blicken verfolgte. „Wenn ich die Wahrheit sagen soll", nahm ich wieder das Wort, „so werden Sie da von einem Gedanken beunruhigt, den Sie sich aus dem Kopfe schlagen müssen." – „O nein",

sagte die Prinzeß, „das hieße ins Kloster gehen, um die Versuchung zu vermeiden.“ Ich erwiderte, man könne gegen das Böse nicht anders ankämpfen, als daß man es sich aus dem Kopf schlüge, man dürfe nicht darüber grübeln. Wolle man mit dem Teufel Schach spielen um die Seele, so würde man die Partie allemal verlieren. Es sei eine Versuchung des Teufels nicht auf ihr Herz, sondern auf ihren Verstand, sie solle nur selbst urteilen, wie es sich ausnehmen würde, wenn z. B. ich mich ernstlich über die Freude beunruhigen wollte, die es mir machen könnte, wenn der Herzog auf die Idee käme, mir einen Orden zu verleihen.

Da erheiterte sich Prinzeß etwas, und ich behauptete, sie müsse nun etwas tun, irgendein äußeres Zeichen geben, bei dem sie sich erinnern könne, daß sie sich vorgenommen habe, ihren Gedanken zu vergessen. Es sei oft von Erfolg, wenn man ausspucke, um schlimme Gedanken loszuwerden; sobald dies geschehen sei, würde sie sich wie neu geboren fühlen. So complimentierte ich diesen Engel bis in die Ecke des Zimmers, wo der Spucknapf steht. Aber sie konnte sich nicht dazu entschließen. Ich faßte also plötzlich ihre Hand, was ich mir unter anderen Umständen nie erlauben würde, und sagte: „Es hängt auch nichts von der Form ab, aber so gewiß ich Ihnen jetzt die Hand schüttelte, so gewiß ist Ihre unbegreifliche Ängstlichkeit nun erschüttert und abgeschüttelt. Das wäre noch besser, wenn Sie ganz allein eine Heilige sein wollten. Tragen Sie Ihr Päckchen, Ihr Bündel, wie wir anderen auch. Übergeben Sie sich Ihrem Seelenarzt, wie Sie sind, samt Ihrem Schnupfen, und seien Sie überzeugt, daß er Sie nie und nimmermehr in Ihrem Stolze werde stecken lassen“.

Nun war Prinzeß endlich beruhigt. Die Unterredung hatte sehr lange gedauert. Prinzeß hatte darüber das Souper vergessen und versäumt. Wir hörten die Herrschaften durch den Gang von Tafel kommen, und es war Zeit, daß ich mich empfahl. Ich war über meinen Erfolg aufrichtig froh, denn ich fürchtete schon, dieses liebliche Kind könnte verrückt werden, wenn sich solche Gedanken ernstlich an sie anklammerten. Mir ist diese Erfahrung sehr merkwürdig. Prinzeß ist ein kindlich frohes und unschuldiges Wesen. Sie gleicht einem reinen, klaren Bächlein, das über glatte Kiesel dahintanzt, die man deutlich durchscheinen sieht; große Tiefen haben solche Flüßchen nicht, aber große Reinheit. Ihr Stolz beschränkt sich auf einige kindliche Ideen und ist sonst so edel, daß er der christlichen Demut nicht widerspricht. Ich halte sie für eine der demütigsten Personen. Wo kommen nun plötzlich solche Sachen her? — Ein sonderbarer Brief, wirst Du sagen. Ach ja, mein Alter!

Couvert. Ich soll jetzt den Herzog malen. Er will mir aber nicht sitzen und mir auch keine Bilder leihen, die aus früheren Zeiten vorhanden sind. Ich solle ihn so in den Vierzig malen; wenn nur das Alter richtig wäre, das übrige könnte man sich denken.

*

Ballenstädt, am 31. Aug. 1851. Diesmal muß ich Dir leider melden, daß unser alter Erbfeind, die üble Laune, mir wieder einmal einen argen

Streich gespielt hat, nachdem ich schon glaubte, gänzlich von ihr befreit zu sein. Seit Jahren war ich vollständig unangefochten geblieben und nahm schon einige Male einen Anlauf, es Dir zu melden, aber die Furcht, den Leuen zu wecken, hielt mich immer davon ab. Jetzt hat eine lächerliche Kleinigkeit den Anlaß zu einem neuen, mir selbst unbegreiflichen Ausbruch gegeben.

Die Herzogin hatte mich während des Aufenthaltes unserer Herrschaften in Alexisbad gebeten, ich möchte doch auf diese ganze Zeit als ihr Gast hinauskommen, um dort über einige Punkte, die ihr selbst zu behandeln unbequem wären, mit dem Minister Schätzell zu reden, der sich auch in Alexisbad aufhielt. Das war aber nur Vorwand. Eigentlich wollte mir die Herzogin eine Freude machen und tat es nur unter dieser Form; sie dachte, es würde mir gut sein, einmal ein paar Wochen lang in den schönen Bergen ein recht behagliches Schlaraffenleben zu führen.

Es war wirklich das Lieblichste, was mir geboten werden konnte, zumal da es sich so traf, daß mein alter Liebling Line Schiller (geb. Valentiner) auch in Alexisbad war und Bertha mit hinausgenommen hatte, sodaß es mir an liebender Pflege im kleinen Familienkreise nicht fehlen konnte. Zur größeren Erleichterung eines behaglichen Zusammenlebens hatte mir Line ein schönes Zimmer neben ihrer Wohnung besorgt. Als ich nun in Alexisbad anlangte, wollte es das Unglück, daß Line und Bertha gerade an Tafel waren. Ein Kellner führte mich auf das für mich bestimmte Zimmer. Es war überaus wohnlich, ja reizend, ich hätte da so vergnügt leben können wie der liebe Gott in Frankreich. „Was soll das Zimmer kosten?" – „4 Thaler wöchentlich." – „Kann man es nicht gegen ein billigeres vertauschen?" – „O ja, wenn Ihnen ein Bedientenzimmer auf dem Boden nicht zu schlecht ist, da ist noch eins offen zu 1 Thaler." – „Mir recht, tragen Sie meine Sachen hinauf." Ich bezog nun ein elendes Loch mit einer kleinen Schießscharte von Fenster, einem Bett, Stuhl, Tisch und Kleiderschrank, das war alles. Ich hatte das Gefühl, daß ich mir selbst dadurch alle Glückseligkeit zerstörte, aber als die Kinder von Tisch kamen, war ich schon fertig eingekramt. Sie waren ganz außer sich, daß ich das schöne Zimmer, daß sie mir nur durch Bezauberung des Intendanten mit vieler Mühe bis dahin freigehalten hatten, ausschlug, und legten Hand an, um meine Sachen wieder hinunterzuschleppen. Das hielt ich nun für Hoffart und glaubte, sie schämten sich, daß der Papa im Bedientenzimmer hause; ich blieb nun gerade erst recht, hoffte aber im stillen, sie würden, wenn ich ausgegangen wäre, mich heimlich dennoch delogieren, und wollte in diesem Fall unten bleiben.

Die Kinder hatten sich nun hinter die Bernstorff gesteckt, und als ich dieser bald in die Hände fiel, bestürmte sie mich auf ihre heftige Weise, doch noch herunterzuziehen; die Herzogin würde es als eine Beleidigung ansehen, ich sei ja deren Gast, und es würde ihr nichts so empfindlich sein, als wenn sie aus der Rechnung sehe, daß ich mit ihrem Beutel Ökonomie getrieben hätte. Die Raschheit und Leidenschaftlichkeit, mit der sie mir

zuſetzte, verdarb vollends alles. Ich verſchwor mich nun, oben zu bleiben, und da ſie nicht abließ, riß ich mich fort und ließ die arme treue Freundin einſam und weinend unter einem Haſelſtrauch ſtehen. Da begegnete ich der Herzogin. Sie empfing mich unbeſchreiblich gnädig und bat mich, nun dieſe Zeit recht vergnügt und ganz nach meiner Phantaſie zu leben, mir auch ja nichts abgehen zu laſſen, weil es ihr ſehr kränkend ſein würde, wenn ich im geringſten ſchlechter leben wollte als ſie ſelbſt. Ich ſollte es nicht vergeſſen, daß ich ihr lieber Gaſt wäre! Sie war nämlich früher immer ſehr unzufrieden mit meinen Rechnungen geweſen, wenn ich in ihren Angelegenheiten gereiſt war, weil ich Dinge, die zum Wohlleben und Luxus gehören, nie mit berechnet hatte.

Ihre Worte waren mir nun wie Stiche, denn mein Leben im Bade war ſchon verdorben. Ich hatte mich mit dem Zimmer übereilt und konnte nicht mehr zurück, hatte die arme Bernſtorff gekränkt und der unſchuldigen Line, die ſich auf mich als ihren beſten und älteſten Freund gefreut hatte, gleich im voraus alle ihre Erwartungen auf ein trauliches Zuſammenſein abgeknickt. Demungeachtet hätte alles noch einigermaßen gut werden können, wenn dieſer teufliſche Mißmut, der nun erſt recht kräftig wurde, mir nicht durch die Leber geſchoſſen wäre. Es waren immer noch Mittel genug übrig zu einem trefflichen und ergötzlichen Leben. Wenn ich auch im Hundeloch blieb, konnte ich doch durch Freundlichkeit und gute Laune bald alles wieder vergeſſen machen. Ich konnte Champagner trinken und ſo die Rechnung zur Zufriedenheit der Herzogin anſchwellen laſſen ſo dick ich wollte. Line, Bertha, die Bernſtorff waren da; Schätzell, deſſen nähere Bekanntſchaft ich mir immer gewünſcht hatte, mit ſeiner lieben alten Mama; mehrere Fremde, von denen ich wußte, daß ſie ſich auf mich gefreut hatten; die ſchöne Natur, himmliſches Wetter, ein Bach voll Forellen und gute Angeln — überdem alle erdenklichen Speiſen und Weine zu jeder Zeit zu meiner Dispoſition. Ich hätte auch Salzbäder nehmen können, die mir gutgetan hätten, ich hatte Farben und allen Apparat mit, um nach der Natur zu malen, alle Zeitungen, das Billard mit guter, mir wohlbekannter Geſellſchaft immer zur Verfügung, und das alles koſtete keinen Heller, obgleich ich das Vergnügen hatte, aus meiner Taſche zu leben und mir alles einrichten konnte, als wenn ich ganz allein in der Welt wäre. Dies alles erwog ich bei mir ſelbſt, als ich es ausgeſchlagen hatte, bei Line eine extrafeine Hamburger Zigarre zu rauchen, die ſie für mich mitgebracht hatte, und nun einſam am Abend auf meinem Zimmer hockte. Ein halber Tag war freilich fort, aber vierzehn ganze lagen noch vor mir, an denen viel gutzumachen und aus denen viel Nutzen zu ziehen war. Ich ging mit dem feſten Entſchluß zu Bett, am anderen Morgen als ein ordentlicher und vernünftiger Mann wieder aufzuſtehen.

Dieſe guten Vorſätze und Kämpfe wiederholten ſich nun täglich, führten aber zu nichts. Ich war wie behext. Es waren die ſchönſten Tage: am ſchimmernden Morgen liebliche Muſik, die von den Bergen widerhallte; Frühſtückstiſche unter den Linden, darunter auch der der Kinder, die für

mich Kaffee kochten, den ich nicht annahm und dafür ein ekelhaftes Gebräu aus dem Gasthof trank; Promenaden und Lustpartien mit den Herrschaften nach schönen Harzgegenden lockten. Aber es war alles umsonst; ich war wie in der Hölle und wich, nachdem ich mein Geschäft mit Schätzell abgemacht hatte, allen Menschen aus. Von den Fremden waren einige so freundlich, sich mir vorstellen zu lassen, ich sagte aber solche saure Sachen, daß sie mir bald den Rücken wandten. Bertha, die der Liebling der ganzen Badegesellschaft war, hätte gern ein bißchen mit ihrem Vater renommiert und hatte nun den Schmerz, daß man über mich als einen Sonderling lachte. Line hätte mir gern einmal das Herz ausgeschüttet wie in alter Zeit, als sie noch mein Kind war und mir alles sagte, sie fand aber kein Ankommen. Die Herzogin, die Brunnen trank, wäre gern des Morgens früh mit ihrem Gast gegangen, dann hatte ich aber immer eine lange Pfeife im Munde, sodaß sie mir gar nicht nahe kommen konnte. Ein einziges Mal angelte ich, zum erstenmal wieder seit Hermsdorf, und fing prächtige Forellen, die ich Line zum Abendessen schenkte; dieses Geschenk war die einzige Freude, die ich erlebte. Mittags hatten mir die Kinder einen Platz an Table d'hote zwischen sich bestellt; sie saßen da unter liebenswürdigen Menschen, die sich auf den neuen Tischgenossen gefreut hatten. Was würde das bei der schönsten Tafelmusik und angeregt vom Wein und angenehmen Mahlzeiten gegeben haben, wenn ich der alte gewesen wäre! So aber machte ich keinen Gebrauch davon, speiste in einem anderen Hause nach der Karte oder frühstückte bloß im Keller kalte Wurst bei einem Glase Bier und kroch dann in die Birken, um zu schlafen.

Du siehst also, daß mein Badeleben verunglückt war. Ich hielt es auch nicht länger als zehn Tage aus und lief plötzlich, nachdem ich meine Rechnung bezahlt und meinen Koffer auf die Post gegeben hatte, zu Fuß nach Ballenstädt zurück, wo ich abends 10 Uhr meiner Frau ganz unerwartet über den Hals kam. Von Stund' an hatte ich meine Fassung wieder, war der alte und bin's geblieben.

Was ist das nun, daß man so absichtlich und wider seinen Willen gegen sich selbst wüten kann?! Wäre ich einigermaßen erträglich gewesen, so würde mich die Herzogin alle Sommer mit hinausgenommen haben, was mir eine Freude und für meine Gesundheit ein Gewinn gewesen wäre. So wird sie es nie wieder tun, weil sie meint, daß ich mich dort unglücklich gefühlt habe. Es ist mir aber fast immer im Leben so ergangen, daß mich das, was ich an Liebenswürdigkeit besitzen mag, gerade da verließ, wo es mir hätte nützlich werden können. Ich würde eine ganz andere Stellung in der Welt einnehmen, wenn mir nicht die üble Laune von jeher allen Fortschritt verriegelt hätte.

Wie viel klüger ist da meine Bertha! Sie hat fünf Wochen im Bade gelebt, hat sich daselbst jede Stunde zum Fest gemacht, Aller Herzen gewonnen und Linen versprechen müssen, im künftigen Jahre wieder ihre Gesellschafterin zu sein. Bertha hat eine wirklich unbeschreibliche weibliche Lieblichkeit und Grazie in ihrem Wesen. Im Gegensatz zu Anna,

die sehr ausgelassen lustig sein kann, ist sie immer ernst und gehalten, hat dabei aber einen trockenen, sehr ergötzlichen Witz.

Eine eigenartige Bekanntschaft habe ich übrigens doch in Alexisbad gemacht. Eines Abends trat Schätzell an mich heran und stellte mir einen kleinen Mann vor, der ungefähr wie Herr Senff[1] aussah, mit dem Bemerken, das sei der Dr. Quehl[2], Chef der ministeriellen Presse in Preußen, alter ego des Freiherrn von Manteuffel. Wir gingen dann alle drei zusammen zum Abendessen, und der Dr. Quehl war unerschöpflich in Mitteilungen von geheimen politischen Verhältnissen. Am anderen Morgen 6 Uhr saß ich unter der Halle vor dem Badehause und las in einem Auszuge aus Jakob Böhme, da strebte der kleine Quehl über den Platz zu mir her, setzte sich neben mich und erzählte mir, er hätte geschlafen wie ein Mops, obgleich er gestern abend noch drei Stunden diktiert habe. „Das heißt mit anderen Worten, Sie haben noch drei Stunden geschrieben?" sagte ich. „Ja, da würde ich etwas Rechtes fördern", erwiderte er, „nein, ich bin in der Stube umhergelaufen und habe diktiert." — „Da sehe ich keinen Vorteil dabei", sagte ich, „ich meinerseits schreibe schneller und besser, als ich diktiere." — „Mein Sekretär", antwortete er, „ist Stenograph, ich diktiere so rasch, wie man eben aus einem Buche ablesen kann, und ebenso schnell hat er alles niedergeschrieben. Er schreibt heute mit Buchstaben den ganzen Tag an dem ab, was ich ihm in der Nacht diktiert habe." — „Aber bester Doktor, wie ist denn das möglich? Der Stil wirft sich doch nicht so aus den Ärmeln, und etwa ein Leitartikel für eine Zeitung will doch bedacht sein?" — „Für eine Zeitung?" sagte er. „Nein, es war ein Promemoria für den Minister, ein Vortrag an den König. O, solche Sachen sind keine Gedichte, und wenn man nur die Gedanken hat, so ist der Stil Nebensache. Aber wollen Sie es einmal sehen? Wollen Sie mich einmal arbeiten sehen?" Ich dachte: „Nu, was bist du denn für einer?", sagte aber: „O ja, das würde mich höchlich interessieren."

Wir gingen also auf sein Zimmer, und da ich das Stenographieren noch nie gesehen hatte, so gab mir der Sekretär erst einen Begriff davon. Dann fing Quehl zu diktieren an. Es war ein Vortrag an den König über die Verhältnisse der Anhaltischen Herzogtümer nebst einem Räsonnement über unsere innere Politik. Der ganze Vortrag sollte hauptsächlich eine Apologie für die Regierungsfähigkeit unseres Herzogs und die Notwendigkeit der Selbständigkeit unseres diesseitigen Gouvernements sein. Quehl sprach so rasch, als wenn er es abgelesen hätte, und in der Zeit von zehn Minuten war ein großer umfangreicher Aufsatz fertig. Es waren zarte Verhältnisse, die da berührt wurden und die ich durch und durch kannte. Mir schien alles durchaus wahr aufgefaßt und die Darstellung äußerst delikat und vortrefflich. Ein großes Talent hat für den Augenblick immer etwas Imponierendes. Ich bewunderte die Begabung des Mannes

[1] Der Hauslehrer der Brüder in Dresden; vgl. Jug.-Er. Teil II.

[2] Aymo Quehl, 1850—53 Leiter der „Zentralstelle für Preßangelegenheiten", gest. 1864 als preuß. Generalkonsul in Kopenhagen.

und drückte ihm meine Bewunderung in vollem Maße aus. Dafür schien er äußerst dankbar und war nun mit mir so befreundet, als wenn wir zusammen aufgewachsen wären. „Wein, Wein müssen wir trinken", rief er, „kommen Sie, führen Sie mich, ich bin fremd hier."

Ich brachte ihn in den Keller; da tranken wir Portwein und aßen Kaviar, vortrefflichen Elbkaviar, und dabei erzählte er mir alles Mögliche, wobei er selbst nicht gerade in den Schatten gestellt wurde. Namentlich suchte er darzutun, daß er es wäre, der Schätzell hierher gebracht habe, indem er ihn dem Minister v. Manteuffel empfohlen habe; in Berlin hätten sich die Minister um Schätzell geradezu gestritten, jeder hätte ihn zum Unterstaatssekretär haben wollen. Weiter erzählte er mir von unseren Angelegenheiten vieles, was ich wußte, weil ich es selbst gemacht hatte, und ging dann auf preußische Verhältnisse über, in denen er sich mit Manteuffel einfach identifizierte, ja selbst vom Bundestage sprach er per „Wir". Übrigens war er ganz interessant, der Mann ist von einer ungeheuren Beweglichkeit, wie ein Quirl, der alles aufrührt.

Wir schlenderten dann Arm in Arm umher, rauchten, und er ruhte nicht eher, bis ich ihm versprochen hatte, daß wir uns den Abend zusammen einen Zopf in Champagner trinken wollten. Da kam Schätzell auf uns zu und schickte den kleinen Quehl ohne weiteres weg, weil er mit mir zu sprechen hätte. Unsere Sache war bald erledigt, und nun erzählte er mir die Lebensgeschichte von Quehl. Er war ursprünglich Theologe, gründete dann in Danzig eine demokratische Zeitschrift „Das Dampfschiff", die, als das Jahr 1848 kam, aus Rand und Band ging und so scheußliche Leitartikel brachte, daß ihm Schätzell deshalb zu Dach stieg; ein Wort gab das andere, und das Ende vom Lied war, daß er, weil er einem Stärkeren in die Hand gefallen war, sich bekehrte. Das „Dampfschiff" wurde nun reaktionär, und zwar so extrem, daß dem Herrn Redakteur die Fenster eingeworfen wurden und er schließlich nicht mehr in Danzig bleiben konnte, weshalb Schätzell ihn mit einer kleinen Empfehlung an Manteuffel nach Berlin schickte. Manteuffel erkannte bald das eminente Talent, fing an, ihn zu brauchen, sein Rat und seine Hilfe wurden ihm unentbehrlich, und jetzt ist er eigentlich Unterstaatssekretär, nur daß ihm Rang und Titel fehlen. Durch diese glänzende Sphäre und Tätigkeit, in die er so plötzlich geraten war, ist er aber auch halb schwindlig geworden und nahe daran, vor Eitelkeit zu platzen.

Als der Abend herangekommen war, erinnerte mich Quehl an das projektierte Gelage. Wir aßen also erst zusammen und tranken dazu eine Flasche Rotwein. Ich immer sehr übellaunig. Er merkte aber davon nichts, weil er genug hatte an seiner eigenen Glückseligkeit, und versicherte, ich sei eine so ausgezeichnete Gesellschaft für ihn, daß er bloß meinetwegen noch einen Tag in Alexisbad bleiben wolle. Ich bat ihn ganz sauer, sich doch meinetwegen nicht zu bemühen, aber er schwor, es würde ihm doch auf seiner geplanten Harzreise nichts einen größeren Genuß gewähren können als der geistvolle Umgang mit mir. Schätzell hatte ihm nämlich

gesagt, ich sei ein zuverlässiger, gescheuter und vortrefflicher Mann. Dies hatte er auf seine sanguinische Weise aufgefaßt und konnte sich von dem Gegenteil nicht überzeugen, weil er mich gar nicht zu Worte kommen ließ. Solche Solosprecher halten diejenigen für die liebenswürdigsten Leute, die sie nicht unterbrechen. Ich war froh, als endlich die letzte Flasche Champagner herunter war und ich unter den dunklen Linden hintappen konnte, um mein Haus und meine Kammer zu finden. Am anderen Morgen machte ich einen weiten einsamen Spaziergang und verhielt mich den ganzen Tag so, daß es dem unruhigen Quehl nicht möglich war, mich weiter zu alterieren. Die Herzogin frug mich später, wo ich nur gewesen wäre; Quehl hätte vergeblich überall nach mir geforscht und sei traurig gewesen, mich nicht zu finden, weil er bloß meinetwegen noch einen Tag geblieben wäre.—

Ich male jetzt den Herzog, er hat sich aber beharrlich geweigert, mir eine Sitzung zu geben. Ich sollte ein Phantasiestück malen, sagt er. Doch ist er es selber, der die Bilder bestellt hat, zwei Kniestücke für das Ministerium und die Regierung[1]. Seine Kleider hat er mir auch abgeschlagen, ich lasse ihm aber ein Stück nach dem anderen von seinem Kammerdiener wegstehlen. Das Gesicht ist zur allgemeinen Verwunderung doch sehr kenntlich geworden. In diesem Gesicht ist jetzt eine merkliche Veränderung vor sich gegangen, indem der Schnurrbart, der auf der einen Seite noch ganz schwarz ist, auf der anderen schlohweiß geworden ist. Wir freuen uns alle sehr darauf, wenn die andere Seite auch erst angehen wird.

Couvert. Daß Du von Rollers Tode nichts gewußt, ist mir unbegreiflich. Ich hätte schwören mögen, es Dir geschrieben zu haben, und wahrscheinlich hattest Du es auch nur wieder vergessen. Ich vergesse es auch zuweilen und denke mir den alten Matador noch im gewohnten Leben.

*

Bremen, am 16. April 1852. Seit Mitte Januar bin ich hier in Bremen. Ich mußte wieder auswandern, um Geld zu verdienen, und wollte versuchen, ob ich hier Arbeit fände; nun hat mich Gott so damit gesegnet, daß mein Zimmer schon dergestalt voll großer und kleiner Porträts und Fratzenköpfe steht, daß es ein wahrer Greuel ist. Ich habe hier manches Glück gehabt, unter anderm das seltene, eine Miete zu finden, die mich gar nichts kostet. Zwar wohne ich bei meinem Schwager Eduard, dem Homöopathen, kann aber da nicht malen, weil das Haus gänzlich im Finstern liegt. Ich gab also einem Kommissionär den Auftrag, mir ein passendes Malzimmer zu suchen. Mittlerweile glaubte ich nichts Besseres tun zu können, als Besuche zu machen, und so kam ich auch zu dem Apotheker Kindt [s. Register], den ich von früher flüchtig kannte. Als er hörte, daß ich ein Zimmer suchte, sagte er: „Sie müssen bei mir bleiben". Schenkte mir der Mann auf der Stelle zwei große Zimmer, die er nie brauche und die ich bewohnen könne, solange ich wolle. Kindt hatte mein Buch „Von den Widersprüchen" gelesen, und bald darauf fiel ich ihm ins

[1] Dieses Porträt existiert in 3 Exemplaren, von denen sich das eine auf Schloß Ballenstedt, die beiden anderen im Besitz der Stadt Bernburg befinden.

Haus: das Büchlein hat mir also Quartier gemacht. Denke Dir das Glück, in ein fertiges Etablissement und zu dem liebenswürdigsten Menschen, den Gott geschaffen hat, hineinzuschneien! Ich sollte ganz bei ihm wohnen, allein das gab Eduard nicht zu, und so haben sie sich denn in meinen Leichnam geteilt. Kindt und Eduard sind Feinde wegen der Homöopathie und haben gegeneinander drucken lassen; ich scheine aber die Brücke zu einer anständigen Vermittelung zu werden.

Kindt ist hier der größte Chemiker, auch Physiker und Optiker mit herrlichen Apparaten und nebenbei ein mit trefflichen Mikroskopen ausgerüsteter Infusionsmann. Hierin liegt Wonne! Neulich schenkte er mir einen Apparat, um Selterswasser, Champagner u. dgl. zu machen; in einer Viertelstunde hat man eine Flasche Champagner fertig von gezuckertem Wein, den man freilich erst haben muß. Die Sache wurde sogleich probiert, und das Selterswasser stieß und schäumte mir dergestalt in den Mund, daß es mir fast die Zähne einschlug. Hierin liegt ebenfalls Wonne. Daß mir Kindt meine Firnisse macht, versteht sich. Ich gebe ihm nur Proben von irgendwelchen Pariser Firnissen, Geheimnisse, die teuer sind, und nach ein paar Stunden bringt er mir ganz dasselbe, von ihm selbst nachgeahmt. Neulich sagte ich ihm, ich möchte wohl wissen, ob Bleizucker in meinem Asphalt sei, da er so schnell trockne. Er nahm von dieser Farbe ein wenig mit, und nach einer halben Stunde brachte er mir die Bleikügelchen, die freilich nur unter dem Mikroskop sichtbar waren.

Mein Lebenslauf ist hier recht einförmig. Früh bin ich schon vor 8 Uhr in der Apotheke und mache mich an die Arbeit, nachdem mir Kindt meine Pinsel gebracht hat; er läßt es sich nämlich nicht nehmen, sie selbst in reinem Apothekeräther zu waschen. Dann male ich immerzu den ganzen Tag. Um 12 kommt Frau Kindt, sehr niedlich gekleidet, wünscht mir Guten Morgen und bringt mir eine Tasse Bouillon nebst Brot und ein paar getrocknete Feigen oder chinesische Pomeranzen oder indischen Ingwer oder deutsche Quitten oder dergleichen. Sie ist so seelengut und mildtätig, daß es nicht zu beschreiben. Zwischen 1 und 2 kommen oft Besuche, die mich sehr stören. Um 4 kommt wieder die nicht genug zu preisende Kindt und bringt mir eine Tasse delikaten Kaffee, der unter so stark malerischen Umständen wahre Lebensrettung ist. Erst wenn ich nicht mehr sehen kann, werfe ich den Pinsel weg und schleiche mich müde nach Hause. Hier sage ich der Schwägerin Adelheid Guten Morgen und esse eine Kleinigkeit, darauf gehe ich eine Stunde spazieren, und von 8 bis 9 ist dann die einzige Stunde, die ich, wenigstens wenn ich nicht in Gesellschaft muß, für mich habe, und da lauern mir die verdammten Briefschulden auf und verzehren mein Leben. Um 9 wird zum Essen gerufen und ganz ordentlich getafelt, nachdem ich nun auch dem Schwager Eduard Guten Morgen gewünscht, die wir jetzt zuerst für einander sichtbar werden und es bis 11 Uhr bleiben. Er hat dann immer treffliche Zigarren, auch einen anständigen Wein, doch sind wir beide meist so abgespannt und müde, daß wir uns freuen, wenn die Uhr elf schlägt und ein jeglicher in sein Bett kommt.

17. April 1852. (O daß es erſt der letzte Mai wäre!) Hier in Bremen hatte man infolge der Revolution, ſo wie es Doppelbier gibt, eine Doppelrepublik bekommen. Denke, wie ſchrecklich! Im Jahre 1848, als populus den senatum ſtürmte, frug dieſer: „Aber was wollt ihr denn eigentlich?“ Antwort: „Republik!“ — „Aber die habt ihr ja ſchon ſeit 500 Jahren!“ — „So wollen wir noch eine.“ So war's denn auch geworden. An der Spitze der einen Republik ſtand der Senat und an der Spitze der anderen die Bürgerſchaft oder, wie man bei uns ſagen würde, die Kammer. Beide regierten nun gegeneinander an, und in der Mitte dieſer beiden Republiken hatte ſich eine Monarchie gebildet, deren Spitze der Paſtor Dulon[1] war und deren Körper und Schweif aus dem allergemeinſten Pöbel beſtand. Die eigentliche Gewalt war bei dieſer Monarchie, ſie trieben allerlei Skandal ins Große, und als endlich, angeregt durch den Senat, die theologiſche Fakultät zu Heidelberg erklärte, Dulon ſei kein Chriſt, geſchweige denn ein Reformierter und dürfe auf reformierten Kanzeln nicht länger geduldet werden, drangen ſeine Anhänger während des öffentlichen Gottesdienſtes in andere Kirchen, rauchten Tabak und ſchrien: „Herunter mit dem Paſtor! Wir wollen keine Pietiſten!“ Gegen derlei konnte nichts geſchehen, weil der Staat ſo frei war, daß niemand Gewalt hatte außer den Böſewichtern. Endlich hatte aber doch der Bundestag ein Einſehen und ſchickte den General Jacobi als Bundeskommiſſar her, um den Senat zur Anwendung der Verfaſſung zu nötigen. Zu gleicher Zeit ſaßen auch einige Schwadronen hannoverſcher Huſaren auf und legten ſich an die Grenze, d. h. faſt vor die Tore von Bremen. Eduard fürchtete ein ſchauderhaftes Blutbad, aber ſiehe da, es regte ſich kein Blättlein und trat tiefer Friede ein. Jacobi jagte vor allen Dingen die Bürgerſchaft zum Teufel, und jetzt eben iſt der Senat ſehr am Oktroyieren.

Ende Mai bin ich hier fertig oder vielmehr muß es ſein, da am 8. Juni mein Urlaub zu Ende geht und ich noch nach Tecklenburg will, um Adelheid zu ſehen, die mich ſehr beſtürmt. Bertha, die mit mir zuſammen ausreiſte, iſt mittlerweile in Hamburg bei Line und lebt dort in der größten Welt, unter Millionären und Schlemmern. Es iſt ein ſolches Treiben in Hamburg, daß alle Einladungen auf vier Wochen ſpäter lauten, z. B. am 27. Dec. 1851 wird man zum Tee und Souper eingeladen auf den 27. Jan. 1852.

Couvert. Du frägſt, ob ich Profeſſor geworden bin? Allerdings! Der Herzog war ſo zufrieden mit dem Bilde, zu dem er mir nicht ſitzen wollte, daß er mir den Titel verliehen hat.

*

Ballenſtädt, am 28. Sept. 1852. Mich ſchlägt das Gewiſſen mit Fäuſten, daß ich Dir ſeit Bremen nicht geſchrieben habe. Seitdem iſt ein

[1] Rudolf Dulon (1807—70), radikaler Theologe und Politiker (als ſolcher ſchon oben S. 127 erwähnt), bis 1848 Prediger in Magdeburg, dann nach Bremen berufen, 1852 auf Grund eines Gutachtens der Heidelberger Fakultät wegen ſeiner religiös-ſozialiſtiſchen Ideen abgeſetzt, floh, zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt, nach Amerika.

halbes Jahr vergangen und in der Zeit ist manches Ungetüm über unser Herz getrampelt. Am wohlsten fühlte ich mich in Tecklenburg, wohin ich Anfang Juni von Bremen aus ging. Adelheid hat wirklich ein Herz und umklammerte mich mit demselben. Julius war desgleichen ein vollkommener Schwager und Gastfreund. Allerliebst waren die Kinder: Martin, ein schöner, reich begabter junger Mensch, hatte Ferien und schwelgte im Gefühl der Heimat und Freiheit; Maria, fast schon Backfisch, hübsch und klug, mit braunen blitzenden Augen, weiß gekleidet, zutunlich und sehr zärtlich; endlich Gottfried, kleiner Straßenjunge, voll unreifer Schmerzen und Geschrei, mit andern kleinen Beestern in eifrigem Spiel und Gezänk, aber ein prächtiger Junge und sehr hübsch. Die Natur grünte und leuchtete im schönsten Glanz und war voll Blüten. Auf den Bergen hing Wonne, und aus den Tiefen dampfte Behagen.

Ich kenne kaum einen schöneren Ort als Tecklenburg. Morgens beim Kaffee saßen wir im Gärtchen, das sich dreieckig wie ein Schiffsschnabel aus dem Hause terrassenartig herauszieht. Dann kletterten wir auf die Ruine mit Karte und Fernrohr, und Julius, ganz dünn und schlank, mit einem Gesicht wie ein Buchzeichen, in Pantoffeln und Schlafrock, erklärte Namen und Lage der fernen Bergzüge, die hin und her wie schwache Ahnungen den Horizont schlossen. Da sahen wir Münster mit seinen alten Türmen und weiterhin die Ruhrgebirge, die Bielefelder Höhen und weit hinein in die alte Grafschaft Oranien. Abends lagen wir auf dem Reedsfelsen auf jäher Klippe und schwelgten in den Entzückungen des Abends und der Scheidesonne, sprachen von alten Erinnerungen, wurden weich und lachten dann wieder über schlechte Anekdoten und noch schlechtere Gedichte von mir, die ich vorlas.

Außerdem gastierten wir viel beim Landrat v. Grüter, der mir alte gebrannte Freundschaft erwies und uns tief im Lande umherkutschierte: in den Teutoburger Wald zu alten deutschen Heldengräbern, die ich zeichnete; dann auf die Königsfelsen, wo man alle Herrlichkeit der Welt sieht und wir Wein tranken aus goldenen Bechern; zu westfälischen Bauernhäusern, die seit Tacitus' Zeiten keine wesentliche Veränderung erlitten und wohnlicher sind als fürstliche Schlösser. Während man da in einem freien großen Raume am traulichen Herdfeuer sitzt, blicken überall die Köpfe der Pferde und des Rindviehs hervor wie lebende Bilder oder Viehstücke und machen eine Dekoration, die ihresgleichen nicht hat.

Bald nachdem ich nach Ballenstädt zurückgekehrt war, feierten wir unsere Silberhochzeit. Ich packte früh am Morgen meine Frau und meine Töchter in einen Wagen und fuhr mit ihnen nach der Roßtrappe. Ganz oben im Buchenwalde saßen wir unter Riesenbäumen und tafelten und tranken uns zu in edelem Rheinwein; zumeist trank ich. Dann kletterten wir den ganzen Tag in den Klippen umher, ruhten dazwischen und blickten in die Abgründe. Endlich am Abend, als tiefe Schatten im Tale lagerten und nur die Spitzen der wunderbaren Granitnadeln noch in der Abendsonne glühten, saßen wir unten an der rauschenden Bode und aßen Krebse

zum Abendbrot. Wir kamen erſt um Mitternacht nach Hauſe und fanden eine Beſcherung von der Herzogin und der Bernſtorff vor, den einzigen Perſonen, die hier um unſer Geheimnis wußten, weil die Bernſtorff immer alles ausrechnet. Es waren Sachen, über die ich mich ärgerte als völlig unbrauchbar, aber die Frauenzimmer hatten doch große Freude daran. Von der Herzogin eine große, prächtig gearbeitete Zuckerdoſe von Silber und eine desgleichen ſilberne Kaffeekanne, und von der Bernſtorff zehn Paar ſchwere ſilberne Meſſer und Gabeln in einem koſtbaren Etui.

Daß auch Du Deine Silberhochzeit gefeiert, habe ich ganz vergeſſen — das kommt von unſerem Nichtſchreiben; ich kann es mir nun einmal nicht geben, an Tage und Neumonde zu gedenken, und bin überhaupt ein unregelmäßiger Menſch mit einem Anſtrich von Ordnung. Es iſt doch was Großes, ſo fünfundzwanzig Jahre miteinander hingepilgert zu ſein! Das bindet feſt bis in den Tod, und bei der Silbernen Hochzeit weiß man erſt, was eine Ehe iſt. Nun helfe Gott uns beiden weiter mit unſeren Weibleins und der Kinderſchar!

Mein älteſter Herr Sohn iſt gegenwärtig in Berlin und macht ſein Offizierseramen. Adolph und Benno ſind noch auf dem Gymnaſio. Adolph will Forſtmann werden, beſucht fleißig die Krähenhütte und ſtopft Vögel aus, erzieht auch junge Raubvögel. Benno iſt eigentlich der talentvollſte und wird wohl ſtudieren. Anna zeichnet jetzt bei mir mit unerhörtem Eifer; ſie möchte gern ein leidliches Porträt malen lernen und hat ſo viel Talent, daß es ihr wohl gelingen könnte. Eliſabeth iſt angehender Backfiſch, ſehr lang, und aus den Hoſen ſtehen ihre langen mageren Waden heraus; im Kleidchen bis an die Knie kommt ſie ſich ganz hübſch vor und ihre Puppe im Arm und ihr Neſt voll Katzen im Kopf und Herzen verkehrt ſie ganz unbefangen mit alt und jung. Wieviel Pflaumen dies Kind verſpeiſt, iſt nicht zu ſagen. Wir haben nämlich einmal ein rechtes Zwetſchenjahr, während ſonſt dieſe edle Frucht hier gewöhnlich in der Blütezeit durch kalte Gebirgsnebel zugrunde geht. Meine Bäume ſind in den Kronen dunkelblau voll ſaftiger Pflaumen, und wenn man ſie ſchüttelt, ſo praſſeln ſie herunter. Schon vor 7 des Morgens ſchüttelt Eliſabeth, und um 10 Uhr in der Freiviertelſtunde ſchüttelt ſie wieder und mittags und nachmittags und abends. Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß nur ſie allein es täte, Bertha und Anna kommen auch nicht viel weg unter den Bäumen, und manchmal ſteckt Julchen den Kopf in die Türe: „Komm Pflaumen eſſen!“, und ich werfe den Pinſel weg, und wir beiden Alten ziehen auch unter die Bäume und laben uns wie die Kinder.

12. Oct. 1852. Es geht mir wie immer mit dieſem Briefe, ich konnte ihn nicht mit einem Wurf fertig kriegen (wie neulich unſere Katze vier niedliche Kätzchen). Nun ſoll aber raſch ein Ende gemacht werden. Heute morgen bekam ich die Nachricht, daß Gerhard ſein Examen beſtanden. Ich habe nun ſchon an den Kommandeur des 38. Infanterieregiments in Mainz geſchrieben und angefragt, ob Gerhard dort eintreten kann. Der

Junge wünscht sich nach dem Rhein. Auf diese Weise würde er wieder in das Land seiner Väter kommen, und wohl möchte ich ihm eine so schöne Garnison wie Mainz gönnen. Er würde dort auch eine höhere Gage haben nebst allerlei Agrements, die anderen Garnisonen abgehen, besonders den Vorteil eines jährlichen Urlaubs von sechs Wochen und jedes dritte Jahr von drei Monaten. Diese Vorzüge genießt die Mainzer Garnison, weil die jungen Leute aus den alten Provinzen dort nicht gern eintreten wegen der Österreicher und der blutroten Gesinnung der Bürgerschaft, mit welcher nicht zu verkehren ist, die Rheinländer selbst aber nur selten die Offizierskarriere einschlagen. So habe ich Hoffnung, daß Gerhard dort noch angenommen werden wird. Viel Angst und Sorge steht man doch aus, ehe so ein Junge glücklich am Ziele ist. Das Geld, was so ein Bengel kostet, ist auch nicht aus der Luft zu greifen, und während der Herr Sohn mit silbernen Litzen herumstolziert, muß der arme Vater in geflickten Hosen gehen und die Kirche meiden, weil er keinen Überzieher hat. Doch will ich meinen braven Jungen nicht anklagen, er verbraucht sehr viel weniger als ich in meiner Jugend und hat doch weit mehr Ausgaben. Wie er's macht, weiß ich nicht.

Daß mein Schwager Fritz als Hof- und Garnisonprediger nächste Ostern an Eylerts Stelle nach Potsdam kommen wird, weißt Du wohl. Es ist vielleicht die beste und angenehmste Stelle in Preußen, wunderschönes Haus und Garten mit einem Ausgange in die königlichen Gärten. Für Fritz ist diese Stelle wie geschaffen, da er den König so liebt, in dessen unmittelbare Nähe er nun kommt und mit dem er sicher viel verkehren wird. Hier in Ballenstädt haben wir nun auch endlich einen gläubigen Prediger, wenn auch nicht an der Schloßkirche, so doch in der Stadt, Pastor Scholtz[1], ein vertriebener Schleswiger, mit dem ich fleißig verkehre und dessen Umgang mir lieb ist.

Grüße doch Elmine aufs herzlichste. Als junges Mädchen war sie so niedlich und heiter und rief mich in ein Gärtchen am Viehgarten in Kurkill und gab mir Kreken zu essen, die seitdem meine Lieblingsfrucht geworden sind, obgleich ich sie nie und nirgends wieder gesehen, geschweige denn gegessen habe. Es war so zwischen Schlehen und Pflaumen und schmeckte vortrefflich aus Elminens Hand. Dann hat sie mich dreimal in meinem Leben geherbergt und gepflegt wie einen — es war so zwischen Bruder und König, sodaß mir noch die Augen übergehen, wenn ich z. B. nur an die Krebse denke, die forsch gesalzen waren. Und dabei war sie immer, als wäre das alles nichts, und sah so freundlich aus und so gottergeben wie die drei Männer im Feuerofen, wenn ich alles aufzehrte. Dafür hoffe ich in jenem Leben einmal ihr Schuhputzer werden zu dürfen. Denke ich nun an Helene und an alles, so wird mir's immer dicker um die Seele, und ich mache es kurz und grüße bloß aus vollem Herzen. Auch in Poll sollst Du Liebe und Dank ausströmen.

---

[1] Friedr. Scholtz (1809—86), seit 1855 Propst, Vater des Generals Friedr. v. Scholtz.

1834. W. v. K.

W. v. K. 1845.

Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg.

„Geſtern habe ich das Porträt der Herzogin vollendet. Wenn mich nicht alles täuſcht, ſo iſt es ein ſehr gutes Bild geworden. Mir und meinen ernſteren Bekannten macht das Ganze den Eindruck großer Würde, aber die eigentlich graziöſen Leute finden es etwas ſteif."
12. Nov. 1845.

Herzog Alexander Carl von Anhalt-Bernburg.

„Ich male jetzt den Herzog, er hat sich aber beharrlich geweigert, mir eine Sitzung zu geben. Ich solle ein Phantasiestück malen, sagt er. Das Gesicht ist zur allgemeinen Verwunderung doch sehr kenntlich geworden." 31. Aug. 1851.

Couvert. Ein Hund iſt uns auch zugelaufen. Ein niedlicher ganz poſſierlicher Affenpinſcher. Er heißt wunderbarerweiſe „Poll“. Dies Tier ſchläft in einem Körbchen neben Eliſabeths Bett. Jetzt häkelt ſie ihm ein Perlenhalsband, und der Hund ſitzt neben ihr und ſieht zu. Hoffentlich wird Poll nicht einmal ſtark wedelnd und mit entzückter Gebärde in der Kirche erſcheinen, wie mein früherer Hund Mira. Wir können vor lauter Viehzeug kaum noch eſſen. Jeden Augenblick langt irgendein ernſthafter Kater plötzlich hinter Eliſabeths und Julchens Schulter vor und greift den leckerſten Biſſen vom Teller, während der Hund mit geſpannter Miene am Boden ſitzt und bisweilen ein leiſes Sopranſtönchen von ſich gibt. Wenn ſie recht unverſchämt ſind, will ſich Julchen totlachen, daher ſie auch am meiſten zu leiden hat. — Es ſind Ferien, und das Haus voll Lärmen und Geſchrei. Möchte doch einmal der Teufel alle Schulen holen, damit immer Ferien wären!

IV.

Kammerherr des Herzogs.

Ballenſtädt, am 29. Nov. 1852.

Mein alter lieber Gerd!

Es ſchneit fauſtdicke Flocken. Das iſt ein Wetter, das mich einladet, Dir zu ſchreiben; Schnee verſetzt mich immer zu Euch nach Rußland. Ich wünſchte, ich könnte ganz zu Euch ziehen und auch Stiftvater werden. Bei uns wird es unheimlich und unwohnlich. Wir haben uns noch keineswegs von unſerer albernen Revolution erholt und werden uns auch nicht eher erholen, als bis durch andere große Bewegungen alles radikal über den Haufen geworfen werden wird. Wenn Du unſeres Landes gedenkſt, mußt Du Dir eine zerfahrene Suppe vorſtellen, dann haſt Du ein Bild.

Was mich anlangt, ſo habe ich wieder einmal eine hoffnungsloſe Hoffnung, die mich aber doch wie eine Fata Morgana foppt. Man iſt nämlich bei einer Szene, die auf dem Schloſſe vorfiel, zu der Überzeugung gekommen, daß notwendigerweiſe noch ein Cavalier beim Herzoge angeſtellt werden müſſe. Ich erfuhr es ganz zufällig und habe mich denn unterderhand angeboten, aber unglücklicherweiſe war bereits dem Hofjägermeiſter v. Weiſe in Coswig der Antrag gemacht worden. Nun glaube ich zwar nicht, daß Weiſe annehmen wird, aber nichtsdeſtoweniger habe ich doch wenig Hoffnung. Man wird ſich ſcheuen, durch mich die Partei der Herzogin und des Miniſters Schätzell zu verſtärken, und deshalb werden gewiſſe Leute alle Kräfte gegen mich einſetzen.

Meine Beſchäftigung würde darin beſtehen, einen Tag um den anderen den Herzog zu begleiten. Ich würde alſo drei Tage in der Woche für mich

behalten und malen können. Unter 1000 Thaler würden sie niemand kriegen und dieses Gehalt auch mir bewilligen müssen. Ich wäre dadurch ein gut Teil Sorgen los und lebte gesunder, weil ich mehr Bewegung hätte; das sitzende Wesen will mir nicht mehr gefallen, ich werde alt, die Augen werden schwach, ich habe den ganzen Sommer an den Folgen von Bremen laboriert. Freilich würde ich dann auch nicht auf Rosen gebettet sein und namentlich anfangs schweres Spiel mit dem Herzog haben, weil er nie begreifen kann, wie jemand etwas werden kann, was er nicht schon ist. Er ist überhaupt der wunderlichste Heilige, der je existiert hat. Jetzt erwartet er den baldigen Untergang der Welt, auf den er sich außerordentlich freut, wie denn überhaupt alle Ausrottung für ihn den größten Reiz hat. Von seinem baldigen Tode spricht er jetzt täglich und immerfort. Wenn dann Neulinge Wunsch und Hoffnung aussprechen, daß Gott ihn noch lange erhalten möge, so gerät er unfehlbar in solchen Zorn, daß er sich selbst nicht mehr kennt. Der Schreck der wohlmeinenden Wünscher läßt sich dann gar nicht ermessen.

3. Dec. 1852. Holla, hoch! Ein Brief von meinem alten Kährhard! Er war diesmal ungewöhnlich reich an Ideen und schlagenden Gedanken — nur zu viel Wehmut! Du schreibst so melancholisch und milzsüchtig, daß ich eben schon ein Requiem für Dich gesungen habe, nämlich das Mozartsche, auf daß Du erlöst werdest de profundo lacu. Wir sind wohl beide etwas wund im Mittelpunkte unserer Nieren, aber dennoch muß man dem Wehmutsteufel ein Schnippchen schlagen. Wenn weiche Stimmungen Macht gewinnen, so wird man hinfällig wie Verliebte, nur mit dem Unterschiede, daß man nicht einmal Gedichte macht. Ich bin doch viel unglücklicher als Du (daher reiße ich Witze). Du aber, der Du bis auf einige schuldige Opfer, die jeder seinem Schöpfer abzutragen hat, eigentlich ganz leidlich glücklich bist, Du fängst seit einigen Jahren an, höchst klägliche Misereres und rührende Adagios zu singen. Das ist die nötige Ausgleichung, die der natürliche Mensch sucht und die dem Eulenspiegel Tränen abnötigt, wenn er den Berg hinabgeht. Ich bitte Dich: Schleuß Dich zusammen! Könnte ich mich doch mit Dir zu einem frischen Lebenstrutz verbrüdern! Am besten gefalle ich mir, wenn ich die Empfindung eines geschlossenen Carrés im Herzen habe, dann kommt mir alles übrige bloß wie Husaren vor, die von mir abprallen. — Elmine danke ich besonders für ihre herzlichen Zeilen, welche stracks das Carré sprengten und niederritten.

13. Dec. 1852. Weise hat abgelehnt, und die Herzogin, die leider unterdessen nach Holstein gereist ist, schreibt in Beziehung auf mich an die Bernstorff: „Der Himmel gebe nun seinen Segen und lasse uns wirklich unseren Wunsch erreichen. Ich fände es ein großes Glück, wenn es dazu käme und wünsche es von Herzen. Grüße den guten Kügelgen von mir und sage ihm, wie glücklich es mich machen würde, wenn er wirklich zum Herzoge käme. Doch sehe ich es, aufrichtig gesagt, nicht für ein Glück für ihn an und fürchte, daß er vielen Anfeindungen ausgesetzt sein würde".

Trotz dieser günstigen Äußerung habe ich aber nicht viel Hoffnung. Ich bin in dieser Sache übrigens ganz ruhig und tue nicht das Geringste. Ich habe nur einfach erklärt, daß ich die Stelle annehmen würde, wenn man auf mich reflektieren sollte, und dann habe ich's Gott übergeben.

Recht große Sorge macht mir Bertha. Sie hat seit Jahren einen schlimmen Husten, der keinem Mittel weichen wollte. Solange sie indessen wohl aussah und dick und rund war, machte ich mir wenig Gedanken darüber. Jetzt auf einmal aber ist sie sehr zusammengefallen und fiebert. Der Arzt erklärt den Zustand als kritisch. Wenn ich das arme Kind ansehe, wie elend sie auf dem Kanapee liegt, wird es mir oft schwer, die Tränen zu unterdrücken.

*

Ballenstädt, am 30. Jan. 1853. Seit meinem letzten Briefe an Dich hat die Hand unseres Gottes schwer auf mir gelegen. Der Engel des Todes ist in mein Haus getreten und hat eine Seele gefordert. Mein liebes Kind, meine süße Bertha hat uns verlassen. Noch nie hat ein Todesfall mir so sehr das Herz zusammengeschnürt, noch nie bin ich mir so klein, so elend vorgekommen in der Hand meines Herrn.

Unser liebes Kind war von meinem Geburtstage an krank, wohl lange früher schon, aber sie hatte alles verheimlicht und noch am 18. November sich gezwungen, auf einem Hofballe zu tanzen. Sie hat sehr gelitten, besonders an Luftmangel, Schmerzen in Brust und Rücken. Bei alledem und bei der sicheren Ahnung des Todes hat das liebe Kind nie eine Klage laut werden lassen, auch nicht die allergeringste. Sie war immer mitten unter uns, nahm teil an allem und sah aus wie eine Heilige, aber wie eine Heilige, die zum Tode geführt wird. Ihr Blick war ernst und forschend, der Ausdruck des Gesichtes überaus lieblich und rührend. Die letzten vierzehn Tage konnte sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen. Am 25. Januar freute sie sich noch über den Oncle Eduard, der von Bremen gekommen war, sie zu heilen. Am Abend gab er ihr ein Pulver und sagte: „Nimm das, das wird Dir Luft geben." – „Ach, noch einmal Luft", sagte sie, „das wäre himmlisch." Sie brachte die Nacht auf dem Sopha zu, sehr unruhig und von der Mutter unterstützt, welcher Gott eine ganz wunderbare Kraft verlieh, körperlich und geistig auszudauern. Am anderen Morgen gegen 8 Uhr, nachdem sie noch Anna und Elisabeth Guten Morgen gesagt hatte, schlief sie so ruhig ein, wie seit langer Zeit nicht mehr. Meiner Frau, die neben ihr saß, fiel es auf, daß sie nicht atmete; so rief sie uns, und wir fanden das geliebte Kind tot und bereits erkaltet. – – Ach, Ihr Lieben – Ihr habt ja auch Kinder verloren!

Unendlich ist Bertha geliebt worden, von Oben herab bis in die untersten Volksschichten. Sogar der Herzog, der sich sonst immer so freut, wenn wieder ein Mensch weniger ist, sprach immerfort mit Teilnahme von ihr; sie sei doch immer so still und sanft gewesen, sie hätte es doch so gut gemeint mit allen Menschen, und er müsse fortwährend an sie denken. Während ihrer Krankheit bekam sie täglich Geschenke von allen Seiten,

und faſt immer war ſie von Perſonen, die ihr lieb waren, umgeben. Blühende Kamelien, Roſen, Hyazinthen, Tulpen, Maiblümchen, Veilchen und Primeln bildeten einen Frühling um ſie her. Ein Leutnant von unſerem Bataillon, ein Herr v. Tſchammer-Oſten, hatte ſeit Jahren eine ſtille tiefe Neigung zu Bertha gefaßt. Er hielt ſich ſehr beſcheiden fern, doch glaube ich, daß ſein Gefühl von Bertha verſtanden und wohl auch etwas erwidert wurde. Nach ihrem Tode hatte er ſich ins Haus geſchlichen, und wenn ich die liebe Tote in ihrem Sterbezimmer beſuchte, fand ich ihn gewöhnlich hochaufgerichtet und wie verſteinert bei der Leiche ſtehen. Es ſchien, als wolle er ihren letzten Schlaf bewachen, und ich wollte ihn nicht wegweiſen. So fand ich ihn auch den letzten Abend, ſpät gegen 9 Uhr, ganz im Dunklen und allein Wache haltend bei dem geliebten Mädchen. Ich riß ihn heraus und ſchloß ihn in meine Arme. Da endlich ſah ich ihn weinen, und er äußerte ſich ſo dankbar, als wenn ich ihm die Hand des Kindes geſchenkt hätte. Seitdem iſt er immer da, hilft überall mit und ſcheint ſich zu unſeren Kindern zu rechnen. Geſtern haben wir unſere Bertha beerdigt – o Gott, wie ſchwer iſt dieſe Zeit und wie unendlich bitter!

Meine übrigen Kinder habe ich alle beiſammen. Gerhard, der übrigens nun etatmäßiger Offizier beim 38. Linienregiment in Mainz geworden iſt, war gleichzeitig mit Bertha auch krank; er lag abgetrennt in der unteren Etage und hat ſeine Schweſter nur als Tote wiedergeſehen. Anna und Eliſabeth ſind wie die Engel, tief betrübt, doch freundlich, hilfreich für die Mutter, für mich und die Geſchwiſter immerfort ſorgſam tätig. Welch gute Naturen in meinen Kindern ſtecken, habe ich gerade jetzt wieder ſo recht erfahren. Keins denkt an ſich, jedes lebt für die anderen. Mit meiner Frau komme ich mir in dieſer Trübſal wie von neuem verbunden vor. –

Etwa vierzehn Tage vor dem Ende meines Kindes bin ich denn wirklich Kammerherr geworden. Bertha freute ſich noch ſo darüber und beſah ſich lange den goldenen Schlüſſel, den ich ihr brachte, mit Wohlgefallen an der ſchönen Arbeit. Sie freute ſich beſonders, daß ich nun etwas weniger Sorgen hätte, und ſie war doch damals meine einzige große Sorge – ich hätte gern zehn ſolche Schlüſſel für ihr teures Leben hingeworfen.

Es ging übrigens wunderbar zu bei meiner Standeserhöhung. Keine Kabale, keine Feindſchaft irgendeiner Art trat mir entgegen, vielmehr wurde meine Wahl von allen Ständen mit der größten Freude begrüßt, und zwar im ganzen Lande. Ich bemerkte zu meiner Überraſchung, daß ich keine Feinde habe, wenigſtens verhielten ſie ſich ganz paſſiv. Schätzell war wie aus den Wolken gefallen, als er ſah, wie ſich alles machte. Ich mußte meiner Equipierung wegen ſogleich nach Leipzig reiſen und brachte dort zwei ſchöne Tage bei Fechners mit dem alten Volkmann zu. Als ich nach Ballenſtädt zurückkam und mein Kind wiederſah, gerade acht Tage vor ihrem Tode, da ging mir auf einmal die Gewißheit auf, daß hier an eine Beſſerung nicht mehr zu denken ſei, und das Herz wurde mir zuſammengeſchnürt, daß ich glaubte, es ſollte brechen. Dabei hatte ich alle

Tage Hofdienſt. Jetzt ſeit Berthas Tode hat mich der Herzog ganz von allem Dienſt befreit, ſo lange ich will. Doch will ich morgen wieder zu ihm gehen, da er ſich von mir am liebſten begleiten läßt.

1. Febr. 1853. Geſtern ging ich zum erſtenmal wieder aufs Schloß. Als der Herzog aus ſeinem Zimmer trat, ergriff er meine Hand und ſagte mir mit dem Ausdruck wirklicher Teilnahme: „Ich habe Sie doch ſehr bedauert, ich habe Sie doch recht ſehr bedauert“, und dann drückte er mir die Hand und ſagte: „Ihre Tochter war doch immer ſo ruhig und freundlich und ſo gut, ſie hat mich auch recht lieb gehabt, und ich bedaure Sie doch recht ſehr, recht ſehr!“ Als wir in der Kaleſche ſaßen, nahm er wieder meine Hand und ſagte: „Sie haben doch noch zwei Töchter, die ſind doch auch recht gut und freundlich, die können Ihnen doch auch noch viel Freude machen“. Später faßte er nochmals meine Hand mit ſeinen beiden, ſah mich überaus teilnehmend und freundlich an und ſagte: „Es iſt doch wenig Gutes mehr, Sie paſſen doch auch nicht mehr in die Zeit, ich auch nicht, es wird gut ſein, wenn wir auch bald in die Ewigkeit gehen“. Auf dem ganzen Wege war der Herzog ſo ernſt, freundlich, ruhig und teilnehmend, wie ich ihn noch nie geſehen habe.

Nun lebe wohl, mein Bruder! Julchen und ich ſchließen Euch alle an unſer wundes Herz. Unſere ſüße Bertha! Möge Gott uns helfen! Daß dieſer Schlag uns näher an ihn herangeſchlagen hat, das iſt wahr.

*

Ballenſtädt, am 28. Febr. 1853. Habt Dank für Eure treuen Worte des Troſtes und der Liebe! Unſer Schmerz iſt jetzt doch milder, und das Herz öffnet ſich wieder den Eindrücken des Lebens, deſſen mannigfache Zerſtreuung wohltätig wirkt. Julchen war zur alten Frau geworden und faſt unkenntlich; jetzt ſtellen ſich von Tag zu Tag ihre Züge wieder her. Ein teures Band auf Erden iſt zwar auf immer zerriſſen, aber dafür iſt eines im Himmel angeknüpft, das hinüberzieht und das Herz an ſeine wahre Heimat erinnert.

Recht ſonderbar war das gleichzeitige Zuſammentreffen meiner Standeserhöhung mit meinem häuslichen Verluſte. Erſt jetzt fange ich ſo nach und nach an, die Wohltat zu empfinden, die für mich in der neuen Anſtellung liegt. Es iſt nun ſo arrangiert, daß ich einen Tag Hofmann bin und den anderen Maler. An den Hoftagen ſammle ich Kraft und Luſt zum Malen, und an den Maltagen erhole ich mich vom Hofleben. Habe ich Dienſt, ſo bringe ich meinen Morgen hin, wie mir's beliebt, bis gegen 10 Uhr. Dann gehe ich in bequemer Kleidung aufs Schloß, wo ich ein geheiztes Zimmer mit allen Bequemlichkeiten, ſogar mit Schreibpult, Papier und Feder finde. Dies heißt jetzt das blaue Zimmer, zu Deiner Zeit war es das rote, es iſt in dem bewohnten Flügel unten, gleich links am Eingang. Hier warte ich mit allem Behagen, laſſe den Blick über den Tiergarten und weiter auf die ſchöne Ferne hinſchweifen oder leſe auch, bis der Diener mir den Herzog meldet. Dem gehe ich dann entgegen, begrüße ihn und ſetze mich mit ihm in die Kaleſche. Vier Pferde vor,

langgespannt, und hintenauf ein Jäger mit der geladenen Büchse im Arm zum Schutz und Trutz, so brausen wir fort nach dem Stufenberge oder irgendeinem herzoglichen Forsthause. Dort finden wir die Zimmer warm und ein elegantes Frühstück auf dem Tisch. Zum Fenster herein schauen die dampfenden Berge, oder vom Stufenberge aus blickt man auf die weiten Fluren und fernen Städte. Das ist oft wunderschön, aber nur für den genießbar, der die Gabe hat, sich in den Herzog zu finden und ihn in heitere Laune zu versetzen oder wenigstens ruhig zu erhalten, was mir bis jetzt noch immer gelungen ist. Nach halbstündiger Rast fahren wir dann, meistens auf Umwegen, wieder zurück und langen um 12 Uhr auf dem Schlosse an. Dann gehe ich nach Hause, striegele mich, ziehe meine Uniform an und bin um 1 Uhr wieder oben zum Diner bis gegen 3 Uhr. Hierauf habe ich wieder freie Zeit bis zum Abend, wo ich dann entweder den Herzog ins Theater begleite oder beim Tee und Souper in den Gemächern der Herzogin die Honneurs zu machen habe. Um 9 Uhr bin ich endlich frei und kann den späten Abend ruhig bei den Meinigen verrauchen.

Ebenso oft als wir fahren gehen wir indessen auch, weil der Herzog darin abwechselt. Bei diesen Spaziergängen im Sturmschritt wird auf das Wetter nicht die entfernteste Rücksicht genommen, und bei strömendem Regen oder auch bis an den Leib im Schnee arbeiten wir unser bestimmtes Pensum ab, bisweilen bis zur Ermattung. Du siehst also, daß es mir an regelmäßiger Bewegung, die ich mir früher nie machte, jetzt nicht mehr fehlt, und darauf baue ich Hoffnungen für meine Gesundheit. Am Hofe bin ich im Grunde genommen nicht sehr viel mehr als früher auch, aber sonst verlor ich dort meine Zeit, und jetzt werde ich dafür bezahlt; überdem habe ich jetzt einen hohen Rang, wodurch mir alles unbeschreiblich erleichtert ist, und mache in derselben Gesellschaft, in der ich sonst der Unterste war, gewissermaßen den Hausherrn.

Wäre nur unser Herzog nicht so äußerst schwierig zu behandeln, so stände mein Dienst einem Vergnügen gleich und im schlimmsten Falle einer honetten Langenweile; aber in jener Schwierigkeit und in der Angst, die man dabei ausstehn liegt — besonders bei mangelnder Erfahrung — die eigentliche Arbeit. Ich bin dafür verantwortlich, daß er kein Unglück nimmt oder anrichtet; namentlich an öffentlichen Orten, wie im Theater und bei Konzerten, kommt man oft in böse Lagen mit ihm und muß allen Witz aufbieten, ihn zu zerstreuen, damit er nicht sich selbst zum öffentlichen Schauspiel macht. Man hat es bis jetzt für zweckmäßig gehalten, seinen fixen Ideen zu widerstehen. Das war grundfalsch. Ich mache es entgegengesetzt und komme daher am allerbesten mit ihm aus. Ich lasse ihm seine Ansichten, ich gebe ihm in thesi alles zu, was nur irgend ungefährlich ist, und kann ihm dann, wo es nötig ist, um so kräftiger widerstehen, ohne daß er es übel nimmt, weil er sich doch im allgemeinen von mir verstanden glaubt und die Ansicht hat, daß wir aus gleichem Holz geschnitten sind.

Hellfeld[1] und ich ſind jetzt die alleinigen dienſttuenden Kammerherren des Herzogs und an ſeine Perſon gebunden, werden ihn auch auf Reiſen und im Bade immer zuſammen begleiten. Nur im Dienſt auf dem Schloſſe wechſelt auch Ey[illegible]mer mit uns ab, der außerdem das Theater, die Bibliothek und eine Maſſe Hofmarſchallamts-Geſchäfte hat, von denen ich ganz frei bin. Hellfeld hat die Schlöſſer und die Gärten, Kutteroff den Stall und der Hofmarſchall die oberſte Leitung der ganzen Hofhaltung.

2. März 1853. Damit Du eine Vorſtellung von der Art meiner Unterhaltungen mit dem Herzog bekommſt, will ich Dir einmal die Schlittenfahrt ſchildern, die wir heute morgen, am Geburtstage des Herzogs, machten. Wie gewöhnlich begann er zunächſt von ſeiner Lektüre, d. h. ich erfahre nie, was er eigentlich lieſt, ſondern er ſagt mir nur, die Werke wären ſehr aufgeregt geweſen oder die Werke hätten ſich beruhigt oder die Bücherhelden hätten ſich wieder blicken laſſen. Er behauptet nämlich, die Literatur ſei ſo geiſtlos und ſeicht geworden, daß man ſich jetzt einiger Worte bediene, die früher in den großartigen Zeiten ſehr verachtet geweſen und niemals vorgekommen wären. Schiller hätte ſehr erhabene Redensarten gebraucht, aber jetzt ſchreibe man ganz dummes Zeug, Lappalien — ſogar Hemden und Hoſen kämen in den Werken vor. Ich ſollte mir nur einmal vorſtellen, wenn nun Frauenzimmer ſolch ein Buch in die Hände kriegten, was wäre dann? Frauenzimmer könnten gar nicht mehr leſen, weil in den Werken alles wimmelte von Hemden und Hoſen; ja ſogar von Unrat habe er geleſen. Dieſe drei Worte inhaltsſchwer nennen wir nun die „Bücherhelden", die Werke ſelbſt, deren man ſich nur bedient, um die Zeit totzuſchlagen, heißen die „Zeitknüppel".

Der Herzog beginnt alſo den Dialog mit folgender Bemerkung: „Ich muß Ihnen doch ſagen, daß die Zeitknüppel ſich heute morgen wieder etwas beruhigt haben." — Ich: „Gottlob, Hoheit, daß ſich das gerade zum Geburtstage ſo trifft, aber freilich, Häuſer kann man nicht darauf bauen, daß das immer ſo bleiben wird." — Herzog: „Nein, das kann man gar nicht. Es iſt alles unvollkommen, die Werke ſind unvollkommen und die Menſchen ſind unvollkommen und die ganze Welt iſt unvollkommen — finden Sie nicht?" — Ich: „Nichts Vollkommenes unter der Sonne, und wir ſind auch unvollkommen." — Herzog: „Ach, es iſt eine elende, abgeſchmackte Zeit, und ich paſſe mich gar nicht mehr hinein." — Ich: „Das iſt ſchlimm genug!" — Herzog: „Ich weiß nicht, ob Sie finden, daß Sie vielleicht noch paſſen?" — Ich: „Ich? Wie die Fauſt aufs Auge, ich bin ein total unpaſſender Menſch." — Herzog: „Ja, die früheren Jahre waren anders." — Ich: „Als Sie noch im anderen Flügel wohnten?" — Herzog: „Ja, das waren großartige Zeiten, großartige Menſchen. Damals war doch Ihr Bruder bei mir[2], der war immer ſo rot. Da machten

[1] Ferdinand v. Hellfeld (1811—85), 1837 Kammerherr, 1856 Schloßhauptmann von Hoym, 1863 Oberſchloßhauptmann von Ballenſtedt, vermählt mit Roſalie v. Kerſten.

[2] Gerhard v. Kügelgen wurde 1816 gemeinſam mit dem Erbprinzen erzogen; vgl. Jug.-Er. IV, 2 u. VI, 2.

wir eine Feuersbrunst und zündeten die Gardinen an. Nun ist Ihr Bruder wohl im Ausland?" – Ich: „In Rußland ist er, aber er denkt noch oft an die gute alte Zeit, und wenn sein Geburtstag kommt, so holt er sein silbernes Besteck heraus, was Sie ihm einmal schenkten, und ißt damit." – Herzog: „Doch wohl nicht?" – Ich: „Nun freilich tut er das, und kürzlich hat er mir geschrieben und mir aufgetragen, Ew. Hoheit zu Ihrem Geburtstag seinen untertänigen Respekt zu bezeigen" (dabei nahm ich meine Pelzmütze ab, und der Herzog erwiderte dies, gleichfalls seine Mütze rückend, mit sehr beifälliger Verbeugung). – Herzog: „Wenn er doch einmal herkäme! Wird er denn gar nicht wiederkommen?" – Ich: „Wer weiß! Wenn Sie ihn einmal einladen wollten, so ist er es imstande." – Herzog: „Ja, das waren herrliche Zeiten, als Ihr Bruder bei mir war, herrlich, herrlich! Aber jetzt ist nichts Gutes mehr, ich hätte doch gar nicht in diese Zeit kommen sollen. Oder wissen Sie vielleicht, warum ich in diese Zeit gekommen bin?" – Ich: „Das weiß allein der liebe Gott." – Herzog: „Der wird wohl auch finden, daß nichts Gutes mehr an der Zeit ist. Was soll man eigentlich noch hier in dieser schändlichen Zeit! Man sollte ein Schnellpulver nehmen, um bald wegzukommen." – Ich: „O je, da möchte der liebe Gott uns schön ansehen, wenn wir uns so ungerufen einstellten." – Herzog: „Ja, wie wir überhaupt dort oben bestehen werden, das ist die Frage. Was glauben Sie?" – Ich: „Ich glaube: hundsschlecht, vollends wenn wir uneingeladen dort ankommen, denn der liebe Gott läßt nicht mit sich spaßen." – Herzog: „Nun, früher oder später, man macht eins nach dem anderen ab und dann kommt man weg." – Ich: „Jawohl, man springt doch nicht die ganze Kellertreppe mit einem Satz hinunter, sondern eine Stufe nach der anderen." – Herzog: „Nun eben!"

Unter solchen Gesprächen kamen wir auf dem Sternhause an und setzten uns in dem wohlgeheizten Zimmer an den Frühstückstisch. Der Herzog war seelenvergnügt und zeigte mir an seinen Handschuhen den Beweis, daß der Zahn der Zeit alles benagt, dann zeigte er mir eine räudige Stelle an seinen Pelzaufschlägen mit dem Bemerken, es sei doch gar nichts Gutes mehr an der Zeit. Ich erwiderte, er würde wohl noch so viel übrig haben, um sich seine Kleider flicken zu lassen. Herzog: „Nein, gar nicht, ich werde doch bald abfahren, so zwischen Winter und Frühling, und dann kann man mit meiner Pelzmütze und mit den Handschuhen machen, was man will." – Ich: „Vielleicht hängt man die Handschuhe irgendwo zum Andenken auf und schreibt darunter: Letzte Handschuhe eines deutschen Fürsten." – Herzog: „Oder auch: Dies sind die Handschuhe eines Unzufriedenen, der nicht mehr in die Zeit paßte. Mit meinen übrigen Sachen können sie dann machen, was sie wollen, auch mit meiner Stocksammlung, und mit dem kleinen Schweizerhäuschen [in Alexisbad], das mir Frau v. Hoym geschenkt hat, damit können sie auch machen, was sie wollen. Meine Wagen und Pferde werden sich dann vielleicht die Holsteiner Herrschaften zueignen, und das können sie auch.

Ich brauche dann nichts mehr als ein Plätzchen in der Bernburger Kirche, und das wird wohl noch übrig sein."

Indem kam der Förster Falley herein. Er hatte eine weiße Halsbinde umgetan und seinen Bratenrock angezogen, auch schön gewichste Stiefeln, stellte sich vor den Herzog hin, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Ich wollte doch meinen gnädigen Herrn und Herzog untertänigst beglückwünschen zu deren hohem Geburtstag. Möge der Allmächtige die Regierung Ew. Hoheit segnen und uns Ihnen noch lange, lange Jahre erhalten!" Der Herzog vertiefte sich bei dieser Rede in seine Tasse Warmbier, dann setzte er die Tasse heftig auf den Tisch und sagte zornig: „Sie sind ein rechter Esel. Man kann doch wahrhaftig nicht von mir verlangen, daß ich ewig in diesen elenden Zeiten leben soll. Hier (und dabei wies er auf seine Stirne), hier rappelt's wohl bei Ihnen?" Der arme Kerl war wie vom Donner gerührt und wußte gar nicht, wie er sein Gesicht zurechtzerren sollte. Da sagte ich: „Es ist eine unvollkommene Welt, Hoheit, und daher kommt es, daß die Leute es besser meinen, als sie es sagen können. Man muß doch auf die Meinung sehen, und Falley meint es prächtig mit Ew. Hoheit. Er selbst hat Lust, noch einige Jahre zu leben, und was wir uns selbst wünschen, das können wir ja ganz schicklich auch Anderen wünschen. Er hat Ihnen was Gutes wünschen wollen, und es macht mich recht traurig, daß Sie ihn darüber so anfahren konnten. Sie haben den guten Falley, so einen alten treuen Diener, recht erschreckt. Das ist nicht gut." — Herzog: „Er kann aber doch nicht verlangen, daß ich ewig leben soll!" — Ich: „Wenn Sie ihn so anfahren, so wird er das auch wahrhaftig nicht wünschen, und er hat es ja auch gar nicht verlangt, aber weil er selbst noch gar keine Lust hat wegzukommen, so denkt er natürlich, daß Sie auch noch leben wollen." — Herzog: „Nun, wenn er noch leben will, so läßt man ihn." — Ich: „Und wenn Falley es weiß, daß Sie ganz lebensüberdrüssig sind, so wird er wahrhaftig auch nicht verlangen, daß Sie ewig leben sollen wie der ewige Jude — ist das nicht wahr, Falley?" — „J", sagte dieser, „da soll mich doch Gott bewahren, daß ich so was verlangen sollte!" Nun war die Sache beigelegt, wir setzten uns wieder in den Schlitten und stoben mit unseren vier großen Rappen lustig durch den Wald, während der Vorreiter mit seiner Hetzpeitsche wie mit Flinten knallte.

12. März 1853. Der Herzog wird alle Tage freundlicher, und es ist mir bis jetzt noch immer gelungen, ihn zu beschwichtigen, sodaß er in meiner Nähe eine Art von Sicherheit gegen seine Aufregungen empfinden mag. Wie lange das dauern wird, weiß ich freilich nicht, da er sich ganz plötzlich von seinen Lieblingen abwenden kann. Ich hoffe aber doch, das gute Vernehmen mit ihm durchzusetzen, weil ich ihn wirklich lieb habe und er mich von Herzen dauert.

Recht spaßhaft sind übrigens die Einzelheiten, die meiner Ernennung vorangegangen sind. Als der Hofmarschall den Herzog zu meinen Gunsten zu disponieren suchte, schlug dieser es rund ab; er brauche keinen neuen

Kammerherrn, am wenigſten mich, der ich ohnedem nicht viel tauge. Dennoch gelang es dann der Herzogin ihn zu überreden, ſich auf ſeiner Ausfahrt einmal von mir begleiten zu laſſen. Auf dieſer Fahrt, die am Weihnachts-Heiligabend ſtattfand, amüſierte ich ihn ſo prächtig, daß er fortan drei Wochen lang nur mit mir fuhr oder promenierte; trotzdem ſchlug er aber alle wiederholten Vorſtellungen des Hofmarſchalls wegen meiner Anſtellung ſtandhaft ab. Ich ſei doch Maler und könnte ebenſogut als Maler wie als Kammerherr mit ihm gehen. Mich unterhielt er damit, daß es jetzt Leute gäbe, die immer höher hinaus wollten. Meiner Frage, was denn das für Leute wären, wußte er immer auszuweichen, bis er mir endlich auf mein Drängen ſeinen unſchuldigen Kammerdiener nannte. Indeſſen wurde der Einfluß, den ich während dieſer Zeit auf den Herzog gewann, überall bemerkt. Die Leute, die uns auf Spaziergängen begegneten, waren voll davon, wie ruhig und vergnügt der Herzog ausgeſehen hätte. In der Bernburger Zeitung erſchien ſogar ein Artikel: Dem Vernehmen nach beabſichtige man in Ballenſtädt einen allgemein geachteten und liebenswürdigen Mann zum Begleiter einer hohen Perſon zu machen; der Name müſſe zur Zeit noch verſchwiegen bleiben, aber wenn ſich dieſe Sache beſtätigen ſollte, ſo würde dies jedenfalls die glücklichſte Wahl ſein, die man treffen könnte.

Endlich traf es ſich, daß dem Herzog in einer Geſellſchaft das Porträt des Kammerherrn v. Sonnenberg gezeigt wurde mit der Anmutung, zu raten, wer es ſei. Der Herzog konnte es aber nicht erkennen. Da ſagte man ihm, er möge die Züge nur genau betrachten, es ſei ein treuer Freund von ihm und ſein Kammerherr. Da verklärte ſich ſein Geſicht, und er ſagte: „Vielleicht der Herr v. Kügelgen?“ Dies wurde mir ſogleich hinterbracht, und da ich nun glaubte, daß der entſcheidende Moment gekommen wäre, ſo erklärte ich, daß meine Zeit es mir nun nicht länger erlaube, Seine Hoheit zu begleiten, da ich viele Aufträge hätte. Die Folge davon war meine feſte Anſtellung.

Couvert. Durch ganz Deutſchland, in allen Häuſern und Ständen, beſchäftigt man ſich jetzt aufs eifrigſte mit dem Tiſchrücken. Mich erfüllt dieſes Treiben mit der ſchrecklichſten Verachtung. Wie ſchlecht die Menſchheit iſt, ſah man ſchon bei Chriſti Kreuzigung; wie dumm ſie iſt, ſieht man erſt jetzt.

*

Ballenſtädt, am 1. April 1853. Um Dich in einigem Zuſammenhange mit meiner Lebensgeſchichte zu halten, wird es Zeit, Dir einiges mitzuteilen über politiſche Dinge, die jetzt hier im Werden ſind und deren Austrag die ganze Zukunft des Landes umgeſtalten wird. Es handelt ſich nämlich um die Entfernung der letzten Reſte unſerer Revolution in der Perſon des erſten Miniſters Geheimrat Hempel. Unſere Zuſtände kennſt Du ja ſo ziemlich aus meinen früheren Briefen und weißt, daß deren Unerträglichkeit es nötig machte, einen Miniſter von auswärts ins Land zu ziehen. Dieſer traf hier, wo eigentlich Jedermann regieren wollte und

regierte, auf die heftigſte Oppoſition von allen Seiten und wurde namentlich von Hempel, der ſich zu dieſem Zwecke mit dem Landtage verbunden hatte, ſchlimm chikaniert. Dennoch mußte Schätzell, wie die Sachen einmal lagen, einen Bruch vermeiden, weil ein ſolcher die arme Herzogin der Gewalt ihrer Gegner ſchutzlos überantwortet haben würde. Es mußte abgewartet werden, bis Hempel ſich durch ſeine Bundesgenoſſin, die Kammer, in deren Knechtſchaft er natürlich immer tiefer verſank, zu einer wirklichen Rechtsverletzung würde hinreißen laſſen.

Das iſt nun endlich ganz brillant geſchehen, und zwar bei der Gelegenheit der Cöthenſchen Erbſchaft. Dieſes erledigte Herzogtum iſt nämlich zwiſchen Deſſau und Bernburg zu teilen; weil es bei uns aber an Deſzendenz fehlt, iſt eine Vereinbarung getroffen, nach welcher Deſſau ſchon jetzt das ganze Cöthen in Beſitz nehmen, dafür aber unſerem Herzog die Hälfte der Civilliſte abtreten ſoll. An dieſem Vertrage iſt jahrelang, ſchon ſeit 1847, gearbeitet worden. Endlich waren bald nach Weihnachten die Akten geſchloſſen, und der Vertrag ſollte dem Herzog zur Ratifikation vorgelegt werden. Da behauptete Hempel plötzlich, ganz im Widerſpruch mit ſeiner eigenen früheren Auffaſſung, es müſſe dieſer Vertrag als ein Staatsvertrag vorerſt der Kammer vorgelegt werden, nicht allein weil ihr eine Beſchlußnahme darüber zukomme, ſondern auch damit ſie ermittele, wieviel der Herzog von der ausbedungenen Rente dem Lande abzutreten habe, ob die Hälfte oder mehr. Schätzell iſt natürlich der Meinung, das Land habe hier weder Anſprüche noch Rechte, der Herzog allein erbe, und nicht die gnädigen Untertanen, und er habe dieſe keineswegs zu fragen, wie er ſeine Erbſchaft verwenden wolle.

Das Ganze iſt nichts anderes als ein mit der Kammer geſchmiedeter Plan, um Schätzell auf jeden Fall loszuwerden, der, ſobald die Sache vor die Kammer kommt, mit einem eklatanten Mißtrauensvotum weggeblaſen werden ſoll. Das Schlimme iſt, daß Salmuth zu Hempel hält. Die Gegenpartei glaubt, durch Salmuth den Herzog in ihrer Hand zu haben, und gibt ſich der Hoffnung hin, daß die Krone denjenigen Miniſter wegjagen werde, der für ihr Intereſſe ficht. Salmuth möchte hier gern heimlich regieren. Die Herzogin hatte er auch nach und nach ſo eingeſchüchtert, daß ſie kaum noch wagte, ihm auch nur in den geringfügigſten Dingen zu widerſtehen. Und Hempel ging vollkommen in ſeinen Banden. Da kam Schätzell und ſtörte fortwährend den ſchönen Frieden, indem er das fürſtliche Bewußtſein der Herzogin ſtärkte. Das war nicht zu verzeihen, und ſeit zwei Jahren haben Salmuth und Hempel nicht aufgehört, dem armen Schätzell allerlei Fallen und Fußangeln zu legen, in denen er ſich zwar nicht fing, unter denen aber das Land unerhört litt. Mit beiden im Bunde ſtehen der Landtag und eine Menge Subalternbeamte, denen das Gefühl, die oberſte Macht von ſich abhängig zu wiſſen, ſehr ſüß iſt.

Es gehört fürwahr kein geringer Mut dazu, in dieſes verfilzte Weſpenneſt die Hand zu ſtecken, um es auszuſtören. Aber Schätzell hat dieſen

Mut und auch die größte Aussicht zum Gelingen. Seine kleine Partei besteht zwar nur aus der Herzogin, ihm selbst und vielleicht aus meiner Wenigkeit, während die Gegenpartei Legion ist. Aber deswegen haben wir den Vorteil, alles zu wissen, was die anderen tun wollen, während von unseren Gängen kein Mensch etwas ahnt. Es sind nicht nur unterderhand die bedeutendsten Rechtsgelehrten zu Rate gezogen worden, sondern auch einer der mächtigsten Höfe in Deutschland, und da ist denn heute von hoher Hand ein vertrauliches Schreiben an die Herzogin eingelaufen, nach dessen Einsicht Herr v. Salmuth wahrscheinlich sehr geneigt werden wird, seinen Freund Hempel im entscheidenden Augenblick im Stiche zu lassen. Hat der Herzog sich erst offiziell durch einen Erlaß für Schätzell erklärt, so ist dieser dadurch in die Lage versetzt, auf Hempels Abgang bestehen zu können. Alles hängt jetzt davon ab, ob die Herzogin den Mut hat, die Fesseln abzuschütteln und entschieden zu handeln. Ihr diesen Mut einzuflößen, daran arbeite ich aus allen Kräften, und ich zweifle fast nicht mehr an ihrer Entschiedenheit und Beständigkeit. Sie ist eine echte Fürstin und wird gewiß fürstlich handeln. So sind in beiden Lagern die Kartaunen geladen, und Mitte April wird losgefeuert werden müssen, weil am 18. der Landtag zusammentritt, um in der Erbschaftssache zu entscheiden und Schätzell fortzujagen.

14. April 1853. Die Bombe ist geplatzt. Die Herzogin hat mit Salmuth, der morgen in der Cöthenschen Sache Vortrag beim Herzog hat, geredet. Sie hat sich dabei mutvoll und fürstlich betragen und dem alten Herrn so gewaltig imponiert, daß er mit Pauken und Trompeten aus allen seinen Fuchslöchern herausgeschlagen ist. Das Geschäft, das ihm nun obliegt, ist, seinen Freund Hempel fortzujagen. Diesem ist bis zum 16. eine Frist gestellt, während welcher er um seinen Abschied einkommen kann; wo nicht, so erhält er ihn. Wenn nun Hempel nicht etwa noch einen Ausweg findet, so sind hier alle Verhältnisse wie ein Strumpf umgewendet. Zu Sonntag morgen muß alles beendigt sein, und Montag wird Schätzell vor den Landtag treten, der sich versammelt, um ihn auszurotten, und ankündigen, daß der Herzog ihn nun erst recht festgepflanzt habe als einen Giftbaum für die Revolution.

Sonntag, den 17. April 1853. Das ist heute ein wichtiger Tag für uns. Ich ging morgens mit den Meinigen zur Kirche. Die Herzogin fehlte und in der Herrenwelt fast alle Notabeln. Ein neben mir sitzender Offizier flüsterte mir zu, es hätten sich allerlei Gerüchte verbreitet, ob ich nichts wüßte. Ich sagte: Nein. Darauf einer von der anderen Seite: Die Krempelei (so wird das Ministerium Hempel genannt) sollte ja leck geworden sein, sage man. Ich antwortete: So! — Ich konnte kaum das Ende des Gottesdienstes erwarten, um zur Bernstorff zu gehen; da fing mich ein Lakai ab, um mich zur Herzogin zu bestellen. Hier hörte ich denn, daß der Herzog unmittelbar vor der Kirche die Entlassung Hempels unterzeichnet habe, und erhielt noch den Auftrag, einen notwendigen, recht schweren Brief zu schreiben. Dann bin ich im tiefsten Kot mit dem Herzog

um das Buttlargrab[1] herumgespukt. Nach Tafel rannte ich nach Hause, hüllte mich in Zigarrendampf (ich spendierte heute eine echte Havanna an mich) und konzipierte meinen Brief, den ich dann selbst aufs Schloß trug.

So haben wir denn heute unsere alberne Revolution beendet. Wenn ich nun bedenke, wie sich meine Lage verändert hat, seitdem ich hier ins Land kam, ein unbekannter kleiner Hofmaler und als Dunkelmann und gefährlicher Pietist von allen Machthabern im Lande perhorresziert, und jetzt – doch ich will das Bild nicht weiter ausführen, weil es wie Hochmut klingen könnte. Ein armer Teufel bin ich freilich immer geblieben, und da ich keine Reichtümer errungen, so freue ich mich wenigstens, nach solchen nie gestrebt zu haben. Und was ich an Ehre gewonnen, habe ich ebensowenig erstrebt, das ist von selbst gekommen. Was habe ich mich mit meinem Pinsel abgeplagt, wie hat mich das Bewußtsein eines verfehlten Lebens gequält, während Gott in aller Stille ganz andere Wege für mich bereitet hatte!

*

Kreuznach, am 23. Juni 1853. Es tut mir leid, daß ich durch mein Freudengeschrei über meine Errungenschaften Dir vielleicht manches vor Augen gestellt habe, was Dir fehlt, und dadurch Dein Klagelied veranlaßt habe. Aber wenn Du auch in Deiner äußeren Lage manches vermissest, die wirklichen Sorgen kennst Du ja gar nicht. Ach, mein lieber Bruder und teuerster Freund, den ich in dieser Welt besitze – Nahrungssorgen sind wahrhaftig das einzige wesentliche Übel für einen Familienvater, und alles Übrige läßt sich tragen, es läßt sich wirklich tragen. Aber wenn die Frau Geld verlangt und die Kinder Kleidung und Schulgeld, und man hat nichts, das ist wirklich böse und zum Totschießen wie geschaffen. Du lieber Gott, wäre es mir nicht vorher gar so elend ergangen, so hätte ich wahrhaftig über meine Veränderung nicht so jubiliert, und wärest Du in den letzten fünf Wochen, die ich mit dem Herzog auf Reisen bin, an meiner Stelle gewesen, so würdest Du einsehen, daß meine Stellung auch kein dornenloses Glück ist.

Dem Herzog war eine Badereise verordnet, um sein stürmisch aufgeregtes Gemüt zu calmieren, und wir hatten ihn mit großer Mühe und Kunst dahin bewogen, seine Einwilligung dazu zu geben. Da die Herzogin ernstlich erkrankt war, der Herzog aber im Auslande ohne Familienleben auf längere Zeit nicht zu halten gewesen sein würde, so bewog die Herzogin die Gräfin Richthofen[2], die gerade zu Besuch bei ihr war, und meine Frau dazu, sich uns anzuschließen; sie selbst wollte bald nachfolgen, und dann sollte der Cavalier, der sie brächte, Julchen mit zurücknehmen. So war das Arrangement, und wir reisten zehn Personen stark in drei Vierspännern am 18. Mai von Ballenstädt ab – der Herzog, die Gräfin, Julchen, Hellfeld als Reisemarschall, ich, zwei Kammerdiener, zwei Lakais und eine Jungfer.

[1] Die Begräbnisstätte einer früheren Hofdame mitten im Walde.

[2] Eine Kusine der Herzogin, deren Vaterschwester Prinzeß Friederike mit dem Freiherrn G. S. v. Richthofen (gest. 1808) vermählt war; vgl. S. 375 Anm.

Am erſten Tag fuhren wir bis Witzenhauſen, am 19. mittags kamen wir in Caſſel auf dem Bahnhof an. Wunderſchön iſt die Main-Weſer-Bahn, mit der wir von da weiterreiſten. Anfänglich an der Fulda hin, dann rechts und links die ſchönſten Waldberge, alte Schlöſſer und köſtliche maleriſche Städte, von denen das alte Marburg die Krone iſt. In Gießen fanden wir die beſtellten Staatswagen am Bahnhof vor, die uns direkt ins Hotel an eine fertig gehaltene höchſt elegante Tafel brachten. Den andern Tag waren wir im herrlichen Frankfurt und gegen Abend in Homburg, unſerem nächſten Beſtimmungsort, wo wir ein an der Promenade gelegenes, für uns in Bereitſchaft gehaltenes Haus bezogen.

Hier begann nun die eigentliche Paſſionszeit. Der Herzog mußte wider Willen Brunnen trinken und wurde dadurch in die ſcheußlichſte Laune verſetzt. Beſonders beim Eſſen, mittags und abends, war er in hohem Grade aufgeregt. Das iſt ja begreiflich, weil die ganze Reiſe wider ſeine Grundſätze lief; es iſt ganz natürlich, daß jemand, der durchaus keinen anderen Gedanken hat, als ſobald als möglich aus dieſer Welt zu kommen, nichts von Badereiſen zur Stärkung der Geſundheit wiſſen will. Aber ich werde doch zeit meines Lebens an dieſe verteufelten Mahlzeiten denken, und Julchen fand auch ein Härchen darin, obgleich ſie der entſchiedene Liebling war.

Wir erwarteten alles von der Ankunft der Frau Herzogin als einer Autoritätsperſon. Sie kündigte denn auch ihre Ankunft an, das Haus ward bekränzt, der Herzog ſelbſt pflückte ein Sträußchen von vorjährigem Heidekraut und ſtellte es auf ihr Zimmer, und wir fuhren ihr bis nach Frankfurt entgegen. Sie kam aber nicht, ſtatt deſſen ein Brief, der ihre Ankunft verſchob. Dieſe Enttäuſchung verſtärkte die üble Stimmung des Herzogs ſo, daß wir Gott dankten, als der letzte Becher herunter war und wir nach Kreuznach abfahren konnten, wo ebenfalls wider Willen gebadet werden ſollte.

Auch hier hat mir der Aufenthalt wenig geboten. Ich habe zwar einige flüchtige Bekanntſchaften gemacht, kam aber im ganzen nur wenig unter die Leute. Von Julchen hatte ich auch faſt nichts, die Gräfin ließ ſie nicht aus den Händen, wir ſahen uns eigentlich nur auf den Spazierfahrten und bei Tiſche; es war mir aber doch tröſtlich, ſie in der Nähe zu haben, es trug ſich gemeinſam alles leichter. Endlich kam die Herzogin am 18. Juni angefahren, mit Leibarzt, Hofdame, Kammerfrau, Kammerzofe, zwei Lakais und tauſend Millionen Koffern, und Julchen trat nun am 20. in Begleitung eines überflüſſigen Lakais ihren Rückweg an.

Ich begleitete ſie bis Mainz, wo wir ſogleich Gerhard holen ließen, mit ihm dinierten und uns von ihm die Stadt und Umgebung zeigen ließen. Julchen wollte ſich totlachen über die militäriſchen Ehren, die ihrem Jungen von vorübergehenden Soldaten und Schildwachen jeden Augenblick erwieſen wurden, während ſich um die würdigen Eltern kein Menſch bekümmerte. Mainz iſt wie ein Kriegslager und ſtarrt von öſterreichiſchen und preußiſchen Truppen. Gerhard fühlt ſich ſehr glücklich dort,

und sein Regimentskommandeur Graf Monts, den ich besuchte, ist sehr zufrieden mit ihm. Der Abschied von Julchen wurde mir recht schwer. Ich sah sie, als ich auf dem Dampfer davonschäumte, mit Gerhard winkend am Strande stehen, bis die rasch zunehmende Entfernung mir alles verhüllte.

Seitdem die Herzogin hier ist, haben wir einige interessante Partien gemacht. Am merkwürdigsten war mir Franz von Sickingens altes Schloß, die Ebernburg, die wie eine Krone auf der Stirn eines freistehenden Bergkegels sitzt. Gegenüber liegt auf schroffem rötlichem Sandsteinfelsen der vom Teufel erbaute Rheingrafenstein, und in einiger Entfernung, 800 Fuß über der Talsohle, thront die Altenbaumburg von ungeheuerem Umfange wie eine Stadt. Viele interessante Schlösser sind noch in der Nähe, z. B. der alte Dahlberg, die Stromburg u. a., ich bezweifele aber, daß wir sie zu sehen bekommen werden, da die Herrschaften nicht das geringste Interesse für Altertümer haben und ebensowenig für romantische Natur. Ein moderner Kaffeegarten oder ein Park mit glatten Promenaden geht ihnen über alles.

Kreuznach, 26. Juni 1853. Gestern machten wir eine Partie nach Bingen, die ich als Reisemarschall führen mußte, da Hellfeld zu Hause blieb. In Bingen, wo wir dinierten, fiel es der Herzogin ein, zu Esel auf den Rheinstein zu reiten. Das war nicht so einfach, da es in Bingen keine Esel gibt; ich schickte also ein Boot durchs Binger Loch nach Aßmannshausen, um einen Langohr von dort nach dem Fuß des Rheinsteins überzufahren. Dann kostete mir die Guldenrechnung im Hotel einiges Kopfzerbrechen, da ich nur in Thalern bezahlen konnte. Als wir wieder in den Wagen stiegen und der Herzog schon saß, frug mich die Herzogin, ob ich denn auch für Tee gesorgt hätte. Dies hatte ich radikal vergessen. Da wir noch im Gasthof waren, wäre der Schaden leicht ersetzt gewesen, wenn man nur fünf Minuten hätte warten wollen. Das geht aber mit den Herrschaften nicht, und der Wirt hatte nur eben noch Zeit, mir, als der Wagen schon in Bewegung war, eine Tüte mit Tee und Zucker zuzustellen, aber freilich Nichts dazu. Diese verfluchte Vergeßlichkeit bei der ersten größeren Partie, die ich als Cavalier zu führen hatte, war sehr ärgerlich. Über der Eselnot hatte ich den Tee vergessen — ein schreckliches Verbrechen!

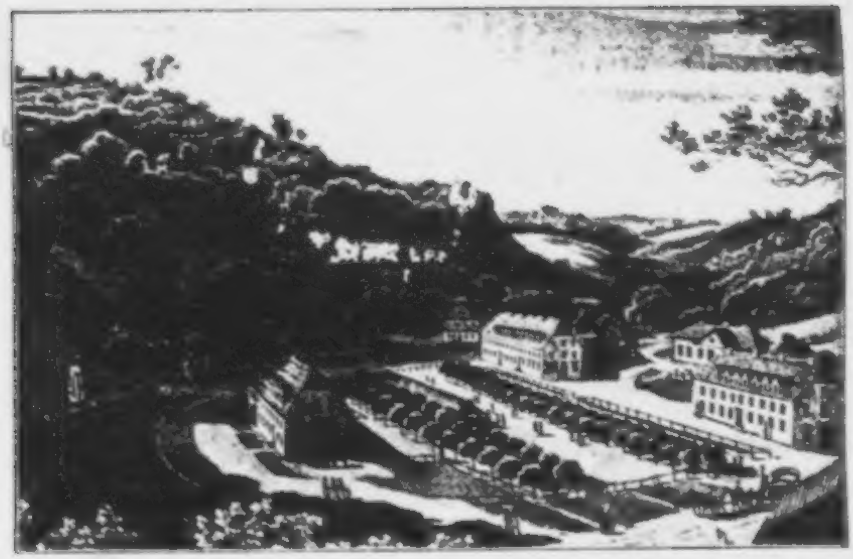
Am Fuße des Rheinsteins gab es wieder Not. Ich mußte die Bootsleute, die den Esel gebracht hatten, bezahlen und war umringt von einer Schar von Bettlern und Kindern mit Blumen und Erdbeeren. Die Herrschaften warteten aber keinen Augenblick, die Herzogin rief schon ungeduldig nach mir, daß ich neben ihrem Esel gehen sollte, um sie zu schützen. Ich zahlte alles doppelt und dreifach, um nur loszukommen, und keuchte den heißen Berg hinauf den anderen nach. Oben war meine erste Sorge der Tee für die Herrschaften. Der Kastellan konnte aber nichts schaffen als Butterbrot, Erdbeeren, Wein und Pfannkuchen, die seine Frau selbst gebacken. Die Herzogin schien mir sichtlich verstimmt, daß die gewohnten Confitüren und Biskuits zum Tee fehlten. Dem unschuldigen Herzog

aber ſchmeckten ſeine Butterbemmen vortrefflich. Ich vermochte nichts zu genießen, weil ich den Tee vergeſſen hatte. Dann wurde die Burg zwei Stunden lang durchkrochen. O welche himmliſche Ausſicht auf den alten gewaltigen vaterländiſchen Strom mit ſeinen Bergen, alten Burgen und Dampfſchiffen, die ohne Aufhören hin und her ſchoſſen! Ich ſage Dir nichts von den Sammlungen alter Waffen, von den merkwürdigen mittelalterlichen Meubles und Bildern, die Prinz Friedrich hier zuſammen gebracht hat.

Kreuznach, 28. Juni 1853. Geſtern habe ich wieder eine große Partie (nach der Altenbaumburg) geführt und diesmal fehlerlos. Es paſſierte ſo viel Komiſches, daß ich damit einen dicken Brief füllen könnte, doch iſt's mir weder komiſch noch ſchreiberlich zumute, und ich habe nur den einen Wunſch, daß wir erſt glücklich wieder in Alexisbad ſein möchten. Dieſe Art des Reiſens iſt ſehr, um des Teufels zu werden. Die Gegend iſt zauberiſch, doch habe ich keinen anderen Gedanken als zu ſorgen, daß die Herzogin nicht vom Eſel fällt, der Herzog keine Szenen vor den Leuten macht und daß nichts vergeſſen wird. Heute nachmittag bin ich frei und will ich einmal auf meine eigene Hand in die Berge gehen. Es iſt aber auch dabei ein Haken. Sobald ich in die Einſamkeit komme, tritt mir das Leidensbild meiner Bertha vor die Seele. Mein Badeleben mit den Herrſchaften erinnert mich ſo oft an das Kind; ſie hat es früher als ich kennen gelernt auf Rügen und es mir ſo prächtig geſchildert, daß jetzt alle Begebenheiten mir ihre Erzählungen und ihr ſtilles Bild zurückrufen. Ach, daß man wüßte, wie es ihr jetzt ginge! Dieſer dichte und undurchdringliche Schleier hat was Fürchterliches. Nur der Glaube ſchaut auf Momente durch, der arme, ſchwache Glaube.

*

Ballenſtädt, am 17. Oct. 1853. Ich ſchrieb Dir zuletzt von Kreuznach aus und werde von da an fortfahren, Dir einige Bruchſtücke aus meinem Leben zu geben. Meine Abreiſe von Kreuznach war freilich eigentümlicher Art, indem mein Transportmittel ſich einzig und allein auf meine Stiefel beſchränkte. Die Stunde der Abreiſe hatte geſchlagen, unſere Wagen ſtanden angeſpannt vor der Tür, und der Packwagen war ſchon abgefahren; da aber die Herzogin eben erſt ihr Frühſtück verlangte, ſpazierte ich, weil ich mich vor der Haustür langweilte, nach der nahegelegenen Brücke, die mir intereſſant war, weil ſie ganz wie eine Straße mit Häuſern beſetzt iſt, die, unten ſchmal auf den Pfeilern aufgeſetzt, ſich in den oberen Etagen wie Fächer ausbreiten. Als ich zurückkehrte, begegnete mir der Herzog ſehr aufgeregt und von einem Lakai begleitet. Der Herzog ſchoß an mir vorbei, und der Lakai berichtete, Seine Hoheit ſei ungeduldig geworden und habe ſich plötzlich zu Fuß auf den Weg gemacht. So ſchickte ich den Diener zurück und ſchloß mich ſelbſt dem Herzog an. Ich bemerkte ihm, daß wir beide keine Ahnung vom Wege hätten, aber das half nichts, er war nicht zum Umkehren zu bewegen. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde gepilgert waren, entdeckte ich auf einmal auf einem anderen Wege



„Alexisbad war reizend ... ich hatte es noch nie so lieblich gesehen, so still und friedlich inmitten seiner hohen Waldberge." 18. Sept. 1855.

„Ich kenne kaum ein imposanteres, malerischeres Schloß als Bernburg. Es ist etwas Gewaltiges, wie diese großen Gebäude, Bastionen, Türme und Türmchen, zusammen eine ehrwürdige dunkle Masse bildend, auf ihren Felsen über der Saale thronen, die mit lautem Donner gerade unter dem Schlosse ihren Wasserfall niederbraust."
1. Nov. 1845.

Julie v. Bernstorff.

„Sie ist in meinem Hause wie eine Lebensessenz, eine unbeschreiblich treue und echte Freundin."
24. Mai u. 10. Dez. 1842.

Die Schwestern Bardua.

Ölgemälde von Caroline Bardua.

Minister v. Schätzell.

„Er ist ein Mann von der höchsten staatsmännischen Begabung und ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe." 5. Juli 1860.

ungefähr tausend Schritte seitab unsere Equipagen, die eben in einer Vertiefung verschwanden. Nun denke Dir meine Verlegenheit. Mainz war vier Meilen entfernt, im nächsten Dorf hätte ich zwar ein Fuhrwerk mieten können, aber das war noch weit, und wir hätten unser Reiseprogramm, wonach wir in allen Hotels und auf allen Poststationen bis Alexisbad schon zur bestimmten Stunde angemeldet waren, nicht einhalten können; auch war der Herzog ohne Mantel und würde nie und nimmer einen fremden Mantel angenommen haben. Endlich tauchte der Reisewagen in großer Ferne wieder auf, ich band ein Schnupftuch an meinen Stock und flaggte damit hoch in der Luft, bis es bemerkt wurde und der letzte Wagen anhielt, den wir dann auf Feldrainen glücklich erreichten.

In Frankfurt trennten wir uns von der Herzogin, die mit ihrem Gefolge nach Kissingen und Ischl ging. Unsere Fahrt war wieder sehr unerquicklich, der Herzog furchtbar aufgeregt, sodaß ich froh war, als ich endlich von weitem die anhaltische Grenze sah. Ein paar berittene Gens-d'armes standen zu beiden Seiten des Weges mit gezogenem Pallasch, und eine Gruppe von Herren mit etlichen Equipagen schien den Herzog zu erwarten. Wir kamen näher, und unter dem bekränzten Schlagbaum hielt unser Wagen. Schätzell, der Landrat des Kreises und mehrere Herren traten an den Schlag, aber der Herzog wartete ihre Anrede nicht ab. Er zog seinen Hut, beugte sich hinaus und sagte mit lauter Stimme, ohne anzustoßen: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für diesen Empfang auf der vaterländischen Grenze. Sie machen mir große Freude, und ich freue mich sehr, Sie alle auf vaterländischem Boden wohl wieder anzutreffen." Der Landrat hielt nun eine kleine Anrede und endete mit dem Wunsche, daß die Kur dem Herzoge so wohl bekommen sein möge, als es den Anschein habe. Hierauf antwortete der Herzog: „Ich befinde mich ganz wohl, und ich danke Ihnen nochmals, meine Herren, für Ihren Empfang auf vaterländischem Boden. Leben Sie wohl!" So fuhren wir weiter. Auf mich aber machte es einen ganz wunderlichen Eindruck, den Herrn, den ich nun seit längerer Zeit als einen armen unglücklichen Kranken überwacht hatte, plötzlich als Landesfürsten geehrt zu sehen und ihn so fürstlich und vernünftig sprechen zu hören. In Alexisbad überraschten uns Ehrenpforten, Blumengewinde und Guirlanden von bunten Lampen an den Bäumen. Viele Menschen umdrängten den Weg, die Musik spielte von den Felsen herab, und vor dem Schweizerhause, welches der Herzog bewohnt, standen sämtliche zum Hofe gehörige Herren, um ihren Gebieter zu empfangen. Er reichte jedem die Hand und sprach seine große Freude aus, alle wiederzusehen, sodaß Einigen vor Freude die Tränen in die Augen traten, weil sie glaubten, er sei ganz umgewandelt und wiedergeboren.

Am anderen Morgen stand ich sehr trübselig auf. Hellfeld war ganz früh auf zwei Tage zu Frau und Kindern gefahren, und ich war nun, da der Hofmarschall krank und Cramer mit der Herzogin war, auf einmal

Hofchef, ohne alle Routine, und gerade für die erſten Tage, wo alles empfangen und bewirtet werden mußte, was nur irgend von Badegäſten empfangen werden konnte. Ich befand mich in einer Lage wie ein Fähnrich, der auf einmal ein Bataillon führen ſoll. Ich überlebte indeſſen auch dieſe beiden Tage und machte keinen Fehler.

Als Hellfeld dann zurückkehrte, ſetzte ich mich gleich in ſeinen Wagen und fuhr nun meinerſeits auf zwei Tage nach Ballenſtädt. Zwar ſchlug mir hier kein Herz entgegen, da die Meinigen um Annas willen, die ſich nach Berthas Tode noch nicht wieder hat erholen können, alle in Salzbrunn waren, aber dennoch hielt ich mit freudiger Bewegung vor meinem Hauſe. Ich klingelte lange umſonſt, weil das Mädchen im Waſchhauſe war; der Hund Poll aber ſtand innen an der Tür, er mochte mich am Geruch erkannt haben und winſelte, heulte, kratzte, bellte und ſpektakelte dergeſtalt, daß das Mädchen endlich aufmerkſam wurde und herankam. Poll und das Mädchen waren alles, was ich von den Meinigen begrüßen konnte. Ich trat nun in den Garten, der im herrlichſten Flor ſtand, tauſende von Zentifolien glühten in der Abendſonne, während die größere Hälfte des Gartens im Schatten der Bosketts lag. Ich ſteckte mir eine Pfeife an, und ſeit ſieben Wochen kam die erſte Ruhe, der erſte heimiſche Frieden über mich. Ich ging wie verzaubert von Buſch zu Buſch, von Beet zu Beet, um zu ſehen, was der Garten leiſtete. Da wiſchte etwas ganz leiſe an meinem Schienbein hin, ich blickte nieder, es war unſer weißes Hauskätzchen, das mit einem ungeheuren Buckel fortwährend ganz ſtill und ohne ein Wörtchen zu ſagen an meinem Stiefel hin und her ſtrich. Ich nahm ſie auf den Arm und ſetzte meine Promenade mit ihr fort, während der Hund mir folgte, wenn ich ging, und ſtehen blieb, wenn ich ſtand.

Was ich eſſen wollte? Ich gab dem Mädchen Geld und ließ mir eine tüchtige Bierkaltſchale machen, Eier kochen und Salat aus dem Garten raufen. Um 8 war alles fertig. Ich ſetzte mich in Hemdärmeln an den Tiſch und legte recht aus Übermut die Ellenbogen auf. Oh, was war das für ein Vergnügen! Nach ſiebenwöchentlichen Diners und Soupers im Frack, jeder Biſſen mit Gemütsbewegung verſchluckt, wieder einmal ohne Gêne am eigenen Tiſch zu ſitzen und vernünftige Koſt zu genießen! Und dabei noch zwei freie Tage vor mir, wo ich, einige Beſuche abgerechnet, nichts tun wollte als mich rekeln, mich ausruhen und Bierkaltſchale eſſen.

Nach drei Wochen kam dann Julchen aus Schleſien zurück. Ich empfing ſie in Ballenſtädt mit bekränztem Hauſe und nahm ſie noch auf die letzten acht Tage mit nach Alexisbad, bis der Hof von dort aufbrach und wir hierher zurückkehrten. Jetzt erſt, da ich meine ganze Häuslichkeit wieder hatte, wurde es mir auch wieder etwas behaglicher in dieſer ſchnöden Welt.

Indeſſen iſt mir doch bis auf dieſe Stunde der Hofdienſt etwas unheimlich geblieben, und ich werde noch viel Zeit brauchen, bis ich mich finden lerne. Die erſten Monate war es leicht, weil der Herzog ſo glückſelig mit mir war. Aber die Stimmung iſt nun ganz umgeſchlagen, und

er betrachtet mich jetzt mit mißtrauischem Auge. Weil ich auf der Reise bisweilen genötigt war, fest und bestimmt gegen ihn aufzutreten, mag er wohl gedacht haben: „Also auch du, mein Sohn Brutus!“ Er ist ein armer Kranker und ich bin sein Wächter, das sage ich mir immer vor, aber es will nicht immer helfen, auch schon deswegen nicht, weil das Verhältnis doch etwas anders ist, indem ich keineswegs die Macht über meinen Kranken habe, die einem Wächter zusteht.

18. Oct. 1853. Wir haben jetzt herrliche Herbsttage, ein wahres Lichtglühen in den gelben und braunen Bäumen, dabei die Schatten so tief wie bei Mondschein. Ich sitze viel draußen im Walde und zeichne. Das ist mein größtes Vergnügen. Es ist so still im Walde wie im Grabe. Man hört nur das leise Fallen der herbstlichen Blätter von den Bäumen und das Huschen einzelner Mäuse durch das welke Laub, das den Boden bedeckt. Die Herzogin hat mir von ihrer Reise einen herrlichen Farbenkasten mitgebracht. Den stecke ich nebst Feldstuhl und Wasserflasche in eine Jagdtasche und etabliere mich im Freien so bequem wie zu Hause. Wenn ich dann so dasitze und es entsteht auf dem Papier ein hübscher Farbeneffekt, dem gleichend, den ich vor mir sehe, so bin ich fast in das Paradies der Kindheit zurückversetzt.

Coswig, am 4. Nov. 1853. Da sitze ich in dem uralten Schlosse Wolfgangs von Anhalt, und die vaterländische Elbe wälzt ihre gelben Fluten unter meinem Fenster durch Wald und Wiesen. Von dem allen sehe ich aber nichts, denn es ist stockdunkle Nacht, deren Grausen mir als einzigem lebendigen Wesen im Schlosse an die Seele haucht. Das ging so zu. Mein alter Freund Schweinitz, der jetzt als Hauptmann in Bernburg steht, hatte mich zu Gevatter gebeten, und da ich einmal nach Bernburg mußte, beauftragte mich der Herzog, gleich auch das Coswiger Schloß behufs einer dort vorzunehmenden Bilderrevision zu besuchen. Es war nämlich der Dessausche Hofmaler Becker in Coswig gewesen und hatte unter den alten Bildern des Schlosses herumgestöbert, auch seiner Meinung nach bedeutende Schätze gefunden von Tizian, Potter, Wouwerman, Dürer, van Eyck und anderen. Er hatte dem Kastellan gesagt, es verfaule da ein großer Schatz, und der Kastellan hatte darüber an unser Hofmarschallamt berichtet.

So kam ich denn heute morgen, nachdem gestern die Taufe absolviert war, hierher. Ich ließ mir sogleich durch den Kastellan, der in einem Nebenhofe wohnt, alle Gemächer und Böden im Schlosse aufschließen und fuhr nun wie eine Ratte unter dem alten Gerölle herum, indem ich ungefähr 300 alte Bilder die Revue passieren ließ, bewaffnet mit einem Schwamm, um überall zu waschen, wo mir's nötig erschien. Unter den Familienbildern war sehr viel Schönes und Interessantes, aber ich hatte meine Augen vorzugsweise auf die Galeriestücke zu richten. Die gepriesenen großen Meisterwerke verschrumpften da freilich zu bloßen Kopien, sodaß ich Beckers Urteil nicht begreifen konnte. Nur ein wirklich gutes Bild (welches aber Becker entgangen war) fand ich auf und reinigte es

notdürftig, sodaß der Kastellan vor Wonne ganz geblendet anfing zu lallen. Es war eine lebensgroße schlafende Nymphe, die von einem Faun aufgedeckt wird. Das Bild leuchtete mich förmlich an, das Helldunkel, Zeichnung, Komposition, alles war so schön, daß ich mich nicht erinnere, je eine reizendere weibliche Figur gesehen zu haben. Wegen der Nacktheit konnte ich indessen das Bild nicht nach Ballenstädt nehmen, und es bleibt nun ruhig auf dem Boden der weiteren Zerstörung preisgegeben. Ich würde mir dieses Bild ohne weiteres ausbitten, um es recht schön zu restaurieren, wenn ich nicht fürchten müßte, daß die absolute Kleiderlosigkeit auch in meinem Hause Anstoß erregen würde.

Am Nachmittag fuhr ich mit dem Rektor Hoffmann (Sohn unseres Oberhofpredigers) über die Elbe nach Wörlitz, um da das sogenannte Gothische Haus mit seinen vortrefflichen Bilderschätzen zu betrachten. Im Stockfinstern kamen wir zurück, ich trank noch bei Hoffmann den Tee und habe mich nun in mein stilles, schauerliches Schloß zurückgezogen.

Neben mir wölbt sich der hohe Rittersaal, und auf der anderen Seite zieht sich eine ganze Reihe von alten Zimmern mit Gobelins, sonderbaren Schränken und hohen Bildern von geharnischten Männern und vermummten Frauen hin. Die Türen stehen alle offen, ich habe sie selbst aufgemacht und bin zu spät nach Hause gekommen, um sie wieder zu schließen, und doch ist in einem dieser Zimmer einmal ein scheußlicher Mord an einer Fürstin von Zerbst verübt worden. Vielleicht gerade in dem, das ich bewohne, aber ich habe wohlweislich nicht danach gefragt. Solange ich wach bin und schreibe, geht es; aber ins Nebenzimmer zu kommen und da in das alte Bett zu kriechen (vielleicht dasselbe, in welchem die Fürstin erdrosselt wurde), das wird noch eine böse Arbeit geben. Ich habe aber eine eiserne Stange gefunden, die jetzt neben mir steht und die ich auch mit zu Bett nehmen will. Ich habe eine Beruhigung an dieser Stange und denke damit auf jedes Spektrum einzudreschen. Wie töricht ist man doch! Aber ich denke meinen Platz zu behaupten und diese Nacht das Schloß zu halten. Morgen früh um 5 Uhr wird aufgebrochen und per Dampf abgerast. Nun Gute Nacht! – jetzt kommt das Schlimmste, sich auszuziehen und sich halb nackt den Anfechtungen der Hölle bloßzustellen. Vor zwanzig Jahren hätte ich das nicht gekonnt, aber man wird eben immer lederner und zuletzt wie ein Balg, der überall übernachten kann.

Ballenstädt, 7. Nov. 1853. In jener Nacht ging alles gut. Ich schlief wie eine Ratte, und als ich erwachte, repetierte meine Uhr vier. Weg waren Furcht und Grauen. Ich zog mich an, ging mit dem Licht durch die grausigen Räume nach der Polterkammer und besah mir noch einmal die schöne Nymphe. Um 5 Uhr holte mich der Kastellan ab, um mich zum Bahnhof zu bringen. Erst in Dessau bekam ich Kaffee und wandelte dann in meinem Coupé, das ich allein innehatte, mit meiner Zigarre bis Cöthen sehr wohlgemut auf und ab. Das war sehr schön.

Bei uns ist jetzt unsere alte Freundin Veit eingezogen, die vor ein paar Jahren von Ballenstädt in die Schweiz zog, um dort die Erziehung ihrer

Tochter zu vollenden, und nun zurückgekehrt ist. Sie ist Irvingianerin, sonst eine liebe, gute Frau und eine echt christliche Seele. Ich war dagegen, daß sie bei uns wohnte, weil man durch zu nahes Beieinandersein am leichtesten entzweit wird, aber Julchen fühlt sich seit Berthas Tode so einsam und wünschte es sehr, so mochte es denn geschehen.

In diesen Tagen haben wir auch neue Landtagswahlen gehabt, die brillant ausgefallen sind. Schätzell selbst ist in drei Wahlbezirken gewählt worden. Wieder ein Beispiel, daß die öffentliche Meinung denen gehört, welche die Gewalt, die sie haben, auch gebrauchen!

Gestern besuchte mich von Quedlinburg aus der Rittmeister Wangerow, ein prächtiger christlicher Mann. Es ist ihm schwer geworden, sein Christentum im Regiment zu behaupten, er hat schwere Anfechtungen von seiten der Kameraden zu bestehen gehabt, sodaß er sogar ein paarmal auf das Duell hat rekurrieren müssen, aber endlich hat er sich doch durchgebissen und kann jetzt unangefochten tun, was er will, es wird alles gutgeheißen Er sitzt groß und breit bei allen Missionsfesten, ist selbst Missionsvorstand, hält Betstunden mit seinen Kürassieren und ist dabei so geachtet, daß die Kameraden ihn in alle Ehrengerichte wählen. In seinem altdeutschen silbernen Helm sieht er aus wie Götz von Berlichingen, so treuherzig und redlich. Er ist ein Mensch so recht aus einem Guß, und ich freue mich sehr, daß er nun öfter zu mir herüberreiten will. Ich habe Sehnsucht nach einem recht ehrlichen, treuen christlichen Sinn, da ich selbst immer noch auf beiden Seiten hinke. Ich wünschte, ich könnte mich mit Dir verbrüdern, einmal redlich und von Herzen abzutun, was der Welt gehört, und ganz meinem Gott zu leben. Wir können freilich nur satteln und aufsitzen, aber Gott kann uns auch halten, daß wir nicht nach der anderen Seite wieder herunterfallen, wenn's gegen den Feind geht.

*

Ballenstädt, am 5. Dec. 1853. Wie freue ich mich der Nachricht, daß Tante Dascha [Witwe des Onkel Karl v. Zöge] herauskommt. Am glücklichsten würde sie, glaube ich, hier in Ballenstädt wohnen, das jetzt wirklich zu den angenehmsten Orten in Deutschland gehört. Zu Erfurt, wo Tante Norchen [v. Ziegesar] wohnt, möchte ich nicht raten. Tante Norchen ist Altlutheranerin und somit der beklemmendsten konfessionellen Richtung ergeben, die man haben kann. Alle Altlutheraner leiden an einem geistigen Asthma, und wenn zu viele von ihnen zusammensitzen, so verkehren sie ausschließlich miteinander und verkümmern. Hier in Ballenstädt leben wir dagegen in der Welt, durchaus der gesundeste Aufenthalt für einen Christen. Nichts schmilzt uns unsere Teufelsschlacken so aus dem Leibe wie gerade der Verkehr mit der Welt, die uns weder schont noch schmeichelt und uns täglich kreuzigt. Ich rede aus tiefster Überzeugung.

Mein Gerhard wird mit seinem Regiment im Frühling nach Frankfurt versetzt, worauf er sich sehr freut, weil er dort Gelegenheit haben wird, in Familien zu verkehren. In Mainz ist den Offizieren die Gesellschaft verschlossen, weil die Mainzer durch die Bank rot republikanisch sind.

Wenn Du recht hättest, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme wäre, so wollte ich mich doch noch heute dem Teufel übergeben. Wenn der Staat zwischen zwei Übeln zu wählen hat, so ist es immer besser, die Regierung macht die öffentliche Meinung, als daß umgekehrt die öffentliche Meinung die Regierung macht.

12. Dec. 1853. Wir haben hier, solange der Herzog Carl von Holstein mit seiner Gemahlin da war, viel Festivitäten und Unruhe am Hofe gehabt, und ich bin dabei tüchtig in Atem gesetzt worden. Statt sonst nur einer waren wir jetzt oft unserer vier Cavaliere auf einmal in Funktion, und ich muß Gott danken, daß ich in jener Zeit keine Dummheit gemacht habe. Daß die dänische Hofdame, die die fremden Herrschaften mitbrachten, mich für die Perle unter dem hiesigen Hofgesindel erklärte, war zwar ein sehr ungerechtes Urteil, ermutigte mich aber insofern, als es doch kein Tadel war. Seitdem die Gäste fort sind, ist wieder Ruhe eingetreten, und ich werde meines Lebens so froh, als es sich eben tun läßt.

Das Talent, glücklich zu sein, besitzen wir beide nun einmal nicht in dem Grade wie unser guter seliger Oncle Kügelgen [Karl, der Zwillingsbruder des Vaters], der darin ordentlich nobel war wie in allen Stücken. Wenn ich mich jetzt aber im allgemeinen glücklicher fühle als früher, so kommt das daher, weil meine Arbeit immer regelmäßig mit dem Glockenschlage beginnt und endigt. In der Zwischenzeit bin ich ganz frei, was ich früher nie war, und habe wieder ganz die Empfindung eines Schulknaben, der seinen Sonnabendnachmittag antritt. Die Malerei betreibe ich eben auch wie ein Schulknabe nur nebenbei. Ich nehme nur kleine Stückchen vor, und wenn es nicht gelingt, bin ich darüber nicht mehr so unglücklich als früher, weil es nicht mehr mein eigentlicher Beruf ist. Ich habe in diesem Jahre ca. 200 Thaler für Porträts eingenommen. Ob es mir aber bei diesem Leben voll Zerstreuung noch gelingen wird, historische Bilder zu erfinden und auszuführen, weiß ich nicht. Jetzt haben wir das Theater hier, und mein Dienst führt mich dreimal wöchentlich hinein, entweder in des Herzogs kleine Bühnenloge oder in die große Loge, in der auch Du als Knabe mit rotem Kragen gesessen hast, und die nur insofern verändert ist, als man noch ein Vorzimmer darangebaut hat, wohin sich diejenigen zurückziehen können, die nichts sehen und hören wollen. In dieser großen Loge ist es sehr hübsch, man hat die Bühne frei vor sich, trinkt Tee, ißt Kuchen, läßt sich was vorspielen und urteilt vornehm darüber.

23. Dec. 1853. Mein Verhältnis zu dem Herzog hat sich wieder sehr gebessert. Heute habe ich mit ihm eine herrliche Fahrt durch den Wald gemacht. Auf einen starken Rauhreif war ein tiefer Schnee gefallen, und zwar bei stiller Luft, sodaß die Bäume davon dichter bedeckt waren als im Sommer mit Laub. Besonders schön sahen die Birken aus mit ihren vielen zarten Zweigen, die alle in prächtige Federbüsche verwandelt und so schwer waren, daß sie den Bäumen das Ansehen von Trauerweiden gaben. Der Herzog war so gut und freundlich, wie ich ihn lange nicht gesehen.

25. Dec. 1853. Der gestrige Abend war für uns unbeschreiblich wehmütig. Wir hatten diesmal nach stiller Übereinkunft zum erstenmal keinen Baum, hatten auch unsere Bescherung nicht wie sonst oben, sondern in einer Unterstube aufgebaut. Ein jeder fand sein Tischchen — nur für Bertha war keins da, zum erstenmal seit 25 Jahren. Sie, die sonst immer für alle gearbeitet hatte, liegt nun in ihrem kalten dunklen Grabe. Mich übermannte der Schmerz bisweilen so sehr, daß ich hinausgehen mußte, und über uns allen hing es wie ein Schleier, obschon der Name nicht genannt wurde. Vor einem Jahr war das liebe Kind noch unter uns, zwar sehr schwach, aber sie ging doch umher, und niemand dachte ans Sterben. Sie wunderte sich, daß sie so besonders viel erhalten habe, und war so dankbar. Diesmal kam am 23. das letzte Geschenk, das sie von ihren Eltern erhält: ein Kreuz von weißem Marmor, das wir in Schlesien arbeiten ließen, darauf nur der Vorname und die von Julchen ausgesuchten Worte: „Die Liebe höret nimmer auf". Zu Ostern werden wir es wohl auf dem Grabe aufrichten können. Solche Feste reißen alles wieder auf; überhaupt ist der Trost nur ein dünnes Häutchen, das sich über die Wunde zieht, wenigstens der Trost, den die Zeit und der Wechsel des Lebens gewähren.

*

Ballenstädt, am 24. Februar 1854. Am 22. morgens erhielt ich Deinen Brief; an diesem selben Tage vor zehn Jahren trafest Du selber in mein Haus! — Daß Du auf einmal den Wein liebst, war mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Es mag ein Zeichen sein, daß Du gesünder wirst, wie ich armer Korydon[1] eigentlich immer schwächer. Mit meiner Gesundheit steht es nicht gut. Seit Berthas Tod ist mir die Brust wie zusammengeschnürt, ich fühle einen beständigen Druck, und vorlesen kann ich gar nicht mehr. Der Herzog hat nicht so unrecht, wenn er heute zu mir sagte: „Wir beide passen uns doch gar nicht mehr, für uns ist Musik und Tanz vorbei".

26. März 1854. Vorgestern kam Dein interessanter Brief, der mich nun spornt, meinen vor vier Wochen angefangenen zu beenden. Deine Ansichten über die elende Politik der Westmächte[2] teile ich völlig. Der eigentliche Feind, der böse Feind und Versucher und der Klügste von allen ist Louis Napoleon. England hat er geradezu düpiert — möchte es ihm in Wien nicht auch gelingen! Ob Deutschland wirklich fest neutral bleibt, ist mir fraglich. Wegen Preußens ist mir nicht bange, wohl aber um Österreich, welches allerdings bei der orientalischen Frage interessiert ist. Zwar ist es erst kürzlich von Rußland wieder auf die Füße gestellt worden, aber Politik hat kein Herz und kein Gewissen. Daß vielleicht um Reval wegen des Hafens hart gestritten werden möchte, ist wohl möglich.

---

[1] Schäferfigur bei Vergil, Ecloga VII; sprichwörtlich geworden durch G. A. Bürgers (Die Weiber von Weinsberg) „O weh, mir armen Korydon — Es juckt mich an der Kehle schon".

[2] Am 28. März 1854 erfolgte die englisch-französische Kriegserklärung gegen Rußland (Krimkrieg).

Auf dem Lande aber möchtet Ihr ruhig wohnen und nur Geldverluste haben. Wenn Du nur nicht als Geisel von Seeräubern entführt wirst! Nun aber, mein lieber Bruder, tue mir die Liebe und schreibe recht oft und möglichst viel Politisches. Unsere Zeitungen sind mit Ausnahme der Kreuzzeitung alle russenfeindlich. So erfahre ich alles, was Rußland zum Nachteil gereicht, reichlich und oft in übertriebener und erlogener Weise; von Dir möchte ich daher das Gute und Erfreuliche vernehmen. Denke, wie fleißig ich Dir Anno 48 und 49 geschrieben habe, und nun tue Du ein Gleiches Anno 54. Ich habe Dir übrigens diesen Krieg lange vorhergesagt.

Vor acht Tagen kam ganz unerwartet Alfred Volkmann[1] bei mir angesegelt. Er war so hypochonder und unausstehlich geworden, daß seine Frau ihn aus dem Hause getrieben hatte. Auf einen Tag kam er und acht Tage blieb er. Wir hatten herrliche Zeit miteinander. Morgens beim Kaffee einen lieben Gast zu haben, ist immer ein besonderer Schmaus für mich. Da gab es physiologische Vorlesungen und philosophische Gespräche, die mich aus meinem vegetabilischen Hofleben wieder einmal etwas herausflügelten. Wir führten das reinste Lotterleben, was den armen abstudierten Gelehrten, der auffallend alt aussieht, nicht wenig erquickte. Er zog ganz gesund wieder ab. Sehr interessant war es mir, zu erkennen, wie die Resultate einer wirklich aufmerksamen und gewissenhaften Naturforschung dem Christentum so gar nicht feindlich sind.

Neulich habe ich den armen Wangerow besucht, der ein Bein gebrochen hat und nun schon über zwölf Wochen liegt, aber heiter und getrost. Wenn ich nach Quedlinburg komme, sind immer die Kürassiere eine Erquickung für meine Seele. Diese Menschenklasse ist in der allgemeinen Verwirrung vernünftig geblieben. Ich speiste mit zwanzig Offizieren im Deutschen Hause und fand überall die ehrenwerteste, prächtigste Gesinnung. Militär und Civilisten stehen sich jetzt bei uns in Norddeutschland wie zwei ganz verschiedene Nationen gegenüber, wie fremde Rassen, wie Revalenser und Zulukaffern.

*

Ballenstädt, am 19. April 1854. Wie danke ich Dir, daß Du schon wieder geschrieben. Wer weiß, wie lange wir überhaupt noch werden schreiben können, da die Ungewitter am Horizont sich immer dunkler und drohender zusammenziehen. Wo übrigens das Geld zu diesem Kriege herkommt, mag Gott wissen. Hunderte von Millionen sind jetzt schon bloß durch den Schrecken an Staatspapieren und im Handel verlorengegangen. Dafür, meinte neulich jemand, hätte man sämtliche Griechen bestechen können, sich beschneiden zu lassen und zum Islam überzugehen, wodurch das Protektorat Rußlands von selbst erledigt und der Krieg unterblieben wäre[2].

---

[1] Der Kindheitsgespiele (vgl. Jug.-Er. II, 2 u. IV, 4), seit 1843 Professor der Physiologie in Halle (1801—77).

[2] Der Krimkrieg entstand daraus, daß Rußland 1853 von der Pforte eine Garantie der russischen Schutzherrschaft über die griechischen Katholiken im ganzen Türkenreiche und über die heiligen Stätten in Jerusalem forderte.

Schändlich, ganz ſchändlich, ganz überaus ſchändlich, Dich zu Gevatter zu bitten! Die Kindertaufe iſt überhaupt der deſpotiſchſte Akt, den es in der Welt gibt; da ſie aber nun einmal nicht zu umgehen iſt, ſollte man zu Johanni taufen. Man merkt's einem Menſchen bald an, ob er im Winter oder im Sommer getauft iſt. Erſtere ſind immer Miſanthropen, weil der Grimm der Paten in ſie fährt (wie ich ein wandelndes Beiſpiel bin), dahingegen Du als Maikätzchen ein viel gelungeneres Temperament haſt. Nun – endlich verwächſt ſich's auch.

Finn denke ich mir jetzt recht lebhaft durch alle Erulanten. Sogar Fräulein Knorring eingerückt! In Petersburg ſah ich ſie, ſie hatte einen großen Waffelkuchen von Wolle geſtrickt, den ſie in der Küche kochte, und wir ſtanden alle darum herum. Was daran merkwürdig war, weiß ich nicht mehr. Seitdem ſie aber einmal für einen Bären gehalten worden oder ein Bär für ſie oder vielmehr für „ihr", wie die alten Patrioten in Eſtland ſagten, denke ich ſie mir immer aufrecht auf zwei Füßen herumſtelzend. Geſchrieben haſt Du, glaube ich, nie was von ihr, als daß ſie Stiefel anzöge, wenn ſie ſpazieren ginge. Nun, wohl den Frauen, denen man nichts Schlimmeres nachſagen kann! Die Meinigen ziehen auch Stiefel an und ſind damit, meine Frau an der Spitze, alle Gelbſchnäbel hintennach, auf den Stufenberg geſtiefelt, ſodaß ich ganz allein mit meiner Pfeife zu Hauſe bin. Auch nicht übel.

Unſer Haus iſt jetzt tüchtig überfüllt. Adolph und Benno ſind zu den Ferien, Mathilde und Bertha Krummacher als Gäſte da, und Hermann Krummacher ſowie Oskar Natorp haben uns erſt vor ein paar Tagen verlaſſen. Dazu kommt die lange Veit mit ihrer Tochter, unſere Mietsleute, die ſich ſehr freuen, wenn's bei uns (wie man in Dresden ſagt) recht „gedrange" zugeht, um ſich auch noch dazwiſchenzudrängen. Die beiden Krummachers ſind übrigens prächtige Mädchen. Bertha innig, ſinnig, ſehr geſcheut und ſtill. Mathilde überaus lebendig, naiv, geiſtreich und geſchwätzig, ſie macht tauſenderlei Spuk und Spektakel und iſt immer am Totlachen. Ein allerliebſtes Talent hat ſie, Silhouetten auszuſchneiden, geſtern z. B. hat ſie Eliſabeth mit dem Hunde Poll ſo genial geſchnitten, daß ich mich nicht ſatt daran ſehen kann. Selbſt hat ſie gar keine Ahnung, wie geiſtreich ſie iſt. Die Herrſchaften ſind ganz vernarrt in ſie. Meinen Adolph ſehe ich eigentlich nur mittags bei Tiſche, außerdem treibt er ſich mit ſeiner Flinte im finſteren Harz umher. Morgens um 5 läuft er ſchon fort auf die Krähenhütte, und am Abend ſteht er am Anhalt oder Meiſeberg oder Gott mag wiſſen wo auf dem Schnepfenſtrich. Benno dagegen, der beiläufig auch ſchon Baß ſingt, bleibt zu Hauſe und macht den jungen Damen den Hof. Es geht dabei freilich noch etwas holperig her, aber es geht doch. Wir feierten geſtern Bennos Geburtstag, heute den von Auguſte Veit, morgen kommt der der Bernſtorff dran. Es reißt gar nicht ab.

Zum 1. April hatte ich den Kindern ein Diner auf dem Stufenberge verſprochen, wenn ſie mich anführen könnten. Als ich vom Schloſſe kam, fand ich meine Frau, ihr Nachmittagsſchläfchen auf meinem Sopha haltend.

In der anderen Ecke lag Eliſabeth und winkte mir zu, daß Mutter ſchliefe. Ich zog mich daher auf den Zehen aus, machte mir's bequem und ſchlich dann heran, um in das Buch zu blicken, das Julchen beim Einſchlafen entſunken war. Darin lag ein großer Zettel mit der Aufſchrift: „Herrliches Diner auf dem Stufenberg gegeben vom Aprilnarren", darunter war die ganze Geſellſchaft gezeichnet auf der Wanderſchaft, die Veit wie ein Maſtbaum in der Mitte. Ich ſah nun meiner Frau ins Geſicht und fand, daß es meine große Gliederpuppe war. Eliſabeth wollte ſterben vor Lachen. Zwei Tage darauf zog ich mit dem ganzen Volke nach dem Stufenberge ab und nahm auch noch Agnes Salmuth wegen ihrer herrlichen Stimme mit. Mathilde ſingt ebenfalls bezaubernd, Bertha und meine Anna ſehr gut. So ſangen dieſe vier Mädchen die ſchönſten Quartette, die ſie ſich zuvor eingeübt hatten. Ich traktierte wie ein Graf. Weinſuppe, Forellen, friſche Bohnen mit Schinken, Schmorbraten mit jungem Salat, Pudding, Käſe, Roſinen und Mandeln und Apfelſinen. Dazu Wein mit Zucker. Es war alles vortrefflich und mein junger Pöbel äußerſt vergnügt und zufrieden.

Einen rührenden Geburtstag feierten wir am Karfreitag, den unſerer ſeligen Bertha. Schon am Gründonnerstage hatte ich das weiße Marmorkreuz auf ihrem Grabe aufrichten laſſen. Als wir am Karfreitag zum Grabe kamen, fanden wir es ſchon über und über bekränzt. Ich machte aber, daß ich bald wieder fortkam, ich kann's noch nicht aushalten. Es zieht mich immer hin, und wenn ich da bin, ſchnürt mir's die Bruſt ein. Auch Julchen kommt noch nicht darüber hin, und Anna iſt ſeit jener Zeit wie umgewandelt. Ihre alte Friſche iſt weg; von außen angeregt, kann ſie auf Augenblicke ſehr luſtig werden, verſinkt aber immer wieder in eine Art von Indolenz, die ich bei ihr früher nicht für möglich gehalten hätte.

23. April 1854. Die Krankheit des Herzogs ſcheint in ein neues Stadium zu treten. Er iſt plötzlich viſionär geworden, zitiert auch Geiſter. Geſtern waren wir bei der Herzogin von Holſtein-Glücksburg zuſammen. Der Herzog war ſehr unruhig und ſah ſich immer um. Auf die Frage, was er habe, ſagte er, die Geiſter ſprächen zu ihm. Ich: „Es gibt keine Geiſter, die ſind jenſeits, wir diesſeits." — Herzog: „Doch, ich habe ſie mitgebracht, ſie folgen mir überall." Wir wollten es ihm nun ausreden. Da ſprang er auf einmal auf, ſtellte ſich mitten ins Zimmer und ſagte feierlich: „Wenn die Geſellſchaft einen Augenblick ſtill ſein will, ſo will ich Ihnen alles erzählen, wie es mit der Geiſterſtunde iſt".

Die Damen ſchloſſen nun einen Kreis um den armen Herzog, und dieſer fuhr fort: „Wenn die Schloßuhr ſchlägt, dann ſpringen meine Türen auf, und dann kommt der Leichenzug von meinem hochſeligen Vater, dem Herzog Friedrich Chriſtian Alexius ganz langſam durchs Zimmer. Erſt kommen alle die Herren, die früher am Hofe waren, in Gala, dann die Damen alle in Weiß, wie das früher immer bei kirchlichen Feſten war. Dann kommen die geiſtlichen Herren im Ornat, erſt der verſtorbene Paſtor Pax mit ſeiner Stutzperücke, ein ſehr würdiger

Mann, dann der Oberhofprediger Starke, dann der Paſtor Hottelmann, der Paſtor Milling und alle die übrigen. Darauf verwandelt ſich mein Zimmer in eine gothiſche Kapelle mit Säulen, und der ehemalige Chor tritt ein und fängt an zu ſingen. Hernach kommen alle die kleinen verſtorbenen Kinder in Weiß und Roſa und ſchließen ſich um das Ganze wie ein Roſenkranz. Dann aber fallen alle die geiſtlichen Herren auf die Knie und beten für mich." – Ich: „Das iſt unbeſchreiblich rührend, und ich kann mir denken, daß Ihnen das gar nicht unangenehm iſt." – Herzog: „Nein – ja – nein, ich will Ihnen ſagen, wie nun alles ſo war, da rief ich doch Buchmann (den Kammerdiener), denn ich war doch etwas aufgeregt, und dann jagten wir die ganze Geſellſchaft zum Zimmer hinaus, und Buchmann ſchloß die Türe zu, und ich weiß nicht, wie das war, da war alles wieder wie ſonſt, und Winni (das Hündchen) ſprang mir entgegen, und meine Meubles waren da und meine Bilder, alles wie ſonſt, da legte ich mich zu Bett".

Die Geſellſchaft war von dieſer ungewohnten Art des Herzogs ganz erſchüttert. Er war wie umgeſchaffen und ſprach geläufig wie nie vordem.

Heute habe ich nun einen ſehr unruhigen Tag gehabt. Die Herzogin iſt durch dieſe Geſchichte äußerſt aufgeregt und will durchaus nach Romberg[1] in Berlin ſchicken. Ich mußte deshalb viermal aufs Schloß laufen.

Couvert. Am Sonntag war die Vermählung des Erbprinzen von Deſſau. Da ließ der Herzog dem hohen Paare zu Ehren nur Tafelmuſik von anhaltiſchen Komponiſten ſpielen, nämlich von Schneider und von ſich ſelbſt[2].

*

Ballenſtädt, am 29. Mai 1854. Geſtern war Romberg hier. Er mußte wie von ohngefähr kommen, als wenn er auf einer Harzreiſe begriffen wäre, da der Herzog von keinem Arzte wiſſen will. Dennoch nahm er dieſen ganz unaufgefordert nach Tafel mit auf ſein Zimmer und gab ihm ſogleich eine Vorſtellung, die über zwei Stunden dauerte. Ich ſprach Romberg nachher ausführlich, weil er über verſchiedene Punkte noch Aufklärung verlangte. Er war ſehr bedenklich und der Meinung, es ſei ein förmliches Gehirnleiden und Mittel nicht anwendbar. Er wollte uns aber von Berlin aus ein Regime ſchicken, nach welchem der Herzog zu behandeln ſei. Ich hätte ihm deswegen gern meine Anſicht mitgeteilt, er wurde aber zur Herzogin abgerufen.

Ich werde den Herzog immer behandeln, wie ich ihn bisher behandelt habe, ich darf weder ſein Vertrauen verlieren noch ihn Oberwaſſer gewinnen laſſen. Die Realität ſeiner Viſionen gebe ich ihm nie zu, laſſe ihn aber davon reden, ſoviel er will. Sollte er das alles in ſich allein verarbeiten, ſo würde er am ſchnellſten toll werden.

1. Juni 1854. Ich komme eben vom Schloß, wo ich mich ſchon früh 7 Uhr einfinden mußte, um bei der Abreiſe des Herzogs Carl von Holſtein

[1] Profeſſor Heinrich Romberg (1795–1873), Begründer der neueren deutſchen Nervenpathologie.

[2] Der Herzog war nicht nur großer Muſikliebhaber, ſondern komponierte auch ſelbſt.

mit Gemahlin zugegen zu sein. Dieser zeremonielle Teil meines Dienstes ist mir ziemlich bedenklich. Kommen fremde Herrschaften an, so muß ich auf dem Schlosse sein, sie am Wagen empfangen und in ihre Gemächer führen. Reisen sie ab, so stehe ich im Vorzimmer, und wenn sie heraustreten, so gehe ich vor ihnen her die Treppe hinunter bis an die Schwelle der Haustür. Sollen sie speisen, so hole ich sie ebenfalls aus dem Innern ihrer Gemächer heraus und gehe dann die langen Gänge durch vor ihnen her wie die Wolkensäule vor den Israeliten, bis in den Speisesaal. Auch hier stehen sie noch unter meiner Vormundschaft, indem sie nicht eher Platz nehmen können, als bis ich ihnen eine Verbeugung gemacht habe. Vergäße ich dies einmal, so kriegte niemand was zu essen, oder wenn mich der Schlag rührte, sodaß ich sie nicht abholen könnte, würden sie bis zum Jüngsten Tage in ihren Zimmern verbleiben müssen. Heute bei der Abreise mußten wir sogar vier Cavaliere sein, der Hofmarschall an unserer Spitze. Wozu das nötig ist, kann ich nie begreifen.

3. Juni 1854. Mein armer Herzog ist durch seine Geister von Tag zu Tag mehr gequält. Er leidet unsäglich und ist bisweilen so geängstigt wie ein forcierter Hirsch. Er gibt sich Mühe, alles nur für Krankheit und Einbildung zu halten, aber vergeblich, die Geister sind nun einmal da und stürmen auf ihn ein. Gestern im Wagen hatte ich eine Unterhaltung mit ihm, die mich sehr rührte. Er hatte viel geklagt, und ich hatte ihn getröstet, so gut ich konnte, als er mir auf einmal die Hand reichte, sie mir herzlich drückte und sagte: „Sie haben doch immer recht gut an mir gehandelt". Dabei sah er mich mit großen offenen Augen so unbeschreiblich freundlich an, daß mir das Herz schmolz. Ich sagte ihm, er könne wenigstens glauben, daß ich ihn recht herzlich lieb hätte, doch könnte ich freilich nicht viel anderes für ihn tun, als daß ich für ihn betete, ich hoffte aber, Gott werde meine Bitten für ihn erhören. Da sagte der Herzog: „Gott der Herr ist ein guter Geist, und wir beten: Erlöse uns vom Übel". Ich erwiderte, das wäre ein sehr gutes Gebet, und wir wollten es recht treulich zusammen für ihn beten. „Und auch das", fiel der Herzog ein, „Vergib uns unsere Schuld". Darauf reichte er mir wieder die Hand und sagte: „Es ist doch gut, wenn man in diesen späteren Zeiten recht fest zusammenhält". Ich versprach ihm, treulich bei ihm auszuhalten, komme auch, was da wolle. Das beruhigte ihn sichtlich so sehr, daß die arme abgejagte Seele einschlief und er ganz behaglich eine volle Stunde neben mir schlummerte, bis wir den Ballenstädter Schloßhof erreicht hatten. Was geht doch Gott mit dem für einen wunderbaren Gang! Er war vollkommener Freigeist — und jetzt treiben ihn Gespenster in die Demut des Glaubens. Er war kalt und stolz — und spukende Verfolger erwecken ihm das Herz, daß er Dankbarkeit und Freundschaft fühlt.

9. Juni 1854. Außer den Pfingstferien-Söhnen aus Bernburg sind jetzt auch Mathilde und Bertha Krummacher da. Mathilde neu eingelaufen, Bertha noch gar nicht weg gewesen. Neulich auf einem Spaziergang öffnete sich unerwarteterweise der Wald, und über tieferliegende sonnige

Wipfel hinweg ſah man die blau beſchattete Ferne, die ganz der See glich. Da ſpreizte Mathilde die Arme auseinander und ſchrie: „Erbarmt Euch — das Mährl“ Der Accent war ſo echt eſtländiſch, daß alle in Lachen ausbrachen und den Ruf vielfach wiederholten. Es iſt ein merkwürdiges Imitationstalent in dieſem Mädchen, ſie kariliert, wenn ſie will, jedermanns Eigentümlichkeit. Bertha haben wir uns von den Eltern erbeten bis zum 1. Auguſt, da Julchen für den Juli mit nach Alexisbad muß, um dem Herzog Geſellſchaft zu leiſten. Die Herzogin geht nämlich nach Kiſſingen und dann in ein Seebad.

Geſtern nachmittag machte ich mit meiner jungen Schar eine Fußtour nach dem 1½ Meilen entfernten Quedlinburg. Dort gingen die jungen Leute in den Brühl und ich zu Wangerow. Als wir uns auf den Rückweg machten, regnete es, aber bald platzten die Wolken, und die Sonne brach durch, warf herrliche Lichter auf die Berge und machte ein Gefunkel in den ſaftgrünen Saatfeldern. Der Roggen blühte bereits und ſtand überall prächtig. Wir gingen ununterbrochen durch Felder bis zum Chauſſeehäuschen, wo wir Julchen und Anna vorfanden, die uns hier mit einem delikaten Souper, köſtlichem goldgelben Salat und weichen Eiern, empfingen. Dann machten wir uns wohlgemut wieder auf, vor uns ſtand rund und ſchön der Mond, und die Kinder ſangen gar herrlich das alte Mondlied von Claudius, das einzige Lied aus alter Zeit, das ſich auf unſerem Hausrepertoir erhalten hat.

17. Juni 1854. Vorgeſtern beſuchte mich Nathuſius[1] aus Reinſtedt, das zwei Wegſtunden von hier entfernt iſt. Er iſt ein reicher Mann und lebt nur Humanitätszwecken. Vor etwa fünf Jahren kaufte er das Reinſtedter Herrenhaus mit Garten von einem Herrn v. Windheim, der das Gut parzelliert und nur Haus und Garten übrig behalten hatte. Nathuſius legte hier mit ſeiner ſehr intelligenten und tätigen Frau eine Rettungsanſtalt für verwahrloſte Kinder an. In politiſcher Beziehung iſt er Kreuzzeitungsmann; er redigiert nebenbei das „Halleſche Volksblatt“, welches früher Tippelskirch, dann Florencourt herausgaben; es hat unter Nathuſius zwar an Popularität verloren, dafür aber an Intereſſe ſehr gewonnen. Ich hätte längſt gern ſeine Bekanntſchaft gemacht und ließ ihm daher neulich durch einen Freund ſagen, er möge doch einen Nachmittag beſtimmen, wo wir uns halbwegs auf dem Stufenberge treffen könnten. Darauf antwortete er, er ſtrebe nicht nach neuen Bekanntſchaften, hielte ſie ſich im Gegenteil gern vom Halſe, beſonders maîtres de plaisirs vom Hofe. Darauf hatte ihm mein Sachwalter das Nötige erwidert, und der Humor bei der Sache war, daß er vorgeſtern nun ſelbſt zu Fuß und unangemeldet angeſtiefelt kam, um meine Bekanntſchaft zu machen.

Wäre ich dem Manne, ohne ihn zu kennen, auf der Landſtraße begegnet, ſo würde ich ihm weit ausgewichen ſein. Ein braunrotes Lockenhaupt

[1] Philipp v. Nathuſius (1815—72). Ihm iſt die erſte Veröffentlichung (1870) der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ zu danken. Seine Frau iſt die Volksſchriftſtellerin Marie v. Nathuſius (1817—57).

wie Jupiter tonans, ein Bart wie Neptun, polnische Juden oder Demokraten, ein ebenso erloschenes und blasses Aussehen wie letztere, bei sehr schönen Zügen. Dabei abgetragene Kleider, einen bedenklichen Strohhut und einen faustdicken Harzknüppel als Spazierstöckchen. Die Rede matt und nörgelig. Ich überzeugte mich indessen bald davon, daß ich es mit einem ausgezeichneten Manne zu tun hatte. Alles, was er sprach, war geistvoll, und seine Auffassung war leicht. Ich mußte an Timo denken, der an dem Grade des Hosenschlotterns den Genius mißt. Nathusius genießt übrigens ein solches Ansehen, daß ihm der preußische Adel vor drei Jahren, als Wagner zurücktreten wollte, die Redaktion der Kreuzzeitung angeboten hat; dies erzählte mir Gerlach selbst. Nathusius schlug es aber aus, weil er dann Neinstedt und seine Anstalt hätte verlassen müssen. —

Es freut mich, daß Du auch Shakespeare liest und liebst. Seine Stücke sind wie kanonische Bücher, ich lese sie immer wieder, namentlich die Lustspiele. Mein besonderer Liebling und Schatz ist: „Viel Lärm um nichts". Die beiden Figuren Benedict und Beatrice ziehen mich so an. Das Stück ist zwar eigentlich nur eine ziemlich ungeschlachte, oft recht geschmacklos behandelte Skizze, aber die Mängel sind vom Genie überstrahlt. Zwei prächtige Menschen, aber mit scharfer höhnischer Außenseite, sich einander nahen zu sehen, ist vom größten Interesse. Köstliche Perlen finden sich reichlich. Wie herrlich ist das: „Ich will in deinem Herzen leben, in deinem Schoße sterben und in deinen Augen begraben werden"! Ein wundervolles Lustspiel, wenn auch nicht jener liebliche Frühlingshauch darin weht, ist „Maß für Maß". Von der einen Seite ist es edler gehalten als das vorige, von der anderen Seite, dem verfänglichen Gegenstande nach, derber und ruchloser. Die Fabel ist sehr komisch, die Ausführung geistreich und fleißig. Lies es und denke an mich. Welche Idee, einen Mann, der so tugendhaft ist, daß man meint, zwei Stockfische hätten ihn gezeugt, so schändlich und über alles Maß fallen zu lassen! Solche Sachen können heute nicht mehr geschrieben werden. Sie gehören in den Frühling der Poesie, man wird jung dabei. Jetzt läßt die ausgebildete Kritik nichts Ordentliches mehr zustande kommen. Wo auch ein Genius ist, da ist er so eingeschüchtert und furchtsam, daß er unfruchtbar wird.

18. Juni 1854. Der ungeheure monströse Jubel über die Silberhochzeit des Prinzen von Preußen ist im Grunde nichts als eine Demonstration gegen den König. Der Anno 1848 als Reaktionär so verschriene Prinz, so gehaßt, daß er nach England flüchten mußte, ist jetzt auf einmal in populi Augen der Repräsentant des Liberalismus, weil er Freimaurer und Rationalist ist, auch westmächtliche Sympathien haben soll. Der König hat aber sehr witzig öffentlich erklärt, er freue sich sehr über die Ehrenbezeigungen, die seinem Bruder zuteil würden, und er nehme alles an, als sei es ihm selbst geschehen. In der Tat soll auch das beste Verhältnis zwischen beiden Brüdern sein.

Couvert. Geſtern war Nathuſius wieder bei uns mit ſeiner geiſtreichen Frau. Wir verlebten ein paar herrliche Stunden mit dieſen prächtigen Menſchen und bedauern, keine Equipage zu beſitzen, denn zu Fuß iſt Reinſtedt doch etwas ſchwer zu erreichen.

*

Alexisbad, am 12. Auguſt 1854. Es geht mir gut in meiner Waldeinſamkeit. Mein diesjähriger Aufenthalt hier iſt mit dem vorjährigen gar nicht zu vergleichen, ich bin eingewöhnter in die Verhältniſſe und weiß mir jetzt in jeder Beziehung zu helfen. Sehr angenehm iſt es, daß ich auch Julchen bei mir habe. Wir wohnen im Schweizerhaus ganz allerliebſt, ſo ſchön, wie wir noch nie gewohnt haben. In meinem Zimmer ſehe und höre ich nichts von der ganzen ſündigen Welt und freue mich nur der romantiſchen Einſamkeit. Drei hohe Fenſter erleuchten es, von denen das mittelſte zugleich als Türe zum Balkon dient. Von da blicke ich hinab, etwa 80 Fuß tief, nach der Selke, welche am Fuß des Hauſes in ihrem Felſenbett dahinbrauſt. Unmittelbar am anderen Ufer ſteigen die Felſen, reich mit Laubwald bewachſen, ſteil nach dem Schlotheimplatz hinauf, ſodaß ich, wenn ich nicht unmittelbar am Fenſter ſtehe, nichts vom Himmel gewahre, bloß die grüne Baumwand ſehe mit einzelnen vorſpringenden Klippen, in denen allerlei Eulen horſten, die abends ihre Stimmen mit dem Brauſen der Selke miſchen. Julchen überſieht von ihren Zimmern den ganzen Badeort und die beſuchteſten Promenaden; das iſt ſehr nach ihrem Geſchmack. Unſeren Kaffee nehmen wir zuſammen auf dem Balkon ein, während die Muſik ſpielt. Auf unſerem Flur wohnt nur noch die Hofdame Fräulein von Maſſow ſowie eine Jungfer, welche die Damen bedient. Unter uns iſt der große Speiſeſaal nebſt den Gemächern der Herrſchaften, und im Erdgeſchoß hauſt die Dienerſchaft. Das ganze Haus liegt völlig iſoliert auf grünem Raſenplatze mit Bosketts.

Ich bin hier von 7½ an den ganzen Tag auf dem qui vive, da mich, obgleich ich eigentlich mit Hellfeld dejouriere, doch aller extraordinäre Dienſt trifft, weil ich im Hauſe wohne. Die „Weſerei" des Herzogs (ſo nennt er ſeinen Verkehr mit Geiſtern oder überirdiſchen Weſen) nimmt immer mehr überhand. Die innere Unruhe iſt ſo groß, daß er jetzt immer unterwegs iſt und oft ſchon frühmorgens plötzlich aufbricht. Ich werde dann benachrichtigt und ſchieße gleich nach. Nun geht es ſtundenlang durch die Berge, bis wir ermüdet nach Hauſe kommen. Nach einer halben Stunde fährt der Wagen vor, und es wird ausgefahren. Um 12 Uhr kommen wir zurück, aber bald ſchiebt der Herzog wieder fort, ich hinterdrein. Um 1 Uhr wird geſpeiſt. Nach Tafel überreden wir den Herzog, doch ein Schläfchen zu machen, und er findet dies auch zuträglich und freut ſich darauf. Kaum aber bin ich in meinem Zimmer und habe mich behaglich ausgeſtreckt, ſo ſtürzt auch ſchon ein Lakai herein und meldet, der Herzog ſei wieder fort. So muß ich nach, und wir kehren erſt um 5 wieder zurück. Dann ſteht der Gondelwagen (eine Art Linie) mit ſechs Pferden ſchon vor der Türe, und die geladene Geſellſchaft wartet. Wir

fahren nach Ballenstädt, nach dem Stufenberg, dem Falkenstein oder sonstwohin und verbringen dort den Rest des Tages. Das geht zwar nicht alle Tage so, es treten auch wieder Zeiten größerer Ruhe ein, aber ich habe hier Tage erlebt, wo ich keinen Augenblick fand, auch nur die Wäsche zu wechseln. Wenn das in Ballenstädt so bleiben sollte, so müssen Hellfeld und ich abwechselnd auf dem Schlosse wohnen.

Gestern war um 5 Uhr eine Fahrt nach dem Meiseberg anbefohlen und dazu Gäste geladen. Um 3 Uhr wurde ich aus der Ruhe gerissen: der Herzog breche auf. Ich stürzte gleich hinunter und fand ihn sehr freundlich an der Haustüre wartend: „Man könne doch eine kleine Promenade machen". Er schlug den Weg nach Mägdesprung ein. Da ein Gewitter heranzog, machte ich darauf aufmerksam, es würde gleich losregnen, und wir würden gut tun umzukehren. Er fand aber die Luft sehr angenehm und wollte durchaus weiterpilgern. Am Mägdesprung bekamen wir die ersten Tropfen. Ich wollte ihn zu Schätzell hineinnötigen, der hier seine Villegiatur hat, aber umsonst, wir gingen immer weiter ins Selketal hinunter. Da erfolgte plötzlich ein greulicher Wolkenbruch, vor dem wir uns gerade noch in einen einsam gelegenen Eisenhammer retten konnten.

In der Hütte sprühte das Schmiedefeuer, und der ungeheuere, durch ein Wasserrad bewegte Hammer fiel mit seinen gleichmäßigen Schlägen auf die glühenden Kloben, welche rüstige Schmiedeknechte mit ihren Zangen unterschoben, wandten und kehrten, daß sie sich in lange Stangen verwandelten. Diese Schmiede, deren sechs beschäftigt waren, hatten nichts am Leibe als ein langes Hemd, in der Mitte durch einen Gürtel zusammengehalten. Um den Herzog bekümmerten sie sich nicht im geringsten und taten unverdrossen ihre Arbeit fort. Der Herzog stand und sah ihnen zu. Die Sache mochte ihm doch etwas unheimlich sein. Ich winkte den Meister heran. Er stellte sich dar in seinem Hemd wie ein Parse oder Feueranbeter und gab freundlich und unbefangen Auskunft über alles, was dem Herzog sehr zu gefallen schien. Endlich, da der Regen nachließ, beglückte ich die Schmiedegesellschaft mit ein paar Thalern Biergeld, worauf wir aus dieser Hölle wieder erstanden.

Ich glaubte, der Herzog würde nun zurückgehen; er schlug aber trotz Kot und Wasserpfützen die Richtung nach dem noch weit entfernten Meiseberg ein. Nun begann eine schwierige Unterhaltung. Ich mußte wissen, wohin er wollte und ob er im Schweizerhaus etwas darüber hatte verlauten lassen. Der Herzog läßt sich aber ebensowenig ausfragen wie andere große Herren und gab lauter ausweichende Antworten. Glücklicherweise begegnete uns eine Bauernfrau, der ich den Auftrag gab, so schnell als möglich nach dem Schweizerhause zu laufen und dort anzusagen, der Herzog sei auf dem Meiseberge, der Wagen solle sogleich folgen. Da der Herzog dies ruhig geschehen ließ, so wußte ich nun endlich, woran ich war. Wir pilgerten weiter. Es war ein scheußlicher Weg. Wir unterhielten uns aber sehr vergnügt über die außerordentliche Vortrefflichkeit der Schmiedeknechte, die uns nicht in ihr höllisches Schmiedefeuer geschoben hatten.

Müde und matt erreichten wir endlich den Meiseberg. Der Himmel hatte sich aufgehellt, und aus den Talwiesen und Waldschluchten stiegen in allerlei Metamorphosen weiße Nebelsäulen auf. Dies war mein Glück. Ich mußte, bis die Gesellschaft nachkommen konnte, den Herzog noch 1½ Stunde ganz allein unterhalten, und unser Stoff war verbraucht. Da erschienen die Nebel wie gute Geister. Wir traten ans Fenster und führten die Unterhaltung Hamlets mit Polonius auf. Der Herzog war unerschöpflich, Ähnlichkeiten zu finden, und ich sagte immer „Ja" und „Allerdings" oder „Ja eben", anderthalb Stunde lang. Es war eine Lust. Endlich — o Wonne, o Trost! — sah ich unten im Tal einen herrschaftlichen Vorreiter mit verhängtem Zügel aus dem Dickicht hervorjagen. Er erschien noch so klein wie eine Ameise, aber sein Erscheinen war Rettung. Ich wußte nun, daß mein Bote angelangt war. Bald ward auch der Gondelwagen und unsere ganze Gesellschaft sichtbar, und nach einer guten Viertelstunde waren wir alle oben beisammen um den Teetisch.

18. August 1854. Gestern abend sind wir von einer dreitägigen Harzreise zurückgekommen. Am 15. früh fuhren wir im Gondelwagen 16 Personen stark bei schwülem, regnerischen Wetter über Blankenburg nach Wernigerode. Schloß Wernigerode ist mein Ideal; dunkel, majestätisch, umgürtet von mittelalterlicher Befestigung thront es auf seinem hohen Waldberge in der herrlichsten Gebirgsgegend. Wir erstiegen diesmal das Schloß nicht und sahen es nur vom sogenannten Lustgarten zuweilen düster aus den zerrissenen Regenwolken hervortreten. Dem Grafen Botho[1], der jetzt dort residiert und die Vormundschaft für Hermanns siebzehnjährigen Sohn führt, ließ ich meine Karte nebst Gruß zurück. Im Lustgarten besichtigten wir noch die große, 60000 Bände starke Bibliothek, in der ich auch den großen weißgrauen Luchs, den der vorige Graf 1816 geschossen, sah. Der Herzog war seelenvergnügt. Zur Nacht konnten wir bei strömendem Regen noch Ilsenburg erreichen und stiegen in der „Forelle" bei Herrn Horn ab, wo wir, durch einen Vorreiter angemeldet, alles in Bereitschaft fanden. Horn ist früher Kammerdiener in Stolberg gewesen und freute sich sehr, mich wiederzusehen, weil er mich für Dich hielt. Du bist nämlich als Knabe einmal mit dem damaligen Erbprinzen und Beckedorff[2] in Stolberg gewesen.

Am andern Morgen machten wir alle zusammen bei schönstem Wetter eine Partie ins Ilsetal hinein, waren aber schon um elf zurück. Ich erinnerte mich, daß der Maler Erola[3], der mich einmal in Ballenstädt aufgesucht hatte, hier in Ilsenburg wohne, und ging daher zu ihm. Er besitzt

[1] Die Grafen Hermann (1802—41) und Bernhard zu Stolberg-Wernigerode waren Wilh. v. K.'s Mitkonfirmanden bei Roller; sie wohnten damals bei ihrer Vatersschwester Gräfin Dohna auf Hermsdorf; vgl. Jug.-Er. V, 2. — Graf Botho, der jüngere Bruder, wurde mit Gerhard v. K. zusammen konfirmiert; vgl. Jug.-Er. VII, 7.

[2] Hofrat Beckedorff, Gouverneur des Herzogs als Erbprinz; vgl. Jug.-Er. VI, 2 u. 4.

[3] Heinrich Erola, Landschaftsmaler, geb. 1804 in Dresden, gest. 1879 in Ilsenburg, verheiratet mit der Zeichnerin und Tonbildnerin Elise, geb. Fränkel (1809—78), Tochter eines kunstliebenden Berliner Bankiers.

eine reizende Villa in den Bergen. Leider war er auf einer Studienreise abwesend, doch empfing mich seine schöne und geistvolle Frau so herzlich wie einen alten Freund, da mein Name ihr durch gemeinschaftliche Freunde schon lieb war. Ich war angenehm überrascht, hier plötzlich eine Dame zu finden, die zu den ausgezeichnetsten ihres Geschlechts gehört. Unter ihren Zeichnungen aus der biblischen Geschichte fand ich Kompositionen, deren sich unsere besten Maler nicht zu schämen hätten. Auch setzten mich plastische Arbeiten von ihrer Hand in das größte Erstaunen. Dabei hatte sie gar nicht die verdammte ästhetische Richtung, die solche Damen für Künstler oft ganz ungenießbar macht. Sie ist vielmehr eine einfache christliche Hausfrau, umgeben von fünf Kindern, die aber an Winterabenden, wenn die Familie beisammensitzt, anstatt zu stricken zeichnet. Leider war es zu spät, um auch Julchen noch zu ihr zu bringen.

Nach Tafel fuhren wir nach Elbingerode, von wo aus noch Rübeland und die Baumannshöhle zu Fuß besucht wurden. Den Herzog in dieser Höhle zu sehen, war merkwürdig genug. Er hatte einen Bergmannskittel an und war aufs tiefste ergriffen, ja erschüttert von den unterirdischen Eindrücken. Als wir in der Tiefe waren, erhob sich aus dunkeler Schlucht ein ernster vierstimmiger Gesang von Bergleuten. Der Herzog stand in gebeugter Stellung die Hand ans Herz gelegt und war ganz hingerissen. Nachher hatte er kein Ende des Lobes. Am 17. speisten wir auf der Roßtrappe, tranken den Tee auf dem Stufenberg und waren abends wieder hier.

*

Ballenstädt, 24. September 1854. Deine Soldatenschilderungen haben mich diesmal besonders interessiert. Es sind lebhafte Bilder aus einem bewegten Kriegs-Friedensleben, d. h. es ist mehr Frieden als Krieg, solange man noch keine Feinde sieht und nur die eigenen Streiter herbergt. Die englische Horsegarde und die russische Garde zu Pferde sind anerkanntermaßen die schönsten Truppen in der Welt. Wer sie gesehen hat, kann sterben — wenn er nämlich für weiter nichts Sinn hat. Auf dem südlichen Kriegstheater werden wir wohl bald Begebenheiten haben, es sollen bei Eupatoria bereits 58000 Mann ausgeschifft sein. Hoffentlich wird man balde hören, daß sie alle wieder ins Wasser gejagt sind. Eine Flasche Champagner sollte mir dann bei aller meiner Armut nicht zu teuer sein. Seit die Fürstentümer[1] geräumt sind, bin ich entschieden auf russischer Seite. Preußen ist jetzt dank der Adelspartei entschieden neutral, und nur seiner Haltung ist es zu danken, wenn Österreich sich weiterer feindlicher Schritte enthält. —

Du frägst nach meinen jetzigen Beziehungen zur Herzogin. Ich denke, es ist alles gut, wenn auch anders als früher. Daß ihr sanguinisches, modernes, elegantes und prosaisches Wesen mir anfänglich fremd und schwer war, weißt Du. Der Gegensatz von schön und häßlich existiert nicht für sie, sie kennt nur modern und altmodisch. Mit solchen Naturen kann

[1] Die Räumung der Donaufürstentümer (Moldau und Walachei) wurde seitens Österreichs und Preußens als Bedingung ihrer Neutralität von Rußland gefordert.

ich in der Regel nichts anfangen, und Roller hätte keinen Anstand genommen, sein Anathema über sie auszusprechen.

Als sie aber, unglücklich und ratlos, es nicht verschmähte, Rat und Hilfe bei mir zu suchen, widmete ich mich ihrem Dienst mit allen meinen Kräften und gewann sie wegen ihrer Redlichkeit und persönlichen Liebenswürdigkeit sehr lieb. Sie erschien mir damals wie ausgetauscht, denn Angst und Sorge, die als ganz neue Elemente an ihr Leben herantraten, modifizierten ihr Naturell aufs wohltätigste. So bin ich einige Jahre lang bemüht gewesen, mit allen mir zu Gebote stehenden, freilich sehr beschränkten Mitteln zu stützen, zu trösten und zu helfen. So etwas kann sehr attachieren. Es war in Wahrheit eine Art romantischen Verhältnisses. Sie war die verzauberte Prinzessin und ich der Ritter, der das Werk der Entzauberung tat und die Riesen und Ungeheuer lähmte, die sie bewachten. Ich sah sie damals fast täglich und zwar ohne alle Etiquette in vertraulicher Unterredung, und wer sie näher kennt, wird begreifen, daß man unter solchen Umständen für sie schwärmen konnte.

Dies mußte sich indessen naturgemäß alles wieder ändern, sobald der armen, damals so hilfebedürftigen Frau wirklich geholfen war. Mit jenen Beziehungen hörten eigentlich alle auf, die überhaupt zwischen uns stattfinden konnten; denn mein Vorleseramt habe ich wegen meiner Brustschwäche auch schon vor einiger Zeit aufgeben müssen. So hätte es bei der Verschiedenheit unserer Geschmacksrichtung nicht fehlen können, daß die alte breitbackige Gleichgültigkeit wieder eingetreten wäre, wäre nicht Dankbarkeit und die Erinnerung an das gemeinsam Durchlebte geblieben. Wenn ich so glücklich war, etwas zu ihrer Erleichterung beitragen zu können, so hat sie ihrerseits mir dies bis heute nicht vergessen und mir auch treulich geholfen durch dies und das. Ich sehe sie jetzt aber fast nur noch in größerem Kreise, und nur selten veranlaßt sie mich noch zu vertraulicher Besprechung, entweder in Angelegenheiten des Herzogs oder auch nur, um mir zu zeigen, daß die alte Freundschaft noch besteht.

Übermorgen soll sie nun von ihrer Reise zurückkehren, und es wird wahrlich Zeit, daß sie kommt, da der Herzog sichtlich einer Katastrophe entgegengeht. Es kann jeden Augenblick etwas vorkommen, wodurch er sich als nicht mehr dispositionsfähig erweist, und wegen der Regentschaft ist noch nichts geordnet. Diese kommt rechtlich dem Herzoge von Dessau zu, wenn unser Herzog nicht selbst eine desfallsige Verfügung erläßt, und zwar muß er seine Gemahlin (die faktisch schon Regentin ist) durch eine Cabinetsordre zur Mitregentin machen. Ist sie erst rechtlich Mitregentin, so wird sie später auch rechtlich Regentin sein, wenn der Herzog durch Krankheit verhindert wäre. Sollte aber jetzt während ihrer Abwesenheit, ehe diese Dinge geordnet sind, dem Herzoge etwas zustoßen, so könnten nachher seine Verfügungen angegriffen werden. Doch kann ohne sie hier nichts vorgenommen werden, und ich sehe daher bei dem gegenwärtigen Zustande des Herzogs sehnlichst ihrer Rückkehr entgegen. Der Plan ist von mir, ich gebe aber die Ehre Anderen, denen es zukommt, solche

Einfälle zu haben. Ich habe es immer so gemacht und entgehe dadurch mancher Feindschaft.

Über den jetzigen Zustand des Herzogs, wie er sich während der Abwesenheit seiner Gemahlin entwickelt hat, ist die Herzogin noch im unklaren. Niemand wagt es, ihr eine unangenehme Nachricht mitzuteilen. Da ich es aber unter den bewandten Umständen für Pflicht hielt, die Reise abzukürzen, ehe hier ein Unglück geschah, schrieb ich an den Kammerherrn v. Cramer, setzte ihm alles auseinander und bat ihn, sich mit dem Leibarzt zu beraten, ob mein Brief der Herzogin mitzuteilen sei. Sie steckten lange die Köpfe zusammen und schrieben mir endlich, die Herzogin sei jetzt durchaus nicht in der Verfassung, beängstigende Nachricht zu ertragen, und sie würden daher nichts tun.

29. Sept. 1854. Am 26. nachmittags kam die Herzogin zurück und wurde sehr festlich empfangen. Bauern und kleine Gutsbesitzer mit grünen Schärpen ritten vor ihrem Wagen, 400 Schulkinder umstanden mit Guirlanden den ganzen Schloßhof und sangen, Blumen und Bekränzung überall auf dem Schloß und durch die ganze Stadt. Der Herzog, der aus eigenem Antriebe ihr bis Bernburg entgegengejagt war, saß neben seiner Gemahlin; er war ganz selig, sie wiederzusehen. Wir standen alle im Portal und empfingen sie da. Gottlob, daß unser Krönchen nun wieder da ist!

Am 27. gab sie mir eine lange Audienz, und ich fand sie hinreichend auf alles vorbereitet, was ihrer hier wartet. Cramer hatte ihr nämlich aus Duselei einen Gruß von mir ausgerichtet; sie war sehr erstaunt gewesen, daß er einen Brief von mir hatte, da ich sonst immer direkt an sie schreibe und mit ihm nicht korrespondiere, und hatte nun darauf bestanden, den Brief zu sehen. Wir sprachen auch von der Regentschaft, da sie meine Meinung darüber hören wollte; ich setzte ihr alles auseinander, und sie wollte es auch so machen. Endlich schenkte sie mir noch eine kleine Miniaturstutzuhr in einem Etui. Die Uhr ist sehr niedlich, nur ist sie weder durch Gewalt noch List weder zum Gehen noch zum Schlagen zu bewegen.

1. Oct. 1854. Da sitze ich denn und habe Arrest! Denke Dir: die Herzogin hat gestern befohlen, daß Hellfeld und ich abwechselnd auf dem Schlosse dejourieren und auf den Herzog achten sollen. Mich trifft es heute zuvörderst. Nur Offiziere können ermessen, was es heißt, einen Tag um den andern Wachdienst zu haben. Wir kommen früh um 7 und gehen abends 9 Uhr wieder weg, dürfen uns während des ganzen Tages ohne den Herzog nicht von der Stelle rühren.

5. Oct. 1854. Das Wichtigste, was ich zu melden habe, ist also der neu eingerichtete Wachdienst, durch den ich zwar an Arbeit, aber dennoch an Zeit gewinne, weshalb ich ganz zufrieden damit bin. Wir machen nämlich an den Tagen, wo wir beim Herzog de jour sind, unseren ganzen Hofdienst ab und haben dafür den andern Tag frei. Ich habe auf diese Weise in der Woche drei bis vier Tage, die ich für mich verwerten kann. Das Zimmer, welches wir uns ausgesucht haben, ist ganz nach meinem

Geſchmack. Es iſt hoch und geräumig, enthält ein Billard, einen Toilettentiſch, ein Sopha, einen Zeichnentiſch für mich, zwei Schreibpulte, eines für Hellfeld und eines für mich. Die Wände bilden fortlaufende Bücherſchränke, in deren Zwiſchenräumen die Meubles ſtehen. Das Ganze nennen wir unſeren „Brummſtall". Es iſt eine prächtige romantiſche Solitüde, wie geſchaffen für einen Dichter, der freilich nicht dejourieren müßte, weil damit zu arge Spannung verbunden iſt. Heute nachmittag habe ich mir meine Töchter eingeladen, an Beſuch wird mir's überhaupt nicht fehlen. Übrigens iſt die Herzogin ſo unbeſchreiblich gerührt, daß wir wirklich tun, was ſie befohlen hat, daß ſie des Dankes kein Ende findet.

Angeſtrengteren Hofdienſt, als ich ihn jetzt habe, gibt es wohl kaum an irgendeinem anderen Hofe. Und dennoch – gegen Porträtmalen und die damit verbundene Gêne iſt die Hofgêne gar nicht zu rechnen. Es ſind Erholungstage für mich, an denen ich tüchtig Bewegung habe und tüchtig und gut eſſe und trinke. Kommt dann der Maltag, ſo iſt das Daheimſein wieder eine Erholung und Freude. Es gibt auch ſo viele angenehme Wiederſehen mit den Meinigen, denen ich ſonſt den ganzen Tag auf dem Halſe lag. Wenn ſie mich jetzt hier beſuchen oder ich abends nach Hauſe komme, ſo iſt es ein wahres Pläſier. Ich bin alſo mit meinem Berufe ganz und gar zufrieden und finde – da werde ich abgerufen.

Derbe Promenade gemacht, ich habe mich von Kopf bis zu Fuß umziehen müſſen und bin keinen Augenblick ſicher, daß der Herzog nicht wieder fortläuft. Irgend etwas ruhig vornehmen kann man nicht, wenn man immer ſo au qui vive ſitzt. – Die Nachrichten vom Kriegsſchauplatz taugen nichts, ich werde meine Flaſche Champagner wohl niemals trinken.

*

Ballenſtädt, am 12. Nov. 1854. Dein Brief hat mir Herz und Nieren erquickt. Daß Deine Witze genoſſen werden, kann ich Dir verſichern. Du haſt eine prächtige Ader, und es iſt kein Körnlein von Deiner guten Saat auf den Weg gefallen.

Vergangene Nacht iſt alles weiß beſchneit. Beim erſten Schnee muß ich immer alſogleich an Eſtland denken, und der Morgen meiner Jugendjahre umdämmert mich zauberhaft. Ich rieche in dieſem Augenblick ſogar den ſcharfen Geruch von Leder, Miſt und Pferdeſchweiß an den Krügen und ſehe die halbwilde Wirtſchaft der dunklen geräucherten Geſtalten mit weißen verwühlten Haaren. Ach, wie tief ſteht doch die Vollendung der Ziviliſation unter ihren Anfängen! Überhaupt liegt nur im Werden ein Reiz, das Gewordene iſt immer ſchon der Tod. Deutſchland mußt Du Dir nicht mehr denken, wie es in unſerer Jugend war, wo man z. B. in den Mittelgaſthöfen noch weiße Wände fand und Kalbsbraten mit Pflaumen zu eſſen bekam und die anſtändigſten Leute mit ſogenannter Gelegenheit zwei volle Tage auf dem Wege zwiſchen Dresden und Leipzig verbrauchten. Jetzt brauſt man nach allen Seiten hin mit den verdammten Eiſenbahnen in Geſellſchaft von Tauſenden und tritt in Paläſten ab mit vergoldeten Wänden, ſeidenen Gardinen, umſchwärmt von hungrigen Kellnern, und

wenn man sich zu Tische setzt, ist's selten unter acht Schüsseln. Der Reichtum geht in die Hände der Wirte und Fabrikanten. Staatsdiener und Handwerker hungern, und die Arbeiter verhungern oder wandern aus, hunderttausend in diesem Jahre allein über Bremen und Hamburg, vielleicht ebenso viele über niederländische Häfen. Dabei bittere Feindschaft der Armen gegen die Reichen, der Niederen gegen die Vornehmen, Aller mit Allen und Allem. Leere Kirchen, übervolle Bier- und Weinhäuser! Meine Liebe greift nach dem zurück, was vergangen ist; die Gegenwart ist blutarm und die Zukunft schwarz und finster wie der Tod. —

Wir waren nun doch zur Hochzeit[1] in Halberstadt, eine Geschichte, die mich Ärmsten 10 Thaler kostete. Aber die Verwandten hätten es übelgenommen, wenn gerade wir, die Nächstwohnenden, ausgeblieben wären. Wir kamen gerade zum Polterabend hin und feierten diesen mit 120 Personen, lauter Freunden und Verwandten von Schmids. Im Hotel hatte ich dann mit Julchen eine böse Nacht, wir konnten beide nicht schlafen, hatten zwar goldene Tapeten, Kronleuchter und Broncefiguren im Zimmer, aber die Betten waren vorne nix und hinten fix, und die zu knappen Bettücher lagen mir am anderen Morgen wie kleine Schneebälle unter den Füßen, während die Kopfkissen gar nicht wiedergefunden werden konnten. Ich war glücklich, als erst der Tag graute. Wir feierten nun ein prächtiges Kaffeestündchen mit guten Zigarren, echten Havannas, die mir Schmid mitgegeben hatte, so weich und milde wie Milch und duftend wie die Gärten der Königin Semiramis. Das ist der Vorzug der Reichen, daß sie edle Zigarren rauchen können.

Alsdann besuchten wir die wundervolle Bildergalerie des Domherrn Spiegel und besichtigten Adolphs köstlich eingerichtetes neues Haus. Ich habe für ihn das Bild des alten Krummacher gemalt, das gut gelungen ist und ihm unter den vielen Geschenken fast die meiste Freude zu machen schien. Um 1 Uhr traute Fritz das junge Paar, die Tafel fand in Schmids schönem Hause statt. Ich wurde veranlaßt, den Toast auf das junge Paar auszubringen, auf welchen Fall ich glücklicherweise vorbereitet war, da ich, wenn ich aus dem Stegreif sprechen soll, nie einen Gedanken habe. Viele Toaste folgten, salzige und fade. Wir saßen nämlich 5, sage und schreibe fünf Stunden lang bei Tisch. Das war schrecklich. Ich lasse mich sonst zu Diners in Privathäusern gar nicht mehr bitten, weil ich das lange Tafeln und Trinken nicht mag. Da lobe ich mir doch den Hof, wo wir eine Stunde, höchstens anderthalb bei Tisch sitzen.

13. Nov. 1854. Gestern abend beim Tee trug ich der Herzogin aus Deinem Brief einige politische Nachrichten und Räsonnements vor. Die alte Bardua wollte es gar nicht glauben, daß der kleine Dicke schon so einsichtsvoll mitreden könnte. Wir kamen in ein weiteres politisches Gespräch, bei welchem der arme Oberhofprediger sehr ins Gedränge kam. Der Schwiegervater seines Sohnes, Kuczkowski, ist nämlich türkischer

[1] Adolf Krummacher, der Sohn des Hofpredigers (Fritz), war Pfarrer in Halberstadt und heiratete eine Tochter des Gymnasialdirektors Schmid.

Pascha (denke Dir, wie scheußlich!), und die Herzogin nannte diesen den ganzen Abend den „Sonnenfürsten". Der gute Hoffmann hat ihr nämlich einmal erzählt, sein Mitvater sei als Pascha türkischer Fürst, habe auch bei den Türken den Beinamen „Fürst der Gerechtigkeit". Dies hat, glaube ich, die hohe Frau etwas verschnupft, die ihren Rang nicht gern mit einem Aventurier teilen mag, und so vergißt sie absichtlich immer seinen Namen und Titel und gibt ihm gelegentlich im Gespräch die abenteuerlichsten Bezeichnungen. Ich fragte aus Bosheit, wer denn eigentlich der Sonnenfürst sei. „Da müssen Sie den guten Oberhofprediger fragen", sagte die Herzogin sehr erquickt — „bitte, Sie guter Oberhofprediger, wie ist es doch mit Ihrem Schwiegervater, habe ich den Titel verfehlt?" Der Arme mußte ihr nun zum hundertsten Male alles weitläufig auseinandersetzen, wobei sie ihn durch ihre Zwischenfragen zwang, auch nicht das Geringste zu übergehen. Als das mit dem „Fürsten der Gerechtigkeit" kam, traf mich hinter dem Lichtschirm hervor ein ausgelassener mutwilliger Blick. Die Herzogin versprach, nun gewiß alles recht gut zu behalten. Dennoch wird sie gelegentlich wieder ganz ernsthaft vom Mondfürsten sprechen und ihn für Hoffmanns Schwiegersohn halten.

24. Nov. 1854. Heute werden wir eine große Schlittenfahrt nach dem Sternhause machen, wo diniert werden soll. Es taut zwar stark und nebelt, aber das schadet nichts, denn bei den hohen Herrschaften nehmen die Vergnügungen die Stelle der Leiden ein. Sie werden dadurch gezüchtigt. Dies Gepränge der Schlittenfahrten ist mir überhaupt zuwider. Für die Reitknechte wird angenommen, daß der Winter die wärmste Jahreszeit ist; denn während sie im Sommer stets in Überröcken reiten und durch tüchtige Überknöpfhosen gesichert sind, haben sie jetzt knapp anliegende weiße Beinkleider und dünne, rote Jäckchen, sehen wie nackt aus. Vorläufig sitze ich hier und feiere den Geburtstag unserer seligen Mutter dadurch, daß ich an ihren Sohn schreibe. Wenn sie vom Himmel sehen könnte und bemerkte, daß wir nicht besser geworden wären! In meiner Jugend wollte ich ein Heiliger werden und faßte große Entschlüsse. Jetzt will ich froh sein, wenn mich mein Herr bei der Arbeit antrifft.

*

Ballenstädt, am 5. März 1855. Ich habe lange in eisenfesten Banden der Faulheit dagelegen, unvermögend zu schreiben; heute aber, und sollte es nur ein Lallen sein, wie Schlafende es hören lassen, mußt Du einige Nachricht haben. Mein Dienst ist jetzt so angreifend, daß ich, um mich einigermaßen zu erhalten, die dazwischenliegenden freien Tage ganz für körperliche und geistige Ruhe verwenden muß. Der Herzog rennt und fährt den ganzen Tag umher, nicht wie ein vernünftiger Mensch, der sich divertieren will, sondern wie ein Rasender, der darauf ausgeht, sich und seine Umgebung umzubringen. Dabei folgen jetzt die unglaublichsten Aufregungen rasch aufeinander und mit ihnen die mannigfaltigsten Verlegenheiten für die Umgebung. Zwischendurch wird dann auf dem Schloß in zahlreicher Gesellschaft mit der Herzogin getafelt, geteet und soupiert,

wobei wir die Honneurs machen und zugleich den Herzog im Auge behalten und beruhigen müssen. Das geht oft fast über die Kräfte, es folgt darauf jedesmal ein Tag der Erschlaffung.

Die Tees bei der Herzogin sind fast das Schlimmste. Da sitzt man drei volle Stunden von 7 bis 10 Uhr abends auf einem Stühlchen ohne Lehne, dessen Sitz nicht größer ist als ein Pollscher Pfannkuchen. Gegessen wird nur aus der Faust, und dabei soll immer Konversation sein. Schläft man nun ein bißchen ein, so stürzt man mit Donnergepolter unter den Tisch, den Teppich mit den Armleuchtern mitreißend. Wacht man, so vertreibt man die Bitterkeit der Situation teils mit Schnupfen und Schnäuzen, was gar nicht gern gesehen wird, oder mit den erbärmlichsten Witzen. Bisweilen wird auch ein Missionsbericht oder ein Bericht aus irgendeiner Besserungsanstalt vorgelesen, dann fühlt man ordentlich, wie sich einem die Gelenke lockern. —

Geradezu erschüttert hat mich die Nachricht von dem plötzlichen Dahinsterben Eures großen Kaisers. Vorgestern morgen trat ein Bekannter zu mir in den Brummstall und legte mir die Kreuzzeitung mit der Trauerpost schweigend auf den Tisch. Er zeigte mit dem Finger auf eine telegraphische Depesche, und ich glaubte anfänglich, Sewastopol sei gefallen; da war es aber etwas noch weit Schlimmeres, wenigstens nach menschlichem Ermessen. Seit 1848 hat Kaiser Nikolai wie ein fester Pfeiler da gestanden, als fast alleiniger Träger des historischen Rechts. Seinem Einfluß ist unendlich viel zu danken, und er nimmt sogar die Achtung seiner Feinde mit ins Grab. Übrigens könnte Solon ihn den Glücklichen beizählen, denn er ist auf dem höchsten Gipfel seiner Erfolge gestorben, unbesiegt und ungebeugt, von Gott allein geschlagen. Wir haben heute für den verewigten Kaiser auf 15 Tage tiefe Trauer angelegt, dann werden noch 10 Tage leichte Trauer folgen. Die Aufregung wegen dieses Todesfalles ist hier eine ganz außerordentliche; ich habe so etwas bei einem auswärtigen Fürsten noch nicht erlebt. Viele hoffen nun auf Frieden, andere sehen den Krieg jetzt erst recht für unheilbar an. Daß Sewastopol fallen wird, ist mir freilich wahrscheinlich, doch würde der Fall dieser Festung immer noch keine Entscheidung bedeuten, so wenig als der Verlust der ganzen Krim. Indessen steht mein Champagner immer noch bereit, und sollten wider Erwarten die Alliierten aus der Krim geschlagen werden, so trinke ich darauf los und habe dazu den einzigen russisch gesinnten Menschen hier, einen Leutnant v. Wardenburg, bereits eingeladen.

Mein Gerhard war Weihnachten auf sechs Wochen Urlaub hier. Er hat sich sehr zu seinem Vorteil verändert, auf dem Hofball benahm er sich ganz allerliebst. Ich habe besonders an dem Gange seines inneren Menschen große Freude gehabt. Wir sprachen viel über ernste Fragen. Wie süß ist es doch für einen Vater, mit seinem Kinde so freundschaftlich zu verkehren und es sich ebenbürtig achten zu können!

Hier wird es schon Frühling, nachdem wir einen russischen Winter gehabt haben. Die Gewässer rauschen von den Bergen, die Luft ist weich,

und die Vögel lassen schon ihre Stimmen hören. Mir wird es ganz sehnsüchtig zumute, und doch — wonach sehnt man sich? „Die Welt ist so verderbt", klagt Richard III., „Zaunkönige nisten, wo sonst Adler horsteten." Gott segne Dich mit Deinem Häuflein! „An Seinem Segen ist alles gelegen" — das stand über unserer Wiege!

*

„Brummstall", am 29. Mai 1855. Wir waren jetzt zu des Herzogs Zerstreuung wieder ein paar Tage in Ilsenburg. Die Gesellschaft bestand bloß aus dem Herzoge, Piper, Hellfeld und mir. Die Reise stand unter sonderbaren Auspizien. Der Herzog hatte sich nämlich vorgenommen, vier Tage im Harze herumzubummeln, am 21. noch die gewöhnliche Abendgesellschaft hier mitzumachen und dann in der Nacht auf den 22. zu sterben. Diese Idee saß so fest, daß er uns bei Tische immer von seinem nahen Tode unterhielt und es sehr übel nahm, wenn es einer von uns wagte, über den ominösen 21. hinaus Pläne zu machen, etwa von Alexisbad zu reden und desgleichen. Sein Beisammensein mit uns glich den letzten Tagen des Sokrates unter seinen Freunden, nur mit dem Unterschiede, daß jener diese zu trösten suchte, unser Herr und Meister aber uns mit der Idee seines Abscheidens ängstigen wollte. Es waren sonderbare Tischunterhaltungen, die dabei herauskamen. Du kannst Dir überhaupt von der Eigentümlichkeit meines jetzigen Lebens gar keine Vorstellung machen.

Von Ilsenburg aus spazierten wir in strömendem Regen gemächlich unter den alten Granitblöcken herum, die den Brocken bedecken, stiegen jedoch wegen tiefen Schnees nicht auf den Gipfel. Diesmal gelang es mir auch, den Maler Crola zu treffen, nach dessen Bekanntschaft ich seit Jahren vergeblich angelte, wie er nach der meinen. Seine Bilder gefielen mir weniger als seine Skizzen, die mich entzückten; durch Ausführung macht er die schönsten Motive tot. Übrigens lebt und webt er in theologischen Theorien und glaubt an das Tausendjährige Reich. Wir vertrugen uns aber doch wohl miteinander.

Hier habe ich mich jetzt sehr mit Propst Scholtz befreundet, wir halten große Stücke aufeinander. Ad vocem Propst: wir haben deren im Lande jetzt vier, welche Lehre und Wandel der Herren Pastoren und Schulmeister überwachen sollen, eine neue Einrichtung von Schätzell. Ob das viel helfen wird, weiß ich nicht. Bis jetzt hat es nur böses Blut gemacht, da alle diejenigen, die nicht Pröpste geworden sind, sich degradiert fühlen. Es hatte indessen ein Prediger im Coswigschen bei vier Jahre lang in seiner Gemeinde sehr offenbare Unzucht getrieben, ohne daß das Bernburger Konsistorium davon Notiz genommen. Aus dieser Unzucht sind nun die Pröpste entsprungen. Auch sind jetzt sämtliche Prediger auf die Augsburger Konfession verpflichtet worden. Ob sie deshalb christlicher predigen werden als zuvor, ist mir zweifelhaft.

30. Mai 1855. Meine asthmatischen Beschwerden (oder was mir sonst die Brust bedrängt) werden immer drückender, sodaß ich mich endlich

heute morgen doch entschlossen habe, einen Arzt zu konsultieren. Die Wahl war insofern schwer oder eben darum auch leicht, weil sie doch alle nichts helfen, einerlei, welcherlei pathen sie sind. Da nun aber meine Familie homöopathisch ist und den Leibarzt der Herzogin braucht, so bin ich denn auch ein ähnlich Leidender oder Homöopath geworden, ohne den geringsten Glauben an die Wirksamkeit der Mittel. Mir lag auch eigentlich nur daran, zu wissen, ob ich wassersüchtig oder tuberkulos bin. Nach Medizinalrat Hoffmanns Ausspruch bin ich aber keines von beiden, sondern asthmatisch. Er hat mir nun alle reizenden Speisen, Salz, Bier und den nachmittägigen Kaffee verboten, sodaß ich so ziemlich wie ein Hund nur von schlabbrigen Dingen werde leben müssen; ich bin nur froh, daß ihm die Pfeife nicht eingefallen ist. Dann soll ich Pulver nehmen und später Brunnen trinken und weiß gewiß, daß, wenn ich alles getan habe, ich mich genau auf dem alten Flecke befinden werde. Denn es ist ein Erfahrungssatz, daß die Philosophen Narren sind, die Theologen den Glauben verfälschen, die Juristen das Recht verdrehen und die Ärzte die Gesundheit verderben. So ist es. Nun setze Du noch hinzu, daß die Hofleute die Sitten verderben und die Künstler den Geschmack, und daß die Agronomen schlechte Ernten machen, so hast Du die volle Wahrheit.

Ich lese jetzt mit größtem Interesse Schuberts Symbolik des Traums. Es ist ein etwas unklares Buch wie alle Schubertschen Werke, nichtsdestoweniger aber ein sublimes, wie ebenfalls alle seine Bücher. Sehr lebhaft bin ich an diesen lieben alten Freund durch seine im vorigen Jahre erschienene Selbstbiographie erinnert worden. Unser elterliches Haus wird im zweiten Teil ausführlich geschildert. Schuberts Jugend fällt in die Zeit des mächtigsten wissenschaftlichen Aufschwunges, den Deutschland je gehabt hat. Es waren das vielleicht die letzten und gewaltigsten Regungen des Genius unserer Nation, sie glichen aber damals dem Erwachen eines schönen Frühlings. Nun ist das freilich aus, und das deutsche Volk scheint wie die Engländer und Franzosen im Materialismus zu ersaufen. Die Morgenstunde der Illusionen ist vorüber, und es ist schwüler Mittag, wenn's nicht etwa Nacht ist — wer kann das wissen.

In Schubert ist mir auch das liebenswürdige Christentum unserer Jugendzeit wiederum entgegengetreten, wo nach der Konfession nicht gefragt wurde und wo es sich weniger um Theorien als um Herzensänderung handelte. Die namhaften Männer der jetzigen christlichen Welt haben das Erwärmende nicht mehr, weil ihnen das Heil aus dem Herzen in den Kopf getreten ist. Die Theologen sind kalt geworden, die christlichen Laien sind von Weltkindern nicht zu unterscheiden. Diese Erscheinung mag freilich zum Teil auch darin ihren Grund haben, daß sich die Masse der Bekenner von jetzt zu der damaligen wie hundert zu eins verhält, wo denn viel Schund mit darunter gekommen ist, wie z. B. ich selbst. Aber ich will doch lieber Schund im Hause meines Gottes sein als eine Perle in des Teufels Hause. Wir beide fricheln uns, denke ich, so mit durch. Es muß gar lieblich sein, ein Heiliger zu sein, ich habe auch in der Jugend

ſehr danach geſtrebt, einer zu werden, aber Goethes Motto: „Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle“ hat ſich an mir nicht bewährt. Es muß aber in der Stadt Gottes vielleicht auch Proletarier geben...

Adolph ſtudiert nun die Rechte in Halle. Er iſt Corpsfuchs in der Saxonia und ſchreibt ganz begeiſtert von der Ritterlichkeit ſeiner Verbindung. Schätzell freut ſich darüber, daß er eingeſprungen iſt, und meint, wenn auch das erſte halbe Jahr verloren ginge, ſo bedürfe er nach der harten Schulzeit doch einer Erholung und lerne ſich unter ſeinesgleichen behaben. Auf der Schule iſt der arme Kerl wirklich greulich überarbeitet worden, ſo mag er ſich denn nun auf dem Fechtboden einmal leiblich etwas auslegen. Die Saxonia feierte im vorigen Herbſt ihr (wenn ich nicht irre hundertjähriges) Jubiläum, und da der Miniſter Manteuffel dieſer Verbindung angehört hat, ſo luden ſie ihn zu ihrem Feſt mit ein. Er ſchrieb zurück, er habe keine Zeit, ſchickte ihnen aber ein paar ſilberne Schläger und 500 Thaler als ſeinen Beitrag zum Feſt. Daraus ſehe ich wenigſtens, daß dieſe Landsmannſchaft vom Staate wohl angeſehen wird. Übrigens hat Alfred Volkmann auch ein Auge auf den wilden Jungen.

1. Juni 1855. Geſtern abend war auf dem Schloſſe auch eine Dänin da, ein Fräulein Schander, eine geiſtvolle, aber äußerſt konfuſe Perſon. Als die Geſellſchaft auseinanderging und meine Frau noch einen Augenblick zur Bernſtorff geſchlüpft war, fand ich mich in dem Entree mit Fräulein Schander allein. Wir hatten noch 19 Grad Wärme, ſie war aber im Zweifel, ob ſie ihren dicken Mantel umlegen ſollte oder nicht. Darüber verhandelten wir des längeren, bis ich ihr den Mantel wegnahm und verſprach, ich wollte ihn durch meinen Jäger in ihre Wohnung ſchicken. Aber nun kam ſie doch noch nicht fort, ſondern rieb ſich mit der Frage auf, ob ſie die Valentiner noch beſuchen ſollte oder nicht. Bisweilen bog ſie nach der Treppe ein, bisweilen nach dem Ausgange. Endlich ſagte ich ihr, die Valentiner ſchliefe poſitiv ſchon, ſie ſolle lieber mit zu mir kommen und Billard ſpielen. Das wolle ſie tun, ſagte ſie zu meinem Erſtaunen, und folgte mir in mein Zimmer.

Kaum war ſie aber in den dunklen Raum eingetreten und die Tür hinter ihr ins Schloß gefallen, ſo rief ſie: „Gott, o Gott, wo bin ich hingeraten — das iſt ja ein Herrenzimmer und riecht nach Tabak!“ Ich bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, bis ich Licht hätte, und als nun das Zündhölzchen brannte, ging meine eigene Verlegenheit an. Ich hatte mich am Tage viermal vom Kopf bis zu Fuß umgekleidet, Kleider und Wäſche lagen noch herum, Hüte und Mützen auf dem Billard. Mit ein paar Griffen räumte ich alles weg, gab ihr ein Queue und forderte ſie zum Spiel auf, aber ſie war ganz außer ſich, rannte in die Schränke hinein, konnte die Tür nicht finden und behauptete, ich hätte ſie betrogen. Ich ſchlug ihr vor, wenn es ihr unbehaglich wäre, ſich doch wieder zurückzuziehen, aber ſie meinte, es könne ſie jemand aus meinem Zimmer gehen ſehen, und zu dieſer Stunde, das ſei ganz entſetzlich! Das ſei wahr, ſagte ich, und

proponierte ihr, sie am Handtuch aus meinem Fenster in den Garten zu lassen. Wir gingen nun ans Fenster, um zu sehen, ob es nicht zu hoch wäre, da erblickte sie den Wachtposten auf der Schloßterrasse fünf Schritt von uns — und taumelte halb vernichtet zurück. Ich suchte sie nun zu trösten und sagte ihr, mich zu besuchen bedeute gar nichts, und niemand würde ihr das übel deuten. Da kam endlich meine Frau, war sehr erstaunt, eine junge Dame bei mir zu finden, und ging mit ihr davon.

Jetzt fing nun mein Genuß erst an. Die schwere Tagesarbeit war überstanden, und ich fühlte mich so frei wie ein Vogel. Ich steckte eine Zigarre an und ging hinaus auf die Terrasse. Hier war es totenstill. Man hörte nichts als die Schritte der Schildwache und das Summen einzelner Maikäfer in den alten Linden. Um den ganzen weiten Horizont aber leuchteten nach allen Richtungen unaufhörlich Blitze, und ferner Donner grollte ununterbrochen. Die reichsten Blütendüfte stiegen von allen Seiten auf, es war eine Jean Paulsche Frühlingsnacht. Endlich ging ich nach Hause, da setzten wir uns noch in unser Gärtchen und blieben hier bis nach Mitternacht. Wir hatten noch 17 Grad Wärme, der ganze Boden um uns her war mit Blütenschnee bedeckt, und der Himmel stand in Flammen und beleuchtete die blühenden Apfelbäume. Ich erinnere mich kaum, je eine so zauberisch schöne Nacht erlebt zu haben.

Wie gedenke ich Euer jetzunder, Ihr Geliebten! Ob die christlichen Engländer nicht gerade das Pfingstfest gewählt haben sollten, um Reval zu bombardieren? Bloß so herumschwimmen wird die große Flotte doch gewiß nicht. Wer hätte gedacht, daß Estland noch jemals den Drangsalen eines Krieges ausgesetzt werden könnte! Österreich wird wohl bis zum Jüngsten Tag noch nicht recht wissen, was es tun soll; es ist in einer ähnlichen Gemütsverfassung wie Fräulein Schander. Was ist das doch für ein Unglück, wenn ein Kind regiert! Wir Anhaltiner sind in der politisch so glücklichen Lage, das unterlassen zu müssen, was wir ohnehin nicht tun können, und das tun zu dürfen, was wir nicht lassen können. Wir sind daher vorderhand neutral. Wären wir frei, so würde der Herzog mit seinen 1200 Mann in Frankreich einfallen, darauf kannst Du Dich verlassen. Wie sehr Dich die Zeitläufe aufreiben, kann ich mir denken. Man muß aber immer denken, daß Gott im Regimente sitzt. Er mästet sich zuweilen die Ungerechten und die Bösen, wie wir unsere Schweine, um sie dann desto gewisser zu schlachten. Die Gallier spielen ein hirnloses Spiel und werden den Schaden davon haben; ihre inneren Zustände sind gar zu jämmerlich.

*

Ballenstädt, am 11. Aug. 1855. Dein Brief war wieder einmal ein Schlauch voll trefflichsten Witzes. Natalie Berg, der ich vieles daraus vorlas, erkannte mit Wonne ihren alten Freund und fand, daß Du Dir durchaus treu geblieben. Natalie und ihre Schwester Norchen Ziegesar haben mich durch ihren Besuch gar sehr erfreut; wenn so alte treue Gestalten aus der Vorzeit auftauchen, werde ich wieder jung wie ein Adler. Es

ging alles glatt und eben ab wie unter guten Menschen. Vom Altlutherthum war wenig die Rede. Im Grunde fühlen sich beide Schwestern in seinen engen Schranken so geborgen, daß man sich ihres Glückes ja nur freuen kann.

Es mag so jeder seine aparten Bedürfnisse haben. Ich für meine Person könnte mich nie einer Gesellschaft anschließen, deren Glaubensbekenntnis bis in die geringsten Details fertig und unveränderlich ist. Zudem teile ich die lutherische Ansicht gerade in den Hauptunterscheidungspunkten nicht, indem sowohl die Lehre von den Sakramenten wie die von der Kirche mir widersteht. Die Art, wie sie das Amt der Schlüssel verstehen, ist in meinen Augen Unsinn. Wenn Christus dem Petrus die Schlüssel des Himmelreichs gibt, so folgt daraus nicht, daß er sie auch dem Pastor Kickelbahn gegeben hat, und wenn ein Mensch sich im Glauben durch das Werk seines Heilandes erlöst fühlt, so scheint es mir unwesentlich, ob ihm nebenbei noch etwa der Pastor Schurzfleisch seine Sünde vergeben hat oder nicht. Den Verkehr mit Gott aber, der nicht durch die Kirche (d. h. die beschlüsselten Pastoren) vermittelt ist, nennen die Lutheraner ein subjektives Christentum, das in ihren Augen nur ein geistliches Vagabundieren ist. Die Kirche, welche die Lutheraner immer im Munde führen, ist aber nichts als ein Lichtenbergsches Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt, ein Wort ohne Begriff. Die wahre christliche Kirche ist die Gemeinschaft oder Gesamtheit der Gläubigen aus allen Konfessionen mit dem Haupte Christo. Von den äußerlichen kirchlichen Instituten kann man wenigstens nicht sagen, daß der heilige Geist sie in alle Wahrheit leite.

15. Aug. 1855. Vor etwa zehn Tagen hat uns die Herzogin verlassen und ist nach Trouville in Frankreich gegangen, um zu baden und sich zu erholen. Wozu es nötig war, so weit zu gehen, weiß ich nicht, besonders da der Herzog in einem Zustande ist, der jeden Augenblick das Schlimmste erwarten läßt. Ich habe jetzt einen Tag um den andern, wenn der Dienst mich zu ihm führt, Szenen durchzumachen, die so alterierend sind, daß ich sie kaum länger ertragen kann. Und dabei soll er immer noch wie ein Vernünftiger behandelt werden! Er ist jetzt vollständig krank. Es muß jetzt unbedingt eine Änderung eintreten.

Vorhin hatte ich wieder mitten in der Allee vor allem Volk einen scheußlichen Auftritt mit ihm. Rührend ist es ja, mit welcher Teilnahme ihn dann der gemeine Mann betrachtet. Nie sieht man ein Lächeln. Er ist ja der Letzte aus einem uralten Stamm, und mit seinem Tode erlischt die Selbständigkeit des Landes. Wie lange man aber die Komödie seiner selbständigen Regierung noch mit ansehen will, ehe man zu einer Regentschaft schreitet, weiß ich nicht. Hellfeld und ich, die wir als die Eingeweihten bisher die eigentlichen Träger der Fabel waren, werden jetzt aber einfach erklären, daß wir es nicht mehr aushalten können, und daß er in ärztliche Zucht gegeben werden muß. Letzteres wäre wohl schon längst geschehen, wenn es nicht im Lande eine große, sich bis an den Hof verzweigende Partei gäbe, die der Meinung ist und diese unterdessen auch bei Hofe

anzudeuten pflegt, man ſuche nur den Herzog als verrückt darzuſtellen, um ſeine Gemahlin ans Regiment zu bringen. Der Herzog ſei bloß zornig, wie viele andere auch. Namentlich Salmuth und der Leibarzt leugnen beharrlich, daß eine Verſchlimmerung eingetreten ſei.

Nun traf es ſich geſtern wieder, daß die ganze Tiſchgeſellſchaft zum Teufel gejagt wurde. Darauf konferierte ich mit Hellfeld, und wir kamen überein, dem Arzte zu befehlen, fortan ſeine Wohnung auf dem Schloſſe zu nehmen und den Herzog nicht mehr zu verlaſſen, da unſere Autorität nicht mehr ausreiche. Piper wurde ſo bleich wie Käſe und weigerte ſich. Pſychiſcher Einfluß ſowie alle gewöhnlichen ärztlichen Mittel, ſagte er, ſeien erſchöpft, und zu Gewaltmaßregeln, wie ſie indiziert ſeien, ſei er nicht ermächtigt. „Wenn das Ihre Meinung iſt", ſagte Hellfeld, „ſo verlangen wir im Intereſſe unſeres Herrn, daß Sie davon ſofort geeigneten Ortes Anzeige erſtatten". Nun kam Piper in die größte Klemme, aber er hatte ſich einmal verſchnappt und mußte nun verſprechen, ſelbſt die Anzeige zu machen von einer Sache, die er bis dahin hartnäckig geleugnet hatte. Ich ſchrieb auch gleich an Schätzell, meldete ihm Pipers Äußerung und bat ihn, herzukommen.

18. Aug. 1855. Vorgeſtern war Schätzell hier, wir hatten eine lange Konferenz. Die Folge davon iſt, daß Piper jetzt auf dem Schloſſe wohnt, wo er ſchon zwei Nächte zugebracht hat. Der einzige Nutzen ſeines Dortſeins beſteht darin, daß der Patient ſich alle Mühe gibt, ſeinen Zuſtand dem Arzte begreiflich zu machen. Es iſt nun zunächſt ein berühmter pſychiſcher Arzt, Geheimrat Flemming aus Strelitz, verſchrieben, der interimiſtiſch hier bleiben wird, bis ſich ein anderer geeigneter Leibarzt findet, und für den Fall, daß es nötig werden ſollte, den Kranken zu iſolieren, wird das Schloß Hoym eiligſt inſtand geſetzt. Dort werden denn freilich Hellfeld und ich abwechſelnd leben müſſen, aber ich wollte mich lieber ganz dort einmauern laſſen, als die jetzige Laſt länger ertragen.

19. Aug. 1855. Mein Adolph iſt jetzt zum erſtenmal als wohlbeſtallter Corpsfuchs mit ſeiner bunten Mütze bei uns eingerückt. Seine Erzählungen vom Studentenleben ſind zum Totlachen, weil er alles ſo ernſt und wichtig nimmt. Auf dem berühmten eiſernen Löwen am Marktbrunnen zu Halle iſt er in die Saxonia aufgenommen worden mit fünf anderen Füchſen zugleich. Alle fünf haben zu gleicher Zeit eng aneinandergepreßt auf dem Löwen geritten, der Fuchsmajor des Corps mit einem ungeheuren Hut und einer Hahnenfeder voran auf dem Kopf des Löwen. Es wird entſetzlich viel Blut vergoſſen, da zu den vielen natürlichen Veranlaſſungen zu Händeln durch den Comment und anderen Unſinn noch eine Menge künſtlicher hinzukommen. So leiden z. B. die Corps in der Mittagsſtunde von 12–1 keinen Studenten aus anderen Verbindungen und ebenfalls kein Kameel [d. h. Nicht-Farbenſtudent] auf dem Marktplatz. Dies iſt natürlich eine ewige unverſiegbare Quelle des Haders. Neulich iſt die Saxonia zu ihrem Stiftungsfeſte nach Freyburg bei Naumburg ausgerückt auf einem großen, mit ſechs Pferden beſpannten und mit Wappenſchildern und

Fahnen dekorierten Leiterwagen, nebenher einige Füchse in Gala mit weißen Lederhosen und Kanonenstiefeln zu Pferde, zwei andere voraus als Vorreiter und zwei hinterher. Der Empfang von seiten der Bürgerschaft ist sehr festlich gewesen. Auf offenem Markt ist gespeist und commerschiert worden, und die Stadt hat ihnen abends einen prachtvollen Ball gegeben. Wie hübsch ist doch solches Jugendleben auf den Universitäten!

Neulich war Julchen auf zwei Tage in Halle. Sie war per Eisenbahn sehr früh dort angekommen und sogleich zu Adolph gegangen. Da fand sie diesen in Kleidern auf dem Kanapee noch schlafend, während ein anderer Student in seinem Bette lag. Der Fremde war nämlich ebenfalls von seiner Mutter besucht worden, hatte ihr sein Bett eingeräumt und war solange zu Adolph gezogen. Adolph bot zwar der Mutter sehr gastfreundlich ebenfalls Quartier an – sie sollte das Bett haben, der Freund das Sopha, und er wollte auf der Diele liegen, sie zog es aber doch vor, bei Berghauptmann Brassert zu wohnen, Verwandten von Natorps, die sie eingeladen hatten.

Dort lernte sie einen Schwiegersohn von Brassert kennen, einen Dr. Vorster, Arzt am Irrenhause, der ihr so wohl gefiel, daß sie der Herzogin später von ihm erzählte und ihn als Leibarzt für den Herzog empfahl. Seitdem sind nun die genauesten Erkundigungen über ihn eingezogen worden, die so brillant ausfielen, daß er jedenfalls in nächster Zeit zur Probe hier erscheinen wird, um unter Flemmings Leitung beim Herzoge eingeführt zu werden. Seit Jahren wußten wir nicht, wo wir einen passenden Leibarzt herkriegen sollten, da die ermittelten immer entweder zu alt oder zu jung oder katholisch oder wer weiß was waren. Sollte nun Vorster genügen, so hätte Julchen dem Staate wirklich einen namhaften Dienst erwiesen.

Couvert. Ich habe soeben mit meinem Adolph und Martin Krummacher, Adelheids Sohn, der auch hier ist, im Garten eine treffliche Kanonade gemacht. Wir richteten eine alte große Bilderkiste von zolligen Brettern auf und warfen danach auf zehn Schritt mit den achtpfündigen eisernen Kanonenkugeln, mit denen ich jeden Morgen meine Arme zu üben pflege. Es war eine Lust wie aus der Knabenzeit. Die dicken Bretter zerbrachen mit lautem Krachen wie Schachteldeckel. Zu meinem Erstaunen war Adolph viel stärker als ich, darnach Martin, ich, der Alte, war der allerschwächste.

„Brummstall", am 18. Sept. 1855. Gestern hat mir mein Dienst einmal Freude gemacht, ich war mal wirklich Kammerherr und nicht wie gewöhnlich Krankenwärter. Der König von Preußen passierte nämlich auf seiner Tour zu den Nordhäuser Manœuvres Alexisbad, und der Herzog hatte ihm dort ein Frühstück anbieten lassen. Der alte Oberhofmarschall Sigsfeld[1] und ich sollten Seine Majestät im Bade, Schätzell schon an der

[1] Karl v. Sigsfeld (1780–1861).

Grenze empfangen. So fuhr ich denn früh 7 Uhr in einem Hofwagen ganz allein durch den herrlichen Wald. Der Himmel war matt bedeckt, aber einen heiteren Tag verheißend. Ich hatte den Wagen zurückschlagen lassen und erfreute mich eines himmlischen Gefühls von Ruhe und Freiheit. Am Mägdesprung fuhr ich durch eine prachtvolle Ehrenpforte mit wehenden Fahnen, alle Häuser flaggten, und der Rauch stieg aus dem Schornsteine kerzengerade in die Luft. Noch schöner und reicher war Alexisbad dekoriert. Überall Laubgewinde, Blumen, Fahnen und Triumphbogen. Ich fand in diesen frühen Morgenstunden noch niemand dort als den alten Siegfeld und einige Herren aus Ballenstädt, die auf eigene Hand hinausgefahren waren, um den König zu sehen. Der Oberstleutnant v. Winning, der den König mit dem Musikcorps unseres Bataillons empfangen sollte, hatte dieses auf dem Platze aufgestellt und ließ es Probe blasen, während wir mit unseren Zigarren behaglich auf und nieder wandelten. Alexisbad war reizend so ohne Badegäste und Kellner, da die Saison schon mit dem vorigen Monat aufgehört hatte. Ich hatte es noch nie so lieblich gesehen, so still und friedlich inmitten seiner hohen Waldberge, von denen die Hornmusik widerhallte. Dazu brach die Sonne durch die zarten Wolkenschleier und vergoldete das Ganze.

Wann der König kommen würde, wußte niemand, nur daß er um 6½ von Potsdam hatte ausfahren wollen. Gegen 12 Uhr machte ich indessen meine Toilette und begab mich dann in vollem Glanze, in der gestickten Uniform mit Degen und Federhut, auf den Balkon des Schweizerhauses, wo sich diejenigen versammelten, die entweder zum Empfange befohlen waren, oder die ihre Stellung berechtigte, freiwillig daran teilzunehmen, wie z. B. Graf Asseburg und der alte 85jährige Seelhorst[1]. Unter uns stand das Musikcorps in Paradeuniform, an 300 Bergleute bildeten Spalier, und nach und nach füllte sich der ganze Platz mit dem buntesten Publikum an. Da entdeckte ich weit im Hintergrunde meine Kinder, denen sich eine unvermutete Gelegenheit geboten hatte, auch herauszufahren. Ich ging zu ihnen hinunter und machte dabei, als ich den Platz durchschritt, die Erfahrung, daß Kleider Leute machen, denn die Volksgruppen wichen ehrerbietig auseinander, und die Leute grüßten, als wenn ich der Herzog selbst wäre. Die Kinder und einige mir bekannte Damen brachte ich glücklich noch im Schweizerhause unter, wo sie bequem Alles sehen konnten, nach außen hin den Platz und nach innen von einer Galerie aus das Zimmer, wo der König speisen sollte. Dann mußten wir freilich noch lange warten, amüsierten uns aber leidlich, tranken Portwein, schnupften und unterhielten uns, so gut es ging. Ich sagte dem alten Seelhorst (der mir den Degen geschenkt), der alte Degen mache mir viel mehr Freude als ein neuer, weil er so lange von einem Ehrenmanne getragen worden sei. Da reichte mir der Alte seine beiden Hände und fing vor Rührung an zu weinen. Er sollte aber heute noch mehr Tränen vergießen.

[1] Just Friedr. v. Seelhorst (1770—1857), seit 1814 Hofmarschall.

Gegen 2 Uhr kam der Oberpräsident der Provinz Sachsen v. Witzleben an, die sofortige Ankunft des Königs verkündend. Wir stellten uns nun alle erwartungsvoll unten vor der Haustüre auf. Da jagte einer von unseren Gensd'armes heran auf weißbeschäumtem Pferde; er hatte den königlichen Wagen am Mägdesprung verlassen. So steigerte sich die Spannung immer mehr, bis wir das Hurrarufen aus der Ferne hörten. Ein herzoglicher Vorreiter jagte heran, hinter ihm eine herzogliche Staatsequipage mit vier Rappen und Schätzell drin, darauf der Harzgeroder Postmeister zu Pferde und dann des Königs Sechsspänner, endlich noch ein Vierspänner mit dem Generalstabsarzt Grimm.

Der König war im Uniformüberrock und Feldmütze, seine Umgebung in voller Gala. Beim Aussteigen complimentierte Sigsfeld den König und entschuldigte das Ausbleiben unseres Herzogs, dann trat ich als Kammerherr vor und führte den ganzen Zug die Treppe hinauf in den Speisesaal. Den König fand ich recht gealtert und etwas angegriffen, vielleicht noch vom Kalten Fieber, doch machte sein Gesicht einen durchaus guten Eindruck; er sah freundlich, würdig und wie ein geistvoller Mann aus. Er dankte sehr verbindlich für die Aufmerksamkeit, die ihm der Herzog erweise; zwar sei er sehr eilig, da er sich in Stolberg zum Diner angesagt habe und heute noch zehn Meilen weiter bis Wulfingerode müsse, doch habe er sich die Freude nicht versagen mögen, sich persönlich wenigstens nach dem Befinden des Herzogs zu erkundigen usw.

Plötzlich entdeckte er unter den Umstehenden den alten Seelhorst. Auf den schoß er ordentlich los, reichte ihm beide Hände und schrie ihn an: „Ei! ei! Mein lieber alter Freund, siehe da! Das hätte ich nicht erwartet, ich freue mich unbeschreiblich Sie zu sehen. Wie geht es Ihnen?" usw. Das Geschrei war nötig, weil Seelhorst taub ist, machte aber hier einen besonders guten Eindruck, weil es den Ausdruck freudigster Überraschung verstärkte. Der Alte zerschmolz fast vor Entzücken und vergoß reichliche Freudentränen, denn mit dem Alter wird der Mensch gar weich. Darauf stellte Sigsfeld mich als diensttuenden Kammerherrn vor, wusselte aber nach seiner albernen Art meinen Namen so undeutlich, daß nicht einmal ich ihn verstand, geschweige denn der König, sodaß dieser sich begnügte, mich nur sehr freundlich zu grüßen, und dann zur Tafel schritt. Wenn der König, der unseren Vater liebte, desgleichen auch meinem Schwager Krummacher sehr gewogen ist, meinen Namen verstanden hätte, würde er mich angeredet haben, und ich hätte Gelegenheit gehabt, ihm für die Anstellung meines Sohnes zu danken, was ich sehr wünschte.

Ich saß bei Tafel dem Könige gerade gegenüber und hatte meine Freude an seinem landesväterlichen Gesicht. Neben mir saß Witzleben, der sich viel mit mir unterhielt, ein gescheuter, witziger Herr. Beim ersten Glase stand der König auf und sagte: „Vor allen Dingen, meine Herren, auf die Genesung des Herzogs und die glückliche Wiederkehr der Herzogin, von ganzem Herzen!" Schätzell erwiderte den Toast im Namen unserer Herrschaften. Darauf winkte der König seinem Flügeladjutanten Loën,

machte die Bewegung des Schnupfens und sagte „vergessen". Loën eilte hinaus und kam bald mit ein paar alten hölzernen Dosen zurück, die er vor den König hinsetzte. Der sagte: „Ei! gleich zweie!" und setzte dann im Berliner Dialekt hinzu: „Nu scheene!" Nach der Bouillon kamen kleine Pasteten. Der König sah Grimm an, doch dieser schüttelte mit dem Kopf, und die Schüssel ging vorüber. Nun wurden reizende blaue Bachforellen präsentiert; der König warf einen langen Kennerblick auf die leckeren Fische, sah wieder Grimm an mit einem komisch flehenden Blick, und als dieser abermals schüttelte, besah der König die Schüssel noch einmal, wandte sich dann ab und stieß einen lauten Seufzer aus. Hierin lag so viel Anerkennendes für die Tafel, daß dem Hofmarschall nichts Schmeichelhafteres widerfahren konnte, und dem König konnte mit dem Verbot auch nur gedient sein, da er eine Stunde darauf in Stolberg dinieren sollte. Er trank auch alles in allem nur ein halbes Glas Champagner. Eine herrliche kalte Pastete wurde abermals von Grimm abgeschüttelt, und endlich kam Kartoffelbrei, wovon der König etwas genoß. Darauf stand er auf, entschuldigte sich, daß er unterbrechen müsse, betrachtete noch die Aussicht aus dem Fenster, lobte unsere Bataillonsmusik ganz über die Maßen und verließ dann mit seinem Gefolge, wieder unter meinem Vortritt, den Saal. Unten empfing ihn ein lautes Hurra des zusammengedrängten Volkes, das auch während der Abfahrt noch fortdonnerte.

Wir aber gingen zurück an die Tafel und setzten nun erst recht vergnügt unser Mahl fort, alles besprechend, was wir erlebt hatten. Der König war sehr freundlich gewesen. Er hatte sich sehr anerkennend über alles ausgesprochen, was er heute von unserem Ländchen gesehen, und sich sehr teilnehmend und herzlich über unsere Herrschaften geäußert. Freilich schien er sichtlich angegriffen und ermüdet; er war früh ausgefahren, hatte überall, in allen Städten, die er passieren mußte, festlichen Empfang zu überstehen und endlich in Quedlinburg noch einen Vorfall gehabt, der ihm einen unangenehmen Eindruck machen mußte. Dort war nämlich ein ruppiger Kerl an den Wagen getreten und hatte, ohne auch nur den Hut zu lüften, den König angeschrieen: „Ich muß mir den Kerl doch auch einmal ankieken." In demselben Augenblick wurde der Flegel auch verhaftet, und der König sagte lachend zu Loën: „Das war auch einer von 48".

Um 6 Uhr ließ ich anspannen und fuhr mit meinen Kindern nach Hause. Es war ein hübscher Tag, der angenehmste in meinem bisherigen Hofleben.

29. Sept. 1855. Mein Haus ist jetzt zum Springen voll. Ich habe die Freude, meine drei Jungen zusammen hier zu haben. Drei erwachsene Söhne füllen unglaublich; sie sind aber mein Stolz, nicht etwa, weil sie sich besonders ausgezeichnet hätten, sondern weil sie alle drei das zeigen, was man Herz nennt. Dann ist noch Maria Krummacher (Adelheids Tochter) da, ein kleines, frisches braunes Mädchen, sieht akkurat wie Adelheid in ihrer Jugend aus, nur hübscher und viel kleiner, und heute kommt noch Gog und Magog dazu, nämlich Mathilde und Bertha Krummacher,

wodurch die Engigkeit ganz unerträglich werden könnte, wenn nicht Bertha dabei wäre, die jedermanns Liebling ist und alles leicht macht.

Gestern gingen wir vier Männer nach Brunfthirschen aus. Es war stockfinster im Walde. Rechts und links starrten die Fichten wie schwarze Wände, ebenso schwarz war der mit Heidekraut bedeckte Weg. Wir waren von Finsternis umfangen, nur oben in der Höhe war ein schmaler Streifen Himmel mit dem herrlich glänzenden Jupiter sichtbar. Aus der Ferne und zuweilen auch aus nächster Nähe erschallte das weiche, wunderbar sonore Schreien der wilden Hirsche in langgehaltenen Zügen, untermischt mit dem Bellen der alten Tiere. Diese Naturszene hat mich ganz bezaubert. Wir schlichen Schritt für Schritt immer weiter, beinahe bis auf Asseburgsches Gebiet. Endlich traten wir auf eine Waldwiese hinaus, auf der weiße Dämpfe lagen, und der Mond ging auf, uns das Auffinden eines Rückweges erleichternd.

Die Zwetschen fangen an zu reifen, doch werde ich nicht viel davon haben, denn Gerhard beschäftigt sich den ganzen Tag damit, Benno Privatstunden in der Naturgeschichte zu geben, und da nimmt er immer die Pflaumen mit ihm durch, während der arglose Adolph mit seiner Flinte in Feldern und Wäldern liegt.

30. Sept. 1855. Was Du über die Kunst und die Notwendigkeit, nicht allein auszukommen, sondern auch zurückzulegen, schreibst, ist sehr beherzigenswert, beklemmt mich aber fürchterlich, weil ich kein Talent zur Wirtschaft habe, und meine Frau noch viel weniger. Ihr fehlerhafter Grundsatz ist, daß angeschafft werden müsse, was man brauche, anstatt zu denken, daß Nichts gebraucht werden darf, was man nicht anschaffen kann. Das ist freilich schwer, wenn man Töchter hat, die sich für den Hof putzen müssen. Ich bekomme hernach die Rechnungen und weiß von Himmel und Erde nichts. So heute morgen eine ganze Partie, daß ich beinahe vom Stuhle fiel. Hätte ich immer eine so schöne feste Einnahme gehabt wie jetzt, so hätte ich mich vielleicht noch bessern können, aber mein früherer Verdienst war so schwankend, daß an Berechnung dabei nicht zu denken war, was Du begreifen wirst, wenn ich Dir sage, daß ich bisweilen nur 120 Thaler im Jahre, dann aber auch wohl einmal 1300 verdient habe. Da ich nie wußte, was ich einnehmen würde, mochte ich auch nicht wissen, was ich ausgäbe, und lebte wie ein Proletarier von der Hand in den Mund. Jetzt kann ich zwar meine Einnahme übersehen und weiß genau, was ich ausgeben darf, doch hilft mir's auch wenig, da ich durch die erwachsenen Kinder unverhältnismäßig starke Ausgaben habe. Aber ich habe ja die Vierte Bitte, das große Kapital der Armen.

Ich schrieb Dir bereits von Dr. Vorster[1]. Die Erkundigungen, die man eingezogen hatte, fielen so brillant aus, daß es wohl der Mühe wert schien, sich den Mann anzusehen. Er erhielt also eine Einladung von Schätzell, ihn auf dem Mägdesprung zu besuchen, und Schätzell schickte ihn dann noch zu mir nach Ballenstädt. Wir fuhren am Morgen nach Hoym, dem Schauplatz

[1] Albert Vorster (1821—86), nach dem Tode des Herzogs Direktor der Irrenanstalt Bethesda zu Lengerich für die evang. Kranken der Provinz Westfalen.

ſeiner künftigen Tätigkeit, und am Nachmittag machten wir zuſammen eine Harzpartie und hatten da Gelegenheit genug uns auszuſprechen. Nun iſt allerdings Irren nicht unmenſchlich, doch ſchien es mir, daß wir an Vorſter das geſuchte Weſen gefunden haben. Ich bin nicht ſehr geneigt, mich an fremde Menſchen anzuſchließen, dieſer aber machte mir große Luſt zur näheren Bekanntſchaft. Vorſter iſt ein einfach chriſtlicher Mann ohne Schwärmerei und ohne Härten, der mit einem lebhaften künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Intereſſe ſehr ſchöne allgemeine Bildung verbindet und in ſeinem ganzen Weſen ohne Affektation durchaus wahr zu ſein ſcheint. Da ich nun, wenn der Hoymer Plan zur Ausführung kommen ſollte, mit dem Leibarzt des Herzogs ſehr eng zuſammengekoppelt ſein würde, ſo iſt die Frage, wie der neue Leibarzt iſt, auch für mich von großer Bedeutung. Ich habe darum auch gleich ausführlich über ihn an die Herzogin geſchrieben, und Schätzell, der denſelben Eindruck empfangen, desgleichen, ſodaß wir eigentlich an ihrer Einwilligung nicht mehr zweifeln.

Hoym[1] iſt nun ſo ziemlich fertig und würde ein charmanter Aufenthalt ſein. Ich für meine Perſon bin überreichlich mit Platz bedacht. Eine Hofequipage iſt mir und Hellfeld gleichfalls zugeſagt. Ob indeſſen der Plan zur Ausführung kommen wird und wann, kann ſich erſt nach der Rückkehr der Herzogin entſcheiden. Die böswillige feindliche Partei hat ihn ſchon reichlich zum Nachteil Schätzells und der Herzogin ausgebeutet: man wolle den Herzog, der nicht anders ſei, als er immer geweſen, für wahnſinnig erklären und mit Gewalt einſperren, nur um ſelbſt zur Regierung zu gelangen. Die Regentſchaftsfrage iſt alſo noch keineswegs im klaren, vielleicht wird auch der Deſſauer Hof Schwierigkeiten machen – kurz, man kann durchaus noch nicht wiſſen, wie die Sache ablaufen wird. So, wie es iſt, geht's jedenfalls nicht weiter. Es iſt aber immerhin möglich, daß wir uns durch den Winter noch auf die alte Weiſe durchbalancieren müſſen. Das Wahrſcheinliche aber iſt, daß ich Dir ſchon Mitte October von Hoym aus ſchreibe.

V.

Mit dem Herzog in Schloß Hoym.

Ballenſtädt, am 20. Nov. 1855.

Mein lieber teurer Goldbruder!

Meine größte Geburtstagsfreude iſt heute das Bewußtſein, acht freie Tage vor mir zu haben, in denen ich mich einmal wieder nach Herzensluſt ausruhen und verwöhnen kann. Vor zwei Stunden iſt nämlich die Überſiedelung des Herzogs nach Hoym erfolgt, und da die Herzogin für die

[1] Schloß Hoym liegt etwa 1½ Stunde nördlich von Ballenſtedt.

ersten acht Tage bei ihm bleiben will, wird hier eine Ruhe eintreten, wie ich sie seit Jahren nicht mehr erlebt habe. Der Herzog ist unter dem Vorwande einer Spazierfahrt nach Hoym gebracht worden. Hier soll ihn Vorster empfangen und ihn über die neue Situation aufklären. In acht Tagen werde ich dann auf eine Woche hinausgehen, dort aber mit meinem armen Herrn keineswegs das hiesige regellose Leben fortführen, sondern in eine durch den Arzt zu bestimmende feste Ordnung eintreten, die mir ebenso heilsam sein wird als dem Herzog.

Abends. Ich habe eben schon Nachricht aus Hoym. Der Herzog hat sich, von seiner gewohnten Umgebung verlassen und allein mit dem Arzt, ganz gutwillig in alles ergeben. Ich bin sehr beruhigt und froh darüber, daß alles so über Erwarten glatt und gut abgelaufen ist.

21. Nov. 1855. Zu meinem Geburtstage hatte ich auch einen lieben Brief von Tille Valentiner. Sie ist uns jetzt fast ganz entrückt, da sie bei ihrer verheirateten Schwester Line in Hamburg lebt. Diese, meine alte Spezialin, ist dort sehr glücklich mit ihrem Schiller, der ein von Grund aus trefflicher Mann zu sein scheint. In diesem Sommer war sie wieder sechs Wochen in Alexisbad und von da aus viel bei uns. Sie ist nun eine reiche Frau, die zu den ersten in Hamburg zählt, doch hat das unser Verhältnis nicht im geringsten geändert, sie ist durchaus bescheiden und kindlich anhänglich geblieben. Diese beiden Kinder sind aus einem guten Holz geschnitten und von einer Art, die in der Welt gut fortkommt.

Heute sind von Hoym wieder sehr befriedigende Nachrichten gekommen. Der Herzog sieht bisher niemand als den Arzt und zwei Krankenwärter. Vorster ist immer um ihn, geht und fährt mit ihm aus, speist mit ihm, unterhält ihn und liest ihm sogar des Morgens eine kleine Andacht vor. Der Herzog soll ihm gegenüber wie ein Lamm sein. Ich hätte das nie geglaubt. Der Dienst beim Herzog wird nun auch für mich leichter werden. In Hoym werde ich nur eine Art Ehrendienst haben, und hier bei der Herzogin werde ich den gewöhnlichen Cavalierdienst tun, der mir zwar wenig erfreulich ist, aber, wenn nicht gerade Landpartien gemacht werden, wenigstens nicht die Gesundheit aufreibt. Mein Leben tritt damit in ein neues Stadium. Auf diese Weise werde ich's wohl noch ein Weilchen aushalten können.

Du hast übrigens ganz richtig geraten, wenn Du die Regentschaft [die am 8. Okt. eingesetzt wurde] für den ersten Schritt nach Hoym ansahest. Es fehlte uns, wenn wir nicht dessauisch werden wollten, eine Macht, die über unseren Herzog verfügen durfte. Schätzell hat das Ganze mit großer Genialität und Kühnheit durchgeführt. Die klügsten Männer im Lande warnten und hielten das Ding für unmöglich. Auf einmal aber flog die Regentschaft wie aus der Kanone, und die Agnaten konnten nicht anders, als die Tatsache anerkennen. Die Anerkennung ist bereits erfolgt, der Erbprinz von Dessau hat mit seiner Gemahlin an unserem Hofe seinen Besuch gemacht, auch Preußen hat durch einen Gesandten, den Grafen Redern, die Herzogin persönlich becomplimentieren lassen.

Schätzell iſt ein gewaltig tatkräftiger Menſch. Bisher hat er bei allem, was er getan, faſt übermenſchliche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Er hat alle Behörden und faſt die ganze öffentliche Meinung gegen ſich, muß alles wider Alle allein durchſetzen, und dieſe Feindſchaft nimmt kein Ende, obgleich der Erfolg ihn überall auf das glänzendſte rechtfertigt. Was überhaupt öffentliche Meinung iſt, habe ich in den letzten Jahren recht kennengelernt, ich bin von der modernen Staatsphiloſophie gründlich geheilt.

*

Schloß Hoym, am 1. Dec. 1855. Ich wundere mich ſelbſt, daß ich Dir ſchon wieder ſchreibe. Aber ich habe hier ſo ſchöne Zeit und möchte Dir doch einiges aus meinem neuen Leben mitteilen. Seit dem 26. Nov. bin ich in Hoym, am 3. Dec. wird mich dann Hellfeld wieder ablöſen. Meine Wohnung hier iſt prächtig, zwar ſchmucklos, wie ich es liebe, aber ſolide und von fürſtlichen Dimenſionen. Denke Dir ein ſehr hohes dreifenſtriges Zimmer mit reichem Plafond, faſt 3 Ellen dicken Mauern (ſodaß Fenſter und Türen tiefe Niſchen bilden), mit der angenehmſten Ausſicht auf den Garten. An dieſen Salon ſtoßen zwei geräumige Schlafzimmer, das eine für mich, das andere für Hellfeld. Auf der anderen Seite komme ich in ein ſehr elegantes Vorzimmer und von da in die Gemächer des Herzogs. In den erſten Tagen war ich ſo eingenommen von der Schönheit meiner Wohnung, daß ich mich gänzlich darauf beſchränkte, ſie auf und ab gehend zu genießen. Mir iſt, als ſei ich mit meinem Herzog geſtorben und führe mit ihm, etwa im Inneren eines Zauberberges, ein bloßes Scheinleben.

Der arme regelloſe Herzog iſt jetzt in ein durchweg geregeltes Leben eingenietet. Als ich ihn zuerſt wiederſah, fürchtete ich faſt, er möchte ſtumpf geworden ſein; er ſah mich gar nicht an, ſprach gar nicht und war ganz teilnahmlos. Dies mag indeſſen nur die Folge eines Gefühles von Beſchämung geweſen ſein, mich unter ſo veränderten Umſtänden wiederzuſehen; denn nachdem ich ihn nur erſt einmal zum Sprechen gebracht hatte, iſt er wieder ganz der alte gegen mich geworden, nur freundlicher und zutraulicher als je vordem. Ich benutze nun das Vertrauen, das er mir zeigt, ihm ein ähnliches zu Vorſter einzuflößen, den er für den Anſtifter der ganzen Sache hält und deshalb gründlich haßt; anfänglich empfahl er mir wiederholt, ihn auf die Wache zu ſetzen. Ich ſuche ihn nun davon zu überzeugen, daß ihm die Kur doch ſehr gut bekommt. Es iſt in der Tat merkwürdig. Der Herzog ſchläft jetzt jede Nacht wie ein Murmeltier, ſeine Aufregungen haben faſt ganz aufgehört. Das iſt das Reſultat der geregelten Lebensweiſe, denn andere Mittel werden nicht angewendet. Vorſter ſcheint ſeiner Aufgabe durchaus gewachſen, er gibt dem Herzoge kein hartes Wort und imponiert ihm doch vollſtändig.

Auch meine Tageseinteilung iſt feſt geregelt. Wenn der junge Tag über die prächtigen Fichten des Gartens heraufdämmert, trinke ich meinen Kaffee, zünde mir dann eine Pfeife an und empfange die Subaltern-

beamten, die mich etwa zu ſprechen haben. Der übrige Vormittag gehört ganz mir bis 11 Uhr, wo ich mit dem Herzog eine Stunde ſpazieren fahre. Von 1–2 Uhr iſt Tafel, von 2–3 ſitze ich mit Vorſter auf meinem Zimmer beim Kaffee, wozu ſich auch ſeine junge Frau zuweilen einſtellt; ſie ſcheint recht geſcheut, iſt ganz einfach und ſchlicht, weiblich und zutraulich und hat eine prachtvolle, auch kunſtgerecht ausgebildete Stimme. Von 3–4 Uhr mache ich mit dem Herzog einen Spaziergang, der ſich übrigens ganz auf den Schloßgarten beſchränkt. Um 5 kommt Vorſter und holt mich in den Salon des Herzogs zum Billard ab, Seine Hoheit ſieht zu und amüſiert ſich an den dabei vorkommenden Witzen. Um 6 wird Tee getrunken, und darauf folgt das Quartett bis 8 Uhr. Der Herzog ſetzt ſich hinter die Violinen, und ich gehe meiſt im anſtoßenden Saale mit Vorſter auf und nieder. Auf dieſe Stunde freue ich mich immer beſonders, da ſehr gute Muſik gemacht wird. Von 8–9 Uhr wird ſoupiert, dann verlaſſen wir den Herzog und Vorſter kommt meiſt noch mit auf mein Zimmer.

Der arme Doctor iſt durch die Neuheit ſeiner Lage noch ſo aufgeregt, daß er für ſich nichts vornehmen mag und nur immer konverſieren will. Er verzehrt mich ordentlich. Er liebt mich ſehr unverdient und nennt mich „Vater Kügelgen". Sein Weſen iſt mir recht verwandt und verſtändlich, inſofern er ein Chriſt iſt und ein großes Intereſſe für alles Schöne hat, aber völlig unverſtändlich wegen ſeines ſanguiniſchen Temperaments und auch wegen ſeiner abſoluten Unfähigkeit, ſelbſt etwas Schönes zu produzieren; er iſt wie der Wagner im Fauſt, der wohl die Liebhaberei hat, aber nicht das Verſtändnis.

Hoym, 26. Dec. 1855. Da bin ich wieder in meiner Einſiedelei. Es iſt hübſch hier, und wenn dann meine Zeit herum iſt, dann freue ich mich wieder wie ein Schiffscapitain auf die Meinigen. Den Heiligen Abend verlebte ich noch mit dieſen, aber am erſten Feiertage mußte ich heraus, um nun bis zum Silveſtertag hier zu bleiben. Der Reihenfolge nach hätte ich auch am Heiligen Abend hier ſein müſſen; Hellfeld machte mir indeſſen den Vorſchlag, ſtatt meiner herauszukommen, da ich mich gewiß nicht gern von meiner Familie trennen würde und er den Silveſterabend vorzöge. Da nun derjenige Kammerherr, der bei der Beſcherung der Herrſchaften den Dienſt hat, allemal mit einem außerordentlichen Geſchenk bedacht wird, ſo erkannte ich Hellfelds freundliche Geſinnung auf der Stelle und ging ſehr gerührt darauf ein.

Hab' tauſend Dank, Du alte ehrliche Bruderſeele, für Deinen treuen Brief. Ich ſehe, Du trägſt doch auch manches reelle Kreuz auf Deinem breiten Buckel. Übrigens das, was einen eigentlich niederdrückt, das ſagt man nicht; ich wenigſtens tue es nicht, und Du wirſt wohl auch den dickſten Biſſen für Dich behalten haben. Über das unausgeſprochene Leiden ſchwingt man ſich dann in guter Stunde leichter weg.

Freilich biſt Du da oben unter Deinen Eſten ein Fremdling im Lande und magſt's wohl manchmal fühlen. Aber ich paſſe mit meiner Landsmannſchaft eigentlich auch nirgends hin. Für einen Anhaltiner läßt man

mich hier allenfalls gelten wie die Fledermaus für einen Vogel, sonst gelte ich auch für einen Russen, Sachsen oder auch Rheinländer. Ob es die Juden, die doch wenigstens einem geschlossenen Gemeindewesen angehören, in dieser Hinsicht leichter haben, weiß ich nicht. Der Mensch ist ein närrisch Ding. Ich z. B. tauschte, die Hand aufs Herz, den Augenblick mit Dir, Du vielleicht mit mir. Nachher würden wir aber wahrscheinlich beide finden, daß wir einen Quark gegen den anderen eingetauscht hätten.

Ballenstädt, 3. Jan. 1856. Gottes Segen zum Neuen Jahre! Dieses schreibe ich Dir an unseres seligen Vaters Schreibschatulle und mit derselben Tinte, mit welcher er noch geschrieben hat. Die Schatulle habe ich ererbt, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht mehr, aber: beati possidentes. In der Schatulle saß, durch Millionen Kleckse eingeleimt, ein altes Tintenfaß voller Kunks. Reinigen konnte ich es nicht, weil es fest saß, und auffüllen konnte ich es nicht, weil es bis oben verschlämmt war. So ließ ich's alle die Jahre hindurch. Gestern aber dachte ich aut – aut, wandte alle Klugheit an und brachte es mit einem lauten Freudengrunz heraus. Mit einer alten Schere zerstückelte ich nun die versteinerte Tinte und krümelte sie heraus, aber nur bis zur Hälfte, weiter ging es nicht. Dann goß ich Wasser auf und ließ die Sache auf dem Ofen stehen die ganze Nacht. Heute früh war die alte Tinte verjüngt.

*

Hoym, am 1. April 1856. Ich plage mich jetzt seit etwa einem Jahre mit der Aufzeichnung meiner Lebensgeschichte herum. Es ist so lange her mit den alten Geschichten, sie müssen alle von neuem erfunden werden, und wenn ich gewußt hätte, wie schwer das ist, so würde ich mich gar nicht damit befaßt haben. Nun habe ich aber einmal angefangen und, wenn Gott mich leben läßt, will ich's auch vollenden, d. h. wenigstens die erste Jugendgeschichte. Später müßte ich zu sehr in mein inneres Leben steigen, wozu Männer keine Lust haben, und von meinen äußeren Erlebnissen müßte ich das Interessanteste verschweigen. Wir sind also beide gleichzeitig mit Rückblicken beschäftigt gewesen. Solche Rückblicke sind ebenso süß als bitter, besonders beschwerlich aber in Beziehung auf schriftliche Darstellung. In meiner Erinnerung schwimmt alles noch chaotisch durcheinander und muß vorerst gesondert und geordnet werden, wobei mir mein geistiges Tastvermögen hilft. Ich wundere mich selbst, wie ich mich so zurechtfinden kann. Auch der Stil macht mir weit mehr Not als bei den beiden kleinen Schriften abstrakten Inhalts, die ich bereits verfaßt habe; vielleicht weil bei meinen unbedeutenden Erinnerungen alles auf die Darstellung ankommt. Nicht das Was, sondern das Wie ist hier die Hauptsache. Ganz nichtige Begebenheiten können durch die Art der Relation interessant werden. Meine Aufgabe ist, aus Nichts etwas zu machen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Es geht langsam, und im besten Falle schreibe ich in vierzehn Tagen einen Bogen. Könnte ich Dir's doch vorlesen!

Was Du neulich von Vorster ahntest, bestätigt sich. Die Schattenseiten machen sich geltend. Er ist nämlich ganz entsetzlich sanguinisch, ganz heillos! Ob er als Arzt meinen Zustand richtig beurteilt, weiß ich nicht. Die Nerventätigkeit des Herzens wäre fehlerhaft bei mir, behauptet er und will mich in ein Seebad schicken. Ich weiß nur, daß ich in der Kirche nicht mehr singen, daß ich nicht mehr vorlesen kann und daß mir das Atmen zuweilen sehr schwer wird. Ich hoffe jetzt auf den Frühling, vielleicht wird es sich dann bessern, schwerlich aber durch Bäder und Latwergen, weil ich in erstere nicht gehe und letztere nicht in mich. Du hast mich nun noch vollends wild gemacht gegen die Ärzte. Ich nehme jetzt gar nichts mehr ein und halte mir den Versucher möglichst fern. Meine Anna hingegen, die gegen ihr Augenleiden nun schon drei Ärzte abgenutzt hat, mediziniert tapfer darauf los und befindet sich dabei ganz heidenmäßig wohl – mit Ausnahme ihrer Augen. Die Ärzte sind in der Tat ein ebenso lächerliches Geschlecht wie die Theologen.

Ad vocem Theologen fällt mir der Zirkularbrief ein, den wir mit den Krummachers haben. Im vorletzten fand sich folgende Apostrophe vom Schwager Fritz an mich, die ich der Merkwürdigkeit wegen hersetze: „Wilhelm! Warum hast Du nicht mit dem Könige in Alexisbad angeknüpft? Ich sehe, Du bist noch kein rechter Hofmann. Ein einziges »Mein seliger Vater hatte die Ehre, von Ew. Majestät persönlich gekannt zu sein, und mich drängt mein Herz, Ew. Majestät zu sagen, daß ich der Erbe seiner Liebe zu Allerhöchstdenselben bin« hätte Dich zur Hauptperson an der Tafelrunde gemacht. Geradedurch geht die beste Kanone. Wer wird sich doch von einem Hofmarschall eklipsieren lassen! Es gibt kein Übermaß in den Tugenden, nur in einer gibt es eins: in der Bescheidenheit". Was sagst Du zu dieser Hoftheologenweisheit?

*

Schloß Hoym, am 25. Juni 1856. Wie schade, daß Du Deine biographischen Reflexionen verbrannt hast! Das ist die gewöhnliche Folge des Zuschnellschreibens. Ich wenigstens muß sehr langsam arbeiten, wenn ich etwas zustande bringen soll, und das ganze Gemälde gleich möglichst fertig wie Mosaik zusammensetzen. Am meisten Arbeit machen mir die Übergänge und Verbindungen. Jetzt stecke ich in der Hummelshayner Periode. Davon sind mir allerlei zerstreute Eindrücke von Personen, Sachen und kleinen nichtswürdigen Begebenheiten geblieben, die unter sich in gar keinem Zusammenhange stehen. Diesen Zusammenhang muß ich erfinden, muß von einem Dinge aufs andere überleiten, und das ist unendlich schwer. Dann gibt es immer wieder einzuschalten, wegzustreichen, und ein Bogen muß oft zehnmal umgearbeitet werden, bis ich ihn nach einer wohldurchschlafenen Nacht ohne Ekel lesen kann. Genügt es endlich, so ist es doch nur eine elende Kindergeschichte, und oft frage ich mich, ob diese der vielen Tinte wert sei. Übrigens will ich gar nicht, wie Du vorauszusetzen scheinst, mein ganzes Leben beschreiben; es sollen nur Jugenderinnerungen werden, und ich bin noch ungewiß, wo ich aufhören

ſoll, ob bei der Verheiratung oder mit der erſten eſtländiſchen Reiſe oder mit des Vaters Tode. Für jede dieſer Möglichkeiten habe ich Gründe und ebenſo gegen jede.

In meiner mediziniſchen Skepſis hat mich Alfred Volkmann ſehr beſtärkt, der mit ſeiner älteſten Tochter einige Tage hier war. Die Diagnoſe, ſagte er, habe zwar in neuerer Zeit Rieſenfortſchritte gemacht, aber bei Übeln meiner Art tappe man ganz im Dunkeln. Die Gelehrten ſind doch eigentlich auch pudelnärriſche Kerls. Nachdem Alfred zwanzig Jahre den Blutumlauf ſtudiert hat, beobachtet er jetzt ſeit fünf Jahren die Kontraktionen eines durch Galvanismus gereizten Froſchmuskels. Hierbei entdeckte er endlich ein geſuchtes Proportionalgeſetz, deſſen Formel etwa lautete: x = p. Das Geſetz war aber falſch, und Alfred kratzte ſich den Kopf. So ein richtiger Gelehrter führt doch eigentlich auch ein abſurdes Leben, etwa wie ein Fabrikarbeiter, der nichts tut als Knöpfchen auf Stecknadeln aufſetzen, und bleibt dabei dem wirklichen Leben fremd. So iſt z. B. Alfred noch immer von ſeiner Jugend her Rationaliſt und ſchwärmender Liberaler, die großen Erfahrungen der Zeit ſind an ihm ſpurlos vorübergegangen. Doch kann ich mich gut mit ihm vertragen und lerne immer etwas von ihm. Diesmal habe ich gelernt, daß die Leibnizſche Monadentheorie jetzt von der Naturwiſſenſchaft durchgängig adoptiert ſei. Demnach beſteht eine Eiſenſtange aus lauter kleinen letzten und ſelbſtändigen Teilen, Molekülen, deren Kohäſionszuſtand durch Temperaturwechſel verändert wird. Ein Eiſenſtab iſt etwa eine Milchſtraße im kleinen. Bei dieſer Annahme ſind die Gelehrten nun weſentlich beruhigt.

Ich habe jetzt ein ſehr intereſſantes Werk geleſen: Friedrich Perthes' Leben. Durch dieſe Lektüre bin ich wieder einmal tief eingetaucht worden in die wilden Strudel der verrückten Zeit, die ich ſelbſt mit durchſchifft habe. Perthes korreſpondiert vertraulich mit den ausgezeichnetſten Männern über alle kirchlichen und politiſchen Ereigniſſe: Claudius, Stolberg, Jacobi, Görres, die Schlegels, Gentz, Stein, Bernſtorff, Neander, Niebuhr — lauter ſolche Leute und viele andere expektorieren ſich da ganz offen. Perthes ſelbſt gewinnt man zwar nicht lieb wegen ſeiner grauen Mitte, aber man bewundert die Kenntnis und den Scharfſinn des ungeſchulten und unſtudierten Naturaliſten. Er erſcheint allen überlegen.

Neulich zeigte ſich hier im Hoymer Schloßgarten eine ſeltene Naturerſcheinung, nämlich der Heerwurm. Eine 1½ Elle lange Schlange mit dickem Kopf und ſpitzem Schwanz iſt aus unzähligen kleinen ¼ Zoll langen waſſerhellen Maden mit ſchwarzen Köpfen, die über-, auf- und aneinander hinkriechen, zuſammengeſetzt und bewegt ſich in der halben Stunde etwa eine Elle weit. Ich wußte erſt gar nicht, was ich ſah, bis ich mir vom Hofgärtner Okens Naturgeſchichte holte. Nachher erfuhr ich von einem Gärtner, daß der Heerwurm allemal Krieg bedeutet mit Ausnahme der Fälle, wo er Hungersnot oder was anderes bedeutet.

Ballenſtädt, 4. Juli 1856. Er hat wieder lange gelegen, weil in Hoym keine zuverläſſige Poſt iſt. Der Poſthalter iſt nämlich zugleich Stadt-

ſchreiber, Salzinſpektor, Direktor der Sandgruben, ſo daß man ihn nie antrifft, in welchem Falle ſein Dienſtmädchen die Briefe annimmt, mit der ich's nicht wagen wollte. — Habe ich Dir ſchon geſchrieben, daß Frau v. Schönberg, die Schweſter unſerer lieben Gräfin Dohna, am 8. April in ihrem 84. Jahre geſtorben iſt? Ihre Tochter Auguſte, jetzige Gräfin Schlieffen, hat eine kleine Biographie von ihr verfaßt, welche mir die Gräfin Dohna neulich durch Komteſſe Richthofen zuſandte mit der dringenden Einladung, ſie in Gnadenberg zu beſuchen. Wie gern ſuchte ich dieſe teure alte Freundin unſerer Kindheit einmal auf! Sie muß nun auch ſchon in die achtzig ſein.

Alexisbad iſt jetzt an einen Waſſerheilkünſtler verpachtet und wimmelt von einfältigen Patienten, welche die Kaltwaſſerkur brauchen und ſich die ganze Sintflut in den Leib ziehen — denke Dir: bei der jetzigen Kälte! Nichts lockt doch die Menſchen mehr an als Charlatanerie. Der preußiſche Poſtſekretär Lutze[1], der ſich plötzlich in Cöthen, dem Sammelplatze der mauvais sujets aller Art, etabliert hat, hat ſchon Tauſende von Patienten und iſt ein ſteinreicher Mann, baut Paläſte und gibt eigenes Papiergeld aus, was zum vollen Wert kurſiert. Er trägt einen ſeidenen Kaftan und einen langen Bart. Die Apotheke erſpart man bei ſeiner Behandlung; er haucht ein Glas Waſſer an oder einen Zwieback, läßt jenes trinken und dieſen eſſen, und die Kranken werden geſund. Zugleich iſt er auch Seelenarzt, verſammelt ſeine kranken Damen (denn es ſind meiſt Damen) in einem eigens dazu myſtiſch verzierten Saal und predigt ſie mit ſeinem langen Barte an.

Man denkt doch viel an den Tod, wenn man in das Dickicht der Jahre kommt. Auch der alte Volkmann iſt in dieſem Frühling geſtorben; er hat einen ſchweren Tod gehabt wie ein ſchweres Leben. Ein ſehr erbauliches Ende hatte Krosigk in Hohenerxleben, gleichfalls in dieſem Frühjahr. Gefaßt und voller Zuverſicht verſammelte er ſeine Familie und ſein ganzes Hausgeſinde um ſich und nahm von jedem Einzelnen Abſchied, alle ſegnend. Er war ein einfacher, aber prächtiger, reiner und ritterlicher Menſch. Ich habe ein Herz an ihm verloren, das mir wohlwollte.

*

Ballenſtädt, 28. Auguſt 1856. Heute will ich Dir bei ſtrömendem Ernteregen, der unſer herrliches Getreide zerſtört, von einer mit allerhand Fährlichkeiten verknüpften Miſſion erzählen. Während ich in vergangener Woche in Hoym ſaß, ward dem Erbprinzen von Deſſau ein zweiter Prinz[2] geboren. Dieſes freudige Ereignis hatte der Herzog von Deſſau unſerer Herzogin erſt durch ein Telegramm und dann noch durch feierliche

[1] Arthur Lutze (1813—70), bis 1843 Poſtſekretär in Nordhauſen, dann Homöopath, 1850 von der Univerſität Jena zum Dr. med. promoviert, eröffnete 1854 ſeine berühmte Anſtalt in Köthen, Verf. eines noch heute viel gebrauchten „Lehrbuchs der Homöopathie" (15. Aufl. 1919). Vgl. Selbſtbiographie (1866).

[2] Der ſpätere (ſeit 1904) Herzog Friedrich II. von Anhalt, geb. 19. Aug. 1856, geſt. 1918.

Sendung eines Kammerherrn in aller Form gemeldet. Infolgedessen hatte die Herzogin verfügt, daß diese Artigkeit in gleicher Weise erwidert werden sollte. Als ich nun, ohne von alledem eine Ahnung zu haben, am 22. August in Hoym eben im Begriff war ins Bett zu steigen, erschien auf einmal der Kammerherr v. Cramer mit dem Befehl, mich hier abzulösen und mir die Depeschen nach Dessau zu übergeben.

Nun bin ich bisher in eigentlichen Hofgeschäften kaum je gebraucht worden, ich war immer Gesellschafter meines kranken Herrn, und wenn bei uns hohe Besuche, Gesandtschaften oder dergleichen instruktive Gelegenheiten vorfielen, hatte ich stets den Auftrag, mich mit dem Herzoge zu entfernen. Ich habe daher so gut wie gar keine Routine für solche Fälle und sollte nun plötzlich als Ambassadeur in einer reinen Etiquettesache an einen anderen Hof gehen, an welchem ich keinen einzigen Menschen kannte. Jeder Formfehler würde mir, dem Fremden, aufgestochen worden sein. Wenn ich nur weiß, was Sitte ist, so bin ich gar nicht blöde; hier aber konnte ich in allerlei unvorhergesehene Lagen kommen, über die mich im voraus zu informieren mir unmöglich war. Es war ein Wagstück, mich zu senden, und von mir ein Wagstück, die Sendung anzunehmen.

In der Nacht um 2 Uhr kam ich in Ballenstädt an, konnte aber an Schlafen nicht viel denken, weil ich meine Uniformstücke nachsehen und tausend Kleinigkeiten zusammensuchen mußte. Früh 7 Uhr lief ich schon zum Oberhofmarschall und dann zu Hellfeld, um mich etwas zustutzen zu lassen; ich erfuhr aber kaum das Gerippe von dem, was ich zu tun hatte. Unterdes war meine Postkalesche schon vorgefahren. Es mußte Hals über Kopf gepackt werden, wobei mir der mir zugeteilte Hoflakai Schellow überdienstfertig zur Hand ging, was mich vollends toll machte. Meine Depeschen schlug ich in Papier ein und nahm für sie eine verschlossene Ledertasche mit, in welche ich auch mein Geld und Toilettengegenstände steckte; der größeren Sicherheit wegen hing ich die Tasche selbst um. So ging's fort.

Unterwegs plagte mich fortwährend die Angst, etwas vergessen zu haben. Ich zählte alles Nötige nochmals an den Fingern ab. Da fiel mir plötzlich mein goldener Kammerherrschlüssel ein. Ich hatte die grüne Schachtel nicht gesehen, in welcher ich ihn zu verwahren pflege, aber er konnte zufällig von der letzten Gala her auch noch an der Uniform hängen. Ich ließ halten, sah meine Sachen durch und fand ihn glücklich bei den Epauletten. Aber die Idee, daß mir noch etwas fehlte, quälte mich immer weiter. Da durchfuhr mich ein scheußlicher Gedanke. Ich reiße meine Ledertasche auf, und richtig — es fehlten die Depeschen! Ich war bereits eine starke Meile gefahren und über Ermsleben hinaus — was nun beginnen?! Im Traum hatte ich dergleichen Pech freilich schon erlebt, im Leben nie. Ich rieb mir die Augen — aber meine Depeschen waren fort. Es war entsetzlich. Eine Situation zum Totschießen!

Ich sah nach der Uhr und (noch war es möglich) ließ wenden und nach Ermsleben zurückjagen. Dem Lakaien sagte ich, ich hätte meine Koffer-

ſchlüſſel vergeſſen; er riet zum Schloſſer, aber ich ſchützte ſeine Schlüſſel vor. In Ermsleben ließ ich den Lakai bei der Poſtequipage und meinen Sachen zurück, mietete ein anderes Fuhrwerk, das glücklicherweiſe auch bereitſtand, und jagte nach Ballenſtädt zurück. Ich umfuhr den Ort, ließ unweit des Pulverturmes halten und lief zu Fuß nach meinem Hauſe. Meine Haustür ſtand offen, niemand ſah mich, ich eilte auf mein Zimmer, ergriff meine Briefſchaften und ſaß bald wieder im Wagen. Unterdeſſen hatte Schellow von Ermsleben aus einen Laufzettel nach Aſchersleben geſchickt, ſodaß wir die Poſtpferde dort ſchon eingeſchirrt fanden. Ich gab ſtarke Trinkgelder, fuhr wie der Teufel und erreichte in Bernburg noch glücklich den Bahnzug. O wie dankte ich Gott und atmete ich frei auf, als ich glücklich im Coupé ſaß! So war ich denn noch mit einem blauen Auge, nämlich mit einem Verluſt von etwa fünf Thalern an Fuhr- und Trinkgeldern, davongekommen. Hätte ich die Papiere ſpäter, etwa in Bernburg oder gar erſt in Deſſau, vermißt, ſo weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre.

In Deſſau ſtieg ich im „Goldenen Beutel“ ab, ſchickte Schellow gleich mit meiner Karte zum Hausmarſchall von Trotha und ließ dieſem melden, ich überbrächte ein Schreiben an den Herzog und ließe fragen, wann ich ihn (Trotha) zu Hauſe fände. Er war aber abweſend, und ich wartete den ganzen Abend und den ganzen anderen Morgen, ohne mich rühren zu können. Endlich um 10 Uhr ſchickte mir Trotha ſeine Karte und den Beſcheid, der Herzog ließe mich zur Tafel bitten, wolle mich aber noch kurz vor Tafel in ſeinem Zimmer ſprechen; auch ſtellte mir Trotha für die Zeit meines Aufenthaltes in Deſſau eine Hofequipage zur Verfügung, die ich törichterweiſe ablehnte.

Um die Mittagsſtunde ging ich zum Erbprinzen[1], der mich ſehr freundlich empfing. Er iſt ein ausgeſucht ſchöner Menſch, groß und ſchlank, ſehr wohlgebildet, überaus einfach und natürlich in ſeinem Weſen. Wir verſchwatzten uns auf das gemütlichſte derart, daß die Zeit meiner Audienz beim Herzoge heranrückte und ich aufbrechen mußte, ohne entlaſſen zu ſein.

Als ich aus dem Palais trat, fehlten nur noch fünf Minuten an 2, und um 2 Uhr ſollte geſpeiſt werden und ich vorher noch zum Herzoge. Die Uhr im Zimmer des Prinzen hatte mich irregeführt. Ich ging daher direkt ins Schloß, ohne erſt meinen Lakai im Gaſthauſe abzuholen. Wenn bei uns ein Fremder eingeladen iſt, ſo wird immer ein Kammerdiener auf dem Schloßhof aufgeſtellt, der ihn empfängt und zurechtweiſt. Ich ſetzte voraus, daß es hier auch ſo ſein würde, fand aber den Schloßhof wie gekehrt. Es war niemand zu ſehen, und ich hatte keine Ahnung, in welche Türe ich gehen ſollte. Ich frug die Schildwache und wurde in eine Türe gewieſen, rannte hinein, die Treppe hinauf, durch offene Säle, fand aber keine Seele. Ich ſtieg eine Treppe höher — wieder leere Zimmer und kein Menſch zu ſehen. Der Angſtſchweiß brach mir aus. O wie bereute ich es

[1] Friedrich (1831—1904), regierte als Friedrich I. ſeit 1871.

nun, die Equipage nicht angenommen zu haben! Endlich hörte ich Menschenstimmen unter mir, rannte hinab und fand einen Cavalier mit ein paar Lakaien auf der Treppe. Es war Trotha, der mich vielmal um Verzeihung bat wegen der Unachtsamkeit der Leute und mich nun zum Herzoge führte.

Der Herzog[1] ist ein alter, schöner, ritterlicher Herr von einigen sechzig Jahren, der mir sehr freundlich entgegenkam. Nachdem ich ihm meine Briefschaften überreicht und er sich nach der Herzogin und nach dem Herzoge erkundigt hatte, meinte er, ich hätte wohl recht schwere Tage mit meinem kranken Herrn durchzumachen gehabt; was er darüber gehört habe, sei entsetzlich. Ich antwortete, Frau Fama übertreibe manches, und übrigens hätte ich meinen gnädigsten Herrn so lieb, daß ich wohl manches gar nicht bemerkt hätte, was Anderen vielleicht auffiele. Wir kamen dann auf Hoym zu sprechen, und dabei dämmerten alte Erinnerungen in ihm auf. Er sei als Kind dagewesen, sagte er, und habe gern mit der Prinzeß Hermine von Schaumburg[2], nachmaligen Erzherzogin Palatin, gespielt. Und wenn er jetzt hinkäme, erwiderte ich, würde er das wohlerhaltene Plätzchen der Prinzeß mit der Aufschrift „Herminenlust" noch finden. Da wurde der alte Herr ganz vergnügt. „O, diese Laube!" sagte er, „da staken wir immer zusammen und spielten, und ich erinnere mich, daß wir uns da einmal veruneinigt hatten. Wir kamen uns sogar ein bißchen in die Haare. Da kam die alte Fürstin von Schaumburg dazu und — schwabb, hatte ich meine Ohrfeige weg. Das habe ich nie vergessen können." So unterhielt sich der Herzog aufs gemütlichste mit mir, wohl bei einer halben Stunde.

Trotha, der mich erwartete, führte mich dann zur Gesellschaft, unter der ich auch den Kammerherrn v. Lattorf traf, der Bernburger Vasall ist und den ich daher öfter an unserem Hofe gesehen, ein alter ritterlicher Herr. Nun wurde ich dem Prinzen Friedrich, Bruder des Herzogs, vorgestellt und der wunderschönen Prinzeß Friedrich Carl von Preußen, einer Tochter des Herzogs, die zum Besuche anwesend war; etwas Lieblicheres und Engelhafteres als diese Prinzessin habe ich kaum gesehen. Bei Tafel saß ich ihr und ihrem Bruder, dem Erbprinzen, gegenüber. Die Unterhaltung war frei und ungeniert, die Weine vortrefflich, die Küche nicht ganz so gut wie bei uns.

Nach Tafel trat der Herzog an mich heran, sprach von unserem seligen Vater, freute sich sehr, ein Bild von ihm zu besitzen, und frug mich, ob ich sein herrliches Talent geerbt hätte. Es schien ihn sehr zu amüsieren, als ich erwiderte, ich hätte nur die Profession geerbt. Darauf frug er mich, ob ich das Schloß kenne. Da ich es verneinte, erbot er sich, selbst mir einiges zu zeigen, verließ die Gesellschaft mit mir und führte mich durch

[1] Leopold (1794—1871), regierte seit 1817.

[2] In Hoym residierte bis 1812 die dann ausgestorbene Bernburger Nebenlinie Hoym-Schaumburg. Prinzeß Hermine (geb. 1797) war seit 1815 mit dem Erzherzog Joseph von Österreich, seit 1796 Palatin von Ungarn, vermählt.

einige Prachtzimmer in einen magnifiken Saal. Indem ich die Verhältniſſe und Ornamente bewunderte, äußerte ich, daß die Kunſt, einen Saal zu dekorieren, heutzutage verloren ſchiene, weil es keinen herrſchenden Geſchmack gäbe und alles durcheinander ginge. „Ja!“ ſagte der Herzog ganz vergnügt, „den hat auch noch mein Großvater gebaut, ich hätte ihn auch nicht fertig gebracht.“ Darauf zog er ſelbſt die Gardinen auseinander und zeigte mir die ſchöne Ausſicht auf die Mulde, die weiten Wieſen und Eichenwälder. Es iſt nicht möglich, daß man freundlicher und liebenswürdiger ſein kann, als der alte Herr war. Ehe er die Geſellſchaft verließ, kam er nochmals zu mir und unterhielt ſich noch ein Weilchen mit mir, trug mir auch ſo viel Freundliches nicht allein für die Herzogin, ſondern auch für den Herzog auf, daß ich ganz gerührt war.

Ich hatte erwartet, daß man mir nach Tafel eine Partie nach Wörlitz arrangieren würde. Trotha fing die Sache aber ſo hölzern und abgeſchmackt an, daß ich erklärte, ich müſſe im Augenblick abreiſen. Wie ich das anfangen ſollte, wußte ich freilich nicht, da kein Bahnzug mehr ging, aber Lattorf half mir aus der Not. Er hatte das Geſpräch mit Trotha mit angehört und frug mich, ob ich ihm einen Gefallen tun wolle. „Ja!“ — „So fahren Sie mit mir nach Klieken und bleiben die Nacht bei mir.“ Ich ſagte wieder Ja, und zehn Minuten ſpäter ſaßen wir beide in einem eleganten offenen Wagen mit zwei Prachtpferden und jagten fort. Da Lattorf meine Freude an der Gegend ſah, lenkte er ab und fuhr Umwege, damit ich möglichſt viel zu ſehen bekäme. Es war eine herrliche Fahrt. Denke Dir weite, mit prächtigen Eichengruppen beſtandene Wieſenflächen, die von Eichenwaldungen eingefaßt ſind; hier und da trafen wir ein Rudel Edelhirſche oder Rehe. So ging es meilenweit, dazu der ſchönſte Sonnenſchein und die Unterhaltung mit einem politiſch Gleichgeſinnten, eine Freude, die mir ſo ſelten zuteil wird. Lattorf fuhr ſelbſt, und die feurigen Pferde liefen, als hätten ſie den Teufel im Leibe.

In Klieken ſaßen wir auf einer herrlichen Terraſſe, zu unſeren Füßen einen reizenden Garten, und darüber hinaus blickte man weithin auf grüne Wieſen und Eichenwälder, zwiſchen denen Waſſerſpiegel blitzten. Ich glaubte in Livland zu ſein. Frau v. Lattorf, eine Schweſter des Dichters Houwald, geſellte ſich zu uns, und ich, durch die Ähnlichkeit der Gegend angeregt, erzählte viel von Livland. Wir blieben draußen, bis es dunkel wurde, gingen dann zum Souper und rauchten ſehr behaglich echte Havannas bis 11 Uhr. Dann wurde ich auf mein Zimmer geleitet und mir ſelbſt überlaſſen.

Ich zog mich aus, aber — o Schrecken aller Schrecken! — ein leichter Flügel ſtreifte meine Schläfe; ich blickte auf und ſah den Geiſt eines Adlers in Geſtalt einer ungeheuren Fledermaus. Ich riß die Fenſter auf, ſtellte die Lichter hinein, entleerte meinen Nachtſack und feuerte damit nach dem Geiſt. Umſonſt — wohl umflog das Geſpenſt die Lichter, kehrte aber immer ins Fenſter zurück. Nach vielen fruchtloſen Bemühungen öffnete ich die Tür zum benachbarten Saal und ſtellte die Lichter hinein — da ſchoß die

Maus hinaus. Ich klappte nun die Türe zu und holte meine Lichter vorsichtig wieder herein. Um 5 war ich schon wieder auf und hatte mit dem alten Lattorf noch ein prächtiges Frühstücksstündchen. Um 6 saß ich im Coupé in der Eisenbahn, die ein paar hundert Schritt am Hause vorüberfährt, und fuhr nach Dessau, wo ich Schellow mit meinem Gepäck fand, und direkt weiter nach Cöthen und Bernburg.

Ballenstädt, 29. Aug. 1856. Aus meinen regelmäßigen Zusammenkünften mit meinem Freunde Pastor Schreck hat sich nach und nach ein ganz niedliches Konventikel gebildet, indem sich uns mehrere Gleichgesinnte angeschlossen haben, nämlich der Propst Scholtz, Vorster, der Kreisrichter Stolzmann aus Ermsleben und ein Referendarius Bosse[1] aus Quedlinburg. Bosse ist noch ein Jüngling, aber hervorragend durch treffliche Ordnung seiner Gedanken und gutes Sprechen. Auch Stolzmann hat noch alle Frische und Bescheidenheit der Jugend, er ist ein klarer und scharfer Jurist, bei weitem besserer Denker als alle übrigen, besonders als Vorster, der unklar fortwährend von einer Seite zur anderen überspringt. Scholtz ist als lebendiger Christ, wie ich glaube, der vorzüglichste von uns allen, ein treuer Jünger und Pastor, zumal auf der Kanzel ganz unübertrefflich; ich habe kaum einen Prediger gehört, der mich mehr erbaut hätte. Mein alter Freund Schreck ist der liebenswürdigste von uns, geistvoll, witzig, dabei bescheiden und äußerst bequem im Umgang, pomadig und humoristisch; ich habe großes Wohlgefallen an ihm seit zwanzig Jahren.

Meine neuen Freunde sind sehr entschiedene Lutheraner, so entschiedene, wie es deren vor Erfindung der Union gar keine mehr gab. Ich hingegen bin in konfessioneller Hinsicht prinzipiell indifferent. So kommen wir oft scharf aneinander, nur Scholtz tritt zuweilen auf meine Seite. Es ist aber eine Freude, wie gestritten wird, es fällt kein liebloses, kein ungeschlachtes, kein hartes Wort. Jetzt streiten wir heftig über ein neues Buch von Vilmar „Die Theologie der Tatsachen wider die Theologie der Rhetorik", für welches die Anderen ebenso schwärmen, als ich es absurd finde. Alles Christentum strebt bei uns jetzt nach äußerer Kirchlichkeit, und ich stehe in dieser Beziehung recht allein, da ich überzeugt bin, daß eine äußere Kirche entweder sektenhaft oder katholisch sein muß. Die Kirche Christi ist nicht von dieser Welt. —

Wir bekommen nun eine neue ständische Verfassung für ganz Anhalt. Der Herzog von Dessau hat nämlich seine 48er Konstitution längst über Bord geworfen, ohne dafür etwas anderes zu geben; er regiert so frei wie der Großtürke. Stirbt unser Herzog, so verfallen wir derselben Despotie. Schätzells Bestreben war darum längst dahin gerichtet, die Zeit unserer Selbständigkeit noch zu benutzen, um mit Dessau eine Gesamtverfassung zu vereinbaren, die uns nachher bliebe. Nun ist unsere uralte ständische Verfassung sonderbarerweise niemals, weder hier noch in Dessau, aufgehoben worden, und jetzt verlangen, durch Schätzell angeregt, die alten

[1] Der spätere preußische Kultusminister Robert Bosse, geb. 1832 in Quedlinburg.

Stände (Ritterſchaft) ihr Recht. Unſer moderner Landtag iſt bereits gewonnen. Er ſieht ein, daß er mit dem Tode des Herzogs doch verſchwinden würde, und ſtimmt nun, um ſpäter nicht einer Deſpotie zu verfallen, ſelbſt für ſeine Auflöſung. Die Ritter werden an ſeine Stelle treten, zu dieſen worden aber nicht bloß, wie früher, der Adel, ſondern alle Rittergutsbeſitzer gerechnet werden, auch ſollen die Städte nach alter Weiſe durch die Bürgermeiſter und die Bauern durch Abgeordnete vertreten ſein. Damit hat Schätzell dem Lande eine der größten Wohltaten erwieſen.

Fritz Krummacher iſt gegenwärtig in Glasgow in Schottland zu der Konferenz der Evangeliſchen Alliance[1]. Der König von Preußen hat dieſe Alliance nämlich auf den September 1857 nach Berlin eingeladen, zum großen Schrecken der Konfeſſionellen. Es wird tüchtige Reibungen geben. Ich hoffe aber, daß dieſe großartige und freie Union den engbrüſtigen Lutheranern, die bei uns unter den Gläubigen immer mehr Terrain gewinnen, doch etwas entgegenwirken wird. Ein ſo maſſenhaftes Bekenntnis der verſchiedenen Konfeſſionen zu einer einigen allgemeinen chriſtlichen Kirche muß doch wenigſtens auf die Unbefangenen einen mächtigen Eindruck machen.

*

Ballenſtädt, am 10. Oct. 1856. Meine ſchwache Seele ward in letzter Zeit durch einen ſtarken Wechſel von Zerſtreuungen aus den Fugen geriſſen. Seit vierzehn Tagen umſchwirren mich ſechs erwachſene Kinder (das ſechſte iſt Bertha Krummacher) im engen Hauſe. Sie umrauſchten mich, verdrängten und beeinträchtigten mich, hängten ſich an mich, verführten mich zu Laufereien und begleiteten mich ſelbſt nach Hoym, wo ſie die Nächte auf Tiſchen und Stühlen kampierten. Heute iſt nun der wackere Gerhard wieder abgefahren. Er hatte die Maneuvres bei Coblenz mitgemacht und ſah wie Sohlenleder aus; jetzt iſt er auf ein Jahr nach Coſel kommandiert und hatte bei dieſer Gelegenheit vierzehn Tage Urlaub. Gerhard erinnert mich oft an Dich, ſeinen Namensoncle, er hat ganz Deinen kurzen trockenen Witz. Für mich iſt es eine beſondere Luſt, die drei Brüder zuſammen zu ſehen. Sie verneinigen ſich wunderbarerweiſe nie, ſind aber in beſtändiger Balgerei und Neckerei begriffen, alle drei ziemlich gleich ſtark, doch Gerhard durch Autorität und Gewandtheit überlegen.

Vor etwa acht Tagen ward auf meiner Treppe der Deſſauer Marſch trompetet. Die Türe flog auf, und die ſechs Kinder marſchierten in feierlicher Prozeſſion immer laut trompetend bei mir ein, Gerhard voran, ein Kiſſen tragend, auf welchem ein Brief und ein Päckchen lagen. Ich war

[1] Die von England ausgegangene Evangelical Alliance erſtrebte einen Bund proteſtantiſcher Chriſten, die ſich, unbeſchadet ihrer Zugehörigkeit zu den einzelnen Konfeſſionen und Sekten, des gemeinſamen Grundes bewußt ſind. Erſte Generalverſammlung 1851 in London. Den Höhepunkt der Geſchichte der E. A. bedeutet die Generalverſammlung in Berlin 1857, zu welcher der überſchwengliche Hoffnungen auf dieſe Bewegung ſetzende König ſelbſt eingeladen hatte. Die preußiſche Orthodoxie verhielt ſich ablehnend, Hengſtenberg und Stahl verließen Berlin, um nicht „den Greuel" mit anſehen zu müſſen.

gerade beim Ankleiden und noch ohne Rock, aber ich schloß mich dem Zuge an und marschierte trompetend mit durch alle Zimmer, ohne jedoch den Grund zu erraten. Es war nämlich Dämmerung, und ich hielt das Kissen für Elisabeths neuen Mantel, der von Halberstadt erwartet wurde, den Brief für die Rechnung und das Päckchen für Nähseide oder sonst etwas. Endlich frug Gerhard, ob ich nichts merken wollte, der Marsch sei sehr bezüglich. Da ging mir der Seifensieder auf. Es war ein Orden von Dessau für meine damalige Mission; ich muß gestehen, daß ich die Sache eigentlich schon vergessen hatte, nun aber, da ich ihn besaß, freute ich mich doch darüber. Es ist eine große Narrheit um diese Dinge, aber wer ist so weise, daß die Krankheit der Gesellschaft, in der er lebt, ihn nicht anstecken sollte?

Ich trug meinen Orden zuerst auf großer Uniform bei Gelegenheit der Verheiratung unserer ersten Hofdame Fräulein von Bornstedt mit einem hannoverschen Majoratsherrn von Marenholtz. Die Herzogin richtete die Hochzeit fürstlich aus. Die Schloßkirche war mit Blumen und Guirlanden dekoriert und ausschließlich von der Hofgesellschaft in Gala besetzt. Dahin bewegte sich die Prozession aus den Empfangssälen durch die Gänge des Schlosses. Vorauf ging der Hausmarschall v. Kutteroff mit dem goldenen Marschallstabe, dann folgten vier Kammerherren paarweise, darauf die Herzogin mit der Braut, der Bräutigam mit seinem Bruder, die vier Brautjungfern, die Hofdamen und Verwandten der Brautleute. Es ward kein Wort gesprochen, der Zug glitt lautlos über die Teppiche, und mir war es, als begrüben wir die Braut; sie sah in ihrem weißen Schleier auch blaß wie eine Leiche aus. Aus der Kirche drang uns Orgelton entgegen. Der Landessuperintendent vollzog die Trauung. Nach der Zeremonie folgte die Tafel, während der ich manchmal nach meinem Orden schielte, ob er noch da wäre.

Ich bin der zweite Ritter Kügelgen, von dem man weiß, und der erste, von dem man gewiß weiß. Der erste etwas mythische war der geköpfte in unserem Wappen, von dem Hermann in Cöln ein Bild sah mit der Unterschrift „Der Ritter Kügelgen". Stelle Dir vor, daß mein Adolph, der in diesen Ferien Bayern, Salzburg und Tirol bis Meran (mit 29 Thaler Reisegeld!) sechs Wochen lang durchreiste (wobei schmähliche Abenteuer vorkamen), in einer alten Kirche zu Landshut auf einem Leichenstein am Fußboden unser veritables Wappen gefunden hat. Der Schild hatte vier Felder, zwei waren leer, und in den beiden anderen wie auch zwischen den Helmflügeln sah man unseren brustlosen Kopf. Den Namen, wie wir ihn schreiben, mit zwei „g", glaubte Adolph noch zu lesen.

Vor ein paar Tagen habe ich hier am Hofe einen recht alten Bekannten wiedergesehen: den Grafen Botho Stolberg[1], und zwar zum ersten Male seit den Dresdener Zeiten. Botho verwaltet die Grafschaft für seinen Neffen, den jungen Erbgrafen, der noch studiert, und wohnt mit seiner jungen Gemahlin, einer Gräfin Erbach, auf dem Schlosse Wernigerode.

[1] (1805—81), 1843 vermählt mit Adelheid Gräfin zu Erbach-Fürstenau (geb. 1822).

Die Herzogin hatte mich zum Tee von Hoym hereinkommen lassen und außer mir nur noch Julchen eingeladen, damit es recht gemütlich sein sollte. Ich holte die Gäste aus ihren Zimmern ab. Als Botho aus seinem Kabinet trat, erschrak ich fast: ein durchaus fremder Greis in gebeugter Haltung. Steiles, unbeschreiblich kleines Gesicht mit zurückfallender Pergamentstirn, glatt und ausdruckslos, großer Bart. Er war ganz schwarz gekleidet, mit dem Stern des Roten Adler, und sah zwar außerordentlich vornehm aus, hätte aber ebensogut ein anderer sein können als Botho Stolberg; ich kannte gar nichts an ihm. Als ich ihm meinen Namen nannte, reichte er mir die Hand und schien sich zu freuen, er frug auch nach Dir, aber alles ohne sonderliche Teilnahme und Herzlichkeit. Darauf kam auch die Gräfin, frisch, blendend hübsch und treuherzig freundlich; sie sei auch schon eine alte Bekannte, ihr Mann habe ihr viel von uns erzählt.

Beim Tee wurde ich zum Grafen gesetzt, ihn zu unterhalten, auch mit dem Auftrage, ihn von der Herzogin abzuziehen, die mit seiner liebenswürdigen Frau, zu welcher sie eine schwärmerische Liebe gefaßt, recht ungestört plaudern wollte. Diese Vorsorge war jedoch überflüssig, denn wenn unser alter Freund nicht angeredet wurde, schien er zu schlafen, wenigstens mischte er sich in kein Gespräch; das Wenige, was er sprach, war übrigens sehr gut. Hätte ich nicht speziell den Auftrag gehabt, so würde ich ihn gänzlich unangefochten gelassen haben, aus Furcht ihn zu wecken. Ich brachte ihn aber doch bisweilen zum Lachen, besonders durch Erinnerungen an Roller. Nachher hat er der Herzogin gesagt, er hätte sich ausgezeichnet mit mir unterhalten, worüber sie sehr erstaunt war, da sie ihn den ganzen Abend schlafend geglaubt hatte. Der arme Botho! Er ist wie ein ausgebranntes Haus, von dem nur noch die vier Wände stehen, eine bloße Ruine; um so reizender ist seine lebhafte junge Frau mit ihrem treuherzigen süddeutschen Dialekt. Von ihrer trefflichen Gesinnung war die Herzogin so erbaut, daß sie sie eingeladen hat, längeren Aufenthalt bei uns zu nehmen, wenn der Graf verreise.

Couvert. Daß Du nicht besser geerntet, tut mir leid. Es ist übrigens eine närrische Zeit: die Getreidepreise fallen, und die Lebensmittel werden doch nicht wohlfeiler. Das Geld hat seinen Wert verloren, und doch fehlt es daran. Vor 48 bekam ich mein Gehalt nicht anders als in Gold und Silber ausgezahlt; dann mischte sich Papier mit darunter, und jetzt ist es lediglich Papier geworden und noch obendrein anhaltisches, das in Preußen außer Kurs gesetzt ist.

*

Ballenstädt, am 20. Dec. 1856. Das ganze Jahr hindurch habe ich in meiner amtlichen Stellung durch Freund Vorsters eifersüchtiges und herrschsüchtiges Verhalten viel Ärger gehabt. Er sieht sich als den eigentlichen Chef des ganzen Hoymer Arrangements und die sämtliche Dienerschaft samt Offizianten und Cavalieren als seine Untergebenen an, während es sich von selbst versteht, daß wir als die vom Hofmarschallamt delegierten Kammerherren in allen nichtärztlichen Befugnissen die

unmittelbaren Vorgesetzten des Leibarztes sind. Er geriert sich aber, als ob er in Hoym der Direktor seiner eigenen, von ihm selbst gegründeten Privatanstalt wäre, verfügt eigenmächtig, sogar in seinem persönlichen Privatinteresse, über Dienerschaft und Hausordnung, Küche und Keller, macht die Honneurs im Schlosse und jedesmal große Umstände, wenn er uns vertreten soll. Namentlich Hellfeld gegenüber traten seine Anmaßungen immer stärker auf.

Hierüber hätten wir ja nun wohl klagbar werden können. Da aber das ganze Hoymer Arrangement nur dann prosperieren kann, wenn Arzt und Cavaliere sich freundschaftlich in die Hände arbeiten, und da wir die Herzogin nicht betrüben und überhaupt nicht gern Hilfe bei der Macht suchen wollten, so blieb uns nichts anderes übrig, als durch die Finger zu sehen und die sich immer wiederholenden Übergriffe und Prätensionen zu ertragen, so gut oder übel es gehen wollte. Aber die Länge trägt die Last. Es ist was Eigenes, wie verletzend eine Sache werden kann, wenn sie immer wiederkehrt. Anfänglich faßte ich Vorster bei solchen Gelegenheiten unter dem Arm, ging mit ihm durchs Zimmer und sagte ihm ganz freundlich: „Alter Freund, besinnen Sie sich, Sie sind im Unrecht!" Jetzt aber kann ich das nicht mehr und bin oft so erregt, daß ich kaum die Stimme in der Gewalt habe.

Indessen hätte ich, besonders um die Herzogin zu schonen, die Sache noch länger so fort ertragen, wenn Vorster nicht selbst das Eis gebrochen hätte. Die Veranlassung war folgende: Als ich in vergangener Woche den Dienst in Hoym hatte, ward ich während der Anwesenheit der Dessauer Herrschaften zum Diner nach Ballenstädt befohlen, weil es hier an Cavalieren fehlte. Es verstand sich von selbst, daß Vorster den Mittag beim Herzog bleiben mußte, was er übrigens ohnehin jeden Mittag tut. Als ich ihm nun sagte, daß ich fehlen würde, behauptete er, er habe weder von mir Befehle anzunehmen noch die geringste Verpflichtung, für mich beim Herzoge zu vikarieren; wenn die Herzogin den Kammerherrn von Hoym abberufe, so habe sie denselben entweder durch einen anderen abzulösen oder ihn, Vorster, höflich zu ersuchen, seine Stelle zu vertreten. Dies empörte mich. Ich fuhr dem armen Leibarzt ganz gottsjämmerlich auf den Leib und setzte ihm sein anmaßendes Wesen aufs derbste auseinander. Er blieb aber dabei, er stehe weder unter dem Befehl des Kammerherrn, noch könnte ihm zugemutet werden, den Kammerherrn zu spielen, er sei kein Hofmann, sondern Staatsdiener und werde noch selbigen Tages sich an die Herzogin wenden und an Herrn v. Schätzell schreiben, der so einsichtsvoll sei, daß er gewiß die Würde der ärztlichen Stellung zu wahren wissen werde. Darauf sagte ich ihm, er sollte machen, was er wolle, ich würde meinen Mund jetzt aber auch auftun, und die Folge möge er erwarten.

Er brachte die Sache auch wirklich vor die Herzogin, fing sie aber so dumm als möglich an, indem er ihr sagte, das Hoymer Publikum nähme es übel, wenn sie in ihrem eigenen Interesse Personen aus der Umgebung

oder Dienerſchaft des Herzogs hinwegzöge, er müſſe daher bitten, daß dies nicht mehr geſchähe. Die Herzogin antwortete augenblicklich, ſie würde ſich dann vor allen Dingen das Vergnügen verſagen müſſen, ihn ſelbſt je wieder in Ballenſtädt bei ſich zu ſehen, da er in Hoym die unentbehrlichſte Perſon ſei, wandte ſich ab und ſprach den ganzen Abend kein Wort weiter mit ihm. Andern Tags fuhr ſie zu Schätzell auf den Mägdeſprung, um den dummdreiſten Doktor anzuklagen. Gleichzeitig hatte Schätzell einen Brief von dieſem erhalten, in dem ſich Vorſter in all ſeiner törichten Anmaßung ſo vollſtändig bloßſtellte, daß wir Cavaliere kein Wort der Klage hinzuzufügen hatten. Schätzell kam nun heraus, möbelte Vorſter bei drei Stunden unter vier Augen ab und ſtellte ihm eine Inſtruktion in Ausſicht, die ihn für die Zukunft ganz ins klare ſetzen ſollte.

Von dieſem Zwiegeſpräch hat mir Vorſter gar nichts verraten, er iſt aber ſeit der Zeit wie um den Finger zu wickeln. Das bedeutet für mich eine große Erleichterung. Zufällige Übergriffe will ich jedem, ſogar der Magd, die mein Bett macht, gern hingehen laſſen, aber prinzipielle machen böſes Blut und ein Zuſammengehen unmöglich. Nun wird alſo, ſtatt daß wir uns wie vernünftige Menſchen vertragen, ein Geſetz zwiſchen uns treten. Das Merkwürdige iſt, daß dieſer Vorſter ein eifriger Chriſt iſt, der meilenweit nach einer gläubigen Predigt läuft, aber es fehlt ihm eben jede Erkenntnis des eigenen Ich. Der liebe Gott hat doch wunderliche Koſtgänger! – Ich würde Dir nicht ſo viel darüber geſchrieben haben, wenn es nicht bis dahin zu meinen ſchwierigſten Aufgaben gehört hätte, mit einer ſo eckigen Figur im täglichen und ſtündlichen Zuſammenleben in gutem Frieden zu bleiben.

Doch von was anderem. Die Herzogin hatte neulich einen ſehr intereſſanten Beſuch an der Gräfin Stolberg-Stolberg. Dieſe iſt eine höchſt merkwürdige Frau, eine von denen, die nicht mit der gewöhnlichen Elle gemeſſen ſein wollen. Ich bin ihr früher nicht beſonders gewogen geweſen wegen ihrer männlichen Studien, ihres Tabakrauchens und der etwas freien Geſchichten, die ſie zu erzählen beliebt. Ihre hohe Begabung zwang mich jedoch, ſie zu beachten, und jetzt bin ich ihr wirklich von Herzen gut, weil ich finde, daß ihre Liebenswürdigkeit bei weitem jene Regelwidrigkeiten überwiegt. Gegenwärtig macht ſie orientaliſche Studien und unterhielt die Geſellſchaft von allerlei Fündleins, die ihr dabei in die Hand gefallen ſind. So hat ſie unter anderem entdeckt, daß das Paradies tief im Grunde des Kaſpiſchen Meeres liege, wofür ſie einen großen Reichtum von gelehrten Gründen aufführte. Nachher erzählte ſie eine arabiſche Legende, die ich Dir nicht vorenthalten zu dürfen glaube, weil Du damit die ganze eſtländiſche Damenwelt gelegentlich über die Grenze jagen und allein ſein kannſt, ſobald es Dir beliebt. Die Königin von Saba kam zum Salomo. Sie war ſuperb. Ein liebliches Geſicht, ein zarter Hals, reizende Schultern und Arme, ein feiner Wuchs, die eleganteſte Toilette und ein ganz bezauberndes Benehmen. Aber – ſie hatte Ziegenbeine. So wenigſtens war Salomo berichtet, und dieſer Umſtand genierte ſeine Phantaſie.

Ein so süßes Wesen und — Ziegenbeine! Der große Weise mußte fortwährend an die Beine der Königin von Saba denken, und dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe — er mußte Gewißheit haben! Aber wie? Wie sollte er es anfangen, die Beine der Königin von Saba zu sehen? Seine große Weisheit half. Er ließ den Fußboden eines Saales mit Kristallplatten täfeln und führte die Königin hinein. Diese dachte, es wäre Wasser. Sie nahm das Kleid auf, und siehe da — sie hatte keine Ziegenbeine.

Von entgegengesetzter Art war der andere von mir schon erwähnte Besuch. Die Prinzeß Friedrich von Dessau[1] könnte man für eine kleine Taube halten, für ein Lämmchen, das eben erst konfirmiert ist, trotz ihrer 43 Jahre. Sie hat etwas Verschämtes und durchaus Weibliches in ihrem Wesen. Sie macht weder orientalische Studien, noch raucht sie, noch erzählt sie Geschichten von jemandes Beinen. Sie rührt aber die ihrigen. Ich habe sie von abends 7 bis zum anderen Morgen 2 Uhr rüstig tanzen sehen, obgleich sie schon Großmutter von zwei Nassauischen Prinzen ist. Der Ball, der diesen hohen Damen zu Ehren gegeben wurde, fiel mir recht schwer, ich war sehr müde und durfte es doch nicht merken lassen; es wurde mir recht klar, welch geknickte Lilie ich doch bin. Um so seliger war meine Elisabeth, sie ließ keinen Tanz aus. Ich kann's nicht hindern, daß meine Kinder solche Tollheiten mitmachen. Anna freilich hindert sich nun selbst. Sie hat seit Berthas Tode alle Lust am Tanz verloren und spielt nun eine sehr rührende, Anderen vielleicht ärgerliche Rolle auf den Bällen, indem sie still zwischen den Müttern sitzen bleibt. Sie ist ein reichbegabtes, tief poetisches und frommes Wesen.

Hoym, am 23. Dec. 1856. Da bin ich denn wieder hier und habe schon eine Promenade mit meinem guten Herzog gemacht. Er freut sich immer sichtlich, wenn er mich sieht, und ist auf einen so freundschaftlichen Fuß mit mir gekommen, daß er mich täglich, meist zweimal, auf meinem Zimmer besucht. Die Unterhaltung ist dann freilich gar einfach. Ich zeige ihm alle meine Sachen, und wenn das nicht mehr vorhält, setzt er sich in die Kaminecke und schläft ein, während ich ein Buch zur Hand nehme und auf sein Erwachen warte. Der arme Herr empfindet jetzt bisweilen den Druck seiner beschränkten Lage recht schwer. Indes ist doch so viel gewiß, daß, wenn heute die Autorität des Arztes aufhören sollte, morgen schon die alten Rasereien wieder beginnen würden. —

Auffallend ist es mir, daß Du Dich wider die Idee des christlichen Staates erklärst, ganz wie die äußerste Linke unserer Liberalen, die gerne Juden ans Ruder brächten. Ich würde eine Trennung des Staates von der Kirche für eine schwere Gefährdung des Staates halten. Die Kirche wird sich dann herausziehen aus der wunderbaren Vermischung mit der weltlichen Gewalt, in die sie Gott geführt hat, und die großen Massen werden ohne sittlichen Halt übrig bleiben. Der christliche Staat ist freilich nicht das Reich Gottes, er ist aber von christlichen Ideen durchwachsen, die

[1] Marie (1814—95), Prinzessin von Hessen-Kassel; ihre Tochter Adelheid (geb. 1833) war seit 1851 mit dem Herzog Adolf von Nassau vermählt.

ihn tragen und ihm die wahre Würde geben. Die eigentliche innere Kirche, an die wir als Chriſten glauben, iſt jetzt in der äußeren Scheinkirche des Staates eingeſchachtelt, ihr Lebenskräfte zuführend wie das Herz dem Leibe. Nun iſt freilich das Herz nicht der Leib, wollte es aber nur für ſich ſein, ſo würde der Leib ſterben.

Hoym, 25. Dec. 1856. Weihnachtsmorgen. Noch iſt es finſter und blinken Sterne, aber der Tag dämmert über die alten Tannen des Gartens herauf, und die Sperlinge räuſpern ſich ſchon. Wäreſt Du doch hier, daß wir die Zigarren anbrechen könnten, die der Herzog mir geſtern ſchenkte, und könnten damit am Fenſter ſtehen, zuſammen das große Verſchlingen anzuſehen, nämlich der Nacht durch den Tag!

Geſtern abend war die Herzogin mit ihrer Mutter und dem Prinzen Wilhelm (General in öſterreichiſchen Dienſten) herausgekommen. Der Herzog war einzig. Er hatte mich ſchon den ganzen Tag gequält, ihm zu ſagen, was er beſchert bekommen würde; früher war ihm derlei ganz gleichgültig, aber diesmal zeigte er die Ungeduld eines Kindes. Sein Hauptgeſchenk beſtand in einem Vogelbauer von Meſſing mit einem Stieglitz. Obendrauf ſteht eine große Glaskugel mit Goldfiſchen. Dieſe Glaskugel hat in der Mitte noch einen hohlen Raum, in welchen der Stieglitz hineingeht, ſodaß er bisweilen mitten unter den Goldfiſchen erſcheint. Nun war der Herzog außerordentlich zufrieden und lobte alles ſehr zur großen Freude der Herzogin.

Für mich folgte dann noch ein ſchwerer Abend. Ich freute mich eben recht, daß alles überſtanden war, da rief mich der Herzog nochmals in ſein Zimmer, um ſich ein Zuſammenſetzſpiel erklären zu laſſen, das er bekommen hatte. Ich numerierte ihm mit Tinte alle einzelnen Stücke, er konnte es aber doch nicht recht begreifen und behielt mich bis in die Nacht bei ſich. Heute morgen werden wir nun eine Hausandacht haben, was immer ſehr feierlich iſt, dann Ausfahrt, dann Tafel, zu der auch Schweinitz geladen iſt. Wir haben dünne holperige Schlittenbahn, über deren Mangelhaftigkeit der Herzog ſich totlachen will. Doch fahren wir alle Tage mit großem Geklingel und laſſen uns zerſchmettern.

Couvert. Wie freue ich mich, daß ich Dir ſo ungeniert ſchreiben kann, Rohes und Gares, Grobes und Feines – wie's kommt. Auf dieſe Art allein iſt's noch möglich.

*

Ballenſtädt, am 25. März 1857. Deinen Brief, das treffliche Amphibion, konnte ich gerade noch in die Taſche ſtecken, da er in dem Augenblicke anlangte, als wir ſchon zur Spazierfahrt im Wagen ſaßen. Indeſſen ſchlief der Herzog bald ein, und ich konnte nun Deine Buchſtaben vor meinen Augen tanzen laſſen – ein Hauptvergnügen in einer Stunde, die ſonſt der Langenweile gewidmet iſt. Als ich an die Stelle im Couvert kam: „Wenn Du den Gegenſtein ſiehſt, ſo denke an mich", lag er gerade vor mir, aber weil ich von Hoym kam, mit der Kehrſeite[1]. Ich mußte alſo

[1] Die parallel zum Harz verlaufende Felſenmauer der Gegenſteine ragt nördlich von Ballenſtedt aus der Ebene auf, in der weiter entfernt Schloß Hoym liegt.

von hinten an Dich denken, wobei mir natürlich Deine Kehrseite einfiel, nämlich Deine unchriſtliche Staatsidee. Nein wahrlich, Du mußt nicht denken, daß mich Deine Abhandlung gelangweilt hat. Ich finde ſie ganz vortrefflich und gehe nur in einer Kleinigkeit mit Dir auseinander — im Standpunkt. Du ſiehſt die Sache a priori an, wie's etwa Rouſſeau getan haben würde, ich a posteriori. Ich möchte die Dinge gern ſo ſehen, wie ſie in concreto ſind, nicht, wie ich etwa denke, daß ſie ſein müßten. Von Deinem Standpunkte aus haſt Du ziemlich recht, nur daß der aprioriſtiſche Standpunkt der Wirklichkeit gegenüber ein ziemlich unrechter ſein möchte. Verſuche einmal den Gegenſtein oder Gegenſtand von der anderen Seite anzuſchauen.

Deine Definition vom Staat hat zwar ihre Meriten, paßt aber mehr auf eine Privatgeſellſchaft, eine Räuberbande, einen Hanſebund oder dgl. als auf den wirklichen geſchichtlichen Staat. So rationell, wie Du meinſt, hat ſich wohl nie ein Staat gebildet, und ſo unparteiiſch, wie Du willſt, wird nie einer ſein, bis es etwa gelungen ſein wird, die Behörden in Dampfmaſchinen zu verwandeln. Ich darf mich wohl ſo hart darüber äußern, da ich ſelbſt in einer früheren Periode meines Lebens ganz Deiner Anſicht war, mein Tadel mich alſo ſelbſt in die Rippen ſtößt.

Du willſt den religionsloſen Staat und nennſt den chriſtlichen Staat ein Phantom oder Irrtum, weil keine Politik beſtehen könne, die ſich nach der Bergpredigt richten würde, und weil es verkehrt ſei, zu glauben, daß Millionen zufällig durch Geburt zuſammenwohnender Menſchen lauter wirkliche Chriſten ſeien. Ich gebe Dir in dieſen beiden Punkten vollkommen recht: ein chriſtlicher Staat kann die Bergpredigt nicht zum Staatsgeſetz machen, und ebenſowenig iſt er identiſch mit dem Reiche Gottes, deſſen unſichtbarer Beſtand ſich aus den Gläubigen aller Völker und Konfeſſionen zuſammenſetzt. Aber der chriſtliche Staat iſt doch auch nicht von Prof. Stahl am Schreibtiſch bei einer Zigarre nach falſchen Theorien ausgebrütet worden, ſondern er iſt geworden und gewachſen, wie ein Palmbaum wächſt oder eine Eiche. Wenn er ein Phantom iſt, dann iſt er eins, das ſeit 1500 Jahren beſteht und Fleiſch und Blut hat, ein Irrtum, der trotz äußerer Knechtsgeſtalt und allem Unrecht, das unter dem Panier des Kreuzes begangen ward, ſich dennoch nicht nur als ſtaatenbildend erwies, ſondern auch die europäiſchen Völker zu einem Grade der Geſittung geführt hat, der früher unbekannt war. Und ich glaube auf Grund der geſchichtlichen Erfahrung feſt, daß ein religionsloſer Staat nicht beſtehen kann. Bisher beſtanden die Reiche nur ſo lange, als ſie die Religion in Ehren hielten, aus welcher oder mit welcher ſie gewachſen waren. Auch die alten Ziviliſationsſtaaten, vor allem der römiſche, ruhten auf religiöſem Grunde. Selbſt abſolut ungläubige Tyrannen, wie Robespierre und Napoleon, hielten einen religiöſen Unterbau für unerläßlich. England, ein Raubtier nach Außen, pflegt im Inneren die chriſtliche Sitte wie kein anderer Staat und iſt dadurch groß und mächtig. Du aber willſt einen

religionsloſen Staat, von dem die Welt noch kein Beiſpiel hat außer etwa Nordamerika, das übrigens kaum ein Staat und kaum religionslos genannt werden kann, indem eine ſehr kirchliche Geſinnung der Einzelnen dort immer noch als Ferment auf das Ganze wirkt.

Du läßt den Staat nur materielle Zwecke haben und meinſt, daß die Erziehung und die Pflege des ſittlichen Geiſtes Sache der Kirche ſei. Wie ſoll es aber dann werden, wenn Staat und Kirche ſich getrennt haben? Die letztere wird ſich dann auf kleine Gemeinden echter Bekenner zurückziehen, und die große Maſſe wird ohne Kirche und chriſtliche Schule verwildern, ſie wird durch religiöſe Motive nicht mehr bewegt werden, ſondern wie Hunde mit der Peitſche regiert werden müſſen, ſolange das eben geht. Nun räumſt Du ja aber ſelbſt dem Staate inſofern auch einen höheren Zweck ein, als Du ihn verpflichteſt, auch das moraliſche Eigentum zu ſchützen. Wie ſoll er das aber anders tun, als daß er die Volksbildung ſelbſt in ſeine Hand nimmt?! Wie das Haus ſeine Kinder, ſo hat der Staat ſeine Untertanen zu erziehen. Abſtrakte Moral exiſtiert aber nur in abſtrusen Köpfen. Bildend und erziehend iſt nur die Religion. Der Staat muß ſich alſo, wenn er nicht ganz prinzipienlos und nur durch den Knüttel regieren will, zu einer Religion bekennen. Dieſe Religion kann aber heutzutage nur die chriſtliche ſein.

Eine ganz indifferente Regierung ſcheint mir übrigens gar nicht möglich, weil ſie nirgends exiſtiert. Der alte Fritz wollte ſie zwar, belehrt durch Rouſſeau und die Enzyklopädiſten, aber es gelang ihm nicht, weil er unwillkürlich ſein Gewicht in die Wagſchale des Unglaubens warf. Anno 1848 waren in Preußen dieſe Grundſätze ſogar ſchon von der Regierung adoptiert, die Trennung des Staats von der Kirche war dekretiert, und an der Realiſierung dieſer Scheidung arbeiteten alle Behörden (auch bei uns in Anhalt) mit Angſtſchweiß, weil ſich die nötigen organiſchen Geſetzbeſtimmungen nicht finden ließen. Die Ausführung ſcheiterte vollſtändig an der gegenſeitigen weſentlichen Durchdringung von Leib und Seele oder Staat und Kirche. Unſer damaliger Miniſter Hempel ſeufzte ſehr und ſagte: „Es ginge wohl, aber es geht nicht", und Anhalt wie Preußen blieben chriſtliche Länder. Mein ganzer Standpunkt wird Dir vielleicht verſtändlich, wenn ich ihn in die Formel faſſe: „Ein chriſtlicher Staat iſt Unſinn; ein chriſtlicher Staat iſt kein Unſinn".

Ballenſtädt, 27. März 1857. Mit meinen theologiſchen Freunden treffe ich noch immer jeden Freitag nachmittag zuſammen, und zwar jetzt in dem Dorfe Radisleben, das uns allen gleich weit liegt. Dort haben wir bei einem Krämer ein Zimmer gefunden, das für uns geheizt wird. Unſer Konventikel führt jetzt den Namen: die Voigtländerei. Der Wirt heißt nämlich Voigtländer, doch iſt er nur ein gedachter Engel, er exiſtiert nicht mehr, ſondern ſeine Witwe hält die Bierſtube. Vorteil hat ſie wenig von uns, da nach den Worten Pauli „So betäube ich nun meinen Leib und zähme ihn" Keiner von uns mehr als ein einziges Glas Bier trinkt, was einen Silbergroſchen koſtet. Um ſo unmäßiger ſind unſere Geſpräche,

oft vier Stunden hintereinander über ein und denſelben Gegenſtand, weil manche Leute immer gar nichts begreifen können. Wir ſind jetzt unſerer ſieben närriſche Kerls, drei Paſtoren, zwei Juriſten, ein Arzt und ein Kammerherr. Es iſt außerordentlich lächerlich, wie ſich bei den bodenloſeſten Wegen, bei Sturm, Schneegeſtöber und Regen doch immer alle zuſammenfinden. Nachmittags um 2 Uhr kommen wir zuſammen, und um 6 trennen wir uns, dann wildert jeder durch Nacht und Schnee oder Kot nach Hauſe. Seit meiner Jugendzeit habe ich mich keines ſo angenehmen Verkehrs erfreut. Wir ſind wie Studenten miteinander, ohne deren Unarten. Jetzt iſt noch der alte Paſtor Weiſe dazugekommen, ein Jubilar und von Herzen frommer, gläubiger Mann, zu ſeiner Zeit ein treuer Zeuge in ſchwerer Zeit, der aber faſt nie den Gegenſtand unſeres Geſpräches begreift, weil man damals in der Periode der wieder zum Leben erwachenden Theologie ganz andere Streitpunkte hatte. Damals ſtand Weiſe auf der äußerſten Rechten, jetzt ſteht er auf der Linken mit mir; ſo haben ſich die Verhältniſſe geändert. Außerdem hat er einen ungeheuren Polypen in der Naſe, um den ihn jedes Naturalienkabinet beneiden könnte, und ſpricht ſo undeutlich, daß keiner hinhört, wenn ich mich nicht bisweilen ihm opfere und, vom allgemeinen Geſpräch abſehend, ihm ein Viertelſtündchen lang beipflichte, was unendlich ungeſund, d. h. nervenangreifend iſt.

Um die Unterhaltung fruchtbar zu machen, wird immer ein Thema zur Beſprechung fürs nächſte Mal beſtimmt, und dazu werden Gegenſtände gewählt, über die wir differieren. Neulich diskutierten wir über die Bedeutung des geiſtlichen Amts auf Grundlage von 14 Theſen, die ich als ebenſo viele Eisäpfel unter uns geworfen. Ich beſtreite nämlich die Prieſterſchaft und jegliche Art von Magie im geiſtlichen Amt. Alle opponierten; ſie widerlegten zwar keinen einzigen meiner Sätze, blieben aber dennoch ſämtlich beim Zauberglauben. Ich ſtehe überhaupt in formaler Hinſicht recht einſam in der Voigtländerei da, was mir inſofern angenehm iſt, als kein Bundesgenoſſe mir den Kram verdirbt, wie die Franzoſen den Engländern. Das letztemal ſprachen wir über Luthertum, Union und Evangeliſche Alliance. Eigentlich bilden wir dort die wahre Alliance, indem wir, aus den verſchiedenſten Elementen beſtehend, uns doch gegenſeitig als Chriſten anerkennen und dies auch nie vergeſſen, wenn wir miteinander ſtreiten. Ich bin unter uns der einzige wirklich Unierte, denn ich ſehe die Differenz zwiſchen den beiden Schweſterkirchen als unweſentlich an. Am Bekenntnis kann man überhaupt nicht den Chriſten erkennen, nur die äußere Kirche hat als ſolche das Bekenntnis nötig. Das, was den Chriſten macht, iſt Buße und Vergebung. Wer wirklich und wahrhaftig, ohne Nachſprecherei und Heuchelei, ſeine Sünde als eine feindliche, todfeindliche Macht in ſich erkennt, darüber Leid trägt und ſeine Hilfe nicht in ſich ſelbſt, ſondern in ſeinem Herrn und Heilande ſucht, der iſt ein Chriſt. Dabei kann er allerlei Ketzereien nebenbei haben, aber ſie werden unweſentlich ſein.

Hoym, 3. April 1857. Ein himmlischer Morgen. Die sanften Strahlen der Frühsonne liegen auf dem grünen Rasen vor meinem Fenster, den hohe dunkle Tannen einfassen. Die Vögel jubeln, aber es fehlen Kinder, junge Frauen, Sonntagskleider und ein Kaffeetisch im Freien. – Meine Promenade habe ich schon weg. Seit einigen Monaten nämlich geschieht es häufig, daß ich schon des Morgens zwischen 6 und 7 mit einem Glase Wasser im Leibe spazieren gehe. Freilich haben diese Gänge sehr an Reiz verloren, seit die Sonne früher aufgeht; im Februar und März war es herrlich. Wenn ich da ausging, standen noch einzelne Sterne am Himmel oder der blasse Mond. Dann ging ich nach dem Goetheschen Wort: „Auf, bade, Schüler, unverdrossen die ird'sche Brust im Morgenrot!" gerade in dieses hinein – eine der größten Freuden, die unsterbliche Seelen sich machen können. Immer herrlicher flammte das Licht im Osten auf und spiegelte sich in den zahlreichen Verzweigungen der Selke an meinem Wege. So gelangte ich in der Regel bis an die hochgelegene Kirche von Reinstedt und sah dort den ersten Funken des Feuerballs am Horizont aufblitzen und nach und nach, mit gezogener Mütze, die ganze Kugel aufsteigen. Die Lichtkönigin im Rücken wandelte ich dann nach Hoym zurück, sah anfänglich den weißbeschneiten Brocken rosenrot erglühen wie eine ferne Alpenkuppe und dann die zahlreichen Fenster des Schlosses köstlich funkeln. Mehr habe ich weder in Italien noch in Estland (meinen beiden Hauptorten) die Natur genossen. Jetzt sind die Morgen charakterlos, werden aber bald wieder schön werden, wenn die Bäume sich bekleiden.

Was meine Gesundheit anlangt, so ging es damit nach Weihnachten recht eklig. Ich dachte manchmal, wie Adolph einmal von sich behauptete, als ich ihm während einer Kinderkrankheit Kuchen verweigerte, „es wäre alle mit mich". Der Blasebalg ging nicht mehr. Ich habe jetzt drei Ärzte, nämlich Vorster, Hoffmann und Ziegler, die mir alle durch meine Frau auf den Hals gehetzt sind. Ich lasse mich durch sie behorchen, beklopfen und beurteilen, nehme aber von keinem was. Nun wollen sie mich alle drei durchaus ins Seebad jagen. Ich habe aber Gott gebeten, daß er zeigen möge, wie er einen armen Menschen auch ohne Bad gesund machen könne.

Couvert. Der alte Seelhorst ist vor vier Wochen im 86. Jahre an Altersschwäche sanft gestorben. Er lag die letzten Tage ruhig mit gefalteten Händen und den Blick nach oben gerichtet, den Tod erwartend. Gott wird ihn ja zu Gnaden angenommen haben.

*

Hoym, am 21. Mai 1857. Wenn ich Dir heute etwas Wichtiges zu melden habe, so kannst Du mich (mit Falstaff zu fluchen) bei einem Bein aufhängen wie ein Karnickel beim Fleischhändler. Vielleicht interessieren Dich aber Nebendinge, z. B. daß ich mir in diesen Tagen meinen Jahresvorrat Zigarren gekauft habe, nämlich 1000 Stück, und zwar 500 zu 5½ Thaler und 500 zu 6½ Thaler. So wohlfeil bin ich im Verhältnis zur Güte noch nie dazu gekommen. Die feinen herzoglichen Zigarren, die viermal

so teuer sind und so gar schön duften, werden nur Kennern vorgesetzt und reichen, da sie mir selbst nicht schmecken, immer wieder bis Weihnachten. Für gewöhnlich rauche ich bloß Pfeifen und verbrauche etwa 36 Pfund im Jahr, die mich andere 12 Thaler kosten. Im ganzen also für Tabak 24 Thaler. Findest Du das viel? Ich könnte allerdings eine Reise dafür machen, aber ich reise ungern und rauche gern — und nun urteile.

Ein gutes Los hat Deine Sally [Tochter des Bruders, die den Pastor Kraus in Kurland heiratete] gezogen. Gläubige Theologen verderben niemals, ungläubige kaum. Sie können auch die ärmsten Frauen heiraten, weil sie einfach leben dürfen. In der Tat sind sie auch fast die einzigen, die jetzt noch aus Liebe heiraten. Gott segne Deine Sally und ihren Kraus und schenke ihnen, daß sie aus unsinnig Verliebten sinnige Freunde fürs Leben werden! Der Wahnsinn jagt uns in die Ehe, die uns weise macht.

Was Du von der Reaktion schreibst, ist sehr wahr, wenn man sie nämlich auf Formen bezieht, die sich in Wahrheit abgenutzt und überlebt haben, wie z. B. das eigentliche alte Immungswesen und die Adelsherrschaft. Doch sollte man die Reste solcher Formen des sozialen Lebens nicht eher gewaltsam zerstören, bis sie sich durch neue ersetzen. Grundfalsch wäre es aber, wenn man aus Reaktionsscheu sich sträuben wollte, auch solche Institutionen wiederherzustellen, die sich noch keineswegs überlebt hatten, sondern nur durch unverständige Gesetzgebung und Revolution gefallen sind. Dahin gehören z. B. bei uns die Unteilbarkeit der Bauerngüter, Majorate, die Provinzialstände in Preußen usw.

Mit Nathusius rücke ich langsam näher. Er ist ein ausgezeichneter Mann, aber für mich insofern schwer genießbar, weil er auch so engbrüstig lutherisch ist. Es ist doch bemerkenswert, daß sämtliche christlichen Männer der ganzen Umgegend entweder an dieser Engbrüstigkeit leiden oder nur ein anstudiertes Christentum haben. Vor Ostern brachte Nathusius im „Volksblatt" einige törichte Artikel über das Gebet. Darauf sandte ich eine Erwiderung ein, die ihn höchlich ergötzte, sodaß er sie gleich aufnahm. Mein Aufsatz ist überschrieben „Über die Competenz des Verstandes in Glaubenssachen" und unterzeichnet „ein Bettelmann vom Unterharze". Durch diesen Aufsatz sind wir uns nun viel näher gekommen, er hat auch versprochen, bisweilen in die Voigtländerei zu kommen.

*

Hoym, am 9. Juli 1857. Heute will ich mal über gar nichts mit Dir streiten, sondern nur erzählen. Ich bin mit der Herzogin in Gnadenberg in Schlesien gewesen und habe dabei zum erstenmal als ihr Reisemarschall fungiert. Da ich noch keine Reise geführt und keinen Begriff hatte, was alles dazu gehöre und dabei vorkommen könne, war mir davor etwas bange, zumal die Herzogin erst kurz vorher mir gesagt hatte, daß ich sie begleiten sollte.

Die Abreise sollte am 19. Juni stattfinden. Als ich am 18. zur Herzogin ging, um mir ihre speziellen Befehle zu erbitten, fand ich sie ganz frisch

und ging von ihr gleich in den Marstall, um die Relais abzufertigen und alle nötigen Bestellungen zu machen. Kaum bin ich damit fertig, so stürmt ein Lakai vom Schlosse: die Herzogin habe Kopfweh bekommen und reise erst am 20. Diese rasche Erkrankung war mir insofern recht nützlich, als ich nun Zeit gewann, alles mit Ruhe vorzubereiten. Am 20. fuhren wir eine ganze Stunde zu spät ab, weil durch ein Mißverständnis die frische Butter zum Kaffee nicht rechtzeitig zur Hand war. Da wir aber zur bestimmten Stunde auf dem Bahnhofe sein mußten und die Herzogin vorher in Bernburg auch noch aufs Schloß wollte, ließ ich zufahren, daß die Rappen schäumten und wir die 5½ Meilen in kaum drei Stunden zurücklegten. In Bernburg schickte ich den Landrat, der die Herzogin empfing, auf den Bahnhof und ließ den Zug um eine halbe Stunde aufhalten. So ging es denn noch gut ab.

Wir fuhren zunächst nach Köthen, wo wir anderthalb Tage verweilten. Es war für mich nicht leicht: schon von 6 Uhr morgens an in höfischer Gesellschaft, den ganzen Tag ohne Zigarre und immer in Spannung, da ich fortwährend in Ungewißheit über meine Funktionen als Reisemarschall war. Das Reisen mit den Herrschaften auf der Eisenbahn ist auch ein übel Ding. Ich hätte bei dem raschen Fahren und der Hitze gern einmal die Augen geschlossen, aber das durfte ich in meiner Gesellschaft nicht; diese will auch immer unterhalten sein, das ist aber nur bei lautem Sprechen möglich, was meine Brust angreift. Auch die Hetze, trödelnde Damen rechtzeitig auf den Bahnhof zu bringen, ist schrecklich. In Köthen kamen wir etwa 30 Minuten zu spät, glücklicherweise hatte der Bahnzug aber auch gerade eine halbe Stunde Verspätung.

Am Abend nach 9 Uhr kamen wir in unserem alten lieben Dresden an und fanden das große Hotel Royal, dem Bahnhof gegenüber, aufs glänzendste erleuchtet. Die Herzogin dachte, es wäre zu ihrem Empfange, und ich dachte es auch und seufzte schon in der Seele meiner Gebieterin über die vielen Wachslichter, die sie zu bezahlen haben würde. Als wir aber herankamen, verschwand der Glanz; es war eine Spiegelung des verlöschenden Abendrots gewesen. Die Sache war also augenscheinlich mir zu Ehren gewesen, zum Empfang eines alten Dresdener Kindes. Am anderen Morgen machte ich mich in aller Frühe auf und lief in der Neustadt umher. Ich ging in unser altes Haus, stieg die Treppe hinauf und faßte den alten Türgriff in die Hand, der noch ebenso unbeweglich eingelötet war wie ehemals; ich durchschritt auch den kleinen Gang mit der Steindiele und streichelte die Hintertüre. Mir war's, als wohnten wir noch da, und als sollte Minchen mir öffnen oder Du. Als ich ins Hotel zurückkam, wollte die Herzogin noch mit mir spazieren. Wir gingen in den Palaisgarten, lustwandelten im Schatten der alten viereckig beschnittenen Linden mit dem schönen Blick auf die Elbe, die Brücke und die katholische Kirche. Mir war recht wehmütig; noch lebten mir doch so manche liebe Freunde in Dresden, und ich sollte sie nicht sehen. Um 10 pfiff der Zug ab, durch die Radeberger Heide, durch Langebrück; in der

Ferne sah ich den Lausaer Kirchturm, den Keulenberg — lauter Erinnerungen.

Um 3 Uhr waren wir in Gnadenberg und dinierten bei einer alten Tante der Herzogin, einer Frau v. Richthofen, geb. Prinzessin von Holstein, welche Herrnhuterin geworden ist und sich dahin zurückgezogen hat. Die Herzogin wohnte auch bei ihr, Gefolge und Bedienung im Gemeindelogis (Gasthaus), was mir sehr angenehm war. Nach Tafel gedachte ich etwas auszuführen, was mich schon die ganze Reise über in Spannung versetzt hatte, nämlich die alte Gräfin Dohna zu besuchen, welche achtzig Jahre alt dort im Witwenhause wohnt. Ich fand sie aber nicht zu Hause: sie sei schon in der Kirche. So ging ich auch dahin und setzte mich zu den Herrnhutern an die Wand, doch so, daß ich die Damen im Gesicht hatte. Ich suchte mit den Augen herum und kehrte immer wieder auf eine Gestalt zurück, ähnlich unserer Großmutter Züge. Das mußte unsere geliebte Gräfin sein. Mein Nachbar bestätigte es, und ich verwandte nun kein Auge mehr von dieser teuren Frau, der unser ganzes Haus, Eltern wie Kinder vornehmlich das Christentum verdanken. Der Prediger aber las der Gemeinde einen aus Estland eingegangenen Missionsbericht vor mit den Namen vieler bekannter Orte und Menschen. Als ich nach der Kirche zum Tee wieder zu Richthofens ging, fand ich hier die Gräfin Dohna meiner schon wartend. Sie empfing mich wie eine Mutter. Ich mußte mich zu ihr setzen, und sie unterhielt sich (meine Herzogin, die an ihrer anderen Seite saß, fast ganz übersehend) den ganzen Abend ausschließlich mit mir. O wie warf mich diese Stimme, dieses eigentümliche herzliche Lachen, dabei die wunderbare Weihe im ganzen Wesen zurück in jene alten Zeiten der Kindheit und Konfirmation!

Am anderen Morgen besuchte ich sie in ihrem einfachen Witwenstübchen, wo sie, umringt von tausend Andenken aus der Vorzeit, das einfachste Leben führt; für ihren Mittagstisch zahlt sie wöchentlich 20 Silbergroschen. Ich setzte mich, da sie etwas schwerhörig ist, zu ihr aufs Kanapee und erzählte ihr eine Schnurre nach der andern von Roller, weil ich mich an ihrem herzlichen Lachen nicht satt hören konnte. Da ging die Türe auf, eine Dame trat ein. „Eine alte Bekannte", sagte die Gräfin. Denke Dir, da war's Augustchen Schönberg[1], und ich erkannte sie wieder, ich erkannte das junge, eben konfirmierte Mädchen in der Großmutter wieder, denn diese Würde hat sie bereits erreicht. Sie ist eine Gräfin Schlieffen, und ihr gehört Krausche, eine halbe Stunde von Gnadenberg. Sie hat eine kleine Biographie ihrer Mutter, der alten Frau v. Schönberg, die vor einem Jahre gestorben ist, verfaßt; mir hatte die Gräfin Dohna schon ein Exemplar geschickt, jetzt gab mir Augustchen noch eins für Dich.

[1] Auguste v. Schönberg (1808—1890), seit 1828 vermählt mit Graf Friedr. Magnus v. Schlieffen, Tochter des Frhrn. Moritz v. Schönberg und seiner Gemahlin Luise, geb. Gräfin von Stolberg-Wernigerode, einer Schwester der Gräfin Dohna. Als Herr v. Sch. als Regierungspräsident auf dem Schlosse zu Merseburg wohnte, war W. v. K. mit seiner Mutter dort zu Besuch; vgl. Jug.-Er. VI, 1.

Am Nachmittag ging ich nach Krausche. Hier saß mit einer großschirmigen Gartenmütze im Lindenschatten der alte 86jährige Oberpräsident Schönberg, Augustens Vater, mich ganz nach alter Art lachend und mit Witzen empfangend. Umgeben war er von blühenden Enkelinnen, den jungen Gräfinnen Schlieffen. Abends fand sich Augustchen bei Richthofens ein. Sie setzte sich zu mir, und ich merkte bald, daß ich's mit einem sehr überlegenen Wesen zu tun hatte, mit einer merkwürdig klugen, kenntnisreichen und ganz gediegenen Frau, die mich unbeschreiblich anzog, doch wohl nicht bloß wegen obbenannter köstlicher Eigenschaften, sondern weil ihr ab und zu das Kind noch aus den Augen lachte, für das ich mich, wie Du weißt, einst so interessiert habe. Am folgenden Tage machten wir eine Partie nach dem Gröditzberge, von wo man das ganze Riesengebirge und das gelobte Land von Schlesien bis an den Zobten überschaut: ein paradiesischer, unvergeßlicher Blick. Den Abend war ich wieder mit der teuren Dohna zusammen, die mir Rollers Bild und das Porträt des sel. Hermann Stolberg schenkte und Dich tausendmal grüßen ließ.

Beim Gutenachtsagen bot mir die gute Herzogin eine kleine Reise an, wohin ich wolle, ins Riesengebirge oder nach Cosel zu meinem Sohne Gerhard. Ich tat keins von beiden, sondern ging am nächsten Morgen nach Dresden ab (natürlich auf herzogliche Kosten), wo ich am frühen Nachmittag in Stadt London (früher „Blauer Stern") anlangte und ganz verlechzt eine Bierkaltschale (mit Eis darin) verzehrte. O wie wohl war mir, den vielen vornehmen Damen entwischt zu sein! Im Richthofenschen Hause waren zwei Prinzessinnen und drei Gräfinnen, und alle Gäste waren ebenfalls Gräfinnen oder doch wenigstens Exzellenzen. Männer gab es gar nicht, ich war immer der einzige Herr in einem Gewimmel von vornehmen Damen. Zwar interessierten und rührten mich zwei von ihnen sehr: die Dohna und Augustchen, und alle anderen waren extra gut, aber die Länge trägt die Last, und immer in Frack und Orden und weißer Weste und auf Bescheidenheit bedacht, ganz ohne Tabak und Bequemlichkeit — das ist in meinem Alter nichts mehr.

In Dresden machte ich mich gleich auf und durchforschte die ganze Stadt nach Richter, Peschel, Oehme und Gustchen Götzel[1], fand aber niemand von ihnen, sondern erfuhr, daß Gustchen nicht mehr in Dresden, Oehme tot, Peschel und Richter in Loschwitz seien. So ging ich zu Kaskels[2]. Ich trat ins alte Kontor. Stürmische Freude. Julius Kaskel, der mittlerweile sardinischer Konsul und dekoriert worden ist, ging mit mir und half mir erst einige Besorgungen für die Herzogin ausrichten, dann saßen wir auf der Brühlschen Terrasse. Ein himmlischer Abend. Die Loschwitzer Berge, jetzt mit lauter neuen Palästen überdeckt, funkelten in der

[1] Haustochter in K.s elterlichem Hause (vgl. Jug.-Er. VII, 3), lebte später in dem mit K.s befreundeten Hause des Kriegsrats Friedr. v. Tschirschky, dessen Gemahlin Helene eine geborene v. Heynitz war.

[2] Dresdener Bankiersfamilie, mit deren Söhnen K. in der Knabenzeit bekannt war; vgl. Jug.-Er. III, 4 u. 7.

Abendsonne, große Dampfschiffe durchschnauften den Strom, und die schöne Welt drängte in dichten Massen ununterbrochen an uns vorüber. Nach dem Essen fuhren wir erst aufs Waldschlößchen und promenierten dann noch bis spät in die Nacht auf der Brücke.

Am andern Morgen saß ich schon um ½6 beim Kaffee am offenen Fenster, den Strom zu meinen Füßen und die herrliche Stadt im Morgenglanz betrachtend. Alle Prinzessinnen, alle Reisemarschallsangst lagen zwanzig Meilen hinter mir und – ich sollte meine alten Freunde wiedersehen. Den Vormittag verbrachte ich im Museum, gleich nach Tisch fuhr ich nach Loschwitz, wo ich nach endlosem Steigen Richter wo fand? Auf Sperlings Weinberge, über dem Begerhäuschen [Jug. Er. IV, 3], nahe den Wolken. Es war gut, mit diesem trefflichen alten Freunde, der schon Graukopf ist, Kirschen zu essen und in die geliebte Gegend zu blicken. Wir holten dann Peschel ab, der am Spittelberge in dem Hause wohnt, das ehemals die Courtan innehatte. Beim Begerhaus und Poncets [Jug.-Er. IV, 3] gingen wir vorbei; die alten Nußbäume stehen noch da, die Häuser sind neu. Wir gingen nun hinunter an die Elbe, setzten uns in den noch unveränderten Fährgarten, aßen Butterbrot und Ziegenkäse wie sonst in den frugalsten Jugendzeiten und schwatzten bis zehn. Da kam das Pirnasche Dampfboot. Ich umarmte die Freunde und ging an Bord. Herrliche Fahrt! Nächtliche Kühle auf dem Strom. Ich ging rauchend auf und nieder und war in einer halben Stunde an der Appareille in Dresden. Am andern Morgen früh 7 war ich schon bei Hübels, die mich zum Kaffee eingeladen hatten, und machte nach dem Frühstück mit dem alten Freunde noch einen Spaziergang, bis er mich zum Bahnhofe brachte. Am Nachmittag war ich wieder in Gnadenberg.

Am 30. reisten wir dann von dort ab und waren abends wieder in Dresden. Hier stellte sich mein Reisemarschallfieber wieder ein, und ich hatte das schlechteste Gewissen von der Welt, da ich fürchtete, meiner Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit wegen nicht genug für die Bequemlichkeit der Herzogin gesorgt zu haben. Nun denke Dir meine freudige Überraschung, als sie mir ganz unerwartet sagte, sie sei noch nie so bequem und angenehm gereist als mit mir, ich hätte trefflich gesorgt, und sie danke mir recht sehr für meine Aufmerksamkeit. Das tat wohl. Ich fürchtete mich nun nicht weiter vor der Rückreise und genoß von jetzt an mein Marschallamt, das ja auch viel Annehmliches hat, mit vollen Zügen.

Hoym, 10. Juli 1857. Durch die Gräfin Dohna habe ich erfahren, daß Roller wirklich noch um die Eule angehalten, sie ihn aber ausgeschlagen hatte. Er muß um eine halbe Legion angehalten haben, bis sich ihm endlich ein junges, schönes, liebenswürdiges, wohlhabendes und vornehmes Wesen von selbst antrug und seine letzten Lebensjahre ganz wunderbar vergoldete. Von Rollers Geschwistern überlebte ihn nur seine älteste Schwester, die Faber. Nach seinem Tode brachte die Witwe Roller sie und die alte Magd Rhode [Jug.-Er. V, 1] in einem Dresdener Spitale anständig unter, wo beide noch eine Zeitlang zufrieden gelebt haben.

Rollers Witwe heiratete bald wieder und ging mit ihrem Manne, einem engliſchen Arzte, nach Indien, wo ſie in geſegneter Miſſionstätigkeit ſtehen ſoll. –

Heute iſt die Herzogin ſchon wieder auf drei Monate nach der Schweiz und Italien abgereiſt. Nichts und niemand zwingt dazu. Ich bin von der ſchleſiſchen Reiſe noch nicht einmal geneſen – aber die Weiber ſind ſo tatkräftig.

s

Ballenſtädt, am 10. Oct. 1857. Daß Du mir treulich ſchreiben willſt bis zur Todesſtarrheit, das iſt brüderlich von Dir, und ich will es alſo tun. Auch unſere Söhne, Dein Otto und mein Benno, ſind jetzt in Tecklenburg einträchtiglich beiſammen geweſen. Soeben ſind die beiden fahrenden Schüler fröhlich und gebräunt wieder eingelaufen; ſie haben ihrer eigenen Ausſage nach Adelheid ratzenkahl gefreſſen. Mein Gerhard iſt auch hier und hat bis Weihnachten Urlaub.

Daß ich Deine „Muſikaliſchen Briefe" nicht leſen kann, iſt mir leid und lieb; ich weiß eigentlich nicht, wo Du Dein muſikaliſches Talent her haſt, denn als Junge, dächte ich, wäreſt Du der Klavierſtunde radikal entronnen geweſen. Ich kann ſo gut wie gar nicht ſpielen, aber eines habe ich: wenn ich nämlich mit Herrn Alexander Carl ſpazieren fahre und dieſer ſchläft, ſo bewirkt das Raſſeln der Räder, daß ich ein vierſtimmiges Tonweſen, etwa wie von Orgelpfeifen, deutlich höre oder hören kann, wenn ich will. Dieſe vier Stimmen bewegen ſich in den feinſten Intervallen. Ich kann ſie leiten, wie ich will, und nicht nur jede bekannte Melodie, ſondern auch meine eigenen Ideen mit ihnen blaſen. Da kommen denn bisweilen ſo hinreißend ſchöne Harmonien vor, daß ich Muſiker ſein möchte, um ſie zum Beſten der Welt zu fixieren. Raſſelt der Wagen ſehr ſtark, wie z. B. Poſtwagen mit viel Gepäck auf harten Wegen, ſo höre ich die Töne mit größter Deutlichkeit wie von einer wirklichen Orgel, nur reiner noch, ſchöner und zarter. Jedenfalls gehört dieſes Phänomen in das Reich der Halluzinationen oder des Wahnſinns und iſt ein Beweis für die ſchöpferiſche Kraft der Seele.

Hoym, 14. Oct. 1857. Da ſein ich wieder (wie man am Rheine ſagt). Draußen dicker Nebel, dünner im Zimmer, nämlich Tabaksnebel, bewirkt durch Benno, den ich mit herausgebracht, und auch ein klein wenig durch mich. Das Allerunangenehmſte an Söhnen iſt, wenn ſie auch rauchen und doch – mit welcher Stirn wollte man es den armen Schluckern wehren.

Ja, Waſſermangel und abermals Waſſermangel! Es geht uns auch nicht beſſer. Seit Anfang Mai iſt kein Regen gefallen. Es fließt bei uns ſchon lange nichts mehr, faſt alle Brunnen ſind verſiegt, alle Teiche trocken bis auf den Schloßteich in Ballenſtädt, der noch halb voll, aber auch ohne jeden Zufluß iſt. Mein Garten, ſonſt das Bild der üppigſten Fruchtbarkeit, iſt ganz vertrocknet; es wuchs nicht einmal Unkraut. Die Mühlen ſtehen und unſere Bäcker müſſen das Mehl aus den Berliner Dampfmühlen beziehen. Die Mäuſe freſſen die Ausſaat auf den Feldern weg und werden

zu Milliarden vergiftet und die vergifteten werden oder vielmehr wurden von den Krähen gefressen, denn diese liegen jetzt selbst alle vergiftet in den Furchen. Unsere Landwirte sind in heller Verzweiflung, das arme Vieh ist schon längst auf halbes Futter gesetzt, und Milch und Butter sind daher gar nicht mehr zu erschwingen. Die allgemeine Not und Teuerung drückt einem das Herz ab und wird sich gegen das Frühjahr sicher noch steigern. Die Landwirtschaft ist doch auch ein schreckliches Fach!

Hoym, 25. Nov. 1857. Mit Deinem trefflichen Brief zog die Festfreude schon acht Tage vor meinem Geburtstage bei mir ein. Was soll ich Dir sonst von diesem berichten? Von Geburtstagen schreiben nur Kinder und etwa Prinzessinnen, weil sie die Sache so ernst nehmen. — Zwei Tage vor meinem Geburtstag ist der von Prinzeß Louise. Die Herzogin ließ Anna den Wunsch andeuten, die jungen Mädchen möchten etwas aufführen, und Anna schüttelte sogleich eine lange Dichtung aus dem Ärmel: die Sternbilder kommen und gratulieren der Prinzeß. Anna sprach den Prolog, Gerhard und der Hauptmann Schweinitz erschienen Arm in Arm als Castor und Pollux, Elisabeth und Schweinitz' kleines Töchterchen als großer und kleiner Bär, Bertha Hoffmann als Sternschnuppe usw. Es waren auch hübsche Chorgesänge aller Sternbilder eingelegt, das Ganze zart, elegant und launig. Darauf folgte eine Puppenkomödie mit Barduaschem Text, der hinter der Szene gesprochen wurde. Dabei entwickelte Gerhard als steife Puppe ein so komisches Talent, daß die Gesellschaft nicht aus dem Lachen kam. Man glaubte die Fäden zu sehen, die seine Bewegungen leiteten; wenn der Strick zu fest angezogen wurde, drehte er sich halb oder ganz um, kam auch manchmal nach heftiger Bewegung etwas schief zu stehen wie ein Scheit Holz, das gegen die Wand gelegt ist. —

Der arme König von Preußen ist noch lange nicht über den Berg[1]. Es ist sehr wehmütig, diesen Herrn noch bei Lebzeiten durch Gottes Finger so beiseite geschoben zu sehen. Die Krankheitsbulletins waren alle von drei Ärzten unterzeichnet: Schönlein, Weiß, Nix; die schlimmen Berliner haben diese drei Namen natürlich zu einem Satze zusammengezogen.

Couvert. Ein Festmorgen! Alles weiß von erstem Schnee, die Bäume überzuckert, die Sonne drängt durch abziehende Schneewolken. O, wie sich das Herz sehnt unter Dein Dach und nach Poll! Sollen wir uns denn nie mehr zusammen das Herz durchleuchten und kühlen lassen vom ersten Schnee? Es ist wie eine Wäsche auf allen Staub, den der Sommer auf die Seele ablagerte.

Ballenstädt, am 21. Dec. 1857. Da ich Zeit und Gemütlichkeit habe, will ich's machen wie Du und auf der Stelle die Antwortfeder eintauchen, nämlich in eine neue Tinte, die Lust macht, mit der es sich wie mit Spiritus schreibt — heißet Canzelei-Tinte. Hättest Du doch diesen Saft für

[1] Friedrich Wilhelm IV. war im Spätsommer 1857 geistig erkrankt und hatte am 23. Okt. seinen Bruder, Prinz Wilhelm, zum Stellvertreter ernannt.

Deine Birkenrinde! Nun also: Mein erstes Gefühl gilt heute Sally, welche die Güte hatte, mich zum Großonkel zu machen. Gott sei Dank, daß es so weit ist, nicht mit mir, sondern mit der armen Sally. Wie oft (solange mich die Hebammen noch grüßten) habe ich gewünscht, es möchte anders sein, die Kinder auf irgend eine andere Art ins Leben treten. Die Geburtstage meiner Kinder und was darum und daran hing, waren etwa Todestage für mich, und die Geburtstage der Enkel mögen auch kein Kirschenessen sein. Ach Gott, wie hängt der Himmel doch immer voll Schwerter über der geprüften Menschheit! Keine Zivilisation, keine Konstitution, kein Fortschritt bewahrt vor Niederkünften, die schlimmer sind als Leibeigenschaften und Frohnen.

Dies führt mich ganz natürlich auf die Politik und auf Deine Äußerung, daß den Alten manches gut war, was doch für uns nicht mehr taugt; hierin harmonieren wir reichlich. Wenn Du aber zu meinen scheinst, daß jetzt Manches besser geworden, so habe ich hinzuzufügen, daß Anderes schlechter geworden. Die durchschnittliche Temperatur der Welt bleibt sich gleich und das durchschnittliche Elend auch; Armut, Krankheit, Sünde und Niederkünfte bleiben doch, das kann man allen Parteien zum Troste sagen.

Formen, die zu Übelständen geworden, lösen sich allerdings auf, aber in Formlosigkeiten, die auch keine Wohlstände sind. Die Leibeigenschaft z. B. ist aufgehoben: damit mag der Bauernstand etwas gewonnen haben, der Arbeiterstand aber hat dabei verloren, und auf dem Lande kommen zwanzig und mehr Arbeiter auf einen Bauern. Früher hatte der Drescher des Bauern am Gutsherren einen Schutz, jetzt ist er gänzlich der Willkür seines Brotherrn verfallen. Auf dem Lande gibt es keine Autoritäten mehr: weder der Gutsherr noch der Pastor ist es mehr, die Beamten aber werden vom Bauer gering geachtet, weil sie nur eine übertragene Gewalt haben, daher Diener sind, während der Bauer ein freier Herr ist, und weil sie an den Hungerpfoten saugen, während jener ein wohlhabender Mann ist. Mit den geborenen Obrigkeiten ist aber der Respekt überhaupt verloren gegangen, und damit eine Hauptbedingung für das Zusammenleben vieler Menschen. Das gilt nicht nur von den Verhältnissen auf dem Lande, sondern vom Volke überhaupt. Die öffentliche Meinung ist auf Umsturz aller und jeder Autorität gerichtet, und die Zustände sind schlechter geworden. Der Glaube an Gott, die Ehrerbietung vor der Kirche, der Respekt vor der Obrigkeit, die frühere Ehrbarkeit des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens sind größtenteils verschwunden, und die Zusammengehörigkeit der Stände oder mit anderen Worten die Einheit des Volksorganismus und damit die Festigkeit des Staates ist aus dem Leim gegangen.

Hesekiel[1] ist auch mir ein sehr lieber Mann. Er trägt die Politik der Kreuzzeitungspartei, der einzigen gesund konservativen, die wir in Deutschland haben, in den Roman über. Der Konservativismus dieser Partei

[1] Georg Hesekiel (1819–74), Redakteur der Kreuzzeitung, Verfasser historischer Romane in altpreußisch-legitimistischem Geist.

besteht aber nicht darin, Altes und Abgestorbenes wieder zu beleben, sondern er will es verhüten, daß die Kontinuität des Rechts durch die allerdings nötigen Reformen verletzt werde. Die Partei will daher, daß wohlverbriefte Rechte, die heutzutage etwa genieren, nicht durch Machtsprüche, sondern durch Ablösungen beseitigt werden, und daneben will sie den geschichtlich gewordenen Organismus im Volke, oder was davon noch lebenskräftig ist, stützen, solange es eben geht, damit nicht Alles in einem allgemeinen Brei zerfließe und nichts anderes übrig bleibe als doktrinäre Formen, d. h. gemachte Verfassungen, die in nichts wurzeln als in Prinzipien. Jene Partei möchte es uns ersparen, Frankreichs Weg zu gehen und am Ende in den Abgrund der Lüge hineingerettet zu werden, in den die Franzosen durch ihren modernen Cäsar gerettet worden sind, einen Despot, der in seinen Manifesten mit den Rädern der Republik, der Demokratie und der Freiheit um sich fügt. Aber darin hast Du recht, für Frankreich war dieser Louis eine Notwendigkeit wie Cäsar für Rom. Sobald die Aristokratie sich löst, tritt irgendein lügenhafter Räuberhauptmann an die Spitze. Deswegen möchten wir jede naturwüchsige (d. h. nicht durch Gewalt gemachte) Autorität stützen, solange sich noch Reste davon finden.

Die liberale Weisheit besteht eigentlich darin, ganz willkürlich durch Raubbeschlüsse dem Einen etwas zu nehmen und es dem Anderen zu geben. Es sind die Teilungsgelüste, die jede Revolution kennzeichnen. Die teuren (weil bisher steuerfreien) Rittergüter werden z. B. plötzlich durch die Steuer so tief im Werte heruntergedrückt, daß die Besitzer sämtlich mit einem Federstrich verarmt sind; das ist den Bauern geschenkt, die sich auf ihren wohlfeil bezahlten (weil besteuerten) Gütern ganz wohl befinden. Oder die Jagdgerechtigkeit, die der Edelmann mit schwerem Gelde bezahlt hat, wird ihm genommen und der Gemeinde für nichts und wieder nichts geschenkt; er muß sie sich von dieser wieder pachten, wenn er nicht auf seiner eigenen Scholle angeschossen werden oder seine Fluren geschädigt sehen will. Nun ist es zwar nötig und gerecht, daß auch die Rittergüter besteuert werden, desgleichen nützlich, die Jagdmonopole zu beschränken, und gegen beides hat auch die konservative Partei nichts einzuwenden, sie will aber beides auf eine Art durchgeführt wissen, die weder den einen schädigt noch den anderen bereichert. Doch wer weiß, wo man hingerät, wenn man einmal anfängt, in diese flüssige Canzelei-Tinte einzutauchen, die nicht schimmelt und nie geld wird.

Homm, 25. Dec. abends. Soeben angelangt. Wunderbar still ist es hier und einsam, nur der Wind rauscht draußen durch die Tannen, und im Ofen knallt das Feuer. In Ballenstädt war so viel Unruhe, Theater, Konzerte, Tafeln, Tees, Schlittenpartien, anlaufende Bekannte, volles Haus. Hier aber könnte man vollen Frieden haben, wenn in dem Zimmer nebenan kein kranker Herr, sondern die eigene Familie hauste. So freilich ist es mehr Tod als Frieden. Die Trennung von Ballenstädt wird mir immer so leicht wegen des Hofes und so schwer wegen der Meinigen.

Aber so ist es im Leben: was uns vorn abgenommen wird, wird hinten wieder angehängt, und ich bleibe dabei, daß kein Fortschritt der Gesetzgebung das Übel aus der Welt bringt – wird es doch nicht einmal durch das vollkommenste, das göttliche Gesetz aus unseren Herzen weggeschafft. Bisweilen müßet die Weltgeschichte freilich den großen Staatsfall etwas aus und unser Herz wird gereinigt durch Geschicke.

Gott sei Dank, daß Weihnachten überstanden ist! Es ist, wenn man tote und abwesende Kinder hat, zu wehmütig. Ich bin für Feste einmal nicht geboren und habe es am liebsten, wenn alles ganz schlicht und werkeltagsmäßig hergeht. Die Feste machen sich von selbst, wenn Gott einem zuweilen mit dem Stabe „Wohl" das Herz berührt. Diesmal war uns das Fest noch obendrein durch einen Todesfall getrübt: am Heiligen Abend lief die Nachricht ein, daß Frau Nathusius an einem gastrisch-nervösen Fieber gestorben sei, diese ausgezeichnete Frau, die in den letzten Jahren uns und besonders Anna durch ihre Freundschaft beglückt hat.

Ich lese jetzt Louis XVII. von A. de Beauchesne. Welch ein merkwürdiges Gericht ist doch über die Unschuld ergangen! Man frägt sich unwillkürlich, ob denn ein Gott im Himmel sei. Aber wir sehen das Ende nicht. Wollte man von den Resultaten in diesem Leben auf Gott schließen, so wäre er der ungerechteste Richter.

Hoym, 26. Dec. 1857. Der zweite Feiertag, immer noch rührend genug von alter Zeit her. War doch die Kreuzschule geschlossen und auch die Akademie, und wir tranken in unseren Sachen. Aus dem Schönbergschen Hause stieg der Rauch gerade auf, verklärt von den ersten Strahlen der noch unsichtbaren Morgensonne. Glockengeläut und Kirchengänger auf den Gassen mit neuen Pelzen und Hüten. Wir wollen am Nachmittag durch die Heide nach Lausa laufen. – Die Jugend, die Vorbereitung zum Leben, erscheint doch immer wie der Kern des Kometen, das eigentliche Leben wie der Schweif, der sich allmählich in Nichts auflöst. Das ist es, was den Tod auch für Nichtchristen erleichtert. Richtige Christen kann man auch beim grünen Holz abbrechen, weil für sie der Tod verschlungen ist in den Sieg.

Huh, wie jetzt der Sturm braust! Er drückt mir fast das Fenster ein und orgelt auf den Klingeldrähten, die auswendig am Schloß hinlaufen. Keller pflegte zu sagen: Das Widrigste in der Natur wäre ihm Wind, wie alle Unruhe.

o

Ballenstädt, am 27. Januar 1858. Soeben empfange ich Deinen lieben Brief, der mir keine geringe Lust gemacht hat, vorerst mit Dir hundert Zigarren zu rauchen, ob es uns etwa gelänge, während dieser ungeheuren Hekatombe uns wieder einigermaßen zu verstehen. Du sagst, Du gehörst keiner Partei an. Das ist insofern auch mein Fall, als ich durch keine Partei gebunden bin und mich keineswegs zu Allem bekennen möchte, was der Partei, die mir am meisten zusagt, etwa belieben sollte. Insofern aber bin ich ein Parteimann, als ich mich allerdings zu den politischen

(nicht den kirchlichen) Grundprinzipien der Kreuzzeitung bekenne. Ich bin prinzipiell Kreuzzeitungsmann, obgleich es mir scheint, als ob die Partei in einzelnen Fällen über sich selbst hinausginge und unserem Fehler macht; das mag aber nicht anders gehen im Gedränge des Widerspruchs, und das echte wahrhaft staatsmännische Prinzip wird dadurch nicht alteriert. Der erste Grundsatz dieser Partei aber ist: Vorwärts zu gehen ohne mit der Vergangenheit zu brechen, also ohne Rechtsverletzung, während der Grundsatz aller Schattierungen unserer heutigen Liberalen der ist: durch Rechtsverletzung fortzuschreiten. Hiermit sind, glaube ich, beide Richtungen treffend charakterisiert.

Daß Du, mein alter Dicker, wenn Du wirklich konservativ bist, wie Du Dich nennst, dieses Prinzip der konservativen Partei Preußens im Ernst angreifen solltest, kann ich mir gar nicht vorstellen. Wenn Dir aber der Ton der Kreuzzeitung bisweilen mißfällt, so geht mir das nicht besser. Es ist der preußische Erbfehler, die Prahlerei, die einen mitunter so anwidert, und dieser Fehler ist allerdings jener Zeitung besonders eigen. Auch in kirchlicher Beziehung bin ich mit ihr nichts weniger als einverstanden, da ich nicht orthodox bin. Ihre politischen Prinzipien aber teile ich vollkommen, ich halte sie für die einzigen, die jetzt vernünftigerweise möglich sind, die einzigen, die zur politischen Freiheit führen können.

Am besten erkennt man den Baum an seinen Früchten. Auf die Frage, was denn die Kreuzzeitungspartei eigentlich bis jetzt geleistet habe, glaube ich Dir aber getrost antworten zu können: Alles politisch Gute, was in Preußen seit 1848 geschehen ist. Mit einem wirklich fabelhaften Mute stellten diese Männer die gänzlich gesunkene königliche Autorität wieder her, indem sie, die wenigen noch übrigen königlichen Rechte benutzend, die Konstituante auseinanderjagten. Darauf folgte die ohne Rechtsverletzung zustande gebrachte Revision der Verfassung. Andere deutsche Mächte, große und kleine, als Österreich, Hessen, Dessau usw., nahmen ihre der Revolution gemachten Bewilligungen einfach zurück, alles Recht und Vertrauen dadurch für lange Zeit in Frage stellend; sie machten Contrerevolutionen, während in Preußen eine neue Ordnung mit dem Volke vereinbart wurde. Wenn man bedenkt, wie die preußische Verfassung aus sich selbst heraus durch den Sauerteig jener verhaßten, aber kernfesten Adelspartei sich regeneriert hat und nicht nur von ihrer Schädlichkeit gereinigt, sondern sogar zu einem (wenigstens dem Anschein nach) nützlichen Institut geworden ist, so sieht einem das Maul offen. Das Alles hat man der Junkerpartei zu danken, die sowohl gegen Oben wie gegen Unten Front macht. Dazu gehörte ein fabelhafter Mut. Anno 1849 im Februar, als es noch sehr böse aussah, frug ich Gerlach, warum er sich denn noch anstrenge, da das Leck doch so groß sei, daß kein Pumpen mehr helfen könne. Wenn die Macht, sagte ich, sich selber weggeworfen hat, was wollen wir da tun? Da antwortete er: Er tue seine Pflicht, möge draus werden, was Gott gefällt; es mache ihm Freude, sich zur Wahrheit zu bekennen, und es sei schöner, für eine gute Sache unterzugehen, als

mit einer schlechten zu prosperieren. Das war die Frage eines kleinen und die Antwort eines großen Mannes. Ganz ohne Hoffnung und in der Erwartung unterzugehen, faßte er dennoch sein Werk kräftig an, und Gott hat es gesegnet.

Du siehst also, daß ich doch einen Fortschritt zum Besseren anerkenne. Im allgemeinen scheint mir die Welt allerdings im Argen zu liegen, aber die Formen des Bösen wechseln immerdar, und während an dem einen Ende die Wolken zerreißen und die Sonne durchlassen, ziehen sie sich am anderen wieder zusammen. Allerlei sind wir losgeworden und anderes haben wir dafür bekommen; Folter, Sklaverei und manche Inhumanitäten des Mittelalters sind verschwunden, aber dafür haben wir die Revolution im Leibe, und wenn sie erst ordentlich herausgeboren ist, so werden alle jene Teufel wiederkommen, die uns das kleine Vorspiel von 1848 lehrte. So geht es auf und ab, im Staaten- wie im Menschenleben, zwischen Krankheit und Besserung, und der Arzt soll nie zu arbeiten aufhören, obgleich er weiß, daß sein Patient doch ganz gewiß einmal sterben werde. Jedes Stadium der Entwicklung bringt seine eigentümlichen Krankheiten und Gebrechen; es mögen sich aber nicht alle Stadien an Übelständen gleichen. Die kritischen Perioden des Keimens und Absterbens mögen die schlimmsten sein, und wir sprechen mit Recht von guten und schlimmen Zeiten. Wenn die Völker sich als Individuen entwickeln, so fragt es sich, wer besser daran ist: Kind, Mann oder Greis. Das ist eine zu beherzigende Frage.

Die Devise der konservativen Partei, die auch als Motto über der Kreuzzeitung steht, lautet: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!“ Dieses Vorwärts bezieht sich vor allen Dingen auf das Vorgehen gegen die Revolution, deren törichte Errungenschaften man beseitigen wollte. Es ist also dieses Vorwärts bloß in den Augen der Liberalen ein Rückwärts. Über „Vorwärts“ und „Rückwärts“ kann man freilich sehr verschiedener Meinung sein; aber ich meine: Alles, was zum Wohl des Staates ausschlägt, kann man doch einen Fortschritt nennen. Alles aber, was die Konservativen nicht allein in Preußen, sondern in ganz Deutschland seit 1848 durchgesetzt haben, ist doch zum Vorteil ausgeschlagen, während die maßlosen Maßnahmen der Liberalen, freilich, ohne daß sie es wollten, in die schrankenloseste Desordre auslief. Die Liberalen aller Länder haben überhaupt immer das Schicksal gehabt, daß sie das Staatsschiff in eine Strömung brachten, in der es nicht mehr zu regieren war. Die doktrinären Männer, die 1789 in Frankreich tagten, wollten freilich nicht die Greuel der 90er Jahre, die doch die natürliche Konsequenz ihrer Handlungen waren, und der Demokrat Jahn, der alte Turnvater, mußte sich in Frankfurt durchs Fenster retten, um nicht von seinen geistigen Kindern als reaktionär totgeschlagen zu werden. Unsere Liberalen wollen eben Utopien, unsere Konservativen nur das Mögliche.

Wenn sich die Dinge jetzt wieder etwas gebessert haben, so verdanken wir das nicht den Liberalen, sondern nur der Junkerpartei, die ganz allein

doran arbeitet, den Karren einigermaßen wieder aus dem Dreck zu fahren, und das ist eben der Ärger aller Liberalen, nicht etwa weil sie böse wären, sondern weil sie Insulaner sind, nämlich von der Insel Borneo. Ich will Dir aber etwas zugestehen, was Du allerdings gar nicht behauptet hast, daß es nämlich viele Liberale, wie z. B. H. Gogern, M. Arndt und andere, sehr gut meinen, und daß es unter den Konservativen viele gibt, die nur ihren eigenen persönlichen Vorteil im Auge haben. Aber es handelt sich hier gar nicht um Personen, sondern um Grundsätze, und es frägt sich, auf welcher Seite die größere politische Weisheit sei. In Religionssachen ist das ebenso; der Pastor Stephan[1] in Dresden war ein unsittlicher, der Pastor Schmalz[2] ein sittlicher Mann; dennoch hatte dieser in seiner Lehre unrecht, jener recht.

Ad rem! Du sagst, es sei Dir jetzt klar geworden, daß die große Mehrzahl aller gebildeten Preußen der liberalen Gesinnung huldige, und es wäre daher etwas viel verlangt, wenn diese große Mehrheit sich auf die Dauer der kleinen Reklepartei unterwerfen sollte. Was heißt denn „gebildet"? Die große Mehrzahl derjenigen, die den sogenannten gebildeten Ständen angehören, ist allerdings teils liberal, teils demokratisch, je nachdem sie Brot haben oder hungern. Versteht man aber unter „gebildet" ein Verständnis von der Sache, um die es sich handelt, so ist eigentlich kein gebildeter Mann links, solange er ehrlich ist. Ganz vortrefflich schreibt neulich Nathusius: „Ein feiner Beobachter hat gesagt: In dem, was er versteht, ist jeder rechts, in dem, was er nicht versteht, links. Cum grano salis ist das wahr, und es wäre daraus zu schließen, daß die meisten Menschen in den kirchlichen, sozialen und politischen Fragen links sein werden, denn die wenigsten verstehen etwas davon. Das sicherste Mittel, zu schiefen Resultaten zu kommen, ist daher, die große Menge an allgemeinen Fragen zu beteiligen, während dieselben Menschen in ihrem engeren Kreise, in dem, was sie wirklich angeht, konservativ sein würden." Roller würde gesagt haben: „Die Esel sind links".

Daß die Wahrheit in der Minorität ist, macht sie nicht minder wahr. „Überall", schreibst Du, „wird der Wille der Majorität eines Landes über die Minorität den Sieg davontragen." Ich weiß es nicht, ob dem so ist. Aber sollte es nicht demohnerachtet falsch sein, in dem Willen der jedesmaligen Majorität das Heil des Landes zu suchen? Wenn wir nach Wahrheit

[1] Martin Stephan (1777—1846), seit 1810 Pfarrer der böhmischen Gemeinde in Dresden, streng konfessioneller Lutheraner, der in Dresden und Umgegend eine große „Erweckung" hervorrief, besonders auch durch nächtliche Erbauungsversammlungen. Als die Behörde gegen diese, auch auf Grund von allerhand Gerüchten, einschritt, entzog er sich der Untersuchung, indem er 1838 mit 700 seiner Anhänger nach Amerika ging. Hier gründete er am Mississippi eine eigene Gemeinde, wurde aber schon 1839 von dieser wegen erwiesener Unzucht abgesetzt und exkommuniziert. Dieser Fall hat auf K. einen tiefen Eindruck gemacht und zur Entwickelung seiner Skepsis gegenüber der Orthodoxie wesentlich beigetragen.

[2] Moriz Frd. Schmalz (1796—1860), rationalistischer Prediger, 1819—33 in Dresden-Neustadt, dann Hauptpastor an St. Jacobi in Hamburg.

forschen, so pflegen wir uns doch nicht nach der Meinung der Mehrzahl zu erkundigen. Ein tüchtiger Staatsmann macht nicht die Meinung der Majorität zu der seinigen, sondern zwingt vielmehr der Majorität die seinige auf. Große Männer haben allezeit die Meinung zu beherrschen gewußt. Übrigens, wenn ich nicht irre, liegt die massenhafteste Majorität gewöhnlich in der gesinnungslosen Mitte, und mit dieser wird geherrscht. Die Mitte aber verrückt sich, je nachdem die Endpunkte auseinanderrücken. Die Mitte zwischen Paris und Berlin ist eine andere als die zwischen Paris und Moskau. Eine kleine energische Minorität treibt die Massen rechts oder links. Dein Axiom, daß kein Volk anders regiert werden könne, als es regiert werden wolle, möchte ich auf Treu und Glauben doch nicht so nachsprechen. Wie Du es eigentlich verstehst, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß wir verloren wären, wenn es immer nach unserem Willen ginge, und daß man Kindern den Willen brechen muß, wenn sie sich wohl befinden sollen. Du möchtest gern erkennen, was die Zeit eigentlich will. Soll das heißen: was sie bedarf? Was sie will, scheint mir Nivellierung, Auflösung des gesellschaftlichen Organismus zu sein. Was sie bedarf, möchte gerade das Gegenteil sein: Stärkung dieses Organismus durch zeitgemäße Wandlung seiner Formen.

Du meinst, der Adel sei nicht wieder herzurichten bei der Übermacht der Städte. In seiner alten Bedeutung sich wiederherzustellen, daran denkt er auch selber nicht. Doch hat er sich wohl nicht selbst hingerichtet, wie Du meinst, sondern die Fürsten haben es getan, durch Einziehung seiner Gerechtsame und seines korporativen Vermögens wie auch durch Aufstellung der stehenden Heere. Aber trotzdem ist er in Heer und Civil die Stütze des Thrones geblieben. Es liegt eben in seinen Erinnerungen etwas, was nicht zu vernichten ist, und eine Macht wird er noch lange bleiben. Was er gewesen, der vorzugsweise berechtigte Stand, kann er nicht wieder werden, aber daß er der konservative Ballast bleibe, der er ist, das ist es, was erstrebt wird. Daß im Volke, wie Du schreibst, die aristokratischen Sympathien ausgerottet seien, ist doch auch nicht ganz richtig. Die moderne allgemeine Gleichmacherei haßt freilich den Adel, weil er immer noch was hat, das nicht in den Dreck zu treten ist; dennoch haben die Bauern immer noch am liebsten adelige Grundherren, die Beamten vornehme Vorgesetzte, und der reiche Gewerbetreibende oder auch der Gelehrte setzt immer noch recht gern ein „von" vor seinen Namen, wie denn auch der König dem Ritter Bunsen mit seiner Erhebung in den Adelstand noch eine Ehre antun konnte. Doch genug für heute.

*

Hoym, am 4. März 1858. Vorgestern haben wir den Geburtstag unseres Landesvaters begangen. Als ich gegen Mittag herauskam und mich noch anzog, um zur Gratulation zu gehen, überraschte mich das ungeduldige Geburtstagekind schon auf meinem Zimmer, um sich meine besten Wünsche selbst zu holen. Vor Tafel begann der Minister die eingelaufenen Gratulationsschreiben der Behörden vorzulesen, wurde aber

mit der herrlichen Bemerkung unterbrochen, er könne die Schreibereien für sich behalten. Der Herzogin wurden höflichst alle Geschenke, die sie gebracht hatte, zurückverehrt, bis auf einen wunderschönen zahmen Hirsch, der nun den Schloßgarten ziert und oft besucht wird. Sonst war der Herzog den ganzen Tag über gar heiter und lachte immer in sich hinein, weil auch die Geister so liebenswürdig und witzig waren. Heute aber war er ungehalten, als er bemerkte, daß Holz im Schloßgarten geschlagen wurde. So ein Garten, sagte er, müsse fein behandelt werden, und das wäre Roheit. „Ich bitte Sie", fuhr er fort, „wie soll eine so zarte Knospe, ich will sagen vom Flieder oder eine andere, sich entfalten, wenn der ganze Busch ausgeredet wird!" Ich sagte, es wäre weder Flieder noch anderes dergleichen, sondern Rüstern und ähnliche ungeschlachte Bäume, die weggeschlagen würden, um Platz für blühende Sträucher zu machen; worauf er bloß „Pappertapapp!" zu antworten geruhte.

Heym, 7. März 1858. Was sagst Du denn zu dem ungeheuren Jubel Englands über die preußische Heirat [der späteren Kaiserin Friedrich]? Dasselbe England, das noch vor wenigen Jahren während des russischen Krieges Preußen als die erbärmlichste und verächtlichste Winkelmonarchie darstellte! Ich freue mich über diesen Umschwung der Meinung ebensowenig, als mich das frühere Urteil gekränkt hat, denn die öffentliche Meinung ist und bleibt ein Narr. In Preußen findet übrigens derzeit ein merkwürdiges Interregnum[1] statt. Schönlein [der Leibarzt] soll aber versichern, der König werde bald imstande sein, wieder an die Spitze der Geschäfte zu treten. Gott gebe es!

Mein Gerhard ist seit Januar wieder in Frankfurt, wo er viele Festessen, Bälle und feierliche Gottesdienste (z. B. wegen der preußischen Vermählung, wegen Napoleons Errettung usw.) mitzumachen hat. Von der Breite der Frankfurter Damen schreibt er ganz empört; gegen ein Mädchen von 16 Jahren sei er ein unansehnlicher Zahnstocher. Was sie unten zu viel hätten, das hätten sie freilich oben zu wenig, wo sie wie die Wilden, nämlich bloß nackt seien. Da er kein Quartier gefunden, so wohnt er einstweilen bei einem Freunde und merkwürdigerweise im Goethehause.

Anna ist nun in dem Alter, wo sich bei unverheirateten Mädchen das Mißvergnügen anzumelden pflegt, doch wird sie so recht von innen heraus immer zufriedener und heiterer. Sie hat eine solche Lust zu Gottes Wort, daß sie keine Predigt und keine Bibelstunde bei Scholz versäumt, und solche Lust macht auch Lust zu Gottes Wegen. Bei meinen anderen Kindern finde ich nur erst schwache Spuren eines Eingehens zu christlicher Erkenntnis. Ich habe sie freilich nie damit geplagt, teils weil's mir selber daran fehlte, teils weil ich dachte, man dürfe an das Heiligtum des Inneren nicht zu viel rühren. Und wenn sich bei ihnen hier und da ein leichter Widerwille gegen den öffentlichen Gottesdienst zeigt, so darf ich gar nichts

[1] Die seit dem 23. Okt. 1857 bestehende verfassungswidrige Stellvertretung des Prinzen von Preußen, späteren Königs und Kaisers Wilhelm I., für den kranken König Friedrich Wilhelm IV., die erst im Okt. 1858 durch die Regentschaft ersetzt wurde.

dazu sagen, weil es mir selber, außer in Herrnhut, immer ebenso gegangen ist. Unsere Eltern waren äußerlich nicht kirchlich, und bei Roller dauerte die Sache immer volle drei Stunden, daher mag es gekommen sein.

Couvert. Ich arbeite jetzt wieder viel an meiner Biographie, was einen — schrecklich aussaugt.

*

Ballenstädt, am 12. Aug. 1858. In großer Hetze möchte ich Dir vor meiner Abreise ins Seebad wenigstens noch ein paar Worte schreiben. Ich konnte in diesem Jahre dem Zureden der Meinigen und namentlich der Herzogin nicht widerstehen und habe mich zu einer Kur entschlossen. Mein Arzt bestand auf Mollenkur und darauffolgendem Seebad. Erstere habe ich schon hinter mir, fünf Wochen lang, sie ist mir indessen herzlich schlecht bekommen; nach meines Schneiders Maß bin ich im Leibe gerade um 3 Zoll dünner geworden, im Geiste leider ebenso. Es fehlte die zur Kur nötige Ruhe. Die Herzogin hatte mich zwar von allem Dienst (auch in Hoym) entbunden, nahm mich aber doch fortwährend in Anspruch, und obendrein plagte mich die Aussicht, daß ich sie Ende August nach Döbernitz, von da nach Hermannsburg zu Pastor Harms und dann nach Itzehoe begleiten sollte. Ich tröstete mich mit dem Gedanken: bin ich nur erst im Seebade, so bin ich frei, liege im Wasser und im Sande und ahne nichts von Hofluft.

Für diesen Gedanken bin ich nun rücksichtslos bestraft worden. Denke Dir meine Gefühle, als mir die Herzogin gestern sagen ließ, sie habe sich entschlossen, auch in ein Seebad zu gehen, und ich sollte mich fertig machen, sie dahin zu begleiten. Dadurch komme ich in einen Zwang, der meinen gewöhnlichen Dienst hundertfach überbietet, und werde selbst wohl keinen Erfolg vom Seebad haben. Nun könnte ich ja sagen, meine Kur verlange Ausspannung, aber man würde das weder begreifen noch verzeihen, wollte ich so meinen Dienst als Joch bezeichnen. Ich muß daher so klug sein, die Sache für ein Glück zu erkennen, was sie, wenn ich davon absehe, daß ich kuriert werden soll, ja auch ist. Wir gehen in einigen Tagen nach der Insel Föhr und werden erst Anfang October zurückkehren. —

Neulich starb hier in dem benachbarten Badeort Suderode die Präsidentin von Gerlach, die Gemahlin des alten Prachtmannes Gerlach, des Führers der Kreuzzeitungspartei. Ich erhielt den Auftrag, mich im Namen der Herzogin hinzubegeben und dem Leichenzug in voller Gala zu folgen. Es hat etwas unbeschreiblich Widerwärtiges, unter tiefgebeugten Leidtragenden wie ein aufgeputzter Pfau einherzuschreiten. Doch war es auch wieder recht erbaulich, den Mann Gerlach dabei zu sehen. Als fürstlicher Gesandter schritt ich neben ihm dicht hinter dem Sarge her. Als sich der Zug in Bewegung setzte, stimmte die vorangehende Schule das Lied „Jesus, meine Zuversicht" an. Da sah ich, daß Gerlach mit zitternden Lippen doch seinen Mund auftat und laut mitsang, und ich ließ mich auch nicht lumpen, tat den meinigen auch auf und sang auch drei Verse mit lauter Stimme mit. Dann wußte ich's nicht weiter, und der Atem war

auch alle, aber Gerlach, der alle zwölf Verse auswendig wußte, schnarrte den Sang allein ab, außer daß man ganz im Hintergrunde noch Rathusius mit seiner penetranten Stimme einfallen hörte. Am Grabe standen wir so lange, daß ich fast auch mit hineingefallen wäre. Nun sind es etwa acht Tage her, aber ich sehe immer noch den Mann, wie er finster hinter dem Sarge des Liebsten, was er auf Erden besessen (Kinder hat er nie gehabt), so tapfer herstapfte. Wenn ich armes Schneiderlein mir gegenwärtig nur als halber und schier genügskranker Mensch voll Hypochondrie und allerlei Befürchtungen vorkomme, dann wünsche ich manchmal, ich wäre Gerlach, hätte so einen dicken Bauch und so ein festes Felsenantlitz und so ein glaubensstarkes Gemüt. Doch es muß auch schwache Käuze geben.

Mein Adolph ist jetzt wohlbestallter Auskultator beim Kreisgericht in Quedlinburg. Gerhard hat sein schweres Kriegsschulenexamen bestanden und tritt zu Michaelis auf drei Jahre in die Kriegsschule in Berlin, wo die fähigsten Offiziere der Armee zusammengestellt werden. Da die Kriegsschüler zu Generalstabsoffizieren ausgebildet werden und deshalb alle Waffen praktisch kennenlernen sollen, wird Gerhard während der Sommermonate Dienst bei irgendeinem Cavallerie-, Artillerie- oder Pionierecorps tun. Für den nächsten Sommer hat er, um uns nahe zu sein, die Kürassiere in Quedlinburg gewählt. Benno verläßt jetzt Halle, wo er in seinem Corps Fuchsmajor ist, und soll Michaelis nach Erlangen, damit er nun ordentlich an die Theologie kommt.

*

Coswig, am 7. Oct. 1858. Mein lieber Bruder Syzygo! Dieses liebe griechische Wort bedeutet einen, der mit einem anderen an einem Joche zieht, etwa des Berufs, des Lebens usw. Nun ziehen wir zwar eigentlich nicht an einem Joche, aber das tut nichts, da jeder doch durch das seinige wund gerieben ist. Wie Du siehst, bin ich in Coswig, und zugleich entnimmst Du daraus, daß kein Ort in der Welt zu entlegen ist, um Deiner zu gedenken. Ich soll hier die alten Familienbilder, deren ich über dreihundert gefunden und die wie Kraut und Rüben in Rumpelkammern übereinanderliegen, zensieren, sortieren, katalogisieren und darüber berichten. Meine Frau hat mich zu meinem Troste begleitet. Sie sitzt mir gegenüber mit ihrem Strickstrumpf und blickt zuweilen in die Edda, weil es ihr etwas unheimlich ist in dem alten Schloß, dessen einzige Bewohner wir beide sind. Wie schön ist doch diese alte ehrwürdige Burg! Aber sie ist gänzlich vernachlässigt und soll jetzt an den Staat abgegeben werden.

Meine Badereise verlief auf das abgeschmackteste, wie ich's vorhergesehen hatte, und mein Arzt ist ein beinerner Esel, daß er's nicht hinderte, was er herrlich gekannt hätte, da die Herzogin ihm zuerst von ihrem Plan gesagt hatte. Die Seebäder haben nachteilig auf mich gewirkt, da die gleichzeitige Anstrengung des Dienstes zu groß war. Mit der Sorge, daß nichts vergessen und versehlt wird, geht man zu Bett und steht man wieder auf, ist den ganzen Tag auf den Beinen, fluchst, südelt, zankt mit Wirten, Kutschern, Schiffern, Handwerkern, da jedermann darauf ausgeht, die

Herrschaften zu prellen, man empfängt Besuche, erwidert sie, hat täglich neue Fratzen vorzustellen usw. Die Rechnung in Ordnung zu bringen, war allein schon eine fürchterliche Arbeit, da die Ausgaben auf der Reise in Gold, preuß. Courant, Conventionsgeld, Hamburger Courant und in dänischer Reichsbanknünze geschahen. Das Allerschlimmste aber sind die Partien, bei denen Regen, Sturm, Kälte, Hitze und alle Teufel täglich auszuhalten sind, ohne daß man doch dabei etwas anderes zu sehen bekommt als Himmel und Erde, Wasser und ein paar Häuser.

Meine Erscheinung hat denn in der Tat auch Mitleiden erweckt. Ein älterer Herr trat auf der Promenade an mich heran. Meinem Bande nach müßte ich wohl der Kammerherr der Herzogin von Bernburg sein; er hätte mir schon längst seinen Besuch machen wollen usw., und (indem er meine Hand nahm) er müsse es mir doch sagen, wenn er mich so gehen sähe, so täte ich ihm immer von Herzen leid. Er habe auch dreißig Jahre lang seinen unvergeßlichen Großherzog in die Bäder und sonst auf Reisen begleitet, und wahrhaftig, er wisse, was es heiße, und wenn er mich so herumgehen sehe, dann fiele ihm immer alles wieder ein. Ich frug, wer er denn eigentlich wäre. Da war's ein Weimarischer Edelmann, der Oberjägermeister von Hopffgarten[1], Exzellenz. Es käme alles auf die Persönlichkeiten an, sagte ich, und meine Herzogin wäre die Güte selbst. „Nun ja", erwiderte er, „vollends mit Damen!" Ich sagte: „Hol' der Henker Ew. Exzellenz, Sie wollen mich versuchen!" Da umarmte er mich und versicherte, er sei mir herzlich gut, gleiches Schicksal verbände, und er bäte mich daher herzlich, ich möge wenigstens nicht baden, da man nicht zween Herren dienen könne. Anderntags besuchte er mich und war von nun an unzertrennlich. Er hatte einen Bruder Sisyphos in mir erkannt; wenn er mich gehen sah, „fiel ihm alles wieder ein".

Außerdem machte ich noch eine Bekanntschaft, die mir höchst wertvoll war, nämlich die des Oberhofpredigers Liebner[2] aus Dresden; ein lieber, trefflicher, geistvoller, gelehrter, frommer und milder Mann. Das war einmal ein Theologe, der nichts Verdammliches gegen Andere hatte, dessen geistvolle Konversation daher für mich sehr anziehend war. Noch ein anderer, Konsistorialrat Carus aus Posen, schloß sich mir an, der etwas schärfer lutherisch, sonst aber ein ganz trefflicher Gesellschafter war. Viele andere lernte ich noch kennen, obgleich ich niemand suchte; aber alles, was sich der Herzogin vorstellen lassen wollte, mußte natürlich zu mir kommen. Alles, was von Edelleuten da war, tat dies auch, mit Ausnahme des Grafen Schönburg-Glauchau, der sich zu vornehm dünkte, mir den ersten Besuch zu machen, und darüber in der Gesellschaft in eine so schiefe Lage kam, daß er bald abreiste.

[1] Ludwig Ernst v. Hopffgarten auf Lauche u. Möhrenstedt (1792—1873), weimarischer Kammerherr und Ober-Landesjägermeister.

[2] Karl Theod. Alb. Liebner (1806—71), Schüler Schleiermachers, Professor in Kiel und Leipzig, seit 1855 Oberhofprediger und Vizepräsident des Konsistoriums in Dresden.

Die nordfriesische Inselwelt entzückte mich durch ihre beispiellose Ödigkeit. Auf dem Kriegskutter des Kapitäns Hammer, der die dortige Seestation kommandiert, segelten wir nach verschiedenen Inseln und Halligen. Am interessantesten war das wüste Sylt mit seinem herrlichen Leuchtturm und den großartigen, fürchterlichen Dünen, welche den prachtvollsten Blick auf die majestätische Nordsee gewähren, die hier mit einer Wucht anbrandet wie vielleicht nirgends sonst. Diesen Blick vergesse ich nie, es war das Schönste und Größte, was mir die Reise bot. Sehr interessant war mir auch die Hallig Oland, wo die Natur nichts tut, als etwas Gras zur Schafweide wachsen lassen, wo die Menschen in steter Todesgefahr leben, weil die Fluten zuweilen über die ganze Pastete hinbrausen, und wo sie sich doch so glücklich fühlen, daß sie nicht wegzubringen sind und die, die durch Schiffahrt wohlhabend geworden, dort auch ihr Leben beschließen. Die Nordfriesen haben mir besser gefallen als irgendein anderer deutscher Stamm: ruhige, stille, besonnene und schöne Menschen. Ungefähr neun Zehntel des Landes hat die See gefressen, nur einige Inseln sind übrig, und von diesen geht nach und nach alles unter, was Hallig heißt. Solche dem sicheren Untergange geweihte Land und Leute zu sehen, hat einen elegischen Reiz.

Nachdem ich meine Herzogin bis Schleswig begleitet, wo ihr Bruder sie in Empfang nahm, den sie auf längere Zeit besuchte, reiste ich allein weiter, und zwar ganz langsam, um meiner Frau kein Leichengesicht nach Hause zu bringen. In Hamburg besuchte ich meine alte Pflegetochter Line auf ihrem fast fürstlichen Landsitz. Da war's gar herrlich. Hoch auf dem Berge liegt das Schlößchen, eine kleine Burg mit phantastischen Erkern, Treppen und Zinnen, umgeben von den geschmackvollsten Gartenanlagen, hart über der Elbe, mit einem zauberhaft schönen Blick auf den herrlichen Strom und das ferne majestätische Hamburg. Große Seeschiffe segelten fortwährend vorüber. Zwölf solche gehören Schiller, und ein ihm gehöriges Dampfschiff salutierte mit drei Kanonenschüssen. Schiller führte mich in seine Treibhäuser, in denen er die herrlichsten Orchideen zieht, von denen ihm seine Capitaine immer neue Arten aus den tropischen Urwäldern mitbringen. Line hat drei reizende Kinder, die sehr zutraulich waren. Sie ist noch ganz das liebe sanfte Wesen, das sie immer war. Schiller wollte mich gar nicht weglassen, ich sollte länger bleiben und mich recht auskurieren, er wollte den Bürgermeister und alle Celebritäten zu mir einladen, doch fürchtete ich mich vor der großen Geselligkeit. Hamburg ist seit dem Brande die majestätischste Stadt in Deutschland, und gerne wäre ich einen Tag für mich dageblieben. Nun werde ich wohl nie wieder hinkommen.

Hoym, 15. Oct. 1858. Der Herzog empfing mich hier sehr freundlich. Da ich ein Vierteljahr lang gefehlt, hatte er sich eingebildet, die Geister hätten mich vertrieben. Er redete mir daher sehr tröstlich zu, ich solle mich vor ihnen nicht fürchten, sie dürften mir gar nichts tun; er hätte sie jetzt so ziemlich auf der Flucht, und sollten sie sich dennoch zeigen (denn etwas

frech wären sie freilich noch), so gäbe er sie mir vollständig preis, dann sollte ich nur getrost darunterfegen. Er kommt nun täglich des Morgens zu mir und sucht mich zu beruhigen.

Die Herzogin war auch schon hier. Ich habe ihr eine kleine Zeichnung der Aussicht aus ihrem Fenster in Föhr gemacht, die sie mit überströmendem Danke entgegennahm; sie war auch auf der ganzen Reise gar gut und freundlich. Übermorgen wird zu Ehren ihrer Rückkehr im Ballenstädter Theater Schillers Glocke aufgeführt, zu Anfang und in den Pausen werden Tableaux gestellt. Ich werde leider auch mit in der herzoglichen Loge stehen müssen. Am liebsten bliebe ich noch acht Tage in Hoym, um mich erst gründlich auszuruhen, ehe ich wieder ins Weltgetümmel muß. Hätte ich das Seebad allein und mit bequemer Ruhe brauchen können, so würde ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt ganz wohl befinden, denn die Bäder an sich bekamen mir herrlich, nur daß ich immer gleich wieder ins Geschirr mußte, wenn ich auch noch so müde war. Ich bin eben ein altes todes Wrack, dergleichen ich zerscheitert mehrere am Strande gefunden, doch bin ich dabei ganz zufrieden und habe auch noch ein Herz, das seiner Freunde mit warmer Liebe gedenkt und bei solchem Denken vom Danke überfließt.

Ballenstädt, am 3. Dec. 1868. Dein überaus reicher Geburtstagsbrief hat mich über die Maßen erquickt. Aber was spendest Du mir für Lob! Das könnte die Eitelkeit anschwellen wie einen Frosch oder Mönch, tut's aber doch nicht, sondern es zeigt mir Deine Liebe und Dein brüderliches Herz, die mir so wohltun. Vielleicht, daß wir deswegen so weit auseinander wohnen, um die Schatten nicht zu sehen, die auf uns liegen, damit wir unserer so recht von Herzen froh werden. Es ist ein Unterschied, bei Anderen die Sünde bloß anzunehmen oder sie mit leibhaftigen Augen hervortreten zu sehen.

Das Beste an meinem Geburtstage war diesmal ein Gefühl der Dankbarkeit für Alles. Mit meiner Gesundheit geht es besser, sodaß ich doch z. B. wieder eine Predigt vorlesen kann; der böse Einfluß der Kuren ist so ziemlich verschwunden. Benno schrieb zum ersten Male mit wirklichem Interesse von seinen Studien; er ist sehr befriedigt von seinen Lehrern und mag er denn lutherisch werden, soviel er will, wenn er nur ein lebendiger Christ wird, so bleibt die theologische Ansicht Nebensache. Eine rechte Freude hat mir Gerhard gemacht. Er ist am 11. November, ohne sich zu besinnen, in die eiskalte Spree gesprungen und hat mit eigener Lebensgefahr ein ertrinkendes Mädchen herausgeholt. Er selbst schreibt kein Wort davon, aber sein Stubenkamerad, der Leutnant v. Rettberg, hat es uns mit großer begeisterter Freundschaft unter dem Siegel der Verschwiegenheit verraten.

An dem Verkehr mit Deinem Otto scheint Gerhard viel Vergnügen zu finden, er wird ihn uns zu Weihnachten mitbringen, und den lieben langen Pessimisten, der alles so schwarz sieht und dabei die beste aufopferndste

Seele von der Welt ist. Sehr gestört in seinen Studien soll der Arme durch seine massenhaften nichtsnutzigen Landsleute sein, die eigentlich nur studieren, um andere daran zu hindern, und dazu noch gewöhnlich den gedankenlosesten Liberalismus zur Schau tragen. Es ist unter diesem Volk eine grenzenlose Plattitüde. „Gott mag wissen (schreibt Gerhard), warum diese Bolten alle so liberal und gottlos sind!" Allerdings sind solche liberalen Salbadereien kaum anzuhören von Leuten, die in ihrem eigenen Lande noch kaum eine liberale Maßregel durchgelassen haben; sie sind die einzige mittelalterliche Aristokratie, die auf Gottes Erdboden noch besteht, und sprechen hier bei uns ganz wie die Nordamerikaner. Das Christentum, das sie gar nicht kennen, beklacken sie wie Fliegen. Ähnlich war die französische Aristokratie kurz vor ihrem Untergang. Sie werden sich aber wundern, wenn einmal auch nur die gerechtfertigsten und zeitgemäßesten Prinzipien des Liberalismus bei ihnen durchdringen.

Die Gräfin Schlieffen (Augustchen Schönberg) hat mir zum Andenken an die Gräfin Dohna ein prächtiges Buch aus deren Nachlaß mit vielen angestrichenen Stellen übersandt; „Ordinarii fratrum[1] öffentliche Reden bei der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Philadelphia in Pennsylvanien, 1742", so heißt's. Ich vertiefte mich gleich in die erste Rede so, daß ich nicht ablassen konnte, bis ich sie zu Ende gelesen, und überzeugte mich bald, daß diese Rede von niemand anders als von Zinzendorf sein konnte, denn wer sonst noch hätte damals aus einer solchen Geistesfülle reden können. Predigten und Symphonien sind ihrer Konstruktion nach langweilig, weil sie einen einfachen Gedanken, der an sich selbst genug ist, langsam zu Tode quälen. Doch hat Beethoven gezeigt, daß auch Symphonien erwärmen und entzücken können, und so weiß auch Zinzendorf durch seine Predigt das volle Interesse zu fesseln. Ich hatte bisher von ihm noch nichts gelesen und begreife es nun, wie unsere selige Mutter sich so sehr in seine Predigten vertiefen konnte. Regulare Predigten sind es kaum, sondern wie ein Hausvater bei Tisch den Braten zerlegt und einem jeden sein Teil gibt, sodaß ihm in diesem Teil der ganze Braten begreiflich wird und aufhört, ein Schaugericht zu sein, so legt jener ein Schriftwort auseinander. Er füttert die Gemeinde mit Gotteswort, und zwar ex tempore in unstudierter Rede aus seinem inneren Glaubensschatz heraus. Seine Auffassung des Evangeliums ist zwar etwas einseitig, aber man lernt es doch von dieser und zwar gerade von der beseligendsten Seite ordentlich kennen und verstehen. In diesen Predigten ist ein Talent, eine Einfalt, Gedankenfülle, Schriftkenntnis und Glaubenskraft, daß ich Ähnliches nicht kenne. Daß dieser Mann eine so blühende Kirche baute, ist mir nun ganz begreiflich.

Ich habe jetzt auch die Confessions von Rousseau gelesen, eins der merkwürdigsten Bücher, die geschrieben sind. Es ist eine Sauerei, von der

[1] Ordinarius fratrum (Bischof der Brüdergemeine) war der Amtstitel Zinzendorfs. Auf seiner Missionsreise nach Amerika 1741/43 hat Z. zeitweilig die deutsche lutherische Gemeinde in Philadelphia, die damals ohne Geistlichen war, pastoriert.

man sich gar keinen Begriff machen kann, ein Charakter, den man immerfort prügeln möchte, ja alle Personen, die vorkommen, möchte man prügeln; doch dauert einen der arme Held auch wieder, und man fragt sich, wie er anders hätte sein können bei seiner Natur und Lebensführung. Mit mir selber hat Rousseau die schlagendste Ähnlichkeit, ja ich bin es ganz und gar, nur daß Gott mir andere Eltern, andere Geschwister, andere Lehrer und Freunde gegeben hat. Ich habe deshalb von dieser Lektüre nicht lassen können, bis ich sie zu Ende hatte, und obgleich ich der Meinung bin, daß sie für junge Leute gefährlich sein müsse, so habe ich doch Segen davon gehabt.

Hoym, am 2. April 1859. Deinen Brief mit dem Wechsel erhielt ich vor einigen Tagen. Nun danke ich Dir recht herzlich für die lange, dreißigjährige treue Besorgung meiner Geldgeschäfte. Daß ich das Geld von Rußland wegnahm, dafür schien die Vernunft zu sprechen. Wenn ich aber daran denke, daß unser Geldverkehr nun zu Ende ist, so wird mir's ganz wehmütig ums Herz, da es mir vorkommt, als wäre ein Band zwischen uns durchschnitten. Es war mir so lieb, Dir immer etwas zu danken zu haben, und ich fühlte mich unter Deiner Sorge so wohlgeborgen. Jetzt habe ich das erfüllende Gefühl eines Jünglings, der majorenn und dispositionsfähig geworden ist. Für Dich ist's mir freilich lieb, daß Du die Sorge los bist, da fremdes Geld noch weit fataler zu überwachen ist als eigenes. Gott lohne es Dir, mein alter Dicker!

Unter den gegenwärtigen kriegerischen Aussichten[1] haben wir am 24. März ein sehr friedliches Fest gefeiert, nämlich das 25jährige Regierungsjubiläum unseres Herzogs. Das Land schenkte ihm vier schöne Trakehner Kutschpferde mit silbernen Geschirren, die Beamten dazu einen festbaren Wagen. In allen Kirchen war Gottesdienst, abends Illumination in allen Städten, Bälle, Festessen u. dgl. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Fest das Volk den Herrschaften und umgekehrt nähergebracht hat. Es war wie eine alte Schuld, die das Land von Anno 48 her abgetragen hat, und ist eine Versöhnung zustande gekommen, die sich wenigstens in Phrasen kundgegeben hat. Der Herzog schenkte dem Lande eine Summe von 6000 Talern als Fond zur Unterstützung hilfsbedürftiger Winder und schlug die alten Prozesse von 48 mit den rückständigen Strafgeldern nieder; auch wurden allerlei sonstige Gnaden ausgestreut – ich z. B. wurde Ritter des Bärenordens erster Klasse.

Die Illumination in Ballenstädt war für einen so kleinen Ort großartig genug, doch fehlte es auch nicht an kleinen liebenswürdigen Rippes. Einer hatte z. B. mit Tinte auf einen Bogen Papier geschrieben: „Der Handschuhmacher Fuchs wünscht Heil und Segen dem vielgeliebten Dux", dahinter war ein Licht gestellt. Ein anderer hatte sich selbst in Person illuminiert, er stand an einer Straßenecke und hatte auf der Brust ein

[1] Im April 1859 brach der Krieg Italiens gegen Österreich aus.

großes Transparent mit den Worten: „Ich habe mich hier aufgestellt, daß niemand in die Gosse fällt." Eine alte arme Witwe hatte an ihrem kleinen Fenster die Worte transpariert: „Ich heiße Gille und lebe in der Stille. Ich bin so alleine, der Herzog ist in Haime." Meine Frau und Töchter amüsierten sich ungemein, so daß ich mit ihnen zwei Stunden lang im größten Drang und Dreck herumbuttern mußte, bis uns die Schienbeine wehtaten. Der Herzog ist in seinem „Haime" außerordentlich zufrieden und vergnügt gewesen, bei Ständchen, Gratulationen, großer Tafel, Schloß- und Gartenillumination, Feuerwerk u. dgl. Er sagte hernach, das Wetter wäre freilich sehr schlecht gewesen, aber innerlich gut. Dann, als er mir die neuen Pferde zeigte, sagte er, das wäre zu viel, das Land verdiene auf den Kopf gestellt zu werden — woraus doch eine Würdigung des Geschenkes hervorgeht.

Welch ein Jammerbild bietet doch jetzt das preußische Abgeordnetenhaus! Die Kapazitäten fehlen so, daß selbst die liberalen Blätter ein Grausen anwandelt. Mit wenig Witz und viel Behagen macht man sich daran, die Organismen des Staats aufzulösen, und die Regierung geht am Gängelbande der blindesten Majoritäten und rühmt sich, wie wohl sie sich dabei befinde. Was es mit solchen Majoritäten auf sich hat, magst Du aus folgendem ermessen. Vor sechs Wochen gingen von Cöln und Elberfeld aus jeder Stadt zwei Petitionen ein, die eine gegen, die andere für die bisherigen Sonntagsmandate. Die Kammer befand sich noch in ihrer Völkerfrühlingslaune, und da jemand bemerkte, die Petitionen höben sich einander auf und man habe sich doch bis dahin bei der Sonntagsfeier ganz wohl befunden, so ging man nach einer kurzen Debatte zur Tagesordnung über. Vor einigen Tagen geht wieder eine Petition um Aufhebung des Sonntags ein, die Kammer fängt Feuer, es werden große Reden gehalten, und die Kammer ist eben daran, den Feiertag zu streichen, als eine einzelne Stimme darauf aufmerksam macht, sie würden zum Spott und Gelächter werden, wenn sie heute anders entschieden als vor sechs Wochen. Das zieht, und der Sonntag ist noch einmal gerettet. Natürlich werden die Sonntagsfeinde dieses Schwanken verstehen, sie werden wiederkommen und vielleicht schon binnen Jahresfrist einen schwachen unbewachten Augenblick erspähen, der ihnen zum Siege verhilft. Destruktive Anträge haben jetzt immer Aussicht, konstruktive nie. Den Tempel der Diana einzuäschern, ist eine lustigere Aufgabe, als ihn aufzubauen. Gewisse Dinge, welche die Geschichte alle Tage bringt, würde man in Romanen als zu unnatürlich gar nicht gelten lassen.

Du mußt übrigens nicht denken, daß ich Gift und Galle wäre. Ich bedauere zwar herzlich die borniertен Eigenschaften des geistlosen Zeitgeistes, aber ich sehe doch auch ein, daß sehr alte Dinge endlich wegfaulen müssen, und daß der Liberalismus auch seine Stelle im Staatsleben haben soll, von wo aus er segenreich wirken kann. Ich bin doch auch durch das liberale Lager hindurchgegangen, vor 1848 war ich durchaus liberal, wie meine Briefe bezeugen. Jetzt aber imponieren mir die alten Phrasen und

Salbadereien nicht mehr, und ich blicke mit Sorgen auf die neue liberale Ära[1]. Die Geschichte wandelt mit ihren großen Füßen anscheinend planlos wie ein Trunkenbold durch die Welt, viel Herrliches und Schönes niedertretend, aber dennoch geht sie am Zügel einer höheren Weisheit, in deren Plänen es freilich nicht zu liegen scheint, daß es dem Menschengewürme zu wohl werde. Was mich am meisten schmerzt, ist die Sprachverwirrung, die es ganz unmöglich macht, sich gegenseitig zu verständigen. Mit Liberalen kann man nicht von Politik, mit Rationalisten nicht vom Christentum reden. Merkwürdigerweise verstehen sich die absoluten Gegensätze immer noch besser: mit Demokraten und Atheisten komme ich viel leichter fort; es sind wenigstens keine Mißverständnisse zwischen uns.

*

Hoym, am 26. Mai 1859. Anstatt einen Brief von mir zu empfangen, wie sich's gehört hätte, schreibst Du mir an Deinem Geburtstage. Dafür sollst Du dreidoppelten Dank haben. Ich saß an jenem rührenden Maitage hier in Hoym und gedachte Deiner unablässig. Es traf sich, daß wir gerade etwas Sonnenschein hatten, viel Nachtigallen und sehr viel Blüten, auch ein treffliches Diner bei geheiztem Ofen. Unter all dies Liebliche und Leibliche mischte sich indessen auch der Klang einer gewissen Zeitsaite. Wir leben hier jetzt wieder einmal in einer Schwüle wie vor Ausbruch eines teuflischen Gewitters. Schätzell meldete mir heute allerlei auf die politische Lage Bezügliches, was in den Zeitungen nicht steht, und schloß seinen Brief folgendermaßen: „Für uns gilt es, beten und feststehen auf dem Punkte, wo Gott uns hingestellt hat. Am liebsten möchte ich mir einen Helm aufsetzen, um einen ehrlichen Reitertod zu sterben. So gut soll es uns Alten aber wohl nicht werden; wir sollen an die Laterne, und ich habe mir die meinige auf dem Schloßplatz bereits ausgesucht". Eine ähnliche Ahnung hast auch Du, wenn Du schreibst: „Ich denke mir, daß das Resultat dieses Kampfes das Tier oder die Revolution zur Herrschaft bringen wird". Es sind jetzt nicht die Völker, sondern der Liberalismus von Oben ist es, der diese Herrschaft vorbereitet. Dagegen ist gar nichts zu machen, und wenn Gott nicht Wunder wirkt, so wird es kommen, wie Du und Schätzell es weissagt. Aber es ist ein Jammer, daß „das Tier" gerade von den Händen auf den Thron gehoben wird, die es berufsmäßig niederhalten sollten. Leute wie ich können zwar den Gang der Geschichte durch Unzufriedenheit mit ihr nicht abändern, aber sich die Augen ausstechen, um die Dummheit nicht zu sehen, geht doch auch nicht.

Wenn ich Dir jetzt so viel von Politik schreibe, so magst Du Dir das damit erklären, daß sich eben alle meine Gedanken darum drehen, befindet

[1] Nachdem der seit Okt. 1857 mit der Stellvertretung des kranken Königs beauftragte Prinz von Preußen am 7. Okt. 1858 eigentlicher Regent geworden, berief er statt des konservativen Ministeriums Manteuffel das liberale Ministerium der „neuen Ära", an dessen Spitze der Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen stand, und das durch seine wenig feste Haltung gegenüber dem Italienischen Krieg, der Bundesreform und dem Parlament (Armee-Reorganisation) den Staat in Schwierigkeiten verwickelte.

sich Europa doch auf dem Wendepunkt einer großen politischen Schwenkung. Es wäre mir dermalen unmöglich, mich mit Winckelmann in die Schönheit des Apollo zu vertiefen oder mit Storch die Staubfäden der Gräser zu zählen, jetzt wo alle Grundlagen des Staates und der Kirche in Frage stehen.

Die politische Situation ist ganz außerordentlich interessant. Der größte Despot des Erdteils predigt laut die Revolution. Ohne alle Veranlassung streckt er die Hand aus[1] nach dem wohlbetrieften, von ihm selbst garantierten Besitz einer fremden Macht, die meine Sympathien schon deshalb hat, weil sie eine deutsche ist. Durch rechtzeitige Erklärung der Großmächte wäre er davon abgehalten worden. Warum blieben solche Erklärungen aus? Indirekt ist zwar manches geredet worden: die Königin von England versicherte bei Eröffnung des Parlaments, sie werde die Traktate aufrecht erhalten, und der Prinz von Preußen sagte drohend bei Übernahme der Regierung die stolzen Worte: „Die Welt soll wissen, daß Preußen überall das Recht beschützen wird!“ Die Welt hat beides gehört, und Louis Napoleon hat's auch gehört, aber (wie man in Dresden sagt) er schiert sich nicht darum. Warum sollte er auch nicht nehmen, was er kriegen kann, es ist ja doch sein Metier so. Über Deutschland oder eigentlich Preußen sollte sich was schämen, dabei zuzusehen. Denn Deutschland ist wirklich einmal ganz einig – nur Preußen, Preußen ganz allein widerstrebt und scheint seine Politik von 1796–1813 wiederholen zu wollen. Es mag freilich schwer fallen, dieselben Interessen, die die Regierung zu Hause nährt, in Italien zu bekämpfen; hierin mag der Schlüssel zu ihrem ganzen Verhalten liegen. Um historisches Recht kümmert sich Napoleon nicht; er predigt das nagelneue Recht der Nationalitäten. Er denkt aber anders, als er spricht. Das, was er denkt und will, ist einfach: die populärste Idee in Frankreich, die Rheingrenze, zu realisieren. Mit der Rheingrenze würde Napoleon alle Popularität gewinnen, die er braucht. Dazu ist erst Rußland gedemütigt worden und England mit in die Sünde gezogen; nun soll Österreich dran kommen, und dann endlich kommt Deutschland an die Reihe, das ohne Österreichs Hilfe sein jenseitiges Ufer kaum halten kann.

Hoym, 27. Mai 1860. Heute ist meines Gerhard Geburtstag. Daß er die Rettungsmedaille erhalten, zugleich mit 14 Tagen Arrest, weil er die Rettung in Civil vollbracht hatte, wirst Du schon durch Otto wissen. Ich habe mich über diese Auszeichnung sehr gefreut, weil sie in Preußen nur denen zuteil wird, die ihr Leben dran gesetzt haben.

Ich wohne hier jetzt in der oberen Etage des Schlosses, in den Zimmern, die einst Eugen Beauharnais vor der Schlacht von Lützen vier Wochen lang bewohnt hat; damals lagen 40000 Mann Franzosen hier und in Ballenstädt. Es ist prächtig hier oben, die vielen alten Bilder, die ich einst restaurierte und aufhängte, sind meine liebe Gesellschaft. Herrliche

[1] Napoleons Unterstützung des italienischen Begehrens nach den österreichischen Provinzen.

dürre Männer mit gespreizten roten Beinen, auch Biergestalten mit Pluderhosen und Falstoffgesichtern, gespenstisch vermummte Weiber mit dem Ausdruck des Sodbrennens. Ich liebe sie alle.

*

Hoym, am 5. Sept. 1850. Was ist nicht alles geschehen, seitdem wir uns zuletzt schrieben! Dein Otto fort und die Lombardei fort, und so vieles anderes. Ottos Abschied war uns schmerzlich, denn er gehörte recht eigentlich zu uns und wurzelt in unseren Herzen mit Pfahl- und anderen Wurzeln. Möchte es dem lieben aufrichtigen Jungen, der mir wie ein Sohn ist, wohlgehen in seinem Vaterlande!

Was den Frieden anbelangt, so erfüllt es mich mit Erstaunen, daß die Mächte so gutwillig einen Schritt weiter unter das französische Joch getan, denn etwas anderes ist doch der Friede von Villafranca[1] nicht. Eine einzelne Macht untersteht sich, ohne sich auch nur Höflichkeits halber die Mühe zu nehmen, irgendeinen Grund anzugeben, einer anderen, die im tiefsten Frieden mit ihr lebte, nicht allein ins Gesicht zu schlagen, sondern ihr auch ein gut Stück Fleisch aus dem Leib zu reißen, um dies einer dritten ganz unberechtigten ins Maul zu stecken. Die übrigen aber verbeugen sich ganz gehorsamst und finden, daß sie, obschon sie Garanten des gebrochenen Rechtes waren, die Sache gar nichts angeht. Das lächerlichste Ding bei der ganzen Geschichte ist England mit seiner gepriesenen Erbweisheit. Diese Todesangst vor dem, was kommen könnte, und dies stete Vorbeischießen bei dem Rettungsmittel waren wahrhaft komisch. Sie wollen den Feind erst ganz erstarken lassen, um dann mit weniger Anstrengung sich totschlagen zu lassen. Fürs erste wird nun das wohlgezogene Preußen von Napoleon abgefaßt werden. –

Meine freie Woche in Ballenstädt war diesmal reich. Ich hatte Gelegenheit, mehreren bedeutenden Männern nahezutreten, und der Verkehr mit ihnen hat es mir wieder einmal recht anschaulich gemacht, in welcher geistigen Öde ich für gewöhnlich lebe. Ich lernte den mir sehr liebgewordenen Appuhn[2] aus Magdeburg kennen, denselben, der vor etwa 25 Jahren das vielgelesene Leben Möwes' schrieb. Dann besuchte mich der Konsistorialrat Carus aus Posen, den ich schon in Föhr kennengelernt hatte. Endlich kam der Pastor Ahrendts aus Brumby bei Barby auf längere Zeit, ein noch junger Mann, der die Seele der lutherischen Bewegung in der Provinz Sachsen ist, ein wahrer Leviathan an Geist, Witz und Kenntnissen. Gegenfüßler in vieler Hinsicht fühlten wir uns doch wieder so nahe verwandt und verstanden uns auch in unserem Widerspruch so gut, daß wir uns sehr nahegetreten sind. Sein drastischer Witz weckte auch mein bißchen, denn er hat die Ähnlichkeit mit Falstaff, daß er nicht allein selbst

[1] 11. Juli 1859 Präliminarfriede zwischen Napoleon und Österreich; dieses tat die Lombardei an Napoleon ab, der sie Sardinien überließ.

[2] Aug. Wilh. Appuhn, Domprediger in Magdeburg, veröffentlichte Gedichte mit Lebensabriß (Magdeburg 1836) des geistlichen Schriftstellers und Dichters Heinrich Möwes (1793—1834).

witzig ist, sondern auch bewirkt, daß andere witzig werden. Wenn wir zu scharf aneinander gerieten, versöhnte uns immer wieder das Lachen. Es ist was Herrliches um einen Menschen, den man auch in der ernstesten Affäre zum Lachen bringen kann.

Ich muß indes gestehen, daß es doch mehr mein alter Mensch war, als der noch in den Windeln liegende neue, der ein so großes Wohlgefallen an Ihrendts hatte. Der neue hatte wieder mehr an einem gewissen Pastor Bastian aus Boppard. Dieser, auch noch ein junger Mann, machte mir einen Eindruck wie festes Eisen und linde Daunfedern, beides zugleich. Bastian war gekommen, sich die Gelegenheit bei uns anzusehen, da Schätzell ihm eine erledigte Stelle im Konsistorio angeboten hat. Ob er bleiben wird, weiß ich nicht. Es ist hier Alles gegen ihn, weil er Ausländer, Lutheraner und Christ ist, und namentlich schäumt die Klerisei, die durchaus keines Sukkurses zu bedürfen glaubt. Er ist freilich durch das Konsistorium selbst berufen, aber dieses erleuchtete Konsistorium hat die Eigenschaft, alles, was Schätzell vorschlägt, bestens zu akzeptieren, nachher aber über Gewalt zu schreien und die ganze Klerisei in Harnisch zu jagen.

Vor einigen Tagen war Schätzell hier. Er kam gegen Abend von Bernburg und blieb gleich bis nach Mitternacht auf meinem Zimmer. Es wurde geschrien und gestritten, daß ich nachher nicht schlafen konnte; am anderen Tag setzte der Lärm sich fort. Wir besprachen die kirchlichen Zustände unseres Landes, welche aus verkommenem Calvinismus, aus Nihilismus und liederlicher Zerfahrenheit durch Schätzell in lutherische Formen zurückgegossen werden[1]. Auf die Augsburgische Konfession werden bereits alle Geistlichen verpflichtet, der lutherische Katechismus ist in allen Schulen eingeführt, ein neues Gesangbuch ist ausgearbeitet und soll Weihnachten in Gebrauch kommen, und dem wird nun noch eine lutherische Agende folgen. Lutherische Altäre mit Kruzifix und Lichtern sind schon durch die Union in einige Kirchen gekommen, jetzt werden sie für alle anbefohlen.

Alle diese Neuerungen sind nicht durch Machtspruch der Regierung, sondern durch rechtskräftige Konsistorialbeschlüsse ins Leben gerufen worden; auch hat die Landesgeistlichkeit ihr Votum bis dahin immer beipflichtend abgegeben. Konsistorium, Geistlichkeit und Gemeinden waren bisher gänzlich indifferent; sie würden auch friedlich so fortgeschlummert haben und im Schlafe lutherisch geworden sein, wäre nicht im benachbarten Preußen der Umschlag erfolgt. Seitdem aber der Prinz von Preußen vom Throne herab von „Heuchlern" gesprochen hat, sind den Schläfern die Augen aufgesprungen. Jetzt machen sie ein gewaltiges Geschrei, durch Cabinetsbefehl wolle man ein reformiertes Land lutherisch machen.

Schätzell macht sich nichts daraus, weil er überzeugt ist, nicht allein in seinem Recht zu sein, sondern auch den richtigen Weg zum Besten des

[1] In dem ursprünglich lutherischen Anhalt führte 1596 Johann Georg den reformierten Typus ein. Seit 1820 bestand in Bernburg die Union.

Landes eingeschlagen zu haben. Das erstere ist richtig, letzteres hingegen mir sehr zweifelhaft. Das kirchliche Institut bei uns ist freilich formlos und vielfach aus dem Leim, dadurch aber, daß man es formt und einrenkt, werden die Gemeinden noch nicht gläubig. Der Schaden Jakobs wird durch Äußerlichkeiten nicht gebessert, ja, wenn diese Trotz und Bosheit erregen, so wird er nur verschlimmert. Ich konnte aber den vortrefflichen Freund nicht überzeugen, schon deswegen nicht, weil seine eminente Suade mir alle Gedanken aus dem Gehirn wandte. Es gibt Menschen, die sich in der Diskussion dadurch siegreich erhalten, daß sie niemand zu Worte kommen lassen.

Ballenstädt, 6. Sept. 1859. Unsere Herzogin hat sich lebensgroß malen lassen von August Richter aus Berlin und 2500 Thaler dafür gezahlt. Das Bild ist, wenn auch nicht gerade sehr ähnlich, doch sonst sehr ausgezeichnet gelungen; aber kaum stand es da, so fand sich auch ein Loch darin, so groß, daß man den Kopf durchstecken kann. Gewesen ist's natürlich niemand. Die gute Herzogin hat jetzt überhaupt allerlei Pech. Vor kurzem wollte sie ihren Pantoffel anziehen, so mußte auch gleich eine Hornisse darin stecken und ihr den giftigen Dolch in den kleinen Zeh stoßen. Der weise Homöopath verordnete Klapperschlangengift innerlich, aber demohnerachtet schwoll der ganze Fuß zu einem glänzenden Pustkuchen an und die arme Herzogin konnte ihn bei zehn Tage nicht gebrauchen.

Unser Schloßgarten wird jetzt beträchtlich erweitert und ganz neu angelegt. Die große Terrasse ist mit Pavillons verziert, die durch einen bedeckten Gang miteinander verbunden sind. Mitten auf der Terrasse ist ein schön geformtes Bassin eingestanden mit einer Hebe, welche das Wasser aus einem Kruge in die Trinkschale gießt, aus der es dann ins Bassin strömt. Etwa 100 Fuß tiefer speit ein gigantisches Ungeheuer einen starken Wasserstrahl aus, der bis 80 Fuß Höhe aufsteigt und wieder in ein weites Bassin fällt; von hier aus stürzt ein schöner Wasserfall in die Tiefe und führt das Wasser in ein drittes Bassin, das jetzt noch mitten im Gemüsegarten liegt, der aber im nächsten Jahre verschwinden und freien englischen Anlagen Platz machen wird.

Die Neugestaltung wird drei Jahre dauern und kostet ein Heidengeld, das die Herzogin ebensogut in ihrer Tasche behalten könnte. Das Bestreben geht aber überall dahin, dauernde Denkmale an den letzten Herzog zu hinterlassen. Das Land überzieht sich mit den herrlichsten Chausseen, die Elbniederungen werden durch solide Deiche geschützt, Krankenhäuser und wohltätige Anstalten aller Art werden gegründet, prächtige Gebäude, von denen wir früher keine Ahnung hatten, wachsen aus der Erde, alte schöne Kirchen werden restauriert (die Gernröder Stiftskirche für 100000 Thaler). Die Geldeinnahmen haben sich um etwa das Dreifache vermehrt; jetzt ist nun noch von Staats wegen eine Steinsalzgrube eröffnet, die so ergiebig ist, daß Schädel die direkten Steuern ganz streichen zu können hofft. Dazu ist eine Verfassung gegeben und von Dessau anerkannt, welche unser günstiges Finanzwesen für alle Zukunft, d. h. auf solange, als

Napoleon uns nicht „zu Hilfe" kommt, sicherstellt. Es ist in diesen letzten Jahren durch Schätzell unendlich viel für das Land geschehen, und dennoch ist wohl nie ein Minister verhaßter gewesen. Käme jetzt ein Fremder auf einer Harzreise nach Bernburg und spräche mit gebildeten Bernburgern über unsere Regierung, so würde er den Eindruck erhalten, daß hier die schmählichste Tyrannei mit eisernem Zepter herrsche.

*

Hoym, am 28. Oct. 1859. Von mir ist vorerst zu melden, daß Seine Dunkelheit der Teufel mir wieder eine neue Klaue eingehauen hat, und zwar in die Nase. Zu den fünf bis sieben Grundübeln, die ich bereits, wahrscheinlich als unveräußerliches Eigentum besitze, hat sich – und das ist die neuste Klaue – ein Nasenpolyp gesellt, der mich sehr am Atmen, Sprechen, Schlafen hindert. Die Kur, welche mein Arzt gegen besagten Schmarotzer anwendet, besteht darin, daß ich jeden Morgen tief in die Nase mit Höllenstein getraunt werde. Eine solche Prise gehört auch nicht gerade zu den Agrements, hoffentlich wird mir aber dadurch die Operation erspart.

Namentlich jetzt inkommodiert mich dies Übel recht sehr, weil ich hier nicht wie sonst allein bin, sondern mit mir auch meine gnädigste Gebieterin mit mehreren Damen herausgekommen ist, um acht Tage bei ihrem Gemahl zu bleiben und Höchstihre Silberne Hochzeit mit diesem zu feiern. Da gibt es denn mancherlei Trubel. Besonders anregend sind die Abende. Unter den wütendsten Allegros und Fortissimos festlich aufgeregter Quartette von Rubinstein und anderen ungezügelten neueren Komponisten, gegen welche Beethoven die blanke Schlafmütze ist, findet die Konversation statt, und unter dem angelegentlichsten Durcheinander lauter Rede und Widerrede spielt die Herzogin mit mir Armen noch obendrein ein paar Partien Schach. Da ist's denn freilich vorgekommen, daß ich eine Zeitlang ohne König spielte, weil meine erlauchte Feindin, die ihn für einen Läufer gehalten, mit Allerhöchstdeuselben weggeschlagen hatte. Nach dem Souper, wenn der Herzog sich zurückgezogen, muß ich dann noch mit hinauf in die Gemächer der Herzogin, um mit meiner verstopften Nase weitere anderthalb Stündchen Konversation zu machen. Das stille Hoym ist nicht wieder zu erkennen: Pferde, Dienerschaft, Damen, Herrschaften, täglich Besuch aus Ballenstädt, es ist ein heilloses Gedrissel. Wenn ich nicht so schwach wäre, daß ich mich nur mit Mühe aufrecht erhalten kann, wäre es ja ganz hübsch, denn die kleine Herzogin ist so vergnügt wie ein Ohrwürmchen und in der allerbesten Laune. Sie gefällt sich hier ganz ungemein, und ich sehe voraus, daß sich von nun an solche Besuche häufiger wiederholen werden.

Hoym, 31. Oct. 1859. Gestern war nun der lange erwartete, fast gefürchtete Jubeltag einer Ehe, die doch keine ist. Alle Kundgebungen der Teilnahme von seiten des Landes und der Freunde waren verbeten, wodurch ein wahres Anstürmen der Gemeinden mit allerlei Anerbietungen entstand; sie waren ja sicher. Die Herzogin hatte sich nach Hoym geflüchtet

wie in eine feste Burg, doch hatte ich auch hier noch genugsam abzuwehren. Der schlimme Tag ging aber außerordentlich gut vorüber, obschon ich für meine Person etwa die Hosen davon zu verschmausen hatte.

Um ½8 Uhr war ich schon in weißer Halsbinde und meinem ganzen Staat, überlaufen von allerlei Menschen, die sich noch Rats holen wollten. Um 8 Uhr ließ ich das Streichquartett vor dem Schlafzimmer der Herzogin die Melodie des Liedes: „Ich bleib mit deiner Gnade" spielen. Beim ersten Vers versammelten sich die Lakaien, Kammerfrauen und Jungfern, auch die Damen kamen aus ihren Höhlen, es wurden rasch Gesangbücher verteilt, und nun fielen sie alle in vollem Chor mit ein. Nach Beendigung des Liedes rief die Herzogin laut aus ihrem Bett: „Ich danke! Ich danke!" Darauf wurde beim Herzog gespielt, zu welchem ich dann hineinging und ihm gratulierte, indem ich ihm mehrere Musikstücke überreichte, die verschiedene seiner Capellisten für ihn komponiert hatten. Das ist fast die beste Freude, die man ihm machen kann.

Alsdann ging ich mit einem ungeheuren Bouquet zur Herzogin. Alle Gratulation war zwar streng verboten, aber ich kannte das Herz meiner Gebieterin. Ich sagte ihr, ich wolle den Vorzug, den ich heute vor meinen Collegen genösse, nicht mißbrauchen, ich wolle ganz still sein, aber ins Sträußchen wären die besten Wünsche gebunden. Die Herzogin war überaus weich und herzlich und bat mich, an ihrer Morgenandacht teilzunehmen. Es wurde nun die ganze Dienerschaft hereingerufen. Die Herzogin betete stehend und laut das Vaterunser; bei den Worten „Dein Wille geschehe" brach ihr die Stimme, und sie konnte kaum zu Ende kommen. Dann setzte man sich, es wurde noch ein Lied und eine Andacht gelesen und mit einem Psalm geschlossen.

Kaum war ich wieder in meinem Zimmer, so ging das Leutekommen an. Deputationen von verschiedenen Magistraten kamen mit Gratulationsschreiben, auch Patchens der Herzogin aus verschiedenen Ecken des Landes mit Kränzen und Sträußen. Dergleichen Gratulanten mochte ich doch nicht abweisen. Um 10 Uhr erschien der Oberhofprediger aus Ballenstädt und hielt einen Gottesdienst vor den Herrschaften und der ganzen Hausgemeinde. Dann fuhr zu meiner großen Freude die Herzogin mit dem Herzoge spazieren, aber Vorster und der Oberhofprediger blieben mir auf dem Halse und nötigten mich mit meinem Skorpion in der Nase immerfort zum Sprechen, bis wir um 1 Uhr zur Tafel gingen. Der Oberhofprediger war der einzige Gast, doch hatten wir 13 Gänge zu vernichten, was zwei und eine halbe Stunde in Anspruch nahm.

Nach Tafel große Promenade mit dem Herzog und darauf ein Wagen nach dem andern mit Gratulanten. Einige behielt man hier, sodaß wir zum Tee und Souper zehn Personen waren. Endlich um neun war alles vorbei, und nun, dachte ich, kommt Ausspann, Schlafrock und die Pfeife. Aber mit nichten. Die Herzogin nahm uns alle noch mit hinauf in ihre Gemächer und kam auf den Einfall, daß Chorale gesungen werden sollten. Mein Schreck war kolossal. Man muß mit der Musik keine Allotria treiben,

und es kann Gott kein Dienst damit geschehen, wenn man ihn anheult. Keiner der Anwesenden war imstande, auch nur einen einzigen reinen Ton zu singen. Die Herzogin selbst sowie ihre Mutter und Schwester singen alle Melodien nur mit einem einzigen Ton, ich glaube mit Fis. Dabei machte sich die Herzogin noch ein Vergnügen daraus, zu akkompagnieren, und zwar so ohne allen Takt, daß Gesang und Begleitung oft meilenweit auseinander waren. Es ist doch merkwürdig, was unmusikalische Naturen bisweilen für eine Mut aufs Singen haben!

Ich sollte durchaus mitsingen. Ich sagte, ich sei 58 Jahre alt. „Und ich bin 48", erwiderte die Herzogin, „und singe doch. Singen Sie nur mit!" Ich erwiderte, der Schluß wäre mir nicht ganz verständlich, überdem hätte ich eine Schwarzotter im Halse. So sollte ich die Lakaien hereinrufen, die hätten keine Ottern und würden wohl singen. Ich rief die armen Kerls herein, was der Gesellschaft ein etwas schiefes Ansehen gab, und stellte mich hinter den Ofen. Himmel, welche Musik! Die Herzogin spielte mit Emphase und Begeisterung, und Verster sang sein dreigestrichenes Fis mit wahrem Hochgenuß.

Da trat Madame Veit zu mir hinter den Ofen. Auf sie macht alle und jede Musik den Eindruck eines ungeschmierten Wagenrades, und sie macht daraus durchaus kein Hehl. Nun hatte sie den ganzen Tag von früh 8 Uhr an Musik hören müssen und versicherte, sie könnte kaum noch leben. Ich riet ihr, sie solle sich auf einen Stuhl setzen und an die Schweiz denken oder an Pommern. Das tat sie. Endlich um 10 Uhr entließ uns die Herzogin; aber indem alles zur Tür hinausdrängte, rief sie noch der Veit zu: „Sie, gute Veit, bleiben wohl noch bei mir!" Da hielt diese beide Hände vor, schluchzte unter hervorbrechenden Tränen: „Die Musik! Die viele Musik!" und stürzte aus der Tür. Die Herzogin gebot mir zu bleiben, und als wir allein waren, frug sie mich: „Was um Gottes willen war das mit der Veit?" Ich sagte: Ohrfeigen wären ihr Torte gegen Musik, sie sei daher den ganzen Tag geohrfeigt worden und nun so nervös, daß sie zu Bett müßte. Die arme Herzogin, die wie ein Kind so vergnügt gewesen war, war davon sehr betroffen. Dies war für sie der einzige Tropfen Wermut in den Freudenbecher des Festes, sonst ging alles nach Wunsch und besser (auch mit dem Herzoge), als ich erwartet hatte. Am anderen Tage sprach ich mit der Herzogin über solche Musiken, und ich glaube, es wird in dieser Weise nicht mehr musiziert werden.

Ballenstädt, 1. Nov. 1859. O, wie wohl ist mir wieder in meinem Hause! In Heym habe ich es zwar höchst prünzlich, aber nichts in der Welt kann einem doch das Gefühl der Freiheit ersetzen. Ruhen zu können, wenn man will, das allein schon ist Goldes wert.

Daß Du den Timo vermissest, glaube ich gern. Er ist uns ein Jugendfreund, und überdies ist die Unterhaltung mit ihm sehr angenehm, wenigstens so lange, als sie nicht theoretisch wird. Über religiöse, politische und philosophische Materien habe ich mich allerdings nie mit ihm verständigen können. So geistvolle Menschen sind mit ihrem Urteil leicht

viel früher fertig, als sie wissen, wovon die Rede ist. Exakte Kenntnisse ersetzen sie durch Eingebungen des Genies. Die Franzosen schreiben sogar auf diese Weise Geschichte.

Jetzt geht plötzlich eine Begeisterung für Schiller durch alle deutschen Gaue, wie ich etwas Ähnliches noch nicht erlebt habe. Allerorten soll sein hundertjähriger Geburtstag mit einer Pracht gefeiert werden, gegen welche das Fest der heiligen Rosalie in Palermo nur ein Werktag ist. Ist das etwa Verständnis und wahre Liebe für den großen Dichter? Durchaus nicht! Sondern nur, weil Schiller der Vater der liberalen Phrase ist, weil er den Marquis Posa sagen läßt: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" – daher der ganze Jubel. Das ganze Fest hat einen überwiegend politischen Charakter. Und sind denn wirklich die Gedanken so unterdrückt? Gedankenfreiheit hat stattgefunden, solange die Welt steht, und heutzutage kann sogar der völlig gedankenlose seine Einfälle so laut ins Volk posaunen, wie er will und wo er will. Der Liberalismus hat das Heft in Händen, aber das Volk zittert vor etwa zwanzig Edelleuten, die in der preußischen Kammer sitzen und gar keinen Einfluß haben. Und wer ist denn das Volk? Bauern und Edelleute schwärmen nicht für Schiller. Es sind die Städter allein, von denen hier wie in Italien alle Unruhe kommt.

Die Blindschleiche in meiner Nase scheint sich zu arten, sagte mir heute der Doktor. Er hat mir Hoffnung gemacht, daß sie durch den Gebrauch des Höllensteins verkümmern werde, worüber ich mich herzlich freue, obgleich mir das arme Ding eigentlich leid tut. Denke doch: „Verkümmern"!

Deine Vorliebe für Waldbäume und alles, was von selbst wächst, teile ich, und den Wald von jungen Deutschen, der unter Eurer Pflege wächst, liebe ich erst recht. Wie dankbar bin ich Euch, daß Ihr keine odiösen Kinder habt.

*

Hoym, am Sonntage Estomihi 1860. Ich bin noch ganz erschüttert durch Deine Kunde von dem furchtbaren Verlust unseres armen Leo. Wenn ich denke, wie der Tod meiner Bertha mich zermalmte, so kann ich mir nicht vorstellen, wie ich drei Kinder und die Frau verlieren und dann noch leben sollte. Aus den mir mitgeteilten Worten Leos geht aber doch hervor, daß er das Jenseits nicht eigentlich leugnen will, sondern nur die Erkenntnis davon. Das ist die echte Naturforscherstellung, die nur einerlei Erkennen kennt, nämlich das wissenschaftliche, und alles beiseite schiebt, was nicht sinnlich wahrzunehmen ist. Im Felde der Naturwissenschaft ist das richtig, aber diese bleibt doch immer das niedrigste Gebiet für unser Erkennen. Die Natur ist nur ein Schein, von den uralten klugen indischen Philosophen Maya genannt, d. i. Trugbild. Wir haben eigentlich keine Realität daran. Die Realitäten verstecken sich hinter jenem Schein und sind im Glauben zu erfassen.

Die Glaubenswahrheiten haben aber auch ihre sicheren Kriterien, und die Glaubenserkenntnis steht ebensowenig im Belieben als die wissenschaftliche. Auf sinnliche Weise können wir tier freilich nicht an das Objekt

heran. Aber in seiner praktischen Anwendbarkeit zeigt sich die Wahrheit unseres Glaubens. Der Weg, der zum Ziele führt, ist der richtige. Der nächste, ja der alleinige Zweck aller Religion ist ein moralischer. Was mich geistig aufbaut, stärkt, reinigt und beglückt, ist immer wahr, es mag aussehen, wie es will; ja es ist wahr, auch wenn es objektive Wahrheit gar nicht hätte, ebenso wie die Natur wahr ist, obgleich sie auch keine objektive Wahrheit hat. Wir kommen aber zum Wasser nur durch Durst und zur Speise nur durch Hunger. Der Satte weiß mit der Speise nichts zu beginnen, auch der Kranke nicht. Daß Manche daher mit ihrem Christentum nichts effektuieren, irrt mich wenig. Dasselbe ist nicht immer dasselbe. Dasselbe Messer, mit dem Michelangelo ein Meisterwerk gestaltet, ist einem anderen unnütz, weil er's nicht richtig anfaßt. Es kommt darauf an, auf welche Weise wir den christlichen Glauben anfassen: heilsbedürftig oder vorwitzig, zur Erleuchtung des Kopfes oder des Herzens, zur Verurteilung Anderer oder unserer selbst usw. Man muß eine Sache dazu gebrauchen, wozu sie da ist, und wenn einer aus seinem Brot ein Männchen knetet anstatt es zu essen, so ist es kein Wunder, wenn sein Hunger nicht gestillt wird. –

Mein gespaltenes Leben magst Du mit Recht sonderbar finden. Ich bin dadurch gewissermaßen entzwei gegangen oder zwei geworden. Fast gleiche ich jenem Sonderling, der in München einsam und ohne Wandel in seinem Dachstübchen lebte. Dort tat er weiter nichts als rauchen und sich auf die Nacht freuen. Er träumte nämlich seit Jahren ein und denselben schmeichelhaften Traum, und zwar ganz folgerecht immer weiter: daß er irgendwo im Indischen Archipel mit einer wunderschönen und engelsguten malayischen Prinzessin vermählt sei; der Schwiegervater hatte ihn zum Thronerben angenommen, faselte mit ihm von goldenen Schüsseln, und er nahm mit ihm als Held an glorreichen Kriegszügen teil; die geliebte Prinzessin aber, mit der er abends unter Palmen ruhte, schenkte ihm alle Jahre ein Kind, eins immer niedlicher als das andere; schlief er des Abends an ihrer Seite ein, so träumte er, daß er zu München im Dachstübchen hockte und sich aufs Einschlafen freue. Dieses Träumen war sein eigentliches Wachen. Plötzlich siechte er zum Schrecken seiner alten Haushälterin hin und starb an gebrochenem Herzen; er hatte nämlich geträumt, sein Schwiegervater wäre von einem feindlichen Könige überrumpelt, die Prinzessin entehrt und ermordet worden. Ebensowenig wie jener weiß ich recht, was eigentlich der Traum und was das Wachen ist, mein Ballenstädter Familienleben oder meine hiesige Staatsgefangenschaft. Wenn letztere der Traum ist, so werde ich allerdings nicht an gebrochenem Herzen sterben, wenn er mir einmal zerrinnen sollte.

Doch ganz ohne Agrements ist auch dieser Traum nicht. Die großen hohen Räumlichkeiten und die Stille, die mich umgibt, tun mir wohl. Besonders angenehm sind mir die ersten Morgenstunden, in denen ich mich wie ein Junge mit Schularbeiten beschäftige; ich teile diese ruhige Zeit gegenwärtig zwischen Geschichte und Französisch. Letzteres habe ich

wieder einmal hervorgelangt, weil ich so ziemlich überzeugt bin, daß wir aus lauter Liebe und Teilnahme für die Italiener über kurz oder lang selbst die Ehre eines französischen Besuches erleben werden. Die preußische Armee ist zwar vortrefflich und soll durch die neue Militärvorlage (statt der bisherigen 26 sollen künftig 40 Prozent der Dienstpflichtigen eingestellt werden) noch vortrefflicher werden. aber was helfen die besten Schachsteine, wenn man kein Spieler ist! Ein paar falsche Züge, und man ist matt, auch mit den knöchernsten Figuren. Erst den Feind großhätschseln, um ihn dann zu schlagen, das ist doch zu ritterlich. Denn die Rüstungen gelten doch bloß Frankreich, ebenso wie die in England trotz der entente cordiale. Indessen hilft jetzt alles Räsonnieren nicht, man muß vielmehr Französisch lernen, was ich auch tue. Fürs erste wird es im Frühjahr wieder in Italien losgehen: Venedig wird piemontesisch, Savoyen französisch werden. Du wirst ja sehen, ob ich richtig prophezeie.

Ballenstädt, 20. Febr. 1860. Hier wird jetzt viel getanzt, nicht nur bei Hof und auf Privatbällen, sondern die tanzlustigen Husaren und Kürassiere in Aschersleben und Halberstadt scheuen auch kein Opfer, um in unserem Großen Gasthofe Bälle zu arrangieren. Beide Offizierscorps, besonders die Husaren, sind sehr vornehme, etwas lockere, aber brillant liebenswürdige und amüsante junge Leute aus den besten preußischen Familien. Es steckt in ihnen eine Munterkeit, Artigkeit und Feinheit des Benehmens, die jungen Mädchen wohl den Kopf verdrehen kann. Meine Tochter Elisabeth, eine beliebte Tänzerin, ist sehr hingerissen von ihnen, aber glücklicherweise ist sie nicht eine so weiche, hochpoetische Natur wie Anna, sondern sie ist eine stolze, herbe, witzig abweisende Natur, die sich an Personen und Dingen höchlich zu amüsieren, aber immer in vollkommenem Respekt zu halten weiß. Merkwürdig, wie die Kinder sich gestalten. Elisabeth hat eine Sicherheit des Benehmens mit der Welt, wie ich sie nie erlangen werde. Sie wird nirgends einen Anstoß geben oder eine bévue machen, nie in die geringste Verlegenheit geraten oder zu bringen sein. Mit der Herzogin geht sie natürlich und vertraulich um, ganz unbefangen wie mit einer Tante, ohne doch je den Respekt zu vergessen, den sie ihr schuldet, daher sie sich auch ihrer ganz besonderen Gunst erfreut.

Neulich veranstalteten die Husaren auch eine Schlittenpartie. Ich hatte zunächst Elisabeth die Teilnahme verboten und deshalb Befehl gegeben, daß etwaiger Offiziersbesuch zu mir gewiesen würde. Statt dessen kam ein Brief durch expressen Boten, in dem sich der Briefsteller, ein Herr v. Heister, entschuldigt, daß er, durch Dienst verhindert, nicht selbst erscheine, und dann fortfährt: „So muß ich denn Euer Hochwohlgeboren unterthänig ersuchen, die Gewogenheit zu haben, dero gnädiges Fräulein Tochter gefälligst bewegen zu wollen, sich von mir fahren zu lassen" – um aus der Haut zu fahren, nun sollte ich sie noch selbst bewegen! Schlug ich's ab, so konnte der arme Kerl die Partie nicht mitmachen, da er nicht hier war, um ein anderes gnädiges Fräulein zu bewegen; zudem war er

vielleicht ein Verwandter, Heißer hieß auch einer unserer Urahnen. Die ganze Familie, Frau und beide Töchter, hatte ich auf dem Halse; Elisabeth versicherte, gerade Heißer sei der achtungswerteste, man dürfe ihn nicht kränken. Da entschloß ich mich denn, so weh das meiner Kasse tat, selbst mitzufahren, engagierte eine Mutter und bewog einen Bekannten, daß er meine Frau fuhr. Wir waren auf diese Weise zwei volle Elternpaare unter all dem jungen Volk.

Als ich nun anderen Tages mit gemieteten Bauernpferden (in Ballenstädt waren keine zu haben) abzottelte, begegnete mir Heißer, der pleine carrière mit einem wütenden, durchgegangenen Pferde die Straße heruntersegte. Als einzige Rettung riß er das Tier gegen eine Hauswand, wobei er einen Fensterladen abrannte. Ich dachte, das schwere Brett würde ihn totschlagen, womit alle Not zu Ende gewesen wäre; es traf aber das Pferd, das dadurch zur Besinnung kam, und zerbrach die Gabel. Es war prächtig, wie der junge schlanke Mann, der auf der Kuse stand, nicht mit den Augen zuckte und nicht von den Füßen kam.

Nachdem dann der Schlitten schnell repariert war und Elisabeth endlich mit ihrem Cavalier auf dem Sammelplatz erschien, ging es fort durch den Wald nach Alexisbad, 21 Schlitten hintereinander mit lautem Schellen- und Peitschenklang. Aber nun zeigte sich auch, wie schlimm ich mit meinen Bauernpferden dran war, die nicht auf den Zügel, sondern auf die Zuppleine eingefahren waren. Nahm ich Fühlung, so standen sie, ließ ich den Zügel hängen, so hundetrabten sie aufs ärgerlichste, sodaß ein Schlitten nach dem anderen unter Entschuldigungen an mir vorbeiflog. Die Peitsche verwirrte die jungen Tiere nur, sie bielten sich für bestraft, bäumten, feuerten aus und wußten nicht, was sie sollten; wahrscheinlich dachten sie, daß sie pflügten – Gott weiß es. Zudem war der Schlitten zu eng und meine Dame zu dick, sodaß ich höllisch unbequem und schneidend auf der Lehne saß. Hätte sie nur einen einzigen Scherz gemacht oder wenigstens auf meine Witze geachtet! So aber sah sie alles schwarz und malte sich die niederträchtigsten Unbequemlichkeiten aus, während sie auf meine Unkosten recht bequem situiert war. Schon waren die anderen Schlitten unserem Blick entschwunden, da entdeckte ich durch Zufall, daß dasselbe Mittel, wodurch man durchgehende Pferde zum Stehen bringt, die meinigen zur Eile trieb. Man mußte fortwährend sägen und zuppen, so liefen sie wie die Teufel. Ich sägte und zuppte also schonungslos, und meine Pferde griffen nun so scharf aus, daß ich noch vor dem Mägdesprung den Zug erreichte.

In Alexisbad war Kaffee und große Heiterkeit, als auf einmal unter den jungen Leuten der stürmische Wunsch entstand, bei der Zurückkunft im Großen Gasthof noch zu tanzen. Wir Eltern wurden um die Erlaubnis förmlich berannt, die wir, soweit wir eine Stimme dabei hatten, auch gaben unter der Bedingung, daß nur bis 10 Uhr getanzt würde. Sogleich ging ein gemieteter Schlitten ab mit dem Befehl an den Wirt, zu heizen, zu erleuchten, Musik zu beschaffen und ein Souper bereitzuhalten.

Es wurde der lustigste Ball, den ich je gesehen habe. Die Husaren waren so vergnügt, daß sie wie Böcke übereinander wegsprangen. Namentlich war ein Herr v. Kleist, der die Honneurs machte und deshalb viel zu laufen hatte, ein fabelhafter Springer. Mit der graziösesten Leichtigkeit flog er wie ein Federball ohne Anlauf und ohne Aufstützen der Hände über seine Kameraden weg, die so daran gewöhnt schienen, daß sie sich weder nach ihm umsahen noch sich im geringsten in der Unterhaltung mit ihren Damen stören ließen. Er ist eine schöne gedrungene Husarengestalt und ein Kerl wie aus Eisen; im Nebenzimmer ließ er sich ganz gerade mit angelegten Armen, wie ein Scheit Holz, aufs Gesicht fallen. Punkt 10 Uhr zogen die Musikanten ab (die Bedingung ward mit militärischer Genauigkeit eingehalten), die Tafel wurde aufgeschlagen, und um 12 Uhr war alles zu Ende. Als ich mich beim Weggehen noch einmal in der Tür umdrehte, bemerkte ich, wie Kleist über alles, Kameraden und Notenpulte und kreuzweis über die Tafel hinwegsprang.

Ich weiß nicht mehr, der wieviele Ball das in diesem Winter war und wie viele noch in Aussicht stehen. In solche kostspielige Sachen kann man verwickelt werden, wenn man eine tanzbare Tochter hat. Anna ist wohlfeiler. Sie denkt gar nicht an derlei Vergnügungen, ist das Aschenbrödel, das seine Schwester anputzt, und dabei ist sie innerlich doch die vergnügteste von allen. An dem tollen Treiben dieses Winters sind die Husaren schuld, hoffentlich werden sie bei der bevorstehenden Reorganisation nach Stendal versetzt. —

Ich lese jetzt mit außerordentlichem Interesse eine von Varnhagen veranstaltete Sammlung von Aufsätzen über seine verstorbene Frau. Es sind Erzählungen der Freunde vom ersten Bekanntwerden mit ihr, Beschreibungen ihres Cirkels, ihrer Person, ihres Wesens, Auszüge aus ihren Briefen über bestimmte Gegenstände. Ich schäme mich fast, daß ich erst jetzt die Bekanntschaft dieser berühmten Rahel mache. Bis jetzt hatte mich eine Art pharisäischen Hochmuts davon abgehalten; ich dachte, es wäre ein verdrehter jüdischer Blaustrumpf gewesen, die Autorität ihrer Verehrer war keine für mich. Aber welch einen Schatz von Menschenkind habe ich da gefunden, welch wunderbar herrlich ausgestattete Menschenseele von reinstem Adel! Was wir eine Christin nennen, war sie zwar nicht, aber sie scheint eine Frömmigkeit gehabt zu haben, die viele Christen beschämen könnte, ein wunderbares Bewußtsein von der Gegenwart Gottes und der Zusammengehörigkeit mit ihm, ein Gefühl der Abhängigkeit und des bewußten, einwilligenden Gehorsams, aus dem sie immerfort Trost, Hoffnung und Stärke schöpfte. Von ihrer Bedeutung kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß ein kleines, kurzhalsiges, mageres, nichts weniger als hübsches Judenfräulein die Macht hatte, allabendlich die bedeutendsten Personen aller Stände, die Berlin aufzuweisen hatte, um sich zu versammeln. Ich nenne nur Schleiermacher, Gentz, Gans, v. Brinkmann, Prinz Louis, Fürst Pückler, Bettina, Fr. v. Schlegel, die Humboldts, Prinz und Prinzessin Radziwill, die Staël. Alle diese waren

ihre warmen Freunde, ja ihre Schüler, lauschend den wunderbaren Offenbarungen und Weissagungen, die von ihren Lippen strömten, sich Trost und Belehrung von ihr erbittend. Goethe und Jean Paul sind voll von Bewunderung und Verehrung für sie. Als Varnhagen von Ense sie heiratete, war sie schon zweiundvierzig Jahre alt und er erst dreißig. Es ist etwas ganz Besonderes gewesen, und viel lerne ich aus dieser Lektüre, die mich ebenso fesselt wie erbaut. —

Mein Adolph steckt im schriftlichen Examen. Mir ist etwas bange davor, da er seine Arbeit dann mündlich verteidigen muß und seine Opponenten alte schlaue Räte sind. Da kommt es vor allem auf ein rasches Judizium an, ein schnelles Auffassen und augenblicklich treffendes Urteil, und das ist etwas, was ihm wie mir abgeht. Wir sind beide immer erst hinterher klug.

*

Heyn, am 11. Mai 1860. Deine Geburtstagssonne ist prächtig aufgestiegen, 21 Grad Wärme, die Bäume im schönsten Blütenschmuck, über den grünen Saatfeldern steht das Gebirge dunkelblau, der Brocken mit weißer Haube, die Nachtigallen schlagen in den Büschen, und die Menschen, die bei mir ab und zu gehen, haben rote erhitzte Köpfe — alles Dir zu Ehren; denn gestern heizte mein Ofen noch den ganzen Tag und man ging mit Überziehern aus. Ich stand sehr früh auf, pfiff Dir meinen Frühlingschoral „Aus tiefer Not“ und wünschte Dich ungemein herbei, mein fürstliches Frühstück und den großen Augenblick mit mir zu teilen, da der Mensch sich die erste Pfeife anzündet.

Vorgestern, an Adolphs Geburtstag, brachte mir die Hofdame Fräulein v. Massow ihn samt Julchen und Elisabeth heraus, sogar das Hündchen Poli war nicht vergessen und gab vor Freude fast den Geist auf, mich ganz unerwartet hier in der Fremde vorzufinden. Dazu flatterte noch ein niedliches Kanarienvögelchen zum Fenster herein, ließ sich von Elisabeth greifen und in ein schnell entluftetes Bäuerchen stecken, in welchem es mit nach Ballenstädt gewandert ist. Adolph war, ganz ohne eine Ahnung von seinem Geburtstage, nach Ballenstädt gekommen, um mir zu verkündigen, daß er durchs Examen sei. Da war denn über diese (wie Du es nennst) glückliche Niederkunft sehr große Freude, und der mitgebrachte Kuchen ging leichtlich ein.

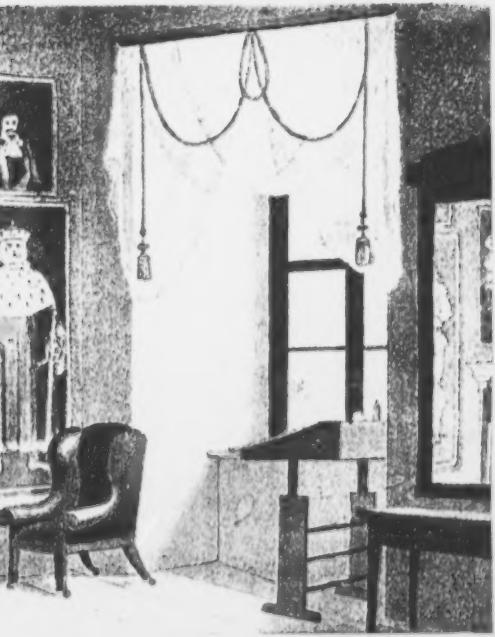
Das gute Fräulein v. Massow, früher als Novellendichterin in Wiener Almanachs als „Martha von der Höhe“ etwas bekannt, werden wir nun verlieren. Sie ist ein unbeschreiblich gutes und sanftes Wesen, ganz in der Art der seligen Dora Heynitz, auch eine etwas winselnde Natur wie diese, und weil sie niemand etwas zuleide tut, von der ganzen Ballenstädter Gesellschaft auf Händen getragen. Der Herzogin aber genügt sie nicht, weil sie zu wenig auftritt, nicht genug dame de prétension ist. Ich glaube, daß es in der ganzen Welt keine abhängigere und schwierigere Stellung gibt als die einer einzelnen Hofdame, die folglich immer de jour ist. —

Du mußt nicht fürchten, lieber alter Bruder, daß ich Deine politische Ansicht nicht verstände. Es stecken aber wohl zwei Geister in Dir. Eigentlich

Wilhelm von Kügelgens Zimmer in Schloß Hoym.

Nach einem Aquarell von Wilhelm v. Kügelgen.

„Es ist prächtig hier oben; die vielen alten Bilder, die ich einst restaurierte und aufhängte, sind meine liebe Gesellschaft. Herrliche dürre Männer mit gespreizten roten Beinen, auch Biergestalten mit Pluderhosen und Falstaffgesichtern, gespenstisch vermummte Weiber mit dem Ausdruck des Sodbrennens. Ich liebe sie alle." 27. Mai 1859.



Ludwig Richter: Schloß Ballenstedt.

Ludwig Richter: Schloß Falkenstein.

„Wir gingen beim herrlichsten Wetter zusammen mit Ludwig Richter auf den Falkenstein. O wie war ich selig mit den Genossen der Jugend! ... Dann ging das Zeichnen los." 20. Sept. 1842.

bist Du ganz einfach liberal und redest gerade so wie meine hiesigen liberalen Bekannten, mit denen Du Dich jedoch keinen Augenblick vertragen würdest. Denn anderseits erblickst Du ganz offenbar in den liberalen Forderungen (deren wesentlichste die Volkssouveränität oder mit anderen Worten die Herrschaft der gezählten, nicht gewogenen Majorität, daher Betrachtung des historischen Rechtes ist) doch durchaus kein Heil, sondern Schaden. Aber trotzdem schlägst Du Dich nicht auf die konservative Seite, die jenen Schaden klar erkennt und ihn mit rechtlichen Mitteln bekämpft — vielmehr meinst Du, man müßte das Ding laufen lassen, wie es läuft, da es Knabenwerk sei, sich einer Zeitströmung entgegenzustemmen. Ich hingegen halte es für Pflicht, einer verderblichen Zeitströmung sich entgegenzustemmen. Ich habe nichts einzuwenden gegen einen tollen Hund, aber sehr viel gegen die, die ihn nicht totschlagen.

Bei Deinem Räsonnement übersiehst Du, daß das konservative Manteuffelsche Ministerium doch durch ganze zehn Jahre hindurch das populärste gewesen ist, das Preußen je gehabt hat, bis sich dann die Regierung, ganz ohne irgendwelche Nötigung, plötzlich selbst herumwarf. Wenn aber die Regierung selbst das liberale Banner entfaltet, dann ist es kein Wunder, wenn die Wasser, die zu jeder Zeit nach unten streben, wieder frisch dahin strömen, nämlich zur Tiefe. In solchen Zeiten hat der Konservativismus freilich keine andere Bedeutung, als Zeugnis abzulegen gegen Unrecht und Unsinn, um wenigstens allzu heftiger Überstürzung entgegenzuwirken, und dieser Pflicht unterzieht er sich, obgleich von hoher Ungnade getroffen, seit zwei Jahren mit Eifer und in Ehren. Man muß die alte Lehre nicht vergessen, daß das schlimmste Unglück, das einen Staat treffen kann, die Revolution, niemals die Folge einer konservativen Regierung gewesen ist, sondern immer aus liberalen Konzessionen oder offenbaren Rechtsbrüchen hervorgegangen ist (die Worte „liberal" und „konservativ" gebrauche ich natürlich im neuesten Sinne).

Wenn Du Dich damit tröstest, daß doch alles gehen und kommen werde, wie es solle, so nimmst Du, lieber Gerhard, einen Standpunkt ein, der wissenschaftlich nicht zu alterieren und der praktisch vorteilhaft ist, weil er einem über den Ärger hilft; auch ich flüchte mich oft in diese Festung und freue mich, daß die Wahrheit zwei Seiten hat — wird mir die eine ungemütlich, so besehe ich mir die andere. Die Geschichte gleicht in der Tat einem Naturprozeß, sie entwickelt sich wie ein Baum, der an sich nichts ändern kann; obgleich er sich frei aus sich gestaltet, so liegt sein Wachstum, Gedeihen und Faulwerden doch nicht in seiner Willkür. Unter diesem Gesichtspunkt meinst Du, die Menschen wollen nicht, sondern werden gewollt, Weisheit oder Dummheit der Regierungen kann weder schaden noch helfen, und das Recht ist nur ein Traum, den die Tatsachen, das wirkliche Leben rasch zerstören.

Auf ganz verschiedenen Wegen kommen Philosophie und Theologie zu dieser nämlichen Ansicht. Die erstere durch die allgemeine Ursachlichkeit, die zweite durch die Allein-Ursachlichkeit Gottes. Der Prädestinatianer

sagt: Gott gibt das Gebot nicht, daß wir's halten sollen, was unmöglich ist, sondern daß wir daran unser Unvermögen, es zu halten, erkennen. Spinoza findet keinen sittlichen Unterschied zwischen Gerechten und Ungerechten oder Galgenschwengeln, obgleich er dafür ist, daß diese erlegt werden wie tolle Hunde, aus gemeinnützigen Gründen. Und der Grieche Demonax behauptet, alle Gesetze seien unnütz, denn die Guten brauchten sie nicht und die Bösen hielten sie nicht.

Ich teile alle diese Ansichten, es ist Wahrheit darin, aber einseitige. Bin ich Leib oder Seele? Ich bin beides ganz, nicht eines von beiden. Bin ich frei oder bestimmt? Ich bin beides, und zwar nicht je nachdem, sondern ich bin beides ganz und immerdar. Ob diese Ansicht schon irgendwo ausgesprochen ist, weiß ich nicht; ich habe sie vor langen Jahren bei einem einsamen Spaziergange nach Alexisbad gefunden und mich seit der Zeit dabei beruhigt. Dunkel und schwebend ist sie freilich, nur eine Ahnung der Wahrheit. Aber dunkel ist der ganze interessante Gegenstand, der weit über unsere Fassungskraft geht; transzendent, also über das Gebiet des wissenschaftlichen Denkens hinaus liegend nennt ihn Kant. Ob schulgerechte Philosophie meine Auffassung gelten lassen würde, weiß ich nicht. Für mich habe ich solange einen Schatz daran, als mir ihn niemand raubt. Praktisch aber folgt für mich daraus, daß ich handeln muß, als wäre ich frei.

Hoym, 12. Mai 1860. Mein lieber dicker, jüngerer, aber vernünftigerer Bruder! Da wir bisweilen nicht ganz strikte harmonieren, so freue ich mich doppelt über jedes Gefühl und jede Ansicht, in denen wir einander begegnen, z. B. Deine Liebe zur Brüdergemeine. Auch mir erscheint ihre Auffassung des Christentums ebenso liebenswürdig wie ihre Gemeindeverfassung bewunderungswürdig. Wenn Du aber lobst, daß sie Staat und Kirche weise auseinanderhalten, so weiß ich nicht, ob Du damit recht hast, mir scheint vielmehr hier ein ganz besonderer, höchst interessanter Typus des Verhältnisses von Staat und Kirche vorzuliegen.

Die Herrnhuter sind nicht nur eine kirchliche, sondern auch eine bürgerliche Gemeinde, und so eng ist der politische Gemeindeverband mit dem kirchlichen zusammengeschlossen, daß man (außer in der Diaspora) weder zur kirchlichen Gemeinde treten kann, ohne an einem Gemeindeort zu wohnen, noch mit Genuß des Bürgerrechts an einem Gemeindeort wohnen, ohne in die kirchliche Gemeinschaft einzutreten. So ist die kirchliche Berechtigung von der bürgerlichen, die bürgerliche von der kirchlichen abhängig. Als Herrnhutisches Kind taufen, konfirmieren und erziehen sie Dich in ihren Anstalten, und bist Du mündig und erklärst Dich gegen den Glauben, schließest Dich vom Gottesdienst aus oder bequemst Dich nicht der sehr strengen Sittenpolizei, so verbrennen sie Dich zwar nicht, auch zerreißen sie Dich nicht, wohl aber Deinen Bürgerbrief, und fort mußt Du ohne Gnade.

An das Königreich Sachsen werden Steuern gezahlt und Soldaten gestellt, im übrigen aber ist die Commune so selbständig, daß sogar die Justizbeamten (welche freilich die Befähigung zu sächsischen Richtern haben müssen) von der Gemeinde angestellt werden und Herrnhuter sind. Denkt

man sich nun den Fall, daß ein solches Gemeindewesen sich über ganz Sachsen verbreitete, so würde der König eine bloße Figur werden, die den Besitztitel trägt, wie jetzt die Gräfin Einsiedel (die von seiten des Staats als Besitzerin aller Herrnhutschen Grundliegenschaften angesehen wird, von seiten der Gemeinde aber nur Vertrauensperson ist), an des Königs Stelle aber würde der Oberälteste der Gemeinde (Christus) treten und alle letzten Entscheidungen durch das Los geben. Von einer Scheidung zwischen Kirche und Staat wäre keine Rede mehr, da der letztere komplett in der Kirche aufginge, und optima forma wäre eine Theokratie entstanden wie der ursprüngliche Judenstaat. Die jetzige Scheidung zwischen Kirche und Staat bezieht sich also keineswegs auf die inneren Verhältnisse der Commune, sondern nur auf den Schutzstaat. Der König von Sachsen bekümmert sich nicht um die Herrnhutsche Kirche und Schule; beide sind ausschließlich in der Hand der Herrnhutschen Gemeinde.

Interessant ist es nun zu bemerken, daß die Herrnhutschen Verhältnisse gerade die umgekehrten der lutherischen sind, welche die Kirche, indem diese wie das Postwesen ein Verwaltungszweig des Staates ist, gänzlich im Staate aufgehen lassen. Die dritte Form des christlichen Staates ist die katholischer Staaten, wo beides ganz selbständig nebeneinander besteht: der Idee nach das beste. Du bist für alles dieses nicht, sondern für den amerikanischen Indifferentismus, wo beide Potenzen sich gar nicht um einander bekümmern, und Du bist insofern gut dran mit Deinem Geschmack, als wir augenscheinlich in Europa diesen Zuständen entgegengehen.

Hoym, 13. Mai 1860. Bei dem Leweschen Goethewerk hatte ich die Empfindung, als läse ich in irgendeiner Mythologie die Galanterien des Jupiter. Ich weiß nicht, warum es interessant sein soll, alle diese abwechselnden Liebschaften mit Dienstmädchen und Gräfinnen so detailliert zu besehen. Es muß scheußlich sein, sich in allen tierischen Regungen so von aller Welt beschauen zu lassen. Von der anderen Seite ist Goethe der erste Dichter der Welt, ich stelle ihn sogar noch über Shakespeare, wenigstens unbedingt in lyrischer Beziehung. Über den Dichter aber scheint mir das Urteil des Engländers zu flach, wie es denn wohl auch nicht möglich ist, daß ein Ausländer die deutsche Sprache, die Goethe nach Luther gewissermaßen neu geschaffen, in ihrer wunderbaren Tiefe ganz verstehen könne. Mit großer Klarheit behandelt Lewes allerdings seinen Gegenstand, aber die klare Darstellung der Oberfläche einer Sache ist keine Hexerei, wenn man von der mystischen Tiefe keine Ahnung hat.

Couvert. Daß Du meine politischen Exkursionen Deinen Damen verschweigst, gefällt mir; ich mache es mit den Deinigen auch so. Als Theoretiker sind Frauen immer unerträglich; erträglich übrigens auch nur sehr wenige Männer. Die Frauen können straffe Patrioten sein, als Politiker sind sie nicht aufzuklären.

*

Hoym, am 5. Juli 1860. Was ich heute zu erzählen habe, wird Dich sicher interessieren. Ich bin nämlich all wieder einmal in Sachsen gewesen,

habe gelbe Briefträger gesehen und „Ach Herr Ehemersch“ und „Ich bitte Ihnen mei Gutesier“ und dergleichen heimische Musik gehört. Still bescheiden blühte ich zu Hoym im Verborgenen wie ein Veilchen, als die Herzogin es sich plötzlich einfallen ließ, mich abzupflücken und wieder einmal als Reisemarschall vorzustecken. Die Reise sollte nach Döbernitz bei Delitzsch gehen, Rollers erster Pfarre, von welcher er fast täglich erzählte, oder, wenn er es unterließ, so taten es die Schwestern. Aber nicht deswegen sollte hingereist werden, sondern um Graf Hohenthals zu besuchen, die dort hausen, seit Königsbrück verkauft ist. Da ich mir seit einiger Zeit bewußt bin, unter dem wechselnden Mond nicht mehr sonderlich in Gnaden zu stehen, so war ich sehr überrascht, zugleich auch erschrocken. Ich ging nämlich wie in den Krieg, wo einer bleiben kann, denn mein Naturell wie meine körperlichen Schwächen machen es mir fast unmöglich, in jedem Augenblick an alle Bedürfnisse zu denken, die meine erlauchte Gebieterin nebst ihrem Schweif von elf Personen nicht allein für diesen Moment, sondern auch für alle Momente des morgenden und übermorgenden Tages etwa haben könnte. Ich wünschte, ich könnte Dich in alle Details und ihre Schrecken führen, aber das geht nur mündlich mit der Pfeife, und auch da wird es nicht begreiflich, man muß es erlebt haben. Man stellt sich übrigens auch nicht gern selbst als Krüppel dar.

Ich verließ mich also auf Gott, der sich denn auch an mir mit Wundern und Zeichen bezeugte. Denn natürlich ist es nicht zu erklären, daß von dem Augenblick der Abreise an meine Übel weg waren und daß mir das Notwendige immer rechtzeitig einfiel oder auch eingefallen wurde. Als wir z. B. am letzten Abend in Döbernitz im Garten saßen, erwähnte die Herzogin zufällig gegen ihre Schwester Hohenthal, daß sie am anderen Tage in Bernburg beim Diner an etwas denken werde. An dieses Diner hatte ich aber gar nicht gedacht; Pferde, Wagen und Leute hatte ich an den Bernburger Bahnhof bestellt, daß aber die arme Herzogin auch essen müßte, war mir gar nicht eingefallen; denn ein Cavalier ist immer satt, während die Herrschaften immer Appetit haben. Jene Bemerkung traf mich daher wie ein Blitz. Unter dem Vorwande eines Spaziergangs eilte ich nach dem Bahnhofe des etwa eine Viertelstunde entfernten Städtchens Delitzsch, wo es sich so glücklich traf, daß eben der letzte Zug abging und ich einen Bahnhofsbeamten zu bewegen vermochte, nach Leipzig zu fahren und dort eine telegraphische Depesche für Bernburg abzugeben. Wenn ich eine Viertelstunde später kam, war der Zug weg und eine rechtzeitige Nachricht nach Bernburg unmöglich; beim Diner hätte die gnädigste Frau wohl an etwas denken, keineswegs aber etwas essen können.

Der arme Hohenthal ist krank an der Herzbeutelwassersucht, konnte nicht mehr gehen und wurde in einem Rollstuhl herumgefahren; doch war er gesellig, zeigte Freude, mich zu sehen, und hatte mich um sich, soviel die Umstände es erlaubten. Gewöhnlich ließ er mich schon morgens ½8 Uhr zu sich bitten. Dann saßen wir in dem herrlichen Park im duftigen Schatten einer uralten Linde und rauchten echt holländischen Mandelkern aus

schön geschnittenen Meerschaumpfeifen. Um 9 Uhr kam dann auch die alte Gräfin, seine Mutter, eine wunderschöne Dame von über achtzig Jahren, die mit der Würde ihres Alters und Standes die liebenswürdigste Herzensfreundlichkeit verbindet. Sie hat unsere Eltern sehr gut gekannt. Auch fiel mir ein, daß unsere Mutter in ganz alten Zeiten gelegentlich klagte, daß diese Frau sich ihr zu nahen trachte; sie mochte der guten Mutter zu reich und vornehm sein. Mir wäre ihre Bekanntschaft allein schon ein Äquivalent für alle Drangsale der Reise gewesen. Es war lieblich unter der Linde mit diesem todwunden Ritter, der ganz in Gott ergeben schien, und seiner alten Mutter, die den einzigen Sohn über alles liebt und ihn nun hinsterben sieht. Es wehte mich etwas an von den Kräften der zukünftigen Welt.

Wir saßen da, bis sich gegen 11 Uhr auch die Herzogin mit ihrer Schwester und den übrigen Damen einstellte. Dann drückte ich mich ab und ging meine eignen Wege durch Wiesen und Erlen, Wege, die einst der junge Roller ging, voll kleiner Bauernkinder an seinen Rockschößen, mit denen er sich auch gelegentlich im Grase wälzte, ihnen zeigend, wieviel Beine die Käfer haben und wie sie unter ihren Flügeldecken die durchsichtigen, zusammengefalteten Flügel bergen. Dies erzählte mir eine alte Bauernfrau, die aufleuchtete, als ich sie nach Roller fragte, und die als Kind dergleichen Genüsse geteilt hatte. Sie sprach viel und mit vollem Herzen von unserem Lehrer, sodaß es mir wohltat. Es war damals auch Rollers glänzendste Periode. Einen kolossalen Walnußbaum zeigte mir der Pastor im Pfarrgarten, den Roller noch gepflanzt, auch waren noch Überreste eines kleinen Fischteiches da und die Stelle, wo er einen Springbrunnen angelegt hatte.

Als Prinzeß Louise, die mit uns war, früher zurückreiste, begleitete ich sie bis Leipzig. Hier besuchte ich Gerhard Zeschwitz, der da Professor und Universitätsprediger ist. Der liebe Gerhard empfing mich wie einen leiblichen Onkel, machte sich frei und fuhr mich ins Rosental, den Himmel der Leipziger, allerdings ein herrlicher ausgedehnter Wald mit reizenden Kaffeegärten. Hier trafen wir den Professor Fechner, Clara Volkmanns Mann. Wir setzten uns zusammen und wurden miteinander jung, Gerhard hingegen alt unter uns gewiegten Männern.

Viel war die Rede von einem Vorfall, der an demselben Tage stattgefunden hatte. Der Sohn des alten Lindner, ebenfalls Professor der Theologie[1], war nämlich am Morgen auf sechs Jahre nach dem Zwickauer Zuchthause abgeführt worden, zur größten Satisfaktion der Ungläubigen und zum größten Schmerz der gläubigen Welt, zu der er sich gehalten. Er hat sich nämlich seit Jahren, das Vertrauen der Inspektoren täuschend, heimlich aus allen wertvollen Handschriften der Universitätsbibliothek mit der Schere Initialen und Miniaturen ausgeschnitten, während er gleichzeitig als Professor über Moral und Eigentumsrecht las. Mit den

[1] Bruno Lindner, geb. 1814, seit 1846 Professor der Theologie, Verfasser eines „Lehrbuchs der Kirchengeschichte" (1848). Er wurde 1863 begnadigt.

annektierten Bildern konnte er nichts anfangen, er durfte sie weder jemand zu zeigen noch zu verkaufen wagen, nur in stiller Nacht konnte er sich allein daran erquicken. Jezschwitz, der ihm befreundet war, nannte dies Laster Ikonomanie, Zeichner Spitzbüberei. Merkwürdig ist es, daß der höchst verblendete Ikonomane oder Spitzbube, der sonst für einen Ehrenmann gegolten, seinem Beichtvater Ahlfeld gestanden hat, daß er während seines langjährigen langfingrigen Gebarens nie die geringsten Gewissensbisse gehabt. Der würdige alte Vater, eine treffliche Frau und liebe Kinder weinen ihm nun nach. Gott bewahre doch einen jeden Christenmenschen vor Ikono- und anderen Manien! Das Christentum hat das Üble, daß es die zehn Gebote Gottes im Leibe hat, daher ein fehlender Christ zehnmal schlimmer ist als jeder andere Dieb, und solche Leute tun der Kirche mehr Schaden als die langweiligsten Prediger.

Jezschwitz brachte mich noch zu Professor Jäger[1], einem bekannten Maler, der mich mit offenen Armen wie einen alten Freund empfing, weil er mich für Constantin hielt, den er in München gekannt. Ich sah da herrliche Bilder, wie sie nur aus einer Christenseele kommen können, und es wurde mir ganz wehmütig in der Terpentin- und Firnisatmosphäre. Auch den Professor Kahnis lernte ich noch kennen und kehrte mit seinem trefflichen Buche „Der innere Gang des deutschen Protestantismus“ beschenkt nach Döbernitz zu den vornehmen Leuten zurück.

Ein paar Tage darauf fuhr ich zu meinem Vergnügen noch einmal nach dem nur vier Meilen entfernten Leipzig, vorbei an dem alten Volkmannschen Gute Zschortau, dessen Anblick eine Menge Kindererinnerungen wachrief. In Leipzig brachte ich mehrere Stunden in dem neuen Museum zu, welches die Stadt, veranlaßt durch Erbschaft einer Privatgalerie, mit Geschmack und Luxus erbaut hat. Man sieht hier wundervolle Bilder neuerer Meister, meist Franzosen, deren Staffeleimalerei die unsrige allerdings übertrifft. De la Roche, Biard, Gudin und Calame sind die Könige der Sammlung. Es ist eine Perle von einer kleinen Galerie, auch hinsichtlich der architektonischen Anlage. Danach hatte ich Feaners in das Rosental veranlaßt und sah dabei auch Elärchen wieder, ein kleines altes Mütterchen mit eisgrauen Haaren und einem Kleiderschnitt, wie er etwa vor dreißig Jahren getragen ward. Sie war aber ganz unbefangen, das liebe Elärchen, erzählte ungeheuer viel von ihrer Familie und brach fast den Hals vor Lachen über meine schlechten Witze.

Hohenthal, der sich in Freigebigkeit selbst übertreffen würde, wenn das möglich wäre, schenkte mir beim Abschiede eine Brillantnadel, nämlich eine goldene Fliege mit brillantenen Flügeln, und einen unerhört geschmackvollen Spazierstock mit hohem gebogenen Elfenbeingriff. Mehr noch — als wir in Ballenstädt zurück waren, überbrachte mir einer der mitgewesenen Lakaien noch ein Pfund Mandelkern in einer Blechkapsel, das

[1] Gustav Jaeger (1808—71), Schüler von Schnorr von Carolsfeld, malte historische und biblische Stoffe.

ihm der Graf für mich zugesteckt hatte mit der Weisung, es mir erst zu Hause zu übergeben. Roller hätte gesagt: „Dergleichen! Dergleichen!“

Auf der Rückreise blieben wir einen Tag in Bernburg. Hier besuchten wir das neue Johannishospital, ein Krankenhaus, welches nach Art des Berliner Bethanien trotz großer Hindernisse durch Schätzells eiserne Beharrlichkeit zustande gekommen ist. Die Oberin, eine Diakonisse, die uns Bethanien abgelassen, ist von einer wunderbaren Schönheit, welche durch die einfache Ordenstracht noch beträchtlich gehoben wird. Ich glaube, Gott hat den Frauen die Putzsucht anerschaffen, damit sie uns weniger gefährlich werden sollen. Wie reizend sah diese Schwester Louise aus unter all den aufgedonnerten und aufgeputzten Damen, in deren Gesellschaft ich das Krankenhaus besuchte. Die Oberin machte die Honneurs mit der Anmut und Würde einer Fürstin und der freundlichen Unbefangenheit eines Kindes. Sie führte uns durch Garten, Küche, Keller und alle Räume. Alles war zum Ablecken reinlich, und so ist's zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht. Es waren dreißig Kranke da, alle in reiner Wäsche, reinen Betten, reiner Luft, und alle genießen sie die Pflege und den Zuspruch eines so engelhaften Wesens, wie die Schwester Louise ist. Aber diese tröstet nicht nur ihre Patienten, betet nicht nur mit ihnen und überwacht ihre Pflege, sondern sie greift auch zu, hebt und trägt sie, macht ihre Betten, scheuert, kehrt, kocht, regiert das ganze Haus wie ein Adler und führt die künstlichste Rechnung wie ein Steuerbeamter. Ich habe grenzenlosen Respekt vor dieser Person wie auch vor der anderen unter ihr stehenden Schwester. Zu ihrer Hilfe haben diese beiden nur eine Magd und einen Hausknecht, und dieses kleine Personal reicht aus für Haus und Garten, der ebenfalls in bester Ordnung war. Die Bernburger schwärmen jetzt für diese Anstalt, die sie anfangs zu hindern suchten, weil sie dieselbe für einen Herd des um sich greifenden Pietismus hielten — was sie denn ja auch ist, denn was an dieser Stelle ein paar christliche Mädchen wirken können, ist nicht zu glauben.

Schätzell zu danken ist man freilich weit entfernt, da er als Kreuzzeitungsmann ja doch nur selbstsüchtige Zwecke verfolgen kann. Was er dem Lande gewesen, wird man erst erkennen, wenn er einmal nicht mehr da ist. Die Feinde werden ihm geboten wie der Tau aus der Morgenröte. Aber er steht tapfer fest als ein Ritter und ein Christ. Er ist ein Mann von der höchsten staatsmännischen Begabung und ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe. Doch ist er vielleicht etwas zu heftig und hat eine preußische, etwas maliziöse und sarkastische Ader, wodurch er Viele vor den Kopf stößt und sie sich zum Feinde macht. Zu mir hat er eine rührende brüderliche Liebe, die schwer zu begreifen, da er ein sanguinischer Choleriker ist, ich aber melancholisch-phlegmatisch.

*

Haym, am 22. Dec. 1860. Das war nach langer Zeit doch wieder einmal ein echter lieber Gerhards-Brief; wenn er auch nicht gerade am Dato einlief, so doch als höchst brillante Nachfeier meines Geburtstages. Habe Dank, mein Alter! Wenn mir nicht die Briefe sagten, daß meine Lieben

an diesem Tage meiner gedenken, so würde ich den Geburtstag für die blanke Narrenposse halten und wünschen, am Schalttage geboren zu sein, wie der alte Kriegel [Jug.-Er. IV, 4]. Der alte Kriegel! O tempora! Als wir ihn so nannten, war er wahrscheinlich jünger als wir jetzt.

Mit meiner Gesundheit geht es nicht besonders, meine Brustbeschwerden haben arg zugenommen. Jetzt hat sich Julchen meiner erbarmt und mich in die Kur genommen. Sie hat nämlich einen medizinischen Instinkt, vermöge dessen sie mich (wenn ich in Ballenstädt bin) jeden Morgen mit Speck eintreibt, was mir wirklich gut zu tun scheint. Es ist rührend, mit welcher Treue und Freundlichkeit sie sich regelmäßig mit ihrer Schwarte einstellt, ihren Samariterdienst zu versehen. Du hast recht, so wie damals vor dem Schwarzen Tore [in Dresden-Neustadt] wird es nicht wieder, aber ich wünschte doch, daß ich, wenn ich einmal leben bleiben soll, wenigstens wieder soweit käme, meinen Dienst verrichten zu können. Hier in Hoym geht es zwar, aber der Reisedienst geht nicht, und wenn ich in Ballenstädt aufs Schloß oder ins Theater oder gar zu Ball befohlen werde, so habe ich Hinrichtungsgefühle. Die Herzogin hat wiederholt geäußert, sie habe auf der Reise niemand lieber bei sich als Deinen Bruder, daher es mir ein drückendes Gefühl ist, zu diesem einzigen Geschäft, zu dem ich etwa taugen möchte, untauglich zu sein, weil ich die Strapazen nicht vertrage. Nach der Schweiz konnte ich nicht mit, jetzt wieder zweimal nicht nach Döbernitz, wo der arme Hohenthal nun seinem Leiden erlegen ist.

Unser alter Schubert ist auch gestorben, schon im Juli, einundachtzig Jahre alt, der letzte Freund aus dem elterlichen Hause! Und Ernst Heynitz ist vom Schlage gerührt, hoffnungslos gelähmt, auch geistig. Wenn ich an diesen herrlichen Menschen denke, dem ich befreundet war wie wenigen, blutet mir das Herz. Es wird immer öder und einsamer um uns. Der heilige Chrysostomus dankte freilich Gott täglich für alles, wie es war. Das sollten wir auch recht lernen! Aber es ist schwer, das Herz dahin zu stimmen, ja unmöglich, wenn nicht Gott der Herr selbst den Stimmhammer ansetzt.

Am wenigsten gelingt mir diese Gottergebung gegenüber dem politischen Geschehen. Zwar ärgere ich mich nicht gerade über den Unsinn und die mannigfaltige Verkehrtheit, aber es betrübt und ängstigt mich, wenn ich sehe, wie der deutsche Janhagel jedesmal in allen seinen Blättern jubelt, wenn ausländische Freiheitsluft der deutschen Ordnung irgendwo einen Fußtritt gegeben hat, und wie alles, was sich nur die Devise „Freiheit“ ansteckt, und wär's ein räudiger Hund, zum goldenen Kalbe wird. Gott zu danken für die Verblendung, mit der er mein Volk schlägt, das kann ich nicht, obgleich, wenn man ans Ende der Dinge schauen könnte, man vielleicht sehen würde, daß sich aus allen diesen Gottlosigkeiten ein neuer Himmel und eine neue Erde auferbaut. Ich tröste mich damit: Es gehört viel Mist zum Gedeihen der Zuckerrüben.

Mit den Meinigen habe ich in diesem Winter in Ballenstädt sehr traurliche Abende verlebt. Ich habe eine Manier in Deckfarben erfunden, in

welcher ich kleine Köpfe malte, z. B. wiederholt den Herzog (zum Verschenken), auch niedliche Frauengesichter nach eigener Phantasie. Diese Malerei macht einen allerliebsten Effekt. Während ich pinselte, lasen die Töchter vor und Julchen strickte. Wir lasen den höchst albernen Roman von Hackländer „Der neue Don Quixote", kein Meisterwerk, aber unter so behaglichen Verhältnissen ganz unterhaltend, und dann „Meine Novelle" von Bulwer, bei großen Mängeln doch ein Meisterwerk. Es war so heimisch dieses Lesen und Zeichnen, zurückversetzend in alte strebsame Zeiten. Daß ich's aber werde fortsetzen können, glaube ich kaum, da ich nur noch durch Brillen und Brennglöser arbeiten kann, was namentlich bei Licht das Auge kränkt.

Heym, am 18. Jan. 1861. Dein eben eingetroffener Brief ist mir eine große Freude. Ja, mein alter Dicker, wir verstehen uns in Schmerzen wie in Freuden, nur in einem Punkt bleibst Du mir dunkel und verstehen wir uns nicht, nämlich in der Politik. Das mag aber wohl auch mit daran liegen, daß ich leichtlich alles etwas auf die Spitze treibe. So muß ich mich unklar ausgedrückt haben, wenn Du verstandest, daß ich die Revolution an sich verdamme. Ich lobe sie nicht und ich tadele sie nicht, ebensowenig wie ich kochendes Wasser oder die Sturmfluten der Nordsee lobe oder tadele. Ich nehme aber einen Unterschied an hinsichtlich der Motive der Revolution. Es ist ein Unterschied, ob ein in sich selbst, d. h. in allen seinen Schichten einiges Volk sein gutes Recht gegen Usurpation verteidigt, wie dies in den Niederlanden unter Philipp II., in England unter Jakob II. und in neuester Zeit in Schleswig-Holstein geschah, oder ob umgekehrt einzelne Schichten des Volkes die Rechte der anderen gewaltsam zu berupfen ein Gelüste tragen, was freilich nur unter sehr schwachen Regierungen und unter deren Mitschuld vorkommen kann. Unsere moderne Revolution, soweit sie sozial und nicht national ist, ist von der letzteren Art. Sie wendet sich von vornherein gegen alle und jede Autorität in Staat und Kirche, sie möge Namen haben, welche sie wolle, um eine neue, nie dagewesene, sich in sich selbst widersprechende Autorität zu schaffen, die Autorität der Revolution oder mit anderen Worten die Volkssouveränität. Das ist der Geist der radikalsten Ungebundenheit, der in der Luft herrscht, und der, eben weil er radikal ist, erfahrungsmäßig durch keine Konzessionen zufriedengestellt, sondern nur gefräßiger wird, bis er endlich alles abgewürgt hat und dann mit der Despotie niederkommt.

Diesem Radikalismus stehen in Preußen zwei Parteien gegenüber, die liberale und die konservative. Die Liberalen wollen, was Du willst, nämlich die empörten Kräfte mit Weisheit zum Besten des Ganzen leiten. Dies geschieht durch Konzessionen. Das Meer ist empört, also öffnet man die Schleusen, damit die Deiche nicht eingerissen werden. Man gebe dem Affen einen Finger, damit er nicht die ganze Hand ergreift. Es ist dies die Geschichte von der Mutter, die, von Wölfen verfolgt, ein Kind nach

dem anderen aus dem Schlitten wirft, um die übrigen zu retten. Dies Experiment ist, solange es Liberale gibt (nämlich im modernen Sinne), von den achtziger Jahren an überall wiederholt worden und hat überall Fiasko gemacht, auch hier in Anhalt wie in Preußen.

Ich lebte in derselben Täuschung, und es erschien mir weise, als Anno 48 im Frühjahr, da rund um uns die Revolution tobte, der Herzog ein Manifest erließ, worin er seinem Volke dankte, daß es sich bis dahin ruhig verhalten habe, und zur Belohnung es aufforderte, seine etwaigen Beschwerden auf ordnungsmäßigem Wege einzubringen, nebenbei aber sich zu bewaffnen, um etwaige Ruhestörungen einzelner Verblendeter zurückzuweisen. Der Herzog lieferte selbst die Waffen. Die Folge war der brutalste Aufstand, der Herzog mußte flüchten und sehr zweideutigen Schutz annehmen von der revolutionären Reichsgewalt. Schließlich wurden wir gerettet, in Preußen wie in Anhalt, nicht durch liberales, sondern durch konservatives Regiment. Daß dieses, welches in Preußen mit nie dagewesener Popularität regierte, schließlich unterlag, war nicht seine Schuld, sondern die der Krone, die Gespenster sah und eine Schwenkung machte; und damit ist ein Unglück geschehen, das nur die Allmacht Gottes, aber keine Menschenweisheit wieder gut machen kann.

Jetzt fangen bereits die Resultate der seit der neuen Ära beliebten Konzessionspolitik an, wieder zutage zu treten. Die Aufregung ist viel größer als zu Manteuffels Zeiten und noch im Wachsen. Nach einem zweijährigen Regiment ist der Liberalismus abermals drum und dran, Fiasko zu machen. Er hat wieder einmal den Brand mit Öl zu löschen versucht und wird nun ängstlich vor den Folgen. Es ist leicht möglich, daß bald nichts anderes übrigbleiben wird, als wieder ein konservatives Ministerium. Ob aber die Konservativen jetzt noch (wie vor zwölf Jahren) einen Effekt hervorbringen würden, ist eine andere Frage. Zwar fehlt es nicht an treuen Elementen im Volk, sie finden sich im Adel, in der Armee, dem Handwerker- und eigentlichen Bauernstande, sie sind aber nicht so leicht zum klaren Selbstbewußtsein zu bringen, weil auch sie vernebelt sind; und gegen sie steht selbstbewußt das ganze Heer verhungerter Literaten mit einer mächtig influierenden Tagespresse, geängstigte Industrielle und Geldmänner und ein unzähliger Pöbel. Durch Überzeugung ist nichts auszurichten, nur durch wiederhergestellten Respekt; doch wird auch der erstere Weg fleißig versucht, und die konservativen Blätter sind immer noch in der Vermehrung.

Nun aber, was wollen denn diese Konservativen, diese neue Sorte von Staatsmännern, die erst von 1848 datieren? Wollen sie die alte fürstliche Allgewalt mit Censur und Allem, was daran hängt? Sie wollen Freiheit, sogar für die Presse, aber nicht ohne gesetzliche Beschränkung, und sie wollen diese Freiheit garantiert wissen durch eine kräftige Volksvertretung. Frauenzimmer können daher nie begreifen, worin sie sich eigentlich von den Liberalen unterscheiden. Man könnte diesen Unterschied vielleicht erklären, wenn man sagte: sie wollen sogar einen freien

König; daher betonen sie das „von Gottes Gnaden". Sie wollen königliche, adelige, bürgerliche, bäuerliche Freiheit und möglichstes Selbstregiment, freilich nicht durch blinde Majoritäten, sondern durch sehende Genossen. Nicht Majorität, sondern Autorität, und ebenfalls nicht Bureaukratie, sondern Autokratie. In letzterem ist wieder eine Ähnlichkeit mit dem Verlangen der Demokratie, nur mit dem Unterschiede, daß die Demokratie keine Gliederung, seinen Organismus des Volkes anerkennt und nach absoluter Gleichheit Aller verlangt, sodaß z. B. auf Deinem Gute Dein Nachtwächter Dein politisch Vorgesetzter werden und dabei Dein Nachtwächter bleiben könnte! Aber der Stoff ist zu gewaltig, um ihn brieflich auszuführen.

Was wirst Du, lieber Bruder, von diesem Briefe denken?! Aber erwäge: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Ich lebe mitten in den Wehen einer kreißenden Zeit. Ob ein Kind oder ein Mondkalb herauskommen wird, weiß kein Mensch. Daß es immer besser werden müßte in Deutschland, steht nirgends geschrieben. Die Griechen wurden Wilde, die Römer Knechte. Man muß immer dem Schlimmsten ins Auge blicken und nie den Mut verlieren, das Beste anzustreben, wie es der alte eisenfeste Gerlach tut.

*

Ballenstädt, am 1. März 1861. Du hast Deine Feder gegen mich ergossen; in bezug auf Deine Stellung – Dein Herz. Du Armer! Soweit einer den andern verstehen kann in diesem Babel, fühle ich Dir's nach. Der Teufel wollte Menschen machen, und es gelang ihm der Affe; er wollte die christliche Liberalität nachahmen, und der Liberalismus war das Resultat, der Liberalismus, der vielleicht die Bestimmung hat, die Welt in denselben Urbrei aufzulösen, aus dem sie entstanden ist.

Ich sage wahrlich nichts gegen liberale Ideen, aber die müssen sauerteigartig wirken, wenn sie von Segen sein sollen. Daß aber die preußische Regierung in ihrer Verblendung gemeinschaftliche Sache mit dem Parteiliberalismus macht, ist ein abnormer Zustand. Es ist doch zu beachten, daß in früheren Zeiten gerade die einsichtsvollsten und besten Leute liberal waren, heute aber dieselben Leute konservativ sind. Unsere heutigen Liberalen sind hohle und unpraktische Theoretiker, die einzig von der Phrase beherrscht werden. Du mußt doch auch das Unpraktische und Chimärische des modernen Konstitutionalismus einsehen, der seit siebzig Jahren überall Fiasko macht. Theorien, die sich praktisch nicht bewähren, sind niemals richtig. Wohin aber der Liberalismus praktisch führt, hast Du 1848 und jetzt wieder in der liberalen Ära gesehen. Daß Preußen in den letzten drei Jahren nicht gänzlich aus dem Leim gegangen ist, das verdankt es wahrhaftig nur der zähen Opposition des Herrenhauses und der konservativen Minorität. Nur ihr ist es zu danken, daß die ganze Pastete weniger rasch den Berg herabgerutscht ist und daß die Regierung überhaupt noch besteht, welche sonst an ihren eigenen Liberalismus längst zugrunde gegangen wäre. Eines nach dem andern der unter Manteuffel zustande

gebrachten Schutzaesetze der Krone fällt jetzt wieder, die demokratische Opposition im Unterhause erhebt sich von neuem mit cynischer Frechheit, und selbst der liebe Straßenpöbel erfreut sich wieder an den herrlichen Krawallen, ganz wie 48. Der Liberalismus hat nie zu etwas anderem gedient, als der Demokratie die Wege zu bahnen.

Du meinst, daß nach Auflösung des Feudalstaates nicht mehr mit einer ständischen Verfassung regiert werden könne. Wenn Du unter „ständisch" feudal verstehst, so liegt es auf der Hand, daß Du recht hast. Die alte Feudalverfassung war nicht gemacht, sondern geworden, ist auch nicht abgeschafft, sondern gestorben – und Todtes kann kein Mensch erwecken. So würde auch die ständische Verfassung, die Friedrich Wilhelm IV. erstrebte, wenn er in Kraft und Leben geblieben wäre, nicht eigentlich gemacht worden, sondern aus wirklichen altberechtigten Mächten und Kräften des Volkes, denen man nur den bureaukratischen Kappzaum abzunehmen brauchte, hervorgewachsen sein. Um das Herauwachsen einer konservativen Konstitution zu ermöglichen, muß der Staat sich auf die noch vorhandenen organischen Kräfte (Stände) im Volke besinnen und sie beleben. Dies kann dadurch geschehen, daß er nicht allein den Gemeinden, Kreisen und Provinzen (selbst auf die Gefahr anfänglichen Mißbrauchs hin) die möglichste Selbstregierung gewährt, sondern daß er auch den einzelnen Ständen oder richtiger Klassen des Volkes in ihren eigenen Angelegenheiten weit größere Kompetenzen einräumt, als sie jetzt besitzen. Aus solcher Organisation (die schon da ist und nur zu beleben wäre) würde dann ein Unterhaus zu beschicken sein, das, weil aus wirklichen Mächten hervorgehend, auch eine Macht sein würde, die auf sich selbst beruht und nicht auf dem gebrechlichen Gestell der Eide.

Der Adel ist natürlich zu seiner alten Glorie nicht zurückzuführen; was er aber davon noch besitzt, wäre ihm zu erhalten, d. h. nicht ungesetzlich und willkürlich zu nehmen. Für die Klassen der Gutsbesitzer, der Kaufleute und Industriellen, der Bauern, Handwerker und Arbeiter usw. aber wäre korporative Zusammengehörigkeit und größere Autonomie zu erstreben. Auf diese Weise wäre eine besser fundierte Freiheit geschaffen als durch eine französische Charte, die, das ganze Volk in einen Brei werfend, nur dem Geldbeutel einige Vorzüge gewährt und die Armut ganz ohne Vertretung läßt. Das wäre so ungefähr das, was heutzutage unter ständischer Verfassung verstanden werden muß, und was auch wenigstens für Preußen in größter Ruhe und Frieden ohne jeden gewaltsamen Eingriff gekommen wäre, wenn nicht die neue liberale Ära, die alle revolutionären Elemente wieder aufgerührt hat, von oben her dazwischengefahren wäre.

Ballenstädt, 2. März 1861. (Geburtstag Serenissimi). Amseln, Drosseln und Finken pfeifen, Leucojum, Galanthus nivalis, Crocus blühen, und vom Ziegenberg kracht die überladene Kanone der Schützenbrüder, anzuzeigen, daß der Herzog noch am Leben. Die Liedertafel ist schon hinausgefahren nach Hoym, um Seiner Hoheit ein Ständchen zu bringen,

und bald wird eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten mit einer von meinem Nachbarn Trobitius abgefaßten Loyalitätsadresse folgen. Als Neues wäre von hier zu berichten, daß jetzt noch ein dritter Kammerherr für Heym angestellt ist, nämlich mein College v. Cramer. Ich bin also von jetzt an nicht mehr die halbe, sondern nur noch ein Drittel Lebenszeit von den Meinigen verbannt, welches die blanke Wonne wäre, wenn es mich nicht auch ein Drittel meiner Diäten kostete. Hingegen haben die modernen Teilungsgelüste auch mich bereichert. Durch die gottlose Separation der Gemeindeanger habe ich nämlich auch ein Stück Feld erhalten, welches ich selbst zu düngen für keinen Raub halte. Im vorigen Jahre habe ich darauf meinen ganzen Kartoffelvorrat erzeugt und nach Abzug der Bearbeitungskosten doch einen kleinen Vorteil von einigen Thalern gehabt. Gern würde ich's verpachten, aber das geht nur an arme Leute, die den Pacht bis zum Jüngsten Tage schuldig bleiben. Ich werde daher in diesem Jahre Kohl bauen müssen, ein Gedanke, der mich unbeschreiblich ängstigt. Denke Dir all den Kohl!

*

Ballenstädt, am 1. Juni 1861. Mein lieber Bruder Streithengst! Ich muß aber doch dabei bleiben, daß Konzessionspolitik immer mit Verachtung der Regierung endet, wovon Ihr ja in Warschau ein hübsches Pröbchen gesehen habt und Ungarn ein schlagendes Beispiel liefert. Meine geschichtlichen Studien und meine persönliche Erfahrung belehren mich anders als Dich die Deinen. Wenn ein Vater seinen heranwachsenden Kindern mehr und mehr Freiheiten einräumt, so sind das nicht Konzessionen in unserem Sinne. Wenn er solche aber den Widerspenstigen macht, so wird er nichts ernten, als den Verlust seiner Autorität. Das sind ganz alte Sachen, die jeder Schulmeister weiß, nur der Liberalismus weiß es nicht. Freilich kann ein Hausvater die Seinigen durch Ungerechtigkeit auch zur Wut reizen; dann werden sie sich seiner Macht entziehen, ja sie werden möglicherweise zu Vatermördern werden, aber den Vaterstand abzuschaffen, wird ihnen schwerlich einfallen. Ersteres wäre Insurrektion, letzteres Revolution nach der gewöhnlichen Unterscheidung.

Wem werden denn eigentlich die Konzessionen gemacht? Doch nur der durch Literaten und Publizisten aufgehetzten öffentlichen Meinung. Diese, d. h. die Meinung derer, die nichts zu verlieren haben, die Meinung der verkannten Genies, das Geschrei der losgebundenen Zeitungen und der Schuljugend sind ja jetzt die maßgebende Macht im Lande, und auch den unvernünftigsten Forderungen dieser Meinung wird nachgegeben. Dann muß man aber auch nicht mehr vom König, von einer Macht der Krone, überhaupt nicht von Staat, Zivilisation, Ordnung und Freiheit reden. Das ist die Unvernunft der liberalen Regierung, daß sie die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt und sie dann antreibt.

Es bedarf keiner Konzessionen, denn das Abgestorbene fällt von selbst. Das wirklich Abgestorbene ist gewöhnlich schon weggewesen, ehe das Gesetz seinen Strich durchmachte. Ich erinnere an die Leibeigenschaft der

Bauern, die wenigstens in Sachsen nie als solche abgeschafft worden, sondern der nach und nach durch die Macht neuer Verhältnisse die Adern unterbunden wurden; ich erinnere an die Folter, an die empörenden Kirchenbußen des Mittelalters und derlei Dinge, die längst außer Gebrauch waren, ehe sie gänzlich aufgehoben wurden. Ja selbst bei dem heiligen römischen Reiche war es ebenso. Aber jedem Knurren der öffentlichen Meinung gleich nachzugeben, ist Torheit. Einem verständigen Hunde gewährt sein Herr Freiheit, den bissigen legt man an die Kette, den tollen schlägt man tot.

Du meinst, daß es jetzt doch aber besser geworden sei. Nun ja! Allerdings werden die Leute nicht mehr gesäckt und wie Katzen ersäuft, sondern sie ersäufen sich jetzt selber aus Verzweiflung. Auch geht der Fürst nicht mehr mit der Hetzpeitsche herum und haut den Bürgern über die Köpfe, wenn er Unordnungen bemerkt, sondern sie vielmehr ihm. Die Vornehmeren spucken den geringen Leuten nicht mehr ins Gesicht, sondern die Geringen den Vornehmen. Man wird nicht mehr de jure geprügelt, aber man prügelt sich untereinander um so kräftiger. Kurz, es geht „human" und menschlich her, und diese allgemeine „Humanität" kostet ein so rasendes Geld, daß die Staaten bankerott werden. Das Mittelalter tappte in gräulicher Finsternis, wir aber sind blind von übermäßigem Licht, und mit dieser Blindheit werden wir noch in die französischen Greuel der neunziger oder in die italienischen der sechziger Jahre fallen. Gestehe, daß Wahrheit ist in dieser Raserei!

In Anhalt-Bernburg sind die Regierungsprinzipien ganz das Gegenteil von dem, was der sogenannte Zeitgeist anpreist, aber das Volk ist ruhig und zufrieden und hängt an seinem Herzog, ganz wie es in Preußen zu Manteuffels Zeiten war, während dort jetzt die Verstimmung von Tag zu Tag wächst und scheußliche Gärung aufkocht. Wie wurde bei uns die Regierung von liberaler Seite angegriffen! Aber die Herzogin blieb fest. Jetzt machte sie einen Besuch in Coswig und wurde von der Bevölkerung nicht wie ein menschliches Wesen, sondern wie eine Göttin empfangen. Vor jedem Hause war eine hohe grüne Tanne eingerammt, und von Tanne zu Tanne zogen sich Guirlanden, sodaß sie den ganzen langen Weg durch die Stadt unter einem Blumendache fuhr. Mit klingendem Spiel zogen die Bürgerschützen vor dem Wagen her und stellten Ehrenwachen vors Schloß. Stadt- und Landvolk umdrängten den Wagen, und die Glocken läuteten. Da das Coswiger Schloß ganz öde ist, weil alle Möbeln nach Hoym geschafft wurden, hatten die Bürger das große Schloß mit ihren besten Meubles, Gardinen und Teppichen wohnlich ausgestattet. An alledem hatten die Behörden gar keinen Anteil, die Bürgerschaft hatte alles aus eigenem Antriebe gemacht. So ist das Volk jetzt, während die Zeitungsleser in Preußen sich einbilden, es sei ein kochender Vulkan, aufs äußerste erbittert gegen tyrannisches Regiment. Man muß nur ein Herz fürs Volk haben, man muß ihm aufhelfen mit aller Kraft, man muß seinen Notabeln das Wort gönnen, aber man muß ihm nicht gestatten, seine Regenten selbst zu wählen, wie das der Liberalismus will, denn das kann es nicht.

Nun, mein lieber Bruder, zweifle an meinem Verstand, aber nicht an meinem Herzen, das warm für Dich hämmert. Lebe wohl, Du entsetzlich Ferner, und behalte lieb Deinen alten, allerdings etwas eigentümlichen

Frater.

Ballenstädt, am 5. Oct. 1861. Du lieber treuer Korrespondent hast mir zwei herrliche Briefe geschrieben, wenn auch die Generalfärbung besonders des ersten mich recht wehmütig stimmen könnte, dächte ich nicht an die alte Wahrheit, daß man oft am fidelsten ist, wenn man so düster schreibt. Bei mir wenigstens kannst Du in der Regel das österreichische Erbübel annehmen — nämlich Kümmernis —, wenn ich vergnügt bin. Das ist die Freude am Incognito.

Du willst also nichts mehr von Politik hören. Gut! Lassen wir einen Grind über sie wachsen. Erfreulich ist sie sowieso nicht. Eine vornehme Dame zu Rousseaus Zeiten sagte: „Was mich an der Geschichte degoutiert, ist, daß das, was ich sehe, einmal Geschichte sein wird". Sie hätte auch sagen können: Was mich an der Gegenwart degoutiert, ist, daß die Geschichte auch einmal Gegenwart war. Man kann ja allerdings die Augen schließen und mit der Schnecke sprechen: „In meinem Häuschen ist mir wohl, die Welt ist aller Schalkheit voll". Wer indes sein Häuschen recht kennt, mag auch wiederum sagen: Was mich an der Welt degoutiert, ist, daß sie aus lauter Schneckenhäuschen, d. h. meinesgleichen besteht. Es ist eben ein Jammertal. Mach ich die Augen auf, so seh ich den Jammer draußen, mach ich sie zu — den drinnen.

Als Dein erster Brief anlangte, saßen wir gerade bei Tisch, ich zwischen Adelheid und Julius. Geschwisterliche Liebe hatte sie getrieben, uns zu besuchen, der mancherlei Unbequemlichkeit der Reise und der Engigkeit meines kleinen Hauses ungeachtet. Zum Dessert gab ich seine Zigarren und Deinen Brief. Adelheid und Julius haben eine wahre Briefmanie, sie verschlangen und genossen jedes Deiner Worte. Diese beiden Menschen jetzt miteinander zu sehen, ist rührend, sie waren wie zwei Inséparables, eins immer hinter dem andern her voll Sorgsamkeit für einander. Auf Partien führte der ergraute Julius stets seine alternde, etwas schwankende Frau; waren sie allein in ihrer Stube, so las er ihr vor, und zwar aus Jakob Böhme, wovon sie kein Wort verstand. Julius zeichnet sich vor seinen Brüdern durch „niederträchtige" Gesinnung aus, denn er sucht nicht das Hohe, sondern das Niedrige. Wenn die Anderen vor allem nach der Herzogin trachteten und Besuche in den vornehmsten Häusern machten, suchte Julius nur die Pickels, die Kammerjungfer der Bernstorff, auf, von deren wunderbaren Bekehrung durch Harms ich ihm geschrieben hatte, und brachte oft drei Stunden en suite in ihrem Kämmerlein zu, sich an ihrer Aussprache erbauend, obgleich sie übermäßig lutherisch, er calvinisch ist.

Die drei Wochen unseres Zusammenseins wurden dadurch gestört, daß ich mit meiner Gebieterin nach Döbernitz reisen mußte. Wir fanden Prinzeß Marie noch in tiefer Trauer um ihren Gemahl, dem sie ein schönes

Mausoleum an der Kirchenwand erbaut hat. Sie führte mich dahin unter Vergießung vieler Tränen, besucht täglich den Sarg, ihn mit frischen Kränzen schmückend. Nach meinem Geschmack ist solcher Totenkultus nicht; es würde mich aufreiben, sollte ich täglich den Sarg meiner Bertha bekränzen. Ich vermißte übrigens unter den sieben Damen, mit denen ich in Döbernitz vergesellschaftet war, den Grafen gar sehr, mit dem ich noch im vergangenen Jahr unzählige Pfeifen geraucht hatte. Der Lichtpunkt meines dortigen Aufenthaltes war ein kleiner Abstecher nach Leipzig. Meine dortigen Freunde waren zwar verreist, allein ich erfreute mich vier Stunden lang an den Bildern in dem prächtigen Museum, von dem ich Dir schon im vorigen Jahre schrieb; auch war es für mich Harzer schon ein Genuß, mich in den Straßen einer so opulenten Stadt herumzutreiben. Den eigentlichen Zweck meines Abstechers erreichte ich in Acquisition zweier vortrefflicher, sehr lichthelle Brillen für mich und Juchen.

Die Ballenstädter Gesellschaft hatte sich unterdessen bis zum Bändeplatzen vermehrt. Julius und Adelheid, Benno, Gerhard, Adelheid Natorp, dazu Alfred Volkmann, der mit sieben Personen seinen Aufenthalt in Suderode hatte und fast täglicher Gast war, endlich kam auch einmal noch Rathsius mit seinem ganzen Hausstande von zehn Personen dazu. Dabei Regen und winterliche Kälte und Schmalhans Küchenmeister.

Alfred wandelte als Großvater einher. Seine jüngste Tochter Fanny hat einen Professor Heidenheim in Breslau geheiratet, und diese beiden haben ein ungeheures Kind erzeugt, das sie „Lothar" nennen. Lothar war mit in Suderode und machte viel Angst, weil er zahnte. Trotz ungünstigem Wetter und häuslicher Überfüllung habe ich den alten Freund doch sehr genossen. Er war äußerst fidel und wissenschaftlich mitteilsam. Unmäßig konnte er über das neueste französische archäologische Werk „Livre des sauvages" lachen. Ein französischer Gelehrter hat nämlich eine bis dahin unbeachtete Handschrift gefunden, zu deren Veröffentlichung ihm der Kaiser 20000 Francs bewilligte. Das Werk erschien mit diplomatischer Genauigkeit in lauter Facsimiles abgedruckt und herrlich ausgestattet. Es enthält meist Federzeichnungen mit kurzen, in rätselhafter Sprache abgefaßten Texten. Die letzteren sind von einem gelehrten Abbé dechiffriert und weitläufig kommentiert. Es sollen nämlich Originalzeichnungen eines indianischen Priesters in Mexiko aus der vorkolumbischen Zeit sein, religiösen Inhaltes. Rezensionen machten das neu erschienene Werk bekannt, daher ein Deutscher, der nach Paris kam, es sich auf der Kaiserlichen Bibliothek zur Ansicht vorlegen ließ. Er fand — das Schmierheft eines deutschen Schuljungen voll Unsinn. Zum Beispiel

mit der einfachen Unterschrift „postenbrötel"; der Abbé hatte dieses Bild als Repräsentation von Donner und Blitz erklärt. Ein anderes Bild

mit der Unterschrift „worst" hatte eine lange, sehr gelehrte Abhandlung, wenn ich nicht irre, von den Endauslaufen der Ewigkeit in die Endlichkeit veranlaßt. Alfred hat das Werk bereits verschrieben, um es der Universitätsbibliothek in Halle zum

Die Tochter Bertha.

„Bertha hat eine wirklich unbeſchreibliche Lieblichkeit und Grazie in ihrem Weſen; ſie iſt immer ernſt und gehalten, hat dabei aber einen trockenen, ſehr ergötzlichen Witz.“

31. Auguſt 1851.

Die Tochter Eliſabeth.

„Eliſabeth iſt eine ſtolze, herbe, witzig abweiſende Natur. Sie hat eine Sicherheit des Benehmens mit der Welt, wie ich ſie nie erlangen werde. Mit der Herzogin geht ſie natürlich und vertraulich um, ganz unbefangen wie mit einer Tante, ohne doch je den Reſpekt zu vergeſſen.“ 20. Februar 1860.

Die Schloßterrasse in Ballenstedt.

Nach einem Aquarell von Anna v. Kügelgen.

„Unser Schloßgarten wird jetzt ganz neu angelegt. Die große Terrasse ist mit Pavillons verziert, die durch einen bedeckten Gang miteinander verbunden sind. Mitten auf der Terrasse ist ein schön gefaßtes Bassin entstanden mit einer Hebe, welche das Wasser aus einem Kruge in die Trinkschale gießt, aus der es dann ins Bassin strömt." 6. Sept. 1850.

Geschenk zu machen. Ich wollte doch nicht versäumen, Dich auf diese Novität aufmerksam zu machen.

Hoym, am 7. Nov. 1861. Ich wünschte, ich könnte Dir jetzt die alte vom Markgrafen Gero im 9. Jahrhundert erbaute romanische Abteikirche in Gernrode zeigen, die eben ganz so, wie sie war, auf herzogliche Kosten wiederhergestellt wird. Es ist unbegreiflich, wie diese Alten, denen wir so wenig Kenntnisse zuzutrauen geneigt sind, doch einen so überaus sublimen Geschmack haben konnten; dabei handelt es sich hier nur erst um die Vorläufer der vollendeten Gothik des 13. Jahrhunderts. Diese alten Kirchen sind versteinerte Psalmen. Von der Reformationszeit an hat man nicht mehr bauen können, auch die Katholiken nicht. Der Geist der alten Kirche war verraucht. Das Christentum war früher Tat und Leben und Genuß, dann wurde es Lehre und Wissenschaft und Begriff. In einer Kirche wie der Gernroder kann die Predigt zur Not wegfallen, weil die Steine predigen. Das Herz wird himmelan gerissen. Wir haben noch so eine Kirche, in Frohse, auch von Gero gebaut und von gleicher Schönheit. Aber der Protestantismus hat soviel Buden und Emporen hineingebaut, daß nicht mehr viel von den Säulen und Seitenschiffen zu sehen ist. Behalten wir Frieden und Ruhe, so soll auch dieses Juwel restauriert werden.

Wir haben herrliche Herbsttage gehabt. Einer der schönsten war der 23. October, Julchens Geburtstag. Um Gratulationen zu entgehen, pflegen wir an diesem Tage Landpartien zu machen. So zogen wir schon früh am Morgen aus nach dem Mägdesprung, unterwegs Steinpilze suchend. Draußen ward die Tafel im Freien gedeckt, dekoriert von den Waldbergen im buntesten Schmuck des Herbstes, dazu eine süße Bowle von jungem Moselwein und als Tafelmusik die Schläge der Eisenhämmer. Ein zahmer Rabe umhüpfte uns, und Julchen amüsierte sich königlich, wenn es ihm gelang, etwas zu stehlen; sie suchte es ihm sogar zu erleichtern. Was er erwischte, versteckte er in Erdlöcher, die er mit dem Schnabel aufwarf und mit Laub überdeckte. Endlich erhaschte er sogar meine Zigarrendose, und Benno und ich hatten uns fünf Minuten mit ihm herumzujagen, ehe wir sie zurückerlangten. Vom Mägdesprung pilgerten wir gemächlich durch den romantischsten Teil des Selketales bis auf den Meiseberg. Es war ein herrlicher Wechsel von Felsen und buntfarbigem Laube, von nächtlichen Schatten und grellstem Licht in den Bergen. Die Selke brauste und lockte an unserer Seite und die Wiesengründe leuchteten wie Smaragden. Seelenvergnügt waren auch die Hunde. Der arme Poll, jetzt stockblind, blieb zwar immer auf meinen Fersen, sprang mich aber doch bisweilen wedelnd an, seine Zufriedenheit bezeugend; seine Tochter aber, die kleine Ute, halb Dachs, halb Windspiel mit ungeheuren Fledermausohren, umjagte uns bellend in großen Kreisen, rollte sich vor Lust zu unseren Füßen und überschlug sich in freudiger Ekstase. Auf dem Meiseberg tranken wir den Kaffee im schönen Fürstensaale und sahen die Sonne

hinter dem Ramberg versinken, das Tal sich in Nacht kleiden. Der Mond leuchtete uns heim. Zu Hause wurden dann die Pilze verzehrt.

Hoym, 10. Nov. 1861. Vorgestern war ich nach Ballenstädt zum Hofball befohlen. Um 4 Uhr fuhr ich hier weg, und erst am anderen Morgen ½6 kam ich zurück. Solche Sachen werden mir jetzt schwer, obgleich ich keine Funktionen mehr dabei habe; aber über acht Stunden in der Nacht herumzustehen, von 7 abends bis ¼4 morgens, ist für einen alten Mann kein Vergnügen. Elisabeth freilich sah die Sache anders an und schwelgte in ungetrübtem Behagen. Das Beste bei solchen Hoffesten ist, daß man wenigstens seine Bekannten aus der Umgegend sieht und zwischen den Pausen des Orchesters eine Strophe mit ihnen plaudern kann. Graf Asseburg kam von der Krönung[1] und dem Berliner Einzug und konnte viel erzählen. Er sah mit seinem wilden Gesicht und seiner preußischen Oberhofjägermeister-Uniform, die dem Mittelalter entlehnt scheint, wie der gewesene Graf von Hackelberg aus. Die preußischen Hof-Staats- und Militäruniformen sind unter dem vorigen Könige überaus glänzend geworden – vielleicht das letzte Aufflackern erbkönigtichen Selbstgefühls und vornehmer Repräsentation.

Das alte Königsberg hat wohl eine prächtige Krönungsfeier gesehen. Aber der exzessive Jubel und die tiefe Rührung dabei sind schwer zu verstehen, da sich eigentlich nichts geändert hat. Das Ganze geschah, um der altbergebrachten Huldigung der Stände zu entgehen, und der König sprach selbstherrliche Worte, worauf wahrscheinlich demokratische Wahlen antworten werden. Trotz aller mannhaften Reden geht es rasch bergunter. Doch Du willst ja nichts mehr von Politik hören, auch werde ich gleich zum Souper gerufen werden, um meinem armen Herrn Gesellschaft zu leisten. Er hat jetzt eine Angstperiode, fürchtet durch die Dielen zu brechen oder von den einstürzenden Wänden, die er schwanken zu sehen meint, erschlagen zu werden. Auch glaubt er sich von Feinden, namentlich von seinem Doktor, verfolgt, und so gibt es immer zu trösten und zu beruhigen. Es ist dies ein ganz neuer Zustand, der mich sehr besorgt macht.

Ballenstädt, 12. Nov. 1861. Da sitze ich wieder in meinem eigenen Hause, und Hoym ist überwunden. Der Mensch ist doch ein wunderlicher Geselle. Früher schien es mir wünschenswert, in einem Schlosse zu wohnen, an fürstlichen Tafeln von Silber zu speisen und in offener Kalesche mit vier Pferden einherzubrausen. Jetzt habe ich das alles in Hoym, und zwar als Herr und Gebieter, denn ich bevormunde meinen Herrn und leite die ganze Geschichte. Dennoch erscheint mir das alles nun ein Quark, ich verwünsche die Leckerbissen und Weine der Tafel, die Fahrten langweilen mich tödlich, und das große Schloß ödet mich an. Mit Wonne hingegen werde ich mich heute mit den Meinigen an meinen eigenen mageren Tisch setzen, und jeder Bissen wird mir herrlich munden.

Auf meinem Tische liegen zwei Bücher, auf die ich Dich aufmerksam machen möchte. Das erste: „Die Juden und der deutsche Staat. Berlin

[1] König Wilhelm in Königsberg am 18. Oktober 1861.

und Posen 1861" mit dem Motto: „Denn weil du dringst auf Recht, so sei gewiß, Recht soll dir werden, mehr als du verlangst", sehr geistreich und witzig, mit durchdringender Sachkenntnis, aber vom Standpunkt absoluten Unglaubens geschrieben. Die Kreuzzeitung erklärte, daß der Verfasser zu ihren Freunden nicht gehöre, und daß sie, obgleich er in ihrem politischen Interesse schreibe, sein Buch doch desavouiere. Die liberalen und Judenblätter suchen es totzuschweigen, doch wird es von jedermann verschlungen. Das andere: „Funken vom himmlischen Leuchter, von C. H. Spurgeon, übersetzt von Rebfuß. Ludwigsburg bei Riem" sind machtvolle, interessante Predigten, die ich nicht wieder aus der Hand legen möchte, was bei Predigten und mit viel sagen will. Der Verfasser, ein ganz junger, ungeschulter und ungestudierter Mensch, ist der berühmteste Redner in England, der jeden Sonntag ein Publikum von 10–12000 Menschen in Londons größtem Konzertsaal (Kirchen reichen nicht aus) um sich versammelt. Mit achtzehn Jahren hat ihn die Londoner Baptistengemeinde schon zu ihrem Prediger gewählt. Er ist Demokrat vom reinsten Wasser, theologisch völlig roh und ungebildet, aber angehaucht von einem mächtigen Geiste. Daß diese Reden in England, wo wenig geistliche Bildung herrscht, den tiefsten Eindruck machen und die Leute sich massenhaft bekehren, begreift man, wenn man sie liest.

*

Hoym, am 1. April 1862. Daß ich auf Eure Briefe so lange nicht geantwortet habe, wuchtet auf dem Gewissen. Ich hätte Dir so gern auch einen guten schreiben mögen – aber, aber das Mögen macht es nicht. Ich bin schwach und so arm an Gedanken und Erlebnissen wie ein alter Mann, der ich ja auch bin, denn ich werde in diesem Jahre sechzig. Hätte es nicht gedacht, daß ich es bei meiner schwachen Leibesbeschaffenheit soweit bringen würde. Heute ist nun ein so sehnsüchtig schöner Morgen mit klarem Sonnenschein und Vogelkonzert, die Cornelluskirschen blühen unter meinem Fenster in derselben Vollkommenheit, wie wir sie im Gärtchen des Narrenhäuschens blühen sahen am Ende der Elbbrücke, wenn wir aus der Schule kamen. Da will ich, alter Zeiten gedenkend, mich aufraffen und Dir wenigstens kurz wieder einmal berichten.

Der Winter war gar schlecht – von Weihnachten an bin ich sehr elend gewesen und erst seit kurzem, bei der wärmeren Luft fange ich an, mich etwas zu erholen. Doch habe ich immer noch Pfeffer in der Kehle, wenig Stimme, wenig Atem und bin sehr matt. Ich werde in diesem Sommer etwas Ernstliches für meine Gesundheit tun müssen.

Ich habe jetzt viel gelesen, zuletzt Steins Leben. Es ist toll, daß unsere Liberalen sich immer auf ihn beziehen, mit denen er doch nichts gemein hatte, als daß ihm das Maul unter der Nase saß. Stein war ein alter Ritter und ein Christ. Es ist aber merkwürdig, daß die Monarchen zu solchen Charaktern nie Vertrauen fassen. Sie umgeben sich immer mit Mittelmännern und Schwätzern, die nach allen Seiten hin verderben. – Du Glücklicher, daß Du es vermagst, keine Zeitung zu lesen! Mir ist die

Verwicklung, in der wir verstrickt sind, so interessant, daß ich Notiz davon nehmen muß, namentlich was Preußen anbelangt, das doch der eigentliche Quirl für Deutschland ist.

Zu dem Besten, was ich je gelesen, gehört die deutsche Kaisergeschichte von Giesebrecht. Da sieht man, wie überall die Mission dem Staate vorauseilt, und wie auf den Schultern kirchlicher Ordnung die staatliche Platz greift. Für mich ist dieses Werk auch deshalb von besonderem Interesse, weil die mächtigen und großartigen Gestalten der sächsischen und salischen Kaiser wesentlich hier in unserer Gegend fußten und beinahe alles, was sie taten, durch das Sachsenvolk bewirkten. Ich wollte, Du könntest Dir das Buch verschaffen. Es ist nicht tendenziös, nicht aus gewissen Gesichtspunkten geschrieben, sondern rein die Sache anschauend, wie eine naturgeschichtliche Arbeit.

Dann habe ich noch ein ganz reizendes Buch gelesen, das ich in dieser Zeit der Konfusion unter den Gläubigen nicht genug empfehlen kann: „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen". Es ist von dem Prediger Bächsel [dem späteren Generalsuperintendenten] in Berlin, der es jedoch anonym herausgegeben hat. Zu meiner Freude schwärmt mein Sohn Benno, soweit ein Melancholiko-Phlegmatikus schwärmen kann, für die in diesem Buche ausgesprochene Richtung. Benno steckt jetzt in seinen schriftlichen Arbeiten fürs Examen und wird am 1. Mai bei Rathusius in Neinstedt eine Hauslehrerstelle antreten. An die Examina der zukünftigen Söhne haben wir gar nicht gedacht, als wir heirateten, weil wir selbst damit verschont waren. Sonst wären wir beide, glaube ich, wie Minchen sagte, „ebeltigig" geblieben. Auf so einen Jungen lassen wenigstens nur seine eigenen Examina, auf uns Alten aber die aller Söhne, was kaum erträglich ist. Gottlob, daß Gerhard wenigstens nun darüber hinweg ist!

Finn, am 11. Mai 1863[1]. Daß ich im Geiste bei Dir bin, mein alter lieber Bruder, siehst Du aus dem Datum. Möchte es nicht gelogen sein und mein Geburtstagsgruß am richtigen Tage eintreffen! Wo nicht, so nehme ich an, daß Du einen von den alten Briefen verlangst, mit deren Wiederkäuen Du rührenderweise Deine Zeit vertrübst. Wunderlich, daß wir wohl Briefe an uns, aber nicht von uns wiederlesen mögen! Es gibt keinen größeren Schreck, als alte Briefe von sich selbst wieder zu Gesicht zu kriegen. Man lernt daraus, wie entschieden man sich haßt, wenn man sich selbst einmal als ein Anderer entgegentritt. Die Kirche stellt den Menschen als eine durch den Teufel verpfuschte göttliche Schöpfung dar; dabei steht einem der Verstand still. Wenn man aber ordentlich zusieht, so liegen allerdings solche Ungereimtheiten in uns zutage, daß der Verstand wieder flüssig wird. Es ist nur zu wahr, daß wir uns selbst über alles lieben, und ebenso wahr, daß wir uns selbst über alles hassen, so sehr, daß die uns

[1] Der Brief ist offenbar am 1. Mai in Hoym geschrieben und im Scherz nach Ort und Tag seines beabsichtigten Eintreffens datiert.

unerträglichsten Menschen gerade solche sind, in denen wir uns selbst wiedererkennen. Man kann keinen Vers daraus machen, und es reimt sich auch nichts auf Mensch.

Eben komme ich von der Ausfahrt mit dem Herzog zurück; ich kann mich nicht erinnern, die Felder im Frühjahr je so üppig und dicht bestaudet gesehen zu haben, obwohl alles mit der Sämaschine, also so sparsam wie möglich, gesät ist. Der Oberamtmann Behm versichert mir, daß er mit der Maschine die Hälfte der Aussaat spart. Es wird alles in Furchen gesät, sodaß man, wenn man will, dazwischen hacken kann. So findet man auf diesen Feldern kein Unkraut, keine Korn- und Radeblumen. Mir mißfällt das. Kein Sämann mehr, der mit seinem weißen Sack taktmäßig dahinschreitet, keine Kornblume mehr, die das Feld verschönt – die Pächter füllen ihre Taschen, aber der poetische Reiz schwindet.

Mein Aufenthalt in Hoym ist diesmal etwas trübselig, nicht nur, weil er sich durch die Krankheit eines Collegen aufs Doppelte verlängert (ich bin nun bald 14 Tage hier), sondern vornehmlich, weil mich eine Krankheit meines kleinen Hündchens Ute fast kindisch gemacht hat. Es hatte schon seit Wochen eine Wunde auf der Stirn, die immer größer ward. So nahm ich es von Ballenstädt mit heraus, um es vom hiesigen berühmten Tierarzt behandeln zu lassen. Aber die Wunde wurde trotz seiner Behandlung immer schlimmer. Nun denke Dir so einen kranken Hund im Zimmer, der, sich hier fremd fühlend, mir nicht von der Seite, kaum vom Schoße weichen wollte, natürlich ohne mich auch nicht ins Freie zu bringen war. Mußte ich das Zimmer verlassen, so ging es nicht anders, als daß ich ihm ein altes Kleidungsstück preisgab, auf dem er sich solange tröstete. Wenn ich das Tierchen früh um fünf in den Garten brachte und es sich dann sein blutiges Krönchen ganz still am taugen Gras abwischte, oder auch, wenn es des Nachts in meinem Bette Trost suchen wollte und ich's hart anschnauzen mußte, damit es die Bettwäsche nicht blutig machte, dann waren mir oft die Tränen nahe. Die ganze Dienerschaft nahm teil an meiner Sorge, und jeder wußte Mittel, die alle der Reihe nach durchprobiert wurden, aber das Übel blieb im Wachsen. So faßte ich gestern den bitteren Entschluß, mein liebes Tierchen durch den Schäfer totschlagen zu lassen (die süßeste Todesart, wie man sagt), und wandte mich deshalb an den Oberamtmann Behm. Der muß ein Menschenkenner sein und, so gefühllos ich mich auch stellte, mich durchschaut haben, denn er gab sich den Anschein, als interessiere ihn der Fall aufs höchste, nahm mir den Hund weg und versprach, ihn selbst zu behandeln und womöglich zu heilen. Ich stahl mich fort und freute mich, nun wieder schlafen zu können. Aber siehe da, in der Nacht winselte ein Hündchen unter meinem Fenster; ich glaubte die Stimme zu erkennen und ging hinaus, um den braven Kleinen mit tausend Freuden wieder aufzunehmen; aber mit dem Lichtanzünden und Anziehen war viel Zeit vergangen, und als ich hinauskam, war der Hund verschwunden. Das peinigt mich nun vollends, und das Tierchen fehlt mir so sehr, daß ich ganz verödet bin.

Hoym, 2. Mai 1862. Als ich gestern nachmittag die übliche Promenade mit dem Herzoge durch den Park machte, sprang mich von hinten etwas an. Ich dachte, es wäre der Hund des Herzogs, der immer mitgeht, und sah mich gar nicht um. Bald aber erkannte ich meine kleine Ute, der Gefangenschaft entsprungen und außer sich vor Freude – und ich konnte mich des Tierchens nicht annehmen, denn ich war mit dem Herzog Arm in Arm zusammengekettet, und Seine Hoheit interessierte sich nicht im geringsten für den Fall. Nach beendigter Promenade sollte der Willkommen losgehen – aber das Hündchen war wieder spurlos verschwunden. Ich schickte nun zu Behm und erfuhr, daß dieser es auf einem Wirtschaftsgange hatte mitnehmen wollen, aber der Kleine war im Vorübergehen in den Schloßgarten entwischt und auch so glücklich gewesen, mich gleich anzutreffen. Behm war nachgeschlichen, und (wer weiß, wie er es angefangen) es war ihm geglückt, das Hündchen wieder wegzulocken; er ließ mir sagen, er habe es in sicherem Gewahrsam. Für mich war es eine bloße Geistererscheinung gewesen[1].

Heute früh ist mein Benno zum erstenmal in Neinstedt erwacht. Auch das macht mich weich, daß er sich nun vom Vaterhause gelöst hat, um in der Fremde das erste eigene Brot zu essen. Neinstedt liegt fast in Estland, da die Stecklenburg, zu der es gehörte, ein paar hundert Jahre im Besitz einer estländischen Familie von Oettingen gewesen ist. Ein Herr v. Oettingen, Rittmeister in schwedischen Diensten, hatte sich im Dreißigjährigen Kriege hier verheiratet. Sein, seiner Söhne und Töchter Bildnisse stehn noch in Holz geschnitzt in der Kirche, die Familie scheint sich aber weniger durch Schönheit als durch große Nasen ausgezeichnet zu haben. Die Stecklenburg liegt jetzt in Trümmern, obgleich sie in unserer Jugend wenigstens in den äußeren Umrissen noch dastand, der Turm sogar noch Knopf und Bedachung hatte. So schnell reitet der Tod. Das Studierzimmer des Pastors in Neinstedt ist noch mit in Geld gepreßten Ledertapeten bekleidet, die seine Vorgänger sich aus dem verlassenen Schlosse angeeignet haben. Benno hat dort herrliche Hilfsmittel, etwas zu lernen. Einen gelehrten Prinzipal, einen tüchtigen Pastor loci, eine immense Bibliothek und die große Anstalt für Verwahrloste; auch kann er reiten und fahren lernen, da Nathusius zwei Kutschpferde und zwei Ponys hält, welch letztere unkräftige Teufel sind und für den kleinen Benno gerade die rechte Größe haben.

Ich empfehle Dir noch Walter Scotts Leben von Ebert als interessantes Buch zum Zusammenlesen. Die Art der persönlichen Liebenswürdigkeit Scotts muß mit der unseres Vaters die größte Ähnlichkeit gehabt haben. Im übrigen ist er nicht mein Mann, weil ihm alle Gedankentiefe abgeht, kein meditatives Element in ihm ist, wie in Goethe, der ihn jedoch sehr hoch hielt wegen seiner reichhaltigen Stoffersindung.

Wenn diese Epistel keinen Schluß hat, so liegt das daran, daß man an Geburtstagen schwer auseinanderkommt. Aber damit sie doch einen

[1] Das Hündchen taucht in späteren Briefen wieder als noch lebend auf.

Schlußpunkt habe, fiel ich beim Schreiben durch eine unbegreifliche Zügung vom Reitstuhl, daher die Kleckse.

Ballenstädt, am 16. Sept. 1862. Dein lieber Brief liegt vor mir und sieht mich so fragend an, als wollte er sagen: willst nicht endlich bald anfangen? Ja, anfangen wollen wir, lieber Bruderbrief, aber schreiben werde ich wohl nur in Absätzen können. Ich bin krank, ein bösartiger chronischer Katarrh hindert mich an Allem, leider auch am Schlafen. Wenn er bleibend würde, müßte ich meinen Abschied nehmen, da ich schon so, wie ich vordem war, meinen Dienst kaum noch versehen konnte. Ja mein alter Gerhard, unsere Lebenswege werden immer dunkler – ich werde es lernen müssen, im Finsteren zu wandeln. Würde man wenigstens durch das liebe Kreuz innerlich reicher! Mir will es jedoch scheinen: wenn es einem im Äußeren wohlgeht, hält man sich auch innerlich für wohlhabend, wenn aber die äußeren Stützen brechen, dann zeigt sich's, daß man arm und nackt ist. Doch da hilft kein Heulen.

An unserem Hofe sieht es jetzt folgendermaßen aus: die Hofdame hat Tag und Nacht Gesichtsschmerzen und ist wenig zu brauchen, der Hofmarschall Kutteroff leidet an einem bösartigen Blasenübel, das ihn ab und zu auf vier bis sechs Wochen umschmeißt, der College Hellfeld liegt fest darnieder an Podagra, Cramer ist stocktaub, und ich ohne Atem und immer erkältet. Du wirst finden, daß mit solchem Hofstaat wenig Staat zu machen ist. Wenn die Herzogin uns alle auf einmal stranulieren ließe, so machte sie das beste Geschäft. Nur daß sie dann – sagt Julchen – mit einem schlechten Gewissen dastehen würde. Es ist aber sehr die Frage, ob ein schlechtes Gewissen bei soviel Zerstreuung nicht leichter zu ertragen wäre als ein Heer von schlechten Kammerherren. In vier Wochen kommt nun ein neuer, ein Herr v. Welck[1] aus Sachsen, der einen tüchtigen sächsischen Stiebel spricht. Es wird ihm wohl viel Arbeit zufallen.

Ballenstädt, 28. Sept. 1862. Heute bin ich zu verschiedenen Malen von zwei Ärzten auskultiert, d. h. aufs zärtlichste behandelt worden, indem sie meine Brust fest an ihre Dickköpfe preßten. Nicht brust-wasserſüchtig, sondern brust-luftsüchtig soll ich sein, d. h. an einem völlig ausgebildeten Emphysem leiden. Dagegen soll nichts zu tun sein, als Katarrhe, die lebensgefährlich werden können, zu vermeiden.

Meine Badereise hat auch gar nichts geholfen. Als Kur verunglückte sie gänzlich, da ich nicht baden, sondern mich nur erkälten durfte. Aber angenehme Zerstreuung, deren wir Menschenkinder ja auch bedürfen, brachte diese Reise in Fülle, und die Seele sättigte sich mit lieblichen und gewaltigen Bildern, an denen lange zu zehren ist. Den größten Teil meiner Nächte habe ich seitdem wachend und halbwach im Bett, auf Sophas und Stühlen zugebracht, immer umgaukelt von der Erinnerung an jene Herrlichkeiten. Das majestätische Herantollen der gewaltigen Brandungswellen der Nordsee hat mir einen unverlöschlichen, mich immer wieder

[1] Kurt Frhr. v. Welck (1822–96).

erhebenden Eindruck hinterlassen. Leider kann man dergleichen nicht malen, weil Lebensgröße, Bewegung und Donner dazu gehören.

Hoym, 9. Oct. 1862. Ein herrlicher Herbstmorgen, helle Sonne, funkelnder Tau; langsam wirbeln in stiller Luft die Blättchen von den Akazien vor meinem Fenster, in vergangener Nacht von gelindem Frost abgebissen. Draußen wird das Portal des Schlosses bekränzt und dekoriert mit Guirlanden und Topfgewächsen, denn wir feiern den Geburtstag der Herzogin und erwarten sie hier zur Tafel. Gott erhalte sie noch lange dem Lande, das sie musterhaft regiert! Hat sie auch jetzt nur Stank für Dank wegen der revolutionären Aufregung in allen Köpfen — wenn sie einmal weg ist, wird man merken, wie großen Segen Gott durch sie gegeben. Alle humanen und wahrhaft heilsamen Forderungen der Neuzeit sind bei uns vollständig erfüllt, und wenn dies zunächst auch Schätzells richtigem Urteil und seiner Tatkraft beizumessen ist, so kann doch der tüchtigste Minister nichts effektuieren, wenn der Fürst nicht hinter ihm steht.

Ob wir noch längere Zeit so fortbestehen werden, wird nach menschlichem Ermessen davon abhängen, ob es gelingen wird, die Demokratie in Preußen zu bewältigen oder nicht. Ich wage es kaum mehr zu hoffen, da der Krebs, vier Jahre lang von der Regierung gepflegt, dort schon tief um sich gefressen hat. Kann sich das Ministerium Bismarck[1], das aus trefflichen und ehrenhaften Männern zusammengesetzt ist, nicht zu einer Art von Contrerevolution entschließen, so gebe ich alle Hoffnung auf, und dann sind auch wir verloren, weil Preußen dann (ebenso wie in Hessen) auch bei uns intervenieren, wenn nicht nach nationalvereinlichen Gelüsten uns gar verschlingen würde. Es ist aber doch merkwürdig. Vor vier Jahren trat die neue Ära ins Leben, stieß in die liberale Posaune und sagte das Ministerium Manteuffel als „zu extrem" zum Teufel — und jetzt sieht man sich genötigt, zu einem Ministerium Bismarck zu greifen, das sehr viel konservativer ist, als Manteuffel je geträumt hat. Warum? Weil die Liberalen nicht mehr vor dem Riß stehen wollen und weil demokratische Minister so lange unmöglich sind, als der König noch Lust hat, seinen Thron zu bewahren.

Couvert: Nun kommt der Winter, den ich für meinen Zustand fürchte. Aber mit ihm kommt Deine Schreibkraft, darauf freue ich mich.

■

Ballenstädt, am 14. Oct. 1862. Bitteres Leid ist über uns gekommen, seitdem ich vor wenigen Tagen, am 9., den Brief an Dich abschickte. Am selben Abend war zur Feier des Geburtstages der Herzogin Hofball, an dem auch Elisabeth und meine Frau teilnahmen. Am anderen Morgen fühlte ich in meiner Hoymer Einsamkeit das dringende Verlangen, für meine Tochter Elisabeth zu beten, und tat dies auf meinen Knien. Kaum eine Stunde darauf kam ganz überraschend College Heilfeld. Er brachte schauderhafte Kunde. Die Meinigen waren nachts 2 Uhr vom Ball nach

[1] Am 23. Sept. 1862 wurde Bismarck zum Ministerpräsidenten ernannt.

Hause gekommen. Elisabeth hatte meiner Frau noch etwas aus dem Staat geholfen und ging dann allein in die obere Etage, um sich dort zu entkleiden. Dabei mag sie dem Lichte zu nahe gekommen sein. Auf einmal bemerkte sie im Spiegel, daß ihr Kranz brennt. Sie reißt ihn herunter, das Kleid fängt Feuer. Sie läuft ins Schlafzimmer, um ein Kissen zu ergreifen und die Flamme auszudrücken – dies mißlingt. Sie will schreien – kann nicht. Da rennt sie nach der Treppe, und hier endlich gelingt der Schrei. Meine Frau hört dies unten, denkt an Raub und Mord und stürzt hinaus dem Kinde zu Hilfe, desgleichen Anna, die, selbst krank, im bloßen Hemde aus dem Bett gesprungen – da steht Elisabeth auf der obersten Stufe wie eine Feuersäule. Sie werfen sich beide auf sie, reißen sie zu Boden, erdrücken das Feuer und streichen es mit ihren Händen aus. Der Arzt war sogleich zur Hand samt seiner Frau. Beide blieben die ganze Nacht, und als der Tag kam, ward Hellfeld zu mir geschickt, mich abzulösen.

O welch ein Jammer, als ich nun ins Haus kam! Anna mit dick verbundenen Händen kam mir zuerst entgegen, dann meine Frau ebenfalls mit großen Brandblasen. Oben lag Elisabeth in ihrem Bett lang ausgestreckt, von Kopf bis zu Füßen in Watte gewickelt wie eine Mumie, unbeweglich, sehr kurzatmig. Obwohl sie kaum sprechen konnte, bat sie mich um Verzeihung, daß sie uns durch ihre Unvorsichtigkeit solchen Schrecken gemacht, und dankte sie Gott, daß sie wenigstens nicht so vom Halse weg vor Gottes Richterstuhl gefordert worden sei. Seitdem liegt das sonst so muntere und leicht ungeduldige Mädchen so still und geduldig wie ein Lamm da unter Höllenschmerzen, immer dankbar für jeden Dienst – ich kann nicht weiter ...

Ballenstädt, 16. Oct. 1862. Das war gestern ein rechter Angsttag. In der Nacht hatten sich bedenkliche Symptome (Schüttelfrost) eingestellt und wurde Starrkrampf befürchtet, der aber glücklicherweise nicht eintrat. Ich war wie Wache im Glutofen und fast unfähig zu Hilfeleistungen. Dabei die unerhörte Teilnahme des ganzen Ortes, die einen doppelt ängstigt, mein Haus wie ein Jahrmarkt, durchlaufen von den höchsten Herrschaften bis zu den Schneiderinnen und Waschfrauen! Blumensendungen, Früchte, Suppen, Leinwand, Charpie von allen Seiten. Gegen Abend trat mehr Ruhe ein, und Benno kam zum Trost von Reinstedt, die Nacht zu wachen. Heute morgen, Gott sei Dank, bessere Nachricht, der Arzt (Dr. Ziegler) macht zum ersten Male Hoffnung.

So gewinnt man wieder Kraft. Ich muß gestehen, wenn ich dies Kind auf so fürchterliche Weise verlieren sollte, ich weiß nicht, wie ich's und wie meine Frau es ertragen sollten. Aber, Gott sei Dank, wir haben nun wieder Hoffnung, haben auch alle erdenkliche Hilfe im Hause, indem die Herzogin uns eine Diakonisse aus Bethanien hat kommen lassen, die wie ein guter Engel zu uns eingetreten ist. Der Arzt ist ganz vortrefflich und opfert uns fast seine ganze übrige Praxis, er ist meistens bei uns, versichernd, er habe zu Hause keine Ruhe. Der Verband allein dauert jeden Morgen vier bis fünf Stunden. Der eigentliche Angstteil ist der Rücken,

der ganz verbrannt ist und auf dem das arme Kind doch liegen muß, daher er gar nicht heilen will. Bei der unendlichen Schwierigkeit, die Kranke zu heben, kann sie nur einmal verbunden werden, und dreimal wäre es nötig, da die Eiterung schon eintritt. Um das Heben zu erleichtern, ist oben eine Maschine angebracht, durch welche Elisabeth in einer schmalen Hängematte, die ihr unter der Mitte des Leibes durchgezogen wird, in die Höhe gewunden werden kann. Elisabeth ist gänzlich unbeweglich, kann kein Glied rühren und verträgt auch keine Berührung. Beim Verbinden muß sie ja angefaßt werden, dann zuckt ihr der Schmerz durch alle Glieder, sie ist danach ein paar Stunden wie tot. Niemand kann ermessen, wie schmerzlich eine Pflege ist, die doch keine Erleichterung verschafft. Könnte man ihr einmal die Hand geben, den Kopf stützen, sie auf die andere Seite legen, so könnte man ihr doch eine kleine Liebe erweisen. So aber kann man nur die Fliegen abwehren und ihr etwas Wasser, ein bißchen Suppe einflößen oder eine Erdbeere in den Mund stecken, das ist alles.

Anna hatte sich mehrere Tage aufrecht erhalten, um zu helfen, so gut sie es konnte mit ihren dickverbundenen Händen. Endlich fiel sie ohnmächtig um. Da entdeckte die Diakonisse, daß ihr das rechte Bein vom Fuß bis zum Knie ebenfalls tief verbrannt war, was sie uns verschwiegen. Sie hat tiefere Wunden als Elisabeth und ist nur insofern besser daran, als die Brandfläche viel kleiner ist. Sie liegt jetzt ganz fest, fiebert und weint aus Angegriffenheit der Nerven immer um die Schwester. Dies Kind ist unbeschreiblich rührend in seiner Selbstvergessenheit. Auch Bruno ist rührend in seiner Sorge um die Schwester. Eine um die andere Nacht findet er sich ganz still ein zur Nachtwache – und morgens in aller Frühe ist er dann wieder verschwunden, um 1¾ Meilen von uns in Neinstedt seine Zöglinge zu unterrichten.

Ballenstädt, 19. Oct. 1862. Welche Angsthölle wir durchgangen sind in den letzten Tagen, ist nicht zu sagen. Heute benutze ich einen Moment, wo wir nach einer relativ guten Nacht wieder einige Hoffnung fassen, um diesen Brief womöglich zu schließen. Von etwas anderem als unserer Lage kann ich freilich nicht schreiben. Ich habe eben keinen anderen Gedanken als meine beiden verbrannten Töchter.

Unser Haus gleicht einem Lazarett. Die ganze obere Etage ist eine einzige Krankenstube. Elisabeth haben wir gestern in das große Wohnzimmer gebracht, Anna liegt am anderen Ende im sogenannten Museum[1]. Alle Türen sind offen bis in mein Zimmer, wo die Pflaster bereitet werden, und diejenige Person wacht, die der Schwester Amalie zur Hand geht. Dieser ganze Raum (sechs Zimmer) ist mit Eitergeruch erfüllt, der durch Chlor und Essig wohl für die Pfleger, weniger für die Kranken gemäßigt und erträglich gemacht wird. Meine Frau trotzt bis jetzt mit großer Tapferkeit allen Anstrengungen. Den ganzen Tag über kommen und gehen die Besuche der teilnehmenden Freunde, die uns mit Liebesgaben überschütten, leider auch mit Tränen. Jedermann will hilfreiche Dienste leisten,

[1] Vgl. die Skizze der Wohnung auf S. 388.

doch können nur diejenigen gebraucht werden, die gleich von Anfang da waren, die gute Pickels als nächtliche Pflegerin, bei Tage die Doktorin Valentiner, die zufällig bei uns zu Besuch ist, und eine alte siebzigjährige Geheimrätin v. Kersten, welche treulich jeden Morgen zum Verbinden kommt und rüstig Hand anlegt.

Unsere beste, unersetzliche Hilfe ist die Diakonisse. Sie heißt „Schwester Amalie", wer sie sonst ist, wissen wir nicht, sie kann ebensogut eine Reichsgräfin als von niederem Stande sein. Im ganzen Hause wird sie „Schwester" genannt und so, wie eine Schwester, als wenn sie zur Familie gehörte, hat sie sich von der ersten Stunde an gezeigt. Stets so reinlich wie aus dem Ei geschält, ist sie in ihrer einfachen, doch edelen, nonnenartigen Tracht mit frischer Gesichtsfarbe und schönen Zügen auch äußerlich eine überaus wohltuende Erscheinung. Sie ist unermüdlich, gänzlich anspruchslos, heiter, freundlich, behaglich, den beiden kranken Kindern unbeschreiblich angenehm. Wenn es abends, so nach 9 Uhr, still im Hause wird, betet sie sie zur Ruhe. Bei aller Liebe und Teilnahme und Hilfeleistung der Freunde, bei aller rastlosen Tätigkeit des Arztes, der uns seine ganze Zeit widmet, würden wir doch verloren sein ohne diese treue Schwester. Bethanien gibt sonst eigentlich keine Diakonissen in Privathäuser ab, nur auf die Bitte der Herzogin hin ist dies durch die Königin für uns möglich geworden. Ich habe unbeschreiblichen Respekt vor diesen Mädchen, die mit völliger Dahingabe aller Lebensbehaglichkeit und jeder Weltfreude aus Liebe zu ihrem Herrn sich entschlossen haben, alle ihre Tage und Nächte der Krankenpflege, diesem schwersten aller Berufe, hinzuopfern.

Ach, lieber Bruder, so ein armes, geliebtes Kind in solcher Qual zu sehen, übersteigt alle Begriffe. Möchte doch Gott noch einmal ein Wunder tun für mein Alter, wie er es zu verschiedenen Malen für meine Jugend getan hat! Auch im Fall glücklichen Verlaufs werden wir doch immer noch wenigstens vier Wochen zwischen Tod und Leben schweben. Betet Ihr mit uns, daß Gott unsere Herzen stille machen und — so es sein heiliger Wille zuläßt — uns unser liebes Kind erhalten wolle. Du, lieber Gerhard, laß in Deiner Antwort keine zu große Besorgnis durchblicken, was Julchen zu sehr ängstigen würde, der Gott die schwere Gefahr verschleiert zu haben scheint.

*

Ballenstädt, am 31. Oct. 1862. Heute treten wir in die vierte Woche, und noch lebt unser Kind. In dieser Woche wird es sich — nach Wilms — entscheiden, ob wir unsere Elisabeth behalten. Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben, daß die Herzogin den Dr. Wilms[1], einen unserer bedeutendsten Wundärzte, von Bethanien kommen ließ. Wir haben schwere Zeiten durchlebt, Angstnächte, da das Herz unablässig zu Gott schrie; aber der Herr war auch mit seinem Trost nicht fern, den er namentlich dem armen Kinde zuteil werden ließ. Ich habe wieder einmal so recht erkannt, was das Christentum zu bedeuten hat, dessen Kräfte nun auch bei unserer Elisabeth Eingang finden. Das arme Kind leidet Höllenschmerzen, doch sagte sie

[1] Der frühere Generalarzt Rob. Friedr. Wilms (1824—80).

mir neulich, als ich an ihrem Bette saß, mit ihrer schwachen atemlosen Stimme: „Wenn ich – denke – daß ich nun auch – meinen Heiland gefunden habe – so fühle ich meine Schmerzen kaum.“ Sie hat eine hohe innerliche Freude, daß Gottes Gnade, wenn auch durch Verwundung des Leibes bis zum Tode, ihre Seele geheilt hat und ihr eine Befriedigung gewährt, von der sie früher keine Ahnung hatte, und die sie deshalb auch an anderen, namentlich an ihrer Schwester, nicht recht verstehen konnte.

Abends. Soeben komme ich vom Meiseberg. Einen Tag um den anderen fährt mich jetzt entweder der junge Salmuth oder Kutterreff spazieren, weil ich wegen eines Rheumatismus im Bein nicht recht fortkommen kann und doch an die Luft soll. Salmuth ist mein politischer Freund, ließ für mich die Zeitungen und teilt mir dann das Wichtigste mit. In Preußen geht es mit der Reaktion jetzt gut vorwärts und, wie es scheint, schwenkt auch die öffentliche Meinung ein. Sie ist ja gewöhnlich auf der Seite, welche Kraft und Macht entfaltet. Schon war der Landtag ein Convent geworden, und noch ein Jahr so fortgewirtschaftet, so hätte die Krone im Dreck gelegen. Jetzt kommt es vorzüglich darauf an, den Kronprinzen [den späteren Kaiser Friedrich] zu gewinnen, der sich immer noch in liberalen und nationalvereinlichen Ideen wiegt und gar nicht bemerkt hat, wie nahe ihm das Messer an der Kehle saß. Glückt dies nicht, so haben wir mit dem nächsten Regierungswechsel wieder eine „neue Ära“, vor der uns Gott in Gnaden behüten wolle. Es kostet mich übrigens jetzt einige Anstrengung, von der Politik Notiz zu nehmen, da ich nur den einen Gedanken habe: Elisabeth!

Ballenstädt, 6. Nov. 1862. Wir haben wieder schwere Tage durchlebt, starkes Fieber und andere Schrecken, doch sind Arzt und Diakonisse voll Zuversicht. Elisabeth liegt da wie eine Leiche, lang hingestreckt und völlig unbeweglich fast seit vier Wochen. Es ist ein Anblick, daß sich einem das Herz im Leibe umdreht – kein Glied rühren, den Kopf um keinen Finger breit weder heben noch wenden zu können, keinen Atem und beständige Schmerzen am ganzen Leibe. Doch leidet das gute Kind mit einer wahren Lammesgeduld, und wenn sie einmal aufschreit beim Verbinden, bittet sie den Arzt und die Diakonisse aufs rührendste um Vergebung, daß sie es ihnen erschwere. Die Diakonisse ist der gute Engel im Hause. Immer getrost und freudig, geschickt zu allem und unermüdlich pflegt sie mit warmer Liebe Leib und Seele ihrer Patientin, mit der sie sich aufs innigste befreundet hat. Wunderbar! Aus unserer verderbten, glaubenslosen Zeit schießen diese Schwesternhäuser wie Paradiesesblüten auf. Das protestantische Deutschland zählt immerhin schon 1200 barmherzige Schwestern, obgleich kaum der dritte Teil der sich Meldenden als qualifiziert aufgenommen werden kann. Die Schwestern jeder Anstalt stimmen darüber ab, ob sie eine Novize in ihren Orden aufnehmen wollen oder nicht; so kommen unlautere und ungeschickte Elemente nicht hinein. Der Zusammenhang und die Liebe aller zueinander ist wahrhaft rührend und erbaulich. An der Oberin, einer Gräfin Stolberg (Tochter des Grafen

Anton), hängen sie wie an einer leiblichen Mutter; auch kann eine solche nicht zärtlicher an eine leibliche Tochter schreiben, als diese es an unsere Schwester Amalie tut. Ich glaube, daß heutzutage solche Schwesternhäuser die größte Wohltat sind, die Fürsten ihrem Volke erweisen können.

Ballenstädt, 8. Nov. 1862. Soeben Dein und Helenens teilnehmende Briefe. Gott segne Euch für Eure Liebe! Ach mein lieber Bruder, die letzten Tage waren so schlecht, daß ich kaum noch ein Fünkchen Hoffnung habe. Ja, ich muß jetzt beten: Herr, errette oder mach ein Ende! – Eben kam Ziegler herein und bat mich, Wilms noch einmal kommen zu lassen. Ich habe gleich telegraphiert und erwarte in einer Stunde die Antwort. Daran knüpft sich wieder etwas Hoffnung. Ich kann die Buchstaben kaum erkennen durch die Tränen, und doch ist es mir tröstlich, gegen meinen besten Freund auf Erden klagen zu können. Was dieser Verlust mir wäre, kann ich gar nicht aussprechen. Auf diesen Brief wird schnell ein anderer folgen mit der Nachricht der Entscheidung.

*

Ballenstädt, am 19. Nov. 1862. Soeben las uns Adolph Eure Briefe zu meinem Geburtstage vor; ach in welchem Trauerzirkel! Geliebter Bruder! Am 17. morgens ist unsere liebliche Elisabeth heimgegangen in die Arme der ewigen Liebe. Um 1 Uhr ließ die Diakonisse mich rufen, Elisabeth habe nach mir verlangt. Als ich zu ihr kam, sah sie mich groß an. Ich setzte mich zu ihren Häupten, legte die Hand auf ihre Stirn und sagte ihr, ich würde die Nacht nicht von ihr weichen. „Herzensvaterchen!“ Das war das einzige, was sie noch sprach. Sie schlief dann ein, der Atem ging immer schwerer, gegen ½5 stockte er.

Ich ging zu meiner Frau, die bis dahin der festen Zuversicht gelebt hatte, daß Gott ihre Gebete erhört habe und ihr Kind retten werde. Bis zu diesem Augenblick hatte sie all ihre Kraft und Frische behalten – nun brach sie völlig zusammen. Ihr Lebensglück hing an diesem Kinde, das der Schmuck und die Freude ihres Lebens war. Sie kann diesen Verlust nicht begreifen, stiert in ein leeres Leben, und ich stehe vor ihr, mit der äußersten Besorgnis, daß ihr das Herz bricht, des meinigen selbst kaum mächtig. Nachts liegen wir zusammen Hand in Hand, an Schlafen ist kaum zu denken. „O, mein allerliebstes Kindchen“, das ist fast das einzige, was sie spricht. Ich weiß nicht – ich glaube, ich könnte es nicht ertragen, sie jetzt auch noch zu verlieren. Anna sieht aus wie ein seliger Schatten. Sie wendet alle Kraft an, die Gott ihr schenkt, und steht dem Hauswesen vor – aber sie ist ja selbst noch krank. Gott erhalte sie uns! Benno ist hier, auch Adolph, der gestern morgen kam. Die Kinder sind prächtig, umringen und umgeben die Mutter mit Zärtlichkeit und Liebe.

O Gerhard – welch ein Leben! Es ist eine furchtbare Zeit – doch auch gnadenreich. Mit welcher Innigkeit sich unsere Elisabeth an unseren Heiland angeschlossen, ist nicht zu sagen; ihr nach blickt der ganze Freundeskreis nach oben. Es ist eine Wechselstimme durch Ballenstädt erschollen vom Himmel her. Elisabeth ist auch für ihre Freundinnen mit gestorben. Selbst

die steinalten Barduas sind davon angetan und wenden sich zu Christo dem Erlöser.

Ich sitze hier im Kreise der weinenden Familie. Es ist ein kleines Unterzimmer, wo wir alle beieinander stecken. Besuche gehen ein und aus. Prinzeß Louise sitzt vor- und nachmittags stundenlang bei uns wie eine Schwester, selbst gestern an ihrem Geburtstag. Die alte Herzogin von Holstein sendet Speisen für das ganze Haus, sogar für die Leute. Gott segne alle unsere Freunde und Nachbarn für ihre Liebe! Nachbar Brinckmeier[1] nimmt mir die ganze Begräbnissorge ab. Übermorgen nachmittag soll die Beerdigung sein. Heute ist die Sonne durchgebrochen, nachdem fast die ganze Krankheitszeit hindurch ein dicker, undurchdringlicher Nebel auf uns lag. Details vom Sterbelager kann ich noch nicht geben – ich bin dazu noch zu wund, begreife eigentlich nicht, daß ich noch lebe. Gott halte seine Hand über Euch alle, Ihr so einzig und unbeschreiblich geliebten Menschen und Geschwister!

Euer alter gebrochener Bruder.

Ballenstädt, am 12. Dec. 1862. Gott wolle Euch segnen für Eure teilnehmende große Liebe, die so sehr wohl tut! Ja, mein lieber Gerhard, wohl ist es ein Jammer, daß Du nicht zu mir kommen kannst; ich sehne mich danach, mein Herz ganz auszuschütten, was mir eben nur gegen Dich möglich wäre. Gott der Herr hat uns aber beide angepflockt. So ist es doch wenigstens ein Gnadengeschenk, daß Du noch unter den Lebendigen bist, und wir uns wenigstens schreiben können. Wie danke ich Gott für Dich!

Jetzt mußt Du es schon leiden, daß ich Dir noch von meinem Töchterchen erzähle, deren Bild mich nicht verläßt, wie sie so daliegt auf ihrem Marterbett, nicht der geringsten Bewegung mächtig, nur ab und zu verzieht sich die schöne Stirn zum Weinen – aber Tränen fehlen schon seit langer Zeit. „Mein herzliebes Vaterchen!“ sagt sie mit dem Ausdruck wehmütiger Zärtlichkeit — und ich kann ihr nicht helfen! Als Julchen und ich die erste Nacht bei ihr wachten, sprach sie viel in Phantasien. Da sagte sie langsam in ihrer Weise und mit der süßesten Stimme: „Nehmt bitte – doch das große Tuch weg – das große schwarze Tuch!“ – „Da ist kein Tuch.“ – „O ja, Papa! Da über mir an den vier schwarzen Spießen – der große Vorhang, sieh doch nur hin – da ist er ja. Bitte, nimm ihn doch weg – er benimmt den Atem.“ Ich dachte an den Baldachin, der hier bei Leichenbestattungen an vier Stangen über dem Sarge schwebt, und es ging mir durchs Herz.

Dann wieder sagte sie: „Laßt es nur liegen – wir wollen es nicht fertig machen – das Schreckenskleid – wenn eines stirbt – das mag es tragen.“ Sie hatte die Tage vorher mit großem Fleiß und noch größerer Unlust an ihrem Ballkleide genäht. Einer Freundin, die verreiste, hatte sie gesagt:

[1] Prof. Dr. Carl Brinckmeier (1820–A), Begründer des Ballenstedter höheren Schulen.

„Du bist glücklich, daß Du nicht auf den Ball brauchst!“ Sie war überhaupt den beginnenden Winterfreuden mit Grausen entgegengegangen, wiederholentlich klagend, daß nun das Putzen wieder angehe. Als ich an ihrem Krankenlager mit der Schwester Amalie einmal vom Tanzen sprach, sagte sie: „Gottlob, das ist vorbei.“ Ach, es war mehr vorbei, das ganze Erdenleben. Davon hatte ich seit jener Vision die sichere, nur momentan durch einzelne Hoffnungsstrahlen unterbrochene Ahnung, die mich in namenloser Angst und Unruhe umtrieb. Ich konnte nur wenig um die Kranke sein, weil ich fürchtete, die Fassung zu verlieren, und keine Besorgnis zeigen wollte. Ich meinte, Elisabeth dächte nicht an ihr nahes Ende, und ich wollte ihr die Aussicht auf Genesung nicht trüben. O wie irrte ich mich! Nachher erfuhr ich von der Diakonisse, wie sicher mein Kind den Tod erwartet hat.

Am letzten Abend saß ich lange bei ihr, sie phantasierte viel, doch kannte sie mich immer und hörte auf meine Zureden. Als sie ruhiger und klarer wurde, betete ich ihr das alte Lutherlied vor: „Aus tiefer Not“. Ich küßte sie dann auf die Stirn und segnete sie. Der Schwester sagte ich, wenn die Kranke nach mir verlange in der Nacht, möchte auch nur nenne, mit oder ohne Phantasie, so wolle ich gleich gerufen sein. So ging ich zu Bett. Im Krankenzimmer wachten die Schwester und eine Wartefrau. Zuletzt war vom Doktor überredet worden, sich niederzulegen. Etwa um 1 Uhr ward ich gerufen. „Nun ist der Papa da“, sagte die Schwester bei meinem Eintritt. Ich trat ans Bett. „Herzensvaterchen!“ Das klang wie ein Scheidegruß, es war das letzte Wort, das Elisabeth gesprochen hat. Ich setzte mich zu ihren Häupten, legte ihr die Hand auf die Stirne und sagte, ich würde bei ihr bleiben; noch näher sei ihr unser lieber Heiland und halte sie fest umfangen in seinen Liebesarmen. Elisabeth atmete kurz und schnell und schien sehr unruhig. Ich betete still. Die Schwester flößte der Kranken von Zeit zu Zeit etwas Wasser ein, die Wartefrau hatte sie weggeschickt. Nach etwa einer Stunde schrie mein armes Kind laut auf. Ich berührte ihre Stirn und sprach den Segen. Darauf schien sie einzuschlafen, atmete tief und schwer in langen Zügen. Ich frug die Schwester leise, ob das ein natürlicher Schlaf sei. Sie sagte: „Nein!“ – „Hat Ziegler das vorausgesehen?“ – „Ja, diese Nacht oder morgen früh.“

Da kam von oben her eine wunderbare Stärke und Freudigkeit über mich, es fing fortwährend etwas in meinem Innern: „Warum sollt ich mich denn grämen?“ Die Verse traten plötzlich mit großer Lebendigkeit in mein Gedächtnis, und immer wieder von neuem fang ich sie in meinem Geist, hatte Trost und Erquickung daran. Unterdessen ward der Atem meines Kindes immer tiefer, ruhiger und etwas rasselnd. „Nun wird Gott der Herr bald kommen!“ sagte die Schwester. Ich sprach mit leiser Stimme noch einmal den Segen, indem ich das Zeichen des Kreuzes über Haupt und Brust meines Kindes machte. Dann sang es wieder in meinem Herzen: „Herr, mein Hirt, Brunn' aller Freuden . . .“ Es war, als faßte ich meinen Heiland bei der Hand, und ich war stark in seiner Kraft. Nach

4 Uhr hörte der Atem auf, wie abgeschnitten. Kein Zucken in dem schönen ruhigen Gesicht. Mein allerliebstes Kind war tot.

Eine Stunde noch blieb ich mit der Schwester in stillem Gebet. Dann kam das Schwerste: ich ging zu Julchen, die ich halb angekleidet auf dem Sopha fand. Sie sah mich mit großen Augen an: „Es ist doch nichts vorgefallen?“ Ich brach in Tränen aus, zog sie an mein Herz und sagte: „Unser Kind hat Frieden!“ Nun folgte eine Szene, die ich nicht beschreiben kann, Julchen brach zusammen wie ein geknicktes Rohr. Sie hatte bis dahin fest an Wiedergenesung geglaubt. O Gott, was liebt doch ein Mutterherz so tief!

Nun schreibe ich noch ein paar Sätze ab aus einem Briefe der Schwester Amalie an Anna:

> Ich bin zerknirscht und ermahnt, wenn ich an Elisabeths tiefe, demütige Beugung unter Gottes gewaltige Hand denke. Wie war ich oft in den Staub geworfen an ihrem Krankenbett, wenn ich ihre Glaubensfreudigkeit sah. Besonders rührend war sie in den letzten acht Tagen, wo sie das nahe Abscheiden voraussah. Da faßte sie ihren Herrn mit stürmischer Liebe. In kindlich rührender Weise bat sie ihn um Geduld bis zum letzten Stündlein. „Ach, komm doch bald, mein Heiland, erhöre mich doch, hole mich zu dir und erlöse mich aus meiner Qual — ach Herr, erbarme dich doch über mich!“ Als es Tag ward, sagte sie: „Nun kann ich danken, daß du mir wieder durch die lange schwere Nacht geholfen! Aber nun der lange Tag! Ach, möchte es der letzte sein! Fünf Wochen schon! Und noch nicht genug!“ Dann sagte sie: „Das war wieder sündlich. Verzeihe es mir, daß ich so wenig tragen kann“. Wenn die Schmerzen zu stark wurden, sagte sie: „Lieber Schwesterchen! Einen einzigen Spruch!“, und den faßte sie dann und sagte ihn so lange, bis es ganz stille in ihrer Seele wurde.

Wir haben alle so schwere Herzen, daß unser Leben jetzt in einer Art Erschöpfung verläuft. Am Abend, wenn die vielen wohlgemeinten Besuche endlich vorüber sind, zeichne ich wieder wie in der Jugend, und es wird dabei wohl etwas vorgelesen. Aber die Augen verdrehen sich bald, Julchen, die Valentiner und Anna schlafen gewöhnlich ein, die Hunde desgleichen schnurgeln auf meinem Lehnstuhl, und ich selbst muß mich häufig mit meiner Pfeife auf die Erde legen, um das Herzklopfen zu beschwichtigen. Um zehn gehen wir zu Bett, aber keiner kann dann ordentlich schlafen, am wenigsten Julchen, die an schrecklichen Beklemmungen leidet. Auf die Nacht folgt nicht der Tag, erst kommt die Dämmerung, und in dieser werden wir wohl noch lange stecken. Ach, könnten wir unseren Heiland doch fassen, wie Elisabeth es konnte! — aber wir haben auch nicht gelitten, wie sie gelitten hat, oder doch auf andere Art; denn ein geliebtes Kind zu Tode martern zu sehen, ist freilich auch ein Leiden, aber ein Leiden, das fast scheu macht. Was ich gewonnen habe, ist Furcht vor dem allmächtigen Gott, vor welchem ich im Staube liege. So lange gelebt mit christlichem Wissen — und was ist die Ausbeute gewesen? Jetzt wünsche ich nur noch zu leben, um sterben zu lernen.

Hoym, am 17. März 1863. Fünf ganze Monate habe ich als ein an Leib und Seele geschlagener Mensch, unfähig zu allen Dingen, in meinem Trauerhause bei meiner armen, noch viel tiefer getroffenen Frau gesessen – jetzt habe ich endlich meinen Dienst in Hoym wieder antreten können. Was war das wehmütig, diese Fahrt heraus, die mich an die letzte Fahrt hinein erinnerte, der Eintritt hier in das große öde Zimmer, wo ich die Schreckenspost erhielt, und der Gedanke zurück ans Haus, wo die sonnige Elisabeth mir nimmer wieder entgegenkommen wird! Ich hatte das Gefühl, als sei ich selbst gestorben und spuke hier im Schloß, dessen Bewohnern ich offenbar auch als aus dem Grabe erstanden erschien, so lebhafte Freude sprachen alle aus, mich wieder unter sich zu sehen. Einer nach dem andern kam auf mein Zimmer, Kastellan, Koch, Lakaien, Stallleute und Musiker, alle wollten mir die Hand drücken. Und vollends mein alter Herzog! Er ließ meine Hand gar nicht wieder los: „Ich habe Sie doch recht sehr bedauert, ja, recht sehr, recht sehr – und ich muß Ihnen doch sagen, daß ich immer an Sie gedacht habe, weil Sie so lange nicht wiederkamen und immer nicht, da habe ich doch recht gehofft, daß ich Sie noch einmal wiedersehen würde." Ich fiel wie aus den Wolken bei dieser plötzlich losbrechenden langen Rede, denn mein armer Herr redet sonst fast gar nicht mehr, scheint nur noch zu vegetieren. Es gehört ein Ereignis dazu, seine schlummernde Seele zu wecken.

Heute ist das fünfzigjährige Jubiläum der Freiwilligen von 1813. Ich erinnere mich jener Tage noch wie heute – als Theodor Körner im vollen Waffenschmuck bei uns eintrat und Kersting von unserem Vater ausgerüstet wurde [Jug.-Er. II, 7]. Weißt Du noch, als wir die ersten Kosaken aus dem Bodenfenster sahen [Jug.-Er. II, 6], wie sie aus dem Walde hervorkamen und ihre Pferde auf dem Sande tummelten? Jetzt pfeift dort die Lokomotive an einem neuen Stadtteil vorüber.

Daß Du Mendelssohns[1] „Italienische Briefe" gelesen und genossen, macht mir Freude, da es mir ebenso gegangen ist. Ich habe die Reise und Zahnheit dieses zwanzigjährigen Knaben nicht genug bewundern können; es mag sein, daß er durch Witz wenig zerstreut worden ist. Das Interessanteste ist aber doch der Besuch bei Goethe, wie man sich denn über Goethe und Luther nie genug auswundern kann. Zwischen ihnen liegt kein einziger Name, auf den die Nation so stolz zu sein das Recht hat, wie auf sie.

Ja, was wird nun in Preußen [Konfliktszeit!] werden?! Jedenfalls hat der König jetzt einen Steuermann gewählt, der alles in Schatten stellt, was vor ihm an Ministern dagewesen. Es fehlt der oppositionellen Majorität wahrhaftig nicht an Intelligenz, aber Bismarck ist ihnen allen doch weit überlegen. Seine kurzen kalten Reden schneiden bis aufs Mark. Sie machen jede vernünftige Entgegnung unmöglich, es wird dagegen nur angezappelt, wie Fische tun, die aufs Trockene geraten sind. Leider

[1] Der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy.

sterben diese Fische aber nicht auf dem Trockenen, und wenn sie auch keine Gründe mehr anzuführen haben, so können sie doch immer noch beharrlich „Nein" sagen, sodaß nichts zustande kommt. Daß es so nicht bleiben kann, sieht selbst der große Karpfen Grabow[1] ein. Er ist neulich in vertraulicher Sendung zum Kriegsminister Roon gekommen (wie dieser selbst einem meiner Freunde erzählte) und hat ihm gesagt, daß, wenn der König bewogen werden könnte, Bismarck zu entlassen, so werde das Haus der Abgeordneten sich die übrigen Minister (lauter strenge Konservative!) gefallen lassen und das Armeebudget bewilligen. „Ist das nicht das Äußerste?! Als die Sache vor den König kam, hat Bismarck diesem geraten, er möge ihn immer noch etwas liegen lassen, dann würde er noch bedeutend im Preise steigen.

Bismarck hat überhaupt einen schlagfertigen Witz. Beim Eintritt der neuen Ära war er von Frankfurt, wo er Gesandter war, schon ins Ministerium berufen. Als er ankam, war Auerswald ihm vorgezogen worden; man schickte ihn, um ihn zu entschädigen, nach Petersburg und machte einige Entschuldigungen. „Ich verstehe," sagte Bismarck, „Seine Majestät hält es für angemessen, mich wie eine Bouteille Champagner erst kalt zu stellen, ehe ich verbraucht werde." Seit geraumer Zeit wünscht das Abgeordnetenhaus nichts dringender, als aufgelöst zu werden, um jetzt, da das Volk noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist, jeder in seinem heimischen Kreise wühlen und auf die nächsten Wahlen drücken zu können. Ein Redner fragte deshalb in einer langen wohlstudierten Rede an, warum das Ministerium, das doch wahrscheinlich soviel Verstand habe einzusehen, daß es mit diesem Hause auch nicht das geringste Geschäft erledigen würde, nicht so bald als möglich zur Auflösung der Kammer schritte, um bessere Wahlen zu erzielen? „Der Grund liegt darin," – erwiderte Bismarck ganz freundlich – „daß wir beabsichtigen, das Land erst die nähere Bekanntschaft der Herren machen zu lassen." Die volle Wahrheit zu hören hatte man am wenigsten erwartet und war wie aufs Maul geschlagen. So geht es mit allen Bismarckschen Entgegnungen, die stets so zutreffend sind, daß die Leute sich immer erst eine Weile besinnen müssen, ehe ihnen wieder ein neuer Gesichtspunkt einfällt. Es gehört aber auch wahrhaftig ein ganzer Mann dazu, sich einer solchen Zeitströmung entgegenzustemmen!

In unserem Bernburger Lande geht es jetzt recht gut, während man noch in der Weihnachtszeit dachte, Schöbell würde auf offener Straße erschlagen werden. Jetzt küssen sie ihm die Hände und danken ihm für dieselben Maßregeln, die sie früher bekämpften, natürlich mit Ausnahme der bewußten Demokraten, welche lieber im Saustall wohnen würden, als in einem reichen, geordneten Staate, wenn sie nur kommandieren könnten. Wenn es Dich interessierte, könnte ich Dir Bogen füllen über Schöbells kluges und männliches Regiment. Das Resultat ist, daß wir

[1] Wilh. Grabow (1802–74), Bürgermeister von Prenzlau, 1862 Präsident des Abgeordnetenhauses, Führer der Opposition gegen Bismarck.

jetzt so reich sind, daß jeder Bürger dreimal wöchentlich seine Zeitung mit politischen und Handelsnachrichten unentgeltlich ins Haus bekommt, und daß von Ostern an alle direkten Steuern wegfallen werden, wenn anders die Stände, die sich jetzt versammeln, darauf eingehen.

c.

Ballenstädt, am 4. Mai 1863. Dieser Brief ist für meinen einzigen Bruder nach Natur und Wahl, den Gott segnen wolle am 11. Mai bis zum 11. Mai und allezeit, daß er sein Leben lang unter dem Schutz und Schirm der Engel Gottes stehen und allen Teufelchens ein Schnüppchen schlagen möge!

Was Du, mein lieber Alter, von Deiner angeborenen Torheit sagst, die sich hinter äußerem Ernst verbirgt, gilt in weit höherem Maße auch von mir. Ich bin ein bodenlos leichtsinniger Patron mit solider Macke. Ich habe mich aber endlich darein ergeben, da ich weiß, daß doch niemand über sich hinauskommt. Vor alters mag es heilige Männer gegeben haben, jetzt sind sie aus der Mode. Wo man einem, der in diesem Geruch steht, näher tritt, da verschwindet gar bald der Nimbus. Ob es wohl je anders gewesen ist? „Ebert! mich scheucht ein trüber Gedanke tief in die Melancholei!" (Klopstock). Ich tröste mich bei solchen Wahrnehmungen damit, daß ich eine zu kritische Natur bin. Glücklichere Naturen, wie Goethe und mein Schwager Friedrich Krummacher, sehen jene Schatten gar nicht vor den Lichtern, die ja auch nicht fehlen; das Licht überstrahlt ihnen den Schatten – mir verdunkelt der Schatten das Licht. Das kann man tadeln, wenn man will, zu bessern wird's schwerlich sein.

Kürzlich besuchte uns Fritz mit seiner ganzen Familie und war in seinem steten Entzücken über alle Menschen und Sachen, die er sah, ein angenehmer Gast. Sie waren gekommen, um ihre Tochter Marie abzuholen, welche den dunkelsten Winter unseres Lebens treulich mit uns verlebt hat. Diese Marie war so recht etwas für mich, ich hatte soviel Genuß an ihrer Art und Weise, daß sie mir ordentlich fehlt. Das frische Leben in unserem Trauerhause tat uns allen gut, auch meiner armen, noch immer ganz in Traurigkeit versunkenen Frau, die dadurch wenigstens auf Augenblicke aus ihrer Melancholie herausgerissen wurde.

Vorgestern gelang es mir zum erstenmal, mein armes Julchen zu einer Partie (nach dem Sternhause) zu überreden. Um keine Erinnerungen wachzurufen, hatte ich Waldwege gewählt, die wir mit Elisabeth niemals gegangen waren. Julchen mochte aber doch ihre Gedanken nicht abwenden können von dem fröhlichen, singenden Kinde, dessen allergrößtes Vergnügen dergleichen Gänge waren und die nun fehlte. Sie weinte immer still vor sich hin. Es ist herzzerschneidend, ihr ganzes Wesen ist umgestimmt aus Heiterkeit in Herzeleid und Schwermut, und ich bin ratlos dem gegenüber. Gott wird ja Wege zeigen.

Ballenstädt, 5. Mai 1863. Gestern traf ich auf dem Stufenberg, wohin Nathusius eingeladen hatte, auch einen Herrn v. Harpe aus Estland, der sich als Landsmann vorstellte und als alten Bekannten. Ich

hatte keine Ahnung davon, daß er in der Welt sei; er aber behauptete, mich vor Olims Zeiten in Reval gesehen und mit Dir in Dorpat studiert zu haben, kannte auch alle Menschen von ehemals, sodaß es mir ganz wohl mit ihm ward. Von ihm erfuhr ich, daß Du noch ein sehr schöner Mann seist, was mich recht beglückte. Es ist doch merkwürdig, wie mich alles bewegt und anheimelt, was mich an jene längst dahin geschwundene Jugendzeit erinnert.

Als ich am Abend nach Hause kam, fand ich den Propst Scholtz und einen Missionar Schulz vor, der uns aufsuchte, obgleich wir nicht in seiner Kirche waren. Dieser Mensch reist fortwährend herum, predigt alle Tage in Städten und Dörfern, wo er ankommen kann, und füllt alle Kirchen bis zum Platzen. Hier in Ballenstädt, wo sonst nur Wenige zur Kirche gehen, hat er vier Tage hintereinander gepredigt, immer in den Abendstunden und immer bei so gefülltem Hause, daß kein Apfel zur Erde konnte. Gedanken, Geschichten, Gedichte strömen ihm zu, ohne abzureißen, er würde Tag und Nacht in einem fort predigen können, wenn anders der Körper es aushielte. Ebenso unerschöpflich war auch seine Unterhaltung bei uns, obwohl er schon den ganzen Tag geredet hatte. Das sind die von Gott gemachten Prediger. Von Menschen hat er's nicht, da er weder ein Examen gemacht hat noch ordiniert ist. Er ist wie ein Komet unter der geordneten Schar der Planeten. Hier schwärmt alles für ihn von den Prinzessinnen bis zu den Dienstmädchen, nur die Bernstorff nicht, die als echte Lutheranerin alles freibeuterische Christentum haßt. Was mich anbelangt, so mag ich ein so extraordinäres Wesen schon leiden, nur daß ich mit solchen Leuten erst einen Scheffel Salz gegessen haben muß, bevor ich Vertrauen zu ihnen fassen kann. Sie sind oft sehr erweckliche Werkzeuge und doch keinen Schuß Pulver wert, während die ordentlichen Pastoren oft gar nichts wirken und doch die prächtigsten Menschen sind.

Mein alter Herzensbruder! Wie sehr teile ich mit Dir den Abscheu vor allem Prunk in Kleidern, Meubles, Wort und Wesen! Wir haben das von unserer Mutter, die auch zeit ihres Lebens für Prosa, schlichte Kleider, Strohstühle und weißgescheuerte Tische schwärmte. Was gäbe ich darum, könnte ich in Zimmern leben, wie wir sie bei Großmanns in Lotzdorf [Jug.-Er. I, 5] hatten! Meine Einrichtung gleicht dagegen einem alten abgerissenen und beschmutzten Ballkleide, reif um in die Papiermühle zu wandern.

*

Ballenstädt, am 22. Aug. 1863. Aus aller Unruhe heraus will ich nur immer anfangen, Dir zu schreiben, vielleicht bringe ich in Absätzen einen Brief zustande, denn hier geht jetzt alles durcheinander. Unser Spiel ist aus, der Herzog tot. Er starb während meiner Anwesenheit in Hoym nachmittags am 19., umgeben von seinen Getreuen. Früh um 9 Uhr verkündete Vorster das Herannahen des Todes. Wie lange schon war man darauf gefaßt, und dennoch überraschte nun die Botschaft. Ich schickte einen Reitknecht nach Ballenstädt. Da kamen sie heran alle die

Herren, die dem Herzoge nahe gestanden, füllten die Nebenzimmer und traten abwechselnd ins Sterbezimmer ein; auch meine Frau und die Bernstorff waren herausgekommen.

Die Herzogin saß mit Trost und Handreichung am Bett zu dessen Häupten, die beiden Ärzte Vorsier und Ziegler standen dabei. Der Kranke war unruhig und verlangte fortwährend aufzustehen; man suchte ihn mit Wein und Wasser zu erquicken und ihm durch öftere Veränderung der Kopflage Erleichterung zu verschaffen. Um 11 Uhr ward der Dienerschaft erlaubt, ihren Herrn noch einmal zu sehen; auf den Fußspitzen schlichen sie an der offenen Tür vorüber, einer nach dem andern unter vielen Tränen, Lakaien, Jäger, Stalleute, Küchenmädchen, Ofenheizer. Trotz der vielen Menschen war kein Laut zu hören, außer der Stimme des Herzogs, der immer bat, ihm aufzuhelfen. Sein „Bitte! Bitte!" klingt mir noch in den Ohren. Die Herzogin verließ ihren Gemahl keinen Augenblick und ist erst drei Stunden nach seinem Tode von seinem Sterbelager gewichen.

Für mich war es ein Glück, daß ich so vielfach beschäftigt war. Ich hatte die Kommenden zu empfangen und zu melden, sie ein- und wieder herauszuführen, dann auch die vielen Gäste abzufüttern; auf meinem Zimmer war förmliche Marschallstafel. Um 2 Uhr ward der Sterbende ruhig und lag ganz still da. Ich hatte bis auf die Nächststehenden alles entfernt, nur die Prediger, die Ärzte, Schätzell, die Bernstorff, die Hofdame, meine Frau, der Hofmarschall und ich blieben. Scholtz sprach zuweilen nahe dem Ohr des Sterbenden ein geistliches Lied. Um 4 Uhr betete der Oberhofprediger, während wir alle auf die Knie fielen, die Sterbegebete. Eine halbe Stunde später stockte der Atem. Gott hatte meinem Herzog einen sanften Tod beschieden. Ich ging hinaus und verkündete es der ganzen Gesellschaft, die Glocken schlugen an, und das Sterbegeläute begann. Es war ein ergreifender Augenblick: Anhalt-Bernburg verfiel der Geschichte, es gab einen solchen Staat nicht mehr.

Schätzell war gleich nach Dessau geeilt, den Tod anzuzeigen. Er ist dort sehr kalt empfangen worden und dadurch zu dem Entschluß gekommen, seinen Abschied einzureichen, den er ohne Zweifel erhalten wird. Der Herzog von Dessau kam in Person am dritten Tage zur Kondolenz nach Hoym. Dessauische Kommissare trafen hier ein, um Besitz zu ergreifen und die Behörden zu verpflichten. Nur wir Hofleute sind nicht verpflichtet worden; ob man uns etwa will laufen lassen wie den Minister, weiß ich nicht. Noch sind wir im Dienst, denn wir haben den Befehl erhalten, unseren ehemaligen Herrn zu begraben, was etwa in zehn Tagen geschehen wird.

Ballenstädt, 25. Aug. 1863. Die Herzogin bleibt bis zum Begräbnis in Hoym, dann geht sie nach Alexisbad. Sie ist sehr weich, doch gefaßt und ergeben in den Willen Gottes. Die Leiche bringen wir nach Bernburg in die herrschaftliche Gruft. Es wird ein sehr großartiges Begräbnis, vor dem mir etwas graut. Zehn Kammerherren tragen den Sarg, hier

bis auf den Wagen, nachher in Bernburg in die Kirche bis vor den Altar, dann in die Gruft. Ich habe erklärt, fünfundzwanzig Pfund könnte ich tragen, das übrige ließe ich fallen; doch meine Collegen sprachen mir Mut ein, ich solle nur mit anfassen.

Ich bin sehr gespannt, was nun aus mir werden wird. Persönliche Dienste kann ich nicht mehr leisten, weder dem Herzoge von Dessau noch meiner Herzogin. Fortjagen wie einen alten Hund oder totschießen wird man mich schwerlich – aber pensionieren, und dann weiß ich nicht, wie ich meine Söhne durchbringen soll.

Morgen fahre ich nach Hoym, um die Siegel von des Herzogs Pult zu lösen. Wir versiegelten nämlich mit dem Hofmarschallsamtssiegel und dem meinen. Sonderbar, daß unser abgehauener Kopf auf des Herzogs Verlassenschaft gesetzt ward! Übrigens weiß ich, daß sich in dem Pulte nichts vorfinden wird als ein Tintenfaß, eine Gänsefeder und ein Tintenwischer.

Mein Sohn Gerhard führt unterdes ein lustiges Soldatenleben und reitet jeden Morgen seine beiden Pferde müde – wenn mich der Spaß nur nicht so viel kostete! Des öfteren reitet er auch mit seinem Oberst, einem Herrn v. Witzleben, über die Grenze, um die Russen zu besuchen. Diese scheinen immer noch die alten zu sein: Capitaine bitten um einen Schluck Branntwein und saufen dann die Feldflaschen bis auf die Nagelprobe aus; dann bitten sie noch um Trinkgelder für ihre Leute, stecken das Geld aber jedenfalls selber ein. Sehr gut haben meinem Jungen die Kosaken gefallen; zwar lumpiges Volk und die abgetriebenen Pferde nur an einem Huf beschlagen, ganz ungleichmäßig bewaffnet und uniformiert, böten sie doch ein kriegerisches Aussehen und den malerischsten Anblick, sie erinnerten ihn an Cotta's [Jug.-Er. VII, 1] radierte Blätter aus den Freiheitskriegen.

Daß die alte Frau v. Seelhorst tot ist, weißt Du. Ich habe von ihr Dein Bild geerbt, das der selige Vater im März 1814 mit bunten Stiften für Frl. Schäfer, Deine damalige Gattin [vgl. Jug.-Er. III, 7], gezeichnet hat. Das Bild ist schreiend ähnlich und malt mir die ganze alte Zeit vor die Augen, als wir mit dem kleinen Prinzen spielten, der nun als ein alter toter Mann schon drei Tage in Sublimatlösung liegt. Es ist alles tot, was uns damals umgab, außer den beiden alten Schwestern Caroline und Minchen Bardua, die gestern nachmittag bei uns im Garten saßen und über den toten Herzog weinten. Caroline Bardua ist noch die einzige, mit der ich von alten Zeiten, von Kraft und Senff, von Friedrich und Cotta usw. sprechen könnte, wenn sie nur nicht so taub und ich so [illegible] wäre.

VI.

Die letzten Jahre des Alten Mannes.

Ballenstädt, am 6. Nov. 1863.

Liebster Bruder mein!

Das Herz treibt mich, Dir für Deinen Besuch in litteris und in effigie zu danken. Aber Mensch, Du siehst ja aus wie Hans Sorgenloch! Der Schalk ganz weg! Ich glaube, ich hätte Dich nicht erkannt. Freilich sind siebzehn Trampeltiere von Jahren über Dein Herz gegangen, seit wir uns zuletzt gesehen.

Wie es mit meinen Aussichten steht, ist immer noch ungeklärt. Doch mache ich mir darüber keine Sorgen, da ich zu gut weiß, daß der alte Dessauer nicht mein rechter Brotvater ist, sondern daß der im Himmel wohnt.

Die Herzogin, welche sich seit dem Tode ihres Gemahls nach Alexisbad zurückgezogen hatte, um dort die definitive Regelung ihrer neuen Wohnungsverhältnisse abzuwarten, ist – da nun alles zu ihrer Zufriedenheit, wenn auch vor der Hand nur mündlich, geordnet ist – endlich wieder hier eingezogen. Sie hat den einen Flügel des hiesigen Schlosses abgegeben und dafür ihre alte Wohnung im Bernburger Schlosse behalten. Da ihr das herzogliche Haus in Alexisbad ohnedem gehört, so fehlt es ihr also nicht an Gelegenheit, im Lande umher zu wechseln. Wir, ihre ehemaligen Cavaliere, hatten uns versammelt, sie wie sonst in den altgewohnten Räumen zu empfangen, was unter großer gegenseitiger Rührung geschah. Sie kann sich noch gar nicht in ihre neue Lage finden. Schwer mag es schon sein, von der Höhe der Souveränität wieder herabzusteigen.

Unsere alte Freundin die Bernstorff wird leider immer ungenießbarer, weil sie durch die Harmsschen[1] Schriften, die sie schon seit Jahren den ganzen Tag liest, in eine solche konfessionelle Engigkeit hineingeraten ist, daß wir uns nicht mehr recht mit ihr verständigen können. Namentlich mein Umgang mit ihr ist fast nur noch ein äußerlicher, da mir fast Alles fremd ist, worauf sie Wert legt. Von Harms glaubt sie ernstlich, daß er inspiriert gewesen und folglich infallibel sei. Für solche alte Jungfern ist die Theologie ein wahres Gift. Sie verstehen nichts davon und geraten in das Schlepptau irgendeines Konsequenzenmachers, für welchen sie dann viel mehr eifern, als er selbst es tut für seine Sache. Ich bin überzeugt, daß Harms sehr viel weitherziger ist als viele seiner Verehrer.

Jetzt ist eine kleine dicke Trutschel bei uns, namens Ea [Adelheid] Krummacher, Eduards Tochter, die hier konfirmiert werden soll. Sie übt

[1] Ludwig Harms (1808–65), seit 1849 Prediger in Hermannsburg (Hannover), Begründer der dortigen Missionsanstalt, verband mit streng lutherischem Konfessionalismus ein lebhaftes Drängen auf Erweckung und Heiligung.

viel Klavier, was mich auf wehmütige Art an die Zeit erinnert, da Elisabeth noch in derselben Lage war. Ach Elisabeth! Der Schmerz um sie will sich nicht stumpfen, namentlich wühlen diese Herbsttage alles wieder auf. Julchen hat immer verweinte Augen. Über diesen Jammer werden wir wohl zeitlebens nicht recht hinwegkommen.

Lebe wohl, mein Bruder! Dein jüngstes Bild steht vor mir, Du alter Mann!

*

Ballenstädt, am 27. Dec. 1863. Dein trefflicher (d. h. der mein Herz traf) Brief zu meinem Geburtstage ist nun schon wieder fünf Wochen alt. So will ich Dir endlich danken und berichten.

Am Morgen meines Geburtstages ging ich zum ersten Male seit jener furchtbaren Katastrophe auf den Gottesacker. Das hohe Kreuz von weißem Marmor auf Elisabeths Grabe leuchtete mir in der Morgensonne entgegen, der ganze Grabhügel war bedeckt mit Blumen und Kränzen, mit denen die Liebe der Freundinnen ihn am Todestage geschmückt hatte. Ich weinte mich recht satt, auch an Matters und Berthas Grabe.

Zu Hause fand ich meinen Benno vor, der von Reinstedt angewandert war und mir einen schönen Pfeifenkopf von Meerschaum schenkte. Nach Tisch kamen Briefe von Gerhard, Adolph und Tony. Auf Gerhards Couvert stand: Incl. 25 Thaler. Ich traute meinen Augen kaum. Sollte er eine Schuld in Ballenstädt zu berichtigen haben? Aber nein, das Geld war ein Geburtstagsgeschenk für mich. Während ich fürchtete, daß dieser Junge, der keine Zulage mehr von Hause erhält und ein überaus bewegtes Leben führen muß, plötzlich mit einer größeren Forderung an mich herantreten könnte, um seine Schulden zu bezahlen, schenkt er mir 25 Thaler mit der Verheißung, dies vierteljährlich zu wiederholen, bis seine Pferde abgezahlt seien. Diese erste Quote mußte ich schon annehmen, für die Folge habe ich mir's aber ernstlich verbeten. Doch freue ich mich über das Geschenk meines ehrlichen Jungen, da es mir den Beweis gibt, daß er unter den schwierigsten Umständen ein guter Wirt ist.

„Und wer ist Tony?" wirst Du fragen. Da muß ich weiter ausholen. Vor fünf Jahren, als ich mit der Herzogin in Föhr war, lernte ich dort ein niedliches kleines Mädchen aus Halle kennen, für welches die Herzogin schwärmte und das sie daher viel um sich hatte. Mir gefiel das kleine Ding damals sehr wenig, weil es etwas seiltänzermäßig gekleidet und über seine Jahre weise war; ich ignorierte es so ziemlich und glaube, kaum anderes mit ihr gesprochen zu haben, als daß ich ihr ganz beiläufig einen Gruß an Alfred Volkmann auftrug, der mein Jugendfreund sei. Ich ahnte nicht, welch hohen Begriff dieses schwärmerische kleine Wesen mit dem Worte „Freund" verband. Sie kannte Alfred gar nicht, aber die Idee, daß er ein „Freund" sei, hatte sie doch bewogen, ihn wirklich aufzusuchen, und er schrieb mir nachmals, daß mein Gruß auf diesem Wege an ihn gelangt sei und ihm eine besondere Freude bereitet habe. Von Tony hörte ich nichts wieder, und die Kleine war mir gänzlich aus dem Sinn

gekommen, als an meinem Geburtstag ein allerliebster Brief eintraf, aus welchem mir Alfreds sprechend ähnliche Photographie in den Schoß fiel. Die Kleine schrieb, mein Jugendfreund sei schwer erkrankt an einer Lungenentzündung, und da er schon alt sei, fürchteten die Ärzte für sein Leben; sie fühle sich gedrungen, mir das zu melden, weil sie wüßte, wie sehr wir uns liebten. Ich antwortete auf der Stelle und bat um fernere Nachricht, und so ist die naivste Korrespondenz entstanden, die Du Dir denken kannst. Tony schreibt noch immer zweimal jede Woche.

Nun haben wir schon wieder Weihnachten gehabt und unseren Adolph hier, der sich aus seinen Examensarbeiten losgerissen. Schätzell, der jetzt Chefintendant aller Geschäfte der Herzogin ist und als solcher über hundert Prozesse anzustrengen hat, um nach und nach die Allodialerbschaft Serenissimi defuncti einzutreiben (wobei es sich um 3 Millionen handelt), machte nun das Anerbieten, Adolph solle nach bestandenem Examen als Advokat ganz in den Dienst der Herzogin treten, später aber ihn (Schätzell) einmal remplacieren. Für mich wäre das eine außerordentliche Erleichterung, für Adolph eine gute Chance. Ihm ist aber der Gedanke schrecklich, den Staatsdienst, für den er eine Schwärmerei hat, aufzugeben und die Advokatenlaufbahn zu betreten, die ihm zuwider ist. Wir sind dadurch alle etwas in Aufregung und wissen nicht recht, was tun.

Da! – da bin ich aufs Schloß gebeten. Welche Pein, um drei Uhr zu Mittag zu essen und mit verderbten Lungen durch Sturm, Regen und Kot den Berg hinauf zu klettern! Dazu ist das Essen, seitdem die Herzogin einen holsteinischen Koch hat, so überaus übel geworden, daß ich vor diesen abominablen Gerichten wie vor einer verzweifelten Aufgabe sitze. Denke Dir z. B. Krebsschwänze und Lebern vom vorigen Jahre mit Sahne, Zucker, Zimmet und Faßbutter zu einer scheußlichen fließenden Latwerge verarbeitet, oder gänzlich verfaulten Hasenbraten mit Milchsauce, oder eine Bouillon aus Knochen mit kleinen, verteufelt schändlich glatten Klößchen von unbekannter Substanz und verwestem Geschmack – und was dergleichen mehr ist. Und für dieses Schleswig-Holstein, aus welchem solche Köche kommen, schwärmt jetzt ganz Deutschland wie verrückt!

28. Dec. 1863. Ich kam gestern besser aufs Schloß, als ich gedacht hatte, weil Schätzell mich in seinem Wagen abholte. Die Rede war natürlich wieder von den dänischen Wirren[1]. Die Herrschaften sind vollständig abgewelkt und verholzt aus Gram über die Schwäche ihres Bruders; Prinzeß Louise, die trotz ihrer vierzig Jahre bis dahin ein

[1] Christian IX., ein Bruder der Herzogin von Bernburg, am 15. Nov. 1863 auf den dänischen Thron gelangt, sanktionierte am 18. Nov. die am 13. beschlossene liberale Verfassung, nach der Schleswig trotz seiner alten, im Londoner Protokoll von 1852 bestätigten Untrennbarkeit von Holstein doch mit Dänemark vereinigt werden sollte. Die Herzogtümer, die Agnaten und der Bundestag protestierten dagegen, und letzterer ließ im Dezember 1863 Holstein durch sächsische und hannoversche Truppen besetzen (Bundesexekution). Preußen und Österreich forderten gemeinsam die Aufhebung der neuen Verfassung für Schleswig und schritten, als Dänemark dies im Januar 1864 verweigerte, zum Krieg.

straffes junges Mädchen war, ist wie eine Backpflaume geworden. Nun soll man immer sagen, was man von diesem Christian denkt. Entschuldigt man ihn, so ist's nicht recht, und sagt man die Wahrheit, so ist's eine Beleidigung. Es läßt sich in der Tat keine andere Entschuldigung denken als Dummheit oder Kanonenfieber, zwei unanständige Krankheiten für einen König.

Man sieht da wieder einmal die Früchte einer Majoritätsregierung. Mit Ausnahme der preußischen stehen sämtliche deutschen Regierungen, gerade wie die dänische, schon unter der Herrschaft der Fortschrittspartei, und sollten sich in Preußen zwei Augen schließen, so würde wahrscheinlich alles aus Rand und Band gehen. Erhält sich dagegen das konservative Regiment in Preußen nur noch zehn Jahre, so würde ein allgemeiner Umschlag erfolgen, der in Preußen schon jetzt bemerklich ist. Ich bin daher dem alten Bismarck von Herzen dankbar für jede Stunde, die er noch das Ansehen der Minorität aufrecht erhält. „Alles Große und Gescheite – sagt der Practicus Goethe – existiert nur in der Minorität. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde."

29. Dec. 1863. So ein Brief ist wie ein Tagebuch, in welches man einschreibt, was einem gerade in den Sinn kommt. Auch Unreifes, Unverdautes und Schauderhaftes, was man erlebt. Letzteres geht jetzt hier Schlag auf Schlag. So erfahre ich eben, daß gestern abend mein College Kammerherr v. Cramer plötzlich gestorben ist. Den gestrigen Vormittag verbrachte ich noch mit ihm im Hofmarschallamt, wo er ganz frisch, vergnügt und arbeitskräftig war. Am Abend war er mit seiner Familie bei Kutteroffs; dort fühlte er sich plötzlich unwohl und ging nach Hause, um an die Luft zu kommen; die Frau, welche ihm bald folgte, fand ihn tot auf seinem Kanapee. Er war lange Zeit hier einer meiner besten Freunde, bis er sich als entschiedener Demokrat und Gegner des Christentums gestaltete. Das brachte uns auseinander, doch behielten wir uns immer lieb und sind gute, treue Collegen geblieben. Dieser Todesfall hat mich ganz lahm geschlagen. Nun sind es schon fünf aus unserer nächsten Nähe, die in Zeit von dreizehn Monaten hingestreckt wurden: Elisabeth, die Pröpstin Scholtz, Salmuth, der Herzog, Cramer. Man wird schwindlig.

30. Dec. 1863. Die Herzogin hat mir aus des Herzogs Nachlaß sein Stehpult von Mahagoni, seinen Pelzpaletot und einen marmornen Briefbeschwerer (nackte Nymphe, die sich auf einer Matratze rekelt) als Andenken geschenkt. Den Pelz habe ich, da ich getragene Kleider nicht brauchen mag, sogleich an Adolph weitergegeben, der glückselig darüber ist. Auch Julchen und meine Kinder haben Andenken erhalten. Die Herzogin hat gegen zweihundert Personen mit solchen bedacht, und immer ist noch Vorrat da, weil der Herzog alles, was er zeitlebens geschenkt bekommen, sorgfältig aufbewahrt hat. Es fanden sich noch Sachen, die wir als Kinder schon gekannt, z. B. das musikalische Petschaft [vgl. Jug.-Er. III, 4].

Couvert: Ein Vorfall wird Dich noch interessieren: am 18. October, als am Jubeltage der Leipziger Schlacht, errichteten wir aus gesammelten

Beiträgen unter Musik, Böllerschüssen und Reden im Beisein der halben Bevölkerung des Oberherzogtums auf dem Gegensteine ein massives eisernes Kreuz von 27 Fuß Höhe – fast so hoch als der Felsen, auf dem es stand. Man sah es durch das ganze Land. In der Nacht vom 3. auf den 4. Dec. schickte Gott der Herr einen Orkan von Süden her, der den Stamm des Kreuzes etwa zwei Manneshöhen über der Basis mitten durchbrach wie einen Strohhalm. Leid tat es mir, daß ich's nicht stürzen sah, und lieb war mir's, daß ich nicht mehr als einen Thaler dazu gegeben. Wer an Omina glaubt, dem könnte bange werden.

*

Ballenstädt, am 17. Jan. 1864. Eben will ich die Feder eintauchen, um Dir zu schreiben, da tritt unser Hofmarschallamtsbote ein mit dick bereiftem Mantelkragen und überbringt ein Aktenheft, und morgen ist Session. Hin ist die Sonntagsfreude! Nach Cramers Tode ist mir nämlich das Dezernat für die herrschaftlichen Bauten übertragen, und ich bin so wenig eingearbeitet, daß ich vor jedem neuen Aktenbündel wie vor einem verschlossenen Kasten stehe, zu dem kein Schlüsselloch zu finden. Daß ich vom Bauwesen gerade soviel verstehe wie die Kuh vom Evangelium, macht mir die geringste Sorge, dafür sind die Fachleute da; aber die einschlägigen Geschäftsformeln und der ganze Geschäftsgang, Dinge, die sonst jeder Esel begreift, wollen mir nicht in den Kopf. Bei jeder Kleinigkeit muß ich alte Aktenstöße nach analogen Fällen durchsehen und weiß dann doch noch nicht, was ich zu tun habe.

Auch wir lesen jetzt gerade den zweiten Teil von Mendelssohns Briefen, des Abends nach dem Essen auf meinem Zimmer, ich im Lehnstuhl mit der Pfeife unfern des Ofens, Julchen mit den Hunden auf dem Sopha, strickend und leicht eingenickt, die Mädchen, auf Rohrstühlen wie die Kerzen, abwechselnd vorlesend – ich kann das nicht mehr. Was diesen Briefen Wert gibt, ist die Berühmtheit des Briefstellers, wie jener alte Pantoffel, den Baron Block in Dresden vorzuzeigen pflegte, von jedermann gern angesehen wurde, weil Kant ihn getragen hatte. Wer Mendelssohn kennen lernen will, muß seine Musik hören, in welcher er ganz aufgegangen zu sein scheint; was dann noch übriggeblieben, gewissermaßen die Treber, tritt einem in den Briefen entgegen. Neben einer gewissen noblen Gesinnung, die einem ziemlich ostentiös in die Augen fällt, ist etwas an dem Mann, was ihn mir degoutant macht, er erscheint mir glatt, schattenlos, farblos, salzlos. Da lobe ich mir doch den Flegel Beethoven, dem es ganz einerlei ist, was die Leute von ihm sagen, wenn er nur vor den Kopf stoßen kann. Interessant war mir die Erwähnung Hensels[1]. Erinnerst Du Dich noch jenes geselligen Abends bei Deinem Freunde Möller? Da war auch dieser Hensel, und ich führte mit ihm zusammen „Meiner Mutter ihre alte Puffjacke" auf. In Rom kam ich öfter mit

[1] Wilh. Hensel (1794–1861), Historien- und Bildnismaler, 1823–28 in Rom, seit 1829 verheiratet mit Mendelssohn-Bartholdys als Komponistin und Malerin bekannter Schwester Fanny.

ihm zusammen, nachher verschwand er mir, und ich hörte von ihm erst wieder vor zwei Jahren, als er starb, und zwar, daß er Mendelssohns Schwager und später ein tüchtiger konservativer Mann geworden war, der namentlich im Jahre 48 mit Faust und Rede für seinen König einstand.

Interessant war mir auch Mendelssohns Verhältnis zum Könige, dessen Unklarheit da wieder recht zutage tritt. Diese Unklarheit war eine Krankheit, an der fast alle Pläne des sonst so hochbegabten Herrn litten, und ist auch den Ursachen der Revolution in Preußen beizuzählen. Wer wird uns nun von diesem perniziösen Übel wieder befreien? Es ist fast wie der Schwamm, der auch nicht anders auszurotten ist, als daß man das ganze Gebäude einreißt, der aber bei uns recht schön gepflegt wird, indem man ihm noch Feuchtigkeit zuführt. Bismarck ist der erste, der dies nicht tut, der vielmehr ätzende Mittel dagegen in Anwendung bringt. Aber Bismarck ist nur ein Mann, der auch nicht ewig vorhalten kann. Er soll indes neulich gesagt haben: die Kammer mache ihm wenig Sorge — wenn nur die vielen Diners nicht wären!

Gute Nacht für heute! Das Tageslicht schwindet, und für die alternden Augen will meine Studierlampe nicht mehr recht ausreichen. Du hast mir den Mund wässerig gemacht mit Deiner neuen Petroleumlampe; dann würde ich auch abends an Dich schreiben können. Für Julchen ist es eine große Beruhigung, daß Ihr Euch endlich vom Talglicht emanzipiert habt; sie litt bisdahin ordentlich, wenn sie an den Gestank Eurer Lichtscheren dachte, ein Instrument, das hier nur noch die ältesten Leute aus der Erinnerung kennen.

18. Jan. 1864. Was Du von Schätzells Anerbieten an Adolph munkelst, wird unter Brüdern etwas doktrinär gefunden. Was für Aussichten hat Adolph denn im Staatsdienst? Vier Jahre unentgeltlicher Assessor — dann 8–10 Jahre Kreisrichter mit 600 Thalern in irgendeinem Nest, wo er außer dem revolutionären Bürgermeister keinen Umgang findet; dann Rat in einer Kreisstadt mit 800 Thaler und, wenn er das sechzigste Jahr erlebt, kann er es vielleicht auf 1000 Thaler bringen. Das ist die Geschichte von tausend und abertausend Juristen in Preußen, und zwar durchaus nicht nur von mittelmäßigen, sondern auch sehr tüchtigen Leuten. Dieser Aussichtslosigkeit wegen haben auch meine Freunde Stolzmann und Bosse, in welchen beiden nach Schätzells Urteil das Holz zu tüchtigen Ministern steckt, mit Freuden die erste Gelegenheit ergriffen, aus dem Staatsdienst auszuscheiden, und sind in die Privatdienste zweier Grafen Stolberg übergegangen[1]. Hier hätte Adolph statt der 4 Jahre unbesoldeten Arbeitens gleich 800 Thaler Fixum, und statt der Butter- und Käseraufereien, mit denen er sich als Kreisrichter zu beschäftigen hätte, die interessantesten, in alle Zweige der Jurisprudenz, ins preußische Landrecht, Fürsten-, Staats- und allgemeine Recht einschlagenden Prozesse; seine Klienten:

[1] Der spätere preußische Kultusminister Bosse wurde 1861 Kammerdirektor des Grafen Stolberg-Roßla.

der König von Preußen[1] und die holsteinischen Fürsten, seine Mitarbeiter und Gegner ausgezeichnete Juristen, dazu Ehrentitel und Orden in Aussicht, die zwar nicht satt machen, doch heutzutage satten Menschen ganz wohl anstehen.

Nun hat Schätzell ihm jetzt vorgeschlagen, er solle nach beendigtem Examen 6 Monate Urlaub nehmen, um sich unter seiner Leitung erst etwas einzuarbeiten und zu orientieren. Gefällt ihm die Sache dann nicht, so soll es ihm freistehen, sich wieder zurückzuziehen; gefällt es ihm aber, so soll er hier sichergestellt werden und ihm in Preußen der Rücktritt in den dortigen Staatsdienst vorbehalten bleiben, worauf der König unter diesen Verhältnissen gern eingehen wird. Wenn Schätzell sich dann später zurückzieht, soll er die Verwaltung des Vermögens der Herzogin, das auch nach ihrem Tode als selbständige Familienstiftung beisammen bleiben soll, übernehmen. Das würde eine einträgliche, vor allen politischen Eventualitäten möglichst gesicherte, freie und unabhängige Stellung sein. Aber ich rede nicht zu; er mag nur erst sein Examen fertig machen und sich dann frei entscheiden.

20. Jan. 1864. Gern schriebe ich, doch zerstreuen mich zwei Eichhörnchen, welche meinen Garten emsig untersuchen, ob sich denn gar nichts mehr zu leben findet. Auf der Schneerinde, im Buchsbaum, in den Büschen wie in den Kronen der Obstbäume springen, schweben, fliegen sie umher, daß man nichts Graziöseres sehen kann, obgleich es den armen Tieren wohl nicht sehr graziös zumute sein mag. Wir haben einen formidablen Winter, seit 22 Tagen unausgesetzt Frost zwischen 5—15 Grad. Erst heute ist das Thermometer etwas über Null gegangen, wofür ich Gott in meinem eigenen Interesse von Herzen danke, nicht allein meines Holzvorrats, sondern ganz besonders meiner Lunge wegen, welche, wie ich nun erfahren habe, keine Kälte mehr vertragen kann. Seit zehn Jahren haben wir keinen richtigen Winter gehabt, nun kennen ihn die Menschen nicht mehr und sterben wie die Fliegen; die Pastoren kommen nicht mehr viel hinter dem Leichenwagen weg. In früheren Jahren wußte ich mir nichts Besseres als Kälte und nichts Schlimmeres als Hitze, jetzt weiß ich mir nichts Schlimmeres als beides, und doch scheint es jetzt die Regel zu sein, daß ein Drittes nicht gereicht wird. Jedoch: „Reisende müssen sich begnügen" sagt der Narr im Shakespeare, und was sind wir anderes als Reisende, etwas lüderliches Volk, das über die Kneiperei in den Herbergen das Ziel der Reise vergißt?! So ist es.

Nun habe ich auch eine Petroleumlampe, gestern in Quedlinburg gekauft, und heute habe ich Kopfweh, weil sie so penetrantes Licht ausstrahlte. Ich werde mir deshalb anstatt des Abatjours von Porzellan einen dicken Papierschirm machen; den Schnitt dazu habe ich mir schon selbst ausgetiftelt.

22. Jan. 1864. Ich habe jetzt Aussicht, endlich mit der überaus[1] schwierigen Arbeit zustande zu kommen, mit welcher ich mich seit Jahren

[1] weil die Schwester des Herzogs mit einem Hohenzollern vermählt war.

herumbalge, das ist die Beschreibung meiner eigenen Jugendgeschichte bis zu des Vaters Tode. Als ich anfing, dachte ich, in höchstens einem Jahre damit fertig zu werden, und nun sind fast zehn Jahre darüber ins Land gegangen, und ich bin es noch nicht, obgleich ich selten daran feierte. Das Anordnen, Verbinden und Zusammenstellen der Begebenheiten ist schon schwer genug, dann die Ausarbeitung und Färbung und die Ausmerzung des Faden und Langweiligen, und endlich habe ich bei jeder neuen Redaktion das Ganze immer wieder umschmeißen und von neuem machen müssen. Oft sollte es in den Ofen, dann aber dachte ich: Nein, erst fertig machen, zum Verbrennen findet sich schon Zeit. Vergangenen Frühling dachte ich endlich, ich wäre fertig und ging ans Mundieren. Da aber zeigte sich die Abgeschmacktheit erst recht deutlich, und fast jede Seite mußte neu gefaßt werden. Leider bellten mich die Fehler aber immer erst beim Abschreiben an, und so kam es, daß ich manchen Bogen viermal, im Durchschnitt jeden zweimal abgeschrieben habe, und das Schreiben war am Ende das wenigste dabei. Jetzt endlich habe ich 82 Bogen fertig, etwa 30 fehlen noch, dann ist es beendet bis auf einzelne Flickereien, die wohl noch folgen werden.

Gern würde ich es jemand zur Beurteilung vorlegen, dessen Urteil mir von Wert wäre. Das wärest eigentlich Du allein — und das ist nicht zu machen. Alfred Volkmann ist zu sehr Gelehrter, dem Belletristisches fern liegt. Er hat mich übrigens sehr dringend eingeladen, ihn zu besuchen, da er sich nach vertraulicher Aussprache mit mir sehne. Es scheint mir, als wenn nach seiner schweren Krankheit ein religiöses Bedürfnis in ihm erwacht sei, und er mag denken, daß ich Futter für solchen Hunger hätte. Aber ich habe ja selbst so wenig, bin arm und blind und nackt und kann mir selbst kaum helfen. Ich bin Spiritualist oder ein „Geisterer", wie's Luther nennt, und noch obendrein ohne Begeisterung. Solche sind aber schlechte Apostel.

In Potsdam erwarten sie uns auch und dringen in jedem Brief auf baldiges Kommen. Am liebsten, mein alter Bruder, käme ich zu Dir. Das wäre einmal was! Aber — teils würde ich eine solche Reise kaum mehr überstehen, teils und ganz besonders müßte ich doch auch wieder fort, und mit einem Abschied für immer wollen wir beide ein Wiedersehen uns doch nicht erkaufen. — Eben sprang mir mein Hündchen auf den Schoß, es langweilt sich greulich, und ich mußte erst etwas mit ihm spielen. Du solltest mich doch einmal besuchen, Gerhard! Und dann ganz heimlich abreisen!

*

Wallenstädt, am 25. April 1864. Deinen vortrefflichen Bruderbrief empfing ich in Halle. Ich kann es selbst noch gar nicht begreifen, wie diese Reise zustande kam, da ich doch bis zum letzten Moment ein halber Moribundus war. Seit Monaten war ich ein armseliger, stöhnender Stubenpatient. Große Schwäche und ein anhaltendes Hüftweh hinderten mich am Gehen; es wurde mir schwer, auch nur die kleine Treppe meines

Hauses herab zu steigen. Ich war so engbrüstig, daß ich zweifeln mußte, auch nur das Wallenstädter Posthaus erreichen zu können. Doch wollte ich fort, Alfred noch einmal zu sehen und seinen Sohn Richard[1] zu konsultieren, der jetzt der berühmteste Arzt in der Provinz Sachsen ist.

Ein Einspänner brachte mich mit Anna, die mich bemuttern sollte, bis zur Post. Dann ging es mit der Fahrpost nach Bernburg. Da mir Julchen drei Röcke übereinander gezogen hatte und darüber noch eine Wildschur, und wir zu sechs im Wagen waren, wurde mir so heiß, daß mir das Wasser nur so vom Leibe strömte. Als wir nach Bernburg kamen, schwamm ich in meinem eigenen Saft und mußte, um mich nicht zu erkälten, den Pelz auch im Passagierzimmer anbehalten, wo wir zwei Stunden warteten. Dann ging es nach Cöthen, wo wir auf den Magdeburger Zug trafen, der ganz mit Verwundeten gefüllt war, welche direkt von den Düppeler Schanzen kamen und ins Lazarett nach Weißenfels gebracht wurden: ein kläglicher Anblick. Anna und ich bekamen jedoch ein eigenes Coupé und gelangten sehr bequem nach Halle, ich immerfort im Schwitzbad. Halb Halle war am Bahnhof versammelt, um die Verwundeten zu sehen, denen die Stadt hier ein warmes Essen gab. Es war kaum durchzudrängen durch die Massen. Endlich trieb ich einen Mann auf, der einen Wagen schaffte, und ½9 Uhr abends langten wir bei Alfred an. Hier legte ich nur den Pelz ab, behielt aber die drei Röcke an und schwitzte in den wohlgeheizten Zimmern fort wie ein Braten. Am anderen Morgen war dank dem unvernünftigen Schwitzen mein Hüftweh, welches anderthalb Jahre den schärfsten Mitteln wie ein Däne getrotzt hatte, wie weggeblasen.

Mit Alfred verlebte ich sechs Tage unter unausgesetztem Rauchen und Gesprächen, es gab viel zu erzählen, zu streiten über Heiliges und Profanes. Auch im Kreise der Damen war es hübsch. Alfreds Frau ist das Muster einer klugen, sorgsamen und liebenswürdigen Hausmutter, die Tochter Anna und zwei Schwiegertöchter in spe sind vortrefflich. Es ist eine glückliche, sehr respektable Familie, welche in ihrer Untadelhaftigkeit manches Christenhaus beschämt. Ungläubig sind sie freilich (die Mädchen waren ganz erschrocken, als Anna das Fortleben nach dem Tode als ausgemachte Wahrheit behauptete); was aber gegenseitige Liebe, Duldsamkeit, Freundlichkeit, Verträglichkeit, Opferfreudigkeit und wie die Zeits alle heißen, anbelangt, so ist es, wie gesagt, bei Volkmanns eine Musterwirtschaft. Ich fühlte mich sehr glücklich mit dem alten Jugendfreunde, obgleich er Hyperrationalist, Demokrat und Erzprosaiker ist. Auch Clärchen kam heran von Leipzig mit ihrem alten Fechner, der zwar entschiedener Spinozist ist, aber ein Mensch wie ein Engel, den ich zärtlich liebe. Anna war ganz erstaunt, in einen Kreis so vorzüglicher Menschen versetzt zu sein, die sie als solche anerkennen mußte, und die doch gar nichts wissen wollten von dem Heiland ihrer Seele.

[1] Rich. (v.) Volkmann (1830—89), der Chirurg und Dichter (Pseudonym: Leander; „Träumereien an französischen Kaminen"), seit 1863 Professor in Halle.

Auch den eigentlichen Zweck meiner Reise habe ich erreicht. Richard, der Doktor, hat mich gründlich untersucht, und ich weiß nun bestimmt, woran ich leide. Ich habe tatsächlich ein Lungenemphysem, welches das Herz zur Seite und die Leber nach unten drückt. Ich bin nun beruhigt und danke es meinem Gott, daß er mich in eine Lage versetzt hat, die es mir möglich macht, mich wie erforderlich zu schonen.

Neben der Befriedigung in Alfreds Hause habe ich noch etwas ganz besonders Niedliches erlebt, was ich nicht erwartete und Du nicht erraten wirst. Ich habe nämlich einen kleinen Liebeshandel angefangen, wenn Du's so nennen willst. Ich schrieb Dir schon von der sonderbaren Korrespondenz mit der niedlichen kleinen Tony, die ich vor sechs Jahren in Föhr kennenlernte. Dieser Briefwechsel hat sich weiter gesponnen. Tony schrieb mir so ziemlich alle vierzehn Tage, überschrieb gewöhnlich „Lieber Freund!", und die ungemeine Naivität dieser fliegenden Blättchen, in denen sie sich mir ganz gleich stellte, als wären wir zusammen jung gewesen, machte mir solchen Spaß, daß ich ihr auch meist antwortete. Als ich nun nach Halle kam, erkundigte ich mich vorerst nach meiner literarischen Freundin und ihren häuslichen Verhältnissen bei Richard Volkmann, den mir Tony selbst als ihren Arzt genannt hatte. Da hörte ich denn, daß dieses arme Kind unter äußerlich glänzenden, aber wenig erfreulichen Verhältnissen gänzlich isoliert von allen Altersgenossen aufwachse. In dieser Einsamkeit sei allerdings eine Anomalie von Mädchen entstanden, das in die Welt nicht passe, aber dennoch einen großen Reiz habe. Sie sei ein wahrer Engel an Gemüt, von unbegrenzter Herzensgüte, Tag und Nacht raffinierend, wie sie den Eltern und den wenigen Menschen, die sie kenne, eine Freude machen könne. Für mich habe sie eine große Schwärmerei gefaßt, und Richard könne von den freudigen Eindrücken meines Besuches nur Gutes für seine arme Patientin erwarten, welche leider an einer Herzerweiterung litte, die für die Zukunft wenig Hoffnung ließe.

So vorbereitet, machte ich meinen ersten Besuch, von Alfred begleitet, der durch meine Erzählungen neugierig geworden war, das Kind wiederzusehen. Das wird kalt Wasser auf die Flamme werden, dachte ich, wenn dieser himmlische Engel ihren alten verhutzelten Korrespondenten nun mit Augen sieht. Denn seit sechs Jahren und namentlich seit Elisabeths Tode ist mein äußerer Mensch schauderhaft reduziert und von der immer zunehmenden Krankheit geschändet worden. Zudem ist es immer bedenklich, auf eine briefliche Freundschaft eine persönliche zu setzen. Umgekehrt ist's leichter, glückt's aber auch nicht immer.

Wir wurden in einen höchst eleganten Salon geführt, wo uns die Mutter empfing, eine noch jugendliche, durchsichtig zarte Frau von natürlich feinem, doch keineswegs ganz weltförmigem Wesen, die mich gleich durch den herzlichsten Dank beschämte für die Güte, die ich ihrem Kinde erweise und an welcher dieses neu auflebe. Bald trat auch Tony ein. Sie ist nun schon sechzehn Jahre alt, aber noch klein und unentwickelt, eine kindliche Gestalt in kurzem Kleide, doch zierlich und graziös und von

rührender Schönheit. Mit leuchtendem, von der Freude lieblich angehauchtem Geſicht ſchritt ſie mir entgegen und reichte mir die Hand. Jetzt kam auch der Vater, ein netter, freundlicher Mann, der mich ebenfalls mit Dankesworten überſchüttete. Ich wußte gar nicht, wie ich zu all der Ehre kam. Ich wurde faſt wie ein Fürſt und doch auch wie ein Bruder empfangen und dachte einen Augenblick, ob ich vielleicht ein berühmter Wohltäter der Menſchheit ſei. Wir nahmen Platz, Tony rollte für mich einen Doppelſtuhl herbei und ſetzte ſich zutraulich an meine Seite. An der Unterhaltung nahm ſie keinen Anteil, ſie ſagte gar nichts, doch ruhte ihr Blick entzückt auf meinen Runzeln, und bisweilen griff ſie nach meiner Hand.

Als wir aufbrachen, lud Frau Finger mich und Anna zu einer Spazierfahrt ein und holte uns zur beſtimmten Stunde in einer prächtigen Equipage ab. Am Giebichenſtein hielten wir, und die Mama ſchlug eine Promenade vor. Wie der Blitz hatte ſich Tony eingehakt und zog mich vorwärts und ſagte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Triumph: „Nun! Herr v. Kügelgen!“ Nun ſollte es losgehen! Sie führte mich ſchöne Gänge, aber los ging eigentlich nichts. Ihre Antworten waren trocken, kurz und kindlich, aber ein mehrmaliges zärtliches Anſichdrücken meines Armes zeigte mir, wie glückſelig die Kleine war. Als wir uns trennten, ſagte ſie: „Sie kommen doch alle Tage? Wir beide haben uns noch viel zu ſagen!“

Ich fühlte mich recht ſchwach und elend, die erſten Gehverſuche griffen mich an, aber zu Tony ging ich doch täglich auf ein Stündchen mit meiner Anna, welche ebenſo eingenommen als ich von der kleinen, wunderbaren Perſon war, die von der einen Seite noch ganz Kind, von der anderen faſt ſo gelehrt iſt wie weiland die berühmte Olympia Morata[1] in Ferrara. Im Lateiniſchen lieſt ſie jetzt Ciceros de amicitia.

Bei unſerer Abreiſe ſtanden Tony und ihre Mama auf dem Perron des Bahnhofes im Strahl der Morgenſonne ſchon da, um uns noch einmal zu begrüßen, mit herrlichen Blumenſträußen von Camelien, Hyazinthen, Azaleen, Heliotropen und allem Schönſten, was die Treibhäuſer jetzt aufzuweiſen haben. Wir gingen noch ein Weilchen auf und nieder, Tony feſt an meinen Arm geklammert, bis die Glocke rief. Beim Abſchied konnte ich es nicht verhindern, daß die Mama im Vollgefühl ihrer Dankbarkeit für all die Güte, die ich von ihr angenommen, mir die Hand küßte. Hätte ich in demſelben Augenblick nicht ins Coupé gemußt, ſo wäre ich vor Beſchämung unter die Erde geſunken. Da brauſte der Zug ab, und Tücher ſchwenkend verſchwanden die beiden zurückbleibenden hellen Geſtalten.

[1] Olympia Morata (1526—55), Tochter des Humaniſten Fulvio Morato Peſlegrini, ſelbſt humaniſtiſch gebildet, lebte am Hofe der Herzogin von Ferrara und hielt ſchon im Alter von 15 Jahren eine gelehrte Disputation über Prolegomena in Ciceronis Paradoxa. Sie heiratete 1550 einen deutſchen Arzt Grünthler, mit dem ſie in Schweinfurt und dann in Heidelberg, wo jener Profeſſor wurde, lebte. K. iſt wohl durch die 1850 in Paris erſchienene, auch ins Deutſche überſetzte Monographie von Jules Bonnet: Vie d'Olympie auf ſie aufmerkſam geworden.

Vorgestern ist nun schon ein Brief von der Mutter gekommen. Diese schreibt ebenso naiv wie Tony und stellt sich zu mir wie eine Tochter gegen einen sehr verehrten Vater, ganz kindlich und vertrauensvoll. Ich bin da plötzlich zu wildfremden Menschen in ein ebenso fabelhaftes, als unerwartet intimes Verhältnis geraten. Möchte es doch Richard gelingen, das arme liebliche Kind, an dessen Leben ein tödlicher Wurm nagt, zu retten! Wenn Tony sterben sollte, so würde mir dies furchtbar ans Herz schlagen.

Am 18. April, dem letzten Tag, den wir in Halle zubrachten, gegen Abend langte die Depesche von der am Mittag erfolgten Erstürmung der zehn berühmt gewordenen Düppeler Schanzen und des Brückenkopfes an. Das war eine Freude! Bei diesem Sturm, der (nach drieflich hier eingegangenen Nachrichten) das Entzücken der anwesenden fremdländischen, besonders der französischen Offiziere gewesen ist, fiel auf dänischer Seite leider auch ein Bruder unserer Bernstorff. Die Preußen haben ihren alten Waffenruhm neu aufgefrischt; es hat sich plötzlich gezeigt, daß ein Staat im Lande der Professoren, Philosophen und Träumer die bestorganisierte Armee der Welt hat. Napoleon hat Respekt bekommen, die Armeeorganisation ist gerettet, die Nation jubelt und Bismarck wird immer populärer. Gott gebe weiter seinen Segen! Gerhard schreibt traurig, daß er jetzt, da die Armee einmal Geschäfte mache, zu der Rolle eines Bleisoldaten verdammt sei.

Der Herzog hat nun endlich eine definitive Entscheidung über mich und meine Kameraden getroffen. Wir haben ein Kollektivreskript erhalten, in dem er uns dankt für die seinem Vorgänger bewiesene Treue, uns in unserem Charakter und Gehalt bestätigt und zur Disposition stellt. So hat mein Brotvater besser für mein Alter gesorgt, als ich für meinen alten guten Poll, den ich habe totschießen lassen müssen. Blind und taub, wie er war, hätte er wohl noch lange auf meinem Sopha liegen mögen, das er sich zu seiner Residenz erwählt hatte, weil er dort nicht getreten werden konnte und meine Nähe liebte, zumal auch die Freunde, die mich besuchten, so rücksichtsvoll waren, auf Stühlen vorliebzunehmen. Aber große Wunden, die aufbrachen, zwangen mich, nach einem Jäger zu schicken. Ohne Ruck und Zuck ist mein armes Tierchen zusammengebrochen.

*

Potsdam, am 28. Juni 1864. Du wirst Dich wundern, von mir einen Brief aus Potsdam zu erhalten, wie ich mich eigentlich auch wundere, daß ich mich hier befinde. Denn von Rechts wegen bin ich noch immer Reservatsetzt von einer neuen schweren Erkrankung. Bald nach meiner Halleschen Reise stellte sich eine mir neue, ganz sonderbare Herzbewegung ein: das Herz tat einige harte Schläge, die ich bis in den Hirnschädel hinein fühlte, dann stand es eine Zeitlang still, bis es anfing wie ein Lämmerschwänzchen zu zittern, worauf dann wieder jene harten hammerartigen Schläge erfolgten. Dann befiel mich eines Morgens beim Frühstück ein plötzlicher Schwindel und eine tiefe Ohnmacht, die wohl an vier

Stunden anhielt. Vierzehn Tage lang wiederholten sich solche mehrstündige Schwindelanfälle. Der Arzt war sehr besorgt und empfahl die größte Schonung. Nur langsam habe ich mich wieder erholt. Aus der Freude meiner Bekannten, die mich wiedersahen, erkannte ich erst, wie gefährlich mein Zustand gewesen sein muß.

Merkwürdig, daß die arme kleine Tony in derselben Zeit mit demselben Übel zu kämpfen hatte! Ihren letzten Brief hat sie mit einem Eissack auf dem Herzen ihrer Mutter diktiert. Sie hatte von meiner Krankheit und Genesung erfahren und spricht über letztere ihre Freude folgendermaßen aus: „Wie einsam wäre für mich die Welt, hätte ich Sie nicht mehr!“ Des weiteren freut sie sich, daß wir durch eine Art zu fühlen, eine Politik und Region (sic!) und soviel Zartes, was man nicht in Worte fassen könne, aneinander gebunden seien.

Freudige Ereignisse haben dann meine Genesung gefördert. An Deinem Geburtstage, diesem alten schönen Familienfeste, brachte mir Adolph sein Patent als Königlich Preußischer Gerichtsassessor. Dann kam Gerhard und überraschte uns damit, daß er sich verlobt hat. Seine Braut heißt Julchen, der Vater Oberstleutnant v. Voß lebt auf seinem Gute Witaschütz bei Jarotschin an der russischen Grenze. Julchen soll nach Gerhards Beschreibung alle Qualitäten des weiblichen Geschlechts an sich haben, die guten wie die üblen, worauf Gerhard besonders Wert legt. Vielfach vergeblich umworben von Gutsbesitzern und Offizieren, ist sie des Vaters besonderer Liebling, daher Gerhard viel Ausdauer und Energie anwenden mußte, um sie von ihm abzulösen.

Die Trennung von diesem Jungen, der mir besonders ans Herz gewachsen ist, wird mir jedesmal blutsauer. Um besser über den Abschied hinwegzukommen, der leichter ist, wenn man so ein Stück zusammenreißt und dann am fremden Ort unter allerlei Zerstreuung zurückbleibt, haben wir Gerhard auf seiner Rückreise bis hierher begleitet, zumal sich meine Frau auch einmal ein bißchen auslüften sollte und Fritz Krummacher uns seit langem dringend eingeladen hat.

Potsdam ist wirklich eine königliche Stadt. Von allem, was ich bis jetzt gesehen habe, hat mir Sanssouci am meisten imponiert; es ist noch viel großartiger, als ich erwartet hatte. Ich bin noch recht schwach, weshalb wir meist auffahren; das wird mit Droschken bewerkstelligt, die hier an allen Ecken halten und sehr billig sind. Viel sitze ich im Krummacherschen Garten, an dem die Eisenbahn vorübergeht, und sehe die gewaltigen Züge vorüberbrausen, bisweilen drei in einer Stunde. Auch horche ich gern dem Glockenspiel Friedrich des Großen vom Turm der nahen Garnisonkirche, das alle Viertelstunden etwas von sich gibt: „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich“ mit Vorspiel und Variationen, wenn es halb schlägt, und ist die Stunde voll: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ – das geht so auch die Nacht durch, damit niemand schlafen, sondern immer des Glückes eingedenk sein soll, daß er sich in Potsdam befindet.

Potsdam, 2. Juli 1864. Wir haben wieder eine Menge schöner und großartiger Schloß- und Gartenanlagen gesehen. Hier ist alles königlicher oder prinzlicher Garten, wo man freilich nicht rauchen darf, was die Lust daran verkümmert. Vorgestern fuhren wir nach Glienicke, wo Fritz wegen des Geburtstages des alten Prinzen Carl seinen Namen einschreiben wollte. Der Prinz empfängt an diesem Tage niemand, wohl aber saß er in voller Uniform auf einem Anbau seines Gartens dicht an der Chaussee und rauchte aus einem kurzen Sauzahn, wie ihn die Fuhrleute führen. Auf diese Weise bekamen ihn alle Gratulanten im Vorüberfahren doch zu sehen, und er sah auch sie, ohne durch sie geniert zu sein. Ich finde das ganz überaus zartsinnig, sich an seinem Geburtstage auf unnahbare Weise so öffentlich auszustellen. Der Prinz sah sehr fidel aus, weil er soeben die telegraphische Nachricht von der Einnahme Alsens erhalten hatte. Glienicke ist überaus schön, ebenso auch die benachbarte neue Königspfalz auf dem Babelsberge, wo der König wohnt. Das Wohnlichste und Geschmackvollste aber von allem ist das neue, am Fuße des Babelsberges gelegene Palais des Prinzen Friedrich Carl mit seinen Gärten.

Potsdam, 8. Juli 1864. Wir haben wieder viel Neues gesehen und zum Teil recht weite Partien gemacht — lauter Gartengenuß; es ist hier alles Garten oder Schloß. Die Schöpfungen Friedrich Wilhelms IV., ungeheure Bauten und Gartenanlagen, waren mir besonders interessant. Die Friedenskirche, in der der König begraben ist, liegt überaus malerisch im Park von Sanssouci. In der einen der schönen Vorhallen stehen die Pietà von Ritschel und der Moses von Rauch; diese Pietà (Maria mit dem Leichnam Christi) ist das Erhabenste und Schönste, was ich von neuerer Skulptur gesehen habe. Ein Riesenwerk ist das neue Orangeriehaus mit seinen prachtvollen Kolonnaden und gewaltigen Terrassen, seinem Statuenheer und herrlichen Gärten. Wahnsinnig ist das Belvedere auf dem Pfingstberg, ein ungeheures, auf das Verschwenderischste ausgeführtes Gebäude, welches keinen anderen Zweck hat als ganz herrlich auszusehen; keine Zimmer und kein gar nichts, aber allerdings herrliche Treppen, Korridore und Mauern und eine magnifique Aussicht von den Türmen.

Interessant war mir das enorme Neue Palais Friedrich des Großen, das er nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges erbaute, um seinen Feinden zu zeigen, daß er noch Geld habe. Die Zimmer des Königs sind noch unberührt. Zwei Riesensäle, einer mit schöner Architektur und zum Teil sehr guten Bildern (das beste: Das Opfer der Iphigenie von Jan Loo), der andere ganz mit Mineralien und Muscheln ausgelegt im holländischen Grottengeschmack, überaus prachtvoll und feenhaft. Gestern waren wir in dem berühmten Rosengarten von Charlottenhof. Nichts als Rosen im ganzen Garten, sogar der Boden der Beete mit Rosen überzogen. Man sieht hier alles, was es von Rosen gibt, in Überfülle und in den schönsten Exemplaren; ich habe kein einziges befallenes Blatt gesehen, als wenn die sämtlichen Sträucher unter der Glasglocke gezogen wären. Der Duft ist so stark, daß ich nur kurze Zeit verweilen konnte.

Alle Tage sehen wir Neues und Überraschendes und doch haben wir erst einen kleinen Teil des Sehenswerten gesehen, obgleich wir alle Tage aus sind. Heute habe ich die Mädchen zum Konditor geführt und weiblich traktiert, sie kamen vor innerem Kitzel nicht aus dem Lachen. Eben erwarte ich meinen neuen Neffen, den Obrist Salisch, der bereits mit vier Kindern behaftet (unter denen drei erwachsene) vor anderthalb Jahren Mathilden geheiratet hat. Er ist ein behaglicher Mann von unserem Alter, mit dem sich's gut hinschwätzt und Zigarren raucht. Da kommt er —

Potsdam, 10. Juli 1864. Morgen wollen wir nun fort, daher zum Schluß. Gestern machten wir eine reizende Partie nach der Meierei. Man sitzt da auf einer breiten, ins Wasser gebauten Terrasse und blickt über die Spiegelfläche der seeartig erweiterten Havel auf gegenüberliegende mit altem Walde bestandene Hügel: unvergleichlich! Ich ruderte die Mädchen in den Strom hinaus und ließ da den Nachen schaukeln. Daß ich noch rudern konnte! Und zwar mit einem Ruder so gerade wie ein Licht. Weit ging's freilich nicht und nur mit großen Pausen.

Was war das für ein schöner Sieg auf Alsen! Unter dem Feuer des Feindes eine Armee in Booten über einen Meeresarm zu setzen, ist noch nicht dagewesen. Zuerst ein einzelnes Bataillon, welches, während die Boote zurückfahren, um andere Truppen zu holen, sogleich losstürmt und die schlimmste Batterie nimmt. Die alten Offiziere, die ich hier kennenlernte, sind ganz erstaunt und können es nicht begreifen.

Daß Du die Nachricht von der Erstürmung der Düppeler Schanzen in Deinem abgelegenen Kloster schon am Abend desselben Tages haben konntest, ist mir unbegreiflich. Das Verhalten der vom Landtag bisher so mit Kot beworfenen Armee im dänischen Kriege ist wahrhaft herzerhebend. Nach allen Privatnachrichten hat es einer dem anderen an Hingebung und Aufopferung zuvor. Die Offiziere waren im Gefecht immer voran und doch nie im Stich gelassen von ihren Leuten, daher die Preußen, auch wo sie sich in der Minderzahl befanden und nichts als Kolben und Bajonette brauchen konnten, doch immer siegreich waren. Es werden wunderbare Taten berichtet. Ein Pionier klinke rief, als eine dem Kartätschenfeuer ausgesetzte Sturmkolonne plötzlich auf mit starkem Draht durchflochtene Palisaden stieß: „Herr Hauptmann, ich opfere mich!“; damit hatte er auch schon seinen Pulversack an die Palisade gelegt, hatte hineingeschossen und sich und das Hindernis in die Luft gesprengt — im selben Augenblick waren die Stürmenden auf der Schanze.

So tapfer und entschlossen die Leute in den Tod gingen, so freundlich haben sie sich gegen die gefangenen Dänen gezeigt, mit denen sie alles teilten; man hat gesehen, daß unsere Soldaten gefallene Dänen, die sie selbst niedergestreckt hatten, sich auffinden und auf die Verbandplätze schleppten. Der junge Smend, der Bräutigam von Adelheids Tochter Maria, der als freiwilliger Feldprediger zu den westfälischen Regimentern eilte, kann den guten Geist, den er vorgefunden, nicht genug loben. Da war nichts von Roheit zu spüren und bei Gesunden wie bei Verwundeten

zeigte ſich ein Hunger nach Gottes Wort. Manche haben ihm geſagt, ſie kämen als andere Menſchen zurück, als wie ſie hinausgezogen. Geiſtliche Lieder ſingend kehrten die Sturmkolonnen zurück. Das iſt alles ſehr erfreulich und zeigt, wie gut das Volk iſt, wenn es nur unter anſtändiger Leitung ſteht.

Auch die Nation hat ſich im großen und ganzen gut benommen. Die Armee iſt mit Spenden an allem Denkbaren überſchüttet worden, und ſchon ſind überall Vereine gebildet, um Witwen und Waiſen wie auch die Invaliden ausreichend zu verſorgen. Die Krankenpflege war zum größten Teil in freiwilligen Händen. Die wegen ihrer Frömmigkeit von der Kammer ſo verunglimpften Brüder des Rauhen Hauſes gingen überall im dickſten Kugelregen mit vor und folgten den Stürmenden bis auf die Schanzen, um die Verwundeten wegzutragen. Ebenſo eine Anzahl Johanniterritter (geführt vom Grafen Eberhard Stolberg) mit ihren freiwilligen Krankenträgern, um die Verwundeten in bequemen Krankenwagen nach den im Sundewitt von ihnen eingerichteten Hoſpitälern zu bringen.

Couvert: Ich wollte Dir die Pietà von Ritſchel ſchicken, aber alle Photographien davon waren vergriffen. So ſchicke ich Dir ſtatt deſſen die Simplizitas von mir; ich habe mich nämlich hier photographieren laſſen.

*

Ballenſtädt, am 13. Aug. 1864. Zuvörderſt beklage ich Dich, mein armer Dicker, wegen aller Sorgen, Kümmerniſſe, Ärger und Arbeit, die Dir Dein Amt bringt, und dennoch beneide ich Dich darum. Du kannſt es doch noch leiſten, und das iſt Gnade von Gott. Ich aber kann nichts mehr leiſten, habe freilich wieder dafür zu danken, daß ich nichts mehr zu leiſten brauche, und darum kannſt wieder Du mich beneiden.

Vor zehn Tagen nahm ich indeſſen einen Anlauf und beſuchte meinen Herzog Leopold, der jetzt ganz einſam, bloß von einem Jäger und Kammerdiener begleitet, auf dem Mägdeſprung hauſet, um Hirſche zu ſchießen. Alle anderen hatten ſich bei ihm ſchon vorgeſtellt, nur ich noch nicht, weil ich mich vor dem Geſchrei fürchtete, das man erheben muß, um dem tauben Herrn verſtändlich zu werden. Ich benutzte endlich einen guten Tag, ward ſehr freundlich aufgenommen und ſchrie barbariſch. Der Herzog ſagte, es ſei ſehr ſchlimm mit ſeiner Taubheit, ich möchte doch lauter ſprechen. Ich griff an meine Bruſt und ſchrie, daß mir die Lungen berſten wollten: ich könne nur ganz leiſe ſchreien. Die Pantomime ward verſtanden und Seine Hoheit ſagte mir die teilnehmendſten Worte, ſprach dann von unſerem ſeligen Vater, den er gekannt, und lobte meine Bilder auf dem Ballenſtädter Schloſſe, die er für Bilder meines Vaters gehalten hätte, war ſehr huldvoll und entließ mich nach einer Viertelſtunde. Als ich in meinen Wagen einſtieg, kam mir der Kammerdiener nach: Seine Hoheit ließe mir ſagen, wenn ich etwa ein Anliegen gehabt hätte, ſo möchte ich ihm doch ſchreiben, er habe kein einziges Wort verſtanden.

Eine zweite Probe, daß ich nichts mehr leisten kann, legte ich heute vor acht Tagen ab. Es tauchte nämlich plötzlich Emma Samson[1] mit ihren beiden Pflegetöchtern Emmy Mühlen und Ludmilla Zöge bei uns auf. Um meine lieben Gäste zu amüsieren, arrangierte ich eine Fahrt ins Bodetal und erkältete mich dabei trotz aller Vorsicht und bei einer Wärme von 23 Grad doch so, daß ich drei Tage lang so steif wie ein Werftpfahl war.

Ich war lange nicht im Bodetal gewesen und werde schwerlich wieder hingehen, es ist da kein heiliges Land mehr. Hotel neben Hotel, Promenadenwege, alle erdenklichen Kommoditäten und tausend und abertausend sich untereinander herumwürgende Reisende, deren Exhalationen das tiefe Tal erfüllen und unatembar machen. Wer noch Natur genießen will, muß jetzt nach Kamtschatka reisen.

Als ich Emma dankte, daß sie uns hier in unserem außerweltlichen Ballenstädt aufgesucht habe, gestand sie, daß dies nicht ganz uneigennützig geschehen sei, da sie eine Zuflucht für die kleine Emmy Mühlen suche und uns hätte bitten wollen, diese auf ein Jahr in unser Haus zu nehmen; sie wolle die Kleine auf größeren Reisen nicht gern mit sich führen, um ihre Studien nicht zu unterbrechen, auch könne sie die beiden Mädchen nicht mehr bändigen (während diese meinen Söhnen erzählten, sie würden zuviel gebändigt). Meine Frau konnte sich weder zu Ja noch Nein entschließen, da sie die Umstände scheut, die Kleine auf den ersten Anlauf auch nichts weniger als anziehend erscheint; sie ist grundhäßlich, aber ein verteufelt gescheutes Frauenzimmer. Anna aber hat mit dem armen, elternlosen Kinde aufrichtiges Erbarmen und scheint sich einen solchen Pflegemutterberuf im Hause zu wünschen — so wird die Sache doch wohl zustande kommen.

Couvert: Wir haben jetzt ein niedliches kleines Kätzchen, das jeden Abend mit dem Hund Ute die lächerlichsten Komödien aufführt.

*

Ballenstädt, am 1. Oct. 1864. Daß Du in diesen schnöden Zeiten noch Witz übrig hast, ist Gnade von Gott. Das Wetter war auch bei uns vom Übel, aber doch nur für Spaziergänger, Badegäste und andere überflüssige Leute, die Ernte hingegen ist gut geraten. Ich freilich, als einer der Unnützen, hätte lieber Wärme als Weizen gehabt, meine Brust zu nähren, die immer atemloser wird. Das ist mein Kardinalübel; doch wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Seit einiger Zeit ist mein linkes Auge verschleiert, was mich, da ich keinen Schmerz empfinde, den Star befürchten läßt. Das wäre für mich ein schweres Kreuz, denn ich lebe wesentlich durch das Auge und wüßte nicht, wie ich's ertragen sollte, wenn ich erblinden würde.

Emmy Mühlen ist nun schon seit drei Wochen bei uns. Glücklicherweise scheint sich die kleine Widerspenstige bei uns zu gefallen. Sie hat die ganze

[1] Emma v. Samson-Himmelstjerna, geb. v. Zöge; Emmy v. zur Mühlen und Ludmilla Zöge v. Manteuffel sind ihre Nichten. Vgl. die Familientafel am Schlusse der Einleitung.

Herbigkeit Zögeſcher Natur, ein ſcharfes Auge für die Mängel aller Dinge, keines oder wenigſtens nur ein verſchleiertes für die guten Seiten, urteilt ſchnell und vorlaut und ſteckt voll Widerſpruch. Ich kann mir denken, daß die arme Emma mit ihr nichts anfangen konnte. Bei uns wird ſie wenig berufen und gemeiſtert, muß aber alles tun, was ihr geheißen wird, und tut es auch immer, nachdem ſie wie der Arbeiter im Evangelium erſt tüchtig Nein geſagt und viele Gründe dagegen vorgebracht hat. Sie muß ſogar Nähſtunden nehmen und tut es ganz freundlich, obgleich ihr Stolz ſich anfangs dagegen empörte und ſie meinte, ſie würde es nie nötig haben zu nähen. Bei alledem iſt ſie glücklicherweiſe keinem von uns zuwider und in der Geſellſchaft gefällt ſie ſehr gut wegen ihres unbefangenen und feinen Benehmens. Da habe ich Dir geſchrieben wie eine Gouvernante.

Das Verhältnis des Deſſauer Hofes zu dem unſrigen geſtaltet ſich immer freundlicher. Der Erbprinz war jetzt vier Wochen lang mit Frau und Kindern hier, auch der alte Herzog kommt oft. Alles gefällt ihnen, und unſeren Herrſchaften ſind ſie recht nahegetreten. Ich habe mich bei dem Prinzen nicht vorſtellen können meiner Gebrechlichkeit wegen, aber Anna iſt bei der Erbprinzeß geweſen und wohl aufgenommen worden. Ich werde wohl nie wieder an den Hof kommen, was ich als das Geringſte meiner Leiden empfinden würde.

Unſere Herrſchaften erwarten jetzt täglich die Nachricht von der Verlobung der Prinzeß Dagmar von Dänemark mit dem ruſſiſchen Thronfolger[1]; eigentlich war das ſchon vorgeſtern zwiſchen den Zeilen eines Telegrammes des Königs an ſeine Mutter zu leſen. Wenn ſich die Sache beſtätigt, ſo würde dieſe liebe, einfache und demütige Frau die Mutter von vier Königen ſein: England, Dänemark, Griechenland und Rußland. Freilich iſt ein fataler Haken dabei; in Rußland iſt die Ehre erkauft durch die Ehrloſigkeit des Übertritts zur griechiſchen Kirche, und das wird von unſeren Herrſchaften tief empfunden.

Die Sache mit Adolph hat ſich nun dahin erledigt, daß er vorläufig hier bleibt. Ob er ſpäter in den preußiſchen Dienſt zurücktritt oder als Generalbevollmächtigter der Herzogin ganz hier bleibt, um an Schätzells Stelle ihr Vermögen zu verwalten, wird erſt die Zukunft entſcheiden. Adolph iſt noch immer ein großer Jäger. Oft läuft er ſchon früh um 5 nach Hoym, wo er jagen darf, und kommt erſt abends um 9 zurück ſo matt wie ein Lappen. Emmy ſagt: den erſten Tag iſt er ganz erſtorben, den zweiten halb, und den dritten geht er wieder auf Jagd.

Benno iſt jetzt zum Pfarrvikar in Coswig und Lehrer an der dortigen Töchterſchule ernannt und hat damit immerhin den Fuß im Steigbügel; er hätte auch nach Stockholm gehen können an eine dortige deutſche Gemeinde, hat dies aber aus Liebe zum Vaterlande ohne alles Beſinnen zu meiner Zufriedenheit ausgeſchlagen. Gerhards Regiment hat jetzt feſte

[1] Der ſpätere (1881—94) Zar Alexander III.

Garniſon in Liſſa bezogen, immer in dem vertrakten Polen. Sobald er Hauptmann wird, wozu er heran iſt, wird er heiraten. Die Schwiegertochter iſt uns noch terra incognita, ſelbſt brieflich nicht mit ihr zu verkehren, da Gerhard ihr bißchen Schreibkraft konſumiert. Er wünſcht ſo ſehr, daß wir ſie ins Haus nehmen, damit ſie ſich von den Eltern abzweigt, doch dieſe widerſtehen bis jetzt.

Für mich iſt es jetzt eine Luſt, mit Schätzell zu verkehren, der mein nächſter Nachbar geworden iſt. Ich gäbe etwas darum, wenn Du dieſen eiſernen und doch ſo herzlichen, kindlich frommen Menſchen kennen lernen könnteſt. Du würdeſt auch beſſer als ich mit ihm fertig werden, weil Du ſo barbariſch ſchreien kannſt. Schätzell iſt jetzt ſo heiter, wie ich ihn früher nie gekannt habe. Er ſchätzt ſich glücklich, nun auch bloß auf der Zuſchauerbank zu ſitzen. Er blüht förmlich auf und erlebt faſt eine zweite Jugend, verſichernd, jetzt durch treue Wirtſchaft der Herzogin ein Pfund Paraffinlichte zu erſparen, mache ihm ebenſoviel Freude als früher eine gelungene Staatsaktion.

Ich muß abbrechen, mein Auge macht mir's allzu ſchwer, konnte überhaupt nur in Abſätzen ſchreiben.

*

Ballenſtädt, am 30. Oct. 1864. Wir wollen Gott danken, daß wir uns in dieſer ſublunariſchen Welt noch Briefe ſchreiben können. Als ich Dir zuletzt ſchrieb, mußte ich fürchten, dieſe Fähigkeit nicht mehr lange zu beſitzen, auch mein Arzt war der Meinung, daß ich ſtar-blind werden würde. Nun hat mich Prof. Gräfe[1] in Halle darüber beruhigt. Es handelt ſich nur um einen kleinen Blutaustritt gelegentlich eines Schwindelanfalls. Doch ſoll ich die Augen nicht länger als drei Viertelſtunden täglich mit Leſen, Schreiben und Zeichnen beſchäftigen, und dieſe drei Viertelſtunden müſſen auseinanderliegen. Solche Untätigkeit iſt für mich freilich auch ſchlimm. Dazu haben ſich nun auch die Schwächezuſtände und Schwindelanfälle wieder eingeſtellt. An ernſten Mahnungen fehlt mir's alſo nicht.

31. Oct. 1864. An unſerem Hofe hatten wir jetzt einen merkwürdigen Beſuch: den Prinzen von Wales nebſt Gemahlin[2]. Ich habe ſie nicht geſehen, weil meine Kränklichkeit mich vom Hofe fernhält, habe aber viel von ihnen gehört. Vom Prinzen ſagte Schätzell, er ſei der reine Weinreiſende, nicht drunter und nicht drüber, weder an Ausſehen noch Verſtand; unſere Herrſchaften dagegen waren entzückt und meinten, einen liebenswürdigeren Mann hätte man für ihre erlauchte Nichte nicht ausſuchen können. Von der Prinzeß urteilte Schätzell, ſie ſei die blanke Holzpuppe, während die Herrſchaften ſie einem wahren Engel verglichen. Übrigens ſchäumte das hohe engliſch-däniſche Paar die ungerechtfertigtſte Wut gegen Preußen aus, ſodaß man den jungen Aſſeburg, weil

[1] Alfred Karl v. Gräfe (1830—99), bekannter Augenoperateur, ſeit 1864 Profeſſor in Halle, Vetter des berühmten Berliner Ophthalmologen Albrecht v. Gräfe († 1870).

[2] Der ſpätere König Eduard VII., ſeit 1863 vermählt mit Alexandra, der älteſten Tochter König Chriſtians IX. von Dänemark.

er preußiſcher Offizier iſt, fernhalten mußte, und die Prinzeß ſich weigerte, neben unſerem Erbprinzen zu ſitzen, weil er als Volontär mit bei Düppel geweſen. Mit Ausnahme unſerer guten Herzogin teilt das ganze holſteiniſche Haus dieſen Haß bis zum Exzeß, obgleich die Prinzen ſämtlich am 48er Aufſtande gegen Dänemark teilgenommen haben und Preußen ihrem Vaterlande zu ſeinem Recht verholfen hat. Verſtehe einer humanam naturam!

1. Nov. 1864. Wenn Du mir meine religiöſe Stellung betreffend den Rat gibſt, ich ſähe vielleicht zu wenig auf den Herrn und zuviel auf mich, ſo haſt Du ebenſo recht, wie wenn Du geſagt hätteſt, ich ſähe zuviel auf den Herrn und zu wenig auf mich ſelbſt. Wie in der Atmoſphäre Wind und Gegenwind, ſo gehen auch im Chriſtentum zwei Strömungen gegeneinander: die paſſive und die aktive, die beide richtig ſind an ihrer Stelle, aber eben zueinander gehören. Ich habe es von meiner Jugend an nie recht verſtehen können, wenn als Prinzip aufgeſtellt wurde: man müſſe alles Gott machen laſſen, ſich ihm nur ganz hingeben und nichts ſelber tun wollen. Wahr iſt's ſchon, aber nicht erſchöpfend. Ebenſo wahr und ebenſowenig erſchöpfend iſt das andere: Handle, ſo wirſt Du leben. Wer ein rechter Chriſt iſt, in dem iſt beides lebendig: er läuft, weil er ſich ziehen läßt, und er wird gezogen, weil er läuft. Mir freilich iſt beides nicht recht geglückt: wenn ich's tun wollte, ſo mißlang es, und wenn ich's abwarten wollte, ſo kam es nicht. Trotzdem kann ich doch vom Chriſtentum nicht laſſen und klammere mich daran als an die einzige mir bekannte Kraft, von der ich ſehe, daß ſie wenigſtens Anderen hilft, und ich hoffe, daß auch meine Stunde noch kommen werde, und wäre es auch erſt die Todesſtunde.

[Aus dem Briefſchluß der Tochter Anna:]

Ballenſtädt, 28. Nov. 1864. Unſer armes Väterchen iſt ſchwer leidend und hat mich beauftragt, dieſen Brief an Dich, lieber Onkel, fortzuſetzen und abzuſenden. Die ſchweren Schwindelanfälle und tiefen Ohnmachten treten wieder ganz wie im Frühjahr auf, und die Ärzte haben uns nicht verhehlt, daß jeder Ohnmachtsanfall lebensgefährlich iſt. Der geliebte Papa liegt mit faſt völlig erſtorbenem Pulſe totenbleich und matt da. Am Pfoſten ſeines Bettes lehnt ſein Pfeifchen und zuweilen raucht er ein bißchen kalt, nur der Erinnerung wegen — der Anblick iſt zu rührend, beim bloßen Gedanken daran iſt mir der Hals wie zugeſchnürt. Mütterchen ſitzt faſt ununterbrochen an ſeinem Bett; alle die vielen kleinen Handreichungen nimmt der Patient am liebſten von ihr, und ihre Hand in der ſeinen zu halten, iſt ihm in bangen Stunden der größte Troſt. Geht ſie nur auf Minuten von ihm, ſo fragt er gleich ungeduldig: „Wo bleibt nur Mütterchen?" So iſt ſie Tag und Nacht ſein guter Engel, ſeine immer freundliche, ja heitere Pflegerin, der nie zur rechten Zeit ein tröſtliches, ermutigendes Wörtchen fehlt. In der Stille fließt wohl manche heiße Träne, wird mancher Kampf durchgerungen, aber im Krankenzimmer iſt

das liebe rührende, blasse Gesicht immer hell und heiter. Die Liebe gibt wunderbare Kraft! ...

Ballenstädt, am 7. Jan. 1865. Erst heute getraue ich mich, wieder einen Schreibanfang zu machen. Es war eine furchtbare Sterbenszeit, die ich durchgemacht habe, nächtlich, gespenstisch, wie ich noch nichts erlebt, Leib und Seele gleichermaßen geschlagen. Es fing psychisch an. Eine tiefe krankhafte Sehnsucht überfiel mich nach den Verhältnissen, Dingen und Gestalten meiner Vorzeit, nach Mutter, Vater, Geschwistern, Freunden, wie sie damals waren, als wir noch im „Gottessegen" wohnten, ja nach den Dienstboten, Zimmern und Gerätschaften von damals. Das alles stand lebendig und doch auf ewig verloren vor meinen Augen und erpreßte mir bittere Tränen. Gleichzeitig erschien mir mein ganzes bisheriges Leben als ein verlorenes: ein mißlungener Christ, Maler, Hausvater und ein arger Übertreter aller Gebote. Dazu völlige Gebundenheit des Leibes. Ich lag still in meinem Bett in verdunkeltem Zimmer, konnte mich nicht beschäftigen, mich durch nichts zerstreuen, ja nicht einmal reden hören konnte ich, und eine Ohnmacht folgte der anderen. Das einzige, was ich von Trost hatte, war die Gegenwart meiner Frau, die mich weder bei Tag noch bei Nacht verließ – andere Menschen konnte ich nicht ertragen.

Jetzt habe ich mich nun wieder so weit erholt, daß ich seit Weihnachten täglich etwas im Garten promenieren und auch wieder einigermaßen schlafen kann. Ich beschäftige mich jetzt, soweit die Augen es zulassen, mit Zeichnen und mit Papparbeiten, kann auch wieder etwas vorlesen hören. Ich mache Briefmappen mit einer Zeichnung auf dem Deckel, was mich angenehm zerstreut und womit ich die teilnehmenden Freundinnen meines Hauses beschenke und sehr beglücke. Diese kleinen Arbeiten sind mir ein wahres Heilmittel geworden, sie strengen mich nicht an und ziehen die Gedanken ab. Das schlimmste war und ist zum Teil auch noch eine fürchterliche Höllenangst, die sich in der Herzgrube entwickelt und von da aus wie eine Spinne mit scharfen Klauen um sich greift und den ganzen Menschen einnimmt. – Doch für heute will's nicht weiter gehen, mein Viertelstündchen ist schon überschritten.

8. Jan. 1865. Schlimmer noch als die leibliche war die Seelenangst, die ich auszustehen hatte. Endlich faßte ich mir ein Herz und ließ den Propst Scholtz zu mir kommen. Ich war so schwach, daß ich kaum reden konnte, doch brachte ich nach und nach eine vollständige Beichte zustande und bekannte diesem geistlichen Bruder, was mich zumeist beschwerte und von Gott trennte. Er kniete mit mir nieder und betete für mich herzlich eindringlich, dann erteilte er mir den Segen. O war das Balsam! Als mich Scholtz verlassen und meine Frau wieder eintrat, bat ich sie, mir einen Psalm vorzulesen. „Welchen?" – „Einerlei, den ersten besten!" Sie schlug den Psalter auf und las „Lobe den Herrn meine Seele". Das ging mir wie ein Lebenshauch durch Seele und Leib. Ich sah es wie ein Amen an, von Gott selbst gesprochen. Ich ließ mir den Psalm nun

öfter vorlesen, er wurde mir zum festen Stab im dunklen Tale. Ich richtete mich immer wieder daran auf, wenn zaghafte Gedanken kamen. An diesem Psalm genese ich langsam. Ach Gerhard! Es stirbt sich schlecht, wenn man die Welt und was in der Welt ist, noch lieber hat als Gott. Möchte er mein Herz endlich entzünden mit jenem heiligen Feuer, das von der Welt ab zu ihm, allein zu Ihm aufflammt!

9. Jan. 1865. Unbeschreiblich viel Teilnahme ist mir geworden von Bekannten und Unbekannten und aus allen Ständen; das war fast das Schlimmste, denn ich erkannte daraus die große Gefahr, in der ich schwebte. Beständige Erkundigungen von allen Seiten, die mir nicht entgehen konnten, weil ich so hellhörig war und alles vernahm, was im Hause vorging; kleine Zuschriften, Geschenke, niedliche Speisen, Weine usw., man überschüttete mich förmlich. Schrecklich war mein Geburtstag. Eine kleine Überraschung nach der anderen, Glückwünsche, Verse, Blumen, Näschereien wurden mir auf die Bettdecke gelegt, und ich — konnte an nichts denken, als daß ich wahrscheinlich in wenig Tagen würde vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen müssen.

Am Weihnachtsabend war ich schon auf, konnte sogar der Bescherung auf ein Viertelstündchen beiwohnen. Der Glücklichste von uns war Adolph, der kurz zuvor das erste Quartal seines Gehaltes und dazu noch eine Remuneration empfangen hatte: das erste verdiente Geld und gleich in solcher Fülle! In der Freude seines Herzens beschenkte er uns alle ganz fürstlich. Er hat hier die angenehmste Stellung von der Welt. Schätzell liebt ihn wie einen Sohn, und Adolph schwärmt für diesen väterlichen Freund, zu dem er drei- bis viermal den Tag hinüberläuft. Auch die Herzogin scheint ganz und gar eingenommen von ihrem neuen Diener, ebenso die Gesellschaft, die sich um ihn reißt. Mich macht dies sehr glücklich, wie Du Dir denken kannst. Adolph hat die schätzbare Eigenschaft, die auch die Zwillinge [K.'s Vater und dessen Bruder Karl] hatten: das Gute an den Leuten springt ihm dermaßen in die Augen, daß er die Schatten übersieht, daher er leicht lieb gewinnt und von allen Seiten wieder geliebt wird. Mir hat das stets gefehlt, und daß ich dennoch soviel Liebe gefunden habe, ist Gottes Wunder.

10. Jan. 1865. Denke Dir, daß ich nicht mehr rauche! Dr. Hoffmann[1] verbot es mir, weil es Gift für mein Herz sei, Dr. Ziegler wollte mich, da ich ein Menschenalter lang geraucht habe, nicht ganz davon entwöhnen und riet mir täglich drei Pfeifen, nicht weniger, wegen der alten Gewohnheit. Ich habe die Mittelstraße gewählt und rauche morgens ein Meerschaumköpfchen, das etwa eine halbe Stunde brennt und vor Schlafengehen noch einmal für einige Züge angezündet wird, d. h. ich rauche als rauchte ich nicht. O meine alte Lust! Ziegler tadelt, Hoffmann lobt mich. — Ich bin so mager geworden wie ein Stock, und dazu ist mir während der Krankheit ein dreister Schnurrbart gewachsen.

[1] Medizinalrat Dr. Friedr. Hoffmann (1809—97), Leibarzt der Herzogin.

Ballenstädt, am 10. März 1865. Erst jetzt nach dem Empfang Eurer letzten Briefe erfahre ich, welch bitteren Verlust Ihr erlitten. Man hatte es mir anfangs auf ärztlichen Befehl verbergen müssen, und später verschoben die Meinigen die Mitteilung von Tag zu Tag, bis sie zuletzt nicht mehr wußten, wie sie es nachträglich noch anbringen sollten. Da kam Dein Brief mit rätselhafter Andeutung, ich frug und erhielt eine Antwort, die mich tief erschütterte, weil ich Eure Lilla, dies liebe, hochbegabte Kind ganz besonders in mein Herz geschlossen hatte. Gott wolle Euch stärken in dieser Prüfung, daß Ihr sie besser überwindet, als es uns in ähnlichen Lagen gelingen wollte! Bei aller gläubigen Hoffnung, die ja auch wir haben, können wir (besonders Julchen) doch das herzzerreißende Bild unserer armen, in ihrem schweren Todesleiden so geduldigen und demütigen Elisabeth nicht aus dem Gedächtnis bannen. Es gibt nur zweierlei reellen Trost im Leben, oder wenn Du willst auch dreierlei: Vergessenheit, Ermüdung und Gehorsam. Die beiden ersten Arten haben auch die Heiden, die letzte habt Ihr. Wir haben auch etwas von allen dreien, aber nicht ausreichend.

Julchen und ich sind eben von einem hübschen Spaziergang im Schloßgarten zurückgekommen. Wir gingen durch die Tannen und betrachteten den Baum, der Dir bei Deinem Hiersein auffiel und nach welchem Du den zufällig vorbeikommenden Hofgärtner befragtest. Es ist ein wunderschöner eleganter Baum geworden, obgleich er vor etwa zehn Jahren durch Windbruch seines entwurzelten Nachbars schräg über den Weg geneigt worden ist, über welchem er jetzt eine reizende Laube bildet. Er ist mein Liebling, weil er mich an Deinen letzten Besuch bei mir erinnert wie nichts anderes. Ganz gleichgültige unbedeutende Momente können sich oft tiefer ins Gedächtnis graben als die bedeutendsten.

Diese täglichen Spaziergänge mit Julchen sind einzig. Sie läßt mich nicht allein gehen, weil sie immer noch besorgt sein mag, daß ich irgendwo umfallen könnte. Doch mit mir zu gehen hält sie auch nicht aus, weil ich so langsam und gravitätisch einherschreite wie weiland unser geliebter Oncle Kügelgen. Sie umläuft mich daher wie ein munteres Hundchen, bisweilen sehe ich sie gar nicht, begegne ihr dann plötzlich und freue mich. So treiben wir's täglich und bei jedem Wetter, welches diesen ganzen Winter hindurch feindlich genug gewesen ist. Ich werde auf den Frühling als meinen Hauptarzt vertröstet, aber der will nicht kommen. Du freilich hast es noch schlimmer, weil Du immer eine Null voraus bist, und wenn ich 1 Grad habe, sicher 10 hast. Wir können uns übrigens auch rühmen, in diesem Winter 27 Grad unter Null gehabt zu haben. Du begreifst also, daß es mit Krokus und Hyazinthen auch hier noch nichts ist, und daß ich nichts vor Dir voraushabe als den Mangel einer Null, was weniger als nichts sagen will.

11. März 1865. Deine Sehnsucht nach Freude begreife ich vollkommen und teile sie, d. h. nach rechter, derber und ausdauernder Freude, wie sie die Jugend ohne weitere Veranlassung in sich selbst trägt. Wir werden

uns aber wohl beide für den Reſt unſeres Lebens den Mund wiſchen müſſen. Es ſei denn, daß wir zu jener Glaubensfreudigkeit gelangten, wie ſich deren nun ſchon ſeit Jahren die Kammerjungfer der Bernſtorff, Hermine Pickels, unausgeſetzt erfreut. Sie iſt ſo ſtrahlend und glückſelig, daß Leben und Sterben ihr keinen Unterſchied mehr macht und ihr das Wörtlein „Unglück" in Beziehung auf ſie ſelbſt nicht mehr verſtändlich iſt. Meine Söhne Gerhard und Adolph halten ſie deswegen für verrückt, Benno und Anna aber für ganz – und nicht nur wie andere Chriſten ſtückweiſe – gläubig. Die Bernſtorff behauptet allen Ernſtes, daß ſie manchmal etwas leuchte und ihr Bett nach Roſen duſte. Ihr Weſen erinnert auch lebendig an das Bild, das uns die katholiſche Kirche von der heil. Agnes gibt, deren Blick ſteilwärts gen Himmel gerichtet war, daß ſie's kaum merkte, als ſie verbrannt ward. Die beiden Schweſtern der Pickels ſind allerdings verrückt geworden, und ſollte ſie es letztlich auch noch werden, wie Adolph das ſtündlich erwartet, ſo würde das eine harte Glaubensprüfung für Anna und auch für mich eine Enttäuſchung ſein.

Neulich hatte ich doch einmal eine rechte Freude. Max Pröll[1] in Dresden, des alten Heuers Pflegeſohn und Erbe, mit dem ich außer jeder Beziehung ſtehe, hatte erfahren, daß ich krank ſei; um mir eine Liebe zu erweiſen, ſchickte er mir drei erinnerungsreiche Bilder aus unſerem väterlichen Hauſe, welche der ſelige Heuer Anno 22, als wir nach Rußland zogen, aus unſerer Auktion erſtanden und ſehr in Ehren gehalten hatte. Es iſt erſtens das Selbſtporträt des Malers Feſel [ſ. Regiſter], des Lehrers unſeres Vaters, das im „Gottesſegen" unter allerlei intereſſanten alten Rummels in einer Bodenkammer ſtand; wie oft haben wir ſeine grüne Geſichtsfarbe und den ſaloppen Anzug belacht, wenn wir jene halbdunklen dumpfen Räume betraten, die mir mit ihrer eigentümlich eingeſchloſſenen Atmoſphäre und den verſchiedenen Gegenſtänden, die dort aufbewahrt wurden, in dieſem Bilde wieder lebendig vor Naſe und Augen traten. Sodann das lebensgroße Bruſtbild der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland (Alexanders Gemahlin) in Paſtell von des Vaters Hand, welches mir ſehr erinnerlich an der Fenſterwand im Atelier hing. Schließlich ein Sepiabild eigener Kompoſition von unſerer lieben Mutter aus ihrer Jugendzeit; es hing im gelben Eckzimmer vorn heraus, wo wir als Kinder mit der Mutter ſchliefen und die Spitzblattern beſtanden, über meinem Bett, tauſendmal von mir betrachtet und bewundert. Es ſtellt ein fürſtliches Liebespärchen vor, ſchallhaft von einem bronzenen Amor bedroht, der ihnen als Fackelträger leuchtet. Nichts hätte mir damals mehr Freude machen können als dieſe Sendung, die mich ſo ganz in alte Zeiten verſetzte und aus ſo unverdienter Anhänglichkeit eines halb vergeſſenen Bekannten hervorging.

Auch von dem alten Herzensfreunde Ludwig Richter und von Peſchel erhielt ich köſtliche Briefe ſamt ihren photographiſchen Porträts – zwei

[1] Max Pröll-Heuer (1804–79), Dresdener Maler.

Greifel Richter ist jetzt der Liebling des deutschen Volkes, das sich in seinem Besten und Allerheiligsten von ihm verstanden und durch ihn zum immer besseren Verständnis seiner selbst angeregt fühlt. Sein neuestes Heft von Holzschnitten „Neuer Strauß fürs Haus" ist ganz entzückend, ich wüßte nicht, daß Bilder mich je so angezogen hätten, als einige dieser überaus reizenden Blätter. Er selbst aber steht hoch auch über seinen besten Arbeiten als ein überaus liebenswerter und erquicklicher Mensch. Seine Briefe wehen mich immer an wie Waldesluft im Frühjahr.

Hast Du schon Notiz genommen von dem neuen Unterhaltungsblatt „Daheim", das mit großen Geldopfern der konservativen Partei gegründet worden ist, um die in Preußen verbotene „Gartenlaube" zu ersetzen? Es hat den Zweck, dem lesenden Publikum eine unschuldige, gesunde und vom Parteiwesen sich fernhaltende Nahrung zu geben: neutraler Boden mit konservativ-christlichem Unterbau, der aber prinzipiell nicht an die Oberfläche treten darf. Das Blatt gibt wöchentlich zwei Druckbogen Text mit Illustrationen und Bildern gegen ein vierteljährliches Abonnement von 15 Silbergroschen; es ist mit 30000 Abonnenten finanziell bereits selbständig. Wir freuen uns immer alle auf den Sonnabend, wo wir es regelmäßig durch die Post erhalten und abends nach dem Essen im Familienkreise genießen. Freilich die Novellen sind mit wenig Ausnahmen nur Mittelgut (die sonstigen Mitteilungen aber meistens interessant), und die Bilder sind unter dem Kalmuck, was um so unbegreiflicher ist, da wir Überfluß an guten Zeichnern haben und selbst die gemeinsten Volkskalender besser ausgestattet sind. Es scheint dem Herausgeber König etwas an Urteil und Geschmack zu fehlen. Ganz vortrefflich waren jedoch die ersten Hefte, namentlich durch die mit herrlichen Holzschnitten illustrierten Mitteilungen des Düsseldorfer Bataillenmalers Camphausen über seinen Aufenthalt und seine Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatze in Schleswig.

13. März 1865. Du berührst leichthin die politischen Zustände in Preußen, und ich will's auch so machen und kann's kaum anders, da ich seit meiner langen und schweren Krankheit so stumpf dagegen geworden bin, daß ich in die elenden Kammerverhandlungen nur noch flüchtig hineinblicke. Meine Sympathien sind zwar die alten geblieben, und immerhin würde ich mich freuen, wenn der Teufel alle fortschrittlichen Bewegungen holen wollte; wenn er es aber nicht tut, so lasse ich mir auch keine grauen Haare darum wachsen. Von den kirchlichen Kontroversen gilt dies in noch höherem Grade; seine Kirche zu schützen, ist am Ende Gottes Sache, ich habe am allerwenigsten Beruf, ihn darin zu stören. Ich bin ein alter müder Mann und sehne mich nach Frieden.

An der kleinen Emmy Mühlen gewinne ich von Tag zu Tag mehr Interesse. Sie erschien anfangs äußerst unliebenswürdig, nach und nach erkennt man aber doch, daß der Grund gut ist. Die meisten jungen Mädchen erscheinen besser, weil sie klüger sind und heucheln. Emmy ist aber von Grund aus ehrlich, offen und sagt alles heraus, wodurch man auch

in den Stand gesetzt ist, auf sie einzuwirken. Sie ändert sich denn auch zusehends zu ihrem Vorteil. Wenn dies jugendliche frische Wesen uns einmal wieder entzogen wird, werde ich die arme Kleine sehr vermissen. Sie hat jetzt Konfirmationsunterricht, an dem — denke Dir das! — Anna und Prinzeß Louise mit teilnehmen. Als Propst Scholtz neulich von den drei Personen der Gottheit handelte, unterbrach ihn Emmy mit der Frage: „Der Heilige Geist ist wohl der am wenigsten berühmte von ihnen?"

•

Ballenstädt, am 16. April (Ostern) 1865. Wir leben jetzt in nicht geringer Sorge um unser Pflegekind Emmy. Am Gründonnerstag sollte sie konfirmiert werden. Am Mittwoch richtete Anna unseren kleinen Salon als Kapelle ein, die Einladungen waren ergangen, Geschenke kamen an, und der arme Täufling repetierte den Katechismus. Am Nachmittage stellte sich plötzlich Fieber ein, Emmy mußte ins Bett, und die heilige Handlung sollte aufgeschoben werden. Die Kranke erklärte aber, sie könne die Spannung nicht ertragen und, tot oder lebendig, wolle sie jedenfalls morgen konfirmiert werden. Obwohl das Fieber am andern Morgen ganz gering war, untersagte der Arzt dennoch die Konfirmation. Ich sah den Schmerz im Gesicht des armen Kindes, das Fieber schien mir nur Folge der Aufregung, und ich fürchtete, das Übel werde durch Verschiebung der Feier nur schlimmer werden. Das machte ich dem Arzt gegenüber geltend, und als der Pastor versprach, mit Weglassung des Examens die ganze Sache in einer Viertelstunde abzumachen, gab der Arzt nach. Emmy strahlte.

Als die geladenen Gäste (Prinzeß Louise, die Bernstorff, die Hofdame Frl. v. Necker, Emmys Busenfreundin Pauline Hellfeld, Schätzell, der Doktor) und die Hausgenossen versammelt waren, erschien Emmy in einem weiten schmucklosen weißen Gewande und nahm dem Altar gegenüber Platz, vor welchem Scholtz in seinem Talar stand, während ich das Instrument anschlug und wir ein paar Verse aus dem Liede „Ich habe nun den Grund gefunden" sangen. Scholtz ließ das gefürchtete Examen weg und begnügte sich mit dem Glaubensbekenntnis, welches Emmy ohne Anstoß mit fester Stimme aufsagte. Nach der Einsegnung knieten der Pastor und wir alle nieder, und Scholtz beschloß die Feier mit einem tiefergreifenden und herzerhebenden Gebet. Außer meiner eigenen Konfirmation war diese die erbaulichste, die ich mich erinnere erlebt zu haben.

Emmy gewann durch ihr kindliches Verhalten aller Herzen, sie sah glückselig aus wie ein verklärter Engel und behauptete auch, sie sei nun ganz gesund, mußte aber dennoch auf Befehl des Arztes in ihr Bett zurückkriechen. Da lag das liebe Kind den ganzen übrigen Tag, seinen Konfirmations- und Ehrentag, still und freundlich ohne alle Klage, während draußen die glänzendste Frühlingssonne schien. Heute ist nun Ostersonntag, und unser armes Stehaufchen (so nennen wir Emmy, seit sie ihre Verschlafenheit überwunden hat und morgens früh an unserem Frühstück teilnimmt) liegt immer noch in heißem Fieber und glüht wie

ein Ofen. Wir sind dadurch in schwerer Sorge. Ich habe dieses anfangs etwas abstoßende Mädchen, seitdem ich mich in der letzten Zeit mehr um sie kümmern konnte, sehr lieb gewonnen. Sie ward zutraulich, so offen und überaus kindlich gegen mich, daß ich manchmal glaubte, ich hätte wieder eine jüngste Tochter. Gott erhalte sie!

Daß ich von Euch so angefochten werde wegen der heiligen Jungfrau Pickels! Ich leugne nicht, daß es auch mich sehr ernstlich anfechten würde, wenn es sich schließlich zeigen sollte, daß die wunderbare Beseligung jenes Mädchens nur eine Frucht von Schwärmerei oder Verrücktheit gewesen wäre. Die Pickels ist übrigens nichts weniger als beschränkten Geistes, wie Du wohl meinst, sondern ein wahrer Verstandeskasten und reich an schönen Kenntnissen, da sie eine gute Erziehung genoß. Aber sie hat allerdings schon von Natur einen einheitlichen, nicht so zerfahrenen Geist wie wir, die wir durch Zögesche Blutbeimischung gleichzeitig nach allen Seiten neigen und, wenn wir nicht das Bruchstückchen Glauben überkommen hätten, ähnlich wie Heine zersplittern würden.

18. April 1865. Himmlisches Wetter! Was würde mir das wohl tun, wenn die schwere Sorge um Emmy nicht wäre! Der Arzt fürchtet, daß sich ein Nervenfieber entwickelt. Gott behüte uns davor, daß wir zum dritten Male am ernsten Krankenlager eines geliebten Kindes stehen müssen! Das arme Stehaufchen leidet große Schmerzen und hat arges Fieber, erhält sich aber immer noch die gleiche Freundlichkeit und Geduld. Als gestern meine Frau durch den Besuch einer Jugendfreundin abgerufen wurde und Anna der Kranken erzählte, die beiden schienen ganz glückselig miteinander zu sein, sagte Emmy: „Das kann ich nachfühlen, denn Dein Vater kommt mir auch ganz so vor wie ein Jugendfreund". Ich sitze viel an ihrem Bett, dann wird sie gewöhnlich ruhig, schläft auch wohl ein. Von meiner anderen Jugendfreundin Tony habe ich sehr schlimme Nachricht. Ihr Herzübel nimmt rapide zu, und ihr Arzt, der junge Volkmann, schreibt mir, sie ginge einem „entsetzlichen" Ende entgegen. Es stürmt zuviel auf einen ein.

20. April 1865. Eben habe ich an Emma Samson nach Montreux geschrieben, von der eine telegraphische Anfrage kam, die nur vier Stunden gegangen ist. Gott sei Dank, ich konnte ihr melden, daß alles gut geht, und wir außer Sorge sind. Mit dieser Botschaft schließe ich auch den Brief an Dich, lieber Bruder.

Ballenstädt, am 23. Aug. 1865. Auch hier ist es greulich hergegangen, und kaum finde ich heute etwas Ruhe, meine Relationen an Dich wieder zu beginnen. Jahrelang projektierter, immer wieder abgesagter, von neuem angesagter, zuletzt aufgegebener Besuch stellte sich plötzlich von allen Seiten zu unserem Verderben ein. Unser Gerhard samt seiner Braut und deren Schwester sowie der Obrist v. Salisch aus Potsdam mit seiner Frau (Mathilde Krummacher) und drei erwachsenen Töchtern stellten sich sogar an einem Tage ein. Kurz darauf der Schwager Fritz Krummacher mit

ſeiner Frau und drei Töchtern, und endlich noch am allerunerwartetſten Emma Samſon, um uns Emmy zu entführen. Die Mehrzahl mußte im Gaſthofe und in unſerem Nachbarhauſe (mit Gartenverbindung) wohnen, aber natürlich waren ſie faſt immer bei uns: ein namenloſes Gedriſſel, das für mich alten kranken Mann zuviel war. Ich mußte mich viel in die Stille meines Zimmers zurückziehen, fand aber auch da keine Ruhe, weil ich wußte, daß ſie da waren, und an Julchens rieſenmäßige Arbeit dachte. Dieſe hielt die Ohren ſteif, beſorgte mit Anna alles meiſterhaft und ſtellte glänzende Bewirtung her, bis endlich Emma Samſon dazwiſchen fuhr, um mit Emmy abzureiſen. Da mußten Rechnungen abgeſchloſſen, in größter Eile gewaſchen, gebügelt, geſchneidert, Wäſche, Kleider, tauſenderlei Kleinigkeiten ſortiert und gepackt werden, und meine arme Frau endigte mit einem Weinkrampf.

Geſtern und heute ſind nun die meiſten abgezogen (nur Saliſch und ſieben Frauenzimmer ſind noch als Gäſte da), ſodaß es doch etwas ruhiger geworden, und wir wieder aufzuleben beginnen. Was hätten wir für Freude gehabt, wenn dieſe Gäſte ſich verteilt hätten und der liebe Gott hätte Wetter dazu geſchenkt! Wir hatten aber Regen und Kälte, konnten nur ſelten draußen ſitzen, kurz und gut, es war für Julchen, mich und Anna eine kleine Hölle. So ſäet der Teufel Unkraut in jeglichen Weizen, und Freuden, die einem ſo nötig wären, ſollen nicht mehr zuſtande kommen.

24. Auguſt 1865. Der Abſchied von Emmy iſt mir ſehr ſchwer geworden, und nicht ohne Sorge ſah ich ſie in die Hände ihrer kranken, freudloſen Tante zurückkehren, die kein Verſtändnis für ihre Eigenart hat. Heute morgen ſind die beiden in Oſtende erwacht. Dieſes wilde Kind war mir mittelſt irgendeines unbegreiflichen Wunders ans Herz gewachſen und ein Schmuck meines Lebens. Häßlich, flidderig, hochmütig, widerſpenſtig, phlegmatiſch und leidenſchaftlich ſtürmiſch, indolent und ungemütlich, war ſie doch auch wieder ſo allerliebſt kindlich, ſo naiv, ehrlich, offen, tapfer, ſo echt mädchenhaft und graziös und trotz ihrer Häßlichkeit ſo wunderhübſch, daß ſie immerhin zu den anziehendſten Erſcheinungen gehört, die mir in meinem Leben vorgekommen ſind. Ihre Zähmung machte mir Freude, ihre Originalität war mir ſympathiſch.

Ein Beiſpiel, wie reſpektabel ihre geräuſchloſe Tapferkeit iſt: Unſer Stalldach war defekt geworden, ſodaß bei einem ſtarken nächtlichen Gewitterregen das Waſſer der armen Zuleika (Adolphs Pferd) gerade auf den Kopf gelaufen war. Der Maurer, der beſtellt war, war nicht gekommen. Da brach, gerade als wir uns zum Tee ſetzten, ein abermaliges greuliches Gewitter mit wolkenbruchartigen Regengüſſen los. Adolph war abweſend, und ich ſchickte mich eben an, trotz aller Proteſte der Familie in den Stall zu gehen, um das Pferd loszuketten. Da trat Emmy ein und ſagte, als ſie hörte, wovon die Rede war, es wäre ſchon alles in Ordnung; ſie käme eben aus dem Stalle und hätte das Pferd losgekettet und umgedreht, es ſtehe trocken. Die anderen Frauenzimmer haben es aus Angſt vor dem großen ſchnaufenden und wilden Ungeheuer noch nie

gewagt, die Stallschwelle auch nur mit einem Fuß zu überschreiten. Auch Emmy hatte es zuerst der Köchin aufgetragen; da diese sich aber fürchtete, tat sie es selbst, weil sie besorgt war, ich könnte sonst bei dem Wetter hinausgehen. – Emmy war meine Spezialfreundin, die ich jetzt an allen Ecken und Enden vermisse, mehr als ich es für möglich gehalten hätte. Für einen alten, kranken, geknickten und überreifen Kerl von dreiundsechzig Jahren paßt keine Gesellschaft besser als die eines unreifen sechzehnjährigen Mädchens, wofern dieses nur recht mädchenhaft und ehrlich ist.

Von sehr anderer Art als Emmy, aber mir schon als Tochter nicht weniger lieb ist meine Schwiegertochter Julie. Sie ist ungemessen sieben Ellen lang, mager, ein zierliches, vornehm geistvolles, sehr freundliches und gewinnendes Gesichtchen mit dunkelbraunen Haaren und hübschen braunen Augen, ein anschmiegend friedsames und demütiges Gemüt, doch in allem, was sie tut und sagt, entschlossen und bestimmt, naiv, gemütlich, etwas träumerisch und zur Duselei geneigt, fromm und voll Respekt vor dem Heiligen. Mir fiel sie gleich aus dem Wagen mit den Worten in die Arme: „Mein geliebtestes Herzenspapachen!“ Mit gleicher Herzlichkeit ward meine Frau im Sturm gewonnen, obgleich mein gutes Julchen sonst nicht geneigt ist, außer ihren leiblichen Kindern noch sonst jemand wirklich zu lieben, und obgleich sie sich vor diesem Zuwachs etwas geängstigt hatte. Auch Anna war schnell gewonnen bis zum Grunde ihres Herzens, und Julie wiederum so von uns eingenommen, daß sie schon am dritten Tage ihres Hierseins den Wunsch aussprach, den ganzen Winter bei uns zu bleiben. Sie schrieb deshalb sogleich an ihre Eltern und hat nun auch schon die erbetene Erlaubnis. Uns frug sie wunderbarerweise gar nicht erst, sie schien sich vielmehr bei uns bereits so heimisch wie im Vaterhause zu fühlen, und da frägt man nicht, ob man da bleiben darf. Bedenkt man nun, daß dieses junge Mädchen aus den opulentesten, verwöhntesten Verhältnissen kommt, so spricht es wirklich für sie, daß es ihr in unserer unbequemen Ärmlichkeit so wohl gefällt.

Ihre mitgebrachte Schwester namens Lisa[1], zwanzig Jahre alt, ist sogar acht Ellen lang, ein ungeheuer zart fühlender Fleischberg, dick, weich, lustig, sensitiv. Sie weinte neulich, weil ein Schauspieler sie auf der Straße angesehen hatte. Diese Reise ist Lisas erster Ausflug in die Welt, daher sie sich im Zustande gespanntester Aufmerksamkeit befindet. Gestern war sie mit den Salischs zu Fuß auf dem Falkenstein. Auf dem Rückwege gerieten sie in einen wolkenbruchartigen Gewitterregen und dunkle Nacht, sodaß man die Hand nicht vor dem Auge sah. Voraus ging Mathilde, hinter ihr, sich an ihren Rock haltend, der alte halbblinde Salisch, dessen Rockschöße seine jüngste Tochter gefaßt hatte, an der wieder die zweite Schwester hing, an dieser die dritte und endlich Lisa – ganz wie im Märchen von der bezauberten Gans, an der alle Jungfern hängen blieben. Wenn eins ausglitt und fiel, so fiel die ganze Gesellschaft. Da stürzte Lisa

[1] Elisabeth v. Voß (1845–89), seit 1868 verheiratet mit dem Freunde ihres Schwagers Gerhard, Hauptmann v. Rettberg.

plötzlich, ſich zweimal überſchlagend, in einen tiefen Waſſergraben, die anderen ſetzten ſich nur eben auf die naſſe Erde; Saliſch, den man einen Augenblick losgelaſſen hatte, ſpazierte direkt in einen Teich. Als ſie endlich triefend hier ankamen, war Liſa glückſelig, ſo etwas Herrliches erlebt zu haben, das ſei der intereſſanteſte Abend ihres Lebens. Wenn das arme Kind nur nicht ſo entſetzlich groß wäre!

25. Auguſt 1865. Du ſchreibſt mit Freude von Hermann Grimms Michelangelo. Ich habe dieſes gute Buch ſchon vor einigen Jahren geleſen, auch mit dem Verfaſſer ſelbſt, der ein intereſſanter liebenswürdiger junger Mann iſt, ausführlich darüber geſprochen. Er bedauerte damals, daß der Florentiner Magiſtrat ihm die Einſicht in den bedeutenden Schatz von noch unbekannten Originalbriefen des großen Michel, den die kürzlich ausgeſtorbene Familie der Stadt vermacht, nicht geſtattet habe, dagegen habe die Londoner Bibliothek ſich ſehr liberal gezeigt. Gieſebrechts Kaiſergeſchichte ausgenommen, habe ich noch kein hiſtoriſches Werk mit ſolchem Genuß geleſen.

Gegenwärtig beſchäftigt mich ein Buch ganz anderer Art. Bei meinem letzten Aufenthalt in Halle war ich mit Fechner (Alfred Volkmanns Schwager) in eine ſehr lebhafte Unterhaltung über die letzten Dinge geraten, die leider unterbrochen ward. Ich ſchrieb ihm von hier, ich könne mir kein rechtes Bild von ſeinen (mir ſehr fernliegenden) Anſchauungen machen und verlange ſehr, unſer unterbrochenes Geſpräch fortzuſetzen. Als Antwort überſandte er mir ſein letztes Werk: „Die drei Motive und Gründe des Glaubens". Das iſt endlich einmal geſunde Philoſophie und keine leere Strohdreſcherei. Fechner gewinnt mich immer mehr für ſeine Ideen, und zwar unbeſchadet des Chriſtentums, das ſich im weſentlichen wohl verträgt mit dieſer Philoſophie. Der Hauptſatz in meinem Büchlein „Von den Widerſprüchen": es ſei alles für wahr zu halten, was ſittlichen Nutzen bringt, ſcheint dem Verfaſſer die Idee gegeben zu haben; wenigſtens iſt das auch in Fechners Buch der Hauptgedanke, und ich weiß, daß er das meinige mit großem Intereſſe geleſen hat.

*

Ballenſtädt, am 9. Oct. 1865. Die Natur feiert heute den Geburtstag unſerer Herzogin mit Regen, der meinen Lungen gut tut, die da gleich leichtere Arbeit haben, und die Herzogin ſelbſt ſitzt heute im Hôtel du beau rivage bei Lauſanne und hat den Genfer See zu Füßen, den Montblanc vor Augen. Ich habe ihr geſchrieben, ich dächte es mir ſehr gemütlich, aus dem beau visage heraus das Licht der Welt zu erblicken, und nun zeigt es ſich hinterher, daß ich, durch unleſerliche Handſchrift genasführt, visage für rivage geleſen hatte, ſie alſo das beau visage auf ihr eigenes dickes Geſichtel beziehen wird. Sie wird denken, es geht dem guten Kügelgen wie allen alten Herren a. D.: je weniger gefährlich ſie ſind, deſto ſchmeichelhafter werden ſie.

Nein aber, was haſt Du für Beſuch gehabt! und obendrein mit Pferden, Hunden, Knechten, Mägden! Da muß ich ja einpacken mit meinen

paar Gästen. Da — in dem Augenblick kommt ein Brief aus Polen, es wird von Witaszyce (Witaschütz) aus angepocht und hergehorcht, ob der alte Voß nicht kommen dürfe, uns zu besuchen. Mein armes Julchen ist zwar etwas erschrocken, da sie des Bewirtens gründlich überdrüssig ist, ich aber freue mich, meinen Mitvater kennenzulernen; ich möchte doch gern die Wurzel sehen, aus der die langen Schilfstengel von Töchtern erwachsen sind. Die Mädchen sind allerliebst und herzensgut, aber vom Leben, von Wirtschaftlichkeit und irgendeiner Art von Berechnung haben sie auch nicht den geringsten Begriff. Es ist uns deshalb viel daran gelegen, daß Jula so lange als möglich bei uns bleibt, um wenigstens einige Anschauung von einer Wirtschaft zu gewinnen, wie sie sie künftig wird führen müssen. Auch das positive Christentum tritt ihr in unserem Hause zum erstenmal entgegen; sie war ganz rationalistisch unterrichtet worden. Nun haben die Mädchen zusammen meine „Jugenderinnerungen" gelesen, deren Inhalt sich wesentlich um das Wachstum unserer Eltern und mancher auf meine Entwickelung einflußreicher Freunde aus dem Nihilismus in den Rationalismus und aus diesem in das biblische Christentum dreht und bewegt, und das hat denn zu vielen Fragen und Aufklärungen geführt, welche immer mit Dank und Freude entgegengenommen werden.

10. Oct. 1865. Vor etwa vier Wochen haben wir unseren Gästen zuliebe eine Partie nach Alexisbad gemacht, zu der ich auch Schätzell eingeladen hatte. Ein schöner Tag, klar und sonnig. Während meine Frau mit der Jugend in die Berge schweifte, blieb ich mit Schätzell allein im Buchenschatten an der Selke zurück und wir ergingen uns in Erinnerungen. Wie war das sonst so anders, als der Herzog hier noch mit seinem Hof haushielt! Schmucke Gebäude, ein buntes Durcheinander von wohlgekleideten Badegästen, untermischt mit stets zahlreich herzuströmenden Fremden, brillante Tafeln dort im Schweizerhaus mit schönen Damen und klingendem Spiel, im Kursaal glänzende Bälle, Taschenspieler und Barduasche Tableaux, und wir waren jung und gesund und relativ mächtig. Jetzt alles tot und verlassen, Gebäude und Promenaden verkommen, außer uns und einigen Rüpels von Harzreisenden kein einziger Gast, die Wirtschaft so desolat, daß nichts zu haben war als Schnaps und schlechter Kaffee, und auf dem ehemaligen Lieblingsplatz der Herzogin lag Schmutz und altes Papier herum. Lauter traurige Eindrücke! Und doch kamen wir wenig aus dem Lachen heraus, weil Schätzell sich vorzugsweise zu albernen Erinnerungen angeregt fühlte, die ebenfalls an diesem Boden haften, und ganz Timos hinreißende Art des Vortrages komischer Begebenheiten besitzt. Unter anderem erzählte er, wie die Herzogin einst bei ihren waghalsigen Kletthereien jenen hohen steilen Bergabhang 200 Fuß tief auf ihrer eigenen Gelegenheit heruntergefahren war, und der dicke Oberhofprediger, der sie nicht hatte verlassen wollen, im Frack und ohne Hosenboden hinterher, und wie sie dann auf dem Weiterweg nicht gewagt hätten sich anzublicken und jedes allein in Lumpen nach Hause geschlichen sei. Bei der Rückfahrt

überraſchte uns Schätzell mit einem ſolennen Souper auf dem Mägdeſprung, das wir an dem warmen Abend im Freien einnehmen konnten, während der Vollmond über die nächtlichen Berge heraufſtieg. Die Meinigen waren ſehr vergnügt, und auch ich alter Kröpel genoß den ſchönen Tag, ganz beſonders die nächtliche Heimfahrt im offenen Wagen.

Wir haben in letzter Zeit öfter ſolche Partien gemacht, die Gäſte zu ehren. Es hat mich ſchmähliches Geld gekoſtet, aber ich denke, man hat die Braut des älteſten Sohnes nur einmal zum erſten Beſuch bei ſich ... Eben kommt ein Brief von Hermann Zöge mit der Meldung von Tante Daſchas ſeligem Ende. Die letzte der Elterngeneration! Da legt man die Feder für heute weg.

15. Oct. 1865. Geſtern war ein ſo ſtrahlend ſchöner Tag, daß er mich zu einem weiten Gange verführte. Ich ſetzte mich unter duftende Kiefern, zog mein Taſchenbuch heraus und dichtete wieder einmal wie in früheren Tagen. Was einem etwa Gutes einfällt in ſchöne Form zu kleiden, iſt doch ein großes Vergnügen! Eine ſolche Herbſtpracht wie in dieſem Jahre habe ich noch nicht erlebt. Der Wald hat eine ſo fabelhafte Färbung, daß man ſich die Augen reibt und frägt, ob es Wirklichkeit oder Zauberbetörung iſt. Strohgelb, gelb, orange, braun, feuerrot, blutrot, violett, dunkelgrün, graugrün, alle denkbaren Schattierungen in geſchmackvollſter Zuſammenſtellung. Am ſchönſten ſahen einzelne alte Linden aus, von der einen Seite mit dem feinſten Gold angehaucht, von der anderen noch grün. Einzelne Buchenpartien ſtehen ganz im Feuer auf dunklem Tannengrunde. Das Frühlingsgrün will nichts bedeuten gegen dieſen Farbenpomp. Man kann ſich nicht ſatt daran ſehen.

In der Politik nichts Neues. Bismarck ſpielt immer noch die erſte Violine. Es iſt merkwürdig, was dieſer Mann, dieſer wahre Fortſchrittsmann im Widerſpruch gegen alle nominellen Fortſchrittsmänner oder mit anderen Worten gegen den „Junker Omnes" doch zuſtande bringt. So ein Römer! — Bismarck hat Schätzell erzählt, Beuſt hätte (als der Krieg mit Öſterreich vor der Tür war) bei ihm angefragt, ob Sachſens Neutralität anerkannt würde, worauf jener geantwortet: Sachſen würde mit Preußen gehen oder ſofort weggenommen werden. Seitdem iſt Beuſt ganz timide geworden. In allen Kleinſtaaten kocht jetzt ein übermäßiger, aber ohnmächtiger Haß gegen Preußen, weil ſie fürchten, daß dieſes Raubtier ſie endlich alle zu ihrer eigenen Verdammnis verſchlingen werde. Die Kleinſtaaten haben Deutſchland zum gebildetſten Lande der Welt gemacht, jetzt aber müſſen ſie großen politiſchen Notwendigkeiten weichen. Berlin allein hat jetzt ſchon 500000 Einwohner, das geſamte, von Preußen gänzlich eingeinſelte Anhalt 180000. Und doch wollen wir ſelbſtändig ſein und „Nein" ſagen können, wenn Preußen „Ja" ſagt. Das hat keine Art mehr.

Ballenſtädt, am 5. Dec. 1865. Geſtern abend iſt nun Vater Voß angekommen. Er will etwa acht Tage bleiben, dann in Cöln das 50jährige

Jubiläum seines ehemaligen Regiments mitfeiern und, von da zurückkehrend, die Töchter hier abholen. Hochgewachsen, mit weißem Haar und Bart sieht er sehr gut aus, hat angenehme Manieren und die hübsche pommersche Aussprache, stammt aber noch aus der alten Schule, wo Edelleute nichts zu lernen pflegten, und verwechselt wie der alte Berg Mir und Mich. Was ihm aber an Gelahrtheit abgeht, ersetzt er durch die gutmütigste Herzlichkeit, die ihn mir vom ersten Augenblick an lieb machte. Sein Umgang würde mir sehr angenehm sein, wenn ich nicht so schwach wäre. Außer den Essenszeiten muß ich ihn Adolph und der Familie überlassen; auch hat Schätzell versprochen, sich seiner kräftig anzunehmen und ihn tüchtig in der Gegend herumzufahren.

6. Dec. 1865. Gestern abend nach dem Essen erzeugte ich, um Voß zu amüsieren, die Schlange Pharaonis. Du kennst doch dieses unterhaltende chemische Experiment? Wenn nur das Wetter besser und ich gesünder wäre, daß ich den alten Voß umherführen und mehr mit ihm sprechen könnte! Aber seit er hier ist, gießt es vom Himmel, und ich kann ihn doch nicht acht Tage lang mit lauter Pharaonisschlangen unterhalten.

Du fragst, wie es mit dem Rauchen steht. Nun, ich rauche wieder, obschon nicht mehr so übermäßig wie früher. Vier Monate hatte ich es ganz gelassen, höchstens des Morgens ein halbes Pfeifchen, aber ich befand mich nicht wohl dabei. Es war töricht, dem Körper einen Stoff entziehen zu wollen, mit dem er seit vierzig Jahren ganz durchwoben ist.

Nun muß ich Dir aber etwas erzählen, was Dich lebhaft interessieren wird: ich bin nämlich bei dem früher von mir so mißachteten Lutze in Cöthen gewesen. Es war mir in neuerer Zeit über einige so auffallende Kuren an völlig aufgegebenen Patienten berichtet worden, daß ich doch auf ihn aufmerksam wurde. Zudem dachte ich, der ich zu arm bin, um für den Winter nach dem Süden zu gehen, daß mir in seiner Anstalt vielleicht ein künstlicher Frühling geboten werde, da das große Gebäude samt Treppen und Vorsälen durch alle Etagen gleichmäßig mittelst heißen Wassers erwärmt wird. Mein Arzt billigte den Plan, der mir sehr im Kopfe herumspukte, und nur der Gedanke, mich von den Meinigen trennen zu müssen, ließ mich zu keinem Entschlusse kommen.

An meinem Geburtstage befand ich mich so wohl, daß ich mich rasch entschloß und an Lutze telegraphierte, ob Platz sei. Schon anderen Mittags traf ich auf dem Cöthener Bahnhofe ein, wo Lutzes Equipage mich erwartete. Ich bekam ein prächtiges Zimmer mit hohen gothischen Fenstern und der Aussicht auf den Schloßgarten und das alte dreitürmige Fürstenschloß. Es ging gleich zu Tisch. Der Speisesaal ist wie alle Gesellschaftsräume in diesem Hause architektonisch schön gebaut, mit einer Abondance von Licht und mit exotischen Gewächsen fast waldartig dekoriert. Die zahlreiche Tischgesellschaft war still und bescheiden, fast ehrfurchtsvoll, kein Durcheinandersprechen, kein Geplapper; Lutze und ich machten die Konversation fast allein. Die Alimentation war allerdings sehr einfach. Nach Tisch telegraphierte ich meiner Frau, sie möge nachkommen. Sie

erschien zu meiner Freude auch am nächsten Vormittag, und nun wurde es ganz behaglich. Viel trug dazu bei die Gesellschaft und die rührende Fürsorge unseres lieben Halbkindes, der ehemaligen Auguste Veit und ihres Mannes, des in Cöthen stationierten Rechtsanwalts Lüdicke, die sich beide wie leibliche Kinder zu uns stellten.

Lutzes Haus bot viel des Interessanten. Es ist ein Museum, angefüllt mit reichen Kunstschätzen und den merkwürdigsten Curiositäten. Dazu war unter den Patienten eine Wiener Virtuosin, ein Fräulein Röckel, die jeden Abend auf einem herrlichen Flügel musizierte und besonders Beethoven mit so zartem Verständnis vortrug, wie ich es vordem kaum gehört. Mit unseren großen Meistern Kaulbach und Schwind bin ich eigentlich hier erst bekannt geworden, da Lutze von ihren Cartons Photographien in größtem Format besitzt, welche die Originale bis auf den geringsten Kohlenstrich mit der vollkommensten Treue wiedergeben; das ist doch die schönste Erfindung unserer Zeit. Unter den Curiositäten interessierten mich wundervolle riesige Korallengewächse und ein chinesisches Tamtam, an dessen gespenstisch zauberhaften Klängen ich mich nicht satt hören konnte. Ein schönes Pianino, auf welchem Frau Lutze sich eben ein Gesangstück begleitet hatte, fing plötzlich an von selbst zu spielen, Märsche, Tänze, Nationalhymnen u. dgl. Die reichen Sammlungen an Antiquitäten, Naturalien, Waffen, Münzen, einigen tausend Medaillen usw. nehmen die obere Etage eines ganzen Flügels ein, und Lutze gestattete mir mit großer Liberalität, ganz allein darin herumzukramen soviel ich wollte.

Trotz aller dieser Agrements hielt ich es aber doch nicht lange aus. Ohne meine Frau ging es nicht, und mit ihr wurde es mir zu teuer, auch vermißte ich meine häusliche Bequemlichkeit doch zu sehr. So machten wir uns denn schon nach achttägigem Noviziat wieder auf die Socken. Ich bereue aber diesen kleinen Ausflug nicht; er hat meine Phantasie mit frischen Bildern erfüllt und mir die nähere Bekanntschaft Lutzes verschafft, eines wahrscheinlich sehr wenig würdigen, aber jedenfalls sehr merkwürdigen Mannes.

Denke Dir eine kurze gedrungene Gestalt mit einem großen, aber schönen und intelligenten Kopf, von welchem lange schwarzgraue Haare bis auf den Rücken herabhängen und ein ungeheurer Prophetenbart, der wie eine Schürze die halbe Vorderseite des kleinen Kerls zudeckt. Ein rasch dahin trippelnder Mensch, ohne Fond, ohne sonderliche Kenntnisse und männliche Geistesbildung, aber in hohem Maße praktisch, dazu ein feuriger Enthusiast, unruhig, in rastloser Bewegung Tag und Nacht; durch und durch Talent, Dichter und Redner, aber ohne Genius; gutmütig, gefällig, friedfertig, kolossal wohltätig; kein bewußter Betrüger, aber unwillkürlicher Schwindler, vor allem aber von oben bis unten vollgeladen mit der lächerlichsten, ganz unbemäntelten Eitelkeit. Am Sonntage versammelte er alle Hausgenossen in seinem rasch zur Kapelle umgewandelten Sprechsaal und hielt uns eine ordentliche Predigt über das Evangelium des Tages und zwar ex tempore, denn zum Studieren hat der von allen

Seiten unablässig angelaufene Mensch keine Zeit. Es war nichts Besonderes, weder christlich noch unchristlich, aber eine ganz geschickte, geschmackvoll wohlgeordnete Rede; er selbst gefiel sich ungemein als Geistlicher.

Bei Tisch war er in immerwährender Bewegung, bald sprang er auf und legte vor, bald holte er aus seinem Museum irgendeine neue Rarität, die er am Morgen gekauft, und zeigte sie erklärend und prahlend umher, bald lief er zu einzelnen Patienten, um durch Aufstülpen der flachen Hand auf Flaschen und Gläser das Trinkwasser heilsam zu magnetisieren. Meine Frau konnte sich des Lachens nicht enthalten, und um diesem Lachen einen Grund zu geben, rief ich ihm zu: „Machen Sie es nur nicht zu stark, Herr Sanitätsrat! Ich kann nicht viel vertragen". Da bekam Julchen Luft, einige Gäste lachten mit, andere sahen mich ganz erschrocken wegen meiner Kühnheit an. „Sie glauben wohl nicht an die Wirkung?" frug Lutze. „Ehrlich gestanden, nein!"

Nun setzte sich Lutze wieder auf seinen Platz mir gegenüber und sagte: „Ich kann durch fortgesetzte Manipulation das Wasser so potenzieren, daß Sie es für Wein trinken!" Da ließ ich ihm keine Ruhe, bis er das Experiment machte. Es herrschte die größte Spannung im ganzen Saale. Er nahm nun ein volles Glas in die linke Hand und bohrte und wischte mit der rechten so lange darauf herum, bis ihm der Schweiß ausbrach. „Strengen Sie sich nicht zu sehr an", sagte ich, „ich bin schon zufrieden, wenn es nur Limonade wird!" — „Sagen Sie lieber Mineralwasser", erwiderte er, „denn was den Wein anlangt, so muß ich gestehen, ich glaube eben selbst nicht daran." Diese Naivität war ordentlich liebenswürdig. Er schob mir nun das Glas zum Kosten hin, was ich mit vielem Ekel tat, und um ihn vor seinen gläubigen Patienten nicht zu blamieren, sagte ich ganz ernsthaft: „Pyrmonter Kränchen!"

Er ist ein Erzcharlatan. Aber auffallende Kuren scheint er trotzdem zu machen. Mein Freund Lüdicke z. B. verbürgt sich für die Wirklichkeit einzelner Heilungen. Wäre Lutze nur nicht ein solcher Phantast, sondern ein klarerer Kopf, so könnte man schon eher zu sicheren Erfahrungen gelangen. So behauptet er z. B., er habe in diesem Herbst bereits 40 Kinder von der Rachenbräune gerettet. Aber gesetzt, daß die 40 Würmer wirklich alle wieder umherlaufen, so fragt sich's doch, ob sie wirklich was anderes als Schnupfen gehabt haben, den der große Meister in seinem Enthusiasmus für Rachenbräune hielt.

Ich kann es mir nun einmal nicht denken, daß ein Körnchen Kochsalz in einem Weltkörper voll Wasser aufgelöst und von dieser Auflösung so viel eingenommen, als eine Mücke an der Stachelspitze tragen kann, eine heilsame Wirkung haben könne. Lutze bereitete vor meinen Augen Sepia (die ich im Urzustande beim Zeichnen reichlich vom Pinsel lecke) in 30ster Potenz und goß von dieser Flüssigkeit sechs Tropfen auf 10000 Streukügelchen in einer Flasche, die er dann tüchtig schüttelte, damit die Körner alle gleichmäßig angesteckt würden. Wieviel Sepia nun auf ein einzelnes

Streukügelchen kam, magst Du selbst berechnen; trotzdem soll ein einziges bisweilen ausreichen, um eine hysterische Frau zu kurieren. Ich lachte, aber Lutze demonstrierte mir, daß eben erst durch Zerstörung des Körpers oder der Materie die innewohnende Kraft frei würde. Mich bringt derlei zur Verzweiflung an allem, was man Verstand nennt.

Du siehst also, daß ich von meinem Vorurteil gegen Deine geliebte Homöopathie noch keineswegs kuriert bin. Aber in der Lebensgefahr, in der ich mich jetzt befinde, fängt man eben an zu experimentieren. Ich habe mir denn auch eine homöopathische Apotheke mit 43 Mitteln angeschafft – bis jetzt freilich fruchtlos. Allerdings hat mir Lutze selbst vorausgesagt, daß bei einem so eingewurzelten Übel wie dem meinigen die Wirkung erst in 6 bis 14 Monaten eintreten könne – was ich freilich wohl kaum erleben werde.

*

Ballenstädt, am 14. Febr. 1866. Daß Du so liberal gewesen bist, mir zu schreiben, noch ehe Dein letzter Brief beantwortet war, macht mich ordentlich stolz auf Deinen Charakter, da ich als älterer Bruder doch auch einigen Anteil an den Verdiensten Deiner Erziehung habe. Wie beneide ich Dich, mein Dicker, daß Du eine Reise wie die nach Reval noch ertragen kannst, es Dir auch gar nichts schadet, wenn Du in Schnee- und Wasserlöchern liegst und der Pelz Dir auf dem Leibe zu Sülze wird, während mich die bloße Beschreibung solcher Begebenheiten schon halb erstickt. Was die russischen Wege und andere Mängel anlangt, so fragt es sich, ob ein Staat, der sich ohne festen Kulturkern so ungeheuer ausgedehnt hat, überhaupt kulturfähig ist. Was könnte Livland sein, wenn es die Fähigkeit besessen hätte, für sich zu bleiben und sich in sich selbst auszubauen!

Deine Briefe sind mir eine der wenigen Freuden, die mir in meiner Schwachheit noch geblieben sind. Darum schreibe nur recht fleißig, es brauchen ja keine lötigen Briefe zu sein; die Zeit der langen Briefe ist ohnedem vorbei, wir sind in das Jahrhundert der Depeschen eingetreten. Mir fehlen jetzt die Erlebnisse, die zu Briefen gehören, wenn man sie sich nicht wie die Spinnen ihr Gewebe aus dem eigenen Achterteil ziehen will, was sehr anstrengt. Ich schreibe Dir eigentlich nur, um mir Gegenbriefe zu verdienen, und damit Ihr nicht denkt, ich sei schon tot.

Mehr als halbtot bin ich zwar, weniger als Halbmensch, kann nichts mehr leisten, selbst das Zeichnen greift zu sehr an. Nur das Schreiben geht noch und ist meine einzige Resource; ich arbeite jetzt auch an einem Märchen, was mich amüsiert. Fast den ganzen Tag sitze ich einsam auf meinem Zimmer. Besuche, die auf mich gemünzt sind, muß ich ganz vermeiden. Gegen Abend, wo fast stets einige Gäste zu Julchen kommen, setze ich mich, wenn ich soviel Luft im Blasebalg habe, daß ich nicht gar zu arg zu anken [= stöhnen] brauche, wohl ein Viertelstündchen mit darunter, höre zu und schleiche dann wieder in meine Höhle ab. Bei der Lebendigkeit und Frische des Geistes, die mir noch geblieben, ist es immerhin nicht

leicht, unter Menſchen wie ein ſtummer Mops zu ſitzen. Erwähne in Deinem Briefe nichts von dieſen Klagen, denn meine Frau denkt, es gehe alle Tage beſſer. Ganz ſo war es auch bei Eliſabeth, und das iſt eine gute Eigenſchaft für Pfleger. Ich ſollte auch nicht klagen, ich kann ja noch eſſen, trinken, ſchlafen, etwas rauchen, ſchreiben und ein wenig herumſtelzen. Die Zeit wird kommen, wo ich nur noch krumm im Lehnſtuhl ſitzen und ſtöhnen werde.

Weihnachten verlebten wir diesmal ſo ſtill wie noch nie, da Gerhard und Benno nicht kommen konnten, wir auch keinen Pflegling mehr im Hauſe hatten wie in den Jahren vorher. Julchen und ich haben beide keinen Sinn mehr für ſolche Feſte, an die ſich für uns faſt nur Erinnerungen an Verluſte knüpfen. Den Baum mit Lichtern haben wir uns diesmal erlaſſen, nur ein kleines ellenhohes Bäumchen hatte Julchen auf den Tiſch geſtellt des Duftes wegen.

Daß mein Gerhard die Compagnie, die er ſchon ſeit Michaelis führt, nun endlich ganz überkommen hat und Hauptmann geworden iſt, mußt Du doch auch erfahren. So kann er nun auch heiraten; wenn der alte Voß ſeine Zulage gibt, wird es ſchon gehen. Brillant iſt die Partie freilich nicht, aber zu brillanten Partien ſind wir Kügelgens einmal nicht geboren.

Soeben läuten die Glocken und drüben in der Allee zieht ein langer Zug dunkler Geſtalten vorüber, viele Wagen folgen. Es wird ſchon wieder ein Mann aus meinem nächſten Kreiſe begraben, der Hofmarſchall v. Kutteroff. Vor acht Tagen ſprach ich ihn noch auf der Straße, er ſah ſchlecht aus und klagte über ſein Befinden, aber an Sterben dachte niemand. Kutteroff war ein ernſter, äußerſt gewiſſenhafter Menſch und ein ganz zuverläſſiger Beamter. Gegen mich war er immer ſehr herzlich und wahrhaft freundſchaftlich, ein angenehmer Vorgeſetzter. Mir geht ſein Tod recht nahe, und es betrübt mich, daß ich zu leidend bin, um noch die Hände über ihn falten zu können.

Um Politik kümmere ich mich nur noch inſoweit, als ich anhöre, was Schätzell mir zuweilen zuträgt. Die Zeitung leſe ich nicht mehr, halte keine mehr ſeit Michaelis. Das Schauſpiel, welches die ſchwatzende Kammer in Berlin aufführt, erfüllt mich mit Ekel. Die Schuld liegt aber auch an der preußiſchen Verfaſſung, die ein ſchlecht limitiertes Machwerk iſt, das ſowohl den König als die Volksvertretung im Stich läßt; jeder Teil muß ſeine Befugniſſe uſurpieren, und der König wie die Volksvertretung ſind faſt gezwungen, die Verfaſſung immerwährend zu brechen, wenn ſie leben wollen. Friedrich Wilhelm IV., dieſer geiſtreichſte, wohlwollendſte, auch chriſtlichſte König, der auf dem preußiſchen Thron geſeſſen, iſt ein ſchweres Unglück für ſein Volk geworden, weil er keinen Charakter hatte. Was den inneren Konflikt[1] anlangt, bemerkſt Du ſehr richtig, daß der Fehler auf beiden Seiten liege. Der König hat in der Sache recht, die Kammer in der Form. Da nun die Form nicht zu wahren iſt, ohne die

[1] Bismarck regierte ohne die vom Abgeordnetenhaus verweigerte Budgetbewilligung.

Sache zu schädigen, so bin ich für den König. Wenn Frankreich eine starke Regierung und eine wohlgerüstete Armee hat, dann kann sich Preußen nicht mit bloßem Geschwätz und Bürgerwehr begnügen.

Adolph hat eine große Hirschjagd in Meisdorf mitgemacht, welche Graf Asseburg den preußischen Ministern gab, die aber leider ausblieben bis auf den Kriegsminister Roon. Dieser hat sich ein paarmal mit Adolph unterhalten, der ganz entzückt von ihm war. Er ist ein Mann im vollen Sinne des Wortes und so beredt, daß er die ganze Jagdgesellschaft, etwa 50 Herren der sächsischen Ritterschaft, durch seine kernigen Trinksprüche und treffenden Antworten zu unendlichem Jubel hingerissen hat. Dazu ein einfacher kindlicher Christ in einer mächtigen Gestalt gleich einem Auerochsen. Bismarck ist noch in der letzten Stunde verhindert worden, sonst hätte Adolph ihn auch kennengelernt. Sonst waren viele namhafte Leute da, auch der regierende Graf zu Stolberg-Wernigerode (unseres Hermann' Sohn). Die ganze Gesellschaft, alt und jung, ist übrigens so ausgelassen gewesen wie Studentenvolk, und der alte Asseburg hat meist in Versen gesprochen.

Ballenstädt, am 29. April 1866. Bei dem herrlichen warmen Frühlingswetter scheint mein Asthma, diese Höllenplage, etwas zu weichen. In diesem Winter war es mein höchster Wunsch, daß ich nur noch einmal, ehe ich stürbe, ein Stündchen möchte frei atmen können, bloß um zu sehen, wie das wäre, — und siehe, jetzt werde ich bisweilen ganz frei auf der Brust, was ich unendlich genieße. Möchte diese Erleichterung doch eine Weile anhalten! Es ist ja nicht Genesung, die es für mein Leiden nicht gibt, nur ein Stillstand. Es sind Feiertage, die das Übel sich gönnt, weil es in seiner Bosheit eben auch einmal ermüden mag.

Der Krieg droht immer ernstlicher. Österreichs formidable Rüstungen bei fortwährender Beteuerung, daß es nicht rüste und ihm nichts ferner liege, als eine Forderung an Preußen durch die ultima ratio zu unterstützen, sind bedenklich. Wenn Preußen auch nicht gegenrüstet, sondern nur die nötigsten Maßregeln zum Schutze der Grenzen gegen einen etwaigen Handstreich trifft, so muß doch der entgegengesetzte Entschluß, daß Österreich eine Machtstärkung Preußens durch Holstein nicht leiden will, und daß Preußen entschlossen ist, Holstein festzuhalten, einmal zur Tat ausschlagen. Preußen muß aber Holstein besitzen, nicht allein im Interesse von Holstein selbst (Ritterschaft und Geschäftsleute flehen, daß man sie verschlinge), sondern im Interesse von ganz Deutschland, das jetzt endlich eine Flotte haben will. Österreich würde dadurch nichts verlieren. Ein kluges Österreich würde Preußen längst Parität in Deutschland zugestanden und sich aufs engste diesem Staate angeschlossen haben; dann hätte es die Lombardei behalten, und der deutsche Bund würde nicht zerfallen sein. Nur ganz gemeiner Neid hindert es daran. Bis auf Bismarck hat Preußen immer nachgegeben, jetzt darf es das nicht länger. Eine Suprematie Österreichs ist Deutschlands Verderben. Was nun werden

wird, wer kann es wissen! Ich aber glaube, daß wir, wenn Bismarck leben bleibt, ein einiges Deutschland bekommen werden unter Preußens Ägide.

30. April 1866. Mein Benno hat einen Ruf als Hofprediger nach Athen erhalten. Der junge König bietet 1500 Thaler Gold Jahresgehalt, Wohnung und freie Station im Palais und, falls das Verhältnis sich auflöst, 900 Thaler Pension. Das ist allerdings sehr blendend für einen jungen Mann, der in seinem Vaterlande bei saurer Arbeit mit 300 Thaler auskommen muß, sodaß Benno anfänglich so gut wie gewonnen war, wozu auch der Nimbus des klassischen Bodens wesentlich mit beitrug. Bei näherer Überlegung stellten sich aber doch erhebliche Bedenken heraus. Der Hofprediger gehört dort nämlich zur nächsten Umgebung des Königs, er wohnt im Schloß, frühstückt, speist und soupiert mit dem Könige, muß ihn mannigfach begleiten und unterhalten, und dieser König[1] ist eigentlich noch ein Junge. Der Stil seiner Briefe an seine hiesigen Verwandten ist der eines Untertertianers. Aber wenn er auch so weise wäre wie Salomo, so traut sich Benno doch die Fähigkeit nicht zu, den fürstlichen Unterhalter zu machen, und da er überdem bloß zu predigen und keine Gemeinde haben würde, so hat er sich zu meiner großen Freude entschlossen, nicht anzunehmen. Aber schwer ist es dem armen Kerl geworden.

Viel Unruhe hat mir in letzter Zeit die wilde kleine Emmy gemacht, die sich mit ihrer Pflegemama nicht vertragen kann und deshalb nach Neuendettelsau[2] zu Löhe sollte. Das wollte das aufsässige Mädchen nicht, sie verlangte mit Ungestüm zu uns zurück. Das ergab endlose Briefe und Telegramme hin und her. Ich habe nun Emmy bestimmt, sich zu demütigen; sie steckt jetzt in Neuendettelsau, kommt sich da wie im Kloster vor und begießt ihr junges Leben mit Tränen.

2. Mai 1866. Daß Dir das „Daheim" gefällt, freut mich. Was sagst Du denn zu dem echten Loschwitzer Winzer auf der Richterschen Titelvignette? Und wünschest Du nicht die nähere Bekanntschaft der gemütlichen Besuchsfamilie an der Außentüre? Mir ist es mit dem „Daheim" unglücklich gegangen. Ich schickte vergangenen Winter einen Beitrag ein: „Erinnerungen an Roller", erhielt ihn aber mit einem höflichen Handschreiben zurück, „weil der Artikel seiner Länge wegen die Grenzen des Daheims überschreite." Durch diesen Krebs ist mir die Türe für die Zukunft verschlossen, was mir leid tut, da es mir Vergnügen gemacht hätte, bisweilen etwas für das Blatt zu schreiben. Früher habe ich mancherlei für das „Volksblatt" gearbeitet mit der Unterschrift „vom Unterharze". Aber zu ernsten Sachen habe ich keine Lust mehr und noch weniger zu Tendenzerzählungen, wie sie das Volksblatt wohl aufnimmt.

[1] Georg I., geb. 1845 als Sohn Christians IX. von Dänemark, seit 1863 König von Griechenland.

[2] Mit der von dem streng lutherischen Erweckungsprediger Wilh. Löhe (1808—72) gegründeten Diakonissenanstalt in Neuendettelsau (Mittelfranken) waren Erziehungsanstalten aller Art verbunden.

Anjetzo aber, Herr Bruder, falle ich Dir um den Hals, brieflich viel kräftiger, als ich es in Gegenwart des Fleisches vermöchte, und gratuliere Dir zu Deinem Geburtstage. Du wirst nun sechzig Jahre alt und bist somit vom Greise noch zehn Jahre entfernt, ein munterer Jüngling in meinen Augen, der ich vor der Zeit vergreisen mußte. Daß Du an Schwindel leidest, darüber laß Dir keine grauen Haare wachsen. In unseren Jahren packt das fast jedermann. Ich schaudere auch, wenn ich Felsklippen oder auch nur unsere Gegensteine sehe, die ich noch vor zehn Jahren rauchend und singend erklomm. Und wenn ich an die schmalen Felspfade denke, die wir in der Sächsischen Schweiz an der Bastei und dem Prebischtor mit Ludwig Maydell[1] gingen, wird mir fast übel. Du warst auch immer vollblütig, sodaß Dir ja einmal in Deinem zehnten Jahre ohne alle Veranlassung die Backe platzte, das mag Dich zum Schwindel besonders geneigt machen. Und dazu kommt noch unsere Zeit, in welcher fast nichts anderes mehr getrieben wird als Schwindel. Es ziemt uns zeitgemäß zu sein.

Wallenstädt, am 14. Juni 1866. Du berührst ein interessantes Thema mit Deiner Bemerkung, daß mit dem Alter unsere Ansichten und Urteile die frühere Schärfe verlieren, und stellst die Frage: ob das etwa die gerühmte Weisheit des Alters sei? Ich möchte sagen: Ja, so ist es! Unsere Überzeugungen, selbst die wissenschaftlichen, beruhen doch allermeist auf Glauben, der sich anfänglich auf Autorität, später — wenigstens zum Teil — auf Erfahrung und Spekulation gründet; der Autoritätsglaube ist aber bei weitem der stärkere. Es will mir scheinen, als gingen alle selbstdenkenden Menschen diesen Weg, und wenn sie es tun, gewinnen sie wohl ebensoviel, als wie sie verlieren: man verliert an Zuversicht und gewinnt an Bescheidenheit und Duldung. In der Jugend ist man nur zu sehr geneigt, jedermann zu verachten, der unsere Überzeugungen nicht teilt, und hat als Beweismittel nur die Faust. Später ist man sich wenigstens der Gründe dessen, was man von Überzeugungen noch gerettet hat, deutlich bewußt und weiß sich somit auf anständige Weise zu verteidigen. Bei mir datiert der Anfang dieser Umwandlung ungefähr vom dreißigsten Jahre, bin aber immer noch nicht fertig damit.

Den Ausbruch der Feindseligkeiten muß man nun täglich erwarten. Heute fällt eine folgenschwere Entscheidung: Österreich hat Bundeskrieg gegen Preußen beantragt, und bei dem herrschenden Wahnsinn in den Cabinetten ist es wohl möglich, daß die Majorität dem zustimmt. Damit wäre der Bund gesprengt und Preußen würde augenblicklich losschlagen. Sollte aber der Bund den Krieg verweigern, so ist immerhin anzunehmen, daß Österreich selbst in diesem Falle nicht zurückweichen und lieber militärisch als moralisch unterliegen würde. So steht der Krieg vor der Tür.

[1] Ludwig v. Maydell aus Estland (1795—1846), Zeichner und Radierer, lange in Rom, gest. in Reval.

Gerhard ſteht mit ſeinem I. Bataillon des ſchleſiſchen Füſilierregiments Nr. 38 beim 6. Armeecorps, XI. Diviſion. Wahrſcheinlich iſt er in dieſen Tagen in die Gegend von Neiße gerückt. Der arme Kerl! Am 16. ſollte ſeine Hochzeit ſein. Statt deſſen wird er an dem Tage vielleicht auf Feldwache liegen und mit ſeinem Burſchen aus einem Keſſel Speckkartoffeln eſſen. Er ſchreibt, der Geiſt der Leute ſei ſehr gut; von Begeiſterung ſei zwar keine Rede, weil niemand weiß, wofür er eigentlich ſich ſchlagen ſoll, auch höre man keine großmäuligen und prahleriſchen Worte, aber es gehe ein Zug ruhiger und ſelbſtbewußter Kraft und feſten Vertrauens durch die ganze Armee, während der öſterreichiſche, vor vier Wochen noch ſo hoch aufflammende Enthuſiasmus bereits auf Null reduziert ſei.

15. Juni 1866. Die Kriegserwartung lähmt Handel und Wandel bereits in großem Maße. Die Thaler, die man in der Hand zu haben glaubte, verwandeln ſich in Papierſchnitzel, mein öſterreichiſcher Tauſendguldenſchein ſteht auf 36 Prozent. Wenn der Krieg zum Ausbruch und die Fabriken zum Stillſtand kommen, ſtehen noch größere Verluſte bevor, da auch Preußen ſeine Haupteinnahme dem hohen Aufſchwung ſeiner Induſtrie verdankt. Das kleine Anhalt-Bernburg bezog allein aus ſeinen Zuckerfabriken 300000 Thaler an Steuern, und das war nur eine Branche; wie will man den Ausfall ſolcher Poſten decken, wenn alle Fabriken ſtehen? In Preußen nun obendrein eine Kammer, die entſchloſſen iſt, dem Miniſterium Bismarck keinen Heller zu bewilligen. Die neuen jetzt ausgeſchriebenen Wahlen werden nichts beſſern. Der preußiſche Wähler iſt terroriſiert durch die Vereine und wählt links, um ſich keine Feinde zu machen; es wählt überhaupt nur ein Drittel der Wahlberechtigten, den anderen beiden iſt alles egal oder ſie fragen: wozu iſt denn der König da? Unſer gemeines Volk iſt politiſch nicht reifer als die Eſten. Bismarck ſoll übrigens ſo ruhig und vergnügt ſein wie ein Heimchen. Schätzell, der kürzlich in Berlin war, ſagte, in der allgemeinen Unruhe und Verworrenheit würde es einem ganz wohl, wenn man einmal mit Bismarck oder Roon zuſammenträfe.

Soeben (nachmittag 4 Uhr) langen Extrablätter der Zeitungen an. Die geſtrige Abſtimmung des Bundestages iſt gegen Preußen ausgefallen, 9 Stimmen gegen 7. Preußen hat darauf den Bundestag für aufgelöſt erklärt und ſämtlichen Staaten, die für den Antrag geſtimmt haben, den Fehdehandſchuh hingeworfen. Ich zweifle kaum, daß morgen ſchon preußiſche Armeekorps die ſächſiſche und hannoveriſche Grenze überſchreiten werden, wenn es nicht ſchon heute geſchehen iſt.

Abends 8. Die Nachricht verbreitet ſich, es ſei bereits heute morgen 5 Uhr eine preußiſche Diviſion in Leipzig eingerückt.

16. Juni 1866. Das iſt denn doch nicht wahr geweſen, und nun glaube ich faſt, daß Preußen erſt die öſterreichiſche Kriegserklärung abwarten will. Es wird dadurch ſeine Lage freilich verſchlimmern, andererſeits aber dem Vorwurf entgehen, den Frieden gebrochen zu haben.

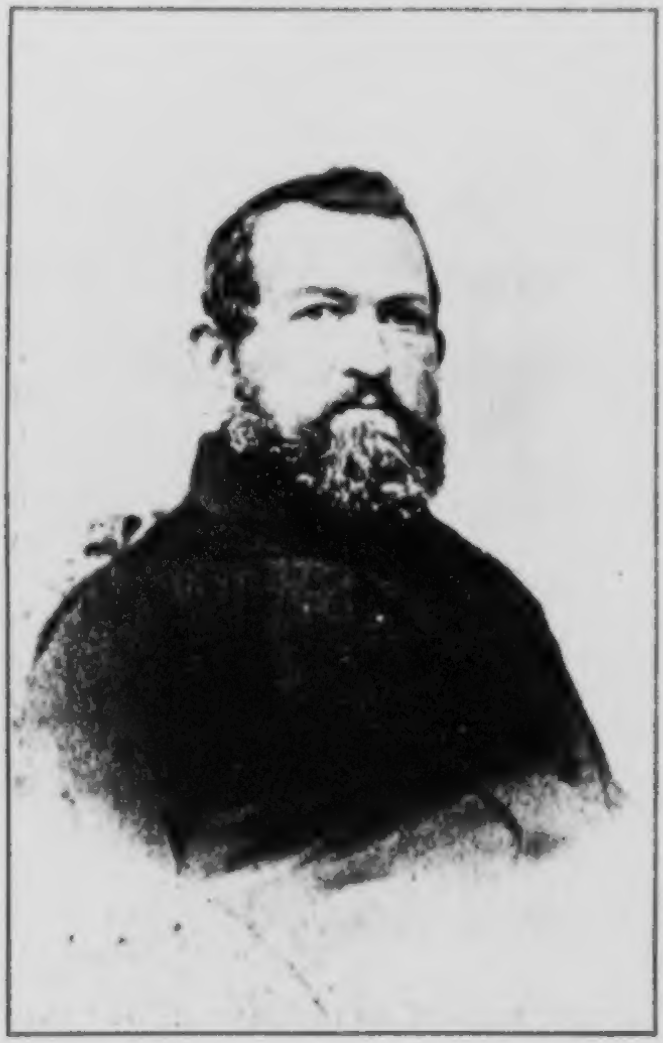
Ein wissenschaftlicher Streit, in den ich mit dem gelehrten Fechner in Leipzig geraten bin, wird nun wohl auch in der Unruhe der Zeit untergehen; man kann nicht philosophieren, wo Leib und Leben, Hab und Gut, ja alle bisherigen Bedingungen der Subsistenz in Frage gestellt sind. Fechner hat eine eigentümliche Theorie über die persönliche Fortdauer nach dem Tode aufgestellt: Unser jenseitiger Leib ist fertig gebildet, wenn wir sterben, und besteht aus den Taten und Wirkungen unseres jetzigen Lebens, aus der Gesamtheit der Einflüsse, die wir auf andere Menschen ausgeübt haben und besitzen. In diesen werden wir später mit vollem Bewußtsein fortleben, und zwar glückselig, wenn unsere Einflüsse heilsam waren, unglückselig im umgekehrten Falle. Auf diese Weise würde also Newton gleichzeitig und seiner selbst bewußt in vier Gelehrten fortexistieren, von denen einer in Archangel, die anderen am Kap der Guten Hoffnung, in New York und in Moskau lebten. Ich habe gegen diese Theorie, soweit ich sie zu verstehen glaubte, brieflich Einwendungen erhoben und hatte die Freude, daß Fechner, anstatt das übel zu nehmen, mich mit einer wahren Lammesgeduld in ausführlichen Schreiben zu widerlegen sucht, mir auch eines seiner Werke nach dem anderen zuschickt, was alles mein Herz diesem liebenswürdigen Gelehrten und vortrefflichen Menschen noch mehr zuneigt.

Liebe alte Freunde haben uns durch ihren Besuch erfreut. Zuerst war Hermann Ziegesar[1], der kürzlich Obersthofmeister seiner Herzogin geworden und daneben die Civilliste des Herzogs verwaltet, zehn Tage bei uns. Er hat sich jung und frisch erhalten und erzählte von früh bis abends unausgesetzt rauchend die Abenteuer seines vielbewegten Lebens. Natürlich hatten wir gerade wieder schändliches Wetter, konnten nicht im Garten sitzen, machten aber doch einige gelungene Partien, da Schätzell mir seine Equipage zur Verfügung stellte. Dann kamen meine alten lieben Hauskinder Line Schiller und Tille Valentiner aus Hamburg auf fünf Tage und erwärmten durch ihre treue Liebe unser aller Herzen.

17. Juni 1866. Preußen hat an den König von Sachsen die Frage gestellt, ob seine Frankfurter Abstimmung feindliche Absicht gegen Preußen involviere. Antwort scheint „Ja" gewesen zu sein. Gleich darauf die preußische Kriegserklärung, Abreise des Königs von Dresden zur Armee, Überschreitung der Grenze bei Strehla durch preußische Truppen am gestrigen Tage. Gleiche Anfragen sind an Hannover und Hessen ergangen, und wahrscheinlich stehen auch dort schon preußische Truppen. Der Krieg hat also begonnen. Der Haß gegen Preußen echauffiert ganz Deutschland, brennt sogar in Preußen selbst gegen das preußische Gouvernement lichterloh, aber Bismarck läßt sich nicht irren, soll in der freundlichsten Stimmung sein, seines endlichen Sieges gewiß.

Vorgestern war Otto Strauß (Sohn des Hofpredigers) bei uns und erzählte Wunderdinge, wie der Minister unter den großen Geschäften

[1] Der Jugendgespiele in Hummelshain, vgl. Jug.-Er. III, 8—10.



Der Bruder Gerhard.

„Aber Mensch, Du siehst ja aus wie Hans Sorgenloch! Der Schalk ganz weg!"
6. Nov. 1863.

Fre

„Sie ist Tag und
seine immer freu
gerin, der nie zu
liches ermutige
Anna an

au Julie.

d Nacht ſein guter Engel,
undliche, ja heitere Pfle-
ur rechten Zeit ein tröſt-
endes Wörtchen fehlt."
n 28. Nov. 1864.

Der Alte Mann.

„Ich bin ſo mager geworden wie ein Stock, und dazu iſt mir während der Krankheit ein dreiſter Schnurrbart gewachſen." 10. Januar 1865.

Wilhelm und Julie v. Kügelgen.

Bildnis von Wilhelm v. Kügelgen.

„Vierzig Jahre haben sie Freud und Leid geteilt — wir haben gestern berechnet, daß die Freudenstunden doch weit, weit überwiegen."

Anna am 27. Mai 1867.

doch immer noch ein offenes Auge und Interesse für die geringsten Kleinigkeiten habe. So bettelte ihn vor einigen Tagen ein armes Mädchen für ihre kranke Mutter an, welche die Apothekerrechnung nicht erschwingen kann. Bismarck erkundigt sich schriftlich beim Parochialgeistlichen Strauß nach den Umständen der Familie und schickt, da Strauß günstig berichtet, ihm die 5 Thaler, den Betrag der Rechnung. Nachdem sechs Revolverkugeln seinen Paletot durchlöcherten[1], ohne ihn zu verletzen, mag er ganz fest an seine göttliche Mission glauben. Welch ein kolossaler Mensch!

Couvert: Soeben ein Brief von Gerhard. Er steht bei Neiße und das Regiment erwartet jeden Augenblick den Befehl, die Grenze zu überschreiten. Die XI. Division bildet die Avantgarde. Die Stimmung der Leute soll herrlich sein. Anstrengende Märsche in furchtbarer Hitze und schlechte ärmliche Quartiere werden mit gutem Humor ertragen. Gerhard verspricht sich einen glänzenden Feldzug.

*

Ballenstädt, am 4. Juli 1866. Ich weiß nicht wie ich anfangen soll, und doch muß ich heute früh die Hand meines Bruders ergreifen. Gestern abend saß ich mit meiner Frau im Garten, da kommt ein Feldpostbrief — nicht von Gerhards Hand. Ich erschrak und öffnete. Mit Bleistift auf ein Zettelchen geschrieben folgendes:

Hochgeehrter Herr!

Ich befinde mich leider in der Lage, Ihnen mitteilen zu müssen, daß gestern d. 28sten Ihr Herr Sohn Gerhard bei einem Gefecht bei Skaliz den Tod fürs Vaterland erlitten hat. Eine Granate traf seine Brust; er war auf der Stelle tot. Indem ich diese Zeilen schreibe, blutet mir das Herz, er war mir stets ein treuer Freund und der Verlust keines Kameraden könnte mich näher berühren. Ich habe ihn zuletzt an der Spitze seiner Compagnie im furchtbarsten Granatfeuer gesehen. Heldenmütig führte er sie der feindlichen Batterie entgegen. Ihm war es nicht vergönnt zu sehen, wie die Unsrigen einen glorreichen Sieg erfochten. Für die Beerdigung seiner Leiche hat Hauptmann v. Rettberg Sorge getragen.

v. Twardowski, Reg.-Adjutant.

Ich dachte, Julchen werde mir in den Armen sterben.

Wie lieb ich diesen Jungen gehabt, weiß nur Gott. Es war ein Band des innigsten Verständnisses zwischen uns. Gerhard war von Kindheit auf ein ehrenfester, gewissenhafter, bescheidener Mensch, begabt und talentvoll, friedliebend, gänzlich unerschrocken, ohne Ehrgeiz und jegliche Prahlerei, doch eines hohen Aufschwunges seiner Gefühle fähig, seinen Eltern mit kindlicher Ergebenheit zugetan. Das wußte er auf die rührendste Weise zu zeigen, wenn er bei uns war. Seit seinem dreizehnten Jahre kam das freilich nur selten vor: von einem auswärtigen Gymnasium gleich weg in ein auswärtiges, stets an der äußersten Grenze stehendes Regiment, da sah man sich nur zu den Ferien und dann auf Urlaub, kaum einmal im Jahre. Das waren dann jedesmal Festzeiten für uns alle,

[1] Am 7. Mai 1866 hatte Ferd. Cohen-Blind ein Attentat auf Bismarck verübt.

besonders aber, wie ich glauben möchte, für mich. Denn er hatte eine eigentümliche, mir vorzugsweise verständliche Art, seine Liebe zu zeigen, sodaß mir das Herz immer dick und schwer ward, wenn er wieder abzog. Er fand sich fast immer an meiner Seite, belebte und vergnügte mich durch seinen Humor oder regte mich an durch gescheute Fragen über Glauben und Wissen. Freundschaft mit einem Sohne ist die höchste Steigerung der Vaterfreude. Auch meine beiden anderen Söhne sind gut und brav, aber das Verhältnis, welches sich mit dem ältesten gestaltet und seine Wurzeln schon in der frühesten Kindheit hatte, war ein Unicum – unwiederbringlich verloren! Die Augen werden mir dunkel, ich muß abbrechen.

5. Juli 1866. Gestern abend eilte Benno zu unserem Troste von Coswig heran. Julchen ist ganz vernichtet. O wie herzzerreißend ist der Anblick dieser Mutter! Sie tut, was sie kann, sich zu fassen, aber sie war noch von Elisabeths schrecklichem Ende her zu wund. Gott helfe ihr und mir! Unser geliebter Gerhard! Ach, daß er doch wenigstens den Sieg seines herrlichen Regiments, das er mit ausbilden half, noch erlebt hätte! Doch das sind eitle Gedanken.

Benno ist gestern durch lauter flaggende Städte gekommen voll unermeßlichen Jubels, weil sich die Nachricht von einem neuen entscheidenden Siege bei Königgrätz verbreitet hatte. Wenn das wahr ist! – – Soeben die Zeitung: Telegraphische Depesche des Königs an die Königin vom 3. Juli: „Großer Sieg über die Österreicher. Alle 8 Corps 8 Stunden lang im Feuer, Österreicher total geschlagen. Massen von Trophäen noch nicht zu übersehen. Unsere Verluste bedeutend. Wir sind alle wohl. Gottes Gnade walte ferner über uns!" Es ist eine unerhörte Kraftentwicklung. Seit dem 27. Juni alle Tage Schlachten, endlich dieser Sieg, der dem Kampfe vielleicht wesentlich ein Ende macht. Die Armee hat eine Vortrefflichkeit gezeigt, wie man sie nicht geahnt hatte, von keiner Seite. Selbst die gerühmte österreichische Cavallerie von der preußischen bei jedem Zusammentreffen geworfen. Bismarck ist jetzt der populärste Mann in Preußen. Alles jubelt ihm zu, selbst die Demokraten. Ich hoffe, er bringt uns nun ein einiges Deutschland zustande. Daneben Geheul und Wehklagen in den meisten Familien. Leicht waren diese Siege nicht; viel, sehr viel Blut ist geflossen. Aus Ballenstädt müssen noch sechs Offiziere an den Schlachten bei Gitschin und Königsgrätz teilgenommen haben, außerdem viele nahe Verwandte hiesiger Familien – von allen diesen noch keine Nachricht. Unser Haus ist den ganzen Tag überströmt von teilnehmenden Besuchen aus allen Ständen. Das tut ja wohl, aber – ach, unser Gerhard! – – Drei liebe Kinder sind nun weg. O Herr mein Gott, wie es so bitter weh tut! Und die arme Braut, die immer so heldenmütige Briefe schrieb – wie wird sie nun gebrochen sein! Ich kann nicht weiter schreiben.

*

Ballenstädt, am 12. Juli 1866. Auf Deinen Brief vom 3. will ich Dir gleich wieder schreiben, nicht von meinem Verlust, der mir das Herz

abfrißt, ſondern von anderen Dingen, um mich zu zerſtreuen. Daß unſer beiderſeitiges Urteil über dieſen ſchauerlichen Krieg zuſammenklingt, iſt mir lieb. Von Öſterreichs Unſchuld zu reden, kommt mir ebenſo ungereimt vor als von Preußens Unſchuld. Ein Krieg wie dieſer iſt ein unabwendbares Naturereignis. Seit Anno 48 hatten ſich alle Verhältniſſe verwirrt, die Luft war ſchwül und dick, faſt undurchſichtig geworden — jetzt zuckt der Blitz hindurch, das iſt die Sache.

Der Deutſche Bund konnte nur beſtehen, ſo lange Öſterreich und Preußen Hand in Hand gingen. Um dies zu ermöglichen, hat ſich Preußen fünfzig Jahre lang vor dem liederlichen Öſterreich gedemütigt. Jetzt aber ging es nicht länger, wenn nicht Preußen und mit ihm ganz Deutſchland in den deſolaten Zuſtand der altersſchwachen Großmacht mit hineingezogen werden, ja, wenn nicht Preußen an der von Öſterreich eifrig geſchürten wahnwitzigen Demokratie im eigenen Lande zugrunde gehen ſollte. Das erkannt und durchgeſetzt zu haben, iſt das Verdienſt Bismarcks, des allgemein verkannten und gehaßten Helden, der in dieſer Brandung wie ein Felſen ſtand. Außer ihm und dem trefflichen Roon war in Preußen alles gegen den Krieg bis tief ins königliche Haus hinein, ſelbſt der alte brave Gerlach riet zum Nachgeben. Den König trotzdem bei der Stange gehalten zu haben, war Bismarcks größte Tat. Die Demokraten fürchteten für ihre Macht, die ruhigen Bürger für ihren Reichtum, die Generale für ihre Kriegsehre — alles petitionierte um Frieden. Bismarck blieb feſt, ſich ſtolz abwendend von einem zweiten Olmütz, und ſiehe, als die Stunde kam und der König rief, war die Armee bereit, und in Zeit von acht Tagen lag ganz Norddeutſchland und halb Böhmen zu des Königs Füßen. Da ſchwanden die Illuſionen des Auslandes, der Hader im eigenen Lager verſtummte, die Parteien reichen ſich die Hand, die Wahlen fallen gut aus, ganz Preußen gleicht einem einzigen großen Kriegslager, man ſchwärmt für Bismarck und für die ſeit Jahren angefeindete Armee, für die man kein Geld bewilligen wollte.

Auch unſer Ländchen nimmt teil an dieſer Begeiſterung, obgleich der Hof ganz öſterreichiſch geſinnt iſt — „das arme unſchuldige Öſterreich!“ ſeufzt auch unſer gutmütiger alter Herr, der aber dennoch ſeine Bataillone nach Preußen geſchickt hat. Schätzell richtet im Schloſſe Hoym ein großes Hoſpital mit 100 Betten für Verwundete ein. Die Gaben dafür fließen überreich zu: Betten, Bandagen, Charpie, Leinwand, Wein, Lebensmittel langen frachtwagenweiſe an von den Dörfern, auch bares Geld im Überfluß. Geſtern allein von Badeborn ein vierſpänniger Leiterwagen mit Utenſilien aller Art und 85 Thaler Geld; ebenſoviel haben die wackeren Badeborner Bauern an das Quedlinburger Hoſpital geſchickt, dem ebenfalls Schätzell vorſteht. Es iſt ein Aufſchwung und eine Opferwilligkeit wie Anno 13.

Ganz Preußen iſt jetzt eine hellodernde Flamme, und ich hoffe, Napoleon wird keine Luſt haben, ſich die Fänge zu verbrennen, um für das „unſchuldige Öſterreich“ die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Freilich

der französische Appetit nach der Rheingrenze gibt sich in bedenklicher Weise kund, und Napoleon wird gewiß alles tun, um Deutschland nicht erstarken, namentlich nicht unter Preußens Szepter einig werden zu lassen. Doch ist man hier der Meinung, daß Napoleon, wenn er seine Dynastie behaupten will, sich keiner Schlappe aussetzen dürfe, eine Kalamität, die ihm gegen diese siegreiche Armee doch möglicherweise begegnen könnte. Die Stimmung der Engländer gegen Preußen ist gänzlich umgeschlagen, die Times schwärmt jetzt für Bismarck, den sie einen Halbgott nennt, und bekennt es offen, daß Deutschland nur noch in Preußen zu suchen sei. Geehrt wird sich Bismarck dadurch wenig fühlen, aber für den Fall eines Krieges mit Frankreich sind die englischen Sympathien immerhin erwünscht.

Gestern hatten wir privatim die Nachricht aus Berlin, eine große Anzahl ungarischer Magnaten habe eine Einladung an den Prinzen Friedrich Carl erlassen, nach Ungarn zu kommen und die Krone des heil. Stephan anzunehmen. Man könnte es sich wohl denken, daß sie einen solchen Husarenkönig gern hätten. Natürlich wird der Prinz nicht antworten. Er ist im dichtesten Handgemenge gewesen, alle Prinzen im Kugelregen, selbst der König hat sich exponiert.

13. Juli 1866. Wir haben nun durch einen Feldpostbrief (aus Pardubitz) von Rettberg, Gerhards Freund, nähere Nachricht über dessen Tod. Gerhard führte seine Compagnie mit beispielloser Bravour gegen eine todspeiende feindliche Batterie, als ihm ein Granatstück durch den Oberschenkel in den Unterleib drang. Er brach zusammen, sprang aber wieder auf, schwang den Säbel und feuerte seine stutzende Compagnie an, indem er selbst wieder vorwärts eilte und laut rief: „Drauf Kinder! drauf! nehmt die Batterie!" Und sie nahmen sie im Sturme, durch ihres Hauptmanns Fall in eine solche Wut versetzt, daß nichts in der Welt ihnen widerstanden hätte. Gerhard war nach ein paar Schritten ohnmächtig niedergestürzt und ist dann bald gestorben. Am anderen Morgen hat Rettberg die Leiche des Freundes bergen und auf dem Gottesacker eines nahegelegenen Dorfes mit allen militärischen Ehren vom Gemeindegeistlichen nach katholischem Ritus begraben lassen, zusammen mit einem bei demselben Sturme gefallenen Kameraden.

Die fieberhafte Aufregung, in der wir jetzt leben, kommt mir zu Hilfe, ich rette mich immer wieder da hinein, damit mir das Herz nicht bricht. Man überschüttet uns mit wohltuender Teilnahme, die Herzogin ist fast täglich bei uns, wir sind selten allein. Da flüchte ich mich, sooft ich kann, in Schätzells Garten, der still wie ein Wald ist. Da ist ein trautes Plätzchen unter hohen rauschenden Wipfeln, wo ich (vor einem Jahr um diese Zeit) zuletzt meines Gerhard noch recht froh ward. Wir lasen hier zusammen ein philosophisches Buch von Fechner, das interessanten Ideenaustausch veranlaßte. Jetzt weine ich mich hier täglich ein paarmal recht satt, während ich mich meiner Frau und Anna gegenüber ziemlich steif halte. Ach es tut weh, weh, unendlich weh! Nur Gott der Herr weiß,

wie lieb ich diesen so reich begabten, gehorsamen, bescheidenen, selbstlosen Heldensohn gehabt!

*

Ballenstädt, am 5. Aug. 1866. Liebe Gäste helfen uns unser Leid tragen. Benno verlebte uns zum Troste seine Ferien hier bei uns, jetzt ist meine arme Schwiegertochter gekommen, uns ein teures Vermächtnis unseres Gerhard. Sie hat uns durch ihr herzzerschneidendes Aussehen tief bewegt, doch geht sie kräftig gegen ihren Schmerz an, sich bemühend, uns durch ihren Jammer nicht noch mehr zu betrüben. Sie ist in all ihrer Traurigkeit so rührend gut, so zärtlich und aufmerksam und tut meiner Frau zuliebe alles, was sie ihr nur von den Augen ablesen kann, daß ihre Gegenwart für uns eine rechte Wohltat ist. Das arme Kind! – sie hat ihren Gerhard mit einer wahren und tiefen Liebe geliebt und sieht nun ihre ganze Zukunft in Scherben vor sich liegen.

Der Friede scheint fürs erste eine Zweiteilung Deutschlands bringen zu wollen, aber immerhin ist anzunehmen, daß ein Mann wie Bismarck das Mögliche erreichen wird, das Übrige wird sich später von selbst machen; es kann kaum fehlen, daß die Wucht von 30 Millionen Norddeutschen den Rest im Süden durch das einfache Gesetz der Gravitation nach sich ziehen werde. Daß mein geliebtes Sachsen wahrscheinlich nicht annektiert wird, tut mir aufrichtig leid. Die Persönlichkeit des alten Königs Johann ist im In- und Auslande so allgemein als weise, gerecht und ehrwürdig anerkannt, daß man ihm gegenüber wohl nicht mit der Rücksichtslosigkeit verfahren will wie gegen die Welfen.

6. Aug. 1866. Heute erhielten wir die preußische Thronrede. Das ist ein Meisterstück, männlich, kurz und deutlich, versöhnlich und ernst bescheiden, kein siegestrunkenes Wörtchen und reichlich freie Hand lassend. Das einzige Wort „Indemnität", so ganz am rechten Ort eingeschaltet, hat hier Wunder gewirkt, die Demokratie wenigstens für den Augenblick fasciniert, und gewiß wird jetzt alles bewilligt werden, was verlangt wird. Der Demokrat Alfred Volkmann schreibt mir darüber ganz überwältigt: eine solche Größe hätte er dem Bismarck nie zugetraut. Alfred hatte diesen Mann bis jetzt aufs gründlichste gehaßt, aber das kleine Wort „Indemnität" macht ihm den Teufel jetzt so liebenswert als bewunderungswürdig. Bismarck hat das Bewilligungsrecht der Kammer nie bestritten, nur wollte er es nicht zum offenbaren Ruin des Staats werden lassen oder zum bloßen Mittel, einen Minister loszuwerden, herabgewürdigt wissen.

Couvert: 11. August 1866. Gestern abend ist die Prinzeß Friedrich Carl von Preußen mit fünf reizenden Kindern auf hiesigem Schlosse angekommen; unsere eigene Erbprinzessin ist auch hier mit ebenfalls fünf reizenden Kindern. Denke Dir plötzlich dieser Kindersegen in unserem seit fünfzig Jahren gänzlich entkinderten Kloster!

*

Ballenstädt, am 30. Nov. 1866. Deine Ahnung hat Dich nicht getäuscht; ich war und bin noch krank, sodaß mir Lust und Kraft zum

Schreiben fehlten – will heute mal versuchen, wie weit ich's bringe. Antwort auf Deine letzten beiden Briefe darfst du aber nicht erwarten, dazu bin ich zu dumm, kann nur einige hypochondrische Auslassungen machen.

Ende September kamen unerwartet auf einmal alle drei Brüder Krummacher: Fritz mit Frau und zwei Töchtern, Emil mit Frau, der Witwer Eduard allein, alle drei starke, gesunde, stimmkräftige Greise. Sie waren liebenswürdig und gut, aber die starke Geselligkeit überanstrengte mich, und als nach acht Tagen das Haus wieder leer und still ward, waren meine im Sommer kümmerlich angesammelten Kräfte auch zu Ende. Ich quälte mich so hin, hoffte von Woche zu Woche, aber die Hoffnung auf Besserung war eitel. Ich wurde vielmehr erst recht krank, eine boshafte Grippe befiel mich mit einem so wütenden Schnupfen, als hätte ich mich in eine lebendige Quelle aufgelöst, und einem so entsetzlichen Husten, daß ich seit der Zeit noch keine Nacht im Bette zugebracht habe; nur selten gelingt ein Stündchen Schlaf im Lehnstuhl. Meine Frau, obgleich selbst grippig, immer um mich – ich kann es nicht begreifen, wie sie es aushält, nun schon 19 Tage hintereinander.

5. Dec. 1866. Es soll besser mit mir gehen, meint der Arzt. Mir wäre das lieb, denn ich fürchte mich vor dem Ersticken, wenn auch nicht vor dem Tode. Könnte ich wie Elias im Wetter auffahren – lieber heute als morgen! Ich habe sehr gelitten und leide auch noch. Bei allen Qualen lebe ich aber wie ein Fürst von lauter Wildbraten, Austern und Champagner. Line Schiller hat mir ein ganzes Fäßchen der schönsten Holsteiner Austern geschickt. Aber ich bin dennoch ein Gerippe geworden. Und Liegen und Sitzen ohne Fleisch ist eine Art von Prügelstrafe, zum Stehen und Gehen fehlt aber die Kraft.

Vor ein paar Tagen kam Schätzell aus Berlin zurück und brachte mir die neueste, diesen Herbst in Putbus gemachte Photographie von Bismarck mit. Ich lege Dir das Bild bei. Bismarck ist krank gewesen und soll es noch sein. Was sollte werden ohne ihn?! Außer ihm ist niemand der Situation gewachsen, er allein hält alle Fäden in seiner Hand und zieht niemand ins Vertrauen. Niemand weiß z. B., wo er mit dem deutschen Parlament hinaus will, wie das Verhältnis der Vasallenfürsten sich gestalten soll usw. Sollte Bismarck jetzt abgehen, so fürchtet man einen Schiffbruch des preußischen Staates. Auch der treffliche Roon ist schwer krank, plötzlich asthmatisch geworden, und würde ebenfalls kaum zu ersetzen sein. Hannover macht viel Sorge. Mit Sachsen scheint es besser zu gehen, als man anfangs dachte.

8. Dec. 1866. Schrecklich nächtliche Jahreszeit! Kaum wird es Tag. Noch ganze vier Wochen diese Lichtlosigkeit, ehe wieder ein Zunehmen bemerkbar wird! Wer weiß, ob ich's erlebe. Ich fühle mich sehr krank. Die Grippe weicht zwar jetzt, aber die Brust ist sehr viel enger geworden. Nun, Gott wird ja zum Kreuz auch einen Buckel geben, der es tragen kann. Möchte doch von Gott dem Herrn ein Freudenschein in mein dunkles Herz fallen! Ich hab's recht nötig. Meine gute Freundin, die Gräfin Iris

Richthofen[1] in Gnadenberg stirbt jetzt am Krebs, hat wohl kaum noch vier Wochen zu leben – aber das ist ein Jubel, so freut sie sich auf den nahen Heimgang. Die Herzogin war kürzlich dort, um sie noch einmal zu sehen; sie erzählte uns davon. Eine Erquickung ist mir jetzt das Lebensbild unserer alten Freundin Marie Nathusius, von ihrem Mann geschrieben, ein naturgetreues Menschenbild, klar, durchsichtig, wahr in Freud und Leid.

In der Politik sieht es wieder schlecht aus. Das preußische Abgeordnetenhaus ergibt sich wieder seiner alten Unart. Welchen mächtigen Aufschwung könnte Deutschland nehmen jetzt unter Preußens Führung, wenn dieser demokratische Unsinn nicht wäre! Es soll einmal nicht allzu wohnlich auf Erden werden.

Ballenstädt, am 22. Dec. 1866. Ich bin noch immer ein rechter armer Lazarus und kann mich nicht erholen. Seit dem 12. November habe ich nichts getan, als Kräfte verloren. In meinen Verhältnissen aber ersetzen sich verlorene Kräfte schwer oder gar nicht. Wenn Line Schiller mir nicht wieder ein Fäßchen Austern geschickt hätte, wäre ich dem entkräftenden Übel wohl schon längst erlegen, aber dieses leichte und reizende Nahrungsmittel erhält mich. Verzeih, daß ich soviel von mir schreibe, aber ich komme nicht mehr aus meinem Zimmer, sehe und erlebe nichts und muß so zum elenden Egoisten werden. Werde ich wenigstens wieder der Halbmensch, der ich freilich ohnedem schon nur noch war, oder werde ich zum Nichts, das ist die Frage, um die sich mir jetzt alles dreht.

Kürzlich war Woldemar Bock mit seiner Frau ein paar Tage bei uns. Diese Livländerinnen, wenigstens die aus der Sippe unserer Mutter, sind doch eine besonders liebenswürdige Spezies von Frauenzimmern. Merkwürdig aber, daß Sophie wie die meisten Livländer, wenn sie zuerst herauskommen, kein Auge haben für das ihnen Neue und Fremdartige. Sie war an einem herrlichen sonnigen Tage, an dem die Färbung der Ferne brillant gewesen sein muß, auf dem Stufenberge, schien aber nicht den geringsten Eindruck von der schönen Gegend bekommen zu haben, rühmte dagegen mit wahrer Wollust ihre heimischen Landschaften. Mit Emmy war es ebenso: „Bei uns viel schöner" war ihr drittes Wort. Aber, aber – als sie nach dort zurückkehrte, war es anders; da schrieb sie mir: „Oncle! ich sage niemals mehr: bei uns schöner!" Und doch ist allerdings bei Euch vieles schöner, mehr Frische und Jungfräulichkeit der Natur, mehr Vogelgesang, reineres Wasser, schönere Birken und vor allem die schöne Ostsee mit ihren lieblichen Küsten. Das Auge ist dort auf weniger Gegenstände beschränkt, und das Wenige wird dadurch doppelt lieb und genossen. Der Hauptreiz unserer Gegend – ich rede vom Harz – besteht in schönen Linien und schönen Farben, wofür der Sinn allerdings geweckt und ausgebildet

[1] (geb. 1804, gest. 11. III. 67), Tochter der mit dem Frhrn. Gottlob Samuel v. Richthofen (1769—1808) vermählten (Tante der Herzogin) Prinzeß Friederike v. Holstein-Glücksburg (1780—1862), deren Sohn Friedrich und drei Töchter Louise, Agnes und Iris 1847 in den preuß. Grafenstand erhoben wurden.

sein will. Manchen und zwar sehr gebildeten Menschen scheint dieser Sinn zu fehlen. Lessing z. B. konnte Jacobis Freude an der Natur nicht begreifen: er sagt zwar, er könne nicht leugnen, daß eine blühende Frühlingswiese ihm einen ganz angenehmen Eindruck mache, aber er scheint dergleichen Empfindungen doch für sehr untergeordnet zu halten. Es ist eben nur die Freude am Klang der Instrumente, nicht an der Musik.

26. Dec. 1866. Als Beschäftigung für die langen Winterabende empfehle ich Dir das Zeichnen, zu dem Du ja entschieden Talent hast. Ihm danke ich die einzigen leidlichen Stunden während der soeben überstandenen Krankheit. Ich zeichne sonst eigentlich fast gar nicht mehr, aber als mich jüngst in der Krankheit Angst und Unruhe packten, riß ich mich auf und schmadderte, während vorgelesen wurde, mit Deckfarben grau in grau eine stürmische See aufs Papier mit Mondscheinbeleuchtung; es war Gelingen dabei, und es beruhigte mich. Dann habe ich die schlimmsten Abende meist verzeichnet; auch damals nach Elisabeths Tode habe ich mir den ganzen Winter über auf diese Weise geholfen. Eigene Erfindung hätte mich angestrengt, habe auch keine mehr; aber ich kopierte die Danneckersche Ariadne, von der ich ein sehr gutes kleines Modell besitze, in allen möglichen Lagen, Beleuchtungen, Verkürzungen und in sehr verschiedenen Manieren und verschenkte die Bilder dann, die immer sehr wohl aufgenommen wurden. Im Winter vor zwei Jahren in der Krankheitsangst machte ich von Pappe kleine Mappen mit Lederrücken und zeichnete Vignetten darauf. Bei solchen ganz mechanischen Arbeiten ist mir immer am wohlsten gewesen, man vergißt sich dabei.

Wir haben jetzt ein interessantes Buch gelesen, eine Selbstbiographie von Carus[1] in Dresden, Mutters früherem Arzt. Man hört einen ungewöhnlich gebildeten Mann sprechen, dessen nach aller Lebensrichtungen hin laufende feine Bemerkungen vielfach neu und anregend sind. Auch sein großes Interesse für bildende Kunst zog mich sehr an. Auffallend ist, daß er unseren Vater kaum erwähnt; mit Friedrich[2] war er sehr befreundet. Falsch erscheint mir, daß Carus sich selbst gar zu sehr zum Objekt seiner Darstellung macht. Ein Selbstbiograph soll vor allem schildern, was er gesehen und erlebt hat; in diesem Rahmen wird er selbst schon hinlänglich anschaulich werden. Carus aber macht von Anfang an den Leser geflissentlich darauf aufmerksam, alle die einzelnen Umstände zu beachten, die dazu beigetragen haben, einen so großen Mann zustande zu bringen. Seine Selbstschilderung ist mir nicht sympathisch: seiner Jugend fehlt die Jugend, seinen reiferen Jahren Witz und Genialität; doch muß man seinen enormen Fleiß, sein Wissen, seinen Verstand

[1] Karl Gust. Carus (1789—1868), seit 1814 Prof. der Gynäkologie an der medizinisch-chirurgischen Akademie in Dresden, seit 1827 Arzt des königlichen Hauses daselbst, außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller auf medizinischem wie ästhetischem Gebiet. Seine „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" erschienen in 4 Teilen 1865/66 bei Brockhaus in Leipzig.

[2] Kaspar David Friedrich (1774—1840), aus Greifswald, Landschaftsmaler in Dresden, Freund des Elternhauses; vgl. Jug.-Br. I, 5; II, 5 u. 7.

bewundern. Er ſchildert auch eine Reiſe, die er mit Friedrich nach Rügen machte — o wie heimelt einen das jetzt an! Wie ſcheußlich ſind dagegen die modernen Reiſen, ganz ohne Übergang und Vermittlung von einem Ort zum anderen. Bei Euch kann man ja auch jetzt noch Reiſeabenteuer erleben, bei uns erlebt der Reiſende eigentlich nichts mehr, als daß er ankommt. Es iſt alles für Kaufleute und Fabrikanten — wir treten jetzt in den Himmel der Induſtrie ein.

*

Ballenſtädt, am 1. Jan. 1867. Mit Deinem Briefe vom 21. Dec. wollteſt Du mir eine Freude machen in meinem Elende und haſt Deinen Zweck ſehr wohl erreicht; eine feſtliche Empfindung blieb mir davon den ganzen Tag. Deine brüderlichen Worte trafen mit einer Beſſerung meines Befindens zuſammen, ſodaß ich hoffen durfte, mich nun doch nach und nach wieder zu erholen. Leider iſt das jetzt ſchon wieder anders, da ein ſonſt ſehr lieber Beſuch meine ſchwache Kraft überanſtrengte. Am ſpäten Abend des 28. Dec. kam nämlich Hauptmann von Rettberg[1], der Buſenfreund meines Gerhard, der mit dieſem das ſoldatiſche Leben lange als Stubenkamerad geteilt, ihn auch auf dem Schlachtfelde aufgeſucht und begraben hat. Auf einer Urlaubsreiſe war er mit einem bedeutenden Umweg nach Ballenſtädt gekommen, um uns noch mündlich Kunde über Gerhard zu bringen. Wie aufregend das für mich war, kannſt Du Dir denken. Ich ſaß noch bis 11 Uhr mit ihm zuſammen, und der andere Vormittag ging unter Geſprächen hin, die mir das lebhafteſte Bedürfnis waren, aber ſo tief einſchnitten, daß ich ſchon am Nachmittag genötigt war, mich wieder in mein Krankenzimmer zurückzuziehen. Aber auch da hatte ich keine Ruhe, da es mich immer wieder wie mit Seilen zu dem hinzog, der meinem Sohne ſo nahe geſtanden hatte. Rettberg ſagte mir noch, daß Gerhards todesmutiges Vorgehen zu dem Sieg bei Skalitz, der die Entſcheidung bei Königsgrätz mit vorbereitete, ganz weſentlich beigetragen hat. Wäre er nicht gefallen, ſo hätte er ohne Zweifel den Pour le mérite erhalten, den nun ſein erſter Leutnant Geißler davongetragen.

2. Jan. 1867. Das neue Jahr hat ſich diesmal ſo unvermerkt herangeſchlichen. Früher war der Silveſterabend ein Hauptfeſt für mein Haus, man freute ſich das ganze Jahr darauf, ſprach nachher noch lange davon; an dieſem Abend kam mir immer mein häusliches Glück am lebhafteſten zum Bewußtſein. Nachdem ein ſolenner Heringsſalat verzehrt war, begab ſich alles auf mein Zimmer, das ſchon mit langausgezogenem Tiſch und brennender Aſtrallampe zum Spiel vorbereitet war. Meine ſechs blühenden Kinder, die lieblichen Valentinersmädchen, die Bernſtorff und ſonſt wohl ein paar gute Hausfreunde nahmen Platz, und nun begann das ſchon von Roller zweckmäßig ausgeſtaltete, von mir noch weiter ausgebildete Schimmelſpiel, ohne weitere Gewinnſte als die Haſelnüſſe, mit denen man ſpielte. Einer um den andern bot die Pacht aus, und zwar

[1] Wilh. v. Rettberg (1833—98), geſt. als Oberſt a. D. in Weimar, heiratete 1868 zu Jarotſchin Eliſabeth v. Voß, die Schweſter der Braut ſeines Freundes Gerhard v. K.

singend nach einem von mir erfundenen Recitativ; auch geboten wurde singend, bis endlich der Hammer erklang. Durch Unverschämtheit zeichneten sich die Pächter aus beim Einfordern der Pacht; sie wurden entsetzlich verhöhnt, wenn abgeworfen wurde, ohne daß sie auf ihre Rechnung gekommen waren. Die Bankerotteure wurden von eigens dazu ernannten Barbieren eingeseift und barbiert; dann fanden sie bei Gutherzigen wohl Credit für schwere Zinsen. Es bildeten sich Compagniegeschäfte und desgleichen mehr. Unter strömendem Witz und Gelächter offenbarten sich die verschiedenen Individualitäten und Talente. Gerhard und Adolph, später auch die sehr witzige Elisabeth überboten sich an guten Einfällen, Anna improvisierte wohl ein Verschen der Gratulation oder des Trostes, Bertha nahm sich tatkräftig der Geschmähten und Unterliegenden an, die Valentiners waren immer bereit, höchst opferwillig auszuhelfen. Die Alten wurden mit zu Kindern und spielten fast mit derselben Leidenschaft, und alle saßen da mit glücklichen Gesichtern und hochroten Backen, bis 2/4 12 das Spiel geschlossen wurde. Dann wurde abgerechnet, der Tisch gesäubert und die Punschbowle aufgetragen, aromatischen Duft verbreitend. Sobald es 12 schlug, läuteten die Gläser aneinander und es erfolgte gerührt Gratulation mit Händedruck, Umarmung und Küssen. Dann ging es mit einer gewissen Feierlichkeit an die Verlosung der kleinen Bilder mit Sprüchen, die ich in der Woche vorher mit Lust gezeichnet hatte. Ganz wunderbar trafen die Sprüche zu, und man erbaute sich dabei nicht wenig. Endlich las ich noch ein Gebet und das herrliche Neujahrslied von Paul Gerhardt. Um 1 Uhr ging alles aus einander und zu Bett, um einen ungewöhnlich guten Schlaf zu tun.

Das ist nun freilich längst schon anders geworden, die Todesfälle haben diese Lust gesprengt. Diesmal haben wir des Jahreswechsels gar nicht gedacht und waren am andern Morgen ganz überrascht durch die Gratulationsvisiten, die ich für meine Person nicht einmal annehmen konnte. Doch freute ich mich, daß endlich das schwerste Jahr meines Lebens hinter mir lag. Fahre hin du 66! Sollte ich dich noch einmal durchmachen müssen, so würde ich wünschen, nicht geboren zu sein. Mein armer lieber Gerhard!

Am 3. Januar 1867. Schätzell ist jetzt, ebenso wie mein Adolph, mit Bismarck zwei Tage in Meisdorf bei Graf Asseburg zusammen gewesen. Schon Adolph hatte mir erzählt, daß Bismarck Schätzell gleich beim Eintritt beide Hände entgegengestreckt und ihn sehr ausgezeichnet habe. Nach Tisch hat sich Bismarck mit ihm und einem Schätzell befreundeten Grafen Alvensleben in ein Nebenzimmer zurückgezogen und da beiden Herren mit unbesorgter Offenheit die interessantesten Mitteilungen gemacht. Schätzell sagte mir, er habe in seinem Leben mit manchem großen Herrn gesprochen, nie aber einen solchen Eindruck von Majestät, Macht und Größe empfangen; so etwa denke er sich Carl den Großen. Bei vollkommener persönlicher Bescheidenheit, ganz schlicht und einfach ohne jede Großmäuligkeit, habe sich doch in jedem von Bismarcks Worten das ruhige und feste Bewußtsein ausgesprochen, daß im gegenwärtigen Augenblick in

seiner Hand die Zügel liegen. Seine Rede sei stets so scharf zutreffend, seine Worte so bezeichnend gewesen, daß jeder Gegenstand, den das Gespräch berührt, im Augenblick hell und überschaulich geworden – immer treffe er den Nagel auf den Kopf. Schätzell hatte das Gefühl, einem geistigen Riesen gegenüber zu stehen, der ganz friedlich und unbekümmert in allem, was er tut, auf seiner eigenen Kraft ruht – mögen sie schäumen, radschlagen und sich stellen, wie sie wollen, die Feinde von Unten und von Oben, er weiß doch, daß sie tun müssen, was er will.

Schätzell ist so offen und zutraulich gegen mich, daß ich ihm den ganzen Inhalt des Gesprächs hätte abfragen können, doch mochte ich das nicht tun und begnügte mich gern mit dem, was er von selbst fallen ließ. Geahnt hatte ich freilich, doch erfuhr ich erst jetzt mit Bestimmtheit, wie die schwierigste Opposition, die der große Mann zu bekämpfen hat, keineswegs von Unten kommt. Dann wurde bestätigt, daß während der Friedensverhandlungen zu Nikolsburg der Kaiser Napoleon allerdings Rheinbayern, den Saardistrikt und Rheinhessen mit Mainz für sich verlangt hat. Da hat Bismarck dem Benedetti ganz kurz erwidert: wenn davon noch ein Wort verlaute, so ständen binnen acht Tagen 200000 Preußen schlagfertig auf dem linken Rheinufer. Die Forderung ist dann allerdings nicht wiederholt worden; wenn aber ein Krieg mit Frankreich, der für den Augenblick das größte Unglück gewesen wäre, vermieden werden sollte, so durfte Napoleon nicht weiter gereizt werden, und man mußte sich mit der Maingrenze begnügen, obgleich dieser Mäßigung andererseits auch wieder die größten Schwierigkeiten entgegenstanden, die von der Art waren, daß sie dem Postgeheimnis nicht anzuvertrauen sind. Es gehört ein Felsen wie Bismarck dazu, um die fortwährende Eifersucht von Oben und von Unten gleichmäßig zu paralysieren.

Mit seiner Gesundheit scheint es übrigens doch nicht so schlimm zu stehen, wenigstens hat er in Meisdorf die Jagden mitgemacht, auch bei Tisch eine gute Klinge geschlagen und soll sehr wohl und straff ausgesehen haben. Schätzell hatte ihm bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin vor etwa vier Wochen durch einen Herrn v. Bodelschwingh sagen lassen, er leide offenbar an Nikotinvergiftung und müsse die starken Havannas (die er den ganzen Tag schmauchte) weglassen, ohne jedoch zu glauben, daß Bodelschwingh das ausrichten werde. Als nun in Meisdorf nach Tisch Zigarren präsentiert wurden, refüsierte Bismarck mit den Worten: „Ich rauche nicht!" – „Hat Ihnen das der Arzt verboten?" frug Schätzell. „O nein, aber Sie haben es mir ja durch Bodelschwingh sagen lassen. Ich rauche seitdem nicht mehr als zwei leichte Zigarren täglich, was mir ausgezeichnet bekommt." Der arme Bismarck! Sein einziges Vergnügen und das Einzige, was ihm seine schwere Arbeit erträglich macht! Ich hoffe aber, er fängt wieder an, sobald nur erst das Norddeutsche Parlament absolviert sein und er mehr Ruhe bekommen wird.

4. Januar 1867. Ich sehe die Jungens mit Schlittschuhen über die Straße ziehen. Da drängt es mich gewaltig hinaus, möchte gern unter

beſchneiten Tannen Atem holen, aber der Arzt will es nicht erlauben. Du liebſt den Winter nicht (ich meine die Winterlandſchaft), weil Du zuviel davon haſt. Ich aber bin von jeher wie der ſelige Roller ein homo hiemalis geweſen. Wenn ich an einem ſchönen Schneetage hinaus in den Wald komme, dann zieht ein wunderbar zauberhaftes Gefühl wehmütiger Freude durch meine Bruſt, woran die Erinnerung an das geliebte Eſtland ihren Teil haben mag. Aber auch früher ſchon: unſere winterlichen Beſuche bei Roller, wie entzückend war es, durch die Heide zu toben! Geburtstags- und Weihnachtsklänge von ehedem, wo das noch Feſte waren, wehen auch hinein. Ein ſchöner Winter hatte früher mehr Poeſie für mich als der ſchönſte Frühling. Jetzt freilich muß ich wünſchen, daß der gemütliche trauliche Geſell ſeiner rauhen Seiten wegen ſich ſo kurz wie möglich faſſen möge. Ich brauche Wärme und müßte eigentlich in das ſüdliche Frankreich ziehen, um mein Leben zu verlängern. Aber wenn ich auch ein reicher Engländer wäre, der's bezahlen könnte, ich glaube nicht, daß ich's täte. So alte Leute können ſich nicht mehr expatriieren.

Ich leſe jetzt wieder einmal Wilhelm Meiſters Lehrjahre und zwar diesmal mit ungemeiner Luſt. Früher in Rom, dann vor dreißig Jahren hier in Ballenſtädt ſtieß mich die Liederlichkeit und Meiſters Charakter- und Gewiſſenloſigkeit ab, heute aber bezaubert mich die überaus reizende, ſo ruhig und behaglich fortſchreitende Darſtellung dermaßen, daß ich wenig nach dem Stoff frage. Und die Fülle feiner, guter und richtiger Gedanken, die gewöhnlich den Nagel auf den Kopf treffen, nimmt man gern als Zugabe.

Ballenſtädt, am 19. Jan. 1867. Eia! Eia! ein Brief aus Finn iſt da! Geſtern abend lief er ein, als ich und Julchen allein zu Hauſe ſaßen (die Kinder waren zu Schlitten auf dem Falkenſtein bei den jungen Aſſeburgs), und wir laſen gar traulich miteinander. Mich erquickt beſonders das gelegentliche Wetterleuchten Deines alten Humors, der aus dem Druck der Jahre wie der Verhältniſſe immer noch hindurchbricht. Gott ſtärke Dir dieſe Ader! Du kannſt ſie brauchen, wenn Dir ſo mannigfache Drangſale Deinen Beruf ſo ſchändlich verkümmern. Ich bin ſo glücklich, daß ich weder durch Geſchäfte gedrängt noch durch Quärulanten mehr überlaufen werde, vielmehr lebe ich wie der glückliche Horaz weſentlich nur noch von Eſſen und Trinken — freilich bin ich aber auf der anderen Seite auch ſo unglücklich, aus meiner beneidenswerten Muße nichts Erfreuliches mehr herausſchälen zu können. So hat jeder ſein Teil.

Daß Du noch den ganzen Tag ſtehen kannſt, iſt mir bei meiner gegenwärtigen Schwäche ebenſo unbegreiflich, als daß ich's ſonſt auch gekonnt habe, in Petersburg ſogar auf der Leiter. Du kommſt mir dieſer fortgeſetzten Stabilität wegen ſchon faſt ſo verehrungswürdig vor wie der heil. Symeon Stylites[1]. Wenn ſich in Deinem Zimmer überhaupt keine

[1] Dieſer ſyriſche Aſket († 459) verbrachte die letzten dreißig Jahre ſeines Lebens auf der Plattform einer hohen Säule.

Sitzgelegenheiten befinden, so habe ich deren in dem meinigen desto reichlichere. Es befinden sich darin an Ruhestätten: 1. ein großes mit amerikanischem Leder überzogenes Sprungfedersopha, 2. ein mächtiger Großvaterstuhl mit Faulenzer für die Füße, 3. ein gewöhnlicher Lehnstuhl, 4. vier Rohrstühle, 5. wenn Du's nicht übelnehmen willst, (wenigstens in dieser Krankheitsperiode) eine kleine bescheidene Druckerei, zu deutsch auch Nachtstühlchen genannt. Auf allen diesen Kommoditäten sitze oder liege ich mit Hilfe von Luft- und anderen Kissen herum, ohne daß es mir zuviel würde.

20. Jan. 1867. Wir sind jetzt Adolphs wegen in einiger Aufregung. Durch Schätzells Vermittlung hat er nämlich begründete Hoffnung auf eine sehr gute Stelle in Königsberg in Preußen, welche ihn in den höheren Staatsdienst einführen würde. Er soll, fürs erste Jahr nur als kommittierter Regierungsassessor, die Stellvertretung des Oberpräsidialrats übernehmen. Mir ist die Sache insofern bedenklich, als Adolph noch niemals im Verwaltungsfach gearbeitet hat. Schätzell hingegen sagt: „Wirf den Pudel ins Wasser, so schwimmt er, und Adolph ist ein Pudel." Adolph war nun in voriger Woche in Berlin, um sich dem Minister des Innern Grafen Eulenburg vorzustellen; bei der Gelegenheit hat ihm der betreffende Dezernent gesagt, er solle sich nur immer bereit halten, daß er auf den ersten Ruf in vierundzwanzig Stunden in Königsberg sein könne. Nun sitzt er da, den Wanderstab in der Hand und erwartet stündlich die besagte Depesche.

25. Jan. 1867. Wir haben jetzt eine Woche lang einen wundervollen Eisbehang an den Bäumen gehabt, so daß die Forstleute Ach und Weh schrien wegen der vielen Waldbrüche. Besonders haben die Birken gelitten, obgleich sie sich wie Sprenkel beugten. Vorgestern trat plötzlich Wärme ein, und in vierundzwanzig Stunden war die ganze Winterherrlichkeit zerflossen. Für meine Respirationswerkzeuge und meinen Holzvorrat wie erbeten. Holz wird übrigens wenig mehr bei uns verfeuert. Ich heize mit Braunkohlen, die wie grobe Erde aussehen und mit Wasser vermengt wie Speck brennen; darauf werden dann einige Torfsteine gelegt, welche stundenlang die Glut halten. Diese Feuerung ist viel billiger, als die mit Holz und auch bequemer für einen, der selbst für seinen Ofen zu sorgen hat.

Gestern hat mich die Herzogin gar freundlich überrascht. „Da sie mich gar nicht mehr zu sehen bekomme und doch nicht vergessen sein wolle", ließ sie mir sagen, so sende sie mir ihr Bild, das mich an sie erinnern möge. Ich empfing ein prachtvolles Album für Photographien, und als ich es öffnete, fiel mir allerdings sogleich das Bild der hohen Frau in die Augen, zugleich aber erhob sich auch im Innern des Buches ein munteres Liliputanerkonzert mit den komischsten Schnörkeln, Läufern und Cadenzen, das mit großem Eifer vier volle Minuten anhielt. Daran habe ich nun ein kindisches Vergnügen und lasse diese kleine Hauscapelle fleißig musizieren.

4. Febr. 1867. Ich habe diesen Brief so lange liegenlassen, um etwas Bestimmtes über Adolph melden zu können. Aber dessen Angelegenheit steckt immer noch im Tintenfaß. So sitzt der arme Kerl denn auf seinem Koffer und wartet sich ganz ab. Inzwischen interessiert er sich lebhaft für die Wahlen zum Norddeutschen Reichstage und tut sein Möglichstes, um Schätzell durchzubringen, der für das ehemalige Herzogtum Bernburg von den Konservativen aufgestellt worden ist. Wahrscheinlich vergeblich, da die Demokratie, diesmal von der Regierung begünstigt, alle erlaubten und unerlaubten Mittel aufbietet. Der Minister Sintenis[1] hat unseren Wahlkreis mit dem ganz demokratischen Cöthener zusammengelegt und das zu uns gehörige konservative Coswig abgetrennt. Die Wahlagitation hat kolossale Dimensionen angenommen. Die öffentlichen Blätter strotzen von Invektiven gegen Schätzell. Gedruckte Waschzettel und Aufrufe werden einem ins Haus geschickt, und demokratische Emissäre dringen in die Wohnungen der kleinen Leute, um sie zu belämmern. Herumvagierende Agitatoren halten in den Schenken große Volksversammlungen ab und führen geworbene Rotten mit sich, welche durch Geschrei und Pfeifen die Gegenredner zum Schweigen bringen. Es ist ganz wie 1848.

Auf solche Wähler- und Wühlereien das Heil des Staats zu gründen, ist doch der denkbar größte Unsinn. Besonders, wenn man bedenkt, daß bei dieser Art Urwahlen die Stimme gewiegter Staatsmänner nicht mehr gilt als die des gemeinsten Rotlöffels, der kaum seinen Namen schreiben kann, und daß den größten Einfluß die unverschämtesten Schreier gewinnen müssen, die sich nicht entblöden, den Pöbel mit stinkenden Geschichten zu regalieren. Wohl bin ich sehr für eine ständische Volksvertretung, wie wir sie dank Schätzell für unseren anhaltischen Landtag noch haben, doch kenne ich keinen größeren Übelstand für einen Staat, als den „Junker Omnes" zum Mitregenten zu haben.

14. Febr. 1867. Lange Pause, weil ich Dir noch melden wollte, was aus Adolph und unseren Wahlen geworden ist. Letztere haben vorgestern stattgefunden. Da Salmuth mir seinen Wagen schickte, so habe ich mich auch dazu eingestellt. Ich hatte mich vor langem Warten gefürchtet, aber siehe da, meine Mitbürger waren so höflich, mir Raum zu geben: in der Hausflur, auf der Treppe und im Wahllokale schritt ich durch das große Gedränge so ungehindert, als wäre ich allein da, warf meinen Stimmzettel in die Urne und war schnell wieder zu Hause. Hier in Ballenstädt ist Schätzell mit ungeheurer Majorität gewählt worden, auf dem Harz fast einstimmig, auch im Bernburgischen fiel die Wahl noch günstig aus, allein im Cöthenschen hat fast alles demokratisch gestimmt, wodurch Schätzell in die Minorität gekommen ist. Diese Wahl hat aber doch wenigstens den Beweis geliefert, daß er in dem ehemaligen Anhalt-Bernburg, dessen Geschäfte er so lange geleitet, die große Majorität für sich hat.

[1] Karl Friedr. Ferd. Sintenis (1804–68), 1863–68 Präsident des Staatsministeriums für Anhalt, vorher Professor der Rechte in Gießen und Präsident des Oberlandesgerichts in Dessau.

Adolph hat nun in Berlin, wo er mit dem Hausminister in der Allodialsache zu konferieren hatte, mit Gewißheit erfahren, daß seine Ernennung nach Königsberg schon unterzeichnet ist und nur noch auf die Ausfertigung wartet. Er wird also bald nach dort abgehen müssen. Gott gebe, daß er sich der sehr beschwerlichen Stelle gewachsen zeigt!

Wir lesen jetzt Ludwig Nohl „Mozarts Briefe". So hat mich lange nichts interessiert: ein Menschenherz von Kindheit auf mit nichts als Musik und einer gewissen, ganz eigentümlichen Albernheit angefüllt! Es macht traurig zu sehen, wie ein Mensch an allen großen Fragen der Menschheit so gleichgültig vorübergehen kann. Schrecklich, so bloß Musik zu sein wie ein Leierkasten! Mir scheint doch ein solcher einseitiger Riese viel kleiner zu sein als jeder sonst ganz gewöhnliche gebildete Mensch.

*

Ballenstädt, am 28. März 1867. Schon wieder ein Todesfall, der uns nahe berührt. Am 23. ist unsere alte Herzogin von Holstein-Glücksburg, die Mutter unserer Herzogin, plötzlich gestorben. Anscheinend wieder genesen von einer kleinen Erkältung, saß sie nachmittags mit unserer Herzogin, Prinzeß Louise und ein paar zufällig anwesenden Prinzen in ihrem Zimmer und amüsierte sich an einer plattdeutschen Erzählung aus dem „Daheim", als sie plötzlich zusammenbrach; sie sprach nur noch einzelne abgerissene Worte als: „Das geht zum Tode – Gott segne Euch", dann stand der Puls.

Diese liebe Herzogin war weder geist- noch kenntnisreich, aber von einer hinreißenden Weiblichkeit, ich möchte sagen Jungfräulichkeit, die sie bis ins hohe Alter (sie wurde 77 Jahre alt) zierte, eine demütige, bescheidene, vergnügte Kinderseele, innig, fromm, wohlwollend, zufrieden mit allem, was Gott schickte, und von feinen Umgangsformen. Wir kannten an ihr nur eine Schwäche, die nämlich, daß jedermann stets ebenso heiter und vergnügt sein mußte, als sie selbst es war. Man durfte in ihrer Gegenwart nichts kritisieren, nichts tadeln, weder Sachen noch Personen noch Verhältnisse. Geschah das dennoch, so korrigierte sie augenblicklich mit ein paar freundlichen, halb schüchternen Worten: „Ich dachte, es wäre doch recht hübsch und brauchbar" oder „Er ist aber doch ein recht guter Mensch" oder „Ich muß sagen, daß es der liebe Gott doch so gefügt hat". Sah man ernst aus, so frug sie teilnehmend: „Sind Sie unwohl?" – „Nein, Hoheit!" – „Ich dachte", fügte sie dann mit großer Freundlichkeit hinzu, und jedermann sah heiter aus.

Sehr gern besuchte sie das Theater (mit Ausnahme der Trauerspiele), und immer freute ich mich, wenn mich dann der Dienst traf. Sie nahm an der Handlung teil, als wenn sie einer wirklichen Begebenheit beiwohnte und wandte sich des öfteren nach mir um mit Fragen wie: „Es wird doch ohne Unglück abgehen?" – „Finden Sie das Stück nicht gut?" Und wenn ich alles bejahte, konnte sie mich ordentlich dankbar ansehen und wandte sich dann auch wohl sehr zufrieden zu ihrer Hofdame: „Herr v. Kügelgen findet es auch sehr gut", worauf ich denn auch von dieser einen freundlichen Blick bekam.

Die teure Frau war von einer unbeschreiblichen Güte und äußerst teilnehmend an fremdem Leid. Bei den Trauerfällen, die mein Haus betrafen, war sie fast immer die erste, die zu uns kam, mit uns zu weinen; war jemand krank, so schickte sie eine Erquickung nach der andern ins Haus. Wenn Gerichte auf ihre Tafel kamen, von denen sie wußte, daß dieser oder jener sie liebte, so ordnete sie an, daß ihm eine tüchtige Portion zugeschickt wurde. An zwölf arme hilflose Familien speiste sie regelmäßig Tag für Tag mit Fleisch und kräftigen Suppen, und kein Handwerksbursche sprach vor, der nicht wenigstens einen Teller Suppe und ein Viaticum bekam.

Für die Gesellschaft bildete ihr Haus einen zweiten angenehmen Mittelpunkt, und in ihrer Familie war sie das bindende, versöhnende Element. Das sind alles Eigenschaften, die an einer so vornehmen Frau besonders liebenswürdig erscheinen. Ihr Haus ist eines der ältesten in Europa, hat Dänemark, Schweden, Rußland Könige und Kaiser gegeben. Selbst von Königen stammend, war sie Mutter und Großmutter dreier gekrönter Häupter, überdem noch der beiden Kronprinzessinnen von England und Rußland – und doch eine rechte Magd des Herrn, so klein und demütig wie eine Frau aus den niedrigsten Ständen. Wo es in den Verhältnissen lag, daß sie sich ihrem Range gemäß putzen und aufblasen mußte, hörte man sie klagen: „Ach, daß ich doch keine Fürstin wäre! Ich passe nicht dazu". Als im letzten Winter der Kronprinz von Dänemark von Petersburg aus hierher kam und seiner Großmama den ihr von der Kaiserin verliehenen Katharinenorden in Brillanten mitbrachte, war die kindlich bescheidene alte Dame ganz beschämt. Sie sagte, sie könne sich nicht entsinnen, je etwas getan zu haben, was einer besonderen Anerkennung wert sei, und war nur mit Mühe dahin zu bringen, die Dekoration bei dem das Ereignis feiernden Hoffeste anzulegen. Einige Tage vor ihrem Tode sprach sie mit Fräulein Recker, ihrer Hofdame, von jenem Leben. Da sagte sie: „Ich habe keine Angst. Ich weiß, was ich tue. Sobald ich zum ewigen Leben erwacht bin, werfe ich mich zu den Füßen meines Heilandes und schreie: Gnade! Erbarmen!"

Ihre Leiche ist einstweilen, bis die Familiengruft unter der Kathedrale von Schleswig bereitet ist, im Garten beigesetzt. Sie besaß und bewohnte das ehemalig Alvensleben'sche Haus. Du erinnerst Dich vielleicht des hübschen griechischen Gartentempels, den Alvensleben da erbaut hatte; der ist zum einstweiligen Mausoleum umgewandelt worden, und dort ruht sie nun unter Blumen und Kränzen. Den Sarg trugen die sechs Söhne der Dahingeschiedenen, unter diesen auch der König von Dänemark. Prinzeß Louise wird nun nach Itzehoe in ihr Stift gehen. Das ist für unsere Herzogin ein bitterer Verlust und fast noch bitterer für Anna, die in einem fast schwärmerischen Verhältnis zu dieser Prinzeß steht.

30. März 1867. Seit einer Woche haben wir herrliche warme Tage, im Garten blühen die Veilchen, im Walde die Schneeglöckchen – und ich Armer kann nicht hinaus, weil ich dick geschwollene Füße habe und keinen Stiefel anziehen kann; doch bin ich einmal mit Julchen ausgefahren. Der

Aus glücklicher Zeit.

Im Kügelgenschen Familienkreise geschnittene Silhouetten aus dem Besitz von Pauline Valentiner. „Das ist nun längst anders geworden, die Todesfälle haben diese Luft gesprengt." 2. Januar 1857.

Die Schweizerhütte bei Alexisbad.

…nem theuren werthen Lieutenant
Andenken Ballenstedt 6 Mai
1867.

Kügelgen

Arzt hat mich mit meinen kaum mehr erträglichen Beschwerden auf den Frühling vertröstet, aber nun bei 15 Grad Wärme und Südwind sind sie erst recht unerträglich geworden. Gott weiß, was daraus werden soll!

Nun liegt meine Frau auch noch auf der Nase, hat sich neulich erkältet, da sie für mich aus dem warmen Bette sprang, ohne sich Zeit zu nehmen, etwas an die Füße zu ziehen. Da sie sich aber trotzdem doch nicht hätte abhalten lassen, mir auch vergangene Nacht wieder beizustehen, hatte ich meinen Barbier, Constantin Schenk mit Namen, als Krankenwärter bestellt, der meiner Frau so unheimlich ist, daß sie die Kammertür zwischen uns verriegelte. Ich freute mich nun ordentlich auf die Nacht, da ich würde schreien und stöhnen können nach Herzenslust, ohne die arme Frau gleich aus den Federn zu jagen; Constantin Schenk beschützte mich ja. Aber siehe da, gerade in dieser Nacht blieb der Anfall zum erstenmal seit sieben Nächten aus, sodaß mein Diakon seinen Thaler ganz umsonst verdiente. Schade, daß es so teuer ist, sonst hielte ich mir von jetzt ab immer eine Nachtwache. Mit dem Bewußtsein, Anderen, statt sie zu inkommodieren, durch seine Krankheit noch zu nützen, leidet es sich noch einmal so gut. Für meine Frau ist es ein Glück, daß Juling Voß bei uns ist als ein rechtes Hauskind.

31. März 1867. Der Norddeutsche Reichstag kann einen auch krank machen. Die Wahlen sind zwar besser ausgefallen, aber dennoch gehen die Verhandlungen nicht gut. Das Parlament vereint schöne Kräfte, und die Reden sind in hohem Grade interessant, aber die alten demokratischen Prinzipienreiter, zum Teil sehr begabte Männer wie Twesten, Waldeck, Lasker, Schulze-Delitzsch sind es, die die Verhandlungen durch endlose Amendements so sehr aufhalten, daß nichts zustande kommt. Ihnen liegt an einem ledernen Parlamentarismus nach der Schablone mehr, als an Einheit und Macht. Aber Bismarck ist doch der Meister. Sobald er sich erhebt, ist alles stumm und mumm, die große Gesellschaft, die sonst wie ein Bienenschwarm untereinander summt und saust und braust und wenig auf die Reden hört, wird mäuschenstill, und aller Augen richten sich auf den Redner, der vom Platze aus spricht und wie spricht! Mit heiserer Stimme, sich oft räuspernd und wiederholend, ganz eintönig ohne jeglichen Stimmfall, ohne allen rhetorischen Schmuck und die Daumen übereinander drehend — aber alles vor sich niederschlagend.

Die Verfassung muß doch zustande kommen, denn der Bund muß den auswärtigen Gefahren gegenüber jetzt fest und einig dastehen. Luxemburg kann zum Kriege führen, wie man die Hand umdreht, und dann muß der Bund wie ein Mann stehen. Welch eine herrliche Überraschung war das, als kürzlich bekannt wurde, daß Bayern, Baden und Württemberg sich schon im August vorigen Jahres anheischig gemacht haben, in jedem Kriege zur Verteidigung deutschen Besitzes zu uns zu stehen. Das war ein Festtag für jeden Patrioten, und es ist wahrhaft empörend, wenigstens für mein Gefühl, daß der Reichstag dem großen Minister dafür nicht einmal einen Dank votierte. Aber diesen Kerls liegt

an Miniſterverantwortlichkeit und dergleichen Dreck mehr, als an der Macht und Einigkeit des Vaterlandes. — Ich muß aufhören — bin der Hand nicht mehr mächtig ...

Das waren wieder fünf ſchauderhafte Stunden! Das Herz ſetzt aus, tanzt und oſcilliert, tut einige Kraftſchläge, der Boden ſchwankt unter den Füßen, und es wird einem gottsjämmerlich zumute. Mittel dagegen gibt es nicht, man muß warten, bis der vergnügte Muskel ſich müde gezappelt hat.

3. April 1867. Ich muß den Brief ſo abſchicken, Kopf und Hand verſagen jetzt den Dienſt. In den letzten Tagen und Nächten habe ich wieder ſchwer gekämpft und gelitten, die vorvorige Nacht nur in kniender Stellung vor meinem Bette liegend zubringen können. Ich fürchte, die Krankheit nimmt jetzt eine unangenehme Wendung. Tag wie Nacht reiben gleichmäßig auf. Nachts freue ich mich auf den Tag und am Tage auf die Nacht, aber beide laſſen mich im Stich, und eins wird immer ſchlimmer als das andere. Leb wohl mein Bruder, und bitte Gott, daß er mein Glaubenslichtlein nicht ganz verlöſchen laſſen wolle.

*

Ballenſtädt, am 30. April 1867. Dein herrlicher Bruderbrief hat mich ſehr erquickt und geſtärkt. Hab Dank für Deine Liebe und Treue! Mich hat Gott der Herr unterdeſſen ſchwer in die Schule genommen, ſehr ſchwer, obgleich es vielleicht nur Kinderſpiel iſt gegen das, was noch bevorſteht. Ach, möchte es mein Herr doch gnädig mit mir machen!!

Schmerzen habe ich bis jetzt zwar wenig. Herzklopfen, aufgeregter Puls und heftige aſthmatiſche Anfälle, das macht ſich, ja dagegen anzukämpfen iſt nicht ohne Genuß. Aber die Unbequemlichkeit (eine Sache, die ich mein lebelang gehaßt habe) fängt an ganz exorbitant zu werden, ſeitdem ich mich mit Waſſer fülle und darin gewiſſermaßen verſteinere. Denke Dir, daß ich ſeit zehn Tagen nicht aus den Kleidern und in kein Bett gekommen bin. Ich ſitze im Lehnſtuhl, bei Atembeſchwerden den Kopf vornüber auf einen Reitſtuhl gelegt — ſo manchmal den größten Teil der Nacht. Läßt die Atembeſchwerde nach, ſo kann ich meine Stellung inſoweit etwas ändern, als ich die Beine nicht dazu brauche, die unförmlich wie Kanonenläufe liegen und hängen müſſen, wie ſie einmal liegen. Im guten Falle ſchlafe ich ein paar Stunden, oft auch gar nicht, und ich kann nicht begreifen, wie ich demohnerachtet am Tage noch ſo geiſtig regſam bin. Bisweilen trifft mich in jener unbequemen Lage noch ein aſthmatiſcher Anfall, dann iſt Julchen bei der Hand mit Compreſſen, Senfſpiritus und Stramoniumtabak [Miſchung mit Stechapfelblättern]. Bei Tage rauche ich gar nicht mehr, der Animus dazu fehlt; dieſe nächtlichen Pfeifen aber ſind Genuß, ſie ſchmecken mir und bringen meiſt Linderung. Ich bin durch Luftmangel oft ſo entkräftet, daß ich nicht einmal nach der Pfeife langen kann, aber Julchen ſteckt ſie mir angezündet in den Mund, ich rauche, und ſiehe es wird beſſer. Sehr ſchlimm iſt das Aufſtehen morgens, die Beinſäulen ſind ſteif und wie zuſammengeſchnürt,

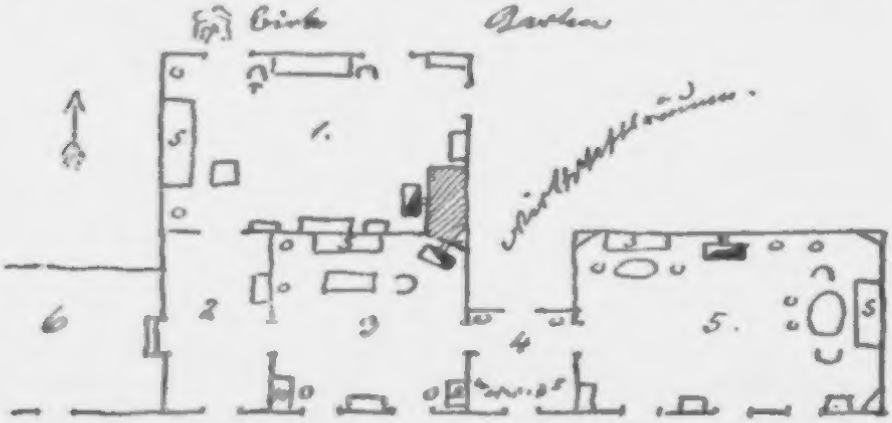
nur mittelst zweier Stöcke kann ich mich langsam fortbewegen, bis es nach einiger Übung etwas besser geht.

Hatte eben einen rechten Schreck. Über dem Schreiben hatte ich mich vergessen, dachte, ich wäre noch der alte, und wollte ein Bein über das andere schlagen – da war es schwer wie Blei und ging nicht. Solche Überraschungen kommen jetzt oft. Ich will es nun noch einmal mit Allopathie versuchen und habe an Alfred geschrieben, von dem ich heute die Antwort bekam, daß sein Sohn Richard übermorgen kommen wird. Ach Gerhard! Von Jugend auf ist mir Wassersucht als die schrecklichste Krankheit erschienen – ich erhebe meine Hände und bitte: „Laß mich wollen, was ich soll." In der Nacht steigt Gebet auf um Kraft und Licht, und die Seele singt alte liebe Lieder. Besonders lieb sind mir die drei letzten Verse des unveränderten Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden" und einzelne Verse aus „Wie soll ich Dich empfangen". Höchst erquicklich bleibt immer das alte „Nun danket alle Gott", man kann es in jeder Not singen.

1. Mai 1867. Guten Morgen, Gerhard! Gott sei Dank, daß wieder eine Nacht überstanden! Endlich einmal ein heller Morgen. Der April war ebenso schauerlich wie der März und Februar, „und der Regen regnete jeglichen Tag". Um die Sonne zu genießen, bin ich schon im Februar in das vordere Zimmer neben meine Frau gezogen – aber es war keine Sonne. Grün ist's aber doch geworden trotz aller Rauhigkeit. Die Birke vor meinem Malfenster bildet vor demselben einen entzückenden grünen Schleier. Drosseln, Finken und Nachtigallen musizieren wie einst im Mai. Aus meinem Südfenster, an dem ich eben schreibe, blicke ich über den grünenden, sprossenden Schätzellschen Park auf die Berge des Tiergartens, wo wir einst als Knaben spielten. Du schreibst, wie mein Bild durch Deine Jugend geht. So geht das Deinige durch die meine. Wer kann sich auch näher stehen als Geschwister!

Ich bin jetzt so unbeholfen, daß ich bei mir wachen lassen muß. Da ich fast gar nicht schlafe, ist es mir auch tröstlich, immer jemand bei mir zu haben. Vergangene Nacht hat nun meine Schwiegertochter Julie zum ersten Male bei mir gewacht. Dieses liebe Mädchen lebt schon halb im Himmel bei ihrem Gerhard, sie hat einen köstlichen Kinderglauben. Ich hatte mich vor der Nacht gefürchtet, zu der jene sich drängte, aber es ging prächtig, obschon ich von 2 bis 4 einen ungewöhnlich schweren Anfall hatte. Sie erfand mit praktischem Sinn eine Unmenge kleiner Hülfen, die mir sehr wohl taten, und war überaus munter, frisch, schnell und leise. Um 4 Uhr wärmte sie Chokolade, und wir frühstückten miteinander bei hellem Morgenrot und dem schönsten Vogelkonzert, indem wir uns von geistlichen Dingen unterhielten. Auch mit Anna hatte ich neulich eine ähnliche erquickende nächtliche Unterhaltung, mit meiner Frau oft trauliche Stunden, so lieb und herzlich wie sie im gesunden Zusammensein nicht immer vorkommen. Das sind dann Lichtblicke in der Nacht der Krankheit, kleine Herbergen auf der beschwerlichen Reise.

Ich habe Dir hier den Teil der Welt, auf den ich jetzt beschränkt bin, aufgezeichnet. Was tut man nicht, um sich zu beschäftigen, wenn der Herzschlag aussetzt! Nr. 1 ist mein Malzimmer, in dem ich jetzt die Nacht auf dem Lehnstuhl + am Birkenfenster zubringe; S sind die Sophas. Nr. 2 das Schlafzimmer meiner Frau, 3 mein jetziges Wohnzimmer: p ist das Pult, an dem ich Dir eben schreibe; 4 ist das Blumenzimmer,



5 das Wohnzimmer meiner Frau, 6 der Anbau, das sogenannte Museum. Das Malzimmer hat große, erst von mir durchbrochene Fenster, keine Gardinen und enorme Helligkeit, aber, weil nach Norden, keine Sonne; zum Schlafen luftig und geräumig. Ich bin doch Gott sehr dankbar, daß ich soviel Platz in meiner Krankheit habe.

2. Mai 1867. Heute mittag kam Richard Volkmann. Er war unbeschreiblich herzlich und hat mir Hoffnung gemacht. Ich soll mit Gewalt nachts wieder ins Bett und Morphium nehmen, um die Anfälle abzuwehren und zu schlafen. Wie das gehen soll, weiß Gott, aber versucht werden muß es. Es war unbeschreiblich gut von Richard, daß er kam, ein ganz bedeutendes Opfer, das er brachte, und er tat es so freundlich, mit kindlicher Pietät für mich. Er ist, so jung er noch ist, jetzt der gesuchteste Arzt (namentlich Operateur) in der Provinz Sachsen und dazu vor einigen Wochen auch noch Direktor der großen Klinik in Halle und ordentlicher Professor geworden. Sein Vater schreibt, einen ruhigen Tag habe er nie, selten eine ruhige Stunde; und doch kommt er zu mir, von dem er weder Honorar noch Reisegeld erwartet. Als er schied, sagte er: „Sobald Sie mich wieder haben wollen, so rufen Sie mich nur. Ich komme gleich und gern, denn ich weiß, ich mache damit Ihnen eine Freude und auch meinem Vater, der Sie nicht aus seinen Gedanken läßt".

3. Mai 1867. Nun ist's geschehen! Ich ging gestern abend, nachdem ich Morphium genommen, wirklich zu Bett. Anstatt aber schläfrig zu werden, war ich bloß aufgeregt, atmete schwer mit großer Anstrengung, und jeden Augenblick stieg aus der Herzgrube etwas Anonymes auf –

etwas rasch Vorübergehendes, für den Augenblick Beängstigendes, das mich stets aus dem etwaigen Einnicken wieder gewaltsam aufriß — schrecklich! Ich kämpfte treulich bis 3 Uhr morgens, da aber stand ich auf, hüllte mich in Decken und gedachte noch etwas auf dem Stuhle zu schlafen — war aber zu aufgeregt — es gelang nicht. Richard wird wohl umsonst hier gewesen sein. Nun, eine Freude hat er mir doch gemacht, und im übrigen: Wie Gott will!

Daß ich soviel von mir rede, das ist die Art hypochondrischer Kranker; Du mußt es so hinnehmen. Jetzt aber zum eigentlichen Zweck dieses Briefes: meinem Geburtstagsgruß für Dich, mein teuerster Bruder und Freund! Gott segne, stärke und geleite Dich an seiner Hand durchs weitere Leben und gebe Dir Freude an Deinen trefflichen Kindern, womöglich auch an Deinem Berufe, uns beiden aber an jenem heiligen Berufe, den wir für den Himmel haben!

Schreibe mir nichts Teilnehmendes, überhaupt nicht viel über meine Krankheit, ich darf nicht weich werden und habe mich bis jetzt auch gut gehalten; aber die entsetzliche Teilnahme von nah und fern macht es mir bisweilen schwer. Doch ist es auch wieder rührend, wie sich alle mit Liebesbeweisen überbieten. Hier am Orte schicken mir die Leute ihr Bestes ins Haus, und die Herzogin hat mir Küche und Keller zur Disposition gestellt; da ich davon keinen Gebrauch machte, so schickt sie mir von ihrer Tafel zarte Wildbraten — eine große Wohltat! Aus Hamburg erhielt ich heute zwei große Rinderbraten (die dort ja berühmt sind), von Cöthen gestern eine reiche Sendung frischer Kiebitzeier, die ich so liebe. Aus Bremen schicken sie russischen Kaviar und wundervolle brasilianische eingemachte Früchte; Pfirsiche hatten wir gestern, Richard Volkmann zu Ehren, so frisch als wären sie vom Baum in den Kochtopf marschiert. Vossens schicken dicke Gänsebrüste, wie man sie hier noch nicht gesehen hat, Adolph gestern eine prachtvolle Torte aus Königsberg, dem Lande des Marzipans. Die ganze Familie hat zu tun, um zu vernichten, was an dergleichen Liebesgaben eingeht, und ich bin so beschämt von aller dieser Liebe, daß ich mein Haupt verhüllen möchte.

Ich denke, die eitlen Franzosen werden doch nicht ruhen, bis sie den Krieg beim Wickel haben. Dann möge sie Gott der Herr zerschmeißen!

Gott behüte Dich, mein guter Dicker! In alter und junger Liebe

Dein Bruder Wilhelm.

†

[Brief der Tochter Anna.]

Ballenstädt, am 26. Mai 1867.

Geliebter teurer Onkel Gerhard! Der schwarze Rand, die fremde Handschrift sagen Dir schon, was mein Brief enthält — ja, er hat überwunden, unser heißgeliebter Vater! Wir haben unaussprechlich viel

verloren, und dennoch ist unsere Seele voll Dank, daß er erlöst ist, denn sein Leiden war zu gewaltig, zu herzzerreißend. Alles das, was er immer als das Entsetzlichste gefürchtet, hat er auskosten müssen bis auf den letzten Tropfen: Wassersucht, Erstickungsnot, Sprachlosigkeit und elendes Verschmachten! Der Herr hat uns durch dunkle Tiefen geführt. Diesen klaren und reichen Geist, diesen frommen demütigen Christen so sein Leben auskeuchen und ausringen sehen zu müssen — das ging fast über Vermögen. Nun liegt er so friedlich auf seinem lang entbehrten Bett, unter dem Kreuz seines Heilands, ein Bild süßer Ruhe, seligen Friedens, mit Blumenkränzen bedeckt, umgeben von blühenden Rosenstöcken und einer Calla in ihrer lieblichen „Engelgestalt", wie Elisabeth diese Blume auf ihrem Todesbett nannte.

Wann er Dir zuletzt geschrieben, weiß ich nicht genau. Auch diese Freude hörte für ihn auf. Mit jedem Tage wurde das Aufstehen schwerer, und endlich war er festgebannt an den Lehnstuhl, die Beine waren wie dicke Säulen, er konnte sie allein auch nicht einen Zoll weit bewegen. Die einzige Stellung, in der er etwas Ruhe fand, war vornübergebeugt. Die Zunge lechzte vor Durst, aber die Atemnot erlaubte ihm weder zu essen noch zu trinken. Hunger, Durst, Angst und Schmerzen — o lieber Onkel, es war furchtbar hart! Es kamen auch bessere Tage und Stunden, kurze Ruhepunkte, die Gottes Gnade schenkte. Aber wie konnte er auch beten in dieser Trübsalshitze! Wie hob und trug er uns oft hoch über allen Erdenjammer hinaus!

Da kam der verhängnisvolle Mittwoch, der 22ste. Vater war an diesem Tage ganz merkwürdig wohl, aß mit Appetit, war sehr aufgelegt, allerlei Unterhaltung anzuhören; ich glaube, es war der Tag, an dem er sich auch Deinen Brief mit Freude von mir vorlesen ließ. Abends, als ich gerade einen Moment mit ihm allein war, da traf ihn die Lungenlähmung — ich hörte ein plötzliches Röcheln und ein gläserner, starrer, namenlos wehmütiger Blick traf mich. Ich setzte mich zu ihm, sprach ihm zu, merkte aber bald, daß ihm die Sprache gelähmt war. Er hatte offenbar Bewußtsein, denn er rang die lieben Hände und sah uns herzzerreißend an. Für jede hatte er noch einen besonderen Blick — Mutter reichte er die Hand hin und nickte ihr zu, mich sah er mit mühsamen Lächeln an und legte die Hand aufs Herz, als wollte er sagen: „Ich habe dich lieb". Mehr und mehr schwand aber, wie die Ärzte versichern und wir nur zu gern glauben, das klare Bewußtsein. Wir wissen nicht, ob er uns noch kannte und verstand; doch verfolgte sein Blick jede Bewegung im Zimmer und, wenn die Tür ging, sah er immer auf. In der Nacht hielt der Propst Scholtz treu mit uns aus.

Am 24sten früh lag der Frühling unter hohem Schnee begraben, wie in ein Leichentuch gehüllt. Wir dachten alle, an diesem Tage, dem Todestage der teuren Großmutter, würde er erlöst werden — aber auch dieser Tag ging hin. Nachmittags kam Benno. Der arme Junge! Er hatte sich wohl keine so traurige Vorstellung gemacht und sank bei Papas Anblick

laut schluchzend vor ihm in die Knie. Da ging ein schwaches Lächeln über das teure Angesicht. Offenbar erkannte er Benno; er ließ ihm seine Hand und sah ihn nachher noch einige Male lange an. In einer seiner Phantasien – er sprach schon vor dem Schlaganfall manchmal etwas irre, war sich aber dessen meist bewußt und gequält dadurch – sagte er einmal: „Nun kommt gleich der Kleine". Nun war der Kleine da und konnte noch die letzte Nacht beim Vater wachen und ihn in seinen Armen am 25sten früh den letzten Atemzug tun lassen. Der Tod kam leise und schnell.

Bald kamen nun die teuren Freunde, die geholfen haben, ihn auf betenden Händen durchs finstere Todestal zu tragen. Wieviel Tränen fließen um diesen allgeliebten herrlichen Menschen! Wie kniete seine Herzogin demütig in heißen Tränen an seinem Totenbette, wie ging der Schmerz durch alle Stände bis zu den Geringsten hinab, denen er je ein freundliches Wort gegeben. Wie wohl tut unseren wunden Herzen die Teilnahme unserer Freunde! Prinzeß Louise hat jetzt immer die Nachmittagsstunden bei uns zugebracht, sie hat ja eben denselben Schmerz erfahren, und wir gehören mehr als je zusammen.

Montag, am 27. Mai 1867. Unseres Gerhard Geburtstag. Mein Brief will gar nicht fertig werden. Ich stehle mir die Momente zwischen den fortwährenden Besuchen, es gibt so vieles zu ordnen, zu bedenken, zu schreiben, und man sehnt sich nach stillen Augenblicken, die der Seele Schmerz so nötig sind. Unser Mutterchen ist bis jetzt noch immer wunderbar gehalten und getragen von Gottes Kraft und Liebe. Nun tritt Er selbst ein, der Witwentrost, da der treue starke Mann sie nicht mehr stützen kann. Vierzig Jahre haben sie Freud und Leid geteilt – wir haben gestern mit Dank berechnet, daß die Freudenstunden doch weit, weit überwiegen.

Heute früh haben die Ärzte nach Papas Willen ihn seziert. Sie kamen dann alle drei sehr bleich und ergriffen und hatten eine große Zerstörung vorgefunden: die Lungen fast ganz weg, das Herz sehr groß mit Anfängen der Verhärtung.

Tante Adelheid erwarten wir jede Stunde. Heute abend kommt auch unser armer Adolph aus Königsberg; er hat nur einen Tag Urlaub und will natürlich zur Beerdigung hier sein. Diese soll morgen früh 8 Uhr stattfinden, an Elisabeths Seite. Gott gebe Sonnenschein dazu! Die liebe Sonne brach nach Sturm und Schnee hervor, als der fromme Dulder ausgelitten. Nun im Tode haben seine Züge wieder ganz ihren edlen Ausdruck. O könntest Du mit uns in sein Friedensantlitz schauen, Du würdest auch getröstet sein!

Register.

Ein Sternchen (*) weist auf die Seiten hin, die in Anmerkungen oder auch im Text Erläuterungen über das betreffende Stichwort bringen.

Bei den häufiger erwähnten Personen und bei den Ortsnamen sind nur die wichtigeren Stellen verzeichnet.

Über B. v. K. vgl. auch Stichworte wie: Künstler, Schriftsteller, Politica, Theologica, Besuch, Briefwechsel, Gartenfreude, Haus, Kammerherr, materielle Lage, Stimmungen, Tierfreundschaft u. a.

Adelheid (K.'s Schwester) s. Krummacher.
Adelsstand 149, 265, 300.
Ahrendts, Pastor 277 f.
Algiersbad XXXII, 7, 25/6, 65/6, 78 f., 144, 150, 165/71, 193 ff., 207, 223/6, 235, 286, 357.
Allianz, Evang. *241, 250.
Alsen, Übergang nach 340, 341.
Altenburg (bei Ballenstedt) 75, 130.
Altlutheraner 197, 221.
v. Alvensleben, Kammerherr *31, 33, 122.
Amerika (Nord-) 113, 249, 291.
v. Ammon, Reichskommissar 135, 137.
Anhalt-Bernburg, Herzog Alexius: XXX, 202.
— Herzog Alexander Carl: XXXI, *54, 77 f., 124, 130, 131 Anm., 150/2, 165, 171, 178, 181/6, 189/93, 194/5, 202/4, 207/10, 211/3, 215, 217, 221 f., 228 ff., 246 f., 265/6, 270, 273, 306, 321, 324/6, 330.
— Herzogin Friederike: XXXI, *5, 12, 15, 32 f., 35, 52, 53, 62, 66, 71/2, 77, 81, 84, 96, 98, 101 f., 109, 117/8, 128, 133, 136 ff., 141 f., 150 ff., 153 ff., 159 ff., 163, 165, 178, 188, 190, 210 f., 212, 214/5, 267 ff., 279, 280 ff., 292 ff., 302, 312, 324 f., 327, 356 f., 381, 391.
— zur Geschichte von: 122 ff., 130, *131/4, 135 ff., 138/41, 159 f., 166/9, 211, 228 f., 240 f., 275, 279 f., 302, 312, 322 f., 325, 371, 382; kirchliche Verhält. 27 f., 217, 278 f.
Anhalt-Cöthen, Herzog Heinrich 117; Herzogin *16.
— sche Erbschaft 187 f.
Anhalt-Dessau, Herzog Leopold *238 f., 325, 338, 342, 371.
— Erbprinz Friedrich (I) *237, 344, 346.
— Prinz Friedrich August 238, Prinzessin *246.
Arnhahn, Domprediger 277.
Arndt, Joh. Friedr. Wilh. (1802—81), Prediger in Berlin, „Morgenklänge" 100.
Assburg, Graf Ludwig von der *53, 125, 224, 306, 364, 378, — dessen Sohn Ludwig 345, 380.
Atti (= Friedr. Ad. Krummacher) *2.

Badeborn (Dorf bei Ballenstedt) 44, 371.
Ballenstedt XXX ff., 9, 62, 81, 91, 122 f., 124/6, 127, 130, 134 f., 141, 197, 257, 273 f., 279, 300 f., 370.
Barbara, Schwestern XXXII, 2, *26, 31 ff., 34, 66, 77, 153, 155, 214, 258, 318, 326.
Bassian, Pastor 278.
Bedeborff *209.
Becker, Hofmaler 195.
Beethoven 331, 360.
Beim, Oberamtmann 309 f.
Benninghaus (Thale) 74, 75 f.
v. Berg, Natalie *XIX, 220.
Berlin 12, 42, 88, 95, 110, 120 f., 123, 141/2.
Bernburg XXIII, 42, *81, 87, *105/6, 139 ff., 156, 295; s. a. Anhalt-B.
v. Bernstorff, Fr. L. *5, 9, 19 ff., 23, 25, 35 ff., 39, 41, 52, 53, 65/6, 68/9, 71 f., 76, 81, 87, 113, 166, 303, 324 f., 327, 352, 377.
Berthold, Karl Ferd., Zeichner u. Radierer, Schüler von Gerhard v. K., geb. 1790 in Meißen, gest. 1838 in Dresden: XXVI, XXIX.
Besuchsreuben u. -nöte 1 f., 10, 65, 200, 201, 226, 304, 353/4, 374, 377.
Bettina (v. Arnim) 83.
Bingen 191.
Bismarck 100 Anm., 312, 321 f., 329, 332, 338, 358, 365, 367, 369, 371, 373, 374, 378/9, 385.
Blechhütte (im Bodetal) 74, 75 f.
Blüher, Pastor XXVIII.
v. Bock, Woldemar *XIX, 375.
v. Bodelschwingh (? Karl, Finanzminister) 370.

Bodelschwingh 74, 76, 174, 343.
v. Bonstedt, Frl. 242.
Bosse, Robert *240, 332.
Brandenburg, Graf, Min st. 134 Anm., 136, 142.
Brassert u. Frau, geb. Natorp *XX, 223.
Brehm, Oberbereiter 125.
Bremen XXVII, 171/3; Br. Kirchenstreit 2 f., 9.
Brentano, Clemens u. Bettina 83.
Briefwechsel, Charakter des 4, 66 f., 107, 115, 330. Eigene Briefe 11, 306.
Brinckmeier, Professor *318
Brüdergemeine s. Herrnhut.
Buchmann, Kammerdiener 203.
Büchsel, Erinnerungen 308.
Bulwer, Edward 67, 82, 104, 297.
Bürgerwehr 121, 122, 125, 126, 127.
Buttlargrab *189.

Calm, Lederhändler 140.
Camphausen, Wilh., Schlachtenmaler 351.
Carus, Karl Gustav, Selbstbiogr. 376.
Carus, Konsistorialrat 269, 277.
Christentum, Stellung zum, s. Theologica.
Christlicher Staat 246 f., 248 f., 260.
Claus, Kapellmeister 62.
Cornelius, Peter XXVI.
Coswig 195 f., 208, 302.
Cöthen 235, 359 f.; s. a. Anhalt-C.
Cotta, Heinr., Zeichner u. Radierer 326.
v. Cramer 35, 69, *74, 76, 82, 133 f., 183, 212, 301, 311, 330.
Crola, Maler, u. Frau *209 f., 217.

„Daheim" 351, 365.
Dahlmann, Englische Revolution 70.
Dänemark, Christian IX.: *329 Anm., 330.
— Prinzeß Alexandra 345, Dagmar 344.
Danzig 161, 170.
Dascha, Tante = Dorothea v. Zoege.
Delitzsch 292.
Dessau 237 ff.; s. a. Anhalt-D.
Deutschlands Einheit 119 f., 121, 129, 364/5, 385.
Diakonissen 295, 313 ff., 316 f., 319 f.
Döbernitz 292 ff., 303 f.
Dohna, Gräfin XXIII, *47, 235, 254 f., 272.
Don Quixote 117.
Dorpat 92.
Dresden XXVI, 1, 42, 147, 253, 255.
Dulon 127, *173.
Dumas, Monte-Cristo 100 f.
Düppeler Schanzen 335, 338, 341 f.

Ebernburg 191.
Ehescheidung 634.
Eichhorn, Kultusminister 61, 112 Anm. 1.
Eichenforst (bei Stolberg) 151.
Eisenbahnen als Neuheit 61, 96.
Elmine = Wilhelmine v. K., Frau des Bruders.
Emmy s. v. zur Mühlen.
Engels, Christiane *16.
England (Engländer) 51, 62 f., 64, 103, 106, 113, 220, 248, 266, 276, 277, 372; s. a. Irland.
Ermsleben 129, 236 f.
Estland (Livland) XXIV, XXVII, 85, 88, 92, 213, 239, 272, 323 f., 362.
Exiert, evang. Bischof 45, 176.

Falkenstein, Schloß XXXII, 30, 64, 380.
Falley, Förster 185.
Familienidylle 21, 46, 67, 69 f., 71, 75 f., 79, 117, 175, 201 f., 205, 241 f., 377 f.
Fechner, Professor *64, 180, 293, 294, 335, 356, 368, 372.
Fernow, Karl Ludwig *47.
Fesel, Christoph (1737—1805), aus Würzburg, Porträt- u. Historienmaler, 1700 in Mainz Lehrer der Zwillinge, später Professor in Rom; F. pflegte seine Bilder grün zu untermalen. 350.
Finger, Tony 328 f., 336/7, 339, 353.
Finn, Stift XXIV, *19, 83, 91, 100.
Flemming, Psychiater 232.
v. Florencourt *129 f., 149.
Flügge, Frl. 15, 21, 23, 46, 55 f., 59 f.
Föhr 267, 268 ff.
Frankfurt (Main) 190, 193, 266; Parlament 128 f.
Frankreich (Franzosen) 84, 101, 119, 220, 260, 276 f., 283, 285, 304, 372, 389.
Freie Gemeinden 12, 77.
Friedrich, Maler 326, *376 f.
Fritz = Friedr. Wilh. Krummacher.
Frohse, alte Kirche in 305.

Gartenfreude 15, 45, 46, 61, 62 f., 80, 112, 114, 175, 194, 220.
Geburtstagsfeier 30 f., 51 f., 68, 136, 157 f., 258, 295 f.
Gegensätze 106, *247, 331.
v. Gerlach, Ludwig *141 f., 148, 263 f., 267 f., 371.
Germroda, Schloßkirche 279, 306.
Geschichte, Reflexionen über 45, 70, 118, 201, 203, 289, 303.
Gesetzbrecht, Kaisergeschichte 306, 356.
Gießen 100.
Glaubensleben, Br. v. K.'s, s. unter Theologica.
v. Gloß *140.
Gnadenberg (Schlesien) 282 ff.
Goethe 83, 101, 107, 114, 201, 321, 323, 330, 380.
Goßner, Johannes *50, 66.

Göpel, Gustchen *255.
Gonbow, Wilhelm *322.
Gräfe, Augenarzt *345.
Griechenland, König Georg I.: 365.
Grimm, Hermann 356.
Grimm, Generalstabsarzt 225 f.
Gröditzberg 255.
Grünberg (bei Dresden) XXVIII, 75, 83.
Grunewald, Gustav (1805—78), Landschaftsmaler, studierte 1820/3 in Dresden: XIX.
v. Grüter, Landrat 174.
Gutschmidt 11.
Guyon, Madame de 13.

Hackländer, F. W., Schriftsteller 297.
Hahn-Hahn, Gräfin Ida 52.
Hahnemann, Samuel *110.
Haindorf, Professor 16, *17/8.
Halberstadt 61, 67, 141, 214.
v. Halem 15.
Halle 334 ff., 345; Studentenleben 219, 222 f.; s. a. Volksblatt.
Halligen (Nordsee) 270.
Hamburg 173, 270.
Harms, Ludwig 267, 303, *337.
Harnack, Theod. *27, 92.
v. Harpe (Estland) 333.
Hartmann, Chr. Ferd. (1774—1842), Historienmaler, 1810 Prof. u. 1823 Direktor der Dresdener Akademie XXIII.
Hasenclever, Josua (Barmen) 18.
Haus, eigenes XXX, 30 f., 41, 44, 75, 85 f., 388; s. a. Gartenfreude.
Haydnsche Kindersymphonie 35.
Hegel 75.
v. Heister, Leutnant 285 f.
Helene (v. Kügelgen) = Schwägerin des Bruders Gerhard.
v. Hellfeld 183, 189, 193 f., 212, 217, 221, 228, 231, 311. — Pauline 352.
Hempel, Minister 129 Anm., 132 Anm., 162, 186 ff., 219.
Hengstenberg, Professor 2, 13, *50.
Hensel, Wilhelm *331/2.
v. Herder, Frau 156.
Hermsdorf (bei Dresden) XXVIII ff., 3 Anm., 30 Anm., 83, 169.
Herrnhut XXVIII, 145 ff., 200 f.
Herzog(in) s. Anhalt-Bernburg.
Hesekiel, Georg 259.
v. Hevnitz, Familie *3 — Dora *3 f., 60 — Ernst XXVII ff., XXXII, *3 Anm., 30 Anm., 47, 206.
Hofacker, Predigten 26, *40.
Hoffmann, (Ober-)Hofprediger 23, 53, *125, 150, 214/5, 281, 325, 357.
Hoffmann, Medizinalrat 218, 231, *348.
Hoffmann, Rektor 196.
Hoffmeister, Schillerbiographie 101.
Hohenerxleben 8 f.
Hohenthal, Graf *105 f., 153, 292 f., 294, 303 f. — Gräfin, s. Prinzeß Marie von Holstein.
Holstein-Glücksburg, Herzogin Louise 153, *163, 202, 318, 333/4.
— Prinzeß Louise *82, 147, 152, 155, 158, 163 ff., 258, 293, 318, 329, 352, 384, 391.
— Prinzeß Marie (= v. Ledeberg, Gräfin Hohenthal) 33, 34, 43, 69, 153, 158, 293, 302.
— Prinz Carl 198, 203; Friedrich 152; Julius 35; Wilhelm 152, 247.
Homann, Mäßigkeitsapostel 51, 65.
Homburg v. d. H. 190.
Homöopathie 35 f., *37 f., 110 f., 331 f.
v. Hopffgarten *260.
Hoym XXXI, 227, *228 f., 230 f., 260, 276/7, 284, 306.
v. Hoym, Frau *86, 100, 184.
Hübel, Ministerialrat *147, 250.
Hunde s. Tier-Freundschaft.

Ilsenburg 209 f., 217.
Immermann (Münchhausen) 89, 100.
Irvingianer *143, 197.
Italien XXVI, 11, 119, 251, 276 f., 285.

Jacobi, General 173.
Jäger, Gustav, Maler *291.
Jahn, Turnvater 263.
Jean Paul 51, 83, 104.
Johanniterritter 312.
v. Jory, Major 88.
„Juden u. der deutsche Staat" 306 f.
„Jugenderinnerungen" 72, 205 Anm., 232, 233 f., 267, 333 f., 357.
Julie = 1. W. v. K.'s Frau (Julchen); 2. = Julie v. Voß (Jula, Juling).

Kahnis, Aug. (1814—88), Prof. d. Theol. in Leipzig 294.
Kammerherr, Ernennung zum 58, 177 ff., 180, 181/6. — Zeremoniell 204, 216.
Katholizismus 17, 40, 67.
Kastel (Dresden) *256.
Kaulbach, Wilh. v. 360.
Keferstein (Papiermühle Ermsleben) 129.
v. Kerssen, Minister *131 Anm.
— Frau 315.
Kersting, Friedr. Georg (1783—1847), Maler, aus Mecklenburg, kämpfte 1813 als Freiwilliger unter Lützow, Malervorsteher an der Meißener Porzellanmanufaktur 321.

Kindt, Georg Christian (1793—1869, als Naturforscher durch die Verwertung der Chemie, Optik und Mikroskopie für seinen Apothekerberuf bekannt; vgl. Allg. Deutsche Biogr. XV, 769) 171 f.
Kirchen(-gebäude), alte 17, 67, 305.
Kirchentum 27, 97, 217, 221, 240, 241, 250, 266 f., 278 f.; s. a. Staat und Kirche.
Kleinstaaten 358.
v. Kleist, Leutnant 287.
Klieken (zwischen Coswig u. Roßlau) 239 f.
Knorring, Frl. 201.
Kohlenschacht *74.
Köln, Revolution in 119.
Konfliktszeit, in Preußen 321, 363 f., 373.
Königgrätz 370.
Königsberg, Krönungsfeier 300.
Königsbrück 105 f., 292.
Konservative (Kreuzzeitungs-)Partei 259 f., 262 ff., 298 f.; s. a. Politica.
Konzessionspolitik 119 f., 297 f., 301 f.
Koopmann, Joh. Karl Heinr. (1797—1884), 1819—23 in Dresden, 1833 Prof. in Karlsruhe XXVI.
Köppen, Irvingianer 143.
Körner, Theodor 321.
Kösen, Bad 253.
Kraft, Maler *71, 320.
Kraus, Pastor *XVIII, 252.
Kreuznach 189/92.
Kreuzzeitung 206, 259, 262 f., 307; vgl. Konservative Partei.
Kriegel, Mariechen 69; ihr Vater 296.
Krieg und Volkswirtschaft 158, 200, 367.
Krimkrieg 199 f., 210, 216, 220.
v. Krosigk (Hohenerxleben) 8, 65, 78, 235.
— (Gröna), Frl. 154.
— Minister *132 Anm., 134 f.
Krüdener, Frau v. *13, 63.
Krüger, Justizrat 141.
Krüger, Zeichner XXIX, *59.
Krummacher, Familie *XIX f.
— Adelheid (Schwester) XXX, 2, 20 f., 30, 69 f., 174, 257, 303, 391.
— Adelheid (geb. Natorp) 172, 304.
— Adelheid (Ea, aus den Vornamen der Eltern gebildet) 327.
— Adolph 65, 67 f., 88, 149 f., 214.
— Bertha 27, 201, 226, 241.
— Eduard 9, 65, 67, 171 f., 179, 374.
— Emil 8, 10, 374.
— Friedr. Adolf (der Ätti) XXIII, XXVI f., XXXI, 2 f., 30, 73, 214.
— Friedr. Wilhelm (Schwager Fritz) 2 f., 11 f., 13, 27, 61 f., 63, 112 ff., 143 ff., 176, 214, 233, 241, 323, 339, 353 f., 374.
Krummacher, Gottfried 174; Hermann 201.
— Julius XXX, 2, 174, 303.
— Maria (Tecklenburg) 174, 226, 341.
— Maria (Potsdam) 323.
— Martin 174, 223.
— Mathilde 27, 113, 201, 204 f., 226, 341, 353 f.
v. Kuczkowski 214.
v. Kügelgen, Familie *XVII f., 242.
— Adelheid, Schwester, s. Krummacher.
— Adolph, Sohn XXX, 55, 67, 71, 175, 201, 219, 222 f., 242, 251, 268, 288, 328, 332 f., 339, 344, 348, 364, 378, 381 ff., 391.
— Anna, Tochter XI, XXVIII, 46, 70, 81 f., 117, 153, 168, 175, 194, 202, 233, 258, 266, 287, 313 f., 317, 335, 346/7, 352, 387, 389 ff.
— Benno, Sohn XXXI, 67, 70, 106, 175, 201, 257, 268, 271, 310, 314, 344, 365, 370, 373, 390 f.
— Bertha, Tochter XXVII, 41, 46, 49, 52, 53, 55, 67, 73, 75, 81, 147, 152, 166 ff., 173, 179 ff., 192, 199, 202.
— Carl, Onkel XXV, XXVIII, 198, 348, 349.
— Constantin, Vetter XXVIII, 111, 294.
— Elisabeth, Tochter XXXI, 67, 96, 102 f., 175, 177, 202, 258, 285 f., 306, 312/20, 328, 391.
— Elmine, Kusine u. Schwägerin XXVII, 50, 93, 98, 176, 178.
— Emma, Nichte XI, XXI; Frommhold, Neffe 242.
— Gerhard, Vater XXII f., 17, 18, 70, 72 f., 232, 348.
— Gerhard, Sohn XXVIII, 46, 49, 53, 67, 71, 75 f., 105, 108 f., 116 f., 140 f., 150, 156 f., 175, 180, 190, 216, 241, 258, 266, 268, 271 f., 326, 328, 339, 344 f., 358, 363, 367, 369 f., 372, 377.
— Helene Marie, Mutter XXX, 4, 10, 19 ff., 22/4, 68, 69, 72, 350.
— Helene, Kusine 93, 145, 176.
— Julie, Frau XXIV, 9 f., 20 f., 64, 87, 101, 189 ff., 194, 223, 268, 296, 313, 315, 317, 320, 323, 325, 346 f., 349, 354, 360 f., 363, 370, 374, 385 f., 391.
— Lilla, Nichte 98 f., 349; Sally 99, 252, 259.
— Otto, Neffe 257, 271, 277.
„Kunst, 3 Vorlesungen über" 25; Kunstgeschmack 84.
Künstler, W. v. K. als: Berufskummer XXIII, 20 f., 48, 52, 57, 58 f., 60, 82 — Malen 13, 46, 57, 75, 91, 96, 130, 159, 195, 198, 213, 296 — Gemälde, einzelne: XXVIII, 8, 60, 65, 73 ff., 84, 96, 99, 100, 136, 165, 171, 173, 214 — Zeichnen 30, 43, 53, 59, 67, 76, 80, 87, 271, 347, 376 — Tonbüste 3 — Kunstreisen: 16, 20 f., 80, 88/91, 171 f., 195 f., 268.

Kurfüll *XXIV, 49, 59, 85, 176.
v. Kutteroff 58, *76, 134, 139 f., 183, 311, 316, 363.

Landschaft, Auge für die 375/6.
v. Lasperg *42; Tochter *105; Frau v. = Prinzeß Marie von Holstein.
v. Lattorf *238 ff.
Lausa 1, 254.
Lavière 141.
Leipzig 180, 293, 294 (Museum), 304.
Leseabende bei der Herzogin 53, 102, 138.
Lessing 376.
Lewes, Goethe 291.
Liberalismus 260 f., 263 f., 272, 274 f., 283, 297/8, 299 f.; Liberale Ära *275, 289, 298, 299. Vgl. Politica.
Lichtfreunde 12, 77, 84.
Liebe, Wesen der 103 f.
Liebner, Oberhofprediger *209.
Lindner, Professor *293 f.
Line = Pauline Valentiner, später Frau Schiller.
Livre des sauvages 304.
v. Loën, Generaladjutant 225 f.
Loschwitz XXVIII, 1, 69 f., 90, 255 f.
Lotzdorf (bei Dresden) XXV, 324.
Louis XVII. 261 — s. Napoleon.
Lüdicke, Rechtsanwalt 360, 361.
Luther 321.
Lutze *235, 359 ff.

Magdeburg 141; Magdeburger Zeitung 127.
Mägdesprung XXXII, 43, 208, 305, 342, 358.
Mainz 175 f., 190, 197.
v. Manteuffel, Minister 160, 170, 219.
Marburg 190.
v. Marenholtz 242.
Martini, Theaterdirektor, 116 Anm., 140.
Mäßigkeitsvereine 51, 65.
v. Massow, Frl. 207, 288.
Materielle Lage XXX f., 48, 80, 178, 189, 227, 301, 326, 338.
v. Maydell XXVI, *306.
Meinhold (Bernsteinhexe) 62.
Meisdorf *53 Anm., 125, 364, 378.
Meiseberg XXXII, 208 f., 305, 316.
Mendelssohn-Bartholdy 321, 331 f.
v. Mey *130 Anm., 131 Anm., 140.
Mikroskopieren 136, 137, 138, 172.
Militär, preuß. 121, 141, 158, 200, 285, 338, 341 f., 367, 369 f., 372 — u. Civil 130, 200.
Milner, Kirchengeschichte *43.
„München" XXX, 11, 253.
Möller, Konsistorialrat *XIX, 16 ff., 19, 20 f.
Monts, Graf 191.
Mozart 383.
v. zur Mühlen, Emmy *XVIII, 343/4, 351 ff., 354/5, 365, 375.
Münster i. Westf. 15, 16, 17/20, 100.
Musikschmerzen und -freude 55, 202, 205, 231, 257, 280, 281/2, 360.

Napoleon III: 199, 200, 276 f., 338, 372, 379.
v. Nathusius, Philipp *205/6, 207, 252, 266, 304.
— Marie 207, 261, 333, 375.
Natorp *XX; Adalbert 65, 86; Adelheid 304; Gustav 65; Gustav Ludwig 2; Oskar 201.
Naturfreude 24 f., 26, 68, 74, 114, 136, 195, 220, 227, 251, 270, 311 f., 358, 380; s. a. Gartenfreude.
Neander, Professor 61.
v. Necker, Hofdame 352, 384.
Neff, Timoleon XXVI, XXIX, XXXII, *60, 80, 88 ff., 93, 282.
Neinstedt 205 f., 310.
Nibelungen 117.
Niemeyer *112.
Nikolaus I., Zar: XXVIII, XXX, 216.
Nikolsburg, Friede von 379.
Nohl, Mozarts Briefe 383.
Norddeutsche Reichstag 382, 385 f.
Nordfriesland 270.
Nordsee 270, 311 f.

Oehme, Maler *29 f., 255.
Olympia Morata *337.
Orden 149, 242.
Österreich und Preußen 154, 364, 366, 371.
Ottenküll XXIV, 40, 115.
v. Oettingen, Familie 310.
Otto = 1) Otto v. Zorge; 2) Sohn des Bruders Gerhard.

Paniel, Pastor 3, 9.
Papiermühle in Ermsleben 129.
Perthes, Friedrich 234.
Peschel, Maler XXVI, XIX, *29 f., 147, 255 f., 350.
Peter der Große, Zar 45, 47.
Petersburg XXVII f., 88 ff.
v. Pfuel, Ernst Heinr. Adolf, General und Ministerpräsident 18, 131.
Philippi, Professor *97.
Philosophica s. unter Theologica.
Pickels, Hermine *303, 315, 350.
Piper, Hofarzt *125, 129, 132, 158, 217, 222.
Politica 79 f., 102 f., 108, 111 f., 113, 118 f., 129 f., 148 f., 240 f., 252, 259 f., 261/5, 274/7, 288 f., 296, 297/302, 312, 316, 321 f., 330, 351, 363 f., 373, 379, 385 f.
Poll *XXIV, XXVII, 65, 114/5, 157, 177, 238.

Potsdam 336/47.
Preußen 108, 109 f., 131, 210, 262, 266, 276, 299, 306, 312, 321, 330, 358, 363, 368, 371, 373; s. a. Bismarck.
Preußen, König Friedrich Wilhelm III.: 45.
— König Friedrich Wilhelm IV.: 12, 18, 54/5, 103, 113, 120 ff., 131, 162, 223/6, 258, 266, 332, 363.
— König Wilhelm I. (Prinz von Preußen) 54, 110, 206, 276, 278, 300.
— Kronprinz (Kaiser Friedrich) 266, 316, 329.
— Prinz Carl 54, 340.
— Prinz Friedrich 192; Prinzeß Friedrich (Louise von A.-Bernburg) *9, 39, 60.
— Prinz Friedrich Carl 372; Prinzeß Friedrich Carl *238, 373.
Prinzeß Louise = 1) Prinzeß Friedrich von Preußen; 2) von Holstein.
Professortitel 173.
Pröll, Max *350.
Psalmen 75, 88, 347.

Quedlinburg 200, 205, 226; der Hof in 133 f.
Quehl *169 ff.

Rabe, Gutsbesitzer 158.
Rahtsleben 242.
Rauhes Haus, Brüder vom 313.
v. Rauschenblatt 72.
Rebern, Graf 229.
Reichsverweser 130.
Reisemarschall 191 f., 252 ff., 256, 292, 296.
Religion s. Theologica.
Remy, Carl Aug. (1800—1872), aus Pasewalk, in Dresden u. Rom ausgebildet, später Prof. an d. Berliner Akademie XXVI.
v. Rettberg, Wilh. 271, 355 Anm., 372, *377.
Reuß, Fürst *47.
Reval, Olaikirche XXVIII.
Revolution (grundsätzlich) 121, 126, 130 f., 150, 280, 297.
Rheingrafenstein 191.
Rheingrenze, französischer Appetit nach 276, 372, 379.
Rheinstein 191/2.
Richter, August, Maler 279.
Richter, Ludwig XXVI f., XXIX, *29 f., 147, 255 f., 350 f., 365.
v. Richthofen, Frau (Prinzessin Friederike) 254 f.
— Gräfin *189 f., 235, *374/5.
Rietschel, Ernst, Bildhauer 340, 342.
Riga 51 ff.
Roller XXIII, XXVIII, *1, 7, 100, 106/7, 118, 139, 256 f., 266, 292 f., 295, 365, 377, 380.
Roman, deutscher u. ausländischer 82 f.
Romberg, Psychiater *203.
v. Roon, Kriegsminister 322, 364, 367, 374.
Rosenthal, Pastor 44, 69.
Rothe, Richard XXVI f.
Rousseau 272/3.
Rübeland, Baumannshöhle 210.
Rummel, Arzt 98.
Rußland XXVII f., 80, 94, 190 f., 216, 226, 302.

Sachsen 149, 291 f.; König Johann 373.
v. Salisch *XX, *341, 353 f., 355 f.
v. Salmuth, Frhr. Ludwig *27, 55, 85, 106, 139 f., 187 f., 222, 330.
— dessen Sohn 114, 316, 362; Tochter Ida 97, Agnes 202.
v. Samson, Emma *XVIII, 343, 353, 354.
Schauder, Frl. 219 f.
v. Schätzell *160/3, 166, 169 f., 187 f., 197, 217, 222, 225, 229 f., 240 f., 244 f., 275, 278 ff., 295, 322, 325, 328, 333, 345, 357, 367, 371, 374, 378 f.
Schaumburg, Prinzeß Hermine *238.
Scheibel, Professor *30.
Schelling 50, 61.
Schellow, Hoflakei 236 ff.
Schenk, Constantin 383.
v. Schierstedt *133.
Schiller 101, 107; -jubiläum 283.
Schiller (Hamburg) *46 Anm. 2, 229, 270.
— Pauline s. Line Valentiner.
Schleswig-Holsteinsche Frage *96, *329.
Schlieffen, Gräfin 235, *254 f., 272.
Schlittenfahrten 7, 71/2, 215, 285 f.
Schmaltz, Pastor *264.
Schmid (Halberstadt) *XX, 214.
Schnorr v. Carolsfeld, Julius XXVI.
Scholtz, Propst *176, 217, 240, 266, 324, 325, 330, 347, 352, 390.
v. Schönberg, Oberpräsident 255; Frau v. 235, *254.
— Auguste s. Gräfin Schlieffen.
Schönberg-Glauchau, Graf 269.
Schopenhauer, Johanna 47.
Schreck, Pastor 50 (statt Druckfehler: Frech), 240.
„Schrift von den Widersprüchen" usw. 142/5, 159, 171 f., 356.
Schriftsteller, W. v. K. als: XXXI, 25, 127, 142/5, 159, 252, 365, s. „Ing.-Er."
v. Schubert, Professor XXIII, *28, 218, 296.
Schulz, Missionar 324.
v. Schweinitz, Allwill *75, 76, 97, 196, 258.
Schwind, Moriz v. 360.
Seeil, Walter 310.
v. Seelhorst 82, 224 f., 251. — Frau v. 326.

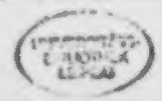
Selketal 113, 208, 305.
Senff XXVI, *169, 326.
Shakespeare 68, 101, 206, 217, 233.
Sieskind 124.
v. Sigsfeld, Oberhofmarschall 223 ff.; dessen Sohn 35.
Silberhochzeit 174/5; des Herzogs 280 ff.
Silvesterfeier 117, 377/8.
Sinienis, Minister 361.
Smend, Pfarrer XX, 341.
Snell, Karl 68.
v. Sonnenberg 186.
Sonntagsgesetzgebung 274.
Spurgeon 307.
Staat und Kirche 246 f., 248 f., 290.
v. Stackelberg *XVIII f.; Tante Sophie XXIV, XXVII, 24; Vetter Wilhelm 115; Kusinen Antonie *49, 57, Auguste u. Sophie 85.
Starke (1808—1829 Oberhofprediger in Ballenstedt, gest. 1830) 46, 203.
Stephan, Pastor *264.
Stecklenburg, die 310.
Stein, Frhr. vom 307.
Sternenhimmel 114.
Sternhaus 184, 215, 323.
Stettin 95.
Stimmungen („üble Laune") 35, 40 f., 48, 51, 73, 82, 165 ff., 168, 178.
Stolberg (Ort) 151.
Stolberg-Stolberg, Gräfin 245.
Stolberg-Wernigerode, Gräfin Adelheid *242.
— Graf Botho *209, *242 f.
— Graf Eberhard 342.
— Graf Hermann *209, 364.
— Graf Otto 364.
— Gräfin, Oberin von Bethanien 316.
Stolzmann, Kreisrichter 240, 332.
Strauß, Oberhofprediger *12; Sohn Otto 368 f.
Stufenberg (Stubenberg oberhalb Gernrode) 73, 77, 182, 201 f., 323, 375.
Sue, die 7 Todsünden 101.
Swinemünde 93 ff.

Tabakpreise 251 f.
Talleyrand 103.
Tanroggen 86 f.
Tecklenburg XXX, 173, 174.
Teutoburger Wald 174.
Theologica, Philosophica u. Glaubensleben 3, 6 f., 10, 11, 12, 13 f., 24, 28, 33 f., 40, 45, 48, 50, 57 f., 64, 66, 70, 75, 83 f., 90, 97 f., 115 f., 142/5, 148, 218, 221, 240 f., 250, 283 f., 289 f., 319 f., 346, 347 ff., 368, 372, 386, 390; s. a. Kirchentum, Tod.
Theologisches Kränzchen 240, 249 f.
Thorwaldsen XXVI.
Tier-Freundschaft 102, 105, 106, 112, 177, 305, 309 f., 333, 334, 338, 343.
Tille = Mathilde Valentiner.
Timo = Timoleon Neff.
v. Tippelskirch 129.
Tischrücken 186.
Tod, Leben nach dem 24, 68, 192, 283, 335, 347, 368.
Tony s. Finger.
Treviranus, Pastor 2, 8.
Trier, heil. Rock *112.
Trobitius (Ballenstedt) 301.
v. Trotha, Hausmarschall 237 ff.
Trützschler v. Falkenstein 140.
v. Tschammer-Osten 180.
v. Twardowski, Adjutant 369.

Uhlich, Begründer der Freien Gemeinden *12, 77, 84.
v. Unger 18, 21.

Valentiner, Frau Dr. *5, 56, 68, 71, 81, 153, 315, 320.
— Mathilde (Tille) *49, 68, 78 f., 81, 87, 105/6, 220, 368, 377.
— Pauline (Line) *46, 53, 55, 67, 68, 75, 78 f., 81, 87 f., 106 ff., 173, 220, 270, 368, 374, 375, 377.
Varnhagen, Rahel 287/8.
Vaterunser, das 49.
Veit, Frau 69, *82, 196 f., 201, 282; Tochter Auguste 360.
v. Veltheim, Werner (auf Ostrau, 1817—55) 8.
Verfassungen (grundsätzlich) 79 f., 111, 113, 148, 300.
Vilmar, Theol. der Tatsachen 240.
v. Vincke, Oberpräsident 18.
Vogelkantate 155, 157.
Volkmann, Familie *8 Anm.
— Senator XXIII, XXXII, *8, 10 f., 64, 65, 79, 180, 235; Frau Friederike 71.
— Alfred *200, 234, 304, 328, 334, 335 f., 373, 387 f.
— Clara *64, 294, 335.
— Richard *335, 336, 380 f.
Volksblatt (Halleisches) *129, 205, 252, 365.
Vorster, Leibarzt 223, *227 ff., 230 f., 233, 240, 243 ff., 324 f.
Voß, Joh. Heinr. 44.
v. Voß 339, 357, 358/9.
— Julie 339, 353, 355, 373, 385, 387.
— Elisabeth 353, 355 f.

Wachsfiguren-Aufführung 31 ff.
Wahlen, politische 367, 382.
Wales, Prinz von (Eduard VII) 345.



Walther, Superintendent 44.
Wangerow, Rittmeister 197, 200, 205.
v. Wardenburg, Leutnant 74, 216.
Weihnachtsfeier 71, 190, 247, 261, 363.
v. Weise, Oberjägermeister 85, 177 f.
Weiß, Pastor 250.
v. Welck, Kammerherr 311.
Werdergasse 209.
v. Wessenberg, österreichischer Kriegsminister 131.
Wien, Revolution in 120, 131, 134.
Wilhelm Meisters Lehrjahre 350.
Wilms, Dr. *315, 317.
v. Winning 155, 156 f., 224.
v. Witzleben, Oberpräsident 225.
— Oberst 326.
Wohltätigkeitsvereine 64/5.
Wohnungsplan 388; s. Haus, eigenes.
Wörlitz 196.
Würzler, Dr., Homöopath 33 f., *98.
Zacharia, Abg. u. Minister 128, 131 Anm.
v. Zezschwitz, Karl XXVIII, 2, *144, 146; dessen Frau 146 f. [XXVIII.
— Gerhard *144, 283 f.; Sally *XVII, XXVIII.
Ziegler, Regierungsrat 18.
Ziegler, Dr. 251, 313, 317, 325, 348.
v. Ziegesar, Hermann 368.
— Eleonore („Tante Norchen") *XIX, 197, 220.
Zigeuner-Aufführung 34 f.
Zinken, Oberbergrat 136.
Zinzendorf 272.
Zoege v. Manteuffel, Familie *XVIII f.
— Carl, Onkel 1, 50, 71.
— Carl, Vetter 92.
— Dorothea (Tante Dascha) 50, 197, 358.
— Lidly, Tante 92.
— Hermann 358; Leo 283; Ludmilla 343; Max 65.
— Otto 2, 14 f., 50, 65.
— Wilhelm (Großvater) 51.